Johann Heinrich Gottlobs von Juſti

Moraliſche und Philoſophiſche Schriften.

Erſter Band.

Berlin, Stettin und Leipzig,
im Verlag Johann Heinrich Rüdigers.
1760.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem
Hochedelgebohrnen Herrn,
HERRN
Johann Chriſtoph
Trendelburg,
Seiner Königlichen Majeſtät in Preußen
Hofrathe, wie auch Hof- und Kammer-
Gerichts-Advokaten

Seinem Hochgeneigten Gönner
und Freunde.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender

Herr Hofrath,

Hochwertheſter Gönner und **Freund!**

Euer Hochedelgebohrnen erlauben, Denenſelben durch Ueberreichung dieſer Schriſt ein geringes Merkmaal meiner Hochachtung und Freundſchaft zu geben.

Ich folge darunter nicht bloß der Gewohnheit, ſondern meinem **Ihnen** gewidmeten Herzen, welches ſchon längſt eine Gelegenheit gewünſchet hat, **Euer Hochedelgebohrnen** ein öffentliches Zeugniß ſeiner verpflichteten Ergebenheit darlegen zu können.

Sie waren es, **geneigter Gönner**, den ich unter die erſten meiner hieſigen Freunde zu zählen, die Ehre und das Vergnügen hatte, da **Sie** mir von **Dero** ſchätzbaren Freundſchaft ſo überzeugende Proben zu geben, die Gewogenheit hatten, welche ſtark genug waren, mich zu einer aufrichtigen Dankbegierde zu verbinden.

Zudem könnte ſchon **Dero** bekannte Stärke in den Wiſſenſchaften, und das Vergnügen, ſo **Dieſelben** mitten unter denen überhäuften Beſchäfftigungen an denen ſo angenehmen als nützlichen Büchern finden, mein Unternehmen rechtfertigen, wann mir nicht die gütige Aufnahme, ſo ich mir verſprechen darf, Rechtfertigung genug ſeyn würde.

Ich habe dabey die Ehre, **Euer Hochedelgebohrnen** für ſo viele ausnehmende Proben **Deroſelben** geneigten Wohlwollens und gütigen Freundſchaft den verpflichteſten Dank abzuſtatten, und **Denenſelben** zu verſichern, daß mir nichts angenehmer ſeyn wird, als wenn ich ferner im Stande ſeyn werde, derjenigen vorzüglichen Hochachtung und verbindlichen Ergebenheit zu verſichern, womit ich die Ehre habe zu ſeyn

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender
Herr Hofrath,

Hochwertheſter Gönner und Freund,

Euer Hochedelgebohrnen

gehorſamſt verbundenſter Diener
der Verleger.

Vorbericht.

Ich habe die gegenwärtige Sammlung moraliſcher und philoſophiſcher Schriften ſchon in der Vorrede zum zweyten Bande meiner ſatyriſchen Schriften angekündiget und das ublicum darauf vorbereitet. Dieſe Sammng, wie verſchiedene andre, davon dieſe Meſſe e erſten Bände erſcheinen iſt eine Folge einer llgemeinen Idee, die ich gefaſſet habe, diejenien vermiſchten Abhandlungen, die ich ehedem in enen Ergötzungen der vernünftigen Seele, in dem dritten Bande der teutſchen Memoires, in denen Göttingiſchen Intelligenz-Blättern und ſonſt herausgegeben habe, in dieſer vermiſchten Geſtalt nicht wieder auflegen zu laſſen, ſondern ſolche nach denen Wiſſenſchaften von einander abzuſondern, und in verſchiedenen Sammlungen vom neuen herauszugeben. Ich glaube damit denen meiſten Leſern einen Gefallen zu erweiſen, weil auf dieſe Art ein jeder kaufen kann, was ſeinem Geſchmack und Abſichten gemäß iſt, und nicht genöthiget wird, wegen einiger in ſolchen vermiſchten Schriften befindlichen Abhandlungen, viele andre Ausführungen in andern Wiſſenſchaften mit zu kaufen, womit ihm wenig gedienet iſt.

In dieſer Sammlung ſind meine moraliſchen und philoſophiſchen Schriften mit einander vereiniget; und ich glaube, daß ſich beyde gar wohl zu einander ſchicken. Die Moral iſt nichts anders als die practiſche Philoſophie. Ich hätte alſo dieſe Sammlung mit eben ſo gutem Grunde: Abhandlungen aus der theoretiſchen und practiſchen Weltweisheit nennen können.

Dieſe Sammlung, wie alle andre, die ich jetzo heraus gebe, werden nichts, als meine eignen Schriften in ſich enthalten; und nur in dem einzigen

gen Fall wird eine fremde Arbeit darinnen ein- ga[illegible], wenn sie Einwürfe wider eine r[illegible] Abhandlungen in sich enthält; indem solchen Falls die bessere Verständlichkeit meiner darauf ertheilten Antwort erfordert, daß man diese Einwürfe mit einrücket, und den Leser deshalb nicht auf Schriften verweiset die ohnedem in denen Buchläden nicht mehr zu haben sind.

Aus diesem Grunde befindet sich in diesem Bande eine Abhandlung des Herrn Advocat Sarwazens; und in denen folgenden Bänden werden verschiedene Abhandlungen des in denen Ergötzungen öfters also genannten Schlesischen Herrn Correspondenten vorkommen, der ein fleißiger und geschickter Mitarbeiter war, aber sich damals nicht zu erkennen geben wollte, sondern seine Abhandlungen lediglich mit der Unterschrift Anonymus bemerkte.

Ich habe in dem zweyten Bande der Satyrischen Schriften S. 35 in einer Anmerkung bekannt gemacht, daß dieser Schlesische Anonymus der Herr Landrath von Speer zu Johnsdorf gewesen sey. Ich verließ mich hierinnen auf eine Nachricht eines Schlesischen Buchhändlers schon vor dreyzehn Jahren, dem man aufgetragen hatte, dieſerhalb Erkundigung einzuziehen. Allein nunmehr kann ich zuverläßig bekannt machen, daß dieſe Nachricht falſch geweſen iſt, indem ſich nicht einmal eine Familie von Speer in Schleſien befindet; ſondern dieſer fleißige und ſcharfſinnige Mitarbeiter, dem die Ergötzungen vieles zu danken hatten, ob er wohl damals gänzlich unbekannt bleiben wolte, iſt der Herr Juſtitzrath von Taubadel zu Kärtſchitz bey Neumark im Breßlauiſchen Fürſtenthum geweſen. Unterdeſſen hat dieſe bekannt gemachte falſche Nachricht ſo viel gewirket, daß der Herr Juſtitzrath mir vor Kurzem die Ehre erzeiget hat, an mich zu ſchreiben und ſeinen wahren Nahmen zu nennen; und ich hoffe, daß es ihm nicht zuwider ſeyn wird daß ich die ungegründete Nachricht verbeſſere, die ich in dem zweyten Bande der ſatyriſchen Schriften gegeben hatte. Vielleicht würde ich der gedachten Nachricht des Buchhändlers nicht ſo viel getrauet haben, wenn er mich nach ganz Schleſien gewieſen hätte, um einen Landrath von Speer zu ſuchen. Allein, da er den Ort Johnsdorf ausdrücklich nennete; ſo iſt mir vorher gar kein Zweifel eingefallen, daß dieſe Nachricht falſch ſeyn könnte.

Dieſe

Vorbericht.

Dieſe Sammlung wird in drey Bänden, jeden zu vier und dreyſig bis fünf und dreyßig Bogen beſtehen. Der zweyte Band wird zur Michaelis-Meſſe dieſes Jahres, ohne weitern Vorbericht erſcheinen; und der dritte wird zur Oſtermeſſe 1761 aus der Preſſe hervorgehen, bey welchem abermals ein kurzer Vorbericht nöthig werden dürfte.

Ich hoffe, daß der Abdruck dieſes erſten Bandes von groben Druckfehlern frey ſeyn ſoll. Wenigſtens hat man mir alle erſinnliche Aufmerkſamkeit verſprochen; und die Bogen, die ich bereits davon in Händen habe, als ich dieſes ſchreibe, halten keine Druckfehler in ſich, die eine beſondere Anzeige erforderten. Solten die Bogen, die ich noch nicht habe durchſehen können, ſtarke Druckfehler bekommen; ſo werde ich ſie am Ende des zweyten Bandes anzeigen. Geſchrieben zu Berlin den 22ſten April 1760.

* * *

Verzeichniß

derer
in dieſem Erſten Bande befindlichen
Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

1. Betrachtung über die Begierde nach vornehmen Bedienungen bey Hofen S. 3
2. Unterſuchung, ob ein Verboth die menſchliche Natur zu dem Verbothenen nur deſto mehr anreize 31
3. Beweiß, daß alle Menſchen gleich glücklich ſind 51
4. Unterſuchung, ob der Religions-Haß vernünftig ſey 68
5. Beweiß, daß die Eigenliebe alle Tugenden und alle Laſter wirke 83
6. Gedanken von den Fehlern der Kinderzucht 95
7. Beweiß, daß die Tugenden ihrer Natur nach angenehm und reizend ſind 114
8. Betrachtung über eine beſondere Art der Zeitverderbung 131
9. Betrachtung über die Liebe zwiſchen Perſonen ungleichen Standes 144
10. Von der Ruhmredigkeit 166
11. Betrachtung von dem Tode 181
12. Vorſchlag von Errichtung einer Akademie vor das Frauenzimmer 192

13. Von der Liebe zu dem Vaterlande S. 212

14. Von der Beſchaffenheit des Unglücks und der vernünftigen Gelaſſenheit in demſelben 221

15. Von denen Spöttern 232

16. Von der ſchmeichleriſchen Vorſtellung der Menſchen von ihrem Glück 239

17. Von dem Unterſchiede zwiſchen einem Pedanten und Plauderer 245

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

1. Beweiß, daß die Materie nicht denken kann S. 253

2. Schreiben an den Verfaſſer von dem vermeintlichen Denken der Materie in beygefügten Anmerkungen widerlegt 277

3. Gedanken, ob in Gott veränderliche Vorſtellungen ſind 301

4. Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes 314

5. Unterſuchung, ob die hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode nützlich ſind, und ob ſie die vollkommenſten Begriffe, die ſie hier jemals gehabt hat, nach dem Tode behalten wird 343

Verzeichniß der Abhandlungen.

6. Fernere Unterſuchung der Frage, ob und in wie weit die hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode nützlich ſeyn werden, von Herrn Advocat Schwarzen S. 363

7. Anmerkungen über des Herrn Advocat Schwarzens Abhandlung von dem Nutzen und der Beſchaffenheit der hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode 394

8. Unterſuchung, worauf es in dem Beweiſe von der Gewißheit der Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft ankommt 412

9. Urſachen, warum man zweifeln müſſe, daß die dunkeln Flecken im Mond Waſſer ſind 455

10. Beantwortung einiger Einwürfe wider des Verfaſſers Meynung von den Flecken des Monden 471

11. Unterſuchung, ob der Raum wirklich, oder nur in unſern Begriffen vorhanden ſey 493

Erſte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

I

Betrachtung

über die

Begierde nach vornehmen Bedienungen bey Höfen.

So lange Monarchen in der Welt ſind, und ſo lange dieſe zu Regierung ihrer Staaten Bedienten nöthig gehabt haben, ſo lange haben ſich auch die Menſchen alle Mühe gegeben, zu denen Ehren Stellen, der Oberſten und andern Bedienten der Prinzen zu gelangen. Unſre Eigenliebe, die allemal ſehr vorzügliche Eigenſchaften an uns wahrnimmt, ſuchet gar zu gern mehr Ehre zu genießen, als uns unſern gegenwärtigen Eigenſchaften nach gebühret, und als uns unſre vernünftige Neben Geſchöpfe von ſelbſt zugeſtehen. Wir ſuchen uns demnach über andre beſtändig zu erheben, und in ſolche Umſtände zu ſetzen, daß uns unſre Neben Menſchen, unſrer Beſchaffenheit nach, nothwendig diejenige Ehre zugeſtehen müßten, die wir verlangen.

Wir können dieſen Zweck nicht füglicher erreichen, als wenn wir einige Gewalt über ſie in Händen haben. Die Furcht, daß wir ihnen ſchaden können, wird ſie gewiß zu den äußerlichen Kennzeichen der Ehre antreiben; und wer weiß nicht, daß die meiſten Menſchen hierinnen den Grund der Ehre ſetzen, die ſie ſuchen? Da nun die Bedienungen der Regenten allemal mit einer gewiſſen Art der Gewalt verknüpfet ſind; ſo hat ſich bey den meiſten Menſchen eine Begierde geäußert, dieſelben zu erlangen, und ſie ſind allemal eifrig geſuchet worden.

Dieſes iſt der eine Grund der Begierde nach denen Bedienungen derer Monarchen: Ob er zwar von einem ſehr weitläuftigen Umfange, und faſt bey allen denenjenigen anzutreffen iſt, die ſich um Ehren Stellen Mühe geben; ſo würde man doch in der That zu weit gehen, wenn man denſelben allgemein ſetzen wolte. Die Begierde nach Ehren Aemtern kann noch einen andern Grund haben, der ganz unſchuldig und untadelhaft iſt. Allein, wir läugnen nicht, daß er ungemein ſelten angetroffen werden dürfte.

Nämlich, wenn man von ſeinen Fähigkeiten überzeuget iſt, ſeinem Monarchen und Vaterlande heilſame und nützliche Dienſte leiſten, und zu ihrer Wohlfarth viel beytragen zu können, und wenn man vor beyde eine wahrhafte und zärtliche Liebe empfindet; ſo kann ſich eine Begierde einfinden, ſich in ſolchen Ehren-Stellen zu ſehen, die dieſes zu bewerkſtelligen Gelegenheit geben. Dieſe Begierde iſt edel und ſehr lobenswürdig, und ſo weit hat die Sache keinen Zweifel:

Pulcrum eminere eſt inter illuſtres viros,
Conſulere patriae parcere afflictis, fera
Caede abſtinere, tempus atque irae dare,
Orbi quietem, ſaeculo pacem ſuo,
Haec ſumma virtus, petitur hac caelum via.

Senec. Trag.

Allein es fragt ſich, ob dieſe Begierde ohne Unterſchied, ſie mag aus dieſem oder jenem Grunde entſpringen, heilſam oder ſchädlich iſt, ob ſie einem vernünftigen und ſeine Glückſeligkeit liebenden Mann zu rathen oder zu mißrathen iſt. Die Weltweiſen und Moraliſten haben ſich zum Theil auf dieſe, zum Theil auf jene Seite gewendet. Wir haben uns entſchloſſen, über dieſen Gegenſtand Betrachtungen anzuſtellen.

Der Herr Marquis von Argens, der zwar nicht allemal gründlich, aber doch beſtändig munter denkt, und ſeine Gedanken allemal auf eine angenehme Art vorträgt, hat hievon in ſeinen jüdiſchen Briefen gleichfalls gehandelt. Wir wollen unſern Leſern zuerſt eine Ueberſetzung dieſes Briefes liefern: ſodann wollen wir in der Folge unſre eigene Gedanken davon vortragen. Hier iſt derſelbe: Er iſt an den erdichteten Correſpondenten Iſaac Onis geſchrieben:

„Ich redete vor einigen Tagen, mein lieber Iſaac, „mit einem von meinen Freunden von dem unglücklichen „Schickſal, unter welchem viele große Leute haben erliegen „müſſen, ohnerachtet es geſchienen hat, daß ſie die Gunſt, „worinnen ſie bey ihren Ober-Herren geſtanden haben, „einer beſtändigen Glückſeligkeit verſichern muſte. Zu „dieſen erſten Betrachtungen füge ich noch einige andere:

„und ich machte dieſem meinem Freunde die Anmerkung,
„daß der gröſte Theil dererjenigen Helden, die das Glück
„ſolchergeſtalt mit aller Heftigkeit verfolget hat, nach-
„dem es ſie zu denen allerhöchſten Ehren-Stellen erheben
„hatte, ſich durch ihren Herren geleiſtete wichtige Dienſte
„beſonders hervor gethan haben.

„Ich werde die Beyſpiele von dieſer Wahrheit nicht
„in dem entfernteſten Alterthume ſuchen, ſondern ich
„werde mich über das ſechſte Jahrhundert nicht verſtei-
„gen. Hier finde ich, mein lieber Iſaac, daß Juſtinia-
„nus allen ſeinen Ruhm und ſeine Gröſſe dem Beliſarius
„ſchuldig war. Dieſer Feld-Herr vereinigte Africa wie-
„der mit dem Reiche, das mehr als hundert Jahr davon
„abgeriſſen geweſen war. Er zerſtöhrte das Königreich
„der Wandalen, er ſchlug die Perſer zu unterſchiedenen
„malen, er eroberte Italien, und endlich zog er noch die
„Schuldigkeit und Treue, die er ſeinem Herren ſchuldig
„war, dem Vortheile vor, zum König der Gothen an ſtatt
„des Vitiges erklähret zu werden, den er gefangen genom-
„men hatte.

„Was aber war der Preiß und die Vergeltung vor
„ſo viele Tugenden? Sie konnten den unglücklichen Be-
„liſarius vor ſeinem grauſamen Schickſale nicht in Si-
„cherheit ſtellen. Er wurde fälſchlich angeklagt, eine
„Verſchwerung wider den Juſtinianus angerichtet zu
„haben, und dieſer Prinz vergaß alle Dienſte, die ihm die-
„ſer groſſe Mann geleiſtet hatte. Er beraubte ihn aller
„ſeiner Güther, nahm ihm alle ſeine Bedienungen, und
„nachdem er ihm unmenſchlicher Weiſe die Augen hatte
„ausſtechen laſſen: ſo verordnete er, daß er in einem

„Thurm eingeſchloſſen wurde, der noch heute zu Tage den „Nahmen dieſes Helden hat. Er iſt an dem Ufer des „Meeres zwiſchen denen ſieben Thürmen und dem Serail „gebauet. Du ſelber haſt ihn mehrmals geſehen, ehe „du von Conſtantinopel abgereiſet biſt.

„Einige Schriftſteller haben vorgegeben, daß Beliſarius, nachdem er in der Folge die Freyheit erlanget hatte, „ſich in einer ſo groſſen Dürftigkeit geſehen hätte, daß er „genöthiget worden wäre, um leben zu können, auf den „Gaſſen um Allmoſen anzuſprechen. Dieſe Erzählung „aber ſtimmet nicht mit einer alten urkundlichen Sage „überein, die eine lange Zeit in ganz Griechenland gedauret hat, und die ſelbſt jetzo noch nicht völlig verloſchen „iſt. Du mußt von vielen Einwohnern zu Conſtantinopel gehöret haben, daß Beliſarius in dem Thurme geſtorben iſt, worinnen man ihn eingeſchloſſen hatte, und „daß er an ſein Fenſter, wie die Gefangenen gewöhnlicher maaſſen zu thun pflegen, einen kleinen Sack gehangt, und denen Vorbeygehenden zugerufen habe: „Eine kleine Münze dem armen Beliſarius, den der „Neid, nicht aber das Verbrechen, ſeiner Augen beraubet hat.

„Dieſe alte Griechiſche Sage iſt durch einige Schriftſteller bekräftiget. Einer unter ihnen, ſo viel ich mich „auf mein Gedächtniß verlaſſen kann, hat es in Latein „folgender Geſtalt ausgedrücket: Date eleemoſinam Beliſario, quem fortuna, non vitium, dereliquit.

„Es iſt nicht nöthig, mein lieber Iſaac, daß ich mich „dabey aufhalte, zu unterſuchen, welche von dieſen verſchiedenen Meynungen man annehmen muß. Es iſt

„genug, wenn man über das Unglück, welches die größten Helden betroffen hat, in Erſtaunung gerathen will, daß man ſich entweder den Beliſarius in den Gaſſen zu Conſtantinopel bettelnd, oder in ſeinem grauſamen Gefängniſſe eingeſchloſſen vorſtellt. Iſt beydes nicht eine unvergleichliche Vergeltung der Dienſte, die er ſeinem Herrn geleiſtet hatte? Und muß das traurige Schickſal dieſes groſſen Feld-Herrn nicht zu einem Beweiſe dienen, daß nichts ſo zerbrechlich und unbeſtändig iſt, als die Gunſt der Prinzen?

„Was vor ein weitläuftiges Feld zur Betrachtung iſt es nicht vor einen Philoſophen, wenn man ſiehet, daß Leute ihre Ruhe, ihre Zufriedenheit, ihr Leben, ihre Güther, und ſo gar öfters ihre Ehre vor undankbare Herren aufopfern, die ſich unvernünftiger Weiſe einbilden, daß das Glück ihnen zu dienen ſchon eine würdige Vergeltung der wichtigſten Dienſte ſey? Wenn die Hofleute nur den vierten Theil von ihrer Mühwaltung zu Erwerbung der Tugend aufwendeten, die ſie anwenden, nur einen einzigen gnädigen Blick von ihrem Prinzen zu erlangen; wie viele weiſe Leute würde man nicht an den Höfen wahrnehmen!

„Ich bin verſichert, mein lieber Iſaac, daß es den Socrates weniger Mühe gekoſtet hat, ſich über die menſchlichen Schwachheiten zu erheben, als es einem Hof-Manne Fleiß und Mühwaltung koſtet, unter die Zahl derer jenigen zu gelangen, die dem Prinzen gefallen. Was vor eine Menge Niederträchtigkeiten muß er aber nicht vorher ausüben? Wie viel tödtlichen Verdruß muß er nicht vorher ausſtehen? Wie viel bittere

„Pillen muß er nicht vorher verſchlucken, und wie oft „muß er nicht befürchten, alle ſeine Mühe vergeblich zu „ſehen?

„Was vor eine Menge Leute giebt es nicht, die alles „erduldet, und ſich ihre ganze Lebens Zeit hindurch ge„ſchmiegt haben, ohne daß ſie nur dieſen Vortheil hätten „erlangen können, daß man ſie in einigen Betracht ge„zogen hätte? Nachdem ſie drey Viertel ihres Lebens „in den Vorzimmern zugebracht haben: ſo haben ſie ihre „letzten Augenblicke angewendet, den Gebrauch der Zeit „zu bedauren, die ſie ſo übel angeleget haben. Ihr Leben „iſt alſo in einer beſtändigen Beängſtigung verfloſſen, „und ſie haben allezeit, entweder unter der Laſt der Ehr„Sucht, oder des Schmerzens und der Reue, geſeufzet.

„Die Hof Sucht, mein lieber Iſaac, iſt unter allen „Thorheiten diejenige, die ich vor die gefährlichſte und „unheilbareſte halte. Selten ſiehet man Hof Leute, „die ſo klug ſind, ihren Irrthum zu erkennen, wenn ſie „dieſe Erkenntniß noch zu ihrem Vortheile anwenden „können. Sie hören nicht auf, die Hoheiten zu wün„ſchen, als bis ſie alle Hoffnung verlohren haben, ſie zu „erlangen.

„Ich ſehe es als die erſtaunens würdigſte Sache an, „daß der ſchwere Fall der Günſtlinge denenjenigen keinen „Ekel beybringet, die dieſe Stelle mit ſo viel brennender „Begierde ſuchen. Iſt es nicht verwundernswürdig, „daß die traurigen und geſchwinden Veränderungen, die „ſich mit denenjenigen zutragen, deren Rang man wün„ſchet, die Zahl der Mit Werber nicht verringern kann.

„Man findet in allen Jahrhunderten eben ſo heftige Streiche des Glücks, als diejenigen, worunter Beliſarius erlag. Hätten die Ungnade des Admiral Bonnivets, das traurige Ende des Herzogs und Cardinals von Guiſe, des Grafen von Eſſex, des Marſchalls von Biron, des Marquis von Ancree, das Gefängniß des Fouquet und des de le Blanc, die Verweiſung des Ripperda und des Chauvelins, und das traurige Schickſal ſo vieler andern Hof Leute, welche Schlacht Opfer ihres eigenen Ehr Geizes geworden ſind, hätten, ſage ich, ſo viele Beyſpiele nicht die Zahl der Anbether des Hofes verringern ſollen?

„Ich weiß, mein lieber Iſaac, daß einige derer Günſtlinge und Miniſters, die ich jetzt genennet habe, durch ihre Verbrechen den Eigenſinn des Glücks untadelnswürdig gemacht haben. Man kann ſagen, daß der Marſchall von Biron beſtändig glücklich geweſen ſeyn würde, wenn er beſtändig treu geweſen wäre, und es iſt wahr, daß der Herzog von Guiſe und der Graf von Eſſex ihre Ober Herren genöthiget haben, ſie zu beſtrafen.

Allein, wenn man auch die Wirklichkeit der Verbrechen dieſer Günſtlinge bekennet: ſo hat man doch nicht weniger Grund zu behaupten, daß ſie ihrem Vaterlande und ihrem Prinzen ſo betrachtliche Dienſte geleiſtet haben, daß ſie zu verdienen ſcheinen, daß man einige Nachſicht vor ſie gehabt hätte. Ich will dennoch den Herzog von Guiſe ausnehmen; denn ſein Tod war zu Erhaltung Heinrich des Dritten unumgänglich nothwendig.

„Allein, was den Marſchall von Biron und den „Grafen von Eſſex anbelanget; ſo zweifele ich nicht, daß „der eine von Heinrich dem Vierten, und der andre von „der Eliſabeth würden Gnade erlanget haben; wenn anders die Prinzen einer ſo zärtlichen und Erkenntlichkeitsvollen Freundſchaft fähig wären, als man unter den geringen Privat Perſonen wahrnimmt. Sie hatten aber „beyde ſo beträchtliche Dienſte geleiſtet, daß es ſcheinet, „man hätte ihres Lebens ſchonen, und ſie lediglich mit der „Verweiſung oder dem Gefängniß beſtrafen ſollen. Allein, es iſt keine Wiedervergeltung bey denen Prinzen, oder „wenigſtens iſt ſie doch mit ſo harten Bedingungen vergeſellſchaftet, daß ſie eben ſo grauſam iſt, als der Haß.

„Man rühmet die Gnade der Eliſabeth gegen den „Grafen von Eſſex ſehr. Allein, worinnen beſtand denn „dieſe Gnade? Um ſie zu verdienen wurde erfordert, daß „ein Held ſich ſelbſt vernichtete, daß er ſich ſelbſt ſtrafbar „bekennete zu einer Zeit, da er vielleicht unſchuldig war, „und daß er durch unwürdiges Bitten die Fortſetzung „eines Lebens erbettelte, das er dadurch beflecket und verunehret haben würde.

„Wenn Eliſabeth einer wahrhaften Freundſchaft „vor ihren Günſtling fähig geweſen wäre: ſo hätte ſie „ſich mit ſeiner Rechtfertigung begnüget, weil dieſe allen „demjenigen genug thut, was die Majeſtät des Thrones „verlangen kann: und ſie hätte nicht ein Bekenntniß erfordert, deſſen ſie die Falſchheit gar wohl einſahe.

„Allein, ſie dachte als eine Allein-Herrſcherin: und „die zärtlichen Verbindlichkeiten und die leichten und „vertraulichen Nachgebungen, welche die Freundſchaft in

den

„dem Herzen derer geringen Privat-Perſohnen gebiehret, „waren ihr gänzlich unbekannt. Es war in dem ihrigen nichts anzutreffen, als einige ſchwache Empfindungen des Mitleidens, welche durch den Hochmuth, die „Eitelkeit, und mißtrauiſche Vermuthungen, als von dem „Throne unzertrennlichen Leidenſchaften, erſticket wurden.

„Heinrich der Vierte hatte vielmehr Urſache in den „Tod des Marſchalls von Biron zu willigen, als Eliſabeth bey dem Grafen von Eſſer. Wenn jemals ein „Monarche einer wahrhaften Freundſchaft fähig geweſen „iſt: ſo war es dieſer preiswürdigſte König. Unterdeſſen, wenn man die Sache genau unterſuchet, ſo wird „man mit mir einig ſeyn, daß es nach ſo vielen Verdienſten, die ihm der Marſchall von Biron geleiſtet hatte, „zu ſeiner Beſtrafung genug geweſen wäre, ihn auf ſeine „ganze übrige Lebens-Zeit in die Baſtille einzuſchließen: „und es würde gar nicht nöthig geweſen ſeyn, einen Feld-„Herrn und einen Freund auf den Richtplatz zu ſchicken, „dem man die Vortheile großen Theils ſchuldig war, die „man erworben hatte.

„Ich begreife nicht, mein lieber Iſaac, wie ein „Menſch, ſo entrüſtet er auch wider einen andern ſeyn „mag, ſich entſchließen kann, ihn in die Hände des „Scharfrichters zu liefern, nachdem er ſeine ganze Lebens-Zeit über in einer genauen Vereinigung mit ihm gelebet „hat, nachdem er ihn wohl hundert mal verſichert hat, „daß er ihn wahrhaftig liebte, und nachdem er ihm die „allerverborgenſten Geheimniſſe ſeines Herzens anvertrauet hat. Iſt es möglich, daß ſich in der allergrößten Hitze ſeines Zorns ſein Eingeweide nicht beweget?

„Die Freundſchaft errichtet bey Privat Perſohnen eben ſo ſtarke Verbindungen als das Geblüthe.

„„Ich ſtelle mir jetzt vor, mein lieber Iſaac, du hätteſt mich tödtlich beleidiget, und es ſtünde in meiner Gewalt, dich zum Tode zu verdammen: ſo würde ich folgendergeſtalt zu mir ſelbſt reden: kannſt du auch wohl einem Menſchen das Leben rauben, den du ſo zärtlich geliebet haſt? Es iſt wahr, Iſaac Onis hat dich beleidiget. Er hat alles dasjenige in einem Augenblick wieder eingeriſſen, was er ſeine ganze Lebens-Zeit vor dich gethan hat.

„Allein, es iſt doch noch eben der Iſaac Onis, der dir ſo betrachtliche Dienſte geleiſtet hat. Er iſt es, dem du ein Theil des Erkenntniſſes ſchuldig biſt, das du beſitzeſt. Er iſt es, mit dem du umzugehen, dir ein Vergnügen machteſt, deſſen Geſellſchaft vor dich ſo große Annehmlichkeiten hatte, und deſſen Briefe dir ſo viel Ergötzen gemacht haben: Willſt du dieſes alles vergeſſen? Willſt du denen Bewegungen deines Zorns folgen, und willſt du dasjenige auf deinen Befehl umkommen ſehen, was du ein andermal haſt ſo theuer bewahren wollen?

„Nein, würde ich ferner ſagen, du mußt nicht in die Aufopferung des Iſaacs einwilligen. Wenn er dich jetzt beleidiget hat; ſo hat er dich vorher ſehr zärtlich geliebet. Die Großmuth, dasjenige, was ich der Freundſchaft und mir ſelbſt ſchuldig bin, alles verlanget von mir, daß ich in Anſehung der vergangenen Wohlthaten die gegenwärtigen Fehler vergeſſe. Er lebe demnach: er erkenne, wenn es möglich iſt, wie wenig er würdig iſt, einen ſolchen Freund gehabt zu haben, wie mich. Un

„terder

,,terdeſſen muß ich mich in eine ſolche Verfaſſung ſetzen, daß ich von ſeinen gefährlichen Anſchlägen nichts zu befürchten habe. Es iſt mir unbekannt, ob er jemals mit gutem Herzen zu ſeiner Schuldigkeit wieder umkehren, und ſeinen Irrthum wahrhaftig erkennen wird. Bis ich nun davon überzeugende Proben haben werde, ſo will ich ihm anbefehlen, daß er ſich von mir entfernen und die Oerter fliehen ſoll, wo ich anzutreffen bin.

,,Siehe, mein lieber Iſaac, auf was vor Art die Freundſchaft und die Erkenntlichkeit alle diejenigen ſo zu verfahren bewegen müſſen, die ihre Handlungen allemal nach denen Regungen einrichten, die ihnen dieſe edlen Leidenſchaften einflößen. Allein, ſie bringen bey denen Prinzen ſolche reizende Wirkungen nicht hervor. Ihre Neigung und ihre Zärtlichkeit gehet niemals ſo weit, daß ſie eine Beleidigung vergeſſen könnten, einzig und allein um das Vergnügen und die Zufriedenheit zu verzeihen zu koſten.

,,Wenn man die wahrhafte Freundſchaft ſuchen will: ſo muß man ſeine Schritte weit von dem Throne und dem Hofe entfernen. Laßt uns denen blinden Hofleuten die Narrheit überlaſſen, ihre Hoffnung auf die Ruhe des allerſtürmiſchten Meeres zu gründen! Laßt uns, mein lieber Iſaac, ihrer vergeblichen Entwürfe, ihrer Furcht, ihrer Begierden und ihrer Quaal lachen: und laßt uns das betrübte und oftmals traurige Ende ſo viel ubel angewendeter Mühe beklagen! Nichts iſt ſo ergötzlich vor einen Weltweiſen, als das unruhige Hofleben zu betrachten: allein, nichts iſt auch beweglicher vor einen Menſchen, welcher denkt, als zu ſehen, wie

„ſehr die Menſchlichkeit von denen Anbetern des Glückes
„verachtet wird.

„Wenn man mir vorſchlüge, mein lieber Iſaac, in
„denen allereinſamſten und entfernteſten Wäldern zu leben,
„oder meine Tage bey denen Prinzen zuzubringen: ſo
„wolte ich lieber wilde Thiere als Hof-Leute zu meinen
„Geſellſchaftern erwählen. Ich würde zum wenigſten
„mitten in denen Wäldern ohne Zwang leben können.
„Ich durfte nicht befürchten, daß mich ein Bär, um den
„Befehl über meine Hütte zu erlangen, bey dem Löwen
„anklagen würde, ich hätte zu wenig Ehrfurcht vor ihm
„gehabt. Ein Hirſch, nachdem er das Gras meines
„Gartens abgeweidet, und ſich ſatt [illegible]
„geſchmauſet hätte, würde [illegible] bemühen, auf eine
„unverantwortliche Art meine [illegible] im übelen Ruf zu
„bringen, mein Unternehmen zu tadeln, und über meine
„unſchuldigen Handlungen ſeinen verdammten Gift auszuſtreuen.

„Wie viel giebt es nicht Leute bey Hofe, die alle Tage
„bey denenjenigen ſpeiſen, von denen ſie übel reden, wenn
„ſie nach der Tafel aufſtehen, und dieſes in der Abſicht,
„andern zu gefallen, die ſie bey der erſten Gelegenheit
„eben alſo verläumden. Die Verläumdung iſt bey Hofe
„dasjenige, was die Ausdehnung bey der Materie iſt.
„Sie macht das Weſen davon aus. Wer einen Hofmann
„nennet, der nennet einen Menſchen, der allezeit
„fertig iſt, alle diejenigen zu verläumden, die bey dem
„Prinzen in guten Gnaden ſtehen. Seine Lobes-Erhebungen
„ſind ſo gar Schimpf-Reden, und wenn er von
„ohngefehr jemand lobet: ſo iſt dieſes Lob ganz gewiß
„eine Stachel-Rede auf einen andern.

„Der größte Vortheil, mein lieber Iſaac, den ich
„finden würde, indem ich die Wälder dem Hofe vorzöge,
„würde darinnen beſtehen, daß ich nicht genöthiget ſeyn
„würde, alle Augenblicke zu erröthen, wenn ich die Thor-
„heiten, die Narrheiten, die Ungerechtigkeiten, die übeln
„Streiche, die man jemand ſpielet, und die Grauſamkei-
„ten billigen müßte, die ich ſonſt von ganzem Herzen ver-
„damme. Wer iſt derjenige, dem die Wahrheit ſo we-
„nig lieb ſeyn kann, daß er ſich dieſen Niederträchtigkei-
„ten zu unterwerfen getrauet?

„Unterdeſſen ſind es doch eben dieſe Dinge, wodurch
„die Hof Leute zu ihrem Zwecke gelangen. Ein Welt-
„weiſer wird nicht weiſe und klug, als durch Hülfe des
„Nachſinnens und des Studirens. Ein Menſch, der
„ſich dem Hofe ergeben hat, wird niemals groß, als durch
„Hülfe der Verſtellung, der Schmeicheley, der Lügen, der
„Untreue und der Schwärze der Seelen. Was vor Ei-
„genſchaften und was vor Beſchäftigungen vor diejeni-
„gen, die noch einigen Gebrauch von ihrer Vernunft und
„von ihrer Billigkeit zu machen ſuchen! von was vor Ge-
„wiſſens Biſſen müſſen ſie nicht gemartert werden!

„Befinde dich wohl, mein lieber Iſaac, lebe ver-
„gnügt und glücklich. Laß dich aber niemals von der
„Begierde, dich denen Höfen zu nähern, hinreiſſen.„

Dieſes ſind die Gedanken des Herrn Marquis d'Argens, von dieſem Gegenſtande. Allein, ungeachtet er hier wider die Begierde nach denen Ehren Stellen bey Hofe mit groſſer Heftigkeit redet: ſo hat er doch in der Folge nicht die Wälder dem Hofe vorgezogen. Wenigſtens, wenn er hier Wahrheiten vorgetragen hat, ſo hat er uns ein ſchlechtes Beyſpiel der Befolgung und der Standhaftigkeit gegeben, es ſey denn daß der Monarch, bey dem er ſich befindet, mit Recht als eine Ausnahme von allen hier geäuſſerten Sätzen anzuſehen iſt. Dem ſey aber wie ihm wolle, wir wollen ſelbſt hierüber unſre Betrachtung genau nach und unparteyiſch anſtellen.

Wenn diejenigen Abſchilderungen ihre unfehlbare Richtigkeit hätten, die man hin und wieder, ſonderlich in denen Schriften derer Weltweiſen, von denen Höfen findet, ſo würden wir uns die Hof-Sucht als die ſchädlichſte Begierde vorſtellen müſſen, und es würde einerley ſeyn, wie ohnedem das Sprichwort ſagt, in der Hölle oder bey Hofe zu wohnen. Allein, wir können denenjenigen Vorſtellungen nicht ſchlechterdings beytreten, die ſich viel Menſchen aus Mangel der Erkenntniß, oder aus Verdruß, daß ihnen die Wege dahin verſchloſſen ſind, von denen Höfen groſſer Herren gemacht haben, ſondern wir müſſen ſie ſelbſt ohne Vorurtheil betrachten.

Es giebt Leute in der Welt, welche in den Gedanken ſtehen, daß ein Hofmann ein ſehr vorzügliches Geſchöpfe unter denen Menſchen ſey, wozu niemand gelangen könne, als den der Himmel mit ganz beſondern Gaben der Seele und des Leibes verſehen habe. Allein, gleichwie es ganz auſſer Streit iſt, daß ihre Seelen mit denen unſrigen einerley Stoff und Urſprung haben; ſo können wir auch nicht finden, daß zu ihrer Lebens-Art und Verrichtungen eine ſo beſondere Fähigkeit erfordert werde, welche die Gaben anderer Menſchen weit übertreffen müſſe.

Wir können die Hof-Leute und Staats-Bedienten in zwey Claſſen eintheilen, in diejenigen, welche mit denen auswärtigen und einheimiſchen Regierungs-Angelegenheiten zu thun haben, und in diejenigen, welche nur zur Bequemlichkeit, zum Anſehen und zur Pracht der Prinzen unterhalten werden. Es iſt wahr, zu denen Regierungs-Geſchäften wird eine groſſe Vorſicht und Einſicht erfordert. Allein, dieſe Eigenſchaften überſteigen die Fähigkeiten andrer Menſchen gar nicht. Das wichtigſte beruhet auf denen auswärtigen Angelegenheiten.

Hier iſt eine Kenntniß der andern Höfe und ihrer Abſichten und Neigungen nöthig. Es werden Vorſtellungen und Ueberredungen erfordert, ihnen dasjenige angenehm zu machen, was ſie wünſchen: und dieſes kann auf keine andre Art bewerkſtelliget werden, als wenn ſie ihnen beyzubringen wiſſen, daß ihr Endzweck zugleich ihren eigenen Abſichten und Vortheil gemäß ſey. Es iſt erforderlich, daß ſie ihre Herren in keinen Handel einmiſchen, wovon ſie die Folgen nicht ſehr reiflich erwogen haben, ob er auch denſelben nachtheilig ſeyn kann, und vor allen Dingen müſſen ſie ſich der Gelegenheit zu bedienen wiſſen.

Allein, werden ſie wohl hierdurch vor andern vernünftigen Menſchen in der Fähigkeit viel zum Voraus haben? Muß nicht ein jeder kluger Menſch vorſichtig und weislich in der Welt handeln; und muß er nicht bey einem jeden Endzweck diejenigen Mittel anwenden, die zu denſelben führen? Muß er nicht bedacht ſeyn, wie er bey einem jeden Geſchäfte, das er mit ſeinen Nebenmenſchen hat, ihnen daſſelbe angenehm und vortheilhaftig abbilden möge? Denn leider! es rühret uns ſonſt nicht viel, als unſer eigener Vortheil. Sehen wir auch nicht alle

Tage von vernünftigen Menſchen Endzwecke erreichen, die in Anſehung der Umſtände ſehr ſchwehr und faſt unmöglich ſcheinen?

Wir können alſo dieſe vorzügliche Fähigkeit gar nicht finden. Wir reden hier von denen erlaubten und gerechten Handlungen in denen auswärtigen Angelegenheiten. Denn in denen ungerechten wird weit weniger Klugheit erfordert, ſein Wort nicht halten, Treu und Glauben zu verletzen, wenn es unſerm Vortheil gemäß iſt, jemand unvermuthet zu überfallen, ſind Weißheiten, die viele Bauren eben ſo geſchickt ausüben könnten.

Zu der andern Claſſe von Hof-Leuten werden noch weniger vorzügliche Eigenſchaften erfordert. Ihre ganze Geſchicklichkeit beruhet hauptſächlich darinnen, daß ſie ſich gegen jedermann, beſonders gegen diejenigen, ſo ihnen ſchaden können, freundlich, höflich, gefällig, und gewiſſer maaßen ehrerbietig bezeigen, und ſich hauptſächlich angelegen ſeyn laſſen, Haß und Feindſchaft zu vermeiden. Allein, mich deucht, daß hierzu jedermann verbunden iſt, der ſeiner Beſchaffenheit nach mit ſeinen Nebenmenſchen häufigen Umgang haben muß, und ſeine eigene Wohlfarth lehrt ihn dieſes. Wir ſehen es auch alle Tage in der Welt ausüben.

Alle beyde Claſſen aber der Hof-Leute kommen darinnen überein, daß ſie ihr vornehmſtes Augenmerk ſeyn laſſen, die Gnade des Prinzen zu erwerben. Hier finden wir abermals nichts beſonders. Jedermann in der Welt, der ſeine Wohlfarth liebt, ſuchet ſich die Gunſt desjenigen zu verſchaffen, von dem er ſein Glück erwartet;

und die Mittel ſind gemeiniglich ganz einerley. Man greift ihn bey der Schwäche ſeiner Leidenſchaft an.

Man wird ſich vielleicht wundern, daß wir nichts von Erwerbung der Anhänger und Schmiedung derer Partheyen ſagen. Allein, wir glauben, daß hierzu die geringſte Geſchicklichkeit eines Hofmannes beſtehet. Diejenigen laſſen ſich leicht mit uns vereinigen, die mit uns einerley Abſichten haben, und jedermann folget uns willig, ſo lange wir ſein Glück machen können. In der That aber iſt dieſes die ſchlechteſte Klugheit eines Hofmannes, weil er alle Augenblicke in Gefahr ſtehet, daß es bey Obſiegung der gegenſeitigen Parthey mit ihm aus ſeyn werde.

Es iſt noch die Verſtellung übrig, die viele vor eine ſehr vorzügliche Fähigkeit derer Hof-Leute anſehen. Wir werden aber davon unten reden.

Aller Vorzug, welchen demnach die Hof-Leute vor andern Menſchen haben, wird vielleicht auf gut und annehmliche Stellung und Geberden, und auf gewiſſe Geſichts-Minen ankommen. Dieſe haben ſie der Erziehung zu danken, und vielleicht ſind auch dieſe bey andern Menſchen, die vom Hofe entfernet ſind, ſo ſchwehr eben nicht zu finden. Wenigſtens müſſen ſie eben zu erlernen ſo unmöglich nicht ſeyn: denn man wird vielleicht bey allen Höfen angeſehene Hof-Leute antreffen, die gewiß zu dieſem Endzweck nicht erzogen ſind.

Gleichwie man nun in der That denen Hof-Leuten keine ausnehmende Vorzüge an Fähigkeiten vor andern Menſchen bemeſſen kann; ſo findet man auch nicht, wenn man billig ſeyn will, und die Sache ohne Vorurtheile betrachtet, daß ſie weit mehr Laſter, als andre Menſchen an ſich hatten, oder gewiſſen Laſtern in einem weit höhern Grad ergeben wären. Man findet auch nicht, daß man an Höfen eher denen Unglücks-Fällen unterworfen wäre, als in andern Lebens-Arten, die man erwählet. Folglich wird die Begierde nach denen Hof-Aemtern an ſich ſelbſt ſo gar ſchädlich und verwerflich nicht ſeyn können. Wir wollen aber die Sache genauer betrachten.

Alles, warum man ſich das Hof-Leben ſehr gefährlich, und folglich die Begierde darnach ungemein ſchädlich vorſtellet, kommt darauf an, daß man ſich einbildet, die Höfe wären mit folgenden Laſtern, als mit dem Neid, mit der Verläumdung, mit der Verſtellung oder Hinterliſt, und mit der Undankbarkeit und denen aus derſelben, und denen vorhergehenden Laſtern entſpringenden Sturz und Unglücks-Fällen weit mehr erfüllet, als das gemeine Leben. Wir wollen demnach jedes beſonders zum Vorwurf nehmen.

Es iſt wahr, wer ſich an Höfen befindet, iſt ganz ohnfehlbar dem Neide ausgeſetzet. Nicht allein ſeine Ehren-Stelle wird beneidet werden, ſondern auch der gemäſſigte gnädige Blick eines Prinzen wird einen ganzen Schwarm Neider wider ihn erregen. Allein, hat deshalb der Neid ſeine Wohnung beſonders an denen Höfen aufgeſchlagen? Wir glauben es nicht, ſondern, wo wir das Auge hinwenden, ſo finden wir den Neid allenthalben in der Welt.

Ein jedes Guth, das wir an uns haben, es ſey nun ein Guth der Seelen, des Leibes, oder unſers äuſſerlichen Zuſtandes, es ſey ein wahres oder ein Schein-Guth, findet allemal eine Menge Neider; und wenn wir dem Neide entfliehen wolten, ſo müßten wir ganz und gar aus der Welt entweichen. Selbſt der hohe Rang der Könige und Prinzen, ohngeachtet ſie ſich in einem ganz andern Creyß der Menſchheit geſetzet befinden, ſind von denen Bemühungen des Neides nicht ſicher.

Es gehöret ſchon eine große Herrſchaft der Seelen über unſere Leidenſchaften darzu, wenn wir ohne Neid anſehen wollen, daß jemand ein Guth beſitzet, das wir vor uns wünſchen, aber nicht erlangen können.

Nullus eſt, qui non inuideat rem ſecundam obtingere.
Plaut.

Welcher vernünftige Menſch aber wird ſich kränken, daß er einer unvermeidlichen Sache nicht entfliehen kann; und welcher Hofmann wird ſich wegen derer Bemühungen des Neides Kummer machen. Es iſt die erſte Kunſt deſſelben, daß er ihn vertragen kann.

Ars prima regni eſt, poſſe inuidiam pati.
Senec.

Und wir können wohl hinzuſetzen, daß es die erſte Wiſſenſchaft eines jeden vernünftigen Menſchen ſeyn muß, daß er die Pfeile des Neides großmüthig erdulden kann.

Der Neid iſt gleichſam die Mutter der Verläumdung, und es iſt ganz natürlich, daß wir von demjenigen nicht viel gutes reden werden, dem wir ſeine Vollkommenheiten und Güther mißgönnen. Es iſt wahr, die Verläumdung herrſchet an denen Höfen: allein, ich kann mich nicht bereden, daß ſie in dem gemeinen Leben weniger an-

zutref

zutreffen wäre. Wir können faſt gar niemanden in der Welt, an den ſich die Verläumdung nicht gewaget hätte; und die tugendhaftigſten und redlichſten Männer ſind von ihr niemals verſchonet geblieben. Wenn jedermann an ſeinem Orte die Probe machen, und die Begebenheiten derer tugendhaftigſten Leute genau unterſuchen will, ſo wird er vielleicht niemand finden, den die Verläumdung unvergiftet gelaſſen hätte.

Wenn die Höfe in dieſem Laſter einen Vorzug beſitzen: ſo beſtehet er nur darinnen, daß man es an denenſelben mit mehrerer Kunſt und Geſchicklichkeit, und auf eine weit feinere Art ausübet. Denn demjenigen, der ſeine Verläumdung nicht auf eine geſchickte Art einkleiden wollte, würde das Handwerk ungemein bald gelegt werden. Wenn wir denen Verläumdungen derer Hof-Leute zuhören ſollten: ſo würden wir mit dem Boileau ausrufen müſſen:

> Voila jouer d'addreſſe, & medire avec art,
> Et c'eſt avec reſpect enfoncer le Poignard.

Allein, eine geſchickte Verläumdung wird deswegen kein höherer Grad dieſes Laſters. Ihre Wirkung iſt mit jener einerley. Ein Leichtgläubiger wird ſich ſo wohl von der einen, als von der andern einnehmen laſſen: und ein vernünftiger und geſetzter Mann wird niemals auf des Anbringers Wort etwas glauben, er mag auf eine grobe oder auf eine feine Art verläumden.

Es folgt nun die Verſtellung, die man denen Höfen in einem weit höhern Grade beymißt. Allein, wo iſt derjenige in der Welt, deſſen Worte und Handlungen allemal

mal mit ſeinem Herzen übereinſtimmen; und gehöret es nicht unter die Regeln der Klugheit, daß wir die Verſtellung als ein Mittel vor unſere Abſichten gebrauchen, wenn wir uns und andern dadurch Vortheil ſtiften können, ohne jemand Schaden zuzufügen? Wir mögen die Verſtellung als eine Tugend, oder als ein Laſter betrachten, nämlich, wenn wir dadurch jemand Schaden thun, als in welchem letztern Falle ſie den Nahmen der Hinterliſt erhält: ſo hat in keinem von beyden der Hofmann etwas zum voraus.

Es giebt eine Menge Menſchen in der Welt, die in ihren Gedanken und Abſichten eben ſo unbegreiflich und undurchdringlich ſind, als der geübteſte Hofmann; und die Hinterliſt und heimtückiſche Verfolgung wird in allen Lebens Arten eben ſo hoch getrieben, als bey Hofe. Man ſehe alle Geſellſchaften an, in welchen die Menſchen ihrer Bedienungen wegen Umgang und Zuſammenhang mit einander haben müſſen, und man nehme die Canzeleyen, die Recht-Collegia und die Rath-Häuſer zum Vorwurf. Was vor Partheyen werden nicht in denen meiſten geſchmiedet, was vor hinterliſtige Streiche werden nicht da geſpielet, und wie ſuchet man nicht einander unter der Hand weh zu thun, ohngeachtet man, wenn man zuſammen kommt, die auſſerſte Freundlichkeit und Höflichkeit gegen einander bezeuget.

Wie ungemein rahr ſind auch nicht diejenigen wahrhaftigen Freunde in der Welt, die ohne Verſtellung, ohne Falſchheit und ohne Hinterliſt mit uns umgehen, und wenn der Herr Marquis d'Argens deswegen die wüſten Einöden den Höfen vorziehet; ſo muß er ſie allen Lebens-

Arten verziehen. Denn in keiner einzigen iſt er ſicher, daß nicht diejenigen, die von ſeinem Tiſche aufſtehen, hingehen ihn zu verlaumden, und unter der Hand zu verfolgen.

Laſſet uns nun unterſuchen, ob die Undankbarkeit der Höfe, und die an denenſelben gewöhnliche Stürzungen der vornehmen Bedienten dieſe Begierde ſchädlich und verwerflich machen können. Vors erſte iſt es auſſer Streit, daß dieſe Fälle, in Anſehung der Menge der Höfe und der an denenſelben befindlichen vornehmen Bedienten eben ſo häufig nicht ſind, und es iſt gewiß, daß ſie diejenigen Menſchen in allen andern Lebens-Arten, die darinnen unglücklich geworden ſind, nach dem Vergleichungs-Maaß ſehr weit übertreffen werden. Sodann kann man voraus ſetzen, daß ſie ſämmtlich, etliche ſehr wenige ausgenommen, eine gerechte Strafe gelitten haben.

Es iſt wahr, die Entſetzung von ſeinen Bedienungen kann öfters unverdienter Weiſe, und durch die Kunſtgriffe der Verläumdung geſchehen. Allein, wenn ein Regente zu der Beſtrafung ſeines Bedienten ſchreitet: ſo kann man verſichert ſeyn, daß er nicht ganz und gar unſchuldig ſey; und geſetzt, daß die bekanntgemachten Urſachen hierzu nicht hinlänglich ſind: ſo ſind gewiß andre vorhanden, die man, um die Geheimniſſe des Staats nicht zu entdecken, geheim halten muß. Auch diejenigen Urſachen, welche ſehr geringe ſcheinen, können der Wohlfarth des Landes ſehr ſchädlich ſeyn. Die Bedienten wiſſen auch, was ſie bey der geringſten Untreue zu gewarten haben. Sie leiden alſo ganz gerechte Strafe, und uns deucht nicht, daß die gerechte Beſtrafung unſrer Vorgänger unſre Begierde zu eben dieſer Lebens-Art ſchädlich machen kann.

Und geſetzt, daß ſie unſchuldig beſtraft ſind; ſo folget doch nichts weniger als dieſer Schluß. Denn wie ſchlieſſet doch dieſes? Viele haben ſich in Republiken der Wohlfarth ihres Vaterlandes redlich angenommen, ſie ſind aber darüber unglücklich geworden: Viele Prediger ſind in ihrem Amte unſchuldiger Weiſe gedrücket und verfolget worden: derohalben iſt die Begierde ſchädlich, ein Prediger zu werden, und ſich der Wohlfarth ſeines Vaterlandes rechtſchaffen anzunehmen. Uns deucht nicht, daß dergleichen Folgerungen richtig ſind.

Es kann auch keinen Beweis wider die Begierde nach den Hof-Aemtern ausmachen, daß ſich ihrer viele ihre ganze Lebens-Zeit hindurch nach denſelben vergeblich bemühen. Wir ſind in einem jeden Stande ungewiß, ob wir auch diejenigen Güther des Glücks erreichen werden, die wir uns darinnen vorgeſetzet haben: und der öfters ganz erſtaunliche Fleiß eines Gelehrten, dem ſeine Gelehrſamkeit niemals vergolten wird, kann gewiß denen ſorgfältigen Bemühungen desjenigen, der Hof-Bedienungen erlangen will, aber ſolche niemals erhält, völlig die Waage halten. Wie viel Candidaten der Gottesgelahrheit ſchmiegen und biegen ſich auch nicht ihre ganze Lebens-Zeit vor den Edelleuten, die Pfarren zu vergeben haben, weit mehr, als die Candidaten des Hofes niemals thun, ohne daß ſie ihre Hoffnung jemals erfüllet ſehen.

Wenn man dieſes alles genau betrachtet; ſo wird man nicht finden, daß die Höfe mit mehrern und größern Laſtern erfüllet ſind, als die übrige Welt, man wird nicht gewahr werden, daß man daſelbſt dem Unglücke weit mehr ausgeſetzt ſey, als in andern Lebens-Arten; und man wird nicht abſehen können, daß die Schwierigkeiten ſeinen Entzweck zu erreichen daſelbſt unendlich gröſſer ſind, als in andern Ständen.

Folglich iſt die Begierde nach den Hof Aemtern, wie die Luſt zu allen andern Lebens-Arten, an ſich ſelbſt weder ſchädlich noch heilſam, ſondern es kommt auf das Bezeigen desjenigen an, der ſich ihnen widmet. Sie kann aber unter gewiſſen Umſtänden ſehr ſchädlich ſeyn. Dieſe Umſtände befinden ſich entweder auf Seiten der Höfe, oder auf Seiten desjenigen, der eine Begierde empfindet, ſein Glück an denenſelben zu machen.

Wir mögen uns die Laſter der Höfe, als Neid, Verläumdung, Hinterliſt und Undankbarkeit noch ſo gefährlich vorſtellen: ſo behalten ſie vor eben dieſen Laſtern im gemeinen Leben nur dieſes zum Voraus, daß ſie denjenigen, den ſie anfallen, mehr Schaden zufügen können, als ſie in andern Lebens-Arten zu thun nicht vermögend ſind. Weil hier unſre Wohlfarth auf die Gunſt eines einzigen Menſchen, nämlich des Prinzen ankömmt: ſo können ſie leicht unſre ganze Wohlfarth über den Haufen werfen, wenn ſie denſelben üble Begriffe von uns beybringen.

Allein, man wird auch die Billigkeit haben, einzuräumen, daß nicht alle Prinzen dem Neid und der Verläumdung Gehör geben, und ſich von der Hinterliſt, die unſer Unglück ſuchet, beſtricken laſſen. Es folget alſo hieraus nichts mehr, als daß die Begierde nach denenjenigen Höfen ſchädlich iſt, wo dieſe Laſter bey denen Prinzen Eingang finden: und dieſes ſind die Umſtände auf Seiten

ten der Höfe, welche dieſe Begierde ſchädlich machen. So würde es z. E. eine höchſt ſchädliche Begierde ſeyn, wenn ich an einen gewiſſen Hof in Teutſchland zu kommen Luſt hätte, von dem mir bekannt iſt, daß faſt kein einziger angeſehener Bedienter in Gnaden geſtorben, oder ohne unglückliche Begebenheiten weggekommen iſt.

Sodann können auf Seiten des Hof-Candidaten gewiſſe Umſtände ſeyn, welche dieſe Begierde ſchädlich machen. Wenn er die erforderlichen Geſchicklichkeiten darzu nicht beſitzet, wenn er nur in der Abſicht angeſehene Bedienungen begehret, um Ungerechtigkeiten auszuüben, ſich in Partheyen einzuflechten, und andre zu verfolgen und zu unterdrücken; ſo hat er in der That eine ſchädliche Begierde, deren Erfüllung ihm endlich ſelbſt zum Unglück gereichen wird.

Wer demnach außer dieſen Umſtänden eine Begierde nach den Hof-Aemtern hat, wer ſeine Ehre auf die äußerlichen Kennzeichen gründet, welche die Menſchen gegen ihn äußern, wer in einem großen Umgange mit der Welt ohnedem ſeine Glückſeeligkeit ſuchet, wer Luſt hat, ſeine Lebens-Zeit in den Vorzimmern und überhaupt in einem gezwungenen Bezeigen hinzubringen, davon das Herz weit entfernet iſt, wie alle diejenigen thun müſſen, die mit der Welt ſtarken Zuſammenhang haben wollen, der hat eben keine ſchädliche oder gefährliche Begierden, und man kann ihm von derſelben eben ſo wenig, als von einer jeden andern Lebens-Art abrathen.

Eine ganz andre Frage aber iſt es, ob man dieſe Begierde einem vernünftigen Manne anrathen könne, der kein andres Augenmerk in der Welt hat, als ſeine wahrhafte Glückſeeligkeit zu befördern. Wir müſſen hier dasjenige wiederholen, was wir unſern Leſern ſchon ſo vielmal geſagt haben, nämlich, daß die wahrhafte Glückſeeligkeit in einer beſtändigen Zufriedenheit und Vergnügen der Seele beſtehet; und wenn jemand allein dieſe ſuchet: ſo deucht uns nicht, daß die Begierde nach Höfen das Mittel ſeyn werde ſolche zu erlangen.

Diejenigen Beſchaffenheiten, die mit dem Hof-Leben unvermeidlich vergeſellſchaftet ſind, das Geräuſche, der Zwang, nichts bedeutende Ceremonien mitzumachen, die unvermeidliche Gewohnheit, ſeine viele Zeit mit Beſuchen und Aufwartungen zu verderben, die Verbindlichkeit, mit Leuten auf das freundlichſte umzugehen, von denen er vielleicht weiß, daß ſie auf ſeinen Untergang ſinnen, die Nothwendigkeit, Handlungen zu billigen, die ein vernünftiger Mann in ſeinem Herzen verdammen muß, und dergleichen mehr, ſind keine Dinge, womit eine beſtändige Zufriedenheit und Vergnügen der Seelen füglich beſtehen kann.

Allein, ſollen denn die vernünftigen Menſchen keine Begierde haben, die Wohlfahrt ihres Vaterlandes zu befördern, und müſſen denn diejenigen die Hand davon abziehen, die ſolches am beſten zu bewerkſtelligen vermögend wären? Man kann zuerſt antworten, daß es außer denen Bedienungen derer Höfe noch viel andre Wege giebt, der Begierde, an der Wohlfarth ſeines Vaterlandes zu arbeiten, eine Gnüge zu leiſten. Sodann widerrathen wir nur die Begierde nach Höfen, weil ſich dieſe gemeiniglich in allerley Bemühungen zu äußern pflegt. Wir widerrathen aber die Annehmung dergleichen Stellen nicht.

Die Schuldigkeit, die Wohlfarth des Vaterlandes zu befördern, iſt eine der vornehmſten Pflichten eines vernünftigen Menſchen. Sobald ihn alſo das Vaterland ruft, ſo iſt er ſchuldig, als ein Sohn den Befehlen ſeiner Mutter unwiderſprechlich zu gehorſamen, und die Wahl ſtehet nicht bey ihm, auf was vor eine Art er zu dem Beſten ſeines Vaterlandes etwas beytragen will.

Es iſt wahr, unſre eigene Glückſeeligkeit hat noch in unſern Pflichten vor der Beförderung der Wohlfarth des Vaterlandes gewiſſer maaßen den Vorzug. Allein, es iſt nicht ganz und gar unmöglich, daß ein Weiſer auch mitten in dem Getümmel des Hofes ſeine wahrhafte Glückſeeligkeit befördern kann.

Es iſt wahr, er wird in dieſem Fall einen ſchlechten Hofmann abgeben, und er wird alle Augenblicke in Gefahr ſtehen, ſeine Bedienungen wieder zu verliehren. Er hat aber auch, wenn er vernünftig und folglich gerecht verfähret, nichts mehr zu befürchten, und der Verluſt einer Sache, wernach er nicht geſtrebet, und die er nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern zum Beſten des Vaterlandes unternommen hat, wird kein Unglück vor ihn ausmachen, mithin dürfen ihn dieſe Betrachtungen nicht zurück halten.

* * *

II.

Unterſuchung

ob ein

Verboth die menſchliche Natur zu dem Verbothenen nur deſtomehr anreize?

Es iſt kein Mangel an heilſamen Geſetzen in der Welt. Alle Staaten, ſonderlich in unſerm Welt-Theile, ſind zum Ueberfluß damit verſehen, und wenn die Geſetze die Wirkung hätten, die ſie haben ſollen: ſo würden wir gerechte, tugendhafte, und weiſe Menſchen ſeyn; und alle Länder würden einer vollkommenen Glückſeligkeit genieſſen. Allein, es wird nichts weniger befolget, als die Geſetze; und weit gefehlet, daß ſie bey den meiſten Menſchen ein Zaum vor ihre Begierden ſeyn ſolten: ſie ſcheinen vielmehr eine Anreizung zu dem Verbothenen zu werden. Wenigſtens leben eine groſſe Menge Menſchen, als wenn dieſes oder jenes Geſetz vor ſie niemals gegeben wären.

Ich rede hier nicht allein von denen Geſetzen, die die Laſter ahnden. Weil dieſe gröſtentheils im Verborgenen ausgeübt werden: ſo kann die Meinung, daß das Laſter unentdeckt bleiben werde, der Bewegungs-Grund der Ausübung ſeyn. Allein, auch die Geſetze, die zur Aufnahme und der Wohlfarth des Staats gewiſſe Mittel-Dinge verbiethen, werden nichts weniger als erfüllet.

Ohngeachtet die verbothenen Handlungen ſo beſchaffen ſind, daß ſie gleichſam vor den Augen aller Welt ausgeübet werden müſſen: ſo bezeuget man doch nicht die geringſte Furcht ſie zu begehen.

Man könnte ein langes Regiſter von Dingen verfertigen, die durch die Geſetze unterſagt ſind, die aber doch alle Tage auf die freymüthigſte, oder vielmehr auf die verwegenſte Art öffentlich begangen werden. Ich will nur in Sachſen das Geſetz wegen des übermaßigen Trauerns und in den Preußiſchen Landen das Verboth der Kindtauf Schmäuſe anführen. Wer in dieſen Ländern lebt, der wird nimmermehr glauben können, daß dieſe Handlungen, die alle Tage öffentlich und ohne Scheu ausgeübet werden, durch die Geſetze verbothen ſind.

Wenn viele Sittenlehrer dieſes Bezeigen der Menſchen wahrnehmen; ſo machen ſie die ſeltſamſte Creatur aus demſelben. Sie ſagen, daß es eine Eigenſchaft ſeiner Natur ſey, dasjenige am liebſten zu wollen und zu begehen, was ihm am ſchärfſten verbothen ſey; und ſie glauben ſo gar, daß wir weniger Begierde zu ſündigen haben würden, wenn nicht ſo vieles Sünde wäre.

Dieſe Meinung hat man zu allen Zeiten von den Menſchen gehabt. Ovidius ſagt ſchon

> Nitimur in vetitum ſemper, cupimusque negata:
> Sic interdictis imminet aeger aquis.
>
> *Amor. Lib. 3. Eleg. 4.*

Wenn es wahr iſt, ſo haben wir nicht Urſache, uns aus der Eigenſchaft eines Menſchen einen Vorzug beyzulegen; und der Menſch iſt das belachenswürdigſte Geſchöpfe unter allen Thieren. Denn wenn wir unſrer Natur nach durch das Verboth zu dem Verbothenen nur deſto mehr angereizet werden, ohngeachtet wir überzeugt ſind, daß wir den Befehlen unſrer Obern gehorchen müſſen; ohngeachtet wir verſichert ſind, daß dieſe Befehle gut ſind, die Wohlfarth des Staats, darinnen wir leben, zu befördern; ohngeachtet wir wiſſen, daß wir durch die Ausübung der verbothenen Handlung unſrer eigenen Wohlfarth ſchlecht rathen werden; und ohngeachtet wir ſelbſt durch unſre Vernunft einſehen, daß das Verbothene, unrecht, thöricht, und ſchändlich iſt: ſo haben wir eine höchſt lächerliche Natur; und wir hätten Urſache zu beſeufzen, daß es dem großen Schöpfer gefallen hat, uns zu Menſchen zu machen.

Ich verdamme eine weiche Sittenlehre, welche die Fehler der Menſchen entſchuldiget, und ſie mit den ſchönſten Farben abſchildert. Ich kann mich aber auch nicht bezwingen, den Menſchen durch eine Sittenlehre, die ihn von der ärgſten Seite betrachtet, zu dem verächtlichſten aller Geſchöpfe zu machen. Mich deucht alſo, daß es gar wohl verdienet, gründlich unterſucht zu werden, ob der Menſch in der That eine ſo wunderliche Eigenſchaft habe, daß er allezeit wider den Strom ſchwimmen will, und ob die menſchliche Natur wirklich ſo beſchaffen ſey, daß ſie durch das Verboth zu dem Verbothenen nur deſto mehr angereizet wird.

Man kann nicht läugnen, daß dieſer Satz einigen Schein vor ſich habe. Der Sünden-Fall, dieſes unglückliche erſte Verbrechen unſrer erſten Aeltern, ſcheinet aus einer natürlichen Begierde, das Verbothene deſto eher zu vollbringen, ſeinen Urſprung zu haben. Eva hat den verbothenen Baum mit lüſternen Augen angeſehen. Sie hat ſich vorgeſtellet, daß der Baum gut und von ihm lieblich zu eſſen wäre. Dieſes iſt gewiſſer maaßen ein Merkzeichen einer größern Anreizung zu dem Verbothenen.

So gar das geoffenbahrte Wort des Herrn ſcheinet die Richtigkeit dieſer menſchlichen Neigung zu beſtärken. Paulus (*) ſagt ausdrücklich: Ich wußte nichts von der Luſt, wo das Geſetz nicht geſagt hätte, laß dich nicht gelüſten; und fähret faſt noch deutlicher fort: da nahm aber die Sünde Urſache am Geboth, und erregte in mir allerley Luſt. Denn ohne das Geſetz war die Sünde todt. Die mehreſten Ausleger der Schrift pflegen auch bey dieſer Stelle dem Menſchen eine größere Neigung zu dem Verbothenen beyzumeſſen (**).

Je allgemeiner dieſe Meinung jederzeit geweſen, deſto mehr hat man ſie mit allerley Fabeln und Hiſtörchen zu erläutern geſucht. Die Geſchichte von denen Holzträgern und der verdeckten Schüſſel iſt allzubekannt, als daß ſie meiner Erzählung bedürfte. Eben dieſen Endzweck hat die bekannte Fabel von der Pſyche: und in den Geſprächen im Reiche der Todten in der Unterredung des großen Alexanders mit Carln dem Großen wird eine lächerliche Begebenheit gleicher Art erzählet, da eine Edelfrau wider den vermeinten Befehl ihres Mannes, daß ſie in ſeiner Abweſenheit nicht auf dem großen ſchwarzen Ketten Hunde reiten ſolte, von ihren Begierden ſo lange gereizet werden, bis ſie dieſe verbotene That zu ihrem Schaden verſucht hat. Der berühmte Hagedorn hat eben dieſe Meinung in ſeinem Verſuche poetiſcher Fabeln in einer angenehmen Erzählung ausgeführet: und eine Menge andrer Fabeln und Geſchichte haben keine andre Abſicht, als dieſe Neigung der Menſchen abzuſchildern.

---

*) Sebaſt. Schmidt Comm. in Epiſt. ad Rom. p. 481. etc.

**) Balduin. Comment. in Epiſt. Paul. p. 132. verb. ea enim eſt, naturae noſtrae depravatio, ut quo diligentius in lege prohibetur peccatum, eo magis in contrarium nitatur.

Man will eben dieſe natürliche Neigung der Menſchen zur Urſache angeben, daß viele Leute und ſonderlich das Frauenzimmer, ein ihnen anvertrautes Geheimniß nicht bewahren können. Weil ſie daſſelbe, jemehr ihnen die Verſchwiegenheit anvertrauet wird, deſto eher ausplaudern: ſo denkt man, daß es allein dieſe weſentliche menſchliche Neigung wirken könne.

Holberg in ſeinen moraliſchen Gedanken (*) giebt ſich viel Mühe, dieſen Saz zu behaupten. Er führet Beyſpiele ganzer Völker an, die dieſe wunderliche menſchliche Neigung zu erkennen geben ſollen. Er glaubt, daß die Mahomedaner mehr Begierde haben Wein zu trinken, bloß, weil ihnen der Alcoran den Wein gänzlich verbothen hat. Er hält davor, daß die Engelländer bloß ſaufen und huren, nur daß ſie den Geſezen zuwider leben wollen. Er ſtehet in den Gedanken, daß in den Ländern, wo das Frauenzimmer eingeſperret leben muß, mehr Hurereyen und Ehebruch getrieben werde, als in Ländern, wo ein freyer Umgang unter den Perſohnen beyderley Geſchlechts eingeführet iſt. Die Neigung die wir Menſchen haben, ein verbothenes Buch deſto eher zu leſen,

---

*) Lib. 4. Epigr 20

und die Begierde, die wir an unſern Kindern verſpühren, allerley Gefährlichkeiten zu unternehmen, ſoll gleichfalls ſeiner Meinung ein großes Gewichte geben.

Es würde ſehr leicht ſeyn, noch eine Menge dergleichen Beyſpiele und Zeugniſſe anzuführen, wenn es nöthig wäre, ſie ſind alle von dergleichen Art. So großen Schein ſie aber vor ſich haben: ſo beweiſen ſie doch im geringſten nicht, daß der Menſch ſeiner Natur nach, durch das Verboth zu dem Verbothenen nur deſto mehr angereizet werde. Wir wollen uns die Mühe geben, dieſe Zeugniſſe zu unterſuchen, und wir werden finden, daß alle Wirkungen, die man einer natürlichen menſchlichen Neigung zuſchreibet, eine größere Begierde zu dem Verbothenen zu empfinden, nichts als die Ehrbegierde und die Neugierigkeit zum Grunde haben.

Die Ehrbegierde iſt die ſtärkſte und in der That die allgemeine Leidenſchaft aller Menſchen. Niemand iſt davon frey. Diejenigen, die am wenigſten Ehrbegierde äußern, beſitzen dieſe Leidenſchaft ſo ohnfehlbar, daß ſie ſelbſt die Urſache ihrer niederträchtigen Handlungen und ihrer Schand-Thaten iſt. Es ſcheinet nicht anders als wenn die Seele der vorzüglichen Schöpfung, nämlich des Ebenbildes Gottes, die ſie vor allen andern Creaturen zum Voraus hat, ſich ſo beſtändig erinnerte, daß ſie auch in ihren unwürdigſten Thaten nichts als hohe Begriffe von ſich heget.

Ohngeachtet aus ihren Handlungen nichts weniger als Ehre erwächſet: ſo wird ſie ſich doch allemal mit einer Art der Ehre ſchmeicheln, die ſie davon einzuerndten glaubet. Ein Dieb wird ſich ſeine Geſchicklichkeit, mit der er andern Menſchen das Ihrige entwendet, gewiß allemal zur Ehre rechnen. Ein verruchter Mörder, den Thränen und Fußfälle, womit die Unſchuldigen um ihr Leben flehen, nicht erweichen können, wird aus ſeiner Grauſamkeit, Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit machen, und ſich deshalb viel Ehre beylegen. Ein Schalks-Narr wird die niederträchtigen Handlungen und unflätigen Poſſen, womit er die Menſchen beluſtiget, allemal auf die Rechnung des Witzes ſetzen; und er iſt nichts gewiſſers verſichert, als daß ihm deshalb viel Vorzug und Ehre gebühre.

Selbſt in den beſchimpflichſten Beſtrafungen iſt dieſe allgemeine Leidenſchaft der Menſchen beſchäftiget, die Schande zu erleichtern. Ich weiß einen Verbrecher, der währender Zeit, als er mit der Strafe des Prangers belegt wurde, ſeine Ehrbegierde damit tröſtete, daß er zu den Umſtehenden ſagte: hätte doch unſer Heiland ebenfalls an dem Pranger geſtanden. Man muß aber wiſſen, daß das Holz des Prangers auf drey Verbrecher zubereitet war, und alſo die Geſtalt eines Creuzes hatte.

Dieſe allgemeine Ehrbegierde der Menſchen, ſie mag wahr oder falſch ſeyn, iſt ſo heftig, daß ſie durch die Geſetze nicht im Zaum gehalten werden kann. So bald ſich die Seele eine Handlung zur Ehre rechnet: ſo wird ſie dieſelbe ausüben, ohne ſich an die Geſetze zu kehr[illegible] Man kann aber nicht ſagen, daß ſie durch die Geſ[illegible] gefeuret werde. Mitten in den hohen Gedanken [illegible] von der vorhabenden Handlung begr[illegible], denkt ſie [illegible] mal an die Geſetze. So bald ſie ſich einer [illegible] innert: ſo muß ſie verſichert ſeyn, d[illegible] einer verbothenen Handlung w[illegible]

Ihr Hochmuth leidet hierbey eine gedoppelte Beugung. Einmal muſz ſie ſich ſchämen, daſz ſie Befehle über ſich erkennen muſz; und denn iſt ſie nur allzuſehr verſichert, daſz es keine Ehre iſt, wider die Geſetze zu handeln. Alle Strafen haben eine Art der Schande in ſich: Wenn ſie aber an die Geſetze denkt: ſo muſz ſie dieſe allerdings befürchten. Sie wird alſo vielmehr auf alle Art vermeiden, ſich Dinge in Erinnerungen zu bringen, die ihren hohen Gedanken wenig Nahrung geben.

Eben eine ſo heſtige Leidenſchaft des Menſchen iſt die Neubegierde. Gott hat uns durch die Eigenliebe einen Trieb in unſre Seele geleget, unſern Zuſtand vollkommner zu machen. Dieſer Trieb war zu der weſentlichen Eigenſchaft des Menſchen und zu dem Endzweck, worzu ihn Gott beſtimmte, allerdings nöthig. Hieraus entſpringet die Wiſſens-Begierde, oder der Trieb, daſz wir uns von Dingen unterrichten wollen, die uns noch nicht bekannt ſind. Denn ſo bald wir etwas wiſſen, von dem wir vorher noch keinen Begriff hatten: ſo wird unſer Zuſtand vollkommner.

Aus der Wiſſens Begierde und aus dem Triebe zur Geſelligkeit entſpringt die Neigung, die wir mit dem Nahmen der Neubegierde, oder der Neugierigkeit belegen. So wenig die mehreſten Menſchen den geringſten Trieb äuſern, durch nüzliche Dinge ihren Zuſtand vollkommner zu machen: ſo können ſie ſich doch dieſer weſentlichen Eigenſchaft ihrer Seelen ohnmöglich ganz und gar entſchlagen. Sie veroffenbaret ſich alſo in der Neugierigkeit, und in der Aufmerkſamkeit und Bewunderung, die ſie auf Dinge richten, die ſie noch gar niemals oder doch ſelten geſehen haben.

Wenn demnach ein Verboth Dinge betrift, wovon wir noch nicht die geringſte Kenntniß haben: ſo gebe ich ganz gerne zu, daß wir nur eine deſto heftigere Begierde darnach empfinden. Unſre Seele ſtellet ſich vor, daß doch die Sache verwunderns-würdige Eigenſchaften haben müſſe, weil ſie verbothen werden, und unſre Wiſſens-Begierde iſt nur um deſto mehr angefeuret, dieſe Eigenſchaften kennen zu lernen.

Allein, hieraus folget noch nicht, daß wir überhaupt unſrer Natur nach eine größere Begierde zu dem Verbothenen haben. Dieſes würde ein allzugroßer philoſophiſcher Sprung ſeyn. Wir haben größtentheils einen deutlichen Begriff von Handlungen, die verbothen werden. Wir können alſo unmöglich in dem Verboth eine Anreizung finden, ſie zu begehen. Mich deucht, daß wir nunmehro mit leichter Mühe werden zeigen können, daß alle Beyſpiele, die man von dieſer menſchlichen Neigung anführet, entweder die Ehrbegierde oder die Neugierigkeit zur Urſache haben.

Der Sündenfall unſrer erſten Aeltern hat lediglich die Ehrbegierde zum Bewegungs-Grunde gehabt. Die Schlange hatte ſie zu überreden gewußt, daß ſie durch die Genießung dieſer Frucht Gott gleich würden. Dieſe falſche Hoffnung ſchmeichelte ihrer Ehrbegierde ſo ſtark, daß ſie den göttlichen Befehl außer Augen ſetzten. Die Lüſternheit unſrer erſten Mutter entſpringet auch aus nichts anders, als aus der Ehrbegierde. Dieſe Urſache iſt deutlich in der heiligen Schrift ausgedrückt. Es folgt unmittelbar auf ihr lüſternes Anſchauen der Bewegungs-Grund, nämlich, weil er klug machte. Ich finde alſo hier keine größere Neigung zu dem Verbothenen.

In der Geſchichte von den Holzträgern und der verdeckten Schüſſel iſt die Neugierigkeit allein die Urſache des überſchrittenen Verboths geweſen. Die Wiſſens-Begierde dieſer Eheleute hat ſich vorgeſtellet, daß doch verwundernswürdige Dinge in der Schüſſel verborgen ſeyn müßten, weil man ihnen verbothen hätte, ſie aufzudecken. Hierdurch iſt ihre Neugierigkeit heftiger geworden, als daß ſie das Verboth hätte im Zaum halten können.

Eben dieſer Grund liegt in der Fabel von der Pſyche und in der Begebenheit von der Edelfrau. Dieſe letztere hat noch nicht den geringſten Begriff gehabt, was das verbothene Hundereuten für Wirkung habe. Hierdurch iſt ihre Wiſſens-Begierde ſo ſtark geworden, daß ſie ſich unmöglich enthalten können, einen Begriff hiervon zu erlangen. Wenn man ihr in der That verbothen hätte, den Herrn Pfarrherrn in des Edelmanns Abweſenheit nicht zu Gaſte zu bitten: ſo würde ſie nicht die geringſte Anreizung empfunden haben, wider das Verboth zu handeln. Ihre Wiſſens-Begierde oder Neugierigkeit konnte hier nicht erreget werden, weil ſie von der Eigenſchaft, Wirkung und Folgen des Gaſtbittens vollkommne Kenntniß hatte.

Die Ehrbegierde iſt lediglich der Bewegungsgrund, daß man ein Geheimniß ausplaudert. Es iſt ein Zeichen des Vertrauens und der Hochachtung, wenn man uns ein Geheimniß anvertrauet. Dieſes ſind Dinge die ſich die Ehrbegierde zur Ehre rechnet. Allein, was würde es vor Ehre ſeyn, wenn andre Leute nicht wüßten, daß wir ſo viel Ehre genießen. Man kennet des Menſchen Natur nicht, wenn man verlangt, daß er die Beweißthümer ſeines Anſehens und ſeines Vorzugs ganz allein auf den Herzen beholfen ſoll. Dieſes heißt in der That etwas Unmögliches gefordert. Die Ehrbegierde iſt dem Menſchen viel zu weſentlich, als daß er ſie ſo weit bezwingen könnte. Es iſt alſo nichts weniger, als das Verboth an der Unverſchwiegenheit der meiſten Menſchen Urſache.

Die Gründe, die der Herr von Holberg anführet, ſind nicht hinlänglich, mich zu bewegen, daß ich auf ſeine Seite trete. Es iſt noch nicht ausgemacht, daß die Türken mehr Begierde haben, Wein zu trinken, als andre Völker. Ich zweifle, daß ihnen ein Teutſcher oder ein Däne hierinnen etwas nachgeben wird. Geſetzt aber auch, daß ſie einen ſtärkern Appetit zum Wein haben, ſo beweiſet doch dieſes noch nicht, daß das Verboth die Anreizung dazu ſey.

Es iſt bekannt, daß ſich alle vornehme Mahometaner des Weins bedienen. Sie glauben, daß die Urſache des Verboths ſich nur auf das gemeine Volk erſtrecke, und alſo ihnen nicht gegeben ſey. Nur trinken ſie denſelben nicht öffentlich, daß ſie kein Aergerniß geben wollen. Dieſes iſt jedermann bekannt. Die Geringen ſuchen alſo den Vornehmen nachzuahmen, weil es ein [illegible] chen des vornehmen Standes iſt, wenn man Wein trinket. Die Ehrbegierde iſt demnach auch hier der Grund der Begierde zum Wein, die die Mahomedaner haben.

Ich getraue mir nicht zu entſcheiden, ob die [illegible] länder tanzen und lachen, wenn man wider die [illegible] handeln. Mich deucht aber, daß dieſe Laſter land, oder in andern Ländern nicht weniger ausgeübet werden, ohngeachtet man ſehr unrecht ſchließen würde, wenn man dieſe Laſter der Teutſchen oder andrer Völker aus der Begierde, wider die Geſetze zu ſündigen, herleiten wolte. Man weiß nur allzuſehr, daß dieſe Laſter unter unſern jungen Herren vor ein Kennzeichen einer rechten Lebensart gehalten werden, und daß man ſich eine Ehre daraus macht, wenn man große Gläſer ausleeren, und die Geſellſchaften mit ſeinen ſogenannten Liebes-Begebenheiten unterhalten kann.

Man erkläre einmal das Vollſaufen durch die Geſetze vor eine ſchändliche That; und man belege nur dieſes Laſter mit gewiſſen Merkzeichen der Schande ohne Unterſchied der Perſohn. Man ſetze einmal auf die Hurerey eine kräftigere Ehrloſigkeit, als diejenige iſt, davon die Rechte noch den unnützen Nahmen ohne Wirkung beybehalten haben. Man halte einmal mit Ernſt darüber, daß kein Hurer ein Ehren-Amt bekleiden dürfe. Man belege nur diejenigen in Geſellſchaften mit äußerlichen Kennzeichen der Verachtung, die einer liederlichen Unzucht überführet ſind, oder die Huren-Häuſer beſuchen; oder die ſonſt dieſes Laſters überzeugt ſind. Ich will alles verwetten, daß weder in Engelland noch an einem Orte der Welt die Geſetze alsdenn die geringſte Anreizung geben werden, dieſes Laſter zu begehen.

Es iſt eine falſche Vorausſetzung, wenn man glaubt, daß in Ländern, wo das Frauenzimmer eingeſperret leben muß, mehr Hurerey und Ehebruch getrieben werde, als in Ländern, wo ein freyer Umgang unter den Perſohnen beyderley Geſchlechts eingeführet iſt. In Italien muß ſich das Frauenzimmer eine ſtrenge Aufſicht ihrer Ehemänner und Väter gefallen laſſen. In Frankreich dargegen iſt die freyeſte Lebensart unter den Perſohnen beyderley Geſchlechts gewöhnlich. Wenn man die fleiſchlichen Sünden dieſer beyden Völker gegen einander halten ſolte: ſo würde man finden, daß allein in Paris mehr Ehebruch getrieben werde, als in ganz Italien: und wenn man Rom und Venedig ausnimmt, wo die Huren öffentlich geduldet werden, und wo einmahl das Verboth keine gröſſere Anreizung machen kann: ſo wird ebenfalls das einzige Paris in der Hurerey vor ganz Italien den Vorzug behalten.

Man muß hinlänglich überzeugt ſeyn, was die Gelegenheit vor Wirkung über unſre Schwachheit hat. Wenn es nun, wie in Frankreich, eine Ehre vor ein verehligtes Frauenzimmer iſt, viel Anbeter zu haben: wenn es ihr ein Anſehen giebt, ihre verliebten Seufzer und Bemühungen anzunehmen, wenn es keine Schande iſt, die Beſuche ihrer Liebhaber in ihrem Zimmer und vor ihrem Nacht Tiſche täglich zu erlauben: ſo muß man dem Menſchen eine Standhaftigkeit zutrauen, die er zu leiſten nimmermehr vermag, wenn man glaubt, daß er weniger fleiſchliche Sünden ausüben werde, als in Ländern, wo faſt alle Gelegenheit abgeſchnitten iſt, dieſe Laſter auszuüben.

Die Neugierigkeit iſt allein die Urſache, daß wir eine Begierde haben, ein verbothenes Buch deſto eher zu leſen. Man ſtellet ſich vor, daß etwas über die maaßen Unverſchämtes und Ehrenrühriges darinnen enthalten ſey, weil es verbothen werden. Unſer Ehrgeiz, nach welchem wir nur allein auf unſern Vorzug bedacht ſind, iſt allzugroß, als daß wir nicht an der Erniedrigung und Schmach, womit unſer Nächſter beleget wird, einen Gefallen haben ſolten. Da nun unſre Neugierigkeit hinzu tritt, die ſich von denen in dem Buche enthaltenen unverſchämten Dingen und gefährlichen Meinungen unterrichten will: ſo iſt nichts weniger, als das Verboth Urſache, daß wir ein verbothenes Buch deſto eher zu leſen verlangen.

Alle Gefährlichkeiten, die die Kinder ſo gern unternehmen, haben nichts anders als die Ehrbegierde zum Grunde. Meine Leſer werden ſich vielleicht aus ihrer Kindheit noch erinnern können, was es vor eine Ehre unter den Kindern ausmacht, wenn man gefährliche Sprünge verrichten kann, wenn man auf die ſteileſten Oerter zu klettern vermag, und wenn man über ſchmale Balken und Breter an gefährlichen Oertern gehen kann. Man freuet ſich über ſeine Geſchicklichkeit. Man berühmt ſich mit dieſen Dingen gegen die Kinder, mit denen man umgehet. Man ermahnet ſie, es gleichfalls zu verſuchen: nur damit unſer Vorzug deſto ungezweifelter ſeyn möge, wenn ſie dieſes nicht bewerkſtelligen können. Dieſes alles zeiget an, daß die Ehrbegierde, nicht aber das Verboth, oder die Gefährlichkeit ſelbſt, die Urſache dieſes Verfahrens der Kinder ſey.

Wir müſſen noch unterſuchen, ob das geoffenbahrte Wort des Herrn die Richtigkeit dieſer menſchlichen Neigung beſtärket. Wir konnen ganz ſicher voraus ſetzen, daß der Wille, die Handlungen und die Offenbahrungen des großen Gottes allemal einerley ſeyn müſſen; und wir können eben ſo ſicher als einen Grundſatz annehmen, daß dieſes allergerechteſte und allergütigſte Weſen niemals willens ſeyn könne, die geringſte Anreizung zur Sünde zu geben. Gott hat aber ſo wohl dem menſchlichen Geſchlechte überhaupt, als inſonderheit der jüdiſchen Republik, eine große Anzahl Geſetze ertheilet.

Wenn nun die Geſetze eine größere Anreizung zur Sünde machen: ſo müßte Gott, dem dieſe weſentliche menſchliche Neigung unmöglich verborgen ſeyn kann, nicht allein eine größere Luſt zur Sünde verurſachen, ſondern er würde ſelbſt zum Urheber der Sünde werden. Ich erſchrecke vor dieſen entſetzlichen Folgen, die doch in der That ihre Richtigkeit haben, ſo ſehr man ſie auch auf eine andre Seite herum zu drehen ſuchet, wenn die Menſchen in der That von Natur eine größere Luſt zu dem Verbothenen empfinden.

Man mag ſagen wie man will, daß nicht das Geſetz, oder der Geſetzgeber, ſondern unſre verderbte Natur der Grund der größern Anreizung zu dem Verbothenen ſey, nd daß ſie nur an dem Verboth Gelegenheit nehme: iese Folgen werden dadurch nicht aufgehoben. Ohne iese Gelegenheit würde dieſe größere Luſt nimmermehr ſchehen können. Wo aber eine Gelegenheit ſo noth- endig iſt, daß außer ihr die Sache niemals ausgeübet erden kann; ſo höret ſie auf eine Gelegenheit zu ſeyn: ndern ſie wird eine mitwirkende Urſache.

Ein menſchlicher Geſetzgeber hat ſich wenig zu be- mmern, ob ſeine Geſetze Urſache zur größern Anreizung ben oder nicht. Er fordert nur äußerlichen Gehor- am. Die Bewegungen der Herzen ſeiner Unterthanen, die ihm verborgen ſind, werden vor ihm niemals Sünde. Sie gehen ihm alſo nicht das geringſte an. Weit anders iſt es mit dem groſſen Gott, vor dem die Regungen unſrer Seelen ſo frey und entdeckt ſind, als alle unſre äuſſerlichen Handlungen, und vor dem ſie eben ſo wohl Sünde ſeyn, als der erfolgte Ausbruch unſrer Begierden.

Dieſer könnte alſo nach ſeinem allerheiligſten Willen dem Menſchen unmöglich eine Gelegenheit geben, ohne welche die gröſſere Begierde nicht erfolgen kann, wenn es mit dieſer weſentlichen menſchlichen Neigung ſeine unfehlbare Richtigkeit hätte. Weil nun das geoffenbahrte Wort des Herrn ſeinem allerheiligſten Willen unmöglich widerſprechen kann: ſo werden wir mit der Erklährung der Worte Pauli ohne Mühe zu Stande kommen können.

Der Apoſtel redet in dieſem ganzen Capitel von nichts, als von dem Unterſchied und von den Wirkungen des Geſetzes des alten und neuen Bundes. Nachdem er dieſes durch ein Gleichniß von einem Weibe, das ihrem Manne bey Lebzeiten eheliche Treue ſchuldig iſt, durch ſeinen Tod aber davon entbunden wird, erläutert hat: ſo erzählet er die Wirkungen des einen und des andern Geſetzes. Er ſagt, daß das Geſetz des alten Bundes, oder wie er ſich beſſer unten erkläret, des auswendigen Menſchen, keine andre Wirkung habe, als die Sünde zu erkennen, weil es ohne das Geſetz des neuen Bundes, oder des inwendigen Menſchen nicht erfüllet werden kann. Weiter will er nichts ſagen.

Es offenbahret ſich dieſes ganz deutlich in den erſten angeführten Worten: und die folgenden ſcheinen mir in der Grundſprache eine Bedeutung zu haben, die der gegenſeitigen Meinung wenig Schutz verſpricht. Es ſtehet im Griechiſchen das Wort κατεργάζομαι. Dieſes heiſſet aber bey den weltlichen Scribenten nichts weniger, als erregen. Es wird vielmehr allemal vor vollbringen, bewerkſtelligen, zu Stande bringen, machen, anbauen, gebraucht. Ja es heißt ſo gar beym Herodotus: überwinden: κατεργάσατο τῷ κύρῳ τὸ ἔθνος. Man kann aber allerdings ſagen, daß das Geboth allerley Luſt zu Stande bringet, oder werkſtellig macht, ohne daß man dem Menſchen eine ſo wunderliche natürliche Neigung aufheſten darf. Denn es iſt ſehr gewiß, daß wir in den meiſten Handlungen ohne das Geſetz weder Sünde noch Luſt erkennen würden; ſondern wir würden ſie in Gleichgültigkeit und Unſchuld vollbringen, ohne daran zu denken, daß hierbey Sünde oder Luſt ſtatt haben könne.

Wenn auch die Menſchen eine natürliche und weſentliche Neigung hätten, das Verbothene nur deſto eher zu begehen: ſo müſte unumgänglich folgen, daß wir dieſe Anreizung wider alles Verbothene ohne Unterſchied bey uns empfinden müſten. Wir müſten eine Anreizung zum Diebſtahl, zum Betrug, zum Ehebruch bey uns wahrnehmen. Allein, es geſchieht bey den meiſten Menſchen nichts weniger als dieſes. Es ſind eine Menge Geſetze vorhanden, wobey man ſicher wetten kann, daß eine groſſe Anzahl Menſchen niemals die geringſte Begierde empfunden haben, darwider zu handeln.

So bald unſre Seele eine Handlung ihrer Leidenſchaft nicht gemäß findet; ſo wird ſie nichts weniger, als Verlangen empfinden, ſie zu begehen. Wir wollen den Fall ſetzen, daß in einem Lande, wohin wir reiſen, eine gleichgültige Handlung verbothen ſey. Wenn wir von dieſem Verboth unterrichtet ſind: ſo wird uns nicht die geringſte Luſt ankommen, dieſe Handlung auszuüben. Wir müßten aber allerdings eine größere Anreizung verſpühren, wenn es mit dieſer menſchlichen Neigung ſeine Richtigkeit hätte.

Aus dem, was wir hier angeführet haben, veroffenbahret ſich zur Gnüge, daß eine natürliche Neigung des Menſchen, durch das Verboth zu dem Verbothenen nur deſto mehr angereizet zu werden, gar nicht die Urſache ſey, daß die Geſetze ſo ſchlecht befolget werden. Wir können mit weit beſſern Grunde die Heſtigkeit unſrer unordentlichen Leidenſchaften als die Urſache anſehen. Durch die Geſetze und durch die Strafen werden zwar die Ausbrüche unſrer Begierden im Zaum gehalten: die Begierden ſelbſt aber werden dadurch aus unſrer Seele nicht ausgerottet.

So bald ſie alſo die geringſte Gelegenheit wahrnehmen: ſo ergreifen ſie dieſelbe begierig, ſich zu vergnügen. Wenn wir ſehen, daß ein andrer die verbothene Handlung ausübet, wenn wir die Hoffnung haben können, ſie geheim zu halten, oder wenn ſich noch eine andre Leidenſchaft mit der vorigen vereiniget: ſo werden die Begierden ſtarker als die Geſetze, und in der Hitze der Leidenſchaften denkt die Seele nicht einmal an die Geſetze.

Unſre Leidenſchaften müſſen durch uns ſelbſt aus unſrer Seele ausgerottet werden. Geſetze und Verbothe können hierzu nichts beytragen. Die Vernunft muß das Zepter über dieſe Verwegenen führen, wenn ſie gehorchen ſollen. Sie muß aber niemals ſtraucheln, das iſt, wir müſſen einen richtigen Gebrauch der Vernunft erlangt haben, und ſie muß dieſe frechen Rebellen aus dem Grunde kennen, wenn ſie ihr das Zepter nicht aus den Händen reiſſen ſollen.

Ein Prinz muß in der Regierungs-Kunſt erzogen ſeyn; er muß ſchon in ſeiner Jugend die Stärke und Schwäche ſeines Staats und die Neigungen ſeiner Unterthanen begriffen haben, wenn er die Beherrſchung ſeines Landes mit Ruhm führen, und wenn er dieſe nicht erſt durch Erfahrung und Schaden erlernen ſoll. Eben ſo iſt es mit der Herrſchaft über unſre Leidenſchaften. Die Vernunft muß ſchon in unſrer Kindheit zubereitet ſeyn, über die Leidenſchaften zu herrſchen. Sie muß die Stärke und Schwäche dieſer ihrer ungehorſamen Unterthanen, die ſich ihr beſtändig zu widerſetzen ſuchen, bey Zeiten eingeſehen haben.

Wenn ſich die Vernunft erſt in unſern reifern Jahren des Thrones bemächtigen will, der ihr von Rechtswegen gebühret: ſo iſt ſie nicht allemal im Stande, dieſe Verwegenen zu zwingen. Ehe ſie es ſich verſiehet: ſo haben ſie ihr das Zepter entriſſen, das ſie aus Unerfahrenheit mit ſchwacher Hand führet.

Allein, die mehreſten Aeltern beſitzen die Fähigkeit am wenigſten ihren Kindern einen richtigen Gebrauch ihrer Vernunft, und die Kenntniß und Bezwingung ihrer Begierden beyzubringen. Das böſe Beyſpiel, das ſie ihnen geben, wirket vielmehr das Gegentheil. Die öffentlichen Schulen, die ihre Aufmerkſamkeit am meiſten hierauf richten ſolten, weil es vor uns ſelbſt und den Staat nützlicher iſt, daß wir vernünftige Menſchen, als daß

daß wir Gelehrte ſind, denken hieran nicht: und größtentheils ſind auch die öffentlichen Schullehrer nichts weniger als hierzu geſchickt.

Ich habe längſt angemerket, daß die Welt hierinnen eine ganz verkehrte Verfaſſung hat. Diejenigen ſo in öffentlichen Schulen arbeiten, ſolten billig aus den gelehrteſten, witzigſten und klügſten Männern beſtehen, und ein jeder Dorfſchulmeiſter ſolte ein wahrhaftiger Sittenlehrer ſeyn, wenn man die allgemeine Wohlfarth der Menſchen und eines jeden Staats ins beſondere, recht vor Augen haben welte. Die Prediger hingegen könnten ſchon weniger Fähigkeit beſitzen. Denn es iſt weit leichter, einen richtigen Gebrauch der Vernunft und die Herrſchaft über die Leidenſchaften in den Menſchen zu erhalten, als ihnen dieſes erſt beyzubringen. Es iſt ſehr gewiß, daß die Geſetze weit mehr befolgt werden würden, wenn nur dergleichen Verfaſſung in der Welt eingeführet wäre.

III.

Beweiß, daß alle Menſchen gleich glücklich ſind.

Wir können öfters durch alle unſre Vorſicht die Unglücksfälle nicht abwenden; und Elend, Armuth, Krankheit, Mangel des Leibes befallen uns, ohne daß wir die geringſte Urſache darzu gegeben haben. Es iſt unläugbar, daß uns dasjenige nicht die geringſte Schande macht, deſſen Verbeſſerung oder Abwendung nicht in unſrer Gewalt geſtanden hat. Nur die Laſter ſolten unſre Beſchämung erregen, weil deren Abänderung in unſern Kräften ſtehet. Dennoch aber werden wir Menſchen alles Unglück, das uns drücket, wenn es ſeiner Natur nach nicht bekannt werden muß, ſorgfältigſt geheim zu halten ſuchen.

Die Eigenliebe iſt die Urſache dieſes Verfahrens. Dieſer Bewegungs-Grund aller unſrer Handlungen treibet uns beſtändig an, unſre Glückſeligkeit zu befördern. Es ſey nun, daß eine wahre oder eine Schein-Glückſeligkeit der Endzweck ihres Beſtrebens iſt: ſo muß ihr doch allemal ſchmerzlich fallen, wenn ſie ihr vorgeſetztes Ziel nicht erreichet. Noch mehr aber muß ſie gerühret werden, wenn ſie das Gegentheil von dem betrifft, das ſie ſich ſo eifrig angelegen ſeyn läßt. Weil es Gott nicht gefallen hat, vor einen jeden Menſchen eine beſondre Welt zu erſchaffen: ſondern ihm eine unzählige Menge vernünftige Geſchöpfe ſeiner Art an die Seite zu ſetzen: ſo iſt es offenbar, daß wir demſelben nicht verwehren können, über unſre Beſchaffenheit und Umſtände in ihren Gedanken zu urtheilen. Unſer Vorzug und unſer Anſehen beruhet lediglich auf der Meinung, die dieſe Nebengeſchöpfe von uns haben. Dieſe konnen nur aus dem äußerlichen Schein, und aus dem, was wir ihnen von uns bekannt werden laſſen, ein Urtheil fallen. Alles Unglück aber als ein Mangel der Vollkommenheit erniedriget uns. Man ſiehet alſo, warum die Eigenliebe ſo ſorgfältigſt bemühet iſt, alle Unglücksfalle geheim zu halten.

Wir durfen uns alſo durch den äußerlichen Schein nicht verführen laſſen, zu glauben, daß dieſer oder jener vollkommen glücklich ſey. Es iſt ganz und gar unmöglich, in dieſer Welt eine vollkommene Glückſeeligkeit zu erlangen. Wenn jener blinde egyptiſche König durch einen vollkommen glücklichen Menſchen ſein Geſicht hätte wieder erhalten ſollen: ſo würde er die ganze Welt vergeblich durchwandert haben. Allein, da er nur zu einer getreuen Frau gewieſen war; ſo fand er noch in einer elenden Hütte, das, was er ſuchte; nachdem er ſeine Gemahlin und alle Weiber ſeines Königreichs vergeblich bemühet hatte.

Niemand wird ſich einfallen laſſen, mir hierinnen zu widerſprechen. Alle Welt iſt mit mir einig, daß einem jeden Menſchen an ſeiner Glückſeeligkeit etwas abgehe. Mich deucht nicht, daß wir beſtimmen können, ob dieſer

Mangel der Glückſeligkeit bey einem gröſſer ſeyn, als bey em andern.

Wenn wir von der Gröſſe des Unglücks, das einen ndern drückt, richtig urtheilen wollen: ſo müßten wir ns in denſelben verwandeln können. Wir müßten ſeine Natur benebſt dem Unglücke zu übernehmen vermögend yn. Ohngeachtet wir ſelbſt eben dieſes Unglück ausge- anden haben: ſo werden wir doch hierdurch nicht fähig, en der Gröſſe deſſelben bey einem andern zu urtheilen. Ein ſorgloſer Sanguineus kann ein Unglück ſehr gering alten, das ein empfindlicher Cholericus als das gröſte ines Lebens anſiehet.

Da wir nun den Mangel der Glückſeligkeit auszu- meſſen ganz und gar unfähig ſind: ſo iſt es vernünftiger, wenn wir glauben, daß alle Menſchen gleich glücklich ſind. Ich habe ſo viel wichtige Gründe vor mir, daß ich mich getraue, meine Leſer von der Richtigkeit dieſes Satzes in der Folge zu überführen.

Ich würde mich nicht unterſtehen, meinen Satz nur vor wahrſcheinlich auszugeben, wenn die zeitlichen Güter die Glückſeligkeit ausmachten. Der Ueberfluß in einem Hauſe und die Ehre würden alsdenn die Gewichte ſeyn, wornach man die Glückſeligkeit abwiegen müßte: und wir würden im Stande ſeyn, auf die glücklichen Menſchen mit Fingern zu zeigen. Allein, wir ſind allzuſehr überzeugt, daß die Reichthümer und das Unglück in einem Hauſe zuſammen wohnen können: und wir wiſſen, daß die Ehre und der Ueberfluß nicht hindern, von einer ſchmerzlichen Krankheit, oder von einem nagenden Verdruſſe gemartert zu werden.

Die Glückſeeligkeit muß alſo ſonder Zweifel in einer ganz andern Sache beſtehen. Wenn wir uns ſelbſt kennen, wenn wir würdige Begriffe von unſrer Seele als einem unſterblichen und unkörperlichen Weſen haben; wenn wir wiſſen, daß dieſes der vornehmſte Theil von uns iſt: ſo muß uns ohne Schwierigkeit beyfallen, daß wir die Glückſeeligkeit allein bey dieſem geiſtigen Weſen ſuchen müſſen. Es iſt dannenhero ganz leicht begreiflich, daß dieſe Glückſeeligkeit lediglich in der Ruhe und Zufriedenheit unſrer Seelen beſtehe.

Nachdem wir den Grund der Glückſeeligkeit wiſſen: ſo iſt es außer Streit, daß die Großen und Reichen dieſer Welt vor dem Pöbel und Armen keinen Vorzug haben. Sie ſind allen Zufällen unterworfen, die die Seele beunruhigen: und es iſt aus dem obigen klar, daß wir keine Grade der Unzufriedenheit beſtimmen können.

Ich getraue mir faſt zu behaupten, daß die Großen dieſer Welt der Gemüths-Unruhe und der daher fließenden Unglückſeeligkeit mehr unterworfen ſind, als die geringſten Menſchen.

Unſer Ehrgeiz und die daherrührende Empfindlichkeit, wächſet nach der Maaße, wie unſer Stand ſteiget. Die Erfahrung beſtätiget dieſe Wahrheit, und die Natur unſrer Seele läßt nicht den geringſten Zweifel übrig. Die Eigenliebe wird uns allemal zu überreden wiſſen, daß die größten Würden, in die man uns erhebt, eine gerechte Belohnung unſrer Verdienſte ſind. Wir fordern dannenhero immer mehr und mehr Achtbarkeit, als einen Zoll, den man uns ſchuldig iſt. Wir ſuchen immer höher zu ſteigen, weil wir unſre Eigenſchaften hierzu berechtiget halten: und es muß uns allerdings ſehr nahe gehen, wenn wir glauben, daß unſre vermeinten Rechte in keinen Betracht gezogen werden.

Eben ſo beſchäftigt iſt die Eigenliebe, wenn uns die Geburth die höchſten Würden mitgetheilet hat. Sie weiß uns zu verſichern, daß ein ſo hoher Rang niemand würdiger als uns habe treffen können, und wir denken endlich, daß unſern Eigenſchaften noch mehr gebühre, als uns das Glück zugeworfen hat. Unſer Ehrgeiz wird demnach angereizet, immer mehr zu begehren: und weil wir denſelben ſelten erfüllen können; ſo muß hieraus ein ſehr empfindlicher Verdruß erwachſen.

Die Unglücksfälle, welche die Groſſen dieſer Welt betreffen, ſind auch von der Natur, daß ſie die Seele weit heftiger verunruhigen, als das Elend und die Noth, ſo die geringſten Menſchen verfolgen. Je bekannter dergleichen Begebenheiten ſind, deſtomehr leidet der Ehrgeiz dabey. Der Verluſt einer Schlacht, die Abtretung eines kleinen Strich Landes, können einem Monarchen ſchmerzlicher ſeyn, als der Mangel des nöthigen Unterhalts, den wir in den Strohhütten antreffen.

Wenn ein Fürſt dergleichen Vorfälle nicht erlebet: ſo iſt er deshalb nicht glücklicher. Sein Ehrgeiz wird eben ſo empfindlich gerühret werden, wenn er ſeine Abſichten aus Furcht vor einem Mächtigern nicht ausführen kann, als wenn er zwo Feldſchlachten verlöhre. Ein Weichling aber, der, über der Begierde zu den Wollüſten, ſich der Regierung ſeiner Unterthanen wenig annimmt, kann auch mitten in ſeinem Wohlleben den ſchmerzlichſten Verdruß vor ſeine Seele finden. Der Koch kann das

Leib Eſſen verſalzen, er kann mit ſeiner Gemahlin oder Maitreſſe tauſenderley Verdruß haben, und dieſes wird ihm eben ſo ſehr ſchmerzen, als die widrigen Begegniſſe, die von der Beherrſchung großer Länder unzertrennlich ſind.

Außer dieſem Verdruße, den die Großen dieſer Welt zum voraus haben, ſind ſie, wenn ich den Mangel ausnehme, allen Unglücksfällen unterworfen, die über den Häuptern des Pöbels ſchweben. Die Krankheiten haben keine Ehrfurcht vor den höchſten Würden dieſer Welt; und ſie ſind eben ſo wohl tauſenderley Verdruß in ihrer Familie ausgeſetzt, als die Geringſten des Landes. Man ſiehet alſo hieraus ſonnenklar, daß die Hoheit des Standes und der Reichthum die Menſchen nicht glücklicher machen.

Dieſe Wahrheit iſt zu allen Zeiten erkannt worden. Seneca *) hat die Großen dieſer Erden mit den Comödianten verglichen. Er behauptet, daß die einen nicht glücklicher wären, als die andern. Gleichwie die Comödianten auf der Schaubühne allen Vorzug genießen, den die geborgten Kron und Zepter erfordern: ſo hätten auch diejenigen, ſo der Purpur umgiebt, in der Comödie unſers Lebens tauſend Vorrechte vor allen andern Menſchen. Allein, man dürfe die einen ſo wohl als die andern nur außer dieſen äußerlichen Zierrathen betrachten: ſo würde aller Unterſchied und der Vorzug der Glückſeligkeit dahin fallen.

Gott iſt das allervollkommenſte Weſen. Mit dieſer Vollkommenheit ſind die allerhöchſte Gerechtigkeit und

Gütig

---

*) Epiſt. 76.

Gütigkeit unzertrennlich verknüpft. Nach dieſen Eigenſchaften muß er gegen alle Menſchen eine gleiche Liebe haben. Wo bliebe aber dieſe gleiche Liebe, wenn dieſer allerweiſeſte Schöpfer einen Menſchen in der Welt in der That glücklicher machte als den andern? Würde nicht Gott denen ungerechten Vätern gleich werden, die ein Kind zärtlich lieben, und das andre ohne Urſache haſſen? Nein, ich kann nicht die Verwegenheit haben, das allervollkommenſte Weſen einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen.

Ich kann mich alſo ohnmöglich überreden, daß ein Menſch vor dem andern einen Vorzug in der wahrhaftigen Glückſeligkeit genieße. Der Unterſchied der Stände rühret eigentlich nicht aus Gottes ausdrücklichen Verordnungen her. Weil wir laſterhaftig genug waren, um Beherrſcher zu bekommen, ſo hat Gott dieſe vor unſre Bosheit nöthige Einrichtung zugelaſſen. Allein, wie lächerlich würde es ſeyn, wenn wir behaupten wolten, daß wir durch unſre Laſter die vollkommenen und unveränderlichen Eigenſchaften Gottes vermindert hätten, daß dadurch ſeine Gerechtigkeit und Gütigkeit, und die daraus unmittelbar fließende gleiche Liebe gegen alle Menſchen abgeändert worden wäre. Es müſte aber dieſes in der That geſchehen ſeyn, wenn der Unterſchied der Stände einen Menſchen wahrhaftig glücklicher machte, als den andern. Ich entſehe mich zu glauben, daß jemanden dergleichen Gedanken einfallen können.

Mein Satz beleidiget die allerweiſeſte Vorſehung Gottes im geringſten nicht, ohngeachtet der Unterſchied der Stände von ſeiner ausdrücklichen Verordnung nicht ab-

abhängt: ſo beruhet es doch allerdings bey ſeiner weiſen Vorſehung, die Menſchen in einen Stand zu ſetzen, den ſeine allerhöchſte Weisheit vor gut befindet. Die Bosheit des jüdiſchen Volks verlangte einen König; dennoch aber behielt es Gott ſeiner Vorſehung vor, wem er dieſe Würde zutheilen wolte. Ich ſündige alſo gar nicht, wenn ich den heutigen Unterſchied der Stände Gottes ausdrücklichen Verordnung nicht zuſchreibe.

Allein, die Menſchen, die Gottes Vorſehung in einen höhern Stand ſetzet, werden dennoch nicht glücklicher. Die gleiche Liebe des Höchſten gegen alle Menſchen wird dadurch nicht aufgehoben. Er giebt nur den Hohen dieſer Welt in der Wanderſchaft unſers Lebens einen übergüldeten Stab in die Hände. Dieſer Glanz vermehret aber den Nutzen des Stabes im geringſten nicht. Er ſoll die Müdigkeit des Reiſenden unterſtützen. Hierzu kann nichts als die Feſtigkeit und Stärke des Stabes etwas beytragen. Der geringſte Bettler kann von dem ſeinigen eben die Dienſte erwarten, die der Wanderſtab des höchſten Monarchen leiſtet.

Der unvergleichliche Voltaire drückt eben dieſes mit andern Gedanken aus. Sie ſind ſo ſchön, daß ich ſie meinen Leſern nicht vorenthalten darf. Ich will eine freye Ueberſetzung davon machen (*):

Das Glück, das jeder ſucht iſt einem Hafen gleich;
Der Wind iſt ungewiß, das Meer an Klippen reich,
Gott ſetzet jeglichen in einen leichten Nachen,
Um ſich dem fernen Strand zur Landung nah zu machen.

---

*) Epitre de l'egalité des conditions.

Die Mittel ſind ganz gleich, man wird auch gleich beſtürmt:
Was hilft es, wenn der Sturm die wilden Fluthen thürmt,
Ob ein gemahlter Kahn von Purpur Glanz ſtrotzet,
Und ob ein ſeidner Fahn den hohen Maſt-Baum zieret?
Kein Wind iſt [illegible], ſo wie des Bettlers Kahn,
Schmeißt er des Königs Jacht an Fels und Sand-Bank an.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß ſich die gleiche Liebe Gottes gegen alle Menſchen auf dieſes zeitliche Leben nicht erſtrecke, daß ſeine allerhöchſte Gütigkeit und Gerechtigkeit nur haben wolle, daß wir den vornehmſten Endzweck unſers gegenwärtigen Lebens, nämlich eine ewige Glückſeligkeit, ohne Unterſchied erhalten ſollen.

Ich würde keinen Augenblick Anſtand nehmen, wegen dieſes Einwandes meinen ganzen Satz zu wiederrufen, wenn nur nicht dieſe, nach ihrer Meinung glücklichern Menſchen, ſich auf die künftige Aeuſſerung der gleichen Liebe Gottes gegen alle Menſchen, nämlich auf den ſeligen Zuſtand nach dem Tode, keine Rechnung zu machen hätten.

Allein, da der allgemeine Ruf Gottes zur Seligkeit eben ſo wohl an ſie ergangen iſt, als an alle übrige Sterbliche: da ſie alle Mittel in Händen haben, die zu dieſer ewigen Glückſeligkeit beförderlich ſind: und da der vermeinte unglückliche Theil der Menſchen hierinnen nicht das geringſte zum voraus hat: ſo kann ich dieſe Meinung der vollkommenen Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht gemäß halten.

Wie würde der Bettler darzu kommen, daß eine Menge andrer Menſchen vor ihm einen ſo groſſen Vorzug in der wahrhaftigen Glückſeligkeit dieſes zeitlichen Lebens hätten? Würde er nicht zu Gott ſagen können: Groſſer Gott! was habe ich dir gethan, daß du dieſe allhier glücklicher machſt als mich? Haben ſie nicht eben die Mittel und die Hofnung zur Seeligkeit, die ich habe? womit haben ſie aber einen ſo groſſen Vorzug verdienet?

Eben ſo wenig wird man fortkommen, wenn man dieſem Bettler eine gröſſere Belohnung in jener Welt zugeſtehen wolte. Die ſogenannten glücklichern Menſchen würden nicht unbillig Gottes Gerechtigkeit und Gütigkeit vor ſich anrufen können. Sie würden ſagen, daß es bey ihnen nicht beruhet hätte, ſich in einen hohen Stand in der Welt zu ſetzen. Sie hätten ſich Gottes weiſe Verſehung, die dieſes alſo beliebt hatte, gefallen laſſen müſſen. Sie konnten aber dadurch keinen Abbruch an ihrer Seeligkeit leiden: da ſie eben ſo viel Glauben und Liebe gehabt hätten, als dieſer Bettler.

Man wird weit ſchwächere Waffen gegen mich gebrauchen, wenn man ſagen wolte, daß die Glück und Unglückſeeligkeiten in dieſer Welt bereits Belohnungen und Strafen des allerhöchſten Richters wären. Die tägliche Erfahrung muß uns offenbar das Gegentheil beweiſen. Es giebt auch vornehme und reiche Böſewichter, die ſich in allen Sünden und Laſtern herum wälzen, und die nach der gegenſeitigen Meinung einen groſſen Vorzug in der Glückſeeligkeit dieſes Lebens haben. Niemand aber wird ſo unſinnig ſeyn, zu behaupten, daß Gott die Laſter belohne. Man ſiehet alſo klärlich, daß es die gleiche Liebe Gottes gegen alle Menſchen auf keinerley Weiſe leide, daß jemand vor andern einen Vorzug in der zeitlichen Glückſeligkeit genieſſe.

Ein Unglück, es ſey ſo groß als es wolle, wird unendlich durch die Gewohnheit erträglich. Wir erfahren dieſes in den langwierigen Krankheiten unſers Lebens; und die Seele macht ſich endlich mit dem verhaßten Bilde, das ihren Verdruß verurſachet, durch einen täglichen Umgang ſo gemein, daß ihr daſſelbe nicht mehr halb ſo erſchrecklich vorkommt, als da es ſich zum erſtenmal zeigte.

Weil unſre Glückſeligkeit lediglich auf der Zufriedenheit und Beruhigung unſrer Seelen beruhet; ſo müſſen wir alſo von einer Menge Menſchen, die uns unglücklicher, als andre ſcheinen, nicht nach dem äuſſerlichen Schein urtheilen. Ihre Seelen können, ohngeachtet der Laſt, die ſie drücket, der Beruhigung ſo nahe ſeyn, als das Gemüth eines Menſchen, den wir vor ſehr glücklich halten. Die Gleichheit der Glückſeligkeit aller Menſchen offenbaret ſich alſo auch hieraus ganz klärlich.

Man wird mir vielleicht dieſe Menſchen ſelbſt entgegen ſtellen. Man wird ſie vor mir öffentlich bekennen laſſen, daß ſie unglücklicher ſind als etliche Millionen andre Menſchen: und ſo wird man glauben, meinen Satz auf einmal über den Haufen geworfen zu haben. Ich erſchrecke aber vor dieſer Bemühung gar nicht: und ich zweifle nicht, meinen Satz auch wider dieſes Bekenntniß zu retten.

Dieſes Zeugniß kann wider mich nicht gelten. Ich habe eben angezeiget, daß wir ganz und gar unfähig ſind, von der Größe eines Unglücks, das einen andern betrift, zu urtheilen. Diejenigen alſo, die ſich vor unglücklicher als andre achten, können etwas vor leicht halten, das demjenigen ſchmerzlich genug fällt, der es erdulden muß. Selbſt bey einem Wechſel würden ſie ſich nicht wohl befinden. Ohngeachtet ihr Gemüth vielleicht geſchickter wäre, die neue Art des Unglücks zu ertragen: ſo würde ihnen doch die Ungewohnheit daſſelbe weit unerträglicher machen, als ihnen ihr altes nicht geweſen iſt. Ich bin dennoch ſehr verſichert, daß ſie alle zu einer abermaligen Umwechſelung ohne Verzug ſchreiten würden.

Ich komme nun auf einen Beweiß, der meinen Leſern das Lächerliche in der gegenſeitigen Meinung ſonnenklar zu Tage legen ſoll.

Man muß mir erlauben, noch einmal zu wiederholen, daß die wahrhaftige Glückſeeligkeit in der Beruhigung und Zufriedenheit unſrer Seelen beſtehe. Wenn wir nun einen Augenblick ſetzen, daß die Reichen und Hohen dieſer Welt in der That glücklicher ſind, als der Pöbel, und unzählige andre Menſchen: ſo folgt unwiderſprechlich, daß es der Pöbel in der Beruhigung und Zufriedenheit ſeiner Seelen niemals ſo weit bringen können, als diejenigen, denen Gott Reichthum und eine erhabne Würde zugetheilet hat. Gleichwie aber dieſes der geſunden Vernunft und der täglichen Erfahrung zuwider iſt: ſo würde dieſes allein hinlänglich ſeyn, meinen Satz völlig zu beweiſen.

Ein vernünftiger Mann muß öfters erſtaunen, wenn er die wunderlichen Folgen betrachtet, die aus Meinungen ganz natürlich fließen, welche täglich in der Welt vertheidigt werden. Wenn die Meinung, der ich mich entgegen ſetze, der Wahrheit gemäß wäre, ſo wäre es unwider

ſprech

ſprechlich gewiß, daß der Unterthan niemals den hohen Grad der Zufriedenheit erreichen könne, den ſein Monarch beſitzet. Ein Korporal dürfte niemals daran gedenken, daß es möglich ſey, ſein Herz in die Hoheit der Beruhigung zu ſetzen, worinn ſein General das Lager erhält. Die Bauren auf ihren Pfingſt-Tänzen würden niemals ſo vergnügt ſeyn, als ihr Edelmann, wenn er einmal ſeine adelichen Herren Nachbarn bewirthet. Selbſt mein Kutſcher, dieſer ehrliche Mann, deſſen Geſichts-Bildung von ſeiner Gemüths-Ruhe zeuget, würde es doch hierinnen ſo weit nicht bringen können, als ich.

Ich bin ſehr verſichert, daß alle vernünftige Leute des Gegentheils von dieſen ungereimten Folgen überzeugt ſeyn werden. Der Schnitter gehet vielleicht allemal vergnügter an ſeinen Acker, als der Monarch den Befehl an ſeine Armee zum Aufbruch ertheilet. Der Korporal und der Gemeine befinden ſich vielleicht ruhiger auf ihren Poſten, als der General, wenn er die Anordnung zum morgenden Sturm anſetzt. Der Groß-Knecht aber, wenn er um ſeine Pfingſt-Mage tanzt, hat gewiß allen Kummer ſo weit hinter ſich gelaſſen, daß es ihm ſein Junker auf ſeinem adlichen Ball nimmermehr gleich thun wird. Ich ſelbſt, ohngeachtet die Ruhe meiner Seelen ſeit geraumer Zeit meine größte Sorgfalt iſt, unterſtehe mich doch nicht zu behaupten, daß ich vor einem Menſchen in der Welt, am allerwenigſten aber vor meinem Kutſcher hierinnen einen Vorzug habe.

Wenn ich mich den Sommer auf dem Lande befinde: ſo muß ich allemal die allerhöchſte Weisheit Gottes bewundern, daß er gewußt hat, alle Stände in der Welt, und auch die Geringſten mit dem Höchſten gleich glückſelig zu machen. Ich ſehe mehr als eine Schaar des Tages mit vergnügten Mienen und heitern Geſichtern an die mühſamſte und beſchwerlichſte Arbeit gehen. Wenn ich des Abends ſpazieren gehe: ſo hat ſie die Hitze des Tages und die Länge der Arbeit noch nicht verdrießlich gemacht. Sie ſind noch eben ſo luſtig, als ſie bey ihrem Ausgange waren.

Was ſolte mich abhalten, zu glauben, daß ſie eben ſo glücklich ſind, als ich und als die Vornehmſten dieſer Welt. Beſtehet die Glückſeligkeit in zwey Gerichten, davon ich des Tages mehr eſſe: ſo bekenne ich, daß ich eine elende Glückſeligkeit beſitze. Nein, ich habe würdigere Begriffe von der Glückſeligkeit. Nur ein ſo weiſes und vollkommenſtes Weſen, als Gott, iſt im Stande geweſen, den geringſten aber auch den beſchwerlichſten Stand mit dem höchſten in gleicher Glückſeligkeit zu erhalten.

Indem ich den Grund der Glückſeligkeit der Menſchen in die Zufriedenheit der Seele ſetze: ſo verſtehet es ſich von ſelbſt, daß ich von Menſchen rede, die einen richtigen Gebrauch ihrer Vernunft haben. Ich mache dieſe Erinnerung deshalb, damit man ſich nicht auf die Unſinnigen, als eine Sorte Menſchen beruft, die in der Ruhe ihrer Seelen, und alſo in der Glückſeligkeit vor vielen andern einen großen Vorzug haben. Es iſt wahr, die Mittelſorte zwiſchen den Schwehrmüthigen und Raſenden, die man gemeiniglich die Unſinnigen nennet, ſcheinen beſtändig die Gemüthsruhe zu genieſſen. Nichts rühret ſie und ihre Gedanken ſind mit eitel angenehmen Dingen erfüllet.

Allein, man kann nicht ſagen, daß dieß Unglückſeligen eine Zufriedenheit ihrer Seelen beſitzen. Weil ihre Seele verhindert wird, die Kräfte, die ſie hat, in ihrem Körper auszuüben, ſo kann hier der Nahme eines Menſchen faſt nicht ſtatt haben. Ihre Seele iſt mit ſchweren Ketten gefeſſelt, und es mangelt ihnen das vornehmſte Stück eines Menſchen, nämlich der freye Wille. Die Zufriedenheit aber kann ohne dem freyen Willen nicht Platz finden.

Endlich ſind wir alle gleich glücklich, weil wir alle gleiche Mittel in Händen haben, zur Glückſeligkeit zu gelangen. Der Monarche hat hierinnen vor dem geringſten Hirten ſeiner Länder keinen Vorzug. Wir können alle zu einem gewiſſen Grade der Zufriedenheit unſrer Seelen gelangen. Keine Gewalt und kein Unglück iſt ſo kräftig, uns dieſe Mittel zu entziehen. Sie ſind in uns ſelbſt. Wir dürfen ſie nicht von der Hülfe eines andern erwarten; Gott hat eine Seele wie die andre damit ausgerüſtet.

Die Vernunft iſt es allein, die die Zufriedenheit unſrer Seelen befördert. Wir müſſen klug werden. Wir müſſen in uns ſelbſt ein Reich über unſre Leidenſchaften und Begierden errichten. Dieſe Herrſchaft iſt weit glücklicher, als der ſchimmernde Thron der höchſten Monarchen. Sie verſchafft uns die Zufriedenheit unſrer Seelen die wahrhaftige Glückſeligkeit, welche Kron und Zepter zu wirken nicht vermögen.

Wir beſitzen alle gleiche Kräfte, dieſen glücklichen Thron zu beſteigen. Der Tagelöhner kann ohne Mühe einſehen, daß er mit aller ſeiner Ehrſucht, und mit aller Kränkung, die er ſich hierüber macht, kein Edelmann werden wird. Wenn er alſo klug iſt: ſo iſt er mit dem knotterichten Wanderſtabe des Lebens, den ihm Gott in die Hände gegeben hat, zufrieden. Er kränkt ſich nicht vergebens, daß er nicht einen gemahlten Stab von der Hand des Herrn empfangen habe, weil ihm der eine ſo viel Dienſte thut, als der andre. So unvernünftig der Pöbel in vielen Handlungen ſcheinet; ſo traue ich ihm doch zu, daß er hierinnen ſeine Vernunft richtig gebrauche. Die beſchwehrliche Arbeit die er ohne dem geringſten Verdruß verrichtet, überzeuget mich, daß er die Mittel anwenden müſſe, die ihm Gott zu ſeiner Beruhigung und zu ſeiner Glückſeeligkeit an die Hand gegeben hat.

Nur eine groſſe Menge andrer Leute, die ſich ihrem Stande nach von dem Pöbel unterſcheiden, begehren ſich dieſer glücklichen Mittel nicht zu bedienen. Ob ſie gleich alle Bequemlichkeit des Lebens haben; ſo bemühen ſie ſich doch gar nicht, die Ruhe ihrer Seelen zu befördern. Sie ſind alſo nicht glücklicher, als die Einwohner der elendeſten Hütten, die Noth und Armuth drücket. Den Vorzug, den ſie auf der einen Seite vor dem Pöbel haben, reiſſen ſie auf der andern Seite mit ihren eignen Händen wieder ein.

Wenn wir unſre ungemeſſene Ehrſucht bezwängen; wenn wir dem Neid und der Begierde zur Verfolgung andrer nicht ſo viel Raum in unſrer Seele lieſſen, wenn wir den Geiz und die ungerechte Haabſucht nach fremden Güthern vermieden; wenn wir die Hoffarth und die Verſchwendung mäſſigten, die öfters unſre Armuth verurſachet; wenn wir die Unmäßigkeit und die unordentliche Liebe unterdrückten, die uns allerley Krankheiten und Verdruß zuziehen: ſo würde man vielleicht ſtärkere Waffen haben, meinen Satz zu beſtreiten.

Unterdeſſen wünſche ich, daß ſich ein jeder alles Ernſtes beſtreben möge, den Pöbel, wie am Stande, alſo auch an der wahren Glückſeligkeit zu übertreffen. So bald als ſich der gute Erfolg hiervon zu Tage legen wird: ſo werde ich meinen Satz mit Vergnügen wiederrufen, wenn ich auch überzeugt wäre, daß deſſen wichtigſte Gründe dadurch noch nicht aus dem Wege geräumet würden.

IV.

Unterſuchung,

Ob der Religions-Haß vernünftig ſey?

Der gröſte Theil der Menſchen pflegt diejenigen äuſſerſt zu haſſen, die in den Glaubens-Lehren nicht mit ihnen einerley Meinung ſind. Zu allen Zeiten haben ſich die Menſchen von dieſem Haſſe hinreiſſen laſſen. Mit was vor Abſcheu wurde nicht der Gottesdienſt der Jüden von allen benachbarten Heiden angeſehen? Was vor Kriege haben dieſe nicht deswegen wider ſie erreget; und was vor eine Menge Iſraeliten haben ſie nicht vor die Ehre ihrer falſchen Götter hingerichtet.

Wie grimmig hat ſich nicht der Haß der Heiden und Juden wider die erſten Chriſten erwieſen; und mit was vor Grauſamkeit ſind nicht mehr als zwey Jahrhunderte wider ſie erfüllet worden? Was hat nicht der, wider einander entbrannte, Haß der Arianer und Rechtgläubigen vor Menſchen-Blut vergoſſen, nach der Maaße, wie dieſe oder jene die Oberhand hatten? Wie viel Menſchen hat nicht der Haß wegen des Bilder-Stürmens in der griechiſchen Kirche aufgerieben.

Was hat nicht Mahomed und ſeine Nachfolger vor Tyranney wider diejenigen ausgeübet, die ſeine Lehre nicht haben annehmen wollen? Und was hat nicht endlich die Religions-Spaltung, und der daraus entſpringende Haß in den letzten Zeiten vor eine unzählbare Menge Menſchen aufgeopfert? England, die Niederlande, Spanien, Italien und Frankreich können in den Geſchichts-Büchern die erſchrecklichſten Mordſpiele, und die grauſamſte Hinrichtung einer Menge ihrer Mitbürger zum Beweiß ausführen, was vor betrübte Wirkungen der Religions-Haß nach ſich ziehet.

Selbſt die gröſten Könige, die klügſten Staatsmänner, die in tauſend andern Gelegenheiten ein großmüthiges und bewegliches Herz geoffenbaret haben, ſind dennoch durch den Religions-Haß zu unerhörten Grauſamkeiten bewogen worden; und die vernünftigſten Gelehrten, die an vielen andern Orten zu erkennen gegeben haben, wie ſehr ſie von der Nothwendigkeit der Menſchenliebe überzeugt ſind, haben dennoch in ihren Schriften den grimmigſten Haß wider ihre gegenſeitigen Religions-Verwandten zu erkennen gegeben.

Verdammlicher Religions-Haß! was vor entſetzliches Unheil haſt du nicht in der Welt angerichtet, und was vor eine Menge vernünftiger Menſchen haſt du nicht mit deinem grauſamen Eifer erfüllet?

O ſuperſtition! tes rigueurs inflexibles
Privent d'humanité les cœurs les plus ſenſibles.
Voltaire Traged. Mahom.

Eine jede Religion ohne Unterſchied, oder vielmehr der gröſte Theil ihrer Anhänger, haben ſich in allen Zeiten von dieſem Haſſe einnehmen laſſen. Zwar ſo lange eine Religion, oder Sekte, noch in ihrer Geburth geweſen iſt, und wenn ſie in einem Lande Verfolgung erlitten hat: ſo haben ihre Mitglieder allemal die richtigſten Begriffe von dem Religions-Haſſe zu erkennen gegeben. Sie haben um Menſchenliebe, um Vernunft, um Billigkeit, um Toleranz, um Gewiſſens-Freyheit gerufen; und ſie haben auf die kläglichſte Art dargethan, daß Gewiſſen zu beherrſchen Gott allein zukomme.

Allein, ſo bald als ihre Religion die Oberhand behalten hat: ſo haben ſie ganz andre Grundſätze angenommen. Sie haben mit der gröſten Gelaſſenheit bewieſen, daß man doch alles anwenden müßte, zu verhintern, daß ſich falſche Religionen nicht ausbreiteten; und ſie haben ihren Religions-Haß, den ſie vorher nur ihrer Wohlfarth wegen in Zaum hielten, wo nicht durch Grauſamkeiten, dennoch durch alle Arten der Unterdrückung klährlich genug vereoffenbaret.

Die lächerlichen Geſchichte, die gegenſeitige Religions-Verwandten von ihren vornehmſten Lehrern gegen einander erdenken, ſind klahre Zeugniſſe, was der Religions-Haß vor thörichte Wirkungen nach ſich ziehet. Was vor ein erſchreckliches Ende dichten nicht viele katholiſche Scribenten dem ſeeligen Luther, und andern evangeliſchen Lehrern an: und haben nicht eine Menge elender Schriftſteller unter uns, aus einem lächerlichen Haſſe, und zur Vergeltung jener eben ſo lächerlichen Erfindungen, den gelehrten Bellarmin zum Sodomiten gemacht, und den um die katholiſche Kirche verdienten Ignatium Loyola in voller Verzweiflung ſterben, und von dem Teufel holen laſſen.

Wir könnten noch eine Menge thörichter Wirkungen des Religions-Haſſes beybringen, wenn wir befürchteten, daß jemand an ſeiner Wirklichkeit zweifelte. Wir wollen vielmehr nun in der Folge unterſuchen, ob dieſer Haß den Regeln einer wahrhaftigen Vernunft gemäß ſey.

Wir werden wohl thun, wenn wir vorher unſer Augenmerk darauf richten, was es vor Eigenſchaften der Menſchen ſind, die unſern Haß verdienen. Wir getrauen uns hier eine allgemeine Regel zu machen. Alles dasjenige, was unſerm Nächſten Mißfallen zu erregen vermögend iſt, wenn deſſen Aenderung in unſerer Gewalt ſtehet, und wir ändern es doch nicht, verdienet den Haß und Abſcheu unſerer vernünftigen Nebengeſchöpfe. Dagegen kann ein vernünftiger Menſch eine Eigenſchaft ſeines Nächſten unmöglich haſſen, deren Aenderung nicht in ſeinen Kräften iſt.

Aus dieſem Grunde ſind verderbte Leidenſchaften, Laſter, Thorheiten, eine unvernünftige Aufführung und Ungelehrſamkeit, wenn wir uns der Gelehrſamkeit haben widmen wollen, in der That allein haſſens- und verabſcheuenswürdig; weil es ſehr gewiß iſt, daß es in unſerer Gewalt ſtehet, oder doch geſtanden hätte, dieſe Dinge abzuändern.

Allein, Gebrechen des Geiſtes, des Leibes und des Glücks, als Mangel an Kräften der Seelen, üble Geſichtsbildung, [illegible], als Fehler des Leibes, niedrige Geburth, Armuth und Unglücksfälle verdienen in den Augen eines vernünftigen Mannes nichts weniger, als Haß und Verachtung, da deren Erſetzung und Verbeſſerung nicht in unſerm Vermögen beruhet.

Nun

Nun möchte es zwar ſcheinen, als wenn nach dieſer allgemeinen Regel irrige Glaubens-Lehren allerdings unſern Haß erforderten. Es iſt gewiß, daß es in unſrer Gewalt ſtehet, eine falſche Religion zu verlaſſen, und die wahre zu ergreifen. Allein, dieſe Gewalt iſt mit ſo unüberwindlichen Hinterniſſen umgeben, daß die Ausübung faſt ganz und gar nicht in unſerm Vermögen iſt.

Man weiß nur allzuſehr, was die Vorurtheile der Erziehung vor Macht über uns haben, und wie tiefe Wurzeln diejenigen Irrthümer in uns ſchlagen, die wir, ſo zu ſagen, mit der Muttermilch in uns ſaugen. Die Eindrücke, die unſre Aeltern und Lehrmeiſter in uns machen, ſind ſelten wieder auszulöſchen. Wir ſind nicht im Stande, die Richtigkeit der Gründe einzuſehen, die ſie uns vortragen: und Anſehen und Liebe vermögen allzuviel über junge Gemüther.

Wir nehmen ſie alſo an, gut oder böſe, wie wir ſie von ihrer Hand empfangen; und allemal ſcheinen ſie uns nützlich, vortrefflich und heilig. Man hat uns dieſe Gründe in voller Stärke vorgetragen, deren ſie fähig ſind. Alle gegenſeitige Religionen hat man uns von der ſchwachen Seite gezeigt. Man hat uns die geringſten ihrer Gründe mit einer Art vor Augen gelegt, daß ſie offenbar keinen Stich halten. Man hat uns ihre feyerlichen Gebräuche als lächerlich und ungereimt vorgeſtellt; und man hat uns alle Mitglieder der andern Religionen mit den abſcheulichen Farben, der Falſchgläubigen und Ketzer, und folglich verdammter Menſchen abgeſchildert.

Hierdurch iſt von unſrer zarten Jugend an Haß und Abſcheu wider ſie in uns erreget worden. Wir begehren uns alſo nicht einmal von den Grundſätzen einer andern Religion, die uns lächerlich und verdammlich ſcheinet, zu unterrichten: und wenn wir auch bis dahin ſchreiten; ſo bringen wir doch eine Menge ſo tief eingewurzelter Vorurtheile und vorgefaßter Meinung mit, die uns die Einſicht der Wahrheit ganz und gar unmöglich machen.

Ob es alſo gleich in unſrer Gewalt beruhet, einen irrigen Glauben abzuändern; ſo iſt doch dieſe Gewalt in ſo unüberwindliche Hinderniſſe eingewickelt, daß ſie ganz und gar für nichts zu rechnen iſt. Folglich können wir gar leicht einſehen, daß die Verlaſſung einer falſchen Religion keine Sache iſt, die ſchlechterdings in unſern Kräften beruhet; und wir müſſen demnach nach unſerer vorausgeſetzten Regel ganz natürlich darauf verfallen, daß es keine Eigenſchaft ſey, die unſern Nebenmenſchen in unſern Augen haſſenswürdig machen kann.

Wenn wir die Kraft der menſchlichen Vorurtheile und der Erziehung in aller ihrer Wirkung einſehen: ſo kann ein vernünftiger Mann ſeinen Nächſten unmöglich deswegen haſſen. Je mehr wir ihn betrachten, je mehr finden wir, daß er eben die Beſchaffenheit hat, die wir haben. Wir ſind in unſerm Gewiſſen von der Wahrheit unſrer Religion überzeugt. Wir halten ſie vor vernünftig, vor billig, und vor ſeeligmachend; und ſchätzen alle andre Religionen unzulänglich, unſre ewige Glückſeeligkeit zu befördern. Wir bedauren die Blindheit unſrer gegenſeitigen Religions-Verwandten, und verdammen die Vorurtheile, die ſie hinreißen.

Allein, haben wir wohl hierinnen vor einem gegenſeitigen Religions-Verwandten den geringſten Vorzug?

Iſt er nicht eben ſo wohl in ſeinem Gewiſſen von der Wahrheit ſeiner Religion verſichert? Hält er die ſeinige nicht gleichfals vor vernünftig, billig und ſeeligmachend, und ſchätzt er die unſrige nicht weit zu unhinreichend? Bedauret er nicht gleichergeſtalt die dicke Binde der Blindheit und der Vorurtheile, und der Erziehung, wodurch ſo viel Millionen Menſchen gefangen gehalten werden? Und ſolte uns dieſes nicht die Furcht einjagen, daß es möglich ſey, daß wir gleichergeſtalt nicht völlig davon befreyet ſeyn können?

Warum ſolten wir alſo einen Menſchen haſſen, der ſich mit uns in einerley Umſtänden befindet, in deſſen Gewiſſen wir nichts als Reinigkeit und Unſchuld erblicken, der nicht verbrechbar iſt, und der, wenn er irret, von einer menſchlichen Schwachheit hingeriſſen wird, vor der wir ſelbſt nicht ſicher ſind? Wahrhaftig! Wenn wir unſre Vernunft richtig gebrauchen wollen: ſo können wir nichts haſſenswürdiges in ihm finden.

Gott, dieſes allerhöchſte Weſen, hat zu Erfüllung ſeiner allerweiſeſten Abſichten gewolt, daß der Menſch eine Begierde haben ſoll, ſich ſelbſt zu erhalten, und da er ihm eine Menge vernünftiger Geſchöpfe ſeiner Art an die Seite geſetzt hat: ſo entdecken wir aus dem Lichte der Natur ohne Schwierigkeit, daß er gleichfals gewolt hat, wir ſollen dieſe vernünftige Nebengeſchöpfe zu unſrer eigenen und ihrer Erhaltung lieben. Die Menſchen-Liebe iſt alſo eine unſrer erſten, natürlichſten und unverletzlichſten Pflichten.

Allein, kann dieſelbe wohl durch einen Irrthum unſers Nächſten, von dem er ſelbſt nichts weiß, von dem er ſich, ſo zu ſagen, wider ſeinen Willen hat hinreißen laſſen, und, welchen zu verlaſſen, nicht einmal in ſeinen Kräften beruhet, aufgehoben werden? Begehet er etwan hierdurch etwas, womit unſre erſte Pflicht, nämlich die Erhaltung unſerer ſelbſt, nicht beſtehen kann? Im geringſten nicht. Was gehet es uns an, daß er Gott auf eine andere Art verehret als wir?

Wir wenigſtens, da wir ſelbſt alle Augenblicke den menſchlichen Schwachheiten und Vorurtheilen unterworfen ſind: und da alle unſre Auslegungs-Künſte vor eben dieſen Fehlern, gleichfals keinen Freybrief haben, können ſo unberufene, ungewiſſe, unwiſſende, fehlerhafte und elende Richter ſeyn, ob dieſe oder jene Verehrungsart des großen Gottes recht ſey, daß alle Verdammungs-Sucht einiger allzueifrigen Menſchen, ſie mögen ſeyn, von welcher Religion ſie wollen, in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich werden muß.

Es iſt ſehr offenbar, daß niemand als Gott beleidiget wird, wenn die Verehrungsart, die man ihm erweiſet, unrecht iſt. Niemand als Gott iſt alſo berechtiget, die Anhänger einer falſchen Religion zu haſſen, wenn dieſes allervollkommenſte Weſen einer ſo verderbten Leidenſchaft fähig wäre. Allein, dieſer allergnädigſte Gott iſt unendlich davon entfernet. Er liebet alle Menſchen mit einer gleichen Liebe: und wir ſehen die Fülle ſeiner Güter, ſeiner Wohlthaten und ſeiner Vorſorge eben ſo wohl auf diejenigen fallen, die wir vor Irrgläubige halten, als auf uns ſelbſt.

Wie könnte auch dieſes allergerechteſte Weſen eine unzähliche Menge Menſchen haſſen, bloß weil ſeine allerweiſeſte Vorſehung gewolt hat, daß ſie in einer falſchen Religion gebohren würden? Iſt es wohl ſeiner unendlichen Gütigkeit gemäß, Millionen Menſchen gebohren werden zu laſſen, nur um ſie zu dem Gegenſtande ſeines Haſſes zu machen? Es iſt wahr, dieſe Menſchen beſitzen das Vermögen, die Irrthümer zu verlaſſen, und die Wahrheit zu erkennen. Allein, iſt es ſeiner Allwiſſenheit nicht von Ewigkeit her bekannt geweſen, wie ſehr dieſes Vermögen durch die Vorurtheile der Erziehung eingeſchränkt, und ihnen faſt ganz und gar benommen werden würde? Hat er nicht auf die allerdeutlichſte Art voraus geſehen, daß eine unausſprechliche Menge nicht einmal Gelegenheit haben würde, ſich von ihren Vorurtheilen loßzureißen, und die Wahrheit einzuſehen?

Wir dürfen nur den Pöbel in allen Ländern zum Vorwurf nehmen. Wodurch ſolte derſelbe Gelegenheit zur Erkenntniß der Wahrheit bekommen? Von ſeinen Geiſtlichen, die ihm alle andere Religionen unter verhaßten Bildern vorſtellen, hat er dieſelbe gewiß nicht zu erwarten. Er bekümmert ſich überhaupt nicht um Bücher. Wie viel weniger wird er diejenigen ſuchen, die ihm ein Licht anzünden könnten, da ſie ihm die Eindrücke ſeiner Jugend ſchon verächtlich gemacht haben. Er hat keine Gelegenheit, ſie zu erhalten: und an viel tauſend Orten iſt es ihm nicht einmal erlaubt, dieſelben zu beſitzen. Geſetzt auch, daß jemand einmal ein Buch in ſeiner Gewalt hätte, das ihn zur Wahrheit anführen könnte; ſo macht ihn doch die dicke Binde der Vorurtheile, die ſeine ugen bedecket, ganz und gar unfähig, die Wahrheit einſehen.

Wenn eine Religion von Gott gehaſſet würde, arum ſolte er ſie dulden, warum ſolte er ſie wachſen, arum ausbreiten laſſen? Es iſt wahr, Gott hat uns en freyen Willen geſchenkt. Er iſt nicht willens, uns, zu ſagen, bey den Haaren zur Seeligkeit zu ſchleppen; nd es iſt gewiß, daß die üble Wahl lediglich uns allein eygemeſſen werden muß.

Allein, iſt Gottes weiſe Verſehung nicht eben ſo un- ugbar? Hat er nicht tauſend natürliche Wege, die Aus- reitung einer falſchen Religion zu verhindern, ohne daß Wunder thun darf? Siehet er nicht zuvor aufs aller- ntlichſte ein, was vor Nachtheil unzähligen Menſchen us der Ausbreitung dieſer Religion zuwächſt? Wie ann er ſo viel Menſchen darinnen laſſen gebohren werden, da ihm vollkommen bekannt iſt, daß ſie die Kraft der Vorurtheile der Gefahr ausſetzen wird, daß ſie ihren reyen Willen faſt gar nicht gebrauchen können, wenn ben dieſe Menſchen der Gegenſtand ſeines Haſſes wer- en ſollen?

Man wird von dem Beyſpiel der Gottloſen vergeblich nen Einwand hernehmen. Ungeachtet Gott auch eſe durch natürliche Wege verhindern konnte, Böſes zu hun: ſo können dieſe doch, ſie mögen ſo einfältig ſeyn, ls ſie wollen, durch das Licht der geſunden Vernunft ein- hen, daß ihre Uebelthaten unrecht ſind. Sie müſſen ſo in den Augen des gerechten Gottes allerdings ver- erflich werden.

Weit anders aber iſt es mit den Irrgläubigen beſchaffen. Hier reicht das Licht der geſunden Vernunft nicht zu, durch den Schatten der Vorurtheile zu dringen, der ſie erfüllt. Wahrhaftig! Wir müſſen von dem allervollkommenſten Weſen einen würdigern Begriff haben, als daß wir uns verſtellen könnten, daß er dem allen ohngeachtet dieſe Menſchen haſſen würde. Wie können wir uns demnach einfallen laſſen, ſie mit unſerm Haſſe zu verfolgen, wir, die wir hier unmöglich Richter ſeyn können, und die wir von ihnen keine Beleidigung empfangen haben.

Man wird einwenden, daß es uns nicht gleichgültig ſeyn könne, ob unſer Nächſter eine wahre oder falſche Religion habe, weil ein jeder Menſch verbunden ſey, die Erreichung der Abſichten Gottes zu befördern. Es ſey aber allerdings eine Abſicht Gottes, daß wir ihn auf eine wahrhaftige und rechte Art verehren ſollen: und diejenigen müßten alſo ohne Zweifel tadelns- und haſſenswürdig in unſern Augen ſcheinen, die dieſe Abſicht nicht erfüllten.

So ſcheinbar dieſer Einwand iſt: ſo gilt er doch nur bey denenjenigen, die Gott wiſſentlich einen falſchen Dienſt leiſten. Dieſe ſind allerdings haſſens- und verabſcheuenswürdig. Hier iſt kein Irrthum. Hier ſind keine Vorurtheile, welche die Einſicht der Wahrheit faſt unbezwinglich verhindern. Es iſt das abſcheulichſte Verbrechen, worzu ein niederträchtiger Menſch fähig iſt. Welche verruchte Bosheit, alles was in ſeinen Augen heilig ſeyn ſolte, einer heuchleriſchen Verſtellung aufzuopfern! Er ſucht nicht allein Gott und ſich ſelbſt zu betrügen. Er betreugt die Religion, die er annimt, und die Religion, die er verläßt, oder, welches einerley iſt, die Religion, welche er vor falſch hält, und dennoch nicht bekennet. Dieſe Niederträchtigen ſind es, welche die Abſichten Gottes nicht erfüllen, und die folglich unſern Haß verdienen.

Da wir aber viel zu unfähig ſind, die Herzen der Menſchen zu prüfen; ſo kann ſich ein vernünftiger Menſch unmöglich übereilen, denenjenigen dieſes niederträchtige Verbrechen beyzumeſſen, die von einer Religion zur andern treten, wenn gleich die äuſſerlichen Umſtände Anſchein hierzu geben.

Allein diejenigen, ſo aus einer wahrhaftigen Ueberzeugung, die Religion, worinnen ſie leben, vor wahr halten, können nichts weniger als Haß und Abſcheu verdienen. Sie glauben die Abſichten Gottes in Anſehung ſeines Dienſtes vollkommen zu erfüllen. Sie wenden alles, was in ihrem Vermögen iſt, hierzu an. Sie erfüllen ſie auch in der That, ſo weit als es die unbezwinglichen Vorurtheile der Erziehung zulaſſen: und alle andre Menſchen, da ſie eben dieſer Schwachheit unterworfen ſind, können ſo niemals ihre Richter ſeyn, ob dieſe Erfüllung recht oder unrecht iſt, daß ſie, wenn ſie ihre Vernunft gebrauchen wollen, nicht die geringſte Urſach haben jene zu haſſen.

Geſetzt auch, daß dieſe Irrglaubigen die Abſichten Gottes nicht erfülleten: geſetzt, daß der Dienſt, den ſie ihm leiſten, ohne Entſchuldigung unrecht iſt; geſetzt, daß der Gottesdienſt, den wir gebrauchen, vor allen Vorurtheilen einen Freybrief hat: ſo würden wir dennoch wenig vernünftig handeln, wenn wir ſie mit unſerm Haſſe verfolgen wolten.

Dieſe Irrenden bedürfen Unterricht, Sanftmuth, ein liebreiches Betragen, und weit eher Mitleid und Erbarmen, als Haß und Verfolgung. Werden wir ſie wohl durch unſern Haß aus ihrem Irrthum herausziehen? Werden wir dadurch die unglückliche Binde, die ihre Augen verfinſtert, abreißen? Werden wir ihnen dadurch die Vorurtheile, die ſie von Erkenntniß der Wahrheit abhalten, benehmen? Werden wir ſie dadurch zu der wahren Religion bekehren? Werden wir ſie dadurch antreiben, die Abſichten Gottes, um welche wir eifern, beſſer zu erfüllen? Im geringſten nicht.

Wir werden vielmehr eine ganz entgegengeſetzte Wirkung in ihnen verurſachen. Sie werden gleiches mit gleichem vergelten. Sie werden uns wieder haſſen: und wir werden durch unſern Haß weiter nichts erlangen, als daß ſie ſich von der Wahrheit einer Religion, deren Mitglieder eines unvernünftigen und unchriſtlichen Haſſes fähig ſind, einen ſchlechten Begriff machen. Kurz, wir werden keine andre Frucht von unſerm Haſſe haben, als daß wir veroffenbahren, daß wir ohne Urſache und ohne Endzweck haſſen, und daß folglich unſer Haß unvernünftig iſt.

Was ſollen wir aber noch von denenjenigen ſagen, die ihren Religions-Haß bis zu wirklichen Verfolgungen, bis zur Tyranney, Mord und allerley Grauſamkeiten erſtrecken? Unſinnige! ſucht ihr die Irrenden durch Verbannung

bannung aus dem Lande zu rechte zu führen? Wolt ihr die Vorurtheile durch Quaal und Grauſamkeiten ausrotten? Verlangt ihr die Schwachen und Unwiſſenden durch Schwerd und Brand zu unterrichten? Begehrt ihr die Gewiſſen durch des Henkers Hand zu überzeugen? Denkt ihr die Abſichten des allergütigſten Gottes und ſeinen wahren Dienſt durch ganze Ströme Menſchen-Blut zu befördern?

Unſeeliger Unterricht! Verfluchenswürdige Bekehrung, die, an ſtatt die Menſchen zu erleuchten, einen Scheiterhaufen anzündet, um ſie darauf zu verbrennen!

Ah! ſi par des erreurs il s'eſt laiſſé ſeduire,
Si la nuit de menſonge a pu nous égarer,
Par quel flambeau affreux veux tu nous éclairer.

Voltaire, Trag. Mahom.

Wer wird ſich wundern, wenn dieſe unſinnigen Mittel, die Irrenden in den Schooß der Kirchen zurück zu führen, nichts weniger als die gehoffte Wirkung erreichen; und wer kann es den Americanern und Indianern verdenken, daß ſie oftmals zu erkennen gegeben haben, daß ſie durchaus nicht in einen Himmel zu gelangen begehrten, wo die Spanier und Portugieſen hinkämen.

Es iſt weit gefehlt, daß ſich der Indifferentiſmus in unſern Herzen und in gegenwärtigen Gedanken den geringſten Schutz zu verſprechen hätte: und wer uns deſſen hieraus beſchuldigen wolte, würde ſehr unvernünftige Folgen machen müſſen. Wir ſind weit entfernt zu glauben, daß es gleichgültig ſey, man möge in einer Religion leben in welcher man wolte: und in unſrer Abhandlung wird man nichts finden, was zu dieſem Grundſatze ſich im geringſten zu neigen ſchiene. Wir haben nur einen unvernünftigen Haß beſtreiten wollen, der das wahre Beſte der menſchlichen Geſellſchaft ſo offenbahr ſtöhret, und der zu Entſcheidung der Richtigkeit dieſer oder jener Religion nicht das geringſte beyträgt.

Dieſer unglückliche Haß hat leider nur allzuſehr in der Welt überhand genommen, und vor die Wohlfarth des menſchlichen Geſchlechts bereits traurige Folgen genug nach ſich gezogen. Die Regungen der Menſchen-Liebe und die Grundſätze einer wahrhaftigen Vernunft haben uns hier angetrieben. Wolte Gott, dieſes unendlich gütige Weſen, daß wir zu Ausrettung dieſes abſcheulichen und dem menſchlichen Geſchlechte ſo unwürdigen Haſſes durch gegenwärtige Abhandlung etwas beytragen könnten.

V.

Beweiß,

daß die Eigenliebe alle Tugenden und alle Laſter wirke.

Eine jede Creatur, der Gott das Leben gegeben hat, heget eine Liebe gegen ſich ſelbſt. Wenn man ſeine eigne Neigungen und die Handlungen anderer Menſchen mit einiger Aufmerkſamkeit unterſuchet: ſo kann man gar nicht laugnen, daß alle Menſchen ohne Unterſchied dergleichen Liebe vor ſich ſelbſt beſitzen; und man wird eben dieſes an den Thieren wahrnehmen, wenn man nur auf die Urſache ihres Bezeugens ſinnet.

Wir ſehen, wie ſehr alle Thiere die Bequemlichkeit lieben, und wie ſchwer ſie ſich eine Sache abgewöhnen, die zu derſelben etwas beyträgt. Wir wiſſen, was vor Vorzug ſie einer wohlſchmeckenden Speiſe vor einer andern geben: und mit was vor Schärfe man gleich Anfangs ihren Willen brechen muß, wenn man ſich einen fertigen Gehorſam von ihnen erwerben will. Die Urſache dergleichen Bezeugens kann gar nichts anders ſeyn, als die Liebe, die ſie gegen ſich ſelbſt haben. Selbſt die zartliche Liebe und Vorſorge, die ſie vor ihre Jungen bezeugen, iſt ein Beweiß von ihrer Eigenliebe, Die Zärtlichkeit und Hochachtung, die wir vor dasjenige haben, das von uns herkommt, kann keinen andern Grund haben, als die Liebe, die wir gegen uns ſelbſt hegen. Man wird mir vergeblich einwerfen, daß ein natürlicher Trieb die Gewogenheiten vor unſre Geburthen wirke. Eben dieſer natürliche Trieb hänget von der Eigenliebe ab, die uns weſentlich eigen iſt: und wir können um ſo weniger hieran zweifeln, wenn wir bedenken, daß wir die Geburthen unſers Geiſtes eben ſo hoch ſchätzen, als unſre leiblichen Kinder. Unſre Einfälle, wenn ſie gleich wenig witzig ſind, und unſre Schriften, ſie mögen ſo elend ſeyn als ſie wollen, erhalten allemal unſern völligen Beyfall und Hochachtung.

Der groſſe Schöpfer hat den Seelen aller lebendigen Creaturen dieſe Liebe ſehr weislich eingeleget. Weil er haben wolte, daß ſie leben ſolten; ſo war es nöthig, ihnen eine Begierde einzupflanzen, das Leben zu erhalten: und dieſes konnte nicht anders geſchehen, als wenn er ihnen eine Liebe und Hochachtung vor ihr Seyn und vor ihr Weſen einlegte.

Es war um ſo weniger möglich, die Menſchen ohne Eigenliebe in die Welt zu ſetzen, weil dieſes allerhöchſte Weſen vor gut befand, uns einen freyen Willen zu geben. Wenn wir unſre Handlungen nach unſern freyen Willen einrichten können: ſo iſt es ſehr natürlich, daß die Liebe vor uns ſelbſt einzig und allein der Bewegungs-Grund alles unſers Unternehmens ſeyn wird. Da wir unſers Daſeyns bewußt ſind, da wir eine Begierde haben, unſre Dauer zu befördern, und da wir mit dem freyen Willen begabt ſind: ſo müßten wir ganz ohne Vernunft ſeyn, wenn nicht die Liebe vor uns ſelbſt der vornehmſte Grund aller unſrer Handlungen ſeyn ſolte. Dieſe Wahrheit fällt ſo deutlich in die Sinne: und die Prüfung unſrer ſelbſt kann uns ſo völlig hiervon überzeugen, daß aller Beweiß überflüßig ſeyn muß.

Es folget hieraus unwiderſprechlich, daß alle Tugenden und alle Laſter von der Eigenliebe herrühren; und dieſes iſt es, was ich mir zu beweiſen vorgenommen habe.

Wir werden dieſe Wahrheit in der Natur der Eigenliebe finden, wenn wir uns die Mühe geben wollen, ſie zu erklären. Sie iſt aber eine Beſchaffenheit der Seelen aus dem Vorzuge, den wir uns ſelbſt vor allen andern beylegen, eine Luſt zu empfinden.

Wenn wir eine Luſt an unſerm Vorzug haben: ſo ſind wir ohnſtreitig bemüht, denſelben immer höher zu treiben. Dieſes können wir auf keine andre Art bewerkſtelligen, als durch unſre Handlungen. Unſre Handlungen ſind entweder nach einer wahrhaftigen Vernunft eingerichtet oder nicht. Sind ſie der geſunden Vernunft oder dem natürlichen Geſetze gemäß: ſo ſind es Tugenden. Sind ſie aber demſelben entgegen: ſo ſind es Laſter. Es veroffenbahret ſich demnach aus dem Weſen der Eigenliebe, daß ſie beyde, Tugenden und Laſter wirken müſſe.

Man kann gar nicht läugnen, daß die Tugenden und Laſter Handlungen unſerer Seelen ſind. Wenn man ſagt, daß etwas nach der geſunden Vernunft eingerichtet ſey, oder nicht: wenn man urtheilt, daß etwas recht oder unrecht, lobens- oder tadelnswürdig ſey: ſo muß man unumgänglich voraus ſetzen, daß etwas in der That verrichtet werden. Da nun, wie ich im Eingang ausgeführet habe, nach der Beſchaffenheit des freyen Willens die Eigenliebe der Bewegungs-Grund aller unſrer Handlungen ſeyn muß: ſo folget unwiderſprechlich, daß auch von dieſer Seite alle Tugenden und Laſter von der Eigenliebe herrühren.

Es würde ein nichtiger Einwand ſeyn, wenn man ſagen wolte, daß gewiſſe Tugenden und Laſter bloße Neigungen unſrer Seele wären. Man würde dadurch zu Tage legen, daß man die Leidenſchaften von den Tugenden und Laſtern noch nicht richtig genug aus einander zu ſetzen gelernet hätte. Die verderbten Leidenſchaften werden zu Laſtern, ſo bald ſie in äußerliche Handlungen ausbrechen. Man bemerket dieſen Ausbruch, nämlich das Laſter, mit beſondern Nahmen. Bey einigen Laſtern aber behält man auch den Nahmen der Leidenſchaften bey, aus denen ſie abſtammen. Dieſes aber muß uns nicht verführen, daß wir Leidenſchaft und Laſter für einerley halten.

Der Zorn kann uns zum Beyſpiel dienen. So lange derſelbe nur ein Verdruß der Seelen iſt, ſo iſt er eine verderbte Leidenſchaft. So bald er aber in äußerliche Handlungen ausbricht, ſo wird er ein Laſter. Beydes, ſo wohl Leidenſchaft, als das Laſter, nennen wir den Zorn.

Eben dergleichen Bewandniß hat es mit einigen Tugenden. Wir nennen die Liebe gegen den Wohlthäter die Dankbarkeit. Dieſes iſt eine Leidenſchaft. Die Bezeigung unſrer Liebe gegen den Wohlthäter durch äuſſerliche Handlungen heißet gleichfals die Dankbarkeit.

Das letztere aber iſt eine Tugend. Ich muß aber hierbey anmerken, daß wir gar nicht nöthig hätten, beyde mit einerley Nahmen zu belegen. Wir würden vollkommnere Begriffe von jeden beſonders haben, wenn wir das erſtere die Dankbegierde, und das letztere die Dankbarkeit nennen wolten.

Man kann um ſo weniger zweifeln, daß die Eigenliebe alle Tugenden und alle Laſter wirket, wenn man nachſinnet, auf was Art unſre Seele dahin gebracht wird, Tugenden oder Laſter auszuüben. Sie muß ſich allemal vorher vorſtellen, daß ſie ein gewiſſes Guth oder eine Glückſeeligkeit dadurch erlangen werde. Dieſes allein kann ſie dazu antreiben. Iſt die Vorſtellung, die ſie ſich macht, richtig und der Vernunft gemäß; ſo übet ſie Tugenden aus, wenn ſie ihren Vorſatz zu Werk richtet. Kommt aber ihre Vorſtellung nicht mit der Vernunft überein: und ſind das, was ſie ſich vorſtellet, nur Schein-Güther, ſo erfolgen Laſter.

Das, was ich hier ſage, iſt ſo unwiderſprechlich wahr, daß man mir wird keine Tugend oder kein Laſter nennen können, bey welchem man nicht dergleichen Vorſtellungen unſrer Seelen voraus ſetzen müſte; und die Beyſpiele der einzelnen Tugenden und Laſter, die ich bald anführen werde, können nicht den geringſten Zweifel übrig laſſen. Da nun die Seele durch die Vorſtellung, wahre oder Schein-Güther, und die daherrührenden Glückſeeligkeiten zu erwerben, bewogen wird, Tugenden oder Laſter auszuüben: ſo erkennen wir ſehr deutlich, daß die Eigenliebe der einzige Bewegungs-Grund derſelben ſey.

Die Beyſpiele von einzeln Tugenden und Laſtern können meinen Satz hinlänglich erläutern.

Einer, der die Tugend der Gerechtigkeit ausübet, hat darzu keine andre Urſache, als ſeinen Zuſtand vollkommen zu machen. Wer aber ſeinen Zuſtand vollkommner zu machen ſucht, muß nothwendig eine Luſt an ſeinem Vorzug haben.

Wer die Tugend der Gutthätigkeit an ſich hat; kann keinen andern Bewegungs-Grund haben, als ſich Freunde und Verehrer zu erwerben. Wir wiſſen aber, daß der gröſte Theil unſers Anſehens hierauf beruhet. Durch das Anſehn erhalten wir einen Vorzug; mithin fällt auch hier der Grund auf die Eigenliebe zurück.

Wer die Tugend der Geduld beſitzet, richtet ſeine Handlungen in Unglücksfällen der Vernunft und dem natürlichen Geſetz gemäß ein. Wenn wir in Unglücksfällen der Vernunft folgen: ſo zeigen wir, daß dieſelben nicht mächtig genug ſind, uns gänzlich niederzuſchlagen. Wenn wir ſehen laſſen, daß wir ſtärker ſind als eine Sache, die uns unterdrücken will: ſo legen wir uns den Vorzug vor derſelben bey.

Es iſt demnach offenbar, daß die Eigenliebe auch dieſe Tugend wirke. Es würde mir gar nicht ſchwehr fallen, alle Tugenden auf ſolche Art durchzugehen, und ihren Urſprung in der Eigenliebe zu zeigen, wenn ich weitläuftig ſeyn wolte.

Ich kann aber die Demuth nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe allein ſcheinet mein ganzes Gebäude über den Haufen zu werfen. Wir werden aber finden, daß ſie zu deſſen Befeſtigung nur noch mehr beyträgt.

Es iſt nöthig, daß wir ſie erklären. Wir nennen Demuth diejenige Tugend, vermöge welcher ſich jemand wegen der Güther des Geiſtes, des Leibes und des Glücks keinen Vorzug beylegt. Wir müſſen voraus ſetzen, daß ein Demüthiger dergleichen Güther wirklich beſitzet: denn ſonſt würde es keine wahrhaftige Demuth ſeyn. Wenn ihm dergleichen Güther in der That eigen ſind: ſo kann er verſichert ſeyn, daß ſie andre Leute an ihm wahrnehmen werden. Iſt er überzeugt, daß man ſeine Vorzüge erkennet: ſo kann er ſich die gewiſſe Rechnung machen, daß man ihn nur deſto höher ſchätzen werde, weil er ſich derſelben nicht erhebt. Wir ſehen alſo, daß die Demuth eine Luſt zu einem gröſſern Vorzuge, mithin die Eigenliebe zum Grunde habe.

Wir können noch weniger zweifeln, daß die Laſter von der Eigenliebe herrühren, wenn wir dieſelben einzeln unterſuchen.

Es fällt allzuſehr in die Sinne, daß der Hochmuth von der Eigenliebe abſtamme, als daß es einer weitern Unterſuchung bedürfe. Gleiche Bewandniß hat es mit der Ehrſucht. Denn wenn wir mehr Ehre verlangen, als uns unſrer gegenwärtigen Beſchaffenheit nach gebühret: ſo kann dieſes nur allein die Eigenliebe wirken.

Man ſiehet leicht, daß die Verläumdung keine andre Urſache haben könne. Wenn wir einem andern Unvollkommenheiten andichten, die er nicht an ſich hat: ſo ſuchen wir ſeine Vorzüge herunter zu ſetzen. Wir werden

den aber niemals den andern zu erniedrigen ſuchen, wenn wir uns nicht dadurch einen Vorzug erwerben wollen. Aus dem, was ich hier ſage, muß es ganz leicht begreiflich ſeyn, daß der Neid nichts gewiſſers als die Eigenliebe zum Urſprunge habe.

Die Unkeuſchheit rühret von nichts anders her, als von der Eigenliebe. Es iſt ein Schein-Guth, das man zu genieſſen glaubet. Da nun die Erwerbung eines Guths unſern Zuſtand vollkommner macht: ſo entdecken wir ohne Mühe, daß der Unkeuſche hierinnen einen Vorzug zu finden vermeinet, und ſich alſo von der Eigenliebe zu dieſem Laſter verleiten laſſe.

Der Zorn iſt ein Ausbruch des Verdruſſes über das uns angethane Unrecht: es ſey nun daſſelbe ein wahrhaftiges oder eingebildetes Unrecht. Wenn wir über das uns zugefügte Unrecht unſern Verdruß zu erkennen geben: ſo ſetzen wir voraus, daß man vor unſre Vorzüge die Achtbarkeit hätte haben ſollen, gerecht mit uns zu verfahren. Wir wollen uns zugleich durch Bezeugung unſers Verdruſſes eine Ehre und Anſehen erwerben, das uns künftig vor dergleichen Unrecht in Sicherheit ſtellen ſoll. Wir ſehen demnach, daß auch hier die Eigenliebe die einzige Wirkung ſey.

Man wird aus dieſem Exempel leicht begreifen, daß man ohne Mühe den Grund aller und jeder Laſter, beſonders in der Eigenliebe, deutlich erweiſen könnte, wenn es der Vorſatz gegenwärtiger Abhandlung erlaubte.

Ich glaube auch nicht, daß es jemand einfallen werde, meinen Satz in Anſehung der Laſter zu beſtreiten. Allein, ich' ſehe voraus, daß ich Gegner bekomme, welche nicht einräumen werden, daß alle Tugenden ohne Unterſchied ihren Urſprung von der Eigenliebe haben. Ein großer Theil meiner Mitbrüder der Herren Geiſtlichen, welche auf dieſe Seite treten. Ich hoffe ſie aber in der Folge noch zu gewinnen.

Es hat den meiſten unter den Herren Geiſtlichen beliebt, unter den heidniſchen und chriſtlichen Tugenden einen Unterſchied zu machen. Sie ſagen, daß zwar die erſten von der Eigenliebe entſpringen: ſie wollen aber durchaus nicht zugeben, daß auch die letztern von dieſer Quelle abſließen. Sie glauben, daß die chriſtlichen Tugenden lediglich von einer wahren Bekehrung und der Wirkung des heiligen Geiſtes herrühren müſſen. Wir wollen ſehen, wie weit dieſer Einwand gegründet iſt.

Der ganze Streit wird auf folgende zwey Fragen ankommen: ob eine wahre Bekehrung die Beſchaffenheit des Menſchen verändere, und ob der heilige Geiſt heut zu Tage unmittelbar in denſelben wirke. Ich bin überzeugt, daß ſie hierauf mit Nein antworten werden; und ich glaube, ſie aus ihrer eignen Antwort ohne Schwierigkeit zu überwinden.

Wenn eine wahre Bekehrung den Zuſtand oder die Beſchaffenheit des Menſchen nicht verändert: ſo muß er die Begierde behalten ſich zu erhalten: ſo bleibt ihm der freye Wille und die Vernunft: ſo kann er die Eigenliebe nicht verliehren, und ſo wird endlich dieſe nicht aufhören, wie alle Handlungen alſo auch Tugenden und Laſter zu wirken. Gott hat ſo wohl den Heiden als den Chriſten das natürliche Geſetz oder die geſunde Vernunft gegeben. Wir wiſſen, daß wenn wir unſre Handlungen demſelben gemäß einrichten, daß wir Tugenden ausüben. Wir wiſſen aber auch, daß die Vernunft von dem freyen Willen, mithin von der Eigenliebe unzertrennlich iſt.

Ich ſehe alſo gar nicht ab, worauf wir einen ſo ſtarken Unterſchied gründen wolten, der, wenn er ſtatt hätte, eine völlige Veränderung in unſrer Natur vorausſetzen müßte, die man aber nicht zugeben kann, daß ſie durch die wahre Bekehrung gewirket werde, ohne gewiſſen ganz bekannten Schwermern Pfeile wider uns zu ſchärfen.

Wenn der heilige Geiſt heut zu Tage nicht unmittelbar in dem Menſchen wirket: ſo iſt es außer allen Widerſpruch geſetzt, daß, wenn er uns zu Ausübung der Tugenden ſeinen heiligen Beyſtand leiſten will, er ſich der Mittel bedienen müſſe, die Gott in die menſchliche Natur geleget hat, daß ſie löbliche und der Vernunft gemäße Handlungen wirken ſollen. Dieſes iſt die Eigenliebe; und der Nahme muß uns nicht abſchrecken, daß wir dieſe Sachen vor unwürdig halten, von dem heiligen Geiſt als ein Mittel gebraucht zu werden. Die Eigenliebe iſt an ſich ſelbſt eine ganz unſchuldige und löbliche Beſchaffenheit unſrer Seelen: und nur die angeerbte Bosheit, die ſie mißbraucht, macht ſie verhaßt.

Meine Herren Amts-Brüder mögen mir vergeben, wenn ich frey herausſage, daß ſie über dieſe Materie gar nicht recht müſſen nachgedacht haben. Es würde ihnen ſonſt beygefallen ſeyn, daß das Verlangen und Bemühen nach der Seeligkeit ſelbſt eine Wirkung unſrer Eigenliebe ſey. Denn wenn wir keine Luſt an unſern Vorzuge hätten, wenn wir keinen Trieb hätten, uns vollkommner und glückſeeliger zu machen, kurz, wenn wir keine Eigenliebe hätten: ſo würden wir in der größten Sorgloſigkeit wegen unſers künftigen Zuſtandes bleiben, und wir würden ſo zu ſagen, keinen Tritt wegen der Seeligkeit vor die Thüre thun.

Es iſt weit gefehlt, daß ich der Religion, der wahren Bekehrung und der Wirkung des heiligen Geiſtes hierdurch weniger Kraft zuzuſchreiben gemeinet ſey. Sie verliehren von ihrem heiligen Anſehen und Wirkung durch meinen Satz nicht das geringſte. Es wird mir niemals im Sinn kommen zu läugnen, daß wir ihnen die Ausübung der chriſtlichen Tugenden lediglich zu danken haben.

Ob ſie gleich ſolche nicht unmittelbar wirken: ſo müſſen wir es ihnen doch allein zuſchreiben, wenn die Eigenliebe in den Schranken der Vernunft bleibt, mithin Tugenden ausübt. Sie neiget unſern verderbten Zuſtand noch mehr auf die Seite der Laſter als der Tugenden. Die Kraft alſo und die Standhaftigkeit, daß ſie ſich auf der letztern Seite unbeweglich erhalten kann, wird allemal eine heilige Wirkung der Religion verbleiben.

Ich glaube, daß ich nunmehro ſehr deutlich bewieſen habe, daß die Eigenliebe alle Tugenden und alle Laſter wirke. Wir können daraus noch die Folgerung ziehen, daß diejenigen ſehr vergeblich arbeiten, die ſie ganz und gar aus ihrer Seele auszurotten ſuchen. Es iſt dieſes ſo unmöglich, als wenn ſie ihrer Seele das Vermögen zu denken benehmen wolten. Ich tadle aber ihren löblichen Vorſatz den ſie haben, keinesweges: und ich wünſche, daß alle Menſchen denſelben ergreifen möchten. Nur müſſen wir nichts als was möglich iſt unternehmen. Alles aber, deſſen wir uns hierinnen mit einem guten Erfolge beſtreben können, iſt, daß wir die Eigenliebe im Zaum halten, damit ſie nicht ausſchweife; daß wir ſie unter dem Gehorſam einer wahrhaftigen Vernunft zwingen; und daß wir ſie antreiben Tugenden zu wirken. Wolte Gott, daß alle Menſchen an dieſes heilſame Bemühen mit Ernſt Hand anlegten, ſo würde die Eigenliebe eine würdige Beſchaffenheit unſrer Seele werden, und ſie würde ſo viel Tugenden wirken, als ſie jetzt Laſter hervor bringt.

VI.

Gedanken

von den Fehlern der Kinderzucht.

Die Welt iſt ſo ſehr verderbt, daß man allenthalben, wo man nur das Auge mit Aufmerkſamkeit und ohne Vorurtheile hinrichtet, nichts als Boßheit, Laſter und Thorheiten gewahr wird. Die Verderbniß der menſchlichen Natur und die angebohrne Unart iſt zwar ſonder Zweifel die erſte Urſache dieſer betrübten Geſtalt der Welt.

Allein, weil wir doch hin und wieder Menſchen erblicken, welche in allen ihren Handlungen eine wahrhaftige Liebe vor die Tugend und einen ungeheuchelten Haß gegen die Laſter zu erkennen geben, und welche in der That, ſo viel es die menſchliche Schwachheit zuläßt, ihre Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einrichten; ſo muß uns unſre anklebende Verderbniß nicht ganz und gar unfähig machen, fromm, tugendhaft und vernünftig zu leben. Wir müſſen uns alſo noch um eine andre Urſache, der in der Welt überhand genommenen Boßheit, Laſter und Thorheiten bekümmern.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß die üble Kinderzucht, die in der Welt gewöhnlich iſt, dieſes und alles andre Unheil durch eine ganz natürliche Folge nach ſich ziehet. Wenn die Aeltern, aus einer unſinnigen Liebe gegen ihr Kind, nicht einen Augenblick verabſäumen, ihm alles zu verſchaffen, was nur ſeine Begierden verlangen, aus Furcht, es möchte ſich zu tode weinen; ſo weiß es hernach, wenn es erwachſen iſt, freylich nicht, was die Bezwingung der Leidenſchaften vor eine Sache iſt, und es kann unmöglich in allen ſeinen Handlungen einen andern Endzweck haben, als ſeine Begierden zu vergnügen; ſie mögen auch ſo unordentlich und ſo närriſch ſeyn, als ſie wollen.

Wenn die Aeltern über die kleinen Laſter, und über die artigen Thorheiten ihres Kindes in ſeiner Gegenwart lachen, und eine außerordentliche Freude bezeugen: ſo kann dieſes ganz natürlicher Weiſe keinen andern Eindruck bey dem Kinde machen, als daß es glaubt, es habe eine ungemeine kluge, witzige und lobenswürdige Handlung verrichtet; und es wird, ſo lange es lebet, die Vorzüge und die Früchte des Witzes und der Klugheit, in Laſtern, Thorheiten und Narrenpoſſen ſuchen.

Wenn die Aeltern geſtatten, daß ihre Kinder gegen ihre Spiel Geſellen, oder erwachſene Perſohnen, allerley Schläge und Gewaltthätigkeiten ausüben, oder ihnen mit Liſt und Betrug allerley Kleinigkeiten entwenden dürfen, und ſie wohl gar deswegen loben, in der Einbildung, daß dieſes ein Kennzeichen ſey, ihre Kinder würden herzhaftige und haushältige Leute werden; ſo kann dieſes keine andre Wirkung über das Gemüthe ihrer Kinder haben, als daß ſie Grauſamkeiten, Gewaltthätigkeiten, Unterdrückung des Nächſten, Ungerechtigkeit und Betrug vor Dinge anſehen, die zu den Eigenſchaften eines braven Mannes gehören. Mit dieſen Begriffen werden ſie aufwachſen, und ſich hernach nicht das geringſte Bedenken nehmen, dieſe Laſter auszuüben.

Kurz, wenn wir die Fehler der Kinderzucht aufmerkſam betrachten; ſo fließen aus derſelben, als aus einer fruchtbaren Quelle, alle Bosheit, Laſter und Thorheiten, die wir leider! nur allzuhäufig in der Welt finden.

Es ſind Schriften genug in der Welt vorhanden, elche die Fehler der Kinderzucht anzeigen, und nützliche Regeln vorſchlagen, wie ſie zu verbeſſern ſind. Locke, Fenelon, der Herr von Crouſaz, der Verfaſſer der Pamela m zweyten Theile, und der Engliſche Zuſchauer in verſchiedenen Abhandlungen, andre neuere Schriften dieſer Art zu geſchweigen, haben vortrefliche Grundſätze und Regeln von Erziehung der Kinder an die Hand gegeben.

Allein, wir glauben dennoch nicht, daß unſre gegenwärtigen Gedanken überflüßig ſeyn werden. Dieſe Schriften ſind nicht in jedermanns Händen. Wir ſind uch nur entſchloſſen, über die vornehmſten und gewöhnlichſten Fehler der Kinderzucht einige Betrachtungen anzuſtellen; und vielleicht ſind wir im Stande hin und wieder etwas beyzubringen, das dennoch der Aufmerkſamkeit dieſer vortreflichen Männer entwiſchet iſt.

Wir wollen vor allen Dingen von zwey Haupt Fehlern der Kinderzucht handeln: Der erſte betrifft die ganze Verfaſſung unſrer Kinderzucht, und der andre die Einrichtung unſrer öffentlichen Schulen.

Die ganze Verfaſſung der in der Welt faſt überall wöhnlichen Kinderzucht taugt nichts. Wenn die Kinder Bosheiten und Laſter ausgeübet haben: ſo ſtraft man nur, ohne ihnen weiter etwas zu ſagen, als, daß ſie unrecht gethan haben; und es iſt ſchon viel, wenn eine erdeutliche Vorſtellung ihres Verbrechens und eine ernſtliche Vermahnung hinzukommt, daß ſie es nicht mehr thun ſollen.

Was kann aber dieſes vor Wirkung haben? Nichts, als daß ſie ſich aus Furcht vor der Strafe in Acht nehmen, diejenige Unart nicht mehr zu begehen, weshalb man ſie gezüchtiget hat. Ueber alle andre Arten der Bosheit hat dieſe Strafe, wenn ſie auch noch ſo hart iſt, dieſe Vorſtellung des begangenen Unrechts, wenn ſie auch noch ſo gründlich iſt, dieſe Ermahnung, wenn ſie auch noch ſo ernſtlich iſt, nicht den geringſten Nutzen. Bey einer neuen Art der Bosheit wird eine neue Strafe, eine neue Vorſtellung und eine neue Vermahnung erfordert.

Wenn nun das Kind mit allen Arten der Unart und der Bosheit durch iſt, und wenn es bey einer jeden Art derſelben Strafe, Vorſtellung und Ermahnung erhalten hat, und wenn man endlich nicht den geringſten Fehler und Unart ohne Strafe und Verweiſe hingehen läßt: ſo wird es ſich zwar aus Furcht vor dieſen ſchmerzlichen und unangenehmen Dingen wohl hüten, etwas zu begehen, was ihm dieſelben übern Hals ziehen kann. Es wird ganz ſtille, ſittſam, artig und tugendhaft ſcheinen.

Allein, kann man ſeine Kinder ewig bey ſich behalten? Man ſiehet ſich endlich genöthiget, ſie von ſich zu entfernen, um ſie entweder auf Schulen, oder Univerſitäten zu ſenden, oder ihnen eine Handthierung lernen zu laſſen.

Nun befindet ſich der Jüngling in der angenehmen und längſtgewünſchten Freyheit. Strafe, Vorſtellungen und Ermahnungen, die ſeine Unart und Bosheit

zurü

zurück hielten, und in ihrer Geburth erſtickten, ſind nicht mehr vorhanden. Was ſoll ihn wohl abhalten, dieſelben mit voller Gewalt ausbrechen zu laſſen? Seinen Vorgeſetzten und Lehrmeiſtern iſt er nicht beſtändig unter den Augen. Sie bekümmern ſich auch wenig um ihn: und die Furcht vor den Aeltern wird von der Hofnung unterdrückt, daß ſeine Ausſchweifungen geheim bleiben werden.

Wir ſehen alſo den ſo ſorgfältig erzogenen Jüngling in eben der Geſtalt, als wenn er niemals die geringſte Zucht gehabt hätte: und er fährt endlich bis in ſein Alter fort, allen ſeinen unordentlichen Leidenſchaften und Begierden ein Genüge zu leiſten.

Demnach iſt dieſes ſchon eine Art der Zucht, die in der Welt unter die beſte gerechnet wird. Wir wollen nun auch eine Art einer üblen Zucht anführen, die am allergewöhnlichſten in der Welt iſt. Die Aeltern laſſen die erſte Frucht ihrer Liebe, das Ebenbild ihrer Vollkommenheiten, bis in das ſechſte oder ſiebende Jahr aufwachſen, wie es will. Sie unterſtehen ſich nicht, ihm das geringſte abzuſchlagen, aus Furcht, ſie möchten den edlen Zweig ihres Geſchlechts einbüſſen. Alles, was es verlangt, und was nur ſeine Unart, und ſeine unvernünftigen Begierden wollen, muß den Augenblick erfüllet werden. Es heißt: Es wird ſchon verſtändiger werden.

Alles, was ſie in dieſen Jahren Erziehung nennen, beſtehet in ein paar Gebetchen, in einigen kleinen Höflichkeits-Bezeugungen, und in den Anfangs-Gründen der Sprachen, die ihm beygebracht werden. Nach dieſen Jahren pflegt es dann der kleine loſe Vogel zu arg zu machen. Die nachfolgenden Kinder, weil die kleinſten die Liebe der Aeltern allemal mehr an ſich ziehen, haben auch ihre unſinnige Liebe gegen den älteſten ſchon ziemlich verringert. Sie züchtigen ihn demnach manchmal, ſonderlich, wenn ſie andrer Urſachen wegen verdrießlich ſind. Zehenmal aber laſſen ſie ſeine kleinen Laſter ungeſtraft hingehen.

Was meint man wohl, was dieſe Strafe vor Eindruck bey dem Kinde macht? Der kleine Bube erinnert ſich, daß er ſonſt dieſe Dinge frey ausüben durfte, weshalb man ihn jetzo ſtraft. Er ſieht, daß er jetzo noch öfters ungeſtraft mit einem kleinen Verweiſe durchkommt. Er kann demnach nicht anders ſchlieſſen, als daß das Urtheil über ſeine Ausführung auf gewiſſe günſtige Augenblicke und Umſtände bey ſeinen Aeltern ankomme. Wie kann er demnach ſeine Unart haſſen lernen. Weit gefehlt! Aller Eindruck, den die Strafe bey ihm verurſachet, iſt, daß er wünſchet, diejenigen günſtigen Zeitpuncte, worinnen er von der Strafe befreyet iſt, nur immer anzutreffen.

Endlich wird der Jüngling von ſeinen Aeltern entfernet. Da er niemals erfahren hat, wie man es macht, wenn man ſeinen Willen, oder ſeine Begierden, bezwinget: ſo fährt er nun deſto ſichrer fort, alles zu thun, was ihm gefällt: und die Furcht vor ſeinen Aeltern, deren Gütigkeit ihm bekannt iſt, wenn ſie auch ſeine Ausſchweifungen erfahren ſolten, kann ihn am allerwenigſten zurückhalten.

Wenn der hofnungsvolle Sohn nach Hauſe kommt, und die Aeltern ſehen ſeine Unart ein; ſo iſt die Freude

ſo groß, daß ſie ihm wenig oder nichts ſagen. Wer wird
denn auch einem groſſen Sohne, der nun bald einen Herrn
bedeuten ſoll, immer Verweiſe geben? Es heißt: Er wird
ja einmal von ſelbſt zum Verſtande kommen. Dieſes
gehet in ſolcher Maaße fort, bis er endlich ſein eigner Herr
wird; und dann haben wir einen Thoren und laſterhaf-
tigen mehr in der Welt. Es iſt dieſes bey weiten noch
nicht die übelſte Art der Kinderzucht. Allein, die übri-
gen verdienen nicht, daß man von ihnen rede.

Man ſiehet hieraus leicht, daß der Fehler in der gan-
zen Verfaſſung unſrer Kinderzucht, ſo wohl in der ſchar-
n, als in der gelinden Art, daran liegt, daß man die
Neigungen der Kinder nicht zu beſſern ſucht. Was ſol-
n die ſchärfſten Strafen, was die gründlichſten Vorſtel-
ngen, was die ernſtlichſten Vermahnungen, und wie viel
eniger, was ſoll eine unverantwortliche Nachſicht und
elindigkeit wirken, wenn man die Neigungen der Kin-
r läßt, wie ſie ſind, wenn man ihnen nicht beybringt, wie
ihre Begierden unterdrucken ſollen, und wenn man in
nen keine Liebe vor die Tugenden, und keinen Abſcheu
r die Laſter erreget?

An dem Herzen des Menſchen ſelbſt muß man arbei-
n, wenn es in der That gebeſſert werden ſoll; und hierzu
d die ſchärfſten Strafen viel zu unwirkſam. Sie ver-
achen zwar, daß die böſen Handlungen aus einer ſcla-
ſchen Furcht nachbleiben. Allein die Quelle der Un-
t bleibt im Herzen, und ſie wartet nur, bis ſie ſich in
eyheit befindet, und bis die fürchterlichen Dämme die
e aufhalten, weggenommen ſind, um ſodann mit deſto
ößerer Gewalt heraus zu dringen, und alles zu über-
wemmen.

Wenn dieſe Beſſerung des menſchlichen Herzens mit einem guten Erfolge geſchehen ſoll; ſo muß ſie in der erſten Kindheit vorgenommen werden, und das dritte bis achte Jahr ſind hierzu am geſchickteſten. Wenn man es bis in reifere Jahre ausſetzt; ſo hat die Unart und die Bosheit ſchon allzuviel Wurzel geſchlagen. Ihre Eigenliebe und Hochmuth hat ihnen das Schein-Vergnügen, ihren Willen und alle ihre Begierden erfüllet zu ſehen, alſo ſüß, angenehm und reizend abgebildet, als daß ſie ſich deſſen entſchlagen könnten; und es iſt gewiß ein ſehr rares Beyſpiel, wenn jemand in ſeinen Jünglings-Jahren, oder gar in ſeinem männlichen Alter, ſeine Neigungen beſſern und ſeine Leidenſchaften bezwingen lernet.

Alle Verſuche ſeiner Aeltern und Anverwandten ſind gemeiniglich alsdenn vergebens; und die Vorſicht eines ſterbenden Vaters, davon uns Horaz (*) ein Beyſpiel anführet, hat wenig Hofnung vor ſich, daß ſie einige Wirkung haben würde. Dieſer ließ ſeine beyden Söhne, nachdem er ſeine zwey Güther unter ſie getheilet hatte, auf ſeinem Todten Bette zu ſich kommen, und ſagte ihnen: er hatte in ihrer Kindheit, aus dem Verfahren mit ihren Spielſachen und dem ihnen gegebenen Obſt angemerkt, daß der eine zum Geiz, der andre aber zur Verſchwendung neige. Weil er nun befürchte, daß ſie ſich ihren Neigungen überlaſſen möchten, ſo ſolten ſie ſich mit einem Eide verbindlich machen, der eine, daß er ſein Guth nicht vermindern, der andre aber, daß er das ſeinige, welches er, der Vater, zu ſeinem Unterhalt hinlänglich hielte, nicht vermehren wolle.

Wa

---

*) Lib. 2. Sat. 3

Was vor ein ungewiſſes Mittel iſt dieſes nicht! und wie viel ſicherer würde nicht dieſer Vater verfahren haben, wenn er gleich damals in der Kindheit ſeiner Söhne, als er dieſe Anmerkung machte, ihre Neigungen zu ändern, alles angewendet hätte! Wenn unſre Neigungen und Leidenſchaften einmal, ſo zu ſagen, groß mit uns geworden ſind, ſo werden Vorſtellungen, Ermahnungen, und ſo gar Eidſchwüre wenig Nutzen haben. Dieſe Neigungen ſind gleichſam zu unſrer eigenen Natur geworden. Wir ernähren den Feind, der uns über den Hauſen wirft, in unſerm eignen Buſen: und er iſt uns allzunahe, daß er nicht die Gelegenheit abſehen könnte uns zu überrumpeln.

Allein, wird man fragen, wodurch ſoll man die Neigungen der Kinder ändern? Auf was vor Art ſoll man ihnen ihre Leidenſchaften und Begierden bezwingen lernen? Und wie ſoll man ihnen denn eine Liebe vor die Tugend und einen Abſcheu vor die Laſter beybringen? Es würde hier zu weitläuftig fallen, wenn wir hierzu eine gründliche und ausführliche Anweiſung verfertigen wollen. Wir wollen demnach nur kurze Grundregeln an die Hand geben.

Man muß den Kindern die Schändlichkeiten und die unglücklichen Folgerungen ihrer Leidenſchaften deutlich vor Augen mahlen, und niemals zugeben, daß ſie dieſelben vergnügen dürfen. Man muß ihnen die entgegengeſetzten löblichen Neigungen und Leidenſchaften auf eine angenehme Art abſchildern. Man muß ihnen Gelegenheit geben, ſolche auszuüben, und ſie hernach deshalb von andern loben laſſen.

Man muß ihnen einen Begriff von der wahren Ehre beyzubringen, und ſolche in ihnen zu erregen ſuchen. Man muß ihnen überzeugend vorſtellen, daß ſie auf keinerley Art die wahrhaftige Hochachtung ihrer Nebenmenſchen erlangen können, als wenn ſie den Endzweck ihres Schöpfers erfüllen, und ihre Pflichten beobachten. Man muß ihnen zu Gemüthe führen, daß unſre Handlungen niemals Beyfall und Lob zu erhalten vermögend ſind, als wenn ſie mit der Vorſchrift der Vernunft übereinkommen.

Man muß ſie durch Gründe von der Ehre, von ihrer eignen Wohlfarth, von der Geſundheit und dergleichen zu überführen ſuchen, daß die Tugenden angenehm, vortheilhaftig und vortreflich ſind; und ſo dann auf entgegen geſetzte Art, daß die Laſter beſchwerlich, verdrüßlich und abſcheulich ſind.

Man muß ihnen endlich beſonders die Menſchenliebe, die Gerechtigkeit, die Leutſeeligkeit, die Großmuth und andre Tugenden mit reizenden und angenehmen Farben vermahlen; und weil der zarte Verſtand der kleinen Kinder trockne Gründe zu faſſen wenig geſchickt iſt: ſo muß dieſes unter reizenden Fabeln und Geſchichten bewerkſtelliget werden. Der zweyte Band der Pamela giebt hierzu vortrefliche Anweiſungen.

Wir laugnen nicht, daß die wenigſten Aeltern Geſchicklichkeit und Kräfte genug hierzu beſitzen. Nun ſolten ihnen zwar die öffentlichen Schulen hierinnen zu Hülfe kommen. Allein hier lieget eben der andre Hautfehler unſrer Kinderzucht: und ſtatt deſſen, daß man daſelbſt ihr Herz beſſern, ihre Leidenſchaften unterdrücken, und ihnen eine Liebe zur Tugend einflöſſen ſolte; ſo werden ſie vielmehr daſelbſt durch die wenige Aufſicht, die man auf die Neigungen, Leidenſchaften und Laſter hat, und durch das böſe Beyſpiel einer Menge darinnen befindlichen gottloſen Buben zu Laſtern und Bosheiten nur deſto mehr angefeuret.

Es iſt ohnſtreitig, daß es der Wohlfarth der Republik vortheilhaftiger iſt, wenn man ihr geſittete und vernünftige Bürger, als wenn man ihr die größten Gelehrten erziehet. Ihre Ruhe und ihr Wohlſtand hänget davon ab, wenn alle ihre Bürger ihre Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft und der Geſetze einrichten. Ja! es iſt offenbar, daß ſie nicht halb ſo viel Gelehrte nöthig hat, wenn alle ihre Bürger dieſe Beſchaffenheit haben.

Was vor eine Menge Advocaten von der ohnedem überhauften Anzahl würden nicht entbehrlich in der Republik ſeyn, wenn alle ihre Bürger vernünftig wären, und den Geſetzen gemäß lebten? Und wie viel Aerzte würden wir nicht weniger bedürfen, wenn die Menſchen ihre Leidenſchaften zu bezwingen gelernet hätten, und wenn ſie in allen ihren Handlungen die Vernunft zur Richtſchnur erwählten?

Wer ſiehet demnach nicht, daß der erſte und vornehmſte Endzweck der öffentlichen Schulen ſeyn ſolte, den Kindern die Beſſerung ihrer Neigung, die Bezwingung ihrer Leidenſchaften, eine Liebe vor die Tugend und einen Abſcheu vor die Laſter beyzubringen. Sie müßten ſolches nach eben den Grundregeln bewerkſtelligen, die wir jetzo den Aeltern angerathen haben. Die Erlernung der Sprachen und der Anfangsgründe einiger Wiſſenſchaften aber müſten ganz natürlicher Weiſe nur einen Neben-Endzweck der öffentlichen Schulen ausmachen.

Es iſt aber ganz ſicher, daß man alsdenn mit dieſem Neben-Endzwecke weit eher zu Stande kommen würde, als jetzo, da es der Haupt-Endzweck iſt. Wenn man den Kindern einen richtigen Begriff von der wahren Ehre, und eine Liebe zur Ehre und Tugend beygebracht hätte, und wenn ſie von dem Endzweck ihres Seyns, und von ihren Pflichten überzeugt wären; ſo würden ſie eine feurige Begierde haben, ſich durch Begreifung der Sprachen und Wiſſenſchaften zu Erreichung aller dieſer Dinge fähig zu machen; und die Erlernung würde ungemein leicht von ſtatten gehen.

So wenig aber die meiſten Alten fähig ſind, eine ſolche Kinderzucht zu führen, ſo wenig ſind auch der größte Theil derer in der Welt befindlichen Schullehrer und Schulmeiſter hierzu geſchickt. Wir haben ſchon eben angemerket (*), daß die Welt hierinnen eine ganz verkehrte Verfaſſung hat.

Die Schullehrer ſolten von rechtswegen die geſchickteſten und vortreflichſten Männer in der Republik ſeyn. Sie ſolten die Natur der Menſchen, die Leidenſchaften und Bewegungen des menſchlichen Herzens aus dem Grunde kennen; und ein jeder Dorfſchulmeiſter ſolte von rechtswegen ein großer Sittenlehrer ſeyn, wenn man die wahre Wohlfarth der Republik recht beherzigen wolte. Sie müſten folglich auch vor weit vornehmer, als jetzo gehalten werden.

(*) Siehe die vorhergehende zweyte Abhandlung am Ende.

Ja es iſt ganz natürlich, daß diejenigen die geſchickteſten, vortreflichſten und mithin die vornehmſten unter den Schullehrern ſeyn mußten, welche die klügſten Kinder unter ſich hatten. Es wird hauptſächlich erfordert, daß dieſe Grundſätze den Kindern in ihrer zarteſten Jugend beygebracht werden müſſen. Hierzu iſt aber die größte Kunſt und Geſchicklichkeit nöthig. Wenn nun die Aeltern zu Hauſe durch ihre Zucht nur etwas weniges zu Beſſerung der Neigung ihrer Kinder beytrügen; ſo hätte man ſich von ſolcher Einrichtung der öffentlichen Schulen vor die Wohlfarth der Republik den nützlichſten Erfolg zu verſprechen.

Nachdem wir unſre Gedanken über dieſe zwey Hauptfehler in der Kinderzucht vorgetragen haben; ſo wollen wir noch einige Betrachtungen über einige beſondre Fehler machen, die eben ſo gemein ſind, und die ſelbſt in der Kinderzucht, die in der Welt gewöhnlich iſt, eine große Verderbniß anrichten.

Es iſt ein faſt durchgängiger Fehler der Kinderzucht, daß man die Kinder allzuſehr zur Eitelkeit angewöhnet. Alle Belohnungen, die man ihnen giebt, beſtehen in eitlen Sachen; und alle Verſprechungen, die man ihnen thut, um ſie zu einem fertigen Gehorſam zu bewegen, haben die Eitelkeit zum Grunde. Man verſpricht ihnen neue Kleider, Spielſachen, Luſtbarkeiten und andre eitle Dinge. Man redet ihnen vom Putz vor; man ſagt, daß ſie alsdenn recht ſchön ſeyn werden; und bey den Mägdchens pflegt man gemeiniglich hinzuzuſetzen, daß ſie auch einen hübſchen Mann haben ſolten. Wollen ſie ſich aber den

Putz und den weiblichen Sitten nicht gemäß bezeigen: ſo drohet man gemeiniglich, daß ſie gar keinen Mann bekommen würden.

Durch alle dieſe Dinge kann in den Kindern unmöglich etwas anders, als die Eitelkeit erreget werden. Sie hören weiter nichts, als daß ſie geputzt ſeyn müſſen, daß ſie ſchön ſeyn müſſen, daß ſie ihrem Leibe gewiſſe artige Stellungen geben müſſen, daß ſie, um den Leuten gefällig zu werden, dieſe und jene Höflichkeits-Bezeugung lernen müſſen, daß ſie vor ein gewiſſes Ding erzogen werden, welches eine Frau oder ein Mann heißt, und daß es mit dieſem Dinge luſtig und angenehm zu leben ſeyn werde.

Hierdurch können ſie ganz natürlich keinen andern Begriff erlangen, als daß ihr ganzes Seyn und Weſen nur dieſe eitle Sachen zum Endzweck habe. Sie wachſen mit dieſen Gedanken auf: und wenn ſie groß ſind; ſo wiſſen ſie von keinen andern Verdienſten, als welche von ihrem ſchönen Kleide, von ihrem angenehmen Geſichte, von der ſchönen Beſchaffenheit ihrer Haare, von ihrer artigen Stellung, und von einigen zierlichen und geſchickten Redensarten herrühren. Hierinnen ſuchen ſie allen ihren Vorzug: und auf ſolche Art wird die Welt mit Narren und Sclaven der Eitelkeit erfüllet.

Wir verdammen die Erlernung des Tanzens und andrer Leibes-Uebungen nicht: und wir mißbilligen eine reinliche Kleidung und die Höflichkeits-Bezeugungen keinesweges. Nur muß man verhüten, daß die Kinder nicht glauben, alle ihr Vorzug, alle ihre Ehre, und alle ihre Geſchicklichkeit gründe ſich hierauf, man wird aber

weit

it vernünftiger verfahren, wenn man ihnen die Liebe
d Hochachtung ihrer Verwandten und Bekannten ver-
icht: und wenn man ſie mit einem mäßigen Lobe wegen
er guten Eigenſchaften zu ermuntern ſuchet.

Denn ob zwar die Lobbegierde an ſich ſelbſt zur Claſſe
r Eitelkeit gehöret; ſo iſt ſie doch nicht ſo gefährlich,
wenn die Kinder auf keinen andern Endzweck ihres
yns, als die Eitelkeit geführet werden. Es iſt nicht
leicht, die Lobbegierde zu vergnügen, als man alle an-
e Begierden der Eitelkeit befriedigen kann. Es wer-
n wirkliche Verdienſte und gute Eigenſchaften zu der
en erfordert: und man hat ſchon ſeinen Endzweck in
Kinderzucht erreichet, wenn ſie ſich dereinſt dieſe er-
rben. Nur muß man ihnen vor allen Dingen von der
hren Ehre, und dem Endzweck ihres Seyns einen rich-
en Begriff zu machen ſuchen.

Das böſe Beyſpiel der Aeltern iſt ein anderer wichti-
r Fehler, der unſrer Kinderzucht den größten Nachtheil
iebet. Was kann wohl die härteſte Züchtigung und
ernſtlichſte Vermahnung der Aeltern vor Wirkung
er das Gemüth ihrer Kinder haben, wenn ſie ſelbſt täg-
h die Laſter und Fehler vor ihren Augen begehen, wes-
lb ſie dieſelben ſtrafen?

Ein Vater, der alle Augenblicke in Gegenwart ſeiner
inder flucht und Zoten reißt, wird dieſe Laſter an ſeinen
ndern vergeblich beſſern: und ob er wohl durch die
chärfe der Züchtigung dieſe Laſter von ihrem Munde
bannen kann: ſo werden ſie doch, ohne in geheim ihren
ater einer Ungerechtigkeit zu beſchuldigen, niemals ge-
horchen.

horchen. Der Saame aber dieſer Laſter, den das Beyſpiel des Vaters nur allzutief eingepflanzet hat, wird ewig in ihren Herzen bleiben.

So iſt es mit allen andern Leidenſchaften beſchaffen. Wir werden diejenigen Leidenſchaften ſchlecht aus den Herzen unſrer Kinder ausrotten, die wir alle Tage vor ihnen ſehen laſſen. Das Beyſpiel der Aeltern iſt vor die Kinder um ſo viel gefährlicher, je mehr ſie Ehrfurcht und Liebe vor ſie haben. Wie können ſie ſich bereden, daß dasjenige unrecht ſey, was ihre Aeltern ausüben, ihre Aeltern, welche ſie ſo ſehr lieben und verehren. Wir glauben dannenhero, daß auch ſo gar vernünftige Aeltern ihre gemeinſchaftliche Zärtlichkeit in Gegenwart der Kinder ſehr mäßigen müſſen, wenn ſie ſich von ihrer Erziehung einen guten Erfolg verſprechen wollen.

Man begehet dieſen Fehler ſo vielfältig in der Welt, daß es einer beſondern weitlauftigen Ausführung bedurfte, wenn man alle Arten deſſelben unterſuchen wolte. Wir wollen nur einer beſondern Art gedenken, welche den meiſten Aeltern nicht von der geringſten Wichtigkeit ſcheinet, und welche ſie nicht einmal vor einen Fehler in der Kinderzucht halten.

Wie viel Aeltern giebt es nicht, die ihren Kindern, wenn ſie aufgeräumt ſind, ihre eigne Laſter und Ausſchweifungen, die ſie in der Jugend ausgeübet haben, erzählen? Was meinen ſie wohl, was dieſes Beyſpiel in ihren Kindern wirket? Nichts, als daß ſie denken, wenn mein Vater oder meine Mutter ſolche Dinge in ihrer Jugend gethan haben, und ſind doch ſo hübſche Leute

gewor

werden: ſo wird es mit mir auch nicht viel zu bedeuten ben, wenn ich dergleichen begehe. Dieſer Schluß weit feſter in ihnen bekleben, als daß ihn alle nach- gende Strafen und Vermahnungen über den Haufen fen können.

Ein eben ſo ſchädlicher Fehler in der Kinderzucht iſt , wenn Aeltern über diejenigen Laſter und Bosheiten, e ſie ehemals an ihren Kindern beſtraft haben, hernach ihrer Gegenwart lachen, oder ſie in ihrem Verſeyn mit ergnügen ihren Bekannten und guten Freunden erzäh- n. Der aufmerkſame kleine Schalk, wenn er ſiehet, aß ſeine böſen Streiche Freude, Lachen und Kurzweil zu regen vermögend ſind, muß ganz natürlicher Weiſe den- n, daß er eine artige und witzige Handlung ausgeübet be, und die darüber empfangene Schläge wird es mehr n damaligen Umſtänden der Zeit, und dem Eigenſinne ner Aeltern, als der Bosheit ſeiner That zurechnen. r wird keinen Augenblick verabſäumen, ſie wieder zu be- hen, wenn ſich die Gelegenheit hierzu ereignet; und ller Eindruck der empfangenen Züchtigung iſt vollkom- men bey ihm ausgetilget.

Wir finden noch einen wichtigen Fehler der Kinder- cht in dem Betragen, das die Aeltern ihren Kindern gen das Geſinde verſtatten. Es iſt derſelbe ſonderlich vielen vornehmen Häuſern eingeriſſen. Man flößet en Kindern ein, daß ſie das Geſinde über alle maaßen rächtlich gegen ſich halten müſſen; und man duldet es, aß ſie dieſelben ungeſcheut mit allerley Schlägen und Schimpfwörtern belegen dürfen. Hierdurch glaubet man einen edlen Ehrgeiz in den Kindern zu erregen, und nichts als erhabene Gedanken von ihnen ſelbſt in ihnen anzufeuren.

Allein, wahrhaftig! ein lächerlicher Ehrgeiz oder Hochmuth, der ſich auf nichts, als auf den Vorzug des Standes gründet. Man ſiehet auch leider die Frucht ſolcher erhabenen Gedanken in der Welt. Diejenigen, denen es gleich viel iſt, ob ſie ihren Pferden die Spornen geben, oder ob ſie Ungerechtigkeit und Grauſamkeit ausüben, und ihren niedrigen und armen Nächſten unterdrücken, haben gemeiniglich eine ſo erhabene Erziehung gehabt.

Es iſt einer vernünftigen Erziehung ſehr gemäß, den Kindern vorzügliche Gedanken von ſich ſelbſt beyzubringen, und ihnen zu erkennen zu geben, daß zwiſchen ihnen und einem Bedienten ein großer Unterſchied ſey. Wir ſind weit entfernt, eine Art einer Gemeinſchaft und eines Umgangs mit dem Geſinde zu billigen; und wir glauben vielmehr, daß ſolches eine der übelſten Arten der Kinderzucht bemerke.

Allein, dieſer Vorzug und dieſe erhabenen Gedanken müſſen ſich nicht lediglich auf den Unterſchied des Standes gründen. Er muß die Tugenden und die guten Eigenſchaften der Kinder zum Grunde haben, die ſie entweder bereits beſitzen, oder doch noch erlangen ſollen. Man muß ihnen einflößen, daß ſie nur in ſo weit vor andern geringern Menſchen vorzüglicher ſind, als ſie ſich edlere und vortreflichere Eigenſchaften erwerben; und alle Verachtung, die man in ihnen gegen das Geſinde erreget, muß auf die Laſter, Fehler und über Sitten und Eigenſchaften gehen, welche dieſe an ſich haben.

Der Raum dieſer Abhandlung iſt zu enge, als daß wir alle Fehler der Kinderzucht hier anmerken könnten, welche gewöhnlich genug in der Welt ſind, die aber dennoch von wenigen Menſchen erkannt werden. Vielleicht zeigen wir einmal noch einige andre von dieſer Art an; und vielleicht werden wir gar dereinſt eine beſondre Schrift von dieſer Materie verfertigen, wenn wir uns vorher durch genaue Betrachtung der Neigungen, der Leidenſchaften, und der Natur der Kinder aus eigner Erfahrung hierzu geſchickt gemacht haben.

S. : :

⁂

VII.

Beweiß,

daß die Tugenden ihrer Natur nach angenehm und reizend ſind.

Wenn wir unſre Aufmerkſamkeit auf die Natur der Laſter richten; ſo müſſen wir uns allerdings verwundern, daß wir Menſchen ſolche ausüben. Sie ſind ihrem Weſen nach lächerlich, unangenehm und abſcheulich. Dieſe ſchädliche Natur der Laſter veroffenbaret ſich nicht allein durch vernünftige Betrachtungen, die weiſe und tugendhafte Menſchen hierüber anſtellen; ſie leuchtet einem jeden in die Augen, der ſeiner Sinnen mächtig iſt, und der ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt.

Denn wenn wir an uns ſelbſt denken; wenn wir uns unſers Seyns erinnern: ſo müſſen uns auch die Umſtände beyfallen, die mit unſrer Wirklichkeit verknüpft ſind: ſo müſſen wir empfinden, wie beſchwehrlich und verabſcheuenswürdig die Laſter ſind, die über uns herrſchen. Ein zorniger, ein zankſüchtiger, ein neidiſcher, ein ehrſüchtiger, ein geiziger, ein betrügeriſcher Menſch muß ohne Mühe die Beſchwehrlichkeit und Abſcheulichkeit des Laſters, ſo er ausübet, einſehen, und die Unruhen, ſo ihm dadurch zuwachſen, können ihm unmöglich unbekannt ſeyn.

Wir brauchen auch wenig Aufmerkſamkeit, um das Lächerliche in den Laſtern andrer Leute zu entdecken. Das

Lächer

Lächerliche eines Trunkenbolds, eines Verſchwenders, eines Fluchers, die lächerlichen Bemühungen eines Unkeuſchen fallen allzuſehr in die Sinne, als daß ſie jemand in der Welt, er ſey ſo wenig witzig, als er wolle, verbergen ſeyn könnten.

Es iſt ſehr gewiß, daß wenig Menſchen gefunden werden, die dieſe Wahrheit nicht erkennen ſolten. Die allerunvernünftigſten Menſchen wiſſen, empfinden und geſtehen es, daß die Laſter lächerlich, beſchwerlich und abſcheulich ſind. Dennoch aber begehen ſie dieſelben. Gewiß eine höchſtwunderliche Sache. Täglich üben wir Menſchen Dinge aus, die wir ſelbſt nicht billigen.

Unſre Verwunderung muß noch mehr erreget werden, wenn wir ſehen, daß geſetzte, vernünftige und weiſe Menſchen, die die Tugend lieben, und die ſich außerſt angelegen ſeyn laſſen dergleichen auszuüben, dennoch in Laſter verfallen. Ihre Hochachtung und Liebe vor die Tugend, ihr Bemühen nach derſelben hat nie aufgehöret. Dennoch aber werden ſie ſelbſt in einem Augenblicke von einem Laſter hingeriſſen, da ihre edle Neigungen vor die Tugend in voller Stärke geweſen ſind.

Wenn wir dieſer wunderlichen Beſchaffenheit der Menſchen nachſinnen: ſo könnte jemand faſt auf die Gedanken fallen, daß wir keine Freyheit des Willens hätten. Wenigſtens könnte es ihm ſcheinen, daß öfters die Laſter als grauſame Tyrannen die Herrſchaft über den freyen Willen an ſich reiſſen müßten. Dieſe Gedanken ſind bey einem Menſchen nicht unmöglich, der ſeine eigne und andrer Leute Handlungen nur obenhin anſiehet. Mitten in den vernünftigſten Betrachtungen von der Abſcheulichkeit eines Laſters; mitten in dem ernſtlichen Vorſatze daſſelbe nicht auszuüben, werden wir öfters dahin geriſſen, ohne daß wir unſern triſtigen Gründen nur den geringſten Schein-Grund entgegen geſetzt hätten: und das Laſter iſt vollbracht, ehe wir uns einmal entſchloſſen haben, daſſelbe zu begehen.

Es ſcheinet daraus in der That, als wenn die Freyheit unſers Willens eine Tyranney erleiden müßte. Allein es wird mir nie einfallen, dieſen Satz nur vor wahrſcheinlich auszugeben. Ich beſitze allzuviel Hochachtung vor das menſchliche Geſchlecht, als daß ich ihren edelſten Vorzug in Zweifel ziehen ſolte.

Ich kann dannenhero dem ſonſt geſchickten Herrn von Voltaire nicht Beyfall geben, welcher (*) die Einſchränkung unſers Willens als die Urſache hiervon angiebt. Er läßt einen Engel vom Himmel herab ſteigen (**), der

ihm

---

*) *Voltaire* Tom. 6. epitre ſur la liberté:
Tes deſſeins ſont d'un homme, & tes voeus ſont d'un
Dieu.
Quoi! dans cet ocean, cet atome, qui nage
Dira: l'Immenſité doit être mon partage
Non tout eſt foible en toi, changeant & limité;
Ta force, ton Eſprit, tes Membres, ta Beauté,
La Nature, en tous ſens, a des bornes preſcrites
Et le pouvoir humain ſeroit ſeul ſans limites!

**) Obſcurement plongé dans ce doute cruel,
Mes yeux chargés de pleurs ſeu tournoient vers le Ciel
Lors qu'un de ces eſprits, que le ſouverain Etre
Placa près de ſon Trône, & fit pour le connoitre,

Qu

ihm dieſes entdecken muß. Mich deucht aber, daß er die himmliſchen Geiſter beleidiget, wenn er ihnen ſo ſchlechte Wahrheiten in den Mund leget. Die Mühe die er ſeinem Engel macht, iſt ſehr unnütze. Jeder vernünftiger Menſch der ſeine Natur kennet, würde ihm richtigere Urſachen angeben können.

Wenn die Einſchränkung und die Endlichkeit unſers Willens Urſach iſt, daß wir Laſter begehen, ungeachtet wir die Tugend lieben, und den Vorſatz gefaſſet haben, ſtandhaftig dabey zu beharren: ſo haben wir gar keinen, der doch einen ſehr elenden freyen Willen. Denn eine Sache die ihren vornehmſten Endzweck nicht erfüllet, und e wir in ihrer nöthigſten Wirkung nicht gebrauchen nnen, iſt faſt eben ſo unnütze, als wenn wir dieſelbe ganz d gar nicht in unſerer Gewalt hätten.

Die Einſchränkung und die Endlichkeit unſers Wilns veroffenbaret ſich in ganz andern Dingen, als in der usübung der Tugenden. Gott allein hat einen uneinſchränkten und unendlichen Willen. Hierinnen beru ſeine Allmacht. Wenn wir alſo Wunder ausüben, nn wir aus Nichts Etwas erſchaffen wollen; ſo leget h die Einſchränkung unſers Willens zu Tage.

Wir werden beſſer fortkommen, wenn wir die Urſe dieſer plötzlichen Abweichung von unſerm tugend-

Qui reſpirent dans lui, qui brulent de ſes feux,
Deſcendit juſqu'à moi de la voute des cieux:
Tel de ſein du ſoleil un torrent de lumiére
Part, arrive à l'inſtant & couvre l'Hemiſphere.
Il avoit pris un corps — — — —
oute, me dit il, promt à me conſoler

haſtigen Vorſatz in dem freyen Willen ſelbſt ſuchen. Alle Handlungen rühren aus demſelben her; und alſo kann das Laſter, das uns gleichſam wider unſern Willen übereilet, nicht davon ausgeſchloſſen ſeyn. Wir müſſen aber die Vernunft von dem freyen Willen und von der falſchen Eigenliebe wohl unterſcheiden.

Wenn wir uns ein Laſter abſcheulich vorſtellen, wenn wir den Endſchluß faſſen, daſſelbe nicht zu begehen; ſo iſt dieſes ein Werk der Vernunft, nicht aber des freyen Willens. In dem Augenblicke, da die Vernunft dieſen Vorſatz ergreifet: ſo behauptet ſie die Herrſchaft über den freyen Willen, und über die Eigenliebe, die ihr von Rechts wegen gebühret.

Allein, weil dieſe nur gezwungen dem Endſchluß der Vernunft beyſtimmen: ſo ſind ſie deſto wachſamer, daß derſelbe nicht in Erfüllung geſetzet werde. Wenn alſo die Vernunft nur einen Augenblick das Zepter ſinken, oder ihre Betrachtungen und die Vorſtellungen ihrer Gründe fahren läßt: ſo ergreifen ſie begierig die geringſte Gelegenheit das Laſter auszuüben. Eine neue Reizun ein Schein-Grund, den die Vernunft noch nicht beſtritt hat, iſt kräftig genug dieſes zu wirken.

Wir werden auch finden, daß wir größtentheils wi unſern Vorſatz nur von Laſtern übereilt werden, die ſ ſagen unſre Schooß-Laſter ſind, und die uns die er Ausübung bereits zur Gewohnheit gemacht hat. bald alſo die Vernunft müde wird, ſo bedienen ſich böſe Wille und die falſche Eigenliebe der neuen Gele heit, das Laſter zu vollbringen: und ein Vorfall, de

gewe

gewohnt iſt, hat nicht die Wirkung, die Vernunft aus ihrer Schläfrigkeit zu ermuntern.

Nach der Unvollkommenheit der menſchlichen Natur verdienen die Laſter, die uns wider unſern Vorſatz übereilen, um ſo viel eher Verzeihung. Wir können nichts mehr thun, als daß wir die Tugend lieben und das Laſter haſſen, daß wir uns bemühen, Tugenden auszuüben, und alle unſre Kräfte anwenden, uns vor den Laſtern zu verwahren. Dieſes ſind ſchon edle und vernünftige Seelen, die alſo beſchaffen ſind. Wir können hier zu keiner Vollkommenheit gelangen: und alſo iſt ein Fehler der uns übereilt, und aus dem wir uns ſo gleich wieder heraus reiſſen, deſtomehr verzeihungswürdig.

Man kann aber diejenigen mit der äuſſerſten Verachtung anſehen, die die Tugend haſſen, und die Laſter lieben. Dieſe verdienen nicht die geringſte Entſchuldigung, weil ihre Neigungen ihrer Erkenntniß ſo offenbar entgegen ſind. Sie ſind der Abſchaum, die Schande und der Vorwurf des menſchlichen Geſchlechtes, weil ſie ihre eigne Natur und die menſchlichen Regungen ſo verſetzlich mißhandeln. Eine ungeübte Vernunft kann das Lächerliche, das Beſchwehrliche und das Abſcheuliche der Laſter einſehen. Ich werde aber in der Folge beweiſen, daß die Tugenden ihrer Natur nach angenehm und reizend ſind, und daß uns ſelbſt die menſchliche Beſchaffenheit dieſelben beliebt macht.

Gott, dieſes allervollkommenſte Weſen, deſſen unendliche Weisheit wir in den geringſten Geſchöpfen, am allermeiſten aber in der Natur des Menſchen bewundern müſſen, hat gewolt, daß wir Tugenden ausüben ſollen.

Er hat uns dannenhero alle nöthige Anreizungen hierzu gegeben. Es iſt in der jetzigen Geſtalt der Welt das Amt der Obrigkeit, die Laſter zu beſtrafen; und dann und wann pflegt ſie auch die Tugenden zu belohnen. Allein, weil die Einſetzung der Obrigkeit nicht von ſeiner ausdrücklichen, ſondern nur von ſeiner zuläßigen Verordnung abhängt; und weil dieſe nicht Mittel genug in Handen hat, alle Tugenden ihrer Unterthanen zu belohnen: ſo hat Gott nach ſeiner allerhöchſten Weisheit bereits in die Natur gelegt, daß das Weſen der Laſter ſchon in ſich ſelbſt ſeine Beſtrafung, und die Tugenden ihre Belohnung unvermeidlich in ſich halten.

Die Beſchwehrlichkeit der Laſter, die wir oben gezeigt haben, iſt ſchon Strafe genug vor die Laſterhaftigen, und viele Laſter führen noch Krankheiten, Schwachheiten oder Unordnungen in unſerm Körper, als beſondre Strafen, mit ſich. Ich darf nur den Zorn, den Neid, die Trunkenheit, die Unmäßigkeit und die Unkeuſchheit nennen: ſo wird man mir Recht geben müſſen.

Dahingegen begreift die Ausübung der Tugenden ſchon ihre moraliſche Belohnung zugleich mit in ſich. Eine vollkommne Geſundheit muß die gewiſſe Folge der Gelaſſenheit, der Leutſeeligkeit, der Mäßigkeit, der Keuſchheit und andrer Tugenden ſeyn, wenn wir uns mit einem geſunden Körper von Jugend an derſelben befliſſen haben. Die Ruhe unſrer Seelen, die wahrhaftige und höchſte Glückſeeligkeit unſers Lebens, iſt die unzertrennliche Begleiterin aller Tugenden: und es muß allerdings ein ſüſſes und dauerhaftiges Vergnügen ſeyn, wenn wir zu uns ſelbſt ſagen können, daß wir unſre Pflichten erfüllen, und

den

dem Endzweck gemäß leben, warum uns der allerhöchſte Schöpfer in die Welt geſetzet hat.

Die Thoren und Laſterhaftigen werden ſich von dieſem Vergnügen, das ſie niemals genoſſen haben einen ſchlechten Begriff machen. Ich glaube aber, daß es das höchſte ſey, das wir in dieſer Welt erlangen können: und es iſt weit gefehlt, daß es nur im geringſten vor tadelnswürdig zu halten ſey. Ein gerechtes Vergnügen über ſich ſelbſt iſt die höchſte Glückſeligkeit, die ein denkendes Weſen erlangen kann. Man kann dieſes um ſo viel weniger leugnen, je gewiſſer es iſt, daß hierinnen eine der allerhöchſten Vollkommenheiten und der unendlichen Vorzüge Gottes beſtehe.

Wir müſſen voraus ſetzen, daß keine Handlung der Menſchen wahrhaftig angenehm ſey, als wenn ſie vernünftig iſt. Die Vernunft iſt das höchſte Gut, das wir Menſchen genieſſen. Hierinnen beruhet die Natur des Menſchen und unſer Vorzug vor einer unzähligen Menge andrer lebendiger Weſen. Der Vernunft aber kann ohnmöglich etwas anders gefallen, als was derſelben gemäß iſt.

Dieſe Wahrheit iſt ſo gewiß, daß ſelbſt die allerunvernünftigſten Menſchen dennoch an der Vernunft Gefallen haben. Die vernünftigen Handlungen andrer Menſchen rühren ſie. Sie können ihren Beyfall nicht bergen. Bey ihren allerthörichſten Handlungen werden ſie ſich niemals die Vernunft abſprechen. Tauſend Beſchönigungen und Ausflüchte werden erſonnen, um ihre unvernünftige Thaten mit der Vernunft zu vereinigen und daraus herzuleiten.

Nach dieſer Wahrheit kann nichts ſo angenehm ſeyn, als die Tugenden. Dieſes ſind allein die Handlungen, die nach einer wahrhaftigen Vernunft eingerichtet ſind. Sie müſſen alſo einem jeden ihrer Natur nach angenehm und reizend ſeyn.

Wenn die Laſter einem Theil Menſchen reizend und angenehm ſcheinen: ſo macht dieſes keinen Einwand wider meinen Saz aus. Der Vernunft kann dem ohngeachtet niemals etwas gefallen, als was vernünftig iſt. Dieſe unglückſeligen, denen die Laſter ergözend und angenehm vorkommen, gebrauchen ſich nichts weniger als ihrer Vernunft. Dieſe befindet ſich in einem tiefen Schlummer. Der böſe Wille und die falſche Eigenliebe haben ſie eingewieget. Sie haben dieſelbe unter ihr grauſames Joch gezwungen: und ſie hat keinen Theil an dem Gefallen, den ihre Tyrannen an den Laſtern haben. Dieſer Wohlgefallen iſt ihrer ganzen Natur zuwider, nach welcher ſie nur an dem, was ihr ähnlich iſt, nämlich an vernünftigen Handlungen ein Belieben findet.

Eine wahrhaftige Menſchen-Liebe iſt die Mutter vieler Tugenden. Sie gebiehret die Leutſeeligkeit, die Großmuth, die Barmherzigkeit, die Gerechtigkeit, die Mildthätigkeit, die Dankbarkeit; und eine Menge andrer tugendhaften Thaten. Die Menſchen-Liebe muß uns aber allemal reizend vorkommen: ihre Thaten müſſen uns allemal lebhaftig rühren, wenn wir würdige Begriffe von uns ſelbſt, als einem denkenden Weſen, haben; wenn wir den Endzweck erkennen, weshalb wir uns in der Welt befinden, und wenn wir die allerweiſeſte Abſicht Gottes einſehen, die er gehabt haben muß, da er uns eine unzählbare Menge vernünftiger Geſchöpfe unſrer Art an die Seite geſetzet hat.

Wer auch kein Unmenſch iſt, wer die menſchliche Natur nicht verläugnet, und wer die Regungen ſeiner Seele nicht muthwillig erſticket, der wird bey ſich ſelbſt empfinden, wie reizend eine tugendhafte That ſey, die aus der Menſchen Liebe entſpringet: Er wird eine angenehme Verwunderung fühlen: und eine lebhafte und freudige Bewegung wird ſich plötzlich ſeines Herzens bemächtigen.

Ich wenigſtens, habe eine ſo bewegliche Seele, daß ich nicht einmal Kräfte genug beſitze, dieſe Rührung zu verhintern, wenn ich gleich den Vorſatz gefaſſet habe, derſelben keinen Raum zu geben. Wenn ich Bücher leſe, die eine aus der Menſchen-Liebe entſpringende tugendhafte That lebhaftig ſchildern, ſo hat ſich meine Seele öfters wider meinen Willen von einer dergleichen Bewegung hinreißen laſſen.

Es fällt mir ein, daß mir dieſes allemal bey Leſung zweyer Stellen in dem Leben der Mariane des Herrn von Marivaux begegnet. Die eine Stelle iſt, daß die Mariane ihrer Wohlthäterin auf eine ungemein großmüthige Art bekannt macht, daß ſie das unglückliche geringe Mägdchen ſey, welches ihr Bekümmerniß verurſache, welches ihr Sohn liebe, und wodurch ſich derſelbe abhalten laſſe, eine ihm vorgeſchlagene Parthie einzugehen. Die andre Stelle befindet ſich in der Geſchichte der Nonne, wo dieſe ihrer reichen Muhme, deren einzige Erbin ſie werden ſoll, ihren ſterbenden, aber ehedem ungerathenen, verlohrnen und enterbten Sohn zu erkennen giebt, und ihr deſſen Frau und Sohn vorſtellt.

Ich weiß gar wohl, daß der Herr von Marivaux keiner der beſten Schriftſteller iſt. Sein Stil iſt viel zu weitläuftig: und die Charactere werden wenig natürlich gebildet. Allein, man kann ihm nicht abſprechen, daß er die Großmuth und andre aus der Menſchen Liebe rührende Tugenden auf eine edle und bewegende Art ſchildern kann. Mein Herz iſt allemal bey Leſung dieſer Stellen ungemein gerühret worden; und eine gewiſſe freudige Wehmuth, die man nicht hinlänglich beſchreiben kann, hat ſich deſſelben bemächtiget.

Wird man mich hieraus vor allzu beweglich halten; und wird man mich gar einer Kleinmuth beſchuldigen; ſo werde ich es ganz gerne geſchehen laſſen. Ich werde mir dieſen Vorwurf zur Ehre rechnen. Allemal werde ich ganz willig geſtehen, daß ich nicht ſo viel Standhaftigkeit beſitze, die Bewegungen zu erſticken, die die Menſchen Liebe und die Tugenden wirken.

Die Tugenden ſind ſo reizend und angenehm, daß ſie auch denenjenigen gefallen, die die entgegengeſetzten Laſter an ſich haben. Ein Geiziger wird allemal die großmüthige Freygebigkeit eines andern mit Vergnügen bewundern. Ein ungerechter Richter, vor dem die Partheyen mit Haß und Abſcheu erſcheinen, wird durch die allgemeine und zärtliche Liebe, die ein Richter eines groſſen Bezirks vor ſich hat, lebhaftig gerühret werden. Ein Frauenzimmer, das bey dem geringſten Wanken des Wägens einen lauten Schrey thut, wird einen herzhaftigen und tapfern General, der ihr nur durch das Gerüchte bekannt iſt, die größte Hochachtung wiedmen.

Wenn wir eine Handlung ſelbſt nicht ausüben, ſon-
ern vielmehr entgegengeſetzte Thaten begehen: ſo kann
uns unmöglich aus einem Vorurtheil gefallen. Ihre
ſentlichen Annehmlichkeiten müſſen uns dieſelbe beliebt
achen. Nur die reizende Natur der Tugenden kann
mnach wirken, daß ſie ſelbſt ihren Widerwärtigen an-
nehm ſind.

Wenn es der enge Raum dieſer Abhandlung erlaub-
die Tugenden einzeln zu betrachten: ſo würden wir
den, wie reizend und angenehm eine jede beſonders ih-
Natur nach ſey. Wir wollen aber doch auf einige
hre Aufmerkſamkeit richten.

Wie reizend iſt nicht die Leutſeligkeit! Es wird
h der menſchlichen Beſchaffenheit nothwendig erfor-
rt, daß wir Umgang mit unſerm Nebenmenſchen ha-
n müſſen. Gott hat uns ſelbſt dieſen Trieb in die
eele gelegt. Es fallen tauſenderley Vorfälle vor, wo-
en wir den Rath, Troſt, Hülfe und Schutz unſrer Ne-
nmenſchen gebrauchen. Es muß uns demnach aller-
ngs angenehm ſeyn, wenn man ſich freundlich, höflich
d gefällig gegen uns erweiſet. Selbſt die allereigen-
nigſten Köpfe, die zankſüchtigen, verdrüßlichen und
ürriſchen Menſchen, finden ein Vergnügen an dem leut-
ligen Bezeigen eines andern.

So ſehr angenehm hat uns die Natur die Leutſelig-
t gemacht. Geſetzt auch, daß wir unſer Suchen nicht
alten. Wenn man uns nur freundlich und höflich be-
gnet, wenn man uns nur auf eine leutſelige Art die
möglichkeit der Gewährung unſers Geſuchs vorſtellet:
wird das Mißvergnügen über unſre fehlgeſchlagene
Abſicht

Abſicht auf die Hälfte gemindert. Wenigſtens ſind wir auf der einen Seite über die gute Aufnahme, die uns reizend geſchienen hat, ſo vergnügt, als mißvergnügt wir über die Abſchlagung unſerer Bitte auf der andern Seite ſind.

Nichts iſt angenehmer als die Demuth. Wir Menſchen ſind alle von einerley Natur und Beſchaffenheit. Nach dem natürlichen Rechte ſind wir alle am Stande einander gleich. Wir haben alle einerley Urſprung. Unſre Körper, und ſo gar unſre Seelen, ſind alle von einerley Stoff, ſo verſchieden ſie auch an Kräften ſcheinen. Es iſt dieſes letztere eine Wahrheit, die wir einmal beſonders ausführen werden. Nach den Begriffen, die wir von der allerhöchſten Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes haben, iſt es nicht möglich, daß die Seele des tiefſinnigſten Philoſophen vor der Seele des allerunverſtändigſten Tagelöhners von der Hand des Herrn den geringſten Vorzug erhalten haben kann. Der Vorzug, den wir an den Kräften der Seelen in der Erfahrung finden, muß nothwendig von der Erziehung, von der Beſchaffenheit unſrer Körper, und vom Fleiß und Mühe abhängen.

Wir können es demnach ſchwehrlich mit Gelaſſenheit anſehen, wenn jemand an Kräften der Seelen, an zeitlichen Güthern, an Vollkommenheit des Körpers einen Vorzug vor uns hat. Wenn aber jemand dergleichen Vorzüge vor uns in der That beſitzet, und ſich doch nicht deren überhebet: ſo muß es uns allerdings reizend ſcheinen. Wir müſſen lebhaftig gerühret werden, wenn wir ſehen, daß jemand ſo viele Achtbarkeit vor die allgemeinen Neigungen und Begriffe der Menſchen hat, und ſich inen Vorzug nicht merken läßt, der ihnen Verdruß ver- ſachen würde, zumal da ſo viel in der Welt dieſen Be- acht nicht haben, und ihre Vorzüge eher zu erheben, als u unterdrücken pflegen.

Wir zweifeln nicht, daß unſre Leſer nunmehr über- ugt ſeyn werden, daß die Tugenden ihrer Natur nach ngenehm und reizend ſind. Die Wahrheit dieſes Sa- es fällt allzudeutlich in die Sinne, als daß wir Einwen- ungen befürchten dürften. Jeder vernünftiger Menſch ird uns hier ſeinen Beyfall nicht verſagen können.

Wir entſehen uns aber einige unglückliche Thoren widerlegen, die Tugenden und Laſter vor leere Töne alten, welche nur in dem Vorurtheil der Menſchen ih- n Urſprung hätten, und die allen Unterſchied unter ver- ünftigen und unvernünftigen Handlungen aufheben ollen. Ihre Blindheit iſt ſo offenbar, daß ſie eher itleid und Erbarmung, als Widerlegung verdienen. agen, es ſey nichts eher etwas tugendhaftig oder laſter- tig geweſen, als bis es die Geſetze dazu erklähret hät- n; daß iſt eben das, als wenn man ſagte, alle Halb- ſſer wären eher einander nicht gleich geweſen, bis man en Circul gezogen hätte. Dieſes iſt eine ſehr ſchöne danke des Herrn von Monteſquien. Wer auch den terſchied der Tugenden und Laſter nicht aus der Ver- nft erkennen kann, dem kann man nicht die geringſte ernunft zugeſtehen, der kann ohnmöglich einige Begriffe n der Natur des Menſchen haben, der kann niemals ne eigne Handlungen mit einiger Aufmerkſamkeit in etrachtung gezogen haben; und dieſer iſt viel zu un- ndig, als daß man die geringſte vernünftige Widerlegung an ihm verſchwenden ſolte. Wir glauben auch, daß dieſe Elenden genug Abfertigung vor ihre Narrheit in gegenwärtiger Abhandlung finden werden, wenn ſie nicht vorſetzlich blind ſeyn wollen.

Wir müſſen uns ſehr erfreuen, wenn alle Menſchen ohne Unterſchied die Annehmlichkeit und die Reizung, die die Tugenden ihrer Natur nach in ſich haben, ſo viel gelten laſſen wolten, denenſelben alle ihre Liebe und Hochachtung zu widmen, und ſich mit Ernſt zu befleißigen, dieſelben auszuüben. Sie erkennen, daß die Laſter beſchwehrlich und haſſenswürdig ſind. Sie wiſſen, daß die Natur der Tugenden uns dieſelben angenehm macht. Viele unter ihnen lieben auch die Tugenden ſelbſt, die ſie am wenigſten verrichten.

Iſt es aber nicht unvernünftig, daß wir wider beſſer Wiſſen und Erkenntniß handeln? Iſt es nicht thöricht, daß wir etwas beſchwehrliches und unangenehmes, das wir haſſen, ausüben? Iſt es nicht lächerlich, daß wir etwas unterlaſſen, was wir lieben, und was wir ſelbſt vor gut, angenehm und reizend halten? Wir ſind ſehr verſichert, daß ein jeder hier, das Unvernünftige, das Thörichte und das Lächerliche in dem Verfahren der Menſchen ohne Mühe finden wird. Wir wünſchen aber auch, daß ein jeder einmal aufhören möchte, unvernünftig, thöricht und lächerlich zu handeln.

O daß doch die Geiſtlichen die Ausübung der Tugenden mehr befördern wolten, als es gemeiniglich geſchiehet. Wir glauben, daß ſie hierzu allerdings ſehr vieles beyzutragen im Stande wären. Wie angenehm und reizend könnten ſie nicht in ihren heiligen Reden die Tugenden ſchildern, wenn ſich der groͤßte Theil auf die Sittenlehre und auf die Erkenntniß der menſchlichen Natur etwas mehr befliſſen.

Was vor Eindruck wuͤrde es nicht bey ihren Zuhoͤrern machen, wenn ſie ihnen nebſt den heiligen Glaubenslehren auf eine uͤberzeugende und gruͤndliche Art vorſtellten, daß Gott in der Offenbahrung nichts beſchwerliches, verdruͤßliches und unmoͤgliches von uns verlange, wenn ſie ihnen hinlaͤnglich zeigten, daß alle Pflichten, die er uns vorſchreibt, in der Vernunft gegruͤndet und ihrer Natur nach der menſchlichen Beſchaffenheit angenehm und reizend ſind, wenn ſie ihnen mit deutlichen Gruͤnden vor Augen legten, daß ſie durch die Ausuͤbung dieſer Pflichten ihre eigne Zufriedenheit, ihre zeitliche Wohlfahrt und ihre Geſundheit befoͤrdern wuͤrden.

Es iſt unmoͤglich, daß dergleichen Vorſtellungen keinen Nutzen haben ſolten. Sie wuͤrden dadurch die ſogenannten Kluͤglinge der Welt gewinnen, in deren verblendeten Augen das Wort des Herrn ſelbſt ungereimt ſcheinet. Selbſt der Poͤbel muͤßte hierdurch bekehret werden. Denn der groͤßte Theil des gemeinen Volks ſtehet in den Gedanken, daß ſich die Frucht der Gottſeligkeit und der Tugenden nur in jener Welt veroffenbahre, und glauben dannenhero, daß es damit bis an die letzten Tage ihres Lebens Zeit habe.

Das geoffenbahrte Wort des Allerhoͤchſten wird hierdurch von ſeinem heiligen Anſehen nichts verliehren. Zumal iſt es gewiß, daß uns daſſelbe nichts unvernuͤnftiges, beſchwerliches und verdruͤßliches auferlegt. Was ſolte uns demnach abhalten, die darinnen vorgeſchriebenen Pflichten abzubilden, wie ſie ihrer Natur nach ſind.

Die Religion ſelbſt muß uns nicht unerträglich und verdrüßlich vorkommen. Wir würden ſchlechte Begriffe von der allerhöchſten Gütigkeit Gottes haben, wenn wir glaubten, daß er uns dadurch ein grauſames Joch auf unſre Schulter geleget hätte. Die Herren Geiſtlichen ſind alſo ihrem Amt und Gewiſſen nach verbunden, die Religion ſo angenehm und reizend abzumahlen, als es möglich iſt. Dieſe aber beruhet großen Theils auf der Ausübung der Tugenden.

Wir glauben aber ganz gerne, daß es ſchwehrer ſey, das Annehmliche und das Reizende der Tugenden auf eine überzeugende und rührende Art vorzuſtellen, als ein Dutzend Wörter griechiſch und ebräiſch zu verſtehen, und wir ſind verſichert, daß es mehr Mühe erfordere, als wenn man die Poſtillen durchblättert, und ein paar Sprüche der heiligen Schrift unrecht zuſammen rafft.

Vielleicht aber würde ein groſſer Theil der Herren Geiſtlichen hierzu eher geſchickt ſeyn, wenn man die nöthigen Wiſſenſchaften der Rede-Kunſt und der Sittenlehre bey der Wahl eines Predigers mehr in Betrachtung zög, als etwan ein paar hundert Thaler, womit öfters heut zu Tage leider vieler Mangel der Wiſſenſchaften erſetzet wird.

VIII.

Betrachtung
über
# eine beſondre Art der Zeitverderbung.

Die Zeit, die wir Menſchen in der Welt zu leben haben, iſt ſehr kurz: und dieſe wenige Jahre beruhen nicht einmal völlig in unſrer Gewalt. Wenn wir die Stunden abrechnen, die wir der unumgänglichen Ruhe und dem benöthigten Eſſen und Trinken widmen müſſen: ſo haben wir die Anwendung der kurzen Zeit unſers Lebens kaum zur Hälfte in unſrer Willkühr. Dennoch ſind wir Menſchen ſehr wenig geneigt, die geringe Dauer unſers Lebens wohl und würdig zu genießen. Wir leben, als wenn uns niemals einfiele, daß wir leben, und als wenn wir niemals gedächten, daß uns nur ein kurzes Leben beſtimmt iſt.

Einer großen Menge Menſchen kann man gar nicht einräumen, daß ſie leben. Denn, wenn man vorausſetzt, daß einer, der da lebet, ſich ſeines Seyns und ſeiner Wirklichkeit bewußt ſeyn muß: ſo ſind eine große Anzahl dieſer Ehre unwürdig. Eſſen, Trinken, Kleider anziehen, Schlafen, Kinderzeugen, macht die ganze Beſchäftigung vieler Menſchen aus; und man kann alles verwetten, daß ſie ſich niemals in ihrem Leben ihres Seyns und

ihrer

ihrer Wirklichkeit mit einiger Wirkung erinnert haben. Wir müßten ſonſt gewahr werden, daß ſie den Endzweck ihres Lebens beſſer erfülleten, und daß ſie ſich bemüheten, die kurze Zeit ihrer Tage nützlicher anzuwenden.

Diejenigen, die noch zu dieſen Verrichtungen das Spielen hinzufügen, vermehren hierdurch am allerwenigſten die Eigenſchaft der Lebenden. Denn, da ſie alle ihre Gedanken auf das Seyn und auf die Beſchaffenheit einiger in Händen habenden gemahlten Bilder richten: ſo können ſie auf ihr eignes Bewußtſeyn niemals verfallen, ausgenommen, wenn ſie einen beträchtlichen Verluſt erleiden. Sie fühlen aber dennoch hierbey nur mittelbar, daß ſie leben. Unmittelbar haben ſie nur die verdrüßliche Empfindung, daß ſie verlohren haben. Hierbey ſtehen ſie ſtille, und bringen ſich ihre Wirklichkeit niemals wahrhaftig in Erinnerung.

Ein Frauenzimmer, das ſich bemühet, ein vollkommnes Mitglied ihres Geſchlechts zu ſeyn, kann ſich eben ſo wenig die Beſchaffenheit einer Lebenden beylegen. Die andre Hälfte ihres Lebens, die ihr Eſſen, Trinken und Schlafen übrig laſſen, wird ſie vor dem Spiegel mit Verfertigung und Beſorgung ihres Anputzes und mit Beſuchen zubringen.

Man kann nicht läugnen, daß dieſe Bemühungen größtentheils eine ungemeine Sorgfalt vor ihre eigne Perſohn zum Grunde haben, und daß ſie ſich dannenhero ihrer ſelbſt gar wohl bewußt ſeyn muß. Allein, ein Bewußtſeyn, das uns nicht zugleich den Endzweck unſrer Wirklichkeit zu Gemüthe führet, verdienet dieſen Nahmen im geringſten nicht. Gleichwie man nicht ſagen kann, daß derjenige einem Schauſpiel zugeſehen habe, der nur die Kleidungen der ſpielenden Perſohnen betrachtet, auf ihre Vorſtellungen aber nicht die geringſte Aufmerkſamkeit gehabt hat: ſo kann man auch nicht behaupten, daß ſich derjenige bewußt ſey, der ſich nicht zugleich des Endzwecks ſeines Seyns erinnert.

Es iſt ſehr gewiß, daß die Sorgen der Nahrung nicht den Endzweck unſers Seyns ausmachen. Man kann dannenhero denenjenigen unmöglich einräumen, daß ſie wahrhaftig leben, die wöchentlich ein paar Predigten herſagen, die wöchentlich einen Exceptions-Satz, eine Replic und ein paar rechtliche Vorſtellungen machen, die wöchentlich ein paar Purganzen und ein paar Gläſer Tropfen ausgeben, und die täglich ein paar Ellen Zeug meſſen, oder ein paar Pfund Gewürze wiegen; wenn ſie nicht dabey noch mehr das wahrhaftige Beſte des menſchlichen Geſchlechtes, als ihren Unterhalt zum Augenmerk haben, und wenn ſie dabey ihre Tage in einer unvernünftigen Sorgloſigkeit wegen des Haupt-Endzwecks ihres Lebens hinbringen.

Was ſollen wir aber von der unzähligen Menge Menſchen ſagen, die aus der kurzen Zeit ihres Lebens ein an einander hängendes Gewebe voller Unvernunft und Laſter machen. Dieſe können ſich wohl niemals ihrer ſelbſt bewußt ſeyn. Es kann ihnen unmöglich jemals einfallen, daß ſie leben, und warum ſie ſich in der Welt befinden. Denn wer ſo offenbar dem Grund und der Urſache ſeines Lebens entgegen handelt, der muß unfehlbar von ſeiner

ſeiner Wirklichkeit niemals eine rechte Empfindung gehabt haben: und folglich verdienet er ſo wenig den Nahmen eines Lebenden, als derjenige des Namens eines vernünftigen Menſchen würdig iſt, der ſich die ganze Zeit ſeines Lebens einem Unſinnigen gleich geſtellet hat.

Wir würden das Ende unſrer Arbeit binnen einigen Wochen noch nicht vor uns ſehen, wenn wir weitläuftig unterſuchen wolten, wie wenig die Menſchen der Urſache ihrer Wirklichkeit gemäß leben, und wie wenig dieſelben beſorgt ſind, die kurze Zeit ihres Lebens wohl und würdig anzuwenden. Es giebt ſo viel Arten des Zeitverderbs, daß ſich ein Schriftſteller vergeblich bemühen würde, wenn er den Vorſatz ergriffe, dieſelben aufzuzeichnen.

Die meiſten darunter fallen jedermann in die Sinne: und wir würden uns mit einer unnützen Arbeit beladen; wenn wir unſre beſondre Betrachtung darauf richten wolten. Wir werden demnach nur unſre Aufmerkſamkeit auf eine Art des Zeitverderbs wenden, die unſre Betrachtung um ſo eher verdienet, je weniger ſie in den Augen der meiſten Menſchen verwerflich und laſterhaftig ſcheinet.

Es giebt eine Menge Leute in der Welt, die ihre gegenwärtige Zeit öfters darzu anwenden, daß ſie entweder über ihre lobenswürdigen oder über ihre verwerflichen Handlungen, die ſie ehedem begangen haben, eine Reihe langer Betrachtungen anſtellen. Sie legen ſich in ihren Gedanken alle Lobſprüche bey, die ſie glauben durch ihre Tugenden verdient zu haben: und ſie betrüben oder ergötzen ſich über ihre begangenen laſterhaftigen Thaten nach der Maaße, wie die gegenwärtige Beſchaffenheit ihrer Seelen entweder zu Tugenden oder zu Laſtern neiget. Wir wollen uns bemühen, durch vernünftige Betrachtungen zu zeigen, was vor einen unrechten Gebrauch dieſe Menſchen von ihrer gegenwärtigen Zeit machen.

Wenn wir in unſre verfloſſene Tage zurück ſehen, und wir finden, daß ſie mit Tugenden ausgezieret und voller löblichen Thaten zurück gelegt ſind: ſo können wir allerdings mit Vergnügen zu uns ſelbſt ſagen, daß wir unſre Schuldigkeit erfüllet und dem Endzweck gemäß gelebet haben, warum wir uns in der Welt befinden.

Allein, dieſe Betrachtung muß uns nicht die löbliche Anwendung der gegenwärtigen Zeit rauben. Wir müſſen nicht mit lächerlichen Lobſprüchen gegen uns ſelbſt unſre gegenwärtige Pflicht und zugleich das Verdienſt der bereits ausgeübten Pflichten dadurch auf die Hälfte zu Boden ſchlagen.

Es muß gleichſam nur ein Blick ſeyn, den wir in die abgewichnen Stunden unſers Lebens verrichten: und wenn wir fortfahren wollen, klug zu ſeyn; ſo muß uns dieſer Blick erinnern, daß wir einen eben ſo würdigen Gebrauch von der jetztlaufenden Stunde machen. Wir haben nichts in unſrer Gewalt, als den gegenwärtigen Punct der Zeit. Der Tag der geſtern vergangen iſt, und alle Vorfälle, die ſich in demſelben zugetragen haben, ſind von der Ewigkeit eben ſo unwiderruflich zu ſich geriſſen worden, als dasjenige, was vor tauſend Jahren geſchehen iſt.

Was würde es uns helfen, daß wir unſre verfloſſene Lebenszeit mit Tugenden ausgeſchmückt hätten, wenn wir die gegenwärtige mit Müßiggang und Laſtern erfülleten. Gegenwärtig leben wir, und gegenwärtig müſſen wir unſre Schuldigkeit beobachten, und dem Endzweck unſers Seyns gemäß leben. Nur die Fortſetzung der Tugenden kann das Verdienſt der bereits ausgeübten erhalten. Ein tugendhaftiger Menſch der endlich laſterhaftig wird, iſt eben ſo verwerflich, als wenn er niemals tugendhaftige Handlungen verrichtet hätte.

Eben ſo unrecht wenden wir unſre gegenwärtige Zeit an, wenn wir ſie mit Betrübniß und Reue über unſre ausgeübten Laſter hinbringen. Die Reue über unſre Laſter muß allerdings vor unſrer Beſſerung vorhergehen. Wir müſſen allerdings einen Ekel an laſterhaftigen Thaten haben, ehe wir die entgegen geſetzten tugendhaftigen Handlungen ausüben.

Die Reue muß aber niemals zur Verſchwendung unſrer gegenwärtigen Zeit ausſchlagen. Durch alle unſre Betrübniß werden wir niemals ein Laſter als nicht geſchehen, der abgewichenen Zeit wieder entreißen: und durch die langwierigſten vernünftigſten Betrachtungen über unſre Unvernunft, werden wir niemals die begangenen Thorheiten wieder gut machen.

In dem gegenwärtigen Punct der Zeit müſſen wir Zeugniſſe von unſrer Vernunft und Proben von unſrer Liebe, vor die Tugenden von uns geben. Allein, nur durch die Ausübung der Tugenden, nicht aber durch eine nichtswirkende Reue können wir unſre wahrhaftige Beſſerung zu Tage legen.

In der gegenwärtigen Stunde müſſen wir unſre Schuldigkeit verrichten; und in dem gegenwärtigen Augenblick müſſen wir uns den weiſen Abſichten des allerhöchſten Schöpfers gemäß bezeigen, die er bey unſrer Erſchaffung gehabt hat.

Der allerbeſte Vorſatz, der in der Folge unſers Lebens ſeine Erfüllung erhalten ſoll, kann unſrer Vernunft, unſrer Schuldigkeit und unſrer Liebe zur Tugend keine Gnüge leiſten. Gott hat uns nichts mehr in unſre Gewalt gegeben, als den gegenwärtigen Zeitpunct. Dieſen müſſen wir würdig gebrauchen. Wir können nicht wiſſen, ob wir die Zeit erleben werden, in der wir unſern guten Vorſatz bewerkſtelligen wollen; und den morgenden Tag, den wir zu Ausübung einer Tugend beſtimmet haben, können wir vielleicht niemals erreichen.

Man würde dieſe Abhandlung keines Mangels beſchuldigen können, wenn wir gleich unſre beſondre Betrachtung auf diejenige Art Menſchen nicht richteten, die ihre gegenwärtige Zeit zur Ergötzung und Beluſtigung über ihre begangene Laſter anwenden. Ein jeder kann ohne Mühe einſehen wie unwürdig und thöricht dadurch der gegenwärtige Zeitpunct verſchwendet werde.

Wir würden uns auch nicht die Mühe geben, auf dieſe Art des Zeitverderbes in gegenwärtiger Betrachtung einige beſondre Aufmerkſamkeit zu haben; wenn es bloß die Laſterhaftigen wären, die die gegenwärtige Zeit ſo unvernünftig zerſplitterten. Dieſe Elenden erinnern ſich niemals, daß ſie ſich in der Zeit befinden, und daß es der Eigenſchaft eines lebenden und denkenden Weſens gemäß

mäß iſt, einen rechten und würdigen Gebrauch davon zu machen. Sie verdienen alſo eine Betrachtung nicht, die unmöglich einige Wirkung über ſie haben kann, bis ſie vorher denken, daß ſie leben, und daß es ihnen gebühret, nach dem Endzwecke ihres Lebens die kurze Zeit deſſelben würdig anzuwenden.

Allein, wir finden Perſohnen, die in ihren Handlungen viele Vernunft blicken laſſen, und die eine edle Neigung vor die Tugend zu erkennen geben, die ſich aber dennoch öfters der Sünden ihrer Jugend mit Vergnügen erinnern. Um dieſer Schwachheit willen wollen wir demnach von dieſer Art der Zeitverderbung ein paar Worte reden.

Wir können nicht bergen, daß ſie hierdurch ein ſchlechtes Zeugniß von ihrer Vernunft und von ihrer Liebe zur Tugend ablegen. Wo kann jemand die Tugend lieben, der in der Erinnerung der ausgeübten Laſter ein ſüſſes Vergnügen findet: und wo kann man jemand zutrauen, daß er wahrhaftige Tugenden verrichte, wenn er den Laſtern, die jenen entgegen geſetzt ſind, und die folglich allen ſeinen Haß und Abſcheu erregen ſolten, ein ergötzendes Andenken widmet? Wie können wir glauben, daß jemand einen richtigen Gebrauch ſeiner Vernunft erlangt habe, wenn wir das erſte Kennzeichen eines vernünftigen Weſens, ich meine die Erinnerung ſeiner Wirklichkeit, und des Endzwecks ſeines Seyns und die daher flieſſende würdige Anwendung der Zeit, in der er ſich befindet, an ihm nicht gewahr werden.

Die Tugenden können mit ihren Feinden, denen
tgegengeſetzten Laſtern, nicht in einer Seele wohnen:
nd die Vernunft giebt niemals Kennzeichen der Unver-
nft von ſich. Nichts aber iſt mehr ein unfehlbares
Merkmaal der Unvernunft als die Zeitverderbung.
eine Art des Zeitverderbens aber verdienet unſern Ab-
heu mehr, als die Beluſtigung über unſre begangene
aſter. Denn wo kann ſich ein vernünftiger Menſch
ber eine Sache ergötzen, wodurch er ſich unwürdig ge-
acht hat, ein Menſch, das iſt ein edles und denkendes
Weſen zu heiſſen.

Es iſt demnach ſehr gewiß, daß ihre Vernunft und
re Liebe zur Tugend, die ſie äuſſern, dieſen Nahmen
icht verdienen. Eine eitle Ehrſucht vor vernünftig
nd tugendhaftig gehalten zu werden, hat nichts als eine
Vorſtellung in ihnen gewirket. Ihre Seelen neigen
ch noch völlig auf die Seite der Laſter. Die geringſte
Verſuchung, die Hoffnung, daß ein Laſter vor den Au-
en der Welt verborgen bleiben werde, wird demnach
ren falſchen Grund und ihre Schein-Tugend auf ein-
al über den Haufen werfen: und der Vorhang wird
ken, hinter welchem ſich ihre rechte Geſtalt verbirgt.

Man würde zu weit gehen, wenn man diejenigen
erunter rechnen wolte, die öfters wider ihren Willen
n einem ergötzenden Andenken ihrer begangenen Laſter
eilt werden. Wir beziehen uns auf das, was wir
der vorhergehenden Abhandlung von der Annehmlich-
u der Natur der Tugenden geſagt haben. Der böſe

Wille und die falſche Eigenliebe laſſen es nur mit äuſſerſten Zwang geſchehen, daß die Vernunft über ſie herrſchet. Sie ſind alſo auch bey den vernünftigſten und tugendhaftigſten Menſchen nur allzuſehr zum Aufruhr geneigt.

Wenn ſie demnach die Vernunft nur einen Augenblick ſchläfrig finden: ſo ergreifen ſie die geringſte Gelegenheit, ſich deſſen mit Vergnügen zu erinnern, was ihnen ehemals ſo reizend geſchienen hat, als ſie gleich grauſamen Tyrannen die Herrſchaft über die Vernunft an ſich geriſſen hatten. Allein, dieſe muß alſobald wieder aufwachen, wenn ſie dieſes aufrühriſche Beginnen, ich verſtehe die Ergötzung über die begangenen Laſter, gewahr wird. Sie muß mit ſtarken Armen das Zepter halten, das ihr dieſe Verwegenen zu entreißen ſuchen. Sie muß dieſes Vergnügen über die ausgeübten Laſter ohne Anſtand unterdrücken; und ſie muß als ein denkendes Weſen, das ſich ſeiner ſelbſt, und des Endzwecks ſeiner Wirklichkeit bewußt iſt, von dieſen Augenblicken einen nützlichern und würdigern Gebrauch machen.

Was ſollen wir aber in dem gegenwärtigen Punct der Zeit thun, wir, die wir darinn leben, die wir wachen und nicht ſchlafen, und die wir von dem Endzwecke unſers Seyns richtige Begriffe haben. Sollen wir uns mit Lobſprüchen über unſre verrichteten tugendhaftigen Handlungen beſchäftigen? Sollen wir denſelben zu einer nichtswirkenden Reue über unſre begangenen Laſter anwenden? Sollen wir uns der Narrens-Poſſen einer

gerinwiſſen Macht erinnern? Sollen wir denſelben mit in nden habenden lächerlichen Bildern verſchwenden? llen wir denſelben mit Tanzen und Lermen verſplit- n? Sollen wir denſelben vor dem Spiegel, und mit rgnügung unſers Anputzes vorbey ſtreichen laſſen? llen wir denſelben der Verleumdung und der üblen chrede unſern Nächſten widmen? Sollen wir den- n dem Betrug und der Falſchheit zueignen? Sollen denſelben durch Verfolgung und Unterdrückung un- Nebenmenſchen grauſam machen? Sollen wir ihn Unterſuchung unnützer Dinge zubringen? Sollen darinnen allein vor unſre Nahrung ſorgen, ohne innerung des Endzwecks unſres Seyns, und ohne wahrhaftige Bemühung unſerm Nächſten nützlich zu den? Nein, ich halte es nicht.

Ein vernünftiges und denkendes Weſen, das wür- Begriffe von ſich ſelbſt und von dem Endzweck ſei- Daſeyns hat, das ſich der kurzen Dauer ſeines Le- erinnert, muß den gegenwärtigen Zeitpunct zu ei- weit beſſern und edlern Gebrauch anwenden.

Wir müſſen aber der unendlichen Größe Gottes, müſſen ſeinen allervollkommenſten Eigenſchaften nnen, und wir müſſen uns dieſes zu einer Ermun- g dienen laſſen, dieſem allerhöchſten Weſen diejenige haftige und tiefſte Verehrung zu leiſten, die wir elben als ſeine Geſchöpfe ſchuldig ſind.

Wir müſſen unſern unſterblichen Geiſt durch Be- tung der Natur zu vergnügen ſuchen, wir müſſen denſelben mit Wiſſenſchaften und Tugenden auszieren, beſonders aber müſſen wir uns bemühen, denſelben i der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, in dieſer wahrhaftigen Glückſeeligkeit zu erhalten. Wir müſſen uns beſtreben, eine richtige Kenntniß unſrer ſelbſt, und überhaupt der menſchlichen Natur und Eigenſchaften zu erlangen, damit wir im Stande ſeyn mögen, die Ausrottung un Fehler und Schwachheiten auf der rechten Seite anzugreifen.

Wir müſſen nach derſelben jedermann unſern Beſtand angedeihen laſſen. Wir müſſen den Nothleidenden, ſo viel in unſern Kräften iſt, mit der That Hülfe eilen. Wir müſſen die Verfolgten und Unterdrückten zu retten ſuchen. Wir müſſen durch unſre Leutſeeligkeit unſern Untergebenen und denen niedri Ständen die Beſchwehrlichkeit der Herrſchaft und de Vorzugs erleichtern. Wir müſſen die Pflichten un Amts erfüllen; wir müſſen uns aber dabey bemüh der Welt und unſerm Nächſten wahrhaftig nü zu werden.

Wir müſſen die Pflichten der menſchlichen G ſchaft und der Freundſchaft ausüben. Wenn wir e kranken Freund haben, wenn derſelbe aus unſerm B und aus unſerm Troſt Linderung vor ſeine Schme ſchöpfen kann: ſo müſſen wir nicht warten, bis der gen angeſpannt iſt, oder bis es unſre Bequemlichk det. Wir müſſen keinen Augenblick verabſäumen, müſſen zu Fuße zu ihm eilen, um ſeine Ungeduld zu riedigen. Kurz, wir müſſen uns unſrer ſelbſt und des Endzwecks unſrer Sittlichkeit erinnern, und die daraus folgende Pflichten erfüllen.

Wenn wir dieſes alles bewerkſtelligen: ſo werden wir würdige Menſchen ſeyn, ſo werden wir die allerweiſeſten Abſichten unſers allerhöchſten Schöpfers erfüllen, ſo werden wir wahrhaftig leben, und die kurze Zeit unſers Lebens wohl und würdig anwenden: ſo werden wir endlich von dem gegenwärtigen Zeitpunct einen guten und lobenswürdigen Gebräuch machen.

IX.

Betrachtung

über

die Liebe zwiſchen Perſohnen ungleichen Standes.

Wir ſehen eine Menge unglückliche Heirathen in der Welt ſchlieſſen. Bald ſetzet ein Edelmann das Kammer-Mägdchen ſeiner verſtorbenen Gemahlin in ihren Platz: und bald wird gar die Vieh-Magd zur gnädigen Frau gemacht. Hier heirathet ein angeſehener Mann ſeine Köchin oder Haushälterin: und dort ſehen wir adeliche Fräuleins und vornehmer Männer Töchter ſich in die Armen der Jäger, der Laquayen, der gemeinen Soldaten, oder gar der Kutſcher und Acker-Knechte werfen. Wir haben ehemals die ungleichen Heirathen aus dem deutſchen Staatsrechte unterſucht. Jetzo wollen wir dieſelben nach der Vernunft und nach der Eigenſchaft der Liebe betrachten, die ſie wirket.

Man kann dergleichen Heirathen nach den bürgerlichen Geſetzen nicht vor unerlaubt halten. Wenn der vornehmere Theil, der eine ungleiche Heirath eingehet, keine Aeltern hat: ſo hat niemand das Recht, ſich im geringſten zu widerſetzen. Dieſe aber können allerdings durch Verſagung ihrer Einwilligung dergleichen Heirathen hintertreiben. Allein, da dieſe Befugniß unſtreitig aus der väterlichen Gewalt entſpringet, ſo kann man der Mutter nicht eben das Recht einräumen, daß ſie durch ihre Widerſetzung eine vorhabende ungleiche Heirath rückgängig machen kann. Die Rechte verbinden die Kinder zur Ehrerbiethung gegen ihre Mütter: allein ſie verordnen niemals, daß die Gültigkeit ihrer Handlungen von der Mutter Einwilligung abhangen ſoll.

Es iſt noch ſehr zweifelhaftig, ob das Recht der Vernunft der verſagten Einwilligung des Vaters eben ſo viel Kraft einräumet, als das bürgerliche Recht. Es iſt wahr, es ſcheinet allzuhart zu ſeyn, daß ein Vater ſeine Kinder heirathen ſehen ſoll, wen ſie wollen, ohne daß ſein Widerſpruch die geringſte Hinterniß machen kann. Junge Leute beſitzen nicht allemal ſo viel Einſicht, daß ſie richtig unterſcheiden können, was ihrer Wohlfarth gemäß iſt, oder nicht: und zu was vor Unordnung und Herzeleid in den Familien ſcheinet nicht durch eine dergleichen Freyheit Gelegenheit gegeben zu werden.

Allein, iſt es nicht weit grauſamer, daß die wichtigſte Handlung unſers Lebens, worauf das Glück oder das Unglück unſrer Tage größtentheils beruhet, lediglich von dem Eigenſinn des Vaters abhängen ſoll? Die Alten fühlen ſelten die Regungen der Liebe noch. Dieſe Leidenſchaft hat ſie verlaſſen: und gemeiniglich hat ſich der Geiz an ihre Stelle geſetzt. Sie denken alſo nicht einmal daran, daß ihre Kinder eine wahre Zärtlichkeit nöthig haben, wenn ihre Lebenszeit glücklich ſeyn ſoll; ſondern ſie wiegen unſre Wohlfarth nach der Menge der Reichthümer aus, die ihre Kinder durch die Heirath zu gewarten haben.

Es iſt daher nach der Vernunft eine allgemeine Regel ſehr ſchwehr zu beſtimmen, ob die Einwilligung des Vaters zu Verheirathung ſeiner Kinder weſentlich nöthig ſey, oder nicht. Weil es aber doch in der That dem gemeinen Weſen wenig vortheilhaft iſt, daß die Reichthümer nur in einigen Familien beyſammen erhalten werden: ſo muß man faſt dieſer letztern Regel, nämlich daß die Vernunft dieſe Einwilligung zur Verheirathung weſentlich nicht erfordere, den Vorzug einräumen. Man muß dennach den Mittelweg unſrer geiſtlichen Rechte ſehr billigen, nämlich, daß die Conſiſtoria an ſtatt der Aeltern einwilligen, wenn dieſe ohne eine andere gegründete Urſache als den Mangel des Reichthums, ihre Einwilligung verſagen.

Ueberhaupt kann ein vernünftiger Mann die ungleichen Heirathen an ſich ſelbſt nicht mißbilligen. Wir ſind von Natur alle gleich; und der Unterſchied des Standes kann in den Augen eines Philoſophen gar nicht in Betrachtung kommen. Vernunft und Tugenden können allein die Menſchen in ſeinen Augen ſchätzbar machen. Er verlachet aber die thörichte Eitelkeit der Menſchen, die ſich vor ihren vernünftigen Neben-Geſchöpfen, die doch alle einerley Urſprung und Weſen mit ihnen haben, einen unendlichen Vorzug beylegen, lediglich weil ihre Voraltern das Recht erhalten haben, ein kahles Von vor ihren Nahmen zu ſetzen, das öfters alle ihre Verdienſte ausgemacht hat. Er bejammert die Unvernunft derjenigen, die öfters eine Menge Menſchen über alle maaſſen gegen ſich verächtlich halten, bloß weil ſie eine Ehrenſtelle, oder einen Titel beſitzen, den doch nicht ſelten ihr Bedienter eben ſo würdig bekleiden würde.

Geld und Reichthum hält er viel zu unwürdig, als daß ſie einen Menſchen in ſeinen Augen anſehnlicher machen könnten, der ohne dieſelben unter den Abſchaum des Pöbels gezahlet werden müſte. Wenn ſich demnach die Neigung einer vornehmen Perſohn gegen eine geringere auf Vernunft, Tugenden und Verdienſte gründet: ſo iſt es ſo weit gefehlt, daß ſie ein vernünftiger Mann verdammen könnte, daß er ſolche vielmehr als die edelſte Art der Liebe anſehen wird.

Dem ohngeachtet findet man in der Welt gerade das Gegentheil. Eine vornehme Perſohn, die eine geringere heirathet, wird, wo nicht öffentlich, doch heimlich, mit einem allgemeinen Tadel beleget. Die Urſache hiervon iſt nicht ſchwehr zu ergründen. Die geringern Perſohnen, mit denen ſie ſich verbinden, beſitzen mehrentheils nichts weniger als Vernunft, Tugend und Verdienſte: und die unordentlichen Begierden, denen mitten in ihrer Hitze ein beſſerer Gegenſtand ermangelt, pflegen faſt allemal der einzige Bewegungsgrund hierzu zu ſeyn.

Eine wahrhaftige Vernunft iſt leider nicht ſo gemein in der Welt, daß ſie der Pöbel in ſeiner Gewalt haben ſolte: und die Tugenden ſind denſelben nicht einmal dem Nahmen nach bekannt. Aller Begriff, den der Pöbel davon hat, gehet auf die Menſchen: und wenn er dieſe nicht verletzet: ſo iſt er nach ſeinen Gedanken im höchſten Grad tugendhaftig.

Allein dieſe Tugend wird wohl niemals der Bewegungs-Grund der Liebe gegen eine Perſohn geringern Standes ſeyn. Man kann ohne Sünde vorausſetzen, daß die Vergnügungen der unordentlichen Leidenſchaften in den meiſten Fällen der ſtärkſte Antrieb zu ungleichen Heirathen iſt.

Worinnen aber ſolten wohl die Verdienſte der geringern Perſohnen beſtehen, die wir hin und wieder mit vornehmern verbunden ſehen? Wenn die Geſchicklichkeit, womit eine Vieh-Magd die Schweine füttert, einem anſehnlichen Manne Verdienſte zu ſeyn ſcheinen, wenn die Frechheit eines Kammer-Mägdchens in den Augen eines Edelmanns eine vortrefliche Eigenſchaft iſt: ſo haben dergleichen Männer vor ſich ſelbſt Grund genug gehabt, ſolche Perſohnen in ihr Ehebette zu erheben. Allein, ſie können es alsdenn der Welt unmöglich übel nehmen, wenn ſie nicht einerley Meinung mit ihnen iſt.

Ob man zwar die ungleichen Heirathen überhaupt und an und vor ſich ſelbſt nicht mißbilligen kann; ſo kommt es doch gar ſehr auf die Umſtände an, welche dieſelbe begleiten. Wenn ein offenbarer Verächter des Eheſtandes, der ſeine ganze Lebenszeit hindurch eine große Ehre darinnen geſucht hat, über den Eheſtand zu ſpotten, und ſolchen als die beſchwehrlichſte und verächtlichſte Sclaverey abzuſchildern, ſich endlich dennoch, nachdem er alle mögliche Ausſchweifungen in der Wolluſt begangen hat, ſich von einer liſtigen Köchin, oder Haushälterin, in dem, von ihm ſo ſehr verachteten Garne beſtricken läßt, wie wir davon in der Erzählung vom Ehefeinde in dem erſten Bande der Satyriſchen Schriften ein Beyſpiel gegeben haben; ſo hat die Welt genugſamen Stof zu lachen, und zur billigen Rache allen ihren Spott über ihn auszugießen.

Es kommt bey ſolchen ungleichen Heirathen auch gar viel darauf an, was vor ein Gerüchte eine geringere Perſohn hat, die ein angeſehener Mann heirathet. Wenn dieſes Geruchte nicht allzuvortheilhaftig lautet; wenn es höchſtwahrſcheinlich iſt, daß eine ſolche Perſohn ſchon vorher mit andern unzüchtig gelebet hat; ſo muß ein ſolcher Schritt in den Augen der vernünftigen Welt deſto verächtlicher werden. Die Tugend und Unſchuld einer ſolchen Perſohn von dem geringſten Stande, von welcher die Welt weiß, daß ſie keine Erziehung gehabt hat, und von welcher alſo zu vermuthen iſt, daß ihre Eigenſchaften eben nicht vorzüglich ſind, iſt noch der einzige Umſtand, welcher der Verheirathung mit derſelben zu einiger Entſchuldigung dienen könnte. Wenn nun dieſe gleichfalls nicht vorhanden, oder doch höchſt zweifelhaftig iſt; ſo bleibet ſo gar nicht das geringſte übrig, welches das Urtheil der Welt, wenn dieſelbe auch noch ſo billig ſeyn wolte, mildern könnte.

Unterdeſſen findet man dennoch eine Menge Beyſpiele, daß ſich angeſehene Männer nicht allein mit Perſohnen von dem geringſten Stande, ſondern die auch wegen ihrer vorhergehenden Lebensart übel berüchtiget geweſen ſind, verheirathet haben. Ja! vielleicht ſind die ungleichen Heirathen am meiſten von dieſer Art. Denn, wenn eine Perſohn geringen Standes ſo viel Liſt beſitzet ihren vornehmen Liebhaber in einen ſolchen Irrgarten zu führen, wo der Ausgang in das Ehebette gehet; wenn ſie ſo viel Minen anzulegen weiß, als nöthig ſind, um die Sache auf dieſen Punct zu bringen; ſo iſt es zu vermuthen, daß ſie in Liebes-Händeln nicht ungeübt iſt, und die vorhergehenden Schulen zu ihrem Nutzen angewendet hat.

Es

Es iſt ſchwehr zu begreifen, wie man bey einer ungleichen Heirath den Punct des guten Gerüchts überſehen kann. Man ſolte alſo glauben, daß die vorhergehende Aufführung des ungleichen Ehegatten dem andern Theile allemal verborgen geblieben wäre. Allein, es ſind eine Menge Beyſpiele in der Welt, von welchen alle moraliſche Gewißheit vorhanden iſt, daß dieſer Umſtand dem andern Theile unmöglich hat unbekannt ſeyn können. Es hat ſo gar in alten und neuern Zeiten Monarchen gegeben, die endlich ihre Maitreſſen geheirathet haben, von welchen ihnen unmöglich verborgen ſeyn konnte, daß ſie vorher aus einer Hand in die andre gegangen waren, oder daß ſie in ihrer Jugend eine Menge von Liebhabern gehabt hatten. Wenn eine Bezauberung möglich wäre; ſo hätte man Urſache, ſie hier zu glauben.

Der Umſtand, welcher eine ungleiche Heirath am beſten rechtfertigen kann, iſt eine vortrefliche Gemüthsart des geringern Theiles. Wenn in der Ehe jemals eine Glückſeeligkeit anzutreffen iſt; ſo iſt ſie von der Uebereinſtimmung der Gemüthsneigungen, und von einer ſanftmüthigen, leutſeeligen, nachgebenden und edlen Gemüthsart zu erwarten. Wenn nun ein vornehmer Mann ein ſolches Gemüth in einer geringern Perſohn gefunden zu haben glaubt; wenn er verſichert iſt, daß ſich die Gemüthsart derſelben allein zu der ſeinigen ſchickt; wenn er in einer Perſohn ſeines Standes ſchwehrlich ſo viel Sanftmuth und Nachgeben zu finden gedenket; wenn er überzeugt iſt, daß dieſe geringere Perſohn ſeine Tage glücklich machen wird, darzu aber eine ſehr genaue und kluge Prüfung gehöret, um Verſtellung von der wahren Gemüthsart zu unterſcheiden: Was ſolte er ſich abhalten laſſen, eine ſolche Perſohn zu heirathen? Wir leben ja! bloß um glücklich zu ſeyn; und was können Reichthum, Stand und alle andre Umſtände gegen den Punct unſrer Glückſeeligkeit, nicht vor ein kleines und nichtsbedeutendes Gewichte haben?

Ein Mann, der in der Ruhe und Zufriedenheit ſeiner Tage alle ſeine Glückſeeligkeit ſuchet, der die Eitelkeit und den Umgang der Welt nicht liebet, und der von einer Frau verlanget, daß ſie ſich vollkommen nach ſeiner Gemüthsart bequehmen ſoll, wird allemal beſſer thun, zwar nicht eine Perſohn von dem geringſten Stande, dennoch aber eine ſolche zu heirathen, die nicht vornehm und eitel erzogen iſt, die kein Vermögen hat, und die noch ſehr jung iſt, damit er ſie nach ſeiner Gemüthsart angewohnen kann.

Wenn nun vollends Tugenden, eine gute Gemüthsart, Annehmlichkeiten und eine gegenſeitige Zärtlichkeit hinzukommen; ſo hat eine ungleiche Heirath ſo wenig etwas verwerfliches in ſich, daß ſie vielmehr die höchſte Glückſeeligkeit zuwege bringen kann. Die Liebe iſt in der That die edelſte Leidenſchaft des Menſchen; und ſie iſt faſt allein im Stande, die Zufriedenheit unſrer Seelen und alſo eine wahrhaftige Glückſeeligkeit zu wirken. Sie muß aber faſt ein unendliches Vergnügen erwecken, wenn wir überzeugt ſind, daß die Glücks-Umſtände an unſrer übereinſtimmenden Zärtlichkeit nicht den geringſten Antheil haben.

Wenn eine vereinigte Liebe noch ſo ſtark und zärtlich iſt: ſo können doch allerley Zweifel übrig bleiben, ob man uns auch ſo wahrhaftig lieben würde, wenn die Beſchaffenheit unſers Glücks geringer geweſen wäre. Allein, wenn eine vornehmere Perſohn einer geringern eine zärtliche und tugendhafte Liebe widmet, die ſich nicht in den geringſten Glücks-Umſtänden befindet, oder die doch, in Anſehung jener, ſehr ſchlechte beſitzet; ſo muß dieſe vollkommen überzeugt ſeyn, daß alle eigennützige Abſichten weit davon entfernet ſind, und daß ihre perſöhnliche Eigenſchaften allein dieſe Zärtlichkeit gewirket haben?

Welche Bewegung in einem erhabenen Herzen! oder vielmehr welche Wolluſt vor die menſchliche Eigenliebe! Die vornehmere Perſohn opfert ihren Stand und alle ihre Vorzüge der Zärtlichkeit auf: und die Vorwürfe der eiteln Menſchen, die ſie doch allemal befürchten muß, kommen gegen ihre edle Neigung in nicht die geringſte Betrachtung.

Dieſe großmüthige Liebe kann demnach der geringern nicht anders, als höchſtreizend vorkommen: und ihr Herz muß von den lebhafteſten Regungen der Freude, der Erkenntlichkeit und der Zärtlichkeit erfüllet werden. Was vor unausſprechliches Vergnügen müſſen nicht dieſe zärtliche Bewegungen in dem Herzen ſolcher Verliebten wirken!

Selbſt ein vernünftiger Mann, der ſich über die Eitelkeit und über die Vorurtheile der Menſchen erhoben hat, wird durch das bloße Beyſpiel einer ſo edlen Liebe lebhaftig gerühret. Wir dürfen nur unſre Leſer an die Begebenheiten der Pamela erinnern. Wie reizend findet nicht ein vernünftiger Leſer die Liebe der darinnen aufgeführten ungleichen Perſohnen, nachdem der Edelmann ſeine unordentlichen Begierden in eine tugendhafte und wahrhaftige Zärtlichkeit verwandelt hatte.

Ein eben ſo rührendes Beyſpiel einer großmüthigen Liebe finden wir in den Reiſen des Cyrus (*), die uns Herr Ramſai geliefert hat, ein Buch, das ſeinem Urheber Ehre macht. Es ſind dieſes die Begebenheiten des Zoroaſtrus. Wir wollen ſie unſern Leſern mittheilen, und ſelbſt eine freye Ueberſetzung davon machen. Zoroaſtrus erzählet vor dem Cyrus folgendergeſtalt:

Geſchichte des Zoroaſtrus.

Ich bin ein gebohrner Prinz. Mein Vater war der Beherrſcher eines kleinen Landes, welches man das Land der Sophiten nennet. Indem ich mich eines Tages auf der Jagd verirrete: ſo traf ich in einem dichten Walde ein junges Frauenzimmer an, das hier ausruhete. Ihre verwunderungswürdige Schönheit nahm mich alſobald ein. Ich war wie unbeweglich, und getrauete mich nicht, mich ihr zu nähern. Ich glaubte, daß dieſes einer von den himmliſchen Geiſtern wäre, die zuweilen von dem Throne des groſſen Oromazes, herunter ſteigen, um die Seelen in dieſe glückſeeligen Wohnungen zurück zu führen.

Selime, dieſes war ihr Nahme, als ſie ſich mit einer Mannsperſohn allein ſahe, entfloh und rettete ſich in einen nahe im Holze gelegenen Tempel. Ich durfte ihr nicht folgen. Ich erfuhr aber, daß ſie die Tochter eines alten Braminen wäre, der in dieſem Tempel wohnte, und daß ſie ſich der Anbethung des Feuers gewidmet hätte.

Dieſe ſo genannten Eſtalen können ſich des Kloſterlebens entſchlagen, um ſich zu verheirathen: allein ſobald ſie Prieſterinnen des Feuers ſeyn: ſo iſt das Geſetz der

---

(*) Les voyages de Cyrus.

maaßen ſcharf, daß ein Vater ein heiliges Werk zu verrichten glaubt, wenn er ſeine Tochter, welche die Reinigkeit ihres Gelübdes beflecket hat, ſelbſt lebendig in die Flamme wirft.

Mein Vater lebte annoch. Ich konnte demnach meine Gewalt nicht anwenden, die Selime aus dieſer Freyſtätte heraus zu nehmen. Und wenn ich auch König geweſen wäre, ſo haben doch die Fürſten in dieſen Ländern nicht das geringſte Recht über die, der Andacht ſich gewidmeten, Perſohnen.

Alle dieſe Schwierigkeiten vermehrten nur meine Leidenſchaft. Dieſe machte mich ſinnreich. Ich verließ den Pallaſt meines Vaters. Ich war jung. Ich war ein Prinz. Ich machte demnach nicht lange Vernunft-Schlüſſe. Ich verſtellte mich in ein Frauenzimmer, und begab mich nach dem Tempel, wo der alte Bramine wohnte. Ich betrog ihn durch eine erdichtete Geſchichte, und kam unter die Zahl der Kloſter-Jungfern unter dem Nahmen der Amana. Mein Vater war untröſtbar über meine Flucht, und ließ mich aller Orten vergebens ſuchen.

Selime wußte nichts von meinem Geſchlechte, und gewann gar bald eine ſonderbare Gewogenheit und Freundſchaft vor mich. Ich verließ ſie niemals. Wir vertrieben unſre Zeit mit einander, mit Leſen, mit Arbeiten, mit Luſtwandeln und zuſammen bey dem Altar zu dienen. Ich erzählte ihr oftmals reizende Fabeln und Geſchichte, um ihr die wunderbare Wirkungen der Freundſchaft und der Liebe abzubilden.

Ich wolte ſie nämlich auf die Entlarvung, auf die ich ſann, nach und nach vorbereiten. Ich vergaß mich zuweilen, wenn ich mit ihr redete, und ließ mich von meiner Lebhaftigkeit dergeſtalt einnehmen, daß ſie mich öfters unterbrach und ſagte: Amana, man ſolte glauben, daß euer Herz in dem Augenblicke alles dasjenige empfände, was ihr erzählet.

Solchergeſtalt lebte ich viel Monathe mit ihr, ohne daß ſie meine Verſtellung und meine Leidenſchaft errathen konnte. Gleichwie mein Herz tugendhaft war: ſo war mein Endzweck nicht laſterhaftig. Ich glaubte, wenn ich es dahin bringen konnte, daß ſie mich liebte: ſo würde ſie gern ihren Stand verlaſſen, um meine Krone mit mir zu theilen. Ich erwartete nur einen günſtigen Augenblick, um ihr meine Zärtlichkeit zu entdecken. Aber, leider! dieſer Augenblick kam niemals.

Die Eſtalen hatten die Gewohnheit, mehr als einmal des Jahres auf einen hohen Berg zu gehen, und daſelbſt das geheiligte Feuer anzuzünden und zu opfern. Wir begaben uns eines Tages ſämmtlich dahin, lediglich von dem alten Braminen vergeſellſchaftet.

Kaum war das Opfer angefangen, als wir von vielen gewafneten Männern umgeben wurden, welche die Selime und ihren Vater hinweg führten. Sie waren ſämmtlich zu Pferde. Ich folgte ihnen eine Zeitlang nach. Sie kamen aber in einen Wald: und ich verlohr ſie ganz und gar aus dem Geſichte. Ich kehrte nicht wieder nach dem Tempel. Ich entfernte mich vollends aus den Augen der Eſtalen. Ich veränderte die Kleidung.

dung. Ich verſtellte mich auf eine andre Art und verließ Indien.

Ich vergaß meinen Vater, mein Vaterland und alle meine Schuldigkeit. Ich durchreiſete ganz Aſien, um die Selime zu ſuchen. Was thut nicht die Heftigkeit der Liebe in einem jungen Herzen, das ſich ſeiner Leidenſchaft überläßt.

Als ich Lycien durchreiſete: ſo hielt ich mich einsmals währender Hitze des Tages in einem großen Walde auf. Hier ſahe ich einen Haufen Jäger vor mir vorbey rennen, und wenige Zeit hernach verſchiedenes Frauenzimmer, unter welchen ich die Selime zu erblicken glaubte. Sie war in Jäger-Kleidung auf einem prächtigen Gaul, und von denen andern durch einen Kranz von Blumen unterſchieden. Sie rennte mit ſolcher Geſchwindigkeit vor mir vorbey, daß ich nicht gewiß verſichert war, ob meine Muthmaßungen gegründet wären. Ich gieng aber gerade auf die Haupt-Stadt.

Die Lycier wurden damals durch Frauensperſonen beherrſchet. Dieſe Regierungs-Art iſt folgendergeſtalt eingeführet worden. Es ſind einige hundert Jahre, daß die Lycier, da ſie eines beſtändigen Friedens genoſſen, dergeſtalt weibiſch wurden, daß ſie ſich mit nichts beſchäftigten, als mit ihrem Putze. Sie ahmten die Ausſprache, die Gebehrden, die Gewohnheiten und ſo gar die Laſter des Frauenzimmers nach, ohne doch weder ihre Annehmlichkeiten, noch ihren zärtlichen Geſchmack zu haben. Es waren die verdammlichſten Wollüſte, denen ſie ſich überließen: und die ſchändlichſten Laſter ſetzten ſie an die Stelle

der

r angenehmſten Leidenſchaften? Sie verachteten die cierinnen, und giengen mit ihnen, als mit Sclaven um.

Endlich wurden ihre Gränzen mit Krieg überfallen. ie niederträchtigen und weibiſchen Männer konnten nun cht mehr das Vaterland vertheidigen. Sie verbar- n ſich in Wäldern und Höhlen. Die Weiber, ſo durch e Sclaverey zum Ungemach gewöhnet waren, ergriffen Waffen. Sie verjagten die Feinde, machten ſich eiſter vom Lande, und erreichten ihre Herrſchaft durch n unverbruchliches Geſetz.

Seit der Zeit ſind die Indier an dieſe Regierungs- rt gewöhnet, und ſie befinden ſie ſehr angenehm und lich. Die Königinnen hatten einen Rath von alten eiſen um ſich, die ihnen in ſchwehren Fällen mit ihren athſchlägen beyſtanden. Die Männer ſchlugen Ge- vor, aber die Weiber ſorgten vor deren Erfüllung. r Gelindigkeit und Sanftmuth dieſes Geſchlechts ließ niemals eine Tyranney befürchten; und der Rath der ſen Alten mäßigte die Unbeſtändigkeit, die man dem blichen Geſchlechte gemeiniglich vorwirft.

Ich erfuhr, daß die Mutter der Seline durch die ſucht einer ihrer Anverwandtinnen vom Throne geſtür worden wäre. Ihr vornehmſter Bedienter wäre mit jungen Prinzeßin nach Indien entflohen. Sie hät ſich daſelbſt viele Jahre verborgen aufgehalten, er als Bramine, und ſie als eine Sclavin. Dieſer alte eis hätte beſtändig einen geheimen Briefwechſel mit n Freunden des königlichen Hauſes unterhalten. Die nge Prinzeßin wäre nach dem Tode der unrechtmäßigen ſitzerin wieder auf den Thron geſetzet worden: und ſie regierte, als eine Perſohn, die das Unglück erfahren hätte. mit vieler Klugheit. Endlich aber ſagte man mir, da ſie beſtändig einen unüberwindlichen Haß gegen das He rathen bezeuget hätte.

Dieſe Nachricht verurſachte mir eine unbeſchreiblic Freude. Ich dankte den Göttern, daß ſie mich du ſo wunderbare Wege zu dem Gegenſtande meiner Li geleitet hätten. Ich rufte ſie um ihren Beyſtand a und verſprach, nur ein einzigmal in meinem Leben zu h ben, wenn ſie meine Leidenſchaft begünſtigen würden.

Ich ſann vielen Mitteln nach, wodurch ich mach könnte, daß mich die Königin kennen lernte. Endli erachtete ich, daß ſolches im Kriege am beſten geſcheh könnte. Ich nahm demnach Dienſte unter ihrem Krie heer. Hier ſetzte ich mich gar bald in einige Achtun Ich verabſcheuete kein Ungemach. Ich verſuchte d gefährlichſten Unternehmungen; und allenthalben ſe ich mich der Gefahr aus.

Die Carier brachten einſtmals in einer Schlach worauf die Freyheit der Lycier beruhete, unſre Krie völker in Unordnung. Die Schlacht geſchahe in ei groſſen Ebene. Es war aber hier vor die, ſo entflie wolten, kein andrer Ausgang, als ein ſehr enger Pa Ich nahm dieſen Weg ein, und drohete alle diejenigen m meinem Wurfſpieſe zu tödten, die hieher kommen würde Ich brachte alſo unſre Völker wieder zuſammen, u ſuchte damit den Feind von neuem auf. Ich brach ihn in Unordnung, und erhielt einen vollkommnen Sieg.

Dieſe That zog mir die Hochachtung des ganze Kriegs-Heeres zu. Man redete von nichts, als mein

Heldenmuth. Alle Soldaten nennten mich den Erretter des Vaterlandes. Ich wurde vor die Königin geführet. Sie erkannte mich aber nicht. Wir waren ſeit ſechs Jahren von einander getrennet geweſen, und der Verdruß und das Elend hatten mein Geſicht ſehr verändert.

Sie fragte nach meinem Nahmen, nach meinem Vaterlande, nach meiner Geburth, und betrachtete mich ſehr aufmerkſam. Ich glaubte, in ihren Augen eine geheime Bewegung wahrzunehmen, die ſie zu verbergen bemühet war. Wunderliche Wirkung der Liebe! Ich hatte ſie vordem vor eine Sklavin von niedriger Ankunft gehalten, und wolte dennoch meine Krone mit ihr theilen. In dem Augenblick faßte ich den Vorſatz, von ihr geliebt zu werden, wie ich ſie geliebt hatte. Ich verhehlte alſo mein Vaterland und meine Geburth. Ich ſagte, daß ich in einer Stadt in Bactriana gebohren, und von einer geringen Herkunft wäre. Sie entfernte ſich hierauf plötzlich, ohne mir etwas zu antworten.

Bald darauf gab ſie mir, nach Gutbefinden ihrer Räthe, den Befehl über ihr Kriegsheer. Hierdurch erlangte ich einen freyen Zutritt bey ihrer Perſohn. Sie ließ mich oftmals unter dem Vorwand einiger Geſchäfte zu ſich holen, ſo gar zur Zeit, wenn ſie mir nichts zu ſagen hatte. Es war ihr ein Vergnügen ſich mit mir zu unterhalten.

Hier nahm ich Gelegenheit, ihr meine Zärtlichkeit unter entlehnten Nahmen abzuſchildern. Die Götter-Geſchichte der Griechen und Aegyptier, die ich auf meinen Reiſen begriffen hatte, gaben mir hinlänglichen Stoff zu beweiſen, daß die Gottheiten ſonſt auch Sterbliche geliebt hätten, und daß die Liebe alle Stände gleich mache.

Ich erinnere mich, daß ſie mich eines Tages, als ich ihr eine Geſchichte von dieſer Art erzählet hatte, mit eine großen Gemüths-Bewegung verließ. Ich ſahe dadurch alle geheime Empfindlichkeit ihrer Seelen ein: und ich empfand ſchon das unausſprechliche Vergnügen, daß ich geliebet würde, wie ich ſie geliebet hatte. Ich hatte vielen Umgang mit ihr, und durch dieſe Unterhaltung vermehrte ſich ihre Vertraulichkeit zu mir alle Tage.

Zuweilen brachte ich das Unglück ihrer Kindheit in Erinnerung. Sie erzählte mir ſodann die Geſchichte von ihrem Aufenthalte unter den Eſkalen, von ihrer Freundſchaft gegen die Amana, und von ihrer gemeinſchaftlichen Zärtlichkeit gegen einander. Kaum konnte ich mich mäßigen, daß ich meine Freude nicht ausbrechen ließ, wenn ich ſie alſo reden hörte.

Ich war faſt willens meine Verſtellung zu endigen. Allein, meine eigenſinnige Zärtlichkeit erforderte noch, daß ſie das vor mich wirklich thun ſolte, was ich vor ſie zu thun entſchloſſen geweſen war. Ich wurde bald vergnügt. Ein beſondrer Ausgang gab mir die Größe und Stärke ihrer Liebe hinlänglich zu erkennen.

Nach den Geſetzen der Ircier iſt es nicht erlaubt, daß ihre Beherrſcherin einen Fremden heirathet. Selim ließ mich eines Tages rufen und ſagte mir: Meine Unterthanen wollen, daß ich mir einen Gemahl erwählen ſoll; ſaget ihnen, daß ich hierinnen willigen werde, allein mit der Bedingung, daß ſie mir eine freye Wahl laſſen

Sie brachte dieſe Worte mit einer majeſtätiſchen Miene vor, ohne mich faſt dabey anzuſehen.

Ich zitterte hiebey, ich ſchmeichelte mir hierauf; endlich aber zweifelte ich gänzlich, denn ich wußte den Eyfer, den die Freier vor ihre Geſetze hatten. Unterdeſſen gieng ich hin, der Königin Befehl auszurichten. Der Rath verſammlete ſich. Ich trug ihm den Willen der Königin vor: und nach vielem Streite kam man dahin überein, daß man ihr die Freyheit laſſen müſſe, ſich einen Gemahl zu erwählen.

Ich gab ihr Nachricht von dem, was man in der Raths-Verſammlung beſchloſſen hatte. Sie befahl mir hierauf, die Kriegs-Völker in eben der Ebene zu verſammlen, wo ich den Sieg über die Carier erfochten hatte, und mich hier fertig zu halten, ihren Befehlen zu gehorchen. Auf ihren Befehl muſten ſich alle Häupter der Völker an eben dieſen Ort verfügen. Es wurde daſelbſt ein prächtiger Thron aufgerichtet. Die Königin erſchien nun von ihrer ganzen Hofſtadt umgeben, und redete alſo:

Ihr Freier! ſeit dem ich über euch herrſche, habe ich jemal eure Geſetze beobachtet. Ich bin an der Spitze der Kriegs-Heere erſchienen: und ich habe verſchiedene Siege erfochten. Meine einzige Sorge iſt geweſen, euch frey und glücklich zu machen. Iſt es aber billig, daß diejenige, ſo eure Freyheit behauptet, ſelbſt Sclavin ſey? Iſt es gerecht, daß diejenige ſo ohne Aufhören eure Glückſeligkeit ſuchet, ſelbſt unglücklich ſey?

Was

Was vor ein Unglück iſt aber wohl mit demjenigen zu vergleichen, wenn man ſeinem Herzen Gewalt anthun ſoll? Wenn man gezwungen iſt: ſo dienet die Hoheit und königliche Würde zu nichts, als nur unſre Sclaverey deſto nachdrücklicher empfindlich zu machen. Ich verlange, daß ich in meiner Wahl frey ſey.

Die ganze Verſammlung gab der Klugheit der Königin in dieſer Rede Beyfall, und rufte: Sie ſind frey, ſie ſind an die Geſetze nicht gebunden. Die Königin ließ mir hierauf ſagen, daß ich mich an der Spitze des Kriegs-Heeres nähern ſolte. Als ich vor den Thron kam, erhob ſie ſich, und ſagte, indem ſie auf mich zeigte: Sehet hier meinen Gemahl! Er iſt ein Fremder; allein ſeine geleiſteten Dienſte machen ihn zum Vater des Vaterlandes. Er iſt kein Prinz: allein ſeine Verdienſte machen ihn den Königen gleich.

Selime befahl mir hierauf auf den Thron zu ſteigen. Ich warf mich zu ihren Füßen, und leiſtete den gewöhnlichen Eidſchwur. Ich verſprach, meinem Vaterlande auf ewig zu entſagen, die Zweier als meine Kinder anzuſehen, beſonders aber, niemand anders zu lieben, als die Königin.

Sie ſtieg hierauf vom Thron, und wir wurden mit großer Pracht und unter glückwünſchenden Zurufe des Volks in die Hauptſtadt begleitet. So bald, als wir allein waren, ſagte ich zu ihr: Ach Selime, kennet ihr denn die Amana nicht mehr? Erſtaunung, Zärtlichkeit und Freude verurſachten der Königin die lebhafteſten Bewegungen. Sie erkennete mich. Sie errieth alles übrige. Jch hatte nicht nöthig ihr etwas zu ſagen.

Wir ſchwiegen eine Zeitlang. Jch erzählte ihr hierauf meine Geſchichte, meine Herkunft, und alles, was die Liebe in mir gewirket hatte.

Sie verſammlete alſobald ihre Räthe, und machte meine Herkunft bekannt. Man ſendete Abgeſandte nach Jndien. Jch entſagte meiner Krone; und mein Bruder wurde in dem Beſitze derſelben beſtätiget.

Die Aufopferung gereuete mich nicht. Jch beſaß die Selime. Nichts mangelte zu meinem Glücke. Aber, leider! dieſes Glück war von keiner langen Dauer. Jndem ich mich meiner Leidenſchaft überließ: ſo hatte ich mein Vaterland vergeſſen. Jch hatte meinen Vater verlaſſen, deſſen Troſt ich war. Alle meine Schuldigkeiten hatte ich aufgeopfert. Meine Liebe, die ſo zärtlich und großmüthig ſchien, und die die Menſchen bewunder n, wurde von den Göttern nicht gebilliget. Sie beſtraften mich dennach mit dem größten Unglück, das mich hätte betreffen können. Sie trennten mich von der Se ne. Sie ſtarb wenig Zeit nach unſrer Vermählung. Jch überließ mich dem heftigſten Schmerz. Aber die Götter verließen mich nicht.

Jch gieng durch tiefe Betrachtung in mich ſelbſt. Die Klugheit fand ſich in meinem Herzen ein. Dieſe nete die Augen meines Verſtandes; und ich begriff nun das wunderbare Geheimniß der Führung des großen Oremages.

mages. Die Tugend iſt oft unglücklich. Hierüber murren die blinden Menſchen. Allein, ſie wiſſen nicht, daß die in dieſem Leben uns begegneten Unglücksfälle von dem Willen der Götter herrühren, und daß ſie dieſelben verhängen, damit diejenigen, ſo am tugendhafteſten ſcheinen, einige geheime Fehler, die ſie begangen haben, hier verbüßen mögen.

Dieſe Betrachtungen brachten mich auf den Entſchluß, meine übrigen Tage der Befleißigung der Weisheit zu widmen. Selime war geſtorben. Meine Pflichten waren aufgehoben. Ich war der Natur nichts mehr ſchuldig. Die ganze Welt ſchien mir eine Wüſte zu ſeyn. Nach dem Tode der Selime konnte ich in Indien nicht ferner herrſchen: und ich konnte unmöglich länger in einem Lande bleiben, wo alles unaufhörlich das Erinnern meines Verluſts erneuerte.

Ich kehrte wieder nach Indien, und begab mich unter die Braminen. Hier verfertigte ich einen neuen Entwurf zu meinem Glücke. Weil ich frey von der Sklaverey war, die allezeit die Hoheit vergeſellſchaftet: ſo errichtete ich in mir ſelbſt ein Reich über meine Leidenſchaften und Begierden, eine Herrſchaft, die zu größerer Ehre und Troſt gereicht, als der eitle Glanz der königlichen Würden. Ohngeachtet meiner Entfernung und Abneigung der Welt, faßte doch mein Bruder Argwohn wider mich, als wenn ich den Thron meines Vaters zu beſteigen ſuchte: und ich wurde genöthiget, Indien zu verlaſſen.

W

Meine Verbannung gereichte mir zu einer neuen
Quelle des Glücks. Es liegt nur an uns, unſre Un-
ücksfälle zu unſerm Vortheile anzuwenden. Ich be-
chte die Weltweiſen in Aſien. Ich gieng mit den Ge-
hrten in verſchiedenen Ländern um; und ich begriff da-
urch ihre Grundſätze, und ihre Verehrungs-Art der Göt-
er. Ich wurde ganz eingenommen, als ich befand, daß
ie groſſen Leute zu allen Zeiten, und in allen Ländern
nerley Begriffe von der Gottheit und der Sittenlehre
atten. Endlich bin ich an das Ufer des Aroſes gekom-
men, wo mich die Weiſen zu ihrem Haupt erwählet
haben.

X.

Von der Ruhmredigkeit.

Die Ruhmredigkeit eröffnet unſrer Betrachtung ein weites Feld; und wenn wir einen eigentlichen Abriß davon entwerfen wolten: ſo würden wir eine Abſchilderung machen müſſen, die faſt allen Menſchen ähnlich wäre. Alle Menſchen ſind gewiſſermaaßen ruhmredig, und jedermann möchte gerne ſeinem Nebenmenſchen, mit dem er umgehet, von ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten eine gute Meinung beybringen, um Ehre und Hochachtung von ihm zu genießen.

Unſre Eigenliebe iſt hieran Urſache. Dieſe hat ſich von unſern Eigenſchaften eine allzu ſchmeichleriſche Vorſtellung gemacht; und weil wir gerne unſerm Nebenmenſchen einen gleichen vortheilhaftigen Begriff davon bebringen wolten: ſo können wir ihm nicht zeitig und fleißig genug davon Nachricht geben.

Man werfe nur ſeine Betrachtung auf Leute, die Gelegenheit haben, eine Zeitlang mit einander umzugehen, ohne, daß ſie einander kennen: und man nehme z. E. die öffentlichen Poſten zum Vorwurf. So bald die Unterredung derer Perſohnen, die mit einander reiſen, etwas lebhaftig wird, ſo wird man gewahr werden, daß einer nach dem andern in ſeinen Erzählungen gewiſſe Umſtände einmiſcht, wodurch entweder ſein Stand, oder das Am

[illegible]

das er bekleidet, oder ſeine übrigen vorzüglichen Eigenſchaften kenntbar werden. Ich wenigſtens erinnere mich kaum eine oder zwo Reiſen gethan zu haben, wo aber die Gefährten zu Geſprächen wenig geneigt waren, die mir nicht Gelegenheit gegeben hatten, dieſe Anmerkung allgemein zu befinden, und ich laugne nicht, dieſe kleine Art der Ruhmredigkeit iſt mir ſelbſt mehr als einmal entwiſcht.

Wenn man ſich von dieſer allgemeinen Neigung der Menſchen, ihre Vorzüge und Fähigkeiten bekannt zu machen, um ſo gewiſſer überzeugen will: ſo nehme man nur den Pöbel zum Augenmerk. Man laſſe Handwerksleute von allerley Arten holen, und laſſe ſich mit ihnen über dieſes oder jenes zu ihrem Handwerk gehöriges Stück in ein Geſpräch ein. Alſobald werden ſie uns mit einer Menge Nachrichten von ihrer geſchickten Arbeit überhäufen, die ſie an dieſen oder jenen angeſehenen Mann geliefert haben, und weshalb ſie aller ſeiner Zuneigung theilhaftig worden ſind.

Man frage nur einen andern gemeinen Mann, deſſen man ſich bey ſeinen Reiſen oder in ſeinen andern Angelegenheiten bedienet, woher er gebürtig, oder was ſeine Handthierung ſey? Alſobald wird er uns wenigſtens einen Herrn Schulzen oder Schulmeiſter, oder ſonſt einen dergleichen angeſehenen Mann nennen, den er unter ſeine Verwandte zählet, oder, er wird uns von der Gewogenheit Nachricht geben, worinnen er wegen ſeines geſchickten Pflügens und Dreſchens bey dem Edelmann, oder dem Herrn Pfarrherrn ſtehet.

Ich erinnere mich hierbey einer beſondern Ruhmredigkeit, die ich ohnlängſt an einer armen Frau wahrgenommen habe. Als ich dieſelbe fragte, wer ihr Mann geweſen ſey: ſo ſagte ſie, daß er in ſeiner Vaterſtadt Nachtwächter geweſen wäre, und ſie ſetzte hinzu, daß ihn die ganze Stadt ſehr ungern verlohren hätte, ſo daß ſich auch der Herr Bürgermeiſter bey ſeinem Abſterben hätte verlauten laſſen, er hätte lieber funfzehn andre Männer aus der Stadt, als dieſen nützlichen Mann verliehren wollen.

Wir wollen aber dieſe allgemeine Neigung der Menſchen zu einer gewiſſen Art der Ruhmredigkeit fahren laſſen, und davor diejenige Art Menſchen zum Vorwurf unſrer Betrachtung nehmen, die man beſonders in der Welt mit dem Nahmen der Ruhmredigen beleget. Dieſe ſchränken ihre Ruhmredigkeit nicht in ſo enge Gränzen ein, daß ſie nur denenjenigen, die ſie noch nicht kennen, von ihrem Stande und von ihren Verdienſten einigen Begriff beybringen wollen. Nein, auch vor denenjenigen, die mit ihnen alle Tage umgehen, vor ihren Verwandten und guten Freunden, reden ſie von nichts, als von ihrer Geſchicklichkeit, von ihren Verdienſten, von ihrer Klugheit und den witzigen Antworten, die ſie bey dieſer oder jener Gelegenheit ertheilet haben, von der Bewunderung, die ſie ſich dadurch erworben haben, und beſonders von der Gnade und Gewogenheit, die ſie ihrer Klugheit und Geſchicklichkeit wegen von vornehmen Leuten genoſſen haben.

Nicht ſelten pflegt ein Ruhmrediger zugleich in die böſe Eigenſchaft eines Plauderers zu verfallen. Wenigſtens wenn wir öfters mit ihnen umgehen, weil die

ruh

rühmliche Andeutung ihrer großen Verdienſte und Er- [illegible] handelt, werden ſie uns mit einer jeden Erzählung ein halb Dutzend mal un[illegible] [illegible].

Dieſe eigentliche Art der Ruhmredigkeit wird in allen Ständen angetroffen. Iſt ein großer Prinz oder Kriegs-Oberſter dieſem Laſter ergeben, ſo wird er von nichts als von ſeinen Helden-Thaten reden. Er wird ſeine Schlachten und Belagerungen erzählen. Er wird die Schwierigkeiten ſehr groß machen, die er dabey zu überwinden gehabt hat; und ſonderlich wird er die Gefahr nicht vergeſſen, der er ſich dabey allenthalben ausgeſetzt hat. Alles wird er ſeinem Muth, ſeinen fertigen Entſchließungen und ſeiner Klugheit zuſchreiben, und man wird ganz deutlich anmerken, daß er von den großen Thaten anderer Leute niemals reden wird, als in der Abſicht, ſie zu erniedrigen. Alexander der Große fiel in dieſen Fehler, nachdem ihm der Ruhm von ſeinen Siegen den Kopf ſchwindlich gemacht hatte, und der ehrliche Clytus, der das Herz hatte, dieſer Ruhmredigkeit zu widerſprechen, mußte ein blutiges Opfer derſelben abgeben.

Wenn ſich ein Gelehrter, der einige Verdienſte vor ſich hat, von der Ruhmredigkeit hat einnehmen laſſen: ſo wird er gewiß in allen Geſellſchaften von beſondern Entdeckungen reden, die er in dieſer oder jener Wiſſenſchaft gemacht hat. Er wird von dem Nutzen gedenken, den er ſeinem Vaterlande und dem gelehrten Weſen zuwege gebracht hat, und gemeiniglich wird er der Hochachtung und des Ruhmes erwähnen, den ihm die Gelehrten hier und dort zugeſtanden haben.

Iſt jemals ein großer Gelehrter von dieſem Fehler hingeriſſen worden, ſo war es der ſeelige Canzler von Ludewig. Man kann in ſeinen Schriften, ſonderlich in den Halliſchen Anzeigen, faſt kein Blatt leſen, worauf nicht die Zeugniſſe ſeiner Ruhmredigkeit zu finden ſind. Allenthalben ſteckt er ein neues Licht auf; allenthalben iſt ſeine Meinung Licht und Recht, allenthalben hat er bis dahin verborgene Wahrheiten entdecket, und allenthalben ruhmet er ſich, daß er zum Nutzen ſeines Königs und anderer Reichs-Fürſten beſtändig gearbeitet habe. Man kann nicht läugnen, daß er ſeine Verdienſte vor ſich hatte. Allein, er ſelbſt war es nur nicht, von dem man die Ausbreitung derſelben erwartete, und vielleicht würde ſein Ruhm viel vollkommner geweſen ſeyn, wenn ihn ſeine Eigenliebe hiezu nicht verleitet hätte.

Der Soldat, welcher der Ruhmredigkeit ergeben iſt, wird uns Wunderdinge von ſeinen Kriegs-Zügen verſchwatzen. Er wird uns eine Menge Gefahrlichkeiten und Elend abſchildern, die er ausgeſtanden hat, damit wir ihn vor einen verſuchten Mann halten ſollen. Er wird uns ſeine Thaten beſchreiben, und eine Menge Feinde nennen, die durch ſeine Tapferkeit aufgerieben worden ſind. Man wird ſich auf keine einzige berühmte That beſinnen können, wobey er nicht in Perſohn geweſen iſt, und bey allen Gelegenheiten hat er vornehme Gefangene gemacht, und reichliche Beuthe erobert.

Derjenige, ſo auf Reiſen geweſen iſt, wenn er zur Ruhmredigkeit Luſt hat, wird uns gleichfals eine ängſtliche Beſchreibung von vielen Gefahrlichkeiten machen, worinnen er ſich befunden hat. Er wird uns eine Menge vornehmer Leute nennen, mit denen er umgegangen, und weit bekannter, als mit uns geweſen iſt; und wenn wir ſonſt fein aufmerkſam ſind, ſo wird er uns noch einen Abriß von dem guten Empfange der Könige, der Prinzen und der vornehmſten Miniſter an allen Höfen geben, den er auf ſeinen Reiſen genoſſen hat.

Kurz, es iſt kein Stand, worinnen nicht ein Ruhmrediger Gelegenheit hat, ſeine Leidenſchaft auszuüben, und ſo gar das Frauenzimmer kann überflüßigen Stoff darzu finden. Wenn ein Frauenzimmer ruhmredig iſt: ſo kann ſie uns von ihrer Geſchicklichkeit in allerley Frauenzimmer Arbeit und der Bewunderung, die ſie dadurch erworben hat, einen Haufen Wunderdinge vorreden. Sie kann ihre gute Wirthſchaft rühmen, und alle andre darneben verachten. Sie kann eine Menge witziger Begebenheiten erzählen, woran ſie Theil gehabt hat: und ſie kann von vielen Proben ihrer Klugheit Nachricht geben, davon ſie die Welt überzeuget hat. Wer will es ihr wehren, daß ſie uns die beſondre Hochachtung und Gnade abſchildert, die viele vornehme Perſonen ihres Geſchlechts für ſie gehabt haben, und wenn ſie uns ihrer Vertraulichkeit würdigen will: ſo kann ſie uns noch die Menge Anbeter nennen, oder wenigſtens durch verſchiedene Umſchweife zu verſtehen geben, die ihre Schönheit beſtändig gehabt hat.

Wer wollte auch zweifeln, daß nicht dergleichen ſchöne Redner ihres eignen Ruhms genug in der Welt anzutreffen ſind. Ich kenne ein Frauenzimmer, der dieſe Abhandlung vielleicht zu Geſichte kommt, die in einer Geſellſchaft ſelten ermangeln wird, von ihrer geſchickten Arheit, von den Proben ihres Witzes und Klugheit, und von der Gnade vornehmer Perſohnen ihres Geſchlechts gegen ſie, unvermerkt kleine Lobreden zu halten. Ich wünſche, daß ſie dieſe Abhandlung recht mit Bedacht durchleſen, und wo möglich, dieſen Fehler ablegen möge.

Man kann die Ruhmredigen in zwey Claſſen eintheilen. Entweder dasjenige, was ſie von ſich erzählen, iſt wahr, oder es iſt nicht wahr. Iſt es nicht wahr, ſo ſind ſie zugleich Aufſchneider und Lügner, die mit niederträchtigen und elenden Erdichtungen ihren Nebenmenſchen die Hochachtung gleichſam abſtehlen wollen, die aber ihres ſchändlichen Endzwecks allemal verfehlen.

Denn gemeiniglich überſchreiten ſie in ihren Erzählungen die Schranken der Glaubwürdigkeit, und legen ſich Vorzüge bey, davon ihre gegenwärtige Beſchaffenheit das Gegentheil zeiget, und die auch ihrer damaligen Beſchaffenheit nach alle Wahrſcheinlichkeit überſteigen. Sie werden alſo in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich, und ſtatt der Ehre und Hochachtung, die ſie zu erwerben hoffen, erjagen ſie Schande und Verachtung.

Ich kenne einen niederträchtigen Menſchen von dieſer Art, der die Verwegenheit hat, ſich der Gnade und Vertraulichkeit eines groſſen Miniſters auf eine recht unverſchämte Art zu rühmen, dergeſtalt, daß er ſich nach ſeiner Erzählung unter den Kleidern und Koſtbarkeiten des Miniſters nur ausleſen konnte, was er zum Geſchenk annehmen wolte. Vernünftige Leute aber, welche die groſſen Eigenſchaften dieſes Herrn wiſſen, und die unendliche Kluft erwägen, die ſich zwiſchen demſelben, und die-

ſem

ſen lächerlichen Ruhmredigen befinden, ſehen dieſe unverſchämte Aufſchneidereyen mit Mitleiden an.

Geſetzt aber auch, daß die Ruhmredigen in ihren Erzählungen die Wahrſcheinlichkeit nicht verletzen: ſo ereignen ſich doch faſt allemal in der Folge Gelegenheiten, daß ihre Erdichtungen durch andre Perſohnen, die ſie näher kennen, veroffenbahret werden, und folglich haben auch dieſe durch ihre falſche Ruhmredigkeit allemal an ſtatt der Ehre und Hochachtung gewiſſe Schande und Verachtung zu gewarten.

Gleichwie ſich diejenigen, ſo Unwahrheiten von ſich rühmen, unfehlbar Schande zuziehen, ſo werden auch diejenigen, deren Ruhmredigkeit allenthalben in der Wahrheit gegründet iſt, ihrer Ehre dadurch wenig Vortheil erwerben. Die Hochachtung gegen unſre Nebenmenſchen muß ſich allemal aus unſrer eignen Bewegung bey uns einfinden. Unſre eigne Erkenntniß muß dieſelbe wirken; und ſie kann es ihrer Natur nach unmöglich vertragen, daß ſie von demjenigen gleichſam dazu ausdrücklich aufgefordert werde, dem ſie ſich widmen ſoll.

Unſer Verſtand ſelbſt will urtheilen, ob die Verdienſte unſrer Nebenmenſchen in der That Hochachtung verdienen, und in einer Sache, da er ſich ſelbſt hinlängliche Wiſſenſchaft und Einſicht zutrauet, begehret er keine Zeugen gelten zu laſſen. Am allerwenigſten aber kann uns das Zeugniß desjenigen von einigem Gewichte ſcheinen, dem die Sache allzunah angehet, und der um deshalb allzuparteyiſch und folglich als ein verdächtiger und unverwerflicher Zeuge vorkommen muß.

Wenn uns jemand, der uns hinlänglich bekannt iſt, beſtändig von ſeinen Verdienſten und rühmlichen Eigenſchaften einen Hauſen Sachen vorſchwatzt: ſo können wir uns ſo gar einiger maaßen vor beleidiget halten. Denn, wenn wir ſo wohl ſeine Perſohn als ſeine Eigenſchaften hinlänglich kennen: ſo muß er uns entweder nicht die erforderliche Einſicht zutrauen, daß wir ſeine Verdienſte von ſelbſt einſehen könnten, oder, er muß in der Abſicht beſtändig von ſeinen rühmlichen Eigenſchaften zu uns reden, daß er uns zu erkennen geben will, wie er weit über uns erhaben ſey.

Höret doch! muß er gleichſam zu uns ſagen wollen, ihr habt zeither nicht einſehen können, was ich vor Verdienſte beſitze; ich muß euch doch nur einmal davon unterrichten. Oder das Compliment, das er uns macht, will im Grunde ſo viel ſagen. Sehet! der und der Mann bin ich, ſo viel rühmliches habe ich ausgerichtet in der Welt, oder die und die löbliche Eigenſchaften habe ich an mir: allein, wer ſeyd ihr denn? Waget es ja nicht, euch mit mir in Vergleichung zu ſtellen.

Beyde Arten von Complimenten müſſen vor eine Geſellſchaft allerdings ſehr empfindlich ſeyn, und daher geſchiehet es, daß die Ruhmredigkeit allemal gerade das Gegentheil von dem wirket, was ſich der Ruhmredige dabey verſetzet, nämlich, daß er ſich an ſtatt der abgezielten Vergrößerung der Hochachtung gegen ſich allemal die Verminderung derſelben zuziehet. In der gelehrten Republik iſt dieſe Wirkung der Ruhmredigkeit um ſo viel gewiſſer, je weniger es die Gelehrten vertragen können, daß ſich einer ihrer Mitbrüder eigenmächtig über ſie er habe, und ſich eines beſondern Vorzugs vor ihnen öffentlich rühmet.

Die Regeln einer guten Geſellſchaft können auch nichts weniger als die Ruhmredigkeit vertragen. Ich komme nicht zu dem Ende in die Geſellſchaft, daß ich einen Zuhörer eines närriſchen Lobredners ſeiner eigenen Verdienſte abgeben will. Nein, die Geſellſchaften erfordern Unterhaltungen, woran alle und jede Mitglieder Theil nehmen können.

Allein, was vor Theil ſoll ich an der Lobrede nehmen, die jemand ſeinen eigenen rühmlichen Thaten und Eigenſchaften hält. Indem er ſich die Mühe nimmt, der Geſellſchaft ſeine Verdienſte anzupreiſen, ſo ſcheinet er mir ſchon die beſcheidne Verbindung aufzulegen, daß ich ſtillſchweigen und ihm zuhören ſoll. Ich würde auch wider die Freyheit der Redner handeln, wenn ich ihm ins Wort fallen, oder gar Einwürfe erregen wolte: und im Ernſt, ich ſehe nicht, was ich dazu ſagen ſoll.

Es iſt bisher einer guten Lebensart nicht gemäß geweſen, daß man an jemandes Verdienſten in ſeiner Gegenwart zweifelt; viel weniger, wenn er ſich dieſelben ſelbſt beyleget. Ich kann ihm alſo nicht widerſprechen. Er kann mir aber auch nicht zumuthen, daß ich ſein Lob noch höher treiben, und vielleicht einen Schmeichler abgeben ſoll. Alles alſo, womit ich an ſeiner Erzählung Antheil nehmen kann, iſt eine ehrerbiethige Verwunderung, ein Nu, ein Ja, ein, Sehen ſie doch! ein: Das iſt in der That viel, und was dergleichen nichtsbedeutende Wörter mehr ſind. Ob nur aber der Zwang ſolche auszuſprechen angenehm ſeyn kann, iſt leicht zu erachten.

Mich deucht, daß es allemal ein Kennzeichen kleiner Geiſter iſt, wenn man ſeine eignen Thaten und guten Eigenſchaften zu erheben und bekannt zu machen ſuchet. Unſre Verdienſte müſſen ſelbſt vor uns reden, und wenn dieſe wahrhaftig reden, ſo haben ſie von unſrer Zungen keinen Beyſtand nöthig. Es zeiget eine gewiſſe Zaghaftigkeit an, mit der wir an die Hochachtung unſrer Nebenmenſchen Anſpruch machen, als wenn wir dieſelbe zwar herzlich wünſchten, dennoch aber uns dieſelbe ohne beſondre Vorhaltung unſrer Verdienſte nicht zu erhalten getraueten.

Ein wahrhaftig groſſer Geiſt bekümmert ſich auch wenig, ob ihm gewiſſe Menſchen ihre Hochachtung zuwenden wollen oder nicht. Er iſt zufrieden, wenn er ſolche von wenigen, nämlich, von Leuten erhält, die ſelbſt Verdienſte beſitzen. Man wird auch dieſen Fehler wahrhaftig groſſen Leuten wenig vermuthen können.

Ein groſſer Turenne ſpricht von keiner Sache weniger als von ſeinen Thaten; und wenn er um dieſe oder jene Erzählung erſucht wird; ſo erzählet er alſo, daß man glauben ſollte, es habe niemand weniger an dem Commando der Armee Antheil gehabt, als eben er. Die Thaten aller andrer hohen Kriegs-Befehlshaber erzählet er, und nur von den ſeinigen ſchweiget er ſtill.

Eben ſo verfährt ein groſſer Leibnitz. Die Gelehrſamkeit und die Verdienſte aller andern Gelehrten rühmet er, und auch ſo gar ſeinen Gegnern, die er wieder-

le

legt er Einſicht und rühmliche Eigenſchaften bey. Nur von dem beynahe unermäßlichen Umfange ſeiner Gelehrſamkeit, und von ſeinen ſeltenen Verdienſten um das gelehrte Weſen redet er niemals: und wenn er ſich ja von dieſer oder jener Entdeckung zu reden genöthiget ſiehet: ſo geſchieht es mit einer Beſcheidenheit, die verwunderungswürdig iſt.

Dieſes Verfahren iſt auch der Eigenſchaft vernünftiger Leute ſehr gemäß. Es iſt unſtreitig beſſer, wenn wir das Urtheil von unſern Verdienſten auf den Ausſpruch unſerer vernünftigen Nebenmenſchen ankommen laſſen, als wenn wir darinnen ſelbſt voreilig und vielleicht partheyiſch verfahren.

Alles Lob, das wir ertheilen dürfen, muß auf die Verdienſte anderer Menſchen gerichtet ſeyn, welche ſich dergleichen in der That erworben haben: und hiervon werden wir einen doppelten Vortheil haben. Wir werden den Verdruß und die Empfindlichkeit derjenigen vermeiden, die ſich wider unſern Ruhm aufzulehnen ſuchen: und dann machen wir uns diejenigen, die wir gelobet haben, ungemein verbindlich, und wir können uns die ausgetheilten Lobes Erhebungen mit Wucher zurück verſprechen.

Allein, dieſe Regel muß mit Klugheit angewendet werden, und wir wollen hinzuſetzen, daß dieſe Lobes Erhebungen faſt niemals in der Gegenwart derjenigen ſo gelobet werden, geſchehen müſſen. Ich habe einen Menſchen gekannt, der hierinnen ſehr abgeſchmackt war. Wenn er kam, ſo konnte man ſich gewiß verſprechen, daß man eine

eine Menge hochgetriebener Lobes-Erhebungen anhören würde. Es ſey nun, daß er dieſe Regel anwenden wolte, nämlich um weiter gelobet zu werden, oder daß er willens war einen Schmeichler abzugeben: ſo erreichte er doch von beyden den Endzweck ſo wenig, daß er eine Laſt aller ſeiner Bekannten, und endlich aus allen Geſellſchaften gleichſam verwieſen wurde.

Es iſt noch eine beſondre Art der Ruhmredigkeit übrig, mit der wir dieſe Betrachtung ſchließen wollen. Viele Aeltern haben die übele Gewohnheit an ſich, daß ſie die Verdienſte und guten Eigenſchaften ihrer Kinder gegen andre Leute mit vielen Lobes-Erhebungen herausſtreichen. Dieſes Verfahren iſt ſehr gemein in der Welt; und einige Aeltern verfallen hierinnen gar in das Lächerliche. Ich habe Mütter gekannt, die mir wohl zehenmal verſichert haben, daß ihre Söhne allerliebſte und galante Leute wären, daß ſie einen beſondern angenehmen Umgang leiſteten, und daß ſie eine vortreffliche Gelehrſamkeit beſäßen, ungeachtet mir alle dieſe Nachrichten unnütze waren, weil ſie mir ziemlich wohl bekannt waren.

Ich habe Leute gekennet, welche die Schönheit und galante Conduite ihrer Töchter öffentlich gerühmet, und von den vornehmen und artigen Geſellſchaften, in welche ſie wegen ihres angenehmen Umgangs gezogen wurden, ein Haufen Weſens gemacht haben; ob ſie gleich von eben dieſen vornehmen und artigen Geſellſchaften nicht viel Ehre zu gewarten hatten. Ja manche Aeltern gehen gar ſo weit, daß das erſte Wort in den Geſellſchaften in dem Lobe ihrer Kinder beſtehet, und ſie loben öfters gerade ſolche Dinge an ihnen, weswegen ſie eben lächerlich und tadelnswürdig ſind.

Ich habe ehemals die Anmerkung gemacht, daß die Ehre der Aeltern durch den Ruhm und die Verdienſte ihrer Kinder allemal vergrößert wird: weil ſie durch die Vermuthung der guten Erziehung, die ſie ihnen gegeben haben, mitwirkenden Theil daran nehmen. Wenn alſo Aeltern von den Verdienſten und guten Eigenſchaften ihrer Kinder in allen Geſellſchaften ein Haufen Lobes-Erhebungen ausſchütten: ſo iſt es ſo gut, als wenn ſie alle dieſe rühmliche Dinge von ſich ſelbſt erzähleten. Sie verfallen alſo unſtreitig in das Laſter der Ruhmredigkeit, und alles was wir davon geſagt haben, muß auch hier gelten.

Wenn ſie demnach ihre Kinder wegen Eigenſchaften erheben, die vielmehr verwerflich als lobenswürdig ſind, wenn die guten Eigenſchaften, die ſie ihnen zuſchreiben, nur in ihrer Einbildungs-Kraft gegründet ſind: ſo machen ſie nicht allein ſich, ſondern ihre Kinder, lächerlich. Sie erregen gegen ſich wegen der unſinnigen Liebe, die ſie gegen ihre Kinder zu Tage legen, ein Mitleiden, welches ihnen aber wenig rühmlich iſt, und ihren Kindern ziehen ſie ſtatt der gehoften Ehre und Hochachtung nur deſto mehr Schande und Verachtung zu.

Wenn aber auch dasjenige, was ſie von ihren Kindern rühmen, in der That gegründet iſt, ſo ſind ſie es doch keinesweges, von denen die Welt die Ausbreitung des Ruhms ihrer Kinder erwartet. Sie ſind hier allzu verdächtige Zeugen, und ſie erzählen der Geſellſchaft eine Sache, die zu keiner vergnügten Unterhaltung gehöret, und womit ſie der Ehre ihrer Kinder mehr Schaden als Vortheil zuwege bringen. Kurz, wenn ſie vernünftig ſeyn wollen: ſo müſſen ſie mit eben der Beſcheidenheit von ihren Kindern reden, als ſie von ſich ſelbſt zu reden ſchuldig ſind.

XI.

Betrachtung von dem Tode.

Es giebt eine Menge Zärtlinge in der Welt, die es ſehr mißfällig aufnehmen, wenn man ihnen den Tod erwähnet, und alſo eine Sache in Erinnerung bringt, e ihr ganzes ſinnliches Vergnügen darnieder ſchlägt. Weil mir nun an ihrer Freundſchaft ſehr viel gelegen iſt: bin ich es zufrieden, daß ſie gegenwärtige Betrachtung cht leſen. Ich kann ihnen die Aufmerkſamkeit, die ich r ſie und ihre Zärtlichkeit habe, nicht beſſer zu Tage len, als wenn ich ihnen vorher bekannt mache, daß ſie r ſechs Blätter zu überſchlagen haben, wenn ſie des ißvergnügens überhoben ſeyn wollen, das ich ihnen zu achen faſt die Verwegenheit gehabt hätte.

Ich kann mir aber auch auf der andern Seite verechen, eine große Anzahl Leſer zu finden, die dieſe Blät mit Vergnügen ihrer Aufmerkſamkeit würdigen wern; und mich deucht, daß ſich alle vernünftige und ge Leute auf dieſe Partie ſchlagen müſſen. Denn das denken einer Sache kann der Vernunft unmöglich ver ſeyn, die unſre Vorbereitung und Betrachtung um r verdienet, je gewiſſer dieſelbe iſt.

Wenn ich einige große Seelen und die wahrhaften iloſophen ausnehme: ſo kann man alle übrige Menchen in zwey Sorten bringen. Denn entweder die Menſchen wünſchen ſich den Tod, oder ſie fürchten ſich vor demſelben, und ſähen gerne, wenn er ſie niemals beträfe. Diejenigen, welche das Unglück verfolgt, machen die erſte Sorte aus: und zu der andern Claſſe gehören die, ſo wir die glücklichen Menſchen nennen. Beyde verfahren unrecht, und beyde geben dadurch den Eifer zu erkennen, mit dem ſie an die Güter des Glücks, und an die ſinnlichen Ergötzlichkeiten dieſes Lebens angeheftet ſind.

Die unglücklichen Menſchen wünſchen ſich den Tod aus Verdruß, weil ſie ſich einer Sache beraubet ſehen müſſen, die ihnen allzuvortreflich ſcheint, als daß ſie ohne dieſelbe leben könnten; und die vielleicht nach ihrer Einbildung den ganzen Endzweck unſers Lebens ausmacht. Die Lieblinge des Glücks aber fürchten ſich vor dem Tode, und erzittern vor ſeinem Nahmen, weil ſie wiſſen, daß er die Vorzüge, die Wollüſte, und die Annehmlichkeiten dieſer Welt auf einmal darnieder ſchlägt, die ſie genießen, und deren Genuß ihnen das höchſte und koſtbarſte Guth ſcheinet, das ſie erlangen können.

Man wird mir vielleicht einwerfen, daß es eine dritte Sorte von Menſchen gebe, nämlich die weder vollkommen glücklich, noch recht unglücklich in der Welt ſind; mithin nach meinem eigenen Satze nicht nöthig haben, ſich weder den Tod zu wünſchen, noch denſelben zu befürchten.

Allein, dieſer Einwand ſchadet meiner Eintheilung gar nicht. Wenn wir dieſe mittlere Art Menſchen genau betrachten: ſo werden wir finden, daß das Glück und das Unglück mit ihnen abwechſelt: und daß es ihnen zuweilen wohl, zuweilen übel gehet. Wir wiſſen aber, daß wir alles ausgeſtandene Ungemach gar bald vergeſſen, wenn wir es nicht mehr empfinden, und daß die Erinnerung unſers genoſſenen Glücks nicht ſo kräftig iſt, daß ſie einigen Troſt und Linderung in unſerm Elende wirken könnte. Nur das Gegenwärtige rühret unſre ſchwache Seelen. Dieſe dritte Sorte Menſchen wird demnach eben ſo wohl, wie meine beyden Haupt-Claſſen in böſen Tagen des Lebens überdrüßig ſeyn, und in glücklichen Zeiten den Tod verabſcheuen; und meine Eintheilung leidet dadurch keinen Abfall.

Ich habe die Stoiker in gewiſſen Betracht allemal als die unvernünftigſte Secte unter den alten Weltweiſen angeſehen. Sie glaubten die Unſterblichkeit der Seelen, und hielten es jedoch vor erlaubt, ja vor edel und großmüthig, ſich ſelbſt des Lebens zu berauben, wann ſie das Unglück allzuſehr verfolgte. Wahrhaftig! wenn man das erſte glaubt, und ſich zugleich als ein unendliches Weſen als den Gebiether unſers Schickſals vorſtellet: ſo kann man das andre nicht zugeben, ohne handgreiflich ungereimt zu philoſophiren.

Eben ſo wenig ſind diejenigen zu entſchuldigen, die des Lebens überdrüßig ſeyn, weil ſie Noth, Elend und Widerwärtigkeiten drücken. Ich würde ihren Verdruß nicht verdammen, wenn wir mit dem Tode vernichtet würden, und wenn dieſes Leben allein der Endzweck unſers Daſeyns wäre. Die zeitlichen Glückſeligkeiten würden [illegible]dann das höchſte Gut ſeyn, worauf wir uns Rechnung zu machen hätten; und ſie wären nicht zu verdenken, [illegible] ſie wünſchten, gar nicht zu leben, da ſie derſelben [illegible] genießen konnten.

Allein, dieſe Menſchen, die das Unglück verfolget, [illegible] wiſſen, daß wir die Hofnung, oder vielmehr die-

Gewißheit eines andern und ewigen Lebens haben. Sie müſſen überzeugt ſeyn, daß die Urſache unſers Hierſeyns nicht der Genuß der ſinnlichen Lüſte, ſondern die Vorbereitung zu dieſem ewigen und glückſeeligen Leben ſey. Es muß ihnen bekannt ſeyn, daß dieſe Vorbereitung in der Erlangung der Tugend und in der Ausübung unſrer Pflichten beſtehe.

Ihr Ueberdruß iſt alſo gar nicht vernünftig. Wenn ſie die zeitlichen Güther nicht genießen: ſo werden ſie keiner Sache beraubt, die ihnen nothwendig eigen ſeyn ſolte. Das Weſentliche ihres Lebens kann ihnen niemals entzogen werden. Denn kein Elend, kein Unglück, es ſey ſo hart als es wolle, kann ſie verhindern, ihren Willen zu beſſern und ihre Schuldigkeit zu erfüllen. Endlich kann ihnen nicht unbekannt ſeyn, daß ihr ganzes Seyn von einem höhern Weſen abhängt; und daß ihnen demnach gebühret, mit Gedult das Ziel abzuwarten, das ihnen daſſelbe geſetzt hat.

Die Furcht aber, mit der die ſogenannten glücklichen Menſchen dem Tod entgegen ſehen, iſt noch weit unvernünftiger. Mich deucht, daß es weniger tadelnswürdig ſey, zu wollen, daß ein unvermeidlicher Vorfall eher geſchehen möge, als zu wünſchen, daß man eine Sache vermeiden möchte, die ſo gewiß iſt, als unſer eignes Seyn. Die unmöglichſten Wünſche ſind die thörichſten.

Nichts iſt aber in der Wirklichkeit unmöglicher als die Vermeidung des Todes; weil wir niemand finden, den dieſe allgemeine Ordnung der Natur nicht betroffen hatte. Ein Weltweiſer, ein vernünftiger Mann, wird ſich zwar niemals vor einem Vorfall fürchten, der unver

meidlich

eidlich iſt, und den er vorher ſiehet. Man kann doch
er dieſe Furcht einer unwiſſenden Seele zu gut hal-
n, wenn die Sache in der That erſchrecklich iſt, die ſie
treſſen ſoll. Allein, die Furcht vor dem Tode iſt gar
cht zu entſchuldigen.

Wir müſſen uns ſelbſt kennen. Dieſes iſt eine un-
er vornehmſten Pflichten. Wir müſſen demnach wiſ-
n, daß wir einen Geiſt haben, daß dieſer der vornehmſte
heil von uns iſt, und daß derſelbe mit dem Tode nicht
nichtet werden könne, ſondern ewig daure. Wenn
ir würdige Begriffe von einem Geiſte haben, ſo müſſen
ir verſichert ſeyn, daß die ewige Dauer deſſelben von ei-
er weit glücklichern Beſchaffenheit ſeyn, als das gegen-
ärtige Leben.

Wie kann demnach eine Sache böſe oder erſchrecklich
en, die das Mittel iſt, daß wir zu herrlichern Umſtän-
n gelangen. Und geſetzt auch, daß der Tod in der That
was fürchterliches wäre. Würde es nicht um ſo viel
ſer ſeyn, daß wir uns mit dieſem entſetzlichen Bilde ge-
ein machten, und durch tägliche Betrachtungen den Ab-
en verlehren, den wir davor haben, weil er doch unver-
idlich iſt.

Das was ich jetzo geſagt habe, muß uns auch über-
eugen, daß die zeitlichen Güther keine wahrhaftige Glück-
ligkeit ausmachen. Denn da unſer Geiſt, als der
ornehmſte Theil von uns, zu einem ewigen und beſſern
uſtand beſtimmt iſt: ſo kann nichts unſre wahre Glückſee-
igkeit befördern, als was denſelben beſſert und vollkom-
ener macht. Gleichwie aber die ſinnlichen Lüſte zu der
ollkommenheit unſers Geiſtes gar nichts beytragen: ſo

müſſen

müſſen auch dieſe am wenigſten im Stande ſeyn, die Furcht vor dem Tode in uns zu wirken.

Ich will das, was ich hier angeführt habe, mit den Worten des Petrarchs beſtärken, welcher in ſeinen Betrachtungen über die Furcht des Todes folgendergeſtalt ſchreibet:

„Ein vernünftiger Menſch, der ſeinen Leib nicht als
„einen Theil von ſich ſelbſt, oder als einen Sclaven ange-
„ſehen, der alle ſeine Bemühung und Sorgfalt zu Ver-
„beſſerung ſeiner Seele angewendet hat, deſſen Regungen
„und Verrichtungen nur allein dieſen Endzweck gehabt
„haben: dieſer, ſage ich, betrachtet den Tod nicht anders,
„als einen Auszug aus einer ſchlechten Behauſung. Nach
„dieſem Beyſpiele würdeſt du den Ausgang aus dieſem
„Leben nicht fürchten, wenn du den Eingang in ein ander
„Leben zu hoffen, oder zu erlangen gelernet hätteſt.

„Dein Entſetzen rühret nur von einer Unwiſſenheit
„her. Du würdeſt alle Unglückſeeligkeiten dieſer Welt
„vor nichts achten, wenn du an die Glückſeeligkeit der an-
„dern Welt gedächteſt. Die Uebereilung des Todes
„aber kommt nur von der ſchlechten Vorbereitung her,
„die man gewöhnlicher maaßen zu demſelben macht.
„Man läßt ſich nämlich von einer unumgänglichen Noth-
„wendigkeit unvermuthet übereilen, die man doch hätte
„vorher ſehen können.

„Man kann dieſe Unvorſichtigkeit noch einiger maaſ-
„ſen an einem gemeinen Menſchen entſchuldigen. Sie iſt
„aber bey einem vernünftigen Manne und bey einem alten
„Greiſe, deſſen ganzes Leben eine unaufhörliche Betrach-
„tung des Todes ſeyn ſoll, gar nicht zu rechtfertigen.
„Wenn die Weisheit den alten Heiden ſo unvergleichlich

„Mit

Meinungen vor die Tugend hat beybringen können; was
oll gegenwärtig nicht die Religion thun, welche die neue
Weltweisheit iſt, und in Anſehung derſelben die alte nur
zur Narrheit wird.

Wahrhaftig! die alten Heiden haben würdige Be-
iſſe von der Tugend und dem Tode gehabt: und wir
nnten zufrieden ſeyn, wenn die Religion dergleichen uns
len ohne Unterſchied beybrächte. Wir finden Gedan-
n in ihren Schriften von der Tugend, bey denen man
h mit Eraſmus von Rotterdam faſt nicht enthalten
nn, auszurufen: Heiliger Plato, heiliger Socrates,
iliger Cicero, heiliger Seneca, bitte vor uns: und
r werden eine Standhaftigkeit in dem Tode bey ihnen
wahr, die viele Chriſten beſchämen muß.

Ich las neulich die Rede, ſo der Kaiſer Julianus
rz vor ſeinem Tode gehalten hat. Sie iſt ein überzeu-
ndes Beyſpiel, was vor Standhaftigkeit und was vor
habene Gedanken die bloſſe Weltweisheit bey einem
iden in dem Tode wirken kann. Ammianus Marcel-
us hat uns dieſelbe aufgezeichnet: und ich glaube, daß
würdig ſey, hier ganz eingerückt zu werden.

Dieſer Kaiſer, nachdem er den unglücklichen Pfeil-
huß empfangen hatte, der ihn ſeines Lebens beraubte,
g in ſeinem Zelt auf einer von Binſen geflochtenen
atte, und redete, als er merkte, daß er ſterben würde,
den Herumſtehenden folgendergeſtalt:

„Liebſte Gefährten, die Natur fordert mir dasjenige
„wieder ab was ſie mir geliehen hat. Ich gebe es ihr
„als ein freudiger Schuldner zurück, der nur ſeine
„Schulden loß zu werden ſuchet; nicht aber mit Betrüb-
„niß welches vielleicht die meiſten, von dem Zuſtande,

„worinnen ich jetze bin, vor unzertrennlich halten. Die
„Weltweisheit hat mich aber überzeugt, daß die Seele
„keine wahrhaftige Glückſeeligkeit genießet, als bis ſie von
„den Banden dieſes Kerkers völlig befreyet iſt.

„Wir ſollten uns darnenhero mehr freuen als betrü-
„ben, wenn der edelſte Theil von uns ſich von demjenigen
„los macht, welches ihm nur zur Laſt und Verringerung
„gereichet. Ich habe auch in Betrachtung gezogen, daß
„die Götter ſehr oft den frömmſten Leuten den Tod als
„eine Belohnung zuſchicken, womit ſie ihre Tugend ver-
„herrlichen wollen. Ich nehme alſo denſelben als eine
„Gnade an. Sie wollen mich dadurch von einer Be-
„ſchwehrlichkeit befreyen, die mich außer Zweifel unter-
„drucket, oder zu Begehung einer mir unanſtändigen
„That verleitet haben würde.

„Ich ſterbe ohne die geringſte Gewiſſens-Angſt.
„Denn ich habe ſo wohl zur Zeit meines Unſterns, da
„man mich vom Hofe verbannete, und in die unbekannte-
„ſten und entfernteſten Oerter verwieß, als nachdem ich
„zur höchſten Gewalt gelanget bin, ohne Vorwurf gele-
„bet. Ich habe die Würde die ich bekleidet, jederzeit
„als ein Gnaden-Geſchenk der göttlichen Gewalt in Ehren
„gehalten. Ich glaube, daß ich dieſelbe rein und ohne
„Flecken erhalten habe, indem ich die meiner Vorſorge
„anvertrauten Völker mit Gelindigkeit beherrſchet und
„weder einen Krieg angefangen, noch fortgeſetzet habe,
„außer den wichtigſten Urſachen. Bin ich nicht allezeit
„glücklich geweſen: ſo iſt dieſes ein überzeugender Beweis,
„daß der Ausſchlag aller Sachen auf das Wohlgefallen
„der Götter ankomme.

„N

„Weil ich mir feſt vorſtellete, daß der Wohlſtand der Unterthanen der einzige Endzweck einer gerechten Regierung ſey: ſo habe ich die Neigung einer eigenwilligen Gewalt, ſonderlich als eine gefährliche Quelle zu Verderbung der Sitten, und zum Untergange der Staaten, verabſcheuet. Ich habe allezeit Friede, [illegible] Pflichten gewahrt: ihr wiſſet es. Allein, ſo bald mich das Vaterland gerufen, und mir anbefohlen, keine Gefahr zu verabſcheuen; ſo bin ich, als ein Sohn, den ausdrücklichen Befehlen meiner Mutter gehorſam geweſen. Ich habe die Gefahr mit unerſchrockenen Augen angeſehen, und derſelben mit Vergnügen getrotzet.

„Ich will es euch nicht bergen, man hat es mir bereits vor langer Zeit vorher geſagt, daß ich eines gewaltſamen Todes ſterben würde. Ich danke es dem ewigen Gott, daß er mich nicht durch eine Verſchwörung, nicht durch eine ſchmerzhafte und langwierige Krankheit, nicht durch die Grauſamkeit eines wüthenden Tyrannen, mein Leben endigen laſſen. Ich ſage ſeiner Gütigkeit unendlichen Dank, daß er mich durch einen männlichen Tod, mitten in einem rühmlichen Laufe hinweggenommen. Denn wenn man vernünftig von der Sache urtheilet: ſo iſt es eben ſo niederträchtig, ſich den Tod zu wünſchen, wenn man mit ſeinem Leben noch nützlich ſeyn kann, als das Leben mit Verdruß aufzugeben, wenn die Zeit zum Sterben nunmehr vorhanden iſt.

„Meine Kräfte verlaſſen mich, und die Sprache beginnet mir zu mangeln. Ich will euren Wahlſtimmen bey Benennung eures Kaiſers keinen Eintrag thun. Die meinige dürfte nicht nach eurer Meynung ausfallen.

„Sie würde aber vielleicht denjenigen ins Verderben
„ſtürzen, den ich ernennete, wenn man meiner Wahl
„nicht folgete. Allein, als ein rechtſchaffner Mitbürger
„will ich wünſchen, daß meine Stelle mit einem würdi-
„gen Nachfolger erſetzet werden möge.„

Ich ſchätze dieſe Reden um ſo höher, weil ſie in dem Augenblicke gehalten worden, als Julianus auf dem Punct geſtanden, von dem Tode hingeriſſen zu werden. Es verſteht ſich aber von ſelbſten, daß ſeine Standhaftigkeit auf einem falſchen Grunde gebauet geweſen, und wir wollen hier nicht unterſuchen, ob die Beſchaffenheit ſeiner Seele mit ſeiner letzten Rede übereingeſtimmet habe. Genug, daß er in ſeinen letzten Augenblicken keine Furcht vor dieſem fürchterlichen Schritt blicken läßt.

Wir finden in den Schriften der alten Weltweiſen viele erhabene Gedanken von dem Tode. Allein, ſie legen öfters zu Tage, daß es leichter ſey den Tod großmüthig und beherzt zu betrachten, wenn wir uns in unſrer Gemüthsruhe bey vollkommner Geſundheit befinden, und dem Tode noch weit entfernt zu ſeyn glauben, als wenn er jetzo im Begriff iſt, uns hinweg zu raffen.

Seneca, dieſer große Weltweiſe, dieſer unvergleichliche Sittenlehrer, der uns in ſeinen Schriften ſo viel heldenmüthige Gedanken von dem Tode mitgetheilet hat, iſt nicht mehr eben derſelbe, als es an dem war, daß er einem gewaltſamen Tode entgegen gehen ſolte. Wir werden in ſeinen letzten Reden einen geheimen Widerwillen gewahr, den er gehabt hat, dieſes Leben zu verlaſſen. Dieſer Verdruß, der der Furcht vor dem Tode ſehr nahe kommt, iſt aus dem, was ich oben geſagt habe, vor einen rnünftigen Mann, geſchweige vor einen Weltweiſen, ſehr nanſtändig. Man kann aber eine gewiſſe Angſt nicht rwerfen, die, wie ich glaube, die mehreſten Sterbenden berfallen muß.

Alle Religionen in der Welt haben einen doppelten uſtand der Seelen nach dem Tode geglaubt, nämlich eien glücklichen und einen unglücklichen. Die Erkenntiß der guten und böſen Thaten, die Begriffe von Tunden und Laſtern, die ſich unſer Verſtand ſo leicht erubt, die Belohnung ſo die einen, und die Beſtrafung ſo e andern unumgänglich erfordern, die Erfahrung, daß eſes nicht allemal in der Welt geſchieht, haben allen lkern die doppelte Beſchaffenheit der Ewigkeit ohne ühe zu erkennen gegeben. Da nun der Tod die Thüre , welche uns den Eingang zu der Ewigkeit eröffnet: d da wir niemals vollkommen tugendhaftig ſind: ſo an es nicht anders ſeyn, es muß uns in den letzten ugenblicken unſers Lebens ein ängſtlicher Zweifel einhmen, ob auch unſre Seele nach dem Tode den glücklien Zuſtand erlangen werde.

Ich bin ſo weit entfernt, dieſen Gewiſſens-Kampf verdammen, daß ich vielmehr glaube, daß es eine unrnünftige Sorgloſigkeit vor unſern künftigen Zuſtand, n eine unſinnige Liebe gegen unſre eigne Handlungen eige, wenn ſich die Seele deſſen entſchlagen kann. eſe Angſt muß aber in keine Verzweiflung ausfallen, ndern ſie muß ſich endlich in die unendliche Gütigkeit deſſen verſenken, der allein die allerhöchſte Vollkommenheit iſt.

XII.

Vorſchlag
von
Errichtung einer Akademie vor das Frauenzimmer.

Indem ich feſt überzeugt bin, daß es weder unmöglich, noch unausüblich iſt, die Welt vernünftiger und glücklicher zu machen, ſondern daß es lediglich an der Einrichtung und an einer ernſtlichen Handanlegung fehlet: ſo bin ich ſchon ſeit einigen Jahren darauf gefallen, daß es vor das wahre Beſte des menſchlichen Geſchlechts ungemein nützlich und heilſam ſeyn würde, wenn man ſich eine vernünftige Erziehung des weiblichen Geſchlechts mehr angelegen ſeyn ließe; und zu dem Ende eine gewiſſe Art von hohen Schulen und Akademien vor daſſelbe errichtete.

Ich habe dieſem Vorſchlag reiflich nachgeſonnen und gefunden, daß er mit keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft iſt. Ich habe demnach geglaubt, daß die Welt aus der Bekanntmachung eines ſolchen Vorſchlags vielleicht einigen Nutzen ziehen könnte.

Es iſt zwar unlängſt im Jahre 1747 in Göttingen eine Schrift zum Vorſchein gekommen, welche von einem gleichen Vorſchlage handelt. Da ich aber dieſelbe nicht

geſehen habe: ſo kann ich nicht ſagen, in wie weit der Verfaſſer mit meinen Gedanken übereinſtimmet. Wenn an aus einigen gelehrten Nachrichten urtheilen ſoll: ſo alt ſie eben nichts wichtiges in ſich. Doch dem ſey wie m wolle, ich will hier nichts, als meine eigene Gedanken n dieſer Sache der Welt zur Beurtheilung überlaſſen. ch will dannenhero erſtlich den Nutzen einer ſolchen rauenzimmer-Akademie zeigen, und ſo dann will ich von rer Einrichtung reden.

Es kann wohl niemand läugnen, daß eine vernünf-ge Erziehung des weiblichen Geſchlechts einen großen Einfluß in die Wohlfarth und Glückſeligkeit der Welt at. Dieſe Perſonen des gegenwärtigen Geſchlechts ſind e, mit denen wir Männer insgemein eine unzertrennliche Vereinigung und Geſellſchaft des Lebens einzugehen ha-n; und wer weiß nicht, wie ſehr eine unvernünftige rau dieſe beſtändige Geſellſchaft elend, unglücklich und aurig machen kann.

Sie ſind es, zumal bey überhäuften Geſchäften der Männer, auf welchen größtentheils die Erziehung der Kinder beruhet: und was kann man ſich vor künftige Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft verſprechen, wenn ejenigen, welche die Erziehung in ihrer Gewalt haben, ntweder thöricht ſind, oder nicht weniger als die erfor-liche Einſicht und [illegible] hierin haben. Wird ſich nicht der Schade hiervon in alle Stände und Hand-ungen der Menſchen erſtrecken?

Sie ſind es, welche die Wirthſchaft und das Haus-weſen führen ſollen; und wer zweifelt, daß nicht tauſend Männer durch ihre thörichten, oder eigenſinnigen Weiber un um das Ihrige gebracht, und zu unnützen Mitgliedern des gemeinen Weſens gemacht werden? Sie ſind es, welche am meiſten über das Geſinde zu gebiethen haben: und was vor Marter kann eine unvernünftige Frau dieſem ohnedem geplagten Theile der menſchlichen Geſellſchaft verurſachen?

Ueberhaupt weiß man was dieſes Geſchlecht, durch ihre Reizungen vor Gewalt über die Mannsperſohnen hat, und was es vor Antheil an den wichtigſten Geſchäften der Republiken nimmt, ſo ſehr ſie auch öffentlich davon ausgeſchloſſen ſcheinen. Wenn ſie nun unvernünftig, thöricht, unbeſonnen und boshaftig ſind, ſo ſind ſie vermögend, nur allzu viel unglückliche Händel und Folgen in der Geſtalt der Welt hervorzubringen.

Endlich ſind ſie eben dasjenige, was wir ſelbſt ſind, nämlich Menſchen, die unter ſich ſelbſt, und mit dem gegenſeitigen Geſchlecht Umgang haben müſſen, welcher angenehm, verträglich, rechtſchaffen, und, daß ich alles ſage, vernünftig ſeyn ſoll: Menſchen, die eben die vernünftige Seele haben, die wir haben: Menſchen, die von dem allerweiſeſten Schöpfer zu eben demjenigen Endzweck in die Welt geſetzet ſind, weshalb wir uns darinnen befinden, und die folglich ihren unſterblichen Geiſt mit Erkenntniß und Wiſſen auszieren, und den Schöpfer aus den herrlichen Werken ſeiner Allmacht und Weisheit erkennen und verehren ſollen. Dieſes alles aber kann von dem weiblichen Geſchlechte nicht erreichet werden, und ſo viel thun ſie ſich ſelbſt und der Welt Schaden, wenn ihre Erziehung unachtſam und unvernünftig geweſen iſt. „

So nützlich, heilſam und nothwendig alſo eine vernünftige Erziehung des weiblichen Geſchlechts, ſo wohl vor die Wohlfarth und Glückſeligkeit der Welt, als auch vor ſie ſelbſt iſt: ſo wenig laſſen wir uns dieſelbe angelegen ſeyn, und ſo ſchlecht ſind die Anſtalten hierzu vorhanden. Die öffentlichen Anſtalten zu Erziehung des weiblichen Geſchlechts erſtrecken ſich faſt nirgends weiter, als auf eine elende Mägdchen-Schule, deren Endzweck weiter in der Welt auf nichts, als auf ein wenig Leſen und Schreiben, und auf ein paar Fragen des Chriſtenthums gehet, die ſie herplappern lernen, ohne ſie zu verſtehen: und öfters geſchieht auch dieſer Unterricht über alle maaſſen elend und ſchlecht. Dieſe Anſtalten verdienen ohnedem vor Leute von einigem Anſehen nicht den geringſten Betracht: denn dieſe ſchämen ſich allemal, ſich dergleichen öffentlicher Schulen vor ihre Töchter zu bedienen.

Ich geſtehe, daß ich die Vorſorge des gemeinen Weſens noch in keinem Stücke unachtſamer und mangelhafter gefunden habe, als eben hier: gerade als wenn der Republik eine Sache nichts anginge, welche die Hälfte der in ihr lebenden Menſchen vernünftiger machet, und in die Glückſeligkeit der andern Hälfte der Menſchen und der Republik ſelbſt, ſo großen Einfluß hat. Alles iſt hier den eignen Anſtalten und der Vorſorge der Aeltern überlaſſen, denen es an Einſichten und Fähigkeiten, und andern Theils an Gelegenheit mangelt.

Wenn man die Erziehung der Töchter in den meiſten Häuſern der angeſehenen Leute betrachtet: ſo findet man, daß ſie nicht ſo beſchaffen iſt, als es die Glückſeligkeit dieſes künftigen anſehnlichen Theils der menſchlichen

Geſellſchaft, und die Wohlfarth des gemeinen Weſens erfordert. Man thut ſchon viel, wenn man ſie zugleich bey dem Hofmeiſter der Herren Söhne ein paar Fragen des Chriſtenthums und ein paar Gebethe auswendig lernen läßt, wenn man ſie im Rechnen und Schreiben unterrichten läßt, wenn man ihnen einen Tanzmeiſter hält, wenn ſie ein paar Stückgen auf dem Clavier, oder der Harfe, erlernen läßt; und wenn man noch zu dieſem allen eine Franzöſin hinzuthut, die neben ein paar franzöſiſchen Förmelchen, eine vollkommne Sclavin der Eitelkeit aus ihr macht: ſo glaubt man in der Erziehung der Töchter alles geleiſtet zu haben, was nur möglich iſt.

Die Aeltern ſelbſt haben an der Erziehung ihrer Töchter Hand anzulegen, größtentheils weder Luſt noch Fähigkeit. Ihren unſterblichen Geiſt aber mit der nöthigen Erkenntniß auszuzieren, ihren Verſtand zu läutern, ihren Willen rechtſchaffen zu beſſern, ſie zu einer wahren Verehrung Gottes anzuführen, daran wird gemeiniglich wenig oder nicht gedacht.

Dennoch iſt die Erziehung der Töchter, die ich itzt beſchrieben habe, noch ſehr rar in der Welt. Es wird ſchon hierzu ein betrachtlicher Aufwand erfordert, den wenig Aeltern leiſten können. Wenn es mit wenigern Koſten geſchehen ſoll: ſo müſſen ſich die Aeltern ſchon gefallen laſſen, ihre Tochter zu denenjenigen in das Haus zu ſchicken, die zugleich mehreren Kindern Privat-Unterricht geben: und Aeltern von einigen Anſehen finden dieſes eines Theils nicht vor rathſam, und andern Theils halten ſie es ihrem Stande zuwider.

Ueber

Ueberdies kann man ſich nur in groſſen Städten auf dergleichen Gelegenheiten Rechnung machen. In mittlern Städten ſind ſie ſchon ſeltſam, oder ſie taugen nicht viel, weil ſich geſchickte Leute von dieſer Art gemeiniglich in groſſe Städte wenden. In kleinen Städten und auf dem Lande iſt an dergleichen Gelegenheit gar nicht zu denken; ſondern wer ſeine Tochter in dieſen Dingen unterrichten laſſen wolte, der müſte die Lehrmeiſter ſämmtlich auf ſeine eigne Koſt halten, die gewiß auch den Vermögenſten ſchwehr und unerſchwinglich fallen würden.

Ich habe viele vernünftige Väter über dieſen Mangel oftmals bittre Klagen führen hören. Sie haben ſich beklagt, daß ſie durch die Geſchäfte abgehalten würden, an die Erziehung der Söhne ſelbſt Hand anzulegen, geſchweige ſich die Erziehung der Töchter angelegen ſeyn zu laſſen. Sie haben eingeſtanden, daß, wenn man auch die bisher leider! in der Welt ſehr ungewöhnliche Kinderzucht, die den Verſtand und Willen der Kinder zu beſſern zum Endzweck hat, [illegible] wolte: ſo würde doch bey Leuten von einigem Anſehen in der Welt unumgänglich erfordert, daß ihre Töchter in allerley Frauenzimmer-Arbeit wohl geſchickt wären, daß ſie Sprachen erlerneten, daß man im Tanzen, und auch wohl in der Muſik einige Geſchicklichkeit bemerkte, und wenn man dieſe Dinge verabſäumte: ſo ſchade man ihnen gewiſſermaſſen an ihrer Wohlfarth in der Welt.

Demnach können ſie ihres Orts keine Gelegenheit hierzu finden, und wolte man in eigenem Unterrichte auf eine ſolche Art ſorgen: ſo wäre hierzu ein ſo groſſes Vermögen erforderlich, das ſie nicht beſäſſen, und welches ſo leicht niemand haben würde. Sie haben hinzugeſetzt, daß ſie ſich ganz leicht gefallen laſſen würden, ihre Töchter dieſes Unterrichts wegen an fremden Oertern einige Jahre zu erhalten. Allein, hier ſey die Frage wohin, daß man dieſen Unterricht zuſammen antreffen, und zugleich vor der Verſicherung der jungen Jahre geſichert ſeyn könnte. Sie haben alſo endlich eingeſehen, daß es in dieſem Falle an den Anſtalten fehlet, und daß wir hierinnen einen groſſen Mangel wahrnehmen.

Ich kann nicht läugnen, daß die Catholiken hierinnen vor den Proteſtanten einen groſſen Vorzug haben. Sie haben die Frauenzimmer-Klöſter: und in denenſelben können ſie ihre Töchter von ihrer Kindheit an erziehen laſſen. Hier werden ſie in der geſchickteſten Frauenzimmer-Arbeit unterwieſen. Hier werden ſie in der Muſik, in der Zeichnung, in der Kochkunſt und in andern angenehmen und nützlichen Dingen unterrichtet: und gemeiniglich träget man auch Sorgfalt, ſie im Tanzen und fremden Sprachen geſchickt zu machen.

Vornehmlich werden ſie zur Devotion angeführet, die doch wenigſtens allemal beſſer iſt, als eine ausſchweifende Neigung zur Eitelkeit: und vor die Tugend ſeiner Töchter iſt man allemal auſſer Sorge geſetzt, ſo, daß die Aeltern der Erziehung ihrer Töchter gegen ein erleidliches Koſtgeld gänzlich überhoben ſind, und ſolche in allen denjenigen geſchickt zurück erhalten, was die Welt in einem Frauenzimmer von guter Geburth erfordert.

Ich muß hier eine kleine Anmerkung machen. Es war bey der Reformation vor einige Prinzen eine ſchmeichleriſche Sache, die Klöſter zu Kammer-Gütern zu machen. Mich deucht aber nicht, daß es eben der beſte Gebrauch war, den man von dieſen gottſeeligen Stiftungen machen konnte. Die Regenten ſind nicht allemal geſinnet, ſolchen Anſtalten beyzutreten, welche unmittelbar das Wohl ihrer Unterthanen befördern, wenn es darauf ankommt, daß ſie etwas von ihren Einkünften dazu hergeben ſollen: und die Mittel gottſeelige und nützliche Anſtalten machen zu können, ſind nicht ſo leicht wieder zuſammen gebracht, als dasjenige an ſich geriſſen wird, was einmal zu dieſem Endzweck vorhanden iſt.

Nicht wider den ganzen Gebrauch der Klöſter, ſondern wider den Mißbrauch hätte man eifern ſollen. Man hätte das letztere abändern können, ohne die Klöſter ganz und gar aufzuheben. Nur den Zwang, auf Lebenslang darinnen auszuhalten zu müſſen, und das verdienſtliche Werk, das man daraus machte, hätte man abſchaffen können, im übrigen aber die Sache auf eine nützliche Einrichtung einleiten können. Wenn wir Frauenzimmer Klöſter hätten, wie leicht könnten ſie nicht dergeſtalt eingerichtet werden, daß junge Töchter eine vernünftige Erziehung darinnen erhalten können.

In der That iſt es auch eine vor das gemeine Weſen ſehr vortheilhaftige Sache, wenn Frauenzimmer, die entweder zu heirathen keine Luſt gehabt haben, oder darzu nicht haben gelangen können, und die nicht Vermögen genug haben, ihrem Stande gemäß in der Welt zu leben, gleich nach dem Tode ihrer Aeltern nicht wiſſen, wo ſie auf ihre ganze Lebenszeit verſorget ſind, oder daß ſie ſich in der Welt kümmerlich herum helfen, oder ihrer Familie zur Laſt, und wenigſtens in den Augen der Welt zum Vorwurf ſeyn müſſen.

Mich deucht auch, daß man alles dieſes nach der Zeit ganz wohl eingeſehen hat. Man hat nach der Reformation unterſchiedene den Klöſtern ähnliche Stiftungen vor das Frauenzimmer wieder errichtet; und in Schweden, wo man damals mit Zerſtöhrung der Klöſter eben ſo eifrig zu Werke gegangen, iſt man jetzo mit Errichtung eines adelichen Fräulein-Stifts beſchäftiget. Man hat mir auch verſichern wollen, daß man in den Churbraunſchweigiſchen Landen, wo man nichts aus der Acht läßt, was die Wohlfarth der Unterthanen befördern kann, mit einer gleichen Stiftung umgehe.

Wenn man dasjenige, was ich nunmehr beygebracht habe, aufmerkſam erwäget: ſo deucht mich, muß jedermann überzeugt werden, daß eine Einrichtung, wo angeſehener Leute Töchter auf eine vernünftige Art erzogen werden können, vor die Wohlfarth des gemeinen Weſens ſehr nothwendig und nützlich ſey. Es iſt ganz einerley, was man einer ſolchen Anſtalt vor einen Nahmen beylegen will. Mir hat der Nahme einer Frauenzimmer-Akademie gefallen; und ich will nunmehr meine Vorſchläge eröfnen, wie ich glaube, daß ſie am beſten und möglichſten eingerichtet werden könnte.

Eine ſolche Akademie müßte in einer mittelmäßigen Stadt errichtet werden: und es würde nicht viel verſchlagen, wenn ſie auch in einer kleinen Stadt, oder gar auf dem Lande ſeyn ſolte. Nur eine allzugroße Stadt, noch weniger aber, wo eine Reſidenz oder Univerſität iſt, ſehe ich vieler Urſachen wegen nicht allzu nützlich hierzu an.

Es würde nicht wohlgethan ſeyn, dieſe jungen Akademiſten, zumal bey der Neuigkeit der Sache, den Anfällen oder dem Gelächter der Männer und Jugend auszuſetzen: und eine [illegible] habe ich um deswillen eben nicht tadelhaft, weil ſich ohnedieß gar zu oft neue Schauſpiele ereignen, die in einer eingezogenen Lebensart die Neubegierde und die Schauluſt zu reizen vermögend ſind.

Zu dem Gebäude ſelbſt dürfte ſich wohl ein Schloß am beſten einrichten laſſen: und da in einem jeden Lande eine Menge ſind, wo der Regent niemals hin zu kommen pflegt, und die faſt ohne allen Gebrauch ſind: ſo wolte ich faſt nicht zweifeln, daß ſich ein jeder Landesherr, in deſſen Lande eine dergleichen Anſtalt getroffen werden ſolte, geneigt finden laſſen würde, zu dieſem Endzwecke eines ſeiner Schlöſſer zu überlaſſen.

Die Lehrer dieſer Akademie müßten größtentheils aus Frauenzimmern beſtehen. Es wäre nöthig, hierzu entweder Witwen oder ledige Frauenzimmer zu erwählen, die ſich bereits in einem Alter befinden, das der Begierde zur Eitelkeit und zu ſinnlichen Ergötzungen nicht mehr ſo ſehr unterworfen iſt: und wenigſtens müßte eine jede das 35ſte Jahr ihres Alters erreichet haben.

Dieſe Lehrerinnen müßten in allen denjenigen, was zu einem gelehrten Frauenzimmer erfodert wird, mehr als mittelmäßig erfahren ſeyn: und beſonders müßte eine jede in derjenigen Kunſt oder Wiſſenſchaft vollkommen ſeyn, in welcher ſie zu lehren beſtellt würde. Vor allen Dingen aber würde erfodert, daß ſie von guter Vernunft und einer überall bekannten Frömmigkeit, Tugend, und rechtſchaffenen Weſen wären. So bald eine dieſer Lehrerinnen heirathet, oder nur die Beſuche eines angegebenen Liebſten annimmt: ſo müßte ſie ihren Dienſt aufgeben.

Man würde auch vielleicht wohlthun, wenn man die Ordnung machte, daß eine Lehrerin nur bis in das 55ſte Jahr ihres Alters ihrem Amte vorſtehen ſolte; und man könnte ſie alsdenn in der Akademie auf Lebenszeit ernähren, oder ihnen nachlaſſen, ein Jahr-Geld außer derſelben zu genieſſen. Mich deucht, daß ſie alsdenn das Alter zu ihrem Amte verdrüßlich und vor junge Perſohnen allzu eigenſinnig machen würde; zu geſchweigen, daß ſie alsdenn eher Wartung nöthig hätten, als daß ſie demjenigen Endzwecke, worzu ſie beſtimmt wären, ein Gnüge leiſten könnten.

Dieſe Lehrerinnen könnten diejenigen jungen Schülerinnen, welche der Akademie zum Unterrichte anvertrauet würden, im Nähen und allerley geſchickter Frauenzimmer Arbeit, in der Kochkunſt, im Rechnen, Schreiben und Zeichnen, in der Muſik, Tanzen und Sprachen unterrichten. Ueber die Eintheilung der Stunden und der Lehrart würden ſich ſchon allerley heilſame Anordnungen machen laſſen. Beſonders aber würde nöthig ſeyn, daß die Anfänger von denenjenigen, die bereits etwas begriffen hätten, in jeder zu erlernenden Kunſt oder Geſchicklichkeit wohl von einander abgeſondert, und vor eine jede Lehrerin aus denen vorhandenen Schülerinnen wenigſtens drey Claſſen gemacht würden.

Eben dieſe Lehrerinnen müßten auch zugleich die Hofmeiſterinnen des zu erziehenden jungen Frauenzim-

mers

res ſeyn. Zu einer Stube und zwey Kammern könn-
n allemal eine Lehrerin und vier Schülerinnen zuſam-
en wohnen: und vor eine jede Stube könnte eine Magd
e Aufwartung gehalten werden.

Die Lehrerin würde mit den vier jungen Frauenzim-
ern im Zimmer ſeyn. Sie würde die Morgen- und
bend Bethſtunden mit ihnen halten. Sie würde auf
e Ordnung und Einigkeit unter ihnen Aufſicht haben.
Sie würde ſie zu demjenigen anhalten, was ſie bey allen
dern Lehrern zu erlernen hatten, und zugleich unterſchie
nes mit ihnen wiederholen. Kurz, ſie müßte alles das
nige thun, was einer geſchickten und rechtſchaffenen Auf
ſerin zukömmt.

Hiernächſt würde nöthig ſeyn, daß zwey gelehrte und
chtſchaffene Männer, als eigentliche Lehrer, bey dieſer
kademie gehalten würden. Der eine könnte die Phyſik
nd Geſchichtkunde, und der andere die Moral und Oeko-
omie dieſen jungen Schülerinnen vortragen. Ich will
mich erklären, in wie weit ich dieſe Wiſſenſchaften vor nö-
ig halte.

Ich verſtehe hier die Phyſik nicht in ihrem ganzen
eitläuftigen Umfange. Es würde genug ſeyn, wenn
nſre jungen Frauenzimmer nur daraus ſo viel erlernten,
aß ſie in den verwunderns würdigen und prächtigen Wer-
en der Natur nicht ganz und gar unwiſſend wären. Aller
Vortrag in dieſer Wiſſenſchaft müßte lediglich den End-
weck haben, ſie von der Weisheit und Allmacht des
Schöpfers zu überzeugen, und dadurch gegen die unend-
liche Größe Gottes eine wahrhaftige Ehrfurcht in ihnen
rvorzubringen.

Eben ſo will ich nicht, daß die Geſchichtskunde ein M
des Gedächtniſſes vor dieſe jungen Schülerinnen wer
Es iſt genug, wenn ſie dadurch die Welt einigerma
kennen lernen, und von denen wichtigſten Veränd
gen derſelben Nachricht erhalten. Man müßte hie
vornehmlich zum Endzweck nehmen, ihnen die weiſe V
ſehung des allerhöchſten Weſens einzuprägen, und ih
dadurch gleichſam einen Spiegel der menſchlichen Han
gen, und ihres verſchiedenen Ausgangs, vor Augen leg

Auch die Sittenlehre könnte mit einiger Einſch
kung vorgetragen werden. Alle diejenigen Pfl
welche aus der Beſchaffenheit der Menſchen fließen,
ſofern ſie Glieder des gemeinen Weſens ſind, und b
ders die Lehren von dem Eigenthume und den Vertr
könnten weggelaſſen, oder doch wenigſtens ganz kurz
faſſet werden. Dahingegen könnten die Pflichten g
den Mann, und gegen die Kinder in Anſehung ihrer
ziehung, deſto gründlicher ausgeführet, und beſon
durch geſunde Grundſätze der Luſt zur Eitelkeit vo
bauet werden.

Wenn man auch die Lehre von den Pflichten in A
ſehung unſers äußerlichen Zuſtandes etwas ausfüh
erklärte, und mit einigen allgemeinen Grundſätzen d
Haushaltungs-Kunſt vermehrte: ſo würde man di
jungen Schülerinnen ſo viel aus der Oekonomie b
bringen, als vor alle Menſchen ohne Unterſchied nö
iſt, ohne dabey ſeine Abſicht auf die Land-Wirthſchaft
nehmen.

Hiedurch würde man alle diejenigen Wiſſenſchaf
erſchöpfen, die ich vor ein vernünftiges Frauenzimmer

umgan

nglich nöthig halte: und ungeachtet ich ehedem noch r Wiſſenſchaften vor ein Frauenzimmer erfordert): ſo muß ich doch nach reiferer Ueberlegung, daß es bey dieſen Gränzen ganz füglich bewenden laſſen Dasjenige, was einem Frauenzimmer von dem lichen Reiche unumgänglich zu wiſſen nöthig iſt, ſchon größtentheils in der Sittenlehre mit vorgetra, und kann durch einige Zuſätze ganz leicht vollends ſet werden: und ſo viele Kenntniß von dem We- Gottes und des Menſchen, als nach ihrer Beſchaffen- ohne Gelehrte zu werden, von ihnen gefordert werden, kann man ganz leicht in der Moral mit einfließen n. Es iſt alſo auch die Metaphyſik vor ein Frauen- er entbehrlich. Am allerwenigſten aber werde ich n die Logik jemals anpreiſen. Es ſind eine Menge ünftiger und rechtſchaffener Menſchen in der Welt, e die geſundeſten und richtigſten Schlüſſe machen, daß ſie ihren Verſtand jemals durch die Logik gemar- haben.

Wenn es die Umſtände einer ſolchen Akademie leiden ten: ſo würde es nicht undienlich ſeyn, daß man noch n dritten eigentlichen Lehrer beſtellete, welcher die redſamkeit und die Dichtkunſt lehrete. Durch die Beredſamkeit verſtehe ich hier nur, daß die junge Schü- nen, zu einer guten Schreibart [illegible] in Brie- n angeführet würden; und weil die [illegible] Lehre hier- einigermaaßen Verwandſchaft hat: ſo könnte dieſer e zugleich Sorge tragen, daß die [illegible] Spra- nach richtigen Regeln [illegible], indem weiblichen Sprach [illegible] gemeiniglich man-

gel-

---

* Satyren 3ter Band S. [illegible] u. f.

gelhaftig ſind. Uebrigens erfordere ich nicht, daß das junge Frauenzimmer ohne Unterſchied zur Dichtkunſt angeführet werde: ſondern es kann lediglich auf ihre Luſt und Neigung ankommen.

Vor allen Dingen aber würde ein Director dieſer Akademie nöthig ſeyn; und weil auf denſelben das meiſte ankommen würde: ſo wäre hier vornehmlich eine ſorgfältige Wahl nöthig. Man müßte hierzu einen Gelehrten und rechtſchaffenen von Adel, oder ſonſt einen berühmten Gelehrten, erwählen: und man müßte von ſeiner gründlichen, und nicht pedantiſchen Gelehrſamkeit in denenjenigen Wiſſenſchaften, die hier nöthig ſind, von ſeiner Tugend und wahren Menſchenliebe, und von ſeinem unermüdeten Fleiße hinlänglich überzeugt ſeyn.

Dieſer Director müßte durch ſeine unabläßliche und ſorgfältige Aufſicht das ganze Werk erhalten. Er müßte ſich ſowohl um die Oekonomie der Akademie auf das ſorgfältigſte bekümmern, als auch unabläßige Aufſicht über die Ordnung und den behörigen Fleiß der lehrenden Perſonen tragen: und es würde nöthig ſeyn, daß er wöchentlich ein paarmal, zu unvermutheten Zeiten, ſo wohl die Lehr-Stunden beſuchte, als auch alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen ſuchte. Zu dem Ende müßte er mit hinlänglichem Anſehen und Gewalt verſehen ſeyn: und nur in wichtigen Fällen ſich des Beyraths der zwey oder drey öffentlichen Lehrern zu gebrauchen nöthig haben.

Die Mittel zu Einrichtung einer ſolchen Akademie betreffend: ſo würde weiter nichts nöthig ſeyn, als daß man einen Fond wüßte, den Director, die öffentlichen Leh-

und Lehrerinnen, und einige Oekonomie-Bediente zu
den; und hierzu würden 60 bis 70 tauſend Thaler
änglich ſeyn. Die Koſt eines jeden jungen Frauen-
mers müßte bezahlt werden, und bey einer guten Ein-
tung und Wirthſchaft würde ſelbige, benebſt andern
thwendigkeiten ganz wohl vor [illegible] bis [illegible] Rthlr. jähr-
bewerkſtelliget werden können, und zwar dennoch auf
e Art, die dem Stande dieſer jungen Frauenzimmer
näß wäre. Mich dünkt nicht, daß dieſes zu viel ſeyn
rde; und ich glaube, daß viele Väter ſo viel jährlich
die Erziehung ihrer Töchter mit Vergnügen entrich-
würden.

Dieſes iſt mein Vorſchlag: und ich ſehe nichts, was
n demſelben mit Grunde entgegen ſetzen könnte. Daß
es Werk zu richten möglich iſt, wird mir wohl jeder-
nn einräumen: und es iſt gewiß keine unüberwindliche
wierigkeit vorhanden, welche die Erfüllung verhin-
n könnte. Es würde zwar einigermaßen ſchwehr hal-
, die Lehrerinnen nach denen beſchriebenen Eigenſchaf-
zuſammen zu bringen, indem nur Perſonen mittlern
andes ſich die Annehmung eines ſolchen Amts gefallen
n würden. Es würde aber doch nicht ganz unmöglich
Ich erinnere mich ſelbſt, unterſchiedene vernünf-
Perſohnen des weiblichen Geſchlechts gefunden zu
n, welche einem ſolchen Amte vorzuſtehen ganz wohl
g und würdig geweſen wären.

Diejenigen aber, welche eine ſolche vernünftige Erzie-
g, und überhaupt alle Wiſſenſchaften vor das Frauen-
mer vor unnöthig halten, verdienen gar keine Antwort.

Sie legen nichts als ihre eigene Unvernunft zu Tage. Mich deucht auch, daß ich die Nothwendigkeit einer beſſern Erziehung des weiblichen Geſchlechtes eben hinlänglich gewieſen habe.

Vielleicht wendet man ein, daß eine Erziehung, wie ich hier vorgeſchlagen habe, dem Frauenzimmer diejenigen artigen Stellungen und Manieren nicht geben würde, die ſie doch nöthig haben, wenn ſie auf dem Schauplatze der groſſen Welt erſcheinen wollen. Ich geſtehe, wenn man durch dieſe Stellungen und Manieren eine ausgelaſſene Munterkeit, oder vielmehr Frechheit verſtehet: ſo werden dieſe jungen Schülerinnen nicht damit verſehen ſeyn. Allein, vernünftige und tugendhafte Menſchen finden dieſes auch nichts weniger als nöthig.

Verſtehet man aber hierdurch geſchickte Stellungen des Leibes, und daß ein Frauenzimmer in denenjenigen Manieren, Sitten und Gebräuchen, deren ſich vernünftige und artige Leute in ihrem Umgange bedienen, nicht ungeſchickt ſeyn ſoll: ſo iſt es gar nicht unmöglich, auch dieſes dem zu erziehenden Frauenzimmer beyzubringen.

Geſetzt aber auch, daß ſie hierinnen einigen Mangel hätten: geſetzt, daß ſie eine gewiſſe Blödigkeit von ſich blicken lieſſen: ſo glaube ich, daß dieſes eine Sache iſt, worinnen ſie ſich von ſich ſelbſt ungemein leicht vollkommen geſchickt machen können. Es läßt ſich nichts ſo leicht begreifen, als dieſe Dinge: und eine Blödigkeit, die ſich anfangs in groſſen Geſellſchaften äuſſert, verliehret ſich in der Folge gar bald. Eine Blödigkeit von dieſer Art

iſt

oder ein ſtilles Weſen iſt auch weit vorzüglicher, als eine ſchwärmende Munterkeit.

Wenn auch dieſer Einwand den geringſten Grund hatte: ſo müßte man die Folgen davon bey denenjenigen catholiſchen Frauenzimmern verſpüren, die von ihrer Kindheit an in Klöſtern erzogen ſind. Allein, wer dergleichen Frauenzimmer zu kennen Gelegenheit gehabt hat, wird keine Urſache gefunden haben, dieſen Einwand zu machen. Ich wenigſtens kenne einige Frauenzimmer, die von ihrer Kindheit an eine ſolche Erziehung gehabt haben; und ich habe alles dasjenige an ihnen gefunden, was ein Frauenzimmer in dem Umgange bey vernünftigen Menſchen angenehm machen kann.

XIII.

Von der Liebe zu dem Vaterlande.

Wer die Welt kennet, und die Neigungen der Menſchen nur einiger maaßen zu erforſchen bemühet iſt, der wird an denenjenigen, die ſich in fremden Ländern aufhalten, gemeiniglich eine ſogenannte Liebe zu ihrem Vaterlande, und ein Verlangen ihre Lebenszeit darinnen zuzubringen, wahrnehmen. Es werden wenig zu finden ſeyn, die nicht bey allen Gelegenheiten ihres Vaterlandes rühmlichſt gedenken, und wenn ſie einige Zeit in fremden Landen zugebracht, den Rückweg nach demſelben nehmen. Wenn man auch einige antrifft, welche verächtlich von dem Vaterlande reden, ſo werden es allemal ſolche ſeyn, welche ſich wegen vieler verübten Laſter und Verbrechen deſſelben verluſtig gemacht, oder wegen der üblen Regierung und wegen einer Menge Unfälle und Widerwärtigkeit, ſo ihnen dort zugeſtoſſen ſind, einen Abſcheu vor denſelben tragen.

Die Geſinnungen ſind allgemein, und dergleichen Begebenheiten eine weitläuftige Anzahl. In allen Städten wird man Leute finden, welche ehemals eine Anzahl ihrer Jahre fremden Ländern gewidmet haben; und wenn man ſich mit ihnen in Unterredung einläßt, ſo werden ſie die glückſeelige Beſchaffenheit rühmen, welche daſelbſt mit ihrer Lebensart verbunden geweſen iſt. Wenn ſie befraget werden, warum ſie ſich in dieſen Umſtänden nicht entſchloſſen haben, daſelbſt zu verbleiben, ſo werden ſie die

Liebe

iebe zu dem Vaterlande als den hauptſächlichſten Bewe-
ungsgrund angeben.

Die Liebe zu dem Vaterlande iſt eine der vorzüglich-
en bürgerlichen Tugenden, und wer ſie wahrhaftig be-
et, wird ein nützliches Mitglied der menſchlichen Ge-
llſchaft ſeyn. Weil man aber viele Handlungen aus
er Liebe zu dem Vaterlande herleiten will, die doch ganz
ndre Quellen haben, und mithin dieſe edle Eigenſchaft
ändlich verunehret und gemißbrauchet wird; ſo wird
ſich der Mühe lohnen, wenn man die wahre Beſchaf-
nheit derſelben etwas genauer unterſuchet, und zugleich
e wahren Triebfedern der Handlungen vieler Menſchen
entdecken bemühet iſt, welche unter der falſchen Larve
ner ſogenannten Liebe zu dem Vaterlande ſehr vorzüglich
ſeyn ſcheinen.

Damit es aber nicht das Anſehen hat, als wenn wir
e Sache erörtern wolten, die vielleicht gar nicht wirk-
h auf der Welt exiſtiret, ſondern nur etwan in der Ein-
dung beſtehen möchte; ſo iſt es nöthig, daß wir kürzlich
rſelben Wirklichkeit zeigen. Durch die Liebe zu dem
aterlande verſtehet man nichts anders, als die inner-
he Zuneigung zu dem Bande der Geſellſchaft, in wel-
r man ſich befindet. Wir glauben, daß dieſe Erklä-
ng ihre unfehlbare Richtigkeit habe. Der Gegenſtand
er Zuneigung muß, wenn wir vernünftig ſeyn wollen,
nnen ſchlechterdings unſern Nebenmenſchen aus-
chen.

Wenn wir dem Vaterlande, oder einem Theil deſſel-
n, in welchem wir wohnen, nur bloß deswegen gewogen
d, weil es fruchtbare Lagen, annehmliche Gegenden,

allerley zur Ergötzlichkeit dienende Früchte und dergleichen hat, oder wir ein Landgut darinnen beſitzen, das uns öfters unſer Vergnügen befördern muß, ſo erſtrecket ſich unſre Liebe auf den todten Grund und Boden des Vaterlandes, nicht aber auf das Vaterland ſelbſt. Wenn man wegen des uneingeſchränkten und freyen Umgangs, wegen leichter Erlangung angenehmer Bekanntſchaften, wegen der Menge angeſtellter Luſtbarkeiten, und wegen allerley artigen Gebräuchen und Gewohnheiten das Vaterland hochſchätzet, ſo iſt nicht das Vaterland ſelbſt, ſondern die herrſchenden eiteln Sitten ein Grund unſrer Hochachtung und Liebe.

Es iſt wahr, alle dieſe Dinge, wenn ſie ſich in unſerm Vaterlande befinden, ſind Eigenſchaften deſſelben; ſie ſind aber dasjenige Vaterland nicht ſelbſt, gegen welches man Liebe und Verbindlichkeit tragen muß. Es ſind vielmehr nur gewiſſe Zufälligkeiten, ohne welche das Vaterland allemal beſtehen kann.

Wenn man nun nach dieſer Erklärung die Wirklichkeit der Liebe zu dem Vaterlande unterſuchen will, ſo wird ſich finden, daß ſie urſprünglich in der Natur des Menſchen nicht gegründet ſeyn könne. Die erſten Menſchen haben ohne Zweifel lange Zeit keine Geſellſchaften gehabt, jeder hat vor ſich gelebt, und iſt wenig um einen andern bekümmert geweſen. So gar ihre Wohnplätze ſind beſtändig von ihnen verändert worden, und wenn der Vorrath an einem Orte iſt aufgezehret geweſen, haben ſie ſich ohne Zweifel an einen andern begeben, um allda Nahrungsmittel zu ſuchen. Sie ſind alſo ohne Band der bürgerlichen Geſellſchaft, folglich ohne Vaterland und Zuneigung zu demſelben geweſen.

Nachdem ſich aber verſchiedene Familien zuſammen-
ſchlagen, und ein Band der Geſellſchaft errichtet haben;
hat ſich bey jedem Mitgliede vermöge der Vernunft und
Triebes der Selbſterhaltung eine Liebe und Zunei-
ng zu der Geſellſchaft finden müſſen. Es iſt dieſes
nz natürlich, wenn man nur die Beſchaffenheit der da-
aligen Geſellſchaften betrachtet. Die Verbindungen
r Familien waren vorhero was unerhörtes, ſie nahmen
h viele Freyheit heraus, ſie unterdruckten die andern,
d maßten ſich den eigenthümlichen Beſitz gewiſſer Län-
r an, die vorhero allgemein geweſen waren.

Hierdurch erregten ſie den Haß und Eiferſucht an-
er Familien, und gaben ihnen Anlaß, daß ſie gleich-
lls Societäten errichteten. Weil nun dieſe Verän-
rungen ſo neu und ungewöhnlich waren, ſo kann man
ht denken, daß unaufhörliche Zwiſtigkeiten und Hän-
l vorgefallen, und die Societaten einander beſtändig
ſätig geweſen ſind. Dieſes hat ſo lange gedauret,
s ihnen die vorher wunderlich ſcheinende Veränderung
r Gewohnheit geworden iſt. Daß dieſes gewiß ſey,
n man aus der Natur und Beſchaffenheit der menſch-
hen Geſellſchaften mit leichter Mühe ſchlieſſen, und fin-
t man auch häufige Spuhren in den älteſten Schrift-
llern davon.

Bey dieſer Beſchaffenheit mußte der Trieb der Selbſt-
haltung, und die Vorſorge vor das eigne Wohlſeyn jed-
des Mitglied verbinden, ſich an ſeine Geſellſchaft zu
lten, und derſelben mit Liebe, Hochachtung und getreuen
Dienſten zugethan zu ſeyn.

Wir finden alſo nunmehr den Grund zu der Liebe gegen das Vaterland, welcher zwar nicht auf der urſprünglichen Natur des Menſchen, ſondern auf denen Einrichtungen der erſten Societäten beruhet. Da nun dieſe Societäten beſtändig bis auf unſre Zeiten fortgedauret haben, und man gar von keiner andern Verfaſſung als von menſchlichen Geſellſchaften weiß, ſo iſt es auch unwiderſprechlich wahr, daß die Liebe des Vaterlandes in der Verbindung der Geſellſchaften noch jetzo gegründet ſeyn müſſe.

Hieraus laſſen ſich nunmehro die Eigenſchaften und Pflichten einer wahren Liebe vor das Vaterland folgen. Da dieſe Zuneigung vor die bürgerliche Geſellſchaft, von welcher wir ein Mitglied ſind, aus dem Triebe der Selbſterhaltung herflieſſet, ſo müſſen wir uns nach unſerm Vermögen bemühen das Wohlſeyn des Vaterlandes zu befördern. Es lieget unſer eignes Beſtes daran; denn wenn ſich die ganze Geſellſchaft in guten Umſtänden befindet, ſo kennen wir als ein Mitglied an allem Theil nehmen.

Dieſe Beförderung des allgemeinen Wohlſeyns muß ſich ſo weit erſtrecken, daß wir in den gefährlichſten Umſtänden vor das Vaterland Gut und Blut, auch wol gar, wenn man den Untergang deſſelben damit verhüten kann, das Leben bereitwillig aufopfern müſſen. Man muß in der Wiſſenſchaft oder Kunſt, welche man erlernet hat, Fleiß und Mühe anwenden, dem Vaterlande dadurch erſprießliche Dienſte zu leiſten, weil beſonders demſelben nichts mehr zur Laſt gereichet, als ein Müßiggan-

er. Man muß dem Vaterlande Treue und Beſtän-
igkeit widmen, daſſelbe nicht verrathen, noch ſeinem
einde durch Liſt und Ränke in die Hände liefern.

Kein Volk hat jemals erhabnere Begriffe von der
iebe zu dem Vaterlande gehabt, als die alten Römer.
ie lebten bloß um des Vaterlandes willen, und opferten
e daſſelbe mit größten Vergnügen Blut und Leben auf.
Der Vater betrübte ſich nicht über den Verluſt ſeines
öhnes, und dem Sohne gieng der Tod ſeines Vaters
cht nahe, wenn nur beyde aus Liebe vor das Vaterland
ſtorben waren. Als Cicero durch die Abgeordneten des
ntonius ermordet wurde, reckte er bey Erblickung ſeiner
Mörder ſogleich ſeinen Hals dar, und ſagte: ſie möchten
n denſelben immer in Stücken zerhauen, wenn nur dem
Vaterlande dadurch geholfen würde.

Dieſe erhabenen und blutigen Meinungen haben auch
eiſtentheils verurſachet, daß die halbe Welt die römi-
chen Befehle erkennen mußte. Jedweder wagte ſein
ben daran, den Wohlſtand der Republik zu befördern,
nd bey dieſen Umſtänden war kein Feind mächtig genug,
er römiſchen Gewalt zu widerſtehen.

Die wahre Liebe gegen das Vaterland kann auch
emſelben überhaupt großen Nutzen zuwege bringen.
of und Civil Bediente, Gelehrte, Künſtler und Hand-
erker können mit ihren Wiſſenſchaften dem Vaterlande
tzen, die Sitten beſſern, die Commercien blühend ma-
chen, und alles dasjenige zu Werke richten, was eine Re-
blik vernünftig, reich und vollkommen machen kann.

Und wenn eine Armee von der Zuneigung gegen das Vaterland eingenommen iſt, ſo wird ſie niemals leichtlich von dem Feinde überwunden werden, ſondern ſie wird das Vaterland auf alle mögliche Art beſchützen.

Hier haben wir eine Erklärung der wahrhaften Liebe gegen das Vaterland, der Pflichten und des Nutzens, die daraus entſpringen. Wir wollen nunmehro die Geſinnung derjenigen entdecken, welche ſich nach einigen in fremden Ländern zugebrachten Zeitverlauf zurück in das Land ihrer Väter und Großväter begeben, und dieſes zwar aus Liebe und Hochachtung gegen daſſelbe gethan zu haben, vorgeben.

Wir können diejenigen, welche in fremde Länder reiſen, in zwey Sorten eintheilen. Die erſte beſtehet aus ſolchen Perſohnen, welche aus Neubegierde und in der Abſicht reiſen, um die Städte und Merkwürdigkeiten andrer Völker zu beſehen, die Sitten und Gewohnheiten derſelben zu erforſchen, und wo möglich eine Ladung Witz und Klugheit mit nach Hauſe zu bringen. Von dieſen haben wir hier nichts zu reden; die Zurückkunſt in ihr Vaterland bleibet ihnen allemal gewiß, und öfters, wenn ſie nicht wegen der Befehle ihrer Aeltern, oder wegen der durch die Reiſekoſten allzu großen Verringerung ihrer Güther den Rückweg nehmen müſſen, würde ſie ſich lieber entſchließen, viele Jahre in fremden Ländern herum zu ziehen.

Die andre und hieher gehörige Claſſe machen diejenigen aus, die in fremde Länder gehen, um daſelbſt ihr

Glück zu machen. Wenn man die Beſchaffenheit dieſer Leute genau unterſucht, ſo werden es ordentlicher Weiſe ſolche ſeyn, die entweder von Jugend an in armſeligen Umſtänden geweſen, oder die durch Unglücks-Fälle, wie auch durch ihr eignes Verſchulden ihr Vermögen verlohren haben. Weil ſie nun in ihrem Vaterlande vielleicht der Verachtung andrer Menſchen ausgeſetzt geweſen, oder auf keinerley Art zu Brod haben kommen können: ſo ſind ſie auf den Entſchluß gefallen, ihr Heil in fremden Ländern zu ſuchen.

Hier geht es ihnen nun entweder wohl, oder übel: bey unglücklichen Umſtänden bedauren ſie ihre gefaßte Entſchließung, und wünſchen in ihrem Vaterlande geblieben zu ſeyn, weil ſie ſich einbildeten, daß ſie vielleicht noch durch Hülfe ihrer Anverwandten und guten Freunde ihre Nahrung gefunden hätten. Weil ſie dieſes aber nachgehends nicht gern geſtehen wollen, ſo ſchreiben ſie ihre Wiederkunft der Liebe zum Vaterlande zu.

Sind ſie aber glücklich, und erwerben ſich ein anſehnliches Vermögen, ſo finden ſich noch viel mehrere Triebfedern, die ihre Heimkehre befördern. Verſchiedne von denſelben haben allerdings einige Billigkeit und Vernunft zum Grunde, ſie können aber vor keine Liebe zum Vaterlande ausgeleget werden: hingegen ſind auch andre mit vieler Eitelkeit bekleidet, und ſie verdienen dieſen edlen Nahmen vollends nicht.

Manchmal iſt ein fremdes Clima ihrer Leibes-Beſchaffenheit undienlich, ſie ſiechen und krankeln beſtändig:

ſie können die daſigen Speiſen und Getränke nicht vertragen lernen: ſie ſehen ſich alſo gezwungen, nach Verlauf einiger Jahre ihr verlaſſenes Vaterland wieder zu ſuchen.

Viele, die ein aufrichtiges Gemüth beſitzen, und vermöge deſſelben mit ihren Anverwannten und einigen andern vertrauliche und redliche Freundſchaft gepflogen haben, gereichet die lange Abweſenheit zur Laſt, die Sehnſucht ihre Freunde zu ſehen, und mit denenſelben die alte Freundſchaft zu erneuern, nimmt ihr Gemüth ein, beſonders, wenn ſie als Fremdlinge in einem Lande keine wahre Vertraulichkeit finden können. Dieſe und andre dergleichen Anreizungen ſind untadelhaft; man muß ſie aber nur nicht mit der Farbe der Liebe gegen das Vaterland übertünchen.

Die meiſten Triebfedern hingegen ſind eitel und thöricht, und führen nichts, als eine Selbſt-Hochachtung und Ruhmredigkeit bey ſich. Wenn ein Menſch, der ehemals in ſchlechten Umſtänden gelebet, nachgehends in fremde Länder gegangen, und ſich daſelbſt einiges Vermögen erworben hat, ſo denkt er: was hilft dir dein Geld und Guth, wenn dein Vaterland beſonders diejenigen, die dir ehemals wegen deiner Armuth verächtliche Blicke zugeworfen haben, nicht zugleich deine beglückten Umſtände wiſſen ſollten? wie angenehm wäre es nicht, wenn du dich mit deinen zuſammengeſcharrten Güthern wieder in dein Vaterland begeben könnteſt. Du würdeſt ſolchergeſtalt über die böſen Mäuler deiner Feinde triumphiren können, du würdeſt dir zugleich bey allen andern einen Vorzug wegen deines Reichthums erwerben, du würdeſt allenthalben

Gelegenheit finden, deine gehabte Begebenheiten, deine Klugheit und Vorſicht in Erlangung der Güther und die genoſſene Hochachtung wegen deiner Geſchicklichkeit andern zur Bewunderung darzuſtellen, und folglich würdeſt du Anſehen und Ehre zu genießen haben.

So denkt er: und kaum hat er ausgedacht, ſo entſchließt er ſich alles das ins Werk zu richten. Er macht alle erforderliche Anſtalten, und gehet in ſein Vaterland zurück. Weil er nun die eigentliche Triebfeder ſeiner Wiederkunft nicht entdecken darf, aus Vorſorge vor der Welt lächerlich zu werden, ſo giebt er vor, daß ihn bloß die Liebe zum Vaterlande, die er doch ſelbſt nicht kennt, bewogen habe, den Reſt ſeiner Jahre darinnen zuzubringen. Eine ſchöne Liebe, die ſich auf Eitelkeit, Hochmuth und Ruhmredigkeit gründet.

Es iſt noch ein Fall übrig, welcher denen in fremden Orten ſich befindlichen noch einen ſtarken Schein ihrer beſtändigen Liebe für das Vaterland giebt. Man ſiehet, daß ſie daſelbſt die Tapferkeit, Klugheit, Gelehrſamkeit und andre gute Eigenſchaften ihrer Nation auf das äuſſerſte rühmen, und manchmal mit Gefahr, ſich in Ungelegenheiten und Handel zu ſtürzen, dieſelben vertheidigen. Solte dieſes keine Liebe vor das Vaterland ſeyn? Wenn man die Beſchaffenheit der menſchlichen Gemüther unterſucht, ſo wird man ganz was anders finden.

Wenn jemand meine Nation beſchimpfet, und derſelben Fehler aufbürdet, ſo beſchimpft er mich zugleich mit. Wenn z. E. ein Franzoſe mir ſagen wolte: die Teutſchen ſind eine dumme Nation, ſo würde ich als ein Teutſcher nothwendig den Schluß machen müſſen: daß er mich auch vor dumm hielte; da nun dieſes meine Eigenliebe unmöglich zugeben kann, ſo widerſpreche ich ihm, und vertheidige meine Nation auf das äußerſte. Wenn ich hingegen derſelben vielen Ruhm von ihrer Klugheit und Geſchicklichkeit beylege, ſo habe ich die Abſicht, daß meine Zuhörer denken ſollen: folglich mußt du auch wohl klug und geſchickt ſeyn. Nicht alſo der Liebe zum Vaterlande, ſondern unſrer eignen Ruhmbegierde halber vertheidigen wir die Ehre unſrer Nation. Wenn man genau Achtung giebt, ſo wird man allemal entdecken können, ob die Handlungen aus Liebe zum Vaterlande, oder aus andern Quellen fließen.

XIV.

Von der Beſchaffenheit des Unglücks, und der vernünftigen Gelaſſenheit in demſelben.

Es giebt eine Menge Menſchen in der Welt, welchen es faſt niemals nach Wunſch und Willen gehet. Wenn ſie allen möglichen Witz und Erfindungs-Kraft zuſammen geraft, und ihre entworfenen Unternehmungen damit ausgeſchmückt haben; wenn ſie weder Schweiß noch Mühe, noch einen unendlichen Haufen ſaurer Gänge geſcheuet haben, ihren Zweck zu erreichen; ſo ereignet ſich ein unvermutheter Zufall, welcher die ganz Scene verändert, und ihr ganzes Vorhaben zu verzogenen Rauch und Winde macht. Solche Menſchen beleget man mit dem Nahmen unglücklicher Perſohnen; und man macht ſich ein Haufen ungleiche und widerſinniſche Begriffe von denenjenigen Urſachen, welche dieſes Unglück zuwege bringen.

Das Glück und Unglück iſt demnach bey uns faſt eben ſo, wie bey den alten Heiden etwas Weſentliches geworden. Man höret nicht allein von dem Pöbel, ſondern auch öfters von andern, die ſich von dem Pöbel möglichſt unterſcheiden wollen, allerley dergleichen widerſinnige Redensarten, die ihnen vielleicht die Leſung elender Dichter und Romanen eingepflanzet hat, als: das Glück verfolgt mich auf alle Art und Weiſe, es tritt mich unter die

Füſſe, ich muß ein Sclave deſſelben ſeyn, und was mehr dergleichen Ausdrücke ſind, die man häufig in dem Umgange mit unglücklichen Perſohnen hören kann.

Dergleichen Leute leben gleichſam in einem Zuſammenhange widerwärtiger und nachtheiliger Begebenheiten, und wenn ſehr ſelten einmal ein günſtiger Augenblick kommt, der ihrer Hoffnung ſchmeichelt; ſo finden ſich gleich in der Folge hundert andre Widerwärtigkeiten, welche alle gemachte Einbildung von künftigen glücklichen Begebenheiten niederſchlagen. Sie verliehren darüber alle Gelaſſenheit und geſetzten Muth, und ſtürzen ſich in einen Abgrund voll Unwillens, Unzufriedenheit und Verzweiflung.

Es geht zwar auf der Welt keinem Menſchen vollkommen wohl; jeder hat ſeine Plage, und der allerglücklichſte wird ſich nicht rühmen können, daß ſeine glückliche Begebenheiten wie an einer Kette zuſammen gehänget haben. Allein, wenn bey einem Menſchen die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten vermiſchet ſind, und die unglücklichen überſteigen nicht bey weiten die Anzahl der glücklichen; ſo kann man denſelben nicht unglücklich nennen. Solchen fehlet es dennoch gleichfals immer an nöthiger Gelaſſenheit; und wenn man ſie genau beobachtet, ſo wird man finden, daß ſie bey Glück übermüthig, und bey Unglück zaghaſt, kleinmüthig und verzweiſelnd werden.

Wenn ſich nur die Menſchen angewöhnen wolten, die Quellen und Grund Urſachen aller vorkommenden Begebenheiten zu unterſuchen, hieraus nöthige Pflichten zu ziehen, und dieſelben ihren Gemüthern einzuprägen: ſo würden ſie nachgehends in allen ihren Handlungen Vernunſt und Billigkeit zum Grunde legen. Auch die Unglücklichen, und die, bey welchen das Glück und Unglück beſtändig abwechſelt, würden ihre Gedenkens-Art auf ſolche Wege lenken, daß ſie ſich geſunde und richtige Begriffe von dem Glücke und Unglücke machen, daſſelbe nicht vor etwas wirkliches halten, deſſen Beſchaffenheit ſie doch ſelbſt nicht kennen, und ſich bey allen Widerwärtigkeiten der Zufriedenheit, Großmuth und Geduld ergeben können.

Dieſe Sache iſt ſo wichtig, daß die Menge ſolcher vorfallenden Begebenheiten ſo groß in der Welt, dererjenigen hingegen, welche ſich hierinnen gebührend verhalten, ſo wenig, daß es nicht undienlich ſeyn wird, wenn man hierüber einige Betrachtungen macht, und die wahre Beſchaffenheit des Unglücks, und die Nothwendigkeit der Geduld und Mäßigung, welche man hierinnen anwenden muß, anzeiget.

Die allerhöchſte Verſehung, welche allemal verehrungswürdig iſt, iſt bey allen menſchlichen Handlungen und Begebenheiten mit im Spiele. Gott als das allergütigſte Weſen, muß ohne Zweifel das Wohl ſeiner Geſchöpfe wollen, er muß alſo auch jede vernünftige Kreatur nach Möglichkeit glücklich machen. Er kann ſie aber auf keine andre Art glücklich machen, als wenn ſie ſich derjenigen Ordnung und Beſchaffenheit bedienen, die er bey der Schöpfung unſerm Weltgebäude einverleibet hat.

Er hat denen Menſchen einen freyen Willen und eine Vernunſt gegeben, um durch das erſte ſich dasjenige auszuleſen, wodurch ſie ſich glücklich zu machen gedenken, und durch das andre die Mittel ausfindig zu machen, wodurch ſie das auserleſene erlangen, und ſich eigen machen können. Da nun das allerhöchſte Weſen, vermöge ſeiner Allwiſſenheit die Handlungen der Menſchen, die aus derſelben freyen Willen und vernünftiger Ueberlegung fließen, von Ewigkeit voraus geſehen hat; ſo hat er auch den Ausgang und die Folge dieſer Handlungen in dem Zuſammenhange der Dinge ſo eingerichtet, wie es ihrer Beſchaffenheit gemäß iſt.

Man würde ſich alſo bey unglücklichen Umſtänden unbillig über die Vorſehung des Höchſten beſchwehren. Gott thut keine Wunderwerke, als wenn er durch die natürlichen Mittel ſeinen weiſen Endzweck nicht erlangen kann. Was kann der Höchſte davor, daß wir, die wir mit Vernunft und freyen Willen begabet ſind, nicht ſolche Handlungen erwählen, und zu derſelben guten Ausgang nicht ſolche Mittel anwenden, welche in der Beſchaffenheit der Dinge eine glückliche Wirkung hervor bringen können.

Man wird mir einwerfen, daß unſre Handlungen öfters, ohngeachtet aller angewannten Klugheit und der möglichſten guten Einrichtung nicht von ſtatten gehen, und daß es auch ohngefähre Unglücksfälle gäbe, woran unſre Handlungen gar keinen Theil hätten. Ich will dieſe Einwendung in der Folge heben, wenn ich erſtlich diejenigen Quellen angezeiget habe, woraus das Unglück der ſo genannten unglücklichen Perſohnen fließet.

Die erſte Quelle ſind ſie ganz und gar ſelbſt. Wenn ein Menſch ſeinen Neigungen, Begierden und Affecten den Zügel zu weit ſchießen läßt; wenn er ſolche Handlungen unternimmt, die ſich vor ſeine Perſohn im geringſten nicht ſchicken, wenn er alles, was er thut, nicht mit gehöriger Vernunft überleget, und ſich nicht bemühet alle Folgen voraus zu ſehen, wenn er verſchiedne Laſter an ſich hat, welche von andern geſcheuet werden; ſo kann es unmöglich anders ſeyn, ſeine Handlungen müſſen den Krebsgang gehen. Ich will einige Beyſpiele geben:

Titius gehet herum und will Dienſte haben. Man erkundiget ſich nach ſeiner Beſchaffenheit, ſo erfähret man, daß er auf Univerſitäten ſeine Zeit mit Schmauſen und allen erſinnlichen Ergötzlichkeiten zugebracht, daß er ſein Vermögen daſelbſt verſplittert, und bey ſeiner Zurückkunft einen Kopf mit Narrenspoſſen, aber mit keiner Gelehrſamkeit angefüllt, mitgebracht habe. Niemand will ihm alſo Dienſte geben. Er verſucht es auf alle mögliche Arten, allein, weil jedermann ſeine Ungeſchicklichkeit und ſeine Untugenden kennet, ſo dringt er nirgends durch. Wem hat er nun wohl ſein Unglück zu danken? Niemand als ſich ſelbſt!

Sempronius iſt voller Ehrgeiz; er bildet ſich auf ſeine Geſchicklichkeit ſo viel ein, daß er alle andre verächtlich über die Achſel anſiehet. Er will gar nichts anders als ein geheimder Rath werden, weil er glaubt, daß dieſe Stelle ſeine Gelehrſamkeit ſehr wohl verdienet. Wenn man ihm eine Canzelliſten Bedienung in einem Dicaſterio anbiethet, ſo ſchlägt er ein höhniſch Gelächter auf, und ſagt, daß er auf einen Canzelliſten nicht ſtudiret habe. Hierdurch zieht er ſich allenthalben Haß und Verachtung zu, und muß eine Menge Jahre herum gehen, ehe ihm nur eine Copiſten Stelle angebothen wird.

Cajus iſt ein Geizhals, er ſchindet und ſcharret alles zuſammen was nur möglich iſt, und es rührt ihn nicht, ob es mit Recht oder Unrecht geſchiehet. Hierdurch ladet er aller Menſchen Ungunſt und Verfolgung auf ſich. Dieſes könnte ihm ſchon zu genugſamen Unglücke dienen, allein er iſt damit noch nicht zufrieden. Er weiß eine ledige Weibsperſohn. Dieſe beſitzt nebſt einem ſchönen Vermögen einen Geiſt, der von alle derjenigen Bosheit angefüllt iſt, welche bey einem böſen Weibe möglich ſeyn kann. Die Begierde, dieſes Vermögen zu erlangen, macht ihn ſo blind, daß er an derſelben ganz andre Eigenſchaften wahrnimmt; er heirathet ſie, und bannet dadurch ein ſolches Unglück in ſein Haus, welches an Gröſſe und Langwierigkeit alle andre übertrift.

Man wird tauſend dergleichen Beyſpiele erblicken, wenn man die Handlungen der Menſchen genau beobachtet, und man kann verſichert ſeyn, daß die meiſten dadurch unglücklich geworden ſind, weil ſie ihr Thun und Laſſen nicht vernünftig genug eingerichtet haben.

Wir wollen nunmehro die zweyte Quelle beſehen. Dieſe iſt die Geſinnung andrer Menſchen gegen uns. Viele Menſchen haben die Eigenſchaften nicht an ſich, von welchen wir geſagt haben, daß ſie der hauptſächlichſte Grund ihrer Unglückſeeligkeit ſind. Sie befleißigen ſich auf Vernunft und Tugend, ſie überlegen ihre vorzunehmenden Handlungen, und richten dieſelben ſo ein, daß ſie einen erwünſchten Ausgang hoffen können. Dem ohngeachtet ſchlägt ihnen alles fehl: wenn es unzähligen andern auf eine gewiſſe Art geglücket hat, ſo will ein Verſuch auf eben dieſe Weiſe bey ihnen keine Wirkung hervorbringen. Was iſt die Urſache?

Unſer Glück und Unglück hängt oftermals von der Geſinnung andrer Menſchen ab; und ein einziger widriger Umſtand kann uns die ganze Sache verderben. Cajus könnte ſich durch eine ihm aufgeſtoßene Gelegenheit glücklich machen, er entdecket es einem von ſeinen vermeinten Freunden. Dieſer voll Neid und Mißgunſt verkleinert ihn auf alle Art und Weiſe, er macht ihn dadurch verhaßt, und jenem wird jetzt und ins künftige ſein Glück geraubet.

Titius weiß einen erledigten Dienſt: er gehet zu denjenigen, auf welchen vieles in dieſer Sache ankommt, und bittet ihn um ſeinen Beyſtand und Recommendation. Allein, dieſer iſt ein Feind von Titius Vater geweſen, und dieſe Feindſchaft erſtrecket ſich nunmehro auch auf den Sohn. Anſtatt ihn zu recommandiren, redet er auf das verächtlichſte von ihm, und ziehet ihm ſolchergeſtalt einen Haß zu, der jetzt und ins künftige ſchadet.

Sempronius übergiebt einem vornehmen Herrn ein Memorial. Dieſer iſt in denſelben Augenblicke wegen einer widrigen Begebenheit mit Verdruß und Aergerniß erfüllt. Das Memorial wird alſo ungemein übel aufgenommen, und Sempronius muß der Gegenſtand ſeyn, an welchem er ſeinen Zorn und Verdruß ausläßt. Dieſer Herr denkt nachgehends niemals an die widrige Begebenheit, ohne ſich zugleich des Sempronius, und ſeines zur Unzeit angebrachten Memorials zu erinnern, und Sempronius wird von demſelben niemals einen günſtigen Blick zu hoffen haben. Dieſes iſt die andre Quelle des Unglücks, und niemand wird zweifeln, daß ihr Ausfluß in der Welt ſehr groß ſey.

Die dritte machen die ohngefähren Unglücksfälle aus. Dergleichen ſind die Verhagelung des Getraides, Anzündung der Gebäude durch den Blitz, Ueberſchwemmung der Gewäſſer, und dergleichen. Hieran hat gar keine menſchliche Handlung Schuld, und keine Vorſicht, kein Witz und Klugheit iſt hinlänglich, denenſelben zu widerſtehen. Dennoch aber ſind ſie in der Ordnung der Dinge gegründet, und man darf ſie vor kein bloßes Ohngefähr halten.

Es iſt gewiß, daß ſolche Unfalle zum öftern eine Menge Menſchen unglücklich machen, die geſittete Eigenſchaften zu haben, und alle ihre Handlungen auf eine vernünftige Art einzurichten ſcheinen. Man könnte mir alſo um ſo viel mehr einwenden, daß das Unglück nicht auf unſern willkührlichen und ſchlecht überlegten Handlungen, auf unſrer Vernunft und Klugheit beruhe. Ich werde alſo die Sache etwas genauer betrachten.

Das allerhöchſte Weſen hat in ſeinem unendlichen Verſtande alle Affecten, Neigungen und Gedenkens-Art der Menſchen voraus geſehen. Es hat dieſelbe in ſeinen Entwurf der Welt gebracht, und die Vorfälle in derſelben alleſammt darnach eingerichtet. Es hat alſo die Natur und den Zuſammenhang der Dinge ſo veranſtaltet, daß gewiſſe Menſchen wegen der Neigungen und Affecten, ſo ſie haben, ihr Unglück aus der zweyten und dritten Quelle, die ich beſchrieben habe, ſchöpfen müſſen.

Z. E. Sempronius, deſſen unglücklicher Vorfall mit einem großen Herrn beſchrieben worden iſt, kann jetzo ganz vernünftig und tugendhaft ſeyn, er kann ſein Vorhaben mit vieler Vorſicht veranſtaltet haben. Allein, würde er auch dieſes geblieben ſeyn, wenn er die wichtige Sache, warum er bittet, erhalten hätte? Der weiſeſten Vorſehung ſind ſeine zukünftigen Neigungen von Ewigkeit her bekannt. Er würde vielleicht darum hochmüthig, ehrgeizig und laſterhaft geworden ſeyn. Deswegen hat die Vorſehung den Sinn des groſſen Herrn in dem Zuſammenhange der Dinge dermaaßen gegründet, daß er ihm hat zum Nachtheil gereichen müſſen. Folglich iſt das Unglück ſeinen Handlungen gemäß geweſen, und folglich iſt er der Urheber und Schmid deſſelben.

Gleiche Beſchaffenheit hat es mit den ohngefähren Unglucksfällen. Diejenigen, welche ſie betreffen, haben ſie entweder ſchon durch ihre Handlungen verſchuldet, oder ſie würden ins künftige unbillige Dinge anfangen, wenn ſie nicht auf ſolche Weiſe gezüchtiget würden, und auf beyde Art ſind ſie es ſelbſt, welche ſich ihr Unglück zuwege gebracht haben. Das iſt gewiß, daß die weiſeſte Vorſehung bey allen Dingen ihre Abſicht hat: und da ſie allenthalben die Ordnung und den natürlichen Zuſammenhang derſelben beobachtet; ſo kann ſie ſich auch von demſelben bey dem Ungluck der Menſchen nicht entfernen.

Was ſoll man denn aber thun, wenn man ſiehet, daß man in einer Kette der Unglücksfälle lebet? Soll man ſich der Kleinmüthigkeit, der Ungedult und der Verzweiflung ergeben? Soll man ſich mürriſch gegen Gott, den Nächſten und ſich ſelbſt erzeigen? oder ſoll man ſich gar den Tod wünſchen? Mit nichten! Die Groſmuth und Standhaftigkeit ſind allemal vorzügliche Tugenden, ſie werden aber weit vorzüglicher, wenn man ſie mitten unter dem Haufen der Unglücksfälle, die uns auf allen Seiten umgeben, beſitzet.

Und was hilft es, wenn wir uns unzufrieden und verzweifelnd anlaſſen? Wenn wir niedergeſchlagen und verdrüßlich werden? Fließet unſer Unglück aus der erſten Quelle, ſo würde es ungemein thöricht gehandelt ſeyn. Niemand als wir ganz allein ſind alsdenn der Stoff unſerer Widerwärtigkeit, und alles haben wir unſern unvernünftigen Handlungen zu danken. Was vor Grund und Recht aber haben wir vor uns, der Ungeduld und Verzweiflung bey ſolcher Beſchaffenheit Platz zu geben? nicht den geringſten! Wir müſſen uns vielmehr beſtreben, klug und vernünftig zu werden, und unſre Handlungen mit Vorſicht und Ueberlegung anzufangen, damit wir endlich einmal zu unſerm Zweck gelangen können.

Entſpringet unſer Unglück aus der zweyten Quelle; ſo haben wir eben ſo wenig Urſache die Betrübniß über uns herrſchen zu laſſen. Wir müſſen bedenken, daß jeder eine freye Neigung habe, welche er ſchenken kann, wem er will; und wenn es ihm nicht gefällt, uns mit derſelben zugethan zu ſeyn, ſo müſſen wir es uns ohne Widerrede gefallen laſſen.

Bey der dritten Quelle hat man die wenigſte Urſache ſich zu kränken. Dergleichen Unglücksfälle ſind in der Ordnung und Beſchaffenheit der Natur gegründet, und haben uns vermöge derſelben unumgänglich betreffen müſſen; wenn man nicht ein Wunderwerk von der Allmacht des Höchſten hat erwarten wollen. Ueberhaupt aber muß man erwägen, daß die weiſe Vorſehung Gottes, deren Wege unerforſchlich ſind, den Erfolg unſrer Handlungen ſo einrichte, wie es uns und dem Zuſammenhange der Dinge zuträglich iſt, daß ſie uns dadurch zur Beſtrebung nach Vernunſt und Tugenden anreizen, oder uns auf einen ſolchen Weg leiten will, welchen ſie auserſehen hat, unſer Glück mit deſto größerm Nachdruck zu befördern.

Die Beyſpiele ſind nicht rar, daß Perſohnen in ihrer Jugend eine gewiſſe Wiſſenſchaft zu ihrem Zweck erwählet, mit welcher nichts als eine Menge Widerwärtigkeiten ſind verwickelt geweſen: wenn ſie ſich nachgehends einer andern Lebensart gewidmet haben, ſo ſind ſie zu den glücklichſten Umſtänden und höchſten Ehren-Stellen gelanget. Man thut alſo unrecht, wenn man ſich der Unzufriedenheit und Verzweiflung ergiebet, man beleidiget Gott, weil man ſeine Vorſehung tadelt; den Nächſten, weil man ſich dadurch unfähig macht, demſelben zu dienen; und ſich ſelbſt, weil man ſich durch Gram und Ungeduld das Leben verkürzt.

Man muß ſich äuſſerſt beſtreben, ſich Geduld und Standhaftigkeit anzugewöhnen, und dieſelbe mit allen Handlungen, beſonders aber mit dem Unglück zu verbinden. Mir hat die Gedenkens-Art des Tyrannen Dionyſius allemal ſehr vorzüglich geſchienen. Als er von dem Thron geſtürzet, aus dem Reiche verbannet, und in Griechenland einen Schulmeiſter abgeben mußte; da ihn denn ein andrer damit aufziehen wolte, ſo gab er zur Antwort: Es wäre ein Glück, daß er dieſen Unfall mit Geduld und Standhaftigkeit ertragen könnte.

* * *

XV.

Von den Spöttern.

Die Menſchen ſind gar ſehr geneigt, über die Fehler andrer Leute zu ſpotten. Man wird ſelten in eine Geſellſchaft kommen, wo man nicht einen oder den andern witzigen Kopf antreffen ſolte, welcher ſein Geſpräche ſo drehet, daß eine gewiſſe Perſohn, ſie ſey nun gegenwärtig oder abweſend, zum Vorwurf ſeiner Spötterey werden muß.

Es ſtimmet dies Verfahren auch mit denen menſchlichen verderbten Neigungen vollkommen überein. Jedweder hat von ſeinem Witz und Klugheit eine hohe Einbildung, er glaubt, daß es ihm an ſolchen niemand zuvor thun könne. Was würde ihm aber ſein Witz nutzen, wenn nicht andre Leute wiſſen ſolten, daß er witzig wäre. Er muß alſo ſeinen Verſtand von der Laſt des Witzes entledigen, den er mit vieler Mühe eingeſogen hat.

Wie könnte er aber, um denſelben zu zeigen, einen beſſern Gegenſtand finden, als die Handlungen ſeiner Nebenmenſchen? Dieſe müſſen alsdenn der Grund zu ſeiner Spötterey werden, und er weiß dieſelben allenthalben auf das lächerlichſte abzuſchildern.

Diejenigen, welche die Handlungen der Menſchen durchziehen, theilen ſich in zwey Claſſen. Die erſten nehmen allgemeine Laſter und Untugenden zum Vorwurf ihrer Spötterey, ohne einigen Betracht auf einzele Menſchen zu haben: und dieſe werden Satyrici genennet. Die Abſicht derſelben iſt untadelhaft und lobenswürdig. Sie wollen die Sitten und Neigungen der Menſchen überhaupt verbeſſern, und dieſelben antreiben, auf dem Weg der Tugend zu gehen.

So rein und unbefleckt nun ihr Endzweck iſt, ſo wenig wird derſelbe von denen Menſchen mit Verbindlichkeit und Hochachtung erkannt. Es iſt unmöglich, wenn man die Laſter natürlich abſchildern will, daß nicht eine Menge Umſtände mit vorkommen ſolten, die diejenigen, welche dieſem Laſter ergeben ſind, zugleich an ſich wahrnehmen. Ihr Mißtrauen erreget ihnen alſo die Gedanken, als ob der Satyricus Nachricht von ihren Laſtern habe, und dieſelben auf dieſe Art der Welt zum Schau darſtellen wolle. Sie bringen alſo in ihrem Herzen einen Zuſammenfluß von Neid, Haß und Rachgier hervor, und ſuchen alle nur mögliche Gelegenheit, ſich auf die empfindlichſte Art an ihm zu rächen.

Die andre Claſſe machen die Spötter im eigentlichen Verſtande aus: und wenn man genau Achtung giebt; ſo ſind es gemeiniglich Stutzer und artige junge Herren, welche in Geſellſchaften nichts anders zum Gegenſtande ihrer Unterredung erwählen können, als über die Fehler ihrer Nächſten zu ſpotten, oder es ſind boshafte, neidiſche Ge-

Gemüther, welche ſowohl im Reden als Schriften andre lächerlich zu machen ſuchen. Die Spötterey an ſich ſelbſt aber erſtrecket ſich entweder auf die natürlichen Leibes-Fehler, oder auf das einfältige Bezeigen, oder auf die Laſter ihrer Nebenmenſchen.

In dem erſten Fall iſt es eine Thorheit, die ihres gleichen nicht hat. Was kann ein Menſch davor, daß er pucklicht, lahm, oder blind auf die Welt gekommen iſt? Was kann er davor, wenn er durch einen Zufall ein Bein oder Arm gebrochen, wenn er durch Krankheiten ſchwach und unvermögend geworden iſt, oder wenn er durch einen Schlagfluß Sprache und Gehör verlohren hat? Was kann er davor, wenn ihm die Natur keine zierliche Bildung gegeben, wenn ſie ihm eine große Naſe, kleine Augen, unförmliches Geſichte, rothe Haare, oder dergleichen mit unſerm zärtlichen Geſchmack nicht übereinſtimmende Eigenſchaften gemacht hat?

Die Spötterey iſt in dieſem Falle kein Laſter, ſondern ſie iſt ein Verbrechen, welches ſcharfe Ahndung verdienet. Sie iſt ein Verbrechen gegen den weiſeſten Schöpfer aller Dinge. Gott, der den ganzen Zuſammenhang der Dinge nach ſeiner allerhöchſten Weisheit eingerichtet hat, hat auch durch dieſelbe dergleichen Perſohnen mit hervorgebracht, und hat bey derſelben Erſchaffung ſeine weiſeſten Abſichten und Endzwecke gehabt. Wenn es der Ordnung der Dinge gemäß geweſen wäre, ſo würde er auch dieſen Perſohnen eine zierliche Bildung gegeben haben. Da er es aber zu thun nicht vor gut befunnden hat; ſo iſt es ein Verbrechen gegen denſelben, wenn an ſeine Geſchöpfe tadelt. Man dünket ſich hierdurch eiſer, als der Höchſte, und redet mit Unbeſcheidenheit on ſeinen Abſichten, die man doch nicht kennet. Man theilet eben ſo unbillig von den Werken des Höchſten, ls der Spaniſche Alphonſus ſapiens; da er meinete: enn er bey der Schöpfung gegenwärtig geweſen wäre, o ſolte ſich die Welt in einer viel beſſern Ordnung be- nden.

Man begehet aber auch ein Verbrechen gegen den Verſpotteten ſelbſt, und keine Injurie kann wichtiger ſeyn, ls wenn man jemand ſeine natürlichen Fehler vorhält. Wenn ich einen Schelm oder Dieb ſchimpfe, ſo ann er es wirklich ſeyn, ob er gleich in den Augen der Welt ehrlich ſcheinet. Wenn aber meine Schimpfworte ſeine natürlichen Fehler betreffen, ſo werfe ich ihm twas vor, woran er keine Schuld hat, folglich ſind ſie oßhaft, injuriös und ſtrafbar.

In dem zweyten Falle betrift die Spötterey das einfältige Bezeigen andrer Perſohnen; und hier iſt ſie nicht o verbrechbar, aber doch laſterhaft. Es iſt wahr, der Höchſte hat jedweden einen Verſtand und Kräfte gegeben, denſelben auf das möglichſte zu verbeſſern; und es liegt gemeiniglich an uns, wenn wir dumm und einfältig ſind. Es iſt aber auch nicht zu läugnen, daß es ſolche ſchwache Geiſter gebe, welche nicht die geringſte Fähigkeit und Kräfte beſitzen, ihren natürlichen Verſtand auszubeſſern und vollkommner zu machen. In dieſem Falle hat die Spötterey über dieſelben gleiche Beſchaffenheit mit der vorhergehenden und ſie iſt verbrechbar, weil man Gott und die Natur tadelt. Uebrigens aber muß man als ein vernünftiger Menſch ſelbſt ſuchen, dieſen Fehler des Verſtandes an ſeinen Nächſten auszureuten, und man muß ihm alle mögliche Gelégenheit machen, ſeinen Verſtand nach und nach zu einem ſolchen Grad der Erkenntniß zu bringen, wie es ſeine natürliche Fähigkeit leiden will.

Es iſt nun noch der dritte Fall übrig, wenn man nämlich über die Laſter andrer Menſchen ſeine Spötterey verübet. Dieſes iſt unbillig und ſtreitet wider die Menſchen Liebe. Es iſt wahr, die Laſter ſind Gott und vernünftigen Menſchen verhaßt, und man ſcheuet die damit behafteten Perſohnen auf alle möglichſte Weiſe. Allein, dieſes muß ſich nicht ſo weit erſtrecken, daß man dieſelben durch ſeine Spöttereyen noch lächerlicher und verhaßter machen will. Die Menſchen Liebe befiehlt uns ganz was anders. Sie will, daß wir dieſelben freundlich und liebreich ermahnen, ihnen mit den ausgeſuchteſten Gründen die befleckte Häßlichkeit ihrer Untugenden zeigen, und dieſelben alſo auf den Weg der Klugheit und Tugend leiten ſollen.

Was haben auch die Spötter von ihren beißenden Spöttereyen vor Folgen zu erwarten; keine, als daß ſie ſich bey der Welt verhaßt, in den Geſellſchaften unangenehm, und bey jeden Vernünftigen lächerlich machen. Niemand trauet ihnen, jeder fürchtet ſich vor ihnen, und

bildet ſich ein, daß er auch ein Opfer ihrer Spötterey wer-
en müſſe. Sie mögen hinkommen, wo ſie hin wollen; bekommen ſie widrige Blicke und ſcheele Geſichter. Diejenigen aber beſonders, welche öfters der Gegenſtand er unreifen Critiquen haben ſeyn müſſen, ſuchen ſich f alle Art zu rächen. Sie ſpielen auf gleiche Weiſe it ihnen, und da ſie ſelbſt niemals ohne Laſter ſind, ſo rden dieſelben allenthalben bekannt gemacht, und ihre rſe mit ſo viel Zuſätzen vermehret, daß ſie dadurch in chimpf und Schande gerathen, und zuletzt unglücklich rden.

Unterdeſſen giebt es Vorfälle, wo ich glaube, daß die ntliche Spötterey nicht allein erlaubt ſey, ſondern auch en guten Nutzen habe. Zum Exempel, es giebt Menen, welche in Laſtern ſo vertieft ſind, daß weder gütliche ch ſcharfe Vermahnungen im geringſten etwas fruchn. Hier iſt es allerdings nöthig, daß man dieſelben ters in öffentlichen Geſellſchaften beſchimpfe und zum lachter mache. Doch müſſen dieſes nur nahe Anverandten und ſolche Perſonen thun, deren Worte ſie als ehle erkennen müſſen, indem andere ſich dadurch nur r Rache ausſetzen würden. Wenn ſie nur noch ein lſchen Schaamhaftigkeit in ihrer Seele haben; ſo rden ſie ſich ſolchergeſtalt aufmuntern, den Laſtern abſagen, und gute Sitten zu erwählen.

Desgleichen kann die Spötterey bey ſolchen nicht aden, welche Einfalt und Hochmuth in gleichem Grade itzen. Dieſe werden niemals gütliche Ermahnungen annehmen, ſondern ſich viel zu klug dünken dem Rathe anderer Menſchen zu folgen. Dieſe muß man alſo, wenn ſie vernünftig werden ſollen, mit ihrer eingebildeten Klugheit lächerlich machen. Die Herren Gelehrten bedienen ſich ſonderlich dieſes Mittels, wenn ſich ein wahnſinniger Scribent unterſtehet, die Welt mit dem Auswurf ſeiner gelehrten Unreinigkeiten zu beehren. Sie ſchreiben alſo ſpöttiſche Noten unter ſeine Schriften, oder ſuchen ihn auf andre Art lächerlich zu machen: und es hat oft die gute Wirkung, daß er ins künftige ſo höflich iſt, und mit ſeinem Hirngeſpinnſte zu Hauſe bleibt.

XVI.

Von der ſchmeichleriſchen Vorſtellung der Menſchen von ihrem Glücke.

Alle Menſchen in der Welt wünſchen, daß ſie in glücklichen Umſtänden leben möchten. Die glückſeelige Beſchaffenheit, ſo ſie an andern wahrnehmen, machet einen ſolchen Eindruck in ihren Gemüthern, und ſcheinet ihnen ſo reizend zu ſeyn, daß ſie allemal denken: O! wenn doch einmal diejenigen Stunden kämen, in welchen du mit ſolchen Ehrenſtellen begleitet, mit ſolchen Reichthümern umgeben, und mit ſo vielen Ehren-Bezeugungen überhäufet würdeſt, als dieſer, welcher jetzo ſo prächtig und gebietheriſch einhergehet.

Dieſes Verfahren iſt beynahe allgemein, und in der Beſchaffenheit unſerer Zeiten gegründet. Derjenige Zeit-Punct hat aufgehöret, in welchem faſt jedermann glaubte, daß die Tugend allein das höchſte Gut ſey, und dieſe allein vollkommen glücklich mache, und daß man aus Liebe zu derſelben alle Reichthümer, allen Pracht, alle Ergötzlichkeiten, und was ſonſt die Welt hochſchätzet, mit verächtlichen Augen anſehen müſſe.

Solcher unempfindlicher und ſich ſelbſt verläugnender Stoiker giebt es bey uns eine ungemeine kleine Anzahl. Niemand iſt ſo grauſam und hart gegen ſich ſelbſt geſinnet, und der Stoiſchen Unempfindlichkeit ſo ergeben, welcher die ihm angebothene Ehre und Anſehen, oder

Reichthümer freywillig von ſich werfen ſolte; und es giebt jetzo ſo leicht keinen Socrates mehr, welcher ſich nicht einmal ſeine der Welt ſo nützliche Bemühungen bezahlen ließe. Da nun ſich gereiniget dünkende Geiſter der Philoſophen öfters ſolche eitele Begierden nach Reichthümern, Ehrenſtellen und dergleichen beſitzen; was ſoll man ſich alsdenn nicht vor Begriffe von den Weltgeſinnten machen? die werden gewiß die zeitliche Glückſeeligkeit vor ihr höchſtes Gut ſchätzen.

Viele aber, ja die meiſten beſitzen dieſe Glückſeeligkeit nicht. Dieſen muß alſo die Hofnung zu ihrer Speiſe und die ſüſſe Einbildung zu ihrem Tranke dienen. Die Menſchen ſind überhaupt zur Hofnung geneigt. Wenn ſie ſich was Gutes wünſchen, und ſie können nur einige Gründe ausfindig machen, die ſie überzeugen, daß es nicht ganz und gar unmöglich ſey, die gewünſchte Sache zu erlangen; ſo hoffen ſie gleich, daß es geſchehen werde. Wenn man genau Achtung giebt; ſo wird man öfters dieſes Beyſpiel finden, daß man in einer zukünftigen Sache, vor deren glücklichen oder unglücklichen Ausgang die Gründe gleich getheilet ſind, dennoch denen, die den glücklichen Ausgang verſprechen, weit mehr Wichtigkeit zugeſtehet, als denen gegenſeitigen.

Dieſes würket die Hofnung: denn jeder Menſch iſt vor ſein Wohlſeyn eingenommen, und folglich bemühet, die Mittel zu deſſelben Beförderung hervorzuſuchen. Dieſe Mittel ſcheinen ihm ſo angenehm, daß er derſelben Beſitz eifrig wünſchet; und er wünſchet kaum mit einiger Möglichkeit, ſo ſtellet ihm die ſchmeichleriſche Hofnung derſelben Erlangung ſchon im Bilde vor.

Der gütige Schöpfer aller Dinge hat dieſe Hofnung weislich in unſre Seele eingepflanzet. Er hat voraus geſehen, daß die Menſchen, wenn ſie keinen Affect der Hofnung hätten, ſich bey einer einzigen erfolgten Widerwärtigkeit in einen Abgrund der Verzweifelung und des Verderbens ſtürzen würden. Seine Abſicht iſt alſo geweſen, daß die Hofnung bey zugeſtoſſenen Unglück unſern Muth aufrecht erhalten, und daß dieſe Weltbürger [illegible] anwenden ſollen, ſich der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu machen; weil ſie dadurch helfen können, ihr eigenes zeitliches Glück zu befördern.

Denn was würden wir vor einen Antrieb haben, unſern Geiſt geſchickt, gelehrt und arbeitſam zu machen, wenn wir nicht Hofnung hätten, eine demſelben gemäße Belohnung zu erlangen? Und warum ſollen wir unſern Körper mit Arbeit abmatten, oder die beſchwehrlichſten Verrichtungen zu dem Beſten des gemeinen Weſens thun, wenn uns nicht eine Hofnung der Vergeltung blühete? Wir würden ſchläfrig, unwirkſam und untüchtig werden, den Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft zu befördern.

Die Hofnung iſt auch die Quelle verſchiedener andrer Tugenden und guten Folgen. Wenn man bey Unglück auf beſſere Zeiten hoffet, ſo ergiebt man ſich zugleich der Standhaftigkeit, Großmuth und Gedult. Die Hofnung ſchlägt allen Verdruß und Bekümmerniß nieder, und räumet alle Unzufriedenheit und widrige Grillen aus dem Wege: und wenn man lange Zeit die Folgen und vielen Sorgen überleget hat, die dieſe oder jene Handlung entweder zu unſern Nutzen oder Schaden nach ſich ziehen möchten, ſo faſſen wir am Ende allemal den Entſchluß:

Wir wollen hoffen. Wenn uns eine Sache zu Theile wird, auf welche wir längſt mit Schmerzen gehoffet haben, ſo empfinden wir allemal ein ungleich größeres Vergnügen, als wenn wir ſie ohne große Weitläuftigkeit erlangen. Dieſes Vergnügen aber vermehret die Zufriedenheit unſrer Seele, in welcher die größte Glückſeeligkeit beſtehet.

Man ſiehet hieraus, daß die Hofnung auch gute Folgen wirket. Allein, dieſe Eigenſchaften hat nur die vernünftige Hofnung an ſich. Die unvernünftige ſchmeichleriſche Vorſtellung, welcher man mit Recht den Nahmen einer thörichten Einbildung beylegen könnte, wird der Welt zum Spott und Gelächter, und iſt ein Grund zu allerley verderblichen Folgen und Laſtern. Man erkennet ſie an verſchiedenen Beſchaffenheiten, und kann ſie leicht von der wahren und vernünftigen unterſcheiden.

Es iſt eine von denen zum öſtern vorkommenden Eigenſchaften: wenn die Gegenſtände der Hofnung alſo beſchaffen ſind, daß ſie unſrer Beſchaffenheit nach, in welcher wir leben, unmöglich zu erlangen ſind. Es iſt in der That eitel und thöricht, wenn man ſich Hofnung von Dingen in Sinn kommen läßt, deren Beſchaffenheit unſerm Zuſtande gar nicht proportioniret, ſondern ſo weit als Aufgang und Niedergang unterſchieden iſt. Z. E. wenn ſich ein Beſenbinder wolte Hofnung machen, dereinſt Premier Miniſter an einem groſſen Hofe zu werden, oder wenn ſich ein Schuhflicker einbilden wolte, durch ſeine Profeßion einen Schatz von etlichen Tonnen Goldes zu ſammlen.

Es iſt wahr, dergleichen Beyſpiele klingen lächerlich, und man wird glauben, daß es ſolche Thoren wenig in der Welt geben könne. Allein, man hat ſelbſt Exempel geſehen, daß Leute von hoher Einbildung und doch nur mäßigen Standes, welche in den ſchlechteſten Umſtänden haben leben müſſen, und ſo voll Schulden als der Himmel voll Sterne geweſen ſind, ſich dennoch haben einkommen laſſen können, Generals zu werden, Regimenter zu errichten, oder wohl gar die erledigte herzogliche Stelle in Curland zu erhalten. Man weiß nicht, ob man dieſes eine Thorheit oder vielmehr eine Unſinnigkeit nennen ſoll.

Eben ſo ſind manchmal die Meynungen der jungen verliebten Haaſen beſchaffen, welche ſich in die Tochter eines groſſen Mannes, der durch ſehr viele Staffeln über ſie erhaben iſt, ſterblich verliebt haben, obgleich niemals einige Wahrſcheinlichkeit zu derſelben Erlangung vorhanden iſt.

Eine andre Eigenſchaft thörichter ſchmeichleriſcher Einbildungen iſt es, wenn gar kein Anſchein eines glücklichen Ausganges da iſt, ob die Sache gleich an ſich ſelbſt unſrer Beſchaffenheit nach ganz möglich iſt. Z.E. Es iſt ein Dienſt vorhanden, und jemand hält um denſelben an. Cajus, welcher ſich gleichfalls nach demſelben bemühet, hat eine Menge Patronen unter denenjenigen, ſo hierinnen zu ſprechen haben; hingegen iſt jener faſt allen unbekannt. Solte er ſich nun, wenn er vernünftig iſt, bey dieſen Umſtänden, mit einiger Hofnung der Erlangung ſchmeicheln können? ich glaube nicht.

Titius hat ſeine Neigung auf ein Frauenzimmer von ſeinem Stande geworfen. Seiner Beſchaffenheit nach iſt es nicht unmöglich, daß er ſie heirathen kann. Allein, beyde Väter ſtehen in einer niemals wieder zu verſöhnenden Feindſchaft. Sie drohen beyde ihren Kindern die empfindlichſte Rache an ihnen auszuüben, wenn ſie ſich ferner mit einander einlaſſen werden. Was ſollen ſie thun? Sollen ſie immer weiter fort hoffen? Wenn ſie klug ſind, ſo werden ſie von einander abſtehen.

Die dritte Eigenſchaft iſt: Wenn man in Dingen von einerley Art beſtändig fort hoffet, die uns doch allemal fehlgeſchlagen ſind. Es iſt thöricht, wenn man ſpricht: es wird doch einmal gut gehen, und glücklich ausſchlagen; denn dieſes einmal bleibet bis in Ewigkeit auſſen. Man muß bedenken, daß hierinnen die Vorſehung des Höchſten obwalte, welche uns durch den öftern unglücklichen Ausgang antreiben will, was anders vorzunehmen. Dieſes ſolten die Herren Alchymiſten merken, welchen ihr Stein der Weiſen ſchon hundertmal zur Feuermauer hinausgeflogen iſt. Doch man kann ſie auch zu der erſten Sorte rechnen.

Dieſe Art von Hofnung iſt auch ein Quell der Untugenden und unſers künftigen Unglücks. Man wird durch ſie hochmüthig, eigenſinnig und hartnäckig, und wenn dieſes ſchon vorher geweſen iſt, ſo wird man durch ſie erſt zur völligen Reife gebracht. Man nimmt keine Vorſtellung an, man ſchlägt andre vortheilhaftige Anerbiethungen aus, weil man immer noch zu ſeinem Zweck zu kommen gedenket; und wenn man ſich endlich betrogen findet, ſo geräth man in Verzweifelung, und wickelt ſich in eine Menge Widerwärtigkeiten.

XVII.

Von dem Unterſchiede zwiſchen einem Pedanten und Plauderer.

In dem zweyten Bande der teutſchen **Memoires** iſt eine kleine Abhandlung von der Pedanterey befindlich. Der Herr Verfaſſer glaubt, daß es ein untaugliches Kennzeichen eines Pedanten ſey, wenn er in allen Geſellſchaften, und wo er ſonſten hinkommt, ein Haufen Erzählens von ſeiner Wiſſenſchaft mache, die er erlernet hat; wenn er den Augenblick, in welchem er den Fußboden eines fremden Zimmers betritt, ſogleich ſolche Gegenſtände zu der Unterhaltung der Anweſenden erwählet, in welchen er einige Kenntniß zuſammengeraft hat; und wenn er endlich ſolche Begebenheiten mit untermiſcht, die ſeine eigne Perſohn lobenswürdig machen. Dieſem zufolge würde das Bildniß eines Pedanten auf ſolche Art müſſen abgeſchildert werden. Ein Pedant iſt ein Menſch, der von ſeiner Wiſſenſchaft viel Plauderns und Prahlens macht.

Mich deucht aber nicht, daß der Abriß gut gerathen iſt. Wenn man die gemeinen Begriffe mit dieſer Erklärung verbindet; ſo ſiehet man gleich, daß die darinnen beſtimmten Eigenſchaften einem Plauderer zukommen. Sobald ein Plauderer eine Geſellſchaft betritt, ſo läßt er uns ſeine Weisheit in der von ihm erlerneten Wiſſenſchaft bewundern, und er plaudert uns die Ohren ſo voll, daß wir mit einer ſchwehren Ladung, die er uns als ein Kennzeichen der Freundſchaft giebt, nach Hauſe wandern müſſen. Miſchet er aber viel von ſeinen groſſen Begebenheiten mit unter, ſo iſt er ein Ruhmrediger, der uns eine hohe Meinung von ſich beybringen will.

Es iſt gar nicht anders möglich, als daß ein Plauderer von ſeinen Künſten und Wiſſenſchaften Geſpräche führen muß; ſein Mund iſt von Jugend an zum unaufhörlichen Auf- und Zuthun gewohnt geweſen, und er würde eine Zufrierung ſeiner Lippen beſürchten, wenn er dieſelben nicht in beſtändiger Bewegung erhalten ſolte. Wo will er aber bey ſo vielen Plaudern beſtändig Materie finden? Er muß unumgänglich ſeine Zuflucht zu ſeiner erlernten Wiſſenſchaft nehmen, und ſeine Unterredungen damit anfangen, und beſchlieſſen; und wenn er alle Tage zu uns kommt, ſo wird er allemal mit einerley Stof unterhalten. Weil aber öfters Begebenheiten mit unterlaufen, wo er ſeiner ſelbſt im Beſten gedenken muß, ſo fällt er mehrentheils in das Laſter der Ruhmredigkeit.

Man ſiehet hieraus, daß dieſe Eigenſchaften unmöglich einem Pedanten zukommen können; es wäre ſonſt zwiſchen einem Pedanten und ruhmredigen Plauderer kein Unterſchied. Wohl aber können alle drey Laſter ihre Wohnung zugleich in einem Menſchen aufgeſchlagen haben, und ſie ſind auch meiſtentheils unzertrennlich mit einander verbunden. Wir wollen dieſes in der Folge zeigen, wenn wir erſt einen Pedanten nach ſeinen wahren Zügen abgeſchildert haben.

Nach unſrer Erklärung iſt ein Pedant ein Menſch, der den Gegenſtand ſeiner Arbeit und Zeitvertreibes allzuhoch treibt, daß er dadurch in das Lächerliche verfällt, von den Schaalen ſeiner Wiſſenſchaft ſich aber dennoch eine hohe Einbildung macht: und der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen einem Pedanten und Plauderer beſtehet darinnen, daß jener in ſeinem Cabinet, und dieſer in Geſellſchaften ſein Laſter ausübet.

Man pflegt ſich ſonſt den falſchen Begriff von Pedanten zu machen, daß man dieſen Ehrentitel nur den Lehrern der Schuljugend beylegt, welche ihren Untergebenen in Erlernung fremder Sprachen faſt von jedem Worte eine Menge Regeln und Anmerkungen einprägen, und ihrem critiſchen Geiſte ſo weite Schranken laſſen, daß beynahe kein Buchſtabe der alten lateiniſchen und griechiſchen Schriftſteller vor denſelben ſicher und unangefochten bleibt. Dieſe ſitzen zwar in der That auf der erſten Bank der Pedanten; man thut ihnen aber unrecht, wenn man glaubt, daß ſie dieſe Benennung allein verdienen.

Die Anwendung unſrer Erklärung auf die Handlungen der Menſchen wird zeigen, daß man in allen Ständen Pedanten antreffen kann. Ein Gottesgelehrter wird zum Pedanten, wenn er faſt in jedem Buchſtaben der Bibel einen mehr als myſtiſchen Verſtand zu finden glaubet; wenn er alle in der Theologie angenommene Meinungen, alle überbliebene Schriften der Altväter und Poſtillen vor ſo gewiß und untrüglich hält, daß er alle diejenigen verketzert, die ſich unterfangen ein Wort dawider einzuwenden.

Ein Philoſoph verdient den Nahmen eines Pedanten, wenn er ſich mit ſeinen Betrachtungen in die allerentfernteſten Fixſterne und in die Unendlichkeit ſelbſt waget, wenn er den Grund von allen Dingen auf das genaueſte erforſchen will, und wenn er nun und um mit einer unzählbaren Menge Diſtinctionen und Diviſionen, wie ein Vogel mit Federn, umgeben iſt.

Ein Rechtsgelehrter trägt den Nahmen eines Pedanten davon, wenn er in Betrachtung der Römiſchen Alterthümer, und in critiſcher Erklärung jeder Worte der alten Geſetze, die bey uns keine Gültigkeit mehr haben, ſo vertiefet iſt, daß er unmöglich den Rückweg finden kann.

Ein Miniſter eines großen Herrn kann den Pedanten Titul auf ſich laden, wenn er bey den allergeringſten Staats-Angelegenheiten eine häufige Menge unnützer Betrachtungen und Ueberlegungen macht, und wenn alle ſeine Handlungen mit einem Haufen lächerlicher Ceremonien durchſpicket ſind.

Künſtler und Handwerker, wie auch Land-Wirthe kommen in die Anzahl der Pedanten; jene, wenn ſie die Auskünſtelungen ihrer Arbeit und Erfindungen neuer Moden und Zierathen allzu hoch treiben; und dieſe, wenn ſie in allen häuslichen Verrichtungen und Feld-Arbeiten eine ſolche ſtrenge Ordnung beobachten, die auf keinerley Art mit einigen Nutzen begleitet ſeyn kann: und wenn ſie ſich mit Ergründung der allergenaueſten Beſchaffenheit jedweder Erd-Klumpen in ihren Feldern, Wieſen und Gärten über die Maaße beſchäftigen.

Selbſt unſre jungen artigen Stutzer und das ſchöne Geſchlecht kommen in den Pedanten-Orden, ob ſie dieſes gleich ungerne glauben werden, weil niemand mehr gewohnt iſt, ſich über die Pedanten aufzuhalten als ein artiger junger Herr. Wenn ſich ein Stutzer friſiren läßt, und dem Friſirer auf das ſchärfſte anbefiehlet, daß er keinem einzigen Haare eine andre Krauſung gäbe, als den übrigen; wenn das Kleid durch die Geſchicklichkeit des Schneiders gleichſam an den Leib muß gegoſſen werden, wenn er ſich auf das genaueſte nach den neueſten Moden erkundiget, und alle vier Wochen die Aermel-Aufſchläge verändern läßt, und wenn er auf das ſorgfältigſte verhütet, daß nicht ein wenig Staub auf die knappen Schuhe, oder ein Fleckgen in die weißen ſeidenen auf das ſtraffeſte angezogenen Strümpfe komme, ſo iſt er ohne Widerrede ein galanter Pedante.

Wenn desgleichen ein Frauenzimmer, welches den Putz ihr Hauptwerk ſeyn läßt, vier Stunden vor dem Spiegel ſtehet, und bald die Spitzen an ihrer neumodiſchen Haube, bald eine Falte des Andriennes, bald ein Haar an dem Toupee zurechte zupfet, und ſehr ängſtlich beſorget iſt, daß die Locken ihres Pudel-Kopfes in der übereinſtimmendeſten Ordnung liegen, oder daß der Reifenrock auf der einen Seite ja nicht einen Strohhalm höher gebunden ſey, als auf der andern; ſo iſt ſie ohne allen Zweifel eine galante Pedantin, ſo unangenehm ihr auch der Titul klingen möchte.

Es iſt unnöthig, mehrere Beyſpiele anzuführen, und es iſt genug, daß wir gezeiget haben, der Character eines Pedanten ſey in allen Ständen anzutreffen. Es iſt nur noch übrig, daß wir von dem genauen Bande zwiſchen der Pedanterey, Plauderey und Ruhmredigkeit noch einige Worte reden.

Die Eigenliebe ſchmeichelt denen Menſchen, daß ſie in der Wiſſenſchaft, welcher ſie zugethan ſind, allemal eine vorzügliche Geſchicklichkeit zu beſitzen glauben; und dieſe Einbildung wird vermehret, wenn man in dem Gegenſtande unſrer Arbeit viel Sorgfalt und Mühe anwendet. Man glaubt ſodann, daß es uns niemand an Geſchicklichkeit und Erfahrung zuvor thun könne. Weil man nun darneben andern Leuten überhaupt gern eine gute Meinung von ſich beybringen möchte, ſo iſt ganz natürlich, daß ein Pedante, der ſich wegen der vielen Sorgfalt und Mühe in der Sache, die er treibet, ſehr klug zu ſeyn dunket, dieſes Pfund aber auch nicht gern vergraben will. darauf fallen müſſe, alle Unterredungen mit Dingen von ſeiner Wiſſenſchaft anzufangen und zu endigen, und er wird auf ſolche Weiſe zugleich ein Plauderer und Ruhmrediger werden.

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

I.

Beweiß,

daß die

Materie nicht denken kann.

Indem wir von der Unſterblichkeit der Seele und ihrem Zuſtande und Begriffen nach dem Tode handeln wollen: ſo finden wir vor nöthig, den Beweiß voraus zu ſetzen, daß wir eine Seele ha-
n, oder daß unſre Seele aus einem geiſtigen und unma-
ellen Weſen beſtehet. Es hat zu allen Zeiten Ge-
rte gegeben, welche demjenigen Weſen, was in ihnen
kt, die Vorzüge eines Geiſtes abgeſprochen haben;
d unſre Zeiten, die eine Art des Vorzugs darinnen zu
chen ſcheinen, daß man ſich über die gemeinen und an-
nommenen Begriffe erhebet, ſind an Anhängern dieſer
einung ſehr fruchtbar geweſen, zumal da ſie ein Locke
rch ſeine Sätze begünſtiget hat, und ein Voltaire und
dre groſſe Männer ſich vor dieſelbe erklähret haben.

Man nennet diejenigen Materialiſten, welche nichts
als materielle Geſchöpfe zugeben: und dieſe Sorte von
elehrten würden mich vielleicht beſchuldigen, daß ich mit
meinem eignen Schatten kämpfte, wenn ich die Unſterb-
lichkeit und den Zuſtand der Seelen nach dem Tode, nach
hrem geiſtlichen Weſen unterſuchen wolte, ehe ich mich
arum bekümmert hatte, ob ſie in der That ein Geiſt ſey.

Ich ſehe mich demnach genöthiget, dieſen Beweiß voraus zu ſetzen.

Da wir durch die Erfahrung überzeugt werden, daß in uns etwas iſt, welches denket: ſo erſchöpfet man dieſen Beweiß vollkommen, wenn man darthut, daß das Denken keine Eigenſchaft iſt, welche man der Materie beylegen kann. Denn alsdenn bleibt vor dasjenige, was in uns denket, nichts übrig, als das Weſen eines Geiſtes; und mithin muß unſer denkendes Weſen dieſe Beſchaffenheit haben.

Es iſt in dieſer Sache bereits ſehr viel geſchrieben worden, und wenn wir nur diejenigen Gründe in einem kurzen Auszuge beybringen wolten, die man vor und wider dieſen Gegenſtand angeführet hat: ſo würde vielleicht ein ganzer Band nicht zureichen. Allein, wir werden die Sache ſo kurz als möglich abhandeln: und wir werden uns nicht darum bekümmern, was dieſer oder jener als Beweiſe in der Sache angeſehen hat. Es ſollen lediglich unſre eignen Gedanken ſeyn, die wir liefern wollen: und es wird nur von ohngefähr zutreffen, wenn ſie mit dieſem oder jenem einige Aehnlichkeit haben. Wir haben bereits in den Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Frey-Denkerey beyläufig einige neue Beweiſe über dieſen Gegenſtand geliefert. Dieſe werden wir hier zum Grunde legen, beſſer ausarbeiten, und vielleicht mit einigen neuen vermehren.

Wenn man beweiſen will, daß die Materie nicht denken kann; ſo kann man ſolches auf keine überzeugendere Art bewerkſtelligen, als wenn man unſtreitige Eigenſchaften der Materie zum Grunde legt, und daraus durch ichtige Schlüſſe zeiget, daß die Kraft zu denken, wie wir lche aus der Erfahrung in uns wahrnehmen, unmöglich it demſelben beſtehen kann.

Es iſt vergeblich, wenn man hierwider einwenden wolte, daß es vielleicht noch andre und unbekannte Eigenſchaften der Materie giebt, welche ſich mit der Kraft zu denken vertragen können.

Das Weſen eines Dinges kann keine widerſtreitenden Eigenſchaften haben. Die Eigenſchaften gründen ſich allemal auf das Weſen eines Dinges: und entgegengeſetzte Dinge können nicht ihren Grund in einerley Sache haben. Ein Ding kann nicht auf dieſe und auf die entgegengeſetzte Art zu demjenigen werden, was es iſt. Zu geſchweigen, daß widerſtreitende Eigenſchaften ſich einander gänzlich unwirkſam machen würden. Eine würde der andern entgegen arbeiten, und dieſelbe entweder gänzlich aufheben, oder verurſachen, daß ſie ſich beyde das Gleichgewicht halten, und unwirkſam bleiben müßten. Es würde alſo eben das ſeyn, als wenn ſie gar nicht vorhanden wären: und wie könnte es möglich ſeyn, daß in dem allerweiſeſten Verſtande Gottes, Begriffe von Dingen vorhanden geweſen wären, deren Eigenſchaften widerſtreitend und alſo unnütze wären.

Wenn nun die Eigenſchaften eines Dinges ſich ſelbſt einander niemals widerſtreiten können: ſo können auch die aus einer Eigenſchaft hergeleiteten richtigen Schlüſſe keiner andern Eigenſchaft widerſprechen: und folglich, wenn wir aus unſtreitigen Eigenſchaften der Materie durch richtige Schlüſſe beweiſen können, daß ſie nicht denken kann: ſo können keine andre unbekannte Eigenſchaften in der Materie ſeyn, wodurch ſie denken könnte. Denn dieſe richtigen Schlüſſe würden jener unbekannten Eigenſchaft widerſprechen.

Die Ausdehnung iſt eine unſtreitige Eigenſchaft der Materie, und ohne Ausdehnung iſt gar keine Materie möglich. Wenn es nun möglich wäre, daß die Materie denken könnte; ſo müßte das Denken in der Ausdehnung vor ſich gehen: und es iſt abermals unſtreitig, daß ein Gedanke entweder in der ganzen zum Denken fähig gemachten Materie zugleich, oder nur in einem Theile derſelben geſchehen müßte. Ein drittes giebt es hier nicht. Allein, auf keine von beyden Arten iſt das Denken möglich. Ehe wir aber dieſes zeigen: ſo müſſen wir noch einige andre Eigenſchaften der Materie vorausſetzen.

Die Materie beſtehet aus Theilen. Eine jede Materie iſt aus unermäßlich vielen Theilen zuſammengeſetzt; und es iſt gar keine Materie möglich, als die Theile hat. Wenn nun ein Gedanke in der ganzen Ausdehnung der denkenden Materie zugleich vor ſich gehen ſolte: ſo würde er in der ganzen Materie vertheilet, und alſo nirgends ganz ſeyn. Wir würden demnach eitel zertheilte Gedanken und Begriffe haben.

Ein Gedanke aber kann ohnmöglich zertheilet ſeyn. Er beſtehet aus keinen Theilen. Wenn wir uns einer Sache als außer uns bewußt ſind: ſo iſt nichts ſo einfach, als dieſes Bewußtſeyn; und man müßte ſich eine wunderliche Vorſtellung von einem Gedanken machen, wenn der eine Theil davon an dieſem und der andre an jenem Orte der denkenden Materie ſeyn könnte. Folglich kann das Denken nicht in der ganzen Ausdehnung der denkenden Materie vor ſich gehen.

Es veroffenbahret ſich die Unmöglichkeit hievon noch deutlicher, wenn man erwäget, daß alles, was in der Materie vorgehen kann, durch die Bewegung geſchehen muß. Es ſind ſonſt gar keine Veränderungen in derſelben möglich. Folglich müßte auch das Denken durch die Bewegung geſchehen. Wenn nun ein Gedanke durch die ganze Ausdehnung der Materie ausgebreitet, und dieſer Gedanke einige Zeit dauren ſolte: ſo müßte entweder die Bewegung einige Zeit ſtille ſtehen, oder es müßte eben dieſelbe alle Zeit-Puncte von neuen wiederholet werden.

In dem erſten Falle könnte gar kein Gedanke mehr vorhanden ſeyn. Eine ſtillſtehende Bewegung iſt gar keine Bewegung: und wenn die Bewegung, als die Urſache, nicht da iſt: ſo könnte auch die Wirkung, als das Denken, nicht vorhanden ſeyn. In dem andern Falle aber dauerte der Gedanke nicht fort, ſondern wir verlangten alle Augenblicke eben dieſen Gedanken von neuen. Zu geſchweigen nun, daß dieſes der Erfahrung widerſpricht: ſo würde auch daraus unmöglich ein Denken erfolgen können.

Indem zu Erhaltung des vorigen Gedanken durch die kleinſten Zeit-Puncte hindurch allemal eine neue Bewegung erfolgen müßte: ſo würden wir denſelben verlieren, wieder bekommen, und wieder verlieren, ehe wir uns deſſelben bewußt ſeyn könnten. Denn zu dem Bewußtſeyn gehöret ohne Zweifel einige Zeit, um einen Gedanken von dem vorigen zu unterſcheiden. Wir würden alſo ſtatt des Bewußtſeyns in einem beſtändigen Zuſtand dunkler und verwirrter Begriffe ſchweben: und alſo gar nicht denken.

Es giebt zwar Materialiſten, welche außer der Bewegung noch andre Veränderungen in den Körpern als möglich anſehen. Sie ſagen: man müßte aus den bekannten Eigenſchaften der Körper keinen Schluß machen, daß keine andern uns bekannte möglich wären: und man weiſet uns zu dieſem Ende auf die Electricität der Körper, von der man vor 20 Jahren nichts gewußt hätte.

Allein, ob man gleich nicht läugnet, daß noch unbekannte Eigenſchaften der Körper möglich ſind; ſo gehöret doch dieſes hieher gar nicht: und dieſe Ermahnung iſt wenig erbaulich. Die Veränderung des Orts, entweder des Ganzen oder ſeiner Theile, iſt eben die Bewegung. Alle Veränderungen aber, die in einem Körper möglich ſind, müſſen entweder in dem Ganzen oder ſeinen Theilen vorgehen. Wenn man alſo ſagt, daß außer der Bewegung noch andre Veränderungen in den Körpern möglich ſind: ſo iſt eben das, als ſagte man, daß ohne Veränderungen dennoch Veränderungen möglich wären; und mithin behauptet man die widerſprechendeſte Sache von der Welt.

Daß auch ein Gedanke nicht in der ganzen Ausdehnung der denkenden Materie ſich ausbreiten könne, widerſpricht, deucht mich, der offenbahren Erfahrung. Es iſt unſtreitig, daß wir alsdenn nur einen einzigen Gedanken auf einmal haben könnten. Ja! wir könnten alsdenn ſo lange, als wir einen Gedanken hätten, von denen um uns befindlichen Dingen gar keine Empfindung haben. Denn die ſinnlichen Werkzeuge verurſachen nicht allein

ie Empfindung, ſondern ſie müſſen dem denkenden We-
n durch dieſelben mitgetheilet werden können. Wenn
un die ganze Ausdehnung der denkenden Materie bereits
it einem Gedanken eingenommen wäre: ſo könnte ſo
nge ſchlechterdings keine Empfindung darinnen Platz
aben, oder jener Gedanke müßte weichen.

Dem allen aber iſt die Erfahrung, die wir von un-
rem Denken haben, gerade entgegen. Wir können, wie
dermann von ſich ſelbſt überzeugt ſeyn muß, nicht allein
wey Gedanken auf einmal haben: den einen mit voll-
ommner Deutlichkeit, und den andern wenigſtens mit
ulänglicher Klarheit, und hierbey haben wir dennoch zu-
leich von denen um uns befindlichen Dingen vielerley
Empfindungen.

Gleichwie nun alſo ein Gedanke nicht in der ganzen Ausdehnung der denkenden Materie vor ſich gehen kann: ſo kann er auch nicht in einem Theile derſelben geſchehen. Es ſind hier nur zwey Fälle möglich. Entweder der Gedanke iſt in einem jeden Particel der denkenden Materie ganz, oder er iſt nur in einem beſondern Partikel der denkenden Materie.

In dem erſten Fall würde es nicht ein einziger Gedanke, ſondern unzählige gleiche Gedanken von einerley Sache ſeyn. So ungereimt und widerſinniſch dieſes herauskommen und ſo ſehr es wider den Satz des nicht zu Unterſcheidenden anſtoßen, und die Weisheit Gottes beleidigen würde; indem alle dieſe Gedanken einander vollkommen ähnlich ſeyn müßten: und mithin Gott bey deren Vervielfältigung keinen Endzweck gehabt haben könnte: ſo unmöglich ſind auch dieſe unzählige Gedanken.

Ein jeder Gedanke erfordert ein Bewußtſeyn: und ohne Bewußtſeyn iſt kein Gedanke möglich. Wenn nun ein Gedanke in jedem Partickel der denkenden Materie ganz vorhanden ſeyn ſolte; ſo müßten wir uns auch dieſer unzähligen Gedanken von einerley Sache bewußt ſeyn, und einen jeden von dem andern unterſcheiden können, denn ſonſt könnte man nicht ſagen, daß der Gedanke in jedem Partickel ganz vorhanden wäre. Da nun vollkommen ähnliche Dinge vermöge des Satzes des Widerſpruchs von einander nicht unterſchieden werden können; ſo leget ſich die Unmöglichkeit davon deutlich zu Tage.

Den andern Fall kann man ſich unter zweyerley Betrachtungen vorſtellen. Wenn ein Gedanke in einem beſondern Partickel der Materie allein vorgehen ſoll; ſo ſind entweder die übrigen Partickel der denkenden Materie mit andern Gedanken erfüllet, oder ſie ſind davon gänzlich leer.

In der erſten Betrachtung müßten wir zugleich unzählige Gedanken auf einmal haben. Denn es iſt keine Urſache vorhanden, warum der eine, in einem beſondern Partickel der denkenden Materie entſtandene, Gedanke vor denen, in den übrigen Partickeln, vorhandenen Gedanken in dem Bewußtſeyn den Vorzug haben ſolte. Allein, dieſes widerſpricht nicht nur der Erfahrung, ſondern es würde auch dadurch verurſachet werden, daß wir uns gar keine neuen Gedanken erwerben, und uns dieſelben als allein gegenwärtig vorſtellen könnten. Mithin wäre es eben das, als wenn wir gar nicht gedächten.

In der andern Betrachtung aber würden entweder die übrigen leeren Partickel ganz und gar keine Urſache ihres Daſeyns haben, oder wenn ſie zu folgenden Gedanken beſtimmet wären: ſo würden alle die Ungereimtheiten daraus folgen müſſen, die ich jetzo den Augenblick bey vorhandenen vielen Gedanken gezeigt habe.

Dieſes läßt ſich auch noch auf andre Art aus der Ausdehnung erweiſen. Alle Vorſtellungen, die in der Materie möglich ſind, müſſen durch Bilder, durch körperliche Eindrücke und Abriſſe geſchehen; und in einem ausgedehnten Weſen, das eine Oberfläche hat, kann ſonſt auf keinerley Art etwas erkennet und wahrgenommen werden. Wenn alſo die Materie denken könnte: ſo müßten die Gedanken aus kleinen Bilderchen im Gehirne beſtehen.

Da wir ein Gedächtniß haben; ſo müßte man ſchlechterdings zugeben, daß dieſe Bilderchen in der denkenden Materie verblieben. Denn was in der Materie einmal ausgelöſchet iſt, das iſt ſo gut, als wäre es gar nicht vorhanden geweſen; und wir könnten uns der ehemaligen Gedanken auf keinerley Art erinnern; ſondern wir müßten ſie ganz von neuem erwerben. Geſetzt nun, man wolte gegen die Herren Materialiſten ſo viel Gefälligkeit haben, um ihnen einzuräumen, daß ein Gedanke nur in einem Partickel der Materie vor ſich gienge, und daß dieſer neue Gedanke vor den übrigen in der Materie vorhandenen Bilderchen in Anſehung des Bewußtſeyns auf eine verborgene und unbegreifliche Art den Vorzug erlangte: ſo würde doch ſchlechterdings folgen, daß nach einiger Zeit entweder unſre Kraft zu denken, oder die Wiedererinnerung unſrer ehemals gehabten Gedanken aufhören müßte.

Alle Bilderchen und Eindrücke, die in der denkenden Materie verbleiben ſolten, müßten ſchlechterdings einen Raum in derſelben einnehmen. Denn alles, was in der Ausdehnung vorhanden ſeyn, und erkennet werden ſoll, muß ſeine körperliche Größe, und folglich ſeinen Raum darinnen haben: und man müßte behaupten, daß eine Sache zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn könnte, wenn man dieſes läugnen wolte. Wenn man nun auch die Bilderchen in der denkenden Materie noch ſo klein, und kleiner als ein Sand-Körnchen annimmt: ſo würde doch endlich bey der unbeſchreiblichen Menge Sachen, die wir in einer Zeit von 10 bis 20 Jahren ſehen, empfinden und lernen, und die uns alle im Gedächtniß ſchweben, die Ausdehnung der denkenden Materie erfüllet werden.

Wäre ſie aber erfüllet: ſo könnten wir entweder keine neue Gedanken und Empfindungen erlangen, weil die Ausdehnung keinen Raum vor ſie übrig hatte; oder es müßten beſtändig alte Bilderchen in der Seele ausgelöſchet werden. Was aber auf ſolche Art ausgelöſchet würde, das wäre auf beſtändig verlohren, ſo gut als wäre es niemals vorhanden geweſen. Wir könnten uns alſo der ausgelöſchten Begriffe und Dinge niemals wieder erinnern, ſondern wir müßten uns dieſelben ganz von neuen erwerben, als wenn wir noch niemals etwas davon gewußt hatten.

Da wir nun bey unſerm Denken einen Begriff oder Empfindung, wenn wir ſie auch vor 50 und mehr Jahren gehabt haben, niemals ſo gar vergeſſen, daß wir uns nicht erinnern könnten, wir hätten ehemals einen Begriff oder Empfindung von der Sache gehabt; ſo muß man

über

überzeugt werden, daß unſer Denken dieſe Beſchaffenheit nicht habe. Folglich iſt es auch von dieſer Seite gewiß, daß ein Gedanke nicht in einem Partickel der denkenden Materie vorgehen kann.

Wir haben in dieſem letztern Beweiſe denen Herren Materialiſten zu Gefallen einmal angenommen, daß die Gedanken in kleinen körperlichen Bilderchen, die der denkenden Materie durch die ſinnlichen Werkzeuge eingedrücket würden, beſtehen können. An ſich ſelbſt aber iſt das Denken auf dieſe Art gar nicht möglich.

So gewiß es iſt, daß die Materie, als ein zuſammengeſetztes und leidendes Weſen, auf keine andre Art Empfindungen und Eindrücke haben kann, als wenn ſie von einer andern Materie gedruckt und berühret wird; ſo gewiß iſt es auch, daß alsdenn unſer Denken ſchlecht beſchaffen ſeyn würde. Unſer Denken würde ſich lediglich in die Gränzen unſrer Empfindung einſchränken; und wir würden uns von keiner Sache einen Begriff machen können, die wir nicht geſehen, oder empfunden hätten.

Man würde uns vergebliche Beſchreibungen von Dingen machen, die in entfernten Welt-Gegenden vorhanden ſind, und die mit denen Dingen, die wir ſehen und hören, keine Aehnlichkeit haben. Niemals würden wir uns einen Begriff davon erwerben können: denn unſre Empfindung würde nicht gerühret. Ja wir würden unfähig ſeyn, die geringſten Schlüſſe und Folgerungen zu machen. Es kann weder unſre Empfindung dadurch berühret werden, noch iſt eine körperliche Abbildung von ihnen möglich. Wir mögen unſre Einbildungs-Kraft noch ſo ſehr martern, ſo können wir uns einen logicaliſchen

Schluß unter keinem Bildchen vorſtellen. Es wäre alſo ganz unmöglich, daß die denkende Materie dazu gelangen könnte.

Ueberhaupt ſiehet man nicht, wie bey allen Eindrücken und Bilderchen, die in der Materie vorhanden ſind, ein Bewußtſeyn möglich ſeyn kann. Wenn gleich in die Materie Bilder und Eindrücke gebracht werden können: ſo folget daraus keinesweges, daß ſie Empfindung und Erkenntniß davon hat. Es widerſpricht dieſes vielmehr dem Weſen der Materie, welches in der Zuſammenſetzung aus Theilen beſtehet.

Wenn verſchiedne Theile auf einander folgen, und mit einander verknüpft ſind: ſo kann das daraus erwachſende Ganze keine Vorſtellung ſeiner ſelbſt und kein Bewußtſeyn ſeiner Veränderungen haben, weil eben dieſe Theile nicht alſo nothwendig auf einander folgen, und mit einander verknüpft ſind; ſondern es kann dieſe Folge und Verknüpfung auf viele andre Art geſchehen. Es kann aber auch kein einzelner Theil dieſe Vorſtellung und Bewußtſeyn von ſich ſelbſt haben; weil er nichts als den Grund in ſich enthält, warum er mit vielen zuſammengeſetzt ein Ganzes ausmachen kann; und wenn gleich ein jeder Theil Vorſtellung und Bewußtſeyn von ſich ſelbſt hätte: ſo könnte doch daraus nimmermehr eine Vorſtellung ſeiner ſelbſt, und ein Bewußtſeyn der Veränderung in Anſehung des Ganzen erfolgen. Viele Empfindungen und Erkenntniſſe werden zuſammen keine Einzige Erkenntniß und Empfindung.

Alles, was aus dem Weſen der Materie erfolgen kann, iſt, daß ihre Theile auf andre Art zuſammengeſetzt und mithin von andern Dingen gedrucket und in eine andre Lage gebracht werden können. Daraus ſiehet man, daß Eindrücke, Abriſſe und Bilder in ihr möglich ſind. Allein, eine Vorſtellung und Bewußtſeyn dieſer Veränderungen ſind ihrem Weſen nach nicht möglich.

Es iſt vergeblich, wenn man hier einwendet, daß es mit einer organiſirten Materie eine ganz andre Beſchaffenheit habe. Aus den ſinnlichen Werkzeugen läßt ſich weiter nichts erklären, als daß man einſiehet, warum die Eindrücke und Bilder nicht auf der Oberfläche eines Körpers bleiben, ſondern an einen gewiſſen Ort fortgebracht werden können, und daß die Eindrücke und Abriſſe nicht auf eine grobe Art mit Hammern und Inſtrumenten eingeſchlagen werden müſſen. Allein, wie eine mit ſinnlichen Werkzeugen verſehene Materie Empfindung und Erkenntniß haben könne, bleibt dem ohngeachtet vor, wie nach, unbegreiflich.

So überzeugend dieſe Beweiſe ſchon darthun, daß die Materie nicht denken kann: ſo will ich doch dieſes noch aus einer andern Eigenſchaft der Materie erweiſen. Die Materie iſt ein leidendes Weſen. Sie iſt aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Alles was alſo in ihr möglich iſt, iſt eine andre Verſetzung ihrer Theile: und folglich iſt ſie zu nichts fähig, als nur zu leiden. Alle Veränderungen alſo, die mit ihr geſchehen, müſſen durch Dinge außer ſie gewirket werden: und mithin kann ſie keine Thätigkeiten, oder ſolche Veränderungen, welche ihren Grund in ihr ſelbſt haben, hervorbringen.

Die Gedanken ſind alſo Thätigkeiten. Sich vieler Dinge als außer ſich bewußt ſeyn, ſelbe von ſich ſelbſt, und von andern Dingen zu unterſcheiden, Aehnlichkeit unter den Dingen wahrzunehmen, und ſich alſo Vorſtellungen von ihren Geſchlechtern und Arten zu machen, das iſt, Begriffe zu erlangen, und Schlüſſe und Folgerungen daraus zu ziehen, ſind ohne Zweifel thätige Veränderungen, die nicht von andern außer uns gewirket werden.

Denn wie könnte z. E. die Erkenntniß der Aehnlichkeit von andern Dingen außer uns gewirket werden, da die Aehnlichkeit weder in dem einen noch in dem andern Dinge ſelbſt iſt, ſondern eine Betrachtung und Wahrnehmung eines gewiſſen Uebereinkommens zwiſchen ihnen erfordert. Folglich, da die Gedanken ohnſtreitig Thätigkeiten ſind: ſo können ſie in der Materie, die ein pur leidendes Weſen iſt, keinesweges ſtatt haben.

Gleichwie nun alſo die Materie ein pur leidendes Weſen iſt; ſo kann der Körper, der von der Materie in nichts, als durch eine gewiſſe Art und Weiſe ſeiner Zuſammenſetzung unterſchieden iſt, keine Thätigkeiten hervor bringen; und alles, was man ihm beylegen kann, beſtehet darinn, daß er Bewegungen anzunehmen geſchickt iſt. Denn dieſes läßt ſich aus einer gewiſſen Art und Weiſe der Zuſammenſetzung begreifen.

Ich will hier dasjenige nicht vorausſetzen, was noch ſtreitig iſt, nämlich, daß die Bewegung ſelbſt nichts weniger als eine Thätigkeit iſt; ohngeachtet es gewiß iſt, weil die Bewegung allemal ihren Grund in einer andern Sache außer der Bewegung hat, und alſo, nach den Begriffen der Thätigkeit, nichts Thätiges ſeyn kann; und ohngeachtet die meiſten heutigen Weltweiſen, ſonderlich die Ausländer, die Bewegung vor nichts anders anſehen;

ſen

ſondern ich will nur dasjenige annehmen, was alle Weltweiſen einſtimmig von der Bewegung lehren, nämlich, daß keine Bewegung erfolgen kann, ohne eine vorhergehende Bewegung. Allein, dem ohngeachtet werden wir auch hieraus überzeugt, daß diejenige Kraft zu denken, die wir in uns wahrnehmen, nicht dem Körper beygelegt werden kann.

Da der Körper keine Thätigkeiten haben kann, ſondern nur geſchickt iſt, Bewegungen anzunehmen: ſo müßten die Veränderungen, welche wir bey unſern Gedanken wahrnehmen, durch die Bewegungen geſchehen; und wir haben oben gezeigt, daß der Einwand, wodurch man ſich noch auf andre und unbekannte Veränderungen des Körpers, außer der Bewegung berufet, ſehr ſchlecht gerathen iſt. Gleichwie aber nach dem durchgängig angenommenen Satz keine Bewegung erfolgen kann, ohne eine vorhergehende Bewegung: ſo müßte folgen, daß wir niemals von uns ſelbſt zu denken anfangen könnten, ſondern eine jede von unſern Gedanken müßte aus der vorhergehenden unmittelbar entſpringen und daraus folgen.

Nun haben zwar einige Philoſophen in der That behauptet, daß unſre Gedanken, wenn ſie nicht durch neue Empfindungen unterbrochen werden, allemal eine unmittelbare Verknüpfung mit einander haben: und der Freyherr von Wolf, nach ſeinem Begriffe von der Seele, vermöge deſſen ſie ihre Vorſtellungen, ohne Mitwirkung des Leibes, aus ſich ſelbſt hervor bringt, ſcheinet §. 341. und 342. der Metaph. ſelbſt dahin zu neigen.

Allein es iſt gewiß, daß ihnen die Erfahrung offenbar entgegen ſtehet. Wir können zu denken anfangen, was und wie wir wollen. Wenn ich jetzo an eine Americaniſche Pflanze gedacht habe; ſo kann ich mir unmittelbar darauf einen Wallſiſch bey Grönland vorſtellen: Wir können uns in unſern Gedanken unterbrechen: wir können an eine neue Materie zu denken anfangen, die mit der vorigen nicht die geringſte Verwanntſchaft hat. Wenn ich jetzo in den tiefſten Betrachtungen über die unendliche Theilbarkeit der Materie begriffen bin; ſo kann ich mitten in demſelben den Augenblick aufhören, und unmittelbar darauf meine Glücks-Umſtände erwägen: und ſo können wir in allen andern Materien von einer auf die andre abſpringen, die nicht den geringſten Zuſammenhang mit einander haben.

Es geſchiehet dieſes öfters ohne unſern Willen und Vorſatz. Allein, wenn ich auch den ausdrücklichen Willen darzu habe: ſo wendet man doch vergeblich ein, daß dieſer ausdrückliche Wille die Verknüpfung dieſer ſo ſehr verſchiedenen Gedanken ausmacht. Eben daß ich dieſen Willen haben kann, beweiſet, daß unſre Gedanken nicht in einer nothwendigen Verknüpfung mit einander ſtehen: und wenn allemal ein Gedanke aus dem vorhergehenden unmittelbar folgen müßte: ſo würde mir dieſer Wille nichts helfen; ja! ich könnte dieſen Willen nicht einmal haben. Indem ich dieſen Willen habe: ſo denke ich: und dieſer Gedanke folgt ja keinesweges aus meinem vorhergehenden Gedanken.

Wenn es auch möglich iſt, daß wir eine Zeitlang gar nichts gedenken können, wie der Freyherr von Wolf ſelbſt einräumet: ſo wird ja der Zuſammenhang unſrer Gedanken auch dadurch unterbrochen: und der erſte Gedanke nach einem ſolchen Nichtgedenken folgt gar nicht aus dem vorhergehenden Gedanken. Aus dieſem iſt mehr als zu klar, daß unſer Denken nicht diejenige Beſchaffenheit hat, wie es haben müßte, wenn es in einer körperlichen Bewegung beſtünde.

So deutlich demnach alle dieſe Beweiſe zu Tage legen, daß die Materie nicht denken kann; ſo offenbar, deucht mich, haben wir eine Art der Erfahrung vor uns, daß dasjenige, was in uns denket, keine Materie ſeyn kann: ſondern ein Geiſt ſeyn muß. Man wird ſich vielleicht wundern, wenn ich eine Sache anführen werde, die man noch wenig oder nicht zu dieſem Behufe gebraucht hat, und die ſelbſt die Gegner zu ihrem Vortheile haben anziehen wollen. Kurz, ich meine die Träume, und ich bin ſehr überzeugt, daß nichts ſo ſehr das unmaterielle Weſen unſrer Seele beſtärkt, und ſogar eine gewiſſe Art der Erfahrung in ſich begreift, als eben dieſe unordentlichen Vorſtellungen und Beſchäftigungen unſrer Gedanken, wenn wir ſchlafen.

Alles dasjenige iſt alsdenn nicht vorhanden, womit die Herren Materialiſten ihrer Sache eine Farbe anzuſtreichen ſuchen. Unſre ſinnlichen Werkzeuge ruhen alsdenn: und ſie ſind in Anſehung des Denkens ganz unbrauchbar. Wir haben keine Empfindungen. Wir ſehen keine Bilder und Gegenſtände vor uns, die unſer denkendes Weſen, vermittelſt der ſinnlichen Werkzeuge berühren, und zum Denken anreizen könnten. Der ganze Körper ruhet und befindet ſich gänzlich unwirkſam.

Dennoch erweiſet ſich das denkende Weſen auch zu dieſer Zeit beſchäftiget. Es höret nicht auf, Veränderungen in ſich hervor zu bringen, die, weil ſie aller Urſachen von außen beraubet ſind, unſtreitig Thätigkeiten ſeyn müſſen, deren die Materie keinesweges fähig iſt. Er macht ſich allerley Vorſtellungen, ob ſie zwar, weil der Körper unbrauchbar da liegt, vermöge des Bandes zwiſchen Seele und Leib, freylich unordentlich und ohne Zuſammenhang ſeyn müſſen.

Würde nicht das denkende Weſen, wenn es körperlich wäre, gleichfals ruhen, indem der Körper ruhet? Und hat es wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß ein körperlich denkendes Weſen nicht gleichfals ermüden ſolte, da wir wiſſen, daß alle Körper durch die Beſchäftigungen ermüden, und da das denkende Weſen täglich unaufhörliche und unzählige Beſchäftigungen ausübet? Mich deucht, daß dieſes eine unwiderſprechliche Art der Erfahrung an die Hand giebt, daß dasjenige, was an uns denket, nichts Materielles ſeyn kann.

Man wird mir vielleicht hier dasjenige entgegen ſetzen, womit einige Weltweiſen die Urſache und Entſtehung der Träume haben erklaren wollen; nämlich, ſie entſtunden, wenn die Werkzeuge der Sinnen bereits anfiengen wieder rege zu werden, ob ſie gleich noch nicht völlig ermuntert wären, oder, wie der Freyherr von Wolf §. 279. der Metaph. ſagt, ſie nehmen ihren Urſprung von einer Empfindung, die uns nicht ganz aufgewecket hat.

Allein, ich bin vollkommen verſichert, daß dieſer Urſprung der Träume nicht gegründet iſt. Wenn ich gleich in dem erſten und tiefſten Schlaf aufgeweckt worden bin, ſo habe ich geſpüret, daß ich Träume gehabt habe: und man verſuche es, und wecke Leute in dem allertiefſten

Schlafe auf, da gewiß die Werkzeuge der Sinnen noch nicht angefangen haben rege zu werden: ſo werden ſie uns ſagen, daß ſie Träume gehabt haben.

Daß wir die Träume des erſten und tiefſten Schlafs ſelten behalten, geſchiehet daher, weil ſie von der Zeit der Ermunterung der Sinnen allzuweit entfernet ſind, und weil, bis zu unſerer Erwachung noch mehrere Träume nachfolgen, die wir denn natürlicher Weiſe eher behalten. Daß auch eine Empfindung, die uns nicht ganz aufweckt, die Urſache der Träume keinesweges iſt, weiß ich aus einer unwiderſprechlichen Erfahrung.

Indem ich des Nachts zu ſtudiren pflege: ſo habe ich öfters Gelegenheit gehabt, bey Leuten in einem Zimmer zu ſeyn, die in dem erſten und tiefſten Schlafe gelegen haben. Es iſt die gröſte Stille im Zimmer geweſen, und keine Maus hat ſich gereget, die ihnen zu einer Empfindung hatte Anlaß geben können, dennoch haben ſie in der Fantaſie ihrer Träume laut und vernehmlich zu reden angefangen; und einer meiner Anverwandten, der eine gründliche Gelehrſamkeit beſitzet, hat gar öfters, wenn er eine gute halbe Stunde eingeſchlafen war, ganze Perioden von einer Rede in lateiniſcher Sprache hergeſagt, die einen ziemlichen Zuſammenhang hatten. Man ſolte ſich in ſolchen Dingen mehr an die Erfahrung halten, als daß man ſich bemühet, willkührliche Erklährungen ausfindig zu machen, ob ſie gleich einen Schein haben.

Ich könnte hier ſchlieſſen, wenn es nicht die Billigkeit erforderte, die Gegner gleichfals zu hören, und dasjenige zu unterſuchen, was ſie zu Beſtärkung ihrer Meinung anzuführen, und den Gründen wider das Denken der Materie entgegen zu ſetzen pflegen. Wir wollen demnach in möglichſter Kürze unſre Aufmerkſamkeit noch darauf richten.

Das Hauptſächlichſte, worauf ſich die Gegner gründen, und wodurch die meiſten verführet werden, ſich den Materialiſmus gefallen zu laſſen, iſt, daß ſie ſich von einem einfachen Dinge, welches unſre Seele iſt, keine Vorſtellung machen können. Sie ſagen, ſie möchten ſich martern, wie ſie wolten, ſo konnten ſie von einem einfachen Dinge keinen Begrif und Vorſtellung erlangen; und man hat in einer gewiſſen Monaths-Schrift dieſen Einwand durch allerley lebhaſtige Vorſtellungen ſehr weit zu treiben, und den Begrif von einem einfachen Dinge auf alle Art lächerlich zu machen geſucht. Daraus ſchlieſſen ſie nun getroſt, daß ein einfaches Ding auch nicht vorhanden ſeyn könne.

Allein mich deucht, ich habe ſeit langer Zeit nichts ſo ſchlechtes geſehen, als eben dieſer Schluß iſt. Es iſt die wunderlichſte Bemühung von der Welt, wenn man ſich von einem einfachen Dinge Vorſtellungen machen will. Siehet man denn nicht, daß man ſich gar keine Vorſtellungen machen kann, als von körperlichen Dingen. Es iſt keine Vorſtellung eines Dinges ohne dem Begrif von einer körperlichen Größe möglich: und wenn wir uns etwas tauſend Millionen mal kleiner vorſtellen, als das kleinſte Saamen-Thierchen eines Flohes: ſo iſt es freylich kein einfaches Ding.

Allein, wer fordert dieſe Vorſtellung von ihnen, und worzu iſt ſie nöthig? Folget es denn, daß wir da jenige gar nicht gedenken können, wovon wir keine Vorſtellung haben? wir würden alsdenn in den Begriffen in den Wiſſenſchaften ſchlechten Fortgang haben, weil wir uns keine körperliche Vorſtellung davon machen, und dieſe Begriff alſo nicht gedenken könnten; hat man auch wohl den geringſten Grund zu ſchlieſſen, daß dasjenige gar nicht vorhanden iſt, wovon wir uns keine Vorſtellung machen können? kann man ſich nicht durch Schlüſſe von dem Daſeyn einer Sache überzeugen?

Wenn ich in mündlichen Unterredungen mit Materialiſten über dieſen Gegenſtand diſputiret habe: ſo habe ich dieſen Einwand nicht kräftiger abzuweiſen gewußt, als wenn ich ihnen entgegen gehalten habe, daß ſie nach ihrer Art zu ſchlieſſen auch das Daſeyn Gottes läugnen müßten. Denn ſie möchten ſich martern wie ſie wollten; ſie möchten ſich eine unermäßliche Größe, oder unermäßliche Kleinheit vorſtellen; ſo könnten ſie keine Vorſtellung von Gott haben.

Gemeiniglich ſind ſie alsdenn verſtummet, oder ſie haben geantwortet, daß ſie ſich um gar keinen Begrif von Gott und ſeinen Eigenſchaften bekümmerten, ſondern in ſtiller Ehrfurcht glaubten, was die Bibel davon ſage. Mich deucht aber, daß nichts ſo elend iſt, als Gott vor ein je ne ſai quoi zu halten, warum wir uns zu bekümmern nicht Urſache haben.

Es iſt auch weiter nichts als ein nichtiger Behelf. Wenn dergleichen Leute keine Gottesläugner ſind: ſo ſind ſie nur noch einen kleinen Schritt davon entfernet. Denn wenn man ſich ſo weit vergeſſen kann, eine ſolche Art zu ſchließen als richtig anzuſehen, daß dasjenige gar nicht verhanden ſey, davon wir uns keine Vorſtellung machen können; ſo kann es nicht fehlen, ſie müſſen endlich darauf verfallen, daß auch Gott nicht wirklich ſey. Denn ſie können ſich ja keine Vorſtellungen von demſelben machen.

In der That iſt das Daſeyn Gottes der überzeugendeſte Beweiß, daß einfache Dinge möglich ſind. Denn man müßte die lächerlichſten Begriffe haben, wenn man glauben wolte, daß Gott nach ſeinen allerhöchſten Vollkommenheiten körperlich ſeyn könnte. Wenn man aber von der Möglichkeit der einfachen Dinge überzeugt iſt, ſo iſt man auch durch unwiderſprechliche Beweiſe verſichert, daß dasjenige nichts Körperliches iſt, was in uns denket.

Einen andern Grund ſuchen die Materialiſten darzuthun, daß das denkende Weſen in den neugebohrnen Kindern ohne alle Begriffe iſt, daß es mit dem Körper wächſt und zunimmt, daß es unter den Schwachheiten des Körpers leidet, daß es in Krankheiten ſchwach wird, daß es in hitzigen Krankheiten in Unordnung verfällt und raſet, daß man ihm mit Arzeneyen zu Hülfe kommen kann, daß die Leidenſchaften und Begierden des denkenden Weſens von der Beſchaffenheit des Körpers abhangen und was dergleichen mehr iſt.

Allein, alles dieſes beweiſet nichtsweniger als das, was man glaubt. Auch ein einfaches Weſen, das endlich und eingeſchränkt iſt, kann dasjenige nicht auf einmal an ſich haben, was es ſeyn kann. Folglich iſt es leicht begreiflich, daß ſich die Seele eines neugebohrnen

Kindes erſt Begriffe erwerben muß, und daß die Kraft zu denken bey vermehrten Begriffen mit dem Körper, indem er immer älter wird, zunehmen muß.

Alles übrige aber beweiſet nichts mehr, als daß die Seele durch ein genaues Band mit dem Körper vereiniget iſt, und daß ſie während dieſer Vereinigung der Beyhülfe des Körpers nöthig hat: und folglich muß es in ihrem Denken auf die Beſchaffenheit des Körpers mit ankommen. Ich geſtehe aber ganz gerne, daß ein Leibnitz, Wolfianer, der das Lehr Gebäude der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung annimmt, die Materialiſten hierinnen niemals hinlänglich widerlegen kann. Denn wenn die Seele ihre Begriffe aus ſich ſelbſt hervorbringt, wenn ſie mit dem Leibe keine andre Gemeinſchaft hat, als daß ihre beyderſeits Handlungen übereinſtimmen: ſo iſt es unbegreiflich, wie die Seele unter den Schwachheiten des Körpers leiden kann, wenigſtens in ſo weit, daß ſie die erlangten Begriffe vergißt. Allein hierdurch eben offenbaret ſich die Falſchheit dieſes Lehr Gebäudes.

Der berühmte Voltaire ſuchet ſich wider die Beweiſe, daß die Materie nicht denken kann, noch auf folgende Art zu ſchützen. Er ſagt: wir kennten die Materie nicht, ſo wenig, als wir einen Geiſt kennten. Die Materie könne alſo allerdings Eigenſchaften haben, welche der Kraft zu denken fähig wären.

Allein mich deucht, daß dieſes ſehr wenig geſagt heißt. Wir ſchließen aus ſolchen Eigenſchaften der Materie, die wir offenbar erkennen und von denen wir anderweitig verſichert ſind, daß ſie vorhanden ſind. Mehr aber haben wir zu dem überzeugendeſten Beweiſe nicht nöthig. Wir haben ſchon oben ausgeführet, daß es nicht möglich iſt, daß das Weſen eines Dinges widerſtreitende Eigenſchaften haben kann. Die Materie mag alſo noch ſo viel unbekannte Eigenſchaften haben: ſo können ſie denenjenigen, die wir kennen, nicht entgegen ſtehen, oder es müßten dieſe bekannten Eigenſchaften gar nicht vorhanden ſeyn.

Man nehme aber den Begrif von der Ausdehnung, von der Zuſammenſetzung, von den leidenden Weſen der Materie hinweg und ſehe, ob man noch einen Begrif von einer Materie übrig behalten wird. Wenn nun die Schlüſſe aus dieſen Eigenſchaften richtig ſind: ſo können unmöglich unbekannte Eigenſchaften vorhanden ſeyn, welche der Kraft zu denken fähig ſind.

Aus dieſem allen muß ein vernünftiger Menſch, der Wahrheit liebet, und der richtige Schlüſſe zu beurtheilen im Stande iſt, auf das vollkommenſte überzeugt ſeyn, daß die Materie nicht denken kann, und daß folglich dasjenige ein Geiſt iſt, das in uns denket. O! wenn man doch einmal aufhören wolte, einen Satz zu vertheidigen, welcher der unfehlbare Weg iſt, das Daſeyn Gottes aus den Augen zu verliehren.

II.

Schreiben an den Verfaſſer [a] von dem vermeintlichen Denken der Materie.

In beygefügten Anmerkungen widerlegt.

Mein Herr!

Wundern Sie ſich nicht, Sie bekommen Einwürfe. Glauben Sie aber ja nicht, daß Sie einen Gelehrten zum Verfaſſer haben: nein, mein Herr! er

---

[a] Gegenwärtiges Schreiben iſt an uns eingelaufen, als das dritte Stück des ſechſten Bandes der Ergötzungen, worinnen die vorhergehende Abhandlung befindlich war, kaum die Preſſe verlaſſen hatte. Vermuthlich hat alſo der Urheber deſſelben unſern Beweis, daß die Materie nicht denken kann, noch nicht geſehen gehabt. Vielleicht würde auch derſelbe eine beſſere Ueberzeugung gewirket haben. Unterdeſſen weil der Herr Verfaſſer unſre Antwort zu erhalten wünſchet, und zu dem Ende den dritten Ort beſtimmt, wo er ſie abfordern laſſen will; ſo haben wir ſein Schreiben, da uns die Zeit zur Antwort gebricht, lieber hier einrücken, und ihn in beygefügten Anmerkungen zurechte weiſen wollen. Wir erläutern dadurch die Materie, die wir jetzo vor uns haben: und vielleicht wird es auch

er iſt kaum bis an den unterſten Fuß des Parnaſſus gekommen. Sie werden vielleicht über die Verwegenheit, die er als ein Ungelehrter durch Widerlegung einer Ihrer Schriften äuſert, aufgebracht werden: allein, ehe Sie Dero Zorn zum Ausbruch kommen laſſen, ſo werden Sie doch ſo gütig ſeyn, und ein paar Worte mit Geduld leſen.

Ich bin, mein Herr! einer von denen, welche ſich glücklich ſchätzen, Dero angenehmen Monats- und andere Schriften, dieſe Früchte einer groſſen Seele, mit Nutzen leſen zu können. Ew. ꝛc. vertheidigte Unterſuchung der Moden war vor einiger Zeit meine Beſchäftigung, als ich in derſelben eine Stelle erblickte, worinnen Sie ſich als der Verfaſſer eines Buchs: Urſache des Verfalls der Religion genannt, bekenneten. Ungeachtet ich mich ſonſt nach Dero herausgekommenen Schriften genau erkundiget: ſo war mir doch dieſe gänzlich verborgen geblieben, weil das Titulblatt Dero werthen Nahmen nicht aufzeigen konnte.

Ew. ꝛc. können alſo leicht den Schluß machen, daß ich werde ſehr eilig geweſen ſeyn, mir Dero Buch zu verſchreiben. Es wurde mir auf das baldigſte eingehändiget: und ich durchlas es mit der gröſten Begierde, aber zu meinem Unglück. Wollen Sie wiſſen, warum? Ich

fand

auch vor andre nicht ohne Nutzen ſeyn. Der Materialiſmus herrſchet ſonderlich unter Leuten, die eben die Gelehrſamkeit nicht ihr Hauptwerk ſeyn laſſen, die aber Bücher leſen, einen feinen Geſchmack haben, und ſonſt nicht unvernünftig ſind. Vielleicht kann die Widerlegung dieſer Schrift mit zu Ausrottung dieſer in der That ſchädlichen Meinung etwas beytragen.

ſind einige Stellen, in welchen Sie ſich Mühe gegeben hatten, den Saz, daß die Materie denken kann, über einen Haufen zu werfen: (ich muß Ihnen hierbey geſtehen, daß ich vor dieſen Saz immer eingenommen geweſen bin.) Ich las Dero Beweiſe mit Aufmerkſamkeit durch: allein meine Einbildungskraft war ſo unglücklich verwöhnt, daß Ihre Beweisgründe, mein Herr! nicht den geringſten Eindruck in ſie machen konnten.

Ich dachte der Sache weiter nach, meine Seele wurde von wichtigen Zweifeln eingenommen, ſie fand ihre Schlüſſe nicht ſtark genug, und im Gegentheil ergründete ſie viele Einwürfe wider die Wirklichkeit eines Geiſtes in unſerm Körper. Was war zu thun? Niemand konnte mir hierinnen hinlänglichen Unterricht geben, mein Entſchluß fiel alſo dahin aus, zu Ew. ꝛc. Zuflucht zu nehmen, und mich bey Denenſelben Raths zu erholen: und dieſes that ich um ſo viel lieber, da ich mir von Dero Gelehrſamkeit eine gründliche Unterweiſung verſprechen konnte.

Ich habe mir alſo die Freyheit genommen, erſtlich Dero Beweiſe zu widerlegen, und ſodann einige Gegenbeweiſe, daß unſre Seele kein Geiſt ſeyn könne, beyzufügen. Ich hoffe von Ew. ꝛc. Gütigkeit, daß Sie mich nicht in der Ungewißheit ſtecken laſſen, ſondern die Wahrheit entweder des einen oder des andern zeigen werden. Ew. ꝛc. können verſichert ſeyn, daß ich auch als ein Ungenannter jederzeit dankbar ſeyn werde.

Ich werde Dero Schlüſſen in der Ordnung folgen. Sie haben ſich gleich in dem erſten angelegen ſeyn laſſen, zu behaupten: es faſſe einen Widerſpruch in ſich, daß die

Materie denken kann. Wir wollen ihn zergliedern und ſehen, was er vor ein Gewichte hat.

Sie ſagen: Die Materie iſt nur ein leidendes Weſen, ſie beſtehet unſtreitig aus Theilen oder zuſammengeſetzten Dingen: es kann nichts einen Eindruck in ſie machen, als was ſie beruhrte. Ich gebe Ihnen völligen Beyfall. Hieraus folget aber nicht, daß ſie allemal, wenn ſie denken will, erſt unmittelbar berühret werden oder korperliche Gegenſtände vor ſich haben müſſe b). Viel

weniger

---

b) Dieſes folget allerdings. Es iſt hier dasjenige zu erwägen, was wir in der vorhergehenden Abhandlung erwieſen haben, nämlich daß die Materie ſowohl kein Bewußtſeyn haben kann, ohne welches doch kein Denken möglich iſt, als auch, daß ſie ohne vorhergegangene Empfindung nicht denken könnte. Ja ſo gar die bereits durch die ſinnlichen Werkzeuge erworbenen Begriffe würde ſich die Materie ohne eine neue ähnliche Empfindung nicht wieder erinnern können. Denn wenn auch die Materie ein Bewußtſeyn haben könnte; ſo müßten die in derſelben eingedrückten und vorhandenen Bilderchen entweder alle zugleich in ihrer Erinnerung ſchweben, oder die Materie könnte ſich ohne eine neue Empfindung kein altes Bildchen wieder vorſtellen, weil kein zureichender Grund vorhanden wäre, warum dieſes und nicht ein andres Bildchen den Vorzug in der Wiedererinnerung haben ſolte. Der Wille der denkenden Materie kann dieſer zureichende Grund nicht ſeyn. Dieſer ſetzet eine Thätigkeit voraus, welche die Materie nicht haben kann; und ſelbſt der Entſchluß des Willens kann in der Materie nicht ſtatt haben, weil der Entſchluß kein Bild und Vorſtellung haben kann. Man ſehe was ich daſelbſt weiter ausgeführet habe.

weniger werden mein Herr zeigen können, daß dasjenige, was uns in die Sinne fällt, keine Berührung der Materie ſey. Ich werde dieſes beweiſen können.

Wenn unſre Augen etwas anſehen, ſo fällt der Strahl von dem Gegenſtande auf die humores des Auges bis auf die retinam, und mahlt das Bild von dem Object drauf: dieſes Bildchen wird von da folgends durch ſubtile Nerven bis in unſer Gehirne fortgeſchafft, und dieſes prägt ſich die Seele ein. Gleichergeſtalt iſt es mit dem Gehöre beſchaffen, wenn der Schall auf das tympanum, und von da durch ſubtile Nerven in das Gehirne fällt. Iſt denn dieſes keine Berührung der Materie?

Bey den übrigen Sinnen iſt vollends nicht der geringſte Zweifel vorhanden. Können mein Herr etwas bey recht dunkler Nacht ſehen, wenn der Strahl von dem Gegenſtande nicht in ihre Augen fallen kann? Können Sie wohl etwas hören, wenn Sie ſich die Ohren mit Wachs verſtopfen laſſen? Hieraus kann man erkennen, daß alles, was uns in die Sinne fällt, eine Berührung der Materie ſey. Solte ſich ein Menſch, der blind und taub gebohren worden, Begriffe von Dingen machen können, würde der nicht dümmer als ein Vieh ſeyn? Können Sie ſich einen Begriff von der Stadt Alcair machen, wenn Sie dieſelbe niemals weder in Natur, noch im Kupferſtiche geſehen, oder ihre Beſchaffenheit durch Erzählungen (c) wiſſen? Und hieraus ſiehet man, daß wir

(c) Es iſt falſch, daß ſich eine denkende Materie durch Erzählungen Begriffe machen könnte. Sie müßte ſich alsdenn das nicht anders, als durch die Sinne Begriffe machen können.

Wenn die Materie durch die Urbilder, die uns in die Sinne fallen, berühret wird; ſo präget ſie ſich hievon Nachbilder ein. Dieſe kann ſie in ſich erkennen und unterſcheiden (d). Aus der Erkenntniß und Unterſcheidung entſtehet das Bewuſtſeyn. Wollen wir nun an etwas gedenken, ſo ſucht die Materie das gemachte Nachbild von dem Urbilde hervor, wir können alſo an etwas Abweſendes gedenken, ohne, daß die Materie erſt unmittelbar darf berühret werden, und ohne, daß ſie körperliche Gegenſtände vor ſich hat. Sie ſetzet folgends die gehörigen Bilder zuſammen, hieraus entſtehen Reden und Schlüſſe, und ſo fällt auch dieſer Satz, daß die Materie keine Schlüſſe machen könne, über einen Haufen.

Die Schlüſſe haben allerdings körperliche Urbilder in der Welt (e). Ich will einmal einen Schluß machen, und dadurch meine Worte beweiſen.

Ein

---

das Bildchen ſelbſt machen, ohne daß es ihr durch die ſinnlichen Werkzeuge eingedrückt würde; und dieſes kann ſie ohne Thätigkeit unmöglich bewerkſtelligen.

d) Dieſes wird ohne allen Beweiß angenommen. Wir haben in der vorhergehenden Abhandlung genugſam das Gegentheil erwieſen.

e) Dieſes iſt von den wenigſten Schlüſſen wahr. Alle Schlüſſe, die man von moraliſchen Dingen macht, haben keine körperlichen Urbilder; und alle Wiſſenſchaften beruhen größtentheils auf Schlüſſen, die keine körperlichen Urbilder haben. Ueberdies, wenn man ſagt, daß die Schlüſſe keine körperlichen Urbilder haben: ſo verſtehet ſich dieſes nicht von einem jeden Satze des Schluſſes, ſondern von dem Schluſſe ſelbſt.

Wenn

Ein Seiltänzer muß hurtige Beine haben,
Titius will ein Seiltänzer ſeyn,
Ergo, muß er hurtige Beine haben.

Sind ein Seiltänzer, Titius und hurtige Beine keine körperliche Urbilder in der Welt? Wüßte jemand nicht, was ein Seiltänzer, ein Titius und hurtige Beine vor Dinge wären, der würde dieſen Schluß nicht machen können. Und ſo iſt es mit allen Schlüſſen beſchaffen. Es faſſet alſo noch zur Zeit keinen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken kann.

Ich komme zum zweyten Beweiſe. Ich gebe den Vorderſatz dieſes Beweiſes gerne zu: allein ich läugne den Nachſatz. Es iſt wahr, das Bewußtſeyn eines Dinges beſtehet in der Unterſcheidung deſſelben von andern Dingen, die Materie leidet auch nichts, als Größen und Figuren (f). Meſſen kann aber die Größen und

Figu-

Wenn gleich jeder Satz von einem körperlichen Dinge handelt; ſo kann man deshalb von dem daraus entſtehenden Schluß keine körperliche Figur oder Vorſtellung haben. Ein Schluß vergleicht entweder die Dinge mit einander, oder ſondert ſie von einander ab. Von dieſer Vergleichung oder Abſonderung iſt kein körperliches Bild möglich, folglich hat gar kein Schluß körperliche Urbilder; und da die Materie nichts als körperliche Bilder haben kann: ſo könnte alſo eine Materie keine Schlüſſe machen.

f) Hier ſind wir nicht recht verſtanden worden. Mithin fällt das folgende hinweg. Die Unterſcheidung ſelbſt, oder die Handlung, wenn die Seele etwas unterſcheidet, kann keine Figur oder körperliche Abbildung haben. Da nun in der Materie nichts, als Figuren und Größen ſeyn können; ſo kann die Materie nichts unterſcheiden. So viel hatten wir ſagen wollen. Man ſehe die vorhergehende Anmerkung.

Figuren alle einander ſo gleich an der Größe ſeyn, daß ſie die Materie nicht unterſcheiden kann? giebt es nicht einerley Größen?

Muß nicht das Nachbild von dem Urbilde eines Kirchthurms in der Materie größer ſeyn, als eines Sandkörnchens? doch, geſetzt, die Größen in der Materie wären einander an Größe völlig gleich: ſo könnte doch die Materie die Größen an der Verſchiedenheit derer Weſen und Eigenſchaften der Urbilder unterſcheiden. Ich laſſe mir zum Exempel drey Kugeln von gleicher Größe, eine von Metall, die andre von Stein, und die dritte von Holz machen; ſo kann ich doch dieſe Kugeln an ihrem Weſen unterſcheiden, ob ſie einander ſchon an Größe gleich ſind. Die Urbilder in der Welt ſind dem Weſen und der Eigenſchaft nach, alle von einander unterſchieden; alſo kann auch die Materie ihre gemachten Nachbilder, ob ſie einander ſchon an Größe gleich wären, unterſcheiden. Können ſie aber der Materie ein Bewußtſeyn abſprechen, welches in der Erkenntniß und Unterſcheidung ihrer Bilder und Figuren gegrundet iſt? Ich ſehe demnach auch hier keinen Widerſpruch, daß die Materie denken kann.

Mein Herr! es folget nun ein Satz, der zu ihrem eignen Nachtheil gereichet. Erlauben Sie Dero eigne Waffen wider Sie zu gebrauchen. Sie ſagen: alle Größen oder Figuren, die in einer Materie ſind, nehmen einen gewiſſen Raum in eben der Materie ein. Ich gebe es zu. Wenn demnach die Gedanken Größen oder Figuren ſind; ſo müſſen ſie einen gewiſſen Raum in der Materie einnehmen. Ich widerſpreche es nicht. Alles was einen Raum einnimmt, wenn es öfters neben einander geſetzet wird, es ſey auch ſo klein als es wolle, erfüllet endlich dieſen Raum.

Ich habe hiebey nichts zu erinnern. Die Gedanken müßten alsdenn die Materie erfüllen. Sie haben recht. Wenn die Materie durch Figuren oder Bilder erfüllet iſt, ſo haben entweder keine neuen mehr Platz, oder die alten müſſen ausgeloſchet werden. Ich läugne es nicht. Es müßte alſo eine Zeit kommen, in welcher die Materie keiner Gedanken mehr fähig wäre, oder die alten müßten ausgeloſchet werden. Sie haben meinen Beyfall. Und dieſe Zeit könnte ſich bey der unzähligen Menge der Gedanken, wenn wir auch eine jede Figur einer Gedanke wie ein Sandkörnchen annehmen, über zehen Jahre nicht erſtrecken. Hier finde ich was zu erinnern.

Es iſt nicht nöthig, daß wir die Figuren der Gedanken ſo groß wie Sandkörnchen annehmen, es giebt noch viel kleinere Dinge in der Welt. Wir haben Sonnenſtäubchen, die kaum mit einem Vergrößerungs-Glaſe können geſehen werden, wer will mir es wehren, wenn ich eine jede Figur einer Gedanke nur wie ein ſolches Sonnenſtäubchen annehme, und alsdenn wird ſich die Zeit viel länger erſtrecken (g).

Wir

---

g) Ob man gleich niemand wehren kann, die Bilderchen in der denkenden Materie als Sonnen Stäubchen anzunehmen; ſo fragt ſich doch, ob zu dieſer Annehmung ein zureichender Grund vorhanden iſt. Unſre ſinnlichen Werkzeuge, wodurch doch das Bildchen eingedrückt werden muß, erſtrecken ſich nicht auf die allerkleinſten Dinge in der Natur: und ein Bild oder Figur muß ja noch beſondre Theile haben, die alle erkennet werden müſſen.

Wir wollen in Dero Schlüſſen weiter gehen. Was in der Materie einmal ausgelöſcht iſt, kann weder ſie ſelbſt, noch ein andrer erkennen: folglich müßte die Materie einmal aufhören neue Gedanken zu bekommen, oder ſie müßte ſich der alten gar nicht mehr erinnern können. So weit bin ich mit Ihnen einerley Meinung. Da wir nun in unſrer Kraft zu denken eine ganz andre Beſchaffenheit wahrnehmen, ſo hält es in der That einen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken kann.

Mein Herr! ich bin begierig zu wiſſen, worinnen dieſe ganz andre Beſchaffenheit in der Kraft zu denken beſtehen müſſe? Ich vor meine Perſohn habe niemals eine andre Beſchaffenheit, als Sie in Ihren Schlüſſen gezeigt haben, wahrgenommen. Sagen Sie mir, werden nicht viel von unſern alten Bildeen und Begriffen ausgelöſcht? Können Sie ſich wohl aller Begriffe, die Sie ſich jemals gemacht haben, erinnern? Ich werde dieſes unten weitläuftiger zeigen. Nur bey dieſem einzigen Schluſſe: Was einmal in der Materie ausgelöſcht iſt, kann weder ſie noch ein andrer erkennen, werde ich noch etwas ſagen.

Er beſtärket meine eigne Hypotheſin. Es iſt unmöglich, daß ſie nicht einige alte Bilder und Begriffe ſelten verlohren haben; und dieſer Bilder werden ſie ſich auch nicht erinnern können, wenn ſie ſich nicht von denen Urbildern erſt neue Nachbilder eingepräget haben (h); ich

---

h) Es kommt darauf an, ob wir eine gehabte Vorſtellung ſo ſehr vergeſſen, daß wir uns niemals wieder erinnern können, daß wir ſie jemals gehabt haben, wenn ſie uns von neuem ich ſetze den Fall, Sie wollen eine Stelle aus einem Buche irgendswo anführen; Sie haben aber ſelbige vergeſſen, und können ſich auch ihrer nicht erinnern: müſſen Sie nicht das Buch ſelbſt zu Hülfe nehmen, die Stelle nachſchlagen, und ſich von dem Urbilde ein neues Nachbild einprägen? Dieſes würden Sie nicht nöthig haben, wenn Sie alle Bilder und Begriffe behielten; ja, dieſes würde nicht nöthig ſeyn, wenn unſre Seele ein Geiſt wäre. Es faſſet alſo auch dieſes keinen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken kann.

Mein Herr! Sie führen einen Beweiß mit dem Freyherrn von Wolf an. Ich ſehe aber nicht, wie Sie mit demſelben erweiſen wollen, daß wir die Gedanken als außer uns wahrnehmen (1). Der Minor in dieſem Schluſſe gilt nicht, Sie nehmen ihn unerwieſen an, und werden ihn auch wohl ſchwerlich beweiſen können. Ich hoffe zu zeigen, daß dieſer Satz einen Widerſpruch in ſich faſſe.

Ich

---

neuen vorkömmt. Ich und alle andre Leute haben dieſe Erinnerung. Dieſe könnten wir aber nicht haben, wenn eine Materie in uns gedächte, weil dasjenige, was in der Materie einmal völlig ausgelöſcht wird, ſo gut iſt, als wäre es niemals vorhanden geweſen.

1) Hier ſind wir abermals nicht recht verſtanden worden: und mithin fällt das folgende von ſelbſt dahin. Die Sache kommt aber darauf an. Wenn wir Gedanken und Vorſtellungen haben, ſo ſtellen wir uns alles außer uns vor, nicht, als wenn es in uns oder in unſerm Kopfe wäre. Dieſes leztere müßte aber geſchehen, wenn die Materie denken könnte, weil die Bilder eben in der Materie wären, und alſo lediglich in derſelben wahrgenommen werden könnten.

Ich kann nur durch meine äußerlichen Sinne etwas außer mir wahrnehmen, und das, was ich außer mir wahrnehme, iſt außer mir, wir müßten alſo auch die Gedanken durch unſre Sinne außer uns wahrnehmen, welche Wahrnehmung ich nicht begreifen kann: nehmen wir aber die Gedanken außer uns wahr, es ſey nun auf welcherley Art es wolle, ſo ſind ſie außer uns. Die Gedanken ſind Eigenſchaften unſrer Seele, und alſo müſſen ſie in der Seele ſeyn, die Seele iſt in uns, folglich müſſen die Gedanken in uns ſeyn. Nehmen wir ſie aber außer uns wahr, ſo müſſen ſie auch zu gleicher Zeit außer uns ſeyn. In uns, und außer uns, zu gleicher Zeit ſeyn, iſt ein Widerſpruch. Wenn ich mir Leipzig in Gedanken vorſtelle, ſo ſind meine Gedanken nicht außer mir und in Leipzig, ſondern ſie betrachten nur das Nachbild, welches ſich meine Seele von dem Urbilde eingepräget hat, daß wir übrigens die Gedanken in uns wahrnehmen, veroffenbahret ſich bey langen und ſcharfen Meditiren mehr als zu deutlich, wenn uns der Kopf ganz wüſte wird. Ich wünſche alſo nichts mehr, als Dero Auslegung und Beweiß dieſes Satzes zu ſehen.

Ich will hier den Satz des Hrn. Loke, daß das Weſen der Dinge willkührlich ſey, nicht vertheidigen, er findet meinen Beyfall nicht, und ich ſehe auch nicht, was nun dieſer Satz vor Vortheil bringen könnte. Allein, was den Herrn von Voltaire betrift, glaube ich nicht, daß Sie ihm eine Verſtümmelung des Schluſſes ſeiner Gegner mit Recht verwerfen können: mich deucht, daß die Auslegung ganz gut gerathen ſey.

Es wird kein Philoſophe behaupten wollen, daß er alle Eigenſchaften der Materie kenne: mein Herr geben es ſelbſt in verſchiednen Stellen ihrer Schriften deutlich zu verſtehen, auch an dieſem Orte ſagen Sie: Sie könnten ſo viel aus der Materie erkennen, daß Sie gewiß wüßten, die Materie könnte unmöglich denken. Wenn ich dieſe Worte recht betrachte, ſo heißen ſie ſo viel: ich kenne die Materie einiger maaßen; ob ich aber gleich nicht alle Eigenſchaften derſelben weiß, ſo erkenne ich doch ſo viel aus derſelben, daß ſie nicht denken kann.

Das Wörtchen, ſo viel, giebt Ihrem Satze kein Gewichte. Wie kann ich mit Gewißheit behaupten, daß eine Sache dieſe oder jene Eigenſchaften nicht haben kann, wenn ich die Sache nicht recht kenne (k)? Wenn ich einen Indianer nach Teutſchland brächte, und ihm einen Kirſch-Baum mit dem Bedeuten zeigete, daß dieſer Baum rothe Beeren, welche man Kirſchen nennet, trüge, und er antwortete mir: ich ſehe zwar, daß dieſes ein Baum iſt; ohnerachtet ich aber nicht alle Eigenſchaften deſſelben weiß; ſo erkenne ich doch ſo viel aus demſelben, daß er unmöglich Kirſchen tragen kann: ſo würde ein Schluß

---

k) Wenn man hier erwäget, daß die Materie keine widerſtreitende Eigenſchaften haben kann, wie wir in der vorhergehenden Abhandlung ausgeführet haben; ſo iſt es alles was hier geſagt wird, vergeblich: und wenn der Indianer einige Eigenſchaften eines Kirſch-Baums wüßte, geſetzt, daß ſie ihm nicht alle bekannt wären, ſo würde er entweder ſo nicht ſagen; oder der Baum würde kein Kirſch-Baum ſeyn.

Schluß dem andern ſo ahnlich ſehen, als ein Sperling dem andern.

Sie haben Recht, daß der Herr Voltaire im nachfolgenden Satze die moraliſche Nothwendigkeit mit der metaphyſiſchen vermiſcht hat. Ich glaube aber auch, daß er der Weisheit Gottes nicht den geringſten Abbruch thun könnte, wenn er der Materie die Kraft zu denken beygelegt hätte. Ich halte vielmehr davor, daß er nach ſeiner Weisheit den Menſchen nicht aus Materie und Geiſt, als entgegengeſetzten Dingen, hat zuſammenſchmieden können (1).

Mein Herr! ich werde nunmehr etliche Einwürfe wider die Wirklichkeit eines Geiſtes in unſerm Körper machen, und durch den Satz des Widerſpruchs zeigen, daß unſre Seele kein Geiſt ſeyn könne. Ich präſupponire hierbey, daß der Geiſt ſeine Wohnung in dem Gehirne, wie man davor hält, habe; und doch, er mag ſie auch in einem andern Theile des Leibes, oder in dem ganzen Körper haben, ſo wird dieſes meinen Einwürfen keinen Schaden thun. Der erſte ſoll dieſer ſeyn: Die Materie, oder unſer Gehirne iſt aus unzähligen kleinen Theilchen zuſammengeſetzt; zwiſchen den allerſubtilſten Theil-

chen

---

1) Das Wort Menſch iſt ein moraliſcher Begrif von zwey unterſchiedenen Weſen: und es iſt aus Geiſt und Körper gar nicht ein einziges Ding zuſammengeſchmiedet. Die Weisheit Gottes aber muß dieſe beyden Weſen mit einander verbinden, weil er Bewohner einer körperlichen Welt ſchaffen, und ihnen doch auch ihre freyen Handlungen zurechnen, und mithin nach Zerſtöhrung ihres Körpers Strafen oder Belohnungen geben wolte.

chen ſind ohnſtreitig ſubtile genug: Nun kann ein Geiſt unmöglich in den Theilchen der Materie ſeyn, es müßten ſonſt die Theilchen aus Geiſt und Materie, zweyen entgegengeſetzten Dingen zugleich beſtehen, welches wider den Satz des Widerſpruchs iſt: er muß folglich zwiſchen dieſe unzählige Theilchen in die Poren zertheilt ſeyn, und dieſe Theilchen umſchließen (m). Allein, ein Geiſt iſt ein einfaches Weſen, in jedem Puncte, wo er iſt, iſt er ganz zugegen, wie kann er demnach ein anderes Ding, das Theile hat, umſchließen? Ich bediene mich allhier mit Fleiß Dero eigenen Schluſſes, den Sie in der Unterſuchung vom Raume gemacht haben, (Erg. 4 B. 1 St. S. 57.) ja wie kann er alſo in ſo viele Theile zertheilt ſeyn? Einfach und zertheilt ſeyn, iſt ein Widerſpruch.

Ein jedes Ding, das in ein ander Ding, welches eine Größe hat, eingeſchloſſen iſt, muß ſelbſt eine Größe haben (n); hat es keine Größe, ſo muß auch dasjenige, wo-

m) Wenn nur dieſe zwey Fälle möglich wären; ſo würde der Herr Verfaſſer Recht haben. Es giebt aber den dritten Fall. Der Geiſt braucht nicht in dem Gehirne zu ſeyn. Er kann außer demſelben oder nahe bey demſelben befindlich ſeyn; und dieſes letztere iſt weit wahrſcheinlicher, damit er ſo wohl auf die Empfindungen, die durch die ſinnlichen Werkzeuge in das Gehirne gebracht werden, Acht haben, als auch die zu Hervorbringung der [illegible] nöthigen erforderliche Bewegungen in dem Gehirne bewirken kann.

n) Es iſt wider dieſen Satz verſchiedenes zu erinnern. Etwas einſchließen kann man nur von einer körperlichen Sache ſagen. Man kann alſo dieſes Wort in dem gegenwärtigen hältniß, worinnen es iſt, keine Größe haben, denn man würde ſonſt wider den Satz des Widerſpruchs anſtoßen. Ein Geiſt iſt ein einfach Weſen, ein einfach Weſen hat keine Größe; ich nehme dieſen Satz als demonſtrirt an, denn die Größe entſtehet aus der Zuſammenſetzung. Nun hat ja unſer Gehirne eine Größe, folglich muß auch unſer Geiſt, der darinnen eingeſchloſſen iſt, eine Größe haben. Ein einfaches Weſen hat aber keine Größe, alſo kann unſre Seele kein Geiſt ſeyn.

Es folget hieraus noch ein andrer Beweiß. Ein Geiſt kann keine Größe haben, die Größe entſteht aus der Zuſammenſetzung, und alles was zuſammengeſetzt iſt, muß materiel ſeyn. Was keine Größe hat, iſt nicht ausgedehnt, was nicht ausgedehnt iſt, hat keine Weite, was keine Weite hat, hat kein Ende (o), was kein Ende hat,

iſt

Falle nicht gebrauchen, ohne ſchon vorauszuſetzen, daß unſre Seele kein Geiſt iſt. Der Satz muß alſo folgendergeſtalt lauten; Ein jedes Ding, welches in einem andern Dinge, das eine Größe hat, befindlich iſt, muß ſelbſt eine Größe haben: und dann iſt er nicht allgemein wahr. Wenn die Luft aus dem Recipienten herausgepumpt iſt; ſo iſt ein leerer Raum darinnen; und von demſelben kann man nicht ſagen, daß er an und vor ſich ſelbſt eine Größe habe. Was vor einen üblen Begrif würden wir auch von der Allgegenwart Gottes erlangen, wenn dieſer Satz wahr wäre. Gott iſt allenthalben in der körperlichen Welt, die eine Größe hat, befindlich. Folglich müßte er, in ſo fern er in der Welt iſt, eine Größe haben.

o) Das Wort Ende iſt zweydeutig. Soll es ſo viel heiſſen als Seiten; ſo iſt die Folge richtig; allein, alsdenn höret

die

iſt allenthalben. Es folget alſo hieraus, daß unſre Seele allenthalben ſeyn müſſe, und da ſie dieſes nicht iſt, ſo faſſet es einen Widerſpruch in ſich, daß unſre Seele ein Geiſt ſey.

Alles was ſich einſchlieſſen läßt (p) muß eine leidende Natur haben; dieſe leidende Natur hat nur die Materie, ein einfach Weſen kann keine leidende Natur haben. Wie kann ſich nun ein einfaches Weſen einſchlieſſen laſſen, und dieſes noch dazu von einer und in eine Materie, die ſelbſt ein leidendes Weſen iſt. Iſt dieſes nicht ein Widerſpruch? Solten wir nicht bald dem Idealiſmo

---

die weitere Folge auf, und ein dergleichen Ding kann nicht allenthalben ſeyn. Soll es aber ſo viel heißen als unendlich; ſo iſt es falſch, daß dasjenige, was keine Weite hat, auch ohne Ende iſt. Zwiſchen keine Weite haben, und ohne Ende ſeyn, iſt weder ein Verhältniß noch Folge. Ein Ding, das weder Weite, noch Seiten hat, kann in ſich ſelbſt durch die Beſchaffenheit ſeiner Kräfte eingeſchränkt ſeyn, daß es nicht allenthalben ſeyn kann. Dieſes faſſet keinen Widerſpruch in ſich. Unterdeſſen glaube ich vor mein Theil, daß ein jeder erſchaffner Geiſt eine ſubtile körperliche Einfaſſung hat, die um ſo mehr einen Unterſchied zwiſchen einem endlichen und unendlichen Geiſt darſtellen kann.

(p) Das falſche der folgenden Schlüſſe beruhet abermals auf dem Worte: einſchlieſſen. Dieſes kann man nur von körperlichen Dingen ſagen. Man ſetzet alſo das materielle der Seelen ſchon voraus. Denn wenn man davor ſetzet: alles was in einer andern Sache befindlich iſt, muß eine leidende Natur haben; ſo ſiehet man ſo gleich, daß dieſer Satz nicht richtig iſt.

Recht geben, und unſre Körper vor phoenomena halten? Wenn es übrigens möglich iſt, daß ſich ein Geiſt läßt in einen Körper einſchließen, ſo ſind alle Kobbolde- und Hexenmährchen möglich; ſo iſt es möglich, daß die Teufels-Banner, die Geſpenſter und Kobbolde in Renzel und Flaſchen ſtecken, in Eichen-Bäume pflöcken, und in Steinklüfte, alte Löcher und Gewölber bannen können, und warum? Ein Geiſt läßt ſich ja in einen Körper einſchließen.

Ein Geiſt iſt ein einfach Weſen, ein einfach Weſen muß alle Begriffe, die es ſich jemals von Dingen gemacht hat, behalten (q). Iſt nun in unſrer Seele ein Geiſt, ſo muß ſie auch alle Begriffe, die ſie ſich jemals hat gemacht, behalten. Mein Herr! wiſſen Sie wohl noch alle Begriffe, die Sie ſich Zeit Ihres Lebens gemacht haben, können Sie ſich wohl alles desjenigen, was Sie in Ihrer Jugend gethan haben, erinnern? Haben Sie alle bey Ihrer Jugend in den Schulen gelernte Lehren behalten, ja haben Sie wohl alles behalten, was Sie jemals in Büchern geleſen haben? Es iſt unmöglich, daß Sie nicht etwas ſolten vergeſſen haben. Alſo hält auch dieſes einen Widerſpruch

in

---

q) Dieſes würde wahr ſeyn, wenn die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung wahr wäre. Denn außer derſelben ſiehet man leicht, daß die Vereinigung mit dem Körper daran Schuld ſey, auch zu der Wiedererinnerung muß die Seele gewiſſe Bewegungen im Gehirne hervorbringen. Ueberdies iſt es mit nichts erwieſen, daß ein Geiſt alle Begriffe behalten müſſe. Ein eingeſchränktes Weſen, das nicht alles auf einmal ſeyn kann, kann auch wieder Begriffe verliehren.

in ſich, daß unſre Seele ein Geiſt ſey. Ein Geiſt hat zu allen Zeiten gleiche Kräfte: ſo bald er anfängt zu ſeyn, hat er die Kräfte, die er hat, wenn er ſchon lange geweſen iſt (r). Hat er zu aller Zeit gleiche Kräfte, ſo muß er ſich im Anfange ſeines Seyns ſo gut Begriffe machen können, als wenn er ſchon lange gedauert hat: und dieſe Begriffe muß er unauslöſchlich behalten. Unſre Seele hat ſich demnach ſchon in Mutter-Leibe Begriffe machen können, und dieſe Begriffe muß ſie auch behalten haben. Es muß uns alſo unfehlbar bekannt ſeyn, wie es in Mutter Leibe bey unſrer Geburth und in unſrer zarteſten Kindheit zugegangen iſt. Da wir nun nichts weniger, als die-

---

r) Hierwider iſt gar vieles zu erinnern. Das Vermögen, in ſich ſelbſt und andern Dingen Veränderungen hervor zu bringen, iſt dasjenige, was wir eine Kraft nennen. Bey dieſer richtigen Erklärung aber folgt nicht, daß wir in Mutter-Leibe Begriffe haben, und ſolche behalten können, weil ein jedes Ding keine andre Veränderungen hervor bringen kann, als die der Stelle gemäß ſind, worinnen es ſich befindet. Ich habe ein Vermögen, jetzo des Herrn Verfaſſers Einwürfe mündlich anzuhören, und zu beantworten. Allein nach der Stelle, worinnen ich mich befinde, kann ich dieſe Veränderungen nicht hervorbringen. Aller Vermuthung nach werden hier aber im Grunde mehr Fähigkeiten als Kräfte gemeinet, daß nämlich ein Geiſt zu allen Zeiten gleiche Fähigkeiten haben müſſe. Allein, dieſes iſt nur von einem uneingeſchränkten Geiſte wahr, ein endliches und eingeſchränkter Geiſt kann dasjenige nur nach und nach ſeyn, was er ſeyn kann; und man kann hierwider nichts einwenden, wenn man erwäget, daß ein eingeſchränkter Geiſt nicht nothwendig iſt.

dieſes wiſſen; ſo faſſet es in der That einen Widerſpruch in ſich, daß unſre Seele ein Geiſt ſey.

Unſre Seele, wenn ſie ein einfaches Weſen iſt, muß von einer andern Seele in den Kräften im geringſten nicht unterſchieden ſeyn (s). Die verſchiednen Kräfte der Dinge, in der Materie, rühren von der verſchiednen Art der Zuſammenſetzung her, dieſes iſt aber von keinem einfachen Weſen zu ſagen. Wir wiſſen ja! nur mehr als zu wohl, daß dieſe Kräfte der Seelen von den Kräften andrer Seelen entſetzlich unterſchieden ſind. Wie ſchwehr fällt manchem nicht das Studiren, da er doch in Künſten, wozu er ſich einmal appliciren muß, gute Geſchicklichkeit äußert. Und dieſes ſo auch umgekehrt. Ich kenne einen Menſchen, der, ungeachtet vieles angewendeten Fleißes, und ungeachtet ſeines Lehrmeiſters Mühe, nicht im Stande war, etwas zu lernen, da er doch ſonſt eben nicht ſo dumm war. Giebt es nicht auch Menſchen genug, die zu allen Dingen ungeſchickt und einfältig ſind?

Mein

---

s) Hier werden abermals im Grunde mehr Fähigkeiten als Kräfte verſtanden. Es iſt aber falſch, daß alle Seelen gleiche Fähigkeiten haben müßten, wenn wir unterſuchen wollen, ob unſre Seele ein Geiſt iſt oder nicht; ſo können wir ſie nicht anders als in der Vereinigung mit dem Körper betrachten, weil ſie in dieſem Leben, ſie mag ein Geiſt ſeyn oder nicht, ohne Beyhülfe des Körpers nicht wirken kann. Alsdenn aber gilt die Urſache, die hier eingeſtanden wird, nämlich, daß die verſchiednen Fähigkeiten von der Art der Zuſammenſetzung des Körpers herrühren, mit dem die Seele vereiniget iſt. Folglich iſt dieſes kein Einwand.

Mein Herr! Sie werden mir nicht läugnen können, daß die Thiere einiger maaßen denken können, ob dieſes gleich in einem ganz ungleich geringern Grade iſt. Es veroffenbahret ſich an Hunden, Katzen und andern Thieren ſehr deutlich: rühret aber das Denken nur von einem Geiſte her, ſo muß auch ein Thier einen Geiſt haben (t). Ich könnte noch vielmehr Einwürfe machen, wenn ich Luſt hätte, weitläufig zu ſeyn.

Nur eins wird mir noch anzuführen erlaubt ſeyn. Kömmt Ihnen der Zuſtand eines Wahnſinnigen und im Verſtande corrupten Menſchen nicht bedenklich vor? Sie werden ſagen, es wären hieran allerley Zufälle im Gehirne Schuld, welche die Kräfte der Seelen hemmeten. Allein, dieſes will ich glauben, wenn man mir erſt den Einfluß der Materie in einen Geiſt beweiſen, und daraus zeigen wird, daß die Materie ſelbigen in ſeiner Wirkung verhindern kann (u). Man ſagt: es rühre von Ver-

---

t) Hier wird ganz wohl geſchloſſen: allein, alle gute Philoſophen glauben auch, daß die Seele der Thiere in der That Geiſter nur von einer geringern Claſſe ſind. Und das allerhöchſte Weſen kann ſie nach dem Tode des thieriſchen Körpers zu Verherrlichung ſeiner Größe, und zu ſehr weiſen Abſichten beſtimmet haben.

u) Dieſes iſt ganz leicht zu bewerkſtelligen. Wenn das Lehr-Gebäude des natürlichen Einfluſſes richtig iſt, ſo iſt leicht begreiflich, da der Geiſt während der Vereinigung nicht anders, als mit Beyhülfe des Körpers wirken kann, daß dieſe Wirkung verhindert werden muß, wenn in der Materie, ſtopfung und Verrückung zarter Nerven her: ich weiß aber nicht, was die Nerven vor eine Verbindung mit ei-

nem

terie,* in die er ſonſt wirket, eine Unordnung und Schwachheit vorhanden iſt. Die Unordnung der Materie braucht deswegen nicht in den Geiſt zu wirken, und ihm zu ſchaden. Es iſt genug, daß man ſiehet, daß der Geiſt verhindert wird zu wirken, ſo lange als er mit dem Körper vereiniget iſt, und dieſe Ordnung fortdauret. Ob nun zwar alſo in gegenwärtigem Fall den Einfluß der Materie in einen Geiſt, zu beweiſen nicht nöthig iſt: ſo wollen wir doch dieſe Schwürigkeit zu heben ſuchen. Unter den Lehr-Gebäuden von Vereinigung der Seele mit dem Leibe verdienet ohne Zweifel das von dem natürlichen Einfluß den Vorzug. Das Leibnitziſche und Carteſianiſche haben ſo offenbare Mängel, daß ſie ſelbſt bey den Verehrern und Nachfolgern dieſer beyden Welt-Weiſen wenig Beyfall finden. Bey dem Lehr-Gebäude des natürlichen Einfluſſes bleiben allein die Zweifel übrig, wie ein Geiſt in die Materie, und die Materie in einen Geiſt wirken kann: und vielleicht ſind dieſe Schwürigkeiten bey vielen die Urſache, weshalb ſie ſich den Materialiſmus gefallen laſſen; ſie ſind aber nicht ſo ſtark, daß wir deshalb unſer denkendes Weſen unter die Materie zu zehlen Urſache haben. Die Möglichkeit, daß ein Geiſt in die Materie wirken kann, können wir nicht läugnen, weil Gott als ein Geiſt unſtreitig in die Materie wirket, ob wir gleich die Art und Weiſe nicht einſehen können. Unſer eingeſchränkter Verſtand kennt weder die Eigenſchaften eines Geiſtes noch der Materie vollkommen: und unter den Eigenſchaften, die wir kennen iſt keine vorhanden, die dieſe Wirkung nicht zulieſe. Daß aber die Materie in den Geiſt wirket, kann man eigentlich

gar

nem Geiſte haben können. Man weiß Exempel, daß Leute durch einen Schlag vor den Kopf, durch einen Fall oder durch mehr dergleichen Umſtände den Gebrauch der Vernunft verlohren haben. Solte aber wohl ein Schlag dem Weſen und Kräften eines Geiſtes ſchaden können? Ich halte nicht davor.

Dieſes ſind diejenigen Einwürfe, welche ich unmöglich länger auf meinem Herzen habe behalten können, und deswegen Denenſelben zur gründlichen Prüfung darlege. Vielleicht bin ich ſo unglücklich, daß Sie nach vollbrachter Durchleſung den Kopf ſchütteln und mich in die Claſſe der groben Freydenker ſetzen, die Sie in Ihrem Buche gezüchtiget haben. Ich müſte es mir gefallen laſſen. Doch hoffe ich von Ew. ꝛc. Billigkeit, daß Sie mir wenigſtens eine Stelle unter denen ganz ſubtilen einräumen werden. Sie mögen mich aber ſetzen, in welche Claſſe Sie wollen, ſo ſchmeichle ich mir doch, mit Dero Ant-

---

gar nicht ſagen. Der Geiſt empfindet und nimmt dasjenige wahr, was in der Materie vorgehet, weil er an demjenigen Orte zugegen iſt, wo der Zuſammenfluß aller Wirkungen der ſinnlichen Werkzeuge iſt; und nach dem was er ſiehet und wahrnimmt, richtet er ſeine Entſchlüſſe und Handlungen ein. Dieſes iſt aber ſo wenig eine Wirkung der Materie in den Geiſt, als man ſagen kann, daß die Geſchöpfe in Gott wirken, weil Gott, da er allenthalben zugegen iſt, ihr Daſeyn und ihre Handlungen empfindet und wahrnimmt; und ſeine Vorſorge und Regierung darnach einrichtet. Was Gott in dem unermeßlichen Welt-Gebäude iſt, das iſt die Seele in ihrem kleinen Bezirk. Ich werde hiervon zu ſeiner Zeit ausführlich handeln.

Antwort beehret zu werden (x), und bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

ergebenſter Diener
Aporonander.

---

x) Das Verlangen, das der Herr Verfaſſer trägt, ſeine Zweifel gehoben zu ſehen, läſſet uns nach der Billigkeit und Liebe von ihm hoffen, daß er der Wahrheit Raum geben werde, wenn er unſre vorige Ausführung und jetzige Beantwortung reiflich erwägen wird: und deshalb haben wir auch ſein Verlangen nicht abſchlagen wollen, zumal da dadurch unſre vorige Ausführung überzeugender wird.

III.

Gedanken über die Frage: Ob in Gott veränderliche Vorſtellungen ſind?

Unter die glücklichen Wirkungen, die der Wachsthum der Wiſſenſchaften, beſonders aber der Weltweisheit, in den letzten Zeiten, vorgebracht hat, gehöret allerdings, daß uns die Philoſophen einen hohen und würdigen Begrif von dem allerhöchſten Weſen zu machen geſucht haben. Ein Newton, ein Loke, ein Clark haben dieſes in ihren Philoſophiſchen Lehrgebäuden mit einem rühmlichen Erfolge bewerkſtelliget.

Wir glauben, daß dieſes die höchſte Staffel der Wiſſenſchaften iſt, die wir Menſchen erreichen können. Unſer Verſtand kann faſt in allen andern Dingen die Wahrheit, oder doch eine höchſte Wahrſcheinlichkeit einſehen. Nur in Erlangung eines rechten Begriffs von der Unendlichkeit der Größe Gottes, iſt unſer endlicher Verſtand zu unhinlänglich. Jedermann wird mit uns hierinnen einig ſeyn.

Männer, die uns von der unbegreiflichen Größe Gottes eine höhere Erkenntniß beybringen, müſſen demnach allerdings in den Augen vernünftiger Menſchen verehrungswürdig ſcheinen. Dargegen können ſich diejenigen um den vernünftigen Theil der Menſchen wenig verdient machen, welche die bereits in der Welt erkannten und angenommenen erhabenen Begriffe, von dem allerhöchſten Weſen durch unreiſe Gedanken und unrichtige Folgen wieder auszurotten ſuchen.

Weil Gott ein nothwendiges, ſelbſtſtändiges und das allervollkommenſte Weſen iſt, das den Grund ſeines Seyns lediglich in ſich ſelbſt hat, und folglich ewig und unendlich iſt: ſo haben die beſten Weltweiſen unſrer Zeiten davor gehalten, daß in Gott weder Veränderungen noch veränderliche Vorſtellungen ſeyn können.

Hierwider hat man jüngſthin Zweifel erreget. Wir finden in dem 96ſten Stücke der Hamburgiſchen freyen Urtheile und Nachrichten vom Jahre 1745. Gedanken über den Satz: daß alles nothwendig unveränderlich ſey; und der Herr Verfaſſer derſelben ſuchet darinnen zu behaupten, daß in Gott allerdings veränderliche Vorſtellungen ſtatt haben können. Es wird uns erlaubt ſeyn, unſre Gedanken gleichfals hierüber vorzutragen; und wir hoffen, daß wir unſern Leſern einen würdigern Begriff von dem allerhöchſten Weſen zu machen im Stande ſeyn werden.

Uns deucht, der Herr Verfaſſer habe ſich von den menſchlichen Begriffen allzuſehr hinreißen laſſen, um nach denſelben die unendliche Größe Gottes auszumeſſen. Freylich. Wenn wir Gott nach menſchlichen Begriffen beurtheilen: ſo iſt es nicht anders möglich, als daß er ſich ehedem den Alexander als einen Fürſten vorgeſtellet haben muß, der den Erdkreiß verwüſtet; und nun muß er ſich denſelben vorſtellen als einen Fürſten, der den Erdkreiß verwüſtet hat. Allein, dieſe Art Gott zu beurtheilen, ſcheinet uns vor das allerhöchſte Weſen zu unwürdig.

Die menſchlichen Begriffe können auf zweyerley Art bey der Lehre Gottes angewendet werden. Einmal, wenn wir nach menſchlichen Begriffen von ihm reden, und dann, wenn wir ihn nach menſchlichen Begriffen beurtheilen. Wir wollen eine kleine Unterſuchung anſtellen, in wie weit eines oder das andere erlaubt ſey.

Die allervollkommenſten Eigenſchaften Gottes ſind vor den menſchlichen Verſtand ſo unermeßlich, daß wir öfters uns genöthiget ſehen, ſolche unter menſchlichen Leidenſchaften und Handlungen einzuhüllen, wenn wir uns nur einiger maßen einen Begrif davon machen wollen. Dieſes heißt nach menſchlichen Begriffen von Gott reden: und die Schrift iſt voll ſolcher Ausdrücke. Auf dieſe Art pflegen wir Gott, Erbarmung, Liebe, Sanftmuth und dergleichen Leidenſchaften beyzumeſſen.

In der That ſind die Leidenſchaften unendlich von Gott entfernet. Sie entſpringen allemal aus undeutlichen und dunklen Vorſtellungen. Gott aber ſiehet alles auf einmal mit der größten Deutlichkeit ein. Dennoch kann man ſich derſelben von Gott bedienen. So lange als die Leidenſchaften unſchuldig ſind, die man von ihm gebrauchet; ſo lange iſt auch die Vorſtellung untadelhaft.

Man kann aber mit den verderbten Leidenſchaften nicht eben alſo verfahren. Zorn, Rache und Eifer, man mag ſie mit dem Mantel der Gerechtigkeit behängen, wie man will, bleiben allemal tadelnswürdig, und können dannenhero dem allervollkommenſten Weſen ohne Ver-

gehen

geben niemals beygemeſſen werden. Alle Ausdrücke der heiligen Schrift von dieſer Art ſind unnachahmlich. Sie ſind nur vor die damaligen finſtern und unwiſſenden Zeiten erforderlich geweſen.

So weit heißt es nach menſchlichen Begriffen von Gott reden, und wir haben es zum Theil als erlaubt, zum Theil aber als unerlaubt gefunden. Allein, kein vernünftiger Menſch, am allerwenigſten aber ein Weltweiſer, wird es ſich einfallen laſſen, Gott nach menſchlichen Begriffen zu beurtheilen. Sobald, als wir vorausſetzen, daß Gott der Grund aller andern Dinge ſey; ſo können wir ganz leicht einſehen, daß er ſo unendlich über die menſchlichen Eigenſchaften erhaben ſeyn muß, daß er unmöglich darnach ausgemeſſen werden kann.

Wir geſtehen ganz gerne, daß aus dem Begriffe des Nothwendigen, wie es der Herr Verfaſſer der angeführten Gedanken erklähret, noch nicht folget, daß in Gott keine veränderliche Vorſtellungen ſind. Allein, da der Herr Verfaſſer hernach dieſe Erklährung des Nothwendigen auf Gott anwendet: ſo bedauren wir, daß er keine richtigere Erklährung beygebracht hat.

Wenn man nothwendig durch dasjenige erklähret, deſſen Gegentheil unmöglich iſt; ſo verſtehet man nur das nothwendig Mögliche. Die Möglichkeit iſt das Weſen der Dinge (*). Dieſe Möglichkeit iſt nothwendig, weil etwas nicht zugleich auf dieſe Art und Weiſe möglich und unmöglich ſeyn kann. In dieſem Verſtande iſt der

---

*) Des Herrn Canzler von Wolfs teutſche Metaph. 1. Th. §. 38.

Menſch und alle andre Dinge nothwendig. Wer wolte aber dieſe Erklärung bey der Nothwendigkeit Gottes gebrauchen, wenn man daraus mit Grund etwas beweiſen will?

Ein nothwendiges Weſen, wenn man von Gott reden will, iſt dasjenige, das den Grund, warum es iſt, in ſich ſelbſt hat (*): und nun wollen wir ſehen, ob daraus folgen wird, daß in Gott veränderliche Vorſtellungen ſind.

Ein Weſen, das ſeinen Grund, warum es iſt, in ſich ſelbſt hat, kann keine Wirkung von andern Weſen empfinden. Die Wirkung ſetzet voraus, daß vorher bloß etwas möglich geweſen iſt, welches durch ein gewiſſes Thun ſeine Wirklichkeit erlanget hat. In einem nothwendigen und ſelbſtſtändigen Weſen aber kann vorher nichts lediglich möglich geweſen ſeyn, am wenigſten aber dieſes Mögliche durch das Thun eines andern Weſens wirklich gemacht werden. Da nun veränderliche Vorſtellungen, das iſt, daß wir etwas jetzo ſo, jetzo anders empfinden, Wirkungen von andern Weſen ſind: ſo können dieſe veränderlichen Vorſtellungen in Gott keinen Platz finden.

Eben dieſes wird ſich noch deutlicher aus den Begriffen des Ewigen und Unendlichen zeigen laſſen. Ein nothwendiges Weſen iſt auch ewig. Denn wenn es nothwendig iſt: ſo iſt es unmöglich, daß es zu einer Zeit nicht geweſen iſt, und einmal nicht ſeyn kann. Was ewig iſt, hat weder Anfang noch Ende, und folglich iſt es nicht in der Zeit. Die Zeit iſt eine Ordnung der Dinge, wie ſie auf einander folgen, und alſo muß in ihr etwas das erſte, mithin ein Anfang geweſen ſeyn. Da wir nun keine veränderlichen Vorſtellungen gedenken können, wenn wir uns nicht verſchiedene Zeiten vorſtellen: ſo iſt es klar, daß in Gott keine veränderlichen Vorſtellungen ſind.

---

*) Des Herrn Canzler von Wolfs teutſche Metaph. I. Th. §. 928.

Wahrhaftig! ein vernünftiger Menſch muß vor den wunderlichen Folgen erſchrecken, die unumgänglich daraus abfließen, wenn man in Gott veränderliche Vorſtellungen glaubt. Es müßte in Gott eine gewiſſe Folge der Gedanken ſeyn. Dieſes iſt aber das allerdeutlichſte Kennzeichen der Zeit. Ja wir können uns keinen deutlichern Begriff von der Zeit machen, als durch die Folge unſrer Gedanken. Es folgte demnach unumgänglich, daß Gott in der Zeit wäre.

Man müßte ſo gar annehmen, daß Gott vor der Zeit in der Zeit geweſen wäre. Denn wenn in Gott veränderliche Vorſtellungen ſind: ſo muß er ſich nothwendig das Vorhaben der Schöpfung zuerſt vorgeſtellet haben, hernach aber die geſchehene Schöpfung. Durch die Schöpfung hat erſt die Zeit ihren Anfang genommen. Da nun in den verſchiedenen Vorſtellungen Gottes von der Schöpfung, die Vorſtellung von der vorhabenden Schöpfung unwiderſprechlich die erſte iſt: ſo müßte allerdings folgen, daß Gott vor der Schöpfung, das iſt, vor der Zeit, in der Zeit geweſen wäre.

Weil das nothwendige Weſen keinen Anfang und kein Ende hat: ſo iſt es unendlich. Ein unendliches Ding iſt uneingeſchränkt. Denn wir können uns keine

Schranken vorſtellen, wenn wir uns nicht zugleich ein Ende vorſtellen. Alle Veränderungen, die ſich in einem Dinge ereignen können, ſind Abwechſelungen der Schranken. Denn wir finden in einem Dinge weiter nichts als ſein Weſen, und die Einſchränkung deſſen, was in ſeinem Weſen Fortdaurendes iſt. Das Weſen aber iſt unveränderlich (*). Da nun alſo dasjenige, was keine Schranken hat, unmöglich Veränderungen leiden kann: ſo iſt es offenbar, daß in Gott keine veränderlichen Vorſtellungen ſeyn können.

Ein uneingeſchränktes Ding, weil in demſelben keine Veränderungen vorgehen können, hat alles wirklich auf einmal, was es haben kann. Da nun, ſo bald als eine andre Vorſtellung in der Seele geſchieht, etwas neues in derſelben hervorkommt, ſo kann ſolches in Gott, der alles wirklich auf einmal hat, was er haben kann, unmöglich geſchehen.

Ein Weſen, das alles auf einmal wirklich hat, was es haben kann, und das der Grund aller andern Dinge iſt, muß ſich alle Dinge, oder alle mögliche Welten, auf einmal mit der größten Deutlichkeit in ihrem Zuſammenhange vorſtellen. Wir nehmen als zuvor bewieſen an, um die Weitläuftigkeit zu vermeiden, daß das nothwendige Weſen der Grund aller andern Dinge iſt. Eine Welt iſt eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben einander ſind, und auf einander folgen, insgeſammt aber mit einander verknüpft ſind (**). Alle Begebenheiten, worinnen Gott veränderliche Vorſtellungen haben könnte,

---

*) Wolfs Metaph. I. Theil §. 42. 107.

**) Angeführte Metaph. I. Th. §. 544.

gehören ohnſtreitig unter dieſe Welten. Da ſich nun Gott alle mögliche Welten mit der gröſten Deutlichkeit zugleich und auf einmal vorſtellet: ſo folget unwiderſprechlich, daß in Gott keine veränderlichen Vorſtellungen ſeyn können.

Es würde nicht ſchwehr fallen, eben dieſes aus andern Eigenſchaften des allerhöchſten Weſens zu beweiſen. Wir halten aber gegenwärtiges vor hinlänglich, unſre Leſer zu überführen, daß ſich veränderliche Vorſtellungen mit dem Weſen des großen Gottes unmöglich zuſammen reimen laſſen.

Die Einwendung, die der Herr Verfaſſer der angeführten Gedanken macht: Gott müſſe ſich doch vorſtellen, daß die Dinge einmal in der Welt wirklich waren, die es jetzo nicht mehr ſind, und daß die Vorſtellung eines Gottloſen, der trotzig iſt, und grünet wie ein Lorbeerbaum, und die Vorſtellungen eben dieſes Gottloſen, wenn er dahin iſt, und nirgends funden wird, in dem göttlichen Verſtande zwey unterſchiedene Vorſtellungen ſeyn müſſen, iſt ſo unerheblich, daß ſie weiter nichts anzeiget, als daß ſich der Herr Verfaſſer, Gott als einen ſchwachen Menſchen vorſtellet, und ihn alſo nach menſchlichen Begriffen beurtheilet hat. Eine Art zu urtheilen, die wir oben vor einen Weltweiſen ſehr unwürdig gefunden haben.

Gott, dieſes allervollkommenſte Weſen, gegen deſſen unermäßliche und unbegreifliche Ewigkeit, die Dauer der Welt und alle darinnen vorfallende Begebenheiten, wenn ſie auch Millionen tauſend Jahre beſtehen ſolte, nicht einmal einen Augenblick gerechnet werden kann, iſt ſo unendlich über die Begriffe der Zeit und über die Folge der Gedanken erhaben, daß ein vernünftiger Menſch, ohne Beleidigung ſeiner allerheiligſten Majeſtät, nicht einmal daran gedenken darf, daß in ſeinen Vorſtellungen die geringſte Veränderung vorgehen könne.

Vielleicht würde der Herr Verfaſſer eine Einwendung gefunden haben, die etwas mehr Schein der Wahrſcheinlichkeit vor ſich gehabt hätte, wenn er ſich hätte die Mühe nehmen wollen, über ſeinen Gegenſtand beſſer nachzuſinnen. Wir wollen dieſelbe vortragen, um in einem Satze, davon der Gegenſatz die allervollkommenſten Eigenſchaften Gottes ſo offenbar beleidiget, nicht den geringſten Zweifel übrig zu laſſen.

Da ſich Gott alle mögliche Welten und alſo auch die wirkliche auf einmal mit der größten Deutlichkeit in ihrem Zuſammenhange vorſtellet; ſo folget daraus, daß er ſich die kleinſten Theile der Zeit in ihrem Unterſchiede auf die genaueſte Art vorſtellen muß (*). Dieſe Folge iſt ganz natürlich. Die beſten Weltweiſen ſind dieſer Meinung. Ja man hält ſolches vor eines der deutlichſten Kennzeichen der Vollkommenheiten Gottes.

Hieraus ſcheinet einiger maaßen zu folgen, daß in Gott veränderliche Vorſtellungen vorgehen müßten. Denn wenn man die kleinſten Theile der Zeit in ihrem Unterſchiede vollkommen einſehen will; ſo ſcheinet allerdings, daß man eines von dem andern abſondern, und alſo von jedem beſondre Vorſtellung haben müſſe.

Dieſer Einwand iſt etwas wichtiger, als derjenige, den der mehrerwähnte Herr Verfaſſer anführet. Wir

---

*) Wolfs teutſche Metaph. 1. Th. §. 952. 964.

dürfen nur die unbegreifliche Ewigkeit Gottes erwägen; ſo muß uns ganz leicht einfallen, daß die Welt gleichſam nicht einen Augenblick vor ihm wirklich bleibt. Mithin iſt es nicht ſchwehr zu begreifen, daß die Abwechſlungen der darinnen vorfallenden Begebenheiten, da Gott nicht in der Zeit, und alſo eine lange und kurze Zeit bey ihm einerley iſt, keine veränderlichen Vorſtellungen in ihm machen können.

Allein, wir mögen uns die Dauer der Welt in Anſehung gegen Gott noch ſo kurz vorſtellen: ſo bald als Gott die kleinſten Theile der Zeit auf die deutlichſte Art von einander unterſcheidet: ſo iſt es einerley, ob die Welt tauſend Millionen Jahre, oder nur einen Augenblick vor Gott wirklich iſt. Wenn in einer Secunde ein kleines Würmlein, wie der Herr Canzler Wolf aus der Erfahrung des Delisle anführet (*), tauſendmal den Fuß bewegen kann; ſo muß Gott von dem tauſendſten Theil einer Secunde deutliche und beſondre Vorſtellungen haben. Wir hoffen aber auch dieſen von uns ſelbſt gemachten Einwurf auf eine überzeugende und deutliche Art zu heben.

Gott hat ſich von Ewigkeit in ſeinem unendlichen Verſtande alle mögliche Welten zugleich und auf einmal mit der größten Deutlichkeit in ihrem Zuſammenhange vorgeſtellet. Da nun eine Welt, eine Reihe veränderlicher Dinge iſt, wie wir oben angeführet haben: ſo muß ſich Gott auch die Zeit in jeder möglichen Welt in ihren kleinſten Theilen auf die deutlichſte Art zugleich, und auf einmal vorgeſtellet haben.

(*) Teutſche Metaph. 1. Th. §. 692.

Man kann ohnſtreitig zum Grunde ſetzen, daß die kleinſten Theile der Zeit jeder möglichen Welt in ſeinem allervollkommenſten Verſtande mit der größten Deutlichkeit von einander abgeſondert geblieben wären, wenn er gleich niemals eine Welt wirklich gemacht hätte. Weil damals die Zeit noch nicht den Anfang genommen hatte: ſo wird uns jedermann willig einräumen müſſen, daß damals, ungeachtet dieſer deutlichen Unterſcheidung der kleinſten Theile der Zeit, in dem göttlichen Verſtande keine veränderliche Vorſtellungen geweſen ſind.

Die Allmacht Gottes hat diejenige Welt zur Wirklichkeit gebracht, die ſeine allerhöchſte Weisheit, als die beſte gefunden hat. Man wird uns abermals zugeben müſſen, daß ſich Gott von Ewigkeit die jetzige Welt, da er ſie, als die beſte, wirklich gemacht hat, mit den kleinſten Theilen ihrer Zeit, in allem ihrem Unterſchiede, gleichfalls zugleich und auf einmal auf die deutlichſte Art vorgeſtellet hat. Durch die Wirklichkeit der Welt wird nichts neues in ihr hervor gebracht. Die geringſten Begebenheiten und die kleinſten Theile der Zeit, die in ihr verfallen, ſind eben diejenigen, die ſich Gott von Ewigkeit in allem ihrem Unterſchiede mit der größten Deutlichkeit zugleich und auf einmal vorgeſtellet hat. Durch die Wirklichkeit einer Sache, wird in einem denkenden Weſen nichts geändert. Die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Sache, ſind in einem Weſen, das ſich dieſe Sache vorſtellet, einerley. Wenn wir uns eine mögliche Sache zugleich und auf einmal in allen ihren Theilen vorſtellen können: ſo müſſen wir uns dieſelbe noch eben ſo vorſtellen können, wenn ſie gleich nunmehro wirklich iſt. Gott muß ſich alſo noch jetzo die kleinſten Theile der Zeit in allem ihrem Unterſchiede eben mit der gröſten Deutlichkeit zugleich und auf einmal vorſtellen, als er gethan hat, da ſie nur bloß möglich war, ohne daß er deshalb veränderliche Vorſtellungen hätte.

Unſer eingeſchränkter und endlicher Verſtand kann ſich zwar keinen deutlichen Begrif machen, auf was Art dieſes der uneingeſchränkte und unendliche Verſtand Gottes bewerkſtelliget. Allein es iſt doch nicht ganz und gar unmöglich, uns eine ſchwache Vorſtellung davon zu machen. Wir wollen es mit einem Gleichniſſe erläutern.

Wenn wir eine Kette vor uns haben, die wir auf einmal mit unſern Augen betrachten können: ſo haben wir mit einmal eine deutliche Vorſtellung von der Kette, zugleich aber beſonders von allen daran befindlichen Gelenken. Die Zeit mit ihren allerkleinſten Theilen iſt vor den unendlichen Verſtand Gottes eine weit kleinere Kette, als diejenige, die wir auf einmal mit unſern Augen überſehen können. Er ſiehet dieſelbe in allem ihrem Unterſchiede auf einmal mit der gröſten Deutlichkeit ein, ohne daß er nöthig hätte, ſich ein jedes Gelenke der kleinſten Zeit Theile beſonders vorzuſtellen, und dadurch veränderliche Vorſtellungen in ſich zu veranlaſſen.

Der Herr Verfaſſer mehrmals angeführter Gedanken, ſuchet noch zuletzt ſeine Meinung durch die Schrift zu rechtfertigen. Er ſagt: er behaupte ſonſt keine veränderliche Vorſtellung in Gott, als die uns von der Schrift angedeutet wird, wenn ſie ſagt, daß er am ſiebenden Tage geruhet. Wir wollen ſehen, ob ihn dieſer bibliſche Ausdruck entſchuldigen kann.

Es iſt ſehr offenbar, daß hier die Schrift auf die ei-
entlichſte Art nach menſchlichen Begriffen von Gott re-
et. Denn die Ruhe ſetzt allemal eine Arbeit und Er-
müdung voraus. Die Ermüdung aber folget unſtrei-
q aus Erſchöpfung der Kräfte. Wird ſich aber wohl
in vernünftiger Menſch jemals einfallen laſſen, daß Gott
urch die Werke ſeiner Allmacht gearbeitet und dadurch
eine Kräfte erſchöpfet habe. Da nun der Haupt-Aus-
ruck, nämlich, daß er geruhet habe, ſo offenbar nach
menſchlichen Begriffen von Gott geredet iſt: ſo wird nie-
mand laugnen können, daß die daraus folgende veränder-
liche Vorſtellung in Gott ebenfals als nach menſchlichen
Begriffen geredet, ausgeleget werden müſſe. Auf ſolche
Art würde es dem Herrn Verfaſſer ungemein leicht fal-
len, in vortreflichen Gedanken zu behaupten, daß Gott
die Menſchen verſtärke, wenn der Ausdruck der
Schrift philoſophiſche Gedanken allemal
rechtfertiget.

IV.

Betrachtung über die Allgegenwart Gottes.

Auch eine ungeübte Vernunft erkennet ganz leicht, daß ein allerhöchſtes Weſen allenthalben zugegen ſeyn müſſe. So bald als man voraus ſetzet, daß dieſes allerhöchſte Weſen der Urſprung aller Dinge iſt: ſo bald man ſich daſſelbe von einer ſolchen Macht vorſtellet, daß es alle Dinge hervor gebracht hat: ſo kann man ſich auch ganz leicht den Begrif davon machen, daß es allgegenwärtig ſey. Ein Weſen, das zu gleicher Zeit an verſchiednen Orten Dinge aus nichts hervorbringen kann, muß viel eher bey dieſen Dingen an verſchiednen Orten zugleich gegenwärtig ſeyn können. Die Schöpfung der Dinge ſchließet auch zugleich die Allgegenwart ſchon in ſich.

Wenn man nun die Eigenſchaft, oder die Macht der Allgegenwärtigkeit in einem allerhöchſten Weſen voraus ſetzet: ſo kann man ſich auch ganz leicht die Vorſtellung machen, daß es dieſe Eigenſchaft, oder Macht wirklich ausüben wird. Ein menſchlicher Werkmeiſter iſt gerne bey denenjenigen Dingen, die er verfertiget hat. Man kann ſich dieſes alſo um deſto eher von dem Schöpfer aller Dinge einbilden.

Die Heiden haben dannenhero ſchon, nicht zwar ihren Unter Gottheiten, ſondern ihrem oberſten Gotte, dem

Jupir, eine Allgegenwart beygelegt. Die Schriften ltweiſen bezeugen dieſes: und die Dichter haben ngswürdigen Spuren davon hinterlaſſen. Virgi- uß hiervon ſehr wohl überzeugt geweſen ſeyn, wenn cht:

Jove principium Muſae: Jovis omnia plena
colit terras —— —— ——

nders muß Lucanus eine würdige Vorſtellung von llgegenwart einer oberſten Gottheit gehabt haben, n er ſagt:

lque Dei ſedes, ubi terra, et pontus et aër
coelum et virtus. Superos quid quaerimus ultra
piter eſt, quodcunque vides, quocunque moveris.

n zog auch ſchon damals alle Folgen daraus, welche dem Begriffe von der Allgegenwart eines allerhöch- Weſens, welches gerecht iſt, und die Tugend liebt, wendig abfließen müſſen. Man ſagte nämlich, daß Handlungen der Menſchen der Gottheit unverborgen en:

Eſt profecto Deus, qui, quae nos gerimus, auditque
et videt.

Plaut.

d man vermahnte die Menſchen dieſer Allgegenwart ber unſchuldig zu leben:

—— —— Innocui vivite: Numen adeſt.

Ovid.

s iſt nicht zu läugnen, daß ſich mit dieſer Erkenntniß Allgegenwart eines allerhöchſten Weſens unter den

Heiden ſehr falſche Begriffe vermengten. Die Lehre, daß Gott die Seele der Welt ſey, oder daß ein allgemeiner Welt-Geiſt die Welt belebe, worauf faſt die Meinungen aller heidniſchen Weltweiſen hinaus lief, wurde auch bey der Erkenntniß der Allgegenwart der Gottheit angewendet. Virgilius giebt dieſes deutlich zu erkennen, wenn er ſpricht:

> —— —— Deum namque ire per omnes
> Terrasque tractusque maris, coelumque profundum
> Hinc pecudes, armenta, viros, genus omne ferarum,
> Quemque ſibi tenues naſcentem arceſſere vitas.
> Scilicet hunc reddi deinde ac reſoluta referri,
> Omnia: —— —— —— ——

Und an einem andern Orte redet er ſolchergeſtalt, daß man wohl ſiehet, ſie haben Gott, der hier genennet wird, und den allgemeinen Welt-Geiſt vor einerley gehalten:

> Principio coelum ac terram, camposque liquentes,
> Lucentemque globum lunae, Titaniaque aſtra
> Spiritus intus alit: totamque infuſa per artus
> Mens agitat molem et magno ſe corpore miſcet:
> Inde hominum, pecudumque genus, vitaeque volantum.

Allein, man darf ſich über dieſe Begriffe der Heiden von der Allgegenwart eines allerhöchſten Weſens nicht wundern. Wir Chriſten, deren Erkenntniß hierinnen viel erleuchteter ſeyn könnte, haben öfters hiervon eben dergleichen und wohl noch ſeltſamere Begriffe gehabt. Es wird Gelegenheit geben, dieſes in der Folge mit zu zeigen, indem ich jetzo über die Allgegenwart Gottes Betrachtungen anſtellen will.

Die Bemühung, die großen Eigenſchaften Gottes
nnen zu lernen, iſt zwar vor einen vernünftigen Men
hen eine ſehr würdige Beſchäftigung. Allein, indem
an ſich davon deutliche Vorſtellungen zu machen ſuchet,
muß man nur nicht auf körperliche Gleichniſſe und Bil-
r verfallen. Gottes unendliche Eigenſchaften ſind ſo
e über unſer elendes Weſen und körperliche Dinge er
ben, daß hier auch nicht die geringſte Vergleichung
at haben kann, ohne die Richtigkeit der Begriffe von
tt über den Haufen zu werfen.

So bald man ſich alſo durch dergleichen Bilder von
m Weſen Gottes deutliche Vorſtellungen machen will;
iſt man ſchon andem, auf Irrthümer und verführeri
e Abwege zu gerathen, welche, ſtatt würdiger Begriffe,
n dieſem allerhöchſten Weſen, die allerunwürdigſten
verbringen. Beſonders muß man dieſes von der All-
genwart Gottes ſagen. Dieſe Eigenſchaft leidet es am
erwenigſten, ſich auf dieſe Art deutliche Vorſtellungen
machen.

Man hat unterſchiedene Bilder, wodurch man die
llgegenwart Gottes vorſtellig machen will. Unter an
ern ſuchet man ſich dieſelbe durch das eyförmige Ge-
ſpinnſte eines Seidenwurms, oder durch ein andres, von
m Waſſer leicht durchdringliches, Kügelchen abzubil-
n; wenn daſſelbe in einem Gefäße voll Waſſer ſchwimmt.
leichwie daſſelbe allenthalben vom Waſſer umgeben,
urchdrungen und erfüllet ſey; ſo ſey auch die Welt von
r Allgegenwart Gottes umgeben, durchdrungen und er-
üllet.

Allein, dieſe Vorſtellung kann keinen andern Begrif von der Allgegenwart Gottes hervorbringen, als daß die Welt in Gott ſey. Es iſt wahr, dieſer Begrif iſt der leichteſte: und die Allgegenwart Gottes läßt ſich auf ſolche Art ohne alle Schwierigkeit begreiflich machen. Allein er taugt am allerwenigſten etwas. Die Lehre, daß die Welt in Gott ſey, ziehet böſe und entſetzliche Folgen nach ſich. Wir werden hiervon in der Abhandlung vom Raume in mehrern reden.

Ich habe Leute gekannt, die ſich die Allgegenwart Gottes ſolchergeſtalt vorgeſtellet haben, als wenn Gott die Welt gleichſam nur überſehe, ſo wie etwan ein Mann eine groſſe Gegend überſiehet, wenn er ſich auf einem hohen Berge befindet. Sie haben zu dieſer Vorſtellung, um ſo viel eher Grund zu haben geglaubt, weil nach ihrem Erachten derjenige an einem Orte in ſo weit gegenwärtig genennet werden müßte, als er die daſelbſt befindlichen Dinge überſehen könnte.

Allein, dieſer Begrif von der Gegenwärtigkeit iſt weder zulänglich, noch richtig. Die Gegenwart beſtehet darinnen nicht, daß man Dinge ſehen kann: und es gehöret mehr darzu, Dingen gegenwärtig zu ſeyn, als ſie nur zu ſehen. Folglich wird man durch dieſe Vorſtellung auf einen ſehr unrichtigen Begrif von der Allgegenwart Gottes geleitet; und es würde daraus folgen, daß Gott vermöge ſeiner Allgegenwart nicht weſentlich zugegen ſey und keine Wirkung in die Geſchöpfe hätte. Denn ein bloſſes Ueberſehen ſchlieſſet wohl ohne Zweifel keine weſentliche Gegenwart und Wirkung in ſich.

Mich deucht, daß dieſer Begriff von der Allgegenwart Gottes gemeiner iſt, als man es ſich vielleicht einbildet. Ich finde in den gedruckten Gebeth Büchern allenthalben die Redensarten, daß Gott vom Himmel auf den Betenden, oder ſein Herz ſehen ſolle, daß er von ſeinem Throne herunter ſehen ſolle, und was dergleichen Worte mehr ſind. Dieſes alles läuft auf dieſen Begriff von der Allgegenwart Gottes hinaus. Wenigſtens, wenn es auch figürliche Redensarten ſind, ſo können ſie doch bey denenjenigen, die ſich der Gebeth Bücher bedienen, keinen andern Begriff hervorbringen.

Man ſiehet alſo, daß die Redensarten in dergleichen Büchern nicht gleichgültig ſind: und dasjenige, was öfters vor ſehr erbaulich gehalten wird, iſt es manchmal am allerwenigſten. Es ſoll mir erlaubt ſeyn hier anzumerken, daß nicht eben die [illegible] unter den Geiſtlichen, Gebeth Bücher ſchreiben ſollten.

Viele ſuchen durch das Bildniß der Sonne von der Allgegenwart Gottes eine deutliche Vorſtellung zu machen. Gleichwie dieſe, wenigſtens auf der einen Helfte des Erdbodens, allenthalben gegenwärtig genennet werden kann, und daſelbſt den Tag verurſachet, und ihre Wärme allen Dingen mittheilet: ſo wollen ſie hier eine mit Wirkung verknüpfte Gegenwart finden: und ſie halten die Vorſtellung um ſo viel richtiger.

Man kann nicht läugnen, daß dieſes die beſte unter allen denenjenigen Vorſtellungen iſt, die man ſich von der Allgegenwart Gottes zu machen pflegt. Dennoch iſt ſie gleichfals irrig und führet auf unrichtige Begriffe von dieſer göttlichen Eigenſchaft. Die Sonne, ohngeachtet ſie mit ihrer Wirkung auf der einen Hälfte des Erdbodens allenthalben vorhanden iſt, kann doch nirgends ganz zugegen erachtet werden. Wenn man ſich alſo hierdurch von der Allgegenwart Gottes eine deutliche Vorſtellung machen will: ſo muß man nothwendig auf unrichtige Begriffe davon verfallen. Man wird ſich den Begrif machen, daß Gott, gleichſam als ein ausgedehntes Weſen die ganze Welt erfülle. Folglich wird zwar allenthalben etwas von der Gottheit anzutreffen ſeyn. Nirgends aber wird Gott ganz zugegen ſeyn. Es wird hieraus folgen, daß Gott, indem er die körperlichen Dinge erfüllet, zugleich mit denſelben ausgemeſſen werden kann; und was dergleichen üble Folgerungen mehr ſind, die nothwendig daraus abfließen.

So wenig man nun durch ſinnliche Vorſtellungen zu einem richtigen und deutlichen Begriffe von der Allgegenwart Gottes gelangen kann: eben ſo wenig können uns die Begriffe von der Gegenwart der andern Dinge zu einem deutlichen oder nur hinlänglichen Begriffe von dieſer göttlichen Eigenſchaft führen, ohngeachtet dieſer Weg ſonſt der richtigſte iſt, und bey den meiſten andern Eigenſchaften Gottes die beſte Erkenntniß zuwege bringt. Wir werden dieſes gewahr werden, wenn wir die Begriffe von der Gegenwart eines Körpers und eines Geiſtes zur Betrachtung vor uns nehmen.

Da die körperlichen Dinge ausgedehnte Weſen ſind; ſo erfüllen ſie einen gewiſſen Ort. Wenn man die körperlichen Dinge in Abſicht auf dieſen Ort betrachtet: ſo wird man nichts an ihnen gewahr, als daß ſie entweder ihre Thätigkeiten auf eine gewiſſe Weite erſtrecken, oder durch andre thätige Dinge auf eine gewiſſe Weite Veränderungen leiden; und folglich gewiſſermaaſſen ſelbſt thätig werden. So weit ſich alſo dieſe Thätigkeit eines körperlichen Dinges erſtrecket, ſo weit gehet ſeine Gegenwart, und hierinnen beſtehet demnach der Begrif von der Gegenwart der körperlichen Dinge.

Allein, aus dieſem Begriffe kann man nicht die geringſte Spuhr zu der Allgegenwart Gottes finden. Bey den meiſten andern Eigenſchaften Gottes kann man zu einem hinlänglichen Begriffe gelangen, wenn man eben dieſe Eigenſchaften in den Menſchen zum Grunde legt, und ſo dann bis auf den höchſten Grad dieſer Eigenſchaft ſteigt. Auf ſolche Art kann man ſich von der Macht, Weisheit, oder Verſtande, Ewigkeit, Liebe, Gerechtigkeit und andern Eigenſchaften Gottes einen hinlänglichen Begrif erwerben; indem alles dieſes, obgleich in einem unendlich niedrigern Grade, bey dem Menſchen angetroffen wird, da man denn nur bis auf den allervollkommenſten Grad von dieſen Eigenſchaften ſteigen darf.

Allein, wie kann man von dem Begriffe der Gegenwart der körperlichen Dinge bis auf die Allgegenwart Gottes fortgehen? Da wir keinen andern Begrif von der Gegenwart der körperlichen Dinge haben, als daß ſie ſich auf einen gewiſſen Ort erſtrecket, ſo weit ſich nämlich ihre Thätigkeit äuſſert: ſo müſſen wir hier den Augenblick ſtille ſtehen, weil hieraus nicht das geringſte folgt, wodurch man bis auf eine Gegenwart, die ſich zugleich an allen Orten äuſſert, fortſchreiten könnte. Wir werden dadurch vielmehr am fernern Fortgange der Begriffe verhindert. Denn wir ſehen daraus nicht, wie es möglich iſt, daß jemand zugleich an allen Orten gegenwärtig ſeyn kann.

Es hat Gelehrte gegeben, welche geglaubt haben, daß ein Körper zugleich an mehr als einem Orte gegenwärtig ſeyn könne: und der Herr von Leibnitz (*) ſcheinet ſelbſt dieſe Meinung nicht allzuſehr zu mißbilligen. Allein, es iſt ſehr gewiß, daß dieſe Meinung offenbar den Grund-Wahrheiten widerſpricht. Weder aus dem Satze des Widerſpruchs, noch aus dem zureichenden Grunde iſt es möglich, daß ein Körper an mehr als einem Orte vorhanden ſeyn kann.

Man ſiehet offenbar, daß kein zulänglicher Grund vorhanden iſt, warum ein Körper an mehr als an einem Orte zugleich gegenwärtig ſeyn könnte: und wenn die Gegenwart der Körper darinnen beſtehet, daß ſie auf eine gewiſſe Weite ihre Thätigkeit erſtrecken: ſo ſiehet man ganz leicht, daß es einen Widerſpruch in ſich faſſet, daß ein Körper auf eine gewiſſe Weite und doch auch anderwärts ſeine Thatigkeit äußern kann.

Es macht hier keinen Einwurf aus, daß wir das Weſen des Körpers noch nicht kennen. Was wir davon wiſſen, iſt hinlänglich, daß dieſe Meinung dem Satze des Widerſpruchs widerſtreitet. Alle Körper ohne Ausnahme haben Ausdehnung. Dieſe Ausdehnung muß einen gewiſſen Ort einnehmen: und folglich kann ſie nicht zugleich dieſen und einen andern Ort einnehmen.

---

*) Theodicee, Abhandlung von der Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunſt, §. 18. 19. 20.

Ich weiß zwar wohl, daß ſich einige unſrer Gottes-Gelehrten dieſes Grundes in ihren Streitigkeiten mit den Reformirten vom Abendmahl des Herrn bedienet haben. Allein, ſie hätten gar nicht nöthig gehabt, auf dieſen Satz zu verfallen. Wir kennen die Natur eines Körpers. Wir kennen aber nicht die Natur eines verklährten Körpers, und einen Körper dieſer letztern Art, welcher durch verſchloſſene Thüren gehen kann, welches ſonſt mit der Natur der körperlichen Dinge ohnmöglich beſtehen kann, dieſem, ſage ich, kann man auch wohl die Eigenſchaft beylegen, daß er an mehr als an einem Orte zugleich gegenwärtig ſeyn kann, ohne daß man eben einen allgemeinen Satz vor alle Körper daraus machen darf.

Die Begriffe von der Gegenwart eines Geiſtes ſind eben ſo wenig vermögend, uns zu einem hinlänglichen Begrif von der Allgegenwart Gottes zu leiten. Es iſt ſehr ſchwehr den Begrif von der Gegenwart eines Geiſtes zu beſtimmen. Obgleich unſre Seelen unter die Claſſe der Geiſter gehören; ſo ſind ſie doch in dieſem Leben auf beſtändig mit den Körpern vereiniget: und ſie erlangen keine andre Begriffe, als eben durch die ſinnlichen Werkzeuge der Körper. Es fehlet uns alſo an einer hinlänglichen Erkenntniß von dem Weſen der Geiſter, und der Art, wie ſie ſich ohne Körper thätig erweiſen. Folglich können wir auch von ihrer Gegenwart keinen hinlänglichen Begrif haben.

Der Herr Profeſſor Gottſched in einer ehemals zu Königsberg von der Allgegenwart Gottes gehaltenen gründlichen Diſſertation (*) glaubt zwar, daß ein Geiſt

---

*) Genuina omnipraeſentiae divinae notio §. §. 10.

denenjenigen Dingen gegenwärtig ſey, wovon er ſich klare und deutliche Vorſtellungen mache: und folglich beſtünde die Gegenwart eines Geiſtes hierinnen. Allein, ich kann ihm hier nicht ſchlechterdings beytreten. Wie der nunmehr berühmte Herr Verfaſſer zu erkennen giebt, ſo hat er ſich dieſen uneingeſchränkten Begrif gefallen laſſen, weil man zu ſagen pflegt, daß auch diejenigen Dinge unſrer Seele gleichſam gegenwärtig ſind, von welchen wir, obgleich abweſend, dennoch durch Hülfe einer lebhaften Vorſtellungs-Kraft, als gegenwärtig deutliche Vorſtellungen haben.

Allein, eine figürliche Redensart kann wohl zu Beſtimmung einer Sache nichts beytragen: und gleichwie es unſern Seelen nicht einerley iſt, ob ſie die Dinge gegenwärtig empfinden, oder, ob ſie dieſelben durch Hülfe ihres Gedächtniſſes ſich wieder einbilden: ſo muß auch wohl dieſer Unterſchied unter den übrigen Geiſtern ſtatt haben. Wenn ein Geiſt denenjenigen Dingen gegenwärtig iſt, von denen er ſich deutliche Vorſtellungen machen kann; ſo würde daraus folgen, daß er allen denenjenigen Dingen gegenwärtig ſeyn könnte, von denen er ehedem eine deutliche Erkenntniß erlanget hatte, ohne jedoch den Ort ſeines Aufenthalts zu verändern. Eben dieſes würde von unſern Seelen wahr ſeyn. Mich deucht aber, daß dieſes einen Widerſpruch in ſich faſſen würde.

Da ein Geiſt ein wirklich Weſen iſt, und da er den Dingen wirklich gegenwärtig ſeyn kann; ſo kann ſeine Gegenwart nicht in der Vorſtellung ſeiner Gedanken beruhen. Höchſtens könnte ichs alsdenn nur ſagen, daß ihm die Dinge gegenwärtig wären, nicht aber, daß er denen Dingen gegenwärtig wäre; und dieſes beydes iſt nicht einerley. Da ſich nun die Dinge deshalb nicht von ihrem Orte bewegen werden, weil ſich dieſelben ein Geiſt deutlich vorſtellt, ſo ſiehet man leicht, daß dieſe Redensart nur figürlich, und daß dieſer uneingeſchränkte Begrif von der Gegenwart eines Geiſtes nicht hinlänglich iſt, wir müſſen uns demnach um einen andern Begrif von der Sache bemühen.

So viel wiſſen wir, daß ein Geiſt ein wirklich Weſen iſt. Wir wiſſen aber auch, daß er ein eingeſchränktes Ding iſt. Alle eingeſchränkte Dinge haben Abwechſelungen der Schranken, und ſind den Veränderungen unterworfen. Sie können demnach dasjenige nicht auf einmal ſeyn, was ſie ſind. Folglich ſehen wir ſo viel ganz deutlich, daß ein Geiſt nicht allenthalben zugleich ſeyn kann; ſondern daß ſich ſeine Gegenwart nur an einen gewiſſen Ort erſtrecken muß.

Weil wir noch nicht behaupten können, daß die Thätigkeit eines Geiſtes in etwas anders beſtehet, als in der Vorſtellungs-Kraft; ſo müſſen wir freylich dieſelbe in dem Begriffe von der Gegenwart eines Geiſtes anwenden. Dieſen Begrif wird man ſich demnach folgendergeſtalt machen müſſen, nämlich, daß die Gegenwart eines Geiſtes in der deutlichen Vorſtellung der Dinge beſtehe, die in einer gewiſſen Weite um ihn ſind. Allein, hieraus läßt ſich nichts heraus bringen, wenn man auch bis auf den vollkommenſten Grad dieſer Vorſtellung, oder dieſer Gegenwart eines Geiſtes gehet, woraus man ſich einen hinlänglichen Begrif von der Allgegenwart Gottes machen könnte. Man ſiehet hieraus nicht einmal die ger alle Spuhr, daß ein Geiſt vorhanden ſeyn könne, der z gleich an allen Orten gegenwärtig iſt.

Da nun ſolchergeſtalt die Begriffe von der Gegenwart der andern Dinge nicht das geringſte darzu beytragen, uns einen hinlänglichen Begrif von der Allgegenwart Gottes zu machen; ſo laſſet uns weiter gehen, und den Grund dieſer göttlichen Eigenſchaft betrachten.

Alle Eigenſchaften Gottes haben entweder mittel- oder unmittelbarer Weiſe ihren Grund in dem Weſen Gottes. Ich ſehe die Unendlichkeit als das Weſen Gottes an, und ich werde hievon einmal weitläuftiger handeln; wenn ich mich erſt noch durch nöthige Betrachtungen dazu geſchickt gemacht habe. Verſtand und Wille Gottes ſind in dieſer Unendlichkeit gegründet. Dargegen haben wiederum viele andre Eigenſchaften Gottes ihren nächſten Grund in dem Verſtand und Willen. So iſt z. E. die Weisheit in dem Verſtande. Die Gütigkeit und Liebe aber in dem Willen Gottes unmittelbar; mittelbarer Weiſe aber in der Unendlichkeit gegründet.

Ob nun zwar die meiſten Eigenſchaften Gottes nur mittelbarer Weiſe in der Unendlichkeit gegründet ſind; ſo hat er doch auch Eigenſchaften, die unmittelbar aus dem Weſen Gottes abflieſſen, oder die gleichſam mit der Unendlichkeit einerley ſind. Laſſet uns unterſuchen, zu welcher Claſſe die Allgegenwart Gottes gerechnet werden muß! Vielleicht werden wir alsdenn die Urſache finden, warum weder Vorſtellungen noch die Begriffe von der Gegenwart andrer Dinge etwas dazu beytragen, einigen Begrif von der Allgegenwart Gottes zu erlangen.

Der Herr von Leibnitz ſcheinet den Grund der Allgegenwart Gottes in ſeine Allmacht zu ſetzen. Wenigſtens folget dieſes aus ſeiner Lehre von der Allgegenwart. Denn wie er ſowohl in ſeinen Streitſchriften, mit Herr Clarken, als in vielen andern Stellen ſeiner Schriften zu erkennen giebt, ſo beſtehet die Allgegenwart Gottes in nichts anders, als daß er die Dinge alle Augenblicke wieder aus ihrem Nichts hervorbringet. Allein dieſe unaufhörliche neue Hervorbringung der Dinge iſt eine leere Erfindung, die keinen Grund hat. Ich werde hiervon unten handeln. Folglich wird auch wohl mit dieſer Lehre hinwegfallen, daß die Macht Gottes der Grund ſeiner Allgegenwart iſt.

Es kann dieſes um ſo viel weniger wahr ſeyn, weil die Macht Gottes ſelbſt erſt ihren unmittelbaren Grund in ſeinem Willen hat, mithin müßte auch zugleich die Allgegenwart darinnen gegründet ſeyn. Allein, in dem Willen Gottes trift man nichts an, wodurch man verſtehen kann, warum Gott die Eigenſchaft hat zugleich allenthalben gegenwärtig zu ſeyn. Dieſes muß man aber aus derjenigen Sache erkennen können, die in der That den Grund einer andern in ſich hält. Da wir ſelbſt einen Willen haben, ſo können wir uns von dem Willen Gottes einen hinlänglichen Begrif machen; allein, wir können nichts darinnen ausfindig machen, wodurch man verſtehen könnte, warum Gott allgegenwärtig wäre.

Der Herr Profeſſor Gottſched, in der oben angeführten Diſſertation (*) ſetzet gleichfals den Grund von der Allgegenwart Gottes in ſeine Allmacht. Er füget aber noch

---

*) §. 10. & 11.

noch die Allwiſſenheit, als einen Grund der Allgegenwart hinzu; und aus dieſen beyden göttlichen Eigenſchaften zuſammen, glaubt er, daß die Allgegenwart entſtehet. Indem nämlich Gott durch ſeine Macht allenthalben wirket, und von allen Dingen die vollkommenſten Begriffe hat, ſo würde er eben dadurch allgegenwärtig. Der Herr Profeſſor ſteiget von den Begriffen der Gegenwart eines Körpers und eines Geiſtes auf den Begrif von der Allgegenwart Gottes; und eben deswegen, weil zu der Gegenwart eines Körpers die Wirkung ſeiner Kräfte, oder der Macht, und zu der Gegenwart eines Geiſtes deutliche Vorſtellung, oder Wiſſenſchaft erfordert werden, ſuchet er den Grund der Allgegenwart Gottes in ſeiner Allmacht und Allwiſſenheit.

Allein, ich habe ſchon oben gezeiget, daß dieſer Weg, der uns ſonſt in den meiſten andern göttlichen Eigenſchaften zu einer würdigen Erkenntniß führet, nämlich von eben derſelben menſchlichen Eigenſchaft durch Annehmung der höchſten Vollkommenheit in derſelben, bis zur göttlichen fortzuſchreiten, hier gar nicht angewendet werden kann. Ueberdies fällt nunmehr der Begrif von der Gegenwart eines Geiſtes weg, der in dieſer Diſſertation zum Grunde gelegt iſt, und worauf das meiſte ankommt; und wir wiſſen nun, daß die Gegenwart eines Geiſtes nicht lediglich in der deutlichen Vorſtellung der Dinge beruhet, ſondern, daß er als ein wirkliches Weſen auch den Dingen, von denen er deutliche Vorſtellungen hat, wirklich zugegen ſeyn müſſe.

Solchergeſtalt ſiehet man leicht, daß weder die Allmacht, noch die Allwiſſenheit der Grund von der Allgegen wart Gottes ſey. Ich habe dieſes kurz vorher von der Allmacht beſonders gezeiget; und es iſt weit mehr begreiflich, daß die Allwiſſenheit nicht der Grund der Allgegenwart ſeyn kann. Die Allwiſſenheit ſchließet nicht nothwendig die Allgegenwart in ſich. Man kann die vollkommenſte Erkenntniß alles deſſen, was möglich iſt, haben, und hierinnen beſtehet die Allwiſſenheit, ohne daß man denen Dingen, die man auf das vollkommenſte erkennet, wirklich gegenwärtig ſeyn darf. Menſchen haben oft eine Vielwiſſenheit, und große Erkenntniß vieler Dinge. Wir ſind aber überzeugt, daß ſie dadurch dieſen Dingen nicht gegenwärtig werden.

Die Allwiſſenheit iſt alſo nicht dasjenige, wodurch man verſtehet, warum die Allgegenwart iſt; und folglich iſt ſie kein Grund derſelben. Wenn aber die Allmacht und die Allwiſſenheit einzeln nichts in ſich haben, woraus man erkennen könnte, warum die Allgegenwart iſt; ſo können ſie auch zuſammengeſetzt dieſen Grund, oder die Allgegenwart ſelbſt, nicht ausmachen.

Wir werden nicht irren, wenn wir den Grund von der Allgegenwart Gottes unmittelbar in dem Weſen Gottes ſelbſt, nämlich in ſeiner Unendlichkeit ſuchen. Hieraus, deucht mich, erkennet man ganz leicht, warum die Allgegenwart iſt. Ein unendlicher Geiſt, der ganz und gar keine Schranken hat, kann nicht lediglich allein an einem Orte vorhanden ſeyn, man mag auch denſelben ſo groß annehmen, als man will. So groß auch der Raum von der Erde bis zu den Fixſternen iſt; ſo würde doch derjenige Geiſt noch Schranken haben, der allein in dieſem Orte vorhanden wäre. Da auch ein unendliches

Ding alles wirklich auf einmal hat, was in ihm wirklich werden kann; ſo iſt in ſeinem Weſen weder die Abwechſelung der Zeit noch der Oerter möglich.

Es folget demnach aus der Unendlichkeit eines Weſens unmittelbar und nothwendig, daß daſſelbe allenthalben gegenwärtig ſeyn müſſe. Wenn nun dasjenige ein richtiger Grund einer Sache iſt, woraus man erkennet, warum ſie vorhanden iſt; ſo haben wir den Grund der Allgegenwart Gottes in ſeiner Unendlichkeit unmittelbar gefunden.

Ich habe die Gedanken des ſeel. Reinbecks und anderer großen Männer niemals gemißbilliget, wenn ſie in allen endlichen Geiſtern eine ſubtile materielle Einfaſſung vermuthet haben. Einmal wiſſen wir, daß ſie eingeſchränkte Weſen ſind, und daß ſie es ihrer Natur nach ſeyn müſſen. Man kann aber ſchlechterdings nicht einſehen, wie ein geiſtiges Weſen, das in Anſehung der körperlichen Dinge ein pures Nichts iſt, durch ſich ſelbſt eingeſchränkt werden kann.

Es iſt wahr, wir kennen das Weſen eines Geiſtes ungemein wenig; und dasjenige, was uns unbegreiflich ſcheinet, iſt der Weisheit und Macht Gottes deswegen gar nicht unmöglich. Allein, warum wollen wir die Einſchränkung der endlichen Geiſter einer unbegreiflichen Art zuſchreiben, da wir ſie durch eine ſubtile materielle Einfaſſung ſo leicht und vernünftig erklären können, ohne daß dieſe Geiſter von ihrem Weſen, oder Vorzug etwas verliehren.

Wir ſehen, daß Gott in Hervorbringung ſeiner Werke die allereinförmigſten Wege erwählet, dennoch ſind ſie allemal verwundernswürdig und herrlich. Warum ſolte man nicht mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen können, daß er hier auch alſo verfahren habe.

Wenn man auch dieſes vorausgeſetzt; ſo macht uns der weſentliche Unterſchied unter dem unendlichen Geiſte, und den endlichen Geiſtern nicht die geringſte Mühe, da es ſonſt allemal ſchwehr bleibt zu begreifen, wie ein geiſtiges Weſen, das in Anſehung Gottes unendlich iſt, ohne Zuſatz eines andern Dinges, in allen übrigen Geiſtern endlich ſeyn könne. Gott wäre alsdenn allein ohne Einfaſſung, und eben aus dieſer Urſache wäre er uneingeſchränkt, unendlich, unermeßlich, unveränderlich und allgegenwärtig. Da hingegen hätten alle andre Geiſter eine ſubtile materielle Einfaſſung; und eben hierdurch würden ſie eingeſchränkt, endlich, ermeßlich, den Veränderungen unterworfen, und allemal an einen gewiſſen Ort gebunden. Wahrhaftig! ich finde dieſe Gedanken ſehr vernünftig; und man könnte das Vernünftige und Wahrſcheinliche derſelben noch mehr zeigen, wenn es der Raum verſtattete.

Wenn demnach die Allgegenwart Gottes unmittelbar aus der Unendlichkeit entſpringet, oder gleichſam mit derſelben einerley iſt; ſo ſiehet man leicht, warum wir uns weder Vorſtellungen noch Begriffe von dieſer göttlichen Eigenſchaft machen können. Wir ſind endlich, und alle unſre Vorſtellungen und Begriffe ſind es gleichfals. Wie können wir alſo damit in das Unendliche eindringen? Wie können ſich endliche Dinge von demjenigen einen

Begrif

Begriſ machen, worinnen ſich eigentlich das Weſen der Unendlichkeit veroffenbahret?

Man wird auch alsdenn gewahr, warum die Begriffe von der Gegenwart der Körper und Geiſter nicht das geringſte bertragen, einen Begriſ von der Allgegenwart zu erlangen, da doch ſonſt dieſer Weg des Erkenntniſſes in den meiſten andern Eigenſchaften ſehr nützlich iſt. Kann man wohl aus dem Begriffe von dem Endlichen zu einem Begriffe von dem Unendlichen fortſchreiten? Nein, in entgegengeſetzten Dingen kann der Begriſ des einen nicht die Leiter zu dem Begriffe des andern werden. Dieſes hat nur in untergearteten Dingen ſtatt.

Man irret ſich aber, wenn man glaubt, daß die Gegenwart eines Körpers eine Art, oder auch nur der niedrigſte Grad der Allgegenwart ſey. Sie ſind vielmehr einander gerade entgegengeſetzt, ſo wie das Endliche dem Unendlichen entgegengeſetzt iſt. Nur an einem Orte auf eine gewiſſe Weite ſich thatig erweiſen, macht keinen Grad oder Aehnlichkeit von demjenigen aus, was allenthalben weſentlich und thatig vorhanden iſt; ſondern eins ſtehet dem andern gerade entgegen.

Ganz anders iſt es mit der Weisheit, Gütigkeit, Liebe, Gerechtigkeit und andern göttlichen Eigenſchaften beſchaffen. Dasjenige, was bey den Menſchen von dieſen Eigenſchaften angetroffen wird, ſind in der That Arten und Grade eben dieſer göttlichen Eigenſchaften, ob ſie gleich unendlich geringer ſind; und ſolchergeſtalt läßt es ſich auch von den Begriffen dieſer menſchlichen Eigenſchaften bis zu den göttlichen fortſchreiten. Wer aber bey der Allgegenwart dieſen Weg erwählet, der befindet ſich auf einem Abwege, der ihn nicht weniger als zur Wahrheit führet. Man weiß nunmehr die Urſache: und mich wundert, wie dieſelbe ſo vielen hat verborgen bleiben können, die von der Allgegenwart Gottes gehandelt haben?

Ob wir nun zwar ſolchergeſtalt als endliche Weſen von der Allgegenwart Gottes, als einer aus ſeiner Unendlichkeit unmittelbar entſpringenden Eigenſchaft, keinen hinlänglichen Begriſ erlangen können, vielweniger wie ſie geſchiehet, oder worinnen ſie beſtehet: ſo können wir doch nunmehr, da wir den Grund derſelben wiſſen, ganz wohl beſtimmen, was ſie nicht iſt. Mit dieſer Beyhülfe können wir demnach wenigſtens dasjenige unterſuchen, was man zeither gemeiniglich von dieſer göttlichen Eigenſchaft gelehret hat; und dasjenige was wir endlich ſelbſt davon ſagen werden, ſollen doch richtige Schlüſſe aus dem Grunde der Allgegenwart ſeyn. Folglich wird es dem Weſen des großen Gottes nicht widerſtreiten.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß der Herr von Leibnitz den Grund von der Allgegenwart Gottes in die Allmacht zu ſetzen ſcheinet. Jetzo will ich weitläuftiger davon reden. Es iſt ein Unterſchied, Gott eine fortdaurende Schöpfung zuzueignen, und zu behaupten, daß er alle Augenblicke die Dinge aus ihrem Nichts wieder hervor bringe. Allein, man muß die Begriffe von der erſten Meinung ſehr richtig aus einander ſetzen, wenn ſie nicht mit der letzten einerley ſeyn ſoll.

Man kann nicht gewiß ſagen, welcher von dieſen beyden Meinungen der Herr von Leibnitz zugethan geweſen iſt. In der Theodicee (*) erkläret er ſich ganz deutlich vor die fortdaurende Schöpfung. Dargegen ſagt er in ſeinen Streitſchriften mit Hr. Clarken (**) ausdrücklich, daß Gott dasjenige an den Geſchöpfen ohn Unterlaß hervorbringt, was ſie gutes und vollkommnes an ſich haben.

Wenn man nicht den Begrif von der fortdaurenden Schöpfung ſehr eingeſchränkt annimmt; ſo taugen dieſe Meinungen alle beyde nichts; und es ſind dem Weſen Gottes ſehr unanſtändige Lehren. Gott würde eine ſehr unvollkommne Welt gemacht haben, wenn er ſie nur durch eine fortdaurende Schöpfung, nämlich die Schöpfung in eigentlichem Verſtande genommen, erhalten könnte; und wenn er die Dinge alle Augenblicke von neuen hervorbringen müßte; ſo würde die Welt gewiſſer maaßen gar nicht wirklich ſeyn, oder ſie würde zugleich verhanden und nicht verhanden ſeyn, welches aber einen Widerſpruch in ſich faſſet.

Doch wenn ich dieſes ordentlich widerlegen wolte; ſo würde die Ausſchweifung zu lang fallen. Ich werde aber hierzu Gelegenheit haben, wenn ich nächſtens von der göttlichen Erhaltung der Welt handeln werde.

In dieſer fortdaurenden Schöpfung oder unaufhörlichen Hervorbringung der Dinge beſtehet nun, nach des Herrn von Leibnitz Meinung, lediglich die Allgegenwart Gottes. Er äußert dieſes an dem angeführten Orte und auch anderwärts (***). Allein geſetzt auch, daß die fortdaurende Schöpfung gegründet wäre; ſo kann doch die Allgegenwart unmöglich darinnen beſtehen.

Die

---

*) 1 Theil §. 27. **) 5 Schrift §. 86.

***) Angeführte Streitſchriften 3te Schrift §. 12.

Die fortdaurende Schöpfung iſt lediglich ein Werk der Allmacht Gottes. Folglich, wenn auch hierinnen die Allgegenwart beſtünde; ſo wäre ſie mit der Allmacht ganz einerley; und man würde die Allgegenwart unnöthiger Weiſe zu einer beſondern Eigenſchaft Gottes machen, weil ſie von der Allmacht nicht die geringſte unterſchiedne Wirkung hervorbrachte. Gleichwie ich aber bereits gezeiget habe, daß die Allmacht nicht der Grund von der Allgegenwart iſt; ſo kann ſie noch vielweniger einerley mit derſelben ſeyn.

Macht und Gegenwart ſind zwey unterſchiedene Begriſſe. Es beruhet bey Gott, ob er das Vermögen das er beſitzet, alles Mögliche wirklich zu machen, welches die Allmacht iſt, ausüben will, oder nicht. Denn Gott würde eben derjenige Gott ſeyn, wenn er gleich niemals etwas Wirkliches gemacht hätte. Allein, wer allgegenwärtig iſt, der muß es nothwendig allemal, und ſeinem Weſen nach ſeyn. Denn ſobald er ein einzigmal aufhören konnte, allgegenwärtig zu ſeyn: ſo konnte man ihm dieſe Eigenſchaft gar nicht beylegen.

Die Folgen, welche aus dieſer Lehre entſpringen, ſind auch ſehr böſe. Wer da glaubt, daß die Allgegenwart Gottes in der fortdaurenden Schöpfung beſtehet, der muß entweder die Welt unendlich machen, oder es wird folgen, daß Gott Schranken habe. Wenn die Allgegenwart Gottes in der fortdaurenden Schöpfung beſtehet; ſo folget ganz unwiderſprechlich, daß alsdenn die Allgegenwart aufhöret, wo die Dinge aufhören, die zur Welt gehören. Wenn nun die Welt endlich iſt, ſo iſt auch die Allgegenwart endlich. Sie verdient alsdenn dieſen Namen nicht; und Gott ſelbſt muß Schranken haben.

Niemand

Nimmt man aber an, daß die Welt unendlich iſt; ſo verfällt man in eine eben ſo böſe Lehre. Nur ein ſelbſtſtandiges Ding kann unendlich ſeyn. Gott hat alſo kein ander unendlich Ding erſchaffen können. Wenn demnach die Welt unendlich wäre; ſo müßte ſie es unabhängig von Gott ſeyn. Vernunftige Menſchen aber erſchrecken vor dieſem Satze.

Der Freyherr von Wolf erklähret zwar die fortdaurende Schöpfung auf eine ſolche Art (*), daß man ſie eben nicht mißbilligen kann. Ich habe aber nicht finden können, daß er ausdrücklich ſagt, daß die Allgegenwart darinnen beſtehe. Es läßt ſich aber aus dem wenigen, was er in den Gedanken von den Abſichten der naturlichen Dinge (**) hiervon ſagt, ſchließen, daß er mit dem Herrn von Leibnitz einerley Meinung iſt. Iſt es; ſo muß man eben dieſes davon ſagen, was ich jetzo gleich beygebracht habe. Denn wenn nur Gott deswegen gegenwärtig iſt, weil er beſtändig fortfähret, den Dingen in der Welt die Wirklichkeit mitzutheilen; ſo höret ſeine Allgegenwart gleichfals auf, wo die Dinge aufhören: und alle Folgen, die ich kurz vorher angeführet habe, ſind gleichfals vorhanden.

Diejenigen, welche glauben, daß die Allgegenwart Gottes lediglich in einer Wirkung in die Dinge beſtehet, verfallen in eben dieſen Fehler. Wo keine Dinge mehr ſind; da kann alsdenn auch keine Wirkung ſtatt haben, und folglich wird die Allgegenwart Gottes in die Gränzen der erſchaffenen Dinge eingeſchloſſen.

---

*) Metaph. 1ſter Theil §. 1054.

**) Kap. 3. §. 27.

Ich muß hier eine Anmerkung machen. Mich deucht, daß alle dieſe irrigen Lehrſätze von der Allgegenwart Gottes lediglich aus dem falſchen Begriffe entſpringen, den ſich dergleichen Weltweiſen von dem Raume gemacht haben; und in der That wird man wahrnehmen, daß alle diejenigen, welche behaupten, daß die Allgegenwart in der fortdaurenden Schöpfung, oder lediglich in der Wirkung Gottes in die Dinge, beſtehe, gleichfals die Wirklichkeit des Raums verwerfen. Denn da ſie den Raum vor die Ordnung der Dinge halten, die zugleich und neben einander ſind, und ihm alſo auſſer unſerm Gedanken keinen Platz gönnen: ſo haben ſie ſonſt nichts als Dinge: und es bleibt ihnen dennoch nichts übrig, wohin ſich ſonſt die Allgegenwart Gottes erſtrecken könnte. Allein, weil ſie auf dieſe Art entweder die Welt unendlich machen, oder Gott in dem Bezirk der materiellen Welt einſchlieſſen müſſen, von beyden aber habe ich das Irrige und die entſetzlichen Folgen gezeiget: ſo ſiehet man hieraus, was vor einen groſſen Nutzen ein richtiger Begrif von dem Raume in der Weltweisheit hat.

Es iſt wahr, die Mitwirklichkeit (Coëxiſtenz) der Dinge ſcheinet zur Allgegenwart unumgänglich erfordert zu werden. Wenn wir die Allgegenwart in Abſicht auf uns betrachten: ſo wird dieſe Coëxiſtenz der Geſchöpfe ſo gar gewiſſer maaſſen der Grund der Allgegenwart, und man ſiehet nicht, wie eine Allgegenwart möglich iſt, wenn nicht Dinge vorhanden ſind. Da nun die Gegenwart ohnedem in einer Thatigkeit beſtehen muß: ſo ſcheinen diejenigen Weltweiſen eben ſo gar unrecht nicht zu haben, welche ſagen, daß die Allgegenwart in der fortdaurenden Schöpfung, oder in der göttlichen Wirkung in die Dinge bestehet.

Allein, man muß hier sehr wohl beobachten, daß die Mitwirklichkeit der Dinge nur vermöge eines relativen Begrifs, nämlich, wenn in Absicht auf uns eine Allgegenwart seyn soll, zu dieser göttlichen Eigenschaft erfordert wird: und in diesem Begriffe gehet die Allgegenwart in der That nicht weiter, als die Dinge geben. Wann aber von der Allgegenwart die Rede ist, so nimmt man sie nicht in diesem Verstande; und derjenige, der es thut, giebt zu erkennen, daß er allzusehr an den menschlichen Begriffen der Gegenwart klebet.

Nach solcher ist freylich keine Gegenwart möglich, wenn nicht zugleich andre Dinge vorhanden sind. Ich habe aber schon gezeigt, daß diese Begriffe von der Gegenwart zu der Erkenntniß in der Allgegenwart nicht das geringste beytragen, sondern daß sie vielmehr dieser Erkenntniß als ein ganz entgegengesetztes Ding hinterlich ist.

Gott hat zu seiner Allgegenwart keine Coëxistenz andrer Dinge nöthig. Sie ist lediglich unmittelbar in seinem Wesen gegründet, und würde nicht Gott allgegenwärtig seyn: wenn gleich nur der leere Welt-Raum, oder nur ein einziges Geschöpfe vorhanden wäre? Mich deucht nicht, daß man dieses bestreiten wird.

Ich gestehe ganz gerne, daß ich mich nicht getraue zu bestimmen, auf was Art die Allgegenwart Gottes geschieht, oder möglich ist. Endliche Wesen können sich gar keinen Begrif von einer unmittelbar in der Unendlichkeit bestehenden Eigenschaft machen: und ehe ich auf rige Meinungen verfallen will, welche dem Weſen Gottes zuwider ſind: ſo will ich lieber gar nichts davon ſagen.

Da wir wiſſen, daß die Allgegenwart unmittelbar in der Unendlichkeit ihren Grund hat: ſo iſt es gewiß, daß ſie nicht allein in der Wirkung in die Dinge beſtehen kann. Denn mit den Dingen würde auch die Wirkung und folglich die Allgegenwart, ja ſo gar auch die Unendlichkeit aufhören. Es iſt wahr, die Allgegenwart muß mit Thätigkeit vereiniget ſeyn. Allein, ſie beſtehet nur nicht lediglich hierinnen. Die Thätigkeit muß nicht allein an die Geſchöpfe geheftet ſeyn. Denn Gott kann auch ohne Dinge thätig ſeyn. Gott muß auch in ſeinem Weſen allen Dingen gegenwärtig ſeyn. Ja er muß in dem Unendlichen gegenwärtig ſeyn. Denn wo die Dinge aufhören, kann nicht auch ſeine Unendlichkeit aufhören. Wie und auf was Art aber dieſes möglich ſeyn kann, iſt uns, als endlichen Weſen ſchlechterdings unbegreiflich.

Ob man gleich vermuthen könnte, daß der Engliſche Weltweiſe Newton von der Allgegenwart Gottes viel Irriges vertragen würde, weil er den Raum als eine Eigenſchaft und Folge aus dem Weſen Gottes anſiehet, und alſo auf den Satz zu führen ſcheinet, daß Gott die Seele der Welt ſey: ſo erkläret er ſich doch über dieſen Punct ſehr richtig: und wenigſtens widerſtreiten ſeine Gedanken hiervon dem Weſen Gottes nicht.

Sein Hauptſatz iſt dieſer, Gott empfindet die Dinge, oder nimmt ſie wahr, weil er ihnen gegenwärtig iſt. Er ſagt nicht, daß die Allgegenwart in der Empfindung, oder Wahrnehmung der Dinge beſtehet, und folglich wird die Allgegenwart Gottes nicht in den Bezirk der Welt eingeſchloſſen, ſondern daß die Empfindung eine unmittelbare Folge der Allgegenwart ſey. Wer kann dieſes mißbilligen? Es iſt gewiß, daß die Gegenwart die Empfindung in ſich ſchließet.

Auf dieſe Art erlangt man auch von den Wirkungen der göttlichen Eigenſchaften richtige und unterſcheidende Begriffe. Indem Gott die Dinge empfindet, weil er ihnen gegenwärtig iſt: ſo erweiſet er ſich zugleich dadurch thätig. Denn auch die Empfindung oder Wahrnehmung iſt eine Thätigkeit. Wir haben alſo alle Kennzeichen der Allgegenwart und ihre von andern göttlichen Eigenſchaften ganz unterſchiedene Wirkungen.

Die Wirkung in die Dinge, welche ohnedem vor ſeine Allmacht gehöret, bleibt alſo auch der Allmacht beſonders vorbehalten, da ſonſt zweyerley göttliche Eigenſchaften einerley Wirkung hervorbringen würden, ob man gleich nicht läugnen kann, daß die Allmacht mit der Allgegenwart Gottes nach der Unzertrennlichkeit des göttlichen Weſens, und beſonders dieſer in der Ausübung zuſammen gehörenden Eigenſchaften, in Anſehung gegen die Geſchöpfe allemal unumgänglich vereiniget ſeyn müſſen.

Der Herr von Leibnitz (*) glaubt zwar, daß die Gegenwart allein zur Empfindung oder Wahrnehmung nicht hinlänglich ſey. Allein, was er zu dieſem Ende beybringt, iſt in der That vor einen ſo großen Mann unwürdig. Er ſagt, ein Blinder und derjenige, deſſen Gedanken zerſtreuet ſind, ſiehet nicht. Allein, beſtehet denn das Empfinden allein in der Sehungskraft? Das heißt Sätze verdrehen und verſtümmeln. Kann man auch wohl ſo ſehr zer ſtreuet ſeyn, daß man durch kein einziges ſinnliches Werkzeug empfindet?

---

*) Angeführte Streitſchriften 3te Schrift §. 11.

Dennoch geſtehet der Herr von Leibnitz ſelbſt durch dieſen Einwand ein, daß die Gegenwart zur Empfindung hinlänglich iſt, wenn auf Seiten des Gegenwärtigen keine Verhinderung vorhanden iſt. Wie reimt ſich aber dieſes auf Gott? Kann wohl in ihm die geringſte Verhinderung ſtatt haben?

An einem andern Orte bringet der Herr von Leibnitz einen Einwurf hierwider vor, der etwas mehr Gewichte zu haben ſcheinet. Er ſagt, wenn Gott die Dinge empfindet, weil er ihnen gegenwärtig iſt; ſo würde daraus folgen, daß die Dinge in Gott wirkten. Der Herr von Leibnitz hat recht, wenn er eine veranlaſſende, nicht aber eine thätige Wirkung verſtehet, wiewohl ſich das Wort: Wirkung, hierher gar nicht recht ſchicket. Eine thätige Wirkung aber wird wohl hier niemand finden können.

Allein, dieſes macht den Lehrſatz des Herrn Newtons gar nicht gefährlich oder dem Weſen Gottes widerſtreitend. Auf die Art, wie hier die Wirkung genommen wird; ſo haben alle Dinge in die Allwiſſenheit Gottes eine Wirkung. Indem Gott die Dinge auf das deutlichſte unterſcheidet und einſiehet: ſo müſſen dieſe Dinge ſchlechterdings die Veranlaſſung darzu geben.

Selbſt aus den eignen Lehrſätzen des Herrn von Leibnitz folget, daß die Dinge auf ſolche Art in Gott wirken. Gott thut nichts ohne zureichende Urſachen. Dieſe Urſachen ſind in dem vorhergehenden Zuſtande der Geſchöpfe gegründet. Folglich kommt eben eine ſolche Wirkung der Dinge in Gott heraus. Ich ſage dieſes nur, um das

Nichtige dieſes Einwurfs zu zeigen. Denn in der That iſt weder dieſes, noch jenes eine Wirkung.

Man darf ſich deswegen wider den Herrn Newton nicht einnehmen laſſen, weil er einmal in ſeinen Schriften die Welt gleichſam als das Senſorium der Gottheit angeſehen hat. Es iſt wahr, auf dieſe Art würde er einen ſchlechten Begrif von der Allgegenwart Gottes gehabt haben. Man muß aber merken, daß er nicht ausdrucklich geſagt hat, daß die Welt das Senſorium der Gottheit ſey, ſondern nur daß ſie es gleichſam wäre. In der That iſt es demnach ein Fehler, der dieſem groſſen Manne entwiſcht iſt: und ſind nicht die vortreflichſten Köpfe den Fehlern unterworfen? Man kann aber verſichert ſeyn, daß er dieſen Fehler nicht hartnäckig vertheidiget habe. Das was Herr Clarcke an ſeiner ſtatt ſagt, iſt ſo gut als ein Wiederruf. Allenthalben wird man gewahr, daß ihn dieſer Ausdruck gereuet: und auf die Art, wie er ſich erklähret und verſtanden wiſſen will, kann man mit ihm zufrieden ſeyn.

So weit ſollen die philoſophiſchen Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes gehen. Nach meinem erſten Entwurfe ſolten auch ſo gleich die moraliſchen Betrachtungen über dieſe groſſe göttliche Eigenſchaft angefüget werden. Allein, weil mir die gegenwärtigen den beſtimmten Raum ſchon weggenommen haben: ſo muß ich dieſes bis auf ein andermal ausſetzen.

* * *

V.

Unterſuchung,

ob die

hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode nützlich ſind, und ob ſie die vollkommenſten Begriffe, die ſie hier jemals gehabt hat, nach Verlaſſung des Körpers behalten wird (*).

Da wir alle unſre Leſer vor unſre ſehr werthen und lieben Freunde anſehen, beſonders diejenigen, welche unſre Blätter in einer ſo edlen Abſicht leſen, nämlich daraus Anlaß zu nehmen, in ihren vernünftigen Betrachtungen über ihr Seyn und das Weſen ihrer unſterblichen Seele weiter fortzuſchreiten; ſo würden wir uns ſelbſt verwerfen, daß wir die Pflichten der Freund-

---

*) Dieſe ehedem in denen Ergötzungen abgedruckte Abhandlung wurde durch zwey kurze Schreiben veranlaſſet, welche der Herr Advoc. Schwarz in Dreßden an mich einſendete. In dieſen Schreiben, die zwiſchen ihm und einer ſeiner Freunde gewechſelt waren, wurden diejenigen Zweifel aufgeworfen, die in dieſer Abhandlung unterſuchet werden; und der Herr Advoc. Schwarz überſendete mir dieſelben, um ſolche aufzulöſen. Dieſe zwey Schreiben hielten übrigens nichts in ſich, welches erfordert hätte, ſie hier abermals abzudrucken.

ſchaft verleiten, wenn wir ihnen etwas abſchlagen wollten, in Dingen, welche unſre wenigen Kräfte nicht überſteigen. Wir laſſen uns aber die Materie, ſo uns unſre wertheſten Herren Correſpondenten vorgelegt haben, um ſo eher mit Vergnügen gefallen, da wir ohnedem entſchloſſen ſind, in der Folge unſrer Blätter, über die groſſen Eigenſchaften Gottes und das Weſen unſrer vernünftigen Seele, nähere Betrachtungen anzuſtellen.

Wir finden, daß alle die Zweifel, welche Herr A vorgetragen hat, in denenjenigen zwey Fragen völlig erſchöpft werden, die wir unſrer gegenwärtigen Unterſuchung vorgeſetzet haben. Wir wollen alſo auf eine jede beſonders, ſo gründlich als es unſre Kräfte zulaſſen, unſre Betrachtung wenden.

Den erſten Theil unſrer gegenwärtigen Unterſuchung ſcheinen unſre Hochgeehrteſten Herren Correſpondenten einmüthig vor eine ausgemachte Sache zu halten, die keinem Zweifel unterworfen ſey. Sie glauben, daß die hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode nützlich ſeyn werden, und daß eine Seele vor einer andern, welche ſich hier dergleichen Begriffe nicht erworben hat, in der himmliſchen Einſicht und der Seeligkeit vieles zum voraus haben werde.

Allein, wir glauben nicht, daß die Sache ſo unſtreitig gewiß ſey. Wir werden vielmehr ſehr groſſe Zweifel und Schwierigkeiten gewähr, die ſie umgeben. Es iſt unſre Schuldigkeit, dieſelben anzuzeigen, und zu ſehen, ob ſie gründlich gehoben werden können oder nicht.

Gott iſt das allergütigſte Weſen. Nach dieſer unendlichen Gütigkeit hat er eine Bereitſchaft allen Menſchen ſo viel Gutes zu thun, als möglich iſt. Er iſt aber auch der Allergerechteſte; und ſeiner durch ſeine allerhöchſte Weisheit gemäßigten Gütigkeit kann es unmöglich gemäß ſeyn, daß er gegen einen Menſchen eine größere Bereitſchaft hat, ihm Gutes zu thun, als gegen den andern, zumal wenn keine Urſachen auf Seiten des Menſchen vorhanden ſind, welche eine geringere Bereitſchaft Gutes zu thun, nach ſich ziehen. Kurz, es iſt ein Grundſatz: Gott liebet alle Menſchen mit einer gleichen Liebe.

Würde aber dieſe gleiche Liebe Gottes gegen alle Menſchen wohl beſtehen können, wenn die hier erlangten Begriffe zu einer größern Einſicht in jenem Leben, und zu einer größern Seeligkeit dienlich ſeyn ſolten? Was vor Urſachen hat ein Kind gegeben, welches in ſeiner Kindheit ſtirbt, daß es dieſer höhern Begriffe nicht theilhaftig geworden iſt, und folglich mit einem geringern Grade der Erkenntniß und der Seeligkeit vorlieb nehmen muß? Es hat weder etwas verſchuldet, welches die gleiche Liebe Gottes von ihm abwenden konnte, noch hat es in ſeiner Macht geſtanden, ſeinen Tod aufzuſchieben, bis er dieſe Begriffe erlanget hätte.

Selbſt bey dem Pöbel, der in ſeiner Einfalt alt und grau wird, finden wir gleiche Schwierigkeiten. Es iſt wahr, er hat den freyen Willen und den Verſtand, und folglich das Vermögen, ſich hier in der Welt deutlichere Begriffe zu erwerben. Allein, wird nicht dieſes Vermögen durch die Beſchaffenheit ſeines Standes, ſeiner Erziehung und der Nothwendigkeit, ſich von Kindheit an ſeinen Lebens-Unterhalt zu erwerben, faſt ganz und gar unmöglich gemacht, und in Nichts verwandelt? Und iſt er nicht in alle dieſe Umſtände ohne ſein Zuthun und Verſchulden geſetzt? Hat nicht Gott ſelbſt, da er aus den unzählbahren Reichen der auf einander folgenden möglichen Dinge diejenigen heraus nahm, die er wirklich gemacht hatte, alle dieſe Umſtände voraus geſehen, die dem Pöbel faſt nothwendiger Weiſe zu keinen höhern Begriffen gelangen laſſen wurden. Mich deucht allerdings. Was vor wichtige Schwierigkeiten giebt es alſo nicht in der Sache? Laſſet uns bemühen dieſelben zu heben. Laſſet uns aber auch diejenigen getreulich anzeigen, die wir nicht aus dem Wege zu räumen im Stande ſind.

Man kann hierauf antworten, daß Gott nicht der Urheber des phyſicaliſchen Böſen iſt. Es iſt ſolches die urſprüngliche Einſchränkung der Creatur. Dieſe Einſchränkung beſtehet nicht in dem Weſen der Materie: denn ſonſt würde Gott, als der Urheber der Materie, dennoch allemal der Urheber des phyſicaliſchen Böſen ſeyn. Sie beſtehet aber in dem Weſen der Dinge ſelbſt.

Das Weſen der Dinge beruhet in ihrer Möglichkeit; und dieſe Möglichkeit iſt ewig, weil ſie Gott nicht gemacht hat. Sie ſind in ſeinem unendlichen Verſtande vorhanden, und Gott iſt nicht der Urheber ſeines Verſtandes, wie der Herr von Leibnitz ſagt. Da nun Krankheiten und der Tod aus der urſprünglichen Einſchränkung der Creatur entſtehen: ſo iſt es Gott nicht beyzumeſſen, daß der Körper eines Kindes nicht darnach beſchaffen iſt, daß es länger hatte leben können. Es widerſtreitet alſo dergleichen Liebe Gottes gegen alle Menſchen keinesweges, wenn dieſes Kind keine vollkommne Begriffe erlanget hat, ohngeachtet es ſeinem eignen Verſchulden gleichfals nicht zuzuſchreiben iſt.

Eben dieſe Bewandniß hat es mit dem Pöbel. Nach dem ewigen Weſen der Menſchen mußte Gott in der Reihe auf einander folgender Dinge, die er wirklich machte, Leute zu laſſen, welche den Ackerbau und andre geringe Geſchäfte beſorgen mußten, und folglich zu keinen hohen Begriffen gelangen konnten. Weil die Menſchen Nahrung nöthig haben; ſo liegt die Urſache abermals nicht in dem Willen Gottes, ſondern in dem Weſen der Menſchen, und dieſes iſt ewig. Die gleiche Liebe Gottes gegen alle Menſchen kann alſo auch hiermit beſtehen.

Wir haben alſo ſo viel aus dem Wege geräumt, daß es wider die Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes nicht ſtreitet, wenn die Menſchen hier auf der Welt nicht zu gleichen Begriffen gelangen. Es iſt alſo noch übrig, daß es mit dieſen Eigenſchaften Gottes beſtehen kann, wenn dieſe vorzüglichen Begriffe auch einen vorzüglichen Nutzen in jenem Leben und in der Seeligkeit wirken: und dieſes zu zeigen, wird vielleicht ſchwehr halten.

Man wird ſich vielleicht einbilden, daß ſich dieſe Schwierigkeit gleichfals durch das ewige Weſen der Dinge heben läßt, wovon Gott nicht Urheber iſt. Allein, man irret ſich. Die Urſachen, warum wir hier nicht zu einerley Begriffen gelangen können, fließen aus dem Weſen der Körper ab. Was kan man aber in dem Weſen der Seelen vor Urſachen finden, warum dieſer Unterſchied der Begriffe und die daraus entſpringende ungleiche Glückſeeligkeit fortdauren müßte? Das zeitliche Leben iſt auch nicht der Endzweck von dem Weſen und der Wirklichkeit der Menſchen: ſondern das zukünftige Leben. In dieſem Leben kann alſo wohl eine Ungleichheit, zu Folge des Weſens der Körper ſtatt finden, nicht aber in jenem.

Die Kinder und der Pöbel würden in dem ganzen Endzweck ihres Weſens und ihres Seyns allzu viel einbüſſen, wenn ihnen der Mangel der Begriffe in dieſem Leben auch in jenem ſchädlich ſeyn ſolte. Der Mangel eines gröſſern Guten iſt ſchon ein Uebel. Dieſes Uebel würde ſie aber ohne ihr Verſchulden betreffen. Würde aber dieſes wohl mit dergleichen Liebe Gottes gegen alle Menſchen beſtehen können? Würden ſie nicht fordern können, daß ſie Gott gar nicht hätte wirklich machen ſollen, wenn der Endzweck ihres Weſens und ihres Seyns ohne ihr Verſchulden geringer geweſen wäre, als andrer Geſchöpfe ihrer Art?

Denn geſetzt, daß in dem ewigen Weſen der Seelen, ſo wie ſie in den Begriffen Gottes vorhanden waren, Urſachen anzutreffen wären, welche die Gleichheit der Begriffe in jenem Leben nicht erlaubten, ſtand es nicht in Gottes Willen, ob er dieſe mögliche Weſen wirklich machen wolte oder nicht, und wurde er nicht durch ſeine Gütigkeit hierzu bewogen, über deren Mangel ſich nur eben die Kinder und Einfältigen beklagen können?

In der That aber können in dem ewigen Weſen der Seelen ſolche Urſachen gar nicht vorhanden ſeyn. Dieſes Weſen beruhet in dem Verſtande Gottes. Iſt dieſer aber nicht die allerhöchſte Weisheit: und kann in ihm etwas vorhanden ſeyn, welches den Endzweck der Weſen von einerley Art ungleich macht? Iſt nicht ſelbſt die Gerechtigkeit mit ſeiner Weisheit unzertrennlich vereiniget?

Wie kann dieſes aber mit derſelben beſtehen? Wir finden alſo, daß dieſer Zweifel unauflöslich iſt. Wir wollen uns denſelben merken, und unterdeſſen einen neuen vortragen.

Weil wir hier allein durch die Sinne zu Begriffen gelangen, die Sinne aber, wie wir ſelbſt aus der Erfahrung überzeugt werden, uns öfters eine Sache anders vorſtellen, als ſie in der That iſt: ſo iſt es ein faſt durchgängig angenommener Satz, daß der Körper die Seele an Erkenntniß der Wahrheit verhindere; und unſre Herren Correſpondenten ſind dieſes ſelbſt nicht in Abrede. Hieraus ſcheinet mir zu folgen, daß unſre Seele auf einmal zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen müßte, wenn dieſe Verhinderung, nämlich der Körper, nicht mehr vorhanden iſt.

Folglich würden die hier erlangten Begriffe nach dem Tode von keinem Nutzen ſeyn: ſondern die Seele der Kinder und der Einfältigen würden nach dem Tode auf einmal in diejenige Erkenntniß geſetzt werden, zu welchem die menſchliche Seele fähig iſt, und die Gelehrten und Klugen würden mit ihrer Einſicht eben nicht weiter dringen können. Dieſer Zweifel iſt in der That nicht ſchwach. Allein, er wird uns dem ohngeachtet keine Mühe machen.

Wir nehmen Veränderungen an unſrer Seele wahr. Alle Veränderungen ſind Abwechſelungen der Schranken. Unſre Seele iſt alſo ein eingeſchränktes Ding. Eingeſchränkte Weſen aber werden nur nach und nach das was ſie ſeyn können. Denn hierinnen ſind ſie von einem Uneingeſchränkten unterſchieden, welches alles, was es ſeyn kann, wirklich auf einmal iſt. Folglich können auch unſre Seelen nach Ablegung des Körpers nur ſtufenweiſe und nach und nach zur Erkenntniß gelangen.

Dieſe Wahrheit iſt ganz unläugbar, und man kann ſo gar von den Engeln nicht anders behaupten. Da ſie außer Streit eingeſchränkte Weſen ſind; ſo können ſie gleich nach ihrer Erſchaffung nicht auf einmal alle Erkenntniß gehabt haben, deren ſie fähig geweſen ſind; ſondern ſie müſſen ſich dieſelbe ſtufenweiſe erworben haben. Da nun unſre Seelen auch in jenem Leben nur nach und nach zur Erkenntniß gelangen können: ſo iſt es von dieſer Seite außer Zweifel geſetzt, daß eine Seele, die ſich hier ſchon hohe Begriffe von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes und der Glückſeeligkeit erworben hat, in jenem Leben einigen Nutzen davon haben müßte, weil ſie die niedern Stufen bereits überſtiegen hat.

Allein, wie werden wir dieſes mit denenjenigen unüberwindlichen Schwierigkeiten vergleichen können, die oben wegen der gleichen Liebe Gottes gegen alle Menſchen übrig geblieben iſt. Wir wollen einen Grundſatz feſtſetzen, und hieraus wird nunmehro die richtige Entſcheidung unſrer Frage ungezwungen abfließen.

Die menſchlichen Seelen können nur zu einem gewiſſen Grad der Erkenntniß, und folglich auch der Seeligkeit gelangen, und wenn ſie denſelben erreichet haben; ſo müſſen ſie ohne Zweifel ſtille ſtehen. Uns deucht, daß man dieſes als einen Grundſatz gelten laſſen muß. Endliche Geiſter können weder zu einer unendlichen Erkenntniß, noch zu einer unendlichen oder uneingeſchränkten

Glückſeligkeit gelangen. Dieſes iſt allein eine Eigenſchaft Gottes. Diejenigen, die alſo hier ſchon hohe Begriffe erlanget haben, können doch nicht ohne Aufhören darin zunehmen, ſondern ſie müſſen bey einem gewiſſen Grade der Erkenntniß ſtehen bleiben. Nun wird ſich die ganze Sache ganz leicht entſcheiden laſſen.

Da nun die Seele ein einfaches Weſen iſt, welches ſich der vergangenen Dinge erinnern kann: ſo muß ſie die Gedanken und Begriffe auch nach dem Tode behalten, die ſie hier gehabt hat. Wenn ſich nun die Seele hier ſchon hohe Begriffe von dem Weſen Gottes und ſeinen Eigenſchaften, und überhaupt eine ſolche Erkenntniß erworben hat, die zu ihrer Glückſeligkeit etwas beyträgt: ſo iſt dieſes in ſo weit nicht ohne Nutzen, weil auch die Seele nach Verlaſſung des Körpers, nur nach und nach zur Einſicht gelangen kann.

Allein, die Gerechtigkeit und Gütigkeit Gottes laſſen es dem ohngeachtet nicht zu, daß eine ſolche Seele deshalb eine größere Glückſeligkeit erlange, als die Seelen der Kinder und Einfältigen, die ohne ihr Verſchulden ſolcher Begriffe hier nicht theilhaftig geworden ſind. Ein endlicher Geiſt kann zu keiner unendlichen Erkenntniß und Glückſeligkeit gelangen. Diejenige Seele, die alſo hier ſchon eine ſehr große Einſicht beſeſſen hat, findet demnach ein gewiſſes Ziel vor ſich, wobey ſie ſtille ſtehen muß: und dieſes Ziel werden die Seelen der Kinder und Einfältigen gleichfals erreichen. Empfindet jene über ihre bereits gehabte Erkenntniß ein großes Vergnügen: ſo werden dieſe eine eben ſo große Luſt an einer Erkenntniß haben, deren ſie zeither nicht gewohnt geweſen ſind.

Ich kann aber mit dem Hrn. B * * * nicht behaupten, daß einem Einfältigen die Bemerkung ſeiner auf der Welt in dieſer Erkenntniß begangenen Fehler eine Verminderung ſeines Vergnügens verurſachen würde. Er muß ſich allemal damit beruhigen können, daß ſeiner Erkenntniß unüberwindliche Hinterniſſe im Wege geſtanden haben. Kurz, die ewige Glückſeligkeit, ſo wohl eines Gelehrten als eines Ungelehrten, muß in Abſicht auf die hier gehabten Begriffe allemal vollkommen gleich ſeyn. Dieſes iſt die Entſcheidung der erſten Frage, nach unſrer wenigen Einſicht. Laſſet uns nunmehro die andre unterſuchen.

Vor allen Dingen muß man hier ausmachen, ob die Urſachen der Schwachheit, oder daß ein Menſch die einmal erlangten Begriffe und Erkenntniß wieder verliehret, an den Körper oder an der Seelen liegen. Beruhen ſie in der That in dem Körper: ſo können wir nicht den geringſten Anſtand nehmen, allen demjenigen beyzutreten, was Herr B * * * bey dieſer Frage geſagt hat, und es iſt nichts gewiſſers, als daß die Seele diejenigen vollkommnen Begriffe nach Ablegung des Körpers wieder erlangen muß, deren Erinnerung und Ausübung der Körper allein verhindert hatte.

Allein, es iſt nicht genug, daß wir etwas ſagen, und einer faſt allgemeinen Meinung beytreten. Es iſt die Pflicht eines Weltweiſen, daß er zeigen muß, wie und auf was Art etwas möglich iſt; und dieſes wird uns vielleicht hier ganz und gar unmöglich fallen. Wenn wir gründlich unterſuchen wollen, ob es möglich iſt, daß die Schwachheit des Körpers, eine Schwachheit der Seelen verurſachen kann: ſo müßten wir zu denenjenigen Lehr-Gebäuden unſre Zuflucht nehmen, welche die Art der Verbindung der Seele mit dem Körper zeigen.

Ohngeachtet wir ein Lehr-Gebäude, welches Gott zur unmittelbaren Wirkung der Bewegung und des Bandes zwiſchen Seel und Leib macht, wie Carteſius gethan hat, ohnedem nicht vor wahr halten; ſo können wir doch unſre gegenwärtige Unterſuchung um ſo weniger nach denſelben anſtellen, weil nicht die geringſte Urſache vorhanden iſt, warum Gott unmittelbar die Erkenntniß und Begriffe in einer Seele entſtehen ſolte, die er eben zu dem Endzweck wirklich gemacht hat, daß ſie ſich Erkenntniß und Begriffe erwerben ſoll. Es würde auch ſolches ganz offenbar mit ſeiner Gütigkeit und Gerechtigkeit ſtreiten. Es bleiben demnach nur die Lehr-Gebäude des natürlichen Einfluſſes und der vorher beſtimmten Uebereinſtimmung übrig.

Bey dem natürlichen Einfluß ſind unüberwindliche Schwierigkeiten vorhanden. Man ſiehet überhaupt nicht, wie es möglich iſt, daß Zufälle, oder Schwachheiten der Materie oder des Körpers ihre Wirkung über ein einfaches Weſen erſtrecken können. Geſetzt aber, daß man die Möglichkeit hiervon wahrnehmen könnte; ſo ſiehet man doch nicht, wie es möglich iſt, daß körperliche Zufälle dasjenige auslöſchen können, was in der Seele einmal vorhanden iſt.

Es iſt nicht genug, daß wir ſagen, wir werden durch die Zergliederung [illegible] überzeugt, daß das Gehirne bey dergleichen Perſonen nicht ſo [illegible], als bey Gefinden, die ihr vollkommnes Gedächtniß haben. Iſt denn die Seele materiell, und beſtehet ſie in dem Gehirne? Alles, was ich nach dem natürlichen Einfluß behaupten kann, iſt, daß eine ſubtile flüßige Materie im Gehirne zur Hervorbringung der Gedanken etwas beyträgt. Wenn nun das Gehirne und dieſe Materie ſchwach iſt, ſo iſt es ganz wohl möglich, daß künftighin keine deutliche Gedanken und Begriffe entſtehen können. Allein, wie iſt es möglich, daß dieſe Schwachheit denenjenigen Begriffen etwas ſchaden kann, die bereits in der Seele vorhanden ſind, wenn man nicht annehmen will, daß ſie materiell iſt.

Man wird vielleicht ſagen, zu Wiederhervorbringung eines bereits erlangten Begriffes gehöret eben die Stärke und Bewegung des Gehirns und der ſubtilen Materie, als zu Erwerbung eines neuen. Allein, das heißt in der That nichts geſagt: ſondern es iſt vielmehr ein unvermerktes Bekenntniß, daß die Seele aus der Materie beſtehet. Iſt die Seele in der That ein einfaches Weſen, und hat ſie die Kraft einmal erlangte Begriffe zu behalten in ihrem eignen Weſen, nicht aber durch Beyhülfe der Materie, wie niemand behaupten wird, weil ſonſt die Seele, nach der Verlaſſung des Körpers, ein elendes Ding ſeyn würde; ſo kann man ſchlechterdings nicht einſehen, wie es möglich iſt, daß körperliche Zufälle Begriffe in ihr auslöſchen können.

So unauflöslich dieſe Schwierigkeiten ſind, ſo ſind ſie doch bey der vorher beſtimmten Uebereinſtimmung unendlich gröſſer, und wenn etwas das Unrichtige dieſes Lehr-Gebäudes klärlich veroffenbahret, ſo iſt es die Sache, die wir hier unterſuchen. Wenn die Seele keine andere Gemeinſchaft mit dem Leibe hat, als die vorher beſtimmte Uebereinſtimmung; ſo ſiehet man ſchlechterdings nicht, wie es möglich iſt, daß die allergrößte Schwachheit des Körpers den bereits erlangten Begriffen des Körpers den allergeringſten Schaden zufügen kann.

Setzet einmal, daß die allergenaueſte Uebereinſtimmung zwiſchen zwey Weſen iſt. Wenn die Schwachheit des Körpers Begriffe in der Seele auslöſchen ſoll: ſo muß man unumgänglich annehmen, daß dieſe Begriffe auch in dem Körper vorhanden geweſen, und durch eine darinnen ſich ereignete Unordnung ausgelöſcht ſind, denn ſonſt würde der Körper eine Wirkung in die Seele thun, nicht aber mit ihr übereinſtimmen. Wie ungereimt aber die Begriffe eines Körpers heraus kommen würden, bedarf keines Ausführens.

Will man in dieſes Lächerliche nicht verfallen, ſo muß man abermals zu der unmittelbaren Wirkung, und zu einem Wunder-Werke Gottes ſeine Zuflucht nehmen, welches man in dieſem Lehr-Gebäude ſo ſehr zu vermeiden geſucht hat. Denn wenn ſich in einer vollkommnen Uebereinſtimmung die bereits erlangten Begriffe der Seelen verliehren ſollen; ſo muß der Körper dieſe Begriffe gleichfals gehabt haben, oder Gott muß unmittelbar kommen, und bey einer gewiſſen Unordnung des Körpers dieſe Begriffe austilgen.

Das Gleichniß von zwey Uhren, welches ſich der Hr. Canzler von Wolf ehemals in ſeinen Schriften ſelbſt bedienet hat, wird die Sache klar machen. Laſſet uns ſetzen, daß zwey Uhren ſo eingerichtet ſind, daß ſie in den allergeringſten Dingen mit einander übereinſtimmen, auch ſogar in der Unordnung! Laſſet uns ſetzen, daß die eine Uhr noch die Eigenſchaft hat, daß ſie von allen ihrem Laufe gewiſſe Kennzeichen macht! Denn die Behaltung der Begriffe, oder das Gedachtniß wird man wohl der Seele nicht abſprechen.

Wenn ſich nun in der einen Uhr eine Unordnung ereignet: ſo kann zwar die andre, vermöge ihrer Einrichtung, auch in dieſer Unordnung mit jener übereinſtimmen. Allein, die Kennzeichen ihres vorigen Laufes muſſen demnach bleiben. Sollen ſie aber ausgelöſchet werden; ſo muſſen entweder beyde Uhren mit dieſer Eigenſchaft, von ihrem Laufe gewiſſe Kennzeichen zu hinterlaſſen, verſehen ſeyn, und dieſe Kennzeichen muſſen ſich durch eine gewiſſe Unordnung verliehren, nämlich, wenn die Uebereinſtimmung vollkommen ſeyn ſoll, oder der Künſtler muß ſelbſt unmittelbar kommen, und die Kennzeichen des Laufs wegnehmen.

Kurz, in der vorher beſtimmten Uebereinſtimmung kann eine Unordnung des Korpers wohl wirken, daß die Seele in der Folge dieſer Unordnung gemäße Begriffe hat, z. E. daß die Seele eines Taubgewordenen die Töne nicht mehr unterſcheiden kann, daß die Seele eines Blindgewordenen ſich von einer noch nie geſehenen Farbe keinen Begriff machen kann, daß die Seele eines Raſenden in den folgenden Handlungen raſe. Allein, wie iſt es möglich, daß ſie die vorher erlangten Begriffe, und das Andenken der vernünftigen Handlungen verliehren kann.

Alles, was man einwenden kann, iſt, daß Gott die Seele von Ewigkeit her einmal ſo eingerichtet hat, daß ſie bey einer gewiſſen Schwachheit oder Unordnung des Körpers gewiſſe Begriffe verliehren ſoll. Allein, das heißt in der That, zu einem Wunder-Werke ſeine Zuflucht nehmen. Denn in dieſer Schwachheit des Körpers iſt zu dieſer Auslöſchung in der Seele nicht die geringſte Urſache vorhanden.

Wenn man gleich alles dasjenige zu Hülfe nimmt, womit der Herr Canzler von Wolf dieſem Lehr-Gebäude eine Farbe anzuſtreichen ſuchet; ſo kann man doch aus dieſen Schwierigkeiten nicht herauskommen. Laßt es ſeyn, daß ſichs mit der Seele nicht anders verhalte, als mit einem Bilde oder Gemählde, welches ſich ganz nach der Sache richtet, die es vorſtellt. Dieſes alles kann nur auf das Künftige gelten, nicht aber auf das Vergangene. Wenn die Seele kein Schatten-Bild ſeyn ſoll, oder kein Spiegel, welche die Sache auf ewig wieder fahren laſſen, die ſie vorgeſtellet haben, ſo muß dieſes Bild oder Gemählde von den Sachen, die es vorgeſtellet hat, einen Eindruck behalten; und dieſer Eindruck kann durch keine Sache, die außer ihr iſt, wieder ausgelöſchet werden.

Mich deucht aber nicht, daß man die Seele mit einem Schatten-Bilde oder Spiegel in Vergleichung ſtellen darf. Zu geſchweigen, daß hieraus folgen würde, die Seele könnte nur alsdenn denken, wenn ſich ihr Bilder vorſtellten.

Laßt uns ſo gar die ideas materiales im Gehirne auf einen Augenblick annehmen, womit er im zweyten Theile der Metaphyſik §. 7 [illegible]. dieſe Schwierigkeiten heben will. Laſſet es ſeyn, wie er ſagt: „Daß die ideae „materiales im Gehirne können verrückt werden, und

„dar

„daraus unordentliche Bewegungen im Leibe erfolgen, „und es ſey alſo auch möglich, daß eine Seele dieſes alles „in eben einer ſolchen Ordnung, wie es geſchiehet, ſich „vorſtellet.„

Was ſind dieſe ideae materiales? Wenn man nicht zugeben will, daß die Materie denken kann, ſo können es höchſtens nur Bewegungen im Gehirne ſeyn. Allein, dieſe Bewegungen können weder Bilder der Dinge am allerwenigſten der Schlüſſe ſeyn, weil wir ſonſt der Seele entbehren könnten, indem das Gehirne ihre Dienſte ſchon verrichtet hatte.

Wie ſoll ſich alſo die Seele Dinge vorſtellen können, woran ſich nichts erkennen läſſet? Und geſetzt, daß ſie ſich die neue Ordnung oder Unordnung der Bilder im Gehirne vorſtellen könnte, und ſich darnach richten müßte; ſo könnte doch dieſes nur von der Folge gelten. Die einmal erlangten Begriffe aber könnten dadurch keinen Schaden leiden. Denn man wird doch wohl der Seele, als einem einfachen Weſen, nicht die Kraft abſprechen, daß ſie Begriffe behalten kann.

Wahrhaftig, wenn etwas den menſchlichen Stolz ungemein tief zu beugen vermögend iſt; ſo iſts die Unerkenntniß, die wir von uns ſelbſt haben. Wir, die wir ſo viel Wunder Dinge wißen wollen, und uns durch unſer Wißen ſo ſehr aufblehen laſſen, kennen nicht einmal die Art, wie unſre Seele und unſer Körper, woraus wir beſtehen, mit einander Gemeinſchaft haben.

Alles, was wir demnach in dieſer Sache erkennen können, iſt eine vermeintliche Erfahrung, nämlich, daß die Verliehrung der Begriſſe an der Schwachheit des Körpers liegen müſſe, weil wir die Schwachheit gewahr zu werden vermeinen. Wir ſchließen von der Wirkung auf die Urſache.

Allein, ſolten wir nicht eben dieſen Schluß in Anſehung der Seele vor uns haben? Solten wir nicht eben die Wirkungen vor uns haben, woraus wir den Schluß machen könnten, daß die Seele gewiſſer Schwachheiten und Unordnungen fähig ſey? Was iſt der Fall des Teufels? Ich glaube, daß es ſchlechterdings unmöglich geweſen wäre, daß der Teufel hätte fallen können, wenn nicht ein Geiſt von Schwachheiten und Unordnungen beſeſſen werden könnte. Ein Geiſt, der von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes vollkommne Begriffe hat, und in deſſen Weſen nichts vorgehet, was dieſe Begriffe ſchwächet, kann unmöglich von Gott abfallen.

Hätte er nicht ſeine ewige Unglückſeligkeit auf das deutlichſte voraus ſehen müſſen: ſo bald ihm die geringſte Gedanke von der Empörung eingefallen wäre, wenn er eine richtige Vorſtellung von dem Weſen Gottes gehabt hätte? Konnte er aber die richtige Vorſtellung, als ein Geiſt einer höhern Art, welcher der Vermuthung nach nahe bey dem Throne Gottes war, wenn ich mich dieſes figürlichen Ausdrucks bedienen darf, ſeiner Natur nach etwan nicht haben? Allerdings. Wie war alſo ſein Fall möglich, wenn nicht eine gewiſſe Unordnung in ſeiner Natur und in ſeinen Begriffen vorgegangen wäre.

Daß die Sache überhaupt betrachtet, möglich iſt, können wir ganz wohl einſehen. Gott allein iſt uneinge-

ſchränkt.

ſchrankt. Alle andre Geiſter und Seelen haben Schranken. Dieſe Schranken ſind der Veränderung und der Abwechſelung unterworfen. Ja! alles, was in ihnen vergehet, iſt ſonſt nichts als Abwechſelung der Schranken. Iſt es alſo nicht gar wohl möglich, daß eine Schwachheit in ihnen vergehen kann, welche eine ſolche Unordnung in der Abwechſelung der Schranken verurſachet, daß die vorher erlangten Begriffe ausgeloſchet werden.

Es iſt wahr, wir können nicht einſehen, wie ein einfaches Weſen Schwachheiten haben, und die einmal erlangten Begriffe verliehren kann. Allein, können wir wohl einſehen, wie es möglich iſt, daß die Schwachheit des Körpers Begriffe in der Sache austilgen kann? Mich deucht nicht, daß man es nunmehro vor leicht halten wird. Es iſt alſo eine Ungewißheit, eine Unmöglichkeit der Einſicht, wie die andre. Was haben wir aber vor Urſachen in gleich ungewiſſen Dingen auf dieſe oder jene Seite zu neigen.

Nach dem, was wir hier ausgeführet haben, getrauen wir uns nicht, dieſer Frage eine ausdrückliche Entſcheidung zu geben. Wenn die Verliehrung der hier erlangten Begriffe aus den Schwachheiten des Körpers entſtanden iſt: ſo iſt es ganz natürlich, daß ſie die Seele nach dem Tode ſo gleich wieder erlangen wird. Iſt aber die Schwachheit der Seelen ſelbſt hieran Urſache: ſo ſiehet man leicht, daß die Ablegung des Körpers ſolche allein nicht wieder herſtellen kann. Scheinet dieſe Entſcheidung nicht hinlänglich genug: ſo können wir uns weiter nicht helfen, als daß wir unſre Unwiſſenheit geſtehen, und wir werden einen hinlänglichen Unterricht in dieſer Sache von jedermann mit Erkenntlichkeit annehmen.

Wir werden überhaupt mit Vergnügen gewahr, daß wir eine beträchtliche Anzahl vernünftiger Leſer haben, die auch in dem Ernſthaften und Gründlichen das Ergötzliche finden. Wenn wir im Anfange unſerer Monats-Schrift mehr durch das Muntre zu gefallen geſucht haben: ſo iſt es nunmehr billig, daß wir vor ſie gleichen Betracht haben, und wenigſtens unſere Sorgfalt zu gefallen zur Hälfte auf ſie verwenden. Die großen Eigenſchaften Gottes, die Natur unſerer Seele, und überhaupt das Band zwiſchen derſelben, bieten uns eine Menge würdiger Betrachtungen dar: und in dieſem weiten Felde finden wir auch wenig veränderte Wege.

Wir erkühnen uns nicht zu verſprechen, daß wir ſie gewiß machen wollen. Allein, Betrachtungen dieſer Art ſind vor einem vernünftigen und unſterblichen Geiſt allemal [illegible]. Niemals aber ſind ſie unnütze. Vielleicht, daß wir uns auch in gegenwärtiger Frage alsdenn etwas Entſcheidenderes vortragen können, wenn wir die dahin einſchlagenden Materien gründlich betrachtet haben.

VI.

Fernere Unterſuchung

der Frage:

Ob und in wie weit die hier erlangten Begriffe der Seele nach dem Tode nützlich ſeyn werden (*).

Daß der erſte Theil der vorgeſetzten Frage von mir bejahet werde, haben die Herren Verfaſſer derer Ergötzungen der vernünftigen Seele im 6ſten Stücke des 3ten Bandes auf der 557ſten Seite ganz gegründet geurtheilet. Ich behaupte demnach, und getraue es mir auch zu erweiſen, daß die hier erlangten Begriffe der Seele nach dem Tode nützlich ſeyn werden, und daß eine Seele vor einer andern, welche ſich hier dergleichen Begriffe nicht erworben hat, in der himmliſchen Einſicht vieles zum voraus haben werde. Ja, ich halte auch dafür, daß dieſe Einſicht einer ſolchen Seele, zu Erlangung eines größern Grades der Seeligkeit, vor einer andern dien

lich

(*) Dieſe Schrift des Hrn. Advocat Schwartzens muß ich hier wegen des Zuſammenhanges, und meiner darauf folgenden Beantwortung, wieder mit abdrucken laſſen. Sie iſt auch mit ſo ſchönen und gründlichen Betrachtungen erfüllet, daß ich deshalb bey denen Leſern gar keiner Entſchuldigung nöthig habe.

h ſeyn werde, wo ſie anders mit der letztern in dieſer Welt eich tugendhaft gelebet.

Doch will ich eben nicht behaupten, daß dieſe Sache ſo gar ausgemacht wäre, daß ſie keinem Zweifel unterworfen ſey. Sie betrift ohnedem einen Gegenſtand, von welchem wir uns in dieſem Leben keinen hinlänglichen Begrif machen können; und ſelbſt vorgedachte gelehrte Herren Verfaſſer haben ſo wichtige Zweifel darwider erreget, daß ſolche allerdings einer weitern Unterſuchung bedürfen.

Ich bin aber nicht der Meinung, daß ſolche unauflöslich ſind: und ſelbſt unſere gelehrten Herren Schriftſteller haben am angezogenen Orte dieſe Schwierigkeiten größtentheils gründlich gehoben, ob es ſich gleich im folgenden zeigen wird, daß ich mit denenſelben in der Ausführung ſolcher Auflöſung nicht einerley Meinung bin.

Es wird darauf ankommen, daß ich von der Seeligkeit eine hinlänglich gegründete Erklährung, in ſo weit ſie uns Menſchen möglich, vorausſetze: denn es ſcheinen meine hochgeehrteſten Herren Schriftſteller in denen Gedanken zu ſtehen, als wenn ich den Grund derſelben lediglich in einer theoretiſchen Erkenntniß und Wiſſenſchaft ſuchte; da ich doch vielmehr denſelben mit denen meiſten Weltweiſen und Gottesgelehrten in einem hier geführten tugendhaften Leben zu finden vermeine.

Deswegen habe ich auch eben dem Satze, daß eine weiſe Seele vor einer unweiſen einen größern Grad der Seeligkeit zu empfangen fähig ſey, mit gutem Vorbedachte dieſe Bedingung beygefüget: wofern anders beyde Seelen in dieſer Welt gleich tugendhaft gelebet. Und eben dieſe Einſchränkung iſt auch bereits in meinem vorigen Briefe im Eingangs angezogenen Stücke derer Ergänzungen auf der 554ſten Seite befindlich.

Da die Seeligkeit, nach einſtimmiger Meinung derer Weltweiſen und Gottesgelehrten, eine Belohnung des in dieſem Leben geführten Wandels ſeyn ſoll; ſo muß deren Gegenſtand nothwendig auf die allhier geführten moraliſchen Thaten, und nicht auf die theoretiſche Erkenntniß und Wiſſenſchaft gerichtet ſeyn. Moraliſche Handlungen ſind entweder gut oder böſe, d. i. Tugenden oder Laſter; leztere ſind der Beſtrafung, und jene nur der Belohnung unterworfen; folglich kann die Seeligkeit keinen andern Gegenſtand, als ein hier geführtes tugendhaftes Leben zum Grunde haben.

Eine jede Belohnung erwartet bey dem Belohnten ein Vergnügen, ſo er über die Belohnung und die Gnade des Belohners empfindet; und alſo beſtehet die Seeligkeit unſtreitig in einem Vergnügen des Seeligen, über dieſe Belohnung, und über die Gnade des grundgütigen ihm belohnenden Gottes. Dieſe Gnade iſt, wie alle göttliche Eigenſchaften, unendlich, folglich wird auch dieſes Vergnügen unendlich und unaufhörlich, und zwar bey einer Vereinigung mit dem höchſten Weſen ſeyn; weil der Menſch durch den Tod von der körperlichen Welt getrennet, und die abgeſchiedene Seele außer Gott weiter keinen gegenwärtigen Gegenſtand ihrer Gedanken haben kann.

Aus dieſem allen nun erhellet, daß die Seeligkeit nichts anders, als ein immerwährender Zuſtand des Vergnügens der Seele nach dem Tode ſey, welches ſie in einer unaufhörlichen Vereinigung mit Gott darinnen empfindet.

er, daß ſie ſich der Tugend und der unausſprechlichen Gnade ihres Gottes bewußt iſt.

Ich habe dieſe Erklährung nach denen Gründen der Weltweisheit, und wie weit dieſelbigen langen, gegeben; e wird ſich aber auch nach der Offenbahrung mit einer anz kleinen Veränderung auf die zugerechnete Tugend, nd daher fließende göttliche Gnade einrichten laſſen, ſo, aß an dem Hauptwerke ſelbſt nichts wegfallen wird, immaaßen eine zugerechnete Tugend auch eine Tugend, und ne daher rührende Gnade gleichfals eine Gnade iſt.

Weil auch ein Menſch nicht gleich tugendhaft als der ndre gelebet, und dahero auch das Vergnügen darüber, a ſelbſt die göttliche Gnade bey einem wie dem andern icht gleich groß ſeyn kann: ſo ſcheinet mir nicht ungeründet zu ſeyn, daß es gewiſſe Grade der Seeligkeit geen werde.

Nun wird ſich aus der feſtgeſetzten Erklährung der Seeligkeit die vorgegebene Frage gar leichtlich entſcheiden laſſen: ob und in wie weit die hier erlangten Begriffe ur Einſicht künftiger himmliſchen Herrlichkeit nützlich eyn, ja ſelbſt zur Seeligkeit etwas beytragen werden.

Es iſt hier vorauszuſetzen, was in der Geiſterlehre rwieſen wird, daß die Seele nach Verlaſſung ihres Körers ihr Weſen, d.i. die Kraft zu denken, behalte. Der Beweiß davon iſt kürzlich dieſer. Die Seele iſt ein einaches Weſen, welches alſo, weil es keine Theile hat, in keine Theile aufgelöſet werden kann, und folglich unzertörlich iſt. Iſt dieſes, ſo behält die Seele auch nach der Trennung von ihrem Körper ihr Weſen, und dieſes beſtehet in der Kraft, oder dem Vermögen zu Denken, folglich behält ſie auch nach ſolcher Trennung ihr Vermögen zu denken.

Da nun dieſes Vermögen ein wirkendes und thätiges Weſen iſt, ſo wird auch die abgeſchiedene Seele in jener Welt aufs äuſſerſte zu denken bemühet ſeyn, weil eine jede Kraft oder Vermögen allemal auf das äuſſerſte ſich thätig zu erweiſen ſuchet (*), woferne es keine Verhinderung hat, dergleichen aber hier nicht angegeben werden kann.

Auch wird ſie aufs äuſſerſte bemühet ſeyn, ſich deren vorigen Gedanken und Begriffe wieder zu erinnern, weil das Vermögen zu denken, das Vermögen der Wiedererinnerung des vorigen mit in ſich begreiſet. Und daher wird ſie auch dieſes zu Werke richten, weil alles das wiederum gilt, was von dem Vermögen zu Denken überhaupt erwieſen werden.

Ich habe eben behauptet, daß in der theoretiſchen Erkenntniß die Seeligkeit nicht beſtehe, noch, daß ſolche den nächſten Grund dazu abgebe. Deswegen läugne ich eben nicht, daß dieſe Erkenntniß, beſonders von göttlichen Dingen und Eigenſchaften, vieles zur Seeligkeit mit beytragen, ja ſelbſt ein Mittel darzu abgeben könne.

Es wird dieſes aus der von mir gegebenen und feſtgeſetzten Erklährung der Seeligkeit deutlich werden, und da wird ſich von denen hier erlangten Begriffen ein doppelter Nutzen in Abſicht jener ſeeligen Herrlichkeit ergeben.

---

*) Nach dem bekannten Satze: Agens non agit, niſi ad extremum ſuae potentiae.

ben. Der erſte wird ſich bereits in dieſem Leben zeigen, und der andre wird in jener Welt zu finden ſeyn.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß ein tugendhaftes Leben nothwendig eine hinlängliche Erkenntniß des göttlichen Willens vorausſetze: denn wenn ich dieſen nicht erkenne, ſo bin ich auch nicht vermögend darnach zu leben. Wer nun alſo in dieſer Zeitlichkeit ſchon hinlängliche und hohe Begriffe von dem göttlichen Willen und Eigenſchaften gefaſſet, der wird auch vor einem andern, der dergleichen nicht erlanget, fähiger ſeyn, ſein Leben nach dem göttlichen Willen und Eigenſchaften einzurichten, d. i. tugendhaft zu leben.

Thut er nun dieſes, und lebt nach ſeiner Erkenntniß, ſo ſcheinet mir kein Zweifel übrig zu ſeyn, daß er ſeine künftige Seeligkeit vor einem Unweiſen zu befördern mehr im Stande ſey, und darzu mehr Gelegenheit, als dieſer, habe. Und das iſt es, was ich bereits in meinem vorigen Schreiben auf der 554ſten Seite des angezogenen Bandes der Ergötzungen behauptet, und wozu ich daſelbſt den Grund mit kurzen angegeben habe, welcher darinnen beſtanden, daß die Fehler des Willens allemal einen Mangel der Erkenntniß im Verſtande voraus ſetzten, und von dieſem lediglich abhiengen.

Der andre Nutzen von denen allhier erlangten Begriffen findet ſich in jener Ewigkeit, und bey dem Eintritt in dieſelbige. Dieſer geſchiehet nach der oben gegebenen Erklährung der Seeligkeit, durch die unmittelbare Vereinigung mit Gott. Hierdurch erlanget die Seele eine gleichſam anſchauende Erkenntniß von der göttlichen Herrlichkeit und denen göttlichen Eigenſchaften: [illegible]

wo.

wenn ein denkendes Weſen unmittelbar vereiniget wird, davon erlangt es eine anſchauende Erkenntniß.

Ich habe mit gutem Vorbedacht geſagt: die Seele erlange bey ihrem Eintritte in die Ewigkeit gleichſam eine anſchauende Erkenntniß von Gott: denn hier fehlen die Worte, dieſe Empfindung recht eigentlich auszudrücken; immaaßen wir keinen andern Begrif von einer anſchauenden Erkenntniß haben, als welche vermittelſt der körperlichen ſinnlichen Werkzeuge geſchiehet. Dieſe fehlen aber einer von dem Körper abgeſchiedenen Seele, und folglich müſſen ihre Empfindungen ganz anders, als in dieſem Leben geſchehen. Ich habe mich alſo hier eines figürlichen Andenkens nach menſchlicher Art und Weiſe bedienen müſſen; weil man doch einem einfachen denkenden Weſen die Empfindungen von einem andern nicht abſprechen kann.

Unterdeſſen wird der gegebene Ausdruck gar keinen unrichtigen Begrif machen, wenn man ſich nur darunter eine ſolche Empfindung vorſtellet, welche wir hier vermittelſt der ſinnlichen Werkzeuge haben, dort aber ohne dieſelben erlanget werden. Man könnte es auch eine unmittelbare Empfindung der göttlichen Herrlichkeit nennen.

Dieſe unmittelbare Empfindung oder anſchauende Herrlichkeit wird bey jeden Seelen bey dem Eintritte in die Ewigkeit gleich groß ſeyn, und auf einmal bey denenſelben entſtehen, doch in der Maaße, wie ein endliches Weſen einer anſchauenden Erkenntniß auf einmal fähig iſt: denn die Kraft zu empfinden iſt bey allen Menſchen gleich groß, in ſo ferne ſie nicht etwan durch Mangel der

außer

äuſſerlichen ſinnlichen Werkzeuge verhindert wird, welche aber in jener Welt wegfallen.

Und in dieſem Verſtande habe ich am angezogenen Orte auf der 555ſten Seite behauptet, daß der Einfältige gleiche Erkenntniß Gottes mit dem Gelehrten bey dem Eintritt in die Ewigkeit erlangen, und es keiner weitläuftigen Schlüſſe mehr bedürfen werde, da wir hingegen hier in dieſem Leben wenigſtens natürlicher Weiſe, gar keine andre Erkenntniß von Gott haben, als welche wir durch weitläuftige Schlüſſe erlanget.

Wie nun die Erfahrung bezeuget, daß dasjenige, was wir lediglich durch Schlüſſe von einer Sache entdecken, allemal den wenigſten Theil von demjenigen ausmache, was uns eine unmittelbar anſchauende Erkenntniß von derſelben Sache lehret: ſo bin ich der ſichern Meinung, daß die anſchauende Erkenntniß Gottes, beym Eintritt in die Ewigkeit, uns ſolche göttliche Eigenſchaften entdecken werde, die auch der gröſte Weltweiſe hier in dieſem Leben durch Schlüſſe nicht zu erreichen vermocht, und daß mithin dieſer ſowohl, als der Einfältigſte, in dieſem glückſeeligen Augenblicke unausſprechliche Dinge erfahren werde, von welchem er vorhero nicht das geringſte gewußt. Und hierinnen ſtimmt die Schrift mit ein, wenn ſie ſaget: Es hat kein Auge geſehen, und kein Ohr gehöret, und iſt in keines Menſchen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.

Hieraus möchte nun manchen zu folgen ſcheinen, als wenn auf ſolche Art die hier erlangten Begriffe in jener Ewigkeit keinen Nutzen haben könnten, weil beym Eintritt in dieſelbe der Gelehrte und Weiſe ſowohl, als der Ungelehrte und Unweiſe gleicher Erkenntniß theilhaftig werde; ja, daß vermittelſt dieſer gleichen Erkenntniß, welche ſchon an ſich ein himmliſches Vergnügen verurſachen müſſe, der Tugendhaftere von dem, ſo weniger tugendhaft gelebet, nichts zum voraus haben könne, und daß mithin meine oben angeführte Meinung von denen Graden der Seeligkeit hinwegfalle.

Es iſt dieſes größtentheils der Zweifel, welchen die Herren Verfaſſer derer Ergötzungen im angezogenen Bande auf der 562ſten Seite (*) aufgeworfen, und im folgenden aufgelöſet, worinnen ich doch mit ihnen durchgehends nicht einerley Meinung bin, wie ich unten zu zeigen mir die Freyheit nehmen werde.

Allein, dieſer Zweifel wird ſich auch nach meinen gegebenen Sätzen leichtlich heben laſſen, und dieſe Auflöſung den andern Theil der vorgeſetzten Frage, in wie weit nämlich die hier erlangten Begriffe in jenem Leben nützlich ſeyn werden, zugleich mit entſcheiden.

Die Seele eines gelehrten und weiſen und dabey tugendhaft geweſenen Mannes wird erſtlich dieſes ſogleich bey dem Eintritt in die Ewigkeit vor einem ungelehrten und einfältigen Tugendhaften voraus haben, daß ſie ſich darüber freuen wird, wenn ſie bey der unmittelbaren Empfindung der göttlichen Herrlichkeit erkennet, daß ſie ſich bereits hier in dieſem Leben viele richtige und hohe Begriffe von dem göttlichen Weſen und Eigenſchaften gemacht,

---

*) Es iſt hier, wie in vielen andern ſolchen Anführungen die vorhergehende Abhandlung gemeinet.

macht, und vermittelſt derſelben den göttlichen Willen ſchon hier in vielen Stücken beobachtet habe. Da hingegen bey einem Ungelehrten und Einfältigen dieſes Vergnügen wegfallen muß; weil er dieſe Erkenntniß nicht gehabt, und folglich auch ſein Leben ſo, wie jener, darnach einzurichten, nicht im Stande geweſen.

Nun beſtehet aber die Seeligkeit in dem Vergnügen der Seele, daß ſie ſich der Tugend bewußt, und dieſes Vergnügen muß in demjenigen Grade ſteigen, je mehr das Bewußtſeyn der Tugend und der daher fließenden göttlichen Gnade ſteiget. Folglich wird auch der Seele eines gelehrten und weiſen Mannes durch dieſes Bewußtſeyn ein größerer Grad der Seeligkeit zuwachſen, als einem Ungelehrten und Einfältigen.

Zwar ſcheinet die Seele des letztern bey dem Eintritte in die Ewigkeit, dieſes vor jener, des Gelehrten und Weiſen, voraus zu haben, daß ihr bey Erlangung der anſchauenden Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit mehr unbekanntere Eigenſchaften auf einmal bekannt werden würden, welche jener ſchon in vielen bekannt geweſen, und dadurch auch das Vergnügen, welches die Erkenntniß unbekannter Dinge an ſich allemal erwecket, in eben der Maaße vor einem Gelehrten und Weiſen ſteigen werde.

Allein es iſt auch hierbey zu erwägen, daß eines ſolchen unweiſen Seele zugleich einſehen werde, wie ſehr ihr der hier gehabte Mangel der Erkenntniß in Einrichtung ihres Lebens nach dem göttlichen Willen geſchadet, und wie viele Schwachheitsfehler ſie wider die unerkannten göttlichen Geſetze begangen, welches denn nicht anders als ihr Vergnügen nach dem Maaße der begangenen Fehler vermindern muß: Denn wenn man ſich bey einem großen Vergnügen erinnert, daß man doch auch noch etwas Unrechtes gethan; ſo wird allemal daſſelbe dadurch vermindert; ja wenn die Freude nicht allzugroß, entſtehet wohl gar ein Mißvergnügen und Traurigkeit, welche aber bey einer ſolchen Freude, nachdem dieſelbe unausſprechlich iſt, nicht ſtatt finden kann.

Der Einwurf, welchen die Herren Verfaſſer derer Ergötzungen hierwider gemacht, ſoll unten mit denen übrigen abgelehnet werden.

Hier will ich dieſem nur noch ſo viel beyfügen, daß auch ſelbſt das Vergnügen der Seele eines weiſen Mannes über die anſchauende Erkenntniß des ſo ihm vorhero durch Schlüſſe bekannt geweſen, nicht geringe ſeyn könne, wenn ſie in dieſen ihren gehabten Begriffen beſtärket und von der Richtigkeit derſelben völlig überzeuget wird, und wahrnimmt, daß ihre Wiſſenſchaft nicht leer und eitel geweſen, noch ſie dieſelbige auf irrigen Wahn fallen laſſen: denn ſelbſt die völlige Ueberzeugung, daß man richtig gedacht, macht einem denkenden Weſen ein inniges Vergnügen. Hauptſächlich aber wird ſich der Nutzen der hier erlangten Begriffe zum andern in der Fortdauer der Seeligkeit bey der Seite eines weiſen und gelehrten Mannes zeigen.

Es iſt bekannt, daß derjenige, der ſich bereits durch Schlüſſe von einer gewiſſen Sache wichtige Begriffe gemacht, nicht allein vor einen in derſelben Unwiſſenden, oder weniger Erfahrnen fähiger ſey, zu erwägen, worauf er hernach bey erlangter anſchauenden Erkenntniß ſeine Betrachtungen richten ſolle; und daß er hernach gar bald dabey vieles bemerke, was ein Unwiſſender, oder weniger Erfahrner überſiehet, oder doch nicht ſo bald gewahr wird; ſondern auch, daß ein ſolcher ſich vor letzterem eine beſondere Fertigkeit von der Sache zu denken und zu urtheilen erworben habe; und daher in Schlüſſen und Urtheilen von ſolcher Sache geſchwinder als dieſer fortgehen, und zu einer reifern Erkenntniß davon gelangen könne.

Hieraus wird nun unſtreitig ſo viel folgen, daß, weil unſre Seelen als endliche Weſen zu einer Erkenntniß, die durch Schlüſſe und Urtheile erlanget werden muß, nur ſtufenweiſe fortgehen kann (wie die Herren Verfaſſer derer Ergötzungen im angezogenen Bande auf der 563ſten Seite gar recht bemerket haben) daß, ſage ich, die Seele eines Weiſen und Gelehrten, nicht allein nach erlangter anſchauenden Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit, gar bald viele Eigenſchaften in dem göttlichen Weſen bemerken werde, welche dem Einfältigen und Ungelehrten ſo bald noch nicht bekannt werden dürften; ſondern auch die Seele des erſtern, vermöge ſeiner im Denken und Urtheilen erlangten Fertigkeit, viel geſchwinder als des letztern Seele, in der fernern, durch Schlüſſe zu erlangenden Erkenntniß derer göttlichen Eigenſchaften fortgehen, und folglich deren Vergnügen darüber nach dem Maaße dieſes Fortganges um ſo viel größer vor letztere ſeyn werde.

Und weil unter denen göttlichen Eigenſchaften auch die göttliche Gnade begriffen, das Vergnügen über dieſe aber in Rückſicht auf ein hier geführtes tugendhaftes Leben die Seeligkeit ausmachet: ſo wird folglich nach dem Maaße dieſer Erkenntniß die Seele eines Weiſen und

Gelehrten vor einem Einfältigen und Ungelehrten, oder weniger Gelehrten, in denen Stufen der Seeligkeit viel geſchwinder ſteigen und fortgehen, ſo, daß jene in kurzem dahin gelangen wird, wo dieſe weit ſpäter nachzukommen vermögend wäre.

Gleiche Bewandniß hat es auch mit der Seele eines Tugendhaften vor einer weniger tugendhaften: denn da die Seeligkeit in einem Vergnügen über das Bewußtſeyn der Tugend und der daher rührenden göttlichen Gnade beſtehet, und dieſes Vergnügen alſo in der Maaße immer wachſen muß, je mehr Tugend ſich eine Seele nach der ſteigenden Erkenntniß der göttlichen Eigenſchaften, und beſonders des göttlichen Willens und der göttlichen Gnade wegen des hier geführten Tugendwandels bewußt wird; ſo kann es nicht fehlen, daß jene Seele vor der letztern täglich in ihrem ſeeligen Zuſtande je mehr und mehr zunehmen dürfte, je mehr ſie täglich in der Erkenntniß der geübten Tugend und der daher nunmehro herrührenden göttlichen Gnade gegen ſich, und dem Vergnügen über beydes wachſen muß.

Da ich nun nach meinen wenigen Kräften dargethan, daß die hier erlangten Begriffe in jenem Leben allerdings nützlich ſeyn werden, und hiernächſt auch, ſo viel mir nach menſchlicher Einſicht in dieſer ſehr ſchwehren Materie möglich zu ſeyn ſcheinet, gezeiget habe, in wie weit ſich dieſer Nutzen erſtrecken dürfte; ſo wird bey dieſem letzten Puncte annoch die Erörterung der Frage übrig ſeyn: ob die Erkenntniß in jenem Leben ohne Aufhören ſteigen, oder ob ein gewiſſer Grad derſelben ſeyn werde, bey welchem die ſeeligen Seelen würden ſtehen bleiben müſſen?

Ich getraue mir das erſtere zu behaupten, dahingegen die gelehrten Herren Verfaſſer derer Ergötzungen auf der 56ſten Seite des angezogenen Bandes der letztern Meinung ſind, welche ich unten bey Ablehnung Derſelben übrigen Einwürfe beſcheidentlich zu widerlegen mir die Freyheit nehmen werde.

Jetzo aber will ich den Beweiß meines Satzes vortragen, welcher auf gedoppelten Gründen beruhen wird. Der erſte ſcheinet mir in der Natur des Denkens der menſchlichen Seele und in der Beſchaffenheit ihres Gegenſtandes in der Seeligkeit zu liegen.

Was den erſten Grund anbelanget, ſo iſt das Vermögen der Sele zu denken, wie ein jedes anderes Vermögen, in beſtändiger Bemühung ſich thätig und wirkend zu erzeigen, d. i. ſich beſtändig mehrere Begriffe zu machen; dieſe Bemühung wird auch nicht vergebens ſeyn, ſondern die Seele vermittelſt derſelben ſich immerfort neue Begriffe machen, woferne ſie nicht von etwas daran verhindert wird.

Dieſe Verhinderungen nun können keine andere ſeyn, als wenn 1) entweder ſich äuſſerlich etwas ihrem Denken widerſetzte, und ſie an Betrachtung des Gegenſtandes verhinderte, oder 2) der Mangel eines Gegenſtandes, oder 3) endlich das Aufhören ihres Weſens ſelbſt.

In der Seeligkeit aber kann nichts äuſſerliches ſeyn, welches ſich zwiſchen ihr und ihrem Gegenſtande, nämlich der göttlichen Herrlichkeit, ſetzen könnte, weil daſelbſt kein Körper verhanden, der ſolches zu bewerkſtelligen vermögend wäre, und die unmittelbare Vereinigung mit Gott, ſo in der Seeligkeit ſeyn wird, ſolches auch nicht zuläſſet, die andern Seelen aber als einfache Weſen ſolche Verhinterung nicht verurſachen können.

An einem Gegenſtande ihres Denkens kann es der ſeeligen Seele auch nicht mangeln, weil ſelbiger die göttliche Herrlichkeit ſelbſt iſt, dieſe aber, als etwas Unendliches, beſtändig ſeyn, und niemalen erſchöpfet werden wird, noch kann, ſondern der ſeeligen Seele unaufhörlich fort und fort etwas Neues zeigen muß, woran ſie ihre Gedanken weiden, ſich davon neue Begriffe machen, und ihr Bemühen zu Denken immer fortſetzen, und ausüben kann, ſo lange ſie ſelbſt und ihr Weſen bleiben wird.

Dieſes aber kann nicht untergehen, weil die Unſterblichkeit der Seelen demſelben widerſtreitet, welche doch von ſo vielen Gelehrten nunmehro auſſer allen Zweifel geſetzet worden.

Weil nun alſo nicht die geringſte Verhinterung erdacht werden kann, welche der Seele in jener Welt im Denken ſolte entgegen ſtehen können: ſo wird ſie ſich immer neue Begriffe von denen göttlichen Eigenſchaften machen, beſtändig in dieſen Unerſchöpflichen etwas Neues entdecken, und in dieſer Erkenntniß ohne Aufhören fortgehen.

Wir haben auch in dieſem Leben von dieſer Wahrheit ſchon ein deutliches Beyſpiel, da auch der gelehrteſte Mann immer täglich etwas Neues zu erlernen fähig, und nimmermehr in Wiſſenſchaften fertig und vollkommen werden kann, ſondern täglich ſich neue Begriffe ſammlet, bis ihn endlich Tod oder Krankheit an dem fernern Fortgange verhintert.

Und das wäre der erſte Beweiß meines behaupteten Satzes.

Der andere gründet ſich auf den Bericht der Seeligkeit ſelbſt. Dieſe beſtehet in dem Zuſtande eines beſtändigen Vergnügens der Seele in der unmittelbaren Vereinigung mit Gott, welches Vergnügen ſie, wie bisher gezeiget worden, durch die Erkenntniß der göttlichen Eigenſchaften erlanget. Solte nun die Seele in einem Grade dieſer Erkenntniß ſtille ſtehen müſſen, ſo würde ſich auch von der göttlichen Gnade nichts fernerweit entdecken, noch ihr von ihrer in dieſem Leben geführten Tugend etwas weiter bekannt werden, und folglich würde ihr Vergnügen darüber völlig geſättiget ſeyn.

Nun lehret aber die Erfahrung, daß die menſchliche Seele in ihrem Verlangen unerſättlich ſey, und beſonders das Vergnügen über bereits bekannte Dinge in der Maaße abnehme, je länger uns ſolche bekannt ſind. Folglich müſte, wenn der angeführte Gegenſatz gelten ſolte, nach erlangten Grad der ſeeligen Erkenntniß das Vergnügen der ſeeligen Seele immer abnehmen, dieſes aber widerſpricht dem Begriffe der Seeligkeit, welcher ein Zuſtand eines beſtändigen und unaufhörlichen Vergnügens ſeyn ſoll; folglich iſt es unmöglich, daß die ſeelige Seele bey einem gewiſſen Grade der Erkenntniß ſolte ſtille ſtehen können.

Da ich nun dieſes erwieſen, ſo fällt mir ein Zweifel ein, der vielleicht von einigen wider dasjenige, ſo im vorhergehenden von denen Graden der himmliſchen Erkenntniß und Seeligkeit behauptet worden, gemacht werden könnte, ob nämlich Gott nicht ſo gleich und auf einmal eine jede ſeelige Seele zu einem gleichen Grade der Erkenntniß und Seeligkeit in jener Welt gelangen laſſen werde, ſo, daß ſie keines fernern Wachsthums weiter bedürfe. Allein, hierwider ſtreiten zwey Gründe.

Erſtlich, daß das Weſen der Seele, als eines redlichen Dinges, nicht geſtatte, daß es auf einmal zu dem höchſten Grade der Erkenntniß, ſo durch Urtheile und Schlüſſe zuwege zu bringen, ſolte kommen können: ſondern daß dieſelbe vermöge gedachten Weſens ſtufenweiſe ſteigen müſſe, woferne ſolches nicht ganz verändert, und in ein andres Weſen verwandelt werde, wovon aber, daß ſolches geſchehen ſolle, weder in der Vernunft noch Offenbahrung die geringſte Spuhr zu finden, und vielmehr die bisherigen Beweiſe nebſt der Unmöglichkeit, daß ein Weſen in ein anders verwandelt werden könne, das Gegentheil zu Tage legen. Zu geſchweigen, daß hier ein Wunderwerk vorgehen müßte, deſſen ſich aber der Höchſte niemals in Dingen bedienet, die er natürlicher Weiſe werkſtellig machen kann.

Hierzu kommt der andre Grund, der nur ermeldeten Zweifel widerleget, welcher ſich abermal in dem Begriffe der Seeligkeit findet. Dieſe ſoll eine Gnaden-Belohnung der Menſchen ſeyn, die auf eine gewiſſe Bedingung des hier geführten Lebens-Wandels nach der göttlichen Abſicht gereichet. Folglich ſoll nicht ein jeder Menſch dieſer Gnade theilhaftig werden, er möge ſich auch gegen den göttlichen Willen bezeiget haben, wie er wolle, ſondern es ſoll einem jeden wiederfahren, wie er gelebet hat bey Leibes Leben. Nun würde aber nach dem angegebenen Zweifel der Frömmſte, ſo wohl, als der wenige Fromme, gleicher göttlicher Gnade theilhaftig werden, welches aber nicht ſeyn kann; immaßen ſolches dem Begriffe einer bedingten Belohnung und der göttlichen Gerechtigkeit widerſpricht, auch alle Moral über den Haufen werfen würde; daß alſo vermöge des Gegenſatzes mein gegebener Beweiß von denen Graden der Seeligkeit, und darzu gehörigen Erkenntniß feſte ſtehen bleibet.

Nunmehro will ich zu denenjenigen Zweifeln ſchreiten, welche die gelehrten Herren Verfaſſer derer Ergötzungen an dem angezogenen Orte auf der 558ſten und denen folgenden Seiten wider die gegenwärtig vorgeſetzten Fragen aufgeworfen haben, und ich werde mich bemühen, ſolche nach meinen Sätzen aufzulöſen.

Ich bin darinnen mit denenſelben einig, daß Gott gegen alle Menſchen eine gleiche Liebe hege, jedoch, daß deſſen Gerechtigkeit zugleich mit in Betrachtung gezogen werden, und auf Seiten der Menſchen keine Urſach vorhanden ſeyn müſſe, welche eine größere oder geringere Bereitſchaft Gutes zu thun nach ſich ziehen könnte. Kurz, Gott liebe zwar alle Menſchen nach ſeinem vorhergehenden Willen, mit einer gleichen Liebe, nicht aber nach ſeinem nachfolgenden, als nach welchem dieſe Liebe auf gewiſſe Bedingungen geſetzet, nämlich, wenn die Menſchen nach ſeinen Geſetzen leben würden. Je mehr nun alſo ein Menſch die göttlichen Gebothe beobachtet, je größer wird die Liebe Gottes zu ihm nach ſeinem nachfolgenden Willen ſeyn.

Ich weiß wohl, daß der vorhergehende und nachfolgende Wille in Gott ſelbſt nicht ſtatt finde, weil in ihm alles zugleich iſt; aber nach menſchlichen Begriffen kann er ganz wohl von einander unterſchieden werden, indem wir nicht vermögend ſind, alles auf einmal zu gedenken. Solte aber doch dieſer Unterſchied jemanden anſtößig vorkommen, ſo darf man nur an deſſen ſtatt ſagen: ohne Abſicht auf der Menſchen Thun und Laſſen liebt Gott alle Menſchen gleich, in dieſer Abſicht aber liebt er einen Menſchen mehr, als den andern.

Nachdem dieſes feſte geſetzet, werden die Zweifel leicht zu heben ſeyn, welche unſre gelehrten Herren Verfaſſer von einem Kinde, ſo in ſeiner Jugend ſtirbt, und dem einfaltigen Pobel machen.

Von dem Kinde werfen ſie auch auf der 558ſten Seite die Frage auf, was es für eine Urſache gegeben, daß es keiner höhern Begriffe theilhaftig werden, und folglich mit einem geringern Grad der Erkenntniß und der Seeligkeit verlieb nehmen müſſen. Ich geſtehe, daß ein ſolches Kind keine Urſache zu erſtern gegeben, laugne auch nicht, daß deſſen Seele in der Ewigkeit gegen der Seele eines weiſen und gelehrten Mannes gerechnet, an Erkenntniß in weit geringern Grade wachſen werde; laugne aber, daß daraus folge, daß es deswegen eines geringern Grades der Seeligkeit werde theilhaftig werden; ſondern ich glaube vielmehr, daß ſie hierinnen vor dem allergelehrteſten und weiſeſten Manne wohl gar einen groſſen Vorzug haben dürfte.

Der Beweiß davon iſt dieſer: Ich habe dargethan, daß eine jede Seele, bey dem Eintritte in die Seeligkeit zu gleicher anſchauenden Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit gelangen werde. Folglich wird auch die Seele eines in der Kindheit geſtorbenen Kindes zu eben der anſchauendaurenden Erkenntniß Gottes beym Eintritte gelangen, als die Seele des allerweiſeſten und gelehrteſten Mannes. Weil aber der Seele eines Kindes dieſes alles ganz neu und unerwartet ſeyn wird, hingegen der Seele des letztern davon ſchon vieles bekannt: ſo wird auch das Vergnügen der erſtern über dieſe Erkenntniß weit größer, als der letztern ſeyn, welches der erſte Vorzug iſt, ſo des Kindes Seele vor der des Gelehrten in der Ewigkeit voraus haben wird.

Der andre Vorzug aber wird darinnen beſtehen, daß die Seele des Kindes bey dieſer Erkenntniß Gottes ſich darüber ungemein vergnügen muß, daß ſie dem Willen dieſes großen Gottes niemals zuwider gehandelt, und ganz unſchuldig zu demſelben gekommen; dahingegen der Gelehrteſte, Weiſeſte und Tugendhafteſte dennoch viele Fehler bemerken wird, welche er hier wider den göttlichen Willen begangen, und deren Bewußtſeyn alſo ſeiner Seele das, aus der Erkenntniß geſchöpfte, Vergnügen merklich mindern muß.

Und ſo wird auch jenes Vergnügen des Kindes, in der fortdaurenden Erkenntniß um ſo vielmehr beſtändig vor der Seele des letztern zunehmen, je mehr es nach und nach von denen göttlichen, ihm noch ganz unbekannt geweſenen, Eigenſchaften, obgleich etwas ſpäter entdecket, als des letztern Seele, wahrnimmt, ſolches aber allemal mit dem Vergnügen über ſeine Unſchuld verbinden kann.

Woraus denn genugſam erhellet, daß ein Kind bey dem Mangel einer vorherigen Erkenntniß und der Fertigkeit zu denken, nach meinem Sinn nichts einbüße, und daß es ebenfalls der auf der 55ſten Seite befindlichen, obgleich

gleich ſehr gelehrten Auflöſung derer Herren Verfaſſer derer Ergötzungen nicht bedürfe.

Hingegen was den einfältigen Pöbel betrift, bin ich mit denen Herren Verfaſſern derer Ergötzungen gar nicht einerley Meinung, daß er nämlich in ſeine unwiſſende Umſtände ohne ſein Verſchulden geſetzt würde. Wenn man dieſes behaupten wolte; ſo würde alle Zurechnung, welche unſre Gottes-Gelehrten in Anſehung dererjenigen, die nicht Chriſten ſind, machen, hinwegfallen; indem dieſen eben ſo viel ſchwehre Hinterniſſe, als dem Pöbel, im Wege ſtehen, daß ſie nicht zu dem gehörigen Erkenntniſſe in göttlichen Dingen gelangen.

Es iſt wahr, der Pöbel wird durch die Beſchaffenheit ſeines Standes, ſeiner Erziehung und der Nothwendigkeit, faſt von Kindheit an ſeinen Lebens-Unterhalt zu erwerben, an dergleichen Erkenntniß ſehr gehindert; allein, dieſe Hinterniß iſt nicht unvermeidlich, noch die Gelangung zu denen gehörigen Begriffen ganz und gar unmöglich. Ein jeder Menſch iſt ja als ein Unterthan ſeines Gottes ſchuldig, ſich um den Willen dieſes groſſen Geſetzgebers zu bekümmern, da ihm die Kräfte des Verſtandes, wodurch er darzu gelangen kann, ſo wohl als einem andern, verliehen worden. Thut er nun dieſes nicht, ſo liegt der Fehler lediglich in ſeinem Willen, und er iſt an denen daraus erwachſenden Folgen lediglich ſchuld.

Selbſt der Pöbel kann ja gar wohl in zeitlichen Dingen zu Vermehrung ſeines Haus-Weſens, oder wo ihm jemand etwan was ſchuldig iſt, oder wo er ſich eine Ergötzlichkeit zu machen gedenket, ſich um die Mittel darzu zu gelangen, ſich wohl bemühen; ſolte denn nun dieſe Bemühung in geiſtlichen Dingen ſo gar ſchwer ſeyn?

Ja ein gemeiner Mann, der entweder den Ackerbau, oder einer andern Hand-Arbeit nachgehet, hat ſelbſt bey ſeiner Arbeit mehr Gelegenheit an Gott und göttliche Dinge zu gedenken, als ein Gelehrter bey ſeinen Beſchäftigungen. Ich nehme hier nur die Gottes-Gelehrten aus, als deren Gegenſtand ihrer Berufs-Arbeit die Erkenntniß Gottes ſelbſt betrift. Denn jener hat bey ſeiner Arbeit wenig oder gar nichts zu denken, und kann alſo ſelbſt bey ſeiner Arbeit ſeine Betrachtungen auf Gott richten, wie man denn auch wohl eher Beyſpiele hat, daß dabey gebethet oder geſungen werde, welches hingegen ein Gelehrter, der mit andern Betrachtungen beſchäftiget iſt, wohl bleiben laſſen muß.

Solte auch ein ſolcher gemeiner Mann, weil er ſeinen Verſtand nicht gehörig ausgearbeitet, ſich nicht ſelbſt in ſolchen Betrachtungen zu rechte finden können: ſo hat er ja um und neben ſich Verſtändigere, von welchen er ſich hierinnen belehren laſſen kann.

Folglich fällt allemal die Schuld wegen eines ſolchen Mangels der Erkenntniß auf den gemeinen Mann ſelbſt.

Damit ich mich aber deutlicher erkläre, was dieſer Mangel in jener Seeligkeit für Wirkung haben dürfte, ſo ſcheinet mir nöthig zu ſeyn, einen Unterſchied zu machen, ob er die richtigen und nothwendigen Begriffe, ohne welche Religion und Gottesdienſt nicht wohl ausgeübet werden kann, oder ob er nur die hohen Begriffe von Gott betreffe.

Hat ſich ein ſolcher Mann nicht einmal um richtige Begriffe von göttlichen Dingen bemühet, ſo kann es nicht fehlen, er muß dargegen in Irrthümer oder Aberglauben verfallen, welche aber die Quellen aller Laſter und Untugenden ſind. Solte er nun dieſe nicht ſo zahlreich ausgeübet haben, daß ihn Gott dem ungeachtet mit der Seeligkeit begnadigte, ſo würde ihm doch ſein Vergnügen in der Seeligkeit, durch das Andenken derer allhier wider den göttlichen Willen begangenen Thaten, merklich vermindert werden, und alles dasjenige erfolgen, was ich eben von der Seeligkeit des Unweiſen und weniger Tugendhaften behauptet.

Solte ſich aber hingegen ein ſolcher gemeiner Mann doch nicht richtige Begriffe von göttlichen Dingen gemacht, und nach ſolchen aus äuſerſten Kräften tugendhaft zu leben ſich bemühet, und ihm nur die hohen Begriffe, welche eben zu Ausübung des Gottesdienſtes nicht unumgänglich nöthig, annoch gefehlet haben: ſo würde er in jener Seeligkeit der Seele eines ſeligen Kindes nahe kommen, je näher er deſſen Unſchuld käme, und je mehr Tugend er ſich bewußt wäre. Folglich würde ihm der Mangel derer hohen Begriffe, welche er freylich nach ſeinem Stande nicht wohl erlangen können, an der Seeligkeit im mindeſten nichts ſchaden.

Und wenn auch ein tugendhafter Gelehrter vor ihm einen gröſſern Grad der Seeligkeit erlangen ſolte; ſo wäre doch auch dieſes der göttlichen Gerechtigkeit, nach welcher Gott die ſeelige Gnaden-Belohnung auszutheilen verheiſſen, ganz gemäß; weil dieſer in Vermehrung ſeiner Erkenntniß, welches ebenfals eine Tugend-Pflicht iſt, vor jenem in dieſem Leben etwas voraus gehabt.

Ich habe vorher geſagt, daß die Auflöſung derer Zweifel, welche der Wachsthum der Kinder und der Verfall, in Anſehung der ihnen entgegengeſetzten Eigenſchaft, von denen Herren Verfaſſern dieſer Ergänzungen ſehr gelehrt und gründlich vorgetragen worden; allein finde ich in der Ausarbeitung noch hier und da etwas, ſo mir anſtößig zu ſeyn ſcheinet. Ich werde mir die Freyheit nehmen, ſolches zu eröffnen.

Sie fragen auf der 56ſten Seite: Was will man in dem Weſen der Seelen für Urſache finden, warum der Unterſchied der Begriffe, und die daher entſtehende ungleiche Glückſeligkeit fortdauern müſſe? Was das letztere betrifft, habe ich mich ſchon eben erkläret, in wie weit der Mangel der Erkenntniß darzu etwas beytragen werde, oder nicht. Uebrigens aber halte ich dafür, daß dergleichen Urſachen allerdings in dem Weſen der Seele zu finden: dieſes beruhet ja darinnen, daß die Seele nur ſtufenweiſe zu vollkommenern Begriffen, die durch Urtheile und Schlüſſe zu erwerben, gelangen könne, wie meine hochgeehrteſte Herren auf der 56ſten Seite ſelbſt behauptet. Nun muß ja derjenige, der ſich eine Fertigkeit in Schlüſſen und Urtheilen zuwege gebracht, weit geſchwinder ſolche Stufen überſteigen können, als ein anderer, der dergleichen Fertigkeit nicht hat: folglich giebt das Weſen der Seele ſelbſt den Grund von dieſem fortdaurenden Unterſchiede derer Begriffe ab.

Auf der 56ſten Seite ſagen ſie: Der Mangel eines größern Gutes iſt ſchon ein Uebel. Ich kann aber dieſes nicht anders, als in der Einſchränkung eingeſtehen, wofern ein vernünftiges Weſen dergleichen größeres Guth zu zu fordern berechtiget. Da nun aber ein Geſchöpfe von ſeinem Schöpfer, daß er es ſo, oder anders machen ſolle, nicht fordern kann: ſo fällt auch derer Herren Verfaſſer Folgerung hinweg, daß die Seelen der Kinder und des Pöbels würden fordern können, daß ſie Gott gar nicht hätte wirklich machen ſollen, wenn ihr Endzweck geringer, als andre Geſchöpfe ihrer Art, wäre. Ja dieſe ihre Forderung lieſe ja noch auf ein gröſſers Uebel hinaus, weil, wenn ſie nicht worden wären, ſie gar kein Gutes erlanget hätten.

Auf eben der Seite behaupten ſie: Es könnten in dem ewigen Weſen der Seelen ſolche Urſachen, welche den Unterſchied der Begriffe in jenem Leben bewirkten, gar nicht vorhanden ſeyn, weil dieſes Weſen in dem Verſtande Gottes beruhete; gleichwohl aber haben ſie aus eben dieſem Grunde auf der 559ſten Seite geſchloſſen, daß deswegen Gott nichts zuzurechnen ſey, weil dieſer nicht der Urheber ſeines Verſtandes wäre. Da nun dieſe letztern Gedanken ihre gute Richtigkeit haben, ſo ſcheinet es mir, daß ſie auch hier angewendet werden müſſen, und alle die ſelbſt von unſern Herren Schriftſtellern aus der Weisheit Gottes gemachte Folgerungen beſtreite.

Ferner werfen ſie auf eben der 560ſten Seite die Frage auf: Ob denn in Gott etwas vorhanden ſeyn könne, welches den Endzweck der Weſen von einerley Art ungleich mache? Die Ungleichheit, von welcher hier die Rede, iſt die Ungleichheit der Begriffe in jenem Leben, und die etwan daraus folgende ungleiche Glückſeligkeit. Allein, da ich oben gezeiget, daß dieſe ungleiche Glückſeligkeit mehr aus der Ungleichheit des hier geführten Lebens und Wandels, als aus der Ungleichheit der Begriffe ſelbſt folge: ſo wird ſich auch dieſer Zweifel aus andern Gründen leicht heben laſſen.

Erſtlich ſcheinet mir der Endzweck der Menſchen durch die verſchiedenen Grade der ewigen Glückſeligkeit nicht ungleich zu werden: denn der Endzweck bleibt allemal hierinnen einerley, daß alle Menſchen zur ewigen Glückſeligkeit [illegible] durch denſelben [illegible]; ja man kann ſo gar ſagen, daß Gott wolle, daß die Menſchen den größten Grad dieſes Endzwecks erreichen ſollen; da aber dieſer Endzweck nur unter einer gewiſſen Bedingung zu erlangen, ſo liegt es lediglich an dem Menſchen, daß er dieſe Bedingung nicht beobachtet, und die dazu gehörigen Mittel, wozu ihm doch Gott die Kräfte ſo wohl als einem andern verliehen, nicht gehörig [illegible]. Gott iſt ja nicht Urſache, daß der Menſch den ihm geordneten Endzweck, entweder gar nicht, oder nicht völlig erreichet, und wenn die Erlangung nach dem Ausdruck derer Herren Verfaſſer derer Ergetzungen, nach der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit ſchlechterdings gleich ſeyn müßte, ſo könnte kein Menſch verdammet werden.

Zudem ſcheinet mir der Satz gar nicht richtig zu ſeyn, daß der Endzweck der Weſen von einerley Art nicht ungleich ſeyn könne, wenn wir auch den Begriff dieſer Ungleichheit nach gedachter Herren [illegible] Sinne ſetzen. Wir wollen hier wieder ebenfalls ein Beyſpiel von denen Menſchen geben. Dieſer ihr Endzweck im gegenwärtigen Leben, iſt ſonder Zweifel ihre zeitliche Glückſeligkeit. Allein, lehret nicht die Erfahrung, daß ſolche an Graden ungemein ungleich ſey?

Vielmehr iſt dieſe Ungleichheit der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit gemäß, als wodurch gewiſſe Abſichten an gewiſſe Mittel, in Anſehung der Menſchen gebunden werden; werden nun dieſe Mittel von denen Menſchen ungleich angewendet; ſo kann auch der Endzweck nicht anders als ungleich erlanget werden; weil die Erlangung des Endzwecks von dem Mittel allemal als eine Wirkung abhänget.

Kurz, man darf nur einen Unterſchied zwiſchen einem Endzwecke an ſich ſelbſt, und deſſen Erlangung, und zwiſchen einer unbedingten und bedingten Abſicht machen, ſo wird ſich hier aller Zweifel leicht aufheben laſſen.

Auf der 263ſten Seite wird der Satz als ein durchgängig angenommener vorgetragen: Daß der Körper die Seele an Erkenntniß der Wahrheit verhindere. Ich werde, daß dieſer Satz größtentheils ſeine Richtigkeit habe, in der folgenden Abhandlung zeigen. Hier aber will ich nur mit wenigen erwähnen, daß der Grund, welchen unſre Herren Schriftſteller hier angeben, mir nicht richtig zu ſeyn ſcheine.

Sie ſagen: Die Sinne ſtellten uns öfters eine Sache anders vor, als ſie in der That wäre. Ich aber ſetze dargegen dieſen Grund zu dem erwähnten Satze, weil die Sinne die kleinſten und ſubtileſten Theilchen einer Sache nicht wahrzunehmen vermögend, ſondern nur die gröbſten körperlichen Theile in dieſelbigen fallen. Was wir aber von einer Sache wirklich empfinden, iſt eine

rich

richtige Vorſtellung, und wenn wir daraus unrichtige Begriffe machen, haben wir es nicht denen Sinnen, ſondern denen unrichtigen Vorſtellungen und Schlüſſen unſrer Seele zuzurechnen; indem wir entweder glauben, daß ſonſt nichts an einer Sache befindlich, als was wir durch die Sinne gewahr werden; oder wenn unſre Seele die Empfindungen verſchiedner Sachen, ſo zugleich in die Sinne fallen, nicht behörig aus einander ſetzet, und ſolche an einer einzigen Sache wahrzunehmen ſich einbildet, woher denn alle ſo genannte fallaciae opticae oder Geſichts Betrugereyen herrühren. Es erfordert aber dieſe Materie eine beſondre Abhandlung, und wenn gegenwärtige wohl aufgenommen werden ſolte, dürfte ich mich vielleicht entſchließen, ſolche künftighin ans Licht treten zu laſſen.

Sie ſagen auf eben der Seite: Es ſcheine zu folgen, daß unſre Seele auf einmal zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen müſte, wenn die Verhinderung des Körpers nicht mehr vorhanden, und daß dennoch die hier erlangten Begriffe nach dem Tode von keinem Nutzen ſeyn werden. Daß ich aber hier nur die anſchauende Erkenntniß, in ſo weit ſie einem uneingeſchränkten Weſen auf einmal möglich, verſtehe, und daß dem ungeachtet ein Nutzen von denen hier erlangten Begriffen bleibe, habe ich oben ſchon gezeiget.

Wegen des übrigen, was auf der 562ſten und 563ſten Seite, von dem eingeſchränkten Weſen der menſchlichen Seele und der Engel behauptet wird, bin ich vollkommen mit denen Herren Verfaſſern derer Erzählungen einig, und füge dem wegen derer Engel nur noch ſo viel hinzu, daß dieſe nach ihrer Erſchaffung eben eine ſolche anſchauende Erkenntniß auf einmal erlanget haben müſſen, die wir bey dem Eintritte in die Seeligkeit überkommen werden. Darum heißt es auch in der Schrift: Die Seeligen werden denen Engeln Gottes gleich ſeyn.

Im folgenden aber kommt auf der 563ſten Seite ein von unſern Herren Schriftſtellern gegebener Satz, welchen ich, da eben der Gegenſatz von mir behauptet und erwieſen worden, annoch zu beſtreiten habe. Sie ſagen: Es ſey ein Grundſatz, daß die menſchlichen Seelen nur zu einem gewiſſen Grade der Erkenntniß, und folglich auch der Seeligkeit gelangen könnten, und wenn ſie denſelben erreichet hätten, ſo müßten ſie nothwendig ſtille ſtehen. Der Grund davon ſoll in dieſem Satze liegen: Endliche Geiſter können weder zu einer unendlichen Erkenntniß, noch zu einer unendlichen und uneingeſchränkten Glückſeeligkeit gelangen.

Dieſen Satz gebe ich zu, läugne aber, daß daraus folge: daß alſo diejenigen, ſo hier ſchon hohe Begriffe gehabt hätten, doch nicht ohne Aufhören darinnen fortfahren könnten, ſondern bey einem gewiſſen Grade der Erkenntniß ſtille ſtehen bleiben müßten. Denn dieſe Folgerung gründet ſich auf dem verſchwiegenen kleinern Satze: daß der Fortgang und Wachsthum der Begriffe und der Glückſeeligkeit ohne Aufhören, eine unendliche Erkenntniß und unendliche Glückſeeligkeit ausmache, welcher Satz aber falſch, und wider den Begrif des wahren Unendlichen iſt.

Denn das wahre Unendliche beſtehet erſtlich in Anſehung ſeiner Dauer, daß ich ſo reden mag, nicht darinnen, daß es ohne Aufhören fortgehet, ſondern es muß auch keinen Anfang haben, und alles auf einmal und zugleich ſeyn; dieſes fehlet aber der Erkenntniß und der Glückſeligkeit von welcher hier die Rede iſt. Beyde haben ihren Anfang gehabt, und ſind auch nicht, was ſie werden, auf einmal, ſondern werden es nur ſtufenweiſe.

In Anſehung ſeiner innerlichen Beſchaffenheit muß das Unendliche alles Mögliche, und zwar ebenfals auf einmal, in ſich begreifen. Dieſes iſt aber wiederum von der gedachten Erkenntniß und Glückſeligkeit nicht zu ſagen, indem dieſe Erkenntniß ſich nicht allein niemalen auf alle mögliche Erkenntniß, und dieſe Glückſeligkeit niemalen auf alle mögliche Glückſeligkeit erſtrecken, ſondern auch nicht von Anfang auf einmal da ſeyn, ſondern nur ſtufenweiſe wachſen wird.

Ja eben hierinnen beſtehet mit die Endlichkeit des Weſens unſerer Seele, daß ſie ohne Aufhören in dem Wachsthum der Erkenntniß und Glückſeligkeit fortzuführen hat, und darinnen doch nimmermehr zur Vollkommenheit gelangen, ſondern ihr immer daran noch etwas fehlen wird, wenn ſie es auch noch ſo hoch darinnen ſollte gebracht haben. Es hat hiermit eben die Bewandniß, als mit dem ſo genannten Infinito potentiali, oder unendlich Möglichen der Zahlen; welches denn ebenfals nichts wahrhaftes Unendliches iſt, da man nämlich eine gegebene Zahl immerfort vermehren kann, welche aber allemal endlich bleibet, und noch eine größere Vermehrung zulaſſet, man mag dieſelbe auch noch ſo groß gemachet haben.

Wolte man auch das Fortdauern ohne Aufhören etwas Unendliches nennen, ſo, wie es Gott allein zukommt: ſo würden eben die Zweifel, welche die Herren Verfaſſer derer Ergötzungen hier erreget haben, gleichfals wider das Fortdauern der Exiſtenz unſrer Seelen, oder deren Unſterblichkeit gelten, welches doch zu unſern Zeiten durch ſo viele Beweiſe auſſer allen Zweifel geſetzet.

Solte auch die Seele bey einem gewiſſen Puncte der Erkenntniß oder Glückſeeligkeit ſtille ſtehen bleiben müſſen, ſo müſte ihr ganzes Weſen verändert werden; wie ich eben in der Ausführung des Gegenſatzes bereits dargethan.

Endlich habe ich auf der 564ſten Seite annoch zu bemerken, daß meine hochgeehrteſten Herren Schriftſteller davor halten, als wenn ich behauptet hätte, daß einem Einfältigen die Bemerkung ſeiner auf der Welt in der Erkenntniß begangenen Fehler, eine Verminderung ſeines Vergnügens verurſachen würde. Es hat ſonder Zweifel der in meinem jetzigen Schreiben bemerkte Druckfehler auf der 554ſten Seite darzu Anlaß gegeben, da doch meine Meinung dieſe geweſen: Einem Einfältigen werde die Bemerkung ſeiner hier aus Mangel der nöthigen Erkenntniß herflieſſenden begangenen Fehler des Willens eine Verminderung ſeines Vergnügens verurſachen, welche Wahrheit ich denn oben hinlänglich dargethan zu haben vermeine.

Und ſo viel wäre es, was ich bey gegenwärtiger Abhandlung anzuführen für nöthig befunden. Iſt ſie etwas weitläuftig worden, ſo bitte ich meine Leſer deswegen um Verzeihung. Die Wichtigkeit der Materie, und die Erinnerung unſrer Herren Schriftſteller auf der 363ſten Seite, daß einem Weltweiſen obliege, zu zeigen, wie und auf was Art etwas möglich ſey, haben eine ausführliche Abhandlung erfordert. Solte ich in einem oder dem andern geirret haben, ſo bitte ich mir von denen Herren Verfaſſern derer Ergetzungen eine gründlichere Belehrung aus, ich werde ſolche mit allem Danke annehmen.

Engelbert Heinrich Schwarze,
Adv. immatr.

VII.

Anmerkungen

über

des Herrn Advocat Schwarzens Abhandlungen von dem Nutzen und der Beſchaffenheit der hier erlangten Begriffe der Seelen nach dem Tode.

Wenn es vor die menſchliche Erkenntniß Dinge giebt, die nöthiger zu wiſſen ſind, als andre: ſo deucht mich, muß ein denkendes Weſen vor allen Dingen ſich ſelbſt zum Gegenſtande ſeines Wiſſens machen. Es wird demnoch nicht nur die Pflicht eines Philoſophen, ſondern eines jeden vernünftigen Menſchen ſeyn, daß er ſich bemühet, zu erkennen, was dasjenige iſt, was in ihm denkt. Es wird auch, weder eine Verwegenheit, noch eine verwerfliche Neubegierde ſeyn, wenn man unterſuchet, was aus dieſem denkenden Weſen und ſeinen erlangten Begriffen dereinſt werden ſoll.

Diejenigen Abhandlungen von dieſer Materie, welche der geſchickte Herr Advocat Schwarz in Dreßden eingeſendet hat, und welche von unſrer ehemaligen Unterſuchung dieſer Materie ſind veranlaſſet worden, ſind uns alſo beſonders angenehm geweſen. Wir haben verſprochen, dieſe Materie weiter zu unterſuchen; und dieſes iſt in unſern Tagen deſto nöthiger, je mehr man Wahrheiten in dieſer Sache zweifelhaftig zu machen ſuchet, die man ſonſt vor ausgemacht gehalten hat.

Indem wir vor nöthig finden zu der Abhandlung des Herrn Advocat Schwarzens einige Anmerkungen zu machen: ſo wollen wir demnach in dieſen Anmerkungen nur dasjenige beybringen, was wir bey den obgemeldeten Abhandlungen zu erinnern haben. Denn ehe wir von der Sache weiter etwas unterſuchen: ſo iſt in unſern Tagen unumgänglich nöthig, daß wir beweiſen, daß wir eine Seele haben, und daß dieſe nach der Vernunft unſterblich iſt; und wir müſſen uns vor allen Dingen einen wahren Begrif von der Vorſtellungskraft der Seele zu machen ſuchen, damit wir nicht eine Sache beſtimmen wollen, die vielleicht in den Augen vieler Menſchen gar nichts iſt.

Wir werden dieſes nicht leiſten können, ohne die Schrift des gelehrten Herrn Profeſſor Meyers von dem Zuſtande der Seelen nach dem Tode zu prüfen, die anjetzo viele Aufmerkſamkeit in der gelehrten Welt auf ſich ziehet. Da wir die Verdienſte hoch ſchätzen, wo wir ſie finden: ſo müſſen wir bekennen, daß der Herr Profeſſor Meyer einer der würdigſten und ſchönſten Gelehrten unſerer Zeit iſt: und es iſt gewiß, daß ſeine Schrift nach den wolfiſchen Grundſätzen ganz ungemein gründlich gerathen iſt. Ein Wolfianer iſt ſchlechterdings unfähig dieſe Schrift zu widerlegen, ohne elende Sachen vorzubringen.

Allein, eben in dieſer Schrift finde ich einen überzeugenden Beweiß, wohin die wolfiſche Weltweisheit ihre

Liebhaber zu führen vermögend iſt. Wenn des Herrn Profeſſors Ausführungen wahr ſind: ſo ſind wir über alle maaſen elende Creaturen: und wir haben in unſerm ungemein mühſeeligen Leben einen ſchlechten Troſt vor uns. Der Herr Profeſſor ſuchet ſich zwar mit der Schrift zu bedecken, und die Gewißheit unſers künftigen Zuſtandes dahin zu verweiſen. Allein, in vielen Stücken läſſet uns auch die Schrift wegen unſers künftigen Zuſtandes in Ungewißheit; und die verſchiedenen Auslegungen und Meinungen ſuchen uns noch das Gewiſſe ungewiß zu machen.

Warum wollen wir uns auch die Hofnung untergraben, die wir aus der Vernunft haben? Können wir in dieſen wichtigen Dingen jemals zu viel Troſt und Hofnung erlangen? Wir dürfen den Freygeiſtern, welche die Bibel ohnedem verwerfen, nur dergleichen Schriften in die Hände geben: ſo ſehe ich nicht was ſie weiter vor einen Zaum gegen die Laſter übrig behalten.

Unterdeſſen ſind die Ausführungen des Herrn Profeſſors nach der weltlichen Philoſophie in allen richtig. Es liegt alſo nicht an ihm, ſondern an den Grundſätzen die er eingeſogen hat; und man ſiehet hier was ſie vor Früchte tragen, wenn ſie von einem fähigen Kopfe in aller Schärfe angewendet werden. Jedoch dieſes nur beyläufig. In der folgenden Abhandlung werden wir mehr davon reden. Jetzo wenden wir uns zu den Abhandlungen des Herrn Schwarzens.

Die Erklärung, ſo der Herr Verfaſſer S. 15. 16. von der Seeligkeit giebt, nähert ſich mehr der Offenbahrung, als daß ſie den Gründen der Weltweisheit gemäß ſeyn ſolte. Die Vernunft weiß nichts von der Vereinigung der Seelen mit Gott. Sie erkennet nur, daß eine gute Handlung einen unendlich guten Erfolg haben wird, und daß der Zuſtand eines Menſchen ſeelig ſeyn wäre, wenn ſeine guten Handlungen die böſen übertreffen. Ob ſie mit Gott in dieſem Zuſtande näher vereiniget werden, ob ſie der Güte Gottes unmittelbarer und eigentlicher bewußt ſind, das findet die Vernunft vor ſich ſelbſt nicht, ſondern dieſes giebt die Offenbarung an die Hand.

Mich deucht auch nicht, daß man die Seeligkeit aus einer Belohnung herleiten kann, ohne zur Offenbahrung ſeine Zuflucht zu nehmen. Die Gewißheit einer künftigen Belohnung ſetzet ſchon voraus, daß man von dem Willen des Belohnenden eigentlicher und näher verſichert ſeyn muß, wovon uns die Betrachtung ohne Offenbahrung nichts ſaget. Wenn man alſo die Seeligkeit in einer philoſophiſchen Abhandlung philoſophiſch erklähren will: ſo deucht mich, kann es nicht kurzer und genauer geſchehen, als wenn man ſagt, daß ſie die Vollkommenheit unſers Zuſtandes ſey, der aus unſern guten Handlungen erfolget.

Ohngeachtet dieſer geänderten Erklärung bin ich doch mit dem Herrn Verfaſſer darinnen einig, daß es gewiſſe Grade der Seeligkeit giebt. Denn man ſiehet leicht, daß die Vollkommenheiten unſers Zuſtandes, der aus unſern guten Handlungen erfolget, nicht bey allen gleich ſeyn kann, weil die guten Handlungen bey allen nicht gleich ſind; indem die guten Handlungen mehr und weniger das Böſe übertreffen können.

Wenn aber der Herr Verfaſſer ſagt, daß die Empfindung der Seeligen bey dem Eintritt in die Seeligkeit gleich groß ſeyn werde: ſo kann dieſes mit meiner Erklährung von der Seeligkeit und mit der philoſophiſchen Erkenntniß davon nicht beſtehen. Die Vernunft weiß nicht, daß in der Seeligkeit eine anſchauende Erkenntniß Gottes und eine unmittelbare Vereinigung mit demſelben ſeyn wird. Sie erkennet nur, daß unſre guten Handlungen, wenn ſie hier die böſen übertroffen haben, nach dem Tode einen unaufhörlich guten Erfolg haben, und eine Vollkommenheit unſers Zuſtandes wirken werden.

Wenn man aber auch die geoffenbahrte Erkenntniß zu Hülfe nimmt, und ſich nach derſelben eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Seeligkeit macht: ſo deucht mich doch nicht, daß man behaupten kann, die Empfindung werde bey dem Eintritt in die Seeligkeit gleich groß ſeyn. Die Empfindungen die wir von einer Sache bekommen, richten ſich allemal nach den Begriffen, die wir bereits von derſelben haben. Sie ſind ſtark oder ſchwach, nachdem wir bereits wenig oder viel Erkenntniß davon haben, nachdem uns die Sache bereits gewöhnlich oder ungewöhnlich iſt. Sie ſind gut oder ſchlecht, nachdem unſere Begriffe davon gut oder ſchlecht ſind.

Mich deucht, daß dieſes in der Philoſophie eine ganz ausgemachte Sache iſt, die auch durch die Erfahrung ganz untrüglich beſtätiget wird. Wir empfanden eine Sache ſtark, wenn wir wenig oder gar keine Erkenntniß davon haben, oder wenn ſie uns ungewohnt iſt. Dargegen empfinden wir ſie ſchwach, wenn unſre Erkenntniß davon groß iſt, oder wenn wir ſie bereits gewohnt ſind.

Alle unangenehme Empfindungen werden immer erträglicher, je mehr wir mit denſelben bekannt werden: und ein tapferer Soldat, der des Feuers gewohnt iſt, wird bey dem Donner des Geſchützes unbeweglich bleiben, wenn ein Bauersmann oder ein Frauenzimmer davon betäubt wird, und ein unwiſſender Americaner gar zu Boden fällt.

Dieſer Unterſchied der Empfindungen nach der Maaſſe unſrer Begriffe hat auch bey guten Sachen und bey dem Vergnügen ſtatt. Die wahren Schönheiten der Redekunſt oder eines Trauerſpiels, wie überhaupt der Wiſſenſchaften, werden denjenigen der richtige Begriffe davon hat, lebhaft rühren; da hingegen der Unwiſſende und der Pöbel wenig oder nichts davon empfinden wird; und ſo iſt es mit allen wahren Vergnügungen beſchaffen. Es werden richtige Begriffe und ein feiner Geſchmack erfordert, um es vollkommen zu empfinden. Nicht anders iſt es mit denen Arten des Glanzes, der Herrlichkeit und der Pracht beſchaffen, die wir auf der Welt finden. Einem, der dergleichen ungewohnt iſt, werden ſich allemal mehr Erſtaunung und Vergnügen erregen, als einem andern der mit dieſen Dingen ſchon bekannt iſt.

Man zeige einem Bürger oder Bauer die gröſte Herrlichkeit und Pracht eines Königes: ſo wird er das gröſte Erſtaunen und Entzücken empfinden, zu einer Zeit, wenn die um den König ſtehende Hofbedienten wenig oder nicht gerühret ſeyn werden. Es iſt alſo gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Empfindungen von einer Sache bey allen denen, die ſie empfinden, nicht gleich groß ſind.

Die anſchauende Erkenntniß Gottes und die Herrlichkeit, welche die Offenbahrung den Seeligen verſpricht, mag alſo beſtehen, worinnen ſie will: ſo wird die Empfindung davon bey allen Gläubigen nicht gleich groß ſeyn; ſondern ſie wird ſich nach der Maaße der Begriffe und der Erkenntniß richten, welche ſie vorher davon gehabt haben oder nicht. Dieſes iſt der Beſchaffenheit eines denkenden Weſens, das endlich und eingeſchränkt iſt, nicht anders gemäß; und Gott kann die Wirkung ſeiner Beſchaffenheit auch in jenem Leben nicht aufheben, ohne ein Wunderwerk zu thun.

Es folget alſo hieraus dasjenige, was der Herr Verfaſſer, wiewohl auf eine andre Art für richtig erkennet, nämlich, daß die hier erlangten Begriffe nach dem Tode bey den Seeligen ihren Nutzen haben werden. Allein, ſoll dieſer Nutzen ohne Aufhören fortgehen? Wie wird dieſes der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes bey den Kindern und Einfältigen gemäß ſeyn. Wir wollen hören, was der Herr Verfaſſer hierwider einwendet.

Da ich gezeiget habe, daß die Empfindungen bey dem Eintritte in die Seeligkeit nicht gleich groß ſeyn können: ſo fällt auch dasjenige weg, was der Herr Verfaſſer anführet, um zu behaupten, daß die Seele des Kindes nach dem Tode aus Mangel der Begriffe nichts einbüße. Die göttliche Herrlichkeit mag beſtehen worinnen ſie will, ſo wird ſie auf den Unterſchied des Erkenntniſſes und der Begriffe ankommen: und man ſiehet nicht, wie ohne Wunderwerk eine gänzliche Unerkenntniß der Erkenntniß der göttlichen Herrlichkeit fähig iſt. Denn auch dazu wird ohne Zweifel eine Erkenntniß erfordert.

So muß man die Sache nehmen, wenn von der geoffenbahrten Beſchaffenheit der Seeligkeit die Rede iſt. Allein, nach dem, was uns die Vernunft von der Seeligkeit ſaget, ſo kann man ſie einem Kinde gar nicht beylegen. Es hat weder gute noch böſe Handlungen ausgeübet. Folglich können auch die guten Handlungen die böſen nicht übertreffen, und mithin kann keine Vollkommenheit des Zuſtandes bey ihm ſeyn, der aus ſeinen guten Handlungen erfolgt.

Was den Pöbel anbetrift, ſo wiſſen wir nunmehr, daß die Gleichheit der Empfindungen in jenem Leben, womit ſich hier der Herr Verfaſſer, wie bey dem Kinde, ſchützen will, nichts iſt: und ich bin noch der beſtändigen Gedanken, daß ſich der Pöbel in dem Zuſtande, der ihn keine hinlänglichen Begriffe erlangen läßt, ohne ſein Verſchulden befindet. Ich mag mich in den Gedanken an die Stelle eines Bauern ſo vortheilhaft ſetzen, als ich nur immer kann: ſo ſehe ich nicht, wie ich zu beſſern Begriffen hätte gelangen können, als ſie der Bauer gemeiniglich hat.

Es iſt wahr, der gemeine Mann hat eher Zeit, bey ſeiner Hand-Arbeit an Gott und göttliche Dinge zu gedenken als ein andrer. Allein, wenn wir ihm nur erſt eine beſſere Erziehung gegeben haben werden, wenn wir ſeinen Verſtand hierzu geſchickt gemacht haben werden, alsdenn wird er es können; eher aber nicht. Ich ſehe auch nicht, wie er fragen und ſich von andern belehren laſſen kann. Wenn er es thut, ſo wird er nach der erhaltenen Antwort ſo klug ſeyn, als zuvor.

Man probire es nur und unterrichte einen einfältigen Bauer aus eigner Bewegung von einer Sache, die über ſeine Begriffe und Verſtand iſt. Man befrage ihn hernachmals wieder darum: ſo wird er gewiß nichts davon wiſſen. Es wird ſchon ein Anfang von guten Begrif dazu erfordert, wenn man ſich nach einer Sache, die über unſern Begrif und Wiſſen iſt, erkundigen, und die erhaltene Antwort begreifen ſoll.

Ich geſtehe herzlich gerne, daß ich die Zurechnung, die viele der Gottesgelehrten in Anſehung derjenigen machen, die nicht Chriſten ſind, mit der höchſten Gutigkeit Gottes nicht zuſammen reimen kann; und mich deucht, daß ich in der Unterſuchung, ob der Religionshaß vernünftig ſey, meine Gedenkensart bereits hiervon geäußert habe. Wie kann das allergutigſte Weſen Menſchen verdammen, weil ſie keine Chriſten ſind, da doch weder ſie, noch vielleicht ihre Vorfahren, jemals etwas von dieſem Nahmen gehöret haben.

Werden wir uns unterſtehen können, die Menſchen in ſo vielen noch unbekannten Ländern und Inſeln zu verdammen, werden wir die unglücklichen Geſchöpfe verdammen können, die Herr Stöller gefunden hat, wenn ſie ſonſt nach ihrer Art tugendhaft gelebt haben? Gewiß, die vermeinte Orthodoxie müßte unſer Herz grauſam gemacht haben, wenn wir ſo liebloß urtheilen wolten. Ich bin auch verſichert, daß eine Zurechnung von dieſer Art in dem geoffenbahrten Worte nicht enthalten iſt. Auslegungen und Meinungen aber ſind keine Glaubens-Artikel; und man kann davon abgehen, ohne ein Ketzer zu werden.

Da nun ſolchergeſtalt dasjenige wegfällt, wodurch ſich die Ungleichheit der Begriffe bey den Kindern und Einfältigen und die daraus in jenem Leben entſpringende Ungleichheit des Nutzens rechtfertigen ließe: ſo würden vielleicht viele bey der Entſcheidung beharren, die ich gegeben habe, um ſolches mit der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes zuſammen zu reimen.

Allein, ich verläugne die Wahrheit nicht, ſobald ſie ſich meinen Augen darſtellet. Der Herr Verfaſſer iſt hier ungemein ſtark. Er hat auf der 43. 44. und 45ſten Seite alle diejenigen Gründe hinlänglich entkräftet, die ich zu dieſem Behufe angeführet hatte; und ich finde nichts, was man ihm antworten könnte. Ich kann auch keine neue Entſcheidungsart ausfündig machen. Man müßte denn ſagen, daß die Kinder in ihrer Erkenntniß und Begriffen geſchwinder zunehmen, und endlich diejenigen einhohlen könnten, die ſich in dieſem Leben höhere Begriffe erworben hätten, und unterdeſſen könnten viele andre Dinge den Mangel ihrer Erkenntniß erſetzen, ohne daß man alſo jenen unterdeſſen einen Vorzug in der Seeligkeit beylegen dürfte.

Die Sache kömmt mir aber noch nicht entſcheidend genug vor. Wenn wir aber auch gar keine richtige Entſcheidung finden könnten: ſo thut es nichts zur Sache. Wir können in dieſem Leben viele Dinge nicht hinlänglich mit der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes vereinigen. Unterdeſſen können wir verſichert ſeyn, daß nicht das geringſte geſchieht, was ihnen zuwider iſt. Die wahren Entſcheidungs-Gründe werden wir aber in jenem Leben finden.

finden. Dort wird aller Vorhang niederſinken, der uns hier ſeine unausſprechliche Güte öfters verbirgt.

Wir wenden uns nun zur andern Abhandlung. Die Beweiſe welche der Herr Verfaſſer vor den natürlichen Einfluß anführet, wird jedermann für bündig erkennen, wer nicht von der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung bereits eingenommen iſt. Wenigſtens betreffen dieſe Beweiſe die Sache ſelbſt; dahingegen man in den andern Lehrgebäuden von Vereinigung der Seelen mit dem Leibe weiter ſich noch nichts unterfangen hat, als die Möglichkeit derſelben zu erweiſen. Wenn nun auch dieſe Möglichkeit erwieſen wäre, die doch mit unendlichen Schwierigkeiten umgeben iſt: ſo würde daraus doch noch keinesweges folgen, daß ſich die Sache wirklich alſo verhalte.

Ungeachtet ich noch keines von denen drey bekannten Lehrgebäuden vor wahr angenommen habe: ſo muß ich doch bekennen, daß das Syſtem des natürlichen Einfluſſes vor allen andern einen groſſen Vorzug verdienet. Es wird durch die Erfahrung auf eine unläugbare Art unterſtützet. Dahingegen ſtehet dieſe Erfahrung dem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung gerade entgegen. Wenn es in der That eine Uebereinſtimmung seyn ſolte: ſo müßten die Handlungen der Seele und des Leibes vollkommen in einem Zeitpuncte erfolgen. Allein, der Wille unſrer Seelen gehet vorher; und alsdenn erfolgen erſt die Handlungen des Leibes, und ſo iſt es gleichergeſtalt mit den Empfindungen. Die äußerlichen Gegenſtände gehen vorher, ehe die Seele Empfindungen davon hat, ob es gleich öfters in einer unmerklichen Geſchwindigkeit geſchiehet.

Die Haupt-Urſache, warum die Herren von Leibnitz und Wolf den natürlichen Einfluß verworfen haben, beſtehet nicht in der Unmöglichkeit, die ſie ſich vorgeſtellet haben, daß ein Geiſt über die Materie wirken könne, ſondern darinnen, daß ſie geglaubet haben, es könne bey dieſem Syſtem nicht einerley Kraft und Richtung in der Welt erhalten werden, welches ſie doch nach ihren Grundſätzen vor unumgänglich nöthig halten.

Allein, die Grundſätze von einerley Kraft und Richtung in der Welt werden hier viel zu weit erſtrecket; und ſelbſt bey der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung kann nicht einerley Kraft und Richtung erhalten werden. Ich werde dieſes in dem folgenden Bande ausführlicher zeigen, wenn ich über die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung und überhaupt über die Vereinigung der Seele mit dem Leibe Betrachtungen mittheilen werde.

Die Gedanken des Herrn Verfaſſers auf der 143 und 144ſten Seite, wodurch er die Möglichkeit zeigen will, daß ein Körper in ein einfaches Ding, und ein einfaches Ding in einen Körper wirken könne, wären fähig, dem Lehrgebäude des natürlichen Einfluſſes eine neue kräftige Unterſtützung zu geben, wenn es nur erſt erwieſen wäre, daß ein Körper aus einfachen Dingen beſtünde. Allein, da einem jeden, der nur die Sache gründlich unterſuchet, die Unmöglichkeit in die Augen fallen muß, daß ein Körper aus keinen Monaden oder einfachen Dingen beſtehen kann: ſo wird auch der natürliche Einfluß ſich daher keine Unterſtützung zu verſprechen haben. Unterdeſſen behalten dieſe Gedanken, da ſie meines Wiſſens ren ſind, ihren guten Werth: und bey denenjenigen, welche die Leibnitz-wolfiſche Philoſophie ohne die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung annehmen, müſſen ſie allerdings von großen Gewichte ſeyn.

Allein, wenn man auch den natürlichen Einfluß als eine wahre und ausgemachte Sache anſiehet: ſo bleiben doch bey den weitern Ausführungen des Herrn Verfaſſers große Schwierigkeiten übrig.

Indem der Herr Verfaſſer behauptet, daß die Seele, bey der Wiedererinnerung ſichtbarer Dinge, dasjenige Bildchen im Gehirne wieder hervorſuchen müſſe, welches ihr die erſte Empfindung von dieſen ſichtbaren verurſachet: ſo ſcheinet er die ideas materiales anzunehmen. Dieſe aber, deucht mich, kann man ſchlechterdings nicht für wahr halten. Die Schlüſſe und Urtheile woraus doch unſre meiſten Gedanken beſtehen, können unmöglich ein Bild im Gehirne haben, weil ſie keine Abbildung leiden. Wenn aber die Seele zu Wiedererinnerung dieſer kleine Bilderchen im Gehirne nöthig hat: ſo ſiehet man nicht, worzu ſie dergleichen bey ſichtbaren Dingen braucht. Geſetzt aber auch, daß einer bey ſichtbaren Dingen dergleichen Bilderchen bedarf: ſo iſt es doch gewiß, daß uns ſo viel Millionen Gegenſtände in der Welt vorkommen, daß ſo viele Bilderchen im Gehirne nicht größer als ein kleines Sandkorn annehmen wolte: ſo würde doch aller Raum im Gehirne bey Menſchen, welche die Welt kennen lernen, in ein 15 bis 20 Jahren erfüllet werden. Wäre der Raum erfüllet; ſo könnten entweder keine neue Bilder von ſichtbaren Dingen in unſern Gehirne Platz finden, wir könnten uns alſo gar kein Bild davon machen, am allerwenigſten aber uns der Sache wieder erinnern, man möchte uns noch ſo genaue Umſtände von der Sache erzählen, welches aber in beyden der Erfahrung offenbar entgegen iſt.

Dergleichen unüberwindliche Schwierigkeiten wider die Bilderchen im Gehirne giebt es weit mehr. Z. E. wenn wir uns einer ehemals geſchehenen Sache lediglich durch das davon in dem Gehirne vorhandene Bildchen wieder erinnern könnten; ſo könnten wir uns auch die Vorſtellung von dieſer Sache nur in uns, nämlich, in dem Gehirne machen. Denn die Seele hätte ſonſt weiter nichts vor ſich, als das Bildchen im Gehirne. Ihre Betrachtung müßte ſich alſo mit demſelben beſchäftigen; und wir müßten demnach die Vorſtellung in uns wahrnehmen. Allein, man darf nur auf ſich ſelbſt Acht haben: ſo wird man des Gegentheils überzeugt werden. Alle Sachen, deren wir uns wieder erinnern, ſtellen wir uns als außer uns vor, eben ſo gut als die Dinge, die wir jetzo erſt erblicken. Aus dieſen und vielen andern Gründen, die ich zu ſeiner Zeit vortragen werde, kann ich die Bilderchen im Gehirne unmöglich vor wahr halten.

Alles, was man demnach zugeben kann, iſt, daß zu Hervorbringung der Gedanken die Bewegung einer gewiſſen flüßigen Materie im Gehirne erfordert wird. Nun ſcheinet zwar in der That hieraus dasjenige zu folgen, was in der weitern Ausführung des Herrn Verfaſſers enthalten iſt, nämlich, wenn die Wiedererinnerung gewiſſer Begriffe ein Gedanke iſt: ſo könne dieſelbe nicht geſchehen, wenn die Bewegung dieſer flüßigen Materie im Gehirne nicht auf die erforderliche Art geſchehen kann.

Allein, die Sache iſt mit großen Schwierigkeiten vergeſellſchaftet. Man muß alsdenn ſchlechterdings annehmen, daß ſich die Seele vor ſich ſelbſt nicht bewußt iſt, ſondern daß zu ihrem eignen Bewußtſeyn die Bewegung der flüßigen Materie im Gehirne erfordert wird, welches ſich von einem denkenden Weſen nicht wohl behaupten läßt. Denn wenn ſich die Seele ihrer ſelbſt bewußt wäre: ſo müßte ſie ſich auch, ohne Beyhülfe der flüßigen Materie im Gehirne, der ehemals erlangten Begriffe bewußt ſeyn.

Man muß auch hier voraus ſetzen, daß zur Wiedererinnerung allemal ein neuer und vollkommner Gedanke erfordert wird, eben ſo gut, als wenn man ſich die Begriffe erſt erwerben will. Mich deucht aber, daß dieſes der Erfahrung zuwider iſt. Wenn wir uns der bereits erlangten Begriffe wieder erinnern: ſo brauchen wir die Sache nicht noch einmal zu überdenken; ſondern wir ſtellen uns die Sache mit allen ihren Umſtänden auf einmal vor. Wir würden auch alsdenn der Seele ohne Grund ein Gedächtniß beylegen: ſondern das, was wir Gedächtniß nennen, wären eben ſo wohl vollkommne Gedanken und Begriffe, als diejenigen, ſo wir uns jetzo erſt erwerben, nur daß die Seele eine größere Fertigkeit darinnen erlangt hätte.

Die Erfahrungen ſcheinen auch mit denen Ausführungen des Herrn Verfaſſers nicht wohl übereinzuſtimmen. Wir dürfen nur diejenigen unglücklichen Menſchen betrachten, die ihres Verſtandes beraubet ſind. Wenn man zwiſchen Raſenden und Unſinnigen einen Unterſchied macht; ſo wird man faſt allemal finden, daß dieſe letztere Art ihr Gedächtniß, in Anſehung derjenigen Dinge, die ſie gewußt haben, ehe ſie in die Unſinnigkeit verfallen ſind, unverletzt behalten haben. Es ſind mir dergleichen unglückliche Perſohnen bekannt, die alle Begebenheiten, die ſich vor ihrer Unſinnigkeit zugetragen haben, vollkommen richtig und vernünftig haben erzählen können. Ja ich weiß Beyſpiele, daß dergleichen Perſohnen die franzöſiſche und andre Sprachen, die ſie vor ihrem betrübten Zuſtande erlernet haben, noch ſehr fertig haben reden können.

Wenn nun die Wiedererinnerung gleichfals eine Art des Denkens iſt: ſo ſiehet man nicht, wie dergleichen unglückliche Perſohnen in der Wiedererinnerung der vergangenen Dinge ſo richtig und vernünftig ſind, da ſie in ihrem übrigen Denken ſo verwirret und ausſchweifend ſind. Denn wenn die Urſache an der flüßigen Materie im Gehirne liegt, wenn das Wiedererinnern eben ſo wohl ein Denken iſt, als es neue Gedanken ſind: ſo müßte ſich die Wirkung bey einem ſo wohl als bey dem andern äußern. Meines Erachtens iſt alſo die Sache noch ſehr großen Zweifeln unterworfen.

Ich kann mich dannenhero nicht unterſtehen zu behaupten, daß die Urſache allein an dem Körper liegt, wenn ſich die einmal erlangten Begriffe bey jemand verliehren, oder ſeine Kraft zu denken mit Schwachheiten befallen wird. Denen Erfahrungen in Anſehung der leiblichen

Krankheiten, worinnen ſich öfters Begriffe verliehren, kann man eben ſo viele andre Erfahrungen entgegen ſtellen.

Wie viel hat man nicht Beyſpiele, daß Menſchen, wegen eines gewiſſen Anliegens, in Gemüths-Krankheit verfallen ſind; und dieſe hat ſich endlich in eine völlige Unſinnigkeit verwandelt. Faſt allemal aber gehet eine gewiſſe Schwehrmüthigkeit vor der Unſinnigkeit vorher. Ja man hat nicht ſelten angemerket, daß ſolche unglückliche Perſohnen, ehe ſie in Unſinnigkeit verfallen ſind, gewiſſen Leidenſchaften, z. E. dem Hochmuthe, dem Geldgeize und dergleichen allzuheftig ergeben geweſen ſind.

Alles dieſes aber ſind Dinge, welche allein von der Seele, nicht aber von dem Körper herrühren, und welche offenbahr zu beſtärken ſcheinen, daß die Seele mit Schwachheit und Unordnung befallen werden kann. Daß die Sache möglich iſt, läßt ſich nicht wohl läugnen, wenn man bedenkt, daß die Seele ein eingeſchränktes Weſen iſt, und Veränderungen ihres innerlichen Zuſtandes leidet.

Es thut hierwider nichts, wenn der Herr Verfaſſer ſagt, daß ein einfaches Ding von ſeinen Kräften nichts verliehren kann, weil ihm ſonſt von ſeinem Weſen etwas abgehen würde. Die Kräfte ſind nicht das Weſen eines Dinges. Denn ſonſt müßten, um die Sache kurz zu erweiſen, alle Menſchen einerley Kräfte des Verſtandes haben, weil ſie einerley Weſen haben. Mich deucht auch nicht, daß man ſagen kann, die Seele habe nur in figürlichen Verſtande Schranken. Sie hat wirkliche Schranken, geſetzt, daß dieſe Schranken auch nicht körperlich ſind. Denn auch in einem geiſtigen Weſen haben wirkliche Schranken ſtatt, ob wir uns gleich keine Vorſtellung davon machen können.

Um meine Meinung überhaupt zu ſagen: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Schwachheiten des Verſtandes von dem Körper herruhren. Es iſt aber eben ſo wahrſcheinlich, daß ſie von der Seele ſelbſt abhangen: und ich getraue mich zur Zeit nicht, auf eine Seite mehr als auf die andre zu neigen. Diejenigen, welche den natürlichen Einfluß annehmen, haben Urſache, ſolchen mehr dem Körper zuzuſchreiben. Dahingegen müſſen diejenigen, welche die vorherbeſtimmte Harmonie vor wahr halten, die Urſachen ſchlechterdings in der Seele ſelbſt ſuchen. Denn nach dieſem Lehrgebäude können die Schwachheiten des Körpers der Seele unmöglich einige Verhinterung verurſachen. Wir werden Gelegenheit haben, mehr von der Sache zu reden.

VIII.

Unterſuchung,

worauf es in dem Beweiſe von der Gewißheit der Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft ankommt.

§. 1.

Wenn man die Schrift des gelehrten Herrn Profeſſor Meyers in Halle, von dem Zuſtand der Seelen nach dem Tode, unpartheyiſch beurtheilen will, ſo kann man nicht läugnen, daß er die ehedem von der Gewißheit der Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft geführten Beweiſe einigermaaßen wankend gemacht hat: und man kann ſeiner Schrift den Nutzen nicht abſprechen, daß ſie dem Weltweiſen Anlaß geben kann, auf dem Wege, dieſen Beweiß zu führen, künftig deſto behutſamer zu gehen. Allein, wenn alles dasjenige ſeine ungezweifelte Richtigkeit hätte, was er zu beweiſen erfordert: wenn die Unſterblichkeit der Seele nach der Vernunft gewiß gemacht werden ſoll; ſo würde die Vernunft allen Anſpruch auf ewig verlohren geben müſſen, von der Unſterblichkeit der Seelen gewiß zu werden. Es iſt unmöglich, daß eine erſchaffene Vernunft jemals in einen beſondern Rath-Schluß Gottes eindringen kann, ob er die Seele vernichten will, oder nicht. Folglich wäre es unmöglich, daß ſich eine erſchaffene Vernunft hiervon jemals verſichern könnte. Dennoch ſcheinet mir die Unſterblichkeit der Seelen eine Sache zu ſeyn, die vor die Erkenntniß der Vernunft gehöret; und der Herr Profeſſor nimmt vergeblich zu der Offenbahrung ſeine Zuflucht, um die Gewißheit dieſer Wahrheit darinnen zu finden. Man kann nicht läugnen, daß vernünftige Geſchöpfe ohne Offenbahrung möglich ſind. Ich ſehe hier keinen Widerſpruch; und wer mir dieſes verneinen wolte, müßte behaupten, daß alle vernünftige Geſchöpfe nothwendig hätten fallen müſſen, und daß es Gott nicht möglich geweſen wäre, Geſchöpfe wirklich zu machen, die ohne Wunder-Werke, welches eine unmittelbare Offenbahrung iſt, ihre Glückſeeligkeit hätten befördern können. Es iſt vielmehr ſehr wahrſcheinlich, daß in dem großen Welt-Gebäude weit mehr glückſeelige, als unglückſeelige Geſchöpfe ſind. Wenn demnach vernünftige Geſchöpfe möglich, und wahrſcheinlicher Weiſe wirklich ſind, die keine Offenbahrung nöthig haben: ſo müſſen ſich dieſe aus der Vernunft von der Unſterblichkeit der Seelen vollkommen überzeugen können. Folglich iſt die Erkenntniß der Gewißheit dieſer Unſterblichkeit ein Gegenſtand der Vernunft, wenn man ſie überhaupt betrachtet: und bedarf nicht nothwendig einer göttlichen Offenbahrung. Ob nun zwar hieraus noch nicht folgt, daß auch die menſchliche Vernunft dieſe Gewißheit erreichen kann: ſo erſcheinet doch ſo viel daraus, daß auch niemand behaupten kann, daß die Gewißheit dieſer Wahrheit kein Gegenſtand der menſchlichen Vernunft ſey, und daß wir uns deshalb zur Offenbahrung nicht verweiſen laſſen müſſen. Mithin kann ſich kein vernünftiger Weltweiſer bey den Gedanken des Herrn Profeſſor Meyers ſo ſchlechthin beruhigen, und die weitere

Bemühung dieſer Gewißheit ausfindig zu machen, fahren laſſen. Unterdeſſen hat der Herr Profeſſor durch ſeine Schrift ſo viel erhalten, daß inskünftige kein gründlicher Gelehrter einen Verſuch wagen wird, die Gewißheit der Unſterblichkeit der Seelen aus der Vernunft zu beweiſen, ohne ein ſtarkes Augenmerk auf ſeine Schrift zu richten. Da ich nun künftig dieſen Beweiß verſuchen will, ſo finde ich vor nöthig, vorher zu unterſuchen, worauf es in dieſem Beweiß eigentlich ankommt, wenn er die Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft in der That gewiß machen ſoll; und ich werde mein Vorhaben nicht ausführen können, ohne zu prüfen, ob man dasjenige zu beweiſen wirklich nöthig hat, was der Herr Profeſſor in ſeinen Schriften erfordert.

§. 2.

Wir müſſen uns vor allen Dingen von demjenigen, was wir unterſuchen wollen, richtige Begriffe zu erwerben ſuchen. In gegenwärtiger Unterſuchung kommt es vornehmlich auf die Begriffe vom Leben und Tod an. Das Leben eines Dinges iſt die Fortdauer ſeiner Natur; und der Tod, oder das Sterben eines Dinges, iſt die Aufhörung ſeiner Natur. Die Natur aber iſt nach meinem Begrif der Zuſammenhang der Wirkungen, die unmittelbar aus dem Weſen eines Dinges erfolgen.

§. 3.

Die Richtigkeit dieſer Begriffe fällt von ſelbſt in die Augen, und iſt demjenigen vollkommen gemäß, was jedermann bey dieſen Wörtern gedenket. So lange die Natur eines Dinges fortdauret; ſo geſtehet jedermann, daß es lebet: ſo bald aber die Natur eines Dinges aufhöret: ſo erkennet jedermann, daß es geſtorben iſt. Wenn wir verſchiedne Wirkungen in einem Zuſammenhange wahrnehmen, die aus der innern Beſchaffenheit, oder dem Weſen eines Dinges erfolgen: ſo ſagen wir, es ſey dieſes die Natur des Dinges. Solchergeſtalt, wenn wir einen Baum blühen und Früchte tragen ſehen, welches vermöge des Zuſammenhanges verſchiedner Wirkungen aus deſſen innern Beſchaffenheit geſchicht; ſo ſagen wir, es geſchehe dieſes vermöge ſeiner Natur. Dahingegen, wenn ein Baum kalt oder warm iſt: ſo leget man ſeiner Natur nichts bey, weil dieſes durch Urſachen außer ihm gewirket wird.

§. 4.

Meine Erklährung des Todes oder des Sterbens gehet von der Erklährung des Herrn Profeſſor Meyers ab. Es erklähret derſelbe §. 19. ſeiner Schrift den Tod, als die Unterbrechung der Fortdauer der Natur. Ich finde wider dieſe Erklährung verſchiednes zu erinnern. Eine Unterbrechung der Natur eines Dinges kann auf eine kurze Zeit geſchehen, und deſſen Natur hernach dennoch fortdauren. Eine Ohnmacht, wenigſtens wenn jemand einige Tage vor todt gehalten worden iſt, würde nach dieſer Erklährung ein wirklicher Tod ſeyn. Sodann ſetzet die Unterbrechung allemal eine Urſache außer dem Dinge, deſſen Fortdauer der Natur unterbrochen wird, voraus. Folglich würde, nach dieſer Erklährung, die Natur eines Dinges niemals, vermöge ſeines Weſens und innern Beſchaffenheit, aufhören können: ſondern es würde allemal eine Urſache von außen erfordert; und mithin würde ein gewaltſamer Tod allein ein Tod genennet werden können. Wenn es erlaubt iſt zu muthmaßen: ſo hat der Herr Profeſſor bey dieſer Erklährung ſchon allzu ſtark in Gedanken gehabt, daß die Vernichtung der Seele, nach ſeinem Lehr-Gebäude, eine Art ihres Todes ſeyn ſoll: und daher iſt dieſe Erklährung entſtanden, die zu ſeinem ganzen Lehr-Gebäude ſehr viel beyträgt.

§. 5.

In der Erklährung der Natur gehe ich von dem Herrn Profeſſor gleichfals ab, er ſagt §. 18. ſie ſey ein Inbegrif aller derjenigen innern Beſtimmungen, welche die Urſachen ſeiner Veränderungen oder der Wirklichkeit ſeiner Accidentien ſind. Es mögen andre urtheilen, ob dieſe Erklährung genug Deutlichkeit hat. Es ſcheinet mir aber, daß ſie zu viel in ſich begreift, weil nach derſelben auch die Zufälligkeiten zu der Natur eines Dinges gehören, die nach dem Begriffe des Wortes Natur darunter nicht gerechnet werden können. Sodann werden vermöge dieſer Erklährung alle Wirkungen eines Dinges zu Zufälligkeiten gemacht: und aus dieſer falſchen Erklährung iſt der Herr Profeſſor ohne Zweifel mit verleitet worden, die deutlichen Vorſtellungen der Seele vor Zufälligkeiten zu halten, daraus in ſeinem Lehr-Gebäude viel folget.

§. 6.

Nachdem wir alſo wiſſen, was Leben und Sterben iſt (§. 3.): ſo werden wir auch erklähren können, was ſterblich und unſterblich iſt. Da Sterben die Aufhörung der Natur eines Dinges iſt: ſo iſt ein Ding ſterblich, wenn es alſo beſchaffen iſt, daß ſeine Natur aufhören kann: unſterblich aber, wenn es alſo beſchaffen iſt, daß ſeine Natur nicht aufhören kann; und dieſe Erklährungen ſind denenjenigen Begriffen vollkommen gemäß, die jedermann mit dieſen Wörtern verknüpfet.

§. 7.

Die Erklährungen, die der Herr Profeſſor Meyer anwendet, ſind von den meinigen abermals ſehr unterſchieden. Er nennet §. 22. ein Ding ſterblich, wenn es möglich iſt, daß es ſterbe, hingegen etwas unſterblich, wenn es nicht ſterben kann, oder wenn es unmöglich iſt, daß es ſterbe. Mithin iſt bey ihm die Möglichkeit des Todes die Sterblichkeit, und die Unmöglichkeit des Todes, die Unſterblichkeit. Nach meiner Einſicht ſind dieſe Erklährungen ungemein fehlerhaftig. Der Herr Profeſſor verläßt den Begriff den er ſich vom Tode und Sterben gemacht hat; und verfällt ohne alle Urſache auf die Möglichkeit und Unmöglichkeit. Ganz natürlich hätte er den Begriff des Sterblichen von dem Begriffe herleiten müſſen, den er ſich vom Sterben gemacht hatte. Folglich hätte er nach ſeinem Begriffe ein Ding ſterblich nennen müſſen, wenn es ſolchergeſtalt beſchaffen iſt, daß die Fortdauer ſeiner Natur unterbrochen werden kann. Da er aber von ſeinem Begriffe vom Sterben ohne Grund auf die Möglichkeit gefallen iſt: ſo hat ſeine Erklährung nothwendig viel zu weitläuftig werden müſſen. Die Möglichkeit zu ſterben, nämlich, daß es keinen Widerſpruch in ſich faſſet, daß etwas ſterbe, ſchließet noch keine Wirklichkeit in ſich; und ein Ding [illegible] dem ohngeachtet eine Natur haben, die in Anſehung der Wirklichkeit beſtändig fortdauret. Wenn wir ſagen, daß die Menſchen ſterblich ſind: ſo würden wir nach dieſem Begriffe weiter nichts andeuten, als daß es keinen Widerſpruch in ſich faſſe, daß die Menſchen ſterben können. Sie könnten aber dem ohngeachtet eine Natur haben, die beſtändig fortdauerte. Niemand aber hat dieſen Begrif, wenn man ſagt, daß die Menſchen ſterblich ſind; ſondern nach den gewöhnlichen Begriffen zeiget man dadurch an, daß die Menſchen eine Natur haben, welche aufhören kann. Ja! man deutet ſo gar dadurch an, daß ihre Natur wirklich aufhöret.

§. 8.

Vielleicht wird man einwenden, daß in meinen Erklährungen ſelbſt eine Art der Möglichkeit liege, und daß alſo der Unterſchied ſo viel nicht zu bedeuten haben werde. Allein, ich brauche einem ſo ſcharfſinnigen Gelehrten, als der Herr Profeſſor Meyer iſt, nicht ausführlich zu zeigen, wie ſehr unſre Erklährungen von einander unterſchieden ſind. So viel aber ſiehet jedermann leicht, daß der Herr Profeſſor durch ſeine Erklährungen den Vortheil gewinnet, daß darinnen bereits feſtgeſetzt iſt, es könne außer Gott nichts unſterbliches vorhanden ſeyn. Weil aber eben dieſes zu beweiſen war: ſo ſiehet man um ſo mehr das Fehlerhafte ſeiner Erklährungen.

§. 9.

Ich habe nicht zu befürchten, daß der billige Gelehrte, deſſen Schrift ich nach meinem Vorhaben beurtheilen muß, übel nehmen wird, wenn ich ſage, daß er nach meinem Erachten, durch dieſe ſeine Erklärungen, und da er in ſeinem ganzen Buche die Vernichtung und den Tod gänzlich vor einerley hält, die Unſterblichkeit eines Dinges mit ſeiner Ewigkeit a parte poſteriori, wenn man ſo ſagen kann, vermenget habe. Wenn man fraget, ob ein Ding unſterblich ſey: ſo fraget man weiter nichts, als ob es ſolchergeſtalt beſchaffen iſt, daß ſeine Natur in dem Zuſammenhange der Dinge nicht aufhören kann. Will man aber wiſſen, ob ein Ding vernichtet werden kann oder wird: ſo fraget man eigentlich, ob ſeine Dauer in der Folge ewig ſeyn wird; und dieſes iſt eine, von dem vorigen ganz unterſchiedene, Frage. Der Beweis der Unſterblichkeit der Seele läßt ſich alſo führen, ohne daß man ihre ewige Dauer nothwendig erweiſen muß: und wenn der andenkenswürdige Reinbeck nur den erſten Vorſatz gehabt hat: ſo würde ſein Beweis deshalb nicht mangelhaftig ſeyn, wenn er ſonſt keine Fehler hatte.

§. 10.

Nunmehro werden wir beſtimmen können, worauf es in dem Beweiſe der Unſterblichkeit der Seele nach der Vernunft eigentlich ankommt. Da ein Ding unſterblich iſt, wenn es ſolchergeſtalt beſchaffen iſt, daß ſeine Natur nicht aufhören kann (§. 9.): ſo haben wir zu betrachten, auf wie vielerley Art die Natur eines Dinges aufhören kann; und wenn wir erweiſen, daß alles dieſes bey der menſchlichen Seele nicht ſtatt haben kann: ſo iſt man gewiß überzeugt, daß die menſchliche Seele unſterblich iſt.

§. 11.

Die Natur eines Dinges kann aufhören, wenn ſeine Theile getrennet werden, wenn ein Ding ſeine Kräfte gegen ſich ſelbſt richtet und dadurch ſeine Natur zerſtöhret, und wenn ein ander Ding ſolchergeſtalt gegen daſſelbe wirket, daß ſeine Natur aufhören muß. Wer alſo die Unſterblichkeit der Seele beweiſen will, muß überzeugend darthun, daß ſie unverweßlich iſt, daß ſie ſich nicht ſelbſt tödten kann, und daß ſie auch von niemand anders getödtet werden kann; und wenn er dieſes geleiſtet hat: ſo iſt man von der Gewißheit der Unſterblichkeit der Seelen an und vor ſich ſelbſt verſichert.

§. 12.

Ob nun zwar ſolchergeſtalt bewieſen wird, daß die Seele des Menſchen nach dem Tode fortdauert: ſo kann es doch vielleicht ſeyn, daß ſie ihre deutliche Vorſtellungen und Bewußtſeyn verlieret, und zu einem Geiſt von einer niedrigern Claſſe wird; und alsdenn, wenn ſie nach dem Tode keine Perſönlichkeit weiter hätte, nämlich wenn ſie ſich ihres Zuſtandes in dem zeitlichen Leben nicht erinnern könnte: ſo würde ihr die Unſterblichkeit wenig helfen. Es fragt ſich demnach, ob derjenige, der die Unſterblichkeit der Seelen beweiſen will, noch beſonders demonſtriren muß, daß ſie auch alle ihre Kräfte und Bewußtſeyn nach dem Tode behalten werde.

§. 13.

Ich kann nicht finden, daß man dieſes zu erweiſen nöthig hat. Das Leben iſt die Fortdauer der Natur eines Dinges, die Natur aber iſt der Zuſammenhang der Wirkungen die unmittelbar aus dem Weſen eines Dinges erfolgen. Wenn man alſo richtig beweiſet, daß die Natur eines Dinges nicht aufhören ſondern fortdauern wird; ſo hat man dadurch zugleich eben ſo richtig erwieſen, daß es mit dem ganzen Zuſammenhange der Wirkung, die unmittelbar aus ſeinem Weſen erfolgen, fortdauern wird. Deutliche Vorſtellungen und Bewußtſeyn ſind aber Wirkungen, die unmittelbar aus dem Weſen der menſchlichen Seele erfolgen. Folglich muß ſie auch alle ihre Kräfte und Bewußtſeyn nach dem Tode behalten.

§. 14.

So deutlich uns dieſes ſcheint: ſo behauptet doch der Herr Profeſſor Meyer, daß man dieſes beſonders erweiſen müſſe: und da er es als einen beſondern Rathſchluß Gottes über eine künftige zufällige Begebenheit anſiehet, ob die Seele das Bewußtſeyn und den Gebrauch ihrer obern Kräfte nach dem Tode behalten werde: ſo entſtehen daher eine Menge Zweifel und Ungewißheiten, die in ſeiner Schrift befindlich ſind. Nach ſeiner Meinung nämlich iſt es ungewiß, ob die Seele nach dem Tode ewig ſchlafen werde, ob ſie wechſelsweiſe ſchlafen und wachen werde, ob ſie ein geiſtiges oder thieriſches Leben führen werde, oder ob ſie gar in eine andere Claſſe der einfachen Dinge heruntergeſetzt werden wird; und was dergleichen vorgebildete Ungewißheiten mehr ſind. Allein meiner Einſicht nach entſtehen dieſe Zweifel lediglich theils aus den irrigen Erklährungen und unbewieſenen Vorausſetzungen des Herrn Profeſſors, theils aber aus den falſchen Lehrſätzen der wolfiſchen Weltweisheit, die hier von einem ſcharfſinnigen Kopfe in ihrer Schärfe angewendet werden, und alſo ein Beyſpiel darſtellen, wohin ſie eigentlich führen. Das folgende wird das, was ich ſage, erweiſen.

§. 15.

Zuerſt hat ſich der Herr Profeſſor einen unrichtigen Begrif von der Natur eines Dinges gemacht, dergeſtalt, daß nach demſelben alle ſeine Wirkungen blos Zufälligkeiten ſind (§. 5.). Folglich hat ihm auch der Zuſammenhang der Wirkungen, die unmittelbar aus ſeinem Weſen erfolgen, blos zufällig ſcheinen müſſen, und es hat demnach nach ſeiner Erklährung freylich einen beſondern Beweiß erfordern müſſen, daß die Seele nach dem Tode die obern Kräfte, das Bewußtſeyn und dergleichen behalten werde.

§. 16.

Daß auch dieſe irrige Erklährung der Natur eines Dinges von dem Herrn Profeſſor in ſeiner Schrift ſelbſt ſehr genau angewendet wird, erſiehet man daraus, daß in dieſer Schrift hin und wieder unerwieſen angenommen wird, es ſey eine künftige bloß zufällige Begebenheit, daß die Seele ihre obern Kräfte, ihr Bewußtſeyn, Perſöhnlichkeit und dergleichen behalte, oder phyſiſch vollkommener werde. Allein, man kann dieſes mit Grunde leugnen und den Beweiß davon fordern. Ja!

die ganze Vorausſetzung iſt irrig, wie ich dieſes unten bey einer andern Gelegenheit erweiſen werde.

§. 17.

Sodann entſpringen die vorgebildeten Unterwieſenheiten aus einem irrigen Begriffe, den ſich einige Wolfianer von dem Weſen der Dinge gemacht haben, wiewohl die meiſten die Sache gründlicher einſehen. Es behaupten nämlich einige Verehrer der wolfiſchen Weltweisheit, daß das Weſen eines Dinges blos in ſeiner Möglichkeit beſtehe. Man mag ihnen alſo noch ſo deutlich zeigen, daß eine aus dem Weſen eines Dinges entſpringende Eigenſchaft unveränderlich bleiben müſſe, weil das Weſen eines Dinges nothwendig und unveränderlich iſt: ſo behelfen ſie ſich mit der Ausflucht, daß nur das mögliche Weſen nothwendig und unveränderlich, und daß das Weſen gar nicht wirklich ſey, und mit dieſem mächtigen Hülfsmittel können aus Monaden Körper werden, und die Geiſter zu einer niedrigen Claſſe einfacher Dinge herunter ſteigen.

§. 18.

Meines Erachtens gedenket man gar nichts wenn man ſaget, daß das Weſen eines Dinges in ſeiner Möglichkeit beſtehet. Möglich iſt etwas, wenn es ſeyn kann, oder wenn es keinen Widerſpruch in ſich faſſet: und ich ſehe nicht, wie davon in Abſicht auf das Weſen eines Dinges ein Gedanken entſtehen kann. Verſtehet man aber die Art und Weiſe, wie ein Ding möglich iſt, wie denn die Quelle, woraus dieſe Meinung geſchöpfet iſt,

§. 35. der wolfiſchen Metaphyſik nichts anders in ſich hätte: ſo ſiehet man ſo gleich, daß die erſonnene Ausflucht, daß das Weſen gar nicht exiſtire, offenbahr nichtig iſt. Ein Ding muß ſo wohl in der Möglichkeit als Wirklichkeit etwas haben, worinnen dasjenige, was ihm zukömmt, gegründet iſt, oder es muß durch etwas zu demjenigen werden, was es iſt; und eben auf die Art und Weiſe, wie ein Ding möglich iſt, muß es wirklich werden; dasjenige, wodurch ein Ding in Begriffen zu demjenigen wird, was es ſeyn ſoll, muß es auch vollkommen an ſich haben, wenn es wirklich wird. Eben dasjenige Weſen alſo, das ein Ding hat, wenn es nur noch in Begriffen oder in der Möglichkeit vorhanden iſt, muß auch wirklich da ſeyn, wenn es wirklich gemacht wird: und die Ausflucht, daß das Weſen nicht exiſtire, oder gar der Unterſchied zwiſchen dem möglichen und wirklichen Weſen, iſt eine leere Einbildung, bey welcher kein vernünftiger Menſch etwas gedenken kann.

§. 19.

Man kann dem Herrn von Wolf dieſe erdichtete Ausflucht und Unterſchied nicht beymeſſen. Diejenigen, die ſich dergleichen Begriffe von dem Weſen machen, haben blos auf eine nicht allzuglückliche Art die Worte aus dem 35. §. der Metaphyſik herausgerafft, da es hieß: Daher iſt das Weſen eines Dinges ſeine Möglichkeit, ohne Acht zu haben, daß durch das vorhergehende und nachfolgende auf das allerdeutlichſte geſagt wird, daß dadurch die Art und Weiſe, wie ein Ding möglich iſt, verſtanden wird. Dahingegen darf man nur den 33 §. der Metaphyſik bis zum 45ſten leſen, um überzeugt zu werden, daß dieſer berühmte Weltweiſe an keine Ausnahme des Weſens von der Wirklichkeit, oder gar an einen Unterſchied zwiſchen dem möglichen und wirklichen Weſen gedacht hat. Ja die beygefügten Exempel, ſonderlich im 44 §. zeigen ſehr klar, daß er dem Weſen der wirklichen Dinge, und denen daraus entſpringenden Eigenſchaften eben ſo wohl, als dem Weſen der möglichen Dinge, die Nothwendigkeit und Unveränderlichkeit beylegt.

§. 20.

Vielleicht hat man dieſe Ausflucht und Unterſchied erſonnen, weil man befürchtet hat, die wirklichen Dinge würden ſonſt eine Nothwendigkeit erhalten. Allein man hat nicht Urſache, ſich vor dieſem eingebildeten Geſpenſte zu fürchten. Die Wirklichkeit der Dinge bleibt allemal etwas zufälliges, weil es in Gottes Willen ſtund, ſie wirklich zu machen oder nicht. Allein, da er ſie einmal hervorbringen wolte: ſo mußte er ſie mit eben denjenigen Weſen wirklich machen, mit denen ſie möglich waren; und es würde ein ausſchweifender Einfall ſeyn, wenn man ſagen wolte, daß dadurch die Macht Gottes eingeſchränkt würde. Indem Gott gewiſſe Dinge hervorbringen will: ſo will er ja eben dieſelben nach ihrem Weſen wirklich machen. Wenn er ſie nun nach dieſem ihrem Weſen nicht erſchaffen wolte: ſo müßte er zugleich etwas wollen, und auch nicht wollen. Es kommt hier lediglich darauf an, daß man die Wirklichkeit der Dinge, und das Weſen und die Eigenſchaften der wirklichen

Dinge, wohl von einander unterſcheidet. Die Wirklichkeit der Dinge iſt und bleibt allemal zufällig. Allein das Weſen und die Eigenſchaften der wirklichen Dinge ſind ſchlechterdings nothwendig. Gott kann nicht machen, daß dieſer oder jener Körper die Ausdehnung, oder die Undurchdringlichkeit verliehret, wenn er ihn nicht vernichtet, weil er nicht machen kann, daß etwas zugleich iſt und nicht iſt. Wenn alſo der Herr Profeſſor in dem 37 §. ſeiner Vertheidigung dem Herrn Conſiſtorialrath Simonetti entgegen ſetzet, daß die Kraft der Seele nicht nothwendig ſeyn könne: ſo irret er ſich. Als eine Eigenſchaft der Seele iſt ſie allerdings nothwendig. Vermuthlich hat der Herr Profeſſor dieſe Ablehnung vor zulänglich angeſehen, weil er die Kraft ein Ding nennet; da denn ein nothwendiges Ding hart klinget.

§. 21.

Vielleicht wird mir der Herr Profeſſor noch entgegen ſetzen, wenn das Weſen wirklich wäre: ſo müßte es von allen Ewigkeiten her exiſtiret haben, und folglich die Dinge von Ewigkeit wirklich geweſen ſeyn. Allein, dieſes folgt blos aus dem unrichtigen Begriffe von dem Weſen. Man kann nicht davor, daß das Weſen blos in die Möglichkeit geſetzet wird. Man ſetze es nur mit dem Freyherrn von Wolf in die Art und Weiſe der Möglichkeit, ſo fallt der ganze Einwand dahin.

§. 22.

Wenn nun dieſes richtig iſt: ſo müſſen alle Wirkungen und Eigenſchaften eines Dinges, die unmittelbar aus ſeinem Weſen erfolgen, ſo lange nothwendig und unveränderlich fortdauern, als das Ding wirklich iſt. Indem man alſo erweiſet, daß die Natur eines Dinges nicht aufhören kann, ſo erweiſet man auch zugleich, daß die Wirkungen und Eigenſchaften deſſelben, die aus ſeinem Weſen erfolgen, nicht aufhören. Wenn alſo der Herr Profeſſor Meyer nicht läugnet, daß die obern Kräfte der Seelen, das Bewußtſeyn, die Wiedererinnerung ihres Zuſtandes, und dergleichen, Wirkungen und Eigenſchaften der Seele ſind, die aus ihrem Weſen erfolgen, ſo kann er auch nicht fordern, daß man die Fortdauer dieſer obern Kräfte beſonders erweiſen ſoll. Gleichwie er aber dieſes nicht thun kann; indem er zugiebt, daß es in Abſicht auf die Möglichkeit der Seele daraus folget, der Unterſchied aber zwiſchen dem Weſen eines möglichen und wirklichen Dinges nicht ſtatt haben kann (§. 19. 20.); ſo fallen auch alle ſeine vorgebildeten Ungewißheiten dahin; und er hat den vortreflichen Beweiß des Herrn Canz, der aus dem Weſen der Seele ihr Bewußtſeyn nach dem Tode und andern obern Kräften gefolgert hatte, mit Unrecht getadelt: Er wird mir auch nach ſeiner Billigkeit nicht übel nehmen, wenn ich glaube, daß der Herr Mag. Müller durch die Ausflucht, daß das Weſen nicht exiſtire, nicht beſieget worden iſt: und daß die Widerlegung des gelehrten Herrn Conſiſtorialrath Simonetti vortreflich gerathen wäre, wenn er nicht dem Herrn Profeſſor zugegeben hätte, daß das Weſen der Seele in der Möglichkeit beſtünde.

§. 23.

Nun wird zwar der Herr Profeſſor hierwider einwenden, wenn dieſes richtig wäre; ſo würde folgen, daß auch die Seele ſchon in dieſem Leben in keine Raſerey verfallen, an den obern Kräften nicht wieder abnehmen, keine Begriffe vergeſſen und nicht ſchlafen könnte, alles Dinge, welche nach der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung der Seele zukommen, und alſo nach dieſer Meinung eine untrügliche Erfahrung zum Grunde haben. Allein, wenn meine vorhergehende Ausführung ihre Richtigkeit hat: ſo iſt, deucht mich, mit den Händen zu greifen, was vor ein unnützes und leeres Hirngeſpinnſte die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung iſt; und wenn der Herr Profeſſor ſich ſelbſt unpartheyiſch beurtheilen will: ſo wird er finden, daß er eben dadurch unter andern auf diejenigen Zweifel und Ungewißheiten geführet worden iſt, die in ſeiner Schrift der Welt vorgebildet werden. Es iſt wahr, wenn die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung richtig wäre: ſo würden alle dieſe Zweifel und Ungewißheiten ihren gewiſſen Grund haben; und man ſiehet alſo, wohin dieſes Lehrgebäude führet, wenn es von einem fähigen Kopfe in ſeiner Schärfe angewendet wird. Allein, da ich mich jetzt über dieſes Lehrgebäude in keinen Streit einlaſſen will: ſo bitte ich nur, meine vorhergehende Ausführung genau zu prüfen. Werden ſie als Wahrheiten erkannt: ſo weiß der Herr Profeſſor, daß keine Wahrheit mit einer andern Wahrheit in Widerſpruch ſtehen kann; und es folgt ſodenn von ſelbſt, was von dieſem Lehrgebäude der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung zu halten iſt.

§. 24

Wenn nun ſolchergeſtalt das Weſen und die weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges unveränderlich ſind: ſo kann auch die Seele des Menſchen nach dem Tode in keine andere Claſſe einfacher Dinge herunter geſetzet werden, weil man ſonſt behaupten müſte, daß alle Dinge eines Geſchlechts in ihren beſonderen Arten einerley Weſen und Eigenſchaften hätten. Man würde aber dadurch einen Widerſpruch begehen, indem man behaupten müſte, daß eben dasjenige, was ſie zu beſondern Arten der Dinge in dieſem Geſchlecht macht, zugleich vorhanden und nicht vorhanden wäre. Uebrigens tragen die Monaden zu dieſer vorgebildeten möglichen Herunterſetzung der Seele ihren guten Theil bey. Gleichwie ſie aber unerwieſen angenommen werden; ſo deucht mich auch nicht, daß Zweifel und Ungewißheiten, die einen ſo wichtigen Gegenſtand haben, auf ein Lehr-Gebäude zu gründen wären, dem in Teutſchland, wenigſtens in ſo weit die Monaden eine Vorſtellungs-Kraft haben ſollen, nicht von dem zwanzigſten Theil gründlicher Gelehrten, und außer Teutſchland vielleicht von gar niemand Beyfall gegeben wird.

§. 25.

Jedoch es liegt nicht allein an den Monaden, daß der Herr Profeſſor glaubt, es könne die menſchliche Seele bis zur andern und erſten Claſſe der Monaden herunter fallen. Er gründet ſich auf eine Erfahrung, die als eine ſolche angeführet zu werden, ſo leicht nicht zu vermuthen war. Der Herr Profeſſor ſagt §. 15. S. 116: "Es geſchieht täglich, daß ein Ding ſeine bisherige Art verläßt, "ein Ueberläufer wird, und zu einer neuen Art der Dinge "übergehet. Ein Ungelehrter wird gelehrt; und ein

„ Laſterhafter, tugendhaft. Aus einem Wurme wird ein „ Vogel, und aus einer vollen Nelke eine einfache.“ Ich geſtehe gerne, daß ich nicht einſehen kann, aus was vor Gründen, gelehrt und ungelehrt, laſterhaft und tugendhaft vor verſchiedene Arten der Dinge angeſehen werden. Ohne Zweifel vermenget hier der Herr Profeſſor ein moraliſches Ding mit einem wirklichen; und nach dergleichen Begriffen werden wir allein unter den Menſchen ſo unzählige Arten der Dinge haben, als unzählig verſchieden ihre Leidenſchaften und Zuſtände ſind. Das Beyſpiel einer Raupe, die ein Schmetterling wird, hat etwas mehr auf ſich. Allein, es kann dem ohngeachtet hier nicht zur Erfahrung dienen, ſo bald man annimmt, daß der Schmetterling, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, von Anfang vorhanden iſt; und daß die Geſtalt einer Raupe und eines Pupchens nur verſchiedene Hüllen ſind, welche die Geſtalt des Schmetterlings umgeben: und auf dieſe Art ſind gar viel Verwandlungen in der Natur. Was aber die Nelken anbetrift, ſo gehören volle und einfache zu einerley Art der Nelken, die erſt mit Federnelken, Pechnelken, Chartheuſernelken u. d. m. ein Geſchlecht ausmachen. Dieſes Beyſpiel gehöret alſo nicht hieher, ſondern, wenn der Herr Profeſſor durch ein untrügliches Beyſpiel beweiſen könnte, daß aus einer gefüllten Nelke, eine andre Art, nämlich eine Feder- oder Cartheuſernelke geworden wäre; ſo würde es Aufmerkſamkeit verdienen und in der gegenwärtigen Sache angezogen werden können. Ueberhaupt leugne ich, daß aus einer gefüllten Nelke eine einfache wird. So gerne ich dieſe Blumen warte: ſo iſt mir und andern Blumenlieb-

Liebhabern dergleichen noch nicht vorgekommen: und es würde eine große Behutſamkeit nöthig ſeyn, wenn man gewiß verſichert ſeyn wollte, daß keine Umtauſchung der Stelle und dergleichen Zufälle vorgegangen wären.

§. 26.

Die Erklährung die ſich der Herr Verfaſſer von dem Verſtande gemacht hat, trägt gleichfals das ihrige bey, daß es ihm zweifelhaftig wird, ob nicht die Seele nach dem Tode in eine niedrige Claſſe einfacher Dinge verfallen, ob ſie ewig, oder wechſelsweiſe ſchlafen wird, u. d. g. Er erklähret den Verſtand §. 26. S. 122. als das Vermögen, oder die Möglichkeit deutlicher Verſtellungen; und da nach dieſer Erklährung auch die unterſte Claſſe der Monaden keine Unmöglichkeit deutlicher Vorſtellungen beſitzet; ſo konnte es leicht zweifelhaft gemacht werden; ob nicht eine ſimple Monade bis zu der Claſſe der Geiſter ſteigen, und ein Geiſt bis zur Claſſe der Elemente der Körper herunter fallen werde. Allein dieſe Erklährung des Verſtandes iſt unrichtig. Die Möglichkeit deutlicher Vorſtellungen kann als eine, wiewohl unvollkommene, Erklährung eines möglichen Verſtandes gelten. Sie iſt aber unrichtig, wenn von einem wirklichen Verſtande die Rede iſt. Der Herr von Wolf erklähret den Verſtand §. [illegible] der Metaphyſik, als das Vermögen, ſich das Mögliche deutlich vorzuſtellen; und hierwider hat man nichts Erhebliches zu erinnern. Allein dieſer Begrif zeiget etwas ganz anders an, als die Erklährung des Herrn Meyers: Ohne Zweifel iſt der

Herr Profeſſor durch den 117. §. der wolfiſchen Metaphyſik verführet worden, wo das Vermögen nur als eine Möglichkeit etwas zu thun erklähret wird. Allein die Möglichkeit etwas zu thun iſt keine bloße Möglichkeit, wie ſie der Herr Profeſſor nimmt; weil etwas zu thun ſchon ein wirklich Ding voraus ſetzet. Zu geſchweigen, daß auch dieſer Begrif nicht vollſtändig genug iſt. Das Vermögen iſt zwar ſelbſt keine Kraft. Sie beſtehet aber in dem Daſeyn einer Kraft etwas zu thun. Daß auch der Herr von Wolf ſelbſt Vermögen und Möglichkeit gar nicht vor einerley hält, erhellet aus ſeiner Erklährung des Gedächtniſſes. Er erklähret daſſelbe als ein Vermögen, Gedanken zu erkennen, daß wir ſie ſchon vorher gehabt. Wenn man hier ſtatt Vermögens, Möglichkeit ſetzen wolte: ſo würde es eine üble Erklährung ſeyn. Folglich iſt Vermögen und Möglichkeit gar nicht einerley, ſondern ſehr weit von einander unterſchieden; und des Herrn Profeſſors Erklährung des Verſtandes kann demnach unmöglich als richtig angeſehen werden. Mithin fällt der darauf gebauete Unterſchied zwiſchen der abſoluten und hypothetiſchen Möglichkeit des Verſtandes, und was daraus geſchloſſen wird, von ſelbſt dahin, eben wie die auf eine unrichtige Erklährung der Unſterblichkeit gegründete abſolute und hypothetiſche Unmöglichkeit zu ſterben, durch eine richtige Erklährung unnütze gemacht wird. Meines Erachtens muß ein Philoſoph in nichts größere Vorſicht anwenden, als in den Erklährungen, die er macht, oder annimmt. Denn er wird ſonſt, ehe er es ſich verſiehet, von einem Strohme von Irrthümern hingeriſſen ſeyn. So viele Beyſpiele der größeſten

Weltweiſen, die durch unrichtige Erklährungen in Irrthümer gerathen ſind, haben mich wenigſtens ſo behutſam gemacht, daß ich eine jede Erklährung, ſo wohl die ich in andern Schriften finde, als die ich ſelbſt machen will, vor einen Feind anſehe, der mit verſtellter Freundlichkeit zu mir kömmt, und den ich alſo nicht unterſucht bey mir aufhalten laſſen darf, wenn ich nicht vielleicht in der Folge mit Schanden die Wirkung ſeiner Hinterliſt erfahren will: und aus dieſer Urſache geſchiehet es, daß ich außer der höchſten Noth nicht gerne Erklährungen mache, wenn ich nicht Zeit habe die Sache mit der größten Aufmerkſamkeit und in ihrem ganzen Zuſammenhange zu betrachten.

§. 27.

Endlich hat ein Satz der wolfiſchen Weltweisheit alle dieſe Zweifel und Ungewißheiten, die der Herr Profeſſor Meyer in ſeiner Schrift, von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode, zu gründen geſucht hat, vollends zu ihrer Reiſe gebracht. Es iſt dieſes der Satz, daß ſich die Vorſtellungs-Kraft der Seele nach dem Stande ihres Körpers in der Welt richtet: und gleichwie dieſes von den Wolfianern als eine allgemeine Wahrheit angeſehen, und als eine völlige Erklährung des Weſens der Seele, ja als ihre einzige Kraft betrachtet wird; ſo muß es einem fähigen Kopfe, der dieſen Satz in ſeiner Schärſe anwendet, allerdings ſehr ungewiß ſcheinen, ob die Seele nach dem Tode, da dieſer Stand des Körpers nicht mehr vorhanden iſt, eine Vorſtellungs-Kraft behalten werde, oder ob ſie nicht vielmehr in ewigen Schlaf ſinken, oder bis zu den dunklen Vorſtellungen der ſimplen Monaden herunter fallen wird. Ja! wenn man dieſen Satz vor wahr hält, und dennoch der Seele nach dem Tode die Vorſtellungs-Kraft gerne laſſen will; ſo kann man ſich ſchwehrlich entbrechen, mit dem Herrn Profeſſor Meyer zu behaupten, daß die Seele nach dem Tode einen andern Körper bekommen wird: und wir werden alſo vielleicht dem Zeitpunct ganz nahe ſeyn, in welchem die Lehre von der Seelen-Wanderung mit einigen Einſchränkungen wieder die Oberhand gewinnen wird.

§. 28.

Meines Erachtens würde es mit unſrer Seele eine ſchlechte Beſchaffenheit haben, wenn ihr Weſen darinnen beſtünde, und wenn ſie keine andre Kräfte hätte, als ſich die Welt nach dem Stande ihres Körpers in derſelben vorzuſtellen. Man leſe nur den 753. §. der wolfiſchen Metaphyſik, wo dieſe Vorſtellungs-Kraft der Seele gegründet und erwieſen werden will; ſo wird man finden, daß ſie aus eitel Empfindungen und ſinnlichen Vorſtellungen geſchloſſen und hergeleitet wird. Da nun dieſe Kraft §. 754 und 755 als das Weſen und die einzige Kraft der Seele angenommen wird; ſo würde die menſchliche Seele, wenn dieſes wahr wäre, blos ſinnliche Empfindungen und Vorſtellungen haben können; und ſie würde dasjenige, was wir die obern Kräfte nennen, nichts weniger als an ſich haben.

§ 29.

Es verſpricht zwar der Herr von Wolf, in den angeführten Stellen zu zeigen, wie von dieſer einzigen Kraft der Seele alle ihre Veränderungen herrühren: und §. 844 glaubt er zu erweiſen, wie die Vernunftſchlüße aus dieſer einzigen Kraft entſtehen. Allein mich deucht nicht, daß man damit zufrieden ſeyn kann. Er gründet ſich darauf, daß man zu einem Schluß weiter nichts brauche, als einen Satz, den die gegenwärtige Empfindung an die Hand giebt, und noch einen, den die Einbildungs-Kraft hervorbringt. Wenn wir eitel ſolche Schlüße machten, als §. 342 der Metaphyſik gezeiget werden, nämlich die von der Empfindung, daß es fünfe ſchlägt, entſpringen, und wenn unſre Seele in der That ſo wenig Thätigkeiten hätten, daß unſre, aus einer Empfindung herrührenden, Gedanken in einer Reihe fortgiengen, bis ſie durch eine neue Empfindung unterbrochen würden, die uns wieder auf andre Gedanken bringet, wie eben daſelbſt behauptet wird; ſo würde der Herr Baron Recht haben. Allein wir machen Schlüße, ohne daß uns unſre gegenwärtige Empfindung einen Satz davon an die Hand giebt, und ohne, daß ſie einen körperlichen Gegenſtand betreffen. Faſt alle Schlüße in den Wiſſenſchaften werden von keiner Empfindung veranlaſſet; und wir können mit unſern Gedanken von einer Materie zur andern abſpringen, und daſelbſt Schlüße machen, ohne daß unſre vorhergehenden Gedanken durch eine neue Empfindung ſind unterbrochen worden. Eben ſo falſch iſt es, daß die Einbildungs-Kraft bey den Schlüßen einen Satz hervorbringet. Es iſt dieſes von den allerwenigſten Schlüßen wahr, man müßte denn das Gedächtniß mit der Einbildungs-Kraft vermengen. Wenn man alſo gezeiget hat, daß einige

Schlüſſe, und vielleicht die allermeiſten, aus der vermeintlichen einzigen Kraft der Seele ſich die Welt nach dem Stande ihres Körpers in derſelben vorzuſtellen herleiten laſſen; ſo deucht mich nicht, daß man erwieſen hat, daß alle Schlüße und die obern Kräfte der Seele daraus herrühren. Denn der Herr von Wolf gründet ſich in dem weitern Fortgang §. 847 zu den obern Kräften der Seele mit Unrecht darauf, daß die Vernunft-Schlüße auf den Empfindungen und der Einbildung beruhen.

§. 50.

Es würde die Gränzen meiner gegenwärtigen Abhandlung und Vorhabens überſchreiten, wenn ich alle die Fehler zeigen wolte, die in der wolfiſchen Metaphyſik vorgegangen ſind, um die Vorſtellungs-Kraft der Seele zu ihrem Weſen zu machen. Ich muß nur noch bemerken, daß das Wort Welt, in dem 753ſten §., worinnen der Grund dieſer ganzen Meinung beruhet, nur einen Theil der körperlichen Dinge in der Welt bedeutet. Denn nachdem die Rührung der Sinne durch die Körper vorausgeſetzet worden iſt, ſo heißet es daſelbſt: "Dieſe "Körper aber ſind ein Theil von der Welt. Und alſo "ſtellet ſich die Seele einen Theil von der Welt vor, oder "ſo viel von der Welt, als es die Stellung ihres Körpers in der Welt leidet?" Dennoch wird in dem folgenden aus dieſem Satze die Welt in ihrer allgemeinen Bedeutung genommen, vermöge welcher alle Veränderungen in derſelben und alle moraliſchen Zuſtände der Dinge dazu gehören; und alle diejenigen, welche die Vorſtellungs-Kraft als das Weſen der Seele annehmen, müſſen die Wiſſenſchaften und alles was die Seele gedenket, unter dem Nahmen der Welt begreifen. Mich deucht, daß dieſes dem Grund und der Quelle dieſes Satzes gerade entgegen handeln heißt.

§. 31.

Der ganze Irrthum beruhet darauf, daß man das Wort Vorſtellung zuerſt in ſeiner richtigen und eigentlichen, in der Folge aber in einer weitläuftigen und uneigentlichen Bedeutung nimmt. Vorſtellungen der Seele, im eigentlichen und richtigen Verſtande ſind nichts anders als die Erkenntniß der äuſſerlichen Beſchaffenheit der Dinge und dererſelben Wirkungen: und ohne einen körperlichen Gegenſtand können keine Vorſtellungen ſtatt haben. So bald man ſich auch eine Vorſtellung machen will, ſetzet man ein körperlich Ding voraus. Dieſes läugnet der Herr Profeſſor Meyer ſelbſt nicht, da er von den Materialiſten redet. In dieſem richtigen und eigentlichen Verſtande iſt es wahr, daß ſich die Vorſtellungs-Kraft der Seele nach dem Stand ihres Körpers in der Welt richtet. Es iſt alſo dieſes in ſo weit ein ganz wahrer Satz. Allein dieſe Vorſtellungs-Kraft, die bloß ſinnlich iſt, gehöret zu den unterſten Kräften der Seele; und wer wolte ſo weit gehen, ſie als die einzige Kraft und gar als das Weſen der Seele anzunehmen? Wenn man aber das Wort Vorſtellungen in einem weitläuftigen und uneigentlichen Verſtande nimmt, daß darunter, wiewohl auf eine unrichtige Art zu reden, alle Gedanken und Begriffe der Seele angezeiget werden: ſo iſt es falſch, daß ſich die Vorſtellungs-Kraft der Seele nach dem

Stand ihres Körpers in der Welt richtet. Eben die Gedanken und Begriffe in den Wiſſenſchaften von moraliſchen Dingen, und ſo gar von dem Kenntniß meiner ſelbſt, und meiner innerlichen Beſchaffenheit, die ich in Teutſchland habe, kann ich in America auch haben, ohne daß ſie durch den geänderten Stand meines Körpers in der Welt einige Veränderung leiden dürfen, oder daß es im mindeſten darauf ankommt. In dem letztern Verſtande iſt alſo dieſer Satz offenbahr falſch: und kann demnach vor nichts weniger, als vor das Weſen der Seele angenommen werden, wenn nicht daraus Irrthümer und ſchädliche Folgen, die ſich durch die Schrift des Herrn Profeſſor Meyers deutlich zeigen, entſtehen ſollen.

§. 32.

Die Urſache, warum die neuere Weltweisheit geſucht hat, die, nach dem Stand ihres Körpers in der Welt ſich richtende, Vorſtellungs-Kraft der Seelen zu ihrem Weſen und einzigen Kraft zu machen, iſt gar nicht ſchwehr einzuſehen. Der Ungrund der vorherbeſtimmten Uebereinſtimmung würde ſo fort jedermann gar zu ſehr in die Augen gefallen ſeyn, wenn man nicht der Seele ein Weſen angedichtet hätte, das dieſem Lehr-Gebäude gemäß war. Wenn man die Kraft zu denken, oder ſonſt etwas als das Weſen und die einzige Kraft der Seele angenommen hätte; ſo ließ ſich unmöglich ein ſcheinbarer vernünftiger Grund ausfindig machen, wodurch die offenbahre Erfahrung, daß wir von den körperlichen Dingen Empfindungen haben, aus dieſem Lehr-Gebäude hergeleitet werden könnte. Gleichwie aber ſelbſt unter den Verehrern der neuern Weltweisheit die wenigſten zu einem ſo hohen Grad der Selbſtverläugnung ihrer Einſichten zu bringen geweſen ſind, ein Lehr-Gebäude, das ſo offenbahre Mängel hat, anzunehmen; ſo ſolten auch alle dieſe von rechtswegen einen richtigen Begrif von der Seele annehmen, als denjenigen, der nur zum Endzweck gehabt hat, ein von ihnen ſelbſt als falſch erkanntes Lehr-Gebäude zu gründen.

§. 33.

Wenn nun ſolchergeſtalt dem Satz, daß ſich die Vorſtellungs-Kraft der Seele nach dem Stand ihres Körpers in der Welt richtet, die Eigenſchaft des Weſens und der einzigen Kraft der Seele abgezogen und derſelbe in ſeine gerechten Granzen zurück gewieſen wird; ſo deucht mich nicht, daß die Zweifel und Ungewißheiten des Herrn Profeſſor Meyers weiter den geringſten Schein übrig behalten: und zugleich muß auch die Meinung mit wegfallen, daß unſre Seele nach dem Tode einen neuen Körper bekommen wird. Es führet zwar der Herr Profeſſor §. 48. noch beſondre Gründe an, die ihm ſo überzeugt vorkommen, daß er dieſen Satz vor wahr halt. Allein ich finde wider dieſe Gründe ſo viel zu erinnern, daß ich die Abſicht dieſer Blätter zu weit überſchreiten müßte, wenn ich alles beybringen wolte. Einiges aber kann ich nicht vorbey gehen, wenn ich auch den am Ende dieſes §. erwähnten Vorwurf wider mich erregen ſolte, daß ich in der Analyſe der Metaphyſik ganz ungeübt ſey. Der Herr Profeſſor ſetzet durch die Worte: "So oft ich eine Vorſtellung habe: ſo iſt damit eine Verän-

"derung in meinem Körper verbunden," und da er auf dem ſolgenden Blatt den Körper als den Geſichts-Punct anſiehet, aus welchem er ſich die Welt vorſtellt, unläugbar die vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung voraus. Zwey Zeilen aber darauf nimmt er auch den natürlichen Einfluß als richtig an, indem er die Wirkung der Seele in den Körper und des Körpers in die Seele ausdrücklich behauptet. Wie nun zwey entgegengeſetzte Lehr-Gebäude auf einem einzigen Blatt und in einem einzigen Beweiß neben einander beſtehen und daraus Schlüße gemacht werden können, iſt mir wenigſtens unbegreiflich. Eben ſo wenig kann ich einſehen, aus was vor Grund der Satz des Unterſchiedes hier angewendet werden ſoll. Eben des Satzes des Unterſchiedes wegen ſind zwey Körper ſchon durch ihre Beſchaffenheit genugſam von einander unterſchieden, weil zwey ähnliche Dinge nicht in der Welt ſeyn können. Es iſt alſo weder zu befürchten, noch die geringſte Urſache vorhanden, daß die Seele ſich zwey Körper in gleichem Grad vorſtellen werde. Verſtehet aber der Herr Profeſſor gleichen Grad der Stärke, nämlich, daß ſich die Seele zwey Körper nicht gleich ſtark vorſtellen könnte: ſo vermenget der Herr Profeſſor, das was in der Seele vorgehet, mit der Beſchaffenheit der Dinge außer derſelben. Der Satz des Unterſchiedes hat mit dem, was in uns ſelbſt vorgehet, nichts zu ſchaffen, weil ich ſonſt zwey Menſchen nicht gleich ſtark haſſen oder lieben, auch nur Sachen nicht in gleicher Deutlichkeit vorſtellen könnte, und wer wolte dieſes behaupten? Meines Wiſſens iſt es noch niemand eingefallen.

Dieſer Saß betriſt blos den Unterſchied der Dinge außer uns.

§. 34.

Gleichwie nun aus dem allen erhellet, daß alle Zweifel und Ungewißheiten, die der Herr Profeſſor Meyer von der Seelen Zuſtand nach dem Tode vorgetragen hat, lediglich aus den unrichtigen Erklährungen und Lehrſätzen, die er als richtig vorausgeſetzet hat, entſpringen; ſo leidet um ſo weniger Zweifel, daß ſo lange die Seele fortdauret, auch alle aus ihrem Weſen entſpringende Wirkungen und Eigenſchaften fortdauren müſſen (§. 13. 22.) Wenn man alſo die Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft überzeugend beweiſen will: ſo braucht man weiter nichts, als mit vollkommner Gewißheit darzuthun, daß die menſchliche Seele alſo beſchaffen iſt, daß ihre Natur nicht aufhören kann (§. 10. 11): und wenn dieſes geleiſtet wird: ſo iſt man von der Gewißheit der Unſterblichkeit der Seele an und vor ſich ſelbſt vollkommen verſichert.

§. 35.

Es iſt gewiß, daß durch dieſen Beweiß nicht zugleich erwieſen wird, daß die Seele durch die Allmacht Gottes nicht vernichtet werden kann. Allein in der Frage, ob die Seele unſterblich iſt, kommt es auch gar nicht auf die Frage an, ob ſie von Gott vernichtet werden kann. Diejenigen, welche glauben, daß es auf die letztere Frage ankomme, und die gar das Haupt-Werk des Beweiſes der Unſterblichkeit der Seele darinnen ſetzen, vermengen den Begrif von der Sterblichkeit mit dem Begrif von der Vernichtung eines Dinges, und die Unſterblichkeit der Seele mit ihrer ewigen Dauer. Der Tod eines Dinges iſt etwas ganz anders, als ſeine Vernichtung. Das erſte kann ohne das letztere geſchehen. Der menſchliche Körper ſtirbt, ohne daß er vernichtet wird; und wenn dasjenige möglich wäre, was der Herr Profeſſor behauptet, nämlich, daß aus einer Seele eine Monade der erſten Claſſe werden könnte; ſo würde das ein wahrhaftiger Tod der Seele ſeyn, ob ſie gleich nicht vernichtet würde; weil alsdenn ihre Natur aufhörete, die hauptſächlich in der Kraft zu Denken beſtehet. Wenn nun die Begriffe von der Sterblichkeit der Seele und ihrer Vernichtung nicht mit einander vermenget werden: ſo iſt die Unſterblichkeit der Seele etwas ganz anders, als ihre ewige Dauer; und die Seele könnte an und vor ſich ſelbſt unſterblich ſeyn, wenn ſie gleich nicht bis in alle Ewigkeiten dauerte, ſondern dereinſt von Gott vernichtet würde.

§. 36.

Vielleicht wird man hierwider einwenden, da Gott ſolchergeſtalt die Seele, ohnerachtet ihrer Unſterblichkeit, vernichten könne; ſo würde ein Beweiß der Unſterblichkeit der Seelen, der nicht zugleich ihre ewige Dauer erweiſe, nicht viel zu bedeuten haben: und es würde dem ohngeachtet ungewiß bleiben, ob nicht Gott die Seele dereinſt vernichten werde. Folglich müſſe zugleich die ewige Dauer der Seelen bewieſen werden: und es würde dennoch auf den Unterſchied zwiſchen Sterben und Vernichtung, zwiſchen Unſterblichkeit und ewigen Dauer nicht viel ankommen. Ich antworte, daß auf dieſen Unterſchied der Begriffe, die ohnedem ihrer Natur nach unterſchieden ſeyn müſſen, allerdings gar viel ankommt. Es iſt falſch, daß die ewige Dauer der Seele an und vor ſich ſelbſt ungewiß iſt. Die Vernichtung der Seele durch die Hand Gottes iſt eine mögliche beſondere Begebenheit. In der Möglichkeit aber iſt weder Gewißheit noch Ungewißheit. Wenn die ewige Dauer der Seelen ungewiß ſeyn ſoll: ſo muß ihre künftige Vernichtung, aus ihrer Beſchaffenheit und dem Zuſammenhang der Dinge ſo wohl geſchloſſen, als nicht geſchloſſen werden können. So lange alſo dieſes nicht gezeiget wird; ſo iſt die ewige Dauer der Seelen nicht ungewiß. Der Beweiß der Unſterblichkeit der Seelen aus den oben gezeigten richtigen Begriffen iſt alſo zu unſrer vollkommenen Ueberzeugung zulänglich: und hieraus ſiehet man, daß es auf den richtigen Unterſchied der bemerkten Begriffe gar viel ankommt. Ohne dieſen richtigen Unterſchied wird die ewige Dauer der Seelen mit in den Beweiß ihrer Unſterblichkeit eingeflochten, und alſo ſo lange ungewiß gemacht, bis dieſer Beweiß bewerkſtelliget iſt, da es doch bey einem richtigen Unterſchiede der Begriffe gar nicht nöthig iſt.

§. 37.

Damit dasjenige, was wir hier ſagen, deſto überzeugender werde: ſo müſſen wir uns an dem, was in Abſicht auf künftige Begebenheiten gewiß und ungewiß iſt, richtige Begriffe zu erwerben ſuchen. Eine künftige Begebenheit iſt gewiß, wenn aus Beſchaffenheit der

Sache, ſo lange ſie in dieſen Umſtänden bleibt, geſchloſſen werden muß, daß ſie nothwendig erfolgen wird. Ungewiß aber iſt eine Begebenheit, wenn aus Beſchaffenheit der Sache und ihren Umſtänden geſchloſſen werden muß, daß ſo wohl dieſe Begebenheit, als das Gegentheil erfolgen kann. Dieſe Begriffe verbindet jedermann mit der Gewißheit und Ungewißheit der künftigen Begebenheiten. Alſo iſt es gewiß, daß der Zeiger der Uhr, wenn ſie in den gegenwärtigen Umſtänden bleibt, morgen um eben dieſe Zeit auf die Ziffer Zehen zeigen wird, weil man aus der Beſchaffenheit der Uhr ſchließen muß, daß dieſes nothwendig erfolgen wird. Ungewiß aber iſt es, ob Cielia morgen ſpazieren fahren wird, weil man aus ihrer Beſchaffenheit und den Umſtänden ſchließen muß, daß ſie ſo wohl ſpazieren fahren, als zu Hauſe bleiben kann. Man muß alſo zeigen, daß dieſe meine Begriffe von der Gewißheit und Ungewißheit der künftigen Begebenheiten unrichtig ſind, oder die ewige Dauer der Seele kann an und vor ſich ſelbſt keine Ungewißheit haben, ſo lange man nicht aus der Beſchaffenheit der Seele und dem Zuſammenhang der Dinge zeiget, daß geſchloſſen werden muß, es könne ſo wohl die Vernichtung als die ewige Dauer der Seelen erfolgen.

§. 38.

Der Herr Profeſſor Meyer kann dieſen Begrif von der Ungewißheit künftiger Begebenheiten in ſeiner Schrift nicht angewendet haben. Er ſchließet folgendergeſtalt: das Gegentheil von der Wirklichkeit der Seele iſt möglich; alſo iſt es ungewiß, ob ſie vernichtet werden wird, oder nicht. Folglich ſetzet der Herr Profeſſor die Ungewißheit einer künftigen Begebenheit darauf, wenn das Gegentheil deſſelben möglich iſt. Dieſer Begrif von der Ungewißheit iſt höchſt irrig; und da er ſo gern mit der Möglichkeit zu thun hat, und allenthalben in ſeiner ganzen Schrift von der Möglichkeit des Gegentheils einer Sache auf ihre Ungewißheit ſchließet: ſo halte ich mich verbunden, die Sache ausführlicher zu erörtern.

§. 39.

Wenn es erlaubt iſt, den Ausſpruch des Freyherrn von Wolf zu überſchreiten und in philoſophiſchen Unterſuchungen figürlich zu reden; ſo kann man ſagen, daß in dem ganzen Umfange der Wahrheit zweyerley Reiche ſind; das Reich der Möglichkeiten, und das Reich der Wirklichkeiten. Dieſe beyden Reiche müſſen wohl von einander unterſchieden und niemals vermenget werden. Die Wahrheiten aus dem Reiche der Möglichkeiten leiſten uns ihren guten Nutzen, allgemeine Begriffe und Urtheile zu erlangen. Allein der Gegenſtand dieſer allgemeinen Begriffe und Urtheile hat keine Wirklichkeit, ſondern muß allemal in den Gränzen des Reichs der Möglichkeit bleiben. Wenn man unterſucht, ob ein Ding, eine Handlung, oder Begebenheit möglich iſt; ſo redet man noch nicht von dem Dinge oder Begebenheit, das vielleicht unter eben dieſer Beſchaffenheit in der Welt exiſtiret; ſondern es iſt ein bloß mögliches Ding, von dem man handelt. Wenn nun die Möglichkeit eines Dinges, oder Begebenheit, feſtgeſetzet iſt;

und man ſchreitet zu den Begriffen und Urtheilen von einem wirklich exiſtirenden Dinge, das iſt, wenn man in das Reich der Wirklichkeit übergehet; ſo muß man das Reich der Möglichkeit verlaſſen, und in das Reich der Wirklichkeit nicht weiter einmengen. Die Urſache iſt leicht einzuſehen. Wenn man einen allgemeinen Begriff und Urtheil als ein beſonderes gebraucht: ſo kann daraus keine Wahrheit entſtehen; und wenn man eine Beſchaffenheit und Folge, die an einem bloß möglichen Dinge keinen Widerſpruch in ſich hatte, einem wirklichen Dinge beylegt: ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß man in den Fehler verfällt, den man in der Vernunftkunſt von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit ſchlieſſen nennet.

§. 40.

Indem der Herr Profeſſor Meyer den Satz anwendet: das Gegentheil der Wirklichkeit der Seele iſt möglich; ſo kann er nur von einer bloß möglichen Seele reden: und meines Bedünkens ſoll es ſo viel heißen: Es iſt möglich, daß die menſchlichen Seelen, in ſo fern ſie bloß mögliche Weſen ſind, nicht exiſtiren. Wenn der Herr Profeſſor in dieſem Satze von der wirklichen Seele reden wolte: ſo würde er einen Satz anwenden, den man nicht ohne Beweiß zugeben könnte, und der ſo gar eine petitionem principii in ſich enthielte. Denn dieſer Satz würde alsdenn im Grunde nichts anders ſagen: als, die menſchliche Seele kann aufhören zu ſeyn; und er würde fehlerhaft daraus ſchließen: derowegen kann ſie aufhören zu ſeyn. Wenn nun der Herr Profeſſor von einer bloß möglichen Seele redet: ſo deucht mich, kann man leicht einſehen, daß er die Wahrheiten aus dem Reiche der Möglichkeit, mit den Wahrheiten aus dem Reiche der Wirklichkeit vermenget: und in der That den Fehler begehet, daß er von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit ſchließet. Denn im Grunde würde er nichts anders ſagen, als: Es iſt möglich, daß die menſchliche Seele, in ſo ferne ſie als ein bloß möglich Weſen betrachtet wird, nicht exiſtire, derohalben kann die wirkliche menſchliche Seele einmal zu ſeyn aufhören.

§. 41.

Hieraus ergiebt ſich auch, daß die Möglichkeit des Gegentheils einer Sache keine Ungewißheit in ſich enthält. Es iſt dieſes abermals der Fehler, daß man von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit ſchließet. Man ſchließet nämlich folgendergeſtalt: Das Gegentheil dieſer Sache oder Begebenheit, in ſo fern ſie als bloß möglich betrachtet wird, iſt möglich. Alſo kann in dieſer wirklichen Begebenheit das Gegentheil erfolgen.

§. 42.

Nach dem Begriffe den ſich ſolchergeſtalt der Herr Profeſſor von der Ungewißheit gemacht hat, und nach welchem alles ungewiß iſt, deſſen Gegentheil möglich iſt, nämlich alles Zufällige, kann er keinen andern Begriff von der Gewißheit haben, als daß allein das Nothwendige, oder deſſen Gegentheil unmöglich iſt, gewiß iſt. Es warnet aber der Herr von Wolf ſelbſt vor dem Fehler, daß man die Gewißheit und Nothwendigkeit nicht vor einerley halten ſoll; und er hat den Unterſchied §. 564. 565. 566. 567. 568. der Metaphyſik ſehr wohl ausgeführet.

§. 43.

Um aber dem Herrn Profeſſor deutlich zu zeigen, daß die Möglichkeit des Gegentheils einer Begebenheit dieſelbe nicht ungewiß mache: ſo können wir nur das vorhin gegebene Exempel von einer Uhr vor uns nehmen. Es iſt möglich, daß der Zeiger morgen um dieſe Zeit nicht auf Zehen weiſet. Denn ob es zwar durch eine Veränderung geſchehen müßte, die demjenigen, was wir in Anſehung des Weltgebäudes ein Wunderwerk nennen, ähnlich wäre; ſo iſt es doch möglich, weil auch die Wunderwerke möglich ſeyn müſſen. Dem ohngeachtet aber iſt es vollkommen gewiß, daß der Zeiger morgen um dieſe Zeit auf Zehen weiſen wird. Es iſt aber nicht abſolut nothwendig, daß es geſchehen muß. Es erhellet alſo aus dieſem Exempel zugleich der Unterſchied unter Gewißheit und Nothwendigkeit; und daß meine gegebene Begriffe von der Gewißheit und Ungewißheit einer künftigen Begebenheit (§. 37.) ihre Richtigkeit haben.

§. 44.

Aus dem allen deucht mich, leget ſich deutlich genug zu Tage, daß die ewige Dauer der Seelen an ſich betrachtet, deshalb nicht ungewiß iſt, weil das Gegentheil an und vor ſich ſelbſt möglich iſt. Wenn aber die ewige Dauer nicht ungewiß iſt: ſo bedarf ſie auch keinen Beweiß der Gewißheit; ſo lange man ſich nicht zu zeigen unternimmt, es müſſe aus der Beſchaffenheit der Seele und dem Zuſammenhange der Dinge geſchloſſen werden, daß ſowohl ihre Vernichtung als ewige Dauer erfolgen könne; und ſo lange dieſes nicht geſchiehet: ſo iſt die oben gezeigte Art des Beweiſes mehr als hinlänglich, die Gewißheit der Unſterblichkeit der Seele aus der Vernunft darzuthun.

§. 45.

Wie aber, wenn jemand unternähme, die ewige Dauer der Seelen auf dieſe Art ungewiß zu machen? Würde man nicht dadurch genöthiget werden, dieſe ewige Dauer zu beweiſen? Man kann gewiß verſichert ſeyn, daß ſo leicht niemand fähig iſt, nur einige wahrſcheinliche Gründe zum Behuf dieſer Ungewißheit ausfindig zu machen. Der Herr Profeſſor Meyer, der dieſe Sache gewiß tief eingeſehen hat, geſtehet ſelbſt, daß ihm kein einziger wahrſcheinlicher Grund bekannt ſey, daß Gott die Seele vernichten werde. Würde aber jemand einige wahrſcheinliche Gründe aufbringen; ſo hätte man weiter nichts zu thun, als dieſe vermeintliche Gründe, welche die Ungewißheit der ewigen Dauer behaupten wollen, zu widerlegen und ihre Falſchheit zu zeigen. Wenn dieſes geſchehen iſt: ſo iſt die ewige Dauer der Seelen abermals von aller Ungewißheit befreyet. Es geſchieht alſo nur zum Ueberfluß, und zu deſto beſſerer Ueberzeugung der Schwachen, die das, worauf es in dem Beweiß der Sache ankommt, nicht genugſam einſehen können, wenn man in dem Beweiß der Unſterblichkeit der Seelen zugleich ihre ewige Dauer erweiſet. Es fragt ſich demnach,

nach, worauf es in dieſem letztern Beweiß ankommt, wenn er nach der Vernunft überzeugend ſeyn ſoll.

§. 46.

Es iſt dieſes leicht einzuſehen. Die Beſchaffenheit der Sache giebt uns ſo fort an die Hand, daß dieſer Beweiß vollkommen bewerkſtelliget wird, wenn man zeiget: 1) daß die Seele alſo beſchaffen iſt, daß ihre Natur ewig dauren kann, und 2) daß es der Endzweck Gottes iſt, daß die Seele ewig dauren ſoll. Da nun der Beweiß von der Unſterblichkeit der Seelen oben ausgeführtermaßen bereits in ſich hält, daß die Seele alſo beſchaffen iſt, daß ihre Natur ewig fortdauern kann; ſo bleibt nichts zu beweiſen übrig, als daß es der Endzweck Gottes iſt, daß die Seele ewig dauern ſoll. Einen Endzweck beurtheilet man 1) aus den Mitteln die jemand anwendet; 2) aus der Beſchaffenheit desjenigen der einen Endzweck hat; und 3) aus der allgemeinen Abſicht die jemand veroffenbahret hat. Folglich wird der gegenwärtige Beweiß bewerkſtelliget, wenn man erweiſet, daß Gott ſolche Mittel angewendet hat, welche den Endzweck der ewigen Dauer erreichen können, nämlich, daß er der Seele eine ſolche Beſchaffenheit gegeben habe, daß ſie ewig dauren kann. So dann, wenn man darthut, daß es der Beſchaffenheit Gottes, nämlich ſeiner Gütigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit gemäß iſt, daß die Seele ewig daure. Endlich aber, wenn man zeiget, daß dieſes auch ſeiner allgemeinen Abſicht, die er bey Erſchaffung der Welt veroffenbahret hat, gleichförmig iſt: und wenn dieſes geleiſtet iſt: ſo ſehe ich nicht, was man zu einer vollkommenen Ueberzeugung mit Grund annoch fordern könnte.

§. 47.

Der Herr Profeſſor Meyer, der den Beweiß der ewigen Dauer der Seelen zum Hauptwerk des ganzen Beweiſes ihrer Unſterblichkeit macht, ſucht uns auch dieſen Beweiß ohne Noth ſchwehr zu machen. Er nimmt §. 34 und 35. ſeiner Schrift an, es ſey ein Rathſchluß Gottes über eine zukünftige zufällige und einzelne Begebenheit, ob die Seele ewig leben ſoll, oder nicht. Er fordert demnach, man müſſe beweiſen, daß Gott einen Rathſchluß habe, daß die Seele ewig leben ſoll; und gleichwie er ſelbſt erklähret, daß dieſes unmöglich ſey: ſo kann nach ſeinen Begriffen von der Unſterblichkeit der Seelen dieſelbe gar nicht aus der Vernunft demonſtriret werden. Allein da wir zeither dasjenige noch immer gefunden haben, worauf es in den Zweifeln und Ungewißheiten des Herrn Profeſſors angekommen iſt: ſo wird es auch hier nicht ſchwehr ſeyn, den Fehler, worauf dieſe vermeintliche unüberwindliche Ungewißheit gebauet iſt, zu entdecken.

§. 48.

Es wird unerwieſen angenommen, daß das ewige Leben der Seele eine künftige zufällige und einzelne Begebenheit ſey: und gleichwie in dieſem Satz die ganze Ungewißheit ſtecket; ſo wird durch eine offenbahre Petitionem principii dasjenige vorausgeſetzt, was zu erweiſen war. Denn wenn das ewige Leben der Seelen als eine blos zufällige und einzelne Begebenheit angenommen wird; ſo ſchließt dieſes ſchon in ſich, daß ſie ungewiß iſt und den Beweiß von einem beſondern Rathſchluß Gottes bedarf. Man kann alſo dieſes mit Grunde läugnen und den Beweiß fordern. Ja! man kann vielmehr beweiſen, daß dieſer Satz nichts weniger als wahr iſt. Die Vernichtung der Seelen iſt eine künftige zufällige einzelne Begebenheit, weil ſie weder aus dem jetzigen Zuſtande folgt, noch eine fortdauernde Beſchaffenheit derſelben iſt, und die folglich einen beſondern Rathſchluß Gottes erfordert. Allein von der ewigen Dauer der Seelen kann man dieſes auf keinerley Art ſagen, wenn man ſich richtige Begriffe von der Sache macht.

§. 49.

Zufällig iſt dasjenige, deſſen Gegentheil möglich iſt; und es iſt gewiß, daß die Wirklichkeit der Seelen, oder ihr ganzes Leben überhaupt betrachtet etwas Zufälliges iſt. Allein dieſes kann der Herr Profeſſor nicht verſtehen, weil ſich daraus auf die Ungewißheit des ewigen Lebens, wenn man nicht Zufälligkeit und Ungewißheit, Nothwendigkeit und Gewißheit mit einander vermenget, (§. 42.) kein Schluß machen läßt. Wenn aber der Herr Profeſſor die ewige Dauer der Seelen, oder ihr Leben nach dem zeitlichen Tode, verſtehet: ſo iſt es falſch, daß dieſes an ſich betrachtet, etwas Zufälliges iſt. Es iſt dieſes eben das Leben und die Wirklichkeit der Seelen, die ſie hier gehabt hat, und dauert mit dem gegenwärtigen Leben in einerley Folge. Eben ſo wenig kann man das künftige Leben der Seelen, eine künftige einzelne

Begebenheit nennen. Man kann keinen andern Begrif n einer einzelnen Begebenheit haben, als daß ſie vor ich abgeſondert iſt, und mit der vorhergehenden weder erley Art noch Folge hat. Allein wie übel ſich dieſes mit dem Leben der Seelen nach dem Tode reimet, braucht man nicht zu zeigen. Man kann hier den Begrif von er einzeln Begebenheit gar nicht anwenden, wenn man falſch vorausſetzet, daß die Seele in dem Tode untergeht, und das künftige Leben ein von dem jetzigen Le- n unterſchiedenes abgeſondertes und unterbrochenes Leben iſt.

§. 50.

Der vortrefliche Herr Conſiſtorial-Rath Simonetti hat auch aus andern Gründen ſehr wohl gezeigt, daß das ewige Leben keine künftige zufällige Begebenheit iſt. Der Herr Profeſſor Meyer ſetzet ihm §. 44. ſeiner Vertheidigung entgegen: Man müſſe entweder die Zufälligkeit des ewigen Lebens über den Haufen werfen, oder den Grundſatz leugnen, daß alles Zufällige innerlich veränderlich ſey. Meines Erachtens hat ſich der Herr Profeſſor dadurch nicht hinlänglich vertheidiget. Man kann die Zufälligkeit des ewigen Lebens allerdings läugnen, wenn dadurch nicht die ganze Wirklichkeit der Seelen, ſondern das ewige Leben nach dem Tode beſonders verſtanden wird. Was aber den Grundſatz, daß das Zufällige innerlich veränderlich ſey, hier entſcheiden ſoll, kann ich gar nicht einſehen. Die innerliche Veränderlichkeit des Zufälligen hebt die Exiſtenz dieſes Zufälligen nicht auf, wenn von einem wirklichen Weſen die Rede iſt.

§. 51.

Es wäre noch gar viel wider die Schrift des Herrn Profeſſors zu erinnern. Es iſt aber mein Vorhaben nicht geweſen, ſeine Schrift zu widerlegen. Ich habe nur unterſuchen wollen, worauf es in dem Beweiſe der Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft ankommt; und ich habe dieſes nicht leiſten können, ohne die vornehmſten Erklährungen und Sätze und die daraus entſprungenen Ungewißheiten des Herrn Profeſſors zu prüfen. Habe ich in dieſer Prüfung die Wahrheit gefunden; ſo werde ich zu ſeiner Zeit nach dem hier gezeigten Grund-Riß den Beweiß der Unſterblichkeit der Seelen mit vollkommener Richtigkeit bauen können.

Seit dem dieſe Abhandlung in den Ergötzungen der vernünftigen Seele zum erſtenmal gedruckt worden, ſo hat ſich der Herr Profeſſor Meyer öffentlich erklähret, daß er ſeine Zweifel und Ungewißheiten wiederrufe und ſich von der Unſterblichkeit der Seelen nach der Vernunft vollkommen überzeugt bekenne. Dieſes Bekenntniß iſt ſo edel und einem wahren und würdigen Gelehrten ſo anſtändig, daß ich es hier nicht mit Stillſchweigen übergehen kann. Es ſind allemal nur kleine Geiſter unter den Gelehrten, die auf Sätzen und Meinungen, deren Unrichtigkeit ihnen deutlich gezeiget wird, beharren, bloß weil ſie dieſelben einmal behauptet haben.

IX.

Urſachen,

warum man zweifeln müſſe, daß die dunkeln Flecken im Monde Waſſer ſind.

Es iſt wohl unſtreitig der Beſchaffenheit eines denkenden Weſens nichts ſo ſehr gemäß, als daß er ſich ſelbſt und die Dinge, die um ihn ſind, kennen lernet: und was kann ihm alsdann anſtändiger ſeyn, als daß er die edle Neubegierde hat, das unermäßliche Gebäude, in welches ihn der große Urheber aller Dinge geſetzet hat, ein wenig zu unterſuchen. In der That glaube ich nicht, daß es Menſchen von ſo ſtumpfen Sinnen giebt, die nicht zuweilen über die unzählbare Menge ſo vieler glänzenden Himmelskörper, die uns allenthalben umgeben, ihre Betrachtungen angeſtellet haben ſolten.

Es iſt wahr, dieſe Betrachtungen mögen gemeiniglich ſehr ſchlecht ausfallen; und man kann auch keinesweges verlangen, daß alle Menſchen große Sternkündiger ſeyn ſollen. Allein, ſo viel ſolte doch ein jeder vernünftiger Menſch wiſſen, daß er ſich von der Größe, Schönheit und Ordnung dieſes unermäßlichen Weltgebäudes einen zureichenden Begrif machen, lächerliche und ungereimte Vorſtellungen aber davon einſehen, und vermeiden könne.

Es iſt natürlich, daß die gröſten Himmelskörper unſre Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich ziehen. Dieſes ſind, in Anſehung unſers Geſichtspuncts, Sonne und und Mond: und die Bewunderung der Menſchen iſt zu allen Zeiten ſo ſehr auf dieſelben gerichtet geweſen, daß ſich auch die Einfalt und die Unwiſſenheit dieſelben als Gottheiten vorgeſtellet hat. Wenn jemals die Einfalt Verzeihung verdienet: ſo muß man ihr, meines Erachtens, ſolche in dieſem Falle angedeihen laſſen. Die Wirkungen dieſer Geſchöpfe, welche ſo viel Wohlthaten vor das menſchliche Geſchlecht waren, fielen dieſen armen Unwiſſenden ſo überzeugend in die Sinne, daß ſie undankbar gehandelt hätten, wenn ihre Erkenntlichkeit, bey dem Mangel der Erkenntniß von einer wahren Gottheit, nicht auf dieſe wohlthätigen Gegenſtände gefallen wäre.

Uns, die wir den groſſen Urheber dieſer herrlichen Geſchöpfe erkennen, müſſen dieſelben demnach ſehr betrachtenswürdig vorkommen. Je näher uns dieſelben ſind, deſto eher müſſen wir im Stande ſeyn, von ihrem Weſen einige Erkenntniß erlangen zu können; und dieſe Erkenntniß muß uns gar ſehr dienen, um auch die andern himmliſchen Körper darnach zu beurtheilen.

Der Mond leiſtet uns zu dieſem Betracht gar wichtige Dienſte. Wir erkennen, daß er nur ein entlehntes Licht hat, daß er an ſich ſelbſt ein irrdiſcher dunkler Körper iſt, und daß ſeine Oberfläche eben ſolche Ungleichheiten und verſchiedene Beſchaffenheiten hat als unſre Erde; und wir können daraus ganz ſicher ſchlieſſen, daß er auch in ſeinen übrigen Umſtänden mit unſerm Weltkörper eine groſſe Aehnlichkeit haben wird. Man iſt auch von die-

ſer

r Aehnlichkeit heut zu Tage ſo ſehr über[illegible], daß es r das Zeichen einer ſehr großen Unwiſſenheit und Ein- alt angeſehen ward, wenn jemand den Mond vor etwas nders als einen Erdkörper, wie den unſrigen hielt.

Die Gelehrten ſind durch Hülfe der Sehröhre gar ſo weit gegangen, daß ſie uns von dem Monde und denen darinnen befindlichen Meeren, Seen, Bergen und Ländern, ganze Charten und Abriſſe vorgeleget haben. Allein, wie wäre es: wenn ſie ſich in einem Haupt-Umſtande gar ſehr geirret hätten, wenn ſie nämlich dasjenige vor Waſſer angeſehen hatten, was in der That Land iſt, und hingegen dasjenige als Land bemerket hätten, was doch in der That Meere und Seen ſind. Ich habe verſchiedene wichtige Urſachen, die mir dieſen Gedanken in den Kopf geſetzet haben: und da dieſe unſre Aufmerkſamkeit allerdings verdienen: ſo iſt es, deucht mich, ſchon der Mühe werth, daß ich meine Gedanken [illegible]. Es kann gar wohl ſeyn, daß ich irre. Allein, ich werde mich auch mit Vergnügen eines beſſern belehren laſſen.

Der Mond zeiget ein ungleiches Licht, oder er hat viele Flecken in ſich, welche das Licht viel dunkler und ſchwächer zurückwerfen, als die übrigen Theile des Mondes [illegible]. Dieſe Flecken kann man mit bloßen Augen ſehen: und die Einbildungskraft des Pöbels hat daraus bald einen Mann mit einem Bündel Dornen, bald ein Frauenzimmer Angeſicht, bald etwas anders gemacht.

Die Herren Sternſeher, welche mit ihren langen Sehröhren den Mond viel genauer betrachten können, ſind, ſo viel ich weis, insgeſammt der Meinung, daß dieſe Flecken Meere und Seen ſind; und gleichwie ſie dieſe Entdeckung in dem Monde als ihr Eigenthum angeſehen haben: ſo haben ſie dieſen Meeren und Seen eben ſo wohl als dem feſten Lande, gewiſſe Nahmen beygeleget Man hat daſelbſt das Sturm-Meer, das Wolken-Meer, das Dunſt-Meer, das Nectar-Meer, das kalte Meer, das heitere Meer, und wie ſie ſonſt alle heiſſen: nicht weniger findet man daſelbſt die Thau-See, die Regen-See, die Todten-See, die Traum-See, und noch eine Menge kleinere, die von der künftigen gütigen Vorſorge der Sternſeher ihre Nahmen erwarten.

Allein, mich deucht immer, es wird den Herren Sternkundigen wie dem Philippus Melanchthon gegangen ſeyn, der einem Kinde die Nativität ſtellte, und ihm eitel männliche Verrichtungen und Würden prophezeyhete, ſich aber dabey in einem kleinen Neben-Umſtande irrete, daß er nämlich dasjenige vor einen Sohn anſahe, was doch in der That ein Mägdchen war. Eben ſo können die Herren Sternſeher zu ihren erfundenen Nahmen ganz guten Grund gehabt haben: ſie haben ſich aber vielleicht in dem kleinen Neben-Umſtande geirret, daß dasjenige Land iſt, was ſie für Meere und Seen angegeben haben.

Ich will zuerſt diejenigen Gründe vortragen, warum man zeither geglaubet hat, daß dieſe dunklen Flecken, die ein etwas ſchwächeres Licht zurück werfen, Waſſer ſind: ich werde zeigen, daß dieſe Gründe die Sache keinesweges außer Zweifel ſetzen, und endlich werde ich meine Zweifel vorbringen, warum man dieſe Flecken viel eher vor Land, als vor Waſſer halten müſſe.

Der hauptſächlichſte Grund, warum man glaubt, daß die dunkeln Flecken Waſſer ſind, kommt darauf an, daß man in den Gedanken ſtehet, daß das Waſſer, als ein flüchtiges Weſen, welches mit der Luft einige Gleichheit hat, einen guten Theil der Sonnenſtrahlen durchfallen läßt, die auf ſeine Fläche angeprallet ſind; folglich müſſe es weit weniger Strahlen zurück ſchicken als das Land, welches wegen ſeiner Feſtigkeit alle darauf gefallene Strahlen zurück werfe; das Land in dem Monde müſſe uns demnach weit heller vorkommen, als das Waſſer. Ueber dieſes ſey die glatte Fläche des Waſſers zwar geſchickt, das Bild der Sonne in ſich zu entwerfen und vorzuſtellen: eben deshalb aber ſey es nicht ſo geſchickt, die Strahlen der Sonnen zurück zuwerfen, als ein feſter Körper mit einer etwas rauhern Fläche, in welchem dieſe Strahlen nicht in die Enge gebracht würden.

Man will auch in den hellen Theilen des Mondkörpers hohe Gebirge wahrgenommen haben, die wegen ihrer außerordentlichen Höhe einen deutlich wahrzunehmenden Schatten werfen, und wenn dieſes wahr wäre; ſo könnte man ſich freylich nicht irren, daß die hellen Theile Land, die dunkeln aber Waſſer wären. Allein, alle dieſe Gründe ſcheinen mir nicht ſo gewiß und unſtreitig zu ſeyn, daß ſie nicht einigen Zweifel finden ſolten, die ich jetzo vortragen will. Wir wollen dieſe Gründe ein wenig näher betrachten.

Ich läugne gar nicht, daß die Luft und das Waſſer in vielen Dingen eine große Aehnlichkeit mit einander haben ſolten. Allein, ſie ſind doch in den Graden gewaltig von einander unterſchieden. Das Waſſer iſt 800 mal ſchwerer als die Luft; und man weiß, daß öfters die Wirkung eines dritten Körpers auf zwey Dinge, die nur den Graden nach von einander unterſchieden ſind, bey dem einen ganz entgegengeſetzt auszufallen pflegt, als bey dem andern.

Die Erfahrung zeiget uns auch ganz deutlich, daß die Wirkung der Sonnenſtrahlen auf die Luft ſelbſt, nach der Maaße, wie ſie in Graden von einander unterſchieden iſt, gar ſehr verſchieden auszufallen pflegt. Eine dicke Luft läßt ſchon ſehr wenig Sonnenſtrahlen durchfallen. Die Wolken, die doch bey weitem ſo ſchwehr nicht ſind, als das Waſſer, wenn ſie zwiſchen uns und der Sonne ſtehen, laſſen merklicher Weiſe gar keine Sonnenſtrahlen durchgehen; und das Licht ſo uns übrig bleibt, kommt von andern Gegenden am Himmel, die nicht mit Wolken bedeckt ſind.

Man kann dieſes aus dem Nebel erkennen, der, ob er zwar nicht mehr mit Dünſten angefüllet iſt, als die Wolken, dennoch, weil er uns allenthalben umgiebt, faſt eine Egyptiſche Finſterniß verurſachet. Solte es alſo nicht viel wahrſcheinlicher ſeyn, wenn man nach Maaßgebung dieſer Grade bis zum Waſſer fortſchließt, daß daſſelbe gar keine Sonnenſtrahlen durchfallen laſſe.

Der Grund, daß das Waſſer geſchickter ſey, die Sonne wie in einem Spiegel abzubilden, als die Strahlen zurück zu werfen, iſt meines Erachtens mehr vor mich, als vor diejenigen, welche behaupten, daß das Waſſer die Sonnenſtrahlen zum Theil durchfallen läßt. Es iſt genugſam bekannt, daß die Spiegel eben deshalb die Gegenſtände abbilden,

bilden, weil ſie keine Lichtſtrahlen [illegible] laſſen. Wir ſehen auch vor einem Schrank, welcher [illegible] zur Nachtzeit mit einem Lichte davon [illegible] eine zweite [illegible]. Einmal ſehen wir, daß das Licht [illegible]nen ab[illegible] wird, und [illegible] werden wir von der gegenſeitigen [illegible] auch deutlich gewahr, daß die Strahlen des Lichtes [illegible] dem Spiegel [illegible] an die Wand zurück geworfen werden, und daſelbſt einen gewiſſen Ort heller, als die andern [illegible] genden der Wand, machen. Eine Wirkung hebt alſo die andre keinesweges auf, und die Waſſer in dem Monde können alſo dem ohngeachtet die Sonnenſtrahlen auf das ſtärkſte zurückwerfen.

Wenn ſich nun [illegible] auf die beyden vorhergehenden Gründe ganz wohl antworten läßt: ſo dünkt mich, können uns die beſten Gläſer, die man in den hellen Theilen des Mondes wahrgenommen haben will, und die einen beſtändigen Schatten werfen ſollen, noch vielweniger überzeugen. [illegible], könnten es nicht Inſeln in den Meeren des Mondes ſeyn, welche nahe bey einander liegen, wie man bey uns [illegible] ſehen kan, die ſodann ihren Schatten auf das Meer werfen. Die Inſeln ſind ebenſowohl [illegible] als Berge, die aus dem Meere hervorragen, und die ſind an unſerm Weltkörper gar nicht ſelten [illegible] mit den [illegible] Gewächſen erfüllet. Der Mond iſt auch ſo weit von uns entfernet, daß wir auch mit unſern beſten Sehröhren gar nichts eigentliches darinnen wahrnehmen können. Die Beweiſe, aus [illegible] man was [illegible] will, ſind demnach nichts als Muthmaßungen, die ſich auf vorher angenommene Hypotheſen gründen. Wenn nun dieſe wegfallen, ſo liegt auch zugleich alles darnieder, was daraus hergeleitet iſt.

Es ſcheint mir aber viel wahrſcheinlicher zu ſeyn, daß die hellen Gegenden im Monde Waſſer, die dunkeln Flecken aber Land ſind. Ich will die Gründe, die mich hierzu bewegen, nunmehro vortragen.

Unſer Erd Körper iſt auf ſeiner Oberfläche faſt allenthalben mit einer lockern Erde umgeben, welche den Pflanzen und Gewächſen zum Wachsthum dienet; und wenn der Mond zum Aufenthalte gewiſſer Geſchöpfe beſtimmet iſt, wie man ſehr wahrſcheinlicher Weiſe ſchlieſſen mag: ſo muß man annehmen, daß der Mond Körper eben ſo beſchaffen iſt. Nun iſt es aber gewiß, daß die Sonnenſtrahlen in dieſe mürbe Erde einiger maaßen eindringen können. Wenigſtens fallen ſie in ſo viele kleine Tiefen und Hohlungen, daß ein guter Theil Sonnenſtrahlen nicht mit erforderlicher Gleichheit nach einerley Gegend zurückprallen kann. Dieſes muß aber ſehr verhindern, daß das feſte Land des Mondes die auf daſſelbe gefallene Sonnenſtrahlen in derjenigen Anzahl und Maaße auf uns zuwirft, als ſie von der Sonne darauf angeprallet ſeyn.

Wir ſehen dieſes durch die tägliche Erfahrung. Kein Körper, der eine rauhe Oberfläche hat, wirft die Sonnenſtrahlen wirklich zurück. Eine irrdene Wand, die von der Sonne beſchienen wird, wirft auf die gegenüberſtehende, der Sonne nicht ausgeſetzte, Seite des Gebäudes keine Strahlen zurück. Allein, eine Mauer erleuchtet dieſelbe merklich, und zwar jemehr die Mauer glatt oder mit Kalk übertünchet iſt, deſto heller wird die gegenüberſtehende, der Sonne nicht ausgeſetzte, Mauer werden.

Ueber dieſes hat der Erdboden an den wenigſten Orten eine ebene Oberfläche. In den meiſten Gegenden iſt er voller Berge und Thäler. Wenn wir denen Herren Sternſehern glauben dürfen, ſo iſt der Mond noch viel unebener und mit unendlich höhern Gebirgen verſehen, als die Erde. Wenn wir nun den Stand des Mondes erwägen, den er haben muß, wenn wir ihn erleuchtet ſehen wollen; ſo iſt es gewiß, daß von allen Sonnenſtrahlen, die in tiefe Thäler fallen, nichts auf uns zurückfallen kann. Folglich dünkt mich, iſt es erwieſen, daß das feſte Land weit weniger Strahlen auf uns zurückwerfen kann, als es von der Sonne empfangen hat.

Allein, das Waſſer iſt vermöge ſeiner glatten Oberfläche zugleich geſchickter, die Sonnenſtrahlen unvermindert auf uns zurückprallen zu laſſen, als das feſte Land. Wir haben hier abermals untrügliche Erfahrungen, daß alle Körper, die eine glatte Oberfläche haben, die Sonnenſtrahlen in vollem Glanze zurückwerfen. Ein Spiegel, eine polirte Metall-Tafel, ja gar ein Stück Eis, und andre glatte Dinge, wenn ſie in die Sonne gehalten werden, ſind im Stande, die Sonnenſtrahlen auf ein gegenüberſtehendes von der Sonne nicht erleuchtete Haus über hundert Schritte weit zu werfen.

Ja das Waſſer ſelbſt giebt uns genugſame Beyſpiele an die Hand. Wir dürfen nur ein Gefäß voll Waſſer dergeſtalt in das Zimmer ſetzen, daß es von der Sonne beſchienen wird, ſo werden wir an der Decke des Zimmers einen eben ſo großen hell erleuchteten Fleck wahrnehmen, als das Waſſer im Gefäße ausmacht; und will man um ſo vielmehr überzeugt ſeyn, in was Maaße hingegen rauhe

Körper die Sonnenſtrahlen zurück werfen; ſo darf man nur kleine hölzerne Kugeln, oder andre Dinge, die auf dem Waſſer ſchwimmen, in das Gefäß werfen, ſo wird man ſo viel dunkle Flecken in dem von der Zurückprallung der Sonnenſtrahlen an der Decke des Zimmers erleuchteten Orte wahrnehmen, als rauhe Körper in dem Waſſer ſchwimmen.

Vielleicht wird man dieſe Erfahrungen vor allzu klein anſehen, als daß ſie in einer ſo großen Naturbegebenheit etwas entſcheiden könnten. Allein, meines Erachtens, wenn die Umſtände vollkommen einerley ſind, ſo muß dasjenige vielmehr im Großen zutreffen, was ſich im Kleinen zeiget. Ueberdies habe ich noch eine Erfahrung im Vorrathe, die ein wenig mehr in das Große fällt.

Diejenigen ſo an dem Meere gereiſet haben, werden wiſſen, daß man die Nähe des Meeres, wenn man ſich gleich im platten Lande befindet, auf eine beträchtliche Weite entdecken kann, ob man ſchon noch 6. 8. und mehr Meilen davon entfernet iſt. Man wird nämlich an dem Himmel, beſonders des Morgens, und wenn es in etwas wolkicht iſt, einen ſtarken und ſehr hellen Glanz gewahr, der eben daraus entſtehet, daß die Sonnenſtrahlen auf das Waſſer fallen, und von da ſo ſtark in die Luft zurück prallen.

Mich deucht, dieſes beweiſet ſehr deutlich, daß das Waſſer viel geſchickter iſt, die Sonnenſtrahlen unverändert zurück zu werfen, als das feſte Land, von welchem man dergleichen Erfahrungen niemals wird anführen können.

Aus dieſem allen nun wird es ungemein wahrſcheinlich, daß die dunkeln Flecken im Monde keinesweges

Waſſer ſind, ſondern daß gerade umgekehrt, die hellen Gegenden im Monde aus den darinnen befindlichen Meeren und Seen beſtehen, als welche das Sonnenlicht viel ſtärker zurück zu werfen im Stande ſind, als das feſte Land, welches wir ſolchemnach in den dunkeln Flecken werden ſuchen müſſen.

Zum Ueberfluſſe will ich noch zeigen, daß dieſer Lehrſatz ſelbſt mit den Anmerkungen der Sternſeher von dem Monde, und vor der Beſchaffenheit einer Weltkugel weit beſſer übereinſtimmet, als die zeitherige Meinung.

Die Sternſeher wollen beobachtet haben, daß die dunkeln Flecken im Monde, die man bisher vor Meere und Seen gehalten, große Hohlen und tiefe Abgründe in ſich haben. Hugenius, der ſich mit Beobachtung des Mondes ſo viel Mühe gegeben hat, ſchließt ſo gar deshalb, daß der Mond bewohnet ſey. Da er nicht begreifen kann, wie ſo große Hohlen und Abgründe mit der Beſchaffenheit des Waſſers ſtatt haben können; ſo kann er ſich nicht überwinden, dieſe dunkeln Flecken vor Waſſer zu halten. Er laugnet daher überhaupt, daß der Mond Waſſer habe, und folglich ſey er zur Bewohnung nicht geſchickt.

Andre, die doch gern dem Monde ſeine Einwohner laſſen möchten, ſehen ſich dadurch genöthiget, anzunehmen, daß das Waſſer im Monde von einer andern Natur ſey, als das unſrige, daß es gleichſam ein Mittel zwiſchen unſrer Luft und Waſſer ſeyn könne, und die Sonnenſtrahlen bis auf den Grund durchfallen laſſe, daher uns denn dieſe Hohlen und Abgründe durch die Sehröhre ſichtbar würden.

Allein, alle dieſe Zweifel und beſondern Erklährungen ſind unnöthig, wenn die hellen Theile des Mondes Waſſer ſind. Die großen Höhlen und Abgründe, die in den dunkeln Flecken vorkommen, ſind folglich in dem feſten Lande, und ſie ſind demnach gar nichts außerordentliches, ſondern tiefe Thäler; indem der Mond leicht häufigere und höhere Gebirge haben kann, als unſre Erdkörper.

Die Sternſeher haben noch eine andre Bemerkung in dem Monde gemacht, die nicht weniger ſonderbar iſt. In denjenigen hellen Theilen des Mondes, die man zeither vor das feſte Land gehalten hat, und die nach unſrer Muthmaßung Waſſer ſind, wollen ſie gleichfals viele ſolche Höhlen in ebener Fläche bey einander wahrgenommen haben, und ſie verſichern, daß es keine Thäler wären, indem man nicht das geringſte von Gebirgen wahrnehmen konnte. Da hat es nun viel Kopfbrechens geſetzt, was man aus dieſen Höhlen machen ſoll.

Herr Fontenelle, in ſeinen Geſprächen, von mehr als einer Welt, glaubet ſo gar, daß die Einwohner der Monden Welt in dieſen Höhlen wohneten, damit ſie ſich vor der, ganzer 14 Tage ohne Aufhören über ihren Häuptern, befindlichen Sonne deſto beſſer verbergen könnten.

Allein, da nach unſrer Muthmaßung die hellen Theile des Mondes Waſſer ſind; ſo kann man mit dieſen in einer ebenen Fläche befindlichen vielen Höhlen leicht zurechte kommen. Es ſind unfehlbar Inſeln in dem Meere, die in großer Anzahl bey einander liegen, und keine Gebirge haben, deren auf unſerm Weltkörper gleichfals viel bey einander angetroffen werden. Da dieſe Inſeln die Sonnenſtrahlen ſchwächer zurück werfen, als das Meer, und alſo in den Seh-Rohren dunkler ſcheinen: ſo hat man ſie in der Vorausſetzung, daß die hellen Theile Land wären, leicht vor in einer ebenen Fläche befindliche Hohlen anſehen können.

Denn das muß man ſich nicht einbilden, daß man durch die größten und beſten Seh-Rohre Hohlen mit einer vollkommenen Deutlichkeit und Gewißheit in dem Monde wahrnehmen könnte. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Mond durch ſehr ſchöne Seh-Rohre anzuſehen. Allein, eine ſolche Deutlichkeit habe ich niemals gefunden.

Endlich ſtimmet auch meine Muthmaſſung, daß die hellen Theile des Mondes Waſſer ſind, beſſer mit der Beſchaffenheit einer Weltkugel überein. Wenn die alte Meinung der Sternſeher, daß die dunkeln Flecken im Monde deſſen Meere und Seen ſeyn ſollten, gegründet wäre: ſo würde der Mondkörper, eine, unſrer Weltkugel ganz entgegengeſetzte, Beſchaffenheit haben. Auf unſrer Weltkugel iſt mehr Waſſer als feſtes Land und Inſeln. Wir haben ein allgemeines Weltmeer, das allenthalben zwiſchen dem feſten Lande befindlich iſt, und Gemeinſchaft mit einander hat, ſo daß wir vermittelſt deſſelben unſre ganze Kugel umſchiffen können.

Allein, nach der alten Meinung müßte alles dieſes im Monde gerade umgekehrt ſeyn. Das feſte Land würde daſelbſt den größten Theil ausmachen. Man würde daſelbſt kein allgemeines Weltmeer, ſondern eitel im feſten Lande eingeſchloſſene Landmeere haben, die nicht die geringſte Gemeinſchaft mit einander hätten. Mich deucht aber nicht, daß dieſes mit der weiſen und Ganz keits vollen Abſicht Gottes übereinſtimmet, nach welcher er ſeinen vernünftigen Geſchöpfen alle mögliche Vortheile und Bequehmlichkeit gönnet, die ſie durch den Umgang und das geſellſchaftliche Leben auch aus den entfernteſten Gegenden mit einander erlangen können.

Wenn man ſich auch das feſte Land als Berge oder Inſeln vorſtellet, die über das Waſſer hervor ragen: ſo folget natürlicher Weiſe von ſelbſt, daß das Waſſer den gröſten Raum einer Weltkugel einnehmen, und allenthalben zwiſchen dieſen Bergen, oder Inſeln Gemeinſchaft mit einander behalten muß.

Allein, nach dieſer neuen wahrſcheinlich gemachten Muthmaßung erlangt der Mond eine Beſchaffenheit, die der Eigenſchaft einer Weltkugel gemäß iſt, und mit der unſrigen mehr Aehnlichkeit hat. Da wir das Land der Geſundheit, das fruchtbare Land, und das dürre Land in einigen Abzeichnungen von dem Monde bemerket iſt, wird alſo das groſſe Weltmeer in dem Monde ſeyn, welches ſich bis zwiſchen alle dunkle Flecken, als dem Lande erſtrecket, und mithin den Monden-Bürgern in allen Gegenden Gelegenheit zur Schiffarth und Handlung mit einander verſchaffet.

Dahingegen kann man ſich nunmehro die Regen-See, und das Sturm- und Wolken-Meer als einen groſſen Welttheil vorſtellen; und das heitere Meer, das Meer der Ruhe, das Nectar-Meer, das Meer der Fruchtbarkeit und der Träume, wird der andre groſſe Welttheil ſeyn, den wir auf der uns zugekehrten Halbkugel des Mondes zu Geſichte bekommen.

Man kann zwar hierwider einwenden, daß Gott eine unendliche Verſchiedenheit in ſeinen Geſchöpfen beobachte, und daß es dannenhero ſeinen Abſichten ganz gemäß ſeyn könne, daß der Mond nicht wie unſre Weltkugel beſchaffen, ſondern mehr feſtes Land als Waſſer haben ſolte. Ueberdies ſey der Mond viel kleiner als unſre Weltkugel; deſſen Einwohner hätten alſo keiner Schiffarth nöthig, ſondern könnten ſchon zu Lande genugſame Gemeinſchaft mit einander haben.

Allein, ob gleich dieſe Verſchiedenheit der Geſchöpfe der Weisheit Gottes vollkommen gemäß iſt; ſo kann man doch vielleicht nicht eben dieſes von den Mitteln zur Erhaltung und Bequemlichkeit der vernünftigen Geſchöpfe ſagen, zumal wenn ſie auf einem Weltkörper wohnen ſollen, von dem wir einmal wiſſen, daß er an Gebirgen, Meeren, Seen, Inſeln und dergleichen, dem unſrigen ſehr ähnlich iſt.

Was aber die ungleich geringere Größe des Mondes anbetrift: ſo könnte man nach eben dieſem Grundſatze, von der Verſchiedenheit der Geſchöpfe darauf antworten, daß nach Maaßgebung derſelben die vernünftigen Einwohner der Monden Welt auch viel kleiner ſind, als wir; und daß ihnen alſo eine Reiſe zu ihren Gegenfüßern eben ſo erſchrecklich groß und langwierig ſeyn kann, als uns; dannenhero ſie die Schiffarth gar wohl nöthig haben. Ueberhaupt hat man hier mit keiner demonſtrativiſchen Gewißheit, ſondern bloß mit Wahrſcheinlichkeiten zu thun. In ſolchen Dingen kann man tauſenderley Einwürfe machen, und es kommt bloß darauf an, welche Meinung und Muthmaßung einen größern Grad der Wahrſcheinlichkeit vor ſich hat, als die andre. Es iſt alſo genug, wenn meine Meinung viel wahrſcheinlicher iſt, als die alte Meinung: und ich hoffe, daß vernünftige Leſer mir dieſes nicht abſprechen werden.

Wenn man mir dieſe größere Wahrſcheinlichkeit zugeſtehet, ſo werde ich eine große Eroberung machen. Die Herren Sternſeher, ob ſie ſchon gleichfals nur Wahrſcheinlichkeit vor ſich gehabt haben, ſind demnach nicht ſäumig geweſen, ihren vermeinten Meeren, Seen, Ländern und Inſeln gewiſſe Nahmen zu geben. Alle dieſe ſchöne Nahmen fallen nunmehro weg, wenn dasjenige Land iſt, was ſie vor Meere und Seen gehalten, und dasjenige Meere und Seen ſind, was ſie vor feſtes Land und Inſeln angeſehen haben, und ich ſolte billig das Recht erhalten, den Ländern, Seen und Meeren Nahmen nach meinem Gefallen zu geben.

Ich würde auch nicht unterlaſſen haben, dieſe Abhandlung mit einem ſchönen Kupferſtiche von dieſer neuen Eintheilung des Mondes mit allen dazu dienlichen Nahmen zu zieren, wenn ich nicht von meiner neuen Entdeckung einigen Gewinnſt zu ziehen hoffte. Diejenigen Prinzen alſo, welche ſich neue Länder in dem Monde erwerben wollen, und diejenigen berühmten Gelehrten, die ihren Nahmen bis in den Mond zu verſetzen Luſt haben, können ſich unter der Hand bey mir melden, und ich ſchmeichle mir, daß ſie nach ihrer guten Lebensart wiſſen werden, daß immer eine Höflichkeit die andre gebiehret.

* * *

X.

Beantwortung einiger Einwürfe wider des Verfaſſers Meinung von den Flecken des Mondes.

Ich hatte in dem dritten Stücke meiner periodiſchen Schrift die Urſachen vorgetragen, warum man zweifeln müſſe, daß die dunkeln Flecken im Monde Waſſer ſind, und ich habe mich bemühet, zu zeigen, daß uns eine größere Wahrſcheinlichkeit bewegen müſſe, dieſelben vor Land zu halten. Hierwider ſind in dem achtzehenden Stücke der neuen Erweiterungen von jemand der ſich C. G. Ueberkühn unterſchreibt, Einwürfe gemacht worden. Ich habe eine geraume Zeit angeſtanden, darauf zu antworten. Herr Ueberkühn ſcheint eine groſſe Zuverſicht zu ſich ſelbſt zu haben, und dabey auf die Stärke und den Zuſammenhang der Schlüſſe in eine Schrift diejenige Aufmerkſamkeit nicht zu verwenden, die erfordert wird, wenn man ſie beſtreiten will. Seine Begierde zu Einwürfen ſcheinet hin und wieder allzu merklich hervor, weil er Dinge erinnert, die zur Hauptſache nicht gehören.

Es war alſo mit einem Gegner dieſer Art eine billige und vernünftige Erörterung der Sache, die doch bey gelehrten Streitigkeiten allein der Endzweck ſeyn ſoll, wenig zu hoffen. Jedoch, weil ſeine Einwürfe einigen Schein haben: ſo habe ich mich endlich entſchloſſen, darauf zu antworten. Vielleicht wird Herr Lieberkühn künftig etwas weniger Feuer zeigen, wenn er ſieht, daß ſich auf dasjenige leicht antworten läſſet, wobey er mit ſo groſſer Zuverſicht redet.

Die Begierde, unnöthige Einwürfe zu machen, zeiget ſich gleich anfangs. Man wirft mir vor, daß ich geſaget hätte, die Sternſeher wären insgeſammt der Meinung, daß die dunkeln Flecken im Monde Waſſer waren, und viele Sternſeher hatten doch dem Monde nicht allein überhaupt eine Atmoſphäre, ſondern auch ſo gar das Waſſer abgeſprochen. Man wundert ſich demnach, wie mir dieſes hätte unbekannt ſeyn können.

Dieſe Verwunderung ſcheinet mir ſehr übel angebracht zu ſeyn. da ich auf der 329 und 330ſten Seite die Meinung, daß man dem Monde das Waſſer gänzlich abgeſprochen habe, weitläuftig anführe, und darauf vor meine Meinung Schlüſſe mache. Ob aber der Mond eine Atmoſphäre habe, wozu auch des Boſcowich Meinung gewiſſer maaßen gehöret, weil er kein Waſſer behauptet, das dem unſrigen gleich ſey, davon war hier gar die Rede nicht; und ich halte es vor ſehr unnöthig, alle Meinungen von einer Sache anzuführen, wenn man es mit einem beſondern Puncte darinnen zu thun hat.

Dieſe juckende Begierde, eine übel angebrachte Beleſenheit zu zeigen, wird von wahren Gelehrten als ſehr geringſchätzig angeſehen. Vernünftige Leute ſehen leicht, daß ich weiter nichts habe ſagen wollen, als daß die Sternſeher insgeſammt, wenn man die Frage vorausſetzet, ob die Flecken Waſſer oder Land ſind, dieſelben vor Waſſer gehalten haben, und daß mithin noch niemand darauf gefallen iſt, daß ſie Land ſeyn konnten. Der Zuſammenhang zeiget dieſes offenbahr, und wie konnte ich vermuthen, daß es jemand einfallen würde, von mir zu fordern, daß ich mich hierbey in eine Unterſuchung von den Meinungen über die Atmoſphäre des Mondes hätte einlaſſen ſollen.

Herr Lieberkühn beſchuldiget mich ferner einer ſonderbaren Meinung, daß ich behauptet habe, das Waſſer laſſe keine Strahlen durchfallen. Dieſe Meinung würde ihm gar nicht ſonderbar vorgekommen ſeyn, wenn er nur die Durchſichtigkeit von dem Durchfallen der Sonnenſtrahlen, und die Materie des Lichts von den Strahlen ſelbſt hätte unterſcheiden wollen.

Die von den Sonnenſtrahlen in Bewegung geſetzte Materie des Lichts geht frey durch alle Körper, die regulaire Zwiſchenräume haben: und daher entſteht die Durchſichtigkeit. Die Sonnenſtrahlen aber werden von einem jeden Körper zurück geworfen, der eine glatte Oberfläche hat. Dieſes iſt ſo etwas bekanntes, daß man ſich ſchämen muß, viel Worte darinnen zu verſchwenden; und das vom Herrn Lieberkühn ſelbſt angeführte Blitzen der Fenſter von dem Lichte der Sonne, indem ſie die Strahlen zurück werfen, wie er ſelbſt geſtehet, das Zurückprallen der Strahlen von einem Spiegel, und tauſend andre Erfahrungen beweiſen uns dieſes.

Iſt denn aber hier die Rede von der Durchſichtigkeit, und ob ſich die Materie des Lichtes durch die Zwiſchenräume des Waſſers bewegen kann? Ich habe ja deutlich behauptet, daß das Waſſer keine Sonnenſtrahlen durchfallen laſſe; und hierwider iſt nicht der geringſte Einwurf gemacht worden.

Auf dieſe Verwirrung der Durchſichtigkeit mit dem Zurückwerfen der Sonnenſtrahlen gründet ſich alles, was Herr Lieberkuhn auf der 520 und 521ſten Seite vorbringt. Daher trift mich der wunderliche Schluß, den er mir durch eine Nachahmung aufbürden will. Die Fenſter blitzen von dem Lichte der Sonne, und werfen die Strahlen zurück, alſo ſind ſie undurchſichtig, keinesweges; und es iſt unbegreiflich, wie man auf die Durchſichtigkeit verfallen können, da ich in meiner ganzen Abhandlung nicht daran gedacht habe. Mich deucht, dieſes zeiget eine ſchlechte Aufmerkſamkeit auf eine Schrift an, die man doch zu beſtreiten ſich vorgeſetzet hat.

Dieſe geringe Aufmerkſamkeit des Herrn Lieberkühns auf meine Gründe erhellet aus allen Zeilen ſeiner Einwürfe. Man hat vor die alte Meinung, daß die dunkeln Flecken im Monde Waſſer ſind, den Grund angeführet, daß das Waſſer, vermöge ſeiner glatten Oberfläche, zwar geſchickt ſey, das Bild der Sonnen darinnen zu mahlen, aber nicht ihre Strahlen zurück zu werfen. Um dieſen Grund zu widerlegen, ſo hatte ich gezeiget, daß ein jeder Körper, der eine glatte Oberfläche habe, zweyerley Wirkungen oder Eigenſchaften an ſich wahrnehmen laſſet, einmal, daß das Bild der Sonnen oder des Lichts darinnen vorgeſtellet werde, und zweytens, daß er die Strahlen zurück werfe; eine Wirkung aber hebe die andre gar nicht auf, wie man leicht ſehen könne, wenn man des Nachts mit einem Lichte vor den Spiegel trete.

Man ſiehet leicht, daß hier die Stärke meines Schluſſes gar nicht auf das Bild der Sonne oder des Lichtes, das in einer glatten Oberfläche vorgeſtellet wird, ankommt, ſondern auf das Zurückwerfen der Strahlen; indem ich ja eben den aus dem Bilde der Sonnen hergenommenen Schluß widerlegen wollen. Dennoch ſtellet ſich Herr Lieberkühn nicht anders, als wenn ich meinen Schluß auf das Bild der Sonnen im Waſſer geſetzet hätte. Er wendet ein, dieſes Bild der Sonne im Waſſer ſey allezeit den Augen erträglich und unendlich ſchwächer, als die wahre Sonne: und hieraus erhellet alſo, daß von dem Waſſer ſehr wenig Strahlen zurück geworfen werden. Was ſoll man zu einer ſolchen Art, Einwürfe zu machen, ſagen?

Eben dieſe Beſchaffenheit hat es mit demjenigen, was mir Herr Lieberkühn in Anſehung der Berge im Monden entgegen ſetzet. Man will in den hellen Theilen deſſelben groſſe an einander hangende Berge wahrgenommen haben, die einen deutlichen Schatten werfen. Dieſes iſt ein Grund vor die alte Meinung; und es war meine Schuldigkeit, entweder dieſen Grund zu widerlegen, oder zu zeigen, daß dieſe Berge mit ihren Schatten meiner Meinung, nach welcher die hellen Theile Waſſer werden ſollen, nicht im Wege ſtehen. Dieſes habe ich geleiſtet, indem ich ſage, daß dieſe vermeinten hohen an einander hangenden Gebirge, die einen deutlichen Schatten werfen ſollen, an einander liegende Inſeln mit hohen Gebirgen ſeyn können, und daß man auch durch die beſten Sehrohre nicht deutliche Gebirge wahrnehmen könne, ſondern daß man es bloß aus dem Schatten muthmaße.

Hierwider bringet nun Herr Lieberkühn ein Haufen Sachen vor, die alle zu erkennen geben, daß er dieſe meine deutliche Abſicht gar nicht verſtanden hat. Ich weiß nicht, wie er auf die Einbildung verfallen kann, daß ich behauptet hatte, die Berge wären alle im Waſſer, und auf dem Lande keine. Die Rede iſt ja hier nur von den hellen Theilen des Monden, und in den dunklern Theilen konnen ja eben ſo wohl Berge und Thäler ſeyn, wie ich hernach ausdrucklich behaupte, ohne daß man mich deshalb eines Widerſpruchs beſchuldigen kann; und daß ich die Berge bald annehme bald verwerfe.

Dieſe Beſchuldigung kann ohne eine ſehr groſſe Unachtſamkeit auf meinen Vortrag gar nicht gemacht werden. Die Frage iſt hier lediglich, ob man in den hellen Theilen des Monden deutlich Gebirge wahrnehmen kann, ob man dieſes noch aus andern Gründen, als dem Schatten, den dieſe Gebirge werfen ſollen, ſchlieſſen kann, und ob die Erklährung, daß dieſes Inſeln und darauf ſtehende Gebirge in den Meeren ſeyn konnen, zureichend ſey oder nicht. Auf dieſe Puncte alſo hatte man die Einwürfe einrichten ſollen.

Herr Lieberkühn bringt hierbey noch einen andern Einwurf vor, der ziemlich ſcheinbar iſt. Er ſagt: wenn man den Mond in der ſichelförmigen Geſtalt betrachtete; ſo wäre nur ein ſehr kleines Sehrohr nöthig, um einige helle Puncte zu bemerken, die von dem innern Rande des erleuchteten Theiles etwas abſtehen, und die nichts anders als Spitzen der Berge ſeyn könnten, die eher erleuchtet würden, als das platte Land.

Ich geſtehe, wenn ich behauptet hätte, daß es gar keine Berge im Monde gebe, oder wenn ich den Bergen oder dem feſten Lande überhaupt alles Vermögen abgeſprochen hätte, die Strahlen der Sonne zurück zu werfen; ſo würde dieſes ein unumſtößlicher Beweiß gegen mich ſeyn. Allein, beydes iſt mir nicht eingefallen. Ich behaupte nur, daß das Land weniger Strahlen zurück wirft, als das Waſſer, und daß es mithin wahrſcheinlicher iſt, daß die dunkeln Flecken im Monde Land ſind, und wider dieſe Meinung ma[illegible] die helle[illegible] Flecken, die einige Tage nach dem Neumon[illegible] am Rande des erleuchteten Theiles etwas abſte[illegible] den [illegible] gegründeten Einwurf aus.

Wenn man hierdurch [illegible] wider mich beweiſen wolte: ſo müßte man zeigen, daß die von dem Rande des erleuchteten Theiles etwas abſtehende hellen Puncte wirklich auf einer ſolchen Stelle wären, die hernach einen hellen Fleck ausmacht, wenn der Mond bis dahin völlig erleuchtet iſt. Allein, ſo viel ich aus des Hevelius Monden-Beſchreibung und den beygefügten Figuren erſehen können; ſo werden dieſe abſtehenden hellen Puncte vielmehr in dunklern Flecken zu ſtehen kommen, wenn die Erleuchtung ſich bis dahin erſtrecket hat.

Es iſt alſo ſo weit gefehlet, daß dieſes ein Einwurf wider mich ſeyn ſolte, daß vielmehr meine Meinung dadurch gar ſehr beſtätiget wird.

Ueberdies ſind die in denen noch dunkeln Theilen des Monden ſich hin und wieder zerſtreut befindlichen hellen Theile von einem ſehr matten Lichte, daß ſie weder von dem beſten Auge, noch vermittelſt eines ſehr guten Augen Glaſes geſehen werden können, und das Seh-Rohr, wodurch wir ſie erblicken, zeiget uns offenbahr, daß ihr Licht bey weitem nicht ſo helle iſt, als dasjenige in den hellen Flecken. Wenn aber die hellen Flecken Land wären, ſo müßten dieſe in dem annoch dunkeln Theile des Monden, von der Sonne bereits erleuchteten Gebirge, eben ſo helle ſeyn, als die übrigen hellen Flecken, und der Unterſchied könnte nur auf die Größe ankommen. Meine Meinung erhält alſo auch hierdurch ein größeres Gewichte.

Wider meine Gründe, womit ich meine neue Meinung von den Flecken des Monden wahrſcheinlich zu machen ſuche, erinnert Herr Lieberkuhn zuforderſt, daß ich die Berge im Monden bald annehme, bald verwerfe. Jch habe mich wider dieſe ungegründete Beſchuldigung ſchon vorhin vertheidiget. Bey ein klein wenig mehr Aufmerkſamkeit auf meinen Vortrag hätte dieſe Erinnerung erſpahret werden können. Die Schuld liegt gewiß nicht an mir. Man hat meinen Schriften noch allemal die Deutlichkeit zugeſtanden, und daß ich meine Gedanken genugſam aus einander ſetze.

Wenn aber Herr Lieberkühn zweifelt, ob mehr und größere Gebirge in dem Monde ſind, als auf unſrer Erdkugel, und ſolches als eine Sache anſieht, die nicht leicht erwieſen werden konnte, ſo kann man ihn beſonders auf Hevelium verweiſen, der ſolches nach mathematiſchen Gründen hat darthun wollen, wiewohl es zur Sache nichts beyträgt, ob er ſolches wirklich geleiſtet hat oder nicht.

Hierauf giebt man zwar zu, daß das mürbe Erdreich das Zurückprallen der Sonnenſtrahlen einiger maaſſen verhindere. Man meinet aber, daß dieſes nichts zu bedeuten habe, da das Mondenlicht 30000 mal, und nach einer andern Ausrechnung 90000 mal ſchwächer ſey, als das Sonnenlicht. Ich antworte hierauf, daß, wenn man auch die Möglichkeit und Richtigkeit einer ſolchen Ausrechnung zugeben wolte; ſo würde dennoch allemal die Frage übrig bleiben, ob die Schwäche des Mondenlichtes von der Verminderung der Strahlen nach ihrer Anzahl, oder von Verminderung ihrer Kräfte, in Anſehung der gröſſeren Ferne, herrühret.

Das leztere iſt allemal ungleich wahrſcheinlicher, weil der Mondenſchein eben ſo wohl einen ſcheinbaren Brennpunct macht, als die Sonnenſtrahlen, welches nicht wohl möglich wäre, wenn der Mondenſchein 30 oder gar 90000 mal weniger Strahlen in ſich hätte, als das Sonnenlicht.

Ueberhaupt kömmt hierauf in der gegenwärtigen Unterſuchung wenig an. Alles, was ich von der 326 bis 329ſten Seite vorgetragen habe, ſind an einander hangende Schlüſſe, wodurch ich habe erweiſen wollen, daß das feſte Land Verhinderung hat, wodurch die Sonnenſtrahlen nicht ſo ſtark von dem Mondenkörper auf unſre Erdkugel zurück geworfen werden können, dahingegen man von der glatten Oberfläche des Waſſers dergleichen Verhinderungen nicht behaupten könne. Und wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo folget allerdings, daß die hellen Flecken im Monde Waſſer, die dunkeln aber Land ſind, die auf uns zurück prallende Strahlen mögen ſtark oder ſchwach ſeyn.

Zum

Wenn man alſo gegründete Einwürfe **wider** meine Meinung machen will; ſo muß man das Gegentheil von dem zeigen, was ich behauptet habe. Man muß darthun, daß das Land nicht ſo viel Verhinterungen habe, die Sonnenſtrahlen zurück zu werfen als das Waſſer, und man muß begreiflich machen, wie die Sonnenſtrahlen in das Waſſer, ohngeachtet ſeiner glatten Oberfläche, dennoch hinein gehen und ſich darinnen verliehren. Allein, dieſes habe ich nicht zu befürchten.

Herr Lieberkühn räumet ſelbſt die Verhinterungen des feſten Landes ein. Er giebt zu, daß das Waſſer geſchickter ſey zu reflectiren als das Land, und mithin iſt es bloß ein Mißverſtändniß, daß er wider mich ſtreitet; vielleicht, weil er damals juſt nicht rechte Zeit gehabt hat, meine Abhandlung mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Verhoffentlich werden wir bald Freunde ſeyn.

Ich brauche mich dannenhero bey denen in die Thäler fallenden Sonnenſtrahlen nicht aufzuhalten. Im Grunde giebt Herr Lieberkühn zu, daß die Thäler eine Verhinterung ſind, daß das Sonnen-Licht von dem feſten Lande nicht ſo ſtark auf uns zurückprallen kann. Wenn man einräumet, daß die Thäler nur auf einer Seite beſchienen werden können, und mithin nicht allein die andre Seite, ſondern auch ein darzwiſchen befindlicher Raum unerleuchtet bleibe, wenn man geſtehet, daß manche dunkle Flecken wirkliche Thäler ſeyn können; ſo iſt man ſchon ſo billig, nicht zu läugnen, daß das Land in Zurückwerfung der Sonnenſtrahlen, Verhinterungen hat, die man von der glatten Oberfläche des Waſſers nicht beybringen kann.

Allein, Herr Lieberkühn giebt nur gewiſſer maaßen zu, daß das Waſſer geſchickter ſey, die Sonnenſtrahlen zu reflectiren. Er meinet, das ſey zu unbeſtimmt, und das Waſſer ſtelle zwar das Bild der Sonnen an einer einzigen Stelle dar, werde aber niemals ganz erleuchtet, mithin wenn der ganze Mond einem ſphäriſchen Spiegel ähnlich wäre, ſo würde er doch nur die Sonne an einem einzigen Orte abbilden, an dem andern Orte aber dunkel ſeyn.

Es iſt zu bedauren, daß er die Erläuterung, die ich über dieſen Zweifel in meiner Abhandlung bereits gegeben habe, überſehen hat. Ich habe auf der 325ſten Seite gezeiget, daß wir auf einer glatten Oberfläche zweyerley Wirkungen wahrnehmen. Einmal ſehen wir, daß ſich das Licht als ein Körper darinnen abbildet; und ſodann werden wir gewahr, daß die Strahlen auf einen gegenüberſtehenden Körper zurückprallen.

Das erſte geſchieht, weil das Waſſer, oder ein Spiegel einen dunkeln Grund hat, an welchen die Materie des Lichts anſtößt, und ſich nicht weiter fort bewegen kann, und unſer Auge iſt nach den Gründen der Optik dabey ſo nöthig, daß wir in einer ſolchen Ferne, als der Mond von uns iſt, nimmermehr das Bild der Sonne an einem einzigen Orte des Mondes erblicken würden, wenn auch der ganze Mond einem ſphäriſchen Spiegel ähnlich wäre. Die andre Wirkung hat bloß die glatte Oberfläche zur Urſache, und da wir dieſe Wirkung ſowohl an den Spiegeln, als an der Oberfläche des Waſſers ſo offenbar wahrnehmen, ſo ſehe ich gar nicht, wie man ſich dabey die geringſte Schwierigkeit vorſtellen kann.

Man führet hierbey eine Erfahrung an, nach welcher man auf eine mit Waſſer erfüllte gläſerne Kugel mit Kreide weiße Flecken gemählet hat, und man will bemerket haben, daß die Flecken in einer gewiſſen Ferne, da ſie von der Sonne beſchienen werden, ungleich heller geſchienen haben, als das Waſſer.

Ich ſehe nicht, was dieſe ſonderbare Erfahrung helfen ſoll. Beſtehet etwan das feſte Land im Mond aus Kreide, und iſt daſſelbe nur eine dünne Rinde, durch welche man das Waſſer allenthalben erblicket? Solte Herr Lieberkühn dieſe Umſtände nicht erwogen haben, und ſolte ihm unbekannt geweſen ſeyn, daß die weiſſe Farbe ihrer Natur nach der ſtarkſten Erleuchtung fähig iſt, weil ſie aus der Vereinigung aller Farben, die ein Sonnenſtrahl hat, entſtehet? Er würde der Sache, worauf ſeine Erfahrung gerichtet geweſen iſt, etwas gemäßer gehandelt haben, wenn er auf ſeine gläſerne Kugel Klere von Moraſte gemacht hätte, und ſolche wieder locker werden laſſen. Allein, da würde die mehrere Erleuchtung ohnfehlbar weggefallen ſeyn.

Eben ſo wenig kann man einſehen, warum Herr Lieberkühn als eine bemerkenswürdige Sache anführet, daß die Spitzen der Berge beym Aufgange der Sonne erleuchtet ſind, und daß dieſe Erleuchtung bey dem hellen Sonnenlichte nicht mehr zu unterſcheiden iſt. Iſt denn wohl hier die Frage, ob die Gebirge oder das Erdreich von der Sonne beſchienen werden können? Dieſer Wirkung ſind wohl alle Körper unterworfen. Die Frage iſt hier, ob das Erdreich oder das Land mehr Strahlen zurück wirft als das Waſſer.

Wenn Herr Lieberkühn eine Erfahrung anzuführen wüßte, daß ein von der aufgehenden Sonne beſchienener Berg die Strahlen derſelben ſo ſtark reflectiret hätte, daß ein gegenüber ſtehender von der Sonne noch nicht getroffener Berg oder Fels davon erleuchtet worden wäre, ſo würde er etwas vorbringen, das zur Sache gehörete und einiges Gewichte haben konnte.

Ueberhaupt bildet ſich Herr Lieberkühn, ich weiß nicht durch was vor Schickſal, allenthalben in ſeinen Einwürfen ein, als wenn die ganze Beſchaffenheit des Mondes darauf ankäme, daß er erleuchtet wäre, und von uns als ein lichter Körper betrachtet werden konnte, ſo, wie wir etwan ein Licht in der Laterne von weiten anſehen. Daß er eine ſolche Beſchaffenheit haben muß, damit das Sonnen-Licht in ſolcher Maaße reflectiret wird, daß es auf unſre Weltkugel zurückfällt, und dieſelbe ſelbſt erleuchtet, das ſcheint er ganz und gar vergeſſen zu haben.

Ich habe lange Zeit vergeblich nachgeſonnen, warum er meine Erfahrungen nicht gelten laſſen will, und warum er verlanget, daß wir in das Gefäße mit Waſſer ſelbſt hinein ſehen, nicht aber das Zurückprallen der Strahlen an der Decke betrachten ſollen, und ich habe gar keine Urſache davon finden können. Endlich brachten mich die drey letzten Zeilen auf der 526ſten und die folgenden auf der 527ſten Seite auf die Spuhr, ſeine Meinung einzuſehen.

Er ſagt ausdrücklich, es ſey ein großer Unterſchied unter einer ordentlichen Erleuchtung und den reflectirenden Sonnenſtrahlen, die ſich bey der großen Entfernung des Mondes ganz und gar verlieren müßten. Folglich hat er in der That vergeſſen, daß unſre Erdkugel in der Nacht von dem Mond erleuchtet wird. Nun hat zwar Herr Lieberkühn von dem, was er unter der Erleuchtung verſteht, noch keinen Begrif gegeben; und er könnte vielleicht ſeine Erklährung ſo liſtig machen, daß es nach derſelben vor keine Erleuchtung anzuſehen wäre, wenn der Mond nach gemeiner Art zu reden, unſre Erde beſcheinet.

Allein, es wird ihm doch in der That ſchwehr werden, ſeine Erklährung genugſam zu drehen und zu wenden, daß ſie ſeiner Abſicht gemäß wird. Denn will er den Begrif der Erleuchtung ſo weit ausdehnen, daß die von den Monden-Strahlen erleuchtete Erdkugel wieder in der Ferne als erleuchtet geſehen werde müßte: ſo will ich ihn im Voraus an die Bemerkung erinnern, die ihm vermuthlich bekannt ſeyn wird, nach welcher das reflectirende Sonnen-Licht, welches unſre Erdkugel auf den Mond-Körper wirft, in dem Monde wirklich erkannt werden kann.

Wenn demnach Herr Lieberkühn ſich erinnern wird, daß die von dem Monde zurückprallenden Sonnenſtrahlen auch auf unſre Erde fallen, und dieſelbe wenigſtens helle machen, wenn das Wort erleuchten, anſtößig ſeyn ſolte: ſo wird er vielmehr erkennen, daß bey meinen angeführten Erfahrungen die Umſtände allerdings einerley ſind, und ſie mithin zur Sache gehören. Das Becken mit Waſſer, worinnen die hölzernen Kugeln ſchwimmen, ſtellet den Mond vor, der von dem Zurückprallen der Strahlen an der Decke des Zimmers entſtehende helle Fleck aber bildet unſre Erde ab; und dieſe Erfahrung giebt uns mithin die ganze Vorſtellung von dieſer

Natur-Begebenheit an die Hand. Warum ſolte uns alſo das Bild an der Decke nichts angehen?

Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem Zurückprallen der Sonnenſtrahlen von der Fläche des Meeres gegen die Wolken, und da dieſes gleichſam eine Erfahrung im Großen iſt, ſo kann man um ſo weniger zweifeln, daß nicht das Waſſer ungleich geſchickter ſeyn ſolte, die Sonnenſtrahlen zuruck zu werfen, als das Land.

Vielleicht iſt Herr Lieberkühn ſo liſtig, daß er die neue Meinung ergreift, nach welcher uns der Mond ſein eigenes Licht zuſenden ſoll, davon man die von dem Sonnen-Lichte auf ſeiner Oberfläche verurſachte Bewegung als den Grund anſiehet. Allein dieſe Rettung dürfte ihm nunmehro zu ſpäte kommen, da es ohne Zweifel ſeine Schuldigkeit geweſen wäre, dieſe Meinung, die noch von gar wenigen Gelehrten angenommen iſt, ausdrücklich anzuführen, wenn er ſich darauf gründen wolte.

Dieſe Meinung iſt auch vielleicht bloß entſtanden, weil ein vernünftiger Mathematik-Verſtandiger leicht einſah, daß das Land, vermoge ſeiner rauhen Oberfläche, nicht viel Sonnenſtrahlen zu reflectiren im Stande war. Weil nun die hellen Theile im Monde einmal Land ſeyn ſolten: ſo zeigten ſich ſo viel Schwierigkeiten, die Sache zu erklahren, daß man davor lieber annahm, die Sonnenſtrahlen erregten in den kleinſten Theilchen der rauhen und dunkeln Körper eine Bewegung, davon der Stoß entſtünde, welcher die Materie des Lichts, die ſie umgiebt, in Bewegung ſetzte.

Allein unter unzähligen ſehr gegründeten Einwürfen, welche man dieſer Meinung entgegen ſetzen kann, iſt dieſe einzige genug. Die Bewegung, wodurch der Stoß erreget wird, iſt ohnfehlbar unendlich ſchwächer, als diejenige, ſo in einem brennenden Lichte vorgehet, weil man jene Bewegung auf keinerley Art durch die Sinnen und durch die Hülfsmittel, die wir zur Stärkung derſelben haben, wahrnehmen kann; dennoch erſtrecket ſich die Wirkung eines Lichts im Finſtern nur auf eine gar geringe Weite. Jener Stoß würde alſo unmöglich die Materie des Lichts bis zu uns bewegen können.

Es thut gar nichts zur Sache, daß dieſe Bewegung in unendlich vielen Theilen vorgehet. Nach allen vernünftigen Gründen können ſich dieſe unzähligen Bewegungen weder insgeſammt noch beſonders mit einander vereinigen, um einen ſtärkern Stoß auszumachen. Da man die Materie des Lichts als Reihen elaſtiſcher Kugeln anſiehet, die ſo dicht an einander ſind, daß ſich die Bewegung nach mehr als einer Richtung zugleich erſtrecken kann: ſo kann eine jede, von den Sonnenſtrahlen in den kleinſten Theilen der dunkeln und rauhen Körper verurſachte, Bewegung auch nur einen Stoß hervorbringen, und dieſer muß unendlich ſchwehr ſeyn, als der, ſo durch die Bewegung eines brennenden Lichts verurſachet wird.

Ganz anders iſt es mit der Bewegung des Sonnen-Feuers beſchaffen, welches in Anſehung der ungeheuren Größe dieſes Körpers, und der in die ſchnelleſte Bewegung geſetzten Sonnen-Luſt, Kräfte genug hat, die Materie des Lichts nicht allein bis zu dem Mond-Körper, ſondern auch durch ein Zurückprallen biß auf uns fortzutreiben.

Die Schwierigkeiten in Anſehung der ermangelnden Wärme des auf uns von dem Monde zurückprallenden Sonnen-Lichts ſind gar nicht ſo beträchtlich, daß man deshalb dieſe neue Meinung zu erſinden Urſache gehabt hätte. Sie können gar wohl deutlich aufgelöſet werden. Ich rede hier bloß nach der unter den Gelehrten am meiſten angenommenen Theorie von der Bewegung des Lichts und der Sonnenſtrahlen. Denn an ſich ſelbſt habe ich mir ein ganz ander Lehrgebäude von der Materie des Lichts und den Sonnenſtrahlen gemacht, welches ich aber nicht gern eher erklähren möchte, bis ich mit meinen vorhabenden Arbeiten in den Oeconomiſchen und Cameral-Wiſſenſchaften zu Stande ware.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung komme ich wieder zu dem Herrn Lieberkühn, der mich noch zuletzt mit zwey Einwürfen beehret, und ſolche meiner Meinung überhaupt entgegenſetzet. Ich würde ihm wenigſtens den erſten, ſeines eignen Beſtens wegen, gern geſchenket haben.

Er meinet, es müßte im Winter im Monde Schnee und Eis geben. Daraus müßten ſelbſt nach meiner Hypotheſe Veränderungen der erleuchteten Flecken entſtehen, die man aber durch die Erfahrung nicht wahrnehmen könnte. Ich geſtehe, dieſer Einwurf iſt ganz unerwartet und zwar vom Herrn Lieberkühn, der allenthalben recht zuverſichtlich und mit einem entſcheidenden Thone redet, der ſich hin und wieder über mich wundert, und der nach ſeiner Miene zu urtheilen, die er allenthalben bey ſeinen Einwürfen annimmt, nichts geringers als ein Gelehrter vom erſten Range ſeyn kann.

Solte es ihm unbekannt ſeyn, oder ſolte er wenigſtens vergeſſen haben, daß die uns zugekehrte Seite des Mondes zur Zeit, wenn ſie erleuchtet iſt, ihren Sommer hat, der um ſo heißer ſeyn muß, da ſie funfzehn Tage die Sonne über dem Horizont haben, ohne daß ſie, wie bey uns, dem Erdreiche zur Nachtzeit Raum läßt, ſich zu erkühlen? Alle Gelehrte haben daher eine unerträgliche Hitze in dem Monde vermuthet, und kann man ſich wohl einfallen laſſen, bey dieſen Umſtänden Schnee und Eis in den erleuchteten Theilen des Mondes voraus zu ſetzen.

Ja es iſt nicht einmahl wahrſcheinlich, daß zur Zeit des funfzehntägigen Winters in dem Monde, oder welches einerley iſt, zur Zeit ihrer Nacht, Schnee und Eis darinnen finden können. Wenn man erwäget, wie ſehr das Erdreich bey ihnen durch funfzehntägigen unaufhörlichen Sonnenſchein erhitzet ſeyn muß, und wenn man bedenket, wie lange das Erdreich bey uns Zeit bedarf, ehe die Wärme wieder herausziehet, und der Kälte einige Wirkung zeigen läßt: ſo iſt es gar nicht zu vermuthen, daß einmal zur Winters-Zeit die Kälte bis zu Schnee und Eis ſteigen kann. Kaum wird man ſolches in einem kleinen Bezirke um die Pole zugeben können, wenn man erwäget, daß ein ſo kleiner Weltkörper durchaus erhitzet werden muß. Allein davon kann uns nichts in das Geſichte fallen, und mithin iſt die Wirkung des Schnee und Eiſes niemals im Stande eine Veränderung in den erleuchteten Flecken zu wirken.

Der zweyte allgemeine Einwurf, den mir Herr Lieberkühn noch entgegen ſetzet, kommt auf die kleine Atmoſphäre an, die der Mond haben ſoll, und die ſich mithin zu der kleinen Menge Waſſer im Mond beſſer ſchickete, als zu meiner Muthmaßung. Vielleicht iſt deshalb die kleine Atmoſphäre des Mondes noch nicht erwieſen, ob ſie gleich Herr Mylius in ſeinem Streite mit Herr Meyern zugegeben hat.

Ehe ich mich aber in dieſer Sache einlaſſe: ſo muß man mir das nothwendige Verhältniß einer kleinen Menge Waſſer zu einer kleinen Atmoſphäre zeigen. Vielleicht hat das in Anſehung der Beſchaffenheit unſrer Weltkugel ſeinen guten Grund. Allein man fällt hier vielleicht in den Fehler, den man mir vorwirft, nämlich, daß man den Zuſtand des Mondkörpers allzuſehr nach der Beſchaffenheit unſrer Weltkugel beurtheilet. Ein funfzehn tägiger unaufhörlicher Sonnenſchein iſt ein von dem unſrigen ſehr unterſchiedner Zuſtand, der eine große Veränderung in dem Verhältniſſe des Waſſers zu der Größe der Atmoſphäre wirken kann.

Nachdem Herr Lieberkühn alle ſeine Einwürfe wider meine Meinung vorgetragen hat: ſo will er auch dasjenige widerlegen, was ich angeführet hatte, um zu zeigen, daß meine Meinung beſſer mit den Beobachtungen der Sternſeher übereinſtimmet, als die alte Meynung. Man will in den dunklern Flecken des Mondes Höhlen und Abgründe angemerket haben. Da nun nach der alten Meinung die dunklern Flecken in dem Monde Waſſer ſind: ſo iſt es unbegreiflich, wie in dem Waſſer Hohlungen und Abgründe ſtatt finden können. Allein, da nach meiner Meinung die dunklern Flecken Land ſind, ſo fällt alle dieſe Schwierigkeit hinweg: und ich halte dieſes in der That vor einen der ſtärkſten Gründe, woraus wir höchſt wahrſcheinlich ſchließen müſſen, daß dieſe dunklern Flecken unmöglich Waſſer ſeyn können.

Wider einen ſo ſtarken Grund ſolte doch etwas geſagt werden, weil man ſich einmal vorgeſetzt hatte, mich zu widerlegen. Allein, was iſt es, das Herr Lieberkühn darwider vorbringt? Er meinet, dieſe Höhlungen und Abgründe könnten wohl Meerſtrudel ſeyn. Gewiß eine artige Widerlegung. Was muß Herr Lieberkühn vor einen Begrif von Meerſtrudeln haben? Vielleicht bildet er ſich ein, das Waſſer ſteht, wie ehedem der Jordan als Mauren da, und läßt einen Abgrund von vielen Meilen weit ſehen. Denn ſo groß muß gewiß eine Hohlung ſeyn, die wir aus der Stelle unſrer Weltkugel in dem Monde wahrnehmen wollen.

Wenn wir aber nur einen Strudel von vier Meilen groß annehmen, in welchen ſich das Waſſer mit ſolcher Gewalt hineinziehen ſoll, daß es eine tiefe Hohlung macht, die wir ſo weit bemerken können, ſo würde vielleicht ein Meer, wie der ganze Mondkörper groß, nicht zureichen, einen ſolchen Strudel nur 24 Stunden zu ſättigen. Wolte man annehmen, daß dieſe Strudel eine unterirrdiſche Gemeinſchaft mit einander hätten: ſo müßte das Waſſer an einem andern Orte zu Zeiten wieder herausſprudeln, und mithin eine Veränderung in dieſen Höhlen und Abgründen vorgehen, die aber kein Sternſeher bemerket hat. Kurz, dieſer Widerſpruch iſt ſo ſchlecht, daß nur eine heftige Begierde alles zu beſtreiten, denſelben erzeuget haben kann.

Ich bin in der That müde, die übrigen zwey Seiten der vermeinten Widerlegung ferner ausführlich zu beantworten. So ſehr vernünftige gelehrte Streitigkeiten nach meinem Geſchmacke ſind, ſo wünſche ich doch etwas gründliches vor mir zu haben. Es iſt in der That verdrüßlich, wenn man ſeinem Gegner alle Augenblicke zeigen ſoll, daß er gar keine Aufmerkſamkeit auf die Ausführung gehabt hat, die er beſtreiten will.

Wo habe ich geſaget, oder wie folget aus meinen Sätzen, daß alle Berge im Mond im Waſſer ſtehen müßten? das iſt eine leere Einbildung des Herrn Lieberkühns, die ſich ſtatt der Aufmerkſamkeit auf meinen Vortrag in ſeiner Seele als finſtere Gewölke zuſammengezogen hat. Uebrigens iſt auch nichts wichtiges auf dieſen letzten Seiten enthalten: und Herr Lieberkühn hat ganz Recht, daß ſich bey ſolchen Muthmaßungen und Wahrſcheinlichkeiten nichts gewiſſes beſtimmen läßt. Allein, es giebt Grade der Wahrſcheinlichkeit, und eine Vernunftlehre des Wahrſcheinlichen. Hierinnen aber ſcheint er nicht ſonderlich geübt zu ſeyn.

Dieſes einzige will ich nur noch erinnern. Herr Lieberkühn mißt mir das Vorurtheil bey, daß ich dem Mondenkörper in allem unſerer Weltkugel ähnlich machen wolle. Ich antworte ihm, daß er das Vorurtheil hat, der Mond müſſe unſerer Erde unähnlich ſeyn. Wer hat hier Recht. Ich habe Gründe angeführet, und mich auf die Abſichten Gottes berufen, die er wahrſcheinlicher Weiſe bey den Weltkörpern hat. Herr Lieberkühn führt nicht den geringſten Grund an, warum der Mondkörper

uns

unſrer Weltkugel unähnlich ſeyn müßte. Soll ſein Vorurtheil als ein Grundſatz gelten? Ich hoffe es nicht? So viel Uebereinſtimmungen und Aehnlichkeiten an den Himmels-Körpern ſolten ihn ein anderes lehren.

Uebrigens kann man voraus ſetzen, daß eine jede Weltkugel körperlichen Geſchöpfen zur Wohnung dienen ſoll, und daß er folglich dieſer Abſicht gemäß ſeyn muß. Denn, wenn Gott dieſe Abſicht nicht gehabt hätte: ſo hätte es keiner körperlichen Weltkugeln bedurft. Geiſter hätten in der Luft ihren Aufenthalt finden können.

Mich deucht, ich habe hier genugſam gezeiget, daß die Einwürfe des Herrn Lieberkühns ungemein ſchwach ſind. Unterdeſſen leugne ich nicht, daß ich mir ſeit der Zeit viel ſtärkere und ganz anders beſchaffene Einwürfe wider meine Meinung gemacht habe. Es iſt aber dennoch kein einziger darunter, den ich nicht vollkommen heben könnte, nachdem ich verſchiedene neue Gründe vor meine Meinung ausfindig gemacht habe. Ich werde noch eine Zeitlang warten, ob ſich etwan ein billiger Gegner findet, der ſtärkere Gründe vorbringt, und mit welchem ſich die Sache beſcheiden und vernünftig erörtern läßt. Außerdem werde ich zu ſeiner Zeit die noch im Wege ſtehende Schwierigkeiten ſelbſt vortragen, dieſelben heben und meine Meinung mit neuen Gründen unterſtützen.

* * *

XI.

Unterſuchung,

ob der Raum wirklich, oder nur in unſern Begriffen vorhanden ſey?

Indem wir die philoſophiſche Abtheilung dieſes Bandes zur Unterſuchung des Weſens und der Eigenſchaften Gottes, der Eigenſchaft und Beſchaffenheit unſrer Seele, und überhaupt den wichtigſten Wahrheiten der Metaphyſik gewidmet haben: ſo halten wir vor nöthig, hiermit zugleich einen richtigen Begrif von dem Raume zu verbinden. Es kommt hierauf ungemein viel an, wenn man in denen metaphyſiſchen Wahrheiten mit einiger Gewißheit etwas beſtimmen will. In der Allgegenwart und andern Eigenſchaften des groſſen Gottes, in dem Weſen der Korper, in der Lehre von der Bewegung und überhaupt in vielen wichtigen Wahrheiten der Weltweisheit wird man gewiß auf leere Einbildungen und Träumereyen verfallen, wenn man nicht vorher die Beſchaffenheit des Raums gründlich betrachtet hat. Dieſe Sache muß alſo von rechtswegen die erſte Beſchäftigung eines Weltweiſen ſeyn.

Es iſt wahr, es iſt ſehr ſchwehr, und gewiſſermaſſen unmöglich ſich einen deutlichen Begrif von dem Raume zu machen: und gemeiniglich haben die Betrachtungen der Weltweiſen Schifbruch gelitten, wenn ſie dieſes haden bewerkſtelligen wollen. Wir ſind demnach nicht ſo eitel, daß wir unſern Leſern einen deutlichen Begrif von der Sache verſprechen ſolten. Wir getrauen uns aber dasjenige zu leiſten, was der Titel unſrer gegenwärtigen Abhandlung anzeigt; und vielleicht werden wir doch unſern Leſern einen hinlänglichen Begrif von der Sache geben können.

In keiner Materie werden die Irrthümer der Weltweiſen ſo häufig und verſchieden angetroffen, als hier. Unterdeſſen kann man ſie doch ſämtlich in zwey Partheyen eintheilen. Denn entweder ſie behaupten, daß der Raum weiter nicht als in unſern Begriffen vorhanden ſey, oder ſie ſehen denſelben als etwas wirkliches an. Auf der erſten Seite ſtehen vornehmlich Ariſtoteles, Carteſius, Leibnitz und Wolf: auf der andern aber Gaſſendus, Newton mit den meiſten Engelländern, Rüdiger und andre.

Ariſtoteles ließ ſich den Eifer wider die Atomiſten dahin verführen, daß er den Raum verwarf (*). Carteſius, da er die Materie unendlich glaubte, und die Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe vor das Weſen der Körper annahm, gieng gar ſo weit, daß er den Raum und die Körper vor einerley hielt, und ſolche nur in unſern Begriffen vor unterſchieden anſah (**). Der Herr von Leibnitz erklährte ſich in ſeinen Schriften hin und wieder deutlich genug, daß der Raum nicht wirklich, ſondern nur in unſern Begriffen vorhanden ſey. Man

---

(*) Phyſic. Lib. 4. cap. 6. ſeq.

(**) In Principiis P. II. §. 10

Man kann nicht gewiß ſagen, ob der Freyherr von Wolf behauptet, daß der Raum wirklich, oder nur in unſern Begriffen vorhanden ſey. Ja, er redet ſo gar von wirklichen Theilen des groſſen Weltraums (*). Allein, da er die Erklärung des Herrn von Leibnitz von dem Raum gleichfalls annimmt, und da er ſich deutlich erkläret, daß kein Raum da ſeyn könne, wenn nicht Körper vorhanden wären (**), ſo ſiehet man wohl, daß er der Meinung des Herrn von Leibnitz hierinnen größtentheils beytritt.

Das meiſte wird demnach darauf ankommen, daß wir unterſuchen, welche von dieſen beyden Partheyen der Weltweiſen recht hat, ob nämlich der Raum nur in unſern Begriffen, oder wirklich vorhanden ſey.

Die bekannten Streitſchriften, welche zwiſchen dem vortreflichen Herrn von Leibnitz und dem berühmten Engländer Clarke ſind gewechſelt worden, haben unter andern auch dieſe Materie zum Gegenſtande gehabt. Wir werden alſo einen groſſen Theil dieſer Unterſuchung zu Stande bringen, wenn wir reiflich und gründlich erwägen, auf welcher Seite die ſtärkſten Beweißgründe geweſen ſind. Wir wollen zuerſt die Gründe des Herrn von Leibnitz genau betrachten.

Einen ſeiner vornehmſten Beweißgründe nimmt der Herr von Leibnitz aus der durchgängigen Aehnlichkeit des Raums und aus dem Satze des zureichenden Grundes. Damit ſein Beweiß nichts von ſeiner Stärke verliehren möge,

---

(*) Metaphyſik 1. Th. Kap. 2 §. 97.

(**) Ebendaſelbſt §. 46. vergl. 2. Th. §. 20 S. 50.

möge, ſo will ich ihn mit ſeinen eignen Worten hieher ſetzen. Er ſpricht: "Ich will mich nur vorjetzo eines Beweißthums bedienen, worzu man mir hierſelbſt Gelegenheit giebt. Dahero ſage ich, daß, wenn der Raum ein ens abſolutum wäre; ſo würde ſich etwas zutragen, wovon man unmöglich eine zulängliche Urſache geben konnte, welches denn wider unſer Axioma iſt. Mein Beweiß iſt dieſer: der Raum iſt etwas, welches abſolute uniforme iſt; und außer denen darinnen befindlichen Dingen iſt ein Punct des Raums von einem andern Puncte deſſelben ſchlechterdings in nichts unterſchieden. Wenn wir nun noch zugleich ſupponiren wolten, daß der Raum außer der unter den Körpern befindlichen Ordnung etwas beſonders vor ſich wäre; ſo würde hieraus nicht folgen, daß man unmöglich einen Grund finden könnte, warum Gott, welcher auch die Lage oder Situation, ſo die Körper unter ſich haben, unterhält, warum, ſage ich, Gott die Körper ſo, und nicht anders in den Raum geſetzet habe: und warum nicht alles, zum Exempel durch eine Verwechſelung des Aufgangs der Sonnen mit ihrem Niedergange, verkehret ſey placirt worden."

Allein, ſo bündig dieſer Schluß ſcheinet: ſo hat er doch nichts weniger als dieſe Beſchaffenheit. Herr Clarke merket ſehr wohl an, daß hieraus dasjenige gar nicht folge, was man damit beweiſen will. Geſetzt, daß der Raum eine Ordnung der Dinge iſt, die zugleich

und

(*) Merkwürdige Schriften zwiſchen dem Herrn von Leibnitz und dem Herrn D. Clarke, dritte Schrift des Herrn von Leibnitz §. 5.

und neben einander ſind, und daß er folglich nur in unſrer Einbildungs-Kraft vorhanden iſt, werden wir wohl eine zulängliche Urſache ausfindig machen können, warum Gott die Dinge ſo, und nicht anders neben einander geordnet hat? Niemand wird dieſes zu bewerkſtelligen vermögend ſeyn. Folglich kann daraus kein Beweiß wider die Wirklichkeit des Raums erwachſen, daß wir keine Urſache wahrnehmen können, warum Gott in den ähnlichen Puncten des Raums die Körper ſo und nicht anders geſetzet habe.

Herr Clarke nimmt hier lediglich zu dem Willen Gottes ſeine Zuflucht und glaubt, daß, wenn alle Orte und Theile des Raums unter ſich ähnlich und gleichgültig ſind, dennoch der bloße Wille Gottes eine zulängliche Urſache ſeyn könne, warum er auf dieſe Art hier und nicht anderswo habe wirken wollen. Allein er irret ſich; und der Herr von Leibnitz ſetzet ihm mit Recht entgegen, daß ein bloßer Wille ohne Bewegungs-Gründe ein erdichteter Gedanke ſey, der unmöglich ſtatt haben und mit dem Begriſ von dem Willen zuſammengereimt werden kann.

Dem ohngeachtet wird der Beweiß des Herrn von Leibnitz dadurch nicht beſſer. Ich will dieſes deutlicher zeigen.

Es iſt wahr, der Satz des zureichenden Grundes iſt ein Grundſatz, der in Anſehung der Dinge ganz allgemein iſt. Denn es müſſen ſchlechterdings allemal zureichende Urſachen vorhanden ſeyn, warum eine Sache ſo und nicht anders iſt. Allein nur vor unſre menſchliche Erkenntniß iſt dieſer Satz gar nicht allgemein. Wie wollen wir arme Menſchen mit der Schwäche unſers Verſtandes in die ewigen Begriffe des unendlichen Verſtandes Gottes eindringen, um die Urſachen ausfindig zu machen, warum in demſelben das ewige Weſen der Dinge ſo und nicht anders vorhanden geweſen iſt.

Wie viel Dinge giebt es nicht in der Welt, davon wir die Urſachen unmöglich erkennen können, warum ſie ſo und nicht anders ſind? Müſſen nicht ſelbſt diejenigen Weltweiſen, welche den Satz des zureichenden Grundes noch ſo hoch zu treiben geneigt ſind, alle Augenblicke ſtille ſtehen? und befinden ſie nicht unläugbar, daß dieſer Satz in vielen Dingen der Weltweisheit nur a poſteriori ſtatt hat, nämlich, daß die zureichenden Urſachen in der That vorhanden ſeyn müſſen, ob wir ſie gleich nicht erkennen; weil Gott, als das allerweiſeſte Weſen, welches nichts ohne zureichenden Grund unternehmen kann, die Dinge einmal auf dieſe Art wirklich gemacht hat? Was iſt aber dieſes anders als das Bekenntniß, daß der Satz des zureichenden Grundes vor unſre menſchliche Erkenntniß gar nicht allgemein iſt?

Hieraus deucht mich nun, daß folgende zwey Grund-Regeln in der Weltweisheit ganz unwiderſprechlich abflieſſen. Erſtlich, daß es keinen Schluß wider die Wirklichkeit einer Sache ausmacht, wenn wir die Urſachen, warum ſie ſo, und nicht anders iſt, weder einſehen, noch uns begreiflich machen können. Zweytens, daß der Satz des Widerſpruchs vor dem Satze des zureichenden Grundes allemal den Vorzug haben müſſe, und daß man mit dem letztern niemals wider den erſten ſtreiten darf.

Der Satz des Widerſpruchs iſt ſowohl in dem unendlichen Verſtande Gottes, als in Anſehung des Weſens der Dinge, und vor die menſchliche Erkenntniß, der erſte, vornehmſte und ein ganz allgemeiner Grundſatz. Denn in den ewigen Begriffen Gottes kann unmöglich etwas widerſprechendes vorhanden ſeyn; und folglich kann auch in dem Weſen der Dinge nichts widerſprechendes ſtatt finden. Der menſchliche Verſtand aber kann allemal ohne Ausnahme erkennen, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann.

Dieſe zwey Grund-Regeln müſſen demnach ganz unwiderſprechlich beobachtet werden, wenn man wahrhaftig philoſophiren will: und ſo bald ſie außer Augen geſetzt werden, ſo verfällt man auf leere Einbildungen und ſüße Träumereyen, die nicht den geringſten Grund haben.

Ich habe vor den Herrn von Leibnitz die gröſte Hochachtung: und ich bin ſehr überzeugt, daß er ein wahrhaftig großer und in der Welt nützlicher Mann geweſen iſt. Allein ich würde der Wahrheit zu nahe treten, wenn ich ſagen wolte, daß er dieſe zwey Grund-Regeln in ſeinem Philoſophiren allemal beobachtet hätte.

Hieraus aber ſind die falſchen Sätze und Lehr-Gebäude erwachſen, die man in ſeiner Philoſophie findet, und die der Herr von Wolf vielleicht aus allzugroßer Hochachtung vor denſelben gröſtentheils beybehalten hat. Ich werde ſowohl in dieſer Abhandlung, als in der Folge meiner Schriften zu zeigen Gelegenheit haben, daß er allemal, wenn er auf leere Einbildungen und ungegründete Erfindungen verfallen iſt, dieſe zwey Grund-Regeln aus den Augen geſetzt hat.

Hier in dem eingerückten Beweiſe des Herrn von Leibnitz iſt dieſes Verfahren unläugbar. Wenn er betrachtet hätte, daß der Mangel der zureichenden Urſachen eines Dinges, nämlich nach unſrer Erkenntniß, keinen Schluß wider die Wirklichkeit deſſelben ausmachen kann: ſo würde er dieſen Beweiß nicht vorgebracht haben.

Es iſt wahr, alle Puncte des Raums ſind uniform oder einander vollkommen ähnlich; und wir können dannenhero keinen zureichenden Grund einſehen, warum Gott die Körper in dieſe Gegend des Raums, und in keine andre geſetzt hat. Allein, können wir wohl ſo kühn ſeyn, zu behaupten, daß die Puncte des Raums in der Erkenntniß Gottes eben ſo uniform ſind: und dürfen wir wohl ſo verwegen ſeyn, daß auch Gott keine hinlängliche Urſachen vor ſich haben könnte, warum er einen Körper da- und nicht dorthin ſetzte? Fehlen nicht unſrer Erkenntniß dieſe zureichenden Urſachen allenthalben?

Was vor hinlänglichen Grund wird man wohl angeben können, warum Gott unſre Sonne mit ihren Planeten nicht dahin geſetzet hat, wo die Firſterne ſind? In der That nicht den geringſten; als daß wir behaupten können, daß eine ſolche zureichende Urſache in der Erkenntniß Gottes in der That vorhanden geweſen ſeyn müſſe, weil wir ſehen, daß ſie Gott alſo geordnet hat. Ich will noch ein Beyſpiel anführen: Können wir wohl einen zureichenden Grund ausfindig machen, warum Gott dieſes Sandkörnchen oder dieſen Theil der Materie hier und nicht anderswohin geſetzet hat? wahrhaftig gar keinen.

Ich lege dem Satz des nicht zu unterſcheidenden in der Weltweisheit alle Gültigkeit bey; und ich bin ſehr überzeugt, daß in der ganzen Natur nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge gefunden werden können; weil Gott zu Hervorbringung des andern unmöglich eine Abſicht der hinlänglichen Urſachen gehabt haben konnte. Es giebt alſo auch nicht zwey Sandkörnchen, oder zwey der kleinſten Theile der Materie, die einander vollkommen ähnlich ſind, und Gott hat ohne Zweifel hinreichenden Grund gehabt, warum er das eine Sandkörnchen hier und nicht dorthin geordnet hat.

Allein, können wir wohl den Unterſchied zwiſchen allen Theilen der Materie und zwiſchen allen Sandkörnchen erkennen: und können wir wohl den zureichenden Grund einſehen, warum ſie an dieſem und nicht an einem andern Orte ſind? Ich glaube nicht, daß ſich jemand einer ſolchen Erkenntniß rühmen wird. Dennoch wird wohl wegen dieſes Mangels unſrer Erkenntniß niemand behaupten, daß ſie nicht wirklich ſind, oder daß ſie nicht an dem Orte ſind, wo wir ſie antreffen. Dieſer Beweiß-Grund des Herrn von Leibnitz hat alſo nicht die geringſte Kraft.

Wir wollen nunmehro einen andern Beweiß-Grund des Herrn von Leibnitz wider die Wirklichkeit des Raums, oder vielmehr nur wider den leeren Raum unterſuchen: und damit wir durch einen Auszug der Stärke ſeines Beweiſes nichts benehmen, ſo wollen wir uns abermals ſeiner eigenen Worte bedienen.

Er ſpricht *): „Ich ſetze zum voraus, daß Gott „alle Vollkommenheit, welche er in die Dinge hat legen „können, ihnen wirklich mitgetheilet habe, ohne daß die „andern Vollkommenheiten, welche darinnen liegen, einen „Abbruch leiden. Nun wollen wir uns einen Raum, „welcher vollkommen leer ſeyn ſoll, in Gedanken vorſtel„len; ſo könnte Gott einige Materie darinn ſetzen, ohne, „daß er denen andern Dingen im geringſten einen Abbruch „thäte: und folglich müßte er dieſelbe Vollkommenheit „darein gelegt haben. Dahero kann kein vollkommen „leerer Raum ſeyn; und ſolchergeſtalt kann man ſicher „urtheilen, daß alles vollkommen angefüllet ſeyn müſſe.„

Herr Clarke antwortet auf dieſen Schluß nicht hinlänglich; und vielleicht hat dieſes den Triumph veranlaſſet, den die meiſten unſrer Landsleute dem Herrn von Leibnitz beygelegt haben. Er ſpricht: er ſage gar nicht, daß in einem leeren Raume gar nichts vorhanden wäre, ſondern nur, daß er mit Körpern nicht verſehen ſey. Gott erfülle alles, und alſo auch den leeren Raum. Es könnten auch noch viele andre unmaterielle Weſen darinnen ſeyn; folglich ſey der leere Raum gar nicht ohne Abſicht und Nutzen, und die Vollkommenheit der Welt leide dadurch keinen Abbruch.

Allein der Herr von Leibnitz verſetzet ganz gegründet, daß Gott dennoch, wenn gleich Geiſter in dem leeren Raum vorhanden wären, auch materielle Dinge dahin verſetzen könnte, ohne daß der Vollkommenheit der Gei-

ſter

---

*) Nachſchrift zum vierten Schreiben des Herrn von Leibnitz S. 63.

ſter und der andern entfernten materiellen Dinge dadurch der geringſte Abbruch geſchähe. Es müſſe alſo entweder folgen, daß Gott die Welt noch vollkommener machen könnte, und alsdenn hätte er, als der allerweiſeſte und gütigſte nicht die beſte gemacht, oder es müſſe kein leerer Raum ſeyn.

Ohngeachtet aber der Herr von Leibnitz über ſeinen Gegner hierinnen den Sieg behält; ſo glauben wir dennoch nicht, daß ſein Schluß die Wirklichkeit des Raums über den Haufen wirft. Wir wollen dieſes in der Folge erweiſen.

Ich beſtreite dasjenige gar nicht, was der Herr von Leibnitz voraus ſetzt, nämlich, daß Gott denen Dingen alle diejenigen Vollkommenheiten mitgetheilet habe, die er ihnen hat beylegen können. Da Gott der allerweiſeſte und allergütigſte iſt; ſo bin ich ſehr überzeugt, daß er das Beſte und Vollkommenſte gemacht hat. Allein nur die Folgen, die er daraus macht, ſind nicht richtig.

Es folget nichts weniger daraus, als daß alles mit Materie angefüllet ſeyn müſſe. Der Herr von Leibnitz erkläret ſich nicht; ob er durch die Materie, welche Gott in den leeren Raum hätte ſetzen, und dadurch die Welt vollkommener machen können, eine pure lebloſe Materie, oder materielle Geſchöpfe verſtehet. Meinet er das erſte; ſo kann man nicht ſo ſchlechterdings ohne Beweiß ſagen, daß der leere Raum durch Anfüllung mit einer lebloſen Materie vollkommener geworden wäre. Dieſes ſchmeckt nach bereits angenommenen Sätzen und Vorurtheilen. Er hätte beweiſen ſollen, daß auch eine lebloſe Materie beſſer ſey, als ein leerer Raum. Er hätte darthun ſollen, daß eine lebloſe Materie zu der Vollkommenheit der übrigen Körper und der Einrichtung des Welt-Gebäudes mehr beytrage, als ein leerer Raum. Allein, dieſes würde ihm vielleicht zu beweiſen ganz und gar unmöglich gefallen ſeyn.

Wodurch ſolte wohl die lebloſe Materie von dem leeren Raum den geringſten Vorzug haben? da Gott nichts ohne Abſicht und hinlänglichen Grund unternimmt; ſo kann man ganz ſicher behaupten, daß alle lebloſe Materie, um der lebendigen materiellen Geſchöpfe willen, vorhanden iſt. Was könnte wohl Gott vor zureichenden Grund haben, eine Materie, ohne materielle lebendige Weſen, zu erſchaffen? Wird ſich wohl jemand einfallen laſſen, zu behaupten, daß Gott, als der allerweiſeſte, das materielle Weltgebäude ohne materielle Creaturen hätte erſchaffen können?

Ich verſtoße hier gar nicht wider die Regel, die ich ſelbſt gemacht habe. Hier überſteiget der zureichende Grund nicht die menſchliche Erkenntniß. Es iſt offenbahr, daß hier gar kein zureichender Grund vorhanden ſeyn kann. Eben ſo wenig wird man beweiſen können, daß eine lebloſe Materie zur Vollkommenheit der übrigen entfernten Körper und der Einrichtung des Welt-Gebäudes mehr beyträgt, als der leere Raum, das Gegentheil iſt weit gewiſſer. Wir werden unten zeigen, daß ſich die Bewegung der Körper, und das Herabfallen der Sonnenſtrahlen in einer ſo entſetzlichen Ferne ſchlechterdings nicht erklären läßt, wenn alles mit Materie erfüllet iſt.

Meinet aber der Herr von Leibnitz, daß der leere Raum mit lebendigen materiellen Geſchöpfen erfüllet ſeyn könnte; ſo bedenket dieſer große Mann nicht, daß materielle Creaturen einer Weltkugel nöthig haben, auf welcher und um welche ſie ſind. Ich will hierauf keine große Starke des Beweiſes ſetzen, daß ſie etwas haben müſſen, worauf ſie fußen können. Dieſes aber iſt ganz unläugbar, daß alle lebendige materielle Geſchöpfe des Athemholens, oder der Reſpiration, nöthig haben. Weil nun die Luft nach der Maaße abnimmt, wie wir uns von unſerer Kugel, oder vielmehr nur von der Fläche derſelben entfernen: ſo kann man den ganz untrüglichen Schluß machen, daß außerhalb der Atmoſphäre einer Weltkugel gar keine Luft vorhanden ſey.

Die Natur der Luft beweiſet dieſes noch mehr; und die Bewegung einer Weltkugel würde ſich auch unmöglich erklären laſſen, wenn allenthalben Luft wäre. Folglich haben materielle lebendige Geſchöpfe einer Weltkugel nöthig, auf welcher und um welche ſie ſeyn können.

Allein Gott hat keine Weltkugel mehr machen können, als diejenigen, welche wirklich vorhanden ſind. Es iſt dieſes unläugbar, weil Gott, da er dem Welt-Gebäude alle mögliche Vollkommenheit geben wolte, mehr Weltkugeln gemacht haben würde, wenn es die Ordnung und die Geſetze der Bewegung der vorhandenen Weltkugeln zugelaſſen hätten.

Hieraus folget nun ganz unſtreitig, daß der Beweiß-Grund des Herrn von Leibnitz, ſo lange man dasjenige nicht beweiſt, was ich hier erfordert habe, nichts weniger

ger als die Wirklichkeit des Raums über den Haufen wirft.

Derjenige Beweiß-Grund, den der Herr von Leibnitz unmittelbar an den vorhergehenden anfügt, wird nunmehr, nachdem wir dieſes wiſſen, von ſelbſt wegfallen. Es heißt daſelbſt ferner:

„Ich füge hier den andern Schluß mit bey, welcher daher genommen iſt, daß alle Dinge ihren zulänglichen Grund haben müſſen. Es iſt nicht möglich einen Grund von der Proportion zu finden, welche zwiſchen der Materie, oder dem angefüllten Raume zu dem leeren, oder des leeren Raums zu dem angefüllten iſt. Man wird vielleicht einwenden, daß eines dem andern gleich seyn ſolle. Gleichwie aber die Materie weit vollkommener iſt, als das Vacuum; ſo bringet die Vernunft mit ſich, daß man die geometriſche Proportion in Acht nähme, und daß alles um ſo viel deſto mehr müſſe angefüllet ſeyn, je mehr ſolches dem andern vorgezogen zu werden verdienet. Solchergeſtalt aber wird nirgends ein Vacuum ſeyn. Denn die Vollkommenheit der Materie verhält ſich zu der Vollkommenheit des Vacui, wie ein Etwas zu nichts.

Wir finden hier abermals, daß der Herr von Leibnitz den Fehler begehet, den wir ſchon oben angemerket haben, nämlich, daß er, aus Unfähigkeit der menſchlichen Erkenntniß einen zureichenden Grund einzuſehen, die ganze Sache verwirft. Ob es nun gleich nicht möglich iſt, einen Grund von der Proportion zu finden, welche von dem angefüllten Raume zu dem leeren, oder umgekehrt iſt; ſo würden wir doch ziemlich verwegen ſeyn, wenn wir behaupten wolten, daß Gott gleichfals dieſen Grund der Proportion nicht finden konnte.

Das übrige gründet ſich auf den ohne dem geringſten Beweiß angenommenen Satz, daß eine lebloſe Materie beſſer ſey, als der leere Raum. Da ich nun gezeiget habe, daß dieſer Satz nichts weniger, als unerwieſen angenommen werden kann: ſo hat der ganze Beweiß-Grund nicht das geringſte Gewichte.

Ich weiß ſehr wohl, daß es viele Weltweiſen giebt, welche behaupten, daß der Raum zwiſchen der Sonne und den Planeten mit einer ſubtilen Luft angefüllet ſey; und folglich wäre es auch ganz wohl möglich, daß ſehr kleine materielle Creaturen darinnen vorhanden ſeyn könnten. Allein, die meiſten nehmen dieſe ſubtile Luft ganz und gar unerwieſen an; und diejenigen, welche hierbey Gründe anwenden wollen, können ſo ſchlechte aufbringen, daß ſie faſt nicht einmal einige Wahrſcheinlichkeit darthun. Die wichtigen Gründe der Gegner aber zu widerlegen, werden gemeiniglich vergeſſen.

Vielweniger denket man daran, dieſen Satz mit der Ordnung des Weltgebäudes, mit der Weisheit und Allmacht ſeines Schöpfers, und mit den Geſetzen der Bewegung zuſammen zu reimen. Ich will jetzo nur einen einzigen Einwurf machen. Es iſt unlaugbar, daß eine jede und auch die zarteſte Luft denen bewegenden Körpern Widerſtand thut. Folglich muß ſich dieſe bewegende

Kraft der Körper vermindern; und die Planeten müſſen demnach immer in ihrem Lauf in etwas abnehmen. Da wir nun keine Verkürzung des Laufes an ihnen gewahr werden; ſo iſt dieſes ſchon ein bündiger Beweiß, daß dieſe ſubtile Luft nichts als eine leere Einbildung ſey.

Die Weltweiſen läugnen gar nicht, daß der Widerſtand einer zarten Luft eine Verminderung des Laufs in den Planeten verurſachen müſſe. Sie machen nur dieſe Verminderung allzuklein, und unmerklich, damit man ihnen nicht offenbahr das Gegenheil zeigen könne. Der vortrefliche Herr Euler in ſeinen herausgegebenen kleinen Werken ſetzet dieſe Verminderung an dem Lauf unſrer Erdkugel in 1000 Jahren auf 50 Secunden. Allein, zwiſchen einem ſo großen Körper, der folglich mehr Widerſtand verurſachet, als ein kleiner, und dieſer Ausrechnung iſt nicht die geringſte Vergleichung vorhanden. Es iſt unſtreitig, daß dieſer in einem jeden Lauf etwas Verminderung verurſachen muß. Dieſe 50 Secunden betragen aber alle Jahre vielleicht die allerkleineſte Verminderung, die man ſich nur vorſtellen kann. Was vor Verminderung könnte demnach ein Körper leiden, der hundert und mehrmal kleiner wäre?

Doch dem ſey wie ihm wolle, wir wollen ſetzen, daß unſre Weltkugel und die andern, nach Proportion, in 1000 Jahren nur 50 Secunden Verminderung erlitten, was vor wunderliche Folgen wider die Allmacht und Weisheit des Schöpfers werden nicht daraus entſpringen? Diejenigen Weltweiſen, welche einen würdigen

Begrif von einem Schöpfer haben, der zugleich der allerweiſeſte, der allermächtigſte und der allergütigſte iſt, behaupten ſonſt ſehr nachdrücklich und gegründet, daß ſich die Kräfte des Welt Gebäudes nicht verringern. Aus dieſen Urſachen beſtritt der Herr von Leibnitz mit Rechte die Lehrſätze des Ritter Newtons von der Bewegung.

In der That ſchließet es allemal eine Unvollkommenheit in ſich, wenn ſich eine Maſchine durch den Gebrauch verringert. Bey den menſchlichen Künſtlern und Werkmeiſtern iſt dieſes faſt nicht anders möglich. Allein, mich deucht doch, daß man der Weisheit und Allmacht Gottes zutrauen müſſe, daß er ein Welt-Gebäude machen kann, ohne, daß es täglich an ſeinen Kräften verringert wird; und ſo zu ſagen alle Tage einen Schritt zu ſeinem Untergange thut. Denn man mag die Verringerung des Laufs der Planeten noch ſo klein annehmen: ſo werden ſie doch endlich hierdurch ihren Untergang finden.

Laſſet uns ordentlich verfahren! Entweder Gott hat die Verminderung oder Ordnung des Welt Gebäudes und des Laufs der Planeten gewolt, oder er hat es nicht gewolt. Hat er es gewolt; ſo iſt dieſes das Mittel, welches ſeine Weisheit von Ewigkeit her zum Untergange der Weltkörper vor gut befunden und beſchloſſen hat. Denn man kann ganz ſicher von der Wirkung auf die Urſache ſchlüßen: und es wird wohl niemand läugnen, daß die Bewegung der Weltkörper, ohne dieſe Verminderung, möglich geweſen wäre. Er wird ſich alſo dieſes Mittels gewiß bedienen; und er muß ſich ſo gar aller andern

dern Mittel, die Weltkörper zu zernichten, in ſeinem ewigen Rathſchluß begeben haben. Denn ſo bald er ein ander Mittel zu Zernichtung der Weltkörper beſchloſſen hätte; ſo würde dieſe Verminderung des Laufs der Weltkörper ohne alle Abſicht und ohne den geringſten zulänglichen Grund geſchehen ſeyn. Das allerweiſeſte Weſen unternimmt aber nichts auf dieſe Art.

Folglich iſt die Vernichtigung unſrer Weltkugel nicht nur faſt eine unendliche Zeit von uns entfernet; ſondern wir können auch ſo gar die eigentliche Zeit wiſſen, wenn es geſchehen wird. Ob es nun aber der Weisheit Gottes gemäß iſt, ſich aller andern Mittel zu Zernichtigung der Weltkugeln zu begeben; noch mehr aber, ob dieſes mit dem geoffenbahrten Wort übereinſtimmet, mögen unſre Leſer urtheilen.

Hat aber Gott dieſe Verminderung nicht gewolt, und ſie geſchieht dennoch: ſo fehlet es Gott an hinlänglicher Macht, und ſeine Werke ſind wider ſeinen Willen unvollkommen. Ich glaube demnach nicht, daß jemand hierauf verfallen kann.

Solche unüberwindliche Einwürfe, wider die ſubtile Luft zwiſchen den Weltkörpern, könnte ich eine Menge anführen, wenn es der Raum meiner gegenwärtigen Abhandlung erlaubte. Es wird aber dieſes zu ſeiner Zeit geſchehen. Ich getraue mich ſo gar zu behaupten, daß es ſich mit der Natur und Beſchaffenheit der Luft, ſie ſey ſo zart als ſie wolle, nicht zuſammen reimen läßt, daß ſie wo anders, als in einer gewiſſen Weite um die Weltkörper,

Körper, befindlich ſeyn kann. Es wird dieſes einmal geſchehen, wenn wir dieſen Gegenſtand beſonders zur Betrachtung vor unſre Blatter erwählen.

Weil die andern Gründe des Herrn von **Leibnitz** wider einen Begrif des Herrn Clarken, oder vielmehr **Newtons** von dem Raume gerichtet ſind, den wir nicht annehmen, nämlich, daß er eine Folge und Eigenſchaft aus dem Weſen Gottes ſey; ſo haben wir nun noch einen einzigen Grund zu betrachten.

Der Herr von Leibnitz ſpricht (*), es ſey übernatürlich, und könne durch die Natur der Dinge nicht erklähret werden, daß ſich die Körper in der Ferne, ohne ein darzwiſchen kommendes Mittel, einander anziehen könnten; und hieraus folgert er vor ſeinen Satz, nämlich, daß der Raum nicht vorhanden ſey. Herr Clarke antwortet auf dieſen Beweiß-Grund abermals nicht hinlänglich. Er räumet ſo gar ein, daß es einen Widerſpruch in ſich ſchließen würde, wenn zwey Körper ohne ein darzwiſchen kommendes Mittel, einander anziehen ſolten; und alles was er auf den Grund des Herrn von Leibnitz antwortet, iſt, daß dieſes Mittel unſichtbar, unbegreiflich, und von einer dem Mechaniſmo ganz entgegengeſetzten Art ſeyn könne.

Mit dieſer Antwort konnte ſich der Herr von Leibnitz, in der Gegenantwort, in der That eine Luſt machen; und das weitläuftige, womit ſich der Herr Clarke in ſeiner fünften Schrift rechtfertigen will, iſt von keiner beſſern Gründ-

lich

(*) Vierten Schrift des Herrn von Leibnitz §. 45.

lichkeit. Allein der Herr von Leibnitz kann uns dem ohngeachtet nicht überzeugen. Die Folge wird vielleicht ſo glücklich ſeyn, unſern Leſern gleiche Gedanken beyzubringen.

Man muß nur wiſſen, von was vor Körpern hier die Rede iſt. So wohl der Herr von Leibnitz, als Herr Clarke, erklähren ſich in der Folge ſehr deutlich, daß ſie allein das Anziehen unſrer Erdkugel und der übrigen Planeten, welches durch die Sonne geſchicht, verſtehen; und nun muß man ſich in der That verwundern, wie zwey ſo große Männer, der eine ſich daraus unüberwindliche Schwierigkeiten wider den Raum vorſtellen, der andre aber ſich daraus nicht helfen können.

Mich deucht, daß hier die Urſache der anziehenden Kraft der Sonnen aus der Wirkung ganz klar vor Augen liegt. Wir ſehen offenbahr, daß die Sonne keine andre Weltkörper an ſich ziehet, als diejenigen, dahin ihre Strahlen mit Wirkung gelangen. Folglich würden wir ſehr verkehrt philoſophiren, wenn wir die Urſache dieſer anziehenden Kraft in einer verborgenen, und ich weiß nicht. in was vor einer Eigenſchaft der Sonnen ſuchen wolten, da uns die Wirkung ſo ungemein deutlich in die Sinne fällt. Nichts als die Sonnenſtrahlen ſind alſo die anziehende Kraft der Sonnen.

Wenn demnach der Herr von Leibnitz hieraus mit Grunde etwas beweiſen will: ſo muß er zeigen, daß die Sonnenſtrahlen nicht zu uns gelangen könnten, wenn n leerer Raum zwiſchen uns und der Sonnen vorhanden äre. Dieſes wird aber wohl jedermann unmöglich ſal- n. Ich werde vielmehr unten das Gegentheil er- eiſen.

Die Beweißgründe des Herrn von Leibnitz ſind dem- ach nicht alſo beſchaffen, daß ſie jemand der die Sache hne Vorurtheile betrachtet, überzeugen könnten, der Raum ſey eine Ordnung der Dinge, die zugleich und ne- en einander ſind, und folglich nicht wirklich, ſondern nur in unſern Begriffen vorhanden. Laſſet uns nunmehr unterſuchen ob diejenigen Gründe wichtiger ſind, die Clarke, oder vielmehr Newton durch denſelben, vor die Wirklichkeit des Raums anführet.

Herr Clarke ſetzt in Gedanken voraus, daß das Weltgebäude eine unſchränkte Weite haben könnte. Hierauf ſagt er (*): wenn der Raum nur die Ordnung der Dinge wäre, die zugleich und neben einander ſind; ſo würde daraus folgen, daß wenn Gott das Weltgebäude nach einer geraden Linie in Bewegung brächte, der Grad der Geſchwindigkeit möchte ſo groß ſeyn, als er wolle, ſo würde ſolches allezeit dennoch in einem Orte verbleiben: denn die Ordnung der neben einander zugleich vorhandenen Dinge würde durch eine ſolche Bewegung weder verändert noch verrückt. Ja es würde daraus folgen, daß nichts einen Stoß bekommen würde, wenn gleich Gott dieſe Bewegung augenblicklich hemmte. Da nun die-

---

(*) Dritte Antw. §. 4

dieſes einen offenbahren Widerſpruch in ſich faſſet, weil eine Sache nicht zugleich in Bewegung ſeyn, und auch an einem Orte verbleiben kann; ſo ſchließt er daraus, daß dieſer Begrif von dem Raume falſch ſey. Ich habe dieſen Beweiß deutlich zu machen geſucht, und deswegen dasjenige zuſammen genommen, was hin und wieder zerſtreuet war.

Wir wollen nun hören was der Herr von Leibnitz hierauf antwortet. Er ſträubet ſich zuerſt, zu geſtehen daß das Weltgebäude eine umſchränkte Weite haben könnte, und er möchte lieber dem Carteſius Beyfall geben, der es ſo vor die lange Weile, ohne den geringſten Grund ſagte, es ſchiene einen Widerſpruch in ſich zu faſſen, daß das Weltgebäude endlich ſeyn könnte. Endlich da ihm die Wahrheit allzuhell in die Augen fällt, ſo räumt er ein, daß das Weltgebäude eine umſchränkte Weite haben könne, er ſetzet aber hinzu, es ſey kein zulänglicher Grund vorhanden, warum Gott die Materie, oder das Weltgebäude hätte umſchränkt und endlich machen ſollen.

Allein, man merke wohl, Herr Clarke hatte gar nicht vorausgeſetzt, daß die Welt wirklich umſchränkt wäre, ſondern nur, daß ſie es ſeyn könnte. Alles, was alſo der Herr von Leibnitz von dem zulänglichen Grunde wider die Wirklichkeit dieſer umſchränkten Weite des Weltgebäudes ſagt, heißt ſehr ſchlecht geantwortet. Wenn er die Folgen aus dieſem Satze gründlich hätte widerlegen wollen: ſo hätte er zeigen ſollen, daß es in der That einen Widerſpruch in ſich faſſe, daß das Weltgebäude umſchränkt ſeyn könne. Allein, dieſes iſt ſchlechterdings unmöglich, wenn man nicht Gott einem blinden Verhängniſſe und einer metaphyſiſchen Nothwendigkeit unterwerfen, die Materie aber unabhängig von Gott, ewig und unendlich machen will.

Es würde mir auch ganz leicht fallen, zu zeigen, daß der gerühmte zulängliche Grund die Wirklichkeit dieſer umſchränkten Weite ſchlecht beſtreitet, wenn es hier erforderlich wäre.

Auf den Beweißgrund ſelbſt antwortet der Herr von Leibnitz aus einem gleichen Tone. Er ſpricht: Gott würde das Weltgebäude niemals in eine ſolche Bewegung ſetzen; und es ſey kein zulänglicher Grund vorhanden, warum er es thun ſolte. Es wäre in der That viel, wenn ein ſo groſſer Weltweiſer nicht eingeſehen hätte, daß es hier gar nicht darauf ankam, ob es Gott wirklich thun würde; ſondern nur, ob er könnte. Denn mich deucht, daß dieſes vor ein Kind begreiflich war. Wenn er alſo etwas Gründliches hätte vorbringen wollen: ſo hätte er zeigen ſollen, daß es Gott unmöglich wäre das Weltgebäude in eine ſolche Bewegung zu ſetzen.

Unterdeſſen meinet es der Herr von Leibnitz ſehr ernſtlich: denn er wirft mit Chimären und Idolatribus um ſich, da man ſeine Widerlegung aus dem zureichenden Grunde nicht annehmen will. Allein ſo gehet es, wenn man auf dieſen Grundſatz allzuſehr erpicht iſt, und die oben angebrachte Grundregel aus den Augen ſetzet, nämlich,

lich, daß man mit dem Satze des zureichenden Grundes, wider den Satz des Widerſpruchs, niemals ſtreiten dürfte. Man will dieſen einmal liebgewonnenen Grundſatz durchgängig und allenthalben anbringen. Man vergißt, daß der Satz des Widerſpruchs der erſte, vornehmſte, und durchgängig allgemeine Grundſatz der menſchlichen Erkenntniß iſt. Ja, man vergißt ſo gar die Art und Weiſe, wie man aus dem Satze des Widerſpruchs ſchließen muß; und folglich kann man auf nichts anders, als auf leere Einbildungen und ſüße Träumereyen verfallen.

Dieſer Beweiſsgrund des Herrn Clarke iſt demnach nichtsweniger als ungeſtoßen. Er ſtehet unbeweglich; und es wird dieſes vielleicht jedermann unmöglich fallen.

Der Herr von Leibnitz antwortet zwar auf dieſen Schluß noch auf eine andre Art. Allein, er wirft ihn dadurch eben ſo wenig über den Haufen. Er ſpricht, zwey Zuſtande, welche von einander nicht verſchieden ſind, wären einerley Zuſtand, und folglich würde es eine Veränderung ohne Veränderung ſeyn, wenn Gott das ganze Weltgebäude in eine Bewegung nach einer geraden oder andern Linie brächte, ohne daß die geringſte Veränderung darinnen vorgienge.

Allein, dieſer Satz iſt gar nicht allgemein, und ſo dann läßt er ſich am allerwenigſten hier anbringen, wenn man nicht Luſt zur Sophiſterey hat. Herr Clarke ſaget mit Recht, daß der Ruheſtand und die Bewegung des

Welt-Gebäudes nicht einerley Zuſtand iſt. Er zeiget dieſes ungemein deutlich, durch das Gleichniß eines Schiffes, das in einer geraden Linie fortgehet, ohne daß es ein darinnen in einem Zimmer verſchloſſener Menſch merken kann. Die Ordnung der in dem Schiffe befindlichen Dinge wird durch die Fortſetzung deſſelben nicht verrückt. Die in den Zimmern befindlichen Menſchen merken nichts von der Bewegung. Dem ohngeachtet iſt dieſe Bewegung ein wirklicher und verſchiedner Zuſtand, und bringen wirkliche und verſchiedene Wirkungen hervor. Hierauf weiß der Herr von Leibnitz nichts gegründeters zu verſetzen: und es wird dieſes wohl niemand widerlegen können.

Laſſet uns nun einen andern Beweißgrund des Herrn Clarke unterſuchen. Er ſpricht, der Raum ſey eine Gröſſe. Da man nun dieſes von der Lage und der Ordnung nicht ſagen könne: ſo ſchließet er, daß der Raum wirklich vorhanden ſey. Herr Clarke ſcheinet hier in der That eine petitionem principii zu begehen, wie ihm der Herr von Leibnitz verwirft. Wir wollen aber ſeinen Beweißgrund in die Ordnung bringen, und die Sache deutlich machen. Es iſt auſſer Streit, daß der Abſtand oder die Weite eines Dinges von dem andern eine Gröſſe ausmache. Denn man kann es abmeſſen; und man kann von einer Sache nicht zugleich etwas bejahen und auch verneinen. Die Gröſſe beruhet nicht in den Dingen. Denn ſie iſt auſſer ihnen. Sie kann auch nicht in der Ordnung beſtehen. Die Ordnung iſt ein gewiſſes Verhältniß der Dinge gegen einander; oder nach des

Herrn von Wolfs Erklährung, die Aehnlichkeit des Mannigfaltigen in der Folge auf und neben einander; und der Herr von Leibnitz ſagt ſelbſt ſehr oft, daß ſie ein pures ens relativum ſey. Die Verhältniß eines Dinges gegen das andre, oder auch die Aehnlichkeit des Mannigfaltigen in der Folge, iſt keinesweges eine Größe. Denn hierinnen wird man nichts gewahr, als den Stand oder Zuſtand eines Dinges in Anſehung des andern.

Wenn nun der Raum die Ordnung der Dinge iſt, die zugleich und neben einander ſind: ſo kann er keine Größe haben. Denn eine Sache die nicht wirklich, ſondern nur eine Folge und Verhältniß von andern Dingen iſt, kann weder Größe noch Ausmeſſung haben. Wirkliche Dinge leiden dieſes nur. Ein Nichts, welches der Raum alsdenn wäre, kann weder Größe noch Abmeſſung, noch ganz und gar keine Eigenſchaft haben; und eine Sache kann nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn. So viel will Herr Clarke ſagen. Wir wollen nun ſehen, was der Herr von Leibnitz hierauf antwortet.

Er behauptet (*), daß auch die Ordnung ihre Gröſſen habe: und er will dieſes damit beweiſen, weil in ihr etwas angetroffen wird, welches vorhergehet und darauf folget. Allein, in dem Vorhergehen und Darauffolgen beſtehet keine Größe. Es kann dieſes nahe oder weit geſchehen, ohne daß das Vorhergehen und Darauffolgen aufhöret. Die Situation und die Ordnung der Körper kon-

---

*) Fünfte Schrift des Herrn von Leibnitz §. 54.

en einerley ſeyn, wenn die Größe des Raums, ſo ſich
eiſchen befindet, ſehr verſchieden iſt.

Der Herr von Leibnitz ſaget ſo gar, daß ſich in der
aume, Weiten und Zwiſchenraume finden. Allein,
heißt in der That eine Sache ſchlecht vertheidigen.
kann derjenige ſich mit Zwiſchenraumen ſchützen, der
Raume keine andere Wirklichkeit, als in Gedanken
egt? Der Herr von Leibnitz nimmt noch ſeine Zu-
t zu der Mathematik. Es kommt aber alles dar-
an, daß er einen unrechten Begriff von den Propor-
en hier anwendet. Clarke ſaget mit Recht, daß die
portionen keine Größen, ſondern Proportionen von
eſſen ſind, weil ſie ſonſt Größen von Größen ſeyn müß-
, welches ungereimt ſeyn würde.

Die Sache iſt vor unſre Abhandlung zu weitläuftig,
daß wir ſie ausführlich beybringen könnten. Wir
ellen alſo unſre Leſer auf die gründliche Gegenantwort (*)
s Herrn Clarke verweiſen. Dieſer Beweißgrund
bet alſo, vor die Wirklichkeit des Raums, gleichfals
unüberwindlich.

Ich könnte noch viele andre Gründe des Herrn Clar-
en anführen, worauf man nichts weniger, als hinläng-
ich, geantwortet hat, zum Exempel, daß aus der gegenſei-
igen Meinung folgen würde, wenn nur ein Körper in
dem Welt-Gebäude vorhanden wäre; ſo könnte er ganz

---

*) Fünfte Antwort des D. Clarke § 54 p. 185.

und gar keine Bewegung haben; desgleichen, daß daraus folgen würde, ein Körper könne niemals im Ruheſtande ſeyn, weil unter den Dingen, die zugleich und neben einander ſeyn, doch alle Augenblicke eines oder das andre die Ordnung verändere.

Ich könnte noch den Grund aus der Erfahrung beybringen, daß es wirklich leere Raume giebt, indem man die Luft aus einem Recipienten herauspumpen kann, und ich könnte zeigen, der Einwurf ſey nicht hinlänglich, daß Strahlen des Lichts und andre ſubtile Materie darinnen vorhanden ſeyn können, weil der Mangel des Widerſtandes wenigſtens ſo viel beweiſet, daß mehr Leeres, als Materie, darinnen vorhanden ſey, und weil man überdies die Strahlen des Lichts zur Noth vermeiden kann. Allein, die Schranken unſerer Abhandlung ſind vor dieſe Ausführung zu enge, und den wenigen Raum, der uns noch übrig iſt, müſſen wir auf einige Beweißgründe, von unſrer eignen Erfindung, vor die Wirklichkeit des Raums verſparen.

Oben kam es in einem Beweißgrunde des Herrn von Leibnitz, darauf an, daß er zeigen müßte, die Sonnenſtrahlen könnten unmöglich zu uns gelangen, wenn nicht alles erfüllet ſey. Dieſes iſt aber ſchlechterdings unmöglich. Vielmehr kann man auf das wahrſcheinlichſte darthun, daß die Sonnenſtrahlen gar nicht bis zu uns gelangen könnten, wenn nicht der Raum zwiſchen der Sonne und den Planeten leer ſey.

Ich glaube, daß ich ohne Widerſpruch vorausſetzen kann, wenigſtens in Anſehung dererjenigen, die dem Raum weiter keinen Platz, als in Gedanken beylegen, daß die Sonne ein irrdiſches Feuer ſey. Gott bedienet ſich zu ſeinen Abſichten der allereinförmigſten und natürlichſten Mittel. Da nun die Wirkung der Sonne durch ein irrdiſches Feuer ganz wohl erkläret werden kann; ſo kann man ſicher behaupten, daß ſie es iſt. Folglich ſind die Strahlen der Sonne, die bis zu uns gelangen, materiell.

Ich glaube nicht, daß die artigen Erfindungen dererjenigen eine Widerlegung verdienen, die das Feuer deswegen aus den materiellen Dingen ausmuſtern wollen, weil es eine ſehr heftige Bewegung der kleinſten Theilchen der Materie iſt. Alles kommt darauf an, daß ſie das Wort Bewegung in einer hieher nicht gehörigen Bedeutung auffaſſen: und kann man ſich wohl eine Bewegung ohne Materie vorſtellen? und geſetzt, daß ſie recht hätten, ſo kann doch das Feuer weiter keine Wirkung haben, als ſo weit ſich die heftige Bewegung, ſeiner im Brand gerathenen Materie, erſtreckt. Es liegt alſo allemal Materie zum Grunde.

Nun deucht mich, iſt es ein andrer unumſtößlicher Grundſatz, daß die Materie der Materie widerſtehet. Dieſes iſt die einzige Eigenſchaft der Materie, welche aus ihrer leidenden Kraft entſpringet. Wir werden uns hierüber ein andermal erklähren. Auch die ſubtilſte Materie thut Widerſtand; und dieſer Widerſtand kommt weder von der Feine, noch von der Grobheit der Materie, ſondern

dern von ihrer Quantität her. Clarke beweiſet dieſes durch den Mercurius ganz offenbahr. Es folgt alſo nicht einmal, daß eine ſubtile Materie weniger Widerſtand thut. Folglich, wenn alles mit Materie angefüllet iſt, ſo müſſen die Sonnenſtrahlen Widerſtand leiden. Nun betrachte man einmal den Unterſchied der Sonnenhitze, der auf einzeln hohen Bergen, und auf der Fläche des Erdbodens iſt, und mache ſich daraus ein Vergleichungs-Maaß gegen die entſetzliche Weite, die zwiſchen uns und der Sonnen iſt, ſo wird man befinden, daß es ſchlechterdings unmöglich wäre, daß das geringſte von den Sonnenſtrahlen zu uns gelangen könnte, wenn der Zwiſchenraum mit Materie erfüllet wäre.

Man wird vielleicht einwenden, daß dieſer Unterſchied der Sonnenhitze aus der gröbern Luft und der verſchiednen Materie herkomme, welche die Erde in der Nähe umgiebt. Allein, ich habe ſchon oben geſagt, daß das Grobe oder die Feine der Materie weder mehr noch weniger Widerſtand verurſachet, ſondern daß dieſes von ihrer Quantität herkomme.

Gleichfals kann man dieſe größere Hitze auf einzeln hohen Bergen (*) nicht den ſchwefelichten und feuerreichen

---

(*) Man verſtehet hier nicht hohe Berge, die in ſtarkgebirgigten Ländern liegen, die aus andern Urſachen allemal kälter ſeyn, als ein plattes Land; ſondern einen einzeln Berg, der in einem platten Lande liegt, und auf deſſen Gipfel es allemal merklich heißer iſt, als unten am Fuß des Berges.

Univ. Bibl. München

chen Dünſten zuſchreiben, die in der Luft, etwan um die Gegenden der Gipfel der Berge wären. Dieſe Dünſte ſteigen aus der Erden. Es müſſen alſo in heiſſen Tagen allemal welche im Aufſteigen begriffen ſeyn. Aus dieſer Urſache müſte demnach die Hitze bis auf die Fläche der Erden gleich und einerley ſeyn. Denn man ſetzet allzu viel voraus, wenn man ſagt, daß dieſe Dünſte allein in der Höhe vorhanden, und daß zu eben der Zeit keine im Aufſteigen begriffen ſind. Ja die Hitze müßte dem ohngeachtet auf der Gleiche des Erdbodens gröſſer ſeyn, wenn man betrachtet, daß die Sonnenſtrahlen auf der Feſtigkeit des Erdbodens zurückprallen, und alſo eine gedoppelte Wirkung verurſachen.

Alles was man noch einwenden kann, iſt, daß die Materie, welche den Raum zwiſchen der Sonne und den Planeten erfüllet, von einer, dem Feuer ähnlichen, Natur wäre, welche die Sonnenſtrahlen mehr beförderte als aufhielte. Allein, das heißt abermals einer ungegründeten und unnöthigen Meinung, welche ſich ohnedem mit der Ordnung des Weltgebäudes ſchlecht zuſammen reimet, allzuviel vorausſetzen. Zudem iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eine dem Feuer ähnliche Materie nicht ſo viel Widerſtand thut, als eine andre. Der Rauch iſt ohne Zweifel eine Materie, die dem Feuer am allerähnlichſten iſt. Ja ſie iſt ſelbſt eine ſehr heftige Bewegung der kleinſten Theile der Materie, und alſo ſelbſt gewiſſer maaſſen ein Feuer. Dennoch thut der Rauch der Hitze des Feuers ſehr groſſen Widerſtand. Man mache nur die Probe, und errege in einer geraden Linie, vor einem ſtarken und hellen Feuer, einen Rauch, entweder durch eine ſchmauchende Materie, oder durch Zucker, oder auf andre Art. Auf dieſer Seite, wo ſich der Rauch befindet, wird man in einerley Weite von dem Feuer die Hitze deſſelben nicht zum dritten Theil ſo ſtark befinden, als auf den Seiten, wo vor dem Feuer kein Rauch befindlich iſt. Es gehöret alſo weit mehr darzu als man zeither vorgebracht hat, nur wahrſcheinlich zu erweiſen, daß die Sonnenſtrahlen, ohne einen leeren Raum, zu uns dringen könnten; und wir werden dieſen Erweiß wohl vergeblich erwarten.

Wir könnten noch viele andre Gründe anführen. Wir wollen uns aber nur noch eines einzigen bedienen, der aber in dem Gemüthe unſrer unpartheyiſchen Leſer nicht den geringſten Zweifel nach ſich laſſen ſoll. Dieſes allein wäre ſchon hinlänglich, die Feinde des Raums zu überwinden, daß man einen gewiſſen in Gedanken betrachten kann, vor ſich allein, ohne die geringſte Abſicht auf die Ordnung der um denſelben befindlichen Dinge. Ich ſage nicht, in Gedanken vorſtellig machen, ſondern betrachten; und dieſes kann man in der That thun, ohne daß es eine bloße Vorſtellung und Einbildung der Gedanken iſt. Allein, die Gegner werden es dennoch mit Gewalt darzu machen; und wenn ſie nicht weiter kommen können, ſo werden ſie doch die Figur, worunter man ſich einen von allen Dingen abgeſonderten Raum vorſtellt, zu einer Ordnung der Dinge in Gedanken machen.

Man muß ihnen alſo etwas nachdrücklichers entgegen ſetzen. Ich bitte demnach alle diejenigen Leſer, die aus ihren Zimmern eine freye Ausſicht haben, daß ſie die Gütigkeit haben wollen, aus ihren Fenſtern mit den Augen grade vor ſich gen Himmel zu ſehen, ſolchergeſtalt, daß ihnen kein ſichtbarer Körper ins Geſichte fället. Sie werden alle ſagen müſſen, daß ſie hier weder Körper noch ein andres Ding erblicken, und ſie werden alle einmüthig bekennen, daß ſie nicht die geringſte Ordnung der Dinge wahrnehmen, weil ſie gar kein Ding ſehen. Die Herren Gegner aber werden doch vermuthlich ſo billig ſeyn, einzuräumen, daß ſie mit den Augen betrachtet werden kann. Denn deswegen iſt eine Ordnung der Dinge, weil man ein gewiſſes Verhältniß eines Dinges gegen das andre, und etwas ſo vorhergehet, und etwas anders ſo nachfolget, wahrnehmen muß.

Wenn nun der Raum weiter nichts als die Ordnung der Dinge iſt, die zugleich und neben einander ſind, was iſt denn dasjenige, was man auf die eben beſchriebene Art ſiehet? Hier ſehen ſie kein Ding, und alſo auch keine Ordnung der Dinge. Wo nun keine Ordnung der Dinge iſt, da kann auch kein Raum ſeyn; denn der Raum iſt ja ſonſt nichts, als die Ordnung der Dinge, die zugleich ſind. Dennoch ſiehet man was; und was denn? Alle gegenſeitige Philoſophen werden es ſelbſt ſagen müſſen: einen Raum. Was vor ungeheure Widerſprüche! Kann man wohl die Vernunft ärger mißbrauchen, wenn man es ſich gleich in der That vorgeſetzet hätte?

Ich kann nicht das geringſte ausfindig machen, was man hierwider einwenden könnte. Man müßte denn darauf verfallen, daß man ſagte, es wären hier dennoch Dinge, nämlich Luft und andre ſubtile Materie. Hierauf antworte ich, daß ja der Raum, nach ihrer Erklährung, weiter nichts iſt, als die Ordnung der Dinge, die zugleich ſind; und ich habe ganz unwiderleglich erwieſen, daß man eine Ordnung der Dinge muß mit Augen wahrnehmen können. Wenn die Herren Gegner ſo einſichtig ſind, daß ſie hier eine Ordnung der Dinge erblicken können, ſo muß ich freylich die Hand auf den Mund legen; und man kann weit herrlichere Entdeckungen von ihnen erwarten.

Wenn ich demnach alle dieſe Beweißgründe, und die offenbare Schwäche der gegenſeitigen vermeintlichen Beweiſe genau betrachte, ſo müßte ich meine Vernunft entſetzlich mißhandeln, wenn ich nicht vollkommen überzeugt ſeyn wolte, daß der Raum keinesweges lediglich in unſern Begriffen, ſondern daß er wirklich vorhanden iſt.

Ob nun zwar ſolchergeſtalt diejenigen Weltweiſen ungezweifelt Recht haben, die den Raum vor etwas wirkliches halten, ſo kann ich doch denen übrigen Begriffen, die ſich einige derſelben von dem Raum machen, gar nicht beytreten. Es iſt nöthig, daß ich hiervon noch in der Kürze handele.

Newton und Clarke ſuchen zu behaupten, daß der Raum eine Eigenſchaft oder eine Folge aus der Wirklichkeit eines ewigen und unendlichen Weſens ſey. Allein, zu geſchweigen, daß ſie ſich hier ſchon ſelbſt widerſprechen, indem

dem der Raum, wenn er etwas wirkliches iſt, wie ſie ſelbſt ſagen, oder welches doch ihre Beweiſe klar in ſich halten, nichts Zufälliges oder keine moraliſche Sache ſeyn kann; ſo ſtehen noch dieſem Begriffe von dem Raume unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Man muß geſtehen, daß der Herr von Leibnitz, da er dieſen Begriff widerleget, ſehr ſtark iſt. Er zeiget, es wird daraus folgen, daß Gott in dem Raume wäre. Denn eine Eigenſchaft kann wohl in der Sache ſeyn; nicht aber die Sache in der Eigenſchaft. Würde man aber ſagen, daß ſich der Raum gleichſam in das Weſen Gottes ergöſſe, oder mit demſelben unzertrennlich vereiniget wäre; ſo würden daraus allerhand ungereimte Folgen entſpringen. Da der Raum in Theile abgeſondert werden kann; da die Körper den Raum erfüllen, da Veränderungen in dem Raume vorgehen, da er in einen Recipienten eingeſchloſſen werden kann; ſo müßte man auch alles dieſes von dem Weſen Gottes ſagen können, oder wenigſtens müßte es doch in dem Weſen Gottes vorgehen, welches aber höchſt ungereimt iſt. Fließet aber der Raum nur aus dem Weſen Gottes heraus, und iſt hernach ein vor ſich beſtehendes wirkliches Ding, ſo würde daraus folgen, daß ihn Gott nicht vertilgen oder in nichts verwandeln könne. Folglich würde er außer Gott ewig und unendlich ſeyn.

Herr von Leibnitz vergißt noch, daß Clarke geſagt hatte, der Raum habe Theilen und Ausmeſſungen. Wenn er nun eine Eigenſchaft des Weſens Gottes iſt:

ſo müßte derſelbe gleichfals Größen und Ausmeſſungen haben.

Auf alle dieſe Gründe antwortet Herr Clarke ſehr ſchlecht: und er war es auch nicht anders vermögend. Denn dieſer Begrif von dem Raume hänget mit ſeinen vorhergehenden Beweiſen vor die Wirklichkeit des Raumes ſehr übel zuſammen. Er mag ſich demnach drehen und wenden, wie er will, ſo kommt doch allemal die Lehre heraus, daß entweder der Raum Gott ſelbſt iſt, oder daß die Welt in Gott iſt. Wie ungereimt aber dieſe Lehrſätze ſind, brauche ich hier nicht auszuführen. Dieſer Begrif von dem Raume iſt alſo nicht darnach beſchaffen, daß wir ihn annehmen könnten.

Dasjenige, worauf der Newtoniſche Begrif von dem Raume hinaus lauft, haben einige andre Engellander, z. E. Heinrich Morus und Raphſon ausdrücklich behauptet, nämlich, daß der Raum Gott ſelbſt ſey. Unter uns haben ſie einen beherzten Nachfolger an dem Herrn D. Rüdiger gehabt. Er macht ſchon unterſchiedene Vorbereitungen zu dieſer Lehre, da er den Carteſianiſchen Begrif von dem Raume widerlegt (*); und endlich ſagt er es mit ausdrücklichen Worten, daß Gott der Raum ſey (**). Seine Beweißgründe ſind ſo ſchlecht, daß man ſich wundern muß, wie ein Mann von ziemlicher Einſicht, als Herr Rüdiger, darauf verfallen können.

---

*) Phyſica Diuin. Lib. I. cap. 8. Sect. 3. 4

**) In append. de monitis cenſor. pag. 79.

Sein einziger philoſophiſcher Beweisgrund iſt, daß ein Geiſt einen Körper umſchlieſſen könne. Das andre beziehet ſich auf den vermeintlichen Beyfall der Schrift und auf die elenden Träumereyen der Rabbinen. Allein nichts iſt ſo falſch, als daß ein Geiſt einen Körper umſchlieſſen könne. Ein Geiſt kann unmöglich Theile haben; in jedem Puncte, wo er iſt, iſt er ganz zugegen, wie kann er demnach ein ausgedehntes Ding, das Theile hat, umſchlieſſen?

Die entſetzlichſten Folgen, die aus dieſer Lehre entſpringen, fallen auch von ſelbſt in die Sinne. Die Hölle und die Teufel würden in Gott ſeyn, und alle Ungerechtigkeit und Bosheit, die in der Welt vorgehet, würde in Gott geſchehen: andre ungereimte Folgen zu geſchweigen.

Man kann alſo nichtsweniger als dieſen Begrif von dem Raume annehmen. Wenn demnach dieſe Begriffe von dem Raume falſch ſind, und wenn dennoch der Raum, wie wir bewieſen haben, nicht lediglich in unſern Begriffen, ſondern wirklich vorhanden iſt, ſo fragt es ſich, was er iſt?

Man kann nicht läugnen, daß dieſe Frage ungemein ſchwer zu beantworten iſt. Da der Raum keine Eigenſchaft und Folge aus dem Weſen Gottes ſeyn kann; ſo würde es weit ungereimter ſeyn, wenn man ihn vor eine Eigenſchaft oder Folge von den erſchaffenen Dingen anſehen wolte. Er iſt alſo ein wirkliches Ding. Allein, wir haben nur zwey Claſſen der wirklichen Dinge, nämlich

Geiſter und Körper; zu welcher Claſſe werden wir alſo den Raum rechnen? Ein Geiſt kann er nicht ſeyn; denn wir haben den Augenblick vorher gefunden, daß ein Geiſt keine ausgedehnte Dinge in ſich ſchlieſſen kann. Ein Körper kann er gleichfals nicht ſeyn; denn es ſchlieſſet in der That einen ſubtilen Widerſpruch in ſich, ein Raum, das iſt nach unſerm Beweiß, an und vor ſich ſelbſt ein leeres Ding, und doch körperlich ſeyn.

Alle unſre Beweißgründe widerſtreiten auch dieſem Begrif. Denn entweder er würde alsdenn mit den Körpern einerley ſeyn, wie Carteſius geſagt, oder er würde eine Ordnung der körperlichen Dinge ſeyn, und ohne Körper nicht beſtehen können, wie die Herren von Leibnitz und Wolf behaupten. Man kann auch die Bewegung und die Ordnung des Weltgebäudes mit dieſem Begriffe nicht zuſammen reimen. Dieſe Schwierigkeiten ſind alſo unüberwindlich, und es iſt gewiß, daß er weder Geiſt noch Körper ſeyn kann.

Allein, werden wir wohl den Raum aus der Wirklichkeit der Dinge ausmuſtern dürfen, weil wir ſein Weſen nicht erkennen? Wird es wohl einen Schluß wider die Wirklichkeit des Raums abgeben, daß er unter die Claſſe der Dinge nicht gebracht werden kann, die wir wiſſen, daß ſie vorhanden ſind? Ich halte es nicht. Wir erkennen das Weſen der Dinge noch ſehr wenig; nur das Aeuſſere von den Werken Gottes erkennen wir. Wenn alſo unſre Unerkenntniß ſo viel wirken könnte, daß wir an der Wirklichkeit der Dinge zweifeln dürften, ſo würden wir an den meiſten Dingen zweifeln müſſen; denn das Weſen der Dinge iſt uns größtentheils verborgen.

Wir würden auch ſehr verwegen ſchließen, wenn wir behaupten wollten, daß Gott ſonſt nichts, als Geiſter und Körper, hätte erſchaffen können, und wir würden Gottes Allmacht und Weisheit durch die aus unſerer Unerkenntniß herrührende Eintheilung der Dinge Schranken ſetzen. Es können in der großen und unbegreiflichen Stadt Gottes noch viele andre Dinge ſeyn, die weder Geiſter noch Körper ſind, ohne daß ſie deswegen nicht wirklich ſeyn werden.

Wenn ich demnach in der Kürze meine Begriffe von dem Raume ſagen ſoll, ſo ſind es folgende; da es ganz unläugbare Vernunftſchlüſſe beweiſen, und da es die Einrichtung des Weltgebäudes ganz unumgänglich erfordert, daß der Raum nicht nur in unſern Begriffen, ſondern wirklich verhanden ſeyn muß, wenn wir nicht auf leere Einbildungen und Träumereyen verfallen wollen: ſo iſt der Raum ein wirkliches Ding, ob wir gleich ſeine Natur und Weſen nicht einſehen können. Weil außer Gott keine ewigen und unendlichen Dinge verhanden ſeyn können, und weil Gott zu ſeinem Daſeyn keines Raumes nöthig hat: ſo iſt er erſchaffen. Die Weisheit Gottes hat dieſe Erſchaffung vor nöthig gefunden, weil etwas da ſeyn mußte, worinnen die Dinge verhanden ſeyn könnten. Da er erſchaffen iſt, ſo kann ihn Gott auch wieder vernichten. Allein, er wird dieſes nicht thun, weil das in alle Creatuſen Dinge vorhanden ſeyn werden, die zur Welt gehören. Endlich iſt nach meiner Erklährung der Raum der Aufenthalt der Dinge und der Begriffe.

Zum Beſchluß muß ich noch eine kleine Erinnerung machen. Diejenigen Weltweiſen, welche zeither die Wirklichkeit des Raums geläugnet haben, werden dieſe Abhandlung, nachdem ſie dieſelbe geleſen haben, unter einer großen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt mit einem höhniſchen Lächeln bey Seite legen, und das Beſcheidenſte, was ſie bey ſich ſelbſt denken werden, wird gewiß folgender Geſtalt lauten: Man ſiehet es wohl, werden ſie ſagen, daß der Verfaſſer noch allzuſehr an den Sinnen und der Einbildungskraft klebet; und in die höhere Vernunft iſt er noch gar nicht eingedrungen. So werden ſie gewiß ſagen. Denn ſo weit iſt es mit der Weltweisheit gekommen, daß man glaubt, alle ſinnreiche Träumereyen entſtänden in einer weit höhern Sphäre der Vernunft, die von dem Betruge der Sinnen und der Einbildungskraft unendlich weit entfernet wäre.

Allein, ich kann ihnen nicht bergen, daß mich dergleichen Reden im geringſten nicht rühren. Ich weiß ſehr wohl, daß diejenigen ſchlechte Weltweiſen ſind, die nicht weiter gehen, als ſie die Sinnen leiten. Allein, ich weiß auch, daß alle leere Erfindungen in der Weltweisheit daher entſtehen, daß man die offenbahren Wahrheiten der Sinne, durch einen vermeintlichen höhern Gebrauch der Vernunft aus den Augen ſetzet. Wenn dieſen Herren die Wahrheit lieb iſt, ſie mag herkommen, von wem ſie will; ſo werden ſie es nicht übel nehmen, daß ich einen kleinen Unterricht in der Sache gebe.

Vermuthlich werden ſie doch die Gütigkeit haben, einzuräumen, daß uns Gott die Sinnen nicht umſonſt gegeben hat; vielweniger, daß wir dadurch geäffet und betrogen werden ſolten. Dieſes würde ſich mit der Weisheit eines allerhöchſten Weſens, und mit der Gütigkeit gegen ſeine Geſchöpfe ſchlecht zuſammen reimen laſſen; und man kann ohne Gotteslaſterung nicht darauf verfallen. Hieraus folget nun, daß folgende Grundregel unumſtößlich wahr iſt: Alles was wir mit den Sinnen erkennen, iſt ganz ohnfehlbar wahr, und iſt wirklich vorhanden: allein die Art und Weiſe, wie es iſt, läßt ſich durch die Sinnen ohne Irrthum nicht einmal beſtimmen. Man müßte ſich eine wunderliche Vorſtellung von Weltweiſen machen, welche dieſe Grundregel nicht annehmen wolten:

Man nimmt auch dieſen Satz an. Ich habe ihn vor kurzen in einer Schrift geleſen (*), welche die Monaden, eine eben ſo leere Erfindung, als die Ausrottung des Raumes iſt, vertheidiget, und welche die Begriffe der Sinnen ſehr beſtreitet, die aber ſonſt ſehr wohl geſchrieben iſt, und die viel nützliche Sachen in ſich enthält. Allein, es iſt nur zu bedauren, daß man dieſe Regel im Philoſophiren

---

*) Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper §. 12 S. 7.

phiren nicht allemal anwendet. Daraus entſtehen aber eben die leeren Empfindungen in der Weltweisheit, und daß man alle ſinnreiche Träumereyen ſogleich vor Wahrheiten annimmt. Wenn nun die gegenſeitigen Weltweiſen dieſe Grundregel bey meiner Schrift anwenden wollen; ſo wird ſie ihnen vielleicht nicht verächtlich ſcheinen. Wir erkennen ganz unſtreitig durch die Sinnen, daß der Raum iſt. Alſo kann er kein Unding ſeyn, ſondern er iſt wirklich vorhanden. Die Art und Weiſe aber, wie der Raum iſt, hat niemand durch die Sinnen begreiflich machen können.

Johann Heinrich Gottlobs von Juſti

Moraliſche und Philoſophiſche Schriften.

Zweyter Band.

Berlin, Stettin und Leipzig,
im Verlag Johann Heinrich Rüdigers,
1760.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
bibliothek

Verzeichniß
derer in dieſem Zweyten Bande befindlichen Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.
Moraliſche Abhandlungen.

1. Betrachtung über die Macht der Liebe bey vernünftigen und tugendhaften Perſohnen S. 3
2. Die Geſchichte des Stryanges und der Zarine 15
3. Von den Gränzen der Neubegierde und des Vorwitzes 22
4. Von der Beſchaffenheit und den äußerlichen Kennzeichen der Demuth und der Hoffarth 30
5. Betrachtungen über die Freundſchaft 43
6. Von den unnützen Bemühungen einiger Gelehrten 56
7. Von den vergeblichen Verſprechungen einiger Menſchen 60
8. Von der hohen Einbildung, die man von ſeiner Nation hat 70
9. Von denen Wankelmüthigen 74
10. Daß viele Menſchen ganz ohne Endzweck leben 79
11. Gedanken über die Frage: Warum Gott in Kriegen der gerechten Sache nicht allemal den Sieg gebe? 86
12. Von dem Unterſchiede der Gelaſſenheit und der Leichtſinnigkeit 102
13. Gedanken von dem Ceremoniel unter den Privat-Perſohnen 109
14. Von dem Nutzen der Academien der Wiſſenſchaften 125
15. Die Luſt, Schaden zu thun 141
16. Von dem Schein der Beſchäfftigung 156
17. Betrachtungen über einige laſterhafte Eigenſchaften

ten vieler geringen und armen Leute, wenn ſie zu Reichthum und Ehre gelangen S. 160
18. Ob man ſich vor gebrechlichen Leuten in Acht nehmen müſſe? 168
19. Ob der Eheſtand den Unterſchied der Stände und die üble Geſtalt der Welt verurſache? 175
20. Auszug eines Schreibens von dem Eheſtande 185
21. Erweiß, daß der Eheſtand in dem natürlichen Recht gegründet ſey 193
22. Ob eine gute Erziehung der Kinder allemal ihre Wirkung thun müſſe? 206

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

1. Einwürfe wider die Unterſuchung von der Wirklichkeit des Raums S. 217
2. Beantwortung der Einwürfe wider die Wirklichkeit des Raums 246
3. Daß Hr. Böldike ſein Lehrgebäude von dem Urſprunge des Böſen unzureichend vertheidiget habe 286
4. Kurzer Beweiß, daß in der Welt nichts ſo böſe iſt, welches nicht zu etwas gut ſey 294
5. Die Nothwendigkeit des Böſen in der beſten Welt 304
6. Jani Nicli Hilarii S. P. S. beſcheidene Anmerkungen über die vorhergehende Abhandlung 344
7. Beſcheidene Antwort auf des Herrn Nicli Hilarii Einwürfe 388
8. Erweiß, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey 437
9. Unterſuchung der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, worinnen der Ungrund derſelben gezeiget wird, eine Preiß-Schrift 485
10. Anhang zu der Unterſuchung der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen 545

Erſte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

I.

Betrachtung
über die
Macht der Liebe bey vernünftigen und
tugendhaften Perſohnen.

Unter allen Leidenſchaften, welche ſich des menſchlichen Herzens bemächtigen, iſt ſonder Zweifel die Liebe die allerheftigſte; und die Wirkungen, die ſie hervorbringt, ſind öfters ganz erſtaunend. Wir ſehen Könige alle ſchimmernde Hoheit ihrer Cronen, alle ihre Macht und allen ihren Stolz zu den Füßen einer von ihren geringſten Unterthanen niederlegen; und die gröſten Helden, welche die erhabenſten Seelen beſitzen, laſſen ſich öfters aus einer unſinnigen Liebe gegen die laſterhaften Perſohnen zu den allerunwürdigſten Handlungen verleiten.

Ein Alexander, der die Bezwingung der Welt nur ſeines Ruhms halber unternimmt, und der lieber gar nicht ſiegen, als niederträchtig ſiegen will, zündet einer liederlichen Weibesperſohn zu gefallen eine beträchtliche Frucht ſeiner Siege die Hauptſtadt Perſepolis an, und läßt zugleich einen großen Theil ſeines Ruhms mit im Rauch aufſteigen: und ein Antonius, deſſen Tapferkeit Julius Cäſar die Bezwingung der Hälfte der Welt größten Theils ſchuldig war, erwählet auf die ſchändlichſte Art die Flucht, ſo bald er ſeine unſinnig geliebte Cleopatra fliehen ſiehet.

Selbſt diejenigen, welche bereits vollkommnen und liebenswürdigen Perſohnen ihre Zärtlichkeit ſchuldig ſind, laſſen ſich gegen die allerunwürdigſten Perſohnen mit unreinen Flammen einnehmen. Eine Fauſtine, die weder unzüchtig noch unvernünftig iſt, die Tochter eines großen und weiſen Kaiſers, und die einen gelehrten, wohlgeſtalten und liebenswürdigen Gemahl hat, wird mit unwürdiger Gluth gegen einen niederträchtigen Fechter entzündet.

Was am erſtaunenswürdigſten iſt, die größten Gelehrten, die beſten Weltweiſen, die in den Grundſätzen einer wahrhaften Vernunft und einer geſunden Sittenlehre die ſtärkſten Waffen wider die Anfälle der verderbten Leidenſchaften haben könnten, erliegen unter ihren unordentlichen Begierden. Die berüchtigte Hure Lais hat ſich gerühmet, mehr Philoſophen bey ſich zu ſehen, als andre Arten von Leuten: und ein großer Demoſthenes, der die Weltweisheit und die richtigſten Begriffe der Sittenlehre mit einer vollkommenen Beredſamkeit vereiniget, iſt ſchon im Begriffe, ſeine unreinen Leidenſchaften zu vergnügen.

Wir getrauen uns nicht zu behaupten, daß der größte Theil der Gelehrten zu unſern Zeiten mehr Herrſchaft über ihre Leidenſchaften in ihrer Gewalt haben. Wenigſtens haben wir Beyſpiele von den größten Gelehrten, die ganz ein anderes zu Tage legen. Ein großer Leibnitz, der in ſeiner Theodicee und in ſeinen andern Schriften eine ſehr erleuchtete Vernunft, und die richtigſten Begriffe von der Natur des Menſchen und einer reinen Sittenlehre zu erkennen giebt, ſoll, wie man in öffentlichen Schriften erzählet, einen natürlichen Sohn gezeuget haben; und der eben ſo große Newton, dieſer tiefſinnige Geiſt, der in ſeiner Perſohn die Kräfte der menſchlichen Vernunft faſt auf den höchſten Gipfel gebracht hat, iſt der Vater einer unehlichen Tochter geworden.

Pope, dieſer Homer unſrer Zeiten, dieſer ſtrenge Sittenrichter, iſt vielleicht gegen die ſchöne Blount empfindlicher geweſen, als die Liebe von dieſer Gattung über einen ſo großen Mann von Rechtswegen herrſchen ſolte: und eine Menge andrer Beyſpiele würden vielleicht nicht ſchwehr aufzubringen ſeyn, wenn es rathſam wäre.

Hat denn aber die Liebe, oder vielmehr die unordentliche Liebe, ſo erſtaunende Macht über die Herzen der Menſchen, daß ihr auch die Weiſeſten auf Erden nicht genugſamen Widerſtand thun können? Und ſind denn eine geläuterte und wahrhaftige Vernunft und die Grundſätze einer geſunden Sittenlehre nicht mächtig genug, die unreinen Begierden zu unterdrücken? Kurz, was hat die Liebe vor Macht über vernünftige, tugendhafte und geſetzte Seelen, und wie weit kann ſie gehen, ehe ſie dieſen Nahmen verliehret und zum Laſter wird? Laſſet uns hierüber einige Betrachtungen anſtellen.

Diejenige Leidenſchaft, die man in der Welt mit dem Nahmen der Liebe beleget, iſt von ſo verſchiedener Natur, daß wir ſie vor allen Dingen durch beſondre Arten aus einander ſetzen müſſen, wenn wir unſre Betrachtungen auf einen richtigen Grund bauen wolien. Indem wir Vollkommenheiten an einer Perſohn wahrnehmen oder wahr zu nehmen vermeinen; ſo empfinden wir ein Vergnügen. Dieſe Beſchaffenheit, in der wir uns gegen dieſe Perſohn befinden, wird Liebe genennet. Wir wollen ſie aber hier mit dem Nahmen der Neigung belegen, und ſie ſoll die erſte Art der Liebe ausmachen.

Dasjenige, was unſern Zuſtand vollkommener macht, iſt etwas gutes. Vollkommenheiten ſind alſo Güther: und wenn wir an einer Perſohn Vollkommenheiten gewahr werden, ſo werden wir Güther gewahr. Die Perſohn, an deren anſchauenden Vollkommenheiten wir Vergnügen finden, iſt demnach ſelbſt ein Guth. Weil die Erlangung eines Guths unſern eignen Zuſtand vollkommner macht: ſo kann ſich, wenn das Vergnügen über die anſchauenden Vollkommenheiten einer Perſohn fortdauernd iſt, ein Verlangen einfinden, dieſelbe zu beſitzen.

Indem wir die Vollkommenheiten einer Perſohn, als ein Guth anſehen, das wir zu beſitzen wünſchen, ſo haben wir uns entweder davon undeutliche oder deutliche Vorſtellungen gemacht. Sind die Vorſtellungen von dieſem Guthe nur undeutlich geweſen: ſo ſind es nur unſre Begierden, welche dieſes Guth verlangen, und hier haben wir die andre Art der Liebe, welche aber dieſe Benennung nicht verdienet, ſondern die mit dem Nahmen einer unordentlichen Leidenſchaft beleget werden muß.

Hingegen wenn wir deutliche Vorſtellungen von dem Guthe, das wir zu beſitzen verlangen, gehabt haben, ſo haben wir unterſucht, ob wir ein wahres oder ein Scheinguth überkommen werden, ob die Luſt, ſo wir aus den anſchauenden Vollkommenheiten deſſelben empfinden, dauerhaft ſeyn, oder ſich in Unluſt verkehren wird. Wenn wir nun befinden, daß wir nach einem wahren Guthe ſtreben, daß es unſern Zuſtand in der That vollkommner machen, und daß unſre Luſt darüber beſtändig dauerhaft ſeyn wird; ſo entſpringet diejenige ſehnſuchtsvolle Zärtlichkeit, welche die dritte Art der Liebe ausmachet, und welche allein mit dieſem Nahmen belegt zu werden verdienet.

Weil wir auch ein dergleichen Guth ohne ſeine eigne Einwilligung nicht erlangen können, oder, weil es wenigſtens alsdenn unſern Zuſtand nicht vollkommner machen würde: ſo ſiehet man leicht, warum ſich ein Liebhaber gegen ſeine Geliebte auf alle erſinnliche Art gefällig bezeiget, und alles anwendet, ihre Gegenliebe zu erhalten. Wir haben dieſes alles in verſchiedenen Abhandlungen der ſatyriſchen und moraliſchen Schriften weitläuftiger zu beweiſen Gelegenheit gehabt.

Nunmehr werden wir weit ſicherer beſtimmen können, was die Liebe vor Macht über vernünftige und tugendhafte Menſchen haben kann. Man wird aber vielleicht ſchon vorausſehen, daß wir eine richtige Vernunft und eine wahrhaftige Tugend erfordern. Eine Vernunft, die unter der Sclaverey der Leidenſchaft iſt, ſo herrliche Schlüſſe ſie auch bey andern Gelegenheiten hervorbringt, und Scheintugenden ſind keine Eigenſchaften, welche die Gegenſtände unſrer Betrachtung beſitzen müſſen.

Da uns der große Schöpfer einen Trieb eingelegt hat, unſern Zuſtand vollkommner zu machen: und da der größte Bewegungsgrund unſrer Eigenliebe darinnen beſtehet, daß wir Vollkommenheiten an uns wahrzunehmen glauben: ſo iſt es gewiß, daß wir gleichfals ein Vergnügen oder Luſt empfinden müſſen, wenn wir an andern Perſohnen Vollkommenheiten entdecken, oder zu entdecken vermeinen.

Wir ſind demnach nicht im Stande, die erſten Bewegungen der Liebe in unſrer Seele zu verwehren, und ſo bald wir an einer Perſohn Vollkommenheiten wahrzunehmen glauben, ſo haben wir einen Wohlgefallen an derſelben. Wir ſehen ſie mit Luſt. Wir fühlen den erſten Grad der Liebe in uns, die wir die Neigung genennet haben, und wir würden uns nur vergeblich bemühen, dieſe Bewegungen unſrer Seele auszurotten. So lange ſie in unſern Augen ſo bleibt, als wir uns dieſelbe vorgeſtellet haben, ſo empfinden wir auch wider unſern Willen ein Vergnügen an ihren anſchauenden Vollkommenheiten, und wir lieben ſie folglich.

Der vernünftigſte und tugendhafteſte Mann iſt alſo nicht vermögend, dieſe erſte Art der Macht der Liebe über ſich zu verhindern. Allein es iſt weit gefehlet, daß die Wirkung der Liebe ſo mächtig ſeyn ſolte, daß er einer ſehnſuchtsvollen Zärtlichkeit, oder einer unordentlichen Leidenſchaft nicht genugſamen Widerſtand thun könnte.

Ein wahrhaftig vernünftiger Mann muß ſich allemal von demjenigen, was er gedenket oder verlanget, deutliche Vorſtellungen zu machen ſuchen. Hierinnen beſtehet das eigentliche Kennzeichen eines vernünftigen Mannes. Denn wer ſich durch undeutliche Vorſtellungen entſchlieſſet, der folget den Sinnen und der Einbildungskraft, und folglich den Leidenſchaften. Er überläßt ſich alſo der Herrſchaft derſelben, und ſeine Vernunft ſelbſt macht er zum Sclaven ſeiner Begierden, welches allemal den untrüglichſten Beweis der Unvernunft in einem Menſchen ausmacht.

Wenn ſich demnach ein vernünftiger Mann von der Vollkommenheit einer Perſohn, die ihm Vergnügen erwecket, nothwendig deutliche Vorſtellungen machen muß: ſo muß er unumgänglich den Grund dieſer Vollkommenheiten unterſuchen. Er gelanget demnach zu einer deutlichen Erkenntniß, ob es wahrhaftige oder Schein-Vollkommenheiten ſind, deren Anſchauen ihn vergnüget. Findet er, daß es nur Schein Vollkommenheiten ſind: ſo wird das Vergnügen, ſo ihm die vormahlige undeutliche Erkenntniß erweckte, von ſelbſt hinweg fallen. Iſt er aber durch hinlängliche Gründe überzeugt, daß es wahrhaftige Vollkommenheiten ſind: ſo kann ſich kein Verlangen bey ihm regen, durch die Erlangung dieſes Guthes ſich ſelbſt vollkommner zu machen, ohne daß er ſich abermals deutliche Vorſtellungen macht, ob ſich ſeine Beſchaffenheiten gegen dieſes Guth ſo verhalten, daß ihm die Erlangung deſſelben ein dauerhaftes Vergnügen gewähren wird.

Er kann alſo unmöglich von einer unordentlichen Leidenſchaft hingeriſſen werden, weil er deutlich einſehen muß, daß es kein dauerhaftes Vergnügen iſt, ſeine unreinen Begierden zu vergnügen, ſondern, daß er ſich vielmehr dadurch mit einem Laſter beflecken„ und ſich mithin Schaam, Reue, Gewiſſensbiſſe und wohl offenbahre Schande und folglich Unluſt zuziehen werde.

Eben ſo wenig kann eine wahrhaftige Liebe Gewalt über ihn gewinnen. Denn wenn er nach deutlichen Vorſtellungen gefunden hat, daß er gegen dieſes Guth nicht in einem ſolchen Verhältniſſe ſtehet, daſſelbe erlangen zu können, oder daß es ſeiner Beſchaffenheit nach kein beſtändiges Vergnügen vor ihn ausmachen wird; ſo kann ſich diejenige ſehnſuchtsvolle Zärtlichkeit„ deren Natur lediglich in einem inbrünſtigen Verlangem und Bemühen dieſes Guth zu erhalten beſtehet, unmöglich ſeines Herzens bemeiſtern.

Es iſt alſo unwiderſprechlich gewiß, daß ſich zwar ein vernünftiger Menſch einer Neigung gegen die anſchauenden Vollkommenheiten einer Perſohn niemals erwehren kann. Allein, die Macht der Liebe kann niemals ſo ſtark ſeyn, daß er einer unordentlichen Leidenſchaft und einer inbrünſtigen Zärtlichkeit nicht widerſtehen könnte. Er empfindet alſo ein Vergnügen über die Vollkommenheiten, die er an einer Perſohn wahrnimmt. Er fühlet angenehme Regungen ſeines Herzens, wenn er ſie ſiehet oder ſich ihrer erinnert. Kurz, eine gewiſſe Neigung zwinget ihn, ihr günſtig zu ſeyn.

Niemals aber wird er von den wallenden Begierden der Wolluſt angetrieben, ſich nach einem verbothenen Umgange mit ihr zu bemühen, und niemals vermiſchet ſich das wilde Feuer der Geilheit mit den vergnügten Blicken der Augen, die auf ſie ſehen. Niemals verwandelt ſich das Vergnügen über ihre anſchauenden Vollkommenheiten

heiten in ein inbrünſtiges Verlangen, ſie zu beſitzen, und niemals bemächtiget ſich diejenige ſehnſuchtsvolle Zärtlichkeit, womit die wahrhaftig Verliebten nach Gegengunſt ſeufzen, ſeines Herzens.

Er iſt nämlich vollkommen überzeuget, daß entweder die Beſitzung dieſes Guthes ſeiner Beſchaffenheit nach unmöglich erlanget werden kann, oder daß es doch vor ihn kein wahrhaftes und beſtändiges Guth ſeyn würde, und die deutlichen Vorſtellungen, die er ſich hievon gemacht hat, müſſen unumgänglich die Gedanken in ihm hervorbringen, die Ovidius einem Frauenzimmer in den Mund leget:

Ferrea, crede mihi, non ſum, ſed amare recuſo.
Illum, quem fieri vix puto poſſe meum.

Ein wahrhaftig vernünftiger Menſch ſchlieſſet zugleich einen tugendhaften Menſchen bey nahe ſchon völlig in ſich. Denn wer ſich nur nach vorhergehenden deutlichen Vorſtellungen zu etwas entſchlieſſet; oder vielmehr, wer das Vermögen hat, die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange einzuſehen, der iſt weit entfernet, ſeine Handlungen nach dem Antriebe der Sinnen, der Einbildungskraft und der verderbten Leidenſchaften einzurichten, mithin wird er nicht laſterhaft ſeyn.

Allein, weil nicht laſterhaft ſeyn noch keine Tugend ausmacht: ſo iſt ein tugendhafter Menſch dennoch noch von einem vernünftigen unterſchieden. Wir erklähren aber einen tugendhaften Menſchen als einen ſolchen, der eine Fertigkeit der Seele beſitzet, ſeine Pflichten auszuüben, oder, welches einerley iſt, ſeine Handlungen den naturnatürlichen Geſetzen gemäß einzurichten. Wenn wir allemal fertig ſind, unſre Pflichten zu vollbringen, ſo wird eine unordentliche Leidenſchaft niemals wider unſern Willen Gewalt über uns erlangen.

Es iſt ohne Zweifel eine unſrer Pflichten gegen uns ſelbſt, die wir auch aus dem natürlichen Lichte erkennen, daß wir uns von keinen wollüſtigen und unreinen Begierden hinreißen laſſen ſolten; und es ſtreitet weit mehr wider die Pflichten gegen uns ſelbſt, wenn wir dieſelben in der That zu vergnügen ſuchen. Wenn wir unſre Pflichten gegen uns ſelbſt erfüllen: ſo kann auch ſo gar eine wahrhaftige Liebe wider unſern Willen keine Wurzel in uns ſchlagen. Es würde thöricht ſeyn, die Unmöglichkeit der Erlangung eines Guthes einzuſehen, oder es unſrer Beſchaffenheit nach, vor kein beſtändiges Guth zu halten, und ſich dennoch mit einem inbrünſtigen Verlangen nach demſelben zu martern. Die Bemühung, die Ruhe unſrer Seelen zu befördern, iſt unſtreitig eine der vornehmſten Pflichten gegen uns ſelbſt. Wie wenig werden wir aber derſelben hierbey eine Genüge leiſten.

Man muß aus dem, was wir ausgeführet haben, zur Genüge überzeuget ſeyn, daß die Schönheit, wenn ſie auch noch ſo vollkommen wäre, einen vernünftigen und tugendhaften Menſchen nicht zwingen kann, wider ſeinen Willen, weder unreinen Flammen, noch einer wahrhaftigen Zärtlichkeit gegen ſie Platz zu geben. Wir getrauen uns nicht, zu behaupten, daß die Schönheit allein den Bewegungsgrund einer wahrhaftigen Liebe bey einem vernünftigen und tugendhaften Menſchen ausmachen müſſe. Es iſt wahr, daß wir uns einer Luſt über die Schönheit der

Natur, wenn wir eine hinlängliche Erkenntniß davon beſitzen, nicht erhalten können, und man kann die Gedanken des Plato nicht ganz und gar verwerfen, der davor hält, daß die Schönheit der erſcheinenden Dinge auch wider unſern Willen ein Vergnügen oder Liebe in uns errege, weil ſie ein Abriß und Schatten der göttlichen Schönheit wäre, die, als das allerhöchſte Guth, uns nothwendig Liebe einflößen müßte, ſo bald ſie ſich unſrer Erkenntniß deutlich vorſtellete.

Allein hieraus folget noch nicht, daß wir etwas mehr als eine Luſt an der Schönheit, oder etwas mehr, als den erſten Grad der Liebe, vor ſie haben müſſen. Es iſt vielmehr unſtreitig offenbar, daß derjenige, der den Zuſammenhang der Wahrheiten deutlich einſiehet, und eine Fertigkeit beſitzet, ſeine Pflichten zu erfüllen, wider die größten Schönheiten allemal Stärke genug hat, ſich weder von einer unordentlichen Leidenſchaft, noch von einer wahrhaftigen Liebe, einnehmen zu laſſen. Wenn wir nun über dieſes die heiligen Waffen der Religion zu Hülfe nehmen: ſo kann die Macht der Liebe über vernünftige und tugendhafte Perſohnen niemals ſo außerordentlich ſeyn, daß ſie nicht allemal Kräfte genug hätten, derſelben zu widerſtehen.

Ungeachtet, daß wir hieraus ganz ſicher den Schluß machen können, daß alle diejenigen, die ſich von einer unordentlichen und gewaltſamen Liebe gleichſam wider ihren Willen hinreißen laſſen, wenn ſie gleich in ihren übrigen Handlungen viele Vernunft und Tugend veroffenbahren, nichts weniger, als wahrhaftig vernünftig und tugendhaft ſind. Wenn anders die menſchliche Natur in der That ſo viel Stärke hat, wahrhaftig vernünftig und tugendhaftig zu ſeyn. Es iſt unſtreitig, daß ſie etwas wollen, ohne ſich vorher deutliche Vorſtellungen gemacht zu haben. Sie folgen alſo den Sinnen, der Einbildungskraft und den Begierden, welches nicht die Merkmaale vernünftiger Menſchen ſeyn ſolten; und da ſie hier nichts weniger, als ihre Pflichten beobachten: ſo müſſen ſie wohl auſſer Streit keine Fertigkeit beſitzen, ihre Handlungen allemal den natürlichen Geſetzen gemäß einzurichten.

Die Reiſen des Cyrus des Herrn Ramſai enthalten eine Geſchichte in ſich, die gleichſam vor unſre gegenwärtige Betrachtung entworfen zu ſeyn ſcheinet. Sie führet eine Perſohn auf, die an dem iſt, unter der Stärke einer unordentlichen Leidenſchaft zu erliegen. Sie ſtellet uns aber auch eine Perſohn dar, die zwar die erſten Bewegungen der Liebe gegen die anſchauenden Vollkommenheiten eines andern nicht verläugnet, die aber in der Vernunft und der Tugend Stärke genug findet, einer unordentlichen Leidenſchaft Widerſtand zu thun. Wir wollen ſie unſern Leſern mittheilen, und eine freye Ueberſetzung davon machen.

* * *

II.

Die Geſchichte des Stryanges und der Zarine.

Zu Zeiten des Cyaxares, Sohnes des Phraortes, entſpann ſich ein blutiger Krieg zwiſchen den Saquern und Meden. Dem Kriegsheere des Cyaxares war ſein Eydam Stryanges als oberſter Befehlshaber vorgeſetzet, der einer der tapferſten und vollkommenſten Prinzen von ganz Orient war. Er hatte Rhetea, die Tochter des Kaiſers geheurathet, die ſchön, voller Geiſt und liebenswürdig war. Sie liebten ſich beyderſeits mit einer übereinſtimmenden Zärtlichkeit, welche zur Zeit noch nichts beunruhiget, oder verringert hatte.

Zarine, Königinn der Saquer, ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze ihres Kriegsheeres. Sie vereinigte alle Annehmlichkeiten ihres Geſchlechts mit heldenmäßigen Eigenſchaften. Da ſie an dem Mediſchen Hofe erzogen war: ſo hatte ſie von ihrer Kindheit an eine aufrichtige Freundſchaft mit der Rhetea aufgerichtet.

Ganzer zwey Jahre konnten ſich beyde Kriegesheere keines beſondern Vortheils rühmen. Man machte öfters Waffenſtillſtand, um vom Frieden zu handeln: und in dieſen friedlichen Zwiſchenzeiten ſahen ſich Zarine und Stryanges. Die groſſen Eigenſchaften, die ſie an einander wahrnahmen, erregten gar bald eine Hochachtung unter ihnen; und durch dieſe Hochachtung ſchlich ſich unvermerkt die Liebe in das Herz des Prinzen ein. Er ſuchte nun nicht mehr den Krieg zu endigen, aus Furcht, daß er von der Zarine getrennet werden würde. Er machte aber öfters Waffenſtillſtand, an welchem die Liebe mehr Antheil hatte, als die Staatsklugheit.

Endlich empfieng er von dem Kaiſer Befehl, ein Treffen zu liefern, das der Sache einen Ausſchlag geben könnte. Mitten in der Hitze der Schlacht ſtieſſen die beyden Oberhäupter der Kriegsheere auf einander. Stryanges wolte den perſöhnlichen Streit mit der Zarine vermeiden. Allein, die Königin der Saquer war noch unempfindlich. Sie griff ihn ſelbſt an, und zwang ihn, ſich zu vertheidigen; indem ſie ihm zurief: Laſſet uns das Bluth unſrer Unterthanen erſpahren! wir beyde allein wollen den Krieg endigen.

Die Liebe und die Ehre reizten zu gleichen Theilen dieſen jungen Helden. Er fürchtete ſo wohl zu überwinden, als überwunden zu werden. Indem er das Leben der Zarine ſchonte: ſo ſetzte er öfters ſein eigenes der Gefahr aus. Endlich fand er ein Mittel den Sieg zu erhalten, ohne weder ſeiner Liebe noch ſeiner Ehre Abbruch zu thun. Er warf ſeinen Wurfſpies ſo geſchickt, daß er das Pferd der Königin durchbohrte, welche ſodann von dem fallenden Pferde mit fortgeſchleppet wurde.

Stryanges eilte zu ihrem Beyſtande, und verlangte keine andre Frucht von ſeinem Siege, als eine Feindin zu erretten, die er anbethete. Er both ihr den Frieden mit allen Vortheilen an, die ſie verlangen konnte. Sie behielt ihre Staaten unzertheilt: und er beſchwur im

Nahmen des Kaiſers an der Spitze beyder Kriegsheere ein ewiges Bündniß mit derſelben.

Hierauf verlangte er Erlaubniß, derſelben in ihre Hauptſtadt zu folgen. Sie willigte darein. Allein ein jeder hatte hierzu verſchiedene Bewegungs-Gründe. Zarine hatte nichts zum Augenmerk, als dem Stryanges ihre Erkenntlichkeit ſehen zu laſſen. Stryanges aber ſuchte nichts, als Gelegenheit zu haben, der Zarine ſeine Liebe zu entdecken. Sie ſtiegen zuſammen auf einen Wagen, und wurden mit groſſer Pracht nach Roxanace begleitet.

Viele Tage verſtrichen unter Feſten und Ergötzlichkeiten. Nach und nach veränderte ſich die Hochachtung der Zarine gegen ihren Gaſt in eine Zärtlichkeit, ohne daß ſie es ſelbſt wahrnahm. Sie ließ oftmals ihre verliebten Empfindungen ausbrechen, weil ſie ſelbſt den Urſprung davon nicht kennete. Sie empfand in einer entſpringenden Leidenſchaft ein Geheimniß, das ſie mit Vergnügen erfüllete, dennoch ſcheuete ſie ſich, ihre eigenen Regungen zu errathen.

Endlich erkannte ſie, daß die Liebe zu viel Antheil dabey hatte. Sie ſchämte ſich ihrer Schwachheit, und beſchloß, dieſelbe zu überwinden. Sie nöthigte den Stryanges, daß er abreiſen möchte. Allein, der junge Meder konnte Roxanace nicht verlaſſen. Er vergaß die Ehre. Er erinnerte ſich nicht mehr ſeiner Zärtlichkeit vor die Rhetea. Er überließ ſich gänzlich ſeiner blinden Leidenſchaft. Er ſeufzete, er beklagte ſich, er war ſein ſelbſt nicht mehr mächtig; und endlich entdeckte er der

Zarine ſeine Liebe in den lebhafteſten und verliebteſten Ausdrückungen.

Die Königin der Saquer war nicht bemühet, ihre Leidenſchaft zu verbergen. Sie antwortete alſo mit einer edlen Freymüthigkeit, ohne ſich weder vergeblicher Umſchweifungen, noch einer falſchen Verſtellung zu bedienen. Ich bin ihnen mein Leben und meine Crone ſchuldig, und ich habe ſo wohl Zärtlichkeit als Erkenntlichkeit vor ſie. Allein, ich werde viel eher ſterben, als meine Tugend verletzen, noch geſtatten, daß ihre eigne Ehre verdunkelt werde. Denken ſie, liebſter Stryanges, daß ſie der Gemahl der Rhetea ſind, die ich liebe. Die Ehre und die Freundſchaft verbinden mich zu gleichen Theilen, eine Leidenſchaft aufzuopfern, die mir Schande, und ihr Unglück zuziehet.

Nachdem ſie dieſe Worte geſaget hatte, entfernte ſie ſich von ihm: und der Prinz blieb ganz beſchämt und verzweifelnd zurück. Er verſchloß ſich in ein Zimmer, und fühlte alle Bewegungen einer heldenmüthigen Seele, die von einer gewaltigen Leidenſchaft gefoltert und beherrſchet wird. Bald war er eiferſüchtig über die Ehrliebe der Zarine, und beſchloß ihr Beyſpiel nachzuahmen. Bald bemächtigte ſich die grauſame Liebe abermals ſeines Entſchluſſes, und ſo gar ſeiner Tugend. In dieſer Wuth ſeiner Leidenſchaften wurde ſein Geiſt ganz verwirret. Die Vernunft verließ ihn: und er faßte den Vorſatz, ſich zu tödten. Er ſchrieb aber zuvor die Worte an die Zarine.

Ich habe ihnen das Leben gerettet, und ſie geben mir den Tod. Sie opfern mich meiner Liebe und ihrer Tugend auf. Ich kann die eine nicht überwinden, und die andre nicht nachahmen. Der Tod allein kann mein Laſter und meine Schmerzen endigen. Leben ſie wohl auf ewig!

Er ſchickte dieſen Brief der Zarine. Sie eilte zu dem jungen Meder. Allein, er hatte ſich ſchon den Dolch in die Bruſt geſtoßen. Sie ſah ihn in ſeinem Blute ſchwimmen, und über dieſen Anblick fiel ſie ſelbſt ohnmächtig darnieder. Sie kam endlich wieder zu ſich ſelbſt, und befeuchtete mit ihren Thränen das Geſichte des Stryangeus.

Hierdurch ermunterte ſich ſeine Seele wieder, die ſchon im Begriff war, ihn zu verlaſſen. Er ſeufzete, er öffnete die Augen, er ſah den Schmerz der Zarine, und bewilligte endlich, daß man Sorge vor ſein Leben tragen möchte. Allein, ſeine Wunden ſchienen verſchiedene Tage tödtlich.

Rhetea erfuhr dieſe traurige Begebenheit, und traf ohne Zeitverluſt in Roxanace ein. Zarine erzählte ihr alles, was ſich zugetragen hatte, ohne ihr weder ihre Schwachheit, noch ihren Widerſtand zu verheelen. Eine ſo edle Einfalt iſt ſchwachen Geiſtern unbekannt; und nur große Seelen ſind derſelben fähig. Der Krieg zwiſchen den Saquern und Medern hatte die Unterhandlung dieſer beyden Prinzeßinnen unterbrochen. Allein, er hatte ihre Freundſchaft nicht vermindert. Sie kannten ſich allzuwohl, und ſie ſchätzten ſich viel zu hoch, als daß ſie ſich von dem Mißtrauen und der Eiferſucht hätten ſollen einnehmen laſſen.

Rhetea betrachtete den Stryanges beſtändig wie eine Gemahlin, die ihn liebte. Sie beklagte ihn, und ſie erduldete ſeine Schwachheit ohne Verdruß; weil ſie ſah, daß er wider ſeinen Willen darein verfallen war. Er genaß endlich von ſeiner Wunde, ohne von ſeiner Liebe heil zu werden. Zarine drang beſtändig auf ſeine Abreiſe. Er konnte ſich aber von dieſem unglücklichen Orte nicht entfernen. Sein Schmerz und ſeine Liebe erneuerten ſich.

Rhetea wurde dieſes gewahr, und fiel in eine tiefe Traurigkeit. Sie empfand die grauſamſten Bewegungen. Der Schmerz, von einem Manne nicht mehr geliebt zu werden, den ſie einzig und allein liebte; das Mitleiden vor einen Gemahl, den ſie der Verzweiflung überlaſſen ſah; die Hochachtung vor eine Nebenbuhlerin, die ſie nicht haſſen konnte, beſtritten mit gleicher Heftigkeit ihr gefoltertes Herz. Sie ſah ſich alle Tage bey einem Liebhaber, den ſeine grauſame Leidenſchaft hingeriſſen hatte, und bey einer tugendhaften Freundin, die ſie bewunderte. Sie dachte, daß ihr Leben das Ungluck des einen und der andern wirkte.

Was vor Umſtände vor ein großmüthiges und zärtliches Herz. Je mehr ſie ihren Schmerz verbarg, je mehr wurde ſie damit uberhäuft. Sie erlag endlich darunter, und fiel in eine gefährliche Krankheit. Eines Tages, als ſie mit der Zarine und dem Stryanges allein wär, entfuhren ihr dieſe Worte: Ich ſterbe, aber ich ſterbe vergnügt, weil mein Tod euer beyder Glück machen wird.

Zarine entfernte ſich unter Vergieſſung vieler Thränen. Dieſe Worte durchſchnitten das Herz des Stryanges.

ges. Er betrachtete die Rhetea, und ſah ſie bleich, kraftlos und im Begriff vor Schmerz und Liebe zu ſterben. Die Augen der Prinzeßin blieben ſteif und unbeweglich auf das Geſichte des Prinzen gerichtet: und die ſeinigen öffneten ſich endlich. Er war wie ein Mann, der von einer tiefen Ohnmacht erwachet, oder der von einer Raſerey wieder zu ſich ſelbſt kommt, in welcher ihm nichts unter ſeiner natürlichen Geſtalt vorgekommen war.

Er hatte die Rhetea alle Tage geſehen, ohne den grauſamen Zuſtand wahrzunehmen, in welchen er ſie geſetzet hatte. Jetzo aber betrachtete er ſie mit andern Augen. Dieſe Betrachtung erweckte ſeine Tugend, und zündete ſeine erſte Zärtlichkeit wieder an. Er erkannte ſeinen Irrthum. Er warf ſich der Prinzeßin zu Füßen. Er umarmte ſie, und wiederholete oft, unter häufigen Thränen und Seufzen, dieſe Worte: leben ſie, meine allerliebſte Rhetea, leben ſie, um mir das Vergnügen zu geben, daß ich meinen Fehler verbeſſern kann. Ich kenne nunmehro allen Werth ihres Herzens.

Dieſe Worte und ſeine Reue machten ſie wieder lebendig. Sie wurde geſund, und ihre Schönheit erlangete nach und nach ihre Vollkommenheit wieder. Sie reiſete endlich mit dem Stryanges nach Ecbatana: und niemals iſt ihre Vereinigung und Zufriedenheit wieder geſtöret worden.

⁂

III.

Von den Gränzen der Neubegierde und des Vorwitzes.

Unſre Erdkugel beherberget in ihrem Bezirk eine ſolche Menge naturlicher Dinge, daß deren Anzahl unermäßlich iſt. Unſer Verſtand iſt hingegen ſo ſehr eingeſchränkt, daß ihm die meiſten annoch verborgen ſind. Wenn wir auch die Dinge von außen kennen, ſo iſt doch unſre Vernunſt viel zu wenig, alle derſelben Grundurſachen anzugeben. Es läßt dieſes die Beſchaffenheit des Verſtandes nicht anders zu: er kann ſich nur nach und nach zu einiger Vollkommenheit bringen, und er muß dieſelbe durch Hören, Sehen, und überhaupt durch die Erfahrung erlangen.

Gott hat alſo ſehr weislich gethan, daß er eine gewiſſe Begierde, dasjenige zu erfahren, was wir noch nicht wiſſen, in unſre Seele gelegt hat. Man nennet dieſelbe die Neubegierde, und es iſt gewiß, daß es eine vorzügliche Eigenſchaft der Seele ſey. Es iſt aber auch zu bedauren, daß in derſelben die Gränzen zu oft überſchritten werden, ſo, daß ſich die Neubegierde zu einem ſchädlichen Vorwitz macht.

Es giebt eine Menge Menſchen, welche dieſe beyden Eigenſchaften öfters nicht gehörig von einander unterſcheiden, und dasjenige, was ein Vorwitz iſt, eine Neubegierde, die Neubegierde hingegen einen Vorwitz nennen.

Es wird alſo nicht vergebens ſeyn, wenn man den Unterſchied und die Gränzen derſelben etwas genauer bemerkt.

Die Neubegierde iſt ein Verlangen durch die Kenntniß uns noch unbekannter Dinge unſre Wiſſenſchaft zu vermehren, und uns dadurch noch vollkommner zu machen. Der Gegenſtand derſelben iſt allemal, entweder natürliche Dinge, Wiſſenſchaften, oder die allgemeinen manchmal auch beſondre Handlungen der Menſchen; die Abſicht aber beſtehet jederzeit darinnen, ſeine Wiſſenſchaft zu vermehren und ſich vollkommner zu machen. So iſt einer neubegierig, wenn er die Eigenſchaften und Erſcheinungen der Natur, und deren Urſachen erforſchet, wenn er ſich Mühe giebt, die beſondern Schönheiten und nützlichen Dinge in denen Wiſſenſchaften durch Leſen und Fragen zu erlernen, und wenn er ſich um die allgemeinen, auch zuweilen beſondern Begebenheiten und Handlungen der Menſchen bekümmert, in ſo weit nämlich dieſe letztern ſeiner Abſicht zu ſtatten kommen, um ſeine eignen Handlungen darnach einzurichten, oder mit dem Schaden anderer klug zu werden.

Dieſe Neubegierde fließet allemal aus guten und vernünftigen Quellen. Man will ſich dadurch klug und geſchickt machen, und eine Kenntniß erwerben, welche man aus eigner Erfahrung erſt durch einen langen Zeitraum erlangen könnte. Man will ſich dadurch der menſchlichen Geſellſchaft und dem gemeinen Weſen nutzbar machen, und ſeinen unſterblichen Geiſt mit einer ſolchen Vollkommenheit auszieren, wie es deſſen Endlichkeit zuläßt.

Die Folgen legen auch an den Tag, daß man dieſen Endzweck erreichet. Man wird ſehen, daß diejenigen, welche viel Neubegierde beſitzen, allemal fähige Köpfe ſind, und eine Luſt zu Künſten und Wiſſenſchaften haben. Wenn ſie ſich alſo um alles genau bekümmern, und zugleich den Umgang ſolcher Perſohnen genießen, welche theils Geſchicklichkeit, theils auch das Wollen haben, ihre Neubegierde zu vergnügen; ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß ſie eine gute Kenntniß und Einſicht in die Dinge erlangen müſſen.

Es iſt deswegen ſehr unrecht gehandelt, wenn die Eltern mit der Neubegierde ihrer Kinder nicht zufrieden ſind, ſondern denſelben bey allen neubegierigen Fragen einen Verweis geben. Dieſe Eigenſchaft zeiget allemal Fähigkeit und Luſt etwas zu lernen an, welche von den Eltern auf ſolche Art unbedachtſamer Weiſe unterdrücket wird.

Es iſt wahr, die Fragen der Kinder ſind oft vorwitzig, und nicht eigentlich neubegierig, allein dieſen muß man auf eine andre Art abhelfen. Man muß ihnen die Fragen unbeantwortet laſſen, und ſagen, daß ihnen die Wiſſenſchaft dieſer Dinge ſchädlich wäre, daß ſie dieſelben ein andermal erfahren ſolten, und ſo weiter. Man muß ſie aber nicht ganz und gar abſchrecken, daß ſie ins künftige nichts mehr fragen: denn weil ihnen noch der Gebrauch der Vernunft fehlet; ſo können ſie unter neubegierigen und vorwitzigen Fragen noch keinen Unterſchied machen.

Die Neubegierde hat ſchon gute Wirkungen in der Welt hervorgebracht. Wenn Gaſſendus nicht ſo neubegierig geweſen wäre, hinter die eigentliche Wahrheit der Hexenmährgen zu kommen, ſo würden vielleicht noch lange Zeit eine Menge unſchuldiger Menſchen dem Scheiterhaufen zu Theil geworden ſeyn. Man hat es auch größtentheils der Neubegierde zu danken, daß ſich unſre Zeiten von einer Menge Aberglauben befreyet befinden, der ſonſt durchgängig geherrſchet hat; und wer weiß, ob ſie nicht inskünftige den Ueberreſt vollends ausrotten wird, womit wir uns noch belaſtiget ſehen?

So lobenswürdig die Neubegierde iſt, ſo ſchändlich iſt hingegen der Vorwitz. Der Vorwitz iſt ein Verlangen, unſre Wiſſenſchaft durch Kenntniß ſolcher Dinge zu vermehren, welche unſre Leidenſchaften vergnügen. Oder ſie iſt eine unvernünftige Begierde, mehr zu wiſſen, als ſich vor unſern Zuſtand ſchickt. Die Abſicht iſt nichts weniger als ſich wahrhaftig vollkommner zu machen, und ſeine Wiſſenſchaften zu vermehren, daß man damit dem gemeinen Weſen dienen könne; ſondern bloß ſeine Leidenſchaften zu vergnügen. Sie erſtrecket ſich nicht auf die natürlichen Dinge, gute Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern auf die geheimen Handlungen der Menſchen, doch nicht zu dem Endzwecke, daß man die ſeinigen darnach ausbeſſern und klug werden wolle, ſondern bloß über dieſelben zu ſpotten, dieſelben zu tadeln, und ſie allerley ungleichen Urtheilen auszuſetzen.

Dieſes Laſter entſpringt ordentlich aus der Eigenliebe, und aus dem Unverſtande. Weil der Vorwitz niemals vernünftige Perſohnen, ſondern nur gemeiniglich ſolche bewohnet, welchen die Welt in ihren Theilen wenig bekannt iſt, dieſe aber gleichwohl von der Eigenliebe geplagt werden, daß ſie ſich beſtreben wollen, in den Begebenheiten der Welt nicht gar zu unwiſſend zu ſeyn; ſo fällt ihr Unverſtand und ihre unreiſe Ueberlegung auf ſolche Dinge, welche ſich vor ihre Kenntniß gar nicht ſchicken: und ſie laſſen allenthalben einen Vorwitz blicken, dieſes und jenes zu erfahren, ob ihnen gleich deſſelben Wiſſen keinen Nutzen ſchafft.

Wenn man genau Achtung giebt; ſo werden es gemeiniglich Stutzer und artige junge Herren ſeyn, welche ſich dieſem Laſter ergeben haben. Eben aus den vorangeführten Gründen, und aus Mangel des Zeitvertreibs verfallen ſie darauf, vorwitzig zu werden. Es giebt dieſes zugleich einen guten Stof ihres Witzes ab, welchen ſie bey allen Gelegenheiten anbringen wollen. Denn wenn ſie ſonſt bey ihren Zuſammenkünften keinen andern Gegenſtand ihrer natürlichen Artigkeit haben, ſo fragt gleich einer den andern: Herr Bruder, was giebt es gutes neues! der andre erzählet ihm ſo dann, daß ſich Cloris geſtern in einer Geſellſchaft von verſchiednen Mannsperſohnen bis zu Mitternacht befunden habe, daß Phillis aus der Stadt in das Bad gereiſet ſey, und vergnügt auf ſolche Weiſe ſeinen Vorwitz. Hierdurch bekommt er und alle anweſende Stutzer Gelegenheit, ihren witzigen Geiſt ſehen zu laſſen, und über die Handlungen der Cloris und Phillis zu ſpotten.

Viele ſuchen darinnen einen Vorzug, wenn ſie eine weitläuftige Kenntniß vieler Familien beſitzen, und die

Begebenheiten die ſich darinnen zugetragen haben, auf das genaueſte erzählen können. Sie glauben, daß dieſes ein Stück einer großen Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ſey; und ſie ergeben ſich deswegen dem Vorwitze im äuſſerſten Grade, um alles zu erfahren und auszukundſchaften, und dadurch ihr Wiſſen zu vermehren.

Es thut mir leid, daß ich das ſchöne Geſchlecht mit in die Rolle der Vorwitzigen, und zwar in die von der erſten Klaſſe ſetzen muß. Allein die Erfahrung lehret es, daß ſie mehr als andre dieſem Laſter ergeben ſind; und ich würde unrecht thun, wenn ich der offenbaren Erfahrung widerſprechen wolte. Sie bekümmern ſich um alles was ihnen nichts angehet, und man darf keine Handlungen vornehmen, welche ſie nicht wiſſen wollen. Beſonders aber ſind die Handlungen andrer Leute, ihrer Nachbarn, und der Perſohnen ihres Geſchlechts der Gegenſtand ihres Witzes.

Galathee höret ein undeutlich Gemurmel in der Stadt, daß in dem Hauſe des Damons was vorgegangen ſey. Der Vorwitz plagt ſie dergeſtalt, daß ſie nicht eher ruhen kann, bis ſie Gewißheit davon erlanget hat. Sie gehet alſo entweder in des Damons eignes Haus, wenn ſie mit ihm Bekanntſchaft hat, oder ſie gehet in deſſen Nachbarſchaft, und erkundiget ſich begierig um die Beſchaffenheit der Sache, damit ſie ihren Vorwitz ſtillen kann.

Manches Frauenzimmer hat ſo gar die Gewohnheit, daß ſie alte Weiber bloß zu dem Ende in ihrer Beſtallung hat, daß ſie alle Begebenheiten in der Stadt ausforſchen, und mit derſelben Erzählung ihren Vorwitz vergnügen müſſen. Der Endzweck dieſes Vorwitzes iſt, daß ſie in allen Geſellſchaften Materie haben können, die Handlungen ihrer Nebenmenſchen durchzuhecheln, und ſie auf alle Weiſe lächerlich zu machen.

Es giebt noch eine Art Vorwitzige, welche ſelbſt nicht eigentlich wiſſen, warum ſie vorwitzig ſind. Sie beſtehen gemeiniglich aus alten abgelebten Perſohnen, beſonders aus ehrwürdigen alten Matronen, welche mit aller Gewalt immer was neues wiſſen wollen. Die erſte Frage, wenn man zu ihnen kömmt, heißt, ob man nichts neues erzählen könne. Ich glaube, daß ſie keinen andern Grund ihres Vorwitzes angeben können, als daß ſie ein undeutliches Vergnügen, deſſen Urſprung ſie ſelbſt nicht wiſſen, über die Erzählung des neuen empfinden. Vielleicht iſt es auch eine übergebliebene Luſt an den Weltbegebenheiten, die ſie ehemals geliebet haben, nunmehro aber wegen dem Alter in Entfernung anſehen müſſen. Sie ſind mit ihrem Vorwitze gemeiniglich der Ungelegenheit ausgeſetzet, daß ihnen von luſtigen Köpfen ein Haufen Wind, ſtatt wahrer Begebenheiten vorgemachet wird.

Sonſten iſt der Vorwitz beſonders bey jungen Herren mit Tollkühnheit und Unverſchämtheit vergeſellſchaftet. Sie unterſtehen ſich öfters, Perſohnen, die ſie noch niemals geſehen haben, in Geſellſchaften oder gar wohl auf öffentlicher Straße nach ihrem Nahmen, Stand und Beſchaffenheit zu fragen, und wenn ſie gleich manchmal mit der üblen Antwort abgefertiget werden: daß der Herr nichts darnach zu fragen habe, ſo ſind ſie viel zu unverſchämt, daß ſie ſich dieſes zur Warnung ſolten dienen laſſen. Sie machen es bey andern eben wieder ſo, und ſtürzen ſich dadurch öfters in allerley widerwärtige Folgen. Der Vorwitz iſt überhaupt von der Art, daß er eines jeden Abſcheu verdienet, und es wäre zu wünſchen, daß alle Menſchen neubegierig, niemand aber vorwitzig wäre.

IV.

Von der Beſchaffenheit und den äußerlichen Kennzeichen der Demuth und der Hoffarth.

Man wird unter denen geſitteten Völkern wenig Perſohnen finden, welche von ſo unverſchämten Geiſte ſind, daß ſie denen Tugenden gleichſam ins Angeſicht Hohn ſprechen, und eine offenbahre Verachtung gegen dieſelben ausſchütten ſolten. Die Menſchen ſind vielmehr ſo geartet, daß ſie faſt allemal eine äußerliche Hochachtung gegen die Tugenden bezeigen, und dieſelbe mit Lobeserhebungen begleiten, wenn ſie auch gleich ſelbſten ſolchen Laſtern ergeben ſind, welche ſich denen Tugenden, von denen ſie ſo rühmlich geſprochen, entgegen ſtellen.

Andre von der geringen Sorte der Menſchen, welche zwar nicht mit groben Laſtern behaftet ſind, rühmen die Tugenden; ſie wiſſen aber ſelbſt nicht warum, und urtheilen davon nach dem Sprüchwort: wie der Blinde von der Farbe. Weil ſie die Kräfte ihres Geiſtes nicht in Ausübung gebracht, ſo iſt ihre Gedenkens-Art ſchlecht beſchaffen. Sie können ſich keine richtige Begriffe von den Tugenden und ihrer Vortrefflichkeit machen; weil ihnen die Gelegenheit hierzu fehlet; und wenn ſie dieſelben beſitzen, ſo geſchiehet es gleichſam nur durch einen ungefähren Zufall oder durch ihre Neigungen; ſie erlangen ſie aber nicht durch Ueberlegung und genaue Betrachtung der Tugend, oder weil ſie ein gewiſſes Gute an ihr wahrnehmen, welches ihren Willen anreizet, ſich daſſelbe eigen zu machen.

Wenigſtens haben ſie lauter dunkle Vorſtellungen, wenn ſie auch die Tugend wegen ihrer eignen Vortrefflichkeit erwählen. Meiſtentheils geſchiehet es wegen auſſerlichen Abſichten. So meidet zum Exempel ein gemeiner Mann die Völlerey und ergiebt ſich der Mäßigkeit, weil er dadurch ſein Vermögen nicht verſplittert; er fliehet die Faulheit und liebet den Fleiß, weil er dadurch erwerben kann; er ergiebt ſich der Keuſchheit, und meidet den Ehebruch: weil er Schande und Strafe befürchtet; und ſo gehet es faſt mit allen Tugenden, die der Pöbel beſitzet.

Weil dergleichen Menſchen alles, was ihnen vorkommt, bloß nach demjenigen, was ihnen in die Sinne fället, beurtheilen; ſo verfahren ſie auch mit denen Kennzeichen der Tugenden und Laſter nicht anders. Wenn ſie wiſſen wollen, ob eine gewiſſe Perſohn Tugenden oder Laſter beſitze; ſo nehmen ſie gewiſſe auſſerliche Merkmaale und Ausführungen zum Vorwurfe, und beurtheilen ſeine innerlichen Neigungen, Tugenden und Laſter darnach.

Es iſt wahr, dieſe Beurtheilungen haben oft ihren guten Grund, und es iſt gar nicht wohl möglich, die Neigungen eines Menſchen auf eine andre Art zu entdecken, als wenn man auf deſſen auſſerliche Handlungen Achtung giebt. Weil niemand im Stande iſt, in die menſchlichen Gemüther zu ſehen, und daſelbſt ihre Neigungen wahrzunehmen.

Allein, man muß nur nicht nach gewiſſen einförmigen Handlungen ſchlieſſen, ſondern in der Uebereinſtimmung

mung mehrerer Handlungen, die bey verſchiednen Orten, Zeiten und Gelegenheiten ſind verrichtet worden, die wahre Gemüths-Beſchaffenheit eines Menſchen zu finden ſuchen.

Solche Beſchaffenheit hat es abſonderlich mit der Demuth und ihrem entgegengeſetzten Laſter, der Hoffarth. Die Demuth wird von den meiſten Menſchen vor eine ſehr vorzugliche Tugend gehalten. Man lobet ſie, man rühmet ſie, und man ſtellet ſich, als wenn man derſelben ergeben wäre. Hingegen leget man der Hoffarth alle diejenigen ſchändlichen Eigenſchaften und Folgen bey, welche bey einem Laſter möglich ſind; und jedweder meinet, wenigſtens mit Worten, wenn er gleich innerlich durch das Gegentheil überzeuget wird, daß dieſes Laſter im geringſten keine Herrſchaft über ihn führe.

Wenn man aber Achtung giebt; ſo wird es meiſtentheils nur der Pöbel und Menſchen von ſchlechter Beſchaffenheit ſeyn, welche bey aller Gelegenheit von der Demuth ſprechen. Hingegen wird man ſelten finden, daß eine Perſohn von guten Stande die Demuth zum Gegenſtande ihres Geſpräches erwählet, und von derſelben viel Lobens und Rühmens machet.

Selbſt vernünftige Leute, welche viele andre Tugenden, und gute Eigenſchaften beſitzen, laſſen die Demuth in ihrem Werthe, ohne ſich groß um dieſelbe zu bekümmern; ſie ſind nicht hoffärtig noch hochmüthig; man kann aber auch nicht ſagen, daß ſie demüthig wären. Sie bleiben auf das genaueſte in den Schranken ihres Standes, und machen ſich weder größer noch geringer, als ſie in der That ſind. Findet ſich auch bisweilen unter Leuten von höhern Stand ein Demüthiger, ſo wird ſeine Demuth gewiß mit einer Art von Pietiſterey und Scheinheiligkeit vergeſellſchaftet ſeyn, oder er wird doch andre Abſichten dabey zum Grunde haben.

Da nun die ſo genannte Demuth, wie die Erfahrung lehret, gemeiniglich bey Geringen und Armen herrſchet; ſo kann man ſich leicht einen Begriff von derſelben Beſchaffenheit machen, und einſehen, was es vor eine Art von Demuth ſey, welche ſie ausüben, und welche ſie zum Gegenſtande ihrer Rede, ihres Lobes und Ruhms erwählen.

So wie ich geſaget habe, daß ſich der Pöbel öfters ganz unrechte Begriffe von den Tugenden mache, und dieſelben nur nach dem äuſſerlichen und ſinnlichen beurtheile, ſo gehet es auch mit der Demuth. Er beurtheilet dieſelbe nur nach ſeiner eignen äuſſerlichen Beſchaffenheit, und den Bezeugungen, die er gegen andre, und zwar gegen Vornehmere gebrauchen muß. Weil er Perſohnen von höhern Stande mit aller erſinnlichen Ehrfurcht begegnen, und ſich öfters ſchmiegen und biegen muß; und weil er allen andern, von welchen er nur einiger maaßen einen Vortheil zu gewarten hat, alle Ehrerbiethigkeit zu erzeigen gezwungen iſt: ſo glaubet er, daß dieſes Eigenſchaften der Demuth ſind, und er hält denjenigen vor hoffartig, welcher dergleichen Bezeugungen nicht annimmt.

So urtheilet er auch von denen Kleidungs-Arten. Weil er ſich aus Mangel und Dürftigkeit mit geringerer Kleidung verſehen muß: ſo glaubet er, daß es abermals ein

ein Stück der Demuth ſey, wenn man ſeinen Körper mit ſchlechten Kleidern behänget; und er hält alle diejenigen für hoffärtig, welche in ſeidenen, bordirten und geſtickten Kleidungen einher gehen. Beſonders, wenn ſich jemand von ſeinem Stande mit einem etwas guten und reinlichen Kleide verſiehet, ſo iſt er in ſeinen Augen der Hoffarth im äußerſten Grad ergeben.

Dergleichen Demuth wohnet Perſohnen vom Stande ſehr ſelten bey. Sie haben nicht nöthig, ſich vor andern zu ſchmiegen und zu bücken, und wenn ſie denen, welche in größerem Anſehen ſtehen, mit Ehrfurcht begegnen müſſen, ſo geſchiehet es doch nicht auf eine ſo pöbelhaftige Art, ſondern in einem ſolchen Grade, wie es ihre Schuldigkeit erfordert. So dringet ſie auch keine Nothwendigkeit, ſich in ſchlechte Kleider einzuhüllen, weil es ihnen niemals an ſo viel Mitteln fehlen wird, ſich nach ihrem Stande zu kleiden.

So unrecht man nun dieſes vor Eigenſchaften der Demuth hält, ſo falſch ſind auch die Kennzeichen, wornach man die Demuth eines Menſchen beurtheilen will, und ſie werden ſelten mit der Wahrheit übereinſtimmen. Die beyden Eigenſchaften gemeiner Leute, welche wir jetzo angeführet haben, müſſen zu allgemeinen Merkmaalen dienen, die Demuth zu erkennen.

Allein, man wird faſt allemal betrogen. Diejenigen, welche ſich gegen Vornehmere bis auf die Erde bücken, und allenthalben die grôßte Ehrerbiethigkeit blicken laſſen, haben ganz andre Abſichten, als die Ausübung der Demuth zum Grunde. Es ſind allemal niederträchtige Seelen, welche durch dieſes ſclaviſche Bezeigen etwas zu erlangen gedenken. Man wird ſehen, daß ſie bey ihrer tiefen Ehrerbiethigkeit entweder um etwas anſuchen, oder doch durch dieſelbe den Vornehmen dahin zu vermögen ſuchen, daß er aus eigner Bewegniß ihre Ehrerbiethigkeit belohnen ſoll.

Uebrigens liegt bey ihrem Bezeigen eine wahrhafte Hoffarth zum Grunde. Sie wollen dadurch ihre äuſſerlichen Umſtände verbeſſern, um ſich hernach vor andern einen Vorzug geben zu können; und man wird gemeiniglich wahrnehmen, daß ſie gegen andre ihres gleichen oder gegen noch geringere Menſchen nichts weniger als demüthig ſind.

So gehet es mit der demüthigen Kleidungs-Art. Wenn eine Perſohn, die Vermögen und Anſehen beſitzet, ſich jederzeit ſchlechter Kleider bedienet, und ſich weder mit Silber noch Geld behänget; ſo glaubet man, daß ſie der Demuth ergeben ſey. Allein, man thut ihr öfters zu viel Ehre dadurch an. Es giebt tauſenderley andre Abſichten, die zu dieſem Bezeigen anreizen können.

Mancher wird von einem heimlichen Geize geplaget, er will aber nicht, daß er vor der Welt merklich werden möchte: er kann alſo kein beſſeres Mittel finden, als ihn unter der Larve der Demuth zu verbergen. Er kleidet ſich deswegen ſchlecht; weil er dadurch etwas erſpahren kann, und er läßt weder Geld noch Silber in ſeinem Hauſe blicken, weil ihm deſſen Kaufung zu viel Koſten verurſachen würde. Weil er ſich aber wohl in Acht nimmt, in ſeinen andern Handlungen einen offenbahren Geiz ſehen zu laſſen; ſo verwandelt ſich in den Augen der Menſchen ſein Geiz in eine Demuth, und er wird in den

Augen der Menſchen aus einem laſterhaften ein tugendliebender Mann.

Ein andrer umgiebt ſeinen Körper aus Hoffarth mit ſchlechten Kleidern. Es iſt ihm viel zu gemein, wenn er ſich wie alle andre Menſchen von ſeinem Stande gut und prächtig kleiden ſoll; er muß was beſonders haben. Er kleidet ſich dannenhero ſchlecht und demüthig, um ſich durch dieſe Abſonderung einen Vorzug zu geben, und andern Leuten die Meinung von ſich einzuprägen, daß er der Demuth ergeben ſey.

Es giebt überhaupt viele Menſchen, welche bloß aus Hoffarth tugendhaft ſind. Es iſt leicht einzuſehen, daß ſie keine wahrhaften Tugenden beſitzen, ſondern daß es ein bloßer Schein der Tugend iſt. Sie üben ihre Handlungen auf eine ſolche Art aus, daß ſie mit den Tugenden einige Verwandſchaft haben. Sie beſitzen aber die Tugenden ſelbſten nicht, und hegen auch keine wahrhafte Hochachtung vor dieſelben. Ihr ganzes Bezeigen hat die Abſicht zum Grunde, daß ſie ſich dadurch vorzüglich machen, und ihren Nebenmenſchen eine Hochachtung und gute Meinung von ſich beybringen wollen.

Dieſen Endzweck haben auch viele von denen, welche vor demüthig wollen angeſehen ſeyn. Sie wollen durch die Abſonderung von der Geſinnung andrer Menſchen, und durch die Annehmung eines demüthigen Weſens ſich einen Vorzug geben, und ihr äußerliches Anſehen, durch den Betracht, den man vor ihre Tugenden haben wird, vermehren.

Selbſt diejenigen, welche mit der Demuth eine Scheinheiligkeit und Pietiſterey verbinden, zum Exempel, die Herrenhuther und dergleichen Schwärmer gründen ihre Handlungen meiſtentheils auf dieſe Abſicht, und man wird wenige finden, die aus andern als eiteln Abſichten eine ſo äuſſerſte Demuth und Heiligkeit annehmen. Man kann es in Unterredungen mit ſolchen Perſohnen deutlich merken; ſie geben überhaupt ihren Geſellſchafts-Brüdern wegen der Demuth und Heiligkeit einen groſſen Vorzug vor den Weltkindern, und erheben ſie auf alle mögliche Art. Sie geben aber dadurch zu erkennen, daß ſie ſelbſt gern den Vorzug behaupten möchten, den ſie der ganzen Geſellſchaft beylegen.

Man hält es vor ein Zeichen der Demuth, wenn jemand ſeine gute Eigenſchaften, Geſchicklichkeit und Gelehrſamkeit mit Worten ſehr zu verringern ſucht. Man wird öfters hören, daß eine Perſohn, wenn man einige Ausdrücke gegen ſie braucht, die ihre Geſchicklichkeit, oder guten Verdienſte erheben, ſie ſelbige gar nicht annimmt, ſondern ſich ſo geringſchätzig macht, daß ſie ſich beynahe in die Anzahl der Ungeſchickten ſetzet. Es ſoll dieſes eine beſondre Demuth anzeigen, allein es iſt einem ſtarken Zweifel unterworfen, ob es nicht vielmehr eine Verſtellung iſt.

Es iſt nicht löblich, wenn man ſich ſelbſten rühmet, oder wenn man offenbahr zu erkennen giebt, daß uns das Lob, welches wir von andern bekommen, nicht unangenehm fällt. Es iſt aber eben ſo widerſinniſch, wenn man ſeine gute Eigenſchaften auf alle Weiſe verringern will. Man m[illegible] eine gehörige Beſcheidenheit beobachten.

[illegible] nigen, welche ihre gute Eigenſchaften ge[illegible] n, haben faſt allemal eine hoffärtige

Abſicht, im geringſten aber keine Demuth zum Grunde. Sie ſuchen weiter nichts, als ein immer größeres Lob zu hören. Denn wenn ſie ſich verachten, ſo wird der andre nothwendig ſeine Lobes-Erhebungen verdoppeln, und ihnen mit allen möglichen Gründen zeigen, daß ſie dieſelben vollkommen verdienen. Sie ſuchen aber auch durch die Verringerung ſelbſt einen Vorzug zu erlangen, weil andre dadurch das Urtheil von ihnen fällen ſollen; dieſes iſt ein ſehr beſcheidener und demüthiger Mann, weil er nichts von einigem Lobe hören will, welches er doch ſo wohl verdienet.

Man findet noch mehr dergleichen äußerliche Kennzeichen, welche eine Demuth anmerken ſollen: Zum Exempel, wenn manche bey Einladungen und Gaſtereyen ſich durch das große Bitten nicht zur Oberſtelle bereden laſſen, ſondern den unterſten Ort einnehmen, oder wenn ſie niemals zur rechten Hand gehen wollen, und was es mehr von ſolchen Ceremonien giebt: allein es zeigt dieſes nichts weniger als eine wahrhafte Demuth an: es iſt entweder eine niederträchtige Schmeicheley, und eine Ausſchweifung der Höflichkeit, oder es iſt ſelbſt eine verborgene Eigenſchaft der Hoffarth, weil ſie ſich dadurch von andrer Menſchen Geſinnungen abſondern, und einen Vorzug erwerben wollen.

Man hat Urſach zu zweifeln, ob jemals viel wahrhaftige Demüthige in der Welt geweſen ſind. Denn da dieſe alleſammt den Nahmen nicht verdienen, bey welchen man die angeführten Kennzeichen einzeln antrifft; ſo muß die Demuth ganz anders beſchaffen ſeyn, und ein Demüthiger muß ganz andre Eigenſchaften beſitzen. Die Demuth

muth muß in einer wahrhaften Erniedrigung unter ſeinem Stand und Anſehen, nicht aber in einer Schein-Erniedrigung beſtehen, und muß keine eitle, ſondern edle Abſichten haben, wenn ſie unter die Zahl der Tugenden ſoll geſetzet werden.

Sie muß aus der höchſten Abneigung gegen die Eitelkeiten der Welt und gegen alles ſinnliche entſpringen; und ein Demüthiger muß gar keine vollkommne Gemüths-Ruhe und Zufriedenheit bey Hoheit und Anſehen, ſondern bloß in der Erniedrigung finden. Denn warum ſolte er ſich ſonſt unter ſeinem Stand und Anſehen ſo tief herunter ſetzen, wenn er nicht auf ſolche Art eine Zufriedenheit erlangete, welche er ſich auf andre Weiſe nicht theilhaftig machen kann?

Ich glaube, man kann ſicher ſchließen, daß ſolche Demüthige wenig in der Welt vorhanden ſeyn: und diejenigen, die es wirklich ſind, müſſen eine ganz andre Gedenkens-Art und Eigenliebe wie andre Menſchen haben. Die Eigenliebe ſchmeichelt uns zu ſehr, und macht uns immer von unſern Eigenſchaften höhere Begriffe, als ſie uns nach der Maaße ihrer Vollkommenheit machen ſolte: ſelbſt derjenige, der einer Vorzüglichkeit völlig unwürdig iſt, hat dennoch eine hohe Einbildung von ſich ſelbſt, und erhebet ſich über andre.

Es iſt keine Leidenſchaft ſo durchgängig und allgemein, als eben dieſelbe, und faſt jedweder beſtrebet ſich auf das äußerſte, ſich vor andern einen Vorzug zu geben. Es iſt ſchon eine ſehr große Selbſt-Verläugnung; wenn ein Menſch ſo viel Beſcheidenheit beſitzet, daß er ſich nicht aus den Schranken ſeines Standes erhebet, ſondern ſich

Mühe giebt, auf das genaueſte in demſelben zu verbleiben. Es iſt dieſes bereits eine Tugend, welche durch viel Mühe und Fleiß, und vermöge vernünftiger und richtiger Grundſätze muß erlanget werden.

Sie hat auch alle diejenigen Vortheile, die ſich bey der Demuth befinden. Ein ſolcher Beſcheidener wird nicht an die Eitelkeit der Welt und an die ſinnlichen Vorzüge geheftet ſeyn: er kann bey ſeiner Mäßigung in den Schranken ſeines Standes eben ſo viel Zufriedenheit beſitzen, als ein Demuthiger, und er hat noch dieſen Vortheil, daß man ſeine Beſcheidenheit viel eher vor wahrhaftig hält, als das Bezeigen eines Demuthigen, welcher vielen Unterſuchungen und Prufungen ausgeſetzt iſt, indem ſich ſeine Tugend in der Welt gar zu ſelten macht.

So viel Unrichtigkeit mit dem Kennzeichen der Demuth vergeſellſchaftet ſind, eben ſo viel hat man bey dem Kennzeichen der Hoffarth zu befürchten, weil es allemal die entgegengeſetzten Handlungen von denen ſind, wornach man die Demuth beurtheilet. Unterdeſſen iſt nicht zu läugnen, daß man ſich doch bey dem Kennzeichen der Hoffarth nicht ſo öfters in ſeinen Urtheilen betrüget, als bey denen Kennzeichen der Demuth; weil die Laſter, folglich auch die Hoffarth, allemal häufiger in der Welt anzutreffen ſind, als die Tugenden.

Man muß die Hoffarth von dem Hochmuthe unterſcheiden. Der Hochmuth iſt eine Beylegung des Vorzugs wegen der Vollkommenheit ſeiner Eigenſchaften vor andern Menſchen, man mag ſie nun wirklich beſitzen oder nicht. Die Hoffarth iſt hingegen eine Erhebung über ſeinen Stand und Beſchaffenheit in äußerlichen Dingen:

und folglich kann ein Hoffärtiger ohne Hochmuth, und ein Hochmüthiger ohne Hoffarth ſeyn. Man pflegt dieſelben im gemeinen Leben öfters zu vermengen, ſo daß man einen Hoffärtigen hochmüthig, und einen Hochmüthigen hoffärtig nennet. Unterdeſſen iſt auch nicht zu zweifeln, daß beyde Laſter in einer Perſohn wohnen können.

Gleichwie die ſchlechte Kleidungs Art ein ohnfehlbares Kennzeichen eines Demüthigen abgeben ſoll; ſo muß auch die prächtige Kleidung ordentlicher Weiſe ein Merkmaal eines Hoffärtigen ſeyn: allein, man kann ſich in dieſem ſo wohl als in jenem irren. Es kann einer die Pracht der Kleider aus ganz andern Abſichten lieben, als daß er ſich dadurch einen äuſſerlichen Vorzug vor andern geben will. Es kann zum Exempel ein Liebhaber des Frauenzimmers ſeyn, der ſich dadurch in ihre Herzen einzudringen gedenket. Manchmal muß auch der Vernünftigſte, und der nichts weniger als hoffärtig iſt, äuſſerlichen Staat mit machen, wenn in dem Orte ſeines Aufenthalts die Pracht der Kleider einmal eingeführet iſt: denn er würde ſich verächtlich und lächerlich machen, wenn er der herrſchenden Mode allein widerſtreben wolte.

So geht es überhaupt mit alle denenjenigen Kennzeichen, welche aus denen entgegengeſetzten Handlungen, woraus man die Kennzeichen der Demuth herleiten will, gefolgert werden. Manchmal treffen ſie ein, aber öfters werden ſie auch ſehr falſch und unrichtig angebracht: und es wird oft einem Menſchen die Hoffarth Schuld gegeben, der ſie am wenigſten beſitzet, gleichwie einem andern die Demuth zugeeignet wird, der nicht einmal ihre Beſchaffenheit kennet.

Allein, es fraget ſich, wie die Kennzeichen beſchaffen ſeyn müſſen, woraus man ſo wohl die Demuth als die Hoffarth richtig beurtheilen kann? Was die Demuth anlanget, ſo glaube ich, daß es überhaupt ſehr ſchwehr ſey, dieſelbe zu beſtimmen, weil ſich gar zu viel Larven, die ihr ähnlich ſind, finden, worunter man allerhand andre Abſichten verſtecken kann. Das beſte Mittel wird ſeyn, wenn man die innerliche Beſchaffenheit eines Demüthigen durch allerley Verſuche wohl prüfet, und alle ſeine Handlungen zuſammen nimmt, um eine Uebereinſtimmung daraus zu bringen.

Wenn man entdecken kann, daß ſeine demüthigen Handlungen mit ſeinen andern Unternehmungen und Abſichten nicht übereinſtimmen; ſo kann man verſichert ſeyn, daß die Verſtellung und ein heimlicher Hoffarth ſeine Seele regiere. Bey einem Hoffärtigen kann man eben dieſe Mittel gebrauchen; doch iſt es hier überhaupt nicht ſo ſchwehr, ſeine Abſichten zu entdecken; weil die Laſter allemal ſtärker als die Tugenden in die Augen fallen.

V.

Betrachtungen über die Freundſchaft.

Wenn ſich unter denen menſchlichen Handlungen etwas vorzuglich macht, und eine beſondre Hochachtung verdienet, ſo iſt es eine wahre und ungeheuchelte Freundſchaft. Ihre Eigenſchaften ſind ſo reizend und einnehmend, daß ſie auch ein Ungeſitteter vor vortrefflich ſchätzen muß; wenn er auch gleich ſelbſt vermöge ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit nicht im Stande iſt, derſelben fähig zu werden. Eine vollkommne Freundſchaft hat ſo viel rührende Züge, daß ſie auch das Herz eines Barbaren und Tyrannen in Verwunderung ſetzen kann.

Man findet in der alten Geſchichte ein merkwürdiges Beyſpiel an zweyen auf das genaueſte zuſammen verbundenen Freunden, dem Oreſtes und Pylades. Als der erſte von dem Sicilianiſchen Tyrannen Dionyſius wegen geringer Urſachen zum Tode verdammt wurde; und vor Vollziehung ſeines Urtheils noch einmal ſeine Güther und Familie beſuchen wolte, um daſelbſt nöthige Anſtalten zu machen, wie es nach ſeinem Tode ſolte gehalten werden; ſo erſuchte er ſeinen Freund, daß er an ſeine Statt in das Gefängniß gehen, wo daſelbſt ſo lange verbleiben möchte, bis er nach Verbringung ſeiner häuslichen Geſchäffte wieder zurück gekommen wäre.

Dieſer ließ ſich hierzu vollkommen bereitwillig finden, er trug es dem Dionyſius vor, und erhielt auch von ſelbigem die Erlaubniß, in das Gefängniß an die Stelle ſeines Freundes, jedoch mit der Bedingung, zu gehen, daß er, wenn ſein Freund auf einen beſtimmten Tag nicht wieder kommen würde, ſelbſt an deſſelben Stelle ſolte enthauptet werden. Der Oreſtes reiſete alſo fort; und weil er mehr Geſchäffte fand, als er ſich vermuthete, ſo verſtrich die Zeit bis auf ſo wenige Stunden, in welchen er kaum mit einem guten Pferde den Ort ſeines Gefängniſſes und ſeines Todes erreichen konnte.

Als er daſelbſt ankam; ſo ſah er eine Menge Volks daſelbſt verſammlet, welche einen großen Kreis geſchloſſen hatten. Er merkte gleich die Urſache, drung ſich auf das eilfertigſte durch das Volk, und kam gleich zu der Minute in den Kreis, da der Scharfrichter in Bereitſchaft ſtund, ſein Amt an dem Pylades zu vollbringen. Er rufte ſo gleich, daß man inne halten möchte, weil er ſelbſt angelanget wäre, und das gefällte Urtheil an ſich könnte vollſtrecken laſſen. Er gieng darauf zu ſeinem Freunde, dankte ihm auf das beſtmöglichſte vor ſeine treue Bemühung, und vor die letzte Bezeigung ſeiner vertrauten Freundſchaft, und wolte ſodann von ihm Abſchied nehmen.

Allein, Pylades war nichts weniger willens als von dem Orte des Richtplatzes wegzugehen. Er bath vielmehr ſeinen Freund, daß er ihm erlauben möchte, an ſeiner ſtatt zu ſterben. Er ſtellete ihm vor, daß er durch ſeinen Tod niemand betrüben würde, weil er weder Kinder noch Familie hätte; hingegen würde er, der Oreſtes, ſeine Familie in die äuſſerſte Bekümmerniß ſetzen. Allein, bey Oreſtes waren dieſe Gründe viel zu leichte. Er ſagte, wie er ſich entſchlieſſen könnte, vor ihn zu ſterben; da er ja nichts verbrochen, und nicht zum Tode verurtheilet wäre? Er ſolte denjenigen ſterben laſſen, welchem man den Tod zuerkannt hätte. Sie ſtritten ſich eine geraume Zeit auf dieſe Weiſe, und niemand wolte den andern ſterben laſſen.

Dionyſius, welcher ſich ſelbſt gegenwärtig befand, wurde dadurch in Verwunderung und Erſtaunen geſetzt, er begnadigte den Oreſtes, und bath beyde, daß ſie ihn zum dritten Freunde aufnehmen möchten.

Solche Beyſpiele ſind von ungemein ſeltner Art, und man hat wenig dergleichen in den Geſchichten aufzuweiſen. Es iſt was ſehr groſſes ſich ſelbſt vor einen Freund aufzuopfern, und ſein Leben vor deſſelben Wohlſeyn in die Schanze zu ſchlagen. Es ſind bereits, beſonders heut zu Tage, ſo ſeltene Exempel, wenn ein Freund vor den andern etwas von ſeinem Vermögen aufopfert, daß ſie würdig wären, der Nachwelt zum Gedächtniß aufgezeichnet zu werden.

Man muß es den Römern zum Ruhm nachſagen, daß ſie die edelſten Begriffe von der Freundſchaft gehabt haben. Sie ſetzten es unter die vornehmſten Pflichten eines redlichen Mannes, mit einigen vertraute Freundſchaft zu halten. Cicero, der uns überhaupt ſehr würdige Gedanken von den Tugenden und guten Eigenſchaften der Menſchen hinterlaſſen hat, hat auch die Freundſchaft und derſelben Vortrefflichkeit in ſeinem Lälius ſehr reizend abgebildet. Ihre Freundſchaft hat auch nicht etwa bloß in den Schriften und der Einbildungskraft geſtanden, ſondern die Hiſtorie überzeuget uns, daß viele unter ihnen die vollkommenſten Freundſchafts-Verbindungen geſtiftet haben.

Allein, welche Abänderung hat nicht dieſe vortreffliche Tugend in unſern Zeiten erlitten! wie hat ſie ſich nicht in ein eitles Schattenbild verwandelt, welches denen, welche nach ihm greifen, eine leere Hand zurück läßt, und ehe man es ſich verſiehet, aus unſern Augen verſchwindet.

Man kann zwar nicht läugnen, daß es in allen Welt-Altern falſche und unredliche Freunde gegeben habe; weil denen Menſchen vor einigen tauſend Jahren eben ſo wie jetzo Leidenſchaften eigen geweſen ſind, von welchen ſie zu allerley widerſinnlichen Dingen, und folglich auch zu unredlicher Freundſchaft ſind verleitet worden. Allein es iſt gar nicht glaublich, daß die Verſtellung und der Schein der Freundſchaft unter ihnen ſo allgemein geherrſchet hat, wie bey uns. Ihre Sitten und Gewohnheiten ſind viel einförmiger, und nicht mit ſo vielen Ceremonien, Complimenten, und ausſchweifenden Höflichkeiten ausgeſpickt geweſen, wodurch man jetzo meiſtentheils denen Leuten ein Blendwerk vormacht. Unſre verderbte Politeſſe und Weltklugheit iſt ihnen meiſtentheils unbekannt geweſen, und ſie haben überhaupt nicht ſo viel Liſt und Ränke, hingegen mehr Redlichkeit und Aufrichtigkeit gehabt, als wir in unſern Zeiten gewahr werden.

So, wie man beſtändig nach und nach an den Sitten und Gewohnheiten geändert und gebeſſert hat, ſo ſind auch die menſchlichen Gemüther immer feiner geworden; und da ſie erſtlich wegen der Einfalt, die ihre Sitten beherrſchet hat, an keine verſchlagenen und liſtigen Unternehmungen gedacht haben, ſo ſind auch ihre Gemüther viel redlicher und ohne Falſch geweſen, bis ſie endlich nach und nach durch die vermeinte Auspolirung ihres Verſtandes, Klugheit und Witz, zugleich aber auch Falſchheit und Liſt gelernet haben, weil dieſelbe nur ein Mißbrauch der Klugheit iſt.

Wenn man bedenket, daß die wahre Freundſchaft in einem innerlichen Verlangen, ſeinem Freunde auch mit unſerm Schaden zu dienen, beſtehet, und wenn man die Beſchaffenheit derjenigen Freundſchaft, welche heutiges Tages Mode iſt, dagegen hält: ſo möchte man bald auf die Gedanken fallen ein andres Wort ausfindig zu machen, womit man die Bezeugung der Menſchen, welche man Freundſchaft nennet, belegen könnte. Denn der edle Nahme einer Freundſchaft iſt viel zu gut, als daß er auf dieſe Weiſe ſoll geſchändet werden. Man wird mich entſchuldigen, daß ich hier zu allgemein rede; weil es immer noch Leute giebt, die eine wahrhafte Freundſchaft ausüben. Ich glaube, dieſes letztere: allein die Anzahl derſelben iſt gewiß ſo dünn geſäet, daß ſie gegen der ungeheuren Menge der Scheinfreunde vor nichts zu rechnen iſt.

Wir wollen doch die Beſchaffenheit der heutigen Freundſchaft nach der Erfahrung etwas genauer betrachten. Man könnte dieſelbe beynahe ſo beſchreiben, daß ſie aus einem verkappten Haufen großer Complimenten beſtehe, mit welchem man den andern überſchüttet.

Wenn man in eine Geſellſchaft kommt, wo ſich einige uns noch unbekannte Perſohnen befinden; ſo kommen dieſe, wenn ſie ſich erſt nach unſerer Perſohn erkundiget haben, auf uns zu. Sie geben ihr Vergnügen zu erkennen, welches ſie empfinden mit uns bekannt zu werden; ſie bieten uns ſo gleich ihre Freundſchaft an, und überhäufen uns mit ihrem Wohlwollen.

Kann wohl etwas thörichters gefunden werden, als einen Menſchen, den man noch nicht weiter als aus dem erſten Anblicke kennet, und von deſſen Gemüthsbeſchaffenheit, Neigungen und Leidenſchaften man noch nicht unterrichtet iſt, ſeine Freundſchaft anzubieten? Eine Freundſchaft kann unmöglich beſtehen, wenn nicht die Freunde von gleichen Neigungen und Gemüthsart ſind, daß dasjenige, was der eine will, auch von dem andern gebilliget wird. Wo kann man ſich aber einfallen laſſen, dieſelbe bey der erſten Zuſammenkunft einem Menſchen abzuſehen. Man ſiehet aber eben hieraus, daß es weiter nichts, als ausſchweifende Höflichkeitsbezeugungen ſind, und daß es nichts weniger als wahrhaftig gemeinet iſt, mit dem andern ein Band der Freundſchaft zu verknüpfen.

Es iſt einmal in der Welt ſo Mode geworden, daß man einem Freunde ſo gleich bey dem erſten Anblick ſeine Freundſchaft verſichert, deswegen läßt ſich faſt ein jeder, der nicht beſonders vernünftig iſt, von dem Strom mit hinreiſſen. Es verſichern uns oft einige bey einer Gelegenheit ihrer Freundſchaft, welche man nachgehends in einigen Jahren nicht wieder ſiehet, und dermaleins bey einer neuen Zuſammenkunft nicht mehr kennet. Iſt dieſes nicht lächerlich, einen Aufzug von Freunden zu ſehen, die einander nicht einmal der Geſichtsbildung nach kennen, da ihnen doch die innerſte Beſchaffenheit des Gemüths nicht unbekannt ſeyn ſolte. Man ſiehet auch die Eigenſchaften dieſer Freundſchaft, wenn man eine Probe machet, und einen Freundſchafts-Dienſt von ihm verlanget; da iſt niemand zu Hauſe, und man iſt ihnen ſo unbekannt, als wenn ſie uns niemals hätten kennen lernen.

Selbſt diejenigen, welche einander lange Zeit kennen, und dem Anſehen nach eine vollkommne Freundſchaft geſchloſſen haben, legen meiſtentheils bey derſelben den Eigennutz zum Grunde. Sie haben den Grundſatz angenommen: wenn du mir dienen kannſt und willſt; ſo diene ich dir wieder: und dieſes iſt die Richtſchnur der meiſten Freundſchaften. Man ſiehet es aus unzähligen Freundſchafts Schlüſſen. Man wird gemeiniglich ſolche zu ſeinen Freunden erwählen, welche an Hoheit, Anſehen, und Gütern uns noch übertreffen, oder doch mit uns in gleichem Grade ſtehen. Der Endzweck iſt: damit wir uns können verſichert halten, unſre Freundſchafts-Bezeugungen und Dienſte ſind nicht vergebens angewant, ſondern ſie werden mit gleichem Maaſſe vergolten, wenn wir der Hülfe und Freundſchafts-Dienſte bedürftig ſind.

Dergleichen Freundſchaft währet gemeiniglich ſo lange, bis der eine Theil nicht mehr dienen will oder kann. Wenn der andre einen Dienſt verlanget, und dieſer ſchlägt ihm ſelbigen ab; ſo iſt hiermit die Freundſchaft aufgehoben, und man erforſchet nicht, ob er ihn auch würklich hat leiſten können, und was er vor eine Urſache gehabt habe.

Wenn aber der eine Theil durch Unglücks-Fälle ſeines Standes und Güther beraubt wird; ſo hat die Freundſchaft gleichfals ihren letzten Zeitpunct erreicht. Der andre ſiehet, daß er ihm in der Folge keine Gegendienſte wird leiſten können, welches doch den ganzen Grund ſeiner Freundſchaft ausmachet; er hält ſich alſo viel zu gut und ſchämet ſich viel zu ſehr, als daß er einen Freund haben ſolte, welcher durch Unglück ſeine Bedienungen und Güther verlohren hat. Er ſtellet ſich demnach ganz fremde gegen denſelben, und läſſet eine ſolche Geſinnung blicken, als wenn er niemals mit ihm vertraut umgegangen wäre. Er iſt taub bey ſeinem Klagen, und unerbittlich bey ſeinen Anſuchungen. Er läſſet ſich verlaugnen, wenn ihn der Unglückliche ſprechen will; und legt ſolche Geſinnungen zu Tage, die dieſem endlich die Beſchaffenheit ſeines Gemüths klärlich anzeigen, wodurch er denn gezwungen wird, ſich auf die Freundſchaft keine weitere Rechnung zu machen, und die Perſohn ſeines ehemaligen Freundes zu meiden.

So gehet es öfters in der Welt zu, und hier erlangt das Sprüchwort ſeine Gultigkeit:

Amicus certus in re incerta cernitur.

Man kann es ſchon vor ein groſes Glück ſchätzen, wenn man bey ſchlechten Umſtänden einen Freund findet, der ſich unſrer mit Vorſprache und Bitte bey andern annimmt. Hierzu finden ſich noch bisweilen gutwillige Gemuther, welche meinen, daß die Worte kein Geld koſten, daß ſie ſich uns verbindlich machen, wenn ihre Verbitte eine erwünſchte Wirkung thut, daß es ihnen aber auch keinen Schaden verurſachet, wenn ihre Worte fruchtlos ſind.

Dieſes iſt faſt der höchſte Gipfel der heutigen Freundſchaft, welcher ſich unter der entſetzlichen Menge der Freunde ſchon bey dem kleinſten Theile befindet. Reale Hülfsleiſtungen ſind hingegen faſt ganz unbekannt. Wenn ein Freund dem andern mit ſeinem Vermögen und auch wohl mit ſeinem Schaden dienen ſoll; ſo glaubt er, er würde ſeinem Untergange nahe ſeyn. Der Eigennutz läßt dieſes unmöglich zu, und wenn ein Freund mit ſolchen Anſuchungen aufgezogen kommt; ſo verliehret man ſchon durch den bloßen Antrag die Hälfte ſeines Betrachts und der Liebe, die man ſonſt vor ihm gehabt hat.

Wir haben ſchon vorhin geſagt, daß es auch noch wirkliche Freunde von dieſer Beſchaffenheit gebe, welche einander mit Guth und Blut in den äußerſten Unglücks-Fällen zu dienen bereit ſind. Allein, die Beyſpiele ſind ſo rar, daß man dieſelben bey hellen Tage mit einer Laterne ſuchen muß. Wenn zwey redlich geſinnte dergleichen Freundſchafts-Verbindungen geſchloſſen haben: ſo können ſie ſich beyderſeits vor beſonders glücklich ſchätzen, weil ſie eine Sache beſitzen, die von der ſeltenſten Art iſt, als man ſie auf der Welt finden kann.

Mancher hat ein redlich Gemüth, und eine vollkommne Menſchen Liebe, als die beyden vornehmſten Stücke einer wahrhaften Freundſchaft; allein, er iſt ſo unglücklich, daß er keine Gemüther von gleicher Beſchaffenheit zu ſeinen Freunden erwählet. Andre, welche ſeine Gutherzigkeit kennen, verſtellen ſich auf alle Art und Weiſe, und machen ihn glaubend, daß ſie eben ſo vollkommen

kommen ehrlich geſinnt wären, als er ſelbſt. Er glaubt ihnen, er macht mit ihnen eine genaue Freundſchaft, er leiſtet ihnen wirkliche Freundſchafts-Dienſte, und wendet oft ſein ganzes Vermögen daran, um ſeinen Freunden zu dienen.

Dieſe ſind hingegen nichts weniger als redlich geſinnet: wenn ſie ihn um ſein ganzes Haab und Guth, oder um einen wichtigen Theil deſſelben gebracht haben: ſo lachen ſie ſeiner Redlichkeit und ſpotten über ſeine Gutherzigkeit. Sie verlaſſen ihn und die gemachte Freundſchaft, und geben ihm Undank gleichſam zum verdienten Lohne. Solche Exempel ſind nicht gar zu rar in der Welt, und wir beſinnen uns, ſelbſt verſchiedene von der Art erlebt zu haben.

Es giebt noch viel andre Arten der Freundſchaft, welche noch widerſinniſcher beſchaffen ſind, und bloße Eitelkeit und Thorheit zum Grunde führen. So halten manche bloß wegen Eſſen, Trinken und Schmauſen Freundſchaft. Sie haben alſo eine ordentliche geſchloſſene Geſellſchaft, in welcher ſie nach der Reihe ſchmauſen, ſo, daß dieſer heute, jener wieder auf einen andern Tag tractiren muß. Dieſe Freundſchaft vermehret ſich über die Maaßen ſtark; wenn ein Fremder dazu kommt, ſo wird er gleich in ihre Freundſchaft aufgenommen, aber bloß zu dem Ende, um von denſelben wiederum tractiret zu werden.

Die ganze Freundſchaft beſtehet alſo darinnen, daß man tractiret und wieder tractiren läßt. Dergleichen Art von Freundſchaft iſt beſonders auf Univerſitäten ſehr ſtark Mode. Man wirbet da Freunde und Geſellſchafteren, mit welchen man ſchmauſen und luſtig leben kann; und es kann ein jeder ohne Schwierigkeit, wenn er nur Geld hat, ein Mitglied von ſolchen Freundſchaften werden: Man iſt alſo ſo freygebig mit der Freundſchaft, daß man in einem Abend 50 Freunde und Brüder bekommen kann, welche man den folgenden Tag nicht alle mehr kennet. Wie feuerfeſte dergleichen Freunde ſind, kann man daraus abnehmen, daß ſie ſich im Stande befinden, wegen zwey unhöflicher Worte ſich auf das ärgſte herum zu raufen; und wenn ſie ihre Sachen ſtudentikos ausgemacht haben, ſo trinken ſie in einem Glaſe Wein oder Bier eine neue Freundſchaft.

Dergleichen Schmarutzer-Freundſchaften währen überhaupt ſo lange, als man Geld und Vermögen hat, und Schmauſereyen anrichten kann: wenn man dieſes zu thun nicht mehr im Stande iſt, ſo iſt die Freundſchaft aus, und an ſtatt der vorigen groſſen Menge der Freunde, iſt man nun von allen entblößet.

Es giebt eine Menge müßige Seelen, welchen die Arbeit und nützlichen Beſchäfftigungen gar nicht ſchmecken wollen. Sie wiſſen alſo nicht, wie ſie ſich auf eine andre Art die Zeit vertreiben ſollen, als daß ſie einige Freunde anwerben, welche immerfort um ihnen ſeyn, und ſie mit allerley Dingen unterhalten können. Ihre Wahl fällt nicht auf vernünftige und gute Gemüther, ſondern auf luſtige und plauderhafte Perſohnen, welche ihnen einen Haufen Wind vormachen, auf ſolche Art ihre Leidenſchaften vergnügen und die Zeit vertreiben können.

Dieſen Umgang nennet man ſo dann eine genaue Freundſchaft, aus keinem andern Grunde, als weil ſich die Perſohnen beſtändig zuſammen und bey einander befinden. Es iſt weit gefehlt, daß man derſelben wahrhaftig den Nahmen einer Freundſchaft beylegen könnte. Ihre Abſicht erſtrecket ſich nicht weiter, als einander einen Zeitvertreib zu machen, ſie ſind aber im geringſten nicht willens, des andern Wohlſeyn zu befördern, und ihm alle mögliche Dienſte zu leiſten. Bey unglücklichen Vorfällen, welche ihren muntern und aufgereimten Geiſt zu nichte machen, werden ſie abgedanket, weil ſie ſich nicht mehr im Stande befinden, die Zeit zu vertreiben, und dieſen einzigen Endzweck ihrer Freundſchaft zu erfüllen.

Es giebt noch andre, welche von hoher Einbildung in allen ihren Handlungen getrieben werden. Dieſe wollen ihren Nebenmenſchen zeigen, daß ſie eine große und weitläuftige Freundſchaft haben, und daß man ſie folglich wegen ihrer vortrefflichen Eigenſchaften hoch ſchätzen müſſe. Sie ſuchen deswegen ihre Bekanntſchaft aufs höchſte zu vermehren, und werben immer mehr Freunde bloß aus der erſten Abſicht an. Da aber ihre Abſicht falſch iſt, ſo kann unmöglich die Freundſchaft einigen Werth erlangen, ſondern ſie bleibt nur ein Mittel, die Leidenſchaften der Mitglieder zu vergnügen.

Wenn man alle die Schein-Freundſchaften betrachtet, ſo kann man dieſe verderbten Neigungen der Menſchen recht erkennen. Wenn ſie einiger maaßen eine richtige Ueberlegung hätten, ſo würden ſie die Vortrefflichkeit und den Nutzen einſehen können, der ihnen aus einer wahren Freundſchaft zufließet. Iſt es nicht etwas Vortheilhaftiges, wenn ich bey einem zuſtoßenden Unglück einen guten Freund habe, der mir mit Rath und

That an die Hand gehet, und mich mit ſeinen eignen Güthern aus meinem Verderben rettet. Wenn ich auch durch die Rettung eines Freundes meinem eignen Vermögen Schaden zufüge, ſo überwieget doch dieſer den Vortheil nicht, den ich daraus ziehe. Wenn mein Freund wiederum in gute Umſtände kommt, ſo wird er mir meine getreuen Dienſte reichlich belohnen.

Ich weiß auch nicht, was ich ſelbſt noch vor Unglücksfällen ausgeſetzt bin: vielleicht kann ich dermaleinſt noch weit unglücklicher als mein Freund werden, und mein ganzes Haab und Guth verliehren. Wie angenehm wird mir es da nicht fallen, wenn mich ein getreuer Freund gleichfals aus der Noth reißet, und von meinem völligen Untergange befreyet.

Wenn alle Menſchen oder doch nur die meiſten ſolche Freundſchaft hielten, ſo würde niemand verderben können; es würde immer einer den andern aus der Noth reißen, und ihm mit ſeinem eignen Vermögen wieder aufhelfen. Es würden nicht ſo viel Verſtellungen, Liſt, Ränke und Bosheit unter den Menſchen regieren, ſondern es würde einer ehrlich, redlich und getreu mit dem andern umgehen. Allein, weil die Leidenſchaften der Menſchen alle ihre Handlungen beherrſchen, und die verderbte Weltklugheit ſich faſt aller menſchlichen Herzen bemeiſtert hat, ſo iſt die vortreffliche Tugend der wahren Freundſchaft mehr zu wünſchen, als zu hoffen.

* * *

das Eingeweide unſrer Erdkugel, oder beſchenket die Welt mit ſeinen Träumereyen von den uranfänglichen Theilgen der Materie. Er bewaffnet ſich bey den allergeringſten Dingen von oben bis unten mit einer Menge Diſtinctionen und Diviſionen, daß ſo leicht keine feindlichen Pfeile an ihm haften können. Er verdienet aber dadurch den Nahmen eines unnützen Gelehrten.

Die Aſtronomie iſt allemal eine vorzügliche Wiſſenſchaft, welche nicht allein das Gemüth der Menſchen vergnüget, ſondern auch ihren ſehr großen Nutzen ſchafft. Wenn aber ein großer **Kindermann** aufſteiget, und in dem Saturn, Jupiter, Cepheuſiſchen und Comabereniceſiſchen Kugeln herum wandert, die wunderbaren Geſchöpfe auf denſelben betrachtet, und weil die Erfindung außerordentlich iſt, der Nachwelt zur Bewunderung darſtellet; ſo kommt er in die Rolle der unnützen Gelehrten; und er wird ſelbſt ein ſo wunderbares Geſchöpfe, dergleichen er in den andern Weltkugeln geſehen hat.

Die Hiſtorie iſt ein Spiegel, worinnen uns die menſchlichen Handlungen von vielen Jahrhunderten vorgeſtellet werden. Sie dient neben dem großen Nutzen, den ſie in Staats-Wiſſenſchaften leiſtet, auch dazu, daß wir aus Betrachtung der menſchlichen Handlungen klug, vorſichtig und geſittet werden können. Wenn man ſich aber in die fabelhaften Zeiten vertiefet, die Handlungen des Hectors oder des Aeneas und ihre Geſchlechts-Regiſter genau unterſuchen will; ſo bekommt man eine Stelle unter denen unnützen Gelehrten.

Der Critik wird niemand den Nutzen abſprechen, den ſie in den Wiſſenſchaften leiſtet. Wir würden in man-

chen

ten alten Schriften noch wenig Verſtand finden können, enn uns dieſelbe nicht aus der Dunkelheit geholfen hätte. Allein, wenn einige Critici ängſtlich unterſuchen, wo des Homers Vaterland geweſen ſey, oder was Ovidius vor ine Naſe, Virgilius vor Augen gehabt habe; ſo machen ie ſich lächerlich und unnütze.

Hieher gehören auch diejenigen, welche mit aller Gewalt erforſchen wollen, warum die Urheber der Sprachen dieſem oder jenem Worte den und keinen andern Laut gegeben haben, gleich als ob die Töne nicht willkührlich geweſen wären, und die erſten Urheber allemal eine gewiſſe Abſicht dabey gehabt hätten. Dieſe und dergleichen Dinge ſind unnütz und lächerlich; und es wäre zu wünſchen, daß die Gelehrten von ſolcher Art würdigere Gegenſtände ihrer Bemühung erwählten.

VII.

Von den vergeblichen Verſprechungen der Menſchen.

Da der weiſeſte Schöpfer bey Erſchaffung dieſer Welt den Endzweck gehabt, dieſelbe mit vernünftigen Geſchöpfen zu beſetzen, welche mit und neben einander leben ſollen; ſo hat er ihnen ſehr weislich die Triebe zur Menſchen-Liebe, und iſt gewiſſen Betracht der Geſelligkeit eingepflanzet. Wenn er ihnen nur bloß den Trieb der Selbſterhaltung gegeben hätte; ſo würde wegen der Erhaltungs-Mittel immer einer des andern Untergang befördert haben. Die Menſchen-Liebe und Geſelligkeit ſolte alſo die Abſicht des Höchſten erfüllen, welche darinnen beſtund, daß die Menſchen ſich wechſelsweiſe bemühen ſolten, einander ihr Wohl zu befördern.

Es iſt zu bedauren, daß ſich unter der groſſen Menge Menſchen nicht gar zu viel befinden, welche dieſe Triebe ſo ausüben; wie ſie zu thun ſchuldig wären. Es giebt nur allemal wenige, welche ſich wahrhaftige Mühe geben, dem andern zu dienen, und welchen es ein Vergnügen iſt, wenn ſie zu ihres Menſchen Wohlergehen etwas beytragen können. Der Eigennutz und andre Leidenſchaften haben der meiſten Gemüthe ſo ſehr eingenommen, daß ſie ſich mit nichts weniger als mit dem Beſten ihres Nächſtens beſchäfftigen, und durch nichts weniger als durch das Wohl derſelben gerühret werden.

Wei

Weil aber niemand dergleichen Geſinnungen gern
en ſich blicken laſſen, ſondern jedweder gern das Anſehen
aben möchte, als wenn er andern eifrig diente, ſo iſt es
Mode werden, daß man Verſprechungen ſtatt der Hülfs-
ſtungen austheilet. Die Verſprechungen ſind an ſich
lbſt ſehr gut und unſchuldig, wenn ſie in der Folge ge-
alten und nicht zu einem verſtreichenden Winde werden.
Es iſt öfters ein ſehr viel vermögender Mann nicht im
Stande, jemanden augenblicklich zu helfen. Er ſagt
m alſo zu, daß er ſich keine Mühe wolle verdrüßen laſ-
n, ihm binnen einer gewiſſen Zeit, oder auf eine be-
immte Art in ſeinem Verlangen Beyſtand zu leiſten.

Manchmal iſt auch die Beſchaffenheit des Bitten-
en, welche man erſt unterſuchen muß, Urſache, daß man
hn eine Zeitlang mit Verſprechungen abſpeiſet. Ueber-
aupt wird kein Vernünftiger ohne Bedenkzeit und
Ueberlegung ſo gleich zufahren, und ſich bey dem Anſuchen
ines andern, beſonders eines Fremden, bereit finden laſſen.
Er wird ihm unterdeſſen Hoffnung machen, bis er die
Sache von allen Seiten betrachtet, und die Einwilligung
vor gut befunden hat.

Dieſes iſt nicht diejenige Art der Verſprechungen, worauf wir hier unſer Augenmerk richten: der Titel dieſer Abhandlung zeiget ſchon diejenige an, welche wir zum Vorwurf unſrer Betrachtung nehmen wollen. Es ſind nämlich die leeren und eiteln Verſprechungen, womit man der Hoffnung der Menſchen vergebens ſchmeichelt, und welche man niemals zu erfüllen gedenket, von welchen wir hier handeln wollen.

Man trifft dieſelben häufig an; beſonders aber ſind große Herren, und diejenigen, welche in hohen Bedienungen ſitzen, und alſo viel vermögen, hierinnen ſehr freygebig. Nicht allein denenjenigen, welche bey ihnen um etwas anſuchen, verheißen ſie ihre Hülfe und Beyſtand, ſondern ſie überſchütten öfters andre aus eigner Bewegniß mit einer Menge Verſprechungen. Sie zählen ihnen die Bedienungen und Ehrenſtellen vor, die ſie ihnen verſchaffen wollen, ſie ſind voller äußerlicher Höflichkeit und Schmeicheley, und wiſſen ihnen die Bemühungen, die ſie ihnen zu gute unternehmen wollen, recht lebhaft vorzumahlen.

Unterdeſſen iſt es nichts weniger, denn ernſtlich gemeinet. Es ſind bloße Verſtellungen; und wenn es hoch kommt, Ausſchweifungen der Höflichkeit; weil ſie ſich einbilden, daß es unanſtändig ſey, wenn ſie jemand mit einer abſchläglichen Antwort von ſich ließen: ſie denken aber nicht, daß ſie dadurch die Redlichkeit und Aufrichtigkeit verletzen. Viele glauben auch, daß es niederträchtig und eine Eigenſchaft des Pöbels ſey, wenn man ſeine Verſprechungen auf das genaueſte erfülle. Perſohnen welche im Anſehen ſtehen, müſſen keine Sclaven von ihren Worten ſeyn: und es wäre ein Stück der heutigen Galanterie und Staats-Klugheit, wenn man die Leute auf eine verſchlagne Art mit Verſprechungen abzuſpeiſen wüßte; welche, da ſie in der Welt einmal gewöhnlich wäre, ein Menſch, der zu leben wiſſen wolte, mitmachen müßte.

Solche Geſinnungen bringt die verderbte Welt-Klugheit hervor, die ſich in unſern Zeiten bey nahe zu dem vornehmſten Endzwecke des menſchlichen Lebens gemacht hat.

Die Menſchenliebe muß unter ihrer Herrſchaft erliegen, und die Begierde, andern zu dienen, und ihr Wohlſeyn fördern zu helfen, iſt durch ſie aus dem Herzen aller derer, die ihr ergeben ſind, verbannet. Sie iſt ſchuld daran, daß ſich eine Menge Menſchen in einen Zuſammenhang des Elends geſtürzt finden, und daß mancher aus Verdruß Unternehmungen erwählet, welche ihm in einer langen Folge der Zeit zum Nachtheil gereichen: und ſie iſt die Urſache, daß redliche Seelen hier und da im Verborgenen und im Staube der Verachtung liegen bleiben, welche der menſchlichen Geſellſchaft erſprießliche Dienſte leiſten könnten.

Die geſitteten Völker in den alten grauen Zeiten haben würdigere Begriffe von der Menſchenliebe und von Erfüllung der Verſprechungen gehabt. Es iſt bekannt, wie der griechiſche Ariſtides ſowohl das eine als das andre auf das genaueſte beobachtet hat. Durch ſeine Begierde, andrer Menſchen Wohlſeyn zu befördern, hat er ſich aller Reichthümer begeben, ſeinen Nahmen aber andenkenswürdig und unſterblich gemacht. Er war ein ſolcher ſtrenger Erfüller ſeiner Worte, daß er auch nicht einmal im Spaß etwas hervor brachte, wodurch er ein Lügner zu werden befürchten mußte.

Dergleichen Beyſpiele hat das Alterthum der Nachwelt eine große Menge hinterlaſſen. Wie genau haben ſich die Römer nicht an ihr gegebenes Wort gebunden? Es wurde von ihnen mit unter die größten Laſter gezählet, wenn einer ſein gethanes Verſprechen nicht in Erfüllung ſetzte. Und dieß erſtreckte ſich ſo weit, daß unter dieſer ſchuldigen Verbindlichkeit ihr Haab und Güth, ja gar ihr Leben mit begriffen war. Wir finden ein Beyſpiel an dem Regulus, welcher lieber das Leben verliehren, als das dem Feinde gegebene Wort brechen wolte.

Selbſt unſre alten rauhen Teutſchen, von deren Sitten und Gewohnheiten eben nichts vorzügliches erzählet wird, haben doch den Ruhm davon getragen, daß ſie die Redlichkeit und Erfüllung der Verſprechungen ungemein geliebet; und es iſt bekannt, daß ein Handſchlag auf das gegebene Wort ſo viel Kraft und Wirkung als bey uns ein Eidſchwur hatte. Allein, dieſe Eigenſchaft hat ſich bey den Nachkommen mächtig verändert. Wir ſind nicht mehr ſo geſinnet, daß wir glauben ſolten, man [illegible]te ſeinen Worten einen ſtrengen Gehorſam leiſten. Wir machen uns vielmehr ein Vergnügen daraus, wenn wir viel verſprechen, wenig halten, und auf ſolche Art nach dem gemeinen Ausdruck die Leute bey der Naſe herum führen können.

Weil aber die Menſchen, wenn ſie nur einigermaaſſen vernünftig ſeyn wollen, niemals ohne gewiſſe Triebfedern und Abſichten handeln: ſo iſt leicht der Schluß zu machen, daß auch hiebey dergleichen verborgen liegen müſſen. Wir wollen uns Mühe geben, dieſelben zu entdecken, damit dieſes Geſchwür um ſo viel beſſer aufgeſto chen werde, jemehr es die Herzen der Menſchen eingenommen hat.

Die erſte iſt der Schein der Menſchen-Liebe. E wird wenig Laſterhafte geben, welche nicht bey Ausübun ihrer Laſter einen Schein der Tugend annehmen ſolte denn wenn ein Laſterhafter nicht unſinnig iſt; ſo kann leicht einſehen, daß die Tugenden vorzüglicher als die Laſ ſin ſind. Allein, weil er dieſen letztern vermöge ſeiner ſinnlichen Begierden einmal ergeben iſt; ſo bleibt es eine bloße Betrachtung, und er giebt ſich keine Mühe, die Tugenden wirklich zu erlangen.

Gleichergeſtalt gehet es mit dem leeren Verſprechen zu. Sie ſehen, daß die Menſchen-Liebe und die Begierde einander zu dienen, eine der Natur gemäße und vorzügliche Eigenſchaft ſey. Allein, weil ſie dieſelbe nicht beſitzen, ſo wollen ſie gleichwohl den Schein derſelben haben. Sie ſtellen ſich, als wenn ſie nichts eifriger wünſchten, als daß andern geholfen werde, und ſie nehmen ein Verlangen an, denſelben auf alle mögliche Art zu dienen. Sie verfallen alſo auf Verſprechungen, welches das geſchickteſte Mittel iſt, das Innerſte ihres Herzens zu verbergen, und treiben dieſelben auf das höchſte, um ihrer ſcheinbaren Menſchen-Liebe ein deſto größeres Anſehen zu geben.

Die zweyte Triebfeder iſt der Ehrgeiz, und von demſelben werden gemeiniglich diejenigen zu Verſprechungen angetrieben, welche in hohen Ehren-Aemtern ſitzen. Dieſe glauben, daß es ihrer Hoheit und Anſehen nachtheilig ſey, wenn ſie jemand mit der Antwort abfertigen müſſen; daß ſie nicht im Stande wären zu helfen. Sie bilden ſich ein, die Anſuchenden würden ſich ſchlechte Begriffe von ihrer Gewalt und hochvermögenden Anſehen machen, wenn ſie ihnen geſtehen ſolten, daß ſie in der Sache nichts beytragen könnten. Sie geben alſo viel Verſprechungen von ſich, um dem Anſuchenden die Augen zu verblenden. Sie wollen auch öfters ihren Glanz und Hoheit dadurch erweitern. Denn wenn ſie allen Sachen ihre Hülfe verſprechen können, ſo muß ſie ohne Zweifel das Volk eine ſehr hohe Einbildung von ihrer Gewalt machen, die ſich über alle Beſchaffenheiten des Landes erſtrecket, und die Ehrfurcht wird folglich gedoppelt ſeyn.

Die Mißgunſt iſt die dritte Triebfeder: und gleichwie dieſelbe in der Welt überhaupt viel Unheil anrichtet; ſo bringet ſie auch öfters die leeren und unnützen Verſprechungen hervor. Manche Leute ſind ſo beſchaffen, daß ſie gar niemand was gutes gönnen, und es iſt ihnen allemal eine verdrüßliche Zeitung, welche ihnen den Wohlſtand ihres Nebenmenſchen berichtet. Sie wünſchen niemand als ſich ſelbſten etwas vortheilhaftes; und wenn es möglich wäre, ſo möchten ſie alle in der Welt vorhandene Ehrenſtellen und Reichthümer ganz allein beſitzen. Unterdeſſen ſehen ſie wohl ein, daß ſie aller Menſchen Haß auf ſich laden würden, wenn ſie jedweden Anſuchenden mit einer verdrüßlichen Antwort abfertigen, und ihre Leidenſchaft bloß geben wolten. Sie verſtellen ſich alſo, und vergnügen ihre Leidenſchaft damit, daß ſie jedweden mit Verſprechungen abſpeiſen, welche ſie niemals zu halten gedenken.

Andre ſind nur bey gewiſſen Vorfällen mißgünſtig. Wenn ſie zum Exempel kluge und geſchickte Köpfe finden, welche ſich um Bedienungen bewerben, und hierzu anderer Vornehmen Vorſpruch verlangen, ſo befürchten dieſe, daß derſelbe durch ſeine Geſchicklichkeit dereinſt ihr Anſehen verringern dürfte. Sie ſtellen ſich alſo, um ihn nicht widerwärtig zu machen, als wenn ſie ſich ſeiner vollkommen annehmen wolten, und thun ein Haufen Verſprechungen, ins geheim aber geben ſie ſich alle Mühe, ſein Vorhaben rückgängig zu machen.

Der Eigennutz bekommt die vierte Stelle, welcher
uf verſchiedne Art zu den vergeblichen Verſprechungen
erleitet. Mancher iſt bey allen ſeinen Ehrenſtellen und
Reichthümern dem Geize in keinem geringen Grade erge-
en; und es gereicht ihm zu keinem Mißvergnügen, wenn
hm ein Anſuchender vor ſeine Recommendation und
Beyhülfe ein anſehnliches Geſchenk übermacht. Findet
h nun einer, der damit nicht ſo gleich herausrücken will;
hält er ihn ſo lange mit Verſprechungen auf, bis der
nſuchende endlich ſeine Abſicht merken, und ſich zu der-
lben Erfüllung bequemen muß.

Beſonders ſind diejenigen dergleichen eigennützigen
Verſprechungen ausgeſetzt, welche allerley nützliche Erfin-
ungen machen, um dadurch das Wohl des gemeinen
Weſens zu befördern. Wenn ſie mit ihren Erfindungen
heim bleiben wollen, bis ihnen erſtlich eine hinlängliche
Belohnung gegeben worden, ſo werden ſie mit einer Laſt
Verſprechungen überſchüttet, daß ſie bey nahe unter der-
ſelben Schwehre erliegen möchten. Sie geſchehen aber
ur aus der Abſicht, daß man ihre Geheimniſſe heraus-
cken will. Man mag nun einfältig oder klug ſeyn,
nämlich, man mag ſie offenbahren oder nicht: ſo bleibet
ie Erfüllung der Verſprechen gemeiniglich wie das Röhr-
waſſer aus.

Man ſolte nicht glauben, daß eine Tugend zu dieſem
Laſter eine Triebfeder abgeben könne. Allein, es iſt
gewiß, daß eine allzugroſſe Schaamhaftigkeit öfters dazu
verleitet. Mancher beſitzt nicht ſo viel Herzhaftigkeit,
daß er jemanden was abſagen kann; und er iſt viel zu
ſchaamhaftig zu abſchläglichen Antworten. Wenn man

bey ihm um etwas anſuchet; ſo weiß er nicht gleich, wie er ſich bezeigen ſoll. Er hält es der Höflichkeit zuwider, wenn er es abſaget, oder denkt, daß es den Betracht und Hochachtung verringere, den man vor ihn trägt, gleichwohl findet er ſich öfters nicht im Stande, willfährig zu ſeyn, oder darf es vermöge gehöriger Vorſicht und Klugheit nicht thun: er nimmt alſo ſeine Zuflucht zu Verſprechungen, und theilt dieſe ſo oft aus, als man ſeine Anſuchungen wiederholet.

Es würden ſich noch mehr Triebfedern finden, wenn man die Unterſuchung weiter treiben, und weitläuftig werden wolte. Denn da die leeren Verſprechungen von ſo vielen Menſchen verſchiedner Neigungen gebraucht werden; ſo iſt faſt nicht zu zweifeln, daß jedweder andre Abſichten habe. Unterdeſſen iſt es genug, daß wir die vornehmſten und allgemeinſten angezeiget haben.

Man wird bey dem eiteln Verſprechen ſonſt noch allerley liſtige und ſchädliche Maasregeln antreffen. Wenn ſie jemanden ein oder zweymal mit Verſprechungen abgeſpeiſet haben; ſo laſſen ſie ihre Perſohn zwanzigmal wiederum verläugnen, ehe ſie denſelben wieder vor ſich laſſen. Alsdenn weiſen ſie ihn an einen andern, von welchem ſie vorgeben, daß ſie die Sache ſeiner Beſorgung aufgetragen hätten, dieſer macht es denn wieder ſo, bis endlich der Anſuchende verdrüßlich wird, und von ſelbſten wegbleibt. Alsdenn entſchuldigen ſie ihre ſchlechte Hülfleiſtung damit, daß er nicht wiedergekommen wäre.

Dergleichen Geſinnung ziehet überhaupt ungleiche Folgen nach ſich. Derjenige, welcher vergebliche Verſprechungen macht, verliehret die Gunſt und das Vertrauen derer, die mit ihm zu thun gehabt haben; und wenn es dieſe, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, wieder erzählen, zugleich die Hochachtung andrer Menſchen. Hingegen ſetzt er die, welche er ſo lange Zeit aufgeſetzet hat, in allerley widerwärtige Umſtände und Beſchaffenheiten. Sie werden oft abgehalten, ſich auf andre Weiſe glücklich zu machen; weil ſie auf ſeine Verſprechungen bauen, und darüber die ſchönſten Gelegenheiten vorbey ſtreichen laſſen. Er begehet aber hiedurch ein Verbrechen, weil er bloß umſonſt und ohne einen rechten Endzweck ſeinem Nebenmenſchen ein Unglück auf den Hals ziehet, welches zu vermeiden geweſen wäre.

Unterdeſſen iſt hiermit nicht gemeinet, daß man ſein Verſprechen ohne Unterſchied halten müſſe. Nein! dieſes würde eine groſſe Unbedachtſamkeit anzeigen. Es ereignen ſich Vorfälle, wo es unvernünftig gehandelt ſeyn würde, wenn man die Verſprechungen erfüllen wolte. Wenn zum Exempel ein groſſer Miniſter einem Menſchen eine Bedienung verſprochen hätte, welcher vermöge ſeiner Verſtellung vor klug und geſchickt angeſehen worden wäre, und man erführe das Gegentheil, ſo würde es dem Miniſter niemand verdenken, wenn er ſein gegebenes Wort wieder zurück zöge. Ueberhaupt aber wäre beſſer, wenn man vor Erkundigung der Beſchaffenheit eines Menſchen keine gewiſſen Verſprechungen ertheilete, ſondern ihm ſo gleich die wahre Abſicht zu erkennen gäbe.

* * *

VIII.

Von der hohen Einbildung, die man von ſeiner Nation hat.

Es iſt in dem vorhergehenden Bande bereits eine Abhandlung von der Liebe zum Vaterlande befindlich. Wir haben in derſelben gezeiget, daß die wenigſten unter denenjenigen, welche ſich in fremden Ländern aufhalten, und die Zurückkehr eifrigſt wünſchen, eine rechte und eigentliche Liebe zu ihrem Vaterlande haben; ſondern daß dieſes Verlangen meiſtentheils ein Antrieb ihrer Leidenſchaft ſey. Wir haben dieſes aus der Erklährung der Liebe zu dem Vaterlande erwieſen, welches ein Verlangen iſt, das Wohl derjenigen Geſellſchaft zu befördern, in welcher man ſich befindet.

Weil aber die Abhandlung nur diejenigen angegangen iſt, welche ſich in fremden Ländern befinden, und daſelbſt eine Liebe zu dem Vaterlande bezeigen; ſo wollen wir hier noch eine Anmerkung über eine gewiſſe Eigenſchaft machen, welche ganze Nationen beſitzen.

Man wird gemeiniglich finden, daß eine Nation von einer ſehr hohen Einbildung und Selbſt-Hochachtung eingenommen iſt: und daß ſich jedes Mitglied derſelben ſo hohe Gedanken von ſeiner Nation machet, daß es ihr den Vorzug vor allen andern einräumet. Gemeiniglich aber werden diejenigen Völker dergleichen Geſinnung zugethan ſeyn, welche ſich in verſchiednen Dingen einigen Vorzug erworben haben.

Wenn ſich zum Exempel die Armee eines Volkes im Felde wohl verhalten, und der Regente deſſelben viele Eroberungen gemacht hat; oder wenn die Nation einige vorzugliche Gelehrte aufweiſen kann; wenn einige gute Erfindungen bey derſelben ſind gemacht worden, oder auch, wenn ſie ſich wohl geſittet, witzig und artig zu ſeyn glaubet; ſo kann es nicht anders ſeyn, die Nation muß durch Antrieb der Leidenſchaften eine hohe Einbildung von ſich ſelbſt bekommen, und ſich vor allen andern den Vorzug geben. Wenn ſich vollends dieſe Eigenſchaften zuſammen oder einige davon bey einer Nation befinden, oder dieſe ſich doch ſelbſten ſchmeichelt, daß ſie ihr eigen ſind, ſo muß ihr Hochmuth und Selbſt-Hochachtung unerträglich werden.

Wir ſehen ein Beyſpiel dieſer Art an denen Herren Franzoſen, welche, weil ſich dieſes Reich ſeit einiger Zeit beträchtlich gemacht, und zugleich eine Wohnung guter Künſte und Sitten geweſen iſt, einen ſolchen Hochmuth und Einbildung von ihrer Nation beſitzen, der allen andern Völkern unerträglich fällt. Dieſe Einbildung iſt ihnen auch dermaaßen ſtark eingepflanzet, daß ſie dieſelbe niemals verliehren, wenn ſie ſich bereits lange Zeit in andern Ländern aufgehalten haben, oder wenn ſie gar aus dem Reiche ſind gejagt worden. Wie man denn dergleichen Eigenſchaften an den Hugonotten wahrnimmt, welche, ohngeachtet der ausgeſtandenen Verfolgung, ihre Nation allemal vorzüglich zu machen ſuchen.

Man

Man ſolte glauben, daß dieſe Geſinnung eine beſondre Liebe zu dem Vaterlande anzeigen müßte. Allein, man betrügt ſich. Es iſt vielmehr eine ausſchweifende Eigenſchaft des Hochmuths und der Eigenliebe eines jeden Menſchen. Die Menſchen ſind gar zu gern geneigt, die guten Eigenſchaften und Verdienſte eines andern, wenn er nur in einer weitläuftigen Verbindung mit ihnen ſtehet, mit auf ſich zu ziehen.

Man wird dieſes lächerliche Bezeigen öfters an geringen Leuten wahrnehmen, welche Anverwannte haben, die in einigen anſehnlichen Bedienungen ſtehen. Sie haben eine noch einmal ſo hohe Einbildung als ein andrer, und berufen ſich bey allen ihren Handlungen auf ihre vornehmen Vettern. Der berühmte Schwift hat dieſes ſehr artig angemerket, wenn er einen Dreſcher einführet, deſſen Bruder ein Prediger geworden iſt. Er läßt ſo gleich ſeine Dreſcherey fahren, und wird ein Fiſcher, weil dieſe Handthierung anſehnlicher iſt. Er bedienet ſich auch beſſerer Kleidungs-Arten, und bindet die Hoſen nicht mehr über die Strümpfe, ſondern wickelt die Strümpfe über die Hoſen herauf.

Die Eigenliebe und Einbildung verführet die Menſchen hierzu. Jedweder, auch der Allergeringſte möchte ſich gern vorzüglich machen. Weil es ihm aber an Geſchicklichkeit und Verdienſten fehlet; ſo macht er ſich die Vorzuge ſeiner vornehmen Anverwannten zu Nuße, und glaubet, daß ihm dieſelben einen Strahl von ihrem Glanze mittheilen können.

Gleiche Beſchaffenheit hat es mit der hohen Einbildung der Nationen. Wenn der Beherrſcher einer Nation

n im Kriege glücklich iſt, die Feinde zu verſchiedenen
alen ſchläget, und Eroberungen macht; ſo eignet ſich
ſes die ganze Nation zu. Jedweder, wenn er auch
ht ein Quentgen Herzhaftigkeit bey ſich führet, ſpricht
f das hochtrabendſte von der Tapferkeit ſeiner Nation,
d iſt gewiß verſichert, daß ſie hierinnen allen andern
ölkern weit überlegen ſey.

Wenn ſeine Nation den Ruhm der Klugheit, der
elehrſamkeit und des Witzes hat; ſo iſt ihm dieſelbe
r allen andern vorzüglich; und weil er ein Theil der
ation iſt, ſo glaubt er, daß ihm auch ein Theil ihrer Ei-
enſchaften zukomme, ob er gleich ſelbſt von Dummheit und
ngeſchicklichkeit zuſammengeſetzet iſt.

Dieſes iſt alſo der Grund der Geſinnung ſolcher Na-
ionen, nicht aber die Liebe zum Vaterlande, welche ganz
ndre Eigenſchaften an ſich hat.

IX.

Von denen Wankelmüthigen.

Es giebt verſchiedene Laſter in der Welt, welche nicht ſo wohl aus Vorſatz, und aus dem Triebe, jene verderbte Leidenſchaft zu vergnügen; ſondern vielmehr' aus einer gewiſſen übeln Beſchaffenheit der Kräfte und Eigenſchaften des Geiſtes herrühren, und von denen, welchen ſie beywohnen, öfters mit Widerwillen müſſen begangen werden. Es iſt ſehr ſchwehr, dergleichen Untugenden aus ſeiner Seele auszurotten, weil ſie nicht wie andre aus ſündlichen Begierden und öfters aus einer Gewohnheit entſtehen, welche durch Hülfe der Vernunft können gedämpfet werden; ſondern weil ſie ſich auf die innerſten Eigenſchaften der Seele, nämlich auf den Verſtand ſelbſt gründen.

Von dieſer Art iſt die Wankelmuth, welche öfters denen, welche ſie beſitzen, zum gröſten Nachtheil gereichet. Die Eigenſchaft eines Wankelmüthigen beſtehet darinnen: daß er ſich nicht beſtimmen kann, eine gewiſſe Handlung vorzunehmen, weil das Gute und Böſe, oder der Vortheil und Schaden, nach ſeiner Einbildung, in gleichen Grade mit der Sache verknüpft zu ſeyn ſcheinet.

Es ſiehet oft lächerlich aus, wenn man das Bezeigen eines Wankelmüthigen betrachtet. Jetzt ſtößt ihm [illegible]

Sache auf, zu deren Unternehmung oder Unterlaſſung er ſich entſchließen ſoll. Er betrachtet dieſelbe ein klein wenig, ſo iſt er gleich mit dem Entſchluſſe fertig, er will ſie vornehmen. Dieſer Entſchluß währet kaum eine Viertelſtunde; ſo ſpricht er, er könne ſich unmöglich der Sache annehmen, weil ihm die Folgen zu gefährlich ſchienen. Wenn man ihm alsdenn zuredet und das Gegentheil zeiget; ſo will er wieder bey dem erſten Entſchluſſe bleiben; und nach einigen Minuten iſt er wieder anders geſinnet.

Wenn man ſeine Luſt mit ihm haben will; ſo kann man ihn in einer Stunde zwanzigmal zu einem andern Entſchluſſe bereden, wenn man nur allemal einige ſeichte Gründe verbringet, die ihm in die Augen fallen. So geht es auch, wenn er unter vielen Dingen etwas erwählen, oder bey einer Sache, welche auf verſchiedene Art kann ausgeführet werden, ſich einen andern Weg erwählen ſoll. Er fällt bald auf dieſes, bald auf jenes; und wenn er ſich ein Stück erwählet hat; ſo gefällt ihm ein anderes beſſer, und er erwählet ſich dieſes wieder. So verfähret er ohne Aufhören; und wenn man ihn den ganzen Tag erwählen ließe; ſo würde er auch den ganzen Tag nicht fertig werden.

Wenn man die Quelle dieſer ſchädlichen Eigenſchaft unterſuchet; ſo wird man finden, daß ſie aus dem Unverſtande und aus einer Flüchtigkeit der Seele und ihrer Begriffe herrühret. Es fehlet einem Wankelmüthigen theils an der Fähigkeit, die Sache zu überlegen, und ſie von allen Seiten genau zu betrachten: theils, wenn er auch die Fähigkeit beſitzet, ſo läſſet ihm ſein flüchtiges Gemüthe nicht zu, der Vernunſt und Ueberlegung Raum zu geben.

Es iſt ihm viel zu verdrüßlich und langweilig, wenn er einige Zeit auf Betrachtungen und Schlüſſe wenden ſoll: er ſiehet alſo die Sache nur ein wenig von der Seite an, und faſſet ſo dann ſeine Entſchließung. Weil er aber doch vor ſein Wohl einiger maaßen beſorget iſt; ſo betrachtet er kurz darauf die Sache wieder auf einer andern Seite, jedoch alles mit Flüchtigkeit, und entſchließet ſich, wenn er nur einige Gründe findet, ſo gleich zu dem Gegentheil. Dieſes treibt er von einer Zeit zu der andern; und ſo oft er an die Sache gedenket; ſo iſt er auch fertig, einen andern Entſchluß zu nehmen.

Ein vernünftiger Mann wird niemals dergleichen Bezeigen von ſich blicken laſſen. Wenn er willens iſt, eine Handlung vorzunehmen; ſo betrachtet er dieſelbe auf allen möglichen Seiten. Er ziehet allerley Folgen daraus, die aus derſelben entſpringen könnten; er erwäget alle möglichen Umſtände, die bey der Sache ſeyn könnten, wenn ſich ihre Geſtalt auf dieſe oder jene Art verändern ſolte; und endlich macht er einen Schluß, der die Unternehmung derſelben entweder bejahet oder verneinet.

Ob er nun zwar meiſtentheils bey dieſem Schluſſe bleibet, und ſich nichts weniger als der Wankelmüthigkeit ergiebet; ſo nimmt er ſich doch wohl in Acht, dann

er

r nicht in das entgegengeſetzte Laſter des Eigenſinnes
nd der Hartnäckigkeit verfalle. Es iſt dieſes eben ſo
ericht gehandelt, als wenn man wankelmüthig iſt.

Die Geſtalten und Beſchaffenheiten der Dinge ver-
ändern ſich öfters ſo unvermuthet, und auf ſo wunderliche
Art, daß man dieſelben, ohngeachtet aller Ueberlegung
und möglichen Betrachtung, nicht hat voraus ſehen kön-
ten. Wenn man nun unabläßlich auf ſeinem Entſchluß
erharren wolte, der nach der erſten Beſchaffenheit der
Sache iſt gerichtet worden, ſo würde man nichts als wi-
rwärtige Folgen verurſachen. Man muß vielmehr
eben Gegenwärtigkeit des Geiſtes beſitzen, und ſich
ch Beſchaffenheit der Sache auf eine geſchwinde und
dere Art zu helfen wiſſen.

Die Wankelmuth kann tauſend ungleiche und wi-
rwärtige Folgen nach ſich ziehen, und dem Wankelmü-
tigen ſelbſt den gröſten Nachtheil verurſachen. Wenn,
zum Exempel, dringende Sachen und beſonders Gelegen-
heiten verhanden ſind, die ohne langes Zaudern müſſen
unternommen werden: ſo werden dieſelben gemeiniglich
uf zweyerley Art verſcherzet. Entweder der Wankel-
müthige, der ohne Ueberlegung handelt, greift nach lan-
gen Hin- und Herwanken blindlings zu, nach dem Ent-
ſchluſſe, der dazumahl in ſeiner Seele die Oberhand be-
halten hat; und in dieſem Falle kömmt es auf ein bloßes
Ohngefähr an, wenn die Sache guth gehet; oder er zau-
dert ſo lange, ehe er zum Entſchluß kommen kann, bis die
Gelegenheit verſchwunden, und die Sache verſcherzet iſt.

Auf dieſe Weiſe macht ſich mancher unglücklich, und läſſet Gelegenheiten vorbey ſtreichen, die ſich ein andrer beſſer würde zu Nutze gemacht haben.

Allein, wie iſt einem ſolchen Wankelmüthigen zu helfen? Weil das Laſter blos durch den Unverſtand und durch die allzugroſſe Flüchtigkeit hervorgebracht wird; ſo muß er ſich vor allen Dingen angelegen ſeyn laſſen, ſeinen Verſtand auszubeſſern, richtig denken zu lernen, und zugleich die groſe Flüchtigkeit aus ſeinem Gemüthe verbannen. Wenn er erſtlich dieſes geleiſtet hat, ſo wird ſich auch die Wankelmuth verliehren; und er wird ſich angewöhnen können, mit Ueberlegung und genauer Betrachtung bey allen Vorfällen zu denken.

X.

Daß viele Menſchen ganz ohne Endzweck leben.

Alle Handlungen vernünftiger Menſchen haben allemal einen gewiſſen Endzweck zum Grunde, warum ſie geſchehen. Sie nehmen keine Sache vor, ohne eine gewiſſe Folge zu erlangen, die vermöge ihrer Bemühung aus derſelben fließen ſoll. Selbſt diejenigen, welche ihre Handlungen nicht nach der Richtſchnur der Vernunft, ſondern nach dem Antrieb ihrer ſündlichen Lüſte und Begierden vornehmen, thun nichts ohne einen gewiſſen Endzweck. So iſt der Endzweck der Weltgeſinnten das Vergnügen, derer Geizigen der Reichthum, derer Hochmüthigen die Erlangung ihrer Ehrenſtellen: und alle Handlungen welche ſie vornehmen, haben allemal dieſen Endzweck zum Grunde.

Da dieſem nun alſo iſt, daß einzelne Thaten vernünftiger, oder auch nur nachdenkender Menſchen niemals ohne einen gewiſſen Endzweck geſchehen; ſo iſt es in der That zu verwundern, und faſt unbegreiflich: wie ſich Perſohnen finden können, welche nicht einmal einen Endzweck ihres ganzen Lebens haben. Wer nur einigermaßen Vernunft und Ueberlegung hat, der wird ſich von Jugend an eine gewiſſe Lebensart erwählen, und gehörige Gründe haben, warum er ſie erwählet. Er wird ſeine Neigungen ausforſchen, und genau beobachten, ob ſie ſich am beſten zu Erlernung der Gelehrſamkeit, Künſte, oder Profeßionen ſchicken. Und wenn er hierinnen Fleiß und Mühe anwendet, ſo wird es allemal ein vortheilhafter Endzweck ſeines Lebens ſeyn.

Der allerweiſeſte Schöpfer der Dinge hat auch deswegen gewiſſe Neigungen in unſre Seele eingepflanzet, daß wir durch dieſelben eine ſolche Lebensart erkieſen ſollen, als es der Endzweck unſers Daſeyns erfordert. Er hat uns nicht umſonſt in die Welt geſetzt, und einen vernünftigen Geiſt, Sinne und ſolche künſtliche zu allerley Arbeit geſchickte Glieder gegeben. Sondern ſeine weiſeſte Abſicht iſt geweſen, daß man damit der menſchlichen Geſellſchaft dienen, den Nutzen derſelben auf alle mögliche Art befördern, und ſich ſelbſt auf eine ſolche Art in der Welt ernähren ſoll, welche durch Vernunft und Redlichkeit begleitet wird, und den Abſichten des Höchſten, dem Wohlſeyn der Republik, ſeiner eignen Ehre, guten Nahmen, und Verbeſſerung ſeines Zuſtandes gemäß iſt.

So nothwendig und nützlich nun dieſes iſt; ſo lehret doch die Erfahrung, daß man allerdings eine ziemliche Anzahl Menſchen untermiſcht antrifft, welche ſelbſt nicht wiſſen, warum ſie in der Welt ſind. Sie leben ohne Endzweck in den Tag hinein, und wiſſen keinen Grund anzugeben, warum ſie ſo leben. Sie erwählen ſich keinen Gegenſtand, mit welchem ſich ihr Verſtand oder ihre Glieder beſchäfftigen könnten, ſondern ihre ganze Arbeit beſtehet in Eſſen, Trinken, Schlafengehen und wieder Aufſtehen, unterweilen auch, nach Beſchaffenheit ihrer Umſtände und ihres Beutels, in Ergötzlichkeiten.

Nur das Gegenwärtige rühret ihre ſchwache Seele, und um das Künftige bekümmern ſie ſich gar nicht. Mühe und Arbeit ſcheuen ſie, wie den Biß der giftigen Ottern; und man kann nicht anders muthmaßen, als daß ſie eine Sorte von den Einwohnern des Schlaraffenlandes ſeyn müſſen. Wenn es ihnen ſo ohngefähr einfällt, ſo wünſchten ſie ſich gerne eine Bedienung oder Ehrenſtelle zu haben; ſie möchten ſich aber nicht gerne darnach bemühen, ſondern es wäre ihnen am allerangenehmſten, wenn man ihnen ſogleich das Decret benebſt der Beſoldung in das Haus brächte. Sie wiſſen auch gar nicht, welche Bedienung ſich vor ihren Zuſtand eigentlich ſchicken möchte, oder auf welche Art ſie ſich in der Welt glücklich zu machen meinen. Bald möchten ſie Civil- bald Militair-Bedienungen annehmen: wenn man ſie nämlich ihnen geben wolte. Bald wollen ſie ihr Glück durch eine reiche Heyrath ſuchen, und bald ſchmieden ſie lächerliche Projecte, um ſich dadurch in Anſehen zu bringen. Sie ſind im Stande 20 Jahr an einem Orte zu leben, und wiſſen doch keine Urſache dieſes ſo langen Aufenthalts anzugeben. Sie beſitzen überhaupt ſo lächerliche Eigenſchaften, die man ſich von vernünftigen Geſchöpfen kaum vermuthen könnte.

Wenn man ſich Mühe giebt, dergleichen Menſchen nach ihrer Beſchaffenheit und innerlichen Eigenſchaften genau zu erforſchen; ſo wird man verſchiedene Quellen dieſes Verhaltens ausfindig machen können. Man wird zum Exempel finden, daß viele von der Sorte derjenigen ſaubern Herren ſind, welche auf Univerſitäten die Zeit mit Schmauſereyen, Spielen, Trunk, Frauenzimmer und allerley Ergötzlichkeiten zugebracht, die Wiſſenſchaften hingegen, welche der Gegenſtand ihres Fleiſſes und Bemühung hätte seyn ſollen, an den Nagel gehangen haben. Wenn ſie nun endlich mit groſſen Jubel Geſchrey ihrer Begleiter den Abzug von der Univerſität feyerlich vollbracht, und zu Hauſe angelanget ſind, ſo ſitzen ſie da, und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie vor eine Lebensart ergreifen ſollen.

Sie finden ſich zu nichts geſchickt; weil ſie ſich niemals beſtrebet haben, geſchickt zu werden; und ſie können zu keinem Endſchluß kommen, um was vor eine Art der Bedienung ſie ſich bewerben ſollen; weil ſie zu keiner die erforderlichen Eigenſchaften beſitzen. Sie leben alſo ohn Endzweck in die Welt hinein, und verzehren ihr wenig Vermögen, welches ihnen die Univerſitäts Jahre noch nicht geraubt haben, in guten Frieden; und wenn es denn ſeine Endſchaft erreichet; ſo umwickeln ſie ſich mit einem Haufen Schulden, und ſtürzen ſich in einen Zuſammenhang allerley ungleichen Folgen.

Eine andre Quelle iſt die natürliche Einfalt und Ungeſchicklichkeit. Mancher würde ſich wohl zu einem gewiſſen Endzweck widmen, wenn er ſich nur geſchickt und fähig fände. Wenn er ſich gleich vorſetzet, dieſen Gegenſtand zu erwählen, und darauf ſeine Abſicht zu richten; ſo glaubet er hernach denſelben unmöglich begreifen zu können, und er verfällt auf einen andern. Wenn er nachgehends in dem Stande und Jahren iſt, daß er der Welt dienen konnte, ſo weiß er nicht, womit er ihr dienen ſoll. Wenn er auch einmal bey ſeinem Anſuchen etwan abſchlägliche Antwort erhalten; ſo wird er furchtſam, und

weiß

iß gar nicht mehr anzugeben, was ins künftige ſeine Abſicht und Endzweck ſey.

Ein ſolcher muß ſich vor allen Dingen äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen, ſeinen Verſtand auf das möglichſte auszubeſſern, die Einfalt aus ſeiner Seele auszurotten, und klug zu werden. Wenn er endlich dieſes geleiſtet hat, ſo wird es ihm in der Folge nicht fehlen können, einen Zweck ſeines Lebens ausfündig zu machen.

Der Eigenſinn iſt gleichfalls ein Grund zu dieſer Untugend. Manchmal gefällt denen Menſchen die Lebensart nicht, welcher ſie ſich haben widmen wollen. Sie ergreifen alſo eine andre; dieſe gefällt ihnen aber wieder nicht, folglich entſchlieſſen ſie ſich zu einer dritten: und dieſes treiben ſie ſo lange, bis ſie ſich endlich zu gar nichts entſchlieſſen, und ohne Endzweck in der Welt leben. Mancher hat ſich ernſtlich dem Studiren ergeben wollen. Weil ihm aber die Arbeit ſo kopfbrechend vorgekommen iſt; ſo hat er ſich vorgenommen, ſein Glück in dem Soldatenſtande zu machen; ſo lange er nun in der Garniſon liegt; ſo gefällt ihm derſelbe ziemlich wohl: wenn es aber zu Felde gehet, und er ſich die halsbrechende Arbeit der Schlachten, Belagerungen und dergleichen im Geiſte vorher vorſtellet, ſo denket er: weit davon iſt gut vor den Schuß, und bittet ſehr angelegentlich um ſeinen Abſchied. Nachgehends bringt er als ein abgedankter Officier viele Jahre mit Nichts zu thun zu, und lebet alſo, daß er ſelbſt nicht weiß, warum er lebet.

Es iſt noch eine wichtige Quelle dieſes Laſters, und dieſe beſtehet in der Faulheit und Unwirkſamkeit. Mancher hat natürliche Fähigkeit und Geſchicklichkeit; es fehlet ihm an nichts, daß er ſich einen gewiſſen Endzweck erleſen könnte. Allein die Bequemlichkeit, die Unwirkſamkeit und die liebe Faulheit hat ihn ſo mächtig gefeſſelt, daß es ihm viel zu beſchwehrlich vorkommen würde, wenn er ſich zu einem Endzweck widmen und dadurch der Welt dienen ſolte. Dergleichen Menſchen beſitzen gemeiniglich ein anſehnlich Vermögen, im Betracht deſſen erwählen ſie ſich keinen Endzweck, ſondern leben von ihrem Gelde ohne Arbeit und Sorgen: die Zeit aber bringen ſie mit Eſſen, Trinken, Schlafen und Luſtbarkeiten zu.

Solche Leute überhaupt ſind dem gemeinen Weſen und ſich ſelbſt zur Laſt. Das gemeine Weſen hat in der That viel Nachtheil zu befürchten; wenn ſich eine Menge Perſohnen in demſelben befinden, welche mit keiner Wiſſenſchaft, mit keinen Künſten und Profeſſionen deſſelben Nutzen können befördern helfen. Es wäre dem gemeinen Beſten zuträglicher, wenn ſie Bauren und Pferde-Knechte würden; ſie könnten in dieſem Stande weit vorzüglichern Nutzen ſchaffen, als wenn ſie ſich gar keinem Endzweck überlaſſen.

Sie gereichen auch der menſchlichen Geſellſchaft noch auf andre Arten zum Schaden. Leute von dergleichen Beſchaffenheit, beſonders welche ihr Laſter aus der erſten und dritten Quelle ſchöpfen, werden ſich, wenn ſie nichts mehr zu leben haben, dem Spielen und Schmarutzengehen ergeben. Sie wiſſen ſich auf keine andre Art durchzuhelfen: und weil ſie ſich von demſelben ernähren müſſen, ſo erlernen ſie, um ihr Handwerk deſto nutzbringender zu

machen, bey den erſten Betrügereyen und bey den andern
Grobheiten zu gebrauchen.

Man kann verſichert ſeyn, daß die Spieler-Compa-
nien, welche man an gemeinen Oertern antrifft, und dieje-
gen, welche in die Schmarutzer-Geſellſchaften gehören,
ſt allemal ſolche Perſohnen ſind, welche ſich niemals
en Endzweck ihres Lebens erwählet haben. Und wenn
nchmal dieſe Profeſſionen nicht mehr zureichend ſind,
Leben zu erhalten, ſo verfallen ſie auf andre verbrech-
e Dinge und liſtige Streiche und Ränke ihren Neben-
Menſchen zu betrügen, oder wohl gar heimliche
Diebereyen werden ihr Augenmerk ſeyn.

XI.

Gedanken

über die Frage:

Warum Gott in Kriegen der gerechten Sache nicht allemal den Sieg gebe?

Unter den Dingen, die in der Welt vorgehen, werden wir alle Tage Begebenheiten gewahr, die, wenn man ſie nur obenhin **betrachtet**, wider die Regierung und Vorſorge Gottes über das Welt-Gebäude allerley Zweifel erregen. Wir ſehen die Gottloſen blühen und wachſen, und **die Tyrannen** wüthen in voller Glückſeeligkeit auf Erden. **Herrſchſucht**, Haabſucht und Ungerechtigkeit ſtrecken ihre begierigen Hände nach dem Vermögen und Güthern ihrer Neben-Menſchen aus; und das Glück befördert ihr Unternehmen.

Dargegen werden wir gewahr, daß **die Frommen** Noth leiden, daß die Gerechten **verfolgt**, und die Unſchuldigen **unterdrücket** werden.

Sed cum res hominum tanta caligine volui,
Adſpicerem, laetosque diu florere nocentes,
Vexarique pios; . . . . . .

Selbſt in Anſehung der göttlichen Vorſorge vor die wahre Religion finden ſich eben dieſe Zweifel. Der falſche Gottesdienſt eines verführeriſchen Mahomets

lang

langt dreymal mehr Anhänger, als die Wahrheit der chriſtlichen Religion; und ſo gar unter der letztern iſt wohl die wahre Kirche das kleinſte Häuflein.

Wenn man, ſage ich, dieſe Dinge obenhin betrachtet: ſo kann uns ganz leicht der Zweifel hinreißen, daß wir ſagen: Hat denn Gott in der That eine Vorſorge vor unſre Welt, oder iſt niemand vorhanden, der ſie regieret, und entſtehen folglich etwan alle Dinge, die in ihr vergehen, aus einem ungefähren Zufalle?

Saepe mihi dubiam traxit Sententia mentem
Curarent Superi terras, an nullus inesset
Rector, et incerto fluerent mortalia casu.

Es ſind aus dieſen Zweifeln allerley irrige Lehr-Gebäude entſtanden. Die Lehre von zwey ſelbſtſtändigen und einander widerſtreitenden Urweſen, einem guten und einem böſen, iſt vermuthlich hieraus, und aus der Wahrnehmung des moraliſchen Böſen entſproſſen. Man giebt den Zoroaſter, einen der allerälteſten Weltweiſen in Ober-Aſien, zum Urheber davon an.

Alle Heiden ſind von dieſer Lehre hingeriſſen worden. Wenigſtens haben alle heidniſche Völker, von denen uns die Geſchichte Nachricht geben, unter der Menge ihrer Götter einige gezählet, die das Unglück der Menſchen ſuchen; und die geſitteſten unter ihnen haben ihrem oberſten guten Gott in ihrer Mythologie allemal einen entgegen geſetzt, der die Wohlthaten des erſten zu verhindern, und nach dem Schaden der Menſchen trachtet. Es iſt einerley, ob dieſe zwey Götter, Oromazes und Arimanius, oder

Iſis und Oſiris, oder Jupiter und Pluto genennet werden. Genug, daß wir daraus wahrnehmen, daß die Aegyptier, Griechen und Römer, die geſitteſten Völker des Alterthums, von der Lehre derer zwey einander widerſtreitenden Uhrweſen zu gleichen Theilen eingenommen geweſen ſind.

Manes, ein Ketzer des dritten Jahrhunderts, iſt ebenfals auf dieſe Lehre verfallen: und es hat dann und wann zu unſern Zeiten Leute gegeben, die ſie wieder aufgewärmet haben; vermuthlich, weil ſie die Schwierigkeiten wider die göttliche Vorſorge eingeſehen haben, ohne daß ſie ſich bemühet hatten, dieſelben gründlich aus einander zu ſetzen.

Einige andre, ſonderlich in neuern Zeiten, haben ſich durch dieſe Zweifel über die Vorſorge Gottes zu einem andern eben ſo irrigen Lehr-Gebäude verführen laſſen. Sie haben nämlich zu erkennen gegeben, daß ſie die Welt, in Anſehung ihrer Dauer, unabhängig von Gott hielten. Dieſes allerhöchſte Weſen, nachdem es einmal die Welt in der vollkommenſten Ordnung erſchaffen hatte, führte ſich nunmehr nur als einen Zuſchauer dabey auf, und bekümmerte ſich gleichſam nicht weiter um daſſelbe.

Es war dieſes eine von den Anſchuldigungen, welche die Feinde des Freyherrn von Wolf in den ehemals wider ihn erregten Streitigkeiten, wiewohl ohne den geringſten Grund, aus ſeinen Lehrſätzen erzwingen wolten. Zu dergleichen ungereimten Lehr-Gebäuden können uns die Zweifel führen, wenn wir ſie nicht ordentlich und gründlich zu heben ſuchen.

Wir ſind nicht willens, uns mit der Widerlegung dieſer irrigen Lehre zu beſchäfftigen. Es iſt dieſes in vielen Schriften bereits hinlänglich bewerkſtelliget worden; und dieſe Zweifel ſind auch nicht darnach beſchaffen, daß ſie einen vernünftigen Menſchen in einen dergleichen Abgrund irriger Sätze ſtürzen könnten. Wir wollen aber unſre Gedanken über einen Zweifel mittheilen, der mit dem angezeigten eine große Verwandtſchaft hat, und nach deſſen deutlicher Auseinanderſetzung alle Schwierigkeiten zugleich mit wegfallen werden, die wir bey der Verſorge Gottes angeführet haben.

Wir ſehen nämlich gar oft in der Welt, daß in den Kriegen, derjenige Theil, ſo offenbar gerechte Sache hat, Schlacht und Feld verliehret, daß er ſeinem zudringlichen Feinde zum Raube wird, und alle deſſen ungerechte Anforderungen vergnügen muß. Da nun in Gott die allervollkommenſte Gerechtigkeit iſt; da ſeine Regierung und Verſorge über die Welt, wie wir bald zeigen werden, unmöglich geläugnet werden kann, und da er ſich ſelbſt in ſeinem geoffenbahrten Worte ſo oftmals erklähret hat, daß der Sieg allein von ihm komme: ſo fragt es ſich, warum er der gerechten Sache nicht allemal beyſtehe, und derſelben den Sieg zuwendet? Wir wollen vorher alle Zweifel in möglichſter Stärke vortragen, und ſodann dieſelben gründlich aus einander zu ſetzen ſuchen.

Es iſt ſehr gewiß, daß die Welt ohne die Vorſorge und Regierung Gottes nicht beſtehen kann. Weil ſich unſre Seele ſelbſt eine andre Reihe auf einander folgender Dinge vorſtellen kann, als die wir in der Welt gewahr werden; ſo ſind wir überzeugt, daß noch andre Welten möglich ſind; und folglich iſt dieſe Welt nicht nothwendig. Sie iſt alſo kein ſelbſtſtändiges Weſen, ſondern hat ihre Wirklichkeit von einem andern Weſen, nämlich von Gott.

Dieſes allerhöchſte Weſen hat der Welt keine eigenthümliche und ſelbſtſtändige Wirklichkeit geben können; denn in der eignen und ſelbſtſtändigen Wirklichkeit beſtehet das Weſen Gottes. Es iſt aber nicht möglich, daß man einem andern Weſen dasjenige mittheilen kann, worinnen ſein eignes Weſen beſtehet. Dieſes iſt eine der erſten Grundlehren; und das Gegentheil ſchließet einen Widerſpruch in ſich. Da nun der Welt eine ſelbſtſtändige Wirklichkeit unmöglich mitgetheilet werden kann, ſo muß dasjenige was ſie fortdauernd macht, nothwendig in einem andern Weſen anzutreffen ſeyn.

Dieſes iſt Gott, als der Grund aller Dinge. Gott erhält alſo die Welt. Weil auch Gott nur diejenige Welt wirklich gemacht hat, die ſeine allerhöchſte Weisheit unter der Menge möglicher Welten erwählete: ſo folget ganz natürlich, daß er dieſe Welt nach dem Entwurf und Entſchluß ſeiner Weisheit erhalten muß. Folglich iſt die Regierung und Vorſorge Gottes über die Welt unläugbar.

Eben ſo unläugbar iſt es, daß in Gott die allerhöchſte Gerechtigkeit iſt. Wir nehmen die Erklährung des Herrn von Leibnitz an, nämlich, daß die Gerechtigkeit eine durch die Weisheit gemäßigte Güte ſey. Da nun Gottes Güte und Weisheit die allervollkommenſte iſt; ſo muß auch ſeine Gerechtigkeit die allervollkommenſte ſeyn.

Die Gerechtigkeit iſt nicht willkührlich. Gott iſt nicht von ohngefähr und ohne Grund auf dasjenige gefallen, was wir Gerechtigkeit nennen. Da ſeine Güte und Weisheit in ſeinem Verſtande beruhen: ſo ſind ſie von ſeinem Willen unmittelbar nicht abhängig. In dem Verſtande Gottes beſtehet ſein Weſen. Wenn alſo auch der Wille Gottes niemals etwas wirklich gemacht hätte: ſo würden doch die Regeln der Gerechtigkeit vorhanden ſeyn. Die Grundſätze der Gerechtigkeit ſind alſo ewig und unveränderlich.

Da nun Gott einer jeden Creatur ſo viel Vollkommenheiten mitgetheilet hat, als in Uebereinſtimmung des Ganzen möglich war; ſo hat er gegen dieſelben die Bereitſchaft, ihnen ſo viel Gutes zu erzeigen, als möglich iſt, das iſt, er hat die höchſte Güte; und da er die Welt, wie wir erwieſen haben, nach dem Entwurfe ſeiner Weisheit regieret; ſo muß ſich dieſe Gütigkeit nach den Regeln der Weisheit richten; folglich muß Gott zugleich in der Regierung und Vorſorge über die Welt die vollkommenſte Gerechtigkeit anwenden.

Wenn es demnach gewiß iſt, daß Gott die Welt regieret, und eine Vorſorge vor ſie hat; und wenn er bey dieſer Regierung und Vorſorge die vollkommenſte Gerechtigkeit anwenden muß: ſo folget ganz natürlich, daß er auch den einzeln Geſchöpfen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß. Denn derjenige, der einen Staat regieret und geſtattet, daß dem Geringſten unrecht geſchicht, kann noch nicht gerecht genennet werden. Weil auch Gott alle Vollkommenheiten auf die deutlichſte Art erkennet,

net, und ſowohl an ſeinen eignen, als der Geſchöpfe Vollkommenheiten Luſt empfindet, ſo muß er die Gerechtigkeit lieben, und er kann folglich auch aus dieſem Grunde die Ungerechtigkeit nicht zugeben.

Hieraus ſcheinet nun allerdings zu folgen, daß Gott in Kriegen allemal dem gerechten Theile den Sieg zuwenden müſſe. Denn da er ſelbſt die höchſte Gerechtigkeit iſt, da er die Gerechtigkeit liebet, und da ſeine Regierung und Vorſorge nothwendig mit Gerechtigkeit vereiniget ſeyn muß; ſo kann man nichts anders abſehen, als daß in denen Begebenheiten, die in der Welt geſchehen, die gerechte Sache die ungerechte allemal unumgänglich überwinden müſſe.

Selbſt von Ewigkeit her, ehe er dieſe Welt wirklich gemacht hat, weil ſeine Gerechtigkeit ſo wohl als ſeine Weisheit zu ſeinem ſelbſtſtändigen Weſen gehören, muß er unter der Menge von Welten, die ſich ſeinem unendlichen Verſtande vorſtellten, eine ſolche Welt erwählet haben, worinnen die gerechte Sache nicht unrecht leidet, und von der Ungerechtigkeit unterdrücket wird.

Die Kriege haben zwar nur die menſchliche Bosheit zum Urſprunge. Sie fließen weder aus dem erſten oder vorhergehenden Willen Gottes, noch aus ſeiner ausdrücklichen Verordnung ab. Denn dasjenige, was der große Gott dem jüdiſchen Volke aus beſondern Abſichten befohlen hat, kann weder das Blutvergießen entſchuldigen, noch der Herrſchſucht zum Deckmantel dienen.

Allein, auch diejenigen Begebenheiten, die aus der menſchlichen Bosheit abſtammen, ſind in dem Entwurfe der Welt, den ſeine Weisheit erwählete, begriſſen geweſen: und was würde Gott vor eine Vorſorge vor die Welt haben, wenn er die aus der Bosheit der Menſchen entſpringenden Handlungen eben dieſer Bosheit, zu ihrer eignen Willkühr überlaſſen, und ſich gleichſam darum nicht weiter bekümmern wolte?

Hierzu kommt noch, daß er in ſeinem geoffenbahrten Worte ſo vielmal angezeiget hat, daß er den Sieg austheilet, wenn er will, daß der Sieg von ihm komme, und daß Wagen, Roß und Reuter hierzu nichts beytragen. Wenn aber Gott allein den Sieg giebt, wenn er will: ſo muß ihn dieſer gerechteſte Gott nothwendig der gerechten Sache geben.

Dennoch ſehen wir, daß es nicht geſchieht. Was wiſſen wir nicht vor unzählige Beyſpiele, daß offenbahre Tyrannen und Wüteriche geſieget, und die Länder andrer Völker verwüſtet haben; daß Fürſten, deren ungerechte Anſprüche jedermann mit Handen greifen können, und die in ihren Kriegen keine andre Abſicht als die Herrſchſucht gehabt haben, eine Abſicht, die vor Gott unmöglich gerecht ſeyn kann, dennoch das Feld behalten, und ihren gerechten und unſchuldigen Gegentheil unterdrücket haben. Der Zweifel, der hieraus entſpringt, iſt in der That wichtig. Wir haben denſelben mit allen Gründen unterſtützt, deren er fähig iſt. Wir wollen aber auch denſelben nunmehro aufzulöſen ſuchen.

Viele der Herren Geiſtlichen wiſſen die Schwierigkeiten auf eine ganz leichte Art zu heben. Sie ſagen, daß der Krieg, worinnen wir, ohngeachtet unſrer gerechten Sache, dem Feinde zum Raube werden, eines Theils eine Strafe Gottes, wegen unſerer begangenen Sünden ſey, andern Theils ſey er ein Weg des Kreuzes, wodurch uns Gott zu unſrer Bekehrung anreizen wolle. Allein, es bleiben bey dieſer Auflöſung ſo viele neue Zweifel übrig, daß der Sache dadurch wenig oder nicht geholfen wird.

Muß denn nicht Gott auch mitten in ſeinen Strafen gerecht ſeyn; und hat er denn nicht tauſend andre Mittel in Händen, die Sünden zu beſtrafen, daß er eben ein Mittel ergreifen muß, wodurch er ſeine Gerechtigkeit beleidiget? Sind denn auch wir, die wir von unſern ungerechten Feinden geſchlagen werden, allein Sünder? Sind nicht eine Menge andrer Völker, die eine lange Zeit in ſtolzer Ruhe gelebet haben, eben ſo groſſe Sünder? Mit was vor Gerechtigkeit aber wird uns Gott ſtrafen, und jene frey ausgehen laſſen? Kann denn Gott, der ſich allemal durch ſeine vollkommenſte Weisheit entſchließet, als ein eigenwilliger Fürſt handeln, der nur, um ſeine unumſchränkte Macht zu zeigen, den einen Verbrecher beſtrafet, und den andern freyſpricht?

Was vor ein Weg des Kreuzes und der Buſſe wird es auch nicht ſeyn, wenn zehentauſend Menſchen ihren Geiſt auf der Wahlſtadt aufgeben, und wenn hundert tauſend andre durch den Sieg eines ungerechten Feindes unter ſeine Herrſchaft gezwungen werden, unter welcher ſie ſich öfters eben ſo gut befinden, als ſie unter der vorigen gelebet haben? Nein, wir müſſen auf wichtigere Gründe denken, wenn wir dieſe Zweifel aus einander wickeln wollen.

Wir können ganz ſicher voraus ſetzen, daß unter den Begriffen und Entwürfen unzähliger Welten, die ſich Gottes unendlicher Verſtand von Ewigkeit gemacht hat, ſeine höchſte Weisheit denjenigen erwählet und wirklich gemacht hat, der am wenigſten unvollkommen war, kurz, daß Gott die beſte Welt erſchaffen hat. Denn alle Einwürfe, die man dieſem Lehrgebäude entgegen ſetzet, ſind ſo ſchwach, daß ſie wenig oder nichts ſagen wollen. So lange die Gegner nicht beweiſen, daß es möglich ſey, daß ſich die höchſte Weisheit, die ſie Gott verhoffentlich nicht abſprechen werden, entſchließet, und dennoch nicht das Beſte wählet; ſo lange ſie nicht zeigen, daß eine Unvollkommenheit der einzeln herausgenommenen Theile nothwendig auch eine Unvollkommenheit in dem Ganzen verurſachen müſſe: ſo ſind ihre Einwürfe ein unnützes Gewäſche, das keine Antwort verdienet.

Bey dieſer Wahl der beſten Welt iſt die Gerechtigkeit Gottes nicht ausgeſchloſſen geweſen. Denn da Gottes Weisheit unter den möglichen Welten die Wahl getroffen hat, und da er bereits gegen die noch in ſeinen Vorſtellungen befindlichen Geſchöpfe eine Bereitſchaft gehabt haben muß, ihnen ſo viel Gutes zu erzeigen, als in Uebereinſtimmung mit dem Ganzen möglich ſeyn würde, welches wir daher erweiſen können, weil er ſie hernach in der That wirklich gemacht hat: ſo muß er auch nothwendig einer, nach den Regeln der Weisheit eingerichteten, Güte gemäß gewählet haben. Folglich iſt der Entwurf der beſten Welt, die er wirklich gemacht hat, mit der vollkommenſten Gerechtigkeit vereiniget geweſen.

Gott hat das moraliſche Böſe in ſeinem Entwurfe der beſten Welt zulaſſen müſſen, weil es die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders erlaubet hat. Es iſt aber der Weisheit unſtreitig gemäßer, eher die Unvollkommenheit in dem Ganzen als in den Theilen zu vermeiden; zumal da dieſe unvollkommnen Theile, weil ſie zu dem Ganzen gehören, zur Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, oder zur Vollkommenheit des Ganzen, das ihrige unumgänglich beytragen müſſen. Wir können ganz ſicher alſo ſchließen; weil wir wahrnehmen, daß es die Weisheit Gottes, die nothwendig das Beſte erwählen mußte, alſo bewerkſtelliget hat; und wenn wir von dem Weſen und den Eigenſchaften Gottes einen würdigen Begriff haben: ſo müſſen wir überzeuget ſeyn, daß dieſes allerweiſeſte und allergütigſte Weſen die Unvollkommenheit in einigen Theilen nicht würde zugelaſſen haben, wenn die Vollkommenheit des Ganzen ohne dieſelben möglich geweſen wäre.

Eben alſo iſt es mit Zulaſſung der Ungerechtigkeit beſchaffen. Gott hat den Entwurf der beſten Welt, wie wir gezeiget haben, nach der vollkommenſten Gerechtigkeit verfertiget. Allein, in eben dieſem Entwurfe hat er die Ungerechtigkeit in den Theilen zulaſſen müſſen, damit er der Gerechtigkeit, womit er die geſammte Welt regieret, nicht zuwider handle.

Wir getrauen uns mit dem Herrn von Leibnitz und andern vernünftigen Weltweiſen zu behaupten, daß Gott in Anſehung der einzeln Begebenheiten keinen urſprünglichen beſondern Willen habe. Gott kann ſich zu nichts

ohne

hne Grund und Urſache entſchlieſſen. Weil er alles
it der gröſten Deutlichkeit auf einmal einſiehet, ſo
ann kein Grund oder Urſache ſeinen Entſchluß veranlaſ-
n, der nicht mit ſeiner unendlichen Erkenntniß überein-
mmet. Er kann alſo in Anſehung der beſondern Be-
benheit keinen Willen haben, der nicht aus ſeiner allge-
einen Erkenntniß und Willen folget.

Hieraus können wir mit vieler Gewißheit beſtimmen,
f was Art Gott die Ungerechtigkeit, die jemand in ſei-
r gerechten Sache leidet, zulaſſen muß. Er findet näm-
h in ſeiner unendlichen Erkenntniß, daß es der Wohl-
rth der Welt und der Gerechtigkeit, womit er dieſelbe re-
ret, zuwider ſeyn würde, wenn er dieſe oder jene einzelne
d beſondre Ungerechtigkeit verhindern wolte.

Ungeachtet wir die Urſachen hiervon in den meiſten
egebenheiten der Welt nicht einſehen können, weil uns
e höchſte Erkenntniß fehlet, die Gott beſitzet: ſo ſind doch
ie Urſachen öfters, ſonderlich in den Kriegen, wo der ge-
hte Theil das Feld verliehret, ſo offenbahr, daß ſie ohne
ühe erkannt werden können. Z. E. Gott hat nach
ner unendlichen Erkenntniß vorher geſehen, wenn er dem
echten Theile den Sieg geben wolte, daß ſein ungerech-
und hartnäckigter Feind keinesweges Friede machen,
dern vielmehr alle ſeine Kräfte anwenden würde, ſein
gerechtes Vorhaben dennoch auszuführen. Hierdurch
rden noch unzählige Menſchen aufgeopfert, der Krieg
gemeiner und weit mehr Länder dem Elende und Ver-
tung unterworfen werden.

Die Vorſorge und die Gerechtigkeit, die Gott dem-
h ſo vielen Menſchen und Ländern ſchuldig iſt, erfordert

alſo, daß er eine kleinere Ungerechtigkeit zulaſſe, um eine gröſere zu verhintern, und daß er eher ein kleines Unglück über den unſchuldigen Theil verhänge, als daß weit mehr Menſchen und Länder unglücklich werden.

Dieſes Verfahren Gottes iſt ſeiner höchſten Gerechtigkeit vollkommen gemäß. Wir wollen dieſes mit einem Gleichniſſe erläutern. Z. E. ein auswärtiger Fürſt ſuchet einen vermögenden Unterthan eines Königs ungerechter Weiſe zu verfolgen. Er macht allerley ungegründete Anforderungen an denſelben, davon ihn aber der König, vermöge ſeiner Gerechtigkeit, freyſpricht. Endlich gehet der auswärtige Fürſt gar ſo weit, daß er mit Gewalt in dieſes Unterthanen Güther einbricht, dieſelben verwüſtet, und ihn dahin zwinget, daß er alle ſeine ungerechten Anforderungen vergnügen muß. Der Unterthan hat ſeinen König um Gerechtigkeit und Schutz angerufen. Der König iſt auch überzeugt, daß ſein Unterthan ungerechte Gewalt leidet: und er könnte ihm ganz leichte helfen, wenn er ihm ein Regiment Soldaten zu Hülfe ſchicken wolte.

Allein, er hat einen Feind auf dem Halſe, der vor ſeinen Gränzen ſtehet, um in ſein Land einzubrechen. Seine Soldaten haben die Päſſe und Linien an der Gränze beſetzet, und zeither alle Anfälle des Feindes fruchtlos gemacht. Wenn er aber ein Regiment wegziehet: ſo iſt er verſichert, daß die Feinde durchdringen und ſein ganzes Reich verwüſten würden. Würde wohl dieſer König gerecht verfahren, wenn er dieſes Regiment dem ungeachtet von der Gränze abforderte, und dadurch verurſachte, daß alle ſeine Unterthanen durch den feindlichen Einbruch unglücklich würden, oder könnte man ihn wohl einer Ungerechtigkeit beſchuldigen, daß er den offenbahr gerechten Theil vergewaltigen und Unrecht leiden läßt? Wir halten es nicht; nd jedermann wird mit uns einig ſeyn, daß es der Ge- chtigkeit vollkommen gemäß ſey, lieber einen einzigen Un- rthan als das ganze Reich zu Grunde richten zu laſſen.

Mit dieſer Auflöſung kann das geoffenbahrte Wort nz wohl beſtehen. Gott giebt freylich den Sieg wem will; und die Mächtigen verlaſſen ſich höchſt vergeblich f ihre Wagen und Roſſe. Allein, er giebt ihn nicht ch der Gerechtigkeit einer beſondern Sache, ſondern er eilet ihn nach ſeiner unendlichen Einſicht aus, wie es ne allgemeine Vorſorge und Gerechtigkeit erfordert.

Man kann auch bey der Auflöſung dieſer Frage ganz glich zu natürlichen Urſachen ſeine Zuflucht nehmen. ott bedienet ſich niemals der Wunderwerke, wenn er rch die Geſetze der Natur ſeine Vorſorge und Abſichten reichen kann. Die Wunderwerke erfordern bloß Got- s Macht, dahingegen die Ordnung der Natur von ſeiner eisheit herrühret. Eine Welt alſo, worinnen häufige underwerke vorkommen: iſt unvollkommner als dieje- ge, worinnen ſie ſich ſparſamer begeben.

Wenn es alſo Gottes allgemeinen Abſichten der Vor- rge und Gerechtigkeit nicht entgegen iſt: ſo kann auch r Sieg des ungerechten Theils aus natürlichen Urſachen ntſtehen. Denn nach den Geſetzen der Natur muß noth- wendig ein ſtarker Kriegsheer ein ſchwächers, ein geübte- rs, ein ungeübteres, ein beſſer angeführtes, ein übel be- ehligtes, und ſo fort, überwinden.

Der berühmte Bayle hat in ſeiner Antwort auf die Fragen eines Landmannes von dieſen Geſetzen der Natur ſehr gute Gedanken, die zu unſrer gegenwärtigen Abſicht gehören. Sie ſind in des Herrn von Leibnitz Theodicee angeführet, und wir wollen dieſelben hier wörtlich einrücken, und damit dieſe Gedanken beſchließen. Es ſind folgende:

„Ich trage gar kein Bedenken zu ſagen, daß alle diejenigen, denen das Glück der Böſen fremde vorkommt, die Natur Gottes gar wenig betrachtet, und die Pflichten einer allgemeinen Urſache, die alle Dinge regieret, nach dem Maaße einer ganz unterwürfigen Vorſehung ausgemeſſen haben, welches nur niedrige Gemüther thun. Wie? ſolte wohl Gott, nachdem er durch eine ſolche Vermiſchung, die höchſt geſchickt iſt, die Wunder ſeiner unendlichen Weisheit auszubreiten, theils freye, und theils nothwendig wirkende Urſachen geſchaffen, ſolche Geſetze eingeführet haben, die zwar der Natur der frey wirkenden Urſache gemäß, aber dabey ſo wandelbar geweſen wären, daß der geringſte Verdruß, der einem Menſchen zuſtoßen möchte, ſie, zum Untergange der menſchlichen Freyheit, ganz und gar übern Haufen werfen würde?

„Ein bloßer Befehlshaber in einer Stadt würde ſich zum Gelächter machen, wenn er ſeine Verfaſſungen und Befehle ſo oft veränderte, ſo oft es jemanden beliebte, wider ihn zu murren; und Gott, deſſen Geſetze auf ein ſo allgemeines Guth abzielen, daß vielleicht alles dasjenige, was wir ſehen, nur als ein kleiner Anhang daran Theil hat, ſolte von ſolchen Geſetzen abgehen; weil ſie heute dieſem, morgen einem andern mißfallen möchten; weil bald ein abergläubiſcher Menſch, der in ſolchem

„Wahne ſiehet, als wenn eine Mißgeburth etwas Böſes „bedeutete, von ſeinem Irrthume auf ein ſchädliches Opfer „verfallen; bald wieder etwan eine fromme Seele, die „dennoch die Tugend nicht hoch genug ſchätze, daß ſie „glauben könnte, man ſey ſchon genug geſtraft, wenn man „keine beſitze, ſich darüber ärgern würde, daß ein boshaftiger Menſch Reichthum und Geſundheit hat?

„Kann man ſich wohl ſo irrige Begriffe von einer „allgemeinen Verſehung machen? Und da alle Welt geſiehet: daß dieſes Geſetz der Natur, das Starke überwindet das Schwache, ſehr weislich eingeführet worden, und es lächerlich wäre, wenn man begehren wolte, „daß Gott, wenn ein Stein auf ein zerbrechliches Glas „fällt, ſolches Geſetz abſchaffen möchte, um dieſen Herren „keinen Verdruß zu verurſachen. Muß man nicht bekennen, daß es nicht weniger lächerlich ſeyn würde, wenn „man verlangte, daß Gott eben dieſes Geſetz abſchaffen „ſolte, um zu verhindern, daß ſich ein böſer Menſch nicht „von demjenigen bereichern könne, was er einem Frommen „entzogen? Jemehr ein boshaftiger Menſch die Triebe „des Gewiſſens und der Ehre mit Füßen tritt, deſto mehr „übertrift er den Frommen an Stärke. Wenn er ſich „alſo an den Frommen macht: ſo muß er ihn nach „dem ordentlichen Laufe der Natur „verderben.„

* * *

XII.

Von dem Unterſchiede zwiſchen der Gelaſſenheit und der Leichtſinnigkeit.

Niemand auf der Welt iſt vor Unglück beſtändig geſichert, und niemand hat einen Freyheits-Brief, daß ihn keine widrigen Unfälle betreffen ſollen. Er ſey vornehm oder gering, arm oder reich, ſo muß er ſich ohne Widerrede gefallen laſſen, wenn unglückſeelige Schickſale über ihn verhänget ſind.

Jener König in Chius hätte gar nicht nöthig gehabt, bey dem Zuſammenhange ſeiner glücklichen Begebenheiten ſich ein Unglück zu wünſchen, damit er wüßte, was daſſelbe vor eine Wirkung in dem menſchlichen Gemüthe machte. Das Unglück, welches bishero mit leichten Schritten auf ihn zugegangen war, übereilte ihn mehr als zu bald. Da er, nicht allein ein Sklave ſeiner Feinde, ſondern ſo gar ein blutiges Opfer ihrer Grauſamkeit werden mußte.

Der lydiſche König Cröſus wolte bey ſeinem groſſen Reichthume und bey dem glücklichen Fortgange ſeiner Dinge dem weiſen Ausſpruche des Solons nicht glauben: daß ein Menſch vor ſeinem Tode nicht glücklich zu nennen ſey: allein er mußte in der Folge die Wahrheit ſeufzend erkennen, da er überwunden und dem brennenden Scheiterhauſen beſtimmet wurde.

Alle Menſchen in der Welt ſind alſo unglücklichen Begebenheiten ausgeſetzt, und es iſt in dem Zuſammenhange der Dinge ſo gegründet, daß bald dieſen bald jenen ein gewiſſes Böſes betreffen muß.

Wenn man die Aufführungen der Menſchen bey dem Unglücke, welches ſie ausſtehen müſſen, betrachtet; ſo ſiehet man, daß ſie gar verſchieden ſind. Die Zärtlinge welche die größte Anzahl ausmachen, finden ſich in eine große Verlegenheit geſtürzt. Die Sorgen und Bekümmerniß nehmen ihr Gemüthe ein: ſie ſind beſtändig mit einer ſchwarzen Traurigkeit umgeben, die Unzufriedenheit und der Unwille bemeiſtern ſich ihrer Sinnen, ihr Verſtand iſt mit einer dicken Finſterniß von Ungeduld umhüllet, daß ſie weder durch richtige und vernünftige Anſchläge die Sachen verändern, noch ſich gebührend faſſen können. Sie fallen endlich von einem äußerſten auf das andre: und ſtürzen ſich in ein Meer voller Verzweifelung und Kummer. So machen es die Zärtlinge, welche keine widrige Vorfälle gewohnt ſind, ſondern unter dem Taumel der Ergötzlichkeiten und des ſinnlichen Vergnügens in den vorhergehenden Zeiten gute Tage genoſſen haben.

Die entgegengeſetzten von den Zärtlingen ſind diejenigen, welche das Unglück mit gleichgültigen Augen anſehen. Man nennet dieſelben gemeiniglich Standhaftig, Gelaſſene und Geduldige. Allein, ſie verdienen nicht alle dieſen Nahmen. Es ſchleicht ſich eine andre Sorte mit unter, welche nicht der Gelaſſenheit ſondern der Leichtſinnigkeit ergeben ſind, und dieſe muß man gehörig von einander unterſcheiden.

Die Gelaſſenheit iſt diejenige Gemüths-Beſchaffenheit, die widrige Schickſale und Schmerzen mit Geduld erträgt und durch Unglücksfälle nicht ſo heftig gerühret wird, daß ſie ſich deswegen dem Unwillen und der Verzweiflung ergiebt. Und ein Gelaſſener iſt derjenige, welcher die Gemüths-Beſchaffenheit beſitzet.

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß nicht die Gelaſſenheit eine große Tugend ſey, und daß ſie nicht viel zur wahren Glückſeeligkeit eines Menſchen beytragen könne. Wenn ſich allerley Unglücksfälle ereignen, wenn ein Vorhaben, welches mit aller nöthigen Ueberlegung iſt angefangen worden, fruchtloß abgehet, oder, wenn die gemachten Einwürfe durch allerley darzwiſchen kommende Vorfälle vernichtet werden; ſo ſiehet dieſelben zwar ein Gelaſſener mit aufmerkſamen Augen an, er wird durch dieſelben in ſo weit gerühret, daß er ſich verſchiedne Gedanken macht; allein er faſſet gleich den Entſchluß, ſich nicht durch die Heftigkeit des Unglücks übertäuben zu laſſen, ſondern daſſelbe mit Geduld zu ertragen.

Er ſchlägt es aber nicht ſo aus dem Sinne, daß er gar nicht mehr daran denken ſolte. Er erwäget vielmehr die Folgen, die daraus entſtehen könnten, und ergreift die nöthigen Maaßregeln, um denenſelben klüglich vorzubeugen, damit das Unglück nicht noch größer werden möge. Er behält übrigens allemal ſein geſetztes Gemüth; er ſtellet ſich nicht verdroſſen oder niedergeſchlagen an; er läſſet ſich durch daſſelbe nicht abhalten, ſeinem Beruf und Arbeit nachzugehen, und verrichtet dieſelbe jederzeit mit ſo vielem Vergnügen und Sorgfalt, daß ſich zwiſchen jetzt und den ehemaligen glücklichen Zeiten kein Unterſchied findet.

Die Quelle der Gelaſſenheit iſt allemal ein richtiger Begriff vom Glück und Unglück, und eine vernünftige Ueberlegung. Ein Gelaſſener weiß, daß das Unglück kein ohngefährer Zufall ſey, ſondern daß daſſelbe in der Beſchaffenheit und dem Zuſammenhange der Dinge ſeinen Grund habe. Er weiß ferner, daß das Unglück entweder von der ſchlechten Einrichtung unſrer Handlungen, oder von der Geſinnung andrer Menſchen abhänge; daß aber alles dieſes zugleich durch die Vorſehung eines allweiſeſten Weſens geleitet und regieret werde; welches ſeine Handlungen in eine ſolche Reihe und Zuſammenhang der Dinge gebracht hat, daß der Natur und Beſchaffenheit der Sachen nach unglückliche Vorfälle daraus erfolgen müſſen; daß aber die Vorſehung dabey ihren weiſen Abſichten gemäß handle und daraus andre glückliche Folgen vor ihn oder andre entſtehen laſſe.

Wenn er nun dieſes alles vernünftig überleget, und ſiehet, daß bey eigener Schuld die Sache nicht zu verändern ſey, bey der Schuld andrer hingegen man die Zuneigung zu uns nicht mit Gewalt fordern könne, und beſonders, daß man dem Willen der Vorſehung, und dergleichen weiſen Abſichten weder widerſtreben könne, noch müſſe; ſo muß er endlich den Schluß machen, daß er das Unglück mit Gelaſſenheit ertragen, und glücklichere Zeiten abwarten wolle.

Aus der Gelaſſenheit entſpringen zugleich andre gute Folgen und Eigenſchaften der Seele. Gleichwie das Unglück überhaupt klug und vorſichtig macht; ſo kann beſonders die Gelaſſenheit dazu dienen, vorſichtige und überlegte Einrichtungen zu machen. Wie oft folgt nicht ein Unglück in der Geſchwindigkeit auf das vorhergehende, und macht, wenn man ſich von der erſten Beſtürzung noch nicht erholet hat, eine ſolche Verwirrung in dem Gemüthe, daß man ſich weder zu rathen noch zu helfen weiß. Wer aber die Tugend der Gelaſſenheit beſitzt, kann durch etliche auf einander folgende Unglücksfälle nicht in ſolche Unordnung gebracht werden, daß er keinen Rath zu finden wüßte. Er kann dieſelben vielmehr mit Aufmerkſamkeit von allen Seiten betrachten, und die nöthigen Maaßregeln faſſen, wie er ſich dabey zu verhalten habe.

Die Gelaſſenheit bahnet auch den Weg zu der wahren Glückſeeligkeit der Menſchen, nämlich zu der Zufriedenheit der Seele. Was helfen alle die ſchimmernden ſinnlichen Dinge der Menſchen, welche in die Augen fallen, und welche zu erlangen ein jeder bemühet iſt, wenn man nicht eine wahre Gemüths-Ruhe und Zufriedenheit beſitzet? Mancher wird von dem Glücke mit Reichthum, Ehrenſtellen, und allem, was die Welt vor glückſeelig hält, überhäufet, und lebet doch dabey unzufrieden, in Sorgen und Unruhe, weil er nicht über ſeine Leidenſchaften ſondern ſeine Leidenſchaften über ihn herrſchen.

Hier iſt hingegen ein Gelaſſener viel glücklicher. Das Unglück bezwinget ſeinen geſetzten Muth nicht; und das Glück, weil es nicht öfters kommt, hat keinen Einfluß in ſeine Leidenſchaften. Doch empfindet er ein Vergnügen, wenn es ihm wohlgehet, hingegen kein Mißvergnügen, wenn es ihm übel gehet. Er gewöhnet ſich alſo an, bey Glück und Unglück in einer Zufriedenheit und

Gemüths-Ruhe zu leben, welche die gröſte Glückſeeligkeit des Menſchen ausmacht.

Wir wollen nunmehr diejenige Eigenſchaft betrachten, welche ſich öfters unter dem Nahmen der edlen Gelaſſenheit verkauft. Es iſt dieſes die Leichtſinnigkeit und man kann ſie alſo erklähren: daß ſie diejenige Beſchaffenheit des Gemüths ſey, da das Unglück nicht den geringſten Eindruck in daſſelbe macht, ſo daß es ganz und gar als ungeſchehen betrachtet wird.

So groß die Tugend der Gelaſſenheit iſt, ſo unvernünftig iſt das Laſter der Leichtſinnigkeit: und ſo gute Folgen die erſtere nach ſich ziehet, ſo ſchlimme hat man von der andern zu gewarten. Wenn man einen ſolchen Leichtſinnigen bey Anhörung ſeines Unglücks betrachtet; ſo kann man ſich der Verwunderung nicht enthalten. Kaum daß er die Erzählung ſeines Unglücks mit Geduld anhören kann; ſo verfällt er gleich auf etwas anders. Er macht nicht die geringſten Betrachtungen darüber, oder berathſchlaget ſich, wie der Sache abzuhelfen ſey: ſondern wenn er die Begebenheit gehöret hat; ſo fragt er, ob man nicht mit ihm ſpatzieren fahren, oder die Comödie heute beſuchen wolle; und wenn man ihn zu Ueberlegung der Sache erinnert, ſo ſpricht er, daß ihm gleichgültig wäre, die Sache möge gut oder böſe ſeyn.

Solche Gemüther ſind gemeiniglich von einer flüchtigen Beſchaffenheit. Keine Sache iſt ſo rührend, daß ſie einen Eindruck in ihr Gemüthe machen kann. Sie haben keine Vernunft und Ueberlegung, und bemühen ſich nicht, die Beſchaffenheit der Sache genau einzuſehen, und dabey dienliche Mittel ausfündig zu machen; ſondern ſie ſind ſorgloß, ſie laſſen alles gehen wie es gehen will, und ihnen iſt es allemal gleichgültig, es mag wohl oder übel ausſchlagen. Wenn ihnen ja einige Grillen aufſteigen; ſo ſuchen ſie dieſelben durch verſchiedene Mittel zu vertreiben. Sie gehen in Geſellſchaften, ſie ſpielen, ſie machen ſich allerley Ergötzlichkeiten, bloß zu dem Ende, daß ſie ihre Leichtſinnigkeit nicht verliehren wollen.

Hieher gehöret das Sprüchwort: der Italiäner verſinget, der Franzoſe vertanzet, und der Teutſche vertrinket die Grillen, welches, wenn es wahr iſt, an dieſen geſammten Nationen eine Leichtſinnigkeit anzeiget. Sie iſt auch mit üblen Folgen verknüpft. Ein Leichtſinniger überlegt nichts. Er faßt bey dem Unglücke keine vernünftigen Entſchließungen, wie demſelben abzuhelfen ſey. Die üblen Folgen vermehren ſich alſo beſtändig, und wenn verſchiedne Unglücksfälle nach einander kommen; ſo wird er in eine ſolche Verlegenheit und widrige Beſchaffenheit geſetzt, daß nichts im Stande iſt, ihn von derſelben nach Wunſch zu befreyen.

XIII.

Gedanken

von dem

Ceremoniel unter den Privat-Perſohnen.

Man hat vielleicht wenig Grund vor ſich, wenn man von den Kindern ſagt, daß ſie ſpielen. Da wir ſie zu keiner Arbeit und Geſchäfften erhalten, und da wir ihnen die Begriffe, die ſie einmal in dem bürgerlichen Leben nöthig haben, auf keine angenehme Art, die nach ihrem Geſchmack iſt, beyzubringen wiſſen; ja, da wir ihren Geſchmack und Urtheilungs-Kraft ſelbſt nicht zu beſſern ſuchen; ſo bleibt ihnen nichts übrig, als daß ſie dasjenige nachahmen, was ſie uns verrichten ſehen.

Dieſe Nachahmung geſchicht von ihnen mit ſo vielem Fleiſſe, Richtigkeit, und Bemühung, daß es in der That ernſthafftige Geſchäffte vor ſie werden. Denn wenn die Nachahmung eine Spielerey zu nennen iſt; ſo ſetzen wir Erwachſenen in unſern wichtigſten Angelegenheiten uns der Gefahr aus, daß eine gereinigte Vernunft gleichfalls von uns ſagen muß, daß wir ſpielen.

Ein Miniſter, ein Hofmann ermangelt nicht, ſich gegen ſeine Clienten eben des Anſehens, der Mienen und Verfahrungs-Arten zu gebrauchen, deren ſich ſein Monarch gegen ihn bedienet; und der Secretair ſpielet die

Rolle ſeines Miniſters wieder nach. Der geringere Kriegs-Befehlshaber läßt ſeinen Untergebenen die gebietheriſche Art in aller ihrer Strange empfinden, die ein höherer Kriegs-Bedienter kurz vorher gegen ihn ausgeübet hat. Der Gelehrte bedienet ſich aller derjenigen kleinen Zierathen und Wendungen, die er an großen Gelehrten angemerket hat; und kurz, wir alle in allen Ständen und Lebens-Arten bemühen uns gar ſehr, daß man die äußerlichen Merkzeichen an uns wahrnehmen ſoll, woran man ſonſt weiſe, kluge, artige, tapfere, gelehrte, arbeitſame und hauswirthliche Menſchen zu erkennen pfleget.

Wenn je etwas ein Spielwerk der Erwachſenen genennet zu werden verdienet; ſo iſt es das Ceremoniel, deſſen ſich Privat-Perſohnen gegen einander gebrauchen. Die hohe Würde der Monarchen und freyen Staaten, nach welcher ſie ſo ſehr über die Beſchaffenheit aller andrer Menſchen erhaben ſind, erfordert allerdings, daß ſie ihre Geſchäffte, beſonders ihre öffentlichen Handlungen, durch gewiſſe Feyerlichkeiten in den Augen der Menſchen vorzüglich und anſehnlich machen; ſo wohl, als daß ſie in ihren Zuſammenkünften und Unterhandlungen unter einander ſelbſt auf Erhaltung des mit ihrem hohen Stande verknüpften Ranges und Vorzuges, und der ihnen daher gebührenden Achtung alle mögliche Aufmerkſamkeit anwenden. Allein, wenn Privat-Perſohnen in ihren Geſchäfften, Zuſammenkünften und Beſuchen eben ſo viel Umſtände machen, und ein beſonderes Ceremoniel pünctlich beobachten: ſo kann man es vor nichts anders, als ein Spielwerk halten, wodurch die Handlungen der Prinzen eben ſo nachgeahmet werden, als unſre Kinder zu ihrem Zeitvertreibe unſre ernſtlichen Handlungen und Geſchaffte nachahmen. Ich will doch von dieſem Gegenſtande meine Gedanken in etwas ausführlich eröffnen.

Selbſt das Ceremoniel der Monarchen und freyen Mächte nutzet nicht viel, wenn es allzu übertrieben iſt, und wenn man darauf allein die Vorzüge und Vortheile der Staaten bauet, die einen viel weſentlichern Grund haben ſollen. Es wird dadurch den Angelegenheiten der Monarchen viel Nachtheil zugezogen; und viel Gutes, welches aus ihren Unterhandlungen entſtehen könnte, gehet wegen einer ſo kleinen Nebenſache, als das Ceremoniel ſelbſt vor freye Staaten ſeyn ſolte, öfters gänzlich verlohren.

Daher wird man auch wahrnehmen, daß das Ceremoniel, und die hartnäckigte Beſtehung auf demſelben ſich immer nach der Maaße vermindert hat, wie die Zeiten erleuchteter und vernünftiger geworden ſind. In unſern glücklichen Zeiten, obgleich die Monarchen und ihre Miniſters und Geſandten ſich von ihren Vorzügen und Anſehen nichts vergeben, wird man doch ſchwehrlich erleben, daß ſich eine Unterhandlung wegen ſolcher Kleinigkeiten zerſchlagen ſolte, ſondern man weiß bey vorfallenden Range und Ceremoniel Streitigkeiten ſolche glückliche Mittel-Wege ausfündig zu machen, die den Streit unentſchieden laſſen, und keinem Theile zum Nachtheil gereichen. Und würde es auch nicht eine vor die Weisheit der Regenten ſehr anſtändige Sache ſeyn, wenn ſie wegen eines Schrittes ihres Geſandten, der weder zu ihrer eignen noch ihrer Völker Glückſeeligkeit das geringſte beyträgt, ihre weſentlichſten Pflichten außer Acht laſſen wolten?

Es hat auch das Ceremoniel der freyen Mächte bey ſolchen Völkern ſeinen Urſprung genommen, die von guten Regierungs-Grundſätzen ſchlecht unterrichtet waren. Die Aſiatiſchen Könige, welche in allen Ausſchweifungen der Weichlichkeit und der Pracht lebten, und ſich um die Wohlfahrt ihrer Unterthanen wenig bekümmerten, ſind die erſten Lehrmeiſter in der Ceremoniel-Wiſſenſchaft geweſen. Dieſe fanden an den griechiſchen Kaiſern, die gemeiniglich keinen andern Endzweck, als die Vergnügung ihrer Ehrſucht hatten, indem ſie ſich faſt alle durch den Untergang ihrer Vorfahren auf den Thron drängeten, ſehr lehrbegierige Schüler, die bald ihre Lehrmeiſter übertrafen, und dieſe nützliche Erkenntniß eines Regenten in ſyſtematiſche Form brachten.

Von dar breitete ſie ſich an dem Hofe der erſten fränkiſchen Monarchen aus, die vor dieſe Wiſſenſchaft recht gebohren zu ſeyn ſchienen; weil ſie ſich vor ihren Unterthanen gar ſelten, und nur mit großer Pracht ſehen, unterdeſſen aber ihre Haus-Hofmeiſter, oder erſten Miniſters, nach eigenen Belieben in dem Staate wirthſchaften lieſſen; und hierdurch wurde endlich ganz Europa mit der Wiſſenſchaft erfüllet, wenn man Spanien ausnimmt, als welches die Mohren, ein Volk, welches durchaus voller Ceremoniel war, zu unmittelbaren Lehrmeiſtern hatte, aus welchem Grunde die Spanier vielleicht noch immer einen beſondern Vorzug hierinnen behauptet haben. Bey einem ſolchen Urſprunge der Ceremoniel-Wiſſenſchaft kann man leicht auf ihre Vorzüglichkeit ſchließen, und warum heute zu Tage die Monarchen immer weniger daraus zu machen pflegen, je weiſer und verſtändiger ſie ſind.

Allein, dasjenige, was an den Höfen und in den Unterhandlungen fremder Miniſters, als eine nothwendige Unbequemlichkeit, die mit der hohen Würde der freyen Staaten faſt unvermeidlich vergeſellſchaftet iſt, Nachſicht und Entſchuldigung verdienet, das kann bey Privat-Perſohnen nichts anders als eine auslachenswürdige Thorheit ſeyn. Ihr Stand erfordert nichts weniger, als daß ſie ihre Tritte und Schritte gegen einander abzirkeln, und es iſt offenbar ungereimt, daß man das geſellſchaftliche Leben mit einer Bürde beſchweret, welches weder von der geſunden Vernunft erfordert wird, noch in derſelben ihren Grund hat.

Die geſunde Vernunft und die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens verbinden uns, unſerm Neben-Menſchen liebreich, freundlich und höflich zu begegnen, und ihm mit weſentlichen Gefälligkeiten, nicht aber mit eiteln Ceremonien entgegen zu gehen, die ſich öfters mit der Sache, welche ſie anzeigen ſollen, blutſchlecht zuſammen reimen, und welche nur einem närriſchen Stolze zur Nahrung, der Falſchheit aber zur Decke dienen.

So ſchlecht demnach das Ceremoniel unter den Privat-Perſohnen gegründet iſt; ſo beſchwehrlich iſt es jedoch dem geſellſchaftlichen Leben und ſo nachtheilige Folgen hat es vor daſſelbe. Der vernünftige Umgang unter den Menſchen, der zum wahren Vergnügen des Lebens gereichen ſoll, wird dadurch zur Beſchwerde deſſelben. Was vor eine Laſt iſt es nicht, wenn man ſowohl auf andre, als ſich ſelbſt ſorgfältig Achtung geben muß, damit der ſteife Götze, das liebe Ceremoniel, ja in keinem Puncte beleidiget werde? und wie kann man eine vernünftige Unterredung unterhalten, und andre viel weſentlichere Pflichten erfüllen, wenn man ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe nichtswürdige Sache richten muß.

Wie viel nützliche Unterhandlungen, die auf beyden Seiten vielen Unbequemlichkeiten, Schwierigkeiten und Streitſachen auf einmal abhelfen könnten, werden nicht verhintert, weil man mit dem Bezeigen in dem Ceremoniel nicht zufrieden iſt, das man in dem Hauſe des andern empfängt; und wie viel Haß, Feindſchaft und Streithändel, die in unſre hauptſächlichſten Lebens-Umſtände öfters einen wichtigen aber ſchädlichen Einfluß haben, und die ſich nicht ſelten auf die Nachkommen fortpflanzen, werden nicht dadurch erreget, daß man ſich in dem Ceremoniel beleidiget zu ſeyn erachtet?

Man muß nicht glauben, daß, indem ich das Ceremoniel verwerfe, ich auch zugleich die Höflichkeit und ein anſtändiges Bezeigen in den Geſellſchaften mißbillige. Viele glauben zwar, daß das nichtsbedeutende Ceremoniel, das bey ihnen eingeführet iſt, ſchlechterdings zur Höflichkeit gehöre. Allein, meines Erachtens ſind dieſe beyden Sachen ſehr weſentlich von einander unterſchieden.

Ein eiteles Ceremoniel iſt nach meinen Begriffen alles dasjenige, was die Gewohnheit an beſondern Orten eingeführet hat, ohne daß es in den guten Sitten und in den Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens ſeinen wirklichen Grund hat. So erfordert es die Höflichkeit, daß ich denjenigen wieder beſuche, welcher mir ſeinen Beſuch gegönnet hat, weil ich ſonſt zu erkennen gebe, daß mir an ſeiner Freundſchaft und Umgange nichts gelegen iſt, wo-

durch

rch ich eine beleidigende Verachtung gegen ihn äuſſere.
llein, es iſt ein eiteles Ceremoniel, daß ich einem Be-
henden entgegen gehen ſoll, und daß es eben ſo weit,
d nicht weiter oder weniger geſchehen muß, oder daß ich
ſtehen ſoll, wenn ein vornehmerer meine Geſundheit
nkt. Denn das Entgegengehen bey dem Beſuche, und
as Aufſtehen bey dem Geſundheits-Trinken haben mit
eſen Handlungen weder Aehnlichkeit und Uebereinſtim-
mung, noch überhaupt das geringſte Verhältniß und Zu-
ammenhang mit einander.

Ich geſtehe, ich kann es denen Sineſern, dieſem ſonſt ſo
ernünftigen Volke, gar nicht verzeihen, daß ſie alle ihre
andlungen und Umgang unter einander in einen entſetzli-
en Wuſt von Ceremonien ganz verhüllet haben. Es wird
ir ſelbſt Angſt und bange, wenn ich leſe, was ſie bey ih-
n Gaſtmahlen, bey ihren Hochzeiten und Begräbniſſen
r eine ungeheure Menge von Ceremonien eingeführet
aben, wodurch faſt alle Schritte, Beugungen und Worte
gezirkelt, alle Tropfen Getränke, die man zu ſich
mmt, abgemeſſen, und die Biſſen in den Mund gezäh-
werden.

Faſt ſolte ich mich dadurch überreden, daß ihre vor-
ſſlichen Geſetze, Einrichtungen und Anſtalten keine
irkungen des allgemeinen guten Verſtandes dieſer Na-
n, ſondern nur die Früchte einzelner groſſer Geiſter
iren, die in der langen Dauer ihres Reiches zuweilen
on der Natur auſſerordentlich darzu gebildet worden
nd. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß eine gute
Vernunft nicht einſehen ſolte, wie ſehr durch ein ſolch ge-
zwungenes Weſen, das unſern Körper wie eine Mario-

nette

nette regieret, das Leben und das ſüßeſte Vergnügen deſſelben, nämlich der Umgang, beſchwehrlich, verdrüßlich und bitter gemacht wird.

In der That habe ich die Anmerkung gemacht, daß diejenigen unter uns, ſo auf das Ceremoniel am eifrigſten erpicht ſind, gemeiniglich nur mittelmäßige Kräfte des Verſtandes haben. Ein ſeichter Kopf, von deſſen Begriffen man allenthalben das Ende ſehen kann, läßt es ſich nicht einmal einfallen, daß an dieſen Ceremonien, die alle feine Leute in ſeiner Stadt mitmachen, und die vielleicht ſchon von ſeinem Vater, hochlöblichen Andenkens, auf ihn ſo wohl hergebracht ſind, etwas auszuſetzen ſeyn könnte. Ueberdies ſind ſie ein artiges Spielwerk vor ſeinen Verſtand, der, weil er ſich in das weſentliche und nützliche nicht ſtark einlaſſen kann, mit dieſen leeren Tonnen ein Geräuſche macht, das ihn auf eine angenehme Art unterhält. Denn nichts iſt ſo leicht begreiflich, als dieſes Puppen-Spiel.

Zugleich wird dadurch der Hochmuth eines eingeſchränkten Verſtandes unterhalten, der davon niemals weit entfernet zu ſeyn pfleget. Denn wenn er alle unbeſchreibliche Kleinigkeiten der Ceremonien weiß; ſo ſchmeichelt er ſich, daß er ein Menſch ſey, der zu leben wiſſe; indem nach ſeinem Erachten die gute Lebensart und die Ceremonien einerley ſind.

Ich läugne deshalb nicht, daß nicht auf vernünftige und gründlich denkende Kräfte das einmal in ihrer Stadt eingeführte Ceremoniel mitzumachen genöthiget würden. Die Gewohnheit iſt ein Strom, der alles mit ſich fortreißt, und wenn man nicht vor eigenſinnig und ungeſittet angeſehen ſeyn will; ſo muß man ſeine Rolle in dem Marionetten-Kaſten ſchon mitſpielen, weil man ſonſt als eine unbrauchbare Puppe in den Winkel geſtellet wird.

Allein, mich deucht doch, wenn vernünftige Männer in einer beträchtlichen Stadt bey einander wohnen, daß ſie durch gemeinſchaftliche Einwilligung in einer vertrauten Geſellſchaft dieſes ſteife und gezwungene Weſen abſchaffen können, und wer alsdenn in ihrer Geſellſchaft aufgenommen ſeyn will, muß ſich ihren ungezwungenen Umgang ſchon gefallen laſſen. Eben dadurch wird auch eine freyere und angenehmere Lebensart endlich allenthalben in der Stadt eingeführet.

Man wird auch ſelten finden, daß an Höfen, wenn man es nicht mit auswärtigen Prinzen und Geſannten zu thun hat, desgleichen in recht groſſen Städten, worinnen man eigentlich die Kenntniß der groſſen und artigen Welt ſuchen muß, ein dergleichen Ceremoniel unter Privat-Perſohnen eingeführet ſeyn ſolte, als man in mittelmäßigen Handels- und gelehrten Städten gemeiniglich wahrnimmt. Unter einigen hundert tauſend Menſchen, die in groſſen Städten bey einander wohnen, giebt es endlich ſchon Köpfe, welche über die gemeinen Begriffe ein wenig hinaus denken, und die ſich durch keine Neben-Abſichten abhalten laſſen, die Feſſeln des Ceremoniels von ſich abzuſchütteln.

Man lebet dannenhero daſelbſt gemeiniglich ungleich freyer und ungezwungener. Wenn man einmal in einem anſehnlichen Hauſe aufgeführet iſt, wo Geſellſchaft gehalten wird; ſo kann man kommen und weggehen, wie es jedem gefällt, ohne daß ſich jemand darum bekümmert. Man kann ſpielen, ſich unterreden, und zuhören, man kann ſitzen, ſtehen und gehen nach eigenen Gefallen, ohne daß man befürchten dürfte, wider das Ceremoniel anzuſtoßen.

Ich muß geſtehen, daß das Ceremoniel unter Privat-Perſohnen jetzo vielleicht nirgends weniger Verehrer findet, als in Wien. Der Rang, dieſe zärtliche Saite, die andrer Orten von dem geringſten Anſtoße gar laut erklingt, wird daſelbſt faſt gar nicht berühret. Man ſetzt ſich an den größten Tafeln ohne Bedenken nieder, wie es von ungefähr trifft und die Gelegenheit erlaubt: und es kömmt mehr auf Bekanntſchaften und perſöhnliche Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten, als auf den Rang an, daß ſich die Vornehmern der Unterhaltung wegen zu jemand ſetzen.

Wenn man einmal mit jemand bekannt iſt; ſo läßt man ſich niemals zum Beſuch anmelden. Man fährt vor ſein Haus, und ſchicket ſeinen Bedienten hinauf, ob derjenige zu Hauſe iſt, den man beſuchen will. Iſt er nicht zu Hauſe, oder will er nicht zu Hauſe ſeyn, oder hat er Geſchäffte; ſo iſt das eine ganz gleichgültige Sache, die niemand übel nimmt. Perſohnen von gleichen Stande, oder auch von etwas geringerer Beſchaffenheit, laſſen es ſich nie einfallen, demjenigen zum Empfang entgegen zu eilen, der ſie beſuchen will. Man hält es vor genug, wenn Bediente vorhanden ſind, die dem Ankommenden allenthalben die Thüren öffnen, und bis in das Zimmer, wo ihre Herrſchaft iſt, führen.

Alles was ein Geringerer einem ungleich Vornehmern beym Weggehen erzeiget, iſt, daß er ihn bis an die Treppe begleitet; und es würde daſelbſt auslachenswürdig ſeyn, wenn man jemand bis an die Haus-Thüre begleiten wolte. Dieſes, glaubt man, gehört vor große Staats- und Ceremonien-Viſiten, welche die Ambaſſadeurs einander geben. Bey den kleinen Gaſtereyen iſt es ſo gar eingeführet, daß man ſich ſelbſt zu Gaſte bittet. Ein guter Freund, oder derjenige, der von keinem Vornehmern die Erlaubniß darzu hat, ſchicket früh Morgens zu ſeinem guten Freunde oder Gönner, und läßt ſagen, daß er heute bey ihm eſſen wolte; und wenn der andre ſelbſt nicht zu Hauſe iſt, oder groß Tractement hat, davon die beſtimmten Couverts ſchon beſetzt ſind; ſo läßt er es abſagen, ohne, daß derjenige, ſo ſich einladen wollen, den geringſten Unwillen darüber empfindet. Nur bey großen Tractementen läßt man die Gäſte ſelber einladen; und zwar drey und mehr Tage vorher.

Alles dieſes, deucht mich, iſt ſo fern von allem Zwange und dem eiteln Ceremoniel entfernet, und doch den guten Sitten, der Höflichkeit und Wohlanſtändigkeit ſo gemäß, daß man es nur gegen die Lebensart in unſern Städten halten darf, um den Unterſchied unter einem ſteifen, ceremonielmäßigen Umgange und einer freyer jedoch vernünftigen Lebensart wahrzunehmen.

Es iſt in der That zu verwundern, daß das Geſundheit-Trinken, auch in ſolchen Städten, welche den Ruf haben, daß man darinnen den freyen Umgang der Welt genießt, ſeinen Platz unter dem Tiſch-Ceremoniel noch immer behauptet, ohngeachtet es bey Höfen und in groſſen Haupt-Städten längſt abgeſchaffet worden. Meines Erachtens hat man zu dieſer Abſchaffung ſehr guten Grund gehabt. Zuerſt hat meine Geſundheit mit dem Trinken eines andern nicht den geringſten Zuſammenhang oder Verhältniß; und es iſt ungemein beſchwehrlich, beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, ob es jemand einfallen wird, meine Geſundheit zu trinken.

Wenn auch viele Perſohnen mit einander zur Tafel eingeladen ſeyn, die in recht groſſen Städten ſelten einander alle kennen; ſo iſt es eine wahre Laſt, wenn man die bey ſich Sitzenden alle Augenblicke fragen muß, wer dieſer oder jener iſt, damit man ſeiner Schuldigkeit im Geſundheit Trinken ein Genüge leiſten kann; und die Nebenſitzenden kennen öfters dieſe Perſohnen eben ſo wenig als ich.

In Wien wenigſtens, wo eine ſo groſſe Anzahl Freunde beſtändig zu ſeyn pflegen, und wo man die einheimiſchen angeſehenen Leute niemals alle kennen lernet, wenn man ſich auch ſeine ganze Lebens-Zeit daſelbſt aufhält, würde das Geſundheit Trinken faſt gar nicht auszuüben ſeyn, wenn es auch wieder eingeführet werden wolte.

Allein, auch bey mäßigen, oder kleinen Geſellſchaften hat daſſelbe Unbequemlichkeiten genug, zumal, wenn dabey der Rang der Anweſenden beobachtet werden ſoll, oder wenn das Ceremoniel haben will, daß juſt in dem erſten Glaſe die Geſundheit aller Anweſenden getrunken werden muß, womit diejenigen nothwendig ſchlecht zufrieden ſeyn können, die das Trinken zu ſeinem wahren Endzwecke gebrauchen wollen.

Ich würde wider meine Abſicht in eine allzugroße Weitläuftigkeit gerathen, wenn ich alle beſondre Arten des Ceremoniels unter Privat-Perſohnen durchgehen und ihren Ungrund und Unbequemlichkeit zeigen wolte. Sie werden einem gründlich denkenden Kopfe, ſo bald er ſich vornimmt das Ceremoniel ohne Vorurtheile zu unterſuchen, ſchon von ſelbſt beyfallen. Da auch eine jede Stadt in dem Ceremoniel-Weſen von einander unterſchieden iſt; ſo iſt es faſt nicht möglich, daß man ſich in alle verſchiedene Arten deſſelben einlaſſen kann.

Eine Stadt iſt immer mehr mit der Ceremoniel-Sucht angeſteckt, als die andre. Die jungen Leute, die in einer Stadt erzogen worden ſind, wo man ſtark an dieſer Krankheit darnieder liegt, bilden ſich natürlicher Weiſe ein, daß die gute Lebensart darauf ankomme, und daß man allenthalben in der Welt eben ſo viel Umſtände und Feyerlichkeiten in dem Umgange beobachte, als ſie von Kindheit an gewohnt ſind. Wenn ſie alſo an andre Orte kommen; ſo geben ſie nicht nur die Wirkung ihrer Erziehung in ihrem eigenen Bezeigen gar bald zu erkennen; ſondern ſie erkundigen ſich auch ſehr ſorgfältig, was daſigen Ortes in den Geſellſchaften vor Ceremoniel eingeführet ſey; und dadurch erregen ſie nicht ſelten ein Gelächter über ſich, oder geben gar zu luſtigen Geſchichten Anlaß. Ich will doch meine Leſer mit einer Begebenheit dieſer Art unterhalten.

Drey junge Herren aus N...g, wo man das Ceremoniel ſehr hoch ſchätzet, wolten die Welt beſehen, und kamen vor ohngefähr fünf Jahren nach W...r. Da ſie ſich nicht allein bey dem ſchönſten Wetter in Sänften tragen ließen, wenn ſie kaum 30 Schritte über die Straſſe zu gehen hatten, ſondern auch bey dem Einſteigen in die Trag-Seſſel und dem Eintritte in die Häuſer ein groſſes Ceremoniel unter ſich ſelbſt beobachteten; ſo vermuthete ein muntrer Kopf, der in den vornehmſten Häuſern zu W...r wohl gelitten war, daß dieſe Herren ſo beſchaffen wären, daß man ſich eine Luſt mit ihrer Ceremoniel-Sucht machen könnte. Die Nachricht, daß ſie ſich bey denjenigen, an welchen ſie recommendiret waren, ſehr ſorgfältig nach dem daſigen Ceremoniel erkundiget hatten, brachte ihn vollends zur Entſchließung, eine kleine Comödie mit ihnen zu ſpielen.

Zu dieſem Ende machte er ſich mit ihnen bekannt, und bildete ihnen das Ceremoniel in W...r ungemein ſchwehr vor, daß ſie ohne eine getreue Anweiſung darinnen ſchwehrlich fortkommen würden. Er erboth ſich zugleich zu ihrem Anführer; und dieſe aus dem Schloſſe ihrer Frau Mutter und ihrer dem Ceremoniel ſehr ergebenen Vaterſtadt neu ausgeflogenen jungen Herren hielten es vor die gröſte Glückſeeligkeit, daß ſie einen ſo geſchickten Lehrmeiſter bekommen könnten.

Er fieng alſo eine ordentliche Schule mit ihnen an, um ſie in dem W...riſchen Ceremoniel zu unterrichten. Er zeigte ihnen die Art der Beugungen, wie viel derſelben ſie zu machen, und wie viel Schritte ſie zwiſchen einer

ner jeden zu thun hätten, wie ſie ſich rangiren, ſtellen, avanciren und zurück ziehen müßten, wenn er ſie den vornehmſten Perſohnen in W . . . r präſentiren würde. Damit auch ja darinnen nichts verſehen werden möchte; ſo redete er gewiſſe Zeichen mit ihnen ab, nach welchen ſie dieſe Ceremoniel-Uebungen machen mußten; und gleichwie ein Kriegs-Heer mit Stück-Schüſſen commandiret wird, wenn es neue Kriegs-Uebungen machen ſoll; ſo beſtand hier das Commando in Niedertreten mit dem Fuße und in einer gewiſſen Art den Stock aufzuheben; nach welchem der durchtriebene Commendant ſeine Ceremoniel-Recrouten exercirte.

Als ſie nun eine genugſame Fertigkeit erlanget hatten; ſo führte er ſie bey dem Herrn K . . Pr . von . . . eines Nachmittags auf, als eben ſtarke Geſellſchaft bey ihm war, die größtentheils bereits von dieſer Comödie Nachricht hatte. Die jungen Herren zeigten in der That, daß ſie keine unwürdigen Schüler geweſen waren, und richteten ſich ſehr genau nach dem Commando ihres Anführers. Man kann leicht erachten, wie luſtig dieſe Comödie geweſen iſt. So ſehr den Anweſenden eingebunden war, das Lachen zu vermeiden; ſo konnten es doch verſchiedene nicht unterdrücken; und einige andre eilten in ein Neben-Zimmer, um daſelbſt aus vollem Halſe zu lachen. Allein dieſe jungen Herren ließen es ſich nicht einfallen, daß man über ſie lachen könnte. Denn ſolche Ceremonien waren nach ihrem Erachten die ernſthaftigſte Sache von der Welt.

So wenig demnach heute zu Tage eine allzu gezwungene und abgezirkelte Aufführung in dem Umgange nach dem Geſchmacke der vernünftigen und großen Welt iſt, ſo muß man doch nicht glauben, daß man mit aller Sorgloſigkeit bloß eine Bequemlichkeiten und eigenen Gefallen darinnen zur Richtſchnur nehmen kann. Die Höflichkeit und die Wohlanſtändigkeit, die ſich auf die guten Sitten und die Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens gründen, erfordern dem ungeachtet, daß man in Geſellſchaften eine große Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt habe, um ſo wohl niemand zu beleidigen, als nichts vorzunehmen, wodurch andre eine üble Meinung von uns faſſen können.

XIV. Von

XIV.

Von dem Nutzen der Academien der Wiſſenſchaften.

So bald die Völker in den grauen Zeiten des Alterthums angefangen haben, die rohen und wilden Sitten abzulegen, klug und vernünftig zu werden, und ſich eine richtige Gedenkens-Art zu erwerben; ſo haben ſie auch angefangen, Wiſſenſchaften und gute Künſte zu erfinden, und dieſelben hoch zu ſchätzen.

Wenn man der hohen Einbildung der Sineſer glauben will; ſo müſſen ſie ohne Zweifel die erſten geweſen ſeyn, welche ſich den Wiſſenſchaften und guten Künſten gewidmet haben, und wir können verſichert ſeyn, daß dieſelben bey ihnen ſchon ſo lange in ihrem Flor geſtanden hätten, als nach unſrer Rechnung der ganze Erdkrais in ſeiner Wirklichkeit iſt. So viel iſt gewiß, daß Aſiatiſche und Africaniſche Nationen, nämlich die Aegypter und Chaldäer ſich zuerſt um die Wiſſenſchaften bekümmert, und dieſelben empor gebracht haben. Man findet viele Zeugniſſe der alten Schriftſteller hievon.

Die erſten Wiſſenſchaften, welche ſie zu ergründen bemühet geweſen ſind, ſind ohne Zweifel die Weltweisheit, beſonders die Phyſik und die Sternſeher-Kunſt geweſen; und ſie haben auch ganz natürlich darauf verfallen müſſen. Denn da ſie beſtändig über ſich Sonne, Mond und Sterne, unter und neben ſich die Wirkungen der Natur geſehen haben; ſo würde ihnen gar keine Neubegierde beygewohnet haben, wenn ſie ſich nicht hätten um ihre Beſchaffenheit bekümmern wollen.

Da ſie ferner dem Urſprunge aller dieſer Dinge, und der innern Beſchaffenheit ihrer Exiſtenz nachgedacht, und darüber Betrachtungen gemacht haben; ſo iſt daraus ihre Metaphyſik erwachſen, welche nicht viel mehr in ſich begriffen hat, als was unſre jetzige natürliche Theologie enthält. Es iſt zu vermuthen, daß die ſo geheim gehaltene Theologie der Aegyptier ein Miſchmaſch von der Philoſophie und vielen erfundenen Ceremonien geweſen iſt, beſonders, da ſich faſt niemand anders, als die Prieſter, der Erlernung der Philoſophie gewidmet hat.

Von Egypten ſind die Wiſſenſchaften nach Griechenland überbracht worden; und dieſes Land hat eine Menge groſſer Männer gezeuget, welche ſich durch deſſelben Verbeſſerung und Erweiterung bey der Nachwelt unſterblich gemacht haben. Dieſe haben ſich ſonderlich angelegen ſeyn laſſen, die Philoſophie und Mathematik vollkommner zu machen, die Sittenlehre mit der erſten zu verknüpfen, und ſie der Welt nutzbar einzurichten. Sie haben auch daſelbſt allemal in groſſen Anſehen geſtanden, ſie wurden bey allen Vorfällen in der Republik zu Rathe gezogen, und ihre Ausſprüche wurden ſehr hoch geſchätzet, ja einigen hat man ſo gar das Regiment über die Länder aufgetragen.

Da kurz vor und nach Alexanders Zeiten Griechenland beſtändig ein Schauplatz blutiger Kriege ſeyn muſte, und deſſelben alter Glanz und Herrlichkeit dadurch ſeinen Untergang fand; ſo zogen ſich auch die Wiſſenſchaften von Griechenland hinweg, und nahmen ihren Sitz bey den Römern. Hier wurden ſie, weil man die Gelehrten hochachtete, und dieſelben reichliche Belohnungen ihrer Verdienſte zu gewärtigen hatten, zu einer großen Vollkommenheit gebracht; und dieſes währete, obſchon mit einiger Verringerung, bis zu den Zeiten, da Italien nach und nach von einer Menge barbariſcher Völker überſchwemmet, und alſo der Untergang der Wiſſenſchaften befördert wurde.

Dieſe Barbarey dauerte ſo lange, bis man in dem funfzehenden Jahrhundert wieder anfieng, die Wiſſenſchaften hervor zu ſuchen, und dieſelben nach und nach auf das möglichſte zu verbeſſern.

Man hat ſich in den meiſten europäiſchen Ländern viele Mühe gegeben, und allerley Mittel ausfindig gemacht, die Wiſſenſchaften vollkommner zu machen, und man hat an ſolchen Orten, wo die Regenten und ihre Miniſters ſelbſt Liebhaber der Wiſſenſchaften geweſen ſind, die Gelehrten durch allerley Belohnungen und Vorzüge aufgemuntert, die Wiſſenſchaften mit allem Eifer zu treiben, und derſelben Vollkommenheit auf mehr als eine Art zu befördern.

Man hat ſich dannenhero auch zum Behuf deſſelben in einigen Ländern angelegen ſeyn laſſen, Academien der Wiſſenſchaften zu errichten, deren Mitglieder bloß zu dem Endzwecke beſtimmet werden, die Wiſſenſchaften immer blühender zu machen. Man hat gar wohl eingeſehen, daß, wenn man auch die Gelehrten durch allerley Ehrenſtellen und Bedienungen aufmuntern wolte, zum Nutzen der Wiſſenſchaften Fleiß und Mühe anzuwenden, ſie ſich wegen den Beſchäfftigungen, welche ihre Bedienung mit ſich bringt, denenſelben nicht völlig eigen machen könnten. Denn derjenige, welcher in bürgerlichen Bedienungen ſitzet, wird niemals was groſſes zum Vortheil der Wiſſenſchaften unternehmen können. Die Wiſſenſchaften, wenn man es in denſelben hoch bringen will, erfordern Zeit, groſſes Nachdenken, allerley Unterſuchungen und Erfahrungen.

Beſonders erfordern die Phyſik, die Chymie, und die Mathematik ganz eigne Männer, wenn man darinnen zu einer Vollkommenheit gelangen, und zum Nutzen der Menſchen etwas ausfindig machen will. Wenn nun ein Gelehrter bürgerliche Bedienungen hat; ſo muß er die meiſte Zeit auf ſolche Verrichtungen wenden, welche mit der Bedienung verknüpfet ſind, in der übrigen Zeit, welche von der Arbeit befreyet ſind, iſt er durch dieſelbe ermüdet und verdrüßlich, und wendet ſie gemeiniglich zu ſeiner Ausruhung und Bequemlichkeit an. Es ereignet ſich alſo ſelten eine Stunde, welche er mit gehöriger Luſt und Bemühung den Wiſſenſchaften widmen kann: und die Wiſſenſchaften werden auf ſolche Art wenig Erweiterung und Vollkommenheit erlangen.

Es giebt viele, welche aus Vorurtheil und von eingenommener Einbildung vor ihre Nation andern Völkern gar keine Vorzüge in den Wiſſenſchaften einräumen wollen. Beſonders haben die Franzoſen, welche ſich immer klüger als andre Nationen dünken, das Unglück, daß ſie niemand davor erkennen will. Allein, hierbey muß man ihnen Recht wiederfahren laſſen, daß ſie zuerſt die Wahrheit der Sache einſehen, und deswegen zur Aufnahme der

Wiſſenſchaften auf Koſten des Staats Academien geſtif- et haben. Denn die Academien in Italien die ſchon orher ſtatt fanden, waren nur Privat-Geſellſchaften.

Die Engländer, welche beſondre Fähigkeit in den Wiſſenſchaften zu beſitzen glauben, haben hierinnen denen ranzoſen nichts nachgeben wollen, ſondern ſie haben ichfals die Londner Academie der Wiſſenſchaften geſtif- t, und endlich hat auch bey denen Teutſchen ein Preußi- her weiſer Friedrich eine dergleichen angeleget. Selbſt e Ruſſen, welche man ſonſt vor die rauheſte und denen Wiſſenſchaften am allerwenigſten ergebne Nation hielte, aben jetzo eine blühende Academie der Wiſſenſchaften in rem Lande, und man hat unter den vorigen Regierun- n die größten Gelehrten aus Europa durch große Be- dungen und Belohnungen dahin gezogen.

Obgleich die Errichtung einer ſolchen Academie der iſſenſchaften einen groſſen Herrn einiges Geld koſtet, il ein Fond nöthig iſt, aus welchem die Beſoldungen r Mitglieder und andre Nothwendigkeiten der Acade- e können beſtritten werden; ſo ſind doch ſolche Sum- n nicht vergeblich angewendet; weil die Academie dem de vielfältigen Nutzen ſchaffen kann. Mancher groſ- Herr würde ſeinen Ruhm unendlich mehr erweitern, m er die Summen, welche der Pracht und Verſchwen- g gewidmet werden, zu Anlegung einer Academie der ſſenſchaften anwendete. Er würde hiedurch die ohlfarth des Landes ungleich mehr befördern, als wenn durch den Verbrauch ausländiſcher Waaren Millio- en aus dem Lande ſchicket; und er würde ſich gewiß bey inen Nachkommen in gröſſere Hochachtung ſetzen, als wenn er denſelben eine Menge Schulden zu bezahlen hinterläßt.

Die Wiſſenſchaften haben überhaupt einen Einfluß in die innern Staats-Verfaſſungen der Länder, und in alles dasjenige, was dererſelben Wohl befördern kann. Die Philoſophie erwirbt den Menſchen richtige Begriffe von Gott, ſich ſelbſt und dem Welt-Gebäude, und rottet auf ſolche Art viel Aberglauben und darauf gebauete wunderliche Gewohnheiten aus; ſie lernt den Menſchen richtig zu denken, klug und vorſichtig in ihren Handlungen zu gehen, und verbeſſert ihre Sitten.

Die Phyſik und Chymie können viele Dinge entdecken, welche denen Gewerben und Handthierungen zum groſſen Vortheil gereichen. Man hat ſeit einiger Zeit, da man ſich mit Fleiß auf die Erforſchung der Natur geleget, und durch mancherley Verſuche die vielfältigen Veränderungen, welche alle Dinge in der Natur leiden, zu entdecken bemühet geweſen iſt, ſolche bewundernswürdige Wirkungen erfunden, welche nicht allein die Neubegierde der Menſchen vergnügen, ſondern auch, in den äuſſerlichen Gewerben mit Nutzen können gebrauchet werden.

Was hat man zum Exempel nicht vor Entdeckungen in den Farben gemacht, nachdem man dieſelben etwas genauer unterſuchet hat. Man hat neue Farben erfunden, man hat die alten auf viel beſſere Weiſe lernen zubereiten, ſo daß man wohlfeiler und dauerhafter hat farben können. Da auch die Wirkungen der Natur gar zu verſchieden, und uns noch meiſtentheils unbekannt ſind, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß man durch chymiſche Verſuche noch mancherley Farben hervor bringen, mit denen jetz

gen

en überhaupt viel vortheilhafter verfahren, und alſo der arber Kunſt eine ganz andre Geſtalt geben könne.

Eine Academie der Wiſſenſchaften, welche ſonſt keine Verrichtungen als die Erweiterung und Ergründung der Wiſſenſchaften auf ſich hat, kann hierinnen beſondern Nutzen ſtiften. Sie hat alle Zeit und Gelegenheit, eine Menge Verſuche anzuſtellen, und dadurch die Eigenſchaften der Farben zu entdecken. Die franzöſiſche Academie der Wiſſenſchaften hat dieſes genau beobachtet; ſie hält ein eigenes Mitglied zu Unterſuchung der Farben, welche Stelle erſtlich der Herr Du Fay und nach deſſen Tode der Herr Hellot bekleidet hat. Wenn nützliche Erfindungen in den Farben gemacht werden; ſo werden darüber denen Färbern Reglements vorgeſchrieben, um nach denſelben ihre Färbereyen einzurichten.

Was giebt es nicht in der Chymie und Phyſik vor ine Menge Dinge, welche die Geſundheit des menſchlihen Körpers befördern können, und man kann eine Academie der Wiſſenſchaften hierinnen nicht vor Erfindungen machen? Man glaubte ehemals, daß das Antimoium ein Gift ſey, welches den Menſchen tödten könnte, s es aber ein Kunkel genau unterſuchte; ſo fand er, aß es in vielen Krankheiten als eine gute Arzeney zu gerauchen war.

In England iſt es deswegen eingeführet, daß alle beſondre und merkwürdige Vorfälle und Begebenheiten in der Natur, der londniſchen Academie der Wiſſenſchaften müſſen einberichtet werden, damit ſie dieſelben unterſuchen und ihr Gutdünken darüber fällen kann. Auf dieſe Art werden öfters nützliche Erfindungen zum Beſten der Geſundheit des Körpers allenthalben bekannt.

Die Erfindung, welche man vor wenig Jahren in dieſem Reiche gemacht hat, Menſchen welche an plötzlichen Krankheiten geſtorben ſind, wieder lebendig zu machen, würde vielleicht unbekannt geblieben und wieder vergeſſen worden ſeyn, wenn ſie nicht der Academie einberichtet und von derſelben gebilliget worden wäre. Es iſt gewiß, daß wir eine Menge Perſohnen zu Grabe tragen, welche nichts weniger als wahrhaftig todt ſind. Die Bewegung ihres Körpers iſt durch eine heftige Unterbrechung in weiter nichts als eine Stockung gerathen; und in dieſer Beſchaffenheit können ſie viele Tage liegen. Sie werden darüber von jedermann vor todt gehalten, und in die Erde geſcharret, in welcher ſie erſt ſterben müſſen. Eine Menge Exempel, welche in England ſeit dieſer Erfindung vorgefallen ſind, da man verſtorbene Perſohnen von dieſer Art wieder lebendig gemacht hat, bekräftigen dieſes, und wenn die Erfindung noch nicht geſchehen geweſen wäre, würden ſie gleich andern zu Grabe getragen worden ſeyn.

Die Erfindung aber beſtehet darinnen, daß man plötzlich, in Schlagflüſſen oder auf andre geſchwinde Art verſtorben geſchienenen Perſohnen durch einen Menſchen beſtändig den Odem einblaſen läßt, da indeſſen andre alle Puls-Adern unaufhörlich mit warmen Tüchern reiben. Hierdurch geſchiehet es, daß der verſtorben Geſchienene nach und nach wieder zu ſich kömmt und zu leben anfängt. Man hat auf dieſe Art Perſohnen wieder lebendig gemacht, welche bereits 5 bis 6 Tage völlig vor todt gehalten worden.

Es iſt dieſes ganz wohl begreiflich, und nur zu verwundern, daß niemand eher darauf verfallen iſt. Das Leben unſers Körpers beſtehet hauptſächlich in der Bewegung der Maſchine. Wie leicht ereignet ſich nun ein Zufall, der dieſe Bewegung unterbricht, ohne etwas an dem Körper zu verletzen; gleichwie eine Uhr oft in Stockung geräth, ohne daß ein einziges Theilgen derſelben verletzet iſt. Wenn man nun die Uhr ſo fort als unnütz wegſchmeißen wolte, würde dieſes nicht thöricht ſeyn? Wie thöricht aber iſt es nicht, wenn man ſo gleich einen menſchlichen Körper in die Erde werfen will, deſſen Bewegung durch einen Zufall unterbrochen worden iſt? So wie der Uhr die Bewegung mit leichter Mühe kann wiedergegeben werden; ſo kann ſie auch dem Körper mitgetheilet werden, wenn man die Hinterniſſe wegräumet, welche an der Unterbrechung Schuld ſind.

Man könnte hier der Electricität erwähnen, wenn man weitläuftig ſeyn wolte. Denn ſie dienet nicht bloß dazu, daß ſie unſern Geiſt vergnüget, und uns die Wirkungen der Natur bewundernd macht; ſondern es iſt bekannt, daß ſie auch in vielen Krankheiten mit gutem Nutzen iſt gebraucht worden. Unterdeſſen, da die Geſundheit unter den äußerlichen Glückſeeligkeiten ohne Zweifel die gröſte iſt, dieſe aber durch die Phyſik und Chymie befördert werden kann, ſo ſiehet man, daß beyde Wiſſenſchaften dem Staate ungemein zuträglich ſind, und daß folglich eine Academie der Wiſſenſchaften, welche mit allem [illegible] die Wirkungen derſelben erforſchet, der menſchlichen [illegible]aft und dem gemeinen Weſen beſonders nutzbar [illegible] kann.

Was vor Nutzen die Mathematik der Republik verſchaffen könne, iſt niemanden unbekannt, der in derſelben nur einige Kenntniß beſitzet. Man brauchet die Rechnungen in allen menſchlichen Handlungen, und es iſt nicht möglich, daß man ohne dieſelbe Gewerbe und Geſchäfte treiben kann. Die Geometrie iſt nicht von geringerer Nothwendigkeit und Nutzen. Wie oft braucht man ſie nicht zu Abmeſſung der Gränzen verſchiedner Städte und Flecken, desgleichen der Aecker und Wieſen bey Privat-Perſohnen. Sie muß manchmal einem Proceſſe ſeine Endſchaft ertheilen, der wegen ungleicher Abtheilung der Ländereyen viele Jahre mit großer Heftigkeit iſt geführet worden.

Die Aſtronomie iſt eine Wiſſenſchaft, welche nicht bloß unſre Augen und Gemüth beluſtiget, wenn wir die Menge der Geſtirne, und der Planeten Bewegung und Lauf-Bahnen betrachten, oder durch mathematiſche Rechnungen ihre Größe zu beſtimmen ſuchen, ſondern ſie hat auch einen beſondern Einfluß in den Staat, und muß demſelben den wichtigſten Nutzen ſchaffen. Es iſt bekannt, daß ſich die Schiffe auf der See jederzeit nach dem Stande der Sterne richten, und ihre Wege darnach nehmen müſſen: es geſchiehet einem Schiffe ſehr übel, wenn es in einigen Tagen wegen dem trüben Himmel keinen Stern erblicken, und folglich nicht wiſſen kann, in welcher Gegend es ſich befindet.

Man kann die Unwiſſenheit hierinnen nebſt dem Mangel des Compaſſes als eine Urſache anſehen, warum die Alten ſich niemals völlig in die offene See getrauet, ſondern nur an dem Rande der Länder herum gefahren ſind, denn ob ſie ſich gleich der Aſtronomie befleißiget haben, ſo iſt ihnen doch derſelben Anwendung unbekannt geweſen. Die Engländer haben den Nutzen derſelben ſchon längſt eingeſehen, und es hat ihnen nicht zu viel geſchienen, wenn ſie auf die Erfindung der Longitudinis dreyßig tauſend Pfund Sterling geſetzet haben. Was kann aber eine Academie der Wiſſenſchaften hierinnen nicht vor Nutzen ſtiften, welche keine andern Beſchäfftigungen hat, als dergleichen Erfindungen zu machen, und die Beſchaffenheit ſolcher Dinge genau zu unterſuchen. Vieler andern großen Vortheile, welche dergleichen Academien dem Staate leiſten können, zu geſchweigen.

Da dieſem nun alſo iſt, und der Nutzen der Academien der Wiſſenſchaften einem jedweden, wenn er nicht von Vorurtheilen eingenommen iſt, in die Augen fallen muß; ſo iſt es billig zu verwundern, daß ſich in unſerm großen und weitläuftigen Teutſchland nur eine einzige dergleichen befindet. Es ſcheinet, als wenn die Beſchuldigungen andrer Nationen, beſonders derer ſich klug dünkenden Franzoſen beynahe gegründet wären, daß die Teutſchen noch halbe Barbaren, und nichts weniger als vor die Wiſſenſchaften mit Liebe und Hochachtung eingenommen ſeyn könnten, weil ſie dieſelben nirgends gehörig zu Tage legten. Es iſt gewiß, daß die Stiftungen dergleichen Academien eine große Anzeige von der Neigung und Liebe eines Volkes zu den Wiſſenſchaften giebt, und daß man mit ziemlicher Gewißheit ſchließen kann, daß ſich daſelbſt die Wiſſenſchaften in blühenden Umſtänden befinden müſſen.

Hingegen legt eine einzige Academie in einem weitläuftigen Lande kein großes Zeugniß von der Gelehrſamkeit eines Volkes ab. Wir halten die Moſcowitter immer noch vor rauhe und unwiſſende Völker, ob ſie in ihrem Lande gleich eine Academie der Wiſſenſchaften haben. Wir können es alſo andern Völkern bey nahe nicht verdenken, wenn ſie gleiche Gedenkens-Art von uns hegen.

Man kann zwar Entſchuldigungen vor die Teutſchen ausfindig machen. Wenn man die Beſchaffenheit und Staats-Verfaſſung Teutſchlandes in Betracht ziehet, ſo iſt es nicht ſo wohl als in andern Ländern möglich, viele Academien der Wiſſenſchaften aufzurichten, wenigſtens iſt der Anſchein da, wenn es ſich auch in der That nicht ſo befande.

Teutſchland iſt in gar zu viel Staaten zertheilet. Ein Reichs-Fürſt hat keine überflüßigen Einkünfte; und gleich wohl will er keinem andern an Pracht und Anſehen was nachgeben. Hierzu ſind öfters die Einkünfte nicht hinlänglich, ſondern die Kammer wird noch mit einer Menge Schulden beſchwehret. Wie könnte ſich alſo ein ſolcher Fürſt entſchließen, einige Koſten zur Aufrichtung einer Academie der Wiſſenſchaften anzuwenden.

Ein andrer Fürſt, deſſen Einkünfte beträchtlicher ſind, der weder dem Pracht noch der Verſchwendung, ſondern der Sparſamkeit ergeben iſt, und ſich in ſeiner Schatz-Kammer einen anſehnlichen Vorrath ſammlet, könnte bey dieſen Umſtänden mit leichter Mühe eine Academie der Wiſſenſchaften anlegen. Allein, er iſt ſelbſten nicht vor die Wiſſenſchaften eingenommen, er liebt ſie nicht, ſondern er hat ſich einen andern Gegenſtand ſeiner Zuneigung, etwan die Jagd, Oeconomien und dergleichen, erwählet. Es würde ihm alſo viel zu unbequemlich fallen, und würde ihm ſeiner Einbildung nach zu großem Schaden gereichen, wenn er einige Summen zu Unternehmung eines ſolchen Werks anwenden ſolte.

Geſetzt, daß ein Fürſt auch ſelbſt einige Hochachtung für die Wiſſenſchaften trägt, ſo ſind oft ſeine Miniſter, welche andre Geſinnungen haben, Schuld daran, daß er nichts zu Beförderung derſelben vornehmen kann. Sie erinnern ihren Herrn, welcher bey dergleichen Dingen vergeßlich iſt, nicht daran, ſie machen vielmehr allerley Einwürfe und Schwürigkeiten, und ſuchen die Sache auf allerley Art zu hintertreiben. Hingegen können in einem Lande, wo der Miniſter ein Mäcenas iſt, die Wiſſenſchaften blühend werden, und zu einem hohen Grad der Vollkommenheit gelangen.

Frankreich iſt faſt allemal hierinnen glücklich geweſen. Richelieu, Mazarini und Colbert werden unter den Gelehrten allemal ein eben ſo großes Andenken erhalten, als ſie durch die Klugheit in der Regierungs-Kunſt erlanget haben. Sie ſind eben die Urſache geweſen, daß Frankreich eine Menge großer Gelehrten gezeuget hat, daß daſelbſt die Wiſſenſchaften mehr als an andern Orten empor gekommen ſind, und daß ſich noch jetzo ein Haufen Academien der Wiſſenſchaften in Frankreich befinden.

Es wäre zu wünſchen, daß große Herren in Teutſchland, ſo wie man in allem den Franzoſen nachahmet, auch hierinnen nachfolgten, und daß die Miniſters an den Höfen ſolche Hochachtung vor die Wiſſenſchaften trügen, wie es ihre Würdigkeit erfordert. Die anſcheinenden Schwürigkeiten bey Anlegung einer Academie haben nicht das geringſte Gewichte, und die Unkoſten, die man dabey aufzuwenzuwenden hätte, können durch andre Anſtalten ſo ſehr verringert werden, daß ſie der Schatz-Kammer des Fürſten nicht nachtheilig ſeyn würden.

Es muß freylich bey Anlegung einer Academie ein Fond ausgeſetzt werden, woran die Koſten und Beſoldungen der Mitglieder einiger maaßen können beſtritten werden. Allein dieſer braucht ſo gar ſtark nicht zu ſeyn. Es giebt noch andre Mittel, wo die Academie anſehnliche Einkünfte erlangen kann, und die weder dem Fürſten, noch ſeinen Unterthanen zur Beſchwerde gereichen müſſen.

Man kann zum Exempel der Einrichtung von der Berliniſchen Academie nachahmen, und ſonſt niemand als der neu aufgerichteten Academie den Calender-Verkauf erlauben. Wenn das Land, worinnen ſie geſtiftet iſt, nur einiger maaßen einen weitläuftigen Umfang hat; ſo muß ſich die daran gewonnene Summe ſehr hoch belaufen, wenn nur die Calender noch einmal ſo theuer, wie ſonſt gewohnlich, verkauft werden. Es würde dieſe geringe Erhebung des Preiſes bey einer einzeln Perſohn gar nicht merklich werden, in der ganzen Summe aber würde es ſehr viel betragen. Man hat dabey den Vortheil, daß man von einer Menge abergläubiſchen Zeuges befreyet wird, welches ſich in allen jetzigen Calendern findet.

Ein andres Mittel wäre, wenn man der Academie die ordentlichen Anzeige-Blätter zur Ausarbeitung übergebe. Dieſe müßten eben nicht bloß aus Erzählung der zu verkaufenden Dinge und dergleichen beſtehen, ſondern es könnte ein jedwedes Stück eine Abhandlung aus der Oeconomie, Politik, Policey und andern nützlichen Wiſſenſenſchaften mit eingemiſchet werden, die den Einwohnern des Staats zum Nutzen gereichen. Sodann müßte denen Beamten, desgleichen Städten und Flecken, Gemeinen und Zünften auferleget werden, daß jeder ein Exemplar abzunehmen hätte. Es iſt nicht zu zweifeln, daß dadurch der Caſſe der Academie ein anſehnlicher Vorrath von Gelde zuwachſen muß; welcher doch ohne ſonderliche Beſchwehrde der Unterthanen und ohne Nachtheil des Fürſten erlanget wird.

Man könnte desgleichen die Cenſur aller Bücher der Academie der Wiſſenſchaften überlaſſen, es würde dadurch nicht allein vieler Unordnung abgeholfen werden, welche ſich öfters bey der Cenſur der Bücher ereignet, wenn ein Buch bald hier bald dahin muß geſchickt werden, ſondern es würde auch die Einkünfte der Academie um ein merkliches vermehren.

Endlich könnte man noch auf dieſe Art der Caſſe der Academie zu ſtatten kommen, wenn man denenjenigen, welche ihre Bücher mit Freyheits-Briefen verſehen wollen, auferlegte, eine gewiſſe Abgabe davon an die Academie der Wiſſenſchaften zu entrichten. Dieſe könnte nach der verſchiednen Größe der Bücher, und nach der Länge der Zeit beſtimmet werden. Damit man aber auch nicht wider Billigkeit mit ihnen verfahre; ſo könnten ihnen die Unkoſten, die ſie ſonſt bey Erlangung der Freyheits-Briefe anwenden müſſen, vermindert werden.

Wenn man bey Stiftung einer Academie der Wiſſenſchaften dergleichen Einrichtungen machen wolte; ſo würde nur ein kleiner Fond vonnöthen ſeyn, um das ubrige zu beſtreiten, im Fall dergleichen Einkünfte nicht

ganzgänzlich zureichend ſeyn ſolten. Da die Wiſſenſchaften durch ſolche Academien ganz beſonders befördert werden, und der Nutzen derſelben ſeinen offenbahren Einfluß in den Staat und das gemeine Weſen hat; ſo wäre zu wünſchen, daß einige mächtige Reichs-Fürſten ſo viel Liebe vor die Wiſſenſchaften haben und zu derſelben Erweiterung Academien aufrichten möchten. Sie würden dadurch nicht allein ihren Nahmen unſterblich und verehrungswürdig, ſondern zugleich Teutſchland vor andern Nationen groß und vorzüglich machen.

Diſe Abhandlung iſt zuerſt in denen teutſchen Memoires abgedruckt, und ich hatte dabey hauptſächlich die Abſicht in Wien einige Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand zu erregen; und hierzu ſchienen mir die am leichteſten in die Augen fallenden Gründe am bequehmſten. An ſich ſelbſt läßt ſich der Nutzen der Academien der Wiſſenſchaften und überhaupt der Einfluß der Gelehrſamkeit in das Beſte des Staats noch von verſchiedenen andern Seiten betrachten. Die Academien, wenn ſie in der That einer bürgerlichen Geſellſchaft zu einem wahren und beſondern Nutzen gereichen ſollen, müßten auch eine ganz andre Einrichtung haben, als man an unſern heutigen Academien wahrnimmt. Denn in den meiſten Ländern ſind ſie nichts als ein eitler Schein. Man will eine Academie der Wiſſenſchaften haben, daß die Ausländer wiſſen ſollen, daß wir auch eine haben; ob gleich die ganze Anſtalt öfters weiter nichts, als ein leeres Gepränge iſt. Vielleicht werde ich anderwärts von denen rechten Einrichtungen der Academien der Wiſſenſchaften handeln.

XV.

Die Luſt, Schaden zu thun.

Die Menſchen ſind ſo wohl an Kräften der Seele, als an Neigungen und Leidenſchaften ſehr weit von einander unterſchieden. Man ſtelle ſich einen weiſen Regenten, einen großen Staatsmann, einen gründlichen Gelehrten mit einem einfältigen Bauer zugleich zur Vergleichung vor, ſo ſolte man faſt zweifeln, daß in dieſen, an Verſtande und Fähigkeiten ſo ſehr verſchiedenen, Geſchöpfen Geiſter von einerley Art wohnen können; und ob ich zwar mit dem Hrn. Marquis d'Argens in ſeinen jüdiſchen Briefen zu behaupten mich nicht unterſtehe, daß zwiſchen der Seele eines großen Newtons, und eines einfältigen Bauers ein eben ſo großer Unterſchied ſey, als zwiſchen der Seele eben dieſes Newtons, und eines Hundes: ſo kann man doch nicht läugnen, daß es vielleicht der größte Unterſchied iſt, der zwiſchen Weſen einerley Art gefunden werden kann.

Eben ſo ſehr ſind die Menſchen an Neigungen und Leidenſchaften unterſchieden. Dasjenige, was der eine Theil liebet, verwirft der andre mit eben ſo großem Abſcheu; und ein dritter Theil der Menſchen ſieht es mit vollkommner Gleichgültigkeit an. Man ſieht harte und unempfindliche Herzen, die ſich die Noth der Menſchen nichts weniger als rühren laſſen; wenn andre von den edlen Regungen der Menſchen-Liebe auf das lebhaftigſte eingenommen werden.

Die Leidenſchaften aber bemeiſtern ſich eben ſo wohl auf gar verſchiedne Weiſe der menſchlichen Gemüther. Hier herrſchet der Geiz, dort die unordentlichen Begierden zu den Wollüſten, bey einem andern der Ehrgeiz und Hochmuth; bey jenen der Zorn und übereilte Hitze; und dieſe Affecten ſind, in Anſehung ihrer Grade, faſt auf unendliche Art von einander unterſchieden.

Man kann faſt mit völliger Gewißheit behaupten, daß dieſer gewaltige Unterſchied an Kräften und Neigungen der Seelen von der verſchiedenen Miſchung des Geblüts und der verſchiedenen Beſchaffenheit der menſchlichen Körper herrühre. Wenigſtens iſt es nicht ſo wahrſcheinlich, daß die Seele als ein einfaches Weſen, davon allein Urſache ſey, ob man gleich nicht läugnen kann, daß die Erziehung bey unſern Gemüths-Kräften und Leidenſchaften einen gar großen Einfluß habe.

Wenn der Beſchaffenheit des Körpers vorzüglich die Urſache beyzumeſſen wäre: ſo würden ſich diejenigen, welche geringere Fähigkeiten an ſich wahrnehmen, damit tröſten können, daß ſie mit dem Tode auch die Hinderniſſe ihrer Fähigkeiten ablegen werden, wiewohl ich zweiſle, daß dieſer Troſt allzuſtark genutzet werden dürfte, weil ich wenig Menſchen gefunden habe, die nicht mit ſich ſelbſt auf das vollkommenſte zufrieden geweſen wären.

Ich weiß nicht, ob ich das Laſter, davon ich jetzo reden werde, der Miſchung des Geblüts, oder der Erziehung, oder vielleicht beyden zugleich zuſchreiben ſoll. Unterdeſſen kann nicht geläugnet werden, daß es Menſchen in der Welt giebt, die eine beſondre Freude und Vergnügen von ſich merken laſſen: wenn ſie im Stande ſind, ihren Neben-Menſchen Schaden zuzufügen.

Ich rede hier nicht von denenjenigen, die andern, von welchen ſie ſich beleidiget halten, zu Vergnügung ihrer Rachbegierde Schaden und Nachtheil zubereiten. Dieſe Geſinnung iſt der menſchlichen Natur ſo gemein, daß eine ganz außerordentliche Größe der Seelen erfordert wird, um alle Empfindungen zur Rache bey wirklichen Beleidigungen zu unterdrucken; und das Evangelium hat in der That alles ſeines Anſehens nöthig, um uns zu bereden, daß die Rache unrecht ſey. Ja ich getraue mir faſt zu behaupten, daß auch eine außerordentliche Größe der Seelen nicht zureiche, alles Verlangen zur Rache zu erſticken; ausgenommen in dem einzigen Falle, wenn wir uns nämlich über unſre Beleidiger in verſchiedenen Betracht weit erhaben ſehen; da denn dieſer Vorzug gleichſam die Stelle der Rache von ſelbſt erſetzet.

Nein, ich rede hier von denenjenigen unglückſeeligen Menſchen, welche ohne alle vorhergegangene Beleidigung, eine Art der Luſt und der Ergötzlichkeit vor ihre ſchwarzen Seelen finden, wenn ſie ihren Nächſten, und öfters ihre beſten Freunde, in Schaden, Nachtheil, Verdruß, Bekümmerniß und Verwirrung ihrer Angelegenheiten ſetzen können; oder die ſich kein Bedenken machen, zu Erreichung eines geringen Vortheils, oder zu Vergnügung ihrer Leidenſchaften, ſolche Händel anzuſpinnen, oder Dinge zu erfinden, die hernach der ganzen menſchlichen Geſellſchaft zum Unglück und Schaden gereichen.

Denn dieſe letztern würden ſich nicht zu dergleichen Unternehmungen entſchließen, wenn ihre elenden Seelen nicht in der Verwirrung Vergnügen, und an dem Unglücke andrer eine Ergötzung fänden. Wird ſich wohl ein billiges, und mit Menſchen-Liebe erfülltes Gemüthe, jemals einfallen laſſen, ſeines Vortheils oder ſeiner Leidenſchaften halber, Unglück oder Schaden in der Welt anzurichten.

Es muß einem billigen Gemüthe in der That ſchwehr fallen, die Verfaſſung der Seele einzuſehen, worinnen ſich dergleichen Menſchen befinden. Iſt es eine übertriebene Eigenliebe, die ſie anreizt, ihren Vortheil oder Vergnügen zu ſuchen, ohne ſich um den Ueberreſt der Menſchen zu bekümmern; ſondern vielmehr dieſelben allzu geringſchätzig zu achten, als daß ihr Wohl oder Weh bey ihren Neigungen und Abſichten in Betrachtung kommen könnte. Iſt es eine auf den höchſten Grad geſtiegene Leichtſinnigkeit, die ohne alle Entwürfe und Endzwecke mit flüchtigen Augen und Handlungen dieſes zeitliche Leben überſpringt, und die erſten Gegenſtände, die ihr in Weg kommen, ergreift, ohne das Unheil zu überlegen, das ihre Hände dadurch anrichten? Iſt es eine unempfindliche Härte der Seele, welche das Elend und die Noth ihrer Neben-Menſchen mit unbeweglichen Augen anſieht; und, indem ſie ſich durch eine lange Gewohnheit in die Verfaſſung geſetzt hat, ſolches vor nichts zu achten, es endlich vor eine eben ſo wenig bedeutende Kleinigkeit hält, dergleichen ſelbſt zu verurſachen.

So viel iſt gewiß, daß die Menſchen-Liebe, dieſe liebenswürdige Eigenſchaft, welche uns über andre Geſchöpfe ſo ſehr erhebt, in ihren elenden Seelen keine Wohnung haben kann. Eben ſo gewiß iſt es auch, daß man dieſe verdammliche Luſt, an dem Schaden andrer Menſchen mit keinem gelindern Nahmen, als der Bosheit und eines abſcheulichen Laſters belegen kann. Allein, daß Bosheit und Laſter allgemeine Benennungen ſind: ſo bleibt die beſondre Triebfeder dieſes Laſters noch allemal zu unterſuchen; und ich getraue mir nicht zu entſcheiden, ob ſie aus überlegter Bosheit, oder aus Leichtſinn und Mangel der Erkenntniß handeln. Wenigſtens wünſchte ich, um der Ehre des menſchlichen Geſchlechts willen, daß man genugſamen Grund hätte, es lediglich dieſen letztern Urſachen zuzuſchreiben.

Meines Erachtens beruhet der weſentliche Character der Grauſamkeit auf dieſer unmenſchlichen Luſt, ſich über das Unglück unſrer Neben Menſchen zu ergötzen; und man kann behaupten, daß die Grauſamkeit ihre erſte Quelle hierinnen findet, die hernach durch den Zufluß der Furcht, des Mißtrauens, der Rache, des Geizes, und andrer Ausflüſſe der Hölle, zu einem reiſſenden Strohme wird, der alles überſchwemmet und zu Grunde richtet.

Auf dieſe Art ſind die alten Tyrannen entſtanden, deren Nahmen uns die Geſchichte aufbehalten hat, um ihr Andenken zu verfluchen und zu verabſcheuen. Eben ſo muß man den Urſprung der Tyranney in den folgenden Zeiten beurtheilen, deren Beyſpiele in den neuern Zeiten nicht ſo ſelten ſind, als es die Ehre des menſchlichen Nahmens, und das Bekenntniß einer Religion, die ihrem Weſen nach durchaus ſanftmüthig und liebreich iſt, erforderte.

Nicht weniger muß man die barbariſche Art Krieg zu führen, daraus herleiten, die nunmehro ziemlich aufgehört zu haben ſcheint, nachdem ihr die Franzoſen in der Pfalz, und die Schweden in Altona, die letzten erſchrecklichen Opfer angezündet haben (*), und welche, wenn ſie ganz aufhören ſolte, unſern Jahrhunderten zu einem vorzüglichen Beweiſe dienen würde, daß wir an Vernunft, Sitten und Menſchen-Liebe die vorhergehenden Zeiten weit übertreffen haben. Was ſolte aber unſre erleuchtete Zeiten hintern, dieſen Beweis zu geben? Können wir nicht unſre Staaten vertheidigen, und unſre Gerechtſame behaupten, ohne die Grauſamkeit zu Hülfe zu nehmen?

Jedoch, wenn unſre Zeiten in der That dieſen Vorzug behaupten ſollen: ſo haben wir alle Urſache von der Welt, auf uns ſelbſt aufmerkſam zu ſeyn. Denn mich deucht, wir haben alle einen kleinen Anſatz zu demjenigen Laſter, welches die Quelle davon iſt, und wovon ich gegenwärtig handle.

Wenn wir uns an den Schlägereyen des Pöbels, oder an dem Kämpfen der Thiere beluſtigen; ſollten wir nicht die geheime Triebfeder davon in dem erſten Saamen dieſes Laſters finden? Wenn wir mit denjenigen Feldherren ſchlecht zufrieden ſind, die einen Sommer hinſtreichen laſſen, ohne uns wichtige Nachrichten von blutigen

---

*) Man muß hier bemerken, daß dieſe Abhandlung vor dem jetzigen Kriege geſchrieben iſt; und die unmenſchlichen Grauſamkeiten, welche von denen Preußiſchen Feinden in demſelben ausgeübet worden ſind, waren allerdings vor unſre vernünftigen Zeiten ſo unerwartet, daß ich damals die hier geäußerte Hofnung haben konnte.

gen Schlachten und Eroberungen an die Hand zu geben: ſo hat unſre Unwille vielleicht keinen andern, als eben dieſen Grund: und höret man nicht in unſern jetzigen friedlichen und glückſeeligen Zeiten häufige Klagen über die Unfruchtbarkeit und Unerheblichkeit der Zeitungen führen; gerade als wenn unſer Vergnügen bloß in den Neuigkeiten vom Krieg und Blutvergießen, Verwüſtung der Länder, und dem Unglücke unſrer Neben-Menſchen beſtünde?

Was iſt auch der in der Welt ſo ſehr gewöhnliche Neid anders, als eine wirkliche Ausübung dieſes Laſters? Man freuet ſich nicht allein über das Unglück desjenigen, den man beneidet, ob er gleich dem Neider niemals die geringſte Beleidigung zugefüget hat; ſondern man ſuchet auch ſein Unglück und Nachtheil ſo viel möglich zu erregen und zu befördern.

So unvermerkt aber vielleicht dieſe auf das Laſter, wovon wir reden, geführet werden; ſo giebt es hingegen Menſchen in der Welt, die daſſelbe offenbahr und in einer vollen Erſtreckung ausüben. Man ſieht finſtre und traurige Gemüther, die ſtets mit ſich ſelbſt unzufrieden ſind, und die nicht eher einen heitern Blick in ihrer Seele empfinden, als bis ſie Unheil geſtiftet, und ihren Neben-Menſchen Schaden und Verdruß zugefüget haben. Es giebt aber auch leichtſinnige und frevelhafte Gemüther, die nichts als eine Art der Beluſtigung, und einen witzigen Zeitvertreib darinnen ſuchen, daß ſie unter ihren Bekannten Schaden und Verwirrung anrichten, und ihnen vergebliche Sorgen und Bekümmerniß zuziehen.

Ich habe einen Menſchen gekannt, der niemals zu ſeinen Bekannten kam, ohne ihnen die ausgeſuchteſten und wahrſcheinlichſten Lügen zu erzählen, von Schaden und Unglücksfällen, die ihren Güthern und Anverwannten, oder Perſohnen, die ihnen ſonſt ſehr werth waren, wiederfahren wären; und es war ihm ein leichtes, ſtets neue Wahrſcheinlichkeiten zu erfinden, daß man ihm glaubte, ohngeachtet daß ſein Character genugſam bekannt war. Zu dem Ende verfertigte er öfters Briefe mit verſtellter Hand, oder ließ vermeinte Boten kommen, die er darzu erkauft hatte, und die ſeine erſonnene unglückliche Begebenheit mit allem Nachdrucke vortragen mußten. Oefters ließ er ſeine Bekannten verſchiedne Tage in dem darüber entſtandnen Schmerzen und Unruhe. Wenigſtens riß er ſie nicht heraus, als bis er ſah, daß ihre Betrübniß und Bekümmerniß denjenigen Grad erreicht hatte, den ſein ſchadenfrohes Gemüth verlangte, um ſich daran zu beluſtigen.

Wenn dergleichen Beyſpiele nicht ſo ſelten in der Welt ſind, als es zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts zu wünſchen wäre: ſo glaube ich, iſt die Urſache davon der Unachtſamkeit in der Kinderzucht zuzuſchreiben, die wir häufig wahrnehmen. Man bewahret die Kinder nicht genugſam von den Beyſpielen der Leichtfertigkeit, die ſich an dem angeſtifteten Schaden andrer Menſchen ergötzet. Man geſtattet ihnen die Geſellſchaft böſer Buben, die ihre vornehmſte Beſchäfftigung ſeyn laſſen, allerley unfertige Händel und Unheil anzurichten. Man läßt es geſchehen, daß ſie den Vögeln und andern Thieren nachſtellen, und ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie zu tödten, und wohl gar mit den grauſamſten und lang wierigſten Martern hinzurichten. Was kann daraus entſtehen, als daß ſie eine Ergötzung daran finden, wenn ſie den Menſchen und andern Geſchöpfen Gottes Schaden und Leiden zufügen können.

Es iſt wahr, daß viele, die dergleichen unſeeligen Zeitvertreib in ihrer Jugend geliebet haben, endlich der Menſchen-Liebe Raum geben, nach derſelben ihre Handlungen einrichten, und ihre ehemaligen Neigungen ablegen. Es iſt aber auch nicht weniger wahr, daß bey vielen andern dergleichen ſchädliche und grauſame Neigungen mit ihnen ſelbſt erwachſen, zu ihrer völligen Reue gelangen, und ſo tief einwurzeln, daß ſie hernach einen Einfluß in die Handlungen ihres ganzen Lebens haben. Mich deucht alſo, daß man es in einer ſo wichtigen Sache nicht auf eine freywillige und ungefähre Gemüths-Aenderung ankommen laſſen, ſondern gleich anfangs alles dasjenige von unſern Kindern ſorgfältigſt entfernen ſolte, was ihnen die entgegengeſetzten Geſinnungen der Menſchen-Liebe und der Gütigkeit, dieſes wahren Adels der Seele, einzupflanzen vermögend iſt.

Es ſolte dieſes um ſo viel eher geſchehen, je mehr der Republik und der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt daran liegt, daß ſie keine Mitglieder in ſich haben, die eine unſeelige Luſt empfinden, wenn ſie ihren Neben-Menſchen Schaden thun können. Es iſt wahr, alle Laſter ſind der menſchlichen Geſellſchaft ſchädlich, wo nicht unmittelbar, dennoch mittelbarer Weiſe. Allein, man kann mit Grunde behaupten, daß kein andres Laſter derſelben in ſo ausnehmenden Grade ſchädlich ſey, als dasjenige, was wir jetzo betrachten.

Man weiß wie viel beſondre Pflichten die Menſchen einander zu erweiſen ſchuldig ſind, wenn die Verfaſſung der Republiken und die menſchliche Geſellſchaft beſtehen ſoll. Die Unterlaſſung dieſer Pflichten iſt dem gemeinen Weſen ſchon überaus nachtheilig. Wie ungleich ſchädlicher muß es alſo demſelben nicht ſeyn, wenn es Mitglieder giebt, die nicht nur ihre Pflichten unterlaſſen, ſondern auch gerade das Gegentheil von demjenigen ausüben, worzu ſie verbunden ſind, und welche, ſtatt an dem Beſten ihrer Neben-Menſchen zu arbeiten, worinnen die Pflichten eines Mitgliedes des gemeinen Weſens hauptſächlich beſtehen, auf ihren Schaden, Nachtheil und Untergang bedacht ſind, weil ihre ſchwarze Seele ein Vergnügen daran findet.

Wenn man ſich vollends den Fall verſtellet, daß dergleichen ſchädliche Menſchen zu einiger Gewalt in dem Staate gelangen können, und was man ſich in Anſehung der Wohlfahrt der Republik von dergleichen Gemüthern zu verſprechen hat: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß kein Laſter der menſchlichen Geſellſchaft ſo fürchterlich iſt, als eben dieſes.

Die Schädlichkeit dieſes Laſters, in Anſehung der menſchlichen Geſellſchaft, kann ſich noch auf viele andre Art äußern. Ein billiges und mit Menſchen-Liebe erfülltes Gemüth wird niemals etwas zu erſinden ſuchen, was dem menſchlichen Geſchlechte zu großen Schaden gereichen und das Elend deſſelben vergrößern kann. Dahingegen wird ein Menſch, der dieſem Laſter ergeben iſt, ſich nicht nur kein Bedenken machen, ſondern ſich vielmehr alle Mühe geben, allerley neue Mittel der Peinigung und der Vergröſſerung des Bluthvergieſſens ausfündig zu machen.

Unſre heutigen Waffen, wenn nicht der ungefähre Zufall das meiſte beygetragen hat, ſcheinen nur von dergleichen Menſchen erfunden zu ſeyn. Denn zu geſchweigen, daß dadurch das Bluthvergieſſen vergrößert worden (*), ſo wird dabey alle wahre Tapferkeit und Geſchicklichkeit des Leibes gänzlich unnütze. Dennoch höret man noch beſtändig, daß es hin und wieder Leute giebt, welche ſich alle mögliche Mühe geben, dieſe ſchädlichen Erfindungen immer höher zu treiben, und dieſe erſchrecklichen Mittel, wodurch das menſchliche Geſchlecht bereits genugſam verwüſtet wird, immer mehr zu vergrößern. Vielleicht aber iſt noch niemand auf eine ſo hölliſche Erfindung bedacht geweſen, als diejenige iſt, die ich nunmehro meinen Leſern bekannt machen will.

Es hat ſich an einem gewiſſen Europäiſchen Hofe, der in Rüſtung zur See ſteht, ganz neuerlich ein Menſch gemeldet, der aber, zur Ehre unſers Vaterlandes, kein Teutſcher iſt, mit der Erbiethung demſelben gegen eine hinlängliche Vergeltung, eine ganz neue und beſondre von ihm gemachte Erfindung mitzutheilen, vermittelſt welcher alle und jede Schiffe, ſo wohl Kriegs- als Kauffarthey-

---

(*) Ich weiß zwar, daß die Alten gleichfalls viele ſchädliche Waffen und Kriegs-Mittel gehabt haben, und es iſt gewiß, daß ſie ſich Maſchinen bedienet haben, womit ſie ungeheure Laſten eine ziemliche Weite haben werfen können. Allein ſie ſind in Anſehung der Unbequemlichkeit, ihrer Stellung und Fortſchaffung, faſt allemal nur bey Belagerungen gebraucht worden, und überhaupt ſind ſie der erſchrecklichen Wirkung unſrer großen Geſchütze gar nicht beygekommen.

Schiffe durch zwey oder höchſtens drey Canonen-Schüſſe in den Grund gebohret werden können. Dieſer außerordentliche Erfolg ſoll ſeinem Vorgeben nach, auf der beſondern Wirkung der von ihm erfundenen Zubereitung und Gießung der Kugeln ankommen, dergeſtalt, daß eine Canonen-Kugel ein 16 bis 17 mal größeres Loch macht, als es ſonſt gewöhnlicher maaßen geſchieht. Da nun ſolchergeſtalt eine 16 bis 24pfündige Stück-Kugel ein ungeheures Loch in der Größe einer Stuben-Thüre machen würde; ſo ſchließet er, daß alle Verſtopfung eines ſolchen Loches unmöglich ſey, und das Schiff müſſe mithin durch etliche wenige Schüſſe zu Grunde gehen.

Er ſoll auch wirklich vor demjenigen, der ſeinen Antrag befördern ſollen, eine Probe gemacht, und durch einen Piſtolen-Schuß, in ein Bret von gewöhnlicher Dicke, ein Loch einer geballten Fauſt groß geſchoſſen haben, ohngeachtet die Kugel nur von den mittelmäßigen geweſen iſt, ſo wie ſie gewöhnlicher maaßen zu den Piſtolen gebraucht werden. Die Kugel hat von gemeinen Bley geſchienen, und kann ihrer Schwehre nach nicht hohl geweſen ſeyn, wie er denn verſichert hat, daß die Zubereitung dieſer Kugeln ſo wenig Mühe mache, daß weiter nichts nöthig ſey, als unter die Materie der Kugeln ein von ihm erfundenes Pulver zu rühren, wenn dieſelbe, vor der Gießung der Kugeln im Fluß ſtünde, wiewohl er ſich nicht herausgelaſſen hat, was vor Metalle darzu geſchickt ſind.

Ich will nicht behaupten, daß die Erfindung ſo vollkommen ihre Richtigkeit habe, als dieſer Menſch vorgiebt. Ich unterſtehe mich aber auch nicht zu ſagen, daß eine ſolche Erfindung gänzlich unmöglich ſey. Gleichwie ich mir überhaupt vorgeſetzet habe, in dergleichen Dingen keinen verneinenden Satz zu behaupten, weil wir von den Kräften der natürlichen Dinge noch allzugeringe Erkenntniß haben; ſo haben wir auch bereits in der Natur ähnliche Wirkungen, die uns allerdings abhalten müſſen, die Sache vor unmöglich zu halten.

Es iſt bekannt, was das fulminirende Gold vor erſtaunliche Wirkung thut, ſo daß etliche Gran einen ganzen Küchen-Heerd zu zerſchmettern im Stande ſind. Man hat auch noch verſchiedne andre Miſchungen in der Chymie, davon ein geringer Antheil in einem warm gemachten Löffel, einen darauf gelegten Speciesthaler mit der größten Gewalt an die Decke wirft, oder nach Beſchaffenheit des Metalles den Löffel ſelbſt zertrümmert. Es iſt alſo vielleicht auch eine Zuſammenſetzung möglich, welche die oben beſchriebene Wirkung in einer Kugel hervor bringen kann.

Da dieſe Wirkung wahrſcheinlicher Weiſe hauptſächlich durch die Zertrümmerung der Kugel erfolgen muß; ſo dürfte es vielen unbegreiflich vorkommen, daß die Kugel eben bey dem Durchgange durch die Breter, und nicht eher, oder wohl gar in dem Laufe des Geſchützes, bey der erſten Wirkung der Hitze zerſchmettert. Allein, dieſe Schwierigkeit macht die Sache nicht unmöglich. Es kann ſeyn, daß das Waſſer bey dem Erfolg nothwendig iſt, und folglich die Kugel durch die Art einer Zurückprallung von dem Waſſer wirket.

Dieſes letztere, wenn es mit der Erfindung ſeine Richtigkeit haben ſolte, ſcheint mir am allerwahrſcheinlichſten zu ſeyn, weil der Erfinder ſein Geheimniß allein zum Dienſte der Schiffer angetragen hat, da doch, wenn die Wirkung allein aus dem Widerſtande entſtünde, ſolche zu Lande bey Belagerungen, Niederſchießung der Palliſaden und dergleichen, eben ſo wohl ihre Dienſte leiſten müßte.

Jedoch die Erfindung habe ihre Richtigkeit oder nicht, ſie ſey wahrſcheinlich oder unmöglich, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie die Gemüths-Beſchaffenheit ihres Erfinders genugſam veroffenbahret. Denn ſolte auch ſein Vorgeben gänzlich falſch ſeyn, ſo ſiehet man doch wenigſtens aus ſeinem Antrage, daß er bey ſich ſelbſt wünſchen muß, eine ſolche Erfindung gemacht zu haben. Was vor ein Gemüth aber blicket durch dieſe Wünſche oder die Erfindung ſelbſt hervor?

Er muß ohne Zweifel einſehen, wenn er nicht aller Vernunft beraubet iſt, wie viel ſeine Erfindung, wenn ſie in der Welt eingeführet werden ſolte, das menſchliche Geſchlecht elender machen würde. So viele Menſchen, die ſich in einem Schiffe befänden, würden ohne Rettung verlohren ſeyn, und die Schiffarth, dieſe Quelle ſo vieler Bequemlichkeiten, würde faſt gänzlich verlohren gehen, weil ſie jedermann, dem es einfiele, zu nichte machen könnte, andrer erſchrecklichen Folgen zu geſchweigen.

Wie ſchwarz muß demnach nicht eine Seele ſeyn, die alles dieſes nicht achtet, ſondern ſich vielleicht ſelbſt Glück wünſchet, eine ſo herrliche Erfindung gemacht zu haben. Einem billigen Gemüthe, das noch einige Menſchenliebe hätte, würde eine ſolche Erfindung gar nicht eingefallen ſeyn, ſondern, wenn er wirklich darzu erforderliche Wiſſenſchaften beſeſſen hätte, ſo würde er ſie angewendet haben, etwas ausſindig zu machen, welches der menſchlichen Geſellſchaft wahren Nutzen ſchaffen könnte.

Jedoch glaube ich nicht, daß man zu befürchten habe, dieſe Erfindung werde angenommen und zum Schaden andrer Machte gebrauchet werden. Der ſehr billige und weiſe Hof, an welchen er ſich gewendet hat, da bereits ein Vierteljahr ohne die geringſte Reſolution verſtrichen iſt, wird ihn und ſeine Erfindung vermuthlich mit einer ſtillſchweigenden Verachtung anſehen. Vielleicht aber iſt dieſes zu viel Ehre vor ihn. Sein Angeben ſey nun wahr oder falſch, ſo würde vielleicht die Vorſicht erfordern, ihn ſammt ſeinem entweder wahren oder vergeblichen Geheimniſſe, in ſichre Verwahrung zu nehmen, und es mit ihm erſterben zu laſſen.

Zum Beſchluß kann ich mich nicht entbrechen, die ſpaßhaften Gedanken eines guten Freundes anzuführen, die er bey dieſer Gelegenheit hatte. Dieſer meinte, man könnte dieſe Erfindung zu dem größten Nutzen des menſchlichen Geſchlechts gebrauchen, nämlich dadurch allen Kriegen zur See gänzlich ein Ende zu machen. Man dürfte nur dieſem Menſchen ſein Geheimniß abkaufen, und es in allen Zeitungen öffentlich bekannt machen. Solchemnach würden gar bald alle zur See gehende Schiffe mit dergleichen Kugeln verſehen werden, weil niemand dem andern trauen dürfte. Dadurch aber würde geſchehen, daß, auch zu Kriegs-Zeiten, kein feindlich Schiff dem andern zu nahe und unter den Schuß kommen würde. Folglich würde alles Bluthvergießen zur See ein Ende haben.

* * *

XVI. Von

XVI.

Von dem Schein der Beſchäfftigung.

Es giebt eine Menge Menſchen in der Welt, ſonderlich unter den Reichen und Vornehmen, die nicht die geringſte ernſtliche und nützliche Beſchäfftigung haben. Ihre Tage beſtehen in einem Gewebe von Eſſen, Trinken und Zeitvertreib. Sie haben niemals eine andre Arbeit erfahren, als Beſuche abſtatten, Spielen, die Comödie oder Opera zu beſuchen, Spatzieren zu fahren, wenn ſie der Stadt überdrüßig ſind, einmal auf ihre Güther zu reiſen, und wenn ihnen die Zeit auf dem Lande zu lang wird, wieder nach der Stadt zurück zu kehren. Die wichtigſte Beſchäfftigung für ſie iſt, ihren Wirthſchafts-Verwaltern die Rechnung abzunehmen, oder ihren Pachtern eine Quittung über das Pacht-Geld auszuſtellen.

Dennoch wird niemand von ſolchen Leuten jemals geſtehen, daß er gar nichts thut; ſondern ſie wollen alle das Anſehen haben, daß ſie überhäufte und wichtige Geſchäffte auf dem Halſe haben. Man kann mit ihnen niemals etwas zu ſchaffen haben, wenn es auch noch ſo gering, und ihnen ſelbſt angenehm und vortheilhaftig iſt, ohne daß ſie es nicht etliche Tage aufſchieben. Denn in einigen Tagen haben ſie unmöglich Zeit, ſie haben allzuviel Beſchäfftigung. Man muß alſo warten, bis ſie dieſe wichtigen Geſchäffte zu Ende gebracht haben.

Wenn vollends ein ſolcher Herr eine kleine Bedienung über ſich hat, deren ein arbeitſamer Mann zwanzig in einem Vormittag verwalten könnte; ſo iſt gar nicht daran zu denken, daß er jemals Zeit haben wird. Nein, ſeine Arbeit nimmt gar kein Ende: und ſeine Geſchäffte laſſen es nur auf einen Augenblick zu, daß er jemand ſprechen kann.

Gleichwie nun ſolche Leute ſich das Anſehen geben wollen, daß ſie viel zu thun haben, ſo ergreifen ſie alle mögliche Gelegenheit darzu. Wenn die ganze Welt weiß, daß ſie weder einige Bedienung auf ſich haben, noch ſonſten in Geſchäfften verwickelt ſind; ſo kann doch die Welt nicht wiſſen, ob ſie nicht ſtarke und wichtige Correſpondenz zu führen haben. Denn es iſt ja allerdings möglich, daß ſie ſehr viele abweſende gute Freunde haben, die ſie alle Poſttage mit Briefen überhäuſen, und denen ſie alſo ohnumgänglich antworten müſſen. Es kann ja ſeyn, daß ſie viele wichtige Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, oder ſonſt zum Aufnehmen der Reiche und Länder gemacht haben, über welche ſie mit ihren abweſenden Freunden Briefe wechſeln. Wenn nun ordentliche Poſttäge in der Stadt wo ſie wohnen, gehalten werden, nämlich daß die ſämmtlichen Poſten auf einen Tag abgehen: ſo ſolte von Rechtswegen jedermann von ſelbſt ſo viel Nachdenken und Beſcheidenheit haben, ſie dieſen Tag über mit nichts zu beläſtigen.

In einer gewiſſen groſſen Stadt Teutſchlandes, wo ſich ein ſehr zahlreicher Adel befindet, (in Wien) iſt dieſe Mode beſonders eingeriſſen, daß ſich in denen zwey Poſttagen der Woche jedermann den Schein einer überhäuften Arbeit und eines ſehr ſtarken Brief-Wechſels giebt. Alle Cavalliers, die entweder gar keine Bedienung, oder eine Hof-Charge haben, in welcher ſie das ganze Jahr keine Feder anſetzen dürfen, ſind die Poſttage über ſo beſchäfftiget, daß ſie unmöglich jemand ſprechen können; ſondern die Bedienten empfangen ſchon bey ihrer Annehmung den Befehl und Unterricht, alles abzuweiſen, was den gnädigen Herrn in den Poſttagen zu ſprechen verlangen wird. Denn der Herr weiß ſchon im voraus mit der vollkommenſten Gewißheit, daß ſeine Correſpondenz alle Poſttage gleich ſtark ſeyn wird.

Man kann ſicher wetten, daß viele darunter ſind, die, wenn ſie einer gefährlichen Correſpondenz wider den Staat beſchuldiget würden, ſich damit reinigen könnten, daß ſie in Jahr und Tag keinen Brief auf die Poſt gegeben hätten. Allein, dieſes ſchadet gar nichts. Die Welt muß doch wiſſen, daß, da ſie gar nichts thun, ſie wenigſtens eine ungemeine ſtarke Beſchäfftigung und Arbeit durch den Brief-Wechſel über dem Halſe haben.

Wenn ich den Urſachen nachſinne, warum alle diejenigen, ſo gar nichts thun, dennoch den Schein einer ſtarken Arbeit und Beſchäfftigung haben wollen; ſo ſolte ich faſt darauf verfallen, daß ſie durch Rührung ihres Gewiſſens hierzu veranlaſſet würden. Ihr Gewiſſen nämlich könnte ihnen ſagen, daß ſie Gott nicht zu dem Ende in die Welt geſetzet hätte, daß ſie ohne alle ernſtliche und nützliche Beſchäfftigung ſeyn ſollen. Sie finden alſo nöthig, vor den Augen ihrer Neben-Menſchen zu verbergen, daß ſie gar nichts nützliches verrichten.

Allein ich zweifle, daß das Gewiſſen ſo verrätheriſch mit den meiſten Menſchen umgehet. Vielmehr glaube ich, daß der Hochmuth, um ſich bey ihren Neben-Menſchen ein Anſehen zu erwerben, der Bewegungs-Grund dieſes Verfahrens iſt. Leute vom Stande nämlich, die viele Geſchäffte haben, haben auch allemal viel Macht und Anſehen: und wenn man ſehr viel Freunde in der Welt hat, an welche man ſchreiben muß; ſo iſt man gleichfals eine Perſohn, die etwas bedeutet.

Unterdeſſen halte ich es allemal vor ein untrügliches Merkmaal, daß jemand wenig oder gar nichts zu thun hat, wenn er ſich den Schein einer groſſen Beſchäfftigung giebt. Die Erfahrung hat mich angewieſen dieſe Anmerkung zu machen. Leute die viel zu thun haben, ſind allemal arbeitſam; und folglich kommt ihnen die Arbeit niemals ſchwehr an.

In der vorerwähnten Stadt habe ich angeſehene Männer, die wirklich die überhäufteſte Arbeit in den wichtigſten Angelegenheiten des Staats bekannter maaſſen gehabt haben, des Poſttages ſprechen können, ohne daß ſie von ihrer gewiß ſtarken Correſpondenz oder andern überhäuften Arbeit viel Redens gemacht haben.

XVII.

Betrachtungen

über

einige laſterhafte Eigenſchaften vieler geringen und armen Leute, wenn ſie zu Reichthum und Ehre gelangen.

Nichts wird in der Welt verächtlicher angeſehen, als die Armuth; und niemand werden mehr unwürdigere und unfreundliche Blicke zugeworfen, als denenjenigen, die das Joch der Armuth auf ihrem Halſe tragen müſſen. Dieſes Verfahren iſt nun einmal in der Welt ſo Mode geworden, ob es gleich an ſich ſelbſt höchſt unbillig iſt; und diejenigen, ſo unter der Laſt der Armuth ſeufzen, glauben bey nahe, daß es eine Schande und ein Verbrechen ſey, in Armuth zu leben; daher die meiſten, wenn ſie beſonders viele Schaamhaftigkeit beſitzen, ihren ſchlechten Zuſtand ungemein zu verbergen ſuchen.

Weil diejenigen ſo in Ehrenſtellen ſitzen, gemeiniglich reich ſind, ob es gleich dann und wann eine Ausnahme leidet; ſo ſchlieſzen wir derſelben Bezeigen gegen die vom niedrigen Stande mit in die Geſinnung der Reichen gegen die Armen ein; und es iſt bekannt, wie verächtlich dieſelben mit geringen Perſohnen handeln. Jedoch iſt auch nicht zu läugnen, daſz es viele vernünftige und groſzmüthige Seelen unter denen Reichen und Hohen giebt, welche ſich Ehre und Reichthum mit alle derjenigen Beſchaffenheit vorſtellen, die beyden in der That eigen iſt, und welche mit Leuten vom ſchlechten Stande allemal ſo umgehen, wie es vermöge der Menſchenliebe ſeyn ſoll.

Unterdeſſen iſt es gewiß, daß die Armuth der Verachtung, Spott und Hohn in der Welt ausgeſetzt iſt, und daß die vom niedrigen Stande, wenn ſie in demſelben kein Vermögen beſitzen, in die Rolle der Armen kommen. Die Armen ſind alſo deswegen meiſtentheils der Geſinnung ergeben, daß ſie äußerlich auf die Reichen ſchimpfen und ſchmähen, und einen auf das höchſte getriebenen Abſcheu und Widerwillen gegen die Reichthümer blicken laſſen, innerlich aber nichts mit mehrerer Sehnſucht verlangen, als in dergleichen reizenden Umſtand geſetzet zu werden.

Hundert Kennzeichen geben uns dieſes zu erkennen, wenn man genau auf ſie Achtung giebt, geſetzt, daß ſie ſich auch noch ſo ſtark verſtellen. Ich bin gewiß überzeugt, daß ein Armer, wenn er auch bey ſeinem ſchlechten Zuſtande voller Großmuth wäre, die ihm angebothenen Reichthümer nicht ausſchlagen würde. Und es iſt ſicher, daß ſich jeder in ſeinem Herzen einen glückſeeligen Zuſtand wünſchet, obgleich die Abſichten derſelben ſehr unterſchieden ſeyn können.

Manchmal gelingt es einem und dem andern, daß er ſich durch verſchiedne Zufälle aus dem Staube der Armuth und Niedrigkeit erhebet, und Reichthümer und Ehrenſtellen überkommt. Hier kann man die Veränderlichkeit der menſchlichen Gemüther und Neigungen, oder vielmehr die Verbergung der Triebe, welche ſie aus Mangel der Gelegenheit nicht können zum Ausbruch kommen laſſen, deutlich erkennen. So ſehr ſie die Reichthümer vorher verachtet haben, ſo hoch und noch viel höher ſchätzen ſie nun dieſelben.

Wenn ſie vorher die allgemeine Rede der Armen beſtändig im Munde geführet haben, daß Reichthum und hohes Anſehen nichts helfen könne, weil alles bey dem Sterben auf der Welt bleiben müſſe: ſo denken ſie nunmehro wenig daran. Wenn ſie einige widrige Eigenſchaften der Reichen vorhero mit Ekel und Abſcheu angeſehen haben; ſo ſind ſie denenſelben nunmehro in viel höhern Grad ergeben.

Der Hochmuth iſt die erſte Untugend, welche ſie von ſich blicken laſſen. Man wird gemeiniglich wahrnehmen, daß ſie ſich vor eitler Einbildung ſelbſt nicht kennen. So krumm und ſehr gebückt ſie erſtlich einhergegangen ſind; ſo erhaben und ſpaniſch ſind nunmehr alle Züge ihres Körpers geſtaltet. So ſehr ſie ſich gegen andre geſchmieget, und ſo viel tiefe Ehr-Bezeugungen ſie gegen jedermann, beſonders gegen diejenigen, ſo einiger maaßen ihre Schutz-Götter geweſen ſind, gebraucht haben; ſo ſehr verliehret ſich nunmehr dieſes ihr Bezeigen, und ſie ſehen nichts liebers, als wenn man gegen ſie eine dergleichen Ehrerbiethigkeit im gedoppelten Grad beobachtet.

Diejenigen, welche mit ihnen ehemals gleiches Standes und Beſchaffenheit geweſen, ſehen ſie kaum über die Achſel an; und wenn ein alter Bekannter ihnen Kennz-

iner ehemaligen Freundſchaft geben will; ſo ſind
: entfernet, dieſelben anzunehmen; weil ſie ſich ver-
zu ſeyn glauben, daß ſie mit demſelben niemals in
genauen Umgange gelebet haben. Sie huten ſich
itig zu bekennen, daß ſie ehemals in ſchlechten Um-
n gelebet haben, ſondern bemühen ſich jedweden, be-
es diejenigen, welchen ihre vorige Beſchaffenheit un-
nt geweſen iſt, zu überzeugen, daß ihr Zuſtand jeder-
inerley geweſen ſey.

Es ſind gemeiniglich zwey Urſachen vorhanden, die
s Laſter bey dergleichen Perſohnen wirken. Die erſte
ie ſchlechte Erziehung und die wenige Ausbeſſerung
: Neigungen und Affecten, und die andre beſtehet in
Ungewohnheit ihres veränderten Zuſtandes.

Arme und ſchlechte Perſohnen genieſſen meiſtentheils
rer Jugend eine ſchlechte Erziehung. Sie werden
q zu Tugend und guten Sitten angehalten; und
, was ihnen die Eltern lernen laſſen, beſtehet im Le-
Schreiben und Rechnen; und wenn es hoch kommt,
niger Kenntniß einer fremden Sprache. Hingegen
ihnen nichts von der Moral und einigen nothwendi-
Begriffen aus einer geſunden Philoſophie beyge-
ht. Sie lernen alſo nicht weiter denken, als auf
, was in die Sinne fällt, und es rühret ſie nichts als
äußerliche.

Auch in der Folge fehlet es ihnen an Zeit und Gele-
, ihren Verſtand und Sitten auszubeſſern. Sie
n wegen Erhaltung ihres Körpers alle Zeit an Er-
wer-

werbung der Nahrungs-Mittel wenden; und da es ihnen ſo wohl an Umgang mit vernünftigen Perſohnen, als Büchern und eignen Nachdenken fehlet, ſo bleiben ſie immer in der alten Finſterniß ſtecken.

Wie iſt es nun möglich, daß ſie bey dem blendenden Schimmer des Reichthums nicht hochmüthig werden ſollten. Der Reichthum betäubet ihren Verſtand viel zu mächtig, als daß ſie deſſelben wahre Beſchaffenheit und die dabey zu beobachtenden Pflichten einſehen könnten. Sie glauben durch denſelben über alle Menſchen unendlich erhaben zu ſeyn, und würdigen ſie kaum eines Anblicks.

Die Ungewohnheit ihres veränderten Zuſtandes wirket gleichfals dieſen ihren Hochmuth. Man ſiehet auch bey andern Dingen, daß die Ungewohnheit einer Sache bey einem Menſchen allerley Geſinnungen hervorbringt. Beſonders aber hat der Reichthum, die Ehre und die Pracht dieſe Kraft. Man ſehe zum Exempel einen jungen Menſchen an, der ſich zum erſtenmal mit einem bordirten Kleide und goldner Taſchen-Uhr dem öffentlichen Schau ausſtellet, wie ſehr ſich derſelbe brüſten, und was vor erhabene Mienen er annehmen kann. Er ziehet ſich allen ſeinen Cameraden vor, und will, daß ſie ihn ſämmtlich bewundern ſollen.

Eine viel gröſſere Wirkung ziehet der Reichthum und Anſehen durch Veränderung der Gewohnheit nach ſich. Leute, welche aus der Armuth in dieſen Stand kommen glauben, daß nunmehr zwiſchen ihnen und den Armen

eine

e unendliche Kluft befeſtiget iſt. Der Reichthum wo-
ſie nun umgeben ſind, ſcheinet ihnen ſo entzückend und
refflich, daß ſie ſich darinnen ſelbſt bewundern; und
ann nicht anders ſeyn, als daß ſie dadurch dem Laſter
Hochmuths zu Theile werden müſſen.

Das andre Laſter iſt das unbarmherzige Bezeigen
die Grauſamkeit gegen die Armen. Man ſolte mei-
daß ſie, die ehemals eben dergleichen Elend ausge-
den, am allermitleidigſten gegen dieſelben ſeyn wür-
allein man wird meiſtentheils das Gegentheil finden.
laſſen denenſelben mit nichten ihre Hülfe ſehen, ſon-
uben öfters das härteſte Verfahren gegen dieſel-
aus.

Eine Urſache hievon, wiewohl die allergeringſte, kann
in der Sparſamkeit ſuchen, welcher dergleichen Leute
llemal ergeben ſind. Sie ſind von Jugend auf
n Aufwand gewohnet, und werden auch in der Folge
zu demſelben neigen. Allein, der hauptſächlichſte
d beſtehet ohne Zweifel hierinnen: daß ſie die Ge-
ns-Art der Armen und Geringen errathen, welche
ſehr unangenehm fällt. Ein Armer denkt näm-
: dieſer iſt ehemals auch in ſchlechten Umſtänden
n, er weiß am beſten, mit wie viel Bitterkeit dieſel-
rmiſchet ſind, er wird alſo am allererſten Mitleiden
n haben.

Allein er betrüget ſich, und empfindet gerade das Ge-
theil. Eben dieſes, daß ein Reicher und Vorneh-
ehemals arm und geringe geweſen iſt, wünſchet er,

daß es niemand wiſſen möchte; und man kann ſeinem Hochmuthe in nichts ſo ſehr zu nahe treten, und kei Rache mehr reizen, als wenn man ihm ſeinen ehemali ſchlechten Umſtand verhält. Weil er nun, beſonders von denenjenigen, die ſeine vorige Lebens-Art vollkommen wi ſen, dergleichen Gedenkens-Art vermuthet, ſo iſt es nich anders möglich, als daß er ihnen keine willigen Blicke z werfen könne.

Diejenigen aber, welche ſo beherzt ſind, daß ſie i Gedanken in Worte ausdrücken, müſſen oft die Opfe ner Grauſamkeit werden. Er glaubt, daß ihm dadu vieles an der ihm ſchuldigen Ehrerbiethung entz werde, und er faſſet einen unauslöſchlichen Haß gegen jenigen, welche ihm auf dieſe Art etwas von derſelben kurzen: er verfolgt ſie dahero, und ſuchet ſie auf alle A zu unterdrücken.

Die Rachbegierde machet das dritte Laſter aus. erſtrecket ſich auf diejenigen Reichen und Vornehm welche ihn ehedeſſen verächtlich gehalten, oder noch ber ſeinen guten Umſtänden eben keinen ſonderlichen tracht vor ihn haben. Dieſes kann er unmöglich winden. Er denkt: ihr ſeyd ſonſten unbillig mit umgegangen, und nun, da ich Vermögen beſitze, da ich Anſehen ziehe, wollet ihr mir gleichfals das mir ge rende Anſehen entziehen? Dieſes kann ich ohnmö mit Gleichgültigkeit anſehen. Er brennet alſo vor gierde, ſich an denenſelben zu rächen, und ſuchet alle m liche Mittel hervor, dieſelbe auch wirklich in Erfüll zu bringen.

Es verſiehet ſich von ſelbſten, daß hier nicht alle Perſohnen überhaupt, welche ſich in dergleichen Umſtänden befinden, begriffen ſind. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſich auch viele vernünftige Armen finden, welche bey erlangten Reichthümern und Ehrenſtellen allemal Menſchen-Liebe, Demuth und andre Tugenden ausüben: Reichthum und Ehre hingegen vor ein eitles Schatten-Bild anſehen, welches zu unſrer wahrhaften Glückſeeligkeit wenig beytragen kann. Unterdeſſen wird man doch die hier angezeigten Fehler und Laſter allemal bey den meiſten antreffen.

XVIII.

Ob es wahr ſey, daß man ſich vor Leuten, die natürliche Gebrechen haben, in Acht nehmen müſſe?

Man höret öfters bey der Gelegenheit, wenn jemand von einem Gebrechlichen eine Beleidigung empfangen hat, dieſes Sprüchwort reden: Man müſſe ſich vor ſolchen Menſchen hüten, welche die Natur gezeichnet hat; und man höret auch den gewöhnlichen Ausdruck dabey, daß dieſes Sprüchwort ein wahres Wort ſey. Es verlohnet ſich der Mühe, daß man unterſuche, in wie weit daſſelbe einen Grund habe.

Wenn man auf ſolche Perſohnen, welche bucklicht, lahm oder an ihren Sinnen fehlerhaft gebohren, auch die in ihrer Jugend durch Zufälle gebrechlich geworden ſind, genau Achtung giebt, ſo wird man finden, daß ſie von verſchiedenen Laſtern bewohnet werden. Und ob zwar die Regel! Daß in einem ſchönen Leibe auch eine ſchöne Seele wohne, ihren öftern Abfall leidet; ſo iſt es doch gewiß, daß unter den Häßlichen allemal mehr Untugendhafte anzutreffen ſind, oder daß wenigſtens ihre Laſter eher in die Augen fallen und merklicher werden.

Die alten Griechen und Römer hielten beſonders viel auf eine gute Geſtalt; und es iſt bekannt, daß Socrates ungern einen Häßlichen in ſeine Schule aufnahm. Cicero giebt uns an verſchiednen Orten einen Grundriß, wie eine Manns- und Weibes-Perſohn geſtaltet ſeyn müſſe; und wir finden überhaupt viele Merkmaale, daß die wohlgebildete Perſohnen vor fähig zu guten Tugenden gehalten haben.

Weil denen Menſchen ohne Zweifel ein Trieb zur Schönheit angebohren iſt, ſo fallen ihnen die guten Eigenſchaften der Wohlgebildeten immer viel reizender in die Augen, und ihre Laſter verdunkeln ſich unter dem Glanz ihrer Schönheit. Dahingegen hat man ſchon ſo große Aufmerkſamkeit auf die Tugend eines Gebrechlichen nicht. Wir ſehen aber ihre Laſter, weil uns ſchon die Geſtalt der Perſohn gehäßig iſt, in ihrem weiteſten Umfänge.

Mancher gute Mann muß dieſe Wahrheit ſeufzend erkennen, wenn er ſich in die Schönheit eines Frauenzimmers verliebt, und durch derſelben Glanz verblendet, nichts von ihren Laſtern gemerket hat, bis ſie endlich nach der Verheyrathung die Decke von ſeinen Augen weggewiſchet, und er ſiehet, welch ein Ungeheuer er zur Frau bekommen hat. Er wünſcht ſich deswegen manchmal aus Ungeduld eine zu leben, welche hinten und vorne bucklicht, mit einem Beine lahm, an Haaren roth und im Geſichte ſchwarzgelb ſey.

Unterdeſſen, da es die Erfahrung lehret, daß die Ungeſtalten mit gewiſſen Laſtern behaftet ſind; ſo wollen wir doch dieſelben anzeigen. Das erſte und zugleich das lächerlichſte iſt der Hochmuth und die hohe Einbildung von ſich ſelbſt. Wenn dergleichen Gebrechliche einige gute Eigenſchaften beſitzen; ſo denken ſie, ſie ſind es wirklich allein, und ſehen keinen andern über die Achſel an.

Weil ſie gewahr werden, daß die Welt viele Vorzüglichkeit auf eine gute Leibes-Geſtalt und Anſehen leget, und ſie dieſes nicht beſitzen; ſo ſuchen ſie mit allen Kräften ihren Eigenſchaften den Vorzug zu geben, der ihnen ſonſt abgehet, und laſſen keine Gelegenheit vorbeyſtreichen, welche ſie nicht zu Erhebung derſelben anwenden. Alle andre ſind alſo an Klugheit, Witz und Einſicht weit unter ſie zu ſetzen, und ſie glauben, daß es ihnen hieran niemand gleich thun könne.

Dieſes, ob es ſchon thöricht iſt, ſo fällt es doch ſo lächerlich nicht in die Augen, als wenn ſie ihrem gebrechlichen Körper einen Vorzug geben wollen. Man ſiehet öfters, daß ſich bucklichte oder andre ungeſtalte Perſohnen auf alle möglichſte Weiſe brüſten, und mit den erhabenſten ſpaniſchen Schritten einhergehen. Der Kopf iſt gar nicht auf die Erde, ſondern an die Dächer und Fenſter der Häuſer gerichtet; und ſie wollen mit ihrer ganzen Stellung dieſe Worte zu erkennen geben: Sehet, wie ich meinen gebrechlichen Leib ſo geſchickt trage, ſehet aber auch dabey, was ich vor ein großer Narre bin.

Wenn ein häßliches Frauenzimmer beſtändig vor dem Spiegel ſtehet; ſo iſt es lächerlich und thöricht, wenn aber eine gebrechliche Perſohn eine gute und geſchickte Stellung des Körpers annehmen will, die ſie doch der Natur deſſelben nach unmöglich haben kann, ſo iſt es unendlich thörichter. Ich habe ſolche lächerliche Beyſpiele geſehen, daß Manns-Perſohnen, welche klein, bucklicht, lahm, überſichtig geweſen, und viele andre Mängel gehabt, ſich dennoch ſchön und wohlgeſtalt gedünket haben.

[illegible]

ſo, daß ſie geglaubet, jedwedes Frauenzimmer verliebe ſich in ihre auserleſene Perſohn.

Das andre Laſter iſt der Argwohn. Weil ſie mit ihren Leibes-Fehlern höchſt unzufrieden ſind, und dieſelben auf das möglichſte zu verbergen und zu verſtellen ſuchen; ſo werden ſie ingemein aufgebracht, wenn man ſich nur im geringſten merken läßt, daß man einige widrige Geſinnungen gegen dieſelben trage. Sie geben auf alles genau und ſorgfältig Achtung: und wenn man ſich mit einem einzigen Worte verſpricht, oder nur eine unrechte Miene macht; ſo ziehen ſie gleich alles auf ſich. Man kommt manchmal ganz unſchuldig dazu, und ſtößt einige Worte heraus, ohne Betracht auf eine ſolche gebrechliche Perſohn zu machen, die ſich dabey befindet; dieſe aber denkt den Augenblick, ſie ſey damit gemeinet.

Man muß ſich hierinnen bey Geſellſchaften beſonders in Acht nehmen, daß man nicht von dem Lahm- Bucklicht- oder Blindſeyn redet, wenn ſich eine Perſohn dabey befindet, die mit einem ſolchen Fehler behaftet iſt. Sie glaubt ganz gewiß, daß ſie unter der allgemeinen Materie gemeinet ſey, und daß man ihr ihre Fehler vorrücken wolle: und wenn die Worte noch ſo unſchuldig ſind, ſo ſind ſie doch nicht zureichend ihren Argwohn zu benehmen.

Dieſes Laſter iſt faſt allemal mit der Argliſtigkeit vergeſellſchaftet. Sie können ſich meiſtentheils ungemein verſtellen, und ſie geben ſich alle Mühe, die Geſinnungen andrer auszuforſchen. Sie bringen in Geſellſchaften oft ſelbſt Unterredungen von Leibes-Fehlern auf die Bahn, um nur zu hören, was dieſer oder jener dazu ſagen werde. Sie fangen alsdenn die Worte fleißig auf, und machen eine Auslegung darüber, die ſich der, welcher ſie geſprochen, ſo leicht nicht vermuthet hätte. Sie nehmen manchmal mit Fleiß gewiſſe Stellungen und Handlungen vor, die ſich nach Beſchaffenheit ihres gebrechlichen Körpers nicht ſchicken, um nur die Urtheile der andern darüber zu hören, und ſie ſind wohl im Stande über ſich ſelbſt zu ſpotten, um das Bezeigen der Anweſenden zu vernehmen.

Die Rach-Begierde iſt alsdenn das Laſter, welches an der vorigen Stelle tritt. Wenn ſie etwas aufgefangen haben, das ſie auf ſich ziehen können, oder wenn ſie die Geſinnungen andrer Menſchen durch ihre Argliſtigkeit ausgekundſchaftet haben: ſo ſind ſie auf alle Weiſe bedacht, ſich empfindlich zu rächen. Sie legen ihnen alſo tauſend Fallen, ſie ſuchen ſie möglichſt zu verkleinern und denenſelben den größten Tort anzuthun. Ihre Rache hat ſo gar kein Ende, und ſie ſind im Stande einem, der ſie nach ihrer Verſtellung beleidiget hat, viele Jahre etwas nachzutragen. Sie haben ein ſolches erbittertes Gemüthe, welches faſt niemals zur Verſöhnung geneigt iſt, weil ſie glauben, daß die Beleidigung, welche ſie empfangen, viel zu groß ſey, als daß ſie könnte vergeben werden.

Gemeiniglich ſind dergleichen Leute auch zur Tadelſucht geneigt. Sie wollen gern witzig ſcheinen, damit ſie in Geſellſchaften angenehm ſind, und die Zuneigung andrer erlangen, welche ſie ſich ſonſten wegen ihrer Gebrechlichkeit nicht verſprechen. Weil es ihnen aber gemeiniglich am wahren Witze gebricht; ſo müſſen die Handlungen ihrer Neben-Menſchen herhalten, und ſie lernen immer einige lächerliche Ausdrücke, womit ſie ſelbige belegen können.

Man wird nun aus Betrachtung dieſer Laſter leicht die Folge ziehen können, ob man ſich vor ihnen zu hüten habe. Mich deucht, daß es vorſichtig gehandelt ſey, wenn man ihren Umgang meidet. Man bleibe aus ſolchen Geſellſchaften, von denen man weiß, daß ſich dergleichen Leute daſelbſt befinden; und wenn es ſich fügt, daß wir in ſolchen Geſellſchaften ſeyn müſſen, ſo führe man ſich auf alle Weiſe behutſam auf. Man bringe keine Rede auf die Bahn, die ihnen nur einiger maaßen nachtheilig ſeyn könne, man ſehe ſie auch nicht zu öfters an, denn auch aus dem bloſſen Anſchauen pflegen ſie Argwohn zu ſchöpfen, und man hüte ſich, ihnen durch Mienen Anlaß zu ungleichen Gedanken zu geben.

Man ſey in Unterredung niemals gegen ſie offenherzig, und wenn ſie ſelbſt von Leibes-Gebrechen zu reden anfangen, oder über ſich ſelbſt ſpotten; ſo bezeige man ſich ganz gleichgültig, und man nehme in ſeinen Mienen keine Veränderung an. Man verſtelle ſich übrigens gegen ſie auf alle mögliche Weiſe: denn die Verſtellung iſt nicht allemal ein Laſter, ſie kann auch zuweilen eine Tugend ſeyn.

So weit müſſen die Gränzen der Vermeidung ſolcher Perſohnen gehen, welche die Natur nach dem Sprüchworte gezeichnet hat. Hingegen muß ſich dieſelbe in keinen Haß und Abſcheu oder Verachtung verwandeln, ſondern die Menſchen-Liebe, die man jedweden ſchuldig iſt, muß ſich auch auf ſie erſtrecken. Was können ſie dafür, daß die Vorſehung ſie auf dieſe Weiſe hat laſſen gebohren, oder durch Zufälle gebrechlich werden. Ihr Zuſtand iſt bereits beſchwehrlich genug, und es iſt unbillig ihnen denſelben durch Haß und Verachtung noch beſchwehrlicher zu machen. Man muß vielmehr Mitleiden ſo wohl mit ihrer Leibes als Gemüths-Beſchaffenheit tragen, und dem Höchſten danken, daß er uns einen wohlgeſtalten Körper gegeben hat.

XIX.

Untersuchung,

ob der Eheſtand den Unterſchied der Stände und die üble Geſtalt der Welt verurſache?

Wir haben in der Vorrede des dritten **Bandes der** Ergötzungen eines an uns eingelaufenen **Brie**ſes erwähnet, welcher den Eheſtand **zu beſtreiten** ſuchet. Indem wir in der Folge einen Auszug **daraus** liefern und denſelben widerlegen werden: ſo **wollen wir** indeſſen einen vorläufigen Satz erörtern, worauf **ſich** deſſen Urheber ſtützet, und mithin die Waffen im Vor**aus ſtumpf** machen, mit welchen der Verfaſſer kämpfet.

Um ſeine Sache von der vortheilhaftigen **Seite vorzu**ſtellen: ſo bemühet er ſich gleich anfangs, die **Schuldig**keit des Eheſtandes zu zeigen. Er ſpricht, der **Eheſtand** allein habe **den Unterſchied** der Stände nach ſich **gezogen.** Denn, wenn wir **Menſchen** diejenigen wüßten, **von denen** wir gebohren wären: ſo wären wir nach unſerer **Eitelkeit** nur allzuſehr geneigt, uns deswegen einen Vorzug **beyzu**legen.

Aus dieſem Unterſchiede der Stände aber **leitet er alle** Bosheit und die üble Geſtalt der Welt ab, die **wir wahr**nehmen. Denn der Unterſchied der Stände ſey **die Ur**ſache des Hochmuths. Der Hochmuth bringe die Herrſchſucht

ſucht hervor; und um dieſe zu vergnügen, würden tauſenderley Bosheiten und Ungerechtigkeiten ausgeübet. Diejenigen, ſo noch nicht vohrnehm wären, wolten es werden; und der Weg dazu beſtünde in nichts anders, als in Verfolgung und Unterdrückung des Nächſten.

Wir wollen alſo unterſuchen, ob der Eheſtand in der That den Unterſchied der Stände und die üble Geſtalt der Welt verurſache. Zu dieſem Endzwecke ſind gegenwärtige Blätter gewidmet: wir werden finden, wie ſehr ſich der Verfaſſer irret.

Dieſe Unterſuchung wird uns gar keine Schwierigkeit machen. Wir dürfen nur den Eheſtand vor ſich auſſer der Republik betrachten; ſo werden wir nichts weniger als dieſe Folge wahrnehmen. Dieſe Art der Unterſuchung kann der Verfaſſer nicht mißbilligen. Denn wenn er ſagt, daß der Eheſtand den Unterſchied der Stände nach ſich gezogen habe; ſo muß dieſer Unterſchied der Stände noch nicht vorhanden geweſen ſeyn. Da nun der Unterſchied der Stände allein in den Republiken ſeyn kann: ſo muß folglich der Eheſtand auſſer den Republiken in dem Stande der natürlichen Freyheit betrachtet werden.

In dem Stande der natürlichen Freyheit ſind die Menſchen ſämmtlich und durchgängig einander gleich: und niemand kann ſich eines Vorzuges vor dem andern anmaßen. Wie will aber in einer ſo durchgängigen Gleichheit der Eheſtand die Urſache von dem Unterſchiede der Stände ſeyn? Laſſet zwey Perſohnen beyderley Geſchlechts in einer Verbindung mit einander ſtehen, ihre gemeinſchaftliche Glückſeligkeit zu befördern, und Kinder zu zeugen, was werden ſie wohl dadurch in der natürlichen Gleichheit abändern? Werden nicht die Kinder, die von ihnen gebohren worden, eben ſo wohl in der durchgängigen Gleichheit verbleiben als wenn ſie aus einer unordentlichen Zeugung entſproſſen waren?

Wenn im Stande der natürlichen Freyheit die durchgängige Gleichheit aufgehoben, und ein Unterſchied der Stände eingeführet werden ſoll; ſo kann ſolches auf keinerley Art geſchehen, als entweder durch Verträge, oder durch Gewalt, indem ſich jemand andre Menſchen unterwürfig macht, und mit Gewalt unter ſeinen Gehorſam zwinget. Beyde Arten aber haben mit dem Eheſtande nichts zu ſchaffen: und weder die Verträge dieſer Art, noch die Gewalt, ſind Folgen des Eheſtandes, ſondern der Eheſtand hätte beſtändig beſtehen können, obgleich niemals Republiken eingeführet worden wären.

Da nun ſolchergeſtalt der Eheſtand unmöglich eine Urſach des Unterſchieds der Stände ſeyn kann: ſo wollen wir unterſuchen, ob er nicht wenigſtens eine entfernte Urſache iſt, oder nur Gelegenheit darzu giebt. Aber auch dieſes finden wir nicht. Wenn man in dem Stande der natürlichen Freyheit ein Anſehen der Aeltern vorausſetzen will; ſo kann man darunter nichts anders verſtehen, als die Hochachtung welche andre Menſchen vor ihre Tugenden und gute Eigenſchaften haben.

Allein, wie wollen ſich die Kinder deshalb einen Vorzug beylegen können? In dieſem Stande kann ſchlechterdings nichts gelten, als eigne Tugenden und gute Eigenſchaffen. Wollen die Kinder dennoch die Thorheit haben, ſich ihrer Aeltern wegen einen Vorzug beyzumeſſen: ſo würde ihnen denſelben niemand zugeſtehen. Man würde ſie nur auslachen; und ſie würden das Gegentheil erfahren.

Geſetzt aber auch, zu allem Ueberfluß, daß man ihnen ihrer Aeltern wegen einen ſolchen Vorzug zugeſtände: ſo würde daraus niemals ein Unterſchied der Stände entſpringen. Sie würden dadurch nicht vornehmer werden, ſondern dennoch immer in der durchgängigen Gleichheit verbleiben: Gleichwie ihre Aeltern durch die wirklich verdiente Hochachtung nicht vornehmer geworden ſind: ſo können es ihre Kinder noch viel weniger werden.

Wolte man hiewider einwenden, daß man ein ſolches Anſehen der Aeltern verſtünde, welches ſie ihres Reichthums wegen genöſſen; ſo iſt es zuerſt ſehr zweifelhaftig, ob in dem Stande der natürlichen Freyheit ein Reichthum ſtatt haben kann, indem derſelbe alle Augenblicke den Anfällen der andern Menſchen ausgeſetzt iſt. Laſſet uns aber auch den Reichthum zugeben; ſo kann aller Vorzug, den ſich die Kinder dadurch beylegen, nicht weiter gehen, als das Anſehen der Aeltern ſelbſt; und die natürliche Gleichheit wird deswegen nicht aufgehoben. Dieſes kann allein durch Verträge oder durch Gewalt geſchehen.

Geſetzt nun auch, daß der Reichthum entweder zu dergleichen Verträgen oder zur Gewalt Gelegenheit giebt: ſo gehet doch dieſes den Eheſtand im geringſten nicht an. Es iſt hier mit dem Eheſtande nicht der geringſte Zuſammenhang. Würden nicht die Beſitzer des Reichthums zu Einführung des Unterſchieds der Stände Anlaß nehmen, ſie möchten im Eheſtande oder aus einer unordentlichen Zeugung gebohren ſeyn. Man ſiehet demnach, daß der Eheſtand weder eine nahe noch entfernte Urſache von dem Unterſchiede der Stände iſt: und nicht einmal die geringſte Gelegenheit darzu giebt.

Wenn man die Sache genau erwäget, ſo wird man gewahr, daß der Verfaſſer dieſes Briefes ein ſoches Anſehen der Aeltern verſtehen muß, welches ſie wegen ihres vorzüglichen Standes haben. Dis heißt aber einen wunderlichen Zirkel im Schlüſſen begehen. Man ſetzet den Unterſchied der Stände ſchon voraus; und will doch, daß er aus dem Eheſtande abfließen ſoll.

So falſch es demnach iſt, daß der Eheſtand vor die Urſache des Unterſchieds der Stände angeſehen werden kann: ſo leicht iſt es, die wahre Urſache dieſes Unterſchieds ausfindig zu machen. Es braucht gar keines mühſamen Nachſinnens, um wahrzunehmen, daß die Errichtung der Republiken allein dasjenige iſt, was den Unterſchied der Stände nach ſich ziehet. Sobald als eine Republik errichtet wird: ſo müſſen in derſelben Leute vorhanden ſeyn, welche vor andern die Angelegenheiten der Republiken beſorgen. Dieſe erlangen dadurch vor den übrigen einen vorzüglichen Stand, weil die übrigen allemal gewiſſermaßen Gehorſam leiſten, und ſie alſo ein gewiſſes Anſehen haben müſſen.

Da der Endzweck eines gemeinen Weſens unumgänglich erfordert, daß die Gerechtigkeit in ihr gehandhabet, und zu Beſchützung der Republik Anordnung getrofſen werden muß; da in derſelben Leute erfordert werden, welche den Acker bauen, und wieder andre, welche allerley Nothwendigkeiten verfertigen und herbey ſchaffen müſſen: ſo iſt es ungemein begreiflich, daß ſo viel verſchiedene Stände in einer Republik entſtehen müſſen, als Mittel zu ihrer gemeinſchaftlichen Wohlfahrt anzuwenden erfordert werden. Da nun dieſe Mittel von dem Endzwecke der Republiken unzertrennlich ſind: ſo entſpringt der Unterſchied der Stände lediglich aus der Errichtung eines gemeinen Weſens.

Wenn nun aus dem Unterſchiede der Stände die Bosheit und die üble Geſtalt der Welt entſpringen ſolte; ſo müßte die Errichtung der Republiken allein dergleichen üble Folgen nach ſich ziehen. Hieraus ſiehet man aber, wie falſch die Schlüſſe des Verfaſſers dieſes Briefes ſind. Alle diejenigen, welche noch die wahre Beſchaffenheit der Menſchen eingeſehen haben, ſind der einmüthigen Meinung geweſen, daß gar kein glücklicher Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts, nach deſſelben verderbten Zuſtande, möglich ſey, wenn die Menſchen nicht in Republiken leben.

Wie unendlich größer würde die Bosheit der Menſchen, und wie tauſendmal elender würde die Geſtalt der Welt ſeyn, wenn keine Strafen vorhanden wären, um die Boshaftigen im Zaume zu halten, und wenn niemand wäre, der vor die Erziehung der Kinder Vorſorge haben und Anſtalten treffen würde, die alsdenn bey den meiſten Menſchen gewiß auf eine dem Viehe ähnliche Art aufwachſen würden.

Es iſt alſo bereits ſehr offenbar, daß der Unterſchied der Stände die üble Geſtalt der Welt keinesweges wirken

ken kann: und zu Unterſuchung unſrer gegenwärtigen Frage bedarf es ohnedem keiner weitern Erörterung. Denn wenn es falſch iſt, daß der Eheſtand den Unterſchied der Stände verurſachet: ſo fällt alles dasjenige von ſelbſt hin, was man aus dem Unterſchiede der Stände vor ſchädliche Folgen ziehen, und dem Eheſtande zur Laſt legen will. Allein um dieſer üblen Meinung alle weitere Ausflüchte zu benehmen, ſo will ich noch beſonders zeigen, daß die üble Geſtalt der Welt weder dem Eheſtande, noch dem Unterſchiede der Stände beygemeſſen werden könne.

Der Eheſtand kann von dieſer widrigen Auflage ſo gleich gerettet werden. Wir wollen uns einmal nach des Verfaſſers Willen eine Republik ohne Eheſtand vorſtellen. Da wir oben gezeigt haben, daß kein gemeines Weſen ohne Unterſcheid der Stände möglich iſt: ſo würden wir in einer ſolchen Republik ohne Eheſtand eben die Bosheit und die üble Geſtalt der Welt erblicken, die wir jetzo wahrnehmen.

Wenn der Unterſchied der Stände den Hochmuth, dieſer Herrſchſucht, und dieſe ferner alle Bosheiten und Ungerechtigkeiten gebieret: ſo iſt dieſes alles auch in einer Republik ohne Eheſtand vorhanden. Wenn die niedern Stände durch den Glanz der höhern Stände geblendet werden, und ſich durch allerley Ungerechtigkeiten und Verfolgung des Nächſten empor zu ſchwingen ſuchen, ſo ſiehet man nicht ein, was der Eheſtand hierzu beyträgt, und warum dieſes alles in einer Republik ohne Eheſtand nicht gleichfalls eben alſo wäre.

Welte man hierwider einwenden, daß doch wenigſtens die Bosheiten und Ungerechtigkeiten in der Welt durch den Eheſtand vermehret würden, indem die Aeltern, nach der natürlichen Liebe vor ihre Kinder, öfters nicht ermangelten, ſie durch Verfolgung und Unterdrückung des Nächſten empor zu bringen, und ihnen auf ungerechte Art Vermögen zu hinterlaſſen: ſo behauptet man etwas, ohne daß man die Geſtalt der Welt, und die Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens recht kennet.

Diejenigen, welche einmal der Bosheit und den Laſtern ergeben ſind, üben dieſelben aus, ohne daß ſie von der Liebe zu ihren Kindern weder Anleitung noch Ablenkung hernehmen. Wie viel giebt es nicht alte Geizhälſe in der Welt, die weder Kinder noch nahe Verwandten haben. Dennoch ſcharren ſie alles, was nur möglich iſt, öfters mit den gröſten Ungerechtigkeiten, zuſammen. Sie können unmöglich einen Endzweck hierzu haben: ſondern ihr boshaftiges Herz iſt der einzige Antrieb.

Die Boshaftigen ſind auch diejenigen keinesweges, welche eine wahre Liebe zu ihren Kindern haben. Ein boshaftiges Herz, und eine ſo ſchöne Leidenſchaft, als die Liebe iſt, können ſich nicht mit einander vertragen. Ein alter Böſewicht, Lowat, der den Kopf ſeines zur Rebellion verführten und gezwungenen Sohnes herzlich gerne ſtatt des ſeinigen unter dem Beile geſehen hätte, muß wol ohne Zweifel ſeine Bubenſtücke nicht aus Liebe zu ſeinen Kindern unternommen haben.

Allenthalben veroffenbahret ſich alſo ſonnenklar, daß auch nicht der geringſte Schatten von einer ſchädlichen

Folge übrig bleibt, die man dem Eheſtande zur Laſt legen könnte. Alle ſchädliche Folgen, die man in dem mehrerwähnten Briefe aus dem Eheſtande erzwingen will, haben alſo nicht den mindeſten Grund, und ihre Nichtigkeit wird ſich um ſo viel eher zu Tage legen, wenn ich in einer folgenden Abhandlung erweiſen werde, daß der Eheſtand in dem natürlichen Rechte gegründet ſey, wobey ich zugleich die Nothwendigkeit des Eheſtandes vor die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts zeigen will.

Eben ſo wenig kann man dem Unterſchiede der Stände an ſich ſelbſt die üble Geſtalt der Welt beymeſſen. Wenn der Hochmuth, die Herrſchſucht und dieſe ferner alles Unheil gebieret: ſo iſt dieſes alles auch vorhanden; wenn gleich der Unterſchied der Stände nicht ſtatt findet. Denn wer kennet die menſchlichen Leidenſchaften ſo wenig, daß er ſich einfallen laſſen könnte, zu behaupten, es würde kein Hochmuth in der Welt ſeyn, wenn kein Unterſchied der Stände vorhanden wäre. Der Hochmuth und die Herrſchſucht würden alsdenn vielmehr eine weit elendere und betrübtere Geſtalt der Welt hervorbringen, weil ſie durch keine Geſetze im Zaume gehalten werden, und auf erlaubte Art niemals ihren böſen Wünſchen Vergnügen verſchaffen können.

Wenn man ganz ungezweifelt überzeugt ſeyn will, daß der Unterſchied der Stände zu der böſen Geſtalt nichts beytrage: ſo kann man nur auf die Regenten aller Zeiten ſeine Betrachtung richten. Unter denſelben iſt ohne Zweifel kein Unterſchied der Stände: und ſie mögen Kaiſer, Könige, oder Fürſten genennet werden, ſie mögen mächtig oder unmächtig ſeyn, wenn ſie keinen Oberherrn über ſich erkennen, ſo ſind ſie alle einander gleich. Nach den Grundſätzen, die dieſer Brief äußert, müßte unter den Regenten weder Hochmuth noch Herrſchſucht obwalten, weil kein Unterſchied der Stände unter ihnen iſt.

Mich deucht aber, daß man allzuſehr des Gegentheils überzeugt ſeyn muß. Eben weil der Hochmuth und die Herrſchſucht unter den Regenten keine andre Gränzen weiß, als ihren Willen, und die Hinterniſſe, die ihnen andre Regenten entgegen ſetzen: ſo entſtehet eben daraus ſo viel Elend, Krieg und Blutvergießen, welches zu allen Zeiten in der Welt vorhanden geweſen iſt, und welches gewiß niemals aufhören wird.

So offenbahr falſch und ungegründet iſt demnach dasjenige, was der Verfaſſer dieſes Briefes an dem Eheſtande ſchädliches finden will, ob er gleich vielleicht, wenn wir nach der menſchlichen Liebe urtheilen ſollen, daraus, zu einer ſo außerordentlichen Meinung allein Anlaß genommen hat. Wir werden aber in der Folge zeigen können, daß das übrige weit weniger Grund hat.

XX.

Auszug
eines Schreibens von dem Eheſtande.

Der Herr Verfaſſer dieſes Schreibens, wovon wir ſchon in der vorhergehenden Abhandlung gedacht haben, glaubet, daß nichts weniger verdiene denen Menſchen angeprieſen zu werden, als der Eheſtand; und daß die Verletzung deſſelben gar nicht die Strånge erfordere, die wir hin und wieder in unſern Schriften, beſonders in der Abhandlung von den irrigen Meinungen der Rechts-Gelehrten bey dem Corpore delicti, vor nöthig geachtet håtten. Der Eheſtand ſey vielmehr das vierte allgemeine Uebel und die Quelle der meiſten Laſter und Unordnungen, mit welchen die Welt überſchwemmet ſey.

Der Eheſtand allein habe den Unterſchied der Stånde nach ſich gezogen. Indem die Kinder diejenigen gewußt hatten, von denen ſie zur Welt gebohren werden: ſo wåren ſie nach der menſchlichen Eitelkeit gar bald geneigt geweſen, ſich aus dem Anſehen ihrer Aeltern einen Vorzug beyzumeſſen, wozu ſie doch nach dem natürlichen Rechte, als zu einer fremden Sache, nicht die geringſte Befugniß håtten: und dieſes ſey die Quelle aller Laſter und Unordnungen in der Welt.

Denn wenn wir wüßten, daß wir von angeſehenen Aeltern gebohren wåren, ſo würden wir hochmüthig.

Wären wir hochmüthig: ſo wolten wir Mittel und Güther haben, unſern Hochmuth zu ernähren; und dieſe Güther müßten erlangt werden, es geſchähe mit Recht oder Unrecht. Alle unſer Beſtreben gienge alsdenn dahin, uns über unſre Neben-Menſchen zu erheben, ſie uns unterwürfig zu machen, und entweder eine verborgene oder öffentliche Art der Gewalt und der Tyranney über ſie auszuüben.

Die Aeltern, wenn ſie ihre Geburthen und die vermeintlichen Ebenbilder ihrer eingebildeten Vollkommenheiten eigentlich wüßten, wendeten gleichfals alles in der Welt an, um ſie in einen Stand zu ſetzen, daß ihre Kinder einmal über ihre Neben-Menſchen Herrſchſucht und Tyranney ausüben könnten; und hierbey würden eine Menge Laſter und Ungerechtigkeiten begangen, ehe man dieſen Zweck erreichte. Diejenigen, welche geringe Aeltern hätten, würden durch den Glanz der höhern Stände dermaßen geblendet, daß ſich alle ihre ungerechten Begierden dahin vereinbarten einen höhern Stand zu erlangen, oder ſich wenigſtens durch Reichthum in Anſehen zu ſetzen: und was vor Betrug, Bevortheilung des Nächſten und Unbarmherzigkeit würde hierbey nicht ausgeübet. Das Uebel und die böſen Folgen waren alſo von allen Seiten einerley.

Ueberhaupt würde hierbey vergeſſen ſich durch Tugend und Verdienſte hervor zu thun, welches doch der einzige Vorzug wäre, welcher der menſchlichen Geſellſchaft nützlich ſey. Die Menſchen von einer vornehmen Geburth hätten es auch nach der Geſtalt der Welt gar nicht nöthig: und die Geringen erwählten gemeiniglich einen ganz andern Weg, als Tugend und Verdienſte, nämlich die Erwerbung des Reichthums und niederträchtige Schmeicheley, weil ſie dadurch bey denjenigen, die ſchon vornehm waren, faſt allein empor kommen könnten. Wäre ja dann und wann jemand, der den Weg der Tugend und [illegible] hätte: ſo könnte er wenig damit fortkommen, [illegible] derſelbe in dem einmal feſtgeſetzten [illegible] ändern?

Nach des Verfaſſers Meinung iſt es grundfalſch, daß ohne den Eheſtand keine Republik beſtehen kann. Er kann die böſen Folgen und die Verwirrung gar nicht einſehen, die in einer Republik entſtehen könnten, in welcher der Eheſtand nicht eingeführet iſt. Die Streithändel über die Weibs-Perſohnen, welche allein zu befürchten wären, ließen ſich durch einige Geſetze ganz wohl vermeiden, und aller Unordnung vorkommen: die Erziehung der Kinder aber könnte weit beſſer durch die Vorſorge des gemeinen Weſens bewirket werden, als durch die Aeltern, welche nur dabey ihren eignen Leidenſchaften und den Begierden der Kinder eine Genüge zu leiſten ſuchen.

Es wären Beyſpiele von Republiken vorhanden, die ohne Eheſtand glücklich geweſen wären. Die Sineſer hätten Republiken gehabt, ehe Fohi den Eheſtand bey ihnen eingeführet hätte; und die Griechen hätten ganz glücklich gelebt, ehe Cecrops, der ein verlaufener Aegyptier und Juden Nachbar geweſen ſey, den Eheſtand unter ihnen aufgebracht hatte.

Es ſey wahr, man rühme dieſe Einführer des Eheſtandes in den Geſchichten. Allein, man könne doch das Unglück und die Unordnung nicht angeben, in welchen die Republiken vorher aus Mangel des Eheſtandes geweſen wären. Man würde es aber in den Geſchichten zum Lobe dieſer Männer zu berühren nicht vergeſſen haben, wenn ihre Beſchaffenheit vorher unglücklich geweſen wäre.

Dieſe neue Einrichtung ſey vielmehr lediglich beliebt worden; weil ſie den Leidenſchaften der Manns-Perſohnen allzu ſchön vorgekommen wäre. Wir Menſchen vermehrten gar zu gerne unſer Eigenthum. Eine Frau eigenthümlich vor ſich und darüber die Herrſchaft zu haben, wäre eine reizende Sache vor die Manns-Perſohnen geweſen: und das weibliche Geſchlechte wäre viel zu furchtſam und unwiſſend geweſen, als daß ſie ſich dieſer ihnen nachtheiligen Einrichtung hätten widerſetzen können.

Hierauf gehet nun der Verfaſſer weiter, zu zeigen, daß der Eheſtand, beſonders die Herrſchaft des Mannes über ſeine Frau, dem natürlichen Recht nicht gemäß ſey. Er ſpricht, da wir unſern und unſrer Neben Menſchen Zuſtand vollkommner machen ſolten: ſo könnte ein Stand dem natürlichen Rechte nicht gemäß ſeyn, der, wie er glaubt gezeigt zu haben, eben größtentheils die Quelle ſey, woraus die Unvollkommenheit und das Uebel entſpringet, das wir in der Geſtalt der Welt wahrnehmen.

Eben nach dieſem Grunde ſey es dem natürlichen Recht zuwider, ſich eine Herrſchaft über die vernünftigen

Neben Geſchöpfe anzumaßen, da dieſe Herrſchaft nicht nöthig ſey, da Gott eben ſo viel Liebe vor ſie habe, als vor die Manns-Perſohnen, und da ihr Zuſtand dadurch unvollkommner würde. Daher glaubt er, daß dieſe Verletzung des natürlichen Rechts durch den Eheſtand die gerechte Beſtrafung allemal unmittelbar ſchon von ſelbſt nach ſich ziehe; weil dieſer Stand lediglich durch ſeine Beſchaffenheit in den meiſten Ehen den gröſten Verdruß und Widerwärtigkeiten wirke; und er ſtehet in den Gedanken, daß keine Ehe glücklich und verträglich ſey, außer wo der eine Theil entweder einfältig, oder blöde und furchtſam ſey.

Hauptſächlich hält es unſer Herr Briefſteller vor unrecht, daß wir Manns-Perſohnen den gröſten Antheil an der menſchlichen Zeugung dem weiblichen Geſchlechte entziehen, und uns ſolchen zueignen, da wir doch wenig oder nichts darzu beytrügen. Er ſpricht: es ſey durch die gröſten Anatomiſten, die ſich der Vergrößerungs-Gläſer zu bedienen gewußt hätten, ausgemacht, daß der ganze Menſch mit allen ſeinen Gliedmaßen bereits in denen, in den Eyerſtöcken des weiblichen Geſchlechts, befindlichen Eyerlein verhanden und deutlich zu erkennen wäre.

Wenn nun dieſes gewiß wäre, ſo könnte man nicht finden, wie die Zeugung durch die Manns-Perſohn geſchehen könnte. Der Saame könnte der Lage und der Beſchaffenheit der Geburths-Glieder nach unmöglich bis in die Eyerſtöcke dringen: und die allerſorgfältigſten Obſervationes hätten niemals dergleichen darinnen gefunden. Es ſey eben ſo unmöglich, daß ein ſogenanntes

Saamen-Thierchen dahin durchdringen könnte, weil der Weg keinesweges offen wäre.

Wenn man nun nicht annehme, daß in den Männer-Saamen ein Geiſt ſtecke, der bereits ſo weiſe ſey, daß er ſich durch einen ſo unwegſamen Ort zu eben dem für ihn beſtimmten Ey, und ſo gar durch die zwey Häute (Ammion und Chorion) finden könne: ſo ſey es nicht möglich, daß der Mann den geringſten Antheil an der Zeugung haben könne. Aus der Seele aber einen Geiſt zu machen, und doch zu glauben, daß ſie per traducem fortgepflanzet werde, ſcheinet unſerm Herrn Verfaſſer die thörichtſte Meinung, die in der Welt seyn kann.

Aller Antheil, den er dem männlichen Geſchlechte an der Zeugung zugeſtehet, iſt die Bewegung und Empfindung, welche der Beyſchlaf verurſachet. Hierdurch geſchehe es, daß ſich ein Ey, welches zur Reiſe gekommen und zu fernerem Wachsthum geſchickt geworden ſey, losriſſe, und durch die Ausbreitung und Wachsthum eben verurſachte, daß es dieſe enge Oerter in die Hörner, und von dar in die Mutter triebe.

Deswegen aber könne man nicht behaupten, daß dieſes allein der Weg ſey, wodurch die Natur die Zeugung befördern könne. Die Natur ſey nicht ſo arm und einförmig, daß ſie alle andre Wege ausſchlöſſe: und wenn der Herr Verfaſſer ein vornehmer Herr wäre: ſo getrauete er ſich zu experimentiren, daß ein Frauenzimmer ohne Mann Kinder gebähren ſolte, worzu es aber von Jugend an auferzogen ſeyn müßte.

Dieſes ſoll ferner um ſo gewiſſer werden, weil man Nachricht hat, daß Weiber darauf beharret ſind, ſie wären von Verſchnittenen geſchwängert worden. Ob man es ihnen damals nicht geglaubet, und ſie ausgelacht habe, weil Ariſtoteles Meinung lediglich gegolten habe, daß das Weib nur der Acker ſey: ſo ſey doch die Sache nicht unmöglich, weil es die Bewegung und eine große Einbildungs-Kraft währenden Beyſchlaf gewirket haben könne.

Den Einwurf, daß doch gleichwohl viele Kinder ihren Vatern ſo ähnlich wären, und daß durch die Vermiſchung zweyer Thiere unterſchiedner Art eine vermiſchte Gattung, z. E. aus einem Pferde und Eſel ein Maul-Eſel entſtünde, glaubt man lediglich durch die allzu große Einbildungs-Kraft zu heben. Da eine Gemahlin Ludwig des XIVten durch die Einbildungs-Kraft eine Mohrin zur Welt bringen konnte; und da ſo viel andre unlaugbare Beyſpiele von der erſtaunens-würdigen Wirkung der Einbildungs-Kraft vorhanden wären: ſo ſey es ganz wohl möglich, daß durch Hülfe derſelben eine Aehnlichkeit des Vaters, und eine dritte Art von Thieren hervor gebracht werden konnten.

Damit unſer Auszug nicht allzu lang werde: ſo übergehen wir unterſchiedne Einſchaltungen und Erläuterungen, z. E. die Vermuthung, daß das Verboth der Prieſter-Ehe von den Päbſten eben dieſe Urſache in Geheim zum Grunde habe: und dergleichen mehr. Denn da man es weder vor Beweiſe noch Zeugniſſe ausgeben kann: ſo werden wir der Sache dadurch nichts entziehen. Ueberhaupt verſprechen wir uns, daß uns der

Herr Verfaſſer nicht beſchuldigen kann, daß wir der Stärke ſeiner vermeintlichen Gründe durch unſern Auszug etwas entzogen haben.

Dieſes iſt der Auszug eines Briefes, der eine ganz außerordentliche Meinung vorträgt. Viele die an unſrer Stelle wären, würden ſich vielleicht nicht enthalten können, dieſen Auszug mit allerley anzüglichen Ausdrücken zu beſchließen. Allein, wir glauben nicht, daß dieſes Verfahren den geringſten Nutzen hat, vielmehr machet alsdann die gründlichſte Widerlegung nicht den geringſten Eindruck. Wir wollen uns vielmehr Mühe geben, durch gründliche Widerlegungen den Herrn Verfaſſer eines beſſern zu belehren, und ihn von ſeiner Meinung abzuziehen.

XXI.

Erweiß,

daß der Eheſtand in dem natürlichen Recht gegründet ſey.

Wenn man nur ein klein wenig nachſinnet: ſo muß man gewahr werden, was eine unordentliche Zeugung vor Unordnung und Unheil in der Welt anrichten würde. Alles dasjenige, was in der jetzigen Geſtalt der Welt gutes und annehmliches iſt, würde alsdenn nicht ſtatt haben können; und die Menſchen würden ſich in der allerelendeſten Beſchaffenheit befinden. Eine unordentliche Zeugung hat ſolche unſeelige Folgen, man mag ſich die Menſchen in Republiken oder außer denſelben vorſtellen. Es wird ſich dieſes ganz leicht zeigen laſſen, wenn wir eine kurze Betrachtung darüber anſtellen: und hierdurch werden wir überzeugt werden, wie nützlich und unumgänglich nothwendig der Eheſtand vor die Wohlfarth des menſchlichen Geſchlechts ſey.

Daß außer Republiken eine unordentliche Zeugung nicht möglich iſt, ohne das menſchliche Geſchlecht in den betrübteſten Zuſtand zu ſetzen, und beynahe deſſen völligen Untergang zu veranlaſſen, kann man leicht einſehen. Wenn die Menſchen nicht in Republiken zuſammen leben; ſo haben auch keine Geſetze und Anordnungen ſtatt. Folglich könnten nicht die geringſten Verfügungen und Anſtalten gemacht werden, die unſeeligen Folgen einer unordentlichen Zeugung einiger maaßen abzuwenden: ſondern die Menſchen wären lediglich ihren unordentlichen Begierden überlaſſen.

Was vor Unheil würde aber nicht daraus entſtehen? Man würde ſich gewiß öfters die Hälſe brechen, wenn die Begierden gewiſſer Perſohnen zugleich auf einen einzigen Gegenſtand abzielten; und ein Frauenzimmer, welches mehr als einem gefiele, würde der gewaltthätige Raub bald dieſes, bald eines andern werden, ohne Aufhören aber eine Urſache des Streites und Bluthvergießens und der traurigſten Folgen abgeben.

Wenn keine Geſetze vorhanden ſind: ſo läßt ſich auch nicht die geringſte Anordnung machen, auf was Art das weibliche Geſchlecht, und die aus einer unordentlichen Zeugung entſpringenden Kinder ihre Nahrung und Unterhalt finden ſolten. Wer kann aber hoffen, daß die Mannsperſohnen vor die Ernährung des weiblichen Geſchlechts und der vorhandenen Kinder von ſelbſt Sorge tragen würden? Sie würden ſich vielmehr nach Befriedigung ihrer Begierden weiter um nichts bekümmern. Keine Geſetze oder Verträge verbänden ſie hierzu: und eben ſo wenig fänden ſie einen andern Antrieb hierzu vor ſich; indem, nach der Unordnung und Ungewißheit, worinnen ſie ſich befänden, ſich niemand eines gewiſſen Weibes oder gewiſſer Kinder beſonders anzunehmen Urſache hätte.

Da nun aber die Menſchen ſich mit demjenigen, was die Natur von ſelbſt hervorbringet, nicht wohl ernähren können: ſo würden die Weibs-Perſohnen nicht einmal ſich, geſchweige ihre Kinder, erhalten können. Und auch dasjenige, was die Natur von ſelbſt hervorbrachte, würde bey einer ſolchen Unordnung, da niemand an den Ackerbau gedenken würde, am wenigſten dem ſchwachen weiblichen Geſchlecht zu Theil werden. Wenn nun vollends die Weibs-Perſohnen in den Umſtänden einer abermaligen Niederkunft, oder mit Krankheiten befallen wären: ſo müſten ſo wohl ſie ſelbſt, als auch ihre Kinder, gar öfters umkommen; und der Untergang des menſchlichen Geſchlechts würde ſo wohl auf dieſe Art, als durch die täglichen Anfälle und Streit-Händel faſt unausbleiblich ſeyn.

Dieſe Folgen ſind ganz unvermeidlich, wenn man nicht vorausſetzt, daß ſich die Menſchen von Gras und Laub erhalten können. Allein, in was vor elenden Umſtänden würde ſich alsdann das menſchliche Geſchlechte befinden, und wie würde die Erziehung der Kinder beſchaffen ſeyn, wenn man ſich auch überreden wolte, daß die Kinder bey dergleichen Nahrungs-Mitteln das Leben erhalten könnten? Würde wohl zwiſchen dem Menſchen und Vieh der geringſte Unterſchied vorhanden ſeyn?

In den Republiken würden ſich die Menſchen bey unordentlicher Zeugung nicht viel beſſer befinden. Die Händel und Zwiſtigkeiten, welche aus der Begierde zu dieſen oder jenen Weibs-Perſohnen entſtehen würden, könnten auch durch die beſten Geſetze ſchwehrlich vermieden werden; weil es ſich auf keinerley Art beſtimmen ließ, wie und warum dieſer ein mehreres Recht zu einer

Weibs-Perſohn haben ſolte, als ein andrer; und eben ſo elend würde es auch um den Unterhalt des weiblichen Geſchlechts und der Kinder beſchaffen ſeyn.

Eine gleiche unglückliche Beſchaffenheit würde es auch um die Erziehung der Kinder haben. Da ſich keine Manns-Perſohn einiger Kinder mit Gewißheit als der ſeinigen annehmen könnte: ſo würde es auch gewiß nicht geſchehen. Denn dieſes allein kann den Antrieb darzu verurſachen. Sie würden alſo lediglich der Vorſorge ihrer auf eine gleiche Art unglücklichen und verlaſſenen Mütter überlaſſen ſeyn, die ihnen gewiß keine Erziehung geben könnten, daß einmal vernünftige und nützliche Mitglieder des gemeinen Weſens daraus würden.

Alles was man hierwider einwenden kann, iſt, daß die Obrigkeit, oder das gemeine Weſen, die Unterhaltung der Weibs-Perſohnen und der Kinder, ſo wohl als der letztern Erziehung über ſich nehmen müſte. Allein, wie viel tauſend Schwierigkeiten würden einer ſolchen Anordnung im Wege ſtehen? Vornehmlich würden die Mitglieder des gemeinen Weſens, die alsdenn durch keine beſondre Neigungen angetrieben würden, etwas mehr als ihren eignen Unterhalt zu erwerben, eben ſo viel Aufſeher nöthig haben, um dieſelben zu zwingen, ihren Beytrag zu den hierzu erforderlichen Koſten herbey zu ſchaffen.

Die Gemeinſchaft der Güther läßt ſich nicht als eine weitere Ausflucht vorſchlagen. Es iſt leicht begreiflich, daß eben dieſe Urſache auch hier vorhanden iſt. Es fehlet gleichfals der Bewegungs-Grund zum Fleiß und edlen Bemühungen; und jeder würde ſich auf die Arbeit eines andern verlaſſen. Vernünftige Menſchen haben dannenhero längſt eingeſehen, daß die Gemeinſchaft der Güther die elendeſte Beſchaffenheit einer Republik iſt, die gewiß ihren baldigen Untergang verurſachen muß.

In der Erziehung der Kinder ſelbſt würde die Republik unüberwindliche Schwierigkeiten finden. Es iſt gewiß, daß nicht alle Kinder einerley Erziehung haben können. So unumgänglich in einer Republik verſchiedne Stände ſeyn müſſen: ſo ſchlechterdings nothwendig iſt auch eine verſchiedne Erziehung. Denn derjenige, welcher in der Republik ein obrigkeitliches Amt bedienen ſoll, braucht gewiß eine andre Erziehung, als derjenige, welcher zu nichts beſtimmt iſt, als den Acker zu bauen.

Auf was Art würde man aber zur Wohlfahrt der Republik eine ſichere Wahl unter den Kindern treffen können? Und würden nicht die Mütter alle erſinnlichen Bewegungen wegen des Vorzugs ihrer Kinder machen, und eben die ungerechten Wege hervorſuchen, die man in der jetzigen Geſtalt der Welt an den Eltern überhaupt zu kennen glaubet?

Wolte man hier einwenden, daß die Kinder denen Müttern ſo zeitig weggenommen, und ſolche Veranſtaltungen getroffen werden müßten, daß ſie ihre Kinder nicht eigentlich wüßten: ſo würde ſich dieſes ſo leicht nicht thun laſſen. Die eingepflanzte Liebe würde alle Schwierigkeiten überwinden, und die Kinder denen Müttern allemal kenntbar machen. Zu geſchweigen, wie ſchmerzlich eine ſolche Entreißung denen Müttern fallen müßte, die gewiß alles in der Welt hervorſuchen würden, ſich derſelben zu entbrechen.

Ueberhaupt, wer ſolche Vorſchläge ſich einfallen zu laſſen fähig iſt, der muß gewiß die Triebe der Menſchlichkeit und die zärtlichen Regungen der Eltern gegen ihre Kinder wenig kennen. Der ſüſſeſte Troſt und das gröſte Vergnügen iſt wohl dasjenige, was uns unſre Kinder geben. Wenn ſie nun der Vater nicht wiſſen, und die Mutter deren beraubt werden ſoll: ſo gehen alle Annehmlichkeiten dieſes Lebens verlohren. Eine ſolche Republik würde alſo nicht nur elend und unglücklich ſeyn: ſondern man würde auch das traurigſte Leben in derſelben führen.

Da nun eine unordentliche Zeugung ſo wohl auſſer als in den Republiken ſo elende und betrübte Folgen nach ſich ziehet: ſo veroffenbahret ſich hieraus mehr als hinlänglich, daß der Eheſtand nicht allein höchſt nützlich, ſondern auch vor die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts unumgänglich nothwendig iſt. Der Eheſtand iſt die beſtändige Verbindung eines Mannes und Weibes, um einander gemeinſchaftlich beyzuſtehen, und Kinder mit einander zu zeugen, und dieſelben vernünftig zu erziehen. Aus dieſer Erklährung ergiebt ſich von ſelbſt, daß alle diejenigen unglücklichen und traurigen Folgen, die wir bey einer unordentlichen Zeugung wahrgenommen haben, in dem Eheſtande nicht vorhanden ſind. Folglich iſt dieſe Beſchaffenheit weit vorzüglicher und glücklicher.

Ich kann hieraus bereits einen Beweiß meines Satzes machen. Das natürliche Recht verbindet uns, alles dasjenige zu ergreifen, was unſre Glückſeeligkeit befördert. Da nun der Eheſtand die Glückſeeligkeit der Menſchen ungleich mehr befördert, als eine unordentliche Zeugung: ſo verbindet uns das natürliche Recht, den Eheſtand zu erwählen. Folglich iſt der Eheſtand in dem natürlichen Recht gegründet. Ich will aber dieſes noch durch beſondre Beweiſe darzuthun ſuchen.

Man kann gar nicht läugnen, daß wir eine Begierde haben uns ſelbſt zu erhalten. Dieſe Begierde fühlet jedermann. Sie iſt alſo die Stimme der Natur; und Gott, der den Endzweck gehabt hat, daß das menſchliche Geſchlecht fortdauren ſoll, hat dieſelbe uns als eine Mittel eingepflanzet, ſeine weiſe Abſichten zu erreichen. Wir erkennen alſo aus der Stimme der Natur, daß Gott die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts will. Da wir nun dieſes erkennen: ſo ſind wir nach dem natürlichen Recht ſchuldig, die beſten Mittel zu ergreifen, welche dieſen Abſichten Gottes gemäß ſind.

Wir können aber ganz leicht einſehen, wie ſich aus dem vorhergehenden veroffenbahret, daß eine unordentliche Zeugung nicht das beſte Mittel iſt, die Erhaltung des menſchlichen Geſchlechts zu befördern; ſondern daß dieſes Mittel durch ſeine unglücklichen Folgen dieſe Erhaltung und Fortpflanzung vielmehr verhindert. Folglich ſind wir nach dem natürlichen Rechte ſchuldig, den Eheſtand als das beſſere und vorzüglichere Mittel zu ergreifen. Es wird ſich aber dieſes noch auf eine eigentlichere und nähere Art zeigen laſſen.

Gott hat denen Menſchen eine Begierde zum Beyſchlaf eingepflanzet, und zwar, daß zwey Perſohnen beyderley Geſchlechts dieſen Trieb gegen einander empfinden. Dieſer Trieb gründet ſich nicht auf die Einbildungs-Kraft, oder auf die Vorſtellungen des Verſtandes. Man könnte dieſes auf vielerley Art beweiſen, wenn man nicht vor unterſchiedne Arten der Leſer Betracht zu machen, Urſache hatte. Dieſes einzige kann genug ſeyn, daß auch die einfältigſten Menſchen, und ſo gar diejenigen, welche ihres Verſtandes gänzlich beraubet ſind, dieſe Begierde empfinden. Folglich iſt er in die Natur geleget.

Da nun Gott nach ſeiner Weisheit nichts umſonſt anordnet: ſo ſiehet man, ſo wie es auch die Erfahrung genugſam an die Hand giebt, daß dieſes das Mittel ſeyn ſoll, das menſchliche Geſchlecht fortzupflanzen. Wenn aber das menſchliche Geſchlecht fortgepflanzet werden ſoll: ſo wird darzu nicht allein die Erzeugung der Kinder, ſondern auch deren Erziehung erfordert: weil wir hinlänglich überzeugt ſind, daß die Kinder von ſich ſelbſt nicht aufwachſen können.

Dieſe Erziehung muß auch vernünftig ſeyn. Der weitere Endzweck, worzu uns der weiſe Schöpfer beſtimmet hat, und den wir ganz leicht einſehen können, belehret uns dieſes. Da nun Gott zwey Perſohnen beyderley Geſchlechts dieſe Begierde eingepflanzet hat, welche, wenn ſie in die Erfüllung gehet, das Mittel der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts iſt: ſo ſind dieſe zwey Perſohnen die nächſte Urſach der Erzeugung des Kindes; und ſie können ganz leicht begreifen, da ſie den Anfang des Mittels zu Erreichung des Endzwecks des groſſen Schöpfers geleiſtet haben, daß Gott auch die weitere Vollführung von ihnen erwartet. Denn wenn ſie es allein bey der Zeugung bewenden laſſen wolten: ſo würden ſie ſich den Abſichten Gottes widerſetzen, und folglich wider das natürliche Recht handeln.

Solchemnach ſind zwey Perſohnen, die Kinder miteinander zeugen, auch zu Erziehung derſelben, und zwar zu einer den weitern Abſichten Gottes gemäſſen, das iſt vernünftigen, Erziehung verbunden. Gleichwie nun dieſes auf keine beſſere Art geſchehen kann, als wenn dieſe zwey Perſohnen in einer beſtändigen Verbindung miteinander ſtehen und einander gemeinſchaftlichen Beyſtand leiſten; ſo erfolget hieraus eine ſolche Beſchaffenheit zweyer Perſohnen, als wir aus der Erfahrung wiſſen, daß es der Eheſtand iſt: und folglich iſt der Eheſtand in dem natürlichen Recht gegründet.

Es iſt auch kein Zweifel, daß die Erziehung und Vorſorge vor die von uns erzeugten Kinder ein eingepflanzter Trieb der Natur iſt; und ich finde, daß dieſer Trieb ſo wohl dem männlichen als weiblichen Geſchlecht eingelegt ſey. Mich deucht, daß dasjenige, was wir an den Thieren gewahr werden, einen unwiderſprechlichen Beweis davon abgeben kann. Alle Thiere ohne Unterſchied ernähren ihre Jungen: und das Männchen erzeiget ſich bey den meiſten eben ſo ämſig, dieſen Trieb zu erfüllen, als das Weibchen.

Man betrachte alles Gevögel: und beſonders beobachte man die Tauben. Was vor ein unermüdetes Bemühen findet man nicht, ſich einen gemeinſchaftlichen Beyſtand zu leiſten? Beyde ſind gleich fleiſſig, ihr Neſt zu verfertigen. Beyde bezeugen in der Ausbrütung eine gleiche Sorgfalt. Beyde ſind bemühet, das Futter vor ihre Jungen aufzuſuchen; und ſie verlaſſen ſie nicht eher, bis ſie im Stande ſind, die weitern Abſichten Gottes, die er mit ihnen hat, von ſelbſt zu vollbringen.

Kann man wohl ein eigentlicheres Bild des Eheſtandes finden, oder kann man ſich entbrechen, vielmehr auszurufen; was vor ein wahrer und glücklicher Eheſtand, wovon unter den Menſchen wenig Beyſpiele vorhanden ſind?

Eben dieſe Sorgfalt vor die Erziehung der Jungen äuſſert ſich auch bey den andern und ſo gar bey den wildeſten Thieren; und wenn das männliche Thier weiter nichts dabey thun kann, indem ſich die Jungen nach der Mutter-Milch an das Gras und gewöhnliche Futter halten müſſen: ſo wird ſich doch der eingepflanzte Trieb der Vorſorge vor die Jungen in der Beſchützung zu Tage legen. Es wird allemal bereit erfunden werden, ſeine Jungen gegen alle Anfälle, denen es ſich zu widerſtehen getrauet, zu vertheidigen. Wenn nun dieſer eingepflanzte Trieb bey den Thieren vorhanden iſt; warum ſolte er nicht bey den Menſchen zu finden ſeyn, da der weiſe Schöpfer noch mehr die Erhaltung der vernünftigen Geſchöpfe zum Endzweck haben wird?

Dasjenige, was wir alſo an den meiſten Eltern gewahr werden, iſt demnach in der That dieſer eingepflanzte Trieb: und es kann weder Einbildungs-Kraft, noch ſüſſe Vorſtellungen, noch Gewohnheit die Urſache davon ſeyn, da wir ein gleiches an den Thieren finden, die deſſen allein nicht fähig ſind. Wenn ſich alſo zwey Menſchen nach der Zeugung um ihre Geburthen nicht weiter bekümmern wolten, wie bey einer unordentlichen Zeugung geſchehen würde: ſo würden ſie dem natürlichen Recht gröblich entgegen handeln. Denn ich halte dasjenige vor das allerungezweifelteſte natürliche Geſetz, was die Natur allen Thieren beygebracht hat.

Es iſt wahr, bey vielen zahmen Thieren wird man dieſe Sorgfalt der männlichen Thiere vor die Jungen nicht beſonders gewahr. Allein, die Urſache iſt wohl ohne Zweifel, daß wir unſers Nutzens wegen allzu viel weibliche Thiere gegen ein männliches von dieſer Art halten, und daß die zahmen Thiere beyderley Geſchlechts größtentheils von einander abgeſondert verwahret werden.

Die Hunde haben mir einigen Zweifel gemacht. Ich habe angemerkt, daß das Männchen von zwey kleinen Hunden, die in einem Hauſe waren, und die ſich lediglich mit einander belauſen hatten, ſich hernach um die Jungen wenig oder nicht bekümmerte. Vielleicht aber iſt allein die Zahmheit daran Urſache. Der Gefahr eines andern Thieres ſind ſie nicht bloß geſtellt geweſen, und gegen die bekannten Menſchen des Hauſes hat es ſeinen Trieb zur Beſchützung zu äußern ſich nicht unterſtehen dürfen. Dieſe Auflöſung ſcheinet mir um ſo richtiger, da man mich hat verſichern wollen, daß wilde oder an keine Menſchen gewohnte Hunde ſich ganz anders bezeigen. Vor den Thoren zu Warſchau in Pohlen ſoll es eine Menge dieſer Hunde geben: und man hat angemerkt, daß ſich der Hund in Beſchützung der Jungen eben ſo thätig und grauſam bezeigt hat, als die Hündin.

Es würde ſich noch auf viele andre Art darthun laſſen, daß der Eheſtand in dem natürlichen Recht gegründet ſey. Weil ſich aber alles darauf beziehet, daß wir dasjenige nach dem natürlichen Recht zu ergreiſen ſchuldig ſind, was unſern Zuſtand vollkommner macht, oder unſre Glückſeeligkeit mehr beſördert; ſo kann ich den Raum erſparen, indem ſich aus demjenigen, was ich oben ausgeführet habe, hinlänglich zu Tage leget, daß dieſes der Eheſtand ungleich mehr leiſtet, als eine unordentliche Zeugung. Ich habe alſo ſchon genugſam gezeiget, daß der Eheſtand in dem natürlichen Recht allerdings Grund habe, und daß derſelbe vor die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts unumgänglich nothwendig ſey.

Unter dem Eheſtande verſtehet ſich auch die Vielweiberey. Dieſe höret deswegen nicht auf ein Eheſtand zu ſeyn. Es ſind nur ſo viel beſondre Verbindungen des Eheſtandes, als ein Mann Weiber hat. Da nun dieſe beſondre Verbindungen eines einzigen Mannes mit mehr als einer Frau ganz wohl mit einander beſtehen können: indem er mit einer jeden, ohne Unordnung und Abbruch der andern Verbindungen, Kinder erzeugen, und dieſelben vernünftig erziehen, ſo wohl als die Verbindung eines gemeinſchaftlichen Beyſtandes eingehen kann: ſo kann man die Vielweiberey dem natürlichen Recht nicht entgegen finden, wenn ſich der Mann nicht durch Verträge anheiſchig gemacht hat, nur eine Frau zu heyrathen, oder dieſelbe allein zu lieben. Nur die einzige Einſchränkung muß man hinzu ſetzen, daß die Vielweiberey alsdenn dem natürlichen Recht nicht gemäß ſey, wenn andre Mannsperſohnen an Weibern Mangel leiden müſſen. Man muß auch die Vielweiberey von der Vielmännerey wohl unterſcheiden. Die erſte, nicht die letzte, kann mit dem natürlichen Recht beſtehen.

Ob nun wohl ſolchergeſtalt der Eheſtand überhaupt in dem natürlichen Recht gegründet iſt: ſo iſt es doch etwas ſchwehrer zu beweiſen, daß auch die Herrſchaft des Mannes über die Frau in dieſem Recht Grund habe:

nd die meiſten Gründe, womit man ſich dieſes bis hieher
erweiſen hat angelegen ſeyn laſſen, ſind darzu ſchwehr-
zureichend; es ſey denn, daß man ſolches aus der vor-
glichern Stärke, der Ernährung und Beſchützung des
ännlichen Geſchlechts gegen das weibliche darthun könnte.

Allein, dem ungeachtet iſt das weibliche Geſchlecht
rch den Eheſtand nicht unglücklicher geworden. Man
ann oben die Folgen erwägen, die bey einer unordentli-
hen Zeugung auf das weibliche Geſchlecht unumgänglich
allen: ſo wird man ſich die elende und betrübte Beſchaf-
nheit leicht vorſtellen können, in welcher ſich dieſes Ge-
lecht alsdenn befinden würde.

Das Frauenzimmer wird alſo durch den Eheſtand
cht unglücklicher, ſondern ungleich glücklicher: und die
anns-Perſohnen üben folglich keine Tyranney wider ſie
us. Zu geſchweigen, daß das meiſte Frauenzimmer in
e natürliche Gleichheit wieder einzutreten, oder wohl gar
die Herrſchafft über die Männer zu erlangen, eine
gute Geſchicklichkeit beſitzen.

XXII.

Ob eine gute Erziehung der Kinder allemal ihre Wirkung thun müſſe?

Indem ich den Plutarch von Erziehung der Knaben leſe: ſo finde ich, daß er in den Gedanken ſtehet, man könne durch die Erziehung aus den Kindern machen, was man wolle. Lycurgus, den er anführet, muß einer gleichen Meinung geweſen ſeyn, wenn er ſeine Spartaner durch das Beyſpiel zweyer Hunde, die einerley Aeltern gehabt, allein durch eine verſchiedne Erziehung auch ſehr verſchiedne Neigungen erlangt haben, auf eine handgreifliche Art von der Wirkung der Kinderzucht überführen wollen.

Der bekannte le Noble ſcheinet mit der ſeiner Schule der Welt vorgeſetzten Fabel einen gleichen Endzweck gehabt zu haben, indem er, durch die Kraft der Auferziehung, die Raben die Natur und Neigungen der Adler, und die Adler die Natur der Raben erlangen läßt. Viele andre Schriftſteller, die von Erziehung der Kinder geſchrieben haben, ſind hiervon gleichfals überzeugt geweſen.

Wenn nun dieſes gewiß iſt; ſo folget unumgänglich, daß eine gute Erziehung der Kinder allemal ihre Wirkung thun müſſe; und Kinder, die eine gute Erziehung gehabt haben, können alſo unmöglich böſe und ungerathen werden. Dennoch findet man nicht ſelten, daß verünftige Aeltern, ja öfters die gröſten Gelehrten, die, as zu einer guten Kinderzucht erfordert wird, ſehr wohl erſtehen, gottloſe und übelgerathene Kinder haben.

Wem ſoll man hier die Schuld beylegen? Haben die Aeltern an der guten Erziehung ermangeln laſſen, ne Sache, welche die Aeltern niemals gerne einräumen, er ſind manche Kinder von Natur ſo ungeartet und ſe, daß auch die beſte Erziehung nicht bey ihnen an- hlägt.

Dieſe Frage hat mir ſo wichtig geſchienen, daß ich e von beyden Seiten mit aller möglichen Aufmerkſam- it betrachtet habe. Ich habe aber doch gefunden, daß ne gute Erziehung allemal ihre Wirkung über die Kin- r erlangen müſſe: und Aeltern, die ungerathne Kinder ben, wenn ſie auch die Kinderzucht noch ſo gut verſte- n, müſſen es gewiß daran haben ermangeln laſſen, eran eine blinde Liebe, überhäufte Geſchäffte, die Entge- en Arbeitungen beyder Aeltern und andre Dinge Urſach n können. Es wird meinen Leſern nicht unangenehm n, wenn ich ihnen meine Gründe und Betrachtungen ittheile. Wenige von den Schriftſtellern, die von der Kinderzucht handeln, berühren dieſe Frage: und was ſie gen, leiſtet der Sache ein ſchlechtes Genüge.

Die Kinder werden ohne alle Begriffe gebohren. Die eingebohrnen Begriffe ſind ein Unding, welches heut zu Tage in den Augen eines vernünftigen Philoſophen cherlich iſt. Alle Begriffe erlangen wir durch ſinnliche Werkzeuge. Dieſes räumet ſelbſt der Freyherr von Wolf ein, ohngeachtet es ſeinem Lehr-Gebäude, noch welchem die Seele die Vorſtellungen aus ſich ſelbſt hervor bringt, eben nicht gemäß iſt.

In Mutterleibe kann man den Kindern nichts als die unterſte Claſſe der Empfindungen beylegen, nämlich daß ſie ſich einer Empfindung bewußt ſind, die in ihnen von äußerlichen Dingen erreget wird. Allein, dieſe Empfindungen können noch keinen Gedanken in ihnen veranlaſſen. Sie können daſelbſt nichts als das Gefühl brauchen. Alle andre ſinnliche Werkzeuge ſind der Hinterniſſe wegen unbrauchbar. Folglich kann man ihnen in eigentlichem Verſtande noch keine Gedanken beylegen, weil darzu eine Erkenntniß unterſchiedner Dinge gehöret. Folglich iſt es gewiß, daß die Kinder ohne alle Begriffe gebohren werden, weil zu den Begriffen eine Erkenntniß der Arten der Dinge gehöret.

Dasjenige, was wir an den Kindern nach ihrer Geburth gewahr werden, ſind Empfindungen und eine Begierde ihr Leben zu erhalten. Dieſe Begierde entſpringet aber ebenfals lediglich aus den Empfindungen. Wenn ihr Magen leer wird, ſo haben ſie eine unangenehme Empfindung, die ſie nöthiget, Nahrung zu ſuchen; und ich glaube, daß es aus einer mechaniſchen Verbindung des Magens mit dem Munde herrühret, daß ſie ſich mit dem Munde darnach bemühen, bis ſie erſt durch die Erfahrung lernen, daß ihrer unangenehmen Empfindung, dem Hunger, auf dieſe Art abgeholfen wird.

Aus dieſen Empfindungen entſpringt alles übrige, was wir an den Kindern nach ihrer Geburth wahrnehmen. Da ſie vielerley Empfindungen haben, die ſie ſich alle bewußt ſind: ſo müſſen ſie nach und nach die Em-

ſindungen von einander unterſcheiden lernen. Sie erlan-
en alſo eine Erkenntniß des Unterſchieds der Empfin-
ungen: und hierdurch fängt ihr Wille an zu wirken, der
ne Eigenſchaft ihrer Seele iſt. Sie müſſen alſo die
ngenehmen Empfindungen den unangenehmen vorzie-
en, oder die erſten wollen, und die andern nicht wollen.
leichwie ſie auch noch keine andre Vorſtellungen haben,
ls die aus der Erkenntniß des Unterſchieds der Empfin-
ungen herrühren; ſo muß ihr Wille ſchlechterdings dar-
uf verfallen, daß ſie keine andern Empfindungen haben
ollen, als diejenigen, die ſie vor angenehm erkennen: und
ieſes iſt der Eigenwille, der mit der Eigenliebe vergeſell-
haftet iſt.

Alle Unart, mit welcher demnach die Kinder gebohr-
n werden, kann ſchlechterdings in nichts anders beſte-
n, als daß ſie eine Neigung zu angenehmen Empfin-
ngen äußern, das iſt zu Dingen, die ihren Geſchmack
zen, und woraus ſie ſich eine Freude und Vergnügen
nacht haben, und dann, daß ſie einen Eigenwillen ha-
n, nämlich auf demjenigen beſtehen, was ſie einmal als
genehme Empfindungen empfunden, oder ſich als
eude und Vergnügen vorgeſtellet haben. Da wir nun
jenige wiſſen, was die Kinder ihrer Natur nach von
er Geburth wirklich ſind; ſo laſſet uns dieſes nunmehr
uf unſre gegenwärtige Frage anwenden.

Weil die Kinder ohne alle Begriffe gebohren werden:
folgt unſtreitig, daß wir ihnen Begriffe beybringen
nnen, welche wir wollen; und wenn es keine Unart und
heit ſiehet und höret: ſo möchte ich wiſſen, wo es
nen Gefallen daran haben, oder die Begriffe davon her-

nehmen könnte. Wenn ſie ihm nicht durch ein Wunderwerk mitgetheilet werden: ſo wird kein Menſch ſehen, wo ſie herkommen ſolten.

Die Kinder neigen zur Nachahmung, und alles, was ſie erlernen, kann auf keine andre Art, als durch die Nachahmung geſchehen. Alle Begriffe müſſen ſie ſich durch die ſinnlichen Werkzeuge erwerben. Wenn nun die Seele anfängt zu denken; ſo muß ſie nothwendig auf dasjenige verfallen, was ſie ſiehet und höret, und was um ſie iſt. Sie kann keine andre Begriffe davon erlangen, als wie ihre ſinnlichen Werkzeuge dadurch gerühret werden. So bald ſie nun dieſe Begriffe erlangt hat; ſo will die Seele als ein thätiges Weſen, eben dieſes thun.

Hieraus entſtehet die Nachahmung. Folglich kommt es lediglich auf die Beyſpiele an, welche die Kinder vor ſich haben; und wenn ſie keine Beyſpiele der Unart und Bosheit ſehen: ſo können ſie auch dieſelben unmöglich nachahmen. Auf was Art ſolten ſie die Begriffe davon bekommen?

Ich kann nicht einmal finden, daß die Kinder an böſen Beyſpielen mehr als an guten Luſt haben können. Alles kommt auf die Empfindungen an, die ſie von einer Sache haben: und wenn ſie zu einer Sache mehr, als zu einer andern neigen: ſo ſind ihnen die Empfindungen angenehmer geweſen. Nun kann man aber nicht ſagen, daß Boßheit und Unart ihrer Natur nach angenehmere Empfindungen verurſachen, als Tugenden und gute Sitten, weil ſie ſonſt ihrem Weſen nach gut ſeyn müßten.

Mithin kommt es lediglich darauf an, daß ſie ſehen, daß Bosheit und Unart mit mehrerer Luſt ausgeübet werden, und daß man anfangs darüber lacht, wenn ſie in ihrer zarten Kindheit eine Bosheit oder Unart nachahmen. Dieſes macht ihnen eine angenehme Empfindung von der Sache. Ich habe bey meinen Kindern, wenn ſie eine Unart haben von ſich blicken laſſen, noch allemal die Quellen entdecken können, und warum ihnen die Nachahmung davon angenehm geweſen iſt.

Da nun die Kinder allein eine Neigung haben, Beyſpiele nachzuahmen, wovon ſie eine angenehme Empfindung haben, was hintert uns, daß wir ihnen allein von guten Beyſpielen eine angenehme Empfindung beyzubringen ſuchen. Ich habe mit meiner älteſten Tochter eine Probe hiervon gemacht, die mich hierinnen beſtärket. Ich habe ihr in einem Buche zu leſen und zu ſchreiben, als eine angenehme, vorzügliche und freudige Sache abgebildet: und hierdurch habe ich es ſo weit gebracht, daß ſie, ehe ſie noch ein Jahr alt war, über nichts mehr Freude und Vergnügen geäuſſert hat, als ein Buch vor ſich zu haben, und nach ihrer Art zu ſchreiben, das iſt, ſich die Hand führen zu laſſen: Und wenn dieſes ganze Viertelſtunden lang geſchehen iſt, ſo hat ſie nicht allein eine außerordentliche Geduld, ſondern auch eine ausnehmende Freude dabey blicken laſſen. Dennoch hat ſie einen lebhaften Geiſt, der ſich nicht lange mit einer Sache beſchäfftiget.

Gleichwie man nun den Kindern die guten Beyſpiele angenehm machen kann: ſo kann man ſie überhaupt dahin bringen, daß ſie an unſchuldigen Dingen und

Tugenden eine Freude und Vergnügen haben, nämlich, wenn man ihnen angenehme Empfindungen davon beybringet; und auf dieſe Art kann man ſie anführen zu was man will. Nur den Geſchmack muß man ausnehmen, weil es darinnen lediglich auf ihre eigne Empfindung ankommt, die ſie davon haben. Dieſes iſt aber an ſich ſelbſt eine unſchuldige Sache. Wenn alſo die Kinder an Bosheiten und unartigen Dingen einen Zeitvertreib und Vergnügen finden: ſo iſt nichts als der Mangel der Anführung daran Urſache.

Alles kommt nun noch darauf an, ob der Eigenwille der Kinder verurſachen kann, daß eine gute Erziehung bey ihnen nicht anſchlägt. Ich glaube es gleichfals nicht. Wir wiſſen aus dem obigen, daß ſich der Eigenwille der Kinder nicht weiter erſtrecken kann, als daß ſie auf demjenigen beſtehen, wovon ſie einmal angenehme Empfindungen gehabt haben. Wenn ſich alſo der Eigenwille in der Bosheit und Unart äußert; ſo muß man ſchlechterdings vorausſetzen, daß ihnen die Bosheit und Unart angenehme Empfindungen verurſachet hat.

Gleichwie aber Bosheit und Unart nicht ihrem Weſen nach angenehme Empfindungen hervor bringen können: ſo liegt es lediglich an den böſen Beyſpielen und an der Vernachläßigung in der Erziehung. Dahingegen wird ſich der Eigenwille bey unſchuldigen Dingen, und bey Tugenden eben ſo thätig erweiſen, wenn man ihnen einmal angenehme Empfindungen davon beygebracht hat.

Ich weiß ein zartes Kind, das ſehr mißvergnügt wurde, wenn man ihm auf ſein Verlangen keine Gebete vorſagen wolte, bloß weil ihm das Beten als eine angenehme und vorzügliche Sache vorgeſtellet war. Eben dieſes wurde ich an meiner älteſten Tochter gewahr, als ſie noch nicht anderthalb Jahr alt war. Wenn ich ſie nicht ſchreiben laſſen wolte, wenn ich ihr keine Bücher geben wolte, beſonders wenn es ihr verſagt wurde, die Zeichnung in des Hrn. Plüche Spectacle de la nature zu betrachten, die ſie in den drey erſten Bänden alle mit Nahmen nennen konnte, ſo zeigte ſich ihr Eigenwille eben ſo geſchäftig, als wenn ich ihr den unartigſten Zeitvertreib verſagen wolte. Sie that verdrüßlich; und bediente ſich eines unaufhörlichen Bittens, bis ich ſie entweder forttragen laſſen, oder ſie ihren Endzweck erreichte. Es iſt alſo gewiß, daß der Eigenwille ſeiner Natur nach, nicht auf Bosheiten und Unarten verfällt, ſondern auf das, wovon er angenehme Empfindungen gehabt hat. Folglich iſt auch dieſes einer guten Erziehung keine unüberwindliche Hinterniß.

Es iſt nichts übrig, was man der Wirkung einer guten Erziehung entgegen ſetzen könnte, als daß einige Kinder ihren Temperamenten nach die Wirkung einer guten Zucht unkraftig machen. Allein dieſe ſogenannte Temperamente ſind eine ungemein zweifelhafte Sache; und ich ſehe nicht, wie ſie dem Menſchen von Natur und ſeiner Geburt an, eigen ſeyn können. Alles was man von der Sache einräumen kann, iſt, daß gewiſſe Kinder einen lebhaftigern Geiſt haben, als andre. Allein dieſes leget einer guten Erziehung keine unüberwindliche Hinterniſſe im Weg.

Es hat demnach ohne Unterſchied alles dasjenige ſtatt, was wir hier der Natur der Kinder gemäß gefunden haben. Nur daß man in der beſondern Erziehung bey dergleichen verſchiednen Gemüths-Arten der Kinder auch verſchiedne Mittel anwenden muß, um ſie zu einerley Endzweck zu führen. Ich kann in gegenwärtigem kurzen Aufſatze dieſe Mittel nicht an die Hand geben. Ueberhaupt enthalten dieſe wenigen Gedanken nur den erſten Grundriß von wichtigen Wahrheiten in ſich, die in einer vollſtändigen Anweiſung zur Kinderzucht, weitläuftiger und ordentlicher vor Augen gelegt werden müſſen.

Wenn es nun gewiß iſt, daß eine gute Erziehung allemal ihre Wirkung über die Kinder erreichen muß: ſo folgt hieraus eine andre Wahrheit, nämlich, daß alle Bosheit und Unordnung, die in der Welt herrſchet, lediglich aus Vernachläßigung der Kinderzucht herrühret. Alle diejenigen alſo, welche das Wohl des menſchlichen Geſchlechts und die zeitliche und ewige Glückſeligkeit ihrer Kinder lieben, können nichts ſo ſehr zu Herzen nehmen, als ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben.

* * *

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

I.

Einwürfe (*) wider die Unterſuchung von der Wirklichkeit des Raums (**).

Meine Herren!

Die Unterſuchung der Beſchaffenheit des Raums hat das Schickſal gehabt, ſchärfer beſtritten, als deutlich gemacht zu werden. Meine Herren! Sie haben in beyden Stücken ſtarke Verſuche gethan. Sie haben nicht allein das Unvollkommene

---

*) Da die neuere Weltweisheit die herrſchende in Teutſchland iſt, und da ſich die einmal gefaßten Begriffe ſo leicht nicht ausrotten laſſen; ſo haben wir ſchon voraus geſehen, daß unſre Abhandlung von dem Raume viele Einwürfe erregen würde. Es iſt dieſes auch geſchehen. Indem uns einige gelehrte Freunde in beſondern Schreiben ihre Einwürfe darwider mitgetheilet haben. Gegenwärtige Arbeit unſers gelehrten Schleſiſchen Herrn Correſpondenten theilen

**) Die Abhandlung, worwider dieſe Einwürfe gerichtet ſind, befindet ſich am Ende des vorhergehenden Bandes. Man weiß nunmehr aus der Vorrede des erſten Bandes, daß der in denen Ergötzungen ſo genannte Schleſiſche Herr Correſpondent, von dem dieſe Einwürfe herrühren, der Herr Juſtiz-Rath von Taubadel iſt.

zweyer entgegen geſetzten Meinungen zu entdecken geſucht; ſondern auch eine tiefe Einſicht in die Sache ſelbſt gezeiget. Sie haben aber voraus geſehen, daß ihre Gedanken noch nicht allgemeinen Beyfall finden würden: und wie war es möglich, eine ſo ſchwehre Materie ſo gleich bis auf's kleinſte zu zergliedern, wovon die größten Männer keine vollſtändigen Begriffe erlangen können. Ich bin einer, meine Herren, von denjenigen, welche nicht ſo wohl aus Begierde zu zanken, oder Recht zu haben, die

Feder

---

len wir demnach mit deſto größerm Vergnügen mit, weil ſie faſt alles dasjenige in ſich faſſet, was jene beſondern Briefe zuſammen in ſich halten, und uns alſo der Mühe überhebt, die Einwürfe verſchiedner Urheber in Zuſammenhang und Ordnung zu bringen. Denn etliche wenige Einwürfe dieſer Freunde, die hier nicht berühret ſind, werden ſich im Anhange unſrer künftigen Widerlegung leicht anbringen laſſen. Wir läugnen nicht, daß unſer Schleſiſcher Herr Correſpondent an vielen Orten dieſer Einwürfe eine große Stärke zeiget. Es iſt uns aber dieſes um deſto angenehmer, je mehr wir uns alsdenn verſichern können, wenn wir dieſelben gründlich zu heben im Stande ſind, daß die Sache keinen weitern Zweifel hat. Wir werden dieſe Einwürfe in der Folge prüfen; und wir halten die Zeit gar nicht vor verlohren, die wir dieſer Materie widmen. Denn je mehr wir in unſern philoſophiſchen Betrachtungen vor uns ſelbſt fortgehen, je mehr werden wir überzeugt, wie unumgänglich nothwendig ein richtiger Begriff von dem Raume iſt, wenn man nicht alle Augenblicke Fehltritte in der Weltweisheit thun will. Wir werden aber auch immer mehr und mehr verſichert, daß der Begriff der neuern Weltweisheit von dem Raume nichts weniger als richtig iſt.

Feder anſetzen, ſondern welche zu Entdeckung der Wahrheit etwas beyzutragen ſich bemühen.

In dieſer Abſicht habe ich die Ehre, Ihnen, über ihre Abhandlung von dem Raume meine Gedanken zu eröffnen. Nach meinem wenigen Erachten ſolte man, wenn von dem Raume die Rede iſt, einen gewiſſen Unterſchied machen. Entweder wir verſtehen einen ganz leeren Raum, oder wir verſtehen einen ausgefüllten Raum, oder wir reden von einem ſcheinbaren Raume.

Wenn wir des ganz leeren Raums gedenken; ſo fragt ſichs, ob er in unſerer Welt, oder auſſer derſelben ſtatt finde? Daß die Welt nicht unendlich ſey, deucht mich, iſt eine ausgemachte Sache: daß unſre Welt einen Anfang genommen, daß ſie ein Ende nehmen könne, flieſſet aus eben dem Grunde: folglich konnte dieſer leere Raum vor, nach und auſſer unſrer Welt ſtatt haben.

Ob aber dieſer leere Raum in der Welt befindlich ſey, iſt eine andre Frage. Sie haben ſich nicht deutlich heraus gelaſſen: es wird ſich aber von ſelbſt erklären, wenn wir auf den vollen oder ausgefüllten Raum kommen. Dieſer iſt es, welchen wir in Anſehung der Welt zu betrachten haben. Iſt nun in der Welt ein Raum, ſo muß er von dem ganz leeren Raume unterſchieden ſeyn: weil es einen Widerſpruch andeuten würde, ganz leer, und doch angefüllet ſeyn. Es bekommt das Anſehn, als wenn Sie dieſen angefüllten Raum meinten, wenn Sie ſagen, er ſey ein Aufenthalt der Dinge und Begriffe, und doch zeigt Ihre Abhandlung ein ganz anders.

Ich nenne endlich einen Schein-Raum dasjenige, was in uneigentlichem Verſtande ein Raum genennet wird, oder vornehmlich das, was mit unſern äußerlichen Sinnen nicht wohl empfunden werden kann. Darf ich dieſen zum Unterſchiede des Leeren (Vacuum) ein Spatium nennen? Erlauben Sie nun, Ihnen meine Begriffe von dieſem Unterſchiede des Raums beſonders beyzufügen.

Da die Arten des Raums doch in ihrem Geſchlechte übereinkommen ſollen, ſo ſage ich, der Raum überhaupt iſt ein Aufenthalt aller außer Gott möglichen Dinge. Ich ſage, ein Aufenthalt. Ich nehme aber dieſes Wort vielleicht in einem weitläuftigern Verſtande, als Sie, meine Herren. Ich verſtehe hierunter ſo wohl etwas Phyſiſches, als etwas Metaphyſiſches und Geometriſches. Wie man etwan erſteren Falls wirkliche Materien in etwas faſſen, andern Theils aber in unſern Begriffen etwas aufbehalten kann.

Ich ſage außer Gott. Nicht, als wenn Gott in Anſehung ſeiner Allmacht und Allgegenwart nicht alles in allem wäre, ſondern nur in Anſehung ſeines Weſens: weil er weder der Raum ſelbſt iſt, noch etwas phyſiſch umſchließen kann.

Endlich ſage ich: aller möglichen Dinge. Dieſes wird uns ungezwungen, von dem Unterſchiede ſelbſt weitläuftiger zu handeln, Gelegenheit geben. Das Mögliche iſt entweder bloß möglich, und hat keinen zureichenden Grund, daß es wirklich ſeyn ſolte; oder es hat einen zureichenden Grund, wirklich zu ſeyn. Erſteren Falls haben wir den Begriff von dem ganz leeren Raume.

Es iſt demnach der ganze leere Raum (Vacuum) ein Aufenthalt der bloß möglichen Dinge. Er iſt keine Subſtanz, weil die bloße Möglichkeit die Wirklichkeit ausſchlüßt, ohne Wirklichkeit aber keine Subſtanz ſtatt hat; noch ein Accidens, weil das Zufällige eine Subſtanz vorausſetzet. Iſt er nun etwas; ſo iſt er es in metaphyſiſchen Verſtande: ſo, wie ich mir das unendlich theilbare nur geometriſch vorſtellen kann. Er iſt dahero nichts, in Anſehung der Welt, oder phyſiſcher Weiſe: weil, wenn er etwas wäre, er ſchon mit zu unſrer Welt gehörte, und nicht mehr ganz leer genennet werden könnte. Er iſt alſo außer der Welt; weil die Welt eine Reihe des Mannigfaltigen iſt.

Wir werden nicht ungereimt handeln, wenn wir ſo ſchlüßen: Die Welt iſt endlich: wo ihre Endlichkeit aufhöret, da gehet das Reich der bloß möglichen Dinge, der leere Raum, ein phyſiſches Nichts an.

Ich ſehe mich alſo entübriget, von ihm ein mehrers zu ſagen, nach dem Satze: Nullius entis nulla ſunt praedicata. Wolte ich meine Einbildung ausſchweifen laſſen, ſo würde ich etwa ſagen können: er ſey unerſchaffen, weil die Möglichkeit ewig iſt: er müſſe ſo lange dauren, als Dinge möglich ſind. Wolte ich weiter gehen, ſo würde ich nichts, als widerſprechende Dinge antreffen. Wolte ich behaupten, der ganz leere Raum ſey ausgedehnt; ſo müßte er ſeine Gränzen haben, weil nichts außer Gott unendlich ſeyn kann; und alsdenn kommen wir doch aufs neue zu einem Raume. Wolte ich ſagen, er ſey einfach: ſo würde ich mir ſelbſt widerſprechen, weil er die Welt umſchließen müßte, wenn er wirklich wäre.

[illegible]

Meine Herren! kann man alſo wohl einen leeren Raum etwas wirkliches nennen, von dem ich nichts anders ſagen kann, als daß er ein Raum ſey?

Wenn wir den angefüllten Raum in Betrachtung ziehen, ſo haben wir weniger Schwierigkeit: ich mache auch keinen Anſtand ihre Erklährung anzuwenden. Ich ſehe aber nicht ab, warum wir die Leibnitziſche Erklährung verwerfen wollen, da ſie gröſtentheils nur in Worten unterſchieden iſt: ja, welche uns viel näher zur Sache führet, und die Verbindung und Ordnung, welche zur Bewegung und Abwechſelung in einem vollen Raume unumgänglich erforderlich iſt, ſo deutlich macht.

Es wird demnach auf eines hinaus laufen, wenn ich ſagte: dieſer volle Raum ſey ein Aufenthalt ordentlich verbundener Dinge, oder: er ſey die Ordnung des Mannigfaltigen. Wir würden aber auch nichts einbüſſen, wenn wir das Wort Aufenthalt wegließen, weil es uns nichts erklähret, und da, wo etwas Wirkliches iſt, der Aufenthalt ſich von ſelbſt verſtehet.

Die Begriffe nun von einem angefüllten Raume, ſind denen, von einem leeren ganz zuwider; mithin kann ich in der Welt kein Vacuum zugeſtehen. Iſt gleich in der Einbildung ein Raum vorhanden, worinnen ſich die Welt befindet, ſo iſt doch wahrhaftig ein angefüllter Raum nicht mehr ein leerer zu nennen. Man gieße z. E. ein Cubic-Gefäße, welches wir uns in Gedanken als ein Vacuum vorſtellen wollen, voll Queckſilber: man wird ſagen können, daß ſo und ſo viel darinnen Raum habe. Aber wo iſt nunmehro der Raum, wo anders, als in meinen Gedanken, da in dem Gefäße keiner mehr vorhanden;

ſoll ich nun den Raum mäſſen, ſo muß ich die Materie mäſſen. Das Gefäße ſelbſt iſt nicht mehr der Raum zu nennen; denn es kann nicht etwas zugleich das Behältniß und das Enthalten ſeyn.

Wir werden alſo wohl thun, wenn wir in Anſehung des angefüllten Raums, das iſt unſrer Welt, bey der Leibnitziſchen Erklährung verbleiben. Dieſe Ordnung nun, wie ſie der Herr von Leibnitz erklähret, iſt nicht der Körper ſelbſt; weil ſie nur die Aehnlichkeiten betrifft: das iſt: der weiſe Schöpfer hat das Mannigfaltige in der Welt alſo geordnet, daß alles ſeinen Ort einnimmt, und nach Beſchaffenheit der Kraft und Leidens, Stärke und Schwäche der Bewegung, einander ausweichen, oder ruhen kann.

Dieſer Raum iſt alſo eigentlich nichts Wirkliches im phyſiſchen Verſtande; weil er entweder ein Körper oder Geiſt, oder eine Monade ſeyn müßte. Er iſt aber alles dieſes nicht: weil er alsdenn eine Subſtanz ſeyn müßte: was aber von etwas geſagt wird, iſt nicht die Subſtanz ſelbſt. Alſo wenn ich ſpräche: Hier iſt ein Aufenthalt eines ordentlichen Bücher-Vorraths, oder dieſe Bibliothek iſt ordentlich, ſo iſt beyde mal das Zimmer und die Ordnung nicht die Bücher ſelbſt.

Vielleicht nehmen Sie bey dieſem Exempel Gelegenheit mir vorzuwerfen, daß ſich Fälle ereignen könnten, wo der Aufenthalt, und Ordnung nicht allezeit beyſammen wären, folglich ganz was anders wäre, wenn ich Aufenthalt ſagte, oder wenn ich die Ordnung nennte. Ich muß Ihnen nochmals zugeſtehen, daß die Leibnitziſche Erklährung der Sache die völlige Genuge thut. Allein, ich werde unten zeigen, und erkläre mich vorläufig, daß die Ordnung bey jedem Dinge zu finden ſey, ohnerachtet ich ſie nicht allemal bis auf das genaueſte heraus bringen kann; und daß, wenn wir von einzeln Dingen reden, mehr und weniger Aehnlichkeiten nach ihren Stellungen erſcheinen. Und eben darum, weil ſich in der Welt alles in einer beſtändigen Ordnung befindet, welches wegen Vollkommenheit der Welt ſich nicht anders ſchlüßen läßt; ſo folgt natürlich, daß in der Welt kein leerer Raum anzutreffen ſey. Wäre ein leerer Raum, ſo würde die Ordnung und Zuſammenhang unterbrochen. Und dieſes iſt das Vornehmſte, worauf ich in dieſer Abhandlung mein Augenmerk richten werde.

Ich werde alſo den Anfang machen, demjenigen zu begegnen, was etwan meinen Begriffen entgegen zu ſeyn ſcheinen möchte. Der angefüllte Raum hintert die Bewegung nicht. Es iſt dieſes eine Schwierigkeit, die ſich ſchon Zeno ohne einen Zwiſchenraum (Vacuum) zu ſetzen, gemacht hat. Wir brauchen aber dieſes Hülfs-Mittels nicht, wenn wir erwägen, daß alle Theile in der Welt einander füglich ausweichen können, zuſammengedruckt und ausgedehnt werden, vermöge ihrer Natur in beſtändiger Kraft, ſich zu bewegen, ſind, und eines des andern Stelle vertreten kann.

Wenn alſo in dieſem vollen Raume eine Bewegung ſich ereignet, z. E. eines Pfeiles, wie Bayle dieſes Exempel anführet, ſo tritt in dem Zeit-Puncte, da der Pfeil die vordere Luft trennet, hinter ihm eben ſo viel Luft in die Stelle, und macht den vördern Platz; und wir brauchen kein Vacuum den Anfang der Bewegung uns vorzuſtellen, da die Zeit ſo theilbar als die Materie iſt, wie Gottſched in der teutſchen Ueberſetzung angemerket hat.

Weil dieſes vielleicht die groſte Schwierigkeit machen durfte; ſo werde ich eine ganz gemeine Erfahrung zur Erklährung der Möglichkeit anführen. Man nehme einen gläſernen Cylinder, fülle denſelben bis oben an mit Waſſer, man thue bleyerne Kugeln oder andre harte Materien hinein, und verſiegle denſelben nach der Kunſt, ſo feſte, daß auch keine Luft hinein kann. Wenigſtens wird man es vor keinen ganz leeren Raum halten, wenn auch noch etwas Luft darinnen bliebe. Nun bewege man den Cylinder. Nach denen Grundſätzen des Newtons müßten die feſten Körper ſich nicht von der Stelle bewegen. Man wird aber das Gegentheil finden.

Man irret ſich alſo in der gegenſeitigen Meinung, wenn man ſich den angefüllten Raum alſo vorſtellet, als wenn lauter harte Kugeln über einander in dem Cylinder befindlich wären. Es würde alsdenn keine Bewegung erfolgen, es iſt wahr! Allein, iſt denn unſre Welt mit lauter feſten Körpern angefüllet? Verhält ſich ihre Mannigfaltigkeit der Dinge nicht eben ſo, wie die unterſchiedlichen Materien in einem Cylinder? Sagt man etwan, dieſe Vacua befanden ſich in den Poris der Körper; ſo bitte ich die Schwehre und ausdehnende Kraft der Luft zu erwägen. Solte man wohl zweifeln, daß etwas von ihr leer gelaſſen werden ſolte?

Nun iſt noch das ſcheinbare Vacuum zu betrachten übrig. Dieſes giebt vielen Anlaß, den angefüllten Raum nicht durchgängig in der Welt zuzulaſſen. Da nun der Schein nichts wirkliches iſt, ſo werde ich hierbey nur nöthig haben, was den Schein verurſachen kann, aus dem Wege zu räumen. Ich will nicht erſt der gewöhnlichen Art zu reden gedenken, da man einen Raum zu nennen pflegt, wenn ein Platz zu dem und jenem noch frey iſt: weil ein jeder einſiehet, daß hier ein ganz leerer Raum nicht gemeinet ſey. Allein, ich werde von dem etwas ſubtilern zu zeigen haben, daß er kein leerer Raum ſey.

Was wir gleich nicht mit unſern äußern Sinnen empfinden, iſt deswegen nicht leer. Die Luft iſt etwas dergleichen: es iſt aber ausgemacht, daß ſie eine Schwehre habe: was aber eine Schwehre hat, iſt Materie, was Materie iſt, füllet einen Raum: alſo macht die Luft keinen leeren Raum. Die ſubtile Himmels-Luft, oder Aether iſt kein Vacuum, weil ſie in die Weite und Tiefe ausgedehnt iſt: was ausgedehnt iſt, iſt theilbar, was theilbar iſt, iſt ein zuſammengeſetztes, was zuſammengeſetzt iſt, iſt materiel, das Materielle nimmt einen Raum ein, was einen Raum einnimmt, iſt nicht der Raum ſelbſt. Alſo iſt die Himmels-Luft von dem Raume unterſchieden.

Das Untheilbare in der Materie iſt ebenfals nicht der Raum. Denn weil es etwas ſelbſtſtändiges iſt, ſo nimmt es einen Raum ein, und verhält ſich, wie mit der Himmels-Luft. Und da dieſer Aether, deſſen Theilchen dennoch von dem Untheilbaren unterſchieden ſeyn müſſen, ſo ſubtil iſt, daß er auch in der Luft-Pumpe zwiſchen dem Stempel, oder durch die Glocke eintringen, und die Stelle der ausgezognen groben Luft zu erſetzen vermögend iſt; ſo hebt ſich auch der Schein eines leeren Raums hier; und wir können mit aller Gewalt den Aether aus dem Recipienten nicht herausbringen.

Folglich iſt der ſcheinbare Raum ein wahrhafter ausgefüllter Raum. Nun wollen wir ſehen, wie weit des Herrn von Leibnitz, oder des Herrn Clarkes Meinung von ihrer Erklährung abgehen, oder mit meinen Sätzen übereinſtimmen werden. Da Sie, meine Herren, in Ihrer Abhandlung ſehr ordentlich verfahren: ſo werde ich vielleicht meine Sätze nach und nach deutlicher machen, und beyde gegen einander halten können, wenn ich Schritt vor Schritt Ihrer beliebten Ordnung folgen werde.

Zu S. 19. Wenn der Herr Kanzler von Wolf den Raum nennet; ſo verſtehet er allezeit den angefüllten, nämlich in unſrer Welt; und da iſt allerdings kein Raum ohne Körper. Er iſt nichts deſto weniger unterſchieden, aber nur in unſern Begriffen: wie ich es oben in dem Cubic-Gefäße mit Queckſilber zu erläutern geſucht habe.

S. 23. Ich glaube nicht, daß es dem Herrn von Leibnitz jemalen einkommen können, zu behaupten, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen einzuſehen im Stande uns befinden. Indeſſen da ich ſelbſt zweifeln müßte, ob alles vor ſich einen zureichenden Grund habe, wenn ich nicht einen zureichenden Grund dieſes zu glauben hätte; ſo iſt wohl das Hauptwerk eines Philoſophen, ſo viel möglich, darauf zu gehen, den Grund einer Sache einzuſehen. Man ſage mir doch in dem Satze des Widerſpruchs, ob ich ohne den erſteren richtig urtheilen kann? Woher weiß ich, daß zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Natur nicht zu ſuchen ſind, wenn ich nicht nach dem zureichenden Grunde fragte? Der Satz des Widerſpruchs iſt ein nothwendiger Satz: aber wie oft betrugen wir uns, wenn wir etwas vor widerſprechend halten, was in der That nicht iſt, wenn wir nicht auf den zureichenden Grund gehen. Die Vollkommenheiten Gottes und das Böſe in der Welt dürfen manchem widerſprechende Sachen ſeyn, wenn er nicht den zureichenden Grund des einen und des andern, oder beyder zugleich, unterſuchte.

Man fordert alſo mit Recht einen zureichenden Grund von einem der etwas behauptet, ohne die deutlichſte Erfahrung vor ſich zu haben. Erfahrungen ſelbſt ſind hiernach zu prüfen. Wie oft bilden wir uns eine Erfahrung ein, welche keine iſt. Faſt ſolte ich meinen, daß ſie in Beweiſung des leeren Raums, zu Ende ihrer Abhandlung, ſich zu unrecht auf die Erfahrung berufen.

Iſt inzwiſchen der erſte Beweiß des Herrn von Leibnitz nicht vollſtändig; ſo mangelt es dem Herrn Clarken an einem hinlänglichen Grunde, und Sie haben recht gethan, ihm dieſes vorzuwerfen.

S. 26. Der andre Beweiß des Herrn von Leibnitz ſcheinet mir von mehrerm Gewichte zu ſeyn; da er den leeren Raum in der Welt darum verwirſt, weil die Vollkommenheit dadurch leiden würde. Und Herr Clarke hebt ſelbſt die Bedenklichkeiten, die etwa der Schein-Raum machen könnte. Es iſt eine ausgemachte Sache, daß, jemehr Uebereinſtimmungen des Mannigfaltigen vorhanden, jemehr Vollkommenheiten ſich ereignen. Herr von Leibnitz behauptet, daß das Leere zu Erhaltung dieſer Vollkommenheiten nichts beytrage.

Meine Herren haben dabey zweyerley zu erinnern. Erſtlich ſagen Sie, daß das Leere der Vollkommenheit nicht ſchädlich, zum andern, daß es ſo gar erforderlich ſey. Beydes muß nothwendig aus der Beſchaffenheit der Natur der Dinge erklähret werden, wenn wir nicht etwas ohne zureichenden Grund bejahen wollen, den Sie jetzo ſelbſt vor nöthig halten.

S. 28. Sie ſagen, daß die Ausfüllung des Raums mit einer lebloſen Materie, ohne zureichenden Grund geſchehen ſeyn würde. Lieber? wenn ich Ihnen ihre erſte Maximen entgegen ſetzte, vermöge deren wir deswegen an der Wahrheit einer Sache nicht zweifeln ſollen, wenn wir auch nicht allezeit ihren Endzweck einſehen. Können Sie mir wohl ſagen, zu was die groſſen Sandberge in dem wüſten Arabien nutzen? Es muß doch alles zu einem Theile der Stadt Gottes gehören. Indeſſen meinen Sie einen Grund hierwider aufzutreiben, wenn Sie es nicht vor begreiflich halten, daß Gott Materie ohne lebendige Creaturen geſchaffen.

Wiſſen Sie denn aber gewiß, daß ſich dieſer vermeinte Raum ohne lebendige Creaturen befindet? Wenn ich Ihnen die Einwohner in den Planeten laugnete; würde ich die Gründe, die Sie mir entgegen ſtellen würden, nicht auch vor dieſe lebloſe Materie gebrauchen können? Sind nicht unzählige Creaturen in unſrer groben Luft vorhanden, welche wir kaum mit unſern Augen wahrnehmen können? Wie viel ſind ihrer nicht auf unſrer Erde? Die Löwenhökiſchen Glaſer haben bewundernswürdige Dinge entdeckt.

Wenn Sie von der Nothwendigkeit des Leeren reden, ſo meinen Sie, daß ohne daſſelbige keine Bewegung erfolgen würde. Sie müſſen alſo unzählig viele leere Raume vor nothwendig halten. Mich deucht, ich habe eben hierauf hinlänglich geantwortet. Die Schwierigkeiten, die, durch eine entſetzliche Ferne, durch brechende Sonnen-Strahlen, ohne einen leeren Raum zu erklähren, fallen auch bey einem leeren Zwiſchenraum nicht weg, wie ich unten zeigen werde.

Meine Herren haben vergeſſen, daß Sie immer noch von der Welt reden, wenn Sie des leeren Raums zwiſchen den Himmels-Kugeln gedenken. Die Welt iſt es allerdings, worauf die daſelbſt etwan ſubſiſtirende materielle Creaturen fuſſen können: wie etwa die Fiſche im hohen Meere den Grund nicht erreichen dürfen, ohne einen feſten Fuß, wo ſie ſich befinden, zu verlieren. Wenn Sie des Athemholens erwähnen, ſo kann ich zugeben, daß dieſe materiellen Geſchöpfe etwas zum Athemholen gebrauchen. Allein, je ſubtiler ſie ſind, deſto ſubtilere Luft brauchen ſie. Wie, wenn ſich die Fiſche einbildeten, die Menſchen könnten in der Luft nicht Athem holen, weil ſie, die Fiſche, darinnen erſticken.

Daß ſich eine Welt-Kugel ohne leeren Raum nicht bewegen könne, iſt ein angenommener Saz, welcher unten vorkommen wird. Man ſage mir endlich, warum hat Gott nicht mehr Welt-Kugeln erſchaffen können? Iſt es nicht der Größe Gottes gemäß, wenn man antwortet: weil der vorgeſetzte Raum bereits erfüllet iſt. Und dieſes giebt dem leibnitziſchen Beweiſe dasjenige, was Sie noch zu fordern belieben.

§. 30. Daß etwas gegen nichts, eine wahrhaftige Proportion iſt, muß wohl derjenige erkennen, welcher nur weiß, [illegible] Null gegen Eins ſich verhält. Und daß die

Viel-

lheit der Materie, geſetzt ſie wäre auch lebloß, dem
hts vorzuziehen ſey, iſt wohl begreiflich. Indeſſen
es dem Verſtande Gottes und ſeiner Weisheit wohl
ſend, wozu er dieſe Materie gebraucht hat. Vielleicht
net ſie, alle Himmels-Körper in ihrer beſtimmten Di-
g zu erhalten.

Wozu dienet die ungeheure Größe des Meeres. Wären
t etliche hundert Meilen trocknes Land beſſer? Allein,
t hat nichts umſonſt gemacht. Sie fordern zuwei-
meine Herren, zureichende Gründe, welche Sie, wenn
Beweiß an Ihnen iſt, ſehr verübeln wollen.

S. 31. Sie machen einen Einwurf, und befürchten,
, wenn in der Diſtanz, zwiſchen der Sonne und den
aneten, Luft vorhanden wäre, dieſe Himmels-Kugeln
ihrem Laufe aufgehalten werden dürften. Sie beru-
ſich auch, der Wirklichkeit wegen, auf die Eulerſchen
ſervationen. Es mag nun dieſe Anrechnung in ih-
n Werth oder Unwerth beruhen; wenigſtens bin ich
hl überzeugt, daß dieſe ſubtile Himmels-Luft, der Be-
gung der Himmels-Kugeln, nichts im Weg legen
rd. Die Trieb-Federn dieſer Bewegung ſind ſchon
ſtark, dem im Wege ſtehenden Aether, oder was es
, Trotz zu biethen. Wenn ich nun auch zugeben
nnte, daß ohne dieſe Materie die Planeten geſchwinder
uſen würden, würde dadurch das ganze Syſtem voll-
mmner werden, als es jetzo iſt?

Ueberhaupt finden wir in der Erfahrung, daß die
uft nicht ſchlechterdings die Kraft und Regeln der Be-
wegung alſo hindere, als ſie ſich einbilden. Es iſt be-
kannt, daß die Luft, je näher ſie an dem Erdboden iſt, je
dichter

dichter iſt ſie, je ſchwehrer wird ſie, wie Paſcal oder Carteſius die Wahrheit durch richtige Verſuche dargethan. Nun gehe man auf den höchſten Thurm, und laſſe eine Kugel herunter fallen. Solte eine Hinterung der Bewegung, nach dem Unterſchiede der Luft ſtatt haben; ſo müſte die Kugel, je weiter ſie herunter kommt, deſto langſamer fallen. Die Erfahrung aber zeigt das Gegentheil: und die Geſchwindigkeit der Kugel nimmt vielmehr zu, je weiter ſie herunter kommt: welches ſchon mehr als ein Mathematicus angemerket hat. Es wird alſo von dieſer Seite die Vernichtung nicht zu befürchten ſeyn.

Meine Herren, Sie verwerfen als einen unvollkommenen Beweiß, daß die Sonne, ohne leeren Raum, die um ſie laufenden Himmels-Körper anziehen könne: und doch ſagen ſie ſelbſt ohne Beweiß, daß die Sonnen-Strahlen dieſe anziehende Kraft ſey. Sie wollen dieſes daraus darthun, weil alle Körper, die ſie beſtrahlt, angezogen werden. Nehmen Sie mir nicht übel, ich ſehe die Folge nicht ein. Haben Sie denn ausgemeſſen, wie weit die Sonnen-Strahlen gehen? können Sie ſich nicht weit über den Saturn hinaus erſtrecken? kommt Ihnen der Cometenlauf nicht bedenklich vor, welcher unermäßlich weit über den Saturn, um zwiſchen andern Himmels-Kugeln, die der Sonne nicht folgen, hinſtreicht, und ſeinen elliptiſchen Umſchwung verrichtet.

Iſt denn aber die anziehende Kraft der Sonnen-Strahlen ſo richtig? Wenn der Mond zwiſchen die Erde und die Sonne zu ſtehen kommt; ſo entziehet er uns ihre Strahlen größtentheils: denn ob zwar bey einer total Sonnen-Finſterniß, nicht zu gleicher Zeit und auf einmal,

mal, die ganze Hemiſphäre der Erd-Kugel, der Licht-Strahlen beraubet wird; ſo betrifft es doch einen beträchtlichen, wo nicht den gröſten Theil. Alſo ſolte die Erde merklich aus ihrem Kreiſe ſchweifen, weil ſie der anziehenden Kraft der Strahlen groſtentheils entbehren muß; beſonders, wenn anderwärts Vacua vorhanden wären, worein ſie gerathen könnte.

Wenn des Herrn Eulers Beobachtung richtig iſt, ſo würde dieſer Umſtand vielleicht eine Urſache abgeben können: die Erde würde einen gröſſern Circul beſchreiben, und deswegen nur den Schein einer langſamern Bewegung bekommen. Sie aber, meine Herren, würden doch dabey nichts gewinnen. Es wird unten erweißlich ſeyn, daß die Sonnen-Strahlen nicht dasjenige ſind, wofür ſie angeſehen werden.

S. 37. Wo ich nicht irre, ſo iſt der Einwurf des Herrn Clarks nicht ſo wichtig, und die Umſchweife des Herrn von Leibnitz nicht ſo nöthig, wenn man vor die lange Weile ſich einen Stoß des ganzen Welt-Gebäudes in Gedanken verſtellet. Ich weiß auch nicht, ob der Satz des Widerſpruchs etwas leiden werde. Ich glaube, es iſt ungereimt, wenn wir ſagen, Gott werde einen ſolchen Stoß niemals thun. Der feſte Grund, worauf ſeine Weisheit die Welt geſetzet, giebt auch uns einen zureichenden Grund, daß er nicht wider ſeine Weisheit handeln könne.

S. 39. Wir wollen aber ſagen, er könne es thun. Wir wollen ſetzen, es befinde ſich auſſer der Welt ein leerer Raum, der das ganze Welt-Gebäude in ſich faſſen könne: Gott thue nun dieſen Stoß, ohne daß in der Welt etwas verrückt würde. (Ich finde unter dieſem Einwurfe und einem Traume wenig Unterſchied.) Jedoch wir wollen antworten: und zwar mit dem Unterſchiede. Die Ordnung derer in der Welt befindlichen Dinge behielten alle ihren Ort, und folglich in Anſehung des Ganzen ihren Raum: das Ganze aber nähme alsdenn einen andern Raum ein. Der Ort und Raum iſt nur reſpective unterſchieden. Ich ſehe keinen Widerſpruch, daß ſich etwas beweget, und doch in einem Orte bleibt, wie eine Billard-Kugel aus Erfahrung darthun kann. Vielleicht kann der Unterſchied des Raums, den ich oben gemacht, die Frage leicht entſcheiden. Und wenn Wolf und Leibnitz von der Ordnung des Mannigfaltigen reden, ſo verſtehen ſie allezeit den angefüllten Raum, als das Ganze unſrer Welt.

§. 40. Der Ruheſtand, deſſen ſie erwähnen und die Bewegung iſt zwar unterſchieden: Allein es kann beydes in einer einzigen Veränderung wahrgenommen werden, wenn wir nur den Zuſtand des Ganzen und ſeiner Theile unterſchiedlich betrachten. Ich werde es ſuchen durch eine gemeine Erfahrung begreiflich zu machen. Setzen Sie ein Glas mit Waſſer in einen Reifen, und ſchwenken es in einen Kreis: ſo wird ſich zugleich ein Ruheſtand und eine Bewegung äußern. Der Ruheſtand in dem Waſſer, die Bewegung in dem Glaſe mit Waſſer. Das Waſſer bleibt an ſeinem Orte und nimmt ſeinen Raum im Ganzen ein, das Gefäß mit Waſſer als das Ganze bekommt ein unterſchiedenes ſcheinbares Vacuum.

S. 41. In Anſehung der Gröſſen hat, nach meiner
nſicht, Herr von Leibnitz ſattſam geantwortet. Raum,
aum und Gröſſe iſt zweyerley. Wenn der Herr
larke von Gröſſen redet, ſo iſt kein leerer Raum: denn
as will er ausmeſſen, wenn gar nichts da iſt. Man
ähle aber die Gröſſen, wie man will; ſo werden ſie in
em leeren Raume nicht befindlich noch anzubringen
n.

Wendet man etwan ein, daß der Schatten doch
nne ausgemeſſen werden, ohngeachtet er nichts ſey: ſo
ugne ich das letztere. Er iſt freylich nichts als dieje-
ge Luft, welche von der Sonne nicht erleuchtet wird.
ie Entbehrung des Lichts hindert deswegen aber nicht,
was zu ſeyn; ſonſt müßten die mehreſten Dinge in der
acht vernichtet werden. Wenn alſo von einem ſchein-
ren oder vollen Raume die Rede iſt, als welchen Herr
n Leibnitz ſeinen Weiten und Zwiſchen Räumen, ohne
h etwas zu vergeben, verſtehet; ſo wird ſich die Ord-
ung der Dinge mit den Gröſſen ganz wohl vergleichen.

Ich könnte es alſo hierbey bewenden laſſen, wenn
mich nicht Dero eigne Zweifel aufmerkſam machten. Sie
nnen die Gröſſen und Ordnungen der Dinge darum
cht zuſammenfügen, weil, wie Sie ſagen, 1) aus dem
orhergehenden und Nachfolgenden keine Gröſſen ent-
hen. Ich gebe Ihnen dieſes willig zu. Allein, wenn
ie auf der vorhergehenden Seite die Gröſſe erklähren:
aß ſie der Abſtand oder die Weite des Dinges von dem
andern ſey; (welche Erklährung ich nicht vor richtig
halte:) ſo weiß ich nicht, ob Sie ſich nicht wider-
ſprechen.

Wenn wir eine Sache genau beſtimmen wollen, ſo werden wir die Weiten nicht eigentlich Gröſſen nennen können; es wäre denn, daß wir einen weitläuftigen Begriff, wozu auch die Zeit ſich ſchicken würde, mit dieſen Worten verknüpfen wolten. Herr von Wolf, (op. ontol.) erklähret die Gröſſe, daß ſie ein innerlicher Unterſchied ähnlicher Dinge ſey, und man merket gleich, daß er auf das Weſentliche gehe. Zählen Sie aber deswegen immer die Zeit und Weiten mit unter die Gröſſen; man wird doch ſagen können, daß alle Gröſſen ihre Ordnung haben. Und es thut zur Sache nichts, wenn ſie

II.) einwenden, daß etwas vorhergehen und nachfolgen könne, ohne aufzuhören: denn ſie bekennen dadurch eine unermäßliche Gröſſe, ſo weit ſie aber auch gehet, ſo weit gehet auch ihre Ordnung und Aehnlichkeit mit.

III.) Werfen Sie ein, die Situation und Lage der Körper könne einerley ſeyn, wenn gleich der Zwiſchen Raum unterſchieden wäre. Man ſiehet leicht, daß Sie abermal nicht von dem leeren Raume reden. Und überhaupt iſt die Ordnung und ihre Verhältniſſe von ſo verſchiedner Art, als Sie ſich nur Gröſſen vorſtellen können? Reden Sie demnach von einerley Gröſſen der ſichtbaren Körper, ſo bleiben Sie auch bey denſelben mit der Aehnlichkeit ſtehen und bekommen Ordnung: Nehmen Sie aber den Abſtand eines von dem andern: ſo haben wir die Ordnung der Weiten. Ich wiederhole nochmalen, daß der Abſtand einzeler Dinge von einander, nicht allein die Gröſſen ausmachen: die Gröſſen ſind vielmehr das eigentliche Verhältniß eines Körpers, ſo wohl gegen andre, als gegen ſeine innerlichen oder äußerlichen Theile.

wenn

wir ſie in weitläuftigem Verſtande nehmen
n.

Der Einwand wegen der Proportionen läuft endlich
in Wort-Gezänke hinaus. Warum ſolte ich nicht
die Gröſe von einer Gröſe beſtimmen können.
n ich die Linie D von 5 Zoll mit einer andern von
E, vergleichen ſoll; ſo befinde ich die Gröſe E fünf-
n der Gröſe D. Sage ich nun, die Gröſe D be-
fünfmal die Gröſe E, was wäre es denn ungereim-
Die Linie E befindet ſich doch wirklich außer der
D.

S. 43. Die Zweifel, welche noch zu heben ſind, be-
n erſtlich die Möglichkeit der Bewegung, welche ich
hoffentlich gehoben habe? Zweitens ſiehet man in
Gedanken, daß ohne leere Zwiſchen-Räume in der
t kein einziger Körper in Ruhe ſeyn würde, weil ſich
Ordnung alle Augenblicke veränderte.

Hierauf dienet zur Antwort, daß allerdings ein jeder
rper eine Kraft ſich zu bewegen habe, und ſich auch
lich bewege, wenn ihn nichts hindert. Sie meinen
dieſes nicht, ſondern weil alle Körper unmittelbar
einander ſtoßen, daß beydes eine Fortrückung, alle
hen ſich bewegen müßten. Das iſt die Folge, welche
zu widerlegen habe.

Ich könnte mich nun auf das berufen, was ich we-
n der augenblicklichen Erſetzung des Raums, ſo bald
Körper fortrücket, geſagt habe. Noch will ich auch
überlegen bitten, daß auch der weſentliche Unterſchied
Körper bequehm ſey dieſen Wechſel zu befördern. Ich
füge

füge noch Erfahrungen bey, welche, weil ſie Continua betreſſen, auf das Ganze werden ſchlüßen laſſen.

Wenn ich ein eingeſchloſſenes Quadrat mit lauter feſten Kugeln belege; ſo iſt es wahr, wenn ich eine derſelben fortrücke, ſo kommen die andern in eine ziemliche Bewegung, und wenn ſie feſt eingepreßt ſind, ſo iſt die Veränderung wohl ganz nicht möglich. Aber iſt denn unſre Welt von gleich harten, gleich groſſen und gleich ſchwehren Theilen angefüllet? Lege ich dieſe Kugeln in dem Quadrat etwas weitläuftiger und gieße Queckſilber darzwiſchen, welches einer von den dichten und ſchwehren Körpern iſt: bewege ich dann eine Kugel zu der andern, ſo finde ich, daß ſich wenige oder gar keine Kugel mit bewege; warum? in eben dem Augenblicke, da ich die Kugel zu bewegen anfange, drücken die vorliegenden Theilchen die rückwärtigen: wie ich auch oben, bey dem Cylinder, gewieſen, und die Maſſe bleibt größtentheils in Ruhe.

Und wenn ſich auch alle Luft-Theilchen in einer unaufhörlichen Bewegung befinden, wie ich davor halte, was iſt daran gelegen? Die Bewegung iſt den flüßigen Körpern zuträglicher, als die Ruhe. Genug, daß ein feſtes Compoſitum deswegen nicht durch die entfernte Bewegung eines andern beunruhiget werden darf.

Die Erfahrung, die Sie, meine Herren, zum Beweiß eines leeren Raums anführen, handelt wider den Satz des Widerſpruchs, und iſt alſo keine Erfahrung. Sie ſagen, in dem Recipienten ſey mehr Leeres als Materie anzutreffen: kurz zuvor aber ſagten Sie, es wäre ein wirklicher leerer Raum darinnen. Iſt er leer, ſo muß keine Materie daſelbſt ſeyn; hat er aber etwas Materie, ſo kann er nicht leer ſeyn. Da der Aether wohl niemalen aus dem Recipienten wird heraus gebracht werden, ſondern vielmehr, deſſen, ſo viel hinein tringt, als die grobe Luft Platz macht, (welches in einem Moment, ohne einen leeren Raum erſt abzuwarten, geſchiehet,) ſo werden wir auch hier kein Vacuum antreffen.

S. 44. Nun kommen Sie auf die Sonnen-Strahlen beſonders, und wollen uns beweiſen, daß Sie einen leeren Raum, zwiſchen der Erde und der Sonne erfordern, um zu uns gelangen zu können. Sie erklähren, zum Behuf deſſen, die Beſchaffenheit der Strahlen, aus der Beſchaffenheit der Sonne ſelbſt. Daß die Sonne eine feurige Natur haben müſſe, iſt aus ihrer Wirkung zu ſchlieſſen. Daß ſie aber von dem Feuer, welches ſo viel, wie unſer Kuchen-Feuer zu ſeiner Nahrung braucht, undenklich unterſchieden ſey; iſt daraus abzunehmen, weil ſie ſich durch etliche tauſend Jahr in ihrer Quantität und Form erhalten. Daher denn der Schluß, daß deswegen das, was wir Sonnen-Strahlen nennen, ein materieller Ausfluß aus der Sonne ſelbſt ſey, ſehr zweifelhaft, ja faſt unglaublich wird.

Es ſtehet, dieſes zu glauben, zweyerley im Wege. Erſtlich, wie geſagt, daß dieſe ſo häufigen Ausdünſtungen nothwendig eine merkliche Verringerung im Körper verurſachen müſten. Man hat aber noch keine Obſervation, daß die Sonne im mindeſten abgenommen hätte, und die ſcheinbaren Flecken ſind mehr außer der Sonne, als in derſelben befindlich.

Zum andern, iſt die Bewegung der Sonnen-Strahlen ganz unbegreiflich, wo nicht unmöglich. Römer hat durch unterſchiedliche Obſervationen dargethan, daß das Licht in einer Secunde, 110000000 Pariſer Ruthen müſte bewegt werden, und Newton gehet nur in etwas von ihm ab. Nach des de la Hire Rechnung, müßte eine Kugel, ſo, wie ſie aus einem Stück geſchoſſen wird, 25 Jahre zubringen, ehe ſie aus der Erde in die Sonne: 237 Jahr aber, ehe ſie aus der Sonne in den Saturnum kommen könnte. Wir mögen nun ein Vacuum, oder keines glauben, ſo iſt dieſe Bewegung natürlicher Weiſe unmöglich.

Ja ſie würde vielmehr begreiflich, wenn wir das Vacuum weglaſſen. Denn Sie ſagen mit Recht, es ſey ſich keine Bewegung ohne Materie vorzuſtellen: ſollen ſich nun die Sonnen-Strahlen bis zu uns bewegen; ſo müßte es mittelſt einer Materie geſchehen. Wir brauchen aber dieſes Wunderwerks nicht. Wenn eine Reihe Kugeln dicht an einander gelegt werden, und ich ſtoße an die erſtere; ſo beweget ſich in dem Augenblicke die ganze Reihe. Oder ich ſchnelle an die erſtere, ſo werde ich der mittlern Bewegung, wegen ihres gemeinſchaftlichen Widerſtandes, nicht einmal gewahr, ſondern die letzte Kugel prellet nach meiner gegebenen Force allein ab.

Iſt es denn nun unbegreiflich, daß mittelbar die unläugbare Kraft der Sonne die ſubtilen Luft-Theilchen in eine ſolche Bewegung ſetze, welche mittelbarer Weiſe bis zu uns gelangen, und uns Licht und Wärme geben könne. Wolf und Wiedeburg haben dieſes deutlich gemacht, was ich Kürze halber nur überhaupt angeführet habe.

Und auf ſolche Weiſe hat auch Leibnitz einen leeren Raum nicht vor ſchädlich gehalten, die Bewegung der Licht-Strahlen fortzuſetzen. Auch iſt alſo der angegebene Widerſtand der Materie keine Hinderniß, als er vielmehr beförderlich iſt, wie man in denen Glas-Scheiben und Brenn-Gläſern (Glas iſt doch noch viel dichter als die Luft,) täglich wahrnehmen kann, indem ſie das Licht und Hitze eher vermehren, als aufhalten.

Ich habe wider die Realität der Sonnen-Strahlen noch etwas zu erinnern. Sind ſie weſentliche Ausflüſſe der Sonne, ſo müſſen ſie auch ihr eigen Licht, ſo wie die Wärme mit ſich führen. Man laſſe aber in ein Zimmer die hellſten Sonnen-Strahlen fallen, wenn ſie reell ſind, müſſen ſie nothwendig im Zimmer bleiben, man verdecke aber ſo denn die Fenſter und ſehe, ob man noch einen einzigen hellen Strahl erblicken wird?

Der Ausdruck einer leidenden Kraft iſt etwas undeutlich; weil Kraft und Leiden in ihrem Weſen ganz entgegengeſetzte Dinge ſind.

S. 45. Das Exempel von dem Unterſchiede der Hitze auf den hohen Bergen, gegen unſre Fläche, wolte ich eher wider mich anführen: und wenn der Unterſchied des Widerſtandes allein von der Quantität herrührte, wäre es von gleicher Beſchaffenheit. Iſt die Schwehre der Luft an unſrer Erd-Fläche gröſſer, als auf hohen Bergen; ſo iſt der Widerſtand gröſſer, wird die Luft gegen der Sonne zu leichter; ſo iſt der Widerſtand geringer. Das Feine und Grobe der Materie ſolte deutlicher erklähret werden.

Inzwiſchen iſt der Satz nicht allgemein, daß die Reſiſtenz nur nach der Quantität geſchiehet. Eine bleyerne Kugel hat lange die Reſiſtenz nicht, als eine ſtählerne, ohnerachtet jene in der Quantität (Schwehre) die letztere übertreffen kann. Wenn wir die Körper als helle, dunkele, durchſichtige, poröſe, dichte oder elaſtiſche betrachten, ſo werden wir vielleicht in der Form eher, als in der Quantität die Urſachen des unterſchiedlichen Widerſtandes entdecken können: oder es müßte die Reſiſtenz einer Bratwurſt einer ſtählernen Feder weit überlegen ſeyn.

Wir kommen aber wieder zum Vacuum. Ich will einmal zugeben, daß die Sonnen-Strahlen wirkliche Ausflüſſe der Sonnen wären: Meine Herren, ſie verliehren ihren leeren Raum. Ohngeachtet wir nicht immer die Sonne erblicken, ſo brennet ſie doch beſtändig und ihre materiellen Ausflüſſe dauren: ſie erfüllen alle Diſtanzen, die ſie erreichen: und die andern Sonnen thun desgleichen. Es befinden ſich alſo nicht allein alle Winkel voll reeller Sonnen-Strahlen, ſondern der angegebene leere Raum wird auch immer dichter; jemehr Sonnen-Strahlen in denſelben kommen. Wenn dem Profeſſor Teichmeyer zu glauben, daß man ein Salz aus den Sonnen-Strahlen verfertigen könne, ſo haben Sie erſtern Falls viel gewonnen, es würde aber um das Vacuum deſto ſchlechter ausſehen.

Der Rauch, welcher von Ihnen vor eine, dem Feuer ſo ähnliche Materie angegeben wird, ſcheinet mir gerade das Gegentheil zu ſeyn. Beſtehet er nicht vielmehr aus wäſſerichten Theilchen, welche dem Feuer entgegen ſtehen? Je mehr Rauch, je weniger Feuer.

Derjenige Beweiß, den ſie vor den ſtärkſten halten, nämlich, daß man allezeit eine Ordnung der Dinge wahrnehmen müſſe, wenn eine vorhanden, und wo man dieſelbe nicht beſtimmen könne, da wäre ein Raum: Dieſer Beweiß, ſage ich, hat bey mir den Eindruck nicht, den Sie vermuthen. Sagt man denn, oder iſt es nöthig, daß von menſchlichen Sinnen jede Ordnung wahrgenommen werden könne. Geben Sie denn auch die dicke Luft, ohnerachtet ſie nicht geſehen werden kann, vor einen leeren Raum aus? Wo ich mich recht beſinne, ſo haben Sie dieſes noch nicht recht behauptet.

Was werden Ihre Sätze vor Folgen haben? Ich bediene mich Ihres Schluſſes zu meinem Vorder Satze: wo ich mit meinen äuſſerlichen Sinnen keine Ordnung der Dinge wahrnehmen kann, da iſt ein leerer Raum. Denn wenn Sie einen ſcheinbaren Raum verſtehen, ſo ſind wir einig. Ich ſchlieſſe weiter: Nun ſind diejenigen Sterne, die wir nur durch Seh Röhre entdecket, und deren noch eine ziemliche Menge ſeyn mögen: diejenigen Thierchen, die wir nur durch Vergröſſerungs-Gläſer gewahr werden, das innerſte Eingeweide unſerer Erd Kugel, die Elemente der Dinge, die wir niemals abgeſondert zu ſehen bekommen, noch ihre Ordnung beſtimmen können; alle dieſe Dinge ſind unſern Menſchen Augen unſichtbar; alſo folgt: alle dieſe Sachen ſind ein leerer Raum. Ich weiß, Sie werden dieſen Schluß nicht wollen gelten laſſen,

ſen, weil er ſich widerſpricht: wo werden wir anders, als in den Prämiſſen den Fehler zu ſuchen haben. Der kleinere Satz ſteift ſich auf die Erfahrung; alſo muß der gröſſere falſch ſeyn.

Iſt demnach nur ausgemacht, daß kein leerer Raum in der Welt befindlich; ſo dürfen wir nicht ſorgen, daß die Ordnung fehle. Sie ziehen nunmehro den Satz des zureichenden Grundes allzu weit, wenn Sie die Ordnung der Dinge nach der Länge, Tiefe und Breite erklähret haben wollen.

S. 48. Ich ſolte alſo faſt zweifeln, daß Sie den Satz: daß keine Ordnung ſtatt finde, die wir nicht mit Augen wahrnehmen können, weiter zu vertheidigen ſuchen ſolten. Vielleicht könnten bey ihrem gegebenen Exempel, ihre andern Gliedmaßen dem Auge zu Hülfe kommen: wenn Sie ſich nur die Mühe geben wolten, und bey der Ausſicht in das vermeinte Vacuum, mit der flachen Hand eine Bewegung machten. Sie werden eine kleine Empfindung haben.

Werden Sie nicht eine Ordnung der Natur gewahr werden, vermöge welcher, die Luft, der Bewegung Ihrer Hand, zwar einigen Widerſtand thun, aber auch, wie andre leichte Körper, ausweichen wird. Keine Bewegung iſt ohne Materie; der Widerſtand iſt eine Bewegung: alſo rühret der Widerſtand von der Materie her. Wo Materie iſt, da iſt kein Vacuum, alſo iſt auch die unſichtbare Materie kein Vacuum.

Indem Sie, meine Herren, ihre eigne Gedanken entdecken; ſo ſind ſie ziemlich kurz. Und da ich in dem Eingange meines Briefes deswegen ſchon meine Meinung eröffnet; ſo kann ich gleichfals abbrechen, und meine Sätze Dero Prüfung empfehlen. Welches ich hiermit in aller Hochachtung thue, und ich bin

Ew. Hochedlen

Aus Schleſien den 20ſten März
Anno 1747.

Ergebenſter

Anonymus.

II.

Beantwortung
der Einwürfe wider die Wirklichkeit des Raums.

Wir haben in unſern philoſophiſchen Betrachtungen, ſo wie in allen unſern Abhandlungen, nichts als die Wahrheit zum Endzwecke. Dieſe allein ſuchen und wünſchen wir: und es iſt uns ganz einerley, ob wir dieſelbe ſelbſt ausfindig machen, oder ob ſie uns von andern gezeiget wird. Indem wir alſo die in der verhergehenden Abhandlung eingerückten Einwürfe unſers gelehrten Schleſiſchen Herrn Correſpondenten, wider unſre Unterſuchung, ob der Raum wirklich, oder nur in unſern Begriffen verhanden ſey, gegenwärtig erwägen wollen: ſo geſchieht es mit dieſer Neigung zur Wahrheit; und wir würden demſelben mit Vergnügen Recht geben, wenn wir Wahrheit und Ueberzeugung fänden.

Dieſe Einwürfe laſſen ſich aber ganz wohl heben: und wir hoffen dieſes gründlich und zur Ueberzeugung unſrer Leſer zu bewerkſtelligen. Damit wir aber bey einer einzigen Materie uns nicht allzu lange aufhalten, und dadurch zu viel Raum wegnehmen: ſo werden wir uns bey vielen Einwürfen der Kürze befleißigen. Denn wir ſehen voraus, daß wir ohnedem nöthig haben werden, bey einigen, um die Wahrheit deutlich und überzeugend zu machen, weitläuftig zu ſeyn.

Wir müſſen zuerſt unſre Leſer auf unſern Endzweck bey dieſer Unterſuchung des Raums zurückführen. Wir haben keine vollſtändige Abhandlung von dem Raume zu liefern begehret. Wir haben nur unterſuchen wollen, ob derſelbe wirklich, oder nur in unſern Begriffen vorhanden ſey. Dieſes zeiget die Ueberſchrift: und dieſes haben wir, deucht uns, geleiſtet, ohne daß wir unſre eigne Gedanken zu kurz abgebrochen haben.

Nach unſerm Endzwecke konnten wir nicht mehr ſagen, wenn wir nicht in unnöthige Worte und Weitläufigkeiten verfallen wolten. Eine vollſtändige Abhandlung von dem Raume zu liefern, iſt auch weder möglich noch nöthig. Was kann man von dem Weſen und den Eigenſchaften einer Sache ſagen, davon uns das eine gar nicht, und die andern ſehr wenig bekannt ſind, und von welcher wir ihrer Natur nach keine andre Kenntniß erlangen können, als ob ſie wirklich iſt, oder nicht?

Dieſe Erkenntniß iſt aber vor einen Weltweiſen hinlänglich; und wenn man weiter nachgrübeln wolte: ſo würde man auf übertriebene Subtilitäten fallen, welche nicht den geringſten Nutzen haben, aber vielleicht ungereimt ſeyn würden. So groß der Nutzen eines richtigen Begriffs von dem Raume in der Weltweisheit iſt, wie wir alle Tage mehr überzeugt werden: ſo braucht ſich doch dieſer Begriff nicht weiter zu erſtrecken, als ob der Raum wirklich iſt, oder nur in unſrer Einbildung beſtehet. Der Endzweck unſrer Abhandlung iſt alſo allein in dieſe Gränzen eingeſchloſſen worden.

Nach eben dieſem Endzwecke haben wir nicht vor nöthig gehalten, die Erzählung und Eintheilung der verſchiednen Arten des Raums voraus zu ſetzen. Wenn man unterſuchet, ob der Raum wirklich iſt, oder nicht, ſo verſtehet es ſich ſchon, daß man ſo wohl den leeren als angefüllten Raum zur Abſicht hat. Denn beyde ſind in dieſer Frage unzertrennlich. Wenn kein leerer Raum wirklich iſt: ſo iſt auch der angefüllte weiter nichts, als eine Vorſtellung unſrer Gedanken, und eben alſo umgekehrt. Denn wo alsdenn das Anfüllen nicht mehr iſt: ſo kann auch kein Raum ſtatt haben. Wenn aber der leere Raum wirklich iſt: ſo iſt auch der angefüllte etwas Wirkliches.

Es iſt dieſes eine unzertrennliche Folge. Denn das Anfüllen kann das Daſeyn des Raums nicht aufheben. Noch mehr aber verſteht es ſich von ſelbſt, daß man von keinem ſcheinbaren Raume reden kann, wenn man die Wirklichkeit des Raums unterſuchet. Unterdeſſen iſt vielleicht dieſe Erinnerung und Eintheilung unſers gelehrten Herrn Correſpondenten vor viele Leſer nicht unnütze geweſen, weil ihnen die Sache dadurch um ſo viel deutlicher werden muß.

Bey dieſer Eintheilung der verſchiednen Arten des Raums, giebt unſer geſchickter Herr Correſpondent zu erkennen, daß er den Raum in phyſiſchen Verſtande vor gar nichts, oder vor ein phyſiſches Nichts halte. Weil ſich hierauf eine Menge Schlüſſe des Herrn Gegners gründen: ſo müſſen wir zuerſt unſre Leſer auf eine deutliche Art zu überzeugen ſuchen, daß dieſer Begriff von dem Raume übrig ſey.

Wir werden hierzu um ſo viel eher veranlaſſet, weil ein beſondres ſehr wohl geſchriebenes Schreiben eines gelehrten Freundes an uns eingelaufen iſt, welches ſonſt weiter nichts zum Augenmerke hat, als unſrer Abhandlung entgegen zu ſetzen, daß der Raum gar nichts ſey. Wir würden daſſelbe mit einrücken; und es wäre des Platzes ſehr wohl würdig; wenn wir nicht Bedenken tragen müßten, mit einer einzigen Materie allzuviel Raum einzunehmen. Es ſoll aber vielleicht dem verſprochenen Anhange einverleibet werden.

Ob ſich gleich von dem Nichts wenig gedenken läßt; ſo ſind doch auch hier richtige Begriffe und Unterſcheidungen nöthig, wenn man nicht irren will. Ein phyſiſches Nichts iſt, was möglich iſt, aber keinen zureichenden Grund hat, wirklich zu ſeyn. Ein moraliſches Nichts iſt, was unmöglich iſt, oder einen Widerſpruch in ſich faſſet. Dargegen iſt ein moraliſches Ding, oder Etwas, alles, was ſich ohne Widerſpruch gedenken läßt. Im engern Verſtande aber, den hier unſer Herr Correſpondent unfehlbar vor Augen hat, iſt ein moraliſches Ding oder Etwas, alles was ſich von einem wirklichen Dinge ohne Widerſpruch ſagen läßt, oder kurz, die Eigenſchaften der wirklichen Dinge.

In dem letztern Verſtande gehet es nicht an, daß eine Sache zugleich ein phyſiſches Nichts, und ein moraliſches Etwas ſeyn kann. Denn wenn eine Sache bereits eine Eigenſchaft eines wirklichen Dinges iſt: ſo kann ſie nicht zugleich ein möglich Ding ſeyn, das keinen zureichenden Grund zu ſeiner Wirklichkeit hat. Man ſiehet leicht, daß der Raum kein moraliſches Nichts iſt. Denn, daß er ſeyn kann, ſchlieſſet keinen Widerſpruch in ſich; und niemand hat ihn noch aus dem Grunde angefochten. Man brauchet alſo weiter nichts zu zeigen, als daß er kein phyſiſches Nichts iſt; und hierdurch werden wir zugleich neue Beweiſe vor die Wirklichkeit des Raums liefern.

Ein phyſiſches Nichts, das gar nicht wirklich vorhanden iſt, kann weder Größe, noch Abmeſſung, noch Wirkung, noch Eigenſchaften haben. Dieſes iſt der Grund und die Richtſchnur unſrer Erkenntniß, wodurch wir allein einſehen können, ob etwas wirklich iſt, oder nicht. Da nun der Raum alles dieſes hat, ſo kann er kein phyſiſches Nichts seyn.

Vielleicht glaubet man hier eine Petitionem principii anzutreffen, weil Größe und Abmeſſung des Raums vorausgeſetzet würden, die man erſt beweiſen ſolte. Allein, da wir in unſrer erſten Unterſuchung dieſe Größe und Abmeſſung des Raums bereits bewieſen haben; und da wir in der Folge dasjenige heben werden, was dieſen Beweiſen entgegen geſetzet wird: ſo können wir uns dieſes Schluſſes ganz ſicher bedienen. Wir getrauen uns auch in der Folge dieſer Beantwortung ganz überzeugend zu beweiſen, daß der Raum Wirkungen und Eigenſchaften hat.

Wir finden ſo gar, daß dieſes unſer Herr Gegner einräumet. Er verwirft es nicht, daß der Raum der Aufenthalt der Dinge ſey. Die Aufenthaltung iſt alſo eine Wirkung des Raums, und daß er Dinge aufenthalten kann, eine Eigenſchaft deſſelben. Folglich iſt er kein phyſiſches Nichts. Denn von einem Nichts kann man nicht ſagen, daß etwas darinnen ſeyn, oder ſich aufhalten kann. Wir werden dieſes aber noch deutlicher zeigen können.

Dasjenige, was nicht wirklich iſt, nämlich ganz und gar nichts iſt, kann auch nichts darzu beytragen, daß man erkennet, wie ein andres Ding iſt. Dieſer Satz gilt ohne Beweiß. Denn ein Nichts hat ganz und gar keine Wirkung und Eigenſchaften, ſo wenig als ein Verhaltniß gegen andre Dinge. Es gehöret aber zu der Wirklichkeit eines Dinges nicht allein, daß es iſt, ſondern auch, daß es auf eine gewiſſe Art und Weiſe iſt, nämlich es muß auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn, wie ein Ding ſeyn kann. Wenn nun der Raum ein bloßes Nichts iſt: ſo kann man ſchlechterdings nicht einſehen, wie und auf was Art die körperlichen Dinge ſeyn können.

Ein jedes körperliches Ding, das wirklich iſt, hat eine gewiſſe Größe. Dieſe Größe erfordert einen zureichenden Grund, wie und wo ſie ſeyn kann, nämlich, ſie erfordert eine ihrer Größe gemäße Größe, um darinnen zu ſeyn. Denn ein anders iſt das Seyn, und ein anders die Art und Weiſe, wo und wie etwas iſt, und die eigne Größe eines Dinges kann nicht zugleich die Größe ſeyn, in der es iſt; weil es einen Widerſpruch in ſich faſſet, und weil ſonſt folgen würde, daß eine jede Größe in einer andern jeden Größe ſeyn könnte.

Hieraus folget nun um ſo viel unwiderſprechlicher, daß ein Etwas unmöglich in einem Nichts ſeyn kann: und dieſes iſt wohl ganz offenbahr. Denn wenn man in dem von unſerm Herrn Gegner an die Hand gegebenen Beyſpiele das Queckſilber an ſtatt des Cubic-Gefäßes in ein bloßes Nichts ſchütten wolte; ſo würde jedermann ſagen, daß es etwas Widerſprechendes und Unmögliches ſey.

Eben alſo iſt es unmöglich, daß die Welt in einem bloßen Nichts ſeyn kann. Denn entweder man muß ſie als unendlich annehmen, oder ſie muß in Etwas ſeyn, nämlich in einem wirklichen Raume. Laſſet uns aber die Sache weiter erklähren.

Wir wollen einmal ſetzen, daß der Raum ein phyſiſches Nichts, das iſt, ganz und gar nichts Wirkliches ſey. Folglich iſt ſo wohl vor der Schöpfung kein Raum, und ganz und gar nichts vorhanden geweſen. Folglich hat auch Gott zugleich in der Schöpfung keinen Raum mit erſchaffen. Denn wenn er auch nur zugleich in der Schöpfung mit erſchaffen iſt: ſo iſt er kein Nichts, ſondern etwas wirkliches.

Wenn man dieſes vorausſetzt, ſo hat alſo Gott die unermäßliche Größe des körperlichen Welt-Gebäudes in ein Nichts geſetzet. Dieſes faſſet ſchon einen Widerſpruch in ſich: denn eine Größe haben, und ſich in Nichts befinden, iſt offenbahr widerſprechend; weil es voraus ſetzt, daß Etwas eine Größe und auch zugleich keine Größe hat: indem es keine Größe einnimmt, ſondern ſich in einem Nichts befindet. Ein Nichts nämlich hat keine Größe, keine Ausdehnung, noch ganz und gar keine Eigenſchaften.

Die Folgen aber, die hieraus entſpringen, ſind noch ungereimter. Wenn ein unermäßlich großes Welt-Gebäude in einem Nichts ſeyn kann: ſo müßte folgen, daß Gott mitten in unſerm Welt-Gebäude eine unzählige

Menge Welten von eben der Größe, wie die unſrige, erhalten könnte, ohne daß ſie unſrer Welt hinterlich wären. Denn nach dieſen Grundſätzen nimmt eine Welt keine Größe ein. Sebald nämlich eine Welt eine Größe einnimmt; ſo müßte man alle geſunde Begriffe vorſetzlicher Weiſe über den Haufen werfen, wenn man verneinen wolte, daß eine Größe keinen Raum erfordere. Der Widerſpruch iſt aber allzuoffenbahr, als daß man zu zeigen nöthig hätte, daß nicht unzählige andre Welten von eben der unermäßlichen Größe, wie die unſrige, in der unſrigen ſeyn können.

Vielleicht ſind durch dieſe Erläuterung die vorhergehenden Schlüſſe um ſo viel deutlicher geworden, die, obgleich die Wahrheit darinnen offenbahr iſt, dennoch keine flüchtigen, ſondern nachdenkende und ſcharfſinnige Leſer erfordern. Wider dieſe Schlüſſe können ſchlechterdings keine Einwürfe mit einigem Scheine der Wahrheit gemacht werden, außer wenn man annimmt, daß der Raum mit den Körpern ganz einerley, und das Welt-Gebäude unendlich iſt.

Dieſes that Carteſius, der gewiß ein ſehr ſcharfſinniger Weltweiſe war, und der in dieſer Fähigkeit unſre neuen Weltweiſen gewiß weit übertrift. Da er den Raum verwerfen wolte: ſo ſah er wohl, daß man dieſes nicht thun konnte, ohne das materielle Welt-Gebäude unendlich anzunehmen. Da nun, ſo viel mir wiſſend iſt, ſowohl der Freyherr von Leibnitz, als der von Wolf, die Endlichkeit des materiellen Welt-Gebäudes einräumen: ſo hängt in dieſem Stücke ihre Lehre von dem Raume ſehr übel zuſammen.

Unterdeſſen fiel Carteſius mit dieſer Vorausſetzung, die er niemals zu beweiſen verſucht hat, in einen weit gefährlichern Irrthum. Er iſt allzuſichtbar, als daß ich einigen Raum mit deſſen Widerlegung zu verderben nöthig hätte: und ich habe auch ſchon mehr als einmal das Wichtigſte darwider beygebracht. Man ſiehet aber hierbey, wie ſchädlich ein falſcher Begriff von dem Raume vor einen Weltweiſen iſt.

Man könnte noch durch viele andre Beweiſe zeigen, daß der Raum nichts weniger, als ein phyſiſches Nichts, ſondern in der That etwas wirkliches ſey. Noch ein einziger aber ſoll genug ſeyn.

Es faſſet keinen Widerſpruch in ſich, daß Gott in dem Welt-Gebäude auf eine gewiſſe Weite, z. E. von uns bis zu den Firſternen, alle die materiellen Dinge gänzlich vernichten könnte. Wenn nun der Raum nichts wirkliches, ſondern ein bloßes Nichts iſt: ſo müßte folgen, daß alsdenn die jetzige Weite zwiſchen uns und den Firſternen aufhören würde, ohne daß jedoch weder unſer Welt-Körper, noch die Firſterne, im geringſten aus ihren jetzigen Stellen rückten. Denn wenn alsdenn die jetzige Weite bliebe: ſo wäre ein leerer und wirklicher Raum vorhanden; und ſo bald unſer Welt-Körper und die Firſterne näher an einander rückten: ſo müßten ſie durch ein Etwas, und folglich durch einen wirklichen Raum fortrücken; weil durch ein bloßes Nichts auch keine Fortrückung und Durchgang ſtatt haben kann.

Allein, wer ſiehet nicht, daß dieſe Folge widerſprechend und unmöglich iſt; indem zwey Körper nicht auf eine gewiſſe Weite von einander abziehen und, ohne ihren Stand zu verlaſſen, zugleich auch nicht auf dieſe Weite von einander abſtehen können. Zu geſchweigen, daß hieraus folgen würde, aller Abſtand und Weite eines Körpers ſey keine wirkliche Größe, ſondern eine bloße Vorſtellung der Gedanken; und alle Körper würden in einerley Weite von einander abſtehen.

Unſer gelehrter Herr Correſpondent wird zwar vielleicht hierwider abermals einwenden, daß Gott eine ſolche Vernichtung der materiellen Dinge auf eine gewiſſe Weite in dem Welt Gebäude niemals vornehmen würde; wiewohl man dieſes nicht ſo ſchlechterdings verneinen kann, als den Stoß des ganzen Welt Gebäudes, den ſich Herr Clarke zum Beyſpiel geſetzet hat. Allein, noch einmal, es kommt hier nicht darauf an, ob es Gott thun wird, ſondern ob er kann, nämlich, ob es keinen Widerſpruch in ſich faſſet. Wir werden beſſer unten verſuchen, dieſe ſehr richtige Art zu ſchließen deutlicher und überzeugender zu machen.

Wenn man dieſes alles aufmerkſam erwäget: ſo werden alle diejenigen Schlüſſe wegfallen, deren ſich der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe von der Natur des Raums, und von dem, was er nicht iſt, in ſeinem Eingange bedienet hat, ſo wohl als dasjenige, was er ſonſt auf eine ſinnreiche Art von dem leeren Raume außer unſerer Welt ſaget, nämlich, daß er der Aufenthalt der bloß möglichen Dinge ſey. Die bloß möglichen Dinge erfordern auch nur einen möglichen Raum; und da die Möglichkeit nichts wirkliches iſt: ſo kann man ihr auch keinen Raum anweiſen, wo ſie ſeyn ſolle. Nur die wirklichen Dinge erfordern eine Beſtimmung eines gewiſſen Orts, wo ſie ſeyn können.

So wenig man alſo ſagen kann, daß die möglichen Dinge in unſrer Welt ſind; ſo wenig kann man auch ſagen, daß ſie da anfangen, wo die Welt aufhöret. Die möglichen Dinge können niemals wo anfangen. Das Anfangen ſetzet ſchon eine Wirklichkeit voraus. So bald man aber einräumet, daß die Welt keine unendliche und unumſchränkte Weite hat; ſo deucht mich, muß man auch zugeſtehen, daß ein wirklicher, obgleich leerer, Raum außer der Welt ſey. Dieſes ſind ganz unzertrennliche Dinge.

Man ſetze einmal, daß jemand an dem äußerſten Ende des umſchränkten Welt-Gebäudes ſtehet. Entweder er kann alsdenn ſeinen Arm ausſtrecken, oder nicht. Kann er ihn nicht ausſtrecken, ſo müſſen es andre körperliche Dinge verhindern: dieſes wäre aber alsdenn nicht das Ende des Welt-Gebäudes. Kann er ihn aber ausſtrecken: ſo iſt ein leerer wirklicher Raum vorhanden. Denn das Nichts, das ganz und gar nicht vorhanden iſt, hat weder vor ſich, noch gegen andre Dinge Wirkungen und Eigenſchaften; und in ein bloßes Nichts kann man auch den Arm nicht ausſtrecken.

Uebrigens finden wir nicht, daß unſre Erklährung des Raums und die Leibnitziſche ſo nahe mit einander verwannt ſind, als unſer Herr Correſpondent glaubet. Die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander ſind, denn ſo heißt die Leibnitziſche und Wolfiſche Erklährung, und der Aufenthalt der Dinge, ſind ganz weit unterſchiedene Begriffe. Die Ordnung iſt allemal in den Dingen ſelbſt, und iſt allemal eine Eigenſchaft der Dinge, in Betrachtung auf die Erkenntniß eines andern Dinges. Der

Aufenthalt aber zeiget allemal außer den Dingen noch etwas anders wirkliches an.

Das Beyſpiel von einem Bücher Verrath erläutert die Sache vollkommen. Die Ordnung der Bücher iſt in den Büchern ſelbſt, in ſo ferne ſie von jemand betrachtet wird. Der Aufenthalt der Bücher aber zeiget außer den Büchern noch etwas anders als wirklich an: nämlich das Zimmer, darinnen die Bücher ſind. Und niemals wird man etwas finden, bey dem der Aufenthalt und die Ordnung einerley ſind. Es giebt aber unzählige Dinge, da ſie nicht beyſammen ſind. Von einem Getraide-Boden, wo eine Menge von einerley Getraide aufgeſchüttet iſt, kann man ſagen: Hier iſt ein Aufenthalt einer Menge Getraides. Man kann aber nicht ſagen, daß daſelbſt eine Ordnung ſey.

Die Leibnitziſche Erklährung des Raums hat alſo mit der unſrigen gar keine Verwanntſchaft. Sie verleitet aber zu einer Menge falſchen Schlüſſen und Erfindungen in der Weltweisheit. Dieſe Erklährung, wie ich vielleicht an einem andern Ort zeigen werde, hat den Freyherrn von Wolf allein verführet, zu glauben, daß aus einfachen Dingen, die weder Größe noch Theile haben, dennoch zuſammengeſetzte Dinge entſtehen können, die Größe und Theile haben, welches gewiß eine der allerunergründeſten und widerſprechendſten Lehren in der Weltweisheit iſt.

Ehe wir uns zu den Einwürfen ſelbſt wenden: ſo müſſen wir noch ein paar Worte von demjenigen reden, was unſer gelehrter Herr Correſpondent zum Grunde ſeiner Einwürfe, und zum vornehmſten Augenmerke ſeiner Abhandlung geſetzet hat: nämlich daß ſich wegen der beſtändigen Ordnung der Welt kein leerer Raum darinnen befinden könnte; weil ſonſt die Ordnung und der Zuſammenhang unterbrochen würde. Man glaubt alſo, daß bey einer Ordnung alles erfüllet ſeyn müſſe. Allein, uns deucht, daß nichts weniger als dieſes zur Ordnung erfordert werde.

Die Ordnung iſt die Aehnlichkeit, oder vielmehr die Wahrnehmung der Aehnlichkeit des Mannigfaltigen in der Folge auf und neben einander. Indem das Mannigfaltige auf und neben einander folget; ſo wird nicht erfordert: daß das Mannigfaltige dergeſtalt nahe bey einander ſey, daß gar kein leerer Zwiſchen Raum bleibt. Die Folge iſt einerley, ob das Mannigfaltige nahe oder weit auf einander folget, wenn nur bey dem Mannigfaltigen auch in dieſer Folge eine Aehnlichkeit wahrzunehmen iſt. Bey der Ordnung der Soldaten, bey den Proceßionen, welches Gleichniſſes ſich der Freyherr von Wolf bedienet, und bey allen andern Dingen, woran wir Ordnung wahrnehmen, können leere Zwiſchenräume ſeyn, und ſie ſind auch in der That vorhanden, ohne daß die Ordnung und der Zuſammenhang unterbrochen wird.

Vielmehr ſchadet das Anfüllen der Ordnung, weil alsdenn die Folge aufhöret, ohne welche keine Ordnung ſeyn kann. Wird man wohl ſagen, daß auf einem mit Menſchen dicht angefüllten Markt-Platze, oder in einem Kaſten, welcher dergeſtalt mit Büchern angefüllet iſt, daß kein einziger mehr Platz hat, Ordnung vorhanden ſey? Wir halten es nicht. Da nun die Ordnung das Anfüllen keinesweges erfordert: ſo kann man auch nicht zum Grunde ſetzen, daß der Ordnung halber, die man der

Welt zugeſtehen muß, alles angefüllt ſeyn müſſe; ſondern es bleibt allemal die Frage vorher zu erörtern übrig, ob ſich die Ordnung der Welt, die natürlichen Erſcheinungen und die Bewegung der Welt Kugeln beſſer erklähren läßt; wenn man in der Welt einen angefüllten oder leeren Raum annimmt.

Wir getrauen uns, unſre Leſer zu überzeugen, ſo viel als es der enge Platz erlauben will, daß das letztere eine weit glücklichere Erklährung zuläßt. Laſſet uns nun die Einwürfe ſelbſt betrachten.

Unſer geehrteſter Herr Correſpondent geſtehet zwar die Ungültigkeit des erſten Beweiſes, den der Herr von Leibnitz wider die Wirklichkeit des Raums vorgebracht hatte. Er findet aber bey unſrer Auflöſung in den Nebenſachen unterſchiednes zu erinnern. Dieſes betrifft den Satz des zureichenden Grundes.

Freylich hat weder der Herr von Leibnitz, noch ein anderer neuerer Weltweiſe, als einen Lehrſatz behauptet, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen einzuſehen fähig ſind. Allein, es iſt deſto ſchlimmer, daß ſie aus allzugroßer und verblendeter Liebe vor dieſen Grundſatz denſelben durchgängig und ohne Unterſchied haben anbringen wollen, ohne, daß ſie bedacht hätten, daß wir den zureichenden Grund von allen Sachen einzuſehen nicht im Stande ſind.

In dieſem von uns angeführten erſten Beweiſe des Herrn von Leibnitz iſt es offenbahr, daß er einen zureichenden Grund einzuſehen verlanget hat, wo er ſchlechterdings über unſre Erkenntniß iſt. Denn wir mögen den

Raum als wirklich anſehen oder nicht; ſo können wir ſchlechterdings keinen zureichenden Grund finden, warum Gott dieſe Dinge hier und nicht anderswo geordnet hat. Und auf dieſe Art wird man gar vielfältig finden, daß die Freyherren von Leibnitz und Wolf und ihre Nachfolger, nicht zwar mit ausdrücklichen Worten, ſondern nach der unumgänglichen Folge ihrer Schlüſſe voraus ſetzen, man müſſe von allen Dingen einen zureichenden Grund einſehen können. Ich werde dieſes in der Folge meiner philoſophiſchen Abhandlungen gar oft zu zeigen Gelegenheit haben, und dieſes iſt in der That die Haupt Quelle alles Irrthums in der neuern Weltweisheit.

Mich deucht auch nicht, daß der Satz des zureichenden Grundes das Hauptwerk eines Philoſophen ſeyn muß. Jedermann wird uns ganz willig zugeben müſſen, daß der Satz des zureichenden Grundes nur lediglich deshalb gültig iſt, weil er aus dem Satze des Widerſpruchs bewieſen werden kann; ob zwar dasjenige noch kein Beweiß iſt, was der Freyherr von Wolf in dieſem Stücke geleiſtet hat (*). Denn da man in der Weltweisheit nichts ohne Beweiß annehmen kann, was nicht unläugbar einer durchgängigen Erfahrung und Erkenntniß gemäß iſt; ſo kann man am allerwenigſten einen Grundſatz ohne dieſe Erforderniſſe annehmen.

Niemand aber kann ſagen, daß der Satz des zureichenden Grundes dieſe Eigenſchaften hat. Denn er hat weder eine unläugbare Erfahrung, noch offenbahre Erkenntniß vor ſich, weil wir in unzähligen Dingen einen zureichenden Grund nicht einſehen können. Dahingegen iſt

---

(*) Metaph. 1 Th. §. 30. 31.

iſt der Satz des Widerſpruchs allemal in einer unläugbaren Erfahrung und Erkenntniß gegründet. Denn bey allen und jeden Sachen erkennet unſer Verſtand ohne Ausnahme, daß ein Ding nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann.

Wenn nun der Satz des zureichenden Grundes erſt durch den Beweiß aus einem andern Grundſatze ſeine Gültigkeit erhalten muß: ſo kann er nicht das Hauptwerk eines Philoſophen ſeyn, ſondern ſein vornehmſtes Augenmerk muß ſeyn, daß ſich ſeine Schlüſſe auf den Satz des Widerſpruchs gründen, oder wenigſtens demſelben nicht entgegen ſind. In dieſem letztern Falle, und nicht eher, kann man aus dem Satze des zureichenden Grundes ſchlüßen.

Es will hierbey nichts ſagen, daß man öfters etwas vor widerſprechend hält, was es in der That nicht iſt. Aus einem unrechten Gebrauche oder ſchwachen Einſicht kann man keine Sache beurtheilen; und will man nicht eben ſo oft einen zureichenden Grund finden, der nichts weniger als wahr iſt? Es iſt alſo ſo weit gefehlt, daß der Satz des zureichenden Grundes das Hauptwerk eines Weltweiſen ſeyn muß, daß es vielmehr ſein vornehmſtes Augenmerk ſeyn muß, dieſen Grundſatz allenthalben dem Satze des Widerſpruchs nachzuſetzen, und ihn in ſeine engen und gerechten Gränzen einzuſchließen. Ich werde dieſes weitläuftiger zeigen können, wenn ich einmal von dem Satze des zureichenden Grundes und deſſelben Gränzen ausführlicher handeln werde.

Dasjenige, womit wir den zweyten Beweiß des Herrn von Leibnitz entkraftet haben, ſcheinet unſerm wertheſten

Herrn Correſpondenten nicht hinlänglich zu ſeyn. Der Herr von Leibnitz gründete ſeinen Beweiß darauf, daß ein leerer Raum der Vollkommenheit der Welt nicht gemäß ſey. Hierwider haben wir weiter nichts zeigen wollen, als daß dieſer Beweiß keine Gültigkeit hat, wenn man nicht vorher viele andre Dinge beweiſet, nämlich, daß das angefüllte zur Vollkommenheit und Einrichtung der Welt mehr beyträgt, als ein leerer Zwiſchenraum. Unſer Herr Gegner hat weder dieſen Beweiß geleiſtet, noch gezeiget, daß wir ihn mit Unrecht gefordert haben. Wir können alſo bey demjenigen, was er erinnert, ganz kurz ſeyn.

Dem erſten Einwurfe, daß man an der Wahrheit einer Sache nicht zweifeln ſolle, wenn man gleich ihren zureichenden Grund nicht einſiehet, ſind wir bereits zuvor gekommen. Wir haben mit deutlichen Worten geſagt, daß bey der Anfüllung mit einer Materie ohne Creaturen unmöglich ein zureichender Grund vorhanden ſeyn kann, wenn man nicht vorher zeiget, daß dieſe Materie zur Vollkommenheit und beſſern Einrichtung der Welt erforderlich iſt.

Ganz anders iſt es mit den Sand-Bergen in der Wüſten Arabien beſchaffen; und man kann hier zureichende Gründe ganz wohl einſehen. Sie dienen die Hitze zu vermehren, welche hernach andern Ländern durch die Winde mitgetheilet wird; ſo wohl als eben dieſe zu gewiſſen Zeiten zu beförder, und zu gewiſſen Zeiten aufzuhalten und zu vermindern: und was könnte man hier nicht vor vielfältigen Nutzen ausfindig machen?

Wenn man aber ſagt, daß dennoch in der ſubtilen Himmels-Luft materielle Creaturen leben können: ſo ſetzet man allzuviel voraus. Vors erſte nimmt man dieſe ſubtile Himmels-Luft allemal unbewieſen an: und ſo dann bleibt allemal noch die Frage zu erörtern übrig, ob auch in einer ſolchen Luft die allerkleinſten materiellen Geſchöpfe leben können, die man ſich nur immer einbilden kann. Alles was lebet, bedarf einer Luft, die, ob ſie gleich unermäßlich ſubtiler iſt, als die unſrige, dennoch einerley Natur mit derſelben ſeyn muß. Ich werde aber unten zeigen, daß der Aether, geſetzt, daß er vorhanden wäre, mit unſrer Luft unmöglich einerley Natur ſeyn kann.

Vielleicht würde es auch durch Erfahrungen zu beweiſen ſeyn, daß in dem Aether auch die ſubtileſten Thierchen nicht leben können. Wenn man die durch die Löwenhökiſchen Gläſer entdeckten Thierchen unter die Luft-Pumpe bringen, und daſelbſt eine Zeitlang laſſen könnte: ſo würden ſie gewiß ſterben. Demnach werden die Gegner willig zugeben, daß der Aether nicht weggepumpt wird.

Zu geſchweigen, daß man ſolchen Entdeckungen unſichtbarer Thierchen durch die Vergrößerungs-Gläſer nicht ſo ſchlechterdings trauen darf, weil vieler Irrthum mit unterlauft. Ich erinnere mich einer Begebenheit, da ein gelehrter Freund durch ein Lewenhökiſches Vergrößerungs-Glas ein den Augen unſichtbares Thierchen ſehen und davon auf das ungezweifeltеſte überzeugt ſeyn wollte, da es doch weiter nichts, als ein ſehr ſubtiles Faßgen war, davon die ſubtilen rauchen Zaſerchen Füße vorſtelleten, und welches die Luft und vielleicht auch unſer Athem gelinde bewegte. Seit der Zeit habe ich mir die Regel gemacht, von dergleichen Entdeckungen kaum die Hälfte vor wahr zu halten.

Bey dem dritten Beweiſe des Herrn von Leibniß erinnert der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe abermals, daß eine lebloſe Materie dem Nichts, oder vielmehr dem leeren Raume, vorzuziehen ſey, ohne jedoch weitere Gründe anzuführen. Es bedarf dieſes hier abermals keiner Widerlegung; weil es ſich in der Folge ergeben wird, ob das Angefüllte oder der leere Raum der Vollkommenheit und der Einrichtung der Welt mehr gemäß iſt. Man läugnet auch gar nicht, daß Etwas zu Nichts eine wahrhaftige Proportion iſt, ob ſchon der Beweiß ſchwehr halten dürfte. Denn mit mathematiſchen Begriffen kann man in der Metaphyſik nicht viel Wahrheiten ausfindig machen. Es iſt dieſes vielmehr der Weg, welcher den Herrn von Leibnitz und andre zu Irrthümern geführet hat. Nur iſt hiervon anjetzo die Rede nicht, ſondern ob das Vacuum oder die Materie bey allen und jeden Einrichtungen beſſer ſey. Es wird ſich dieſes in der Folge zeigen.

Damit wir aber uns im Vorbeygehen gleichfals einer mathematiſchen Erläuterung bedienen: ſo kann man nicht ſagen, daß Eins allemal beſſer iſt, als Null. Gewiſſe Einrichtungen der Zahlen erfordern nothwendig Nullen. Wie, wenn die Einrichtung des Welt-Gebäudes gleichfals leere Zwiſchenräume nothwendig erforderte? Man ſiehet alſo, daß mit dergleichen mathematiſchen Begriffen nichts ausgerichtet iſt.

Ich hatte wider die ſubtile Himmels-Luft einen ſehr wichtigen Einwurf gemacht, nämlich, daß alsdenn der Lauf der Planeten vermindert werden würde. Viele gelehrte Gönner haben ſo wohl in ihren Briefen, als mündlichen Unterredungen bezeuget, daß dieſer Einwurf ſehr ſtark ſey; und man wüßte ihn nicht zu heben. Es ſcheinet aber, daß er eines Theils dem Herrn Verfaſſer dieſer Einwürfe ſo wichtig nicht vorgekommen iſt, und andern Theils dünkt es uns, daß wir hier nicht recht verſtanden worden ſind. Denn wir haben niemals geſagt, daß die Planeten ohne ſubtile Himmels-Luft geſchwinder laufen würden, oder, daß dieſe Luft verurſachen müßte, daß die Planeten eine langſamere Bewegung bekämen.

In der Hauptſache erinnert der Herr Gegner, er ſey überzeugt, daß dieſe ſubtile Himmels-Luft der Bewegung der Himmels-Kugeln nichts in Weg legen würde; und wir finden keinen andern Grund, als weil die Triebfedern dieſer Bewegung ſchon ſo ſtark wären, dem im Wege ſtehenden Aether Troz zu bieten. Man weiß nicht, was der Herr Verfaſſer durch dieſe Triebfedern verſtehet. Meinet er, daß die Allmacht Gottes die Himmels-Kugeln, ungeachtet des im Wege ſtehenden Aethers, in ihrem unverminderten Lauf erhalten würde: ſo heißt dieſes nicht philoſophirt. Denn wenn wir in Erklärung der natürlichen Begebenheiten zur Allmacht Gottes unſre Zuflucht nehmen wollen: ſo haben wir ganz und gar keine Philoſophie nöthig. Verſtehet aber der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe durch die Triebfedern die natürlichen Urſachen der Bewegung: ſo iſt es offenbar, daß dieſe natürliche Urſachen denen Wirkungen andrer natürlichen Urſachen ausgeſetzt ſeyn müſſen.

Nun iſt nicht dem geringſten Zweifel unterworfen, daß die Materie, ſie ſey auch ſo zart als ſie wolle, der Materie widerſtehet; und dieſer Widerſtand muß eine Wirkung hervorbringen; weil man ſonſt von einer Sache zugleich etwas bejahen und auch verneinen würde. Die natürlichen Urſachen, welche die Triebfedern der Bewegung der Himmels-Körper ſind, mögen alſo ſo ſtark ſeyn, als ſie wollen: ſo können ſie nicht machen, daß die natürliche Eigenſchaft des Aethers, als einer Materie, aufhöret, vermöge welcher er der Materie widerſtehet; und Gott ſelbſt kann nicht machen, daß der Aether dieſe Eigenſchaft nicht hat, wenn er nicht das materielle Weſen dieſer ſubtilen Himmels-Luft aufheben, und eine ganz andre Sache hervorbringen will.

Da nun dieſer Widerſtand der ſubtilen Himmels-Luft eine Wirkung hervorbringen muß: ſo iſt es klar, daß ſich die Planeten in ihrem Laufe vermindern müßten, wenn dieſe ſubtile Himmels-Luft vorhanden wäre. Uebrigens haben wir niemals behaupten wollen, daß die Luft die Bewegung hintere, ſondern nur, daß ſie dadurch geſchwächet werde; und dieſes wird wohl niemand läugnen, welcher die Natur der Luft erwäget. Unzählige Erfahrungen beweiſen dieſes. Was merket man nicht vor eine weit ſtärkere Schwächung einer Büchſen-Kugel, wenn ſie bey Winde oder dicker Luft abgeſchoſſen wird, als wenn die Luft ſtille und dünner iſt.

Dargegen kann die von unſerm Herrn Correſpondenten angeführte Erfahrung hier nicht gelten. Das Fallen der Körper kann in eigentlichem Verſtande keine Bewegung genennet werden, und die größere Geſchwindigkeit im Fallen, wenn die Kugel weiter herunter kommt, kann ganz wohl erkläret werden, ohne daß daraus folgt, daß die Luft die Bewegung nicht ſchwäche. Der Platz verhintert es, dieſe Erklährung zu leiſten. Denn wir

müßten vorher unterſuchen, ob die Schwehre der Materie
igenthümlich zuſtehe, oder von einer andern ſchwehrma-
henden Materie herkomme.

Vielleicht unterziehen wir uns aber dieſer Unterſu-
hung bald in einer eignen Abhandlung, weil wir die vie-
erley Materien und Kräfte, welche die neuere Weltweis-
it erſchaffen hat, vor allen Dingen in ihrem Nichts dar-
ellen möchten. In der That iſt es zu verwundern, wie
ie Philoſophie in Teutſchland bey ſo vielen gelehrten
uten von großer Einſicht hat Beyfall finden können, die
u Erklährung der Eigenſchaften der Dinge, und der na-
rlichen Begebenheiten, alle Augenblicke entweder eine
ſondre Kraft, oder eine beſondre ſolche Eigenſchaft ma-
ende Materie zu Hülfe ruft. Wenn ſich ein geſchickter
opf die Mühe geben wolte, alle dieſe beſondern Kräfte
nd Materien in richtiges Verzeichniß zu bringen, die nur
n des Freyherrn von Wolf Schriften vorhanden ſind;
würde ein wunderlicher Miſchmaſch von Materien und
räften herauskommen, die das allerweiſeſte Weſen, wel-
es zu Erreichung ſeiner Abſichten ſo wunderliche Wege,
ls die Erſchaffung ſo vieler beſondern Kräfte und Mate-
ien iſt, gar nicht nöthig hat, dennoch ſämmtlich erſchaffen
haben ſoll.

Von dem letztern Beweiſe des Herrn von Leibnitz
glaubet unſer gelehrter Herr Correſpondent, daß wir als
einen unvollkommnen Beweiß verwerfen, daß die Sonne
ohne leeren Raum die um ſie laufenden Himmels-Körper
anziehen könne; und doch behaupteten wir ſelbſt ohne
Beweiß, daß die Sonnen-Strahlen dieſe anziehende
Kraft ſey. Vielleicht wird man dieſen Vorwurf zu-
rück

rück nehmen, wenn wir die Sache deutlicher zu machen ſuchen.

Der Herr von Leibnitz behauptete, daß ſich die Körper in der Ferne ohne ein darzwiſchenkommendes Mittel einander nicht anziehen könnten; und lediglich deshalb ſchloß er, daß zwiſchen den Himmels-Körpern alles mit Materie angefüllet ſeyn müſſe, und folglich kein leerer Raum vorhanden ſeyn könne. Wenn man ihm nun zeigen könnte, daß noch ein andres Mittel vorhanden ſey, ohne die Materie, die er lediglich deshalb ſolgerte, wodurch ſich die Himmels-Körper in der Ferne anziehen könnten: ſo wird jedermann einſehen, daß ſolchemnach dieſer ſein Beweiß wider den leeren Raum hinwegfallen müßte. Dieſes Mittel fand ich in den Sonnen-Strahlen.

Folglich iſt ſein Beweiß nicht ohne Urſache verworfen worden: und man kann auch nicht ſagen, daß dieſes Mittel ohne Beweiß angenommen ſey. Es iſt ein ganz gültiger Schluß, von der Wirkung auf die Urſache zu ſchließen: und dieſe Wirkung iſt offenbar, weil ſich um die Sonne keine andre Körper bewegen, als welche die Wirkung ihrer Strahlen genießen. Man kann ganz kühnlich behaupten, daß die Sonnen-Strahlen nicht weit über den Saturn hinausgehen. Die Sonne iſt in den Saturn beynahe zehnmal kleiner, als ſie uns vorkommt. Wenn man nun die Weite des äußerſten Saturnus-Monden von dem Saturn ſelbſt bedenket: ſo wird in dieſem äußerſten Monden des Saturn, den viele Gelehrten noch nicht einmal vor den letztern halten, die Sonne die Größe eines Firſterns nicht ſehr übertreffen, und folglich muß die Wirkung ihrer Strahlen daſelbſt aufhören.

Es macht auch keinen Einwurf aus, daß die Erde weilen größtentheils durch den Mond der Sonnen-Strahlen beraubet wird. Es würde nicht einmal einen inwurf abgeben, wenn dieſe Beraubung der Sonnen-Strahlen gänzlich geſchähe. Denn man hat niemals ſagt, daß das Anziehen der Sonnen-Strahlen lediglich lein die Geſetze der Bewegung und die Richtung des aufs der Planeten ausmache. Es können und ſind och viele andre natürliche Urſachen vorhanden, welche icht zugeben, daß die Planeten aus ihrer Bahn aus-hweifen.

Gleiche Bewanntniß hat es mit den Cometen. Die brigen Geſetze ihrer Bewegung, und die Urſachen der ichtungen ihres Laufs leiden dadurch nichts, wenn ſie leich der Strahlen von unſrer Sonne beraubet werden.

Uebrigens haben unterſchiedne Briefe würdiger Ge-hrten dieſes angenommene Anziehen der Planeten durch e Sonnen-Strahlen vor ſehr wahrſcheinlich und ver-nünftig gefunden. Ja ſie haben hinzu geſetzt, daß die orhandene Wirkung die Sache faſt außer allen Stre ſe. Denn die kleinern und folglich leichtern befinden ſch am nächſten bey der Sonne. Dahingegen [illegible] ſen nach der Proportion ihrer Größe am weiteſten ent-ernet wären.

Ich bin hierdurch auf die Spuhr gebracht worden finden, daß auch ſo gar der Stand der Planeten von der Sonne ihrer Größe unter einander proportionell ſey. Mars und Venus geben nach der Ausrechnung einiger Sternſeher Zweifel an die Hand, die aber vielleicht gar wohl zu heben ſeyn werden, wenn ich die Sache näher unterſuche.

Wir hatten einen Beweiß des Herrn Clarke ſehr bündig gefunden, worinnen er ſich vorſtellte, daß Gott das ganze Welt-Gebäude in einer geraden Linie in Bewegung brächte. Der Herr von Leibnitz konnte und wolte dieſe richtigen Schlüſſe nicht einſehen, ſondern antwortete lediglich, daß Gott ſolches nicht thun würde. Eben dieſen Einwurf macht unſer Herr Correſpondent, ohngeachtet wir die Richtigkeit dieſes Beweiſes mit andern Gründen befeſtiget hatten, wider welche man aber nichts erinnert. Da wir uns nun in dieſer Beantwortung einer gleichen Art zu ſchlieſſen bedienet haben: ſo wollen wir noch einmal verſuchen, die Sache deutlicher zu machen.

Wenn jemand einen gewiſſen Satz mit Grunde behaupten will; ſo darf bey einer richtigen Folge niemals etwas Falſches oder Widerſprechendes daraus abfolgern. Dieſes iſt das vornehmſte und ungezweifelteſte Kennzeichen der Wahrheit. Sobald man alſo zeigen kann, daß aus dem entweder ohne Beweiß oder mit vermeintlichen Beweiß angenommenen Satze eines andern durch eine richtige Folge etwas Falſches oder Widerſprechendes folget; ſo iſt dieſer Satz ganz ungezweifelt falſch. Die Sache iſt ſo bekannt, daß man keine Worte deshalb verſchwenden darf. Wer weiß nicht den gemeinen Satz: unde falſum ſequitur, illud falſum eſt.

Zu der Richtigkeit der Folge, die man aus dem angenommenen Satze herleitet, wird nichts weiter erfordert, als daß die Sätze, die man dabey anwendet, in logikaliſchen Verſtande wahr ſind, das iſt, keinen Widerſpruch in ſich halten. Es kommt hierbey auf nichts weniger als darauf an, ob die Dinge wirklich geſchehen werden, welche in den hinzugefügten Sätzen enthalten ſind; ſondern nur ob ſie möglich ſind. In den Schlüſſen befindet man ſich gleichſam nur in dem Reiche der möglichen Dinge; und hier iſt alles wahr, was möglich iſt. Man verlanget von dem Satze des Gegners gleichfals weiter nichts, als daß die Sache möglich iſt.

Wenn aber ohngeachtet der möglichen Dinge, die ich hinzuſetze, dennoch durch eine richtige Folge etwas Unmögliches oder ein Widerſpruch heraus kommt: ſo iſt es ja über alle Maaßen begreiflich, daß die Schuld nicht an den möglichen Dingen, die ich hinzu geſetzt habe, ſondern an dem Satze meines Gegners liegen muß, der folglich ungezweifelt falſch iſt.

Man wende dieſes auf den Beweiß des Herrn Clarke an: ſo wird die Sache ungemein deutlich werden. Er nimmt den Satz des Herrn von Leibnitz als wahr an, daß der Raum die Ordnung der Dinge ſey, die zugleich und neben einander ſind. Er ſetzet aber zwey mögliche Dinge hinzu, nämlich, daß das Welt-Gebäude eine umſchränkte Weite haben, und daß es Gott in einer geraden Linie in Bewegung bringen könne. Hieraus zeiget er nun durch eine richtige Folge, daß ein Widerſpruch, oder etwas Unmögliches herauskommt; weil alsdenn die Welt eine Veränderung und zugleich auch keine Veränderung leiden würde.

Dieſer Widerſpruch und Unmöglichkeit liegt nicht an den Sätzen des Herrn Clarken; weil man ſonſt zeigen müßte, daß es etwas Widerſprechendes ſey, wenn das

Welt-Gebäude eine umſchränkte Weite hätte, und wenn es von Gott in Bewegung gebracht würde. Folglich liegt die Schuld an dem Leibnitziſchen Begriffe von dem Raume, den Herr Clarke als wahr vorausgeſetzt hatte, und dieſer iſt alſo offenbar falſch und widerſprechend.

Was will man demnach hier mit dem Satze des zureichenden Grundes, nämlich daß Gott eine ſolche Bewegung niemals vornehmen würde? Dieſer Satz gilt nur, wenn man die Beſchaffenheit der wirklichen Dinge unterſuchet. Hier iſt aber die Frage, ob die vorausgeſetzten Begriffe möglich oder unmöglich ſind? Dieſes kann man aus Nichts, als aus dem Satze des Widerſpruchs entſcheiden; und ſobald man wider denſelben mit dem Satze des zureichenden Grundes kämpfen will: ſo verfällt man in Träume und leere Erdichtungen.

Vielleicht iſt nunmehr die Sache begreiflicher geworden. Wer ſich die Mühe nehmen will, den Beweiß des Herrn Clarke in eine demonſtrationem apagogicam zu bringen, wie ſie der Freyherr von Wolf nennet (*), der wird befinden, daß er ungezweifelt, und dieſe Art zu ſchlieſſen ungemein richtig iſt.

Nachdem wir nun ſolchergeſtalt den Beweis des Herrn Clarke von allen Einwürfen gerettet haben: ſo können wir uns entübriget halten, auf die weitere Ausflucht des Herrn von Leibnitz, die auch unſer Herr Gegner beybehält, weiter zu antworten. Dasjenige, womit er bereits widerleget iſt, ſtehet noch unbeweglich. Vielleicht wird man den Widerſpruch eher einſehen, wenn man ſich vorſtellet, daß etwas in einer geraden Linie beweget wird,

---

(*) Logic. lat. Part. 2. Sect. 1. Cap. 2. §. 553.

und doch an einem Orte verbleibet, wohin das Gleichniß mit der Billard-Kugel nicht gehöret.

Es iſt auch hier gar nicht die Frage, ob der Ruheſtand und die Bewegung in einer einzigen Veränderung wahrgenommen werden kann: ſondern ob es verſchiedne Zuſtände ſind, und verſchiedne Wirkungen vorhanden ſind. Dieſes wird man wohl nicht läugnen, und ſowohl bey Fortſegelung des Schiffes, als der Schwenkung eines Glaſes, ſind verſchiedne Zuſtände vorhanden, die verſchiedene Wirkungen hervorbringen.

Indem wir mit Herr Clarken daher einen Beweiß genommen haben, daß der Raum eine Größe ſey, welches man von der Ordnung nicht ſagen kann: ſo müſſen wir bedauren, daß wir von unſerm Herrn Correſpondenten überall nicht recht verſtanden ſind. Wir haben vorerſte niemals eine Erklährung der Größe geben wollen. Wir haben geſagt, daß der Abſtand oder die Weite eines Dinges von dem andern, eine Größe ausmacht, nicht aber eine Größe ſey der Abſtand oder die Weite eines Dinges von dem andern. Wenn wir das letztere geſagt hätten; ſo hätten wir eine Erklahrung geben wollen. Der Unterſchied iſt leicht begreiflich.

Wir haben gleichfals nicht geſagt, daß wir deshalb die Größen und Ordnungen nicht zuſammenfügen können; weil aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden keine Größen entſtehen; ſondern nur, daß in dem Vorhergehenden und Nachfolgenden keine Größe beſtehet.

Dieſe unſre Begriffe ſind auch verändert, da von den Proportionen die Rede iſt. Es iſt wahr, es iſt nichts

Ungereimtes, wenn ich ſage, dieſe Größe befindet ſich fünfmal in einer andern, oder dieſe begreift jene fünfmal in ſich. Allein alsdenn ſind zwey verſchiedne Größen: und hiervon iſt die Rede nicht. Wenn man aber ſagt, es iſt eine Größe von einer Größe: ſo verſtehet es ſich von einerley Größe: und dieſes iſt etwas Ungereimtes. Wie viel kommt es doch darauf an, die eignen Worte ſeines Gegners genau beyzubehalten?

Der Streit beruhet lediglich darauf, ob die Ordnung, als ein pures ens relativum, das im phyſiſchen Verſtande nichts Wirkliches iſt, eine Größe ſey, oder habe. Da nun die Gründe des Herrn Gegners hierauf nicht gerichtet, noch die unſrigen, die es verneinen, angegriffen ſind; ſondern vielmehr willig zugegeben wird, daß in dem Vorhergehen und Nachfolgen keine Größe beſtehet: ſo gehet uns das übrige, was hier geſaget wird, nichts an.

Dasjenige, was wir im Vorbeygehen geſagt haben, nämlich, daß aus der gegenſeitigen Meinung folgen würde, ein Körper könne niemals im Ruheſtande ſeyn, iſt gleichfals nicht recht verſtanden worden; ob wir gleich nicht läugnen, daß wir uns hier deutlicher hätten erklähren können. Wir vermutheten aber hierwider keine Einwürfe. Solchemnach müſſen wir uns erklähren, daß wir hier nicht verſtehen, als wenn bey der Fortrückung des einen Körpers ſich alle Reihen der andern Dinge bewegen müßten, ſo wie etwan dicht aneinander anſtoßende harte Körper thun, ſondern der Verſtand dieſer wenigen Worte iſt folgender:

Wenn man behauptet, daß der Raum die Ordnung der Dinge iſt, die zugleich und neben einander ſind; ſo iſt es gewiß, daß alle Augenblicke dieſer oder jener Körper die Ordnung verändert. Da nun in einer Ordnung ein jedes Ding gegen alle übrige ſeinen Stand und Richtung hat, die folglich alle Augenblicke verändert wird: ſo folget daraus, daß niemals ein Korper in Ruheſtand, ſondern beſtändig in einer relativen, obgleich nicht reellen Bewegung iſt. Dieſe relative Bewegung hat aber dennoch allemal ihre reellen Wirkungen. So viel iſt hier zu verſtehen. Es wird aber nicht viel darauf ankommen. Weshalb es auch nur im Vorbeygehen angeführet wurde.

Weil hier die Rede von der Bewegung iſt: ſo wollen wir dasjenige unterſuchen, was der Herr Verfaſſer in dem Eingange ſeiner Einwürfe hiervon beygebracht hat. Es iſt wahr, der angefüllte Raum hintert die Bewegung nicht. Allein nur, wenn von den bewegenden Körpern auf unſrer Welt Kugel die Rede iſt. Hier ſiehet man ganz wohl, daß das Angefüllte, oder die Luft, die Bewegung eines Pfeils, einer Canonen und Büchſen-Kugel und dergleichen nicht hintert, ſondern nur nach und nach ſchwächt.

Wenn man aber ſaget, daß das Angefüllte die Bewegung hintere: ſo verſtehet man es von der Bewegung der Himmels-Körper: und hier hat die angeführte Erfahrung unſers Herrn Correſpondenten gar kein Gewichte. Man muß einen Unterſchied zwiſchen einer gewaltſamen Bewegung machen, und zwiſchen einer Bewegung die aus naturlichen Urſachen erfolgen ſoll

Wenn Gott die Welt-Kugeln ſo gewaltſam ſchüttelte, als man bey dieſer Erfahrung die harten Kugeln in dem mit Waſſer angefüllten gläſernen Cylinder ſchütteln muß: ſo könnte die Bewegung der Himmels-Körper freylich ganz wohl erfolgen, ungeachtet zwiſchen ihnen alles angefüllet wäre. Allein, dieſes thut Gott nicht, ſondern wir können gewiß verſichert ſeyn, daß es ſeine Weisheit ſo eingerichtet hat, daß alles aus natürlichen Urſachen erfolgt, und in dieſem Falle können wir nicht einſehen, wie und auf was Art und Weiſe die Bewegung der Welt-Kugeln möglich iſt, wenn alles angefüllt wäre. Wir wollen die Sache zu erklähren ſuchen, ſo viel es der Platz zulaſſen will.

Ein Philoſoph muß nicht allein zu erklähren wiſſen, daß etwas geſchiehet, ſondern auch, wie und auf was Art und Weiſe es möglich iſt, daß es geſchieht. Es iſt alſo nicht genug, daß man ſagt, die Planeten haben ihren Stand, Richtung und Bewegung nach den und den Geſetzen, ſondern man muß auch die Art und Weiſe zeigen, wie es möglich iſt. Dieſes gehet aber ſchlechterdings nicht an, wenn man voraus ſetzt, daß alles erfüllet iſt.

Der ältere Herr Bernoulli (*) hat ausgerechnet, daß ſich um unſre Erd-Kugel ungefähr 660000000000000, Centner Luft befinden. Wenn man dieſes gegen die Schwehre der Erd-Kugel ſelbſt hält und annimmt, daß ſie nach des Herrn Piccards Rechnung 6538549 Pariſer Ruthen im Durchmeſſer hat: ſo kann man das Gewichte der Erd-Kugel gleichfals beſtimmen, wenn man nämlich einen Quadrat-Fuß Erde abwieget, und die gröſſere Schwehre der Felſen und der Mineralien gegen das Waſ ſer rechnet, welches etwas leichter iſt, als die gemeine Erde.

---

*) Memoires de l'Acad. Roi des Sciences 1703. p. 101.

Nach einem gemachten Ueberſchlage ſehe ich wenigſtens ſo viel, daß die ganze Schwehre der Erd-Kugel an die Schwehre der Luft, die ſie umgiebt, noch nicht hinan reicht. Folglich iſt es begreiflich, wie es möglich iſt, daß die Erd-Kugel in ihrem Stande und Richtung erhalten werden kann. Man ſiehet aber dieſe Möglichkeit nicht ein, wenn alles durchgehends mit einer ſubtilen Himmels-Luft erfüllet iſt.

Es iſt ausgemacht, daß die Luft immer dünner wird, je höher ſie von der Erd-Kugel entfernet iſt. Folglich müßte ſie endlich am äuſerſten Ende des Erden-Luftkreiſes mit der ſubtilen Himmels-Luft einerley Natur und Beſchaffenheit haben. Hierdurch würde ſie aber ihre Kraft, die Erd-Kugel in ihrem Stande und Richtung zu erhalten, da ſie von dem allenthalben angränzenden Aether nicht genug unterſchieden wäre, und da ſie folglich noch immer ein Weſen von einerley Natur vor ſich fände, welches ſie forttreiben, und wohin ſie vor dem Druck der Welt-Kugel ausweichen könnte, um einen großen Theil verliehren.

Man wird um ſo vielmehr überzeugt, daß zwiſchen den Welt-Kugeln keine ſubtile Himmels-Luft vorhanden ſeyn kann, wenn man auf die Bewegung dieſer Welt-Körper ſelbſt kommt, und erklähren will, auf was Art und Weiſe ſie möglich ſeyn kann. Man kann die Möglichkeit dieſer Bewegung auf keine andre Art einſehen, als daß die um die Welt-Kugeln befindliche Luft, welche ſie in ihrem Stande und Richtung erhält, gleich einem

Wirbel ſich drehet, und in dem unermäßlichen Nichts (in Abſicht gegen die Materie) gleichſam fortwälzet.

Wenn aber alles mit einer ſubtilen Himmels-Luft erfüllet iſt: ſo ſiehet man nicht, da die Luft unſrer Welt-Kugel endlich ſehr ſubtil und mit dem Aether einerley Natur werden muß, wie ſich die um unſre Welt-Kugel befindliche Luft an einem gewiſſen Orthe brechen, und vor ſich allein bewegen kann, und warum ſich nicht vielmehr die ganze ſubtile Himmels-Luft zugleich mit bewegen müſte. In dieſem letztern Falle aber würde ſie die Möglichkeit der Bewegung der Planeten verliehren, wenigſtens in ſo weit, daß ſie keinen Lauf haben, ſondern ſich nur auf einer Stelle um ihre Axen bewegen könnten. Denn die ſubtile Himmels-Luft, da hier Materie von einerley Natur gegen einander iſt, würde der um den Planeten befindlichen obern ſubtilen Luft widerſtehen, und den Fortgang nicht zulaſſen, wenn nicht der Aether fortgetrieben würde.

Alle dieſe unüberwindlichen Schwierigkeiten aber fallen weg, wenn der Raum zwiſchen den Himmels-Körpern leer iſt. Ich werde ſowohl dieſes, als das vorhergehende, zu ſeiner Zeit ungemein deutlich zu machen ſuchen, und allen möglichen Einwürfen hinlänglich begegnen. Ueberhaupt werde ich dereinſt zeigen, daß dieſe ſubtile Himmels-Luft zwiſchen den Welt-Kugeln ihrer Natur nach nicht vorhanden ſeyn kann. Ich werde beweiſen, daß die Luft ihrer Beſchaffenheit nach von der Sonne beſtändig verzehret werden muß, und daß hingegen dieſer Abgang durch die Ausdünſtungen erſetzet wird, welche wieder zur Luft werden.

Da nun dieſe ſubtile Himmels Luft nach einer ganz atürlichen Folge wenigſtens ein Geſchlecht mit der unſrigen ſeyn muß, und da ſie durch die Ausdünſtungen, welhe ganz bekannter maſſen nicht einmal in die äuſſerſte Höhe unſrer Luft ſteigen können, keine Nahrung erhält: o müßte ſie, wenn ſie auch jemals vorhanden geweſen väre, längſt verzehret ſeyn oder Gott müßte ſie wieder von euem erſchaffen. Ich ſage dieſes nur vorläufig. Denn dieſe Gelegenheit, worinnen dieſes alles nur beyläufig inſchlägt, leidet es nicht, die Sache ordentlich auszuführen, veil ſonſt dieſe Beantwortung zu einem Tractat anwachen würde.

Laſſet uns nun in den Einwürfen unſers werthen Herrn Correſpondenten fortfahren. Man hat ſich nicht wierſprochen, wenn geſagt wird, daß doch in dem Recipienen mehr Leeres als Angefülltes vorhanden ſey. Man giebt en Aether, den noch niemand in der Welt bewieſen hat, ar nicht zu, ſondern man ſetzet nur einmal den Fall, daß r vorhanden wäre: ſo würde doch aus dem Mangel lles Widerſtandes folgen, daß mehr Leeres darinnen ſeyn müßte. Man vergiebt ſich aber ungemein viel, wenn geagt wird, daß der Aether in den Recipienten hineintringt, wie die grobe Luft Platz macht.

Wenn der Aether hineintringen kann: ſo muß er ganz unwiderſprechlicher Weiſe eine ausdehnende Kraft haben. Hat er aber dieſe ausdehnende Kraft, ſo kann er ohne dem geringſten Zweifel von der Luft-Pumpe bezwungen werden. Folglich würde, wenn auch der Aether verhanden wäre, derſelbe gewiß nicht in dem Recipienten anzutreffen ſeyn. Mich deucht aber, daß ſo viele Verſuche, wenn auch der Aether vorhanden wäre, ganz klährlich bezeugen, daß der Aether keine ausdehnende Kraft haben könnte. In einer luftleeren Kugel iſt gewiß nichts vorhanden, was eine ausdehnende Kraft hat.

Daß die Sonne kein elementariſches, ſondern ein wirkliches Feuer ſey, wird ſonſt heut zu Tage von keinem Weltweiſen gezweifelt. Ihre Wirkungen zeigen es zur Genüge an (*). Eben weil die Sonnen-Flecken außer der Sonnen, dennoch aber ſehr nahe bey ihr ſind **): ſo beweiſen ſie, daß von der verbrennenden Materie etwas materielles ausdünſtet, und wenn man noch nicht angemerket hat, daß die Sonne abnimmt: ſo kann es vielleicht nach einigen tauſend Jahren ganz merklich werden.

Wenn wir geſagt haben, daß ſich ohne Materie keine Bewegung vorzuſtellen ſey: ſo verſtehet ſich dieſes von keiner fremden Materie, ſondern von der Materie ſelbſt, die ſich beweget; und die Nothwendigkeit einer fremden Materie die Sonnenſtrahlen fortzubringen, hat noch weder Leibnitz, noch jemand anders bewieſen. Auch werden hier unſre angewendeten Gründe gar nicht umgeſtoßen. Man muß nur einen Unterſchied unter zwey ganz verſchiedenen Wirkungen der Sonne machen, nämlich dem Erleuchten und dem Erwärmen. Man verſtehet die letztere Wirkung, wenn man von den eigentlichen Sonnen-Strahlen redet: und hier iſt es noch gar nicht erwieſen, daß dieſe in einer ungemein kurzen Zeit zu uns gelangen.

---

*) Freyherr von Wolf von den Wirkungen der Natur §. 112.

**) Eben daſelbſt §. 114.

Man wird dieſe zwey verſchiedenen Wirkungen an unſern materiellen Feuern ganz ungezweifelt gewahr. Das Leuchten iſt eigentlich nichts materielles. Es iſt nur ein Glanz. Es bedarf alſo keiner Zeit und keiner Materie, in der es fortgebracht wird; ſondern es erfordert nur Gegenſtände, die es wahrnehmen können. Ich werde dieſes zu ſeiner Zeit deutlich ausführen. Man hat alſo gar nicht nöthig, eine beſondre Materie des Lichts zu erſchaffen, wie die neuen Schöpfer der vielerley beſondern Materien gethan haben, die ſich aber wahrhaftig einen ſehr wunderlichen Begriff von der unendlichen Weisheit des wahrhaftigen und großen Schöpfers gemacht haben müſſen.

Solchergeſtalt wird auch der Einwand nichtig, daß die materiellen Lichtſtrahlen in einem ſchnell verdunkelten Zimmer verbleiben müßten. Von der Wirkung des Leuchtens unſerer materiellen Feuer bleibt auf dieſe Art gleichfalls nichts zurück zum unſtreitigen Beweiſe, daß der Licht-Glanz weder materiell iſt, noch ſich durch eine Materie mittheilet, ſondern nur in der Wahrnehmung keine Verhinderung erfordert. Dargegen bleibt die Wirkung der materiellen Sonnen-Strahlen, nämlich die Wärme, allemal, man mag ein Zimmer noch ſo plötzlich davor verwahren.

Da unſer gelehrter Herr Correſpondent die ſubtilen Luft-Theilchen als das Mittel anſiehet, wodurch die Sonnen-Strahlen zu uns gebracht werden; ſo wird ihm die Vergleichung mit einer Reihe harter Kugeln hier keine Dienſte leiſten können. Die Luft-Theilchen ſind ihrer Natur nach feucht, weich und elaſtiſch. Wie kann man ſich alſo dieſelben unter einer Reihe harter Kugeln vorſtellen, wovon bey einer Bewegung die letztere abſpringt. So lange man alſo nicht beweiſet, daß die ſubtile Himmels-Luft einer ganz andern und entgegengeſetzten Natur ſey, als unſre Luft: ſo lange iſt dieſes alles nichts, als ſinnreiche und ſüſſe Erdichtung. Carteſius, der der Erfinder dieſer Materie des Lichts iſt, hat ſein Buch von der Phyſik gegen vertraute Freunde ſelbſt nur ſeinen Roman genennet: und von ganzen Herzen darüber gelacht, daß es ſo viel Beyfall fände (*).. Vielleicht ſind die meiſten heutigen Phyſiken gleichfalls nichts anders, als ſinnreiche Romane.

Unſer Satz bleibt alſo noch immer unbeweglich, daß die Materie der Materie widerſtehet; und hinwider gilt das Beyſpiel von Glas-Scheiben und Brenn-Gläſern wohl im geringſten nicht. Auch die Brenn-Spiegel widerſtehen den Sonnen-Strahlen. Denn eben deswegen, weil ſie davon abprallen, und ſich in einem Punct ſammlen, geſchiehet die Wirkung des Brenn-Glaſes. Wer kann ſich aber die Materie des Lichts alſo vorſtellen? und es iſt falſch, daß die Fenſter-Scheiben die Hitze vermehren, wenn ſie nicht von ohngefehr mit den Brenn-Gläſern einerley Beſchaffenheit haben.

In der Erinnerung, daß der Ausdruck einer leitenden Kraft nichts tauge, hat unſer Herr Correſpondent vollkommen Recht. Es iſt dieſes ein Schreibe-Fehler, der unſrer Aufmerkſamkeit im Durchleſen entwiſchet iſt. Es ſoll leidende Natur heiſſen. Wir haben ſchon in einer andern Schrift ſelbſt ausgeführet, daß der Ausdruck leidende Kraft einen offenbahren Widerſpruch in ſich faſſe, eben ſo gut, als ein hölzern Eiſen.

---

*) Rapin. Reflex. p. 353.

Wir können ihm aber in dem unmittelbar darauf folgenden Einwurfe nicht eben alſo Recht geben. Man begehet hier einen Fehler, indem man Quantität als die Schwehre annimmt, und davor ausdrücklich erkläret, welches meines Wiſſens noch niemand gethan hat, indem es in phyſiſchen Verſtande allemal Menge oder Vielheit bedeutet. Da nun die Schlüſſe und Beyſpiele des Herrn Gegners hierauf gerichtet ſind: ſo habe ich nicht nöthig ſolches aus dem Wege zu räumen. Die Schwehre der Luft iſt auch auf den einzeln Bergen bey uns, worauf man doch allemal einen Unterſchied der Sonnen-Hitze ſehr merklich empfindet, wohl wenig oder nicht unterſchieden.

Es folget nun ein Einwurf, der in der That alle leere Räume zwiſchen den Himmels-Körpern auf einmal zu zernichten ſcheinet. Denn wenn die Sonnen-Strahlen materiell ſind: ſo müſte wenigſtens alles mit materiellen Sonnen-Strahlen erfüllet ſeyn. Allein, zu geſchweigen, daß ich hierbey noch nicht viel verſpielen würde, weil die Sonnen-Strahlen wenigſtens bey den entfernten Planeten nicht ſo dichte an einander angenommen werden könten, daß alles Leere erfüllet wäre, indem die Brenn-Gläſer veroffenbahren, daß ſich die Sonnen-Strahlen näher zuſammen bringen laſſen. So habe ich dennoch die ganz leeren Räume noch nicht verlohren.

Die Planeten werfen Schatten. Es iſt dieſes von allen, ſo wohl Haupt- als Neben-Planeten, ungezweifelt. Wir kommen in den Schatten des Mondes, und der

Mond in den unſrigen. Folglich ſind doch allemal dieſe Schatten der Planeten ganz leere Räume.

Wenn man überzeugt ſeyn will, daß der Rauch eine dem Feuer ähnliche Materie, ja ſelbſt ein Feuer ſey, der beliebe nur ein weiches Papier zwey gute Zoll über die Flamme eines Lichts zu halten. In dieſer Ferne kann man nicht ſagen, daß die geringſte Flamme vorhanden ſey, ſondern es iſt nichts als Rauch da. Dennoch wird es zu glimmen anfangen. Ob gleich der Rauch wäſſerichte Theilchen mit ſich führet: ſo höret er deswegen nicht auf, eine heftige Bewegung der kleinſten Theilchen der Materie und mithin gewiſſer maaßen, ſelbſt ein Feuer zu ſeyn.

In dem letztern Einwurfe dichtet uns der Herr Gegner einen Schluß an, den wir niemals gemacht haben. Wir bitten alle unſre Leſer unſern letztern Beweiß nochmals durchzuſehen: ſo werden ſie nichts weniger als den Schluß darinnen entdecken können: wo ich mit meinen äußerlichen Sinnen keine Ordnung der Dinge wahrnehmen kann, da iſt ein leerer Raum. Wir haben nur zeigen wollen, daß der Begriff der Gegner von dem Raume falſch iſt. Dieſes iſt wohl aus der ganzen Stelle ſehr erſichtlich. Es iſt hier eben die Art zu ſchließen, die wir oben deutlich gemacht haben, nämlich man nimmt den Begriff der Gegner an, und zeiget durch richtige Folgerungen, daß etwas Falſches daraus abfolget. Folglich iſt es nicht wahr.

Daß aber keine Ordnung ſeyn kann, wo keine Wahrnehmung und Betrachtung iſt, iſt eine unfehlbare Wahrheit: ſo gewiß als keine Empfindung der Hand eine Ordnung

ng anzeiget. Da eine folgende Abhandlung Gelegen-
u giebt, hiervon zu reden: ſo verſpahren wir es, zu Ge-
nnung des Platzes, bis dahin.

Wir wolten nunmehr noch einige beſondre Einwürfe
ines gelehrten Gönners und Freundes unterſuchen, den
ir aus vielen Urſachen ſehr hoch ſchätzen, und der ſich
onderlich als ein Freund der Rüdigeriſchen Lehrſätze zu
rkennen giebt. Es wird darinnen gewiß ſehr tiefſinnig
ertheidiget, daß ein Geiſt einen Körper gar wohl um-
ſchließen könne. Allein, weil dieſe Beantwortung nicht
gar zu lang anwachſen darf; und weil dieſe Einwürfe
die Wirklichkeit des Raums eigentlich nicht beſtreiten; ſo
ſollen dieſelben in dem verſprochenen Anhange einen Platz
haben; und daſelbſt wird uns der Raum eher ver-
ſtatten, die Sache gründlich zu erörtern.

* * *

III.

Daß Herr Böldike ſein Lehrgebäude von dem Urſprunge des Böſen unzureichend vertheidiget habe.

Die Frage, auf was Art ſich die Zulaſſung des Böſen in der Welt mit der Gütigkeit und Gerechtigkeit Gottes vereinigen laſſe, iſt zu allen Zeiten ein wahrer Zank-Apfel unter denen Gelehrten geweſen. Ohngeachtet der Herr von Leibnitz in ſeiner Theodicee die meiſten Zweifel auf eine ſcharfſinnige und glückliche Art gehoben hat; ſo hat man doch darwider von neuen wichtige Zweifel zu erregen gewuſt. Der ſeelige Herr Böldike ſuchte dieſe neuen Zweifel in einer ſo genannten neuen Theodicee zu heben. Allein, ſein ganzes Lehrgebäude war eben nicht glücklich gerathen. Ich ſuchte die Unzulänglichkeit dieſes Lehrgebäudes in der Erzählung: **Der König und die Unterthanen** vorzuſtellen, die ſich jetzo in dem erſten Bande der Satyriſchen Schriften befindet. Herr Böldike vertheidigte ſich wider dieſe Erzählung; und es wird nicht undienlich ſeyn, dasjenige hier aufzuheben, was ich ihm in der Vorrede zum ſechſten Bande der Ergötzungen entgegen geſetzet habe.

Da es dem Herrn Böldike gefallen hat, dieſes geringen Aufſatzes in ſeiner herausgekommenen Vertheidizung (*) zu erwähnen: ſo ſoll es uns erlaubt ſeyn, bey dieſer Gelegenheit wider ſeine Auflöſung unſrer Zweifel einige Erinnerungen zu machen.

Der Herr Paſtor glaubt zuerſt, daß unſre allegoriſche Erzählung keine richtige Abbildung ſeiner Erklährung von dem Urſprunge des Böſen iſt. Er ſpricht: man habe in dieſes glückſeelige Land zu viel Miſſethäter geführet. Es wäre einer genug geweſen. Allein, gleichwie wir uns beſtrebet haben, unſre Erzählung ſeinem Lehrgebäude vollkommen ähnlich zu machen: ſo wird ein aufmerkſamer Leſer leicht finden, daß ein Dorf in unſrer Erzählung dasjenige iſt, was in des Herrn Paſtor Böldikens Lehrgebäude von einer Welt-Kugel geſagt wird: und der Herr Paſtor muß nicht darauf Achtung gegeben haben, daß wir in der Erzählung ausdrücklich ſagen, die Einwohner eines jeden Dorfes hätten mit den übrigen wegen der tiefen Gräben gar keine Gemeinſchaft, und nicht einmal Wiſſenſchaft von ihnen. Folglich da ein Dorf eine Welt-Kugel andeutet: ſo müſte in ein jedes Dorf, nach des Herrn Böldike Lehrgebäude, ein Miſſethäter geſendet werden. Mehr iſt auch in unſrer Erzählung nicht angenommen worden: und mithin iſt ſie ſeinem Lehrgebäude hierinnen vollkommen gemäß.

Wir verſtehen hier des Herrn Böldike Lehrgebäude nach der billigſten Erklährung und Annehmung. Denn ſonſt ſcheinet es ſeinem Lehrgebäude eben nicht entgegen zu ſeyn, daß in einem Himmels-Körper viel Verdammte ſind; indem er durch die ſo wohl bey den Seeligen als Verdammten S. 263. der neuen Theodicee angenommene nöthige Erkenntniß der vielen Graden der Verdammniß, wiewohl auf eine etwas widerſprechende Art, nothwendig viele Verdammte bey einander annehmen muß.

---

*) Auflöſung neun wichtiger Zweifels-Knoten, welche ſeiner Erklährung vom Urſprunge und Beſchaffenheit des Böſen, entgegen geſetzet worden, §. 9. p. 16. u. w.

Herr Böldike wendet ferner ein, daß in unſrer Erzählung die Miſſethäter allzu lange vor den Augen der glücklichen Einwohner herumgeführet würden. Es wären einige Augenblicke genug: und kurz vorher erklähret er ſich, er habe nie behauptet, daß ein jeder Seeliger den Verdammten beſtändig vor Augen haben müſſe.

Allein, der Herr Paſtor hat auch nie geſagt, daß die Seeligen die Verdammten nur einige Augenblicke zu Geſichte bekommen ſollen. Vielmehr mußte man aus ſeinem Lehrgebäude das erſte folgern. Denn wenn einige Anblicke zu Erhöhung der Glückſeeligkeit der Seeligen genug ſind: ſo fällt die hauptſächlichſte Urſache weg, warum die Gütigkeit Gottes ſo viele Verdammten zugelaſſen hat. Würden nicht alsdenn etliche wenige zu dieſem Endzwecke genug geweſen ſeyn, davon ſich etwan einer alle tauſend oder zehn tauſend Jahre, wie der Herr Paſter dieſen Zeit-Raum ſelbſt beſtimmet, in einem Himmels-Körper hätte zeigen dürfen?

Mithin, deucht mir, ſchadet der Herr Paſter durch dieſe nunmehrige Einſchränkung ſeinem eignen Lehrgebäude am meiſten. Dieſes hat zur Abſicht die Gütigkeit Gottes bey der Zulaſſung des Böſen zu rechtfertigen. Allein, jedermann ſiehet, daß dieſe Abſicht bey dieſer Einſchränkung nichts weniger als erreicht wird.

Man bedarf nur einer wenigen Aufmerkſamkeit, um wahrzunehmen, daß der Herr Paſtor dieſe Einſchränkung vor nöthig gefunden hat; weil ſich ſonſt ſein Lehrgebäude ſchwehrlich von dem Einwurfe befreyen ließe, daß ein beſtändiger oder langer Anblick der Verdammten bey den Seeligen nothwendig das Mitleiden und die damit verknüpften traurigen und unangenehmen Empfindungen hervorbringen müſſe.

Allein, ſo viel der Herr Verfaſſer dieſer neuen Theodicee auf jener Seite verliehret, ſo wenig gewinnet er auf dieſer Seite. Der Herr Paſtor geſtehet ſelbſt, daß auch ein kurzer Anblick der Verdammten bey den Seeligen ein Mitleiden erregen müſſe. Wenn nun die Erhöhung der Glückſeeligkeit bey den Seeligen durch den ehedem gehabten Anblick eines oder mehr Verdammten gewirket werden ſoll: ſo deucht mir, kann dieſe Wieder-Erinnerung niemals geſchehen, ohne auch zugleich das ehemals gehabte Mitleiden, und die damit verknüpften traurigen Empfindungen wieder rege zu machen.

Die Erfahrung beſtätiget das, was ich ſage. Wir können uns niemals einer traurigen Begebenheit oder eines erbärmlichen Gegenſtandes erinnern, ohne den Eindruck und das Mitleiden zu fühlen, welche wir damals dabey empfunden haben. Wie vielmehr aber muß dieſes ſtatt haben, wenn uns eine Sache ſo nahe angehet, als der Anblick der Verdammten die Erhöhung der Glückſeeligkeit der Seeligen betrifft.

Wir wollen den Fall ſetzen: Ein Regente nimmt zwey Bedienten an, aus deren vorigen Aufführung er mit Recht vermuthen kann, daß der eine treu, der andre aber untreu handeln wird. Dennoch erweiſet er ihnen gleiche Gnade. Er ſetzet ſie in gleiches Vermögen und Ehren-Aemter, und dieſes zu dem Ende, damit er durch den Fall des untreuen den Zuſtand des getreuen Dieners erhöhen, und ihm ſein Glück recht empfindlich machen kann. Die vorhergeſehene Untreu erfolgt. Der getreue Bediente erhält des Ungetreuen Güther und Ehren-Aemter; und indem er die ſchmählichſte Marter und das unausſprechliche Elend, welches ſein gefallener Neben-Bedienter als eine gerechte Strafe erleidet, mit anſiehet: ſo lernet er einſehen, was vor ein vorzügliches Glück die Gnade des Regenten, und was vor eine herrliche Eigenſchaft die Treue iſt. Er erkennet ſeine erhöhete Glückſeeligkeit in der Folge, nachdem ſein gefallener Neben-Bedienter entweder durch den Tod oder durch Wegſchaffung auf eine Feſtung ſeinem Anblicke längſt entzogen iſt.

Allein, wenn er ein edles und großmüthiges Herz hat, wenn er nicht hart und grauſam iſt, wird er ſich wohl ſeine erhöhete Glückſeeligkeit jemals vorſtellen können, wird er ſich erinnern können, daß dieſe erhöhete Glückſeeligkeit durch den traurigen Fall ſeines Neben-Bedienten entſtanden iſt, ohne die traurigen Empfindungen des Mitleidens in aller Stärke zu empfinden, die ihm ehemals jener erbärmlicher Anblick erreget hat? Solte er nicht vielmehr wünſchen, dieſe erhöhete Glückſeeligkeit entweder gar nicht zu beſitzen, oder ſolche auf andre Art erlangt zu haben, als daß ſie allein der traurige Fall ſeines Neben-Bedienten wirken ſolte? Solche Empfindungen, glaube ich, würde ein edles und großmüthiges Herz von der Sache haben. Dürfen wir uns aber wohl die Seeligen als harte und grauſame Menſchen einbilden? Ich halte es nicht.

Wenn nun der Herr Paſtor dieſes nach ſeiner Liebe zur Wahrheit wohl erwägen wird; ſo wird er vielleicht ſelbſt befinden, daß die Seeligen bey der Wieder Erinnerung des ehemals gehabten Anblicks der Verdammten, Mitleiden und traurige Empfindungen haben müſſen. Da nun die erhöhete Glückſeligkeit der Seeligen nicht weiter ſtatt haben kann, als in ſo weit ſie ſich jenes Anblicks erinnern, und jenen Zuſtand gegen den ihrigen halten: ſo wird dieſes allemal mit traurigen Empfindungen vergeſellſchaftet ſeyn. Folglich wird ihre erhöhete Glückſeligkeit ganz und gar wegfallen.

Wenn es uns erlaubt iſt unſre Gedanken freymüthig zu ſagen: ſo beſtehet der ganze Fehler dieſes Lehrgebäudes darinnen, daß man etwas als einen allgemeinen Satz angenommen hat, welches nichts weniger als dieſe Beſchaffenheit hat. Nicht allemal wird der Anblick oder die Vorſtellung des Gegentheils zur deutlichen Erkenntniß einer Sache erfordert. Die Wiſſenſchaften ſind hiervon unwiderſprechliche Beweißthümer, und bey vielen andern Dingen iſt dieſes eben ſo wenig nöthig. Vielleicht entſchließen wir uns die Sache einmal in einer beſondern Abhandlung aus einander zu ſetzen.

Wenn aber auch dieſer Satz allgemein wäre: ſo ſiehet man nicht, wie der Herr Paſtor den ihm bereits von verſchiednen Orten gemachten Einwurf abzulehnen im Stande ſeyn kann, daß der Verſtand und die Vorſtellungs-Kräfte der Seeligen ſchon hinlänglich ſeyn müſſen, ihnen ſolche unglückliche Geſchöpfe abzubilden, als die Verdammten ſind, ohne daß es eines beſondern Anblicks bedarf. Der Verſtand iſt das Vermögen, ſich das Mögliche deutlich vorzuſtellen; und daß wir Menſchen dieſes können, braucht wohl keines Beweiſes. Wir Menſchen können uns ja bereits von dem unglückſeeligen Zuſtande und dem Elende der Verdammten, ſo wohl als von der Glückſeeligkeit der Seeligen allerley deutliche Vorſtellungen machen, ungeachtet wir keines von beyden geſehen haben.

Man kann hier nicht einwenden, daß wir dieſe Begriffe aus der Offenbahrung haben; indem ſich auch die Heiden, obwohl nach den Grundſätzen ihrer Religion, Vorſtellungen davon gemacht haben.

Wenn nun die Seeligen ihre Glückſeeligkeit allein durch den Anblick des Gegentheils recht empfinden ſolten; ſo müßten ſie einen geringern Verſtand haben als wir Menſchen, und wer wolte dieſes behaupten? Nichts iſt ſo leicht, als ſich das Gegentheil von einer Sache vorzuſtellen: und man braucht gar keine groſſe Erfindungs-Kraft zu beſitzen, um von Begriffen, die wir einmal haben, die entgegengeſetzten Begriffe zu erfinden.

Es muß alſo den Seeligen ungemein leicht ſeyn, ſich alle mögliche Grade der Verdammniß nach Maaßgebung der Glückſeeligkeit, die ſie genießen, deutlich vorzuſtellen, ohne daß ſie eines beſondern Anblicks der Verdammten bedürfen. Daß aber der Herr Verfaſſer das Herrlichſte und Weſentlichſte des Verſtandes, ſich das Mögliche und Abweſende deutlich vorzuſtellen, ſo verächtlich abſchildert; dieſes, ich kann es nicht läugnen, habe ich mit einer kleinen Verwunderung geleſen.

Geſetzt aber, daß die Seeligen einen ſo geringen Verſtand hätten: ſo würde der Einwurf unüberwindlich ſeyn,

len wir bereits in der gedachten allegoriſchen Erzählung
gemacht haben. Wenn nämlich die Seeligen durch den
Anblick der Verdammten erſt zu rechter Empfindung ih-
er Glückſeeligkeit gelangen ſollen: ſo müſſen ſie auch da-
urch einſehen lernen, daß noch höhere Arten von Glück-
ſeeligkeiten möglich ſind, als diejenige iſt, ſo ſie genießen.
Denn ohne Zweifel werden nicht alle Arten von vernünf-
igen Geſchöpfen in den unzähligen Himmels-Körpern ei-
nerley Grad der Glückſeeligkeit genießen. Folglich wer-
den die Seeligen durch dieſen Anblick auch auf dieſer
Seite nicht glücklicher werden.

So viel ſtehet dieſem Lehrgebäude entgegen, ohne daß
an einmal die neuen Schwierigkeiten gegen die Güte
ottes erwähnet, die dadurch entſtehen. Denn wir kön-
n es mit dieſer Güte unmöglich zuſammen reimen, daß
tt einige Geſchöpfe ewig unglücklich macht, damit an-
e deſto glücklicher werden. Man ſiehet alſo nicht, wie
de Herr Paſtor ſein Lehrgebäude wird retten können.
enigſtens hat uns ſeine jüngſte Vertheidigung keine beſ-
re Hoffnung dazu gemacht: und wir haben nicht geſun-
den, daß er ſeinen gelehrten Gegnern genug
gethan hätte.

⁂

IV.

Kurzer Beweiß,

daß

in der Welt nichts ſo böſe iſt, welches nicht zu etwas gut ſey (*).

Eine Eule heckt wohl keinen Falken aus, und daß Menſchen aus dem Eingeweide harter Steine hervorwachſen, gehöret mehr zu den Fabeln des Alterthums, als daß man es glauben ſolte. Jedes Ding zeugt ſeines gleichen. Und bey allen Veränderungen in der Welt hält die Natur ihre gewiſſe Ordnung: alſo, daß bey jedem Wechſel eine Uebereinſtimmung, nicht allein derer neben einander befindlichen, ſondern auch der auf einander folgenden Dinge wahrzunehmen iſt.

Allein, was ſoll man ſagen, wenn ſich in der weitläuftigen Veränderung des Mannigfaltigen zuweilen ſolche Abwechſelungen ereignen, welche ſich höchſt zuwider ſcheinen, oder deutlicher zu ſagen, es das Anſehen gewinnet, als ob das Böſe eben ſo wohl, wo nicht eher ſeinen Grund im Guten, als das Gute ſeine hinlängliche Urſache im Böſen habe? So gar ſittliche Handlungen ſchei-

---

*) Dieſe ehedem in denen Ergötzungen eingerückte ſchöne Abhandlung des Herrn Juſtitz-Rath von Toubadel, iſt deshalb hier nöthig, weil ſich in denen folgenden Abhandlungen öfters darauf bezogen wird.

nen hiervon nicht ausgeſchloſſen zu ſeyn, und ein jeder dürfte ſich bereit finden laſſen, aus der Erfahrung Beyſpiele anzuführen, wenn es verlangt würde. Ich wolte jetzo nur die Klagen dererjenigen das Wort nehmen laſſen, welche ihr Beſtes gethan, um vollkommner zu werden, und eben durch dieſe ihre redlichen Handlungen in das gröſte Unglück gerathen: ich bin verſichert, ſie würden ſich berechtiget halten, zu behaupten, daß in der Welt nicht alles in der geprieſenen Ordnung gehe, und daß derer ſchlimmen Abwechslungen bey weiten mehr gefunden werden, als derer guten. Allein, übereilet euch nicht in Beurtheilung eurer Umſtände, ihr Unzufriedenen? Verzaget nur nicht, ihr Unglückſeeligen! Ich werde zu erweiſen ſuchen: daß nichts ſo böſe, welches nicht zu etwas gut ſey.

Indem ich dieſen Satz zu vertheidigen gedenke, ſo würde ich freylich etwas Schwehres unternommen haben, wenn ich mich allein auf die Erfahrung beruffen wolte. Millionen Exempel, böſe Dinge anzuführen, welche in ihrer Folge zu etwas Guten gediehen, erforderte mehr als eine Tag Arbeit, und ſolte wohl ein Ballen Pappier zu deren Aufzeichnung erheiſchen: und wie weit würde ich dennoch gekommen ſeyn, wenn ein einziger Unglücklicher, welcher bey dem Stande ſeiner höchſten Unvollkommenheit annoch keine Erlöſung ſiehet, verlangte, daß ich ihm das hieraus erwachſende Gute zum Voraus zeigen ſolte.

Ich werde meinen Satz glücklicher behaupten, ich werde allen Unglücklichen einen Grund zur Hoffnung und ein Mittel zur Geduld zeigen können, wenn ich in der Ordnung aller erſchaffenen Dinge, und ihrer Abwechslungen, bis zu ihrem Urſprunge zurück gehen, und nach der vollkommnen Güte, Weisheit und Macht des Werkmeiſters, dasjenige beurtheilen werde, was ſeiner Hände Arbeit zu nennen iſt.

Ich ſehe voraus, daß mir zugeſtanden werde, daß der Schöpfer der ganzen Welt das vollkommenſte, gütigſte und weiſeſte Weſen ſey; als welche Wahrheit von denen beſten Weltweiſen kräftigſt und aus überzeugenden Gründen allſchon bewieſen werden (*). Da es nun unmöglich iſt, daß ein dergleichen Weſen etwas anders als Gutes wollen kann; hingegen ſeine Allmacht alles Mögliche zu Stande zu bringen vermögend iſt: und Gott, als eben dieſes vollkommenſte Weſen, die gegenwärtige Welt zur Erkenntniß ſeiner höchſten Eigenſchaften hervorgebracht; wie ſolte man zweifeln können, daß etwas vorhanden, welches nicht zum Guten gereichen müßte. So kurz dieſer Beweiß abgefaſſet iſt, und wie leicht jedweder die Nothwendigkeit der Folge einſehen wird; deſto mehrern Schwierigkeiten iſt die Anwendung bey vorkommenden Fällen unterworfen.

Man findet in der Welt vieles, welches man mit Recht böſe nennen kann, ja die Gottesgelehrten behaupten, daß der gröſte Theil, zum wenigſten unſers Erdbodens, im Argen liege. Hieraus ſiehet man vielleicht die Folge meiner Schlüſſe anzugreifen, und meinet: Da Gott ſo vollkommen iſt, und doch ſo viel Böſes verhängt, ohne daß man ſeine Vollkommenheit tadeln dürfte; warum ſolte er einer Ungerechtigkeit beſchuldiget werden, wenn er auch das Böſe immerhin Böſe ſeyn ließe?

---

*) Kanzler von Wolf in ſeiner Deutſchen Metaphyſic, K. VI.

Seine unumſchränkte Gewalt und Herrſchaft, ſagt man, leidet keine Gränzen, und was vor Regeln ſolten ihn binden, die allgemeine Vollkommenheit ſeiner Geſchöpfe zu beförderen?

Allein, ich rette, nicht ohne Vergnügen, mit Leibnitzen (*), die Gerechtigkeit der göttlichen Sache, und ſchlüße mit Beſtande, daß, da Gott das vollkommenſte Weſen iſt, ſo muß er ſo viel Gutes zu Werke richten als immer möglich. Es iſt kein Zweifel übrig, daß aus eben dieſem Grunde Gott die allerbeſte Welt ſchaffen müſſen. Iſt nun dieſes und jenes Böſe in dieſer Welt vorhanden, ſo hat Gott entweder dieſes nicht verhängen müſſen, oder ganz keine Welt ſchaffen dürfen; weil keine beſſere möglich geweſen.

Indem aber Gott dem ohngeachtet die Welt zur Wirklichkeit gebracht; wie iſt anders zu ſchlüßen, als daß dieſes allwiſſende Weſen eingeſehen, daß das Gute allerdings das Böſe überwiegen werde: und da wir dennoch ſo vielerley Böſes wahrnehmen; wie iſt es anders möglich, als daß Gott nach ſeiner Weisheit, Güte und Allmacht alles zu einem guten Ende leiten müſſe.

Ich muß geſtehen, daß ſelbſt die Ewigkeit der Höllen Pein aus dieſem Grunde ziemlich wankend wird, wofern nicht andre Beweiß-Gründe vorhanden ſind. Ich bin zwar nicht der Meinung dererjenigen Gottesgelehrten, welche nicht erröthen zu ſagen: es würden vom Galgen und andern Gerichts-Städten dereinſt mehrere zur ewigen

---

*) In dem ſchönen Werke der Theodicee.

ewigen Glückſeeligkeit auferſtehen, als etwan von denen Kirchhöfen. Allein, ich muß mich doch wundern, daß dieſe Herren unſre Welt vor ſo gar böſe ausſchreyen, und dennoch die gröſten Uebelthäter am Ende des höchſten Guts fähig zu achten, keine Schwierigkeit machen. Und wer wolte auch der Güte des höchſten Weſens ſo enge Schranken ſetzen?

Ob nun gleich hoffentlich wider dasjenige, was ich eben erwähnet, ſchnurſtracks nichts mehr einzuwenden ſeyn dürfte, ſo bemühet man ſich vielleicht durch Umwege abgeſchmackte Folgerungen zu erzwingen. Man wendet etwan ein: Iſt das Böſe in dem Zuſammenhange der Dinge gegründet, muß allemal was Gutes daraus erfolgen; was iſt es nöthig, auf unſer Thun und Laſſen ſo genau Acht zu haben, was dürfen wir uns ein Gewiſſen machen Böſes zu thun?

Es ſey mir erlaubt, dieſem Einwurfe mit drey Worten zu begegnen. Daß das Böſe nothwendig ſey, widerſpricht ſich darum, weil die ganze Welt, mithin auch ihre Theile, nicht nothwendig (*). Ich nehme aber den Satz von der Zufälligkeit der Welt als wahr an, als welcher von andern bewieſen worden, und hier einen allzugroßen Raum, ihn zu beweiſen, wegnehmen müßte.

Vors andre, ob wir wohl allemal verſichert ſeyn können, daß ein Uebel zu etwas Guten ausſchlage; ſo gebühret uns doch nicht, vorſetzlich etwas Böſes zu thun, womit etwas Gutes daraus erfolge, und das darum, weil wir zukünftige Fälle vor unſre Perſohn nicht in unſrer

[illegible]

---

*) Von Wolfs Metaphyſic K. IV.

Gewalt haben, und überhaupt nur Gutes zu thun, bey unſern Sitten angewieſen werden.

Da ich vornehmlich in ſittlichen Verſtande mich hier verſtanden wiſſen will: ſo läßt ſich endlich drittens, was das Natürliche anlanget, ein kleiner Unterſchied bemerken. Ich werde hierbey etwas einzuräumen keinen Anſtand nehmen. Nämlich, wo man, ohne einem andern zu ſchaden, etwas Unangenehmes verhängt, etwas Böſes, (ich rede nur von natürlichen Fällen, welche meinen äuſſern Zuſtand betreffen) thut, oder ausſtehet, um zu einer größern Vollkommenheit zu gelangen, welche man als eine unausbleibliche Folge ſicher erwarten kann, in ſolchen Fällen, ſage ich, wird es nicht unklug gehandelt ſeyn, etwas Böſes zu thun, damit etwas Gutes erfolge. Dieweil aber dieſer mein Ausdruck vielen etwas ſeltſam und harte vorkommen dürfte; ſo werde ich nöthig haben, mich hierüber deutlicher zu erklähren.

Ich halte vor dienlich, die Erklährungen des Guten und Böſen beyzufügen. Ich verſtehe nämlich durch das Gute dasjenige, was meinen Zuſtand vollkommen macht, durch das Böſe aber deſſen Gegentheil. Da nun zugleich der Zuſtand des Menſchen auf unterſchiedliche Art betrachtet werden muß, hingegen nur diejenigen Arten, welche das Aeuſſerliche betreffen, hieher zu ziehen, ſo werde ich viel eher verſtändlich werden.

Es dienet uns die Natur ſelbſt hierinnen zur Richtſchnur. Sturm Winde reinigen die faule Luſt, ob ſie zwar manchen ſchädlich werden. Die Nachwehen, ſo empfindlich ſie ſind, dienen zur Herſtellung der Geſundheit. Und ſo gar das Fieber, eine Krankheit, ſoll zur

Reinigung des Geblüts nützlich ſeyn. Sehet, ob durch eine kleine Unvollkommenheit nicht eine größere erhalten wird.

Wer wird euch verübeln, wenn ihr ein gleiches thut. Wenn ihr einen Arm ablöſen laſſet, um das Leben zu erhalten: wenn ihr im Kriege alle eure Geräthſchaft dem Feinde Preiß gebet, um den Sieg zu erlangen.

Ich weiß zwar nicht, ob ich den fünften Sixtus loben ſoll, da er einsmals die öffentlichen Huren-Häuſer in Rom abgeſchaffet, und befunden, daß hierdurch die Sodomiterey veranlaſſet würde: ich weiß nicht, ſage ich, ob dieſer Pabſt rechtmäßig gehandelt, daß er, um die viehiſchen Laſter zu mäßigen, die zur menſchlichen Wolluſt gewidmeten Behauſungen erlaubet; aber das iſt doch außer Zweifel geſtellet, daß aus zweyen Uebeln das kleinſte zu erwählen, woſern es nicht in unſrer Macht ſtehet beyden abzuhelfen.

Um ſo viel habe ich meinen etwa ereignenden Gegnern zu antworten befunden. Ich würde nun meiner Abſicht nicht zuwider handeln, wenn ich ſo vielerley böſe Dinge, als nur zu erdenken, anzuführen bemühet wäre. Allein, zu geſchweigen, daß bereits oben ein guter Unterſchied unter denen ſittlichen und natürlichen Begebenheiten gemacht worden; ſo wird auch ein groſer Theil Böſes wegfallen, wenn wir daſſelbe nach ſeiner wahren Beſchaffenheit, und nach dem innerſten Grunde ſeines Weſens in Betrachtung ziehen.

Giebt es nicht Dinge, welche in verſchiednen Verhältniß ſo gut, als böſe genennet werden können? Ein anhaltender Regen gereicht dem einen zum Vortheil, und dieſer nennet ihn gut: dem andern zum Schaden; man kann leicht vermuthen, daß man ihn böſe heiße. Der Tod eines Monarchen beſtürzet die Gemüther ſeiner Lieblinge, da er vielen Tauſenden zur Erlöſung gereichet. Ein Richter ſpricht zweyen Partheyen das Urtheil. Beyde können nicht Recht haben. Wie werden ſie von dem Beſcheide urtheilen? Der eine wird ihn vor böſe, der andre vor gut halten. Der Geſchichtſchreiber Moſes nennet die in Egypten geſchehenen Wunder böſe (*); aber nur in Anſehung der Egypter; denn ſonſt geſchahen ſie zum Vortheil des Iſraelitiſchen Auszuges.

Es giebt Dinge, welche böſe ſcheinen, und den Namen eines Uebels bekommen, welche doch wahrhaftig gut und nützlich ſind. Hitze und Kälte erregen bey weichlichen Menſchen einen Widerwillen: Beyde aber geben unſerm Erdſtrich, ihrer Abwechslungen wegen, den Vorzug vor den übrigen Einwohnern des Erdbodens. Der Alt-Vater Jacob ward mit ſeinen Kindern von denen Egyptern, wegen ihrer Vieh-Zucht vor ein Scheuſal gehalten; was brachte ſie aber ins Land Goſen, als dieſe allem Anſehen nach niederträchtige Handthierung?

Der Mangel des Ueberfluſſes wird von jedermann verabſcheuet, und er iſt ſo ſchlimm nicht als er ſich anſehen läſſet; Lehret die Armuth des Gottloſen ihn viel Böſes reden, ſo würde ihm der Reichthum Gelegenheit geben viel Böſes zu thun. Die Verſehung läſſet denjenigen darben, welcher durch keine andre Wege zur Arbeit oder zu etwas Guten gebracht werden kann. Ihr ſagt:

Viel

---

*) 5 B. Moſ. 6, 22.

Vielleicht vergreift man ſich an denen Güthern ſeines Neben-Menſchen: Es iſt möglich: Allein, zweifelt nur nicht, daß ein ſolcher, auch bey dem größten Ueberfluſſe, ſeinen Nächſten zu bevortheilen unterlaſſen würde.

Nachdem alſo durch die genaue Betrachtung derer Dinge in der Welt und ihrer Abwechſelungen, ein groſſer Antheil Böſes unſichtbar wird; ſo werden wir nicht allein in Anführung derer Exempel ſpahrſamer ſeyn können, ſondern auch einen würdigern Begriff von der Vollkommenheit der Welt erlangen, als diejenigen haben, welche nur allezeit auf das Gegenwärtige ſehen. Es hat mir das Gleichniß einer Bild-Säule nur allzuwohl gefallen, als daß ich es ſolte unangeführet laſſen.

Stellet euch eine prächtige Statue vor, welche zu Entwerfung des Lichts und Schattens, einiger Aushöhlungen, dem Anſehen nach, unförmlicher Schnitte vonnöthen hat. Ihr werdet ſagen, dieſe Schründe verderben die Schönheit des Bildes. Allein, laſſet es behöriger maaßen aufſtellen; ſo werdet ihr finden, daß dieſe Kleinigkeiten zur Vollkommenheit des Ganzen das Ihrige beytragen.

Ich könnte mich nun begnügen, erwieſen zu haben, daß es der Güte, Weisheit und Vollkommenheit des Schöpfers gemäß ſey, daß alles Böſe in der Welt zu etwas Guten gereichen müſſe: Noch werde ich, ehe ich ſchlüße, unterſchiedliches beyfügen, welches man mit Recht Böſe nennen kann, und dennoch etwas Gutem die Hand biethet.

Ein böſes Weib iſt Zweifels ohne, unter allen Uebeln das allerübelſte: allein, bedauret nicht allzuſehr, daß ihr ſie geheyrathet: denn das Herzeleid ſo ſie euch anthut, wird euch nicht mehr an alles übrige Böſe, ſo euch begegnet, gedenken laſſen. Krieg, Peſtilenz und theure Zeit, ſind mit Recht vor ſchwehre Landes-Plagen zu ſchätzen: allein, haben ihnen nicht vornehme Generals ihren Rang, nothdürftige Anverwannte ihr Aufnehmen, und fleißige Land-Wirthe ihr Vermögen zu danken.

Krankheit und Kummer verabſcheuen mit Recht die vernünftigſten Creaturen; und was vor beſſere Mittel vor die Wolluſte des Lebens könntet ihr nennen? Jener Geizhals wurde bey ſeinem Vermögen ein Götzendiener, und die Feſſeln ſo er trug waren ſchwehrer, als der elendeſten Sclaven ihre; eine Rauber-Bande entledigte ihn ſeines Abgotts, und er fängt an ruhig zu leben. Joſeph, ein groſſer Herr in einem groſſen Königreiche, würde nicht ſo viel tauſend Menſchen haben retten können, wenn ihn ſeine Brüder nicht verkauft hätten.

Ich würde vielleicht nach dem Begriffe vieler zu weit gehen, wenn ich des Falles unſrer erſten Stamm-Aeltern gedenken wolte; jedoch wird mir niemand läugnen, daß der gütige Schöpfer viel Gutes daraus erfolgen laſſen.

Ich ſchlüße endlich mit dem Ausſpruche des Weiſen (*): Böſe, böſe, ſpricht man, wenn mans hat; aber wenn es weg iſt, ſo rühmet man es.

---

*) Sprüchw. 20, 14.

* * *

V. Die

V.

Die Nothwendigkeit des Böſen in der beſten Welt; als eine Urſache, warum das Gute ſelbſt zum Böſen gereichen kann (1).

Peſſimum genus hominum, qui de regimine mundi
Male exiſtimant, et deos corrigere malunt, quam ſe!
Seneca.

Meine inſonders Hochgeehrteſte Herren!

Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen einen Beweiß: daß das Böſe allemal zum Guten gereichen müſſe, zuzuſenden. Ich habe ganz ſicher von der ganzen Welt reden können; weil die Vollkommenheiten Gottes mir den ſtärkſten Beweiß an die Hand geben.

Ich wolte nunmehro lieber folgern, daß gar kein Böſes in der Welt ſeyn ſolte; wenn ich nicht gleichwohl ſo vieles darinnen wirklich anträfe. Ich würde mich aus obigem Grunde kaum überreden können, daß das Gute ſelbſt zum Böſen Gelegenheit geben könnte, wenn ich nicht tauſend Erfahrungen vor mir hätte.

Meine Herren! ich ſehe mich in eine groſſe Verlegenheit geſetzt, wenn ich den Willen des Schöpfers zum Grunde

---

1) Da der Herr Verfaſſer dieſen Aufſatz der ſchärfſten Prüfung unterwirft: ſo wollen wir nicht ermangeln denſelben mit unſern Anmerkungen zu begleiten.

Grunde nehmen ſoll. Ich bin aber auch noch nicht zufrieden geſtellt, wenn man mir ſchlechterdings ſagt, Gott wolle das Böſe nicht, ſondern er verhange es nur: gleichwie menſchlicher Weiſe etwas, was ich ganz wohl ändern könnte, und doch zulaſſe, ich nicht ſolte auf meine Rechnung ſchreiben laſſen.

Es iſt wahr! ich finde, indem ich von dem Böſen rede, mich in etwas eingeſchränkt. Mein Auge iſt zu ſchwach, und die Erfahrung zu mangelhaft, daß ich die Beſchaffenheit der entfernteſten Welt-Körper einſehen, oder auch nur den Zuſtand und Wirkungen der nahen Planeten beſtimmen könnte. Mithin kann ich alle andre Welt-Theile vor gut halten, bis mir das Gegentheil bewieſen worden.

Allein, wie kann ich mich beruhigen, wenn in unſerm irrdenen Bezirk, aus dem Guten ſelbſt, das Böſe entſpringt? Muß gleich das Böſe wiederum zum Guten gereichen; ſo führet doch das Böſe, ſo lange es dauret, ſeine Unvollkommenheit mit ſich; und iſt es denn den Vollkommenheiten Gottes widerſprechend, daß eine Reihe lauter guter Dinge unterbrochen auf einander folgen ſolten?

Meine Herren, ich ſehe mich genöthiget, zu ſagen, daß das Böſe gewiſſer maaßen nothwendig ſey (*). Denn ich frage: ſiehet Gott das Böſe in der Welt gern, oder ungern? Man antwortet mir ohne Bedenken, ungern.

---

*) Wider dieſen Begriff von dem Böſen hat man ſchon ſehr in der Welt geſtritten. Ich ſehe aber nicht, was man mit Grunde darwider einwenden kann, wenn man eine moraliſche und weiſe Nothwendigkeit verſtehet. Man muß nur nicht das Wort nothwendig herausraffen, und folgern, daß

X er

---

daß die Nothwendigkeit auf Seiten Gottes vorhanden wäre, die nur in Anſehung der weſentlichen Einſchränkung der Creaturen, und vermöge der vorhergehenden Entſchlüſſe Gottes entſpringet. Nach meinem Begriffe kommt die Sache darauf an. Gott hätte eine Welt ohn alles phyſicaliſche und moraliſche Böſe erſchaffen können, wie der Herr Verfaſſer in der Folge gleichfals ausführet. Das Böſe iſt alſo nicht abſolut nothwendig. Allein, alsdenn würden viele Welt-Körper und eine Menge von Creaturen haben wegbleiben müſſen, die nach ihrem Weſen und den Begriffen, die in dem göttlichen Verſtande von ihnen vorhanden waren, das Böſe nach ſich gezogen haben. Da aber bey dieſen Welt-Körpern und bey dieſen Creaturen, auch ſehr viel Gutes möglich war: das vielleicht das Böſe weit übertrifft, ſo würde Gott nicht die höchſte Güte gehabt haben, wenn er dieſe Welt-Körper und dieſe Creaturen nicht wirklich gemacht hätte. In einer Welt, wo gar kein Böſes war, fehlte auch ſehr viel Gutes: und da das Böſe nichts weſentliches, ſondern nur eine Beraubung des Guten iſt: ſo kann man nicht ſagen, daß das Böſe dem Guten die Waage halte, und es alſo einerley geweſen wäre, ob Gott dieſes Gute wirklich gemacht hätte, oder nicht. Folglich wäre eine ſolche Welt in der That mangelhaftig geweſen; weil noch mehr Gutes möglich war, als in ihr anzutreffen war. Folglich konnte Gott als der Allergütigſte, der alles mögliche Gute will, als der Allerweiſeſte, der das Beſte will, eine ſolche Welt nicht wirklich machen. Nach dieſen und andern Begriffen habe ich mir ein eignes Lehrgebäude vom Urſprunge des Böſen gemacht; welches ich zu ſeiner Zeit, wenn es beſſer ausgearbeitet iſt, der Welt mittheilen werde.

Vernunft und Schrift ſtimmt hiermit überein. Nun ſchlieſſe ich: ein jedes freyes Weſen vermeidet dasjenige, was ihm Verdruß erweckt, wenn ihm nichts hinterlich iſt: Gott iſt allmächtig, alles Mögliche zu thun: ſein Wille iſt zu heilig, das Böſe zu wollen; würde er nicht das Böſe abgeſchafft oder vermieden haben, wenn es ſeiner Allmacht gemäß geweſen.

Ich kann nicht anders, als unter dem Böſen, ſo wohl das Natürliche als das Sittliche begreiſen. Beydes gehöret zu dem Zuſammenhange der Welt, und insbeſondre unſers Erd-Kreiſes. Meine Herren, ich habe etwas geſagt, das ich nicht wiederrufen kann: ohnerachtet es vielleicht den Schein einer Härte haben dürfte. Wir wollen ſehen, was man mir entgegen ſetzen möchte. Ich glaube, es wird die Wahrheit meines Satzes, mehr befeſtigen, als erſchüttern.

Indem ich manchen Gottesgelehrten zuwider zu handeln ſcheine; ſo geben Sie mir ſelbſt den ſtärkſten Beweiß-Grund aus Ihren Lehrſätzen. Hat Gott von Ewigkeit beſchloſſen, einen Erlöſer zu ſenden ( ), ſo hat er ihn nicht anders beſchlüſſen können, als, da er die Welt ſchaffen wollen, wie ſie iſt. Hat er das Böſe in der Welt voraus geſehen, und dennoch die Welt geſchaffen; ſo hat er

---

3) Dieſer Beweiß-Grund hat keine groſſe Stärke. Denn ehe Gott beſchloſſen hat, einen Erlöſer zu ſenden, ſo muß der Entſchluß ſchon vorhergegangen ſeyn, eine Welt zu erſchaffen, worinnen das Böſe zugelaſſen ſeyn ſoll. Denn ſonſt wäre kein Erlöſer nöthig geweſen. Es bleibet alſo dieſes Grundes ungeachtet allemal die Frage übrig, warum Gott eine Welt erſchaffen hat, worinnen Böſes erfolgen konnte?

er es auch zugleich zugeben müſſen, weil keine vollkommnere Welt ohne Böſes möglich war. Wäre eine beſſere Welt ohne Böſes möglich geweſen; ſo würde ſie Gott der gegenwärtigen vorgezogen haben, weil er das Beſte wollen muß.

Solte ich durch dieſen Satz die Vollkommenheiten Gottes beleidigen! ich glaube das Gegentheil: allein, ich laſſe mich in keine Subtilitäten ein, welche in Worten beſtehen, und doch der Sache keine Abfertigung geben können.

Ich hätte vielleicht nöthig gehabt, eine Erklährung des Nothwendigen zu geben. Mich deucht aber, man wird mir nicht beymeſſen, daß ich unbedingte Nothwendigkeit verſtehe, deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich hat. Denn, da noch andre Welten möglich geweſen, das Mögliche aber nichts widerſprechendes in ſich hat; ſo wird die abſolute Nothwendigkeit der Welt, folglich auch ihrer Theile, wegfallen. Es iſt dieſes wohl zu merken, als welches ich ein vor allemal erinnert haben will. Jedennoch muß ich zugleich geſtehen, daß ich eine ſolche Nothwendigkeit ſetze, welche in der gegenwärtigen Welt gegründet iſt.

Laßt uns nun ſehen, was daraus folget: Iſt das Böſe in der Welt nothwendig; ſo rechtfertiget ſich die Vollkommenheit Gottes, da es nicht weſentlich, ſondern nur in der Folge, von ſeinem Willen herkommt. Man meinet etwan: da Gott die Welt erſchaffen, worinnen ſo viel Böſes iſt; ſo hat er das Böſe mit erſchaffen und daſſelbe gewolt: ſonſt hätte er keine Welt ſchaffen müſſen.

Ich beantworte das lezte zuerſt, und zwar zur Vertheidigung meines Satzes. Hat Gott nach ſeiner Vollkommenheit vor gut angeſehen die Welt zu ſchaffen; ſo muß das Böſe gegen das Gute, wie eins gegen undenkliche Zahlen, ſich verhalten. Mithin, wenn Gott, dieſes Puncts wegen, eine unendliche Menge Gutes unerſchaffen gelaſſen; ſo würde er wider ſeine Vollkommenheit gehandelt haben. Woraus ſich endlich erklähret, daß, da Gott, dieſes vielen Guten wegen, die Welt erſchaffen; er auch vermöge ſeiner Weisheit, das Böſe zulaſſen müſſen.

Es hat offenbahr dieſe Regel ſtatt: Wo ich etwas Böſes hintern will, und hierdurch einem größerem Uebel Thor und Angel öffne; ich verbunden bin, das erſtere zu verhangen. Und auf ſolche Weiſe erhellet, daß ich wirklich etwas Böſes zulaſſen kann, ohne daran insbeſondre einen Wohlgefallen zu haben.

Ich weiß, meine Herren, daß Sie nicht unſern Erdkreis allein vor diejenige Welt halten, von welcher ich rede. Sie würden auch der Größe Gottes, und ſeinen Vollkommenheiten zu nahe treten. Vielleicht iſt unſer Erden Klump mit dem, was der Zeit und dem Orte nach, eigentlich dazu gehöret, der einzige böſe Punct (4) gegen das

---

4) Hierinnen kann ich dem Herrn Verfaſſer nach meinem Lehrgebäude von dem Urſprunge des Böſen nicht beypflichten. Es iſt gewiß, daß in einem jeden Sonnen-Syſtem ein Welt-Körper vorhanden iſt, der von ſeiner Sonnen eben die Entfernung hat, als unſre Erde von unſrer Sonnen; und der folglich Creaturen haben kann, die an Beſchaffenheit den unſrigen ähnlich ſeyn können. Ich ſehe alſo keine Urſache, warum eben unſer Welt-Körper allein mit

das ungemeſſene Welt-Gebäude? und vielleicht iſt in dem Zuſammenhange dieſes Welt-Theils, gleichwohl mehr

Gutes

---

mit Creaturen beſetzt ſey, welche dem Böſen unterworfen ſeyn ſolten. Vielmehr glaube ich, daß eben die mittlere Entfernung unſrer Erde von der Sonnen, und die daraus entſpringende gemäßigte Wärme, Creaturen erfordert hat, die zwar irrdiſche grobe Körper haben, allein dabey zärtlichen Empfindungen und den Leidenſchaften und folglich dem Böſen unterworfen ſeyn mußten; und dieſe Urſache iſt gewiß in jedem Sonnen-Syſtem wenigſtens bey einem Welt-Körper vorhanden. Dahingegen erfordern diejenigen Welt-Kugeln die näher bey den Sonnen ſind, Creaturen von viel zärtern Körpern; und die entfernten Welt-Kugeln können viel gröbere und dauerhafte Körper erfordern, die den Empfindungen und Leidenſchaften nicht ſo ſehr unterworfen ſind. Allein, dieſe Urſache rechtfertiget eben die moraliſche Nothwendigkeit des Böſen. Hätte Gott dieſe mittlern Welt-Körper gar nicht erſchaffen wollen: ſo würden in dem Zuſammenhange des Welt-Gebäudes Mangel und Lücken geweſen ſeyn: und ohne Creaturen waren dieſe Welt-Körper unnütze. Wenn man nun dieſes mit meiner vorhergehenden zweyten Note zuſammen hält, und dabey annimmt, daß keine Subſtanz möglich ſeyn kann, die nicht wirklich iſt; weil in dem göttlichen Verſtande keine Begriffe von einer Subſtanz vorhanden ſeyn können, die urſprünglich böſe iſt, und weil das Welt-Gebäude in Anſehung dieſer bloß möglichen Subſtanz einen Mangel haben, und alſo nicht die beſte ſeyn würde; wenn man dieſes alles erwäget: ſo wird ein ganz ander Lehrgebäude vom Urſprunge des Böſen herauskommen, wider welches man ſo leicht nichts gründliches vorbringen kann. Ich werde dieſes zu ſeiner Zeit vortragen, wenn ich erſt den Schwierigkeiten von allen Seiten nachgedacht habe.

Gutes als Böſes anzutreffen, wie ich in einer andern Abhandlung zu erweiſen geſucht.

Man wirft mir vielleicht ein, daß böſe Menſchen aus meinen Schlüſſen eine hinlängliche Entſchuldigung vor ihre Bosheiten bekommen würden, indem ſie gleichſam verdammt wären Böſes zu thun; indem das Böſe nothwendig in der Welt ſey, wären nicht dieſe Leute, ſagt man, mehr zu beklagen, als zu verfluchen?

Ich muß geſtehen, daß ich mir nicht vorſtellen kann, daß Gott einen einzigen Menſchen, der Erbſünde oder des Falls Adams wegen, verdammen werde: ich bin überzeugt, daß Gott keinen Heiden, wenn er nicht mehr wiſſen kann, als er weiß, verſtoßen wird: ich bin des Gegentheils noch nicht verſichert, daß Gott die Verdammten nicht endlich wieder zu Gnaden annehmen ſolte.

Es iſt wahr, niemand kann die Schwäche Gutes zu thun, verläugnen. Die Fehler im Verſtande, wornach ſich der Wille richtet, die allgemeine Gnade Gottes, welche doch verſchiedne Wirkung thut: Die Gerichte der Verſteckung, wodurch Fehler mit Fehlern beſtrafet werden, die außerordentliche Bekehrung weniger Menſchen, die plötzliche Beſtrafung andrer, ſind alles unbegreifliche Dinge, welche mir den Menſchen unſchuldig erklähren würden, wenn nicht die Vollkommenheiten Gottes meine Zweifel haben, und den Einwürfen ein Genüge thäten.

Liegt es nicht an jemandes Wollen, ſondern an Gottes Erbarmen; ſo muß jede Creatur ſo viel Gutes erlangen, als ſie zu ihrer möglichſten Glückſeligkeit bedarf. Dieſes iſt es, worüber ſich das gütigſte Weſen deutlich erklähret: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde. Selbſt das Zeugniß eines jeden Gewiſſens muß das Wort reden. Und wenn der ärgſte Böſewicht offenherzig ſeyn wolte: ſo würde er bekennen müſſen, das ihm die Gnade vielmal einen andern Weg gewieſen, als den er gegangen. Alſo reizt das angebohrne Uebel zum Böſen; ſo iſt die Gnade hinlänglich zu widerſtehen. Zwar bindet ſich dieſe Gnade alsdenn an keine Mittel, wofern ſie uns nicht zu Mitteln verbindet: folglich ſind diejenigen, ſo aus Unwiſſenheit fehlen, der Gnade ſo gewiß empfohlen, als die, welche ſich der dargebothenen Mittel bedienen.

Wie aber, wenn die Menſchen gleichwohl ihrer Unart wegen die angebothenen Mittel von ſich ſtoßen; ſie würden es doch nicht gethan haben, wenn das urſprüngliche Böſe nicht in die Welt gekommen wäre? Vielleicht ſchließen dieſe Unglückſeeligen ſo: alles Uebel kommt aus der Erbſünde, die Erbſünde iſt angebohren, folglich iſt die Begierde zu ſündigen angebohren. Verleitet mich nicht der freye Wille, Böſes zu thun, der freye Wille, welcher gut iſt, weil er in Gott ſelbſt anzutreffen? Man unterſtehet ſich nicht zu ſagen, daß die Menſchen ohne freyen Willen wären beſſer geweſen: aber doch geſtehet man zu, daß ſie ohne denſelben nicht würden geſündiget haben.

Man hilft dieſem Zweifel bald ab, wenn man ſpricht: ja, ſo wären wir auch keine Menſchen geweſen (5).

Wohl,

---

5) Dieſe Gründe haben in der That ihre Wichtigkeit. Es waren keine Menſchen ohne freyen Willen möglich. Dieſer freye Wille ſolte ſie eben zu ihrer Glückſeeligkeit geſchickt und würdig machen. Gott wußte, daß die Menſchen dieſen

Wohl, aber, iſt es nicht eben ſo viel geſagt, als wenn ich ſpräche: Das Fehlen iſt dem Menſchen eigen. Hier ſind nun alle Ausflüchte vergebens, und alle Diſtinctionen helfen wenig. Ich muß geſtehen, daß alles Böſe, alle Widerſtrebung der Gnade Gottes, und in der Folge die Verdammniß ſelbſt, von der übelangewendeten Freyheit unſrer Stamm Aeltern ihren Urſprung haben. Indeſſen, da Gott wohl weiß, daß das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens, aus dieſem Grunde, von Jugend auf, böſe iſt: ſo wäre ſeiner Gütigkeit nachtheilig, mehr zu ſtrafen als ſich zu erbarmen.

Ich ſage daher: alle Verbrechen ſind zeitlich; ſie beleidigen Gott nicht ſo wohl, als diejenigen ſelbſt, die ſie ausüben: die Gerechtigkeit Gottes iſt eine, nach den Regeln der Weisheit, eingerichtete Güte. Gott muß, vermöge der Weisheits-Regeln, ſtrafen, und nach ſeiner Güte, die Strafe nach der Verhältniß der Verbrechen einrichten. Alles dieſes iſt, wie das Böſe in der Welt, nothwendig. Was kann ich davor, daß heraus, wider die Sätze der meiſten Gottesgelehrten, folget, daß Gott zeit-

ſen freyen Willen mißbrauchen würden. Solte er ſie deswegen gar nicht wirklich machen, und eine unvollkommne Welt erſchaffen? Ich halte es nicht. Wenn ein guter Endzweck eines Dinges auf keine andre Art möglich iſt, als daß es dem Mißbrauche unterworfen iſt, ſo muß deswegen dieſes Ding nicht ausgerottet werden. Mit dem Degen vertheidiget man das Vaterland, und bedienet ſich deſſelben zur Nothwehr bey Anfällen. Es iſt kein Degen möglich, ohne daß man damit ermorden kann. Sollen ſie deswegen in einer Republik gar nicht vorhanden ſeyn?

zeitliche Verbrechen nicht in alle Ewigkeiten ſtrafen werde.

Thut er dieſes nicht; (wie wir uns denn Gott eher unter dem Bilde eines Vaters, als eines Tyrannen vorzuſtellen Urſache haben:) ſo dürfen wir kein Mitleiden haben, mit denen, welche nicht mehr leiden, als ihr Stand der Unvollkommenheit hinwiederum nothwendig mit ſich bringt. Ich rede allemal von der Nothwendigkeit, welche ſich ereignet, wenn eine Wirkung aus ihrer vorhergehenden Urſache erfolget.

Die Einwendung iſt mir allezeit ſehr ſeichte vorgekommen, wenn man ſagt: belohnet Gott die Gottesfurcht unendlich, da unſer Glaube gegen die Seeligkeit höchſt unvollkommen iſt; ſo muß er auch zeitliche Verbrechen unendlich beſtrafen. Denn die Folge iſt ganz und gar unrichtig. Iſt Gott die Gütigkeit ſelbſt: ſind unſre Werke nicht der Grund der Seeligkeit: iſt der Glaube ein Werk Gottes, ſo wie alles Gutes, was wir an uns haben, ſind wir aus Gnaden ſeelig worden; ſolte nicht der Schluß im Gegentheil natürlicher ſeyn, wenn ich ſpräche: da Gott ein weniges Gute, mit einer ungleich größern Seeligkeit bekrönet; ſo wird er auch zeitliche Verbrechen nicht ewig ſtrafen. Iſt denn Gott nicht eben der gütige, wenn er ſtraft? reuet ihn nicht bald der Strafe? Man ſage mir die Urſache! ich finde nicht die Nothwendigkeit des obigen Schluſſes.

Man urtheile von einem vernünftigen Manne, welcher ſich eine Colonie von Leuten geſammlet, welche vorhero zwar nicht glücklich, aber auch nicht unglückſeelig waren. Ich will noch mehr ſagen, er macht ſich ohne ihren Willen ihm unterthan. (Ich glaube, ich werde mit dieſem Ausdrucke meinen höchſten Schöpfer nicht beleidigen: da es doch nicht anders iſt, als daß ich, ohne mein Zuthun, ein Welt Bürger geworden, und ohne dies, ein bloß möglich Ding geblieben wäre). Dieſer Souverain hat nach ſeinem Rathſchluſſe feſtgeſetzt, ſeine Einwohner, des Gehorſams wegen, zu prüfen: ohnerachtet er wohl weiß, daß ſie es nicht aushalten werden. Wir wollen nicht fragen, warum? Genug, daß er ſeine weiſen Urſa[illegible] der Einrichtung ſeines Staats vollkommen einſtimmig ſind.

Er verbiethet ihnen dahero den Genuß einer giftigen Frucht. Man überredet ſie, davon zu eſſen. Sie eſſen wirklich. Sie handeln zwar thöricht. Aber kann man ſich wohl einbilden, daß der Herr unendlich zürnen kann, da er ſie wegen des Genuſſes des Gifts nicht allein in kränkliche Umſtände, ſondern auch in ſo einer Verwirrung findet, welche er ſchon voraus geſehen. Ja freylich, wird man ſagen, zürnet er mit ſeinen Unterthanen, weil er ſie und ihre Nachkommen, aus dem Stande der Glückſeeligkeit größtentheils ausſchließt. Lieber! warum thut er das? und was können die Kinder vor die Aeltern?

Es iſt leicht zu errathen, daß ich von Gott rede. Nachtheilig nun von ſeiner Gerechtigkeit zu urtheilen, verbiethet ſein hoher Verſtand, ſeine tiefe Weisheit, und ſeine überſchwengliche Gütigkeit. Wie richtig können wir ſchlüſſen, daß ſich der erſte Zuſtand vor ſolche Menſchen nicht geſchickt habe, welche nicht gehorſamen konnten. Aber doch hat er ihnen alle Glückſeligkeit zugeſagt. Seine Gütigkeit bringt es auch mit ſich. Er will ſie auch geben. Stimmte dieſes nun mit ſeinen Eigenſchaften überein, etliche wenige zu Gnaden anzunehmen, ob ſie es gleich nicht verdienen: die meiſten aber, weil ſie, wegen ihres unartigen Geſchlechtes, die Vollkommenheit ihrer erſten Aeltern nicht erlangen können, unglücklicher zu machen, als dieſe vorher waren, und ſie ſelbſt geweſen wären, wenn ſie nicht in dieſem Bezirk gebohren worden?

Iſt es nicht ſeiner Hoheit gemäßer, ſie durch zeitliches Leiden, oder durch wohlverdiente Höllen-Strafen, zu einer dauerhaften und ohne Zweifel größern Glückſeligkeit, deren ſie ohne den Fall Adams nicht würden theilhaftig geworden ſeyn, zuzubereiten? Wahrhaftig, ich werde mit einer heiligen Freude, und liebreichen Ehrfurcht eingenommen, wenn ich den endlich glückſeligen Zuſtand aller vernünftigen Creaturen, zum allgemeinen Lobe des Schöpfers, mir vor Augen ſtelle (⁶).

Die-

---

6) So viel iſt gewiß, daß man auf die Ewigkeit der Höllen-Strafe durch Gründe der Vernunft und der Weltweisheit nicht geführet wird; und ich bin verſichert, daß kein gründlicher Philoſoph diejenigen Vernunft-Schlüſſe vor richtig halten wird, wodurch man dieſelbe zeither hat behaupten wollen. Wenn man die Gründe des Herrn Verfaſſers dieſer Abhandlung erwäget, wenn man hinzuſetzt, daß der Tod, als eine natürliche Begebenheit, ohne ein Wunderwerk in den Kräften der Seelen, keine Unmöglichkeit der Bekehrung hervorbringen kann, wenn man bedenkt, daß die Verdammten in der Hölle fortſündigen müſſen, weil ſie ſonſt nicht unſeelig ſeyn könnten; daß ſie folglich die Freyheit des Willens und Erkenntniß beſitzen; und daß man dahero keinen Grund findet, warum ſie nicht endlich dieſe Freyheit des Willens und dieſe Erkenntniß zu ihrer

Beſſe-

Diejenigen, welche mir aus der heiligen Schrift die
nendlichkeit der Höllen Strafen beweiſen wollen, wer-
n auch wiſſen, daß das Wort ewig und Ewigkeit, in
m Worte der Wahrheit, in ſehr verſchiednen Ver-
ande genommen wird.

Ich komme wieder zu der Nothwendigkeit des Bö-
n. Wird denn etwan hierdurch alles Sittliche der
enſchlichen Handlungen aufgehoben? Sind etwan Ge-
ze und gute Regeln vergebens, oder iſt der Menſch kei-
ner

Beſſerung anwenden könnten: wenn man überleget, daß Gott, der an der Sünde ein Mißfallen hat und eben deſwegen die Verdammten beſtraft, an der unendlichen Fortſündigung deſſelben keinen Gefallen haben kann, dergeſtalt, daß er die Kräfte ihrer Seelen durch ein Wunderwerk zerſtöhren und ihre Bekehrung unmöglich machen ſolte; wenn man in Erwägung ziehet, daß alle Strafen, vornehmlich die Beſſerung des zu beſtrafenden zum Endzweck haben müſſen, in ſo ferne es möglich iſt, daß dieſer Endzweck ohne andern großen Nachtheil erlanget werden kann: wenn man dieſes alles reiflich erwäget; ſo ſind die Vernunft-Gründe vor die Ewigkeit der Höllen-Strafe ungemein ſchwach. Allein, ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, ob die Ewigkeit der Höllen-Strafe in der Schrift gegründet iſt, oder nicht. Ich müßte mich in eine Unterſuchung des Grund-Textes einlaſſen, welches ich zur Zeit noch nicht habe thun können. Solte die Offenbahrung die Ewigkeit der Höllen-Strafe auf eine unläugbare Art erweiſen: ſo kann man zwar zwiſchen derſelben und der Vernunft keinen Streit zugeben. Man müßte aber alsdenn bekennen, daß die Vernunft Gründe, welche uns die Ewigkeit der Höllen-Strafe zu erkennen geben, noch zur Zeit nicht ausfindig gemacht hat.

ner Strafen fähig, da er ohne Verſchulden böſe gebohren werden, iſt er gnugſam entſchuldiget, wenn er ſich auf die Nothwendigkeit des Böſen berufen kann?

Alle dieſe Folgen fallen von ſelbſt dahin, wenn man erwäget: 1) daß das ſittliche Böſe, an und vor ſich ſelbſt böſe iſt und bleibet, es mag nun erfolgen, woher es wolle: mithin hat die Moralität immer ſtatt (7); 2) daß Regeln und Geſetze, die damit verknüpfte Strafen, mit zu der nothwendigen Verbindung gehören, folglich die Menſchen eben deswegen verbinden, weil ſie Menſchen ſind; und endlich 3) daß die Entſchuldigungen der Gottloſen ihnen nichts helfen können, daß ſie die unvermeidliche Strafe, nach der Gröſſe ihrer Verbrechen, gewiß zu erwarten haben. Ihre Bosheiten, unerachtet ſie mit zur Welt gehören; ſind ſie nicht ſchlechterdings nothwendig, und ſie betrügen ſich ſelbſt, wenn ſie es vor nothwendig halten, vollkommner zu werden: da der freye Wille, eben zur Ergreiſung des Guten, gegeben worden.

Achten ſie etwan die Höllen-Strafen nicht, da ſie ein Ende zu gewarten haben. O! dieſe Marter iſt dennoch unbeſchreiblich groß, und ſie ſelbſt werden ſie nicht überſehen können; der Tod wird vor ihnen fliehen; den ſie ſehnlich wünſchen werden, und vielleicht ſind eine Million Jahre noch nicht genug, ihre Halsſtarrigkeit zu brechen.

Noch

---

7) Vornehmlich hat die Moralität ſtatt, weil ſich die Menſchen nach ihrem freyen Willen zu dem Böſen entſchließen, und weil ſie nicht ſolchergeſtalt böſe gebohren werden, daß es unmöglich wäre ohne Bosheiten, welche die Strafe der Obrigkeit nach ſich ziehen, zu leben.

Noch eins! Hebt ſich denn etwan durch die Nothwendigkeit des Böſen das Gebet auf? Ich ſage, keinesweges. Die Gebete, welche nach dem Willen Gottes geſchehen, ſind ebenfals in dem Zuſammenhange der Welt gegründet, und werden zu einem moraliſchen Grunde einer Sache, welche ohne daſſelbe nicht erfolget wäre. Jedoch iſt eben dieſe Sache, nach der Allwiſſenheit des Schöpfers, auch in der phyſiſchen Ordnung der Dinge bereits gegründet, ehe wir beten, wie (1 Kön. 3, 12.) an Salomo zu ſehen. Gott ſagte zu ihm, weil du das bitteſt, ſo hab ichs dir gegeben. Iſt das nicht eben ſo viel, als, es iſt bereits in der Ordnung der Welt gegründet.

Es ſcheinet Luther, in der Auslegung des Vater Unſers, hierauf gezielt zu haben, wenn er ſagt: Gottes Reich komme ohne unſer Gebet, von ihm ſelbſt: Der Wille Gottes geſchah ohne unſer Gebet: Gott gabe taglich Brod ohne unſre Bitte. Und eben ſo, wie es mit Erbittung des Guten, ſo iſt es auch mit Abwendung des Böſen beſchaffen. Deswegen befiehlt Gott nicht allein: Rufe mich an in der Noth, ſondern er hat das Gebet der Frommen erhöret, ehe ſie noch beten: (Jeſ. 65, 24.). Ja die Hand des Herrn iſt unverkürzt, auch durch ein Wunderwerk das Gute zu befördern, und das Böſe zu hindern; nachdem das Verlangen eines Betenden mit ſeinen beſten Abſichten übereinſtimmt.

Meine Herren, ich habe nunmehro den einen Theil meines Vortrags zu Stande gebracht. Was könnte ich wohl rühmlichers vor meinen Schöpfer, was könnte ich ſo gemäßeres vor das menſchliche Geſchlecht heraus bringen; als wenn ich erſt zuvor den Grund legte, welcher [illegible], ohne Schaam und Erröthung, nunmehr an das gedenken läßt, was in der Schrift und täglichen Erfahrung vorgefunden wird. Nämlich, daß das Gute ſelbſt zum Böſen gereichen kann. Ich mag nun ſagen, daß aus dem ſchönſten Engel, der Oberſte der Teufel geworden, oder, daß der Baum der Erkenntniß, der Urſprung alles Uebels geworden, oder daß der Heiland ſelbſt, vielen Tauſenden ein Stein des Anſtoßes geweſen; ſo darf ich deswegen nicht befürchten, daß man üble Folgen daraus ziehen könne, die Vollkommenheiten Gottes im mindeſten zweifelhaftig zu machen. Warum? weil es in der Welt nicht anders möglich geweſen, und endlich doch der vorgeſetzte Zweck des allgemeinen Guten, dadurch, daß das Böſe untermengt worden, erhalten werden muß.

Wenn ich auf alles das, was in der Welt iſt und geſchiehet, genau Achtung gebe; ſo finde ich, daß nichts gut zu nennen wäre, welches in Anſehung ſeiner ſelbſt, und ſeines Weſens, zu etwas Böſes beſtimmt ſey. Wie könnte auch Gott nach vollbrachter Schöpfung alles gut genennet haben, wenn auch nur etwas, ſeiner Natur nach, zum Böſen geſchaffen worden. Ich bekomme hierdurch einen ſtarken Beweiß, daß alles Böſe, ſo aus einem Guten erfolgt, nicht ſchlechterdings nothwendig ſey. Denn wäre es dieſes, ſo müßte es in dem Weſen ſelbſt gegründet ſeyn.

Wenn ich von dem, was dem Weſen nach ſo und ſo iſt, rede; ſo verſtehe ich eigentlich das, wozu ein Ding abſolut nothwendig beſtimmet iſt, und unmöglich anders ſeyn kann. Wie zum Exempel die Seele nach ihrem Weſen die Kraft zu denken hat, und ohne dieſelbe das nicht wäre, was ſie iſt. Vermöge des Weſens aber etwas leiden können, iſt eine andre Frage, wie z. E. die Seele, ſo wohl nach ihren Graden, als nach Beſchaffenheit ihres zugeſellten Körpers, eingeſchränket wird. Und auf ſolche Weiſe werden wir tauſend und aber tauſend Unvollkommenheiten in der Welt erblicken, welche aus der Vollkommenheit ihren Anfang nehmen. Dahingegen man, von der erſtern Gattung, kein Exempel wird anführen können, und wenn es auch der Erkenntniß-Baum im Paradieſe ſeyn ſolte. Er würde den Nahmen eines Guten verliehren, wenn er zu keiner andern Abſicht, als das menſchliche Geſchlecht unglückſeelig zu machen, geſchaffen worden wäre.

Wir finden alſo, daß wenn etwas Gutes zum Böſen eine Gelegenheit iſt, oder wird, es betreffe nun das phyſiſche oder moraliſche, daß es entweder vom Glück, oder Unverſtand, oder Unachtſamkeit, oder Vorwitz, und endlich von der Bosheit der Menſchen herrühre. Allem aber kann ich ſeinen Grund, in dem Zuſammenhange der Dinge, nicht abſprechen.

Indem ich unter dem Phyſiſchen und Sittlichen einen Unterſchied mache; ſo ſey mir erlaubt, ehe ich jedes nach ſeiner Art betrachte, eine Frage zu thun. Ich frage nämlich, ob eine gröſſre Macht, Güte und Weisheit Gottes zu erkennen geweſen, wenn er das natürliche Gute, ohne Abwechslung des Böſen, fortdauren; oder wenn er das ſittliche Gute, ohne Zwiſchenkunft des Böſen, beſtändig ſeyn laſſen? Oder nach menſchlicher Art zu reden: ob es Gott leichter geweſen, das phyſiſche oder moraliſche Böſe aus der Welt zu ſchaffen.

Da das Meiſte des Körperlichen in den, vor der Schöpfung gehabten Zuſtand, dereinſt wieder kömmen; das Geiſtiſche aber, worauf ſich das Sittliche beziehet, ewig dauren ſoll, mithin die Unvollkommenheiten des letztern länger, als des erſten, Beſtand haben; ſo wird die Antwort ohne Zweifel dahinauslaufen, daß die Größe der Macht, Güte und Weisheit Gottes, mehr hervorgeleuchtet hätte, wenn es möglich geweſen, eine Welt, ohne Abwechslung des ſittlichen Böſen wirklich zu machen, als wenn er nur das Unvollkommne von dem äußern Zuſtande abgeſondert hätte.

Da nun Gott das allervollkommenſte Weſen iſt, und doch keines von beyden gethan hat; ſo können wir ſchlieſſen, daß eines ſo wohl, als das andre, zu Erhaltung der allgemeinen Vollkommenheit der Welt, beytrage: und daß, je wichtiger das Uebel zu ſeyn ſcheinet, deſto größer der daraus erwachſende Vortheil ſeyn; überhaupt aber, daß die Unvollkommenheit einiger Theile nicht hinterlich ſeyn müſſe, die Abſichten des allgemeinen Guten zu befördern. Bin ich gleich nicht im Stande, die Urſachen anzugeben, und die Regeln der Weisheit einzuſehen, vermöge deren Gott das Gute ſelbſt zum Böſen gereichen läſſet, ſo bin ich dennoch verſichert, daß dieſe Unvollkommenheit nicht ewig dauren kann, und zu einer weit gröſſern Vollkommenheit des Ganzen ausſchlagen müſſe.

Ich gehe nun meiner gemachten Ordnung nach, und erwäge das phyſikaliſche Gute, welches, in der Folge, zum Uebel gereicht. Ich habe geſagt, daß es eines Theils vom Glücke herrühre. Diejenigen, welche mir vielleicht, bey der Nothwendigkeit des Böſen, aufgebürdet haben, als ſtritte ich wider die Vorſehung, werden hier finden, daß ich das Gegentheil behaupte. Nichts geſchiehet von ohngefähr. Und die unbegreiflichſten Begebenheiten haben ihren Grund in der Welt, folglich in dem Verſtande Gottes, und erſt nach ſeiner Weisheit, in ſeinem Willen, ſonſt würden ſie nicht geſchehen.

Da ich nun das Glück einen Zufall nenne, deſſen Urſachen ich nicht voraus geſehen habe, nichts aber von ohngefähr geſchiehet, wo werden wir anders, als in der Vorſehung die Nothwendigkeit ſuchen müſſen. Iſt wohl ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Ich rede hier noch vom phyſiſchen Böſen und Guten, und ich kann ohne Schwierigkeit eine Vorherbeſtimmung des Glücks und Unglücks der Menſchen und andrer Geſchöpfe einräumen; genug, daß in der Haupt-Abſicht nichts als Gutes beſtimmet iſt.

Ein Menſch wird reich ohne Mühe, und wenn er es iſt, ſo begleiten ihn tauſend Ungelegenheiten: ein andrer verarmet ohne ſeine Schuld, weil er allzugutherzig iſt, und jedermann vor ſo ehrlich hält, als er ſelbſt iſt. Sprecht nicht, dieſer würde glücklicher ſeyn, wenn er reich wäre; jener würde glückſeeliger ſeyn, wenn er arm wäre; wäre dieſer jenes, und jener wäre dieſes, ſo würde eine ganz andre Welt ſeyn. Die gegenwärtige aber iſt nur die vollkommenſte.

Unterſuche ich eines Theils die natürlichen Urſachen, welche jedennoch ſtatt haben müſſen, weil die Welt in der ſchönſten Ordnung gemacht iſt; ſo ſind ſie zuweilen ſo beſchaffen, daß ſie mit keiner menſchlichen Vorſichtigkeit vermieden werden können, mithin um ſo viel nothwendi ger. Mag ich wohl in dieſem Falle diejenigen, ſo hierbey die Hand im Spiele haben, anders als unſchuldig nennen?

Die morgenländiſchen Weiſen kommen aus guter Meinung nach Jeruſalem; ſie ſind die erſten Verehrer des Meßias, und ich wüßte nicht, was man an ihnen tadeln ſolte. Was veranlaſſet ihre Ankunft? ſo viele unſchuldige Kinder werden getödtet, und ſie ſelbſt mußten den Blut-Durſt des Herodes ſättigen, wenn ſie nicht ein Traum warnete. David läßt ſich den Prieſter Ahimelech, zu ſeiner Bedürfniß, die Schaubrodte reichen, und verurſacht den Tod, von mehr als 80 Leviten. Jonathan iſſet den Honig in der Wüſten; und verhintert dadurch die völlige Niederlage der Philiſter.

Der Unverſtand iſt ebenfals eine Urſache, daß das Gute vielmal zum Böſen gereichen kann. Die Gränzen des Verſtandes ſind zu enge, und unſre Sinne zuweilen zu ſchwach, zuweilen zu verderbt, den wahren Zuſammenhang des Erfolgs einzuſehen. Joſua machte einen Bund mit den Cananitern, es deuchte ihn auch gut ſeyn, daß ſie Holz-Hacker und Waſſer-Träger wären; und welches Uebel erwächſt dem Volke Gottes hieraus!

Die Unachtſamkeit iſt zwar eben eine Frucht des Unverſtandes; jedoch in etwas unterſchieden. Ich kann dieſen einen Irrthum, und jene eine Leichtſinnigkeit nennen. Beyde aber wenden das Gute unrecht an, und machen daraus ein Uebel. Verkaufte Eſau ſeine Erſtgeburth um ein Linſen-Gerichte; ſo ſah er zwar das Uebel nicht ein, was daraus erfolgte: aber ihm konnte doch der Vortheil der Erſtgeburth nicht unbekannt ſeyn. Indeſſen ſchätzte er nur das gegenwärtige Gute, nämlich ſeinen Appetit zu ſtillen, und war ſeines Vaters Seegen allzu ſteif verſichert, als daß er deſſen Verluſt beſorgen ſolte. Des Uſa unbedachtſame Hülfs-Leiſtung koſtete ihm ſein Leben.

Der Vorwitz iſt eine Tochter des Unverſtandes, welche er mit der Begierde, vollkommner zu werden, gezeuget hat. Es iſt eine unüberlegte Begierde, mehr zu wiſſen, als ſich vor unſern Zuſtand ſchickt. Dieſer Fehler iſt dem menſchlichen Geſchlechte ſehr natürlich, aber auch ein Grund, wodurch gar leicht etwas Gutes böſe werden kann. Unſre erſten Aeltern hegten dieſe Schlange in ihrem Buſen, und die Sichemithen 1 Sam. 6. mußten mit ihrem Schaden erfahren, daß das Allerheiligſte in der Lade des Bundes, mehr zu verehren, als zu beſehen, aufbehalten würde.

Die Bosheit der Menſchen begleite: endlich die vielfältigſten Arten derer ſchlimmen Abwechſelungen in der Welt. Ich will hier noch nicht ſagen, daß die Unart ſich ſelbſt, ſehr mühſam, die Mittel zu ihrem Verderben aufſuche: ſondern ich will nur gedenken, daß eine Sache, welche zu ganz was anders gewidmet iſt, durch der Menſchen Bosheit gemißhandelt wird. Die eherne Schlange war ein Denkmaal eines großen Guten, und ſiehe! ſie wurde zum Götzen gemacht.

Bey und nach der Bekehrung Teutſchlandes zum Chriſtenthum ließen ſich die Prieſter und Ordens-Leute das Lehr-Amt wohl empfohlen ſeyn: und man konnte von der Würde und Character eines Geiſtlichen, auf ſeinen Fleiß und Andacht ſicher ſchließen. Sobald aber ihre

Lehrſätze Wurzel faßten, und die guten Chriſten, aus heiliger Einfalt, ihnen einträgliche Pfründen, Schätze und Einkünfte gaben; ſo wurden die Pfaffen faul: und es galt der Schluſs richtig, je höher die Biſchöffe und Prälaten, deſto weniger arbeiteten ſie am Weinberge des Herrn.

So gar ſchlimm iſt der Mißbrauch. Der allergeſundeſte Wein verurſachet durch die Schwelgerey die Krankheit und den Tod; und ich würde das Maaß meiner Abhandlung überſchreiten, wenn ich alle Arten der Uebel erzählen wolte, welche nur aus dem phyſiſchen Guten entſtehen können. Alles dieſes macht die Natur der Dinge nicht eigentlich unvollkommen, weil die Menſchen allezeit Hand anlegen, wenn etwas böſe wird.

Allein man wird mir einwenden, daß dennoch Schmerzen, Krankheit und Tod erfolgen: es mag der Menſch Gelegenheit geben, oder nicht: ſind alſo nicht dieſe Unvollkommenheiten unmittelbar mit der Natur verbunden? Ich kann nicht läugnen, daß nunmehro erwähnte Stücke ſich in unſrer Welt befinden, und der tugendhafteſte Menſch kann die Erfahrung davon nicht vermeiden. Jedoch haben wir alles dieſes, vielmehr als eine Strafe und Folge der Sünde, als etwas der Natur eigenthümliches, anzuſehen (8). Die Erde iſt erſt nach dem Falle verflucht worden, der Tod iſt nur der Sünden Sold.

laſſet

---

8) Der Tod iſt gewiß nichts Böſes: und vielleicht ſind es auch Schmerzen und Krankheiten nicht. Man kann auch ganz wohl ſagen, daß dieſe Dinge aus dem Weſen des Menſchen fließen. Dieſes thut nichts zur Sache. Die

Begriffe

Laſſet uns aber benannte Stücke auch auf der guten Seite anſehen, vielleicht ſind ſie ſo übel nicht; vielleicht, ja! ich mag ſagen ohnfehlbar, ſind ſie zur beſten Welt gehörig und nöthig. Die Arbeit dient dem Menſchen zur Geſundheit: Krankheit und Schmerzen verrichten dasjenige glücklich, was der ſchärfſte Geſetz-Prediger nicht vermag, die Schmerzen der Geburth haben noch kein Frauenzimmer abgehalten zu heyrathen, und der Tod ſelbſt dienet den Frommen zu einer Ueberfahrt in das Land der Glückſeeligkeit, denen Gottloſen aber ihre Bosheiten einzuſchränken, daß ſie nicht größer werden.

Ich kann hierbey einen Gedanken nicht weglaſſen, welcher den Vollkommenheiten Gottes vollkommen gemäß iſt. Nämlich ich bin verſichert, daß Gott allezeit den glückſeeligſten Augenblick, der nur möglich iſt, erwähle, die Menſchen ſterben zu laſſen. Es geſchehe nun natürlicher Weiſe, wie bey Abia, Jerobeams Sohne; oder auf gewaltſame Art, wie bey dem frommen Schächer: durch einen jähen Tod, wie bey Eli: oder durch einen langſamen, wie bey denen Martyrern. Ja ich glaube, daß Pharao, Abſalon und Judas, noch viel unglückſeeliger geworden; wenn ſie zeitiger, oder langſamer geſtorben wären. Der gnädige Widerwille Gottes gegen das Verlohrengehen der Menſchen läßt mich nichts anders vermuthen.

Begriffe von den Menſchen waren in dem göttlichen Verſtande nicht anders vorhanden, als daß ihr Körper denen Veränderungen unterworfen ſeyn mußte. Menſchen ließen ſich nicht von Erz oder Marmor machen, wie der Herr Verfaſſer beſſer unten ſelbſt von dem Auge erinnert.

Ich komme nun beſonders zu denen Abwechſelungen, welche moraliſch das Gute zum Böſen machen. Ich werde die nächſten Urſachen, ſo wohl wie vorhero, zum Theil im Verſtande ſuchen müſſen; weil der freye Wille ſich allezeit dahin neiget, was ihm, als das Beſte, vorgeſtellet wird. Und hier ſind die ſinnlichen Vorſtellungen dem Menſchen, was dort der Menſchen-Feind im Paradieſe der Eva war. Ein Schein-Guth wird dem wahren Guthe vorgezogen, weil die ſchlechte Einſicht in dieſes, und die ſcheinbaren Annehmlichkeiten des erſten, den Willen reizet.

Die Begierde vollkommner zu werden, iſt die Anzeige eines guten Willens. Iſt aber der Verſtand nicht fähig, die rechten Mittel ausfündig zu machen: bleibt er an dem Sinnlichen hangen; ſo ergreife ich an ſtatt eines Diamants, einen Scorpion. Wenn Eva nicht aus Ungehorſam von dem Baume des Erkenntniſſes gegeſſen hätte; ſo würde ſie vielleicht, was die Begierde klüger zu werden anlangt, einige Entſchuldigung verdienen. Es ſey aber dieſes oder jenes die Urſache geweſen; ſo finden wir den Haupt-Fehler in der unvollkommnen Einſicht der Folgen. Sie verlohr das Paradies.

Das Glück oder Unglück trägt das Seine gleichfals bey. Ich werde Gott niemals zum Urheber der Sünde machen; weil er, vermöge ſeiner Weisheit, auch einen Theil moraliſches Böſes zulaſſen muß, um ein weit gröſſeres Gutes zu bewirken; ob zwar bisweilen die Erfahrung unſern menſchlichen Augen etwas unbegreifliches vorſtellet.

Nehmen Sie einen jungen Menſchen zum Exempel, welcher, um vollkommner zu werden, auf eine hohe Schule kommt: der erſte, der ihm begegnet, iſt einer von den äuſſerlichen Wohlgeſitteten: er führet ihn in diejenigen Lehr-Säle, wo das Gift ungeſunder Lehren, unter den ſcheinbarſten Schlüſſen, vorgetragen wird. Dahero wird er ein Stoiker, oder ein Epikurer, ein Manichäer, oder ein Socinianer, oder dergleichen einer; ſagen Sie mir, hat das Glück nicht ſeine Hand dabey?

Den Apoſtel Paulus, welcher in ſeiner Väter Geſetz und in der Weltweisheit ſo wohl gelehrt war, machte ſeine Geburth zu einem Juden, und ſeine Gelehrſamkeit zu einem Verfolger. Würde er nicht in ſeinem blinden Eifer vor die Religion bis an ſeinen Tod fortgefahren ſeyn; wenn ihm nicht eine auſſerordentliche Gewalt die Augen geöffnet hätte? Würde wohl Bayle ein Zweifler geblieben ſeyn, wenn er nicht einen ſo groſſen Geiſt gehabt?

Ich mag wohl hier der abſcheulichen Geſchichte erwähnen, deren in dem 2 B. der Könige (K. 3, 27.) gedacht wird. Der belagerte Moabiter-König opferte ſeinen Sohn: die Hebräer heben wegen dieſes Gräuels die Belagerung auf: ihr Abzug war ihm ein Glück, weil er ſeine Urſache nicht einſah, aber auch ein Nahrungs-Mittel ſeiner Abgötterey. Konnte er nicht ſeine Befreyung der Wirkung ſeines Opfers zuſchreiben?

Laſſet uns einen Blick auf unſern äuſſerlichen Zuſtand werfen, in ſo weit er durch das ſittliche Gute verſchlimmert werden kann. Die Mildthätigkeit iſt eine Tugend, und ſein Guth den Armen geben, hat der Heiland befohlen. Ein Menſch, welchen die Begierde, dieſe Tugend auszuüben, bis zum Bettel-Sacke treibt; wird zu einem Grauſamen, gegen den Zuſtand ſeiner Kinder. Die Schaamhaftigkeit iſt ſo beliebt, daß ich ſie nicht erſt loben darf; aber eine burgundiſche Maria wurde darüber zur Selbſt-Mörderin. Die Keuſchheit Josephs brachte ihn ins Gefängniß; die Wahrheit den Johannes um den Kopf.

Nachdem ich Fälle betrachtet, wo ſich mehrentheils das phyſiſche und moraliſche Gute und Böſe die Hände bieten; ſo werde ich endlich das Sittliche einzig und allein vor mir nehmen.

Betrachte ich das koſtbare Geſchenk die heilige Schrift; ſo finde ich, daß ſie dem größten Mißbrauch ausgeſetzt ſey. Und der Erlöſer ſelbſt, welcher ſein Mittler-Amt angetreten, um den Schaden Adams gut zu machen, wird ein Stein des Anſtoßes. Der größte Haufe der Chriſten ſoll deswegen ſchärfer gerichtet werden, weil ihm das Evangelium gepredigt wird. Wird es Corazim und Betſaida erträglicher ergehen, als denen die Chriſtum geſehen und gehöret haben; wäre es nicht beſſer, den Weg der Wahrheit nicht erkennen, als ihn nicht gehen: beſſer, von Gott nichts wiſſen; als ſich dadurch ſeine Verdammniß häufen? Was für Lob verdienen die Herren Miſſionarien, welche den Blinden ihre Augen eröffnen, um ihr zukünftiges Elend zu vergrößern. Ich bin voller Verwunderung, wenn ich ſo viel tauſend unwiſſender Heiden, vor der Schaar derer, die Chriſtum bekennen, glückſeelig preiſen ſoll.

Die meiſten derer Herren Gottesgelehrten widerſprechen dieſen Folgen, jedoch aus einem unzulänglichen Grunde. Sie bemühen ſich, ein Verhältniß des kleinen

Häufchens der Auserwählten zu beſtimmen. Der kleinſte Theil des Erdbodens, ſagen ſie, iſt mit Chriſten beſetzt: Aſia, Afrika und Amerika iſt verlohren: in Europa ſelbſt kann nur derjenige Theil ſeelig werden, der die rechte Religion hat: reden wir von der unſern, ſo wird die Anzahl klein, laſſen wir einen böhmiſchen Bruder ſprechen, ſo wird ſie noch kleiner.

Unbarmherzige Richter! Hat denn Gott das Licht der Natur umſonſt gegeben, ſo allen Heiden ins Herz geſchrieben iſt? Hat er denn ein Vergnügen, die unſterblichen Seelen ſeiner allgemeinen Gnade nicht theilhaftig zu machen? O! welch eine Tiefe der Erbarmung, für Heiden und Chriſten, muß in Gott verborgen ſeyn, da eine Zeit erſcheinen wird, da Gott alles in allem ſeyn wird! (1 Cor. 15, 22. 26. 28.) Gleichwohl iſt die Macht des Evangelii ſtärker, und der Vortheil ein Chriſt zu ſeyn größer, als man ſich einbildet. Es wäre demnach höchſt unbillig, ſo wohl Chriſto, als allen denen, ſo die Lehre des Evangelii auszubreiten ſuchen, einen Stein in Weg zu legen, darum, weil viele Menſchen dadurch nur ärger werden.

Meines Erachtens kommt es auf die Frage an, ob man etwas Gutes unterlaſſen ſolle, wo man gewiß voraus ſiehet, daß etwas Böſes daraus erfolgen werde? Dieſe Frage zu beantworten, iſt ein Unterſchied zu machen. Iſt das Böſe, ſo daraus erfolget, größer, als das gegenwärtige Gute, ſo iſt kein Zweifel übrig, das Gute zu unterlaſſen. Hingegen bin ich verbunden, das Gute zu thun, wenn durch deſſen Unterlaſſung etwas Böſes entſtehen müßte.

Ich habe mit guten Bedacht, in der Frage, die Gewißheit des erfolgenden Böſen benennet. * Gleichwie nun zukünftige Fälle nicht in unſrer Macht ſtehen, auch wir den unfehlbaren Erfolg nicht allezeit voraus ſehen können; ſo wird die Nothwendigkeit des Unterlaſſens unſrer Seits, ſehr ſelten vorkommen.

Geſetzt aber, es wäre ſicher zu ſchlüſſen, daß ein Böſes aus meiner guten Handlung erfolgen würde: auf was Art ſoll die Größe des Guten und des Böſen, gegen einander abgewogen werden? Es iſt dieſes leichter zu fragen, als zu beantworten. Jedoch deucht mich, daß die Beſchaffenheit des innern Zuſtandes, dem äußerlichen vorzuziehen ſey: und wo mich nicht ein höheres Weſen zum Gegentheil verbindet, der Nutzen und Schaden meiner eignen Perſohn allen andern vorgehe.

Wenn David dort die Gerſoniter heimſuchte: ſo würde er die unſchuldigen Kinder nicht getödtet haben, wenn er nicht ein größeres Uebel befürchten müſſen, nämlich, daß einige nach Achis kommen, und ihn mit ſeinem Heere verrathen möchten: hingegen, wenn der Knecht im Evangelio ſein Pfund vergrub aus allzufrühzeitiger Sorge, er konnte etwas dabey verliehren; ſo handelte er übel.

Hieraus folget endlich, daß, wo das erfolgende Böſe, ohnerachtet ich es voraus ſehen kann, kleiner iſt, als das Gute, ſo ich zu Werke richte, oder auch, meine gute Handlung ihrer Natur nach, eher zum Guten, als Böſen ausſchlagen kann, daß ich verbunden bin, das Gute gleichwohl zu thun, und dem Böſen ſeinen Lauf zu laſſen.

Dieſer Schluß wird zur Erläuterung deſſen dienen, was ich von dem Schöpfer der Welt, und dem Wechſel des Guten und Böſen, im erſten Theile angeführet habe. Gott, welcher den Ausgang der folgenden Fälle, und ihre Ordnung vollkommen einſiehet, hat das Verhältniß des Guten und Böſen genau abgewogen: und, indem er allezeit nach den Regeln ſeiner Weisheit handelt; ſo iſt auch ſicher zu ſchließen, daß er niemalen dem Guten etwas Böſes nachfolgen laſſe, wo nicht ein unendlich größeres Gutes, in der Folge, die Ueberwucht hat (9). Ja, wo er ſelbſt

---

9) Gleichwie der Herr Verfaſſer in dieſer ganzen Abhandlung ſehr [illegible] denkt, ſo muß man es auch hier ſagen. Ich ſtimme dem Herrn Verfaſſer vollkommen bey. Ja! ich bin ſo gar verſichert, daß Gott in der Einrichtung der beſten Welt ſo wenig moraliſches Böſes zugelaſſen hat, als nur immer möglich geweſen iſt: und dieſes Böſe hat er in dem Zuſammenhange der Welt dergeſtalt eingerichtet, daß gewiß allemal eine ſolche Menge Gutes daraus erfolgt, die das Böſe unendlich übertrifft. Ich bin gewohnt über Begebenheiten, die mir nach allen ihren Umſtänden bekannt ſind, meine Betrachtungen ſehr weit zu treiben: und ich habe allemal gefunden, wenn mir Begebenheiten nach allen ihren Umſtänden und in ihrer ununterbrochenen Reihe bekannt geweſen ſind, daß ein Laſter zu einer Menge guter und löblicher Handlungen und Begebenheiten Gelegenheit gegeben hat. Ich habe gefunden, daß von andern Leuten viele Tugenden ausgeübt ſind, daß verdiente Leute ihr Glück gefunden haben, daß Arme und Nothleidende Nahrung, Beyſtand und Schutz erlangt haben: und dieſes alles würde nicht erfolgt ſeyn, wenn nicht dieſes oder jenes Laſter wäre begangen worden. Ich könnte Beyſpiele von einer dergleichen wunderbaren Folge von Begebenheiten anführen, wenn

ſelbſt wider ſeine Vollkommenheiten gethan hatte, wenn er mit Gewalt das einzelne Böſe hatte hintern wollen.

Es hat dieſes eine genaue Verwanntſchaft mit dem, was in der Sittenlehre von den Aergerniſſen pfleget angeführet zu werden. Man unterſcheidet ſehr wohl das gegebene und genommene Aergerniß. Das erſte ſoll man vermeiden, das andre muß man dahin geſtellt ſeyn laſſen. Es würde dieſer Unterſchied kaum ſtatt haben, wenn er nicht nach dem, was ich bereits geſagt habe, beurtheilet würde.

Bey den Urſachen, welche das ſittliche Gute zum Böſen machen können, habe ich auch der Unachtſamkeit zu gedenken. Ich finde bey den verächtlichſten Ordens-Brüdern, bey den niederträchtigſten Ceremonien der Kirche, und bey alle dem, was nunmehro bey der Religion lächerlich wird, Fußtapfen, daß die Stifter und Urheber ganz was anders im Sinne gehabt, als die Folge der Zeiten eingeführet.

Wer hätte denken ſollen, wenn Paulus, wegen der damals betrübten und bedrängten Zeiten und Umſtände der Kirche, ſo wohl, als ihrer Diener vor ſich und ſeine Gehülfen, das eheloſe Leben vor das Beſte hielt; daß in einiger Zeit hernach Leute würden Gelegenheit nehmen, den Concubinat dem Eheſtande vorzuziehen, und den

Prie-

wenn es der Raum geſtattete, und wenn nicht Perſohnen kenntbar würden, denen ſie machen. Wahrhaftig! wenn ſich nur unſre Aufmerkſamkeit von der Weisheit Gottes zu unterrichten begehrte: ſo würden wir alle Augenblicke ausrufen müſſen: O welch eine Tiefe der Vorſehung und einer unausſprechlichen Güte!

Prieſtern den Eheſtand zu verbiethen. Mich wundert, daß, da Chriſtus ſagt: wehe den Schwangern und Säugerinnen zu ſolcher Zeit, nicht der Eheſtand deswegen durchgehends verbothen worden.

Der Vorwitz, wie er in blos menſchlichen Handlungen höchſt gefährlich iſt, etwas Gutes zum Böſen zu machen; wird in göttlichen Dingen höchſt ſtrafbar. Im erſten Falle mag uns das ſabiniſche Frauenzimmer zum Beyſpiele dienen: das andre haben uns die klugen Heiden unter der Fabel des Actäon vorgebildet. Gewiß iſt es, daß diejenigen, welche die Tiefen der Gottheit nach dem Maaß-Stabe des menſchlichen Verſtandes, auszumeſſen Willens ſind; in die größte Verwirrung geſetzet werden.

Ich ſolte nun noch ganz insbeſondre, in Anſehung des Sittlichen, von der Bosheit der Menſchen handeln. Allein, man wird aus den gegebenen Beyſpielen leicht erſehen, in wie weit ſich die Bosheit mit untermenge. Iſt derſelbe ein Erzböſewicht, der ſich ſelbſt Schaden thut; ſo ereignet ſich bey jeder Unvollkommenheit, die ſich der Menſch freywillig zuziehet, eine Art der Bosheit. Sonſt aber muß ich bekennen, daß ich mir nicht vorſtellen kann, wie ein einziger Menſch, aus Begierde ſich zu ſchaden, eine Handlung vornehmen ſolte. Der gütige Schöpfer hat auch jedem Menſchen den freyen Willen darum gegeben, daß er das Beſſere dem Schlimmern vorziehen ſoll. Es iſt wahr, das video meliora proboque, deteriora ſequor, iſt die Beſchreibung der größten Bosheit. Ich nenne die Bosheit eine Begierde, den Geſetzen zuwider zu handeln.

Betrach.

Betrachten wir aber die böſen Handlungen der Menſchen etwas genauer; ſo finden wir, daß ſie nicht eigentlich darum geſchehen, weil ſie von den Geſetzen verbothen worden, wie Sie ſelbſt, meine Herren, dieſe Wahrheit in der Unterſuchung: ob das Verboth nur deſto mehr anreize, ins Licht geſetzet haben; ſondern ſie geſchehen darum, weil dieſe Ueberſichtigen die heilſamen Geſetze, ihren eignen Regeln und Abſichten, als unvollkommnere nachſetzen, und durch Befolgung ſelbſt gemachter Vorſchrift, einer mehr reizenden Glückſeeligkeit theilhaftig zu werden gedenken. Der Apoſtel beſchreibet den Unterſchied dieſer Geſetze ſehr deutlich, wenn er ſagt: Ich ſehe aber ein ander Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtrebet dem Geſetze, in meinem Gemüthe (Röm. 7, 23.).

Wenn wir auch die allergrößeſte Thorheit der Menſchen vor uns nehmen, welche in dem Selbſtmorde beſtehet: ſo offenbahret ſich doch, daß er, nach der ſonſt richtigen Regel vorgenommen werde: Nämlich, ein kleineres Uebel wird zu etwas Gutem, wenn es einem größeren Uebel vorgezogen wird. Ungeſunde Menſchen! wendet doch die Kräfte eures Verſtandes beſſer an, das wahre Gute kennen zu lernen, damit euer Wille nicht betrogen werde. Gewöhnet euch nichts ohne Prüfung vor gut zu halten: und wenn eure Kräfte nicht hinlangen, ſo flehet die Gnade um lebendige Erkenntniß an! Habt ihr den Willen nicht allezeit in eurer Macht, ſo ſucht denſelben durch Umwege, als: durch Vermeidung der Gelegenheit, oder durch Arbeit und geiſtiſche Uebungen zu gewinnen.

Es mag nun mit Anführung der Exempel genug ſeyn! Aber vielleicht ſagt man, ich ſolte aus dieſem mei-

nen

nem erſten Satze gemäß die Nothwendigkeit zeigen: da die meiſten Begebenheiten nur willkührlich geweſen. Ich wiederhole nochmalen, da die Welt überhaupt nicht abſolut nothwendig iſt, daß ſich auch dergleichen Nothwendigkeit, weder in der Zeit, noch in der Ordnung ihrer Theile befinde. Nichts deſto weniger hat ein jedes Uebel in einer vorläufigen Urſache, ſie befinde ſich nun im Verſtande, oder in etwas andern, ſeinen zureichenden Grund: dieſer wieder in einem andern, bis wir endlich zu ſeinem erſten Urſprunge kommen, woran die erſten Menſchen Theil haben.

Finden wir nun gegründete Urſachen; ſo finden wir auch diejenige Nothwendigkeit, welche ich behaupte, nämlich unter der Bedingung, als welche derjenigen ohne Bedingung alſo entgegen geſetzet iſt, als wenn ich einmal ſage: Gott iſt nothwendig, und auf der andern Seite: David mußte dem Saul in die Hände gerathen, oder Abſalon mußte an einer Eiche hangen bleiben. Man ſiehet ganz leicht, daß erſten Falle von einer unbedingten Nothwendigkeit die Rede iſt: hingegen die zwey letzten Exempel unter der Bedingung erfolgen müſſen: nämlich, wenn David zu Kegila bliebe und Abſalon mit ſeinen langen Haaren unter die Eiche ritte. David mußte nicht zu Kegila bleiben, Abſalon mußte eben nicht lange Haare tragen ꝛc.

Wer wolte alſo ein Anhänger des Spinoza, oder ein Vertheidiger eines unvermeidlichen Schickſals ſeyn! Ich vor meine Perſohn erkenne keine gewaltſame, ſondern nach den Regeln der Weisheit eingerichtete Vorſehung: verehre dieſelbe und bewundere die göttlichen Vollkommenheiten. Ich hoffe, meine Herren, meine hin und wieder angeführten Zweifel werden Ihnen keine widrige Gedanken von meinen Grundſätzen beybringen, und vielleicht habe ich Sie ſattſam widerlegt. Es würde nicht meine Schuld ſeyn, wenn Sie meine Einwürfe unrecht verſtehen, oder mit Fleiß unrichtige Folgen ziehen wolten. Zu meiner Rechtfertigung halte ich vor nöthig, noch dieſes wenige beyzufügen.

Der Wille Gottes iſt gut. Und wenn Gott auch die Menſchen gleich anfangs ſo erſchaffen hätte, wie ſie jetzo ſind: ſo würde er nicht böſe deswegen gehandelt haben. Da er es aber nicht gethan; ſo hat ihn die Möglichkeit einer kurzen Unſchuld bewogen, unſre erſten Aeltern deſſelben theilhaftig zu machen.

Sagt man aber: warum hat Gott den Menſchen nicht erhalten? warum hat er die Engel, welche nachher gefallen, nicht vorhero im Guten beſtätiget, wie er mit denen noch übrigen gethan? oder warum gönnet er uns nicht auch einen Stand der Unſchuld, vielleicht würden wir jetzo klüger ſeyn? Thörigte Fragen, leere Einbildungen! Wäre es möglich geweſen, ein größeres Guth durch alles dieſes zu erhalten; ſo würde es geſchehen ſeyn (10).

Adam

---

10) Ich habe in dem Weſen der Staaten, im erſten Hauptſtück, gezeiget, daß die Menſchen eben ſo wenig in dem Stande der natürlichen Freyheit, als in dem Stande der Unſchuld beſtändig verharren konnten; weil es unmöglich iſt, daß die Menſchen von dem Anfange des Verſtandes ſo gleich zur höchſten Vollkommenheit des Verſtandes übergehen können; der mittlere Zuſtand aber mit der Vermeh-

rung

Adam genießt nunmehr einen glückſeligen Stand, den er gewiß nicht gegen den Stand der erſten Unſchuld vertauſchen würde, geſetzt es würde ihm frey gegeben, in einer andern Welt das irrdiſche Paradies noch einmal, auch ohne Verſuchung, zu beſitzen. Wir alle hoffen durch das Mittel der Erlöſung unſere Unvollkommenheit zu vergeſſen. Und dem allweiſen, gütigſten und gerechteſten Weſen iſt das Schickſal des Teufels und ſeiner Engel am beſten bekannt.

Ich kann nicht abbrechen, ohne einige Fragen zu erörtern, welche vielleicht oben noch nicht genugſam beantwortet werden. Gott hat keine beſſere Welt ſchaffen können, ſagt man, iſt hierinnen nicht eine Schwäche anzutreffen? jemehr übereinſtimmende Theile, deſto vollkommner iſt das Ganze? Dieſe Frage beantworte ich nun ſelbſt. Denn wenn alle Theile in ihrer Haupt Abſicht zuſammenſtimmen; ſo möchte ich wiſſen, welche gröſſere Vollkommenheit gedacht werden könnte. Indem man aber vorausſetzet, daß alle Theile einander in allen Stücken gleich ſeyn müßten: ſo verſtehet man das Weſen der Vollkommenheit nicht.

Die Wahrheit iſt nothwendig, und hängt nicht von dem Willen ab. Iſt es wahr, daß keine beſſere Welt möglich geweſen, welches wohl wahr bleiben wird: ſo hat auch Gott dieſe Wahrheit nicht abändern können: ſonſt müßte ſein Verſtand, welcher das Wahre einſiehet, und der Wille, welcher alsdenn was anders wolte, nicht über-

rung der Begriffe zugleich auch die Begierden vergrößert, welche der noch unvollkommene Verſtand nicht im Zaum halten kann. Neue Anmerkung.

einſtimmend ſeyn: welches eine größere Unvollkommenheit in Gott anzeigen würde, als man ſich einbildet. Wo iſt aber die Unvollkommenheit: das Wahre erkennen, und das Beſte wollen? Zu dem Zuſammenhange der Welt gehören Menſchen, wie ſie ſind. Sind ſie nun böſe; ſo rühret dieſes nicht ſchlechterdings von dem Willen Gottes her; hat er doch aber die Wirklichkeit des Ganzen gewolt; ſo hat er auch die Menſchen, wie ſie geſchaffen ſind, zugeben müſſen: außerdem das allgemeine Gute nicht erhalten werden wäre.

Wir können ganz wohl ſagen: Gott hat zwar des Böſen wegen nicht die Welt geſchaffen; aber doch hat er des Böſen wegen nicht unterlaſſen dürfen, die Welt zu ſchaffen. Die Urſachen ſind ſchon mehr als einmal angeführet werden. Das menſchliche Auge iſt deswegen nicht ſo ſubtil gemacht, daß es bald Schaden nehmen ſolte: aber zu Bewerkſtelligung ſeiner Abſichten, mußte ſein Bau ſo zerbrechlich ſeyn, als es iſt. Ein Auge von Stein und Marmor würde kaum den Schein eines Auges haben, geſchweige, daß es das verrichten ſolte, wozu ein Auge beſtimmet iſt.

Man ſpricht noch: alſo ſoll das menſchliche Geſchlecht das Opfer ſeyn, wodurch die Vollkommenheit des Ganzen erhalten wird? Ja! geſetzt, ſie würden alle wiedergebracht; wer vergütet ihnen den Schaden, den ſie erlitten? Beleidigt ſich der Menſch ſelbſt; wenn er ſündiget, warum ſoll er noch dazu geſtraft werden (11)? Es iſt in den

---

11) Mich deucht, daß ſich dieſe Fragen nunmehr aus dem vorhergehenden beantworten laſſen, ohne allein zu der Unvoll-

den Cabineten der Groſſen heut zu Tage eine ſolche Verſchwiegenheit, daß man die Rath-Schlüſſe nicht eher erfähret, als bis ein Vorhaben völlig ausgeführet wird: wie fordert man von mir, daß ich den ewigen Rath-Schluß entdecken ſoll, ehe ihn der Höchſte offenbahren will. Iſt man von einem Prinzen, von deſſen Gütigkeit und Weisheit man ſattſam überzeuget iſt, verſichert, daß er keine Maaßregeln ergreifen wird, welche die Unvollkommenheit ſeiner Staaten zur Abſicht haben; ohnerachtet hier und da Klagen gehöret werden, wie vielmehr können wir glauben, daß Gott die möglichſte Vollkommenheit ſeiner Geſchöpfe befördern werde. Salomons Regierung ſchien, bey Ausführung ſo herrlicher Werke, manchen ſeiner Unterthanen hart zu ſeyn: Aber Rehabeams eiſernes Zepter lehrte ſie erſt einſehen, wie glückſeelig ſie geweſen.

Wünſchen wir doch ja nicht Einwohner einer andern Welt zu ſeyn: wie ſehr würden wir das gelinde Zepter in der gegenwärtigen Welt vermiſſen. Man erwarte doch denjenigen Zeit-Punct, wo ſich alle dunkle, und vor unſern Augen unvollkommen ſcheinende Stücke aus einander wickeln werden. Wie werden wir uns verübeln, daß wir vor der Zeit allzuvorwitzig in die geheimen Cabinets-Schlüſſe zu gucken, uns haben beyfallen laſſen.

vollkommenheit unſrer Einſicht unſre Zuflucht zu nehmen: und zum Theil ſind ſie von geringer Erheblichkeit. Die Menſchen befördern die Vollkommenheit der Welt nicht. Sie ſind nur dazu nöthig. Sie ſind nicht anders möglich geweſen. Da ſie nun nichts einbüßen oder verliehren, was ſie hätten haben können, ſo ſind ſie weder ein Opfer, noch leiden ſie Schaden.

Herr Bayle, wenn er ſich von dieſer Materie heraus läßt, ſaget: (Dict. Art. Marcion.) Die Chriſten wären geſchickter offenſive zu gehen, als die Streiche auszupariren; und wenn er den Meliſſus einführet, ſo geſtehet er den Beweiß a priori zu, läugnet aber, daß die Erfahrung a poſteriori demſelben gemäß wäre. Ob ihn zwar Leibnitz ſtandhaft widerleget; ſo dünckt mich doch, daß es vornehmlich darauf ankomme: daß, wenn wir an den Grundſätzen und der Richtigkeit des Schluſſes nichts auszuſetzen haben; wir wohl zuſehen müſten, ob auch die Erfahrung wirklich zuwider laufe.

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß Gott die Glückſeeligkeit aller ſeiner Creaturen befördert wiſſen wolle, und daß er die beſte unter allen möglichen Welten deswegen erwählet habe. Die Erfahrung ſcheinet das Gegentheil darzuthun: es iſt wirklich viel Böſes anzutreffen, wie können wir dieſes zuſammen reimen? Der belobte Freyherr von Leibnitz führet das Exempel des Caſtilianiſchen Alphons an, welches ſich hieher ſehr wohl ſchickt. Dieſer gelehrte Herr wurde durch die Unvollkommenheit des Ptolemäiſchen Syſtems bewogen zu ſagen: wenn er bey der Schöpfung geweſen, ſo wolte er Gott einen guten Rath gegeben haben. Dieſe Unvollkommenheit ſchien ihm in der Erfahrung gegründet zu ſeyn, weil ſich die Abwechſelungen der himmliſchen Körper aus dem angenommenen Syſtem erklähren ließen. Hätte er aber die Zeiten des Copernicus erleben ſollen: wie würde er ſich der Uebereilung ſeines Urtheils geſchämet haben!

Nun gehe man weiter. Da wir den Zuſammenhang der Dinge einzuſehen, nur eine ſehr kleine Fähigkeit beſi-

tzen;

ſen; wie können wir der Beſchaffenheit und wahren endlichen Abſichten jeder Theile ins beſondre beyſtimmen. Da wir nichts von der Art der Zuſammenfügung des groſſen Welt-Baues verſtehen; wie wollen wir bey Betrachtung einzeler Stücke die wir meiſtens nur von auſſen kennen, den Werk-Meiſter zu tadeln, oder zu beurtheilen uns unterſtehen; ehe und bevor das ganze Gebäude, nach der Länge, Breite und Tiefe, zur Vollkommenheit gelanget.

In dem Verſtande Gottes ſtehet dieſes herrliche Gebäude allbereit in ſeiner Pracht. Nur wir erkennen ſtückweiſe dasjenige, was Zeit und Ort uns im Dunkeln ſehen läßt. Haben wir nicht genug, wenn wir wiſſen, daß alles, was in der Welt iſt, oder geſchiehet, zur Vollkommenheit des Ganzen gehöre, und endlich zu einem guten Ende ausſchlagen müſſe. Ich hoffe meine Leſer durch die Abhandlung, daß nichts Böſes in der Welt, welches nicht zu etwas gut ſey, vorbereitet zu haben, endlich dieſen Schluß zu machen, und bin

Dero

ergebenſter Diener
Anonymus.

VI.

Jani Nicii Hilarii S. P. S.

Beſcheidene Anmerkungen (*) über die Abhandlung: Die Nothwendigkeit des Böſen in der beſten Welt; als eine Urſache, warum das Gute ſelbſt zum Böſen gereichen kann.

Die Ausfertigung dieſer Betrachtung von der Nothwendigkeit des Böſen in der beſten Welt, welche ein ſcharfſinniger Verfaſſer dem ſtrengen Urtheile der philoſophiſchen Welt überlaſſen, hat eine andre vorläufige Abhandlung an das Licht gebracht, in welcher er bewieſen, daß das Böſe allemal zum Guten gereichen müſſe. Damit es aber nicht das Anſehen haben möchte, als ob er der Erfahrung zuwider glaubte, daß dadurch das Böſe ſelbſt zum Guten würde, oder daß gar kein Böſes in der Welt wäre; ſo hat er ſich genöthiget gefunden, zu ſagen, daß das Böſe gewiſſer maaßen nothwendig ſey.

---

*) Dieſe Einwürfe, wider die vorhergehende Abhandlung ſind eingeſendet worden, ohne daß wir deren Verfaſſer haben erfahren können. Wir wollen uns die Freyheit nehmen, ſolche, in ſo weit ſie wider uns gerichtet ſind, mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Dieſes iſt nun der Satz, welcher hier die Probe des Beweiſes aus Vernunft und Schrift aushalten ſoll. Es wird demnach zuerſt gefragt: Ob Gott das Böſe in der Welt gern oder ungern ſehe? Man antwortet, heißt es „S. 421. (2) ohne Bedenken, ungern. Nun ſchließe ich, „ein jedes freyes Weſen vermeidet dasjenige, was ihm „Verdruß erwecket, wenn es ihm nicht hinderlich iſt: „Gott iſt allmächtig, alles mögliche zu thun, ſein Wille „iſt zu heilig, das Böſe zu wollen; würde er nicht das „Böſe abgeſchafft oder vermieden haben, wenn es ſeiner „Allmacht gemäß geweſen.“

Dieſer Beweiß wird wenig gelten, wenn man ihn zergliedert, und auf das phyſiſche und auf das moraliſche Böſe, wovon der Verfaſſer redet, anwenden will. Wir wollen erſt bey dem moraliſchen bleiben, ſintemal dieſes der alleinige Grund des natürlichen Böſen, in genauem Verſtande, ſeyn muß, und welches ſonſt, mit der größten Ungereimtheit, wenn dem nicht alſo wäre, auf den Schöpfer, als die wirkende Urſache, eigenthümlich zurück fiele.

Das moraliſche Böſe, die Sünde nämlich, ſiehet Gott ungern, und muß ſie auch allerdings, wegen ſeiner Heiligkeit haſſen. Aber daraus folget noch nicht, was unſer Philoſoph und Schriftgelehrte ſchließet: daß ein freyes Weſen dasjenige vermeide, was ihm Verdruß erweckt, wenn ihm nichts hinderlich iſt.

Y 5 Dieſe

---

2) Dieſe Seiten-Zahlen, die hier und in der Folge vorkommen, ſind allemal von denen Bemerkungen der vernünftigen Seele zu verſtehen, worinnen alle dieſe Abhandlungen eingerückt waren. Jetzo da dieſelben unmittelbar vorhergehen, wird man dieſe Stellen nicht finden können.

Dieſe Vermeidung oder Nicht-Exiſtenz des Böſen, welche in den Folge-Schlüſſen mit der Abſchaffung des Böſen verbunden wird, ſoll aus dem nothwendigen Böſen der Sünde in der göttlichen Heiligkeit fließen, welches doch nicht ſeyn kann, denn man ſetzet ja einmal hier die Exiſtenz der Sünde, als das moraliſche Uebel, in der Grund-Propoſition voraus, als welches eben Gott ungern ſiehet und haſſet, und ſchließet gleichwohl hernach, daß die Exiſtenz der Sünde gar nicht ſeyn würde, wenn es der göttlichen Allmacht nicht alſo gemäß geweſen wäre.

Dieſes iſt aber eine Umtreibung, da man erſt die Exiſtenz der Sünde annimmt, und ſie hernach bedinglich beweiſet, daß ſie exiſtire. Wir hoffen nicht, dem Vortrage des Gegners etwas ohne Schuld zur Laſt gelegt zu haben; ob wir ſchon ſeine Worte zu behalten Bedenken tragen, welches wir gleich hernach auseinander ſetzen wollen.

Genug, er ſetzet allhier die Exiſtenz des Uebels zum Grunde, darum, weil es der Allmacht Gottes gemäß, daß ſolches nicht exiſtiren ſolle. Alſo exiſtiret es, weil es exiſtiret; oder, welches mit den Worten des Verfaſſers näher kommt, weil es in Erwägung der Allmacht exiſtiren muß. Soll dieſes, allem Anſehen nach, in dem ganzen Schluſſe ſtecken, ſo würde das was noch nicht bewieſen, zum Grunde der Nothwendigkeit des Böſen, ohne Gebühr, geleget. Der Heiligkeit Gottes aber gehet dabey nichts ab. Genug, wenn nur das exiſtirende Böſe beſtraſet wird.

Wir wollen weiter gehen. Es heißt: „Ein jedes „freyes Weſen vermeidet dasjenige, das ihm Verdruß er-

„wecket,„

„weckt,„ wenn ihm nichts hinderlich iſt. Wollen wir dieſes auf das moraliſche Uebel anwenden: ſo wird die nackende Wahrheit einem gleich in die Augen leuchten. Gott vermeidet die Sünde. Allein, dieſes will wohl von dem Satze, den wir hier beleuchten, nicht geſagt werden. Freylich vermeidet Gott die Sünde, ja er verabſcheuet ſie ſo gar unendlich. Dieſes wird unſer Schriftſteller auch glauben. Demnach iſt der Gebrauch dieſes Worts etwas undeutlich und auch gefährlich. Denn die philoſophiſche Einfalt könnte wohl dieſe Sünden Vermeidung in Gott, mit dem menſchlichen verwirren, wo die Möglichkeit zu ſündigen ſchon vorausgeſetzt wird.

Die Folge erläutert dieſen Gedanken. Die Abſchaffung, oder Vermeidung des Uebels, heißt es daſelbſt. Wir müſſen geſtehen, daß hier mehr in der Folge angenommen wird, als nach dem Ober-Satze da ſeyn ſolte, und folglich dieſer Schluß den Fehler der überſchrittenen Gränz-Worte habe. Denn bey der Abſchaffung des Uebels, wird ſchon die Exiſtenz deſſelben, als bewieſen, angenommen, und bey der Vermeidung des Uebels, wird die Exiſtenz entweder völlig aus dem Wege geſchaffet, oder, weiter nichts, als die Möglichkeit aufs höchſte ſtehen gelaſſen.

Doch dieſes iſt das Haupt-Werk nicht. Wir wollen nicht die untüchtige Folge jetzo meiſtern. Das Vornehmſte iſt, den Sinn der Worte recht einzunehmen. Ein jedes freyes Geſchöpfe vermeidet dasjenige, was ihm Verdruß erwecket. Dieſes muß ſo viel heißen: Ein jedes . . . . macht, das nicht exiſtirend ꝛc. Wir hoffen dieſen Worten den mildeſten Verſtand gegeben zu haben, welchen ſie nach den hier vorkommenden Umſtänden leiden können.

Allein, dieſes iſt abermals falſch; denn Gott macht nicht, daß die Sünde, wovon wir reden, exiſtire. Wäre dieſes, ſo wäre er ein Urheber der Sünde, welches der gegenſeitige Verfaſſer in allem Ernſte läugnet. Iſt aber dieſes, ſo muß auch dieſer Satz ſeiner Wahrheit ſelbſt widerſtreiten. Ein anders iſt, eine Creatur ſchaffen, die ſündigen kann: aber auch nicht: Ein anders: machen, daß die Sünde exiſtire.

Weiter, iſt auch aus dem Begriffe des freyen Weſens, in ſo fern es nämlich frey iſt, nicht unumgänglich auf die Vermeidung deſſen zu ſchließen, was ihm Verdruß bringet: denn, da es wahrhaftig frey ſeyn ſoll; ſo kann es ſchier nach ſeiner Freyheit wählen, was ihm Verdruß machet, als was ihm keinen Verdruß machet. Die Erfahrung beſtätiget dieſes genug. Man gehe auf die Rath-Häuſer, Gerichts-Stuben, Schulen u. ſ. f.

Wollen wir es aber auf Gott deuten, und alſo verſtehen, daß es hier gelten muß: ſo kann es nicht anders, als von der Exiſtenz erſchaffener Dinge angenommen werden; denn von denen allein kann man ſagen, daß es alles ſehr gut erſchaffen ſey, und folglich nichts, nach der Schöpfungs-Güte ihm Verdruß erwecke. Da muß aber bey dem Begriffe des freyen Weſens, die Gedanke des Unendlichen nicht vergeſſen werden.

Jedoch dieſes alles gehet nun nicht auf das moraliſche Böſe, in ſo fern es für ſich betrachtet wird. Denn ich kann nicht ſagen: Gott hat es gemacht, daß es exiſtire;

ſtire; ſondern vielmehr: Gott hat geſucht, daß es nicht exiſtire, ſondern kräftig verhindert werde. In dieſem Verſtande, und nach den vorausgeſetzten Beſtimmungen kann man zugeben, daß Gott die Sünde mit ganzem Ernſte in der Creatur zu verhindern ſuche, daß ſie nicht exiſtire, weil ſie ſeiner Heiligkeit zuwider iſt. So wird wohl der Verdruß zu verſtehen ſeyn, welcher in Gott wegen der Sünde erwecket wird. Doch haben wir ſolchen Ausdruck nicht, als was Leidendes, ſondern als was Thätiges, anzuſehen, wie wir ihn bereits erkläret. Er thut es aber nicht nach ſeiner Freyheit, und als ein freyes, ſondern als ein unendlich heiliges Weſen.

Weil aber die Sünde iſt da, und exiſtiret ſchon, wie ſie ſchon allhier geſetzt worden, ſo kann ihre Exiſtenz unmöglich in der ernſtlichen Verhinderung Gottes geſucht werden, denn da müßte ſie zugleich als exiſtirend, und nicht exiſtirend, angegeben werden. Dieſes gehet aber, des Widerſpruchs wegen, nicht an, und eben deswegen gehet es nicht an, aus der Exiſtenz des Uebels, welches Verdruß machet, und ſchon da iſt, richtig zu ſchließen, daß ein freyes Weſen das ſchon exiſtirende an ſeiner Exiſtenz verhindere. Der Wille Gottes iſt heilig: drum kann er das Böſe und die Sünde nicht wollen. Aber da es einmal da, ſo iſt es falſch, aus ſeiner Allmacht zu ſchließen, daß das Böſe unexiſtirend ſeyn könne: denn die Allmacht Gottes iſt die Eigenſchaft alles Mögliche zu thun. Nun iſt aber dieſes nicht möglich, daß das, was da iſt, in ſo fern es da iſt, auch nicht da ſey.

Demnach beweiſt die Allmacht und der Wille Gottes das noch lange nicht, was allhier daraus geſchloſſen werden. Denn es folgt nur ſo viel, daß Gott die Sünde eines Theils nicht wolle, andern Theils aber ihre Exiſtenz nicht abſolut, obſchon moraliſch verhindert habe, und nicht anders wolle und könne.

Nun folget aber daraus, wir mögen des Verfaſſers Satz annehmen, wie wir wollen, noch lange nicht die Nothwendigkeit, des Böſen, welches doch ſtillſchweigend aus den Worten ſoll verſtanden werden, S. 422. Gott würde das Böſe abgeſchafft, oder vermieden haben, wenn es ſeiner Allmacht gemäß wäre. Denn das iſt ja nicht nothwendig, was der göttlichen Allmacht gemäß iſt: ſonſt müßte alles Mögliche in dieſer Welt auch nothwendig exiſtiren. Alſo iſt dieſe Nothwendigkeit noch nicht daraus zu verſtehen, oder ſie müßte ihren Grund zureichend in Gott haben. Welches doch eben die göttliche Heiligkeit verhindert.

Nehmen wir aber das phyſiſche Uebel, und unter demſelben eine Art, nämlich die Strafen; ſo müſſen dieſe aus der Gerechtigkeit Gottes, als exiſtirend, auf die Setzung der Sünde, folgen. Er wolte aber nicht abſolut ſtrafen; ſondern nur bey Setzung der Sünde, die von Seiten Gottes nicht nothwendig war. Sein Endzweck war es nicht, die Creaturen zur Pein zu ſchaffen; ſondern eine nothwendige Entſchließung, die aus eigener Schuld ſündig gewordene Creatur mit Strafe zu belegen.

Der Herr Herausgeber ſaget in der Anmerkung, daß das Böſe nur eine Beraubung des Guten ſey: das iſt wohl nicht zureichend, das Böſe vollſtändig zu erklären (³). Wir wollen nur einen Böſewicht ſetzen, der einem Unſchuldigen ſolche Backenſtreiche giebt, daß ihm die Wangen und Ohren mit Blute unterlaufen: ſo wird man mehr, als eine Beraubung des Guten ſinnlich empfinden.

Es iſt ferner falſch: In einer Welt, wo gar kein Böſes wäre, fehlte auch viel Gutes (⁴). Denn deswe-

gen

---

3) Wir haben hier keine Erklärung des Böſen geben wollen. Dieſes iſt leicht erſichtlich. Wir ſagen, daß das Böſe nichts Weſentliches, ſondern eine Beraubung des Guten ſey. Dieſes iſt weiter nichts als ein Satz: und wir glauben, daß er allemal wahr iſt. Die Tugenden allein ſind etwas Weſentliches. Hätte der Böſewicht, in des Herrn Verfaſſers Exempel, Gütigkeit und Gerechtigkeit gehabt; ſo würde er den Unſchuldigen nicht geſchlagen haben. Der Mangel dieſer Tugenden allein wirket ſeine That. Es ſetzt ſich nichts anders Weſentliches an der Stelle, welches den Schlag verurſachet hat. Das, was der Herr Verfaſſer, als eine ſinnliche Empfindung des Böſen anſiehet, iſt nicht das Böſe ſelbſt, ſondern die Wirkung und Folge des Böſen. Dieſes muß man aber von einander unterſcheiden.

4) Dieſe Worte beziehen ſich auf das Vorhergehende; und es ſoll heißen: fehlte alſo auch viel Gutes. Nun meint zwar der Herr Verfaſſer dieſe vorhergehenden Gedanken dadurch zu entkräften, daß die Creaturen die ſündigen können, deshalb nicht hätten wegbleiben, ſondern nur ihre Freyheit auf das Gute richten dürfen. Allein, Gott wußte ja nach ſeiner Allwiſſenheit ganz gewiß, daß dieſes nicht geſchehen würde. Folglich mußte er entweder dieſe Creaturen weglaſſen, und alſo hätte gar viel Gutes in der Welt gefehlet, welches aber ſeiner Weisheit und Gütigkeit zuwi-

der

gen hätten die Creaturen, die ſündigen konnten, nicht wegbleiben dürfen, ſondern ſie hätten alle da ſeyn, und ihre Freyheit auf das Gute richten können. Alſo hätte das Gute, welches der Herr Anmerker hier verſtehet, nicht gefehlet, ungeachtet kein Böſes war.

Sagt man aber, „daß das Gute wenigſtens gefehlet „hätte, welches aus dem Böſen kommt: ſo iſt dieſes ein „erſchlichener Beweiß; denn es würde nicht gefehlet, ſondern aus dem Guten gekommen ſeyn,„ ob es ſchon nicht allemal eben das, ſondern ein gleichgültiges geweſen wäre. Vielleicht hat ſich der Herr Schriftſteller verſchrieben; und nur ſagen wollen: In einer Welt, wo gar kein Böſes möglich war, fehlte auch ſehr viel Gutes. Das iſt wahr. Wenn nämlich das Böſe nicht möglich geweſen; ſo hätte auch die Tugend, nicht als möglich

der war, oder das Böſe war, zufolge der Weisheit und Gütigkeit Gottes, nothwendig, nämlich nach einer moraliſchen und weiſen Nothwendigkeit. Ein drittes giebt es hier nicht. Wie es ſcheint, ſo hat der Herr Verfaſſer in allen ſeinen Einwürfen den Begriff von einer abſoluten oder metaphyſiſchen Nothwendigkeit allzuſehr vor Augen. Alsdenn nur wird erfordert, daß das Gegentheil unmöglich iſt. Dieſe verſtehet man aber hier nicht, wie die Anmerkung S. 421. ausdrücklich beſaget. Zum Beweiß einer moraliſchen Nothwendigkeit wird weiter nichts erfordert, als daß man zeiget, man habe nach den Regeln der Weisheit nicht anders verfahren können: und wer hierwider Einwürfe machen will, der muß zeigen, nicht daß das Gegentheil an ſich ſelbſt möglich geweſen wäre; ſondern daß die Sache nach den Regeln der Weisheit anders hätte ſeyn können möglich haben geſetzt werden können. Aber aus der Möglichkeit folgt die Wirklichkeit noch nicht.

Es iſt ferner nicht wohl zu verſtehen, wie die Creaturen nach ihrem Weſen und den Begriffen, die in dem göttlichen Verſtande von ihnen vorhanden waren, das Böſe nach ſich gezogen haben. Aus ihrem Weſen folgt ja nur die Möglichkeit, daß ſie Böſes nach ſich ziehen konnten: nicht aber, daß es wirklich ſeyn mußte (*). Deswegen aber, weil dieſe Creaturen ſündigen **konnten**, durften ſie nicht wegbleiben: und daraus folget immer noch nichts für die Nothwendigkeit des Böſen. Es war in allen dieſen Fällen ſchon an der Möglichkeit genug. Weiter können auch die Beweiſe nicht gelten.

Doch wir gehen auf das Vorhergehende zurück. Die theologiſchen Beweiſe ſollen die Nothwendigkeit des Böſen zuerſt rechtfertigen. Die Erlöſung, ſo durch Chriſtum geſchehen, ſoll beweiſen, daß Gott die Welt ſo ſchaffen wollen, wie ſie iſt. Der gelehrte **Herr Anmerker** hat die

---

(*) Hier ſind die Einwürfe abermals wider die abſolute Nothwendigkeit gemacht. Wenn es wahr iſt, daß die Creaturen nach ihrem Weſen und den Begriffen, die in dem göttlichen Verſtande von ihnen vorhanden waren, das Böſe nach ſich gezogen haben: ſo hat ihr Weſen nicht nach einer abſoluten, ſondern nach einer bedingten und moraliſchen Nothwendigkeit das Böſe nach ſich gezogen, nämlich, wenn ſie zu Folge der Weisheit und Güte Gottes wirklich werden ſollten; und die Begriffe waren von dieſen Creaturen in dem göttlichen Verſtande nicht anders vorhanden, als daß ſie das Böſe nach ſich ziehen könnten und gewiß würden.

die Schwäche dieſes Beweiſes gut gezeiget. Wir antworten uber dieſes: Die Rede ſey gar hier nicht von der Exiſtenz des Böſen: denn, wenn davon geredet wird, iſt erſtlich ein Erlöſer möglich. Sondern wir reden ja! von den Urſachen der Exiſtenz des Böſen; ja! wohl gar von der Nothwendigkeit des Böſen. Nun kann ja aus dem freyen Entſchluſſe Gottes die ſündig gewordene Creatur, durch den Mittler zu erlöſen, nicht folgen, daß das Böſe derſelben nothwendig hätte ſeyn müſſen. Denn es hat ja wohl auch nicht ſeyn können: und da würde es auch der Erlöſung nicht gebraucht haben. Nachdem aber Gott beſchloſſen, einen Erlöſer zu ſenden, ſo wird die Exiſtenz der Sünden nur vorausgeſetzt, aber nicht nothwendig gemacht.

Daß aber Gott das Böſe zulaſſen wollen, damit er einen Befreyer ſchicken konnte, wie dieſes aus dergleichen Beweiſungs Art folget, iſt unbeweiſlich, und nicht ſo ſchlechterdings zu behaupten; und doch wird damit immer das Böſe, das freye, das moraliſche Böſe noch nicht nothwendig. Denn ich muß allemal noch das Gegentheil bey der Freyheit behaupten können.

Daß Gott das Böſe in der Welt vorausgeſehen und ſolches auch zugegeben, iſt alles wahr. Aber es folget nur nicht, daß es deswegen nothwendig wird. Denn man ganz wohl eine böſe That vorausſehen, und es der freyen Creatur zulaſſen kann, zu ſündigen, damit wird dieſe That nicht nothwendig. Sie wird nur nicht phyſice mit Gewalt verhindert: aber noch nicht dadurch nothwendig. Geſetzt auch, daß keine beſſere Welt möglich geweſen, als wo das Böſe möglich war, in welcher

Streitigkeit wir uns jedoch nicht einlaſſen; ſo muß doch der Herr Verfaſſer aus der Möglichkeit nicht auf die Nothwendigkeit ſchließen.

Hier halten wir ihn bey ſeinen Worten: wäre eine beſſre Welt ohne Böſes möglich geweſen: ſo würde ſie Gott der gegenwärtigen vorgezogen haben. Nun folget aber hieraus nur ſo viel, daß bey Setzung einer Welt, die metaphyſiſche Möglichkeit des Böſen, aber nicht die moraliſche und phyſiſche Nothwendigkeit, ſchlechterdings zugegeben werden müſſe. Denn das iſt nicht anders; wenn eine freye Creatur in der Welt geſetzet wird, ſo muß auch ſchlechterdings die Möglichkeit zum Böſen geſetzet werden. Aber weiter gar nichts.

Es wird eine ſolche Nothwendigkeit angenommen, welche in der gegenwärtigen Welt gegründet iſt. Nun fragt ſichs aber, wie das zu verſtehen ſey, daß das Böſe in der gegenwärtigen Welt gegründet ſey? Iſt der Grund von allem Böſen ſchlechterdings und determinirt da, daß, bey Setzung dieſer Welt, alles Böſe da ſeyn muß, und nicht auſſenbleiben kann: oder iſt es in freyen wirkenden Urſachen nur der Möglichkeit nach alſo da, daß das Böſe nicht von der gegenwärtigen Welt kann getrennet werden? oder wie ſoll es ſonſt verſtanden werden.

Bey dem erſten Falle iſt keine Creatur in der gegenwärtigen Welt Schuld an dem Böſen. Denn es iſt einmal ſo in der Welt gegründet. Bey dem andern aber läßt ſich noch nicht alles Böſe erklähren, welches in der Welt iſt. Denn ob ſich ſchon die Möglichkeit einiger Sünden aus dem der Creatur anklebenden Böſen beweiſen läßt: ſo kann man doch die zureichende Möglichkeit aller Sünden nicht daraus erklähren. Folglich muß wenigſtens ein Theil des Böſen nicht in der gegenwärtigen Welt, das iſt, in dem Zuſtande der freyen Creatur gegründet ſeyn. Sonſt müßte alle moraliſche Böſe aus demſelben zureichend zu beweiſen ſtehen.

Hernach iſt hierbey zu erinnern, daß man die gegenwärtige Welt, wie ſie von Gott erſchaffen, nicht verwirre mit dem gegenwärtigen Zuſtande der freyen Geſchöpfe in der Welt. Sollte nun in der gegenwärtigen Welt, metaphyſice betrachtet, die Nothwendigkeit des Böſen, mit Rechte gegründet ſeyn: ſo müßte man dieſelbe bey den erſten freyen Geſchöpfen, ihrem Urſprunge nach betrachtet, antreffen: dieſes kann man aber, ohne dem Schöpfer Unrecht zu thun, nicht gedenken.

Wir finden auch wirklich keine Nothwendigkeit, ſondern nur die Möglichkeit, daſelbſt. Ein anders aber iſt die gegenwärtige Welt, in ſo fern der gegenwärtige Zuſtand der Menſchen darunter verſtanden wird. In dieſem iſt einiges aber nicht alles Böſes, aus dem angebohrnen Verderbniß zu erklahren. Solte aber dieſer Zuſtand bey der gegenwärtigen Welt nothwendig ſeyn; ſo müßte ſich bey Setzung eben dieſer Welt das Gegentheil nicht denken laſſen; ich kann aber begreifen, daß bey Setzung eben dieſer Welt eine freye Creatur auch nicht hätte ſündigen können; ſo wäre auch der daher entſprungene böſe Zuſtand nicht möglich geweſen: folglich wäre bey Setzung eben dieſer Welt der gegenwärtige Zuſtand noch nicht nothwendig; ſondern, er muß erſt aus einer andern vorausgeſetzten willkührlichen ſündlichen That hergeleitet, und daraus, nicht aber aus der gegenwärtigen Welt, in ihrem Urſprunge betrachtet, das Nothwendige einiges Uebels erörtert werden können.

Es heißt ferner: Iſt das Böſe in der Welt nothwendig, ſo rechtfertiget ſich die Vollkommenheit Gottes, da es nicht weſentlich, ſondern nur in der Folge von ſeinem Willen herkommt. Allein, wir ſehen hier abermals keine gegründete Rechtfertigung für die Vollkommenheit Gottes. Denn, obſchon das Böſe nicht weſentlich, ſondern nur in der Folge von Gottes Willen herkommt, ſo muß er doch das moraliſche Böſe wollen: allein, ſeine Heiligkeit verbietet uns ſolches zu glauben; deswegen ſehen wir nicht ein, wie daraus die göttliche Vollkommenheit ungekränkt gelaſſen werden könne. Denn alles, was von meinem Willen, folglich von der Freyheit, herkommt, das kann und muß mir moraliſch imputiret werden können. Geſetzt, daß es auch mittelbar, oder in der Folge, von dem Willen herſtamme.

§. 424. Es beweiſet auch dieſes die Nothwendigkeit des Böſen nicht, daß man ſchreibet: ſonſt hätte Gott dieſe Welt, und mithin eine unendliche Menge Gutes, unerſchaffen laſſen müſſen; wodurch er aber wider ſeine Vollkommenheit gehandelt hätte. Denn da muß man ja den erſchlichenen Satz erſtlich, als bewieſen, zum Grunde ſetzen, daß eine unendliche Menge Gutes nicht würde haben können erſchaffen werden, wenn dieſe Welt nicht alſo wäre, wie ſie iſt.

Es läßt ſich aber das Gegentheil auch gedenken. Es läßt ſich ja auch alles dieſes geſetzte unendliche Gute, mit Beyſeitſetzung des Böſen annehmen. Da haben wir aber alsdenn noch ein überwiegendes Gute in der Welt, und daher müßte alsdenn folgen, daß das Böſe gar nicht ſeyn ſollte: vielweniger, daß es nothwendig ſey. Sintemal es ja allerdings unbewieſen iſt, daß nicht eben ſo vieles Gute in dieſer Welt ſeyn würde, als gegenwärtig iſt. Alſo läſſet ſich aus der Setzung dieſer Welt, und des vielen Guten, noch nicht die Nothwendigkeit des Böſen ſchließen: ſondern ſie wird ſchon angenommen, und daraus geſchloſſen, daß, wenn dieſes, das Gute, nicht annoch wäre, die Welt, und alſo vieles Gute, unerſchaffen geblieben wäre. Es wird alſo dadurch nur die Möglichkeit gezeiget, wie, bey der Setzung des Böſen, dennoch die Welt habe können erſchaffen werden. Aber auf unſern Satz wird damit nichts bewieſen.

Sonſt iſt noch zu merken, daß Gott nicht eben wider ſeine Vollkommenheit gehandelt hätte, wenn er auch in der That vieles Gute unerſchaffen gelaſſen hätte. Denn dieſes war nicht nothwendig, ſondern eine freye That Gottes, da er auch Gott, und eben der vollkommene Gott würde geblieben ſeyn, wenn er auch keine Welt erſchaffen hätte. Die hier angebrachte Regel ſchließet auf Gott nicht: denn wenn er etwas Böſes hindert, ſo kann er ſolches ohne Zulaſſung des Böſen, und ohne Vermehrung und Ausbreitung des Uebels, thun. Er hindert es aber allemal. Doch da ſich die Creatur nicht hindern läßt; ſo muß er es auch zulaſſen, wenn nur je eine Abſicht auf ſeiner Seite dadurch befördert wird. Denn hier hebet das Hindern das Zulaſſen nicht auf.

Endlich aber kommt darauf nichts mehr, als, daß Gott das Böſe bey Setzung der gegenwärtigen Welt zulaſſen muß. Demnach iſt die Zulaſſung des Böſen nothwendig; aber nicht deswegen das Böſe ſelbſt. Jenes kann ſeyn, ohne dieſe Nothwendigkeit. Jenes hat ſeinen Grund in der göttlichen Uebereinſtimmung ſeiner Vollkommenheiten ſelbſt, nicht aber dieſes. Die Beſorgniß, daß die vertheidigte Nothwendigkeit des Böſen die Sünder in ihrer Bosheit rechtfertigen könnte, iſt mehr, als zu gegründet. Denn ſo kann ſich ja jeder darauf berufen, und die folgenden Beweiſe §. 427. heben die Sache nicht.

Denn wenn ich gleich antwortete: Nein, der Sünder darf ſich darauf nicht berufen, daß das Böſe nothwendig iſt, ſintemal er ja ſeiner Unart wegen die angebotenen Mittel von ſich geſtoßen habe. Alſo bleibt es immer dabey, daß ſolcher nothwendige böſe Zuſtand nur ein Unglück für den Sünder ſeyn müſſe.

§. 426. So geht es auch in den übrigen. Man kann auch ſchlechterdings da nicht herauskommen, wenn man einmal dieſe Nothwendigkeit in der gegenwärtigen Welt annimmt, ohne die willkührliche Bosheit der freyen Geſchöpfe mit in Obacht zu nehmen. Daß Gott keinen Heiden deswegen verſtoßen werde, weil er nicht mehr wiſſen kann, als er weiß, das iſt wohl begreiflich. Aber damit wird er nicht ſeelig. Er kann auch das, was er weiß, und wiſſen kann, nicht wohl angewendet haben.

Er könnte wohl auch mehr wiſſen, als er weiß, wenn er wolte.

Doch wir müſſen glauben, daß Gott auch die Heiden, die ihre Natur-Gaben wohl angewendet, und den rechten Weg der Seeligkeit ſuchen, auch die Mittel des Heils werde finden laſſen. Welches im Gegentheile nicht zu vermuthen, und nach der Schrift nicht anders zu entſcheiden iſt.

Jede Creatur, heißt es weiter, „muß ſo viel Gutes „erlangen, als ſie zu ihrer möglichſten Glückſeeligkeit bedarf.„ Das mag wohl gut ſeyn. Aber daraus folget nicht, daß alle Creaturen glückſeelig werden; ſondern nur ſo viel, daß diejenigen alle glückſeelig werden können, welche die Mittel der Gnade zu ihrer möglichſten Glückſeeligkeit erlangen. Doch iſt es mit denen, die die Glückſeeligkeit verachten, eine andre Sache; denn dieſe **ſollen**, oder **können**, nicht glückſeelig werden. Ja die Creatur muß auch nicht die möglichſte Glückſeeligkeit erlangen. Es iſt genug, wenn ſie nur **vollkommen**, nicht eben dem höchſten Grade nach **glücklich** iſt.

S. 428. Daß aber ferner behauptet wird, wie alles Böſe, alle Widerſtrebung der Gnade Gottes, und in der Folge, die Verdammniß ſelbſt, von der übel angewendeten Freyheit unſrer Stamm-Aeltern ihren Urſprung habe, iſt nicht bewieſen, ſondern allhier nur ſo hingeſetzet worden. Unterdeſſen kann man keinen einigen Beweiß anbringen, daß die Verdammniß bloß um der Erbſünde willen ſolle folgen. Folglich kann man auch nicht ſagen, daß die Verdammniß ihren Urſprung, das iſt, ihren hinreichenden adaquaten Grund, in der Erbſünde habe.

Für das andre kann man auch nicht ſagen, daß alles Böſe ſeinen Urſprung in der gemißbrauchten Freyheit der erſten Stamm Aeltern habe: denn ſonſt könnte man gar kein willkührliches und verſchuldetes Böſe annehmen: ſonſt man ſchlechterdings die willkührlich gemißbrauchte Freyheit läugnen würde, wider welches beydes Vernunft und Schrift ſtreitet. Denn es giebt eine willkührliche und verſchuldete Bosheit: dieſe aber kann nicht, ihrer Urſprungs- und Entſtehungs Art nach, allein aus der Erb Sünde erklähret werden; ſondern man muß einen freyen Mißbrauch des Willens dazu nehmen.

Und ſo dürfte dieſes gerechtfertiget werden, wenn man ſich nicht etwan hinter das Wort **Urſprung** geſtecket und in demſelben etwas Dunkles anzunehmen geſonnen iſt. Doch der Herr Verfaſſer iſt kein Wortgrübler.

Der Satz: **Daß es Gottes Gütigkeit nachtheilig ſey, mehr zu ſtrafen, als ſich zu erbarmen,** iſt hier auch nicht zuzugeben. Denn man muß ja! vorausſetzen, daß, wenn Gott ſtraft, er auch als ein gerechtes Weſen ſtrafen müſſe. Müßte nun Gott, nach Beſchaffenheit der Umſtände in dem Objecte, alſo mehr ſtrafen, als er ſich erbarmen konnte; ſo würde dieſes ſeiner Gütigkeit gar nicht nachtheilig ſeyn; denn ſonſt müßte man einen Streit in den göttlichen Eigenſchaften zugeben. Welches ungereimt. Oder man müßte glauben, daß ſeine Gütigkeit, ohne Gerechtigkeit anzuwenden, ſich gegen die Böſen thätig erweiſe, wo die Strafe ſollte angewendet werden. Dieſes iſt auch nicht zu gedenken.

Folglich iſt es der Gütigkeit Gottes nicht nachtheilig, wenn Gott mehr ſtrafen, als lieben muß. Sie bleibet eben die Gütigkeit; ob ſie ſich ſchon, wegen der Bosheit der Creaturen, nicht ſo weitläuftig in der Thätigkeit beweiſen kann, als die Gerechtigkeit, denn ſie will ſich nicht anders beweiſen, und kann auch nicht.

Alle Verbrechen ſind zeitlich. Dieſes iſt abermal der bekannte Einwurf wider die Ewigkeit der Höllen Strafen. Aber was ſoll denn daher folgen? Die Verbrechen geſchehen in der Zeit. Das iſt wahr. Wo geſchehen die Strafen? Man antwortet: in der Ewigkeit. Iſt auch wahr. Was heißt die der Zeit entgegengeſetzte Ewigkeit? Man muß unwiderſprechlich ſagen: Eine Dauer, die kein Ende hat; dahingegen eine Zeit ein Ende hat. So lange man nun zugeben muß, daß dieſes richtig, ſo muß auch wahr ſeyn, daß zeitliche Verbrechen in der Ewigkeit ſollen beſtraft werden.

Soll aber die Zeitlichkeit der Verbrechen, eine Entkräftung der ewigen Höllen Strafen ſeyn; ſo darf gar kein zeitlich Verbrechen in der Ewigkeit beſtraft werden; denn es fiele eben die Proportion der Dauer dahin. Demnach müßte aber keine Hölle, kein Zuſtand in der Ewigkeit ſeyn, wo die zeitlichen Verbrechen ſollten beſtrafet werden.

Wie kann man aber gleich darauf behaupten, daß Gott nothwendig ſtrafe? Iſt Gott nicht beleidiget, und er ſtraft, zumal nothwendig, ſo muß er ein Weſen ſeyn, welches ohne Urſache nur dazu determiniret iſt, daß es ſtrafe. Man ſiehet auch hieraus die Schwache dieſes Einwurfs.

Die Verbrechen beleidigen nicht ſo wohl Gott, als diejenigen ſelbſt, die ſie ausüben. Dieſes will auch nichts ſagen. Denn die Beleidigung wird hier in uneigentlichem Verſtande gebraucht. Soll ſie aber in eigentlichem angenommen werden, ſo kömmt dieſe Ungereimtheit daheraus, daß der Menſch independent, und ſich ſelbſt zum verantwortlichen Geſetzgeber machen müßte; denn ſonſt könnte er ſich ja nicht ſelbſt beleidigen. Schaden und Verdruß kann er ſich freylich durch ſeine Verbrechen thun; allein das iſt keine eigentliche Beleidigung des Geſetzgebers in Anſehung der übertretenen Geſetze.

So muß das Wort in uneigentlichem Verſtande, wenn wir von Verbrechen reden, die ein Geſetz, und Verbindlichkeit voraus ſetzen, angenommen werden. Nicht aber in eigentlichem. Und daraus [illegible] Gott kein Schaden durch die Beleidigungen zufügen könne, obſchon ſeine Gerechtigkeit ſolches beſtrafen muß.

Die Gerechtigkeit Gottes, ſchreibt unſer Verfaſſer, iſt eine, nach den Regeln der Weisheit eingerichtete, Güte, S. 429. Gott muß, vermöge der Weisheits-Regeln ſtrafen, und nach ſeiner Güte, die Strafe, nach dem Verhältniß der Verbrechen, einrichten. Alles dieſes iſt wie das Böſe in der Welt, nothwendig. Hier widerſpricht ſich der Herr Verfaſſer einmal ſehr ſtark, da er das Böſe in der Welt immer nur für hypothetiſch nothwendig ausgegeben hat. Hier aber ſagt er, daß es eben ſo nothwendig, als die göttlichen Eigenſchaften, das heißt, abſolut nothwendig. So kann man ſagen, daß das Böſe in der Welt abſolut nothwendig ſey, und auch nicht. Welches widerſprechend iſt.

Soll ferner die Gerechtigkeit Gottes eine nach den Regeln der Weisheit eingerichtete Güte ſeyn; ſo iſt dieſer Begriff hier gar nicht brauchbar. Die Urſache iſt dieſe: Weil Gott nicht, vermöge ſeiner Weisheits-Regeln, ſondern wegen ſeiner Heiligkeit, da er das Böſe haſſet und verabſcheuet, unmittelbar ſtrafen muß. Die Verhältniß aber der Strafe gegen das Verbrechen, muß nach ſeiner weſentlichen Gerechtigkeit, nicht nach ſeiner Güte, unmittelbar eingerichtet werden; denn nach derſelben vergilt Gott das Gute und Böſe in der Maaße, nach welchem er die ganze Summe des moraliſchen Böſen und Guten beſtimmet hat. Da nun eigentlich auch keine Güte bey den Strafen ſeyn kann, ſonſt wäre das Uebel ein Gut, in ſofern es ein Uebel iſt, das beſtraft wird; ſo iſt der Begriff der Gerechtigkeit, geſetzt, daß er auch in andern Fällen konnte gebrauchet werden, dennoch hier nicht anzubringen, und ganz falſch; weil der Herr Verfaſſer den ſeichten Grund von der Weisheit und Güte Gottes bey den Strafen angenommen, welche doch unmittelbar und eigentlich darinnen nicht gegründet, ob ſie ſchon in dem unendlichen Weſen nothwendig mitgeſetzet, und wegen der verachteten Weisheit und Güte Gottes durch die Gerechtigkeit, das Maaß der Strafen gegen den Verbrecher erhöhet wird.

Der Herr Verfaſſer übereilet ſich in Schlüſſen, daß er weiter behauptet: Gott ſtrafe die zeitlichen Verbrechen nicht in alle Ewigkeit, weil er als ein gerechter Gott ſtraft. Daraus folgt ja! nicht, daß er nicht in alle Ewigkeit ſtrafen werde. Eben dieſes folgt ja auch nicht aus dem zeitlichen Verbrechen: oder man muß es erſt zeigen, wie es folge. Da es nun nicht folgt, ſo iſt es etwas zu verwegen, ſogleich zu ſagen: Gott thue es.

Die Erläuterung, wie wir uns Gott eher unter dem Bilde eines Vaters, als eines Tyrannen, vorzuſtellen Urſache haben, thut noch nichts zur Sache. Denn es fehlet eine dritte hieher gehörige Aehnlichkeit: Man muß ſich Gott auch als einen Richter vorſtellen. Dieſes darf man nicht vergeſſen.

Bey dem folgenden wollen wir nur alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, erinnern, daß die allhier erklährte Nothwendigkeit, unſre vorhergehende Anmerkung nicht umſtoße: denn es iſt nicht genug, bey der geſetzten Urſache die Nothwendigkeit der Wirkung einzugeſtehen. Man muß auch dabey die Nothwendigkeit der Urſache nicht vergeſſen. Und ſo konnten wir die nothwendige Urſache, das Böſe zu ſtrafen, in die Gerechtigkeit Gottes ſetzen. Da war es aber doch abſolut nothwendig.

Eben ſo iſt es nicht durchaus nöthig, eine Nothwendigkeit zu gedenken; wenn eine Wirkung aus ihrer vorhergehenden Urſache erfolget. Gegenwärtige Schrift iſt eine Wirkung von meinem Nachdenken über des Verfaſſers Abhandlung: aber deswegen ereignet ſich keine Nothwendigkeit zwiſchen dieſer Urſache und Wirkung. Denn ich habe es ganz frey gethan, und willkührlich, daß die Urſache auch hätte da ſeyn können, und doch die Wirkung nicht erfolget wäre.

Der Satz: daß unſer Glaube gegen die Seeligkeit ganz unvollkommen ſey, iſt wider die Schrift. Dieſe ſchreibt allerdings, daß das Ende des Glaubens die See-

keit

ligkeit ſey: ja! daß wir durch den Glauben ſeelig werden ſollen. Folglich muß unſer Glaube zu Erlangung der Seeligkeit vollkommen ſeyn. Unſre Werke ſind nicht der Grund der Seeligkeit, und das ſollen ſie auch nicht ſeyn.

Es wird aber damit der Satz: Daß Gott die Gottesfurcht unendlich belohne, nicht umgeſtoßen. Denn man hat etwas verwechſelt: man hatte die Werke zum Grund der Seeligkeit angenommen, da man doch nur von der Belohnung in der Seeligkeit redet, und davon ſind die Werke die moraliſche Urſache, die wirkende Urſache aber iſt Gott. Glaube und Seeligkeit ſind hier ſchon vorausgeſetzt. Und da dieſes alſo iſt, ſo kann man auch aus dieſem Grunde behaupten, daß Gott die Gottesfurcht unendlich belohne, weil dieſes nur das [illegible] in der Seeligkeit iſt, und doch, da dieſe unendlich dauert, die Möglichkeit nicht eingeſehen wird, warum jene nicht auch zugleich eine unendliche Dauer haben könnte. Es iſt vielmehr ganz wohl zu begreifen, daß es alſo ſeyn müſſe, weil ſonſt die beſtimmte Vollkommenheit der Seeligen aufhörte.

Der Schluß iſt nicht natürlich: da Gott ein weniges Gute, mit einer ungleich größern Seeligkeit bekronet; ſo wird er auch zeitliche Verbrechen nicht ewig beſtrafen. Denn erſtlich wird hier das wenige Gute dem zeitlichen Verbrechen nicht genau entgegen geſetzt. Denn das Zeitliche kann auch ein vieles und großes, nicht eben ein weniges Verbrechen ſeyn. Das iſt eins. Hernach wird von dem wenigen Guthe, auf die ungleich größere Seeligkeit; im Gegen-Satze aber ganz verkehrt von dem wenigen Böſen, auf die unendlich geringere Strafe geſchloſſen. Das iſt nicht natürlich.

Endlich iſt auch keine Urſache vorhanden, warum man ſo ſchlieſſen könne. Gott iſt freylich eben der gütige Gott, wenn er ſtraft; denn ich kann in Gott nicht theilen. Aber wie folgt daraus, daß er nicht in Ewigkeit ſtrafe? Denn wenn er einmal der Gütige iſt, wenn er ſtraft, ſo mag er auch in Ewigkeit unendlich ſtrafen, und eben der Gütige bleiben, der er war, da er anfieng zu ſtrafen. Alſo iſt er gütig, wenn er ſtraft, und auch in alle Ewigkeit ſtraft. Hebt jenes ſeine Güte nicht auf, ſo kann es auch dieſes nicht thun.

Es reuet ihn bald der Strafe; aber unter der Bedingung, wenn die Buſſe erfolget. Will man nun dieſes bey den Höllen-Strafen annehmen, ſo muß man die gewiſſe Bekehrung der Höllen-Brände erſtlich beweiſen. Da aber dieſes nicht geſchehen; ſo wird dieſer Beweiß nur bittweiſe angegeben.

S. 430. Die folgende Gelehrten Erläuterung will auf Gott auch nicht paſſen, ob man ſchon von Gott redet. Einmal betrachtet man die Menſchen allhier, ehe ſie gebohren werden, und ſagt, daß ſie zwar nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich wären. Nun kann man freylich von einem nicht exiſtirenden Weſen keine reelle Eigenſchaften ſetzen. Da aber doch die Exiſtenz, wie nicht geläugnet werden kann, [illegible] der Möglichkeit der zeitlichen und ewigen Glückſeligkeit iſt, welche ohne zwar ohnmöglich ſeyn kann: ſo [illegible] nicht zur Exiſtenz kommende Creatur, eben [illegible] von aller [illegible] der Glückſeeligkeit ausgeſchloſſen, und alſo privative unglücklich, weil ſie aller möglichen Glückſeeligkeit wegen des Mangels der Exiſtenz nothwendig beraubet wird. Alſo iſt ſie doch unglücklich.

Hernach wird von Gott behauptet, daß er ohne ihren Willen, die Menſchen, die nunmehr exiſtiren, ihm unterthan mache. Und dieſes darum, weil ſie, ohne ihr Zuthun, Bürger dieſer Welt geworden ſind. Was ohne mein Zuthun geſchehen iſt, muß nicht eben ohne meinen Willen geſetzt werden, welcher wenigſtens aus der noch geſchehenen Sache da ſeyn kann. Es kann ohne mein Zuthun mir eine reiche Erbſchaft zu Theile werden, welches ex poſt facto nicht ohne meinen Willen iſt, daß ich ſie in Beſitz nehme, und mit andern darüber ſtreite.

Hernach iſt es nicht Gott anſtändig zu gedenken, daß, da wir ohne unſer Zuthun in die Welt, durch des Schöpfers Gütigkeit, gekommen ſind, wir nicht von ihm abhängen, ſondern unſern Willen für uns haben wollen. Es iſt hernach nicht möglich, daß ich meinen Willen zu meiner Exiſtenz hätte geben können, da dieſe ja, ohne mein Zuthun, geſchehen. Exiſtire ich aber bereits, ſo iſt dieſes nicht ohne meinen Willen, denn aus der Folge ſehe ich, daß dieſes die Möglichkeit meines Wohls ſey, welches ich ja gerne will.

Gott aber macht die Menſchen nicht ohne ihren Willen ihm unterthan; ſondern ſie ſind ſchon ihrer Exiſtenz wegen ihm unterthan. Dazu aber iſt es thöricht, ihren Willen zu verlangen: und der wäre albern, oder höchſt boshaft, welcher Gott deswegen eine Tyranney beymeſſen wolte. Denn darinnen haben die Menſchen keinen freyen Willen, ob ſie Gott, als ihren Gebiether annehmen wollen oder nicht: denn dieß Verhältniß iſt nothwendig in ihrer Abhängung von ihm als Schöpfer gegründet.

Das übrige gehet alles nicht aus Gott, denn er will bloß um der Sünde der erſten Aeltern niemand verdammen. Jedoch war dieſe nicht allein eine thörichte Handlung, wie der Verfaſſer ſchreibet; ſondern auch höchſt ſündlich und ſtrafbar.

§. 431. Was die Menſchen leiſten ſollen: Wie richtig können wir ſchließen, daß ſich der erſte Zuſtand für ſolche Menſchen nicht geſchickt habe, welche nicht gehorſamen konnten; das ſehen wir nicht ein. Warum konnten ſie nicht gehorſamen? Wo dieſes wäre, ſo wäre Gott ungerecht; wenn man es auf ſeiner Seite betrachtet. Iſt aber eine freye That der Menſchen daran Schuld, ſo konnten ſie ja gehorſamen, wenn ſie dieſelbe freye That unterließen. Was iſt da für eine Unmöglichkeit? oder iſt dieſes auch eine Nothwendigkeit, wo man bey einerley Umſtänden frey handeln, und eine That ſo wohl thun, als nicht thun kann.

Doch geſetzt, der Fall iſt gehoben; ſo hat Gott doch allen Glückſeeligkeit zugeſagt, und er will ſie auch geben. Es iſt wahr, aber nicht vollſtändig, was der Verfaſſer ſagt: Er läßt etwas außen. Es ſtehet niemals in der Schrift: Gott will alle, uneingeſchränkt und unbedinglich, ſeelig machen. Es heißt: wer glaubt, ſoll ſeelig werden. Alſo muß man die Ordnung Gottes durchaus, in der Betrachtung der wirklichen glückſeeligen Creaturen, nicht weglaſſen, und ſo immerfort daraus ſchließen. Das iſt ein großer Fehler. Er will allen die Glückſeligkeit geben, die ſich in ſeine Ordnung, die er zu Erlangung der Glückſeeligkeit geſetzt, frey ſchicken, und ihr nicht widerſtehen.

Nun kann man weiter auch nicht ſchlieſſen, daß ſich dieſes mit den göttlichen Eigenſchaften nicht zuſammenſtimmen laſſe: „Etliche wenige zu Gnaden anzunehmen, „ob ſie es gleich nicht verdienen; die meiſten aber, weil „ſie wegen ihres unartigen Geſchlechts, die Vollkommen„heit ihrer erſten Aeltern nicht erlangen können, unglück„licher zu machen, als dieſe vorher waren, und ſie ſelbſt „geweſen wären, wenn ſie nicht in dieſem Bezirke gebohren werden,„ ſo lautet die Folgerung des Verfaſſers aus dem vorigen. Es iſt aber einmal, daß Gott etliche wenige ſeelig mache, ohne Bedingung. Dieſe Bedingung muß nun nicht eben ein ſtrenges und nothwendiges Verdienſt ſeyn. Es kann, iſt auch in der That, nur eine Annehmung der göttlichen Gnaden-Ordnung.

Alſo ſtimmt es wohl mit den göttlichen Eigenſchaften überein, etliche wenige zu Gnaden anzunehmen, die es zwar nicht verdienet, auch nicht verdienen können; aber doch die freye Gnade Gottes, in der Ordnung der zu erlangenden Glückſeeligkeit, angenommen. Ich ſehe da nichts Widerſprechendes; es iſt die gröſte Vollkommenheit: Gott verſpricht die Glückſeeligkeit aus Gnaden, in der Ordnung der Gnaden. Wenige nehmen dieſelbe an; alſo muß er auch niemanden, als die wenige, annehmen, ſonſten handelte er wider ſeine ewige Gnaden Wahrheit.

Nun heißt es weiter: Die meiſten könnten, wegen ihres unartigen Geſchlechts, die Vollkommenheiten der erſten Aeltern nicht erlangen. Dieſen falſchen Satz wollen wir erſt beleuchten, weil [illegible] einen Beweiß von einem andern abgeben ſoll. Wir ſagen aber, daß es nicht ſey; und dieſes darum: weil Gott nicht verlanget, die Vollkommenheiten der erſten Aeltern zu erlangen. Verlangte er dieſes; wie ſolte er haben verlangen können, daß wir durch den Erlöſer ſeelig würden? Denn auf jene Weiſe müßte er wollen, daß wir durch die zu erlangende Vollkommenheiten der erſten Aeltern ſeelig würden. Wozu wären ſie ſonſt zu erlangen nütze?

Man muß alſo nichts auslaſſen und trennen, was zuſammen gehört. Vor ſich konnten ſie die Gerechtigkeit nicht erlangen, welche in den erſten Aeltern vor dem Falle war: aber in Chriſto konnten ſie eben die verlohrne Gerechtigkeit erlangen, und alles, was mit derſelben vor Gott gilt. Geſetzt auch nun, daß ſie die Vollkommenheit hier nicht allerdings erlangten, ſo ſoll es doch in dem Erlöſer gelten, als ob ſie da wäre.

So muß man mit Unterſchied ſchreiben: aber nun fragte ſichs, warum konnten die wenige, dieſe vergewante Vollkommenheit erreichen, und dieſe nicht? In der Zahl kann der Grund nicht ſtecken. Jene wenige waren ja eben Menſchen, wie dieſe, die meiſten. Jene hatten ja eben die angebohrne Unart, wie dieſe. Jene wenige ſind eben ſo, wie dieſe [illegible], in der Gnaden Ordnung, zur Glückſeeligkeit berufen worden. Wir bleiben mit Fleiß bey dieſem Falle: denn von verborgenen können wir nicht urtheilen, und es iſt auch daher thöricht und unbillig, ſolches zu thun.

Nun ſage uns der Herr Verfaſſer, warum ſind dieſe beyderley Menſchen, die ſich in einerley natürlichen Umſtänden und einerley Gnaden-Zügen befinden, nicht in einerley Umſtänden der Vollkommenheit? Oder warum könnten ſie nicht darinnen ſeyn? Es heiſſet aber: wegen ihres unartigen Geſchlechts, das ſoll wohl ſo viel heiſſen, als wegen der Unart, die ihre natürliche Exiſtenz begleitet. Allein, jene waren eben ſo. Drum kann man auf ſolche Weiſe nicht herauskommen. Man fällt immer tiefer hinein. Denn wenn es bey dieſem nicht angehet, die Gnade zu erlangen; ſo müſſe es bey jenem aus dieſem Grunde ebenfals nicht angegangen ſeyn. Allein, doch ſind jene wenige zu Gnaden angenommen worden, ihrer natürlichen Unart ohngeachtet; alſo hätten auch dieſe, ihrem angebohrnen Verderbniß ohnerachtet, ebenfals die Gnade erlangen können, und moraliter alſo die Vollkommenheit der erſten Aeltern heilſamlich erhalten.

Ueberdem iſt alſo die Gegeneinanderſetzung nicht richtig, weil man die in der Gnaden-Ordnung aus Gnaden beglückſeeligte Creaturen mit denen in Oppoſition ſtellet, welche eine natürliche Verderbniß an ſich haben: da ſie doch, weil dieſes allgemein iſt, mit denjenigen hätten in Vergleichung gezogen werden ſollen, welche die Gnaden-Ordnung nicht angenommen, ſondern willkührlich verworfen, ohne daß man einen zureichenden Grund in ihrem natürlichen Verderbniß dazu antrifft. Denn die Möglichkeit macht es hier noch nicht aus. Und nun fällt der ganze Satz und Beweiß weg. Denn es ſtimmet freylich nicht mit Gottes Eigenſchaften überein, die Creatur, der natürlichen Verderbniß wegen, unſeelig zu machen; aber in dem völligen Satze ſtimmet es wohl überein, die Creatur, welche ſeine Gnade boshaftig verachtet.

achtet, unglücklich zu machen, das heißt, nach ſeiner weſentlichen Straf Gerechtigkeit ſie nothwendig zu ſtrafen. Da ſehe ich keinen Widerſpruch.

Allein, auf ſolche Weiſe wird ſie viel unglücklicher, als ſie geweſen, wenn ſie nicht gebohren wäre. Das iſt wahr. Die Schrift ſagt es auch. Es wäre beſſer, daß ein Verdammter nicht gebohren wäre. Allein, das ſchadet den göttlichen Eigenſchaften doch nichts. Denn der Verdammte iſt ſeiner beharrlichen willkührlichen Bosheit wegen geſtraft. Folglich kommt damit keine Schuld auf Gott. Oder man müßte beweiſen können, daß Gott deswegen habe einen Verdammten laſſen gebohren werden, daß er unglücklicher würde, als zuvor. Welches doch den göttlichen Gnaden Zügen, der allgemeinen Erlöſung, und andern Eigenſchaften Gottes zuwider iſt. Denn Gott müßte auf ſolche Weiſe ebenfalls die Abſicht gehabt haben, bey ſeiner Geburth, daß er vorſetzlich und beharrlich ſündigte.

Nun ſtreitet aber dieſes mit der Sache ſelbſt, ſintemal die willkührliche Sünde keine nothwendige iſt. Es ſtreitet mit der göttlichen Heiligkeit und Güte, welche die Menſchen nicht zur Sünde, ſondern zur Buße locket. So lange man nun dieſes zugeben muß, ſo lange muß auch wahr bleiben, daß die Verdammten unglücklicher ſind, als wenn ſie nicht zur Exiſtenz gekommen wären; jedoch, daß daher gar keine Schuld auf Gott fallen könne. Und ſo dieſes alles der Wahrheit gemäß iſt, ſo ſtreitet es gar nicht mit den göttlichen Eigenſchaften. Ja es iſt auch denſelben nicht zuwider, die Menſchen, welche er ernſtlich zur Seeligkeit kommen heißen, die aber nicht gewolt haben, zu ſtrafen. Denn dieſes iſt eine nothwendige Entſchließung, die auf die Verachtung der Gnade aus der göttlichen Gerechtigkeit folgen muß. Aber ein anders iſt der Zweck Gottes, bey Setzung der Geburth eines Menſchen. Ein anders iſt ſeine weſentliche nothwendige Entſchließung bey Setzung der frey ſündigenden und verharrenden Creatur.

Beyläufig merken wir an, daß der Verfaſſer S. 432. geſagt: Daß die Menſchen vor ihrer Geburth nicht unglücklich ſind: und doch ſagt er nun: Sie würden **unglücklicher** bey beſagten Umſtänden, als ſie vorher geweſen, ehe ſie in dieſem Bezirk gebohren werden. Das **Unglücklichere** ſetzet alſo auch das **Unglückliche** vor ihre Geburth voraus. Demnach ſind ſie alſo unglücklich vor ihrer Geburth, aber nicht in dem Grade, als wenn ſie verdammt werden, da ſind ſie **unglücklicher.** Dennoch macht dieſe Vergleichung, daß ſich der Verfaſſer, in Anſehung des vorigen, widerſpricht, da er behauptet hatte, daß dergleichen Ungebohrne nicht **unglücklich** wären. Vielleicht wird dieſes ein Mittel ſeyn deſto unpartheyiſcher unſre vorhergehende darüber angeſtellte Anmerkung zu gehöriger Betrachtung zu nehmen.

Doch wir gehen weiter. Da heißt es nun: „Iſt es nicht ſeiner (Gottes) Hoheit gemäßer, ſie durch zeitliches Leiden, oder wohlverdiente Höllen Strafen zu einer dauerhaften, und ohne Zweifel größern Glückſeeligkeit, deren ſie ohne den Fall Adams nicht würden theilhaftig geworden ſeyn, zuzubereiten?„ Wir wollen dieſes kürzlich durchgehen, doch dasjenige weglaſſen, was unſtreitig gewiß iſt.

Einmal ſoll es der Hoheit Gottes gemäßer ſeyn, die durch ihre Schuld verdammten Geſchöpfe durch wohlverdiente Höllen-Strafen zur Glückſeligkeit zuzubereiten. Allein, hier ſind die Höllen-Strafen ſchon als Zubereitungs-Mittel angenommen, und vorausgeſetzt worden, welches doch eben der Punkt iſt, darüber man ſtreitet. Ein ſcharfſinniger Philoſoph aber nimmt nicht ſo erſchlichen das für wahr an, was nicht bewieſen genug iſt. Ich kann alſo noch nicht denken, daß dieſes der Hoheit Gottes gemäß ſey, was noch nicht wahr iſt. Und hiermit geben wir ihm dieſen Satz zurück, mit Bitte, nicht ſo unbillig etwas, als wahr, unter die Wahrheit einſchieben zu wollen, welches zum Irrthum am näheſten verleiten kann.

Ferner iſt es unphiloſophiſch, die zeitlichen Leiden und die Höllen-Pein in eine Klaſſe der Dinge zu bringen, da ſie ja eben ſo unterſchieden ſind, als in der endlichen und unendlichen Dauer ein nothwendiger Unterſchied iſt.

Weiter kann die Hoheit Gottes, an ſich betrachtet, bey Setzung der Höllen-Strafen, ſie nicht als Zucht-Mittel gebrauchen: denn ſeine Hoheit erforderte ja vielmehr ſolche, als ein hoher unendlicher Gott, auch auf eine unendlich daurende Art; da fällt aber die vorgegebene höllenſträfliche Zubereitung zur Glückſeligkeit hinweg.

Endlich müßte auch dieſes eine ſchlechte Hoheit ſeyn, welche die Geſchöpfe durch Strafen der Höllen zubereitet. Denn da hebt ſie die Freyheit bey der Creatur auf. Sie verlangt keine Buße, keinen Glauben, keine Tugend. Denn davon ſtehet bey dem Verfaſſer nichts. Kann auch nichts da ſtehen. Denn die Höllen-Strafen bereiten ſie zur Glückſeeligkeit. Die Verdammniß aber und der Glaube ſchicken ſich nicht zuſammen. Sonſt wären die Gläubigen verdammt. Aber mit dem zeitlichen Leiden kann der Glaube wohl beſtehen. Denn eben die Gläubigen ſollen zeitliche Leiden betreffen.

Es wäre alſo eben ſo, als wenn ein Monarch durch etliche funfzig oder noch mehr jährige Baugefängniß-Strafe einen Miſſethäter zum Premier Miniſter vorbereiten wolte. Doch wäre dieſe mit jener Seeligkeit noch lange nicht zu vergleichen. An ſich ſelbſt aber wäre dieſer Vorſatz ſehr albern und unbillig. Das übrige fallet alſo von ſich ſelbſt weg, ſo lange bis jenes gründlich erwieſen wird.

Unterdeſſen aber kann dieſes Lob dem Schöpfer unmöglich gefallen, welches alle Creaturen ſeelig ſetzt, die er doch unſeelig, oder nicht ſeelig ſelbſt geſprochen, oder, welches einerley, die er ſelbſt verdammet hat, damit man nicht die Worte übel auslege. Das kann man ſich nicht wohl vorſtellen. Den Schöpfer preiſen, daß er alle Verdammte ſeelig macht: das heißt: daß er macht, daß alle unſeelige, zugleich auch ſeelig ſind. So muß man es aber glauben: ſo iſt die Unſeeligkeit ein Mittel zur Seeligkeit, folglich einerley mit derſelben: Und die Verdammten ſind nicht Unſeelige, ſondern ſolche, die zur Seeligkeit vorbereitet werden. Alſo in der Hoffnung Seelige. So iſt beydes, ſeelig und unſeelig ſeyn einerley. Ein ſolches Lob kann Gott unmöglich gefallen, und ſeine Heiligkeit und Allwiſſenheit wird allein wiſſen, in wie weit dieſes eine Einfalt, oder Unbeſonnenheit, oder Geſpötte zum Grunde habe.

Nun wollen wir auch über dieſen Punct mit dem Herrn Herausgeber und beiden ſeinen Anmerker ein Wörtgen reden. Er behauptet es für gewiß, daß man auf die Ewigkeit der Höllen Strafen durch Gründe der Vernunft und der Weltweisheit nicht geführet werde. Er iſt verſichert, daß man die Gründe, ſo bisher aus der Vernunft angebracht worden, als ein Philoſoph, nicht annehmen werde.

Wir antworten aber, daß die Vernunft, in wie weit ſie ſich etwas von zukünftigen Strafen (6) vorſtellen kann, denn in theologiſchen Verſtande weiß ſie von der Hölle eigentlich nichts; allerdings die Ewigkeit, oder Unaufhörlichkeit zugeben müſſe. Denn ſie weiß kein Mittel anzugeben, wie der Verdammte ſolte aus der Hölle kommen (7). Denn die bloß herausgezogenen Möglichkeiten

---

6) Wenn man nicht aus der Offenbahrung die Nachricht von der Hölle voraus ſetzet, ehe man die Ewigkeit der Höllen-Strafen unterſuchet; und ſo iſt die Sache hier zu verſtehen; ſo weiß auch die Vernunft von zukünftigen Strafen nichts. Zukünftige Strafen, von denen wir etwas wiſſen können, ſetzen Geſetze und deren Bekanntmachung, mithin eine Offenbahrung voraus. Alles was wir aus der Vernunft von einem künftigen Zuſtande wiſſen, beſtehet darinnen, daß wir ſeelig ſeyn werden, wenn unſer ſittliches Gute, das ſittliche Böſe überwieget, und daß wir unſeelig ſeyn werden, wenn unſer ſittliches Böſe das ſittliche Gute übertrifft.

7) Mich deucht nicht, daß dieſer Grund ſtark iſt. Die Vernunft hat nicht nöthig ein Mittel anzugeben; weil ſie erkennet, daß die Unſeeligkeit ihrer Beſchaffenheit nach nicht ohne

und Muthmaßungen, geben kein Mittel mit Sicherheit an; alſo, ſetzet die Vernunft die Höllen-Strafen: ſo muß ſie auch in Anſehung, ſo weit ſelbige gewiß ſeyn ſoll, zugeben, daß ſolche ohne Aufhören ſey: Oder ſie muß ein Mittel angeben können.

Wolte man einwenden und ſagen: Die Vernunft kann nicht alles überſehen; ſo iſt dieſes wahr: aber damit wird weiter nichts ausgemacht, als daß die Vernunft die beſtimmte Möglichkeit von dem Ende der Höllen-Strafen nicht anzugeben vermöge. Folglich weiß ſie es nicht: und ſo darf man auch die Vernunft dabey nicht weiter um Rath fragen. So weit ſie aber ſehen, und zwar mit Gewißheit ſehen kann: ſo weit müſſen die Höllen Strafen aus oben angeführten Grunde ewig dauren. Solte aber dennoch ein Mittel für die Unendlichkeit dieſer Strafen ſeyn, ſo müßte dieſes die Vernunft nur nicht wiſſen: und ſo lange muß aus der Vernunft gewiß ſeyn, daß die Strafen in der Hölle unaufhörlich ſeyn: dahin führet uns alſo die Vernunft.

Uebrigens glauben wir, daß noch mehr Gründe aus der Vernunft können angegeben werden, von denen aber hier zu reden nicht Noth iſt. Sonſt geſtehet man gar

gerne,

---

ohne Aufhören dauren kann. Oder ſoll ſie ein Mittel angeben, ſo ſiehet ſie ganz leicht, daß der Unſeelige oder Verdammte dieſes Mittel in ſich ſelbſt hat. Denn ſo bald er auf den Punct kommt, daß ſein moraliſches Gute das Böſe überwieget; ſo iſt er ſo eben ſeelig; und wir werden in den folgenden Anmerkungen beybringen, daß ihm die Kräfte, auf dieſen Punct zu gelangen, nach der Erkenntniß der Vernunft unmöglich entzogen ſeyn können.

gerne, daß die allermeiſten Gründe, die bisher, und ſo gewöhnlich, von dieſer Streit-Sache angeführet worden, den Probier-Stein der Wahrheit nicht aushalten.

* Der Herr Anmerker ſetzet weiter: daß der Tod, als eine natürliche Begebenheit, ohne ein Wunderwerk in den Kräften der Seelen, keine Unmöglichkeit der Bekehrung hervorbringen könne. Wohl gut! Der Tod, als eine natürliche Begebenheit, mag die Kräfte der Seelen erhalten. Aber das iſt unvollſtändig, und einſeitig. Man muß ja den Tod hier nicht als eine natürliche Begebenheit; ſondern als eine natürliche Strafe zugleich, und als den Anfangs-Punct der Unſeligkeit betrachten (8). Folglich kann ja aus dieſem einzigen Grunde, die Unmöglichkeit der Bekehrung nicht geſetzet noch verneinet werden. Ferner mag es auch, geſetzt, daß jenes richtig ſey, keine Unmöglichkeit ſeyn; damit wird aber die Möglichkeit nicht geſetzet, ſintemal ja dieſelbe erſtlich aus andern Grün-

---

8) Von dieſer Betrachtung weiß die Vernunft nichts. Wie kann ſie ohne Offenbahrung den Tod als eine natürliche Strafe anſehen? Vielmehr erkennet ſie, daß eine Maſchine, wie unſer Körper iſt, nicht ewig dauren kann, ſondern der Natur aller Dinge nach, in Unordnung gerathen und zerfallen muß. Wodurch ſoll ſie demnach finden, daß eine ſo natürliche Sache, daß die unumgängliche Folge von dem Bau unſers Körpers eine Strafe ſey? Eben ſo wenig kann die Vernunft den Tod als den Anfangs-Punct der Unglückſeligkeit betrachten. Die Unſeligkeit, in ſo weit die Vernunft etwas davon weiß, hat auf dieſer Welt ſchon ſtatt; nämlich, wenn das moraliſche Böſe das Gute überwiegt.

Gründen muß bewieſen werden (9). Die Kräfte der Seelen mögen ferner bleiben; allein, ſie ſind ja natürlich und willkührlich auf das äuſſerſte verderbet. Darinnen ſteckt ja annoch keine Möglichkeit, ſondern vielmehr die nächſte Unmöglichkeit der Verbeſſerung. Die Verdammten fahren fort zu ſündigen: Folglich beſitzen ſie die Freyheit des Willens und Erkenntniß. Hierauf dienet zur Antwort: Die Fortſetzung der Sünde machet ja eben die Bekehrung nicht möglich (10), ſondern unmöglich, wenn man nicht erſtlich die Aufhebung der Sünde darthut, die hier aber ſtillſchweigend muß vorausgeſetzet werden (11). Man kann ſie aber nicht vorausſetzen, eben weil die Freyheit der Verdammten, durch den vorſetzlichen Misbrauch derſelben alſo geſchwächet iſt, daß ſie eben aus dieſem Grunde von Sünden nicht ablaſſen, ſondern darin-

nen

---

9) Dieſe Forderung ſcheinet nicht gerecht zu ſeyn. Denn wenn der Tod keine Unmöglichkeit der Bekehrung wirken kann; ſo folget ja hieraus von ſelbſt unumgänglich, daß die Möglichkeit der Bekehrung, die auf dieſer Welt ſtatt fand, nach dem Tode annoch vorhanden ſeyn müſſe: und es bedarf keiner andern Gründe, ohngeachtet ſie vorhanden ſind, und in der Folge gerettet werden.

10) Nicht die Fortſetzung der Sünde, ſondern die Freyheit des Willens und die Erkenntniß, die man aus der Fortſetzung der Sünde ſchlechterdings ſchlieſſen muß, macht die Bekehrung möglich.

11) Die Aufhebung der Sünde wird nicht auf einmal geſchehen; ſondern die Unſeeligen können nach und nach in dem moraliſchen Guten wachſen, bis das Böſe davon übertroffen wird: und hierzu iſt es genung, daß ſie die Freyheit des Willens und Erkenntniß haben.

nen fortgehen müſſen. Folglich können ſie dieſelben nicht frey zur Beſſerung gebrauchen. Oder man muß es erſt zeigen, daß dieſe Freyheit durch eine andre Kraft erhöhet, und zur Beſſerung geneigt wird (12). Das iſt nicht aus der Vernunft erweislich. Geſetzt auch, die Kräfte der Seelen wachſen, ſo kann man keine andre nähere Möglichkeit in dem Zuſtande der Verdammten angeben, als daß ſie auch in der Bosheit der Seelen wachſen. Und dieſes iſt eben, was der Verfaſſer ſagt: Sie fahren fort zu ſündigen: Folglich bleiben ſie unſeelig. Bekehrten ſie ſich aber in der Hölle: ſo müßte es möglich ſeyn, daß ſie in der Hölle unſeelig, und auch im Anfange der Seeligkeit wären. Doch dieſes ſcheint ungereimt (13).

Es heißet weiter: Man würde ein Mißfallen an der unendlichen Fortſchreitung [illegible] ſehr merket und [illegible] keine

---

12) Hierzu iſt die Erkenntniß hinlänglich, welche die Verdammten neben der Freyheit des Willens haben. Denn wenn wir nach Maaßgebung der Offenbahrung wirkliche Strafen der Höllen vorausſetzen, und dabey bedenken, von was vor Wahrheiten ſie dadurch ſo empfindlich überzeugt werden: ſo müßten ſie entweder gar keine Erkenntniß haben, oder ſie müßten dieſelbe ſchlechterdings zu ihrer Beſſerung anwenden. Wie, wenn die ärgſten Böſewichter hier auf der Welt die Quaal eines Verdammten ſehen ſolten, würden ſie wohl ihre Bekehrung einen Augenblick aufſchieben? Die Reizungen und Verführungen und die ſinnlichen Lüſte des menſchlichen Lebens fehlen aber dort, die hier unſre Erkenntniß umnebeln.

13) Nach unſern obigen Erinnerungen wird dieſes vielleicht nunmehr nicht mehr ungereimt ſcheinen, zumal wenn man nicht annimmt, daß die Bekehrung auf einmal geſchehen ſoll.

keine Möglichkeit der Bekehrung. Eben wie Gott an den Sünden in der Welt einen Mißfallen hat; aber daher nicht die Möglichkeit der Bekehrung der Sünder folgen kann, wenn man nicht die Freyheit wegnimmt. Denn wie ſolte dieſes folgen: Die Bekehrung der Sünder iſt möglich. Beweiß: Weil Gott ein Mißfallen an der Sünde hat (14). Da ſiehet man ja keine cauſale Verbindung: ſonſt müſte ja das göttliche Mißfallen an der Sünde, die Bekehrung des Sünders nothwendig wirken können. Aufs höchſte können die Wirkungen des göttlichen Mißfallens, nämlich die gewiſſe Strafe, einen Bewegungs-Grund zur Beſſerung abgeben, aber da iſt noch kein Mittel der Bekehrung, folglich keine Möglichkeit, die als wahrhaftig könne angenommen werden. Zu dem fället auch dieſer Antrieb in den Höllen Strafen weg, bis man erwieſen hat, daß es wirkliche Züchtigungen zur Bekehrung ſind.

Endlich braucht auch Gott nicht die Kräfte der Seelen in den Verdammten zu zerſtöhren, daß er dadurch die Bekehrung unmöglich machen ſolte. Denn da müſte ſchon als wahr gelten, daß die Möglichkeit der Bekehrung dauerte, ſo lange die Kräfte der Seelen dauerten; das iſt aber noch nicht bewieſen. Ja es müßte auch dieſes als

wahr

---

14) So habe ich nicht geſchloſſen, ſondern, weil Gott an der unendlichen Fortſündigung keinen Gefallen haben kann: ſo kann er auch die Seelen-Kräfte der Verdammten, nämlich die Freyheit des Willens, die Erkenntniß und das Vermögen, das ſie hier gehabt haben, ſolche zu ihrer Beſſerung anzuwenden, durch ein Wunderwerk nicht zerſtöhren und ihre Bekehrung unmöglich machen: und ich ſehe nicht, womit man dieſen Schluß angreifen kann.

wahr angenommen werden, daß die Möglichkeit der Bekehrung in den ganz verdorbenen und habituellen böſen Kräften der Seele zureichend feſte gegründet ſeyn (15).

Geſetzt aber nun auch, daß alle dieſe Möglichkeiten gelten ſollten, ob ſie ſchon nicht erweislich ſind; ſo folget daraus noch nicht, daß uns die Vernunft zur Endlichkeit der Höllen Strafen führe. Denn dann müßte ſie falſch vom Möglichen aufs Wirkliche ſchließen (16). Ja auch die Vernunft Gründe für die Unendlichkeit der Höllen Strafen, in ſo fern ſie wahrhafte, und nicht Schein Gründe ſind, werden dadurch nicht ungemein ſchwach, daß man Möglichkeiten der gegenſeitigen Meinung angiebt; wenn es nur keine Beweiſe der Wirklichkeit ſind. Iſt aber die Unendlichkeit der Höllen Strafen, als wirklich bewieſen; ſo müſſen die gegenſeitigen Möglichkeiten alle nur

[illegible]

---

15) Wenn ſie auf der Welt darinnen gegründet iſt, wie man nach der Vernunft zugeben muß, weil ſonſt die Urſache der Strafe wegfallen würde, wenn in den Kräften eines Gottloſen keine Möglichkeit der Beſſerung gegründet wäre, ob uns gleich die Theologie ein anders lehret: ſo muß ſie auch nach dem Tode annoch darinnen gegründet ſeyn; wenn ſie Gott nicht durch ein Wunderwerk aufhebet.

16) Hier hat der Herr Verfaſſer die Streit-Frage nicht recht innen. Wenn man die Ewigkeit der Höllen Strafen behauptet: ſo behauptet man nichts anders, als daß die Bekehrung der Verdammten unmöglich ſey. Wenn man nun zeigt, daß ſie möglich ſey; ſo hat man ja den Satz der Gegner übern Haufen geworfen. Kommen nun vollends die Gründe aus der Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes hinzu; ſo folget, daß dieſes Mögliche auch wirklich werden muß.

anſcheinende ſeyn. Doch wir brauchen die hier angeführten nicht erſt auf dieſem Wege für anſcheinende Möglichkeiten zu erklären, weil ſie ihrer Natur nach, und in ſich ſelbſt, noch nicht als wahrhafte können angeſehen werden. n. 1.

Das Wort ewig und Ewigkeit hat in der heiligen Schrift freylich verſchiedne Bedeutung; ſie können aber alle, wenn man es recht angreift, unter einen wahren Haupt-Begriff gebracht werden. Ueber dieſes aber kann man in Abſicht auf die nach dieſer Zeit folgende Dauer keine Stelle angeben, da eine endliche Währung unter dieſem Worte angezeiget werde; ſondern man muß allemal erſtlich den unbewieſenen Punct von der Endlichkeit der Höllen-Strafen zum Grunde legen. Als denn aber folget nach dieſer Zeit eine endliche und auch unendliche Dauer, jene bey den Höllen-Strafen; dieſe bey den ſeeligen Belohnungen. Warum aber dieſes? Eben weil die Höllen-Strafen endlich ſind. Warum ſind ſie aber nicht beyde, als ein Gegenſatz dieſer Zeit, unendlich anzunehmen? Antwort: weil ſonſt die Höllen-Strafen nicht endlich ſeyn könnten. Das iſt eine bloſſe Umtreibung immer im Kreiſe herum. Nimmt man aber das Wort, wie es vernünftig iſt, als ein Beywort der Dauer an, welche, in den Exempeln von den künftigen Dingen, dieſer Zeit entgegen geſetzet wird, ſo kann dieſes unſchuldige Wort nichts anders, als eine Dauer ohne Ende mit Vernunft anzeigen. Oder man muß die Höllen-Strafen mit zu dieſer Zeit rechnen, welches aber vieler Urſachen wegen von den Wiederbringern, und auch ſonſt, von vernünftigen Menſchen, nicht kann gedacht werden.

Doch der Verfaſſer gehet weiter zur Nothwendigkeit des Böſen. Dahin wir folgen würden, um unſre unmaßgeblichen Erinnerungen anzubringen. Doch Zeit und Gelegenheit leidet es weiter nicht. Und das künftige ſtehet nicht in unſern Händen.

S. 452. Dieſes einzige, worauf die meiſte Ausführung noch ankommt, wollen wir noch mitnehmen. Ein jedes Uebel hat in ſeiner verborgenen Urſache, ſie beruhe ſich nun im Verſtande, oder in einem andern, ſeinen zureichenden Grund; dieſer wieder in einem andern: bis wir endlich zu ſeinem erſten Urſprunge kommen, woran die erſten Menſchen Theil haben.

Das iſt ein gewaltiger Sprung, von dem, was ſeinen zureichenden Grund in mir ſelbſt hat, auf die erſten Aeltern zurück zu ſpringen. Ich wollte wohl behaupten, daß das wenigſte Uebel daraus hinreichend könnte erkläret werden: geſchweige ein jedes. Das anzunehmen hat man keine Urſache.

Abſalom rebelliret ſchändlich gegen ſeinen Vater. Wo hatte dieſe Uebelthat ihren zureichenden Grund? Gewiß wir brauchen nicht zu den erſten Aeltern zu gehen. Sonſt müßten alle Kinder wider die Aeltern rebelliren. Denn die natürliche Verderbniß iſt allgemein. Ich kann ſchon die unmäßige Regierſucht dieſes ungerathenen Sohnes, als einen Grund annehmen, und daraus dieſe ſchändliche That zur Genüge erklären. Wo kam aber dieſe her? Von der willkührlichen Erhebung ſeines ſtolzen

Willens, da er dieſe Begierde, ohne ihr Gränzen zu ſetzen, wozu ihm die Vernunft, und ſeine Religion Stärke genug gegeben hatte, alſo herrſchen ließe, daß ſie ſich der Freyheit ſelbſt bemeiſterte. Da ſehe ich ſchon den zureichenden Grund.

Allein, wenn die erſten Aeltern nicht gefallen, hätte dieſes Uebel auch nicht ſeyn können? Das iſt wahr. Alſo iſt aber nur die entfernteſte Möglichkeit, nicht aber der zureichende Grund angegeben. Denn auf ſolche Weiſe kann man nimmermehr zureichend den Urſprung dieſer Schandthat beweiſen, wenn man auf die erſten Aeltern bloß zurück ſiehet. Die Möglichkeit des Urſprungs dieſer Sünde, kam von dem natürlichen Verderben; aber die Wirklichkeit des Urſprungs derſelben von der böſen Richtung des freyen Willens, in ſo fern er frey war. Denn Abſalom hätte es auch können bleiben laſſen, wenn er ſeine herrſchſüchtige Begierde nicht ſo mächtig hätte werden laſſen.

Man findet alſo wohlgegründete Urſachen, aber doch deswegen keine Nothwendigkeit. Die Bewegung hilft hier nichts. Ich kann immer noch ſagen, daß Abſalom auch nicht rebelliren können, wenn ihn gleich die natürliche Verderbniß dazu gereizt hätte.

Auf ſolche Weiſe iſt das Böſe immer noch nicht bedinglich nothwendig, wenigſtens nicht allezeit. Denn die Freyheit der Creatur, in ſo fern ſie frey

han

handelt, läßt mich immer noch denken, daß, obſchon die nächſte Urſache zum Böſen geſetzet wird, ſie doch das Gegentheil noch thun könne. Folglich wird es daraus nicht nothwendig, ſonſt müßte man das Gegentheil des Möglichen ausſchließen, welches doch nicht angehet. So bleibet das Böſe in ſeinen Urſachen gegründet: Aber nicht nothwendig. Denn es kann auch anders ſeyn. Wenn es aber iſt, ſo
kann man es zureichend, nicht aber als
nothwendig, aus den Urſachen
erklären.

VII.

Beſcheidene Antwort

auf des Hrn. Ricii Hilarii Einwürfe, wider die Nothwendigkeit des Böſen, in der beſten Welt ꝛc.

Verum ubi plura nitent:
— — — non ego paucis
Offendar maculis?

Horat.

Ich habe in einer vorläufigen Abhandlung No. IV. dieſer Abtheilung dargethan, daß nichts in der Welt ſo böſe ſey, welches nicht zu etwas Guten gereichen müſſe. Es iſt dieſes, ſo wohl in Anſehung des Natürlichen, als Sittlichen, aus den Vollkommenheiten Gottes gefolgert worden. Und die Erfahrung iſt mir nicht zuwider geweſen.

Dieſe Betrachtung hat mich noch weiter geführet. Die Unvollkommenheit des einzelnen Böſen, hat zwar dem Zweifel einen Schein-Grund gegeben: ob es nicht beſſer geweſen wäre, wenn Gott gar keine Abwechſelung des Böſen und Guten in der Welt hätte ſtatt finden laſſen? Weiter: Da Gott, nach ſeiner höchſten Güte und Heiligkeit, alles Gute von Anfang erſchaffen, warum er nicht vermöge ſeines ſtarken Arms, dem Böſen gewehret, daß es nicht exiſtiret, oder wenn es ſich auch wirklich eingeflochten, warum er daſſelbe nicht ſo gleich wieder abgeſchaffet habe?

Dieſer Zweifel war noch nicht gehoben, wenn man ſagte: Gott wolle das Böſe nicht, ſondern er laſſe es nur zu. Es blieb immer noch eine Frage übrig: Warum läßt Gott etwas zu, was ihm zuwider iſt; da er es doch, kraft ſeiner Allmacht, entweder gänzlich vermeiden, oder wenigſtens ändern gekonnt hätte? Das Elend ſo vieler verdammten Menſchen, welche, ohne dieſes Zulaſſen, nicht unglückſelig geworden wären; und der glückſelige Zuſtand, den man ſich einbildet, wofern gar kein Böſes in der Welt angetroffen wäre: alles dieſes brachte eine Verlegenheit zuwege, welche mit den allerhöchſten Vollkommenheiten Gottes, gleichſam als im weiten Felde ſehen ließ.

Jedoch dieſe Zweifels-Knoten waren nicht unauflöslich: und bey genauerer Betrachtung des Zuſammenhanges, blieben die Handlungen Gottes allezeit richtig und recht: ein würdiger Beweis von dieſem allerheiligſten Weſen. Seine Weisheit verminderte nicht die Größe ſeiner Güte: ſein Rathſchluß hatte die beſten Abſichten zum Grunde: ſein Wille ſtimmte mit ſeiner höchſten Vernunft überein. Kurz: es ließ ſich nicht anders ſchließen, als daß Gott, des einzelnen Böſen ungeachtet, die möglichſt beſte Welt geſchaffen habe.

Den Grund des einzelnen Böſen alſo unmittelbar in ihm ſelbſt zu ſuchen, konnte ich mir nicht beyfallen laſſen. Nichts deſto weniger iſt und geſchiehet nichts ohne ſeinen zureichenden Grund. Wie könnte es anders kommen, als den Grund des Böſen in der Welt, und die erſte Urſache in dem Guten ſelbſt zu finden? Dieſes war der Innhalt der zweyten Abhandlung (nämlich unter No. V.) worüber ein gelehrter Mann Anmerkungen gemacht hat (S. die vorhergehende Abhandlung). Und es hat ihm beliebt, vornehmlich den Satz: daß das Böſe gewiſſer maſſen nothwendig ſey, zu beſtreiten.

Ich bin dergleichen Einwürfen vermuthend geweſen, und es freuet mich, daß die gegenwärtigen aus einer geübten Feder gefloſſen. Sie ſind etwas weitläuftig, und es ſolte mich weniger Mühe gekoſtet haben, zu deren Beantwortung einen Tractat zu ſchreiben; als mich in den engen Gränzen einer Monat-Schrift zu halten, und doch der guten Sache keine Kürze zu thun. Bey alle dem halte ich vor nöthig, meinem Herrn Gegner Fuß vor Fuß zu folgen. Ich werde mich der Kürze, ſo viel möglich, befleißigen: ich werde meine Gedanken in gewiſſe Paragraphen abtheilen, und zugleich die Seiten der gegneriſchen Schrift anmerken: und überhaupt werde ich diejenige Beſcheidenheit beobachten, welche mein Herr Gegner in ſeinen Blättern vor Augen gehabt hat.

§. 1. S. 29. Ich hatte geſagt: daß ein freyes Weſen dasjenige vermeide, was ihm Verdruß erweckt, wenn ihm nichts hinderlich wäre. Und daraus geſchloſſen: daß Gott, als ein höchſt freyes Weſen, das Böſe in der Welt würde vermieden, oder abgeſchafft haben, wenn ihm nichts hinderlich geweſen, oder wenn es ſeiner Allmacht gemäß geweſen wäre. Jenes war der Hauptſatz, dieſes der Folge-Schluß.

Mein Herr Gegner ſieht es ein: und alſo muß freylich eine Unordnung entſtehen. Es wird nicht ſchwer fallen, die, Kürze halber, ausgelaſſenen Zwiſchen-Sätze beyzufügen. Vielleicht wird dieß den Beweis erſichtlicher machen. Der erſte Satz iſt dieſer: Ein jedes freyes Weſen vermeidet dasjenige, was ihm Verdruß erweckt, wenn ihm nichts hinterlich iſt. Ich beziehe mich durch das Vermeiden, worunter ich hier etwas Thätiges verſtehe, nicht allein auf das Zukünftige, ſondern auch auf das bereits Gegenwärtige, folglich auf das, was Verdruß erwecken wird ſo wohl als was wirklich ſchon Verdruß erwecket.

Den Satz ſelbſt beweiſe ich ſo: Die Freyheit iſt das Vermögen, durch eigne Willkühr das zu erwählen, was am meiſten gefällt. Da nun das was Verdruß erwecket, unmöglich gefallen kann; nach dem Grunde des Widerſpruchs; ſo muß allezeit ein freyes Weſen das zu vermeiden ſuchen, was ihm Verdruß erwecket, und vermeidet es folglich, wenn ihm nichts hinterlich iſt. Ich gehe weiter, und füge den zweyten Vorderſatz hinzu, nämlich: Gott iſt ein höchſt freyes Weſen. Mein Herr Gegner wird dieſen Satz ohne Beweiß gelten laſſen. Alſo folgt unumgänglich der Schluß: daß Gott alles das vermeiden müſſe, was ihm nicht hinterlich iſt.

Dieſer Folge-Schluß giebt nunmehro den Stoff zum folgenden: Wenn Gott alles dasjenige vermeidet, was ihm Verdruß erweckt, wenn ihm nichts hinterlich iſt; ſo müßte er auch das Böſe in der Welt, welches ihm Verdruß erweckt, vermieden oder abgeſchafft haben, wenn ihm nichts hinterlich geweſen wäre. Da nun das erſte wahr, ſo folgt das andre ganz natürlich.

§. 2. Doch das in der Folge eingeſchaltete Wort, abgeſchafft, ſcheinet dem Herrn Gegner ein Stein des Anſtoßes zu ſeyn. Wofern dieſem Zweifel durch die Erklährung des erſten Satzes (§. 1.) noch nicht ein Genügen geſchehen: ſo dienet folgendes noch zur Erläuterung. Dem unendlichen Weſen iſt alles auf einmal gegenwärtig. Mithin hat Gott den ganzen Zuſammenhang der Dinge, in der Ordnung, neben und nach einander, überſehen. Da nun das Böſe in dieſer Reihe der Dinge ihm nicht verborgen ſeyn konnte; ſo würde er entweder die ganze Ordnung verändert, und gar kein Böſes exiſtiren gelaſſen haben, oder wenn es, wider ſeinen Willen, ſich eingeflochten hätte; würde er es durch ein Wunder Werk ſogleich abgeſchafft haben, wenn ihm nichts hinderlich, oder wenn es ſeiner Allmacht gemäß geweſen wäre.

Ich ſage ſeiner Allmacht: denn es iſt vorhin bekannt, daß ſeine Allmacht ſich nicht über die Regeln ſeiner Weisheit hinaus erſtrecke, noch auf das gehe, was ſeinen andern Eigenſchaften und Vollkommenheiten widerſpricht. Wenn mein Herr Gegner hätte aufrichtig ſeyn wollen; ſo würde er wohl haben einſehen können, daß das Wort abſchaffen zur Einſchließung zweyerley Fälle hinzugeſetzt werden.

Auf ſolche Weiſe wird auch hoffentlich den Einwürfen wegen der Exiſtenz und Nicht Exiſtenz gerathen ſeyn. Zugleich exiſtiren und nicht exiſtiren iſt ein offenbarer Widerſpruch. Aber exiſtiren, und in der Folge nicht mehr exiſtiren, widerſpricht ſich ſo wenig, als wenn eine Peſt exiſtirte, und durch geſunde Luft und Anwendung andrer Mittel hernach nicht exiſtirte.

§. 3. S. 30. Aus dieſem Mißverſtändniß, oder, ſoll ichs ſagen? aus dieſer Zankſucht, ſind die unrechten Beſchuldigungen gefloſſen, wovon die ganze dreyßigſte Seite voll iſt. Wo habe ich behauptet, daß die Vermeidung oder Abſchaffung des Böſen, aus der Nothwendigkeit der Sünde fließe? Vielmehr iſt geſchloſſen worden: daß wegen der Nothwendigkeit des Böſen, die Vermeidung oder Abſchaffung der Sünde nicht ſtatt gefunden habe.

Ferner ſoll ich geſagt haben: Die Exiſtenz der Sünde würde gar nicht geweſen ſeyn, wenn es der Allmacht Gottes nicht gemäß geweſen. Dieſes iſt ganz falſch. Es heißt: wenn es der Allmacht Gottes gemäß geweſen wäre. Wie ſehr wollte ich wünſchen, daß mein Herr Gegner meine Worte beybehalten hätte. Einmal ſoll es der Allmacht Gottes gemäß ſeyn, daß das Uebel nicht exiſtire, darum weil es exiſtirt; bald aber ſoll ich behaupten, in Erwegung der Allmacht müſſe das Uebel exiſtiren.

Ich wünſche, daß ich meinen Herrn Gegner, von dem Vorwurfe einer Wort-Klauberey, völlig frey ſprechen könnte. Die Exiſtenz des Böſen iſt eine Anzeige, daß es der Allmacht Gottes nicht gemäß geweſen ſey, es zu vermeiden, oder abzuſchaffen. Der Grund iſt dieſer, weil die Vollkommenheiten Gottes erforderten, die Welt, wie ſie iſt, zu erſchaffen. Die Urſache aber ſelbſt liegt in dem nothwendigen Zuſammenhange der Dinge. Und alſo gehet der Heiligkeit Gottes nichts ab. Es iſt aber nicht genug das Böſe zu betragen, ſondern auch daſſelbe zu Urſache eines weit größern Guten werden zu laſſen. Und dieſes iſt eben die eigentliche Abſicht bey Zulaſſung des Böſen, auf Seiten Gottes.

§. 4. In der folgenden Paragraphe gehet der Herr Gegner nicht viel beſſer mit mir um. Er verſpricht die nackte Wahrheit, in Widerlegung des allgemeinen, und von ſo leicht niemanden in Zweifel gezogenen Satzes zu zeigen: daß nämlich ein freyes Weſen das vermeide, was ihm Verdruß erweckt. Indem er aber dieſes bewerkſtelligen will; ſo füget er, mir zum Beſten, meinen zweyten Vörder-Satz hinzu: und doch ſoll der Schluß nicht gelten. Für die philoſophiſche Einfalt habe ich wohl nicht geſchrieben. Eine geſunde Vernunft ſiehet mehr auf die Sache, als auf Verdrehung der Worte, und findet ſich genöthiget, den Schluß für wahr zu halten, wenn die Sätze ihre Richtigkeit haben, und die Folge natürlich iſt. Dergleichen Umſchweife nutzen wenig.

S. 31. Es iſt noch gut, daß mein Herr Gegner ſelbſt geſtehet, dieſes, was er geſagt, ſey das Haupt-Werk noch noch nicht. Ich bitte meine Leſer um Vergebung, daß ich mich ſelbſt ſo lange dabey aufgehalten habe. Vielleicht habe ich aber zum Voraus das Haupt-Werk gehoben. Dieſes beſtehet nun darinn: daß er ſagt, mein Satz ſey falſch, und zwar, weil daraus folge, daß Gott das Böſe exiſtiren mache, mithin Urheber der Sünde ſey.

Allein, wie kommt der Herr Gegner zu dieſer Folge? Mein Satz iſt: Ein freyes Weſen vermeidet, was ihm Verdruß erweckt. Unmöglich hat er den Sinn der Worte recht eingeſehen, da er bey ihm ſo viel heiſſen ſoll, als: Gott macht, daß die Sünde exiſtire. Entweder ich verſtehe dieſes nicht, oder mein Herr Gegner hat ſich etwas vergeſſen. Eine Creatur ſchaffen, die ſündigen kann, aber auch nicht: iſt ſehr zweydeutig, und ſtehet einem

Widerſpruche nicht unähnlich. Wenigſtens iſt es nicht allzu metaphyſiſch geſprochen.

§. 5. S. 32. Indeſſen ob nun wohl aus dieſem Satze noch lange nicht folget, daß Gott das Böſe exiſtiren mache, nichts deſtoweniger das einzelne Böſe, in dem Zuſammenhange der gegründet iſt, die Welt aber zuſammen genommen, ihren Urſprung von Gott hat; ſo iſt nicht zu begreifen, wie auch die Exiſtenz der Sünde ganz und gar, dem Willen Gottes entgegen, ſich ereignen könne. Ich ſehe voraus, daß mein Herr Gegner hier zufahren und ſagen werde: alſo hat Gott an der Sünde einen Wohlgefallen!

Allein, man übereile ſich nicht. Der Freyherr von Leibnitz hat ganz wohl den vorhergehenden und nachfolgenden Willen Gottes unterſchieden. Der erſte Begriff iſt allezeit auf das Beſte und Vollkommenſte gerichtet: nach dem andern aber muß Gott das Böſe wollen, in ſo weit es zu Beförderung ſeines obigen Wollens, nämlich zur Erhaltung der Haupt Abſicht, etwas beyträgt.

Ich muß geſtehen, daß wenn wir nicht genau auf dieſen Unterſchied der Begriffe Achtung geben, wir gar leicht auf einen Irrweg gerathen können. Wer deswegen Gott zum Urheber des Böſen machen will, daß er ſolchergeſtalt das Böſe verurſachet habe, der ſtehet in Gefahr ſich zu verliehren. Gott hat Creaturen geſchaffen, nicht allein die ſündigen können, ſondern die auch wirklich in der Folge ſündigten, und läßt dergleichen noch täglich gebohren werden. Nicht aber hat Gott überhaupt des Böſen wegen die Welt erſchaffen, noch vielweniger läßt er, nach ſeiner Haupt Abſicht, Creaturen des Böſen wegen gebohren werden. Dieſes iſt ſehr wohl zu merken.

Und wer auf andre Weiſe die gute Sache rechtfertigen will, z. E. daß Gott nur Gelegenheit zum Böſen gegeben, wie mein Herr Gegner ſagt, der ſehe zu, wie er antworten will, wenn man ſagt: Warum hat Gott nicht zum Voraus, die Engel insgeſammt, und die zum Böſen fähigen Menſchen, alſo im Guten feſt geſetzt, daß ſie nicht hätten fallen können? Sagt er: alſo hätte Gott ihnen die Freyheit benehmen müſſen! Lieber! haben denn die im Guten beſtätigten Engel ihre Freyheit verlohren? Hat Gott ſelbſt keinen freyen Willen, weil er nichts Böſes, nach dem erſten und Haupt-Begriffe ſeines Willens, wollen kann?

§. 6. Wo ich mich nicht irre, ſo hat mein Herr Gegner einen unrichtigen Begriff von der Freyheit: wenn er ſo gar von der wahren Freyheit behaupten will, daß ſie das erwählen könne, was Verdruß erwecket. Ohnerachtet dieſes dem Herrn Gegner ſelbſt widerſprechen muß: daß Gott, oder wenigſtens die guten Engel, nach des Herrn Gegners angenommener Freyheit, auch das Böſe wollen könnten; ſo iſt doch vornehmlich hier von dem Haupt-Vorwurfe der Freyheit die Rede. Und, da kann ich nicht ſagen, daß eine wahre Freyheit, nach ihrer erſten Abſicht, auf das verfalle, was ihr zuwider iſt, oder was ihr nicht gefällt.

Es giebt eine eingebildete Freyheit, welche vielmehr eine ſinnliche Sklaverey zu nennen iſt: und doch finden wir, daß ſie ſich ſchmeichelt, allemal was Gutes erwählt zu haben. Die wahre Freyheit hingegen, hat die Vernunft zum Grunde, und neiget ſich auf ein wahres Gute. Ein wahres Gut bringt auch eine wahre Zufriedenheit mit ſich.

Die Erfahrungen, ſo der Herr Gegner anführt, ſind auf meiner Seite. Ein Richter, ein Schul-Mann, erwählen ſchier ihre Aemter, nicht des Verdruſſes wegen, welcher damit verknüpft iſt. Doch aber müſſen ſie das kleinere Uebel übernehmen, wenn ſie das größere Gute haben wollen. Dieſes iſt eine feine Parallele. Der freye Wille Gottes will allerdings und überhaupt das Beſte; gleichwohl will er, nach ſeinem vorhergehenden Willen, das Böſe ins beſondre nicht. Wenn nun aber das Böſe in der beſten Welt nothwendig war, ſo mußte es Gott, zu Erhaltung ſeiner beſten Abſichten, zur Exiſtenz gelangen laſſen. Das heißt, Gott hindert es nicht. Weil er dadurch die ewige Reihe der Dinge unterbrechen müßte, welche dadurch zuſammen genommen, die vollkommenſte aller möglichen Welten ausmachen. Ich wiederhole es noch einmal. Gott will das Böſe ins beſondre nicht; aber in Abſicht auf die ganze Welt, will und kann er es nicht hindern.

§. 7. Mein Herr Gegner ſagt: Gott hat geſucht, daß das moraliſche Böſe nicht exiſtire, ſondern kräftig gehindert werde. Dieſes iſt eine Rechtfertigung, die ſich für Gott nicht ſchickt. Denn da das Böſe dennoch exiſtiret, woran hat es denn gelegen, daß Gottes kräftiger Wille nicht erfüllet worden? Mein Herr Gegner wird antworten: es liegt an dem Menſchen. Gut! den Grund wird niemand unmittelbar in Gott ſuchen. Aber was folgt anders, als: wenn es möglich geweſen wäre, Menſchen ohne Sünde zu ſchaffen, Gott dieſelbe alſo würde geſchaffen haben. Da aber die ſündhaften Menſchen zur Welt gehören; ſo hat auch Gott die Menſchen

ſchaf

ſchaffen müſſen, wie ſie ſind: nämlich zu Erhaltung ſeiner beſten Abſichten. Mich deucht, es erhellet ſehr deutlich hieraus: das Böſe ſey nothwendig in der Welt.

§. 8. S. 33. Ob die Freyheit Gottes von ſeiner Heiligkeit abgeſondert werden könne, dieſes iſt meiner Einſicht zu hoch. Iſt die Heiligkeit ein beſtändiger und fortdaurender Wille, zu thun, was recht iſt: die Freyheit aber die Willkühr, das zu wählen, was am meiſten gefällt: gefällt Gott nichts, als was recht iſt; ſo ergiebt ſich von ſelbſten, daß die Heiligkeit und Freyheit Gottes bey Zulaſſung des Böſen gleichen Antheil haben, und unzertrennlich ſind.

§. 9. Daß es einen Widerſpruch in ſich faſſe: etwas Exiſtirendes nicht weiter exiſtiren machen, iſt eben widerlegt worden (§. 2.). Daß es aber nicht angehe, etwas ſchon Exiſtirendes an ſeiner Exiſtenz zu verhintern, iſt in ſo weit wahr, daß es nicht zugleich exiſtiren, und auch nicht exiſtiren kann: folglich, daß eine geſchehene That nicht ungeſchehen gemacht werden könne, oder daß ein exiſtirendes Ding ſo anzuſehen, als wenn es gar niemals exiſtiret wäre. Daß aber die Wirklichkeit aufhören könne, und eine That nicht mehr geſchehen dürfe, dieſes iſt von einem Widerſpruche weit entfernet, weil es möglich iſt.

Wenn übrigens der Herr Gegner zugiebt, daß Gott die Exiſtenz der Sünde nicht abſolut wolle, noch könne verhintern, das iſt eben ſo viel, als wenn er nunmehro ſpräche, das Böſe iſt in der Welt nothwendig: weil es der Weisheit Gottes gemäß iſt, daſſelbe exiſtiren zu laſſen, ſeiner Allmacht aber es daher nicht gemäß iſt, daſſelbe nicht zur Exiſtenz kommen zu laſſen, oder, da es da iſt, abzuſchaffen. Solchergeſtalt habe ich nichts dargegen. Vielmehr iſt dieſes der Grund, worauf ich gebauet habe.

§. 10. S. 34. Allein, bald darauf ändert der Herr Gegner ſeine Gedanken, und ſagt: es folge noch lange nicht aus dem: daß Gott das Böſe würde vermieden, oder abgeſchafft haben, wenn es ſeiner Allmacht gemäß geweſen wäre; daraus folge nicht, ſagt er, die Nothwendigkeit des Böſen. Ich antworte: Eben darum, weil die Allmacht Gottes nur alles Mögliche thun kann: die Heiligkeit Gottes aber, das moraliſche Böſe an ſich, es mag nur möglich oder wirklich ſeyn, verabſcheuet; ſo folgt unwiderſprechlich: daß Gott das Böſe gar nicht exiſtiren gelaſſen, oder das bereits exiſtirte durch ein Wunderwerk abgeſchafft haben würde; wenn es ſeinen Vollkommenheiten nicht widerſprochen hätte: da nun das, was Vollkommenheiten widerſpricht, unmöglich iſt, das aber, was unmöglich zu ändern iſt, eine Nothwendigkeit in ſich faſſet: ſo iſt das Böſe in der Welt nothwendig. Ich bitte hiebey die Bedingung des Unmöglichen und Nothwendigen ja nicht aus den Augen zu ſetzen.

§. 11. Ich halte davor, daß hier der Ort ſey, folgende Begriffe, nach Anleitung des Herrn von Leibnitz (ſiehe deſſen Theodicee) aus einander zu ſetzen. Die Nothwendigkeit iſt, deren Gegentheil unmöglich iſt. Der Grund, daß etwas nothwendig iſt, iſt entweder in dem Weſen der Sache ſelbſt, und alſo nothwendig, oder außer ihr nur zufällig befindlich. Erſtern Falls bekennen wir die abſolute, andern Falls die bedingte Nothwendigkeit.

Demnach iſt die Nothwendigkeit entweder: **Metaphyſiſch**, deren Gegentheil ſchlechterdings einen Widerſpruch in ſich faſſet; oder ſie iſt: **Moraliſch**, welche nur unter gewiſſen Bedingungen von auſſen her ſtatt hat, und iſt alſo zufällig. Jedoch wird ſie nach gegründeten Urſachen determinirt oder gewiß.

Dieſe Gewißheit macht weder eine abſolute Nothwendigkeit, noch auch eine Gleichgültigkeit (indifferentiam aequilibrii) aus; weil nichts ohne zureichenden Grund geſchiehet.

Die phyſiſche Nothwendigkeit iſt ebenfalls bedinglich, und wird vielleicht nicht in Zweifel gezogen werden können. Der freye Wille wird alſo weder ſchlechterdings nothwendig, ungeachtet er determiniret wird, noch beſtehet er in einer bloſſen Gleichgültigkeit, weil er allezeit ſeinen Bewegungs-Gründen folget. Dieſe Erklährungen ſolten vermuthlich wegen des Vorhergehenden ſo wohl, als deſſen, was noch folgen wird, aller Zweydeutigkeit vorbeugen.

§. 12. Sonſt iſt der Schluß ganz und gar unrichtig, daß das, was der göttlichen Allmacht gemäß iſt, nothwendig exiſtiren müſſe: wenn gleich das, was jener Allmacht nicht gemäß iſt, unmöglich exiſtiren kann. In Anſehung der Allmacht allein, wäre es Gott nicht ſchlechterdings unmöglich geweſen, eine andre Welt zu ſchaffen, und in derſelben würde ich vielleicht ein Uhrmacher ſeyn. Daß ich alſo ein Uhrmacher ſeyn könnte, iſt nichts unmögliches für ſich. Daraus aber, daß es bloß möglich iſt, folgt noch nicht, daß ich ein Uhrmacher ſeyn müſſe

Ganz anders iſt es mit dem Möglichen in dieſer Welt beſchaffen. Ich kann dem Freyherrn von Wolf meinen Beyfall nicht verſagen, wenn er in ſeiner Grund-Wiſſenſchaft ſich alſo erklähret: Was in dieſer Welt möglich iſt, das iſt entweder geweſen, oder es iſt jetzund, oder wird künftig exiſtiren. Und zwar darum, weil es in dem gegenwärtigen Zuſammenhange der Dinge und daher in dem Rathſchluſſe Gottes einen zureichenden Grund hat. Hieraus eben erwächſt die hypothetiſche Nothwendigkeit. Weit gefehlt aber, daß dieſe Nothwendigkeit unmittelbar und ohne Bedingung ſtatt haben ſolte, wie im vorigen deutlich gewieſen worden. Es wird auch hieraus ſehr deutlich, daß ſo wohl die Welt, und alles was darinnen geſchiehet, nur zufällig iſt.

Mein Herr Gegner nennet die Entſchließung, die ſündige Creatur zu ſtrafen, nothwendig. Er wird hier wohl keine abſolute Nothwendigkeit verſtehen. Aber, warum macht er ſo viel Aufhebens, daß ich die Sünde nothwendig genennet. So wie der Schöpfer nicht abſolut ſtrafen müßte, ſo müßte auch die Creatur nicht abſolut ſündigen. Die Strafe findet nur unter der Bedingung des Ungehorſams ſtatt; der Ungehorſam ereignet ſich nur bey Uebertretung des Geſetzes.

§. 13. S. 36. Was dasjenige anbelangt, was der Herr Gegner wider die Anmerkungen des gelehrten Herrn Verfaſſers dieſer Monat-Schrift hat einflieſſen laſſen; ſo iſt daſſelbige ſattſam beantwortet worden. Nur wundert mich, wie dieſer ſcharfſinnige Philoſoph den Satz ſo ſchlechterdings hingehen laſſen, daß, wo nichts Böſes möglich geweſen wäre, auch die Tugend als möglich nicht hätte geſetzt werden können. Gleich als wenn die Tugend nur allein in Vermeidung des Böſen beſtünde. Denn ich will nicht glauben, daß der Herr Gegner den Grund der Tugend in den Laſtern ſetzen will. Beſtehet nicht die Tugend in einer Fertigkeit, ſeine Handlungen dem Geſetze der Natur gemäß einzurichten?

Man darf nicht einwenden, daß eben das Geſetze der Natur das Böſe verbiethe. Dieſes iſt noch lange nicht genug. Die Liebe gegen Gott, gegen uns ſelbſt und unſern Neben Menſchen, als der Haupt Grund des göttlichen und natürlichen Geſetzes, brauchet keiner Möglichkeit der Sünde, um gültig zu ſeyn. Durch Setzung des Gegentheils deſto erſichtlicher zu ſeyn, iſt etwas, aber durch das Gegentheil möglich werden, iſt, deucht mich, weit von einander unterſchieden.

§. 14. S. 37. Doch mein Herr Gegner wendet ſich wieder zu meiner Abhandlung, und tadelt, nebſt dem Herrn Herausgeber der Ergetzungen, den Erweiß der Nothwendigkeit des Böſen, aus dem von Ewigkeit beſchloſſenen Erlöſer. Ich kann nicht läugnen, daß dieſes gar leicht zu einem Mißverſtande Anlaß geben kann. Allein, es ſey mir erlaubt, meine Erläuterung zu machen. Ich habe nicht geſagt, daß Gott darum das Böſe zugelaſſen, daß er einen Erlöſer ſenden könne: ſondern, meine Meinung gehet nur dahin, daß wenn das Böſe hätte können vermieden, oder völlig abgeſchafft werden, wir keines Erlöſers von nöthen gehabt haben würden. Da aber dieſer Erlöſer von Ewigkeit her beſchloſſen worden, ſo ſey zu ſchlieſſen, daß auf andre Weiſe dem Böſen nicht habe gerathen werden können, folglich es in dieſer Welt noth wendig geweſen. Jedoch hat dieſer Beweiß die behörige Stärke nicht, ſo mag er an ſeinen Ort geſtellet ſeyn.

§. 15. S. 38. Ich werde nicht fehlen, wenn ich glaube, daß mein Herr Gegner, ſo wie an vielen Orten ſeiner Anmerkungen, alſo vornehmlich bey dem, was er zur 423ſten Seite meiner Abhandlung angemerket, eine abſolute Nothwendigkeit im Sinne gehabt. Und dieſe iſt hier nicht behauptet werden.

§. 16. S. 39. Der Grund einer Sache iſt dasjenige, woraus ſich erklähren läßt, warum etwas vielmehr iſt, als nicht iſt. Wie aber dieſer Grund auf unterſchiedliche Weiſe betrachtet werden müſſe, iſt eben §. 11. erklähret werden. Wenn nun geſagt wird, das Böſe ſey in der gegenwärtigen Welt gegründet, ſo iſt zwar keine ſchlechterdings nothwendige Urſache da, aber doch läßt ſich das Böſe aus ſeinen vorhergehenden Urſachen erklähren. Das iſt: das Böſe würde nicht erfolgt ſeyn, wofern es nicht ſeine phyſiſche oder moraliſche Urſachen, die ihm aber nicht weſentlich zukommen, gehabt hätte.

Dießfals hätte ich gewünſcht, daß der Herr Gegner diejenigen Sünden nahmhaft gemacht hätte, welche nicht ihren Grund im Vorhergehenden haben. Nicht anders, als durch ein Wunder-Werk, könnte eine ſolche Sünde eingeführet werden.. Da nun niemand, als Gott Wunder-Werke thun kann; ſo iſt nicht zu vermuthen, daß ſo leicht eine Sünde außerordentlich Platz finden ſolte.

Es iſt gar nicht nöthig, daß alles und jedes Böſe (in concreto) ſeinen Grund unmittelbar in dem natürlichen Böſen habe: ich habe in der Folge meiner Abhandlung gewieſen, daß auch das Gute ſelbſt zum Böſen gereichen kann, und wo wäre auch das Böſe anfänglich hergekommen, da alles gut erſchaffen worden. Allein, es iſt hier nur die Rede von dem Grunde des Böſen überhaupt; und da ſoll es dem Herrn Gegner wohl ſchwehr werden, auch nur einen Theil des Böſen aufzutreiben, welcher nicht in der gegenwärtigen Welt gegründet wäre, Wunder-Werke ausgenommen.

§. 17. S. 40. Wenn der Herr Gegner überlegen wolte, daß die Welt den völligen Zuſammenhang der Dinge, ſo wohl phyſiſch als moraliſch genommen, ſowohl neben einander, als in der Folge auf einander, in ſich begreift; ſo würde es unmöglich den gegenwärtigen Zuſtand der freyen Geſchöpfe in der Welt, von der gegenwärtigen Welt abſondern können. Der Zuſtand iſt nichts anders, als die Art der innerlichen und äuſſerlichen Einſchränkungen. Da nun die Art der Einſchränkung eines Dinges, mit dem Zuſammenhange der Dinge und ihrer Verhältniß gegen einander gehöret, ſonſt könnte nichts mit dem andern verbunden ſeyn; ſo gehöret auch der gegenwärtige Zuſtand der freyen Geſchöpfe zur Welt.

§. 18. Den Urſprung oder Anfang des Böſen können wir allerdings bey den erſten freyen Geſchöpfen ſuchen, ohne dem Schöpfer Unrecht zu thun. Gott hat den Menſchen aufrichtig gemacht: aber durch des Teufels Neid iſt die Sünde in die Welt kommen. Und da ſich der Menſch durch die ihm vorgeſpiegelten Bewegungs-Gründe determinirte; ſo war daſelbſt nicht eine bloße Möglichkeit, ſondern, wie der Erfolg gewieſen, eine moraliſche Nothwendigkeit. Und ſolchergeſtalt iſt dieſer Zuſtand,

ſtand, auch bey der gegenwärtigen Welt, nothwendig (ſiehe §. 19.). Ich kann nicht einſehen, wie der Herr Gegner, bey Setzung eben dieſer Welt, (nach obiger Erklährung §. 17.) ſich freye Creaturen denken kann, die nicht hätten ſündigen können. Wären Menſchen, die nicht ſündigen gekonnt hätten, geſchaffen worden; ſo wäre es nicht mehr die gegenwärtige Welt geweſen. Wir reden aber nur von dieſer.

§. 19. Sich etwas gedenken können, will mehr ſagen, als ſich eine Vorſtellung machen, die nicht gegründet iſt. Ich ſehe wohl, daß mein Herr Gegner ſich einen ganz andern Begriff von der Welt macht, als es der metaphyſiſche Wort-Verſtand mit ſich bringt. Und da wäre es ſehr gut geweſen, wenn er ſich deutlicher erklähret hätte. Ich verſtehe unter der gegenwärtigen Welt, eben diejenige, welche von Gott erſchaffen worden, und noch erhalten wird. Die Erhaltung iſt eine fortdaurende Schöpfung. Wer engere Schranken ſetzt, der hat alle Augenblicke eine andre Welt, und er kann nicht ſagen, von welcher er eigentlich redet. Wenn ich alſo etwas Böſes aus etwas Gutem, oder aus einer vorausgeſetzten willkührlichen ſündlichen That herleite: ſo habe ich zugleich ihren Grund in der gegenwärtigen Welt, folglich ihre Nothwendigkeit gefunden.

§. 20. S. 41. Auf was vor Art und Weiſe dem Willen Gottes der nothwendige Erfolg des Böſen zuzuſchreiben ſey, habe ich eben (§. 5.) erklähret. Wenn aber mein Herr Gegner dem nachfolgenden Willen Gottes, vermöge deſſen das Böſe in ſeiner Exiſtenz nicht gehindert wird (§. 6.), ich ſage, wenn er Gott deswegen etwas moraliſch imputiren kann, und will, welches er, nach reifer Ueberlegung der Sache, ſchwehrlich thun wird: ſo wüßte ich nicht, wie er dieſes allerheiligſte Weſen, auch bey der Zulaſſung des Böſen, rechtfertigen wolte. So lange ich etwas anders kann, und thue es nicht, ſondern gebe Gelegenheit dazu; ſo bin ich ſchuld, wenn etwas Uebels daraus erwächſt. Hätte nun Gott das Böſe nicht zugelaſſen, ſo würde es nicht erfolgt ſeyn. Man ſiehet alſo wohl, daß, durch Verſetzung der Worte, die Sache nicht gehoben wird. Dieſe Schwierigkeiten fallen, bey der Nothwendigkeit des Böſen, leicht weg.

§. 21. Wenn wir übrigens ſo ſtreiten wollen, wie mein Herr Gegner hier thut; ſo werden wir nimmermehr zu Ende kommen. Er hält (zur 224ſten S.) den Satz: daß Gott, außer dieſer Welt eine unendliche Menge Gutes hätte unerſchaffen laſſen müſſen, für einen erſchlichenen Satz: und doch nimmt er ohne Beweiß an, daß eine vollkommnere Welt ohne Böſes, möglich geweſen.

Wenn wir kurz aus der Sache kommen wollen; ſo müſſen wir auf die Vollkommenheiten Gottes, und nicht auf die Beſchaffenheit der, in unſerm Gehirn erſchaffenen, Welten ſehen. Gott muß, als ein höchſt freyes Weſen, allezeit das Beſte wollen. Seine unendlich hohe Erkenntniß läßt ihm, in der Wahl, des Beſten nicht verfehlen. Seine Allmacht kann alles Mögliche zu Stande bringen. Nehmen wir dieſes zuſammen: ſo folgt, daß, wenn eine beſſere Welt möglich geweſen wäre, worinnen gar kein Böſes angetroffen worden, Gott ſie allerdings der gegenwärtigen vorgezogen haben würde.

Demnach aber Gott, nach ſeinen beſten Abſichten, die gegenwärtige erwählet; ſo hat auch das Böſe darinnen ſeyn müſſen, oder es wäre dieſe Welt nicht geweſen. Nach dem Grunde des Widerſpruchs. Man ſtoße ſich hierbey nicht an das Wort müſſen. Es iſt ſehr ſchriftmäßig. So mußte Chriſtus leiden, ſo müſſen Aergerniſſe kommen.

§. 22. S. 42. Ich muß mich wundern, daß der Herr Gegner einmal ſo gütig iſt, und die Zulaſſung des Böſen für nothwendig erkläret. Er räumt hierdurch dem Böſen ſelbſt eine Nothwendigkeit ein. Wäre das Böſe nicht nothwendig, ſo würde auch das Zulaſſen nicht nothwendig ſeyn. Und wäre das Zulaſſen nicht nothwendig, ſo würde auch das Böſe in der Welt nicht gegründet, mithin nicht nothwendig ſeyn. Sonſt weiß ich nicht, wie das beſtändige und kräftige Hintern des Böſen, und das nothwendige Zulaſſen deſſelbigen, zuſammen beſtehen kann, ohne in einen offenbahren Widerſpruch zu verfallen. Hintern iſt eben, etwas nicht zulaſſen. Ich könnte mich hier, auf Rechnung meines Herrn Gegners, eine gute Weile aufhalten, wenn ich wolte.

§. 23. S. 43. Die gegründet ſeyn ſollende Entſchuldigung der Sünder, würde ſich eben ſo wohl auf die nothwendige Zulaſſung des Böſen, als auf die Nothwendigkeit der Sünde anwenden laſſen, wenn ſonſt etwas daran gelegen wäre, ob ſich der Sünder entſchuldiget, oder nicht. Es iſt inzwiſchen nicht zu läugnen, daß es ein Unglück für den Sünder iſt, daß er mit der Erbſünde, woraus, nach den Sätzen der Gottes-Gelehrten, alles andre Böſe entſpringt, gebohren werden: indem ihm dieſelbe nothwendig anklebt. Was muß wohl Paulus meinen, wenn er klagt: Ich elender Menſch, wer will mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes.

§. 24. Wegen Verſtoßung der Heiden verfähret mein Herr Gegner etwas unordentlich. Ich habe einen Heiden geſetzt, welcher nicht mehr wiſſen kann, als er weiß: folglich auch zu nichts mehr verbunden iſt, als er weiß. Von dieſem wird zugegeben, daß er nicht deswegen verſtoßen werde. Mein Herr Gegner ſetzet einen Heiden, der mehr wiſſen kann, als er weiß. Und alſo haben wir zweyerley Gegenſtände, wovon doch einerley herauskommen ſoll. Dieſes iſt nicht zu verlangen.

Was unter dem rechten Wege der Seeligkeit zu verſtehen ſey, darüber hätte er ſich deutlicher herauslaſſen ſollen. Meinet er eine beſondre Religion, ſo würde es in der neuen Welt, vor etlichen Jahrhunderten, wohl unmöglich geweſen ſeyn, denſelben zu finden. Gott verbindet uns zu beſondern Mitteln die ewige Seeligkeit zu erlangen, nachdem es ihm gefällt. Er ſelbſt aber bindet ſich nicht allezeit an die Mittel. Wenigſtens ſind diejenigen an dieſe beſondern Mittel nicht gebunden, denen ſie nicht gezeiget werden.

Die Vorſchrift der Ordnung des Heils iſt unter Chriſten der Weg zur Seeligkeit. Alle, welchen dieſer Weg gezeiget wird, und ihn muthwillig nicht gehen wollen, befinden ſich auf einem Irrwege. Allein, dieſe arme Heiden, welche weder von der jüdiſchen Kirche, noch von Chriſto etwas wiſſen konnten, ſind an dieſe Mittel nicht gebunden geweſen. Oder der Herr Gegner müßte das Gegentheil ſehr deutlich erweiſen.

§. 25.

§. 25. S. 44. Die Anmerkung zur 427ſten Seite möchte wohl gut ſeyn, wenn man nur den Worten ihre rechten Begriffe zukommen ließe. Möglich iſt dasjenige, was nichts Widerſprechendes in ſich enthält: das iſt, wie der Herr von Wolf erklähret, was nicht allein ſelbſt neben andern Dingen, welche ſind und ſeyn können, beſtehen kann, ſondern auch nur dergleichen in ſich enthält, ſo neben einander beſtehen kann. Möglichſt iſt demnach das, was auf die beſte Art, vor ſich und mit andern Dingen, beſtehen kann.

Glückſeeligkeit iſt der Stand einer dauerhaften Freude. Da nun die Freude aus einer anſchauenden Erkenntniß der Vollkommenheit entſpringt; Gut aber dasjenige iſt, was unſern Zuſtand vollkommner macht: ſo iſt folglich die möglichſte Glückſeeligkeit einer Creatur derjenige Zuſtand, in welchem eine Creatur ſo viel Gutes erlangt, als es ſich thun läßt, und ſie, vermöge ihrer Umſtände, zu faſſen im Stande iſt.

Aus allen dieſem erhellet, daß mein Herr Gegner die höchſte, von der möglichſten Glückſeeligkeit nicht genugſam unterſchieden hat. In jener befindet ſich allein Gott. Dieſe aber unterſcheidet ſich, nach dem Subject, welches glückſeelig werden ſoll. Ob nun endlich alle vernünftige Creaturen dieſen möglichſten Grad der Glückſeeligkeit, den Abſichten des Schöpfers gemäß, erlangen werden: dieſes iſt das andre Stück unſrer Unterſuchung. (Siehe beſonders §. 31.)

§. 26. S. 44. Wo mir recht iſt, ſo behaupten die Herren Gottesgelehrten, daß, wenn Adam und Eva nicht gefallen wären, wir noch im Stande der Unſchuld leben würden. Dem ſey wie ihm wolle; ſo iſt dieſer glückſeelige Stand durch unſre erſten Aeltern verlohren gegangen. Ihr Verſtand iſt eingeſchränkter, und ihr Wille verderbet worden. Und in dieſen Umſtänden zeugte Adam einen Sohn, der ſeinem Bilde ähnlich war.

Nun ſolte ich doch meinen, daß die Klagen Davids: Ich bin aus ſündlichem Saamen gezeuget; und des Paulus Bekenntniß: In meinem Fleiſche wohnet nichts Gutes, überhaupt aber, nach der theologiſchen Sprache zu reden, der alte Adam, der uns zum Guten träge macht, von ihrem Urſprunge zeugbar ſind. Ich bin zwar wohl verſichert, daß, wenn auch Adam und Eva nicht fehl getreten wären, der Nächſte der Beſte, es gethan haben würde. Doch dieſes bey Seite geſetzt; ſo iſt es ausgemacht, daß uns ein ſchädliches Erb-Guth zugeſallen, woraus ſo viel Böſes erwächſt.

Es verſtehet ſich von ſelbſten, daß dieſes eingefleiſchte Böſe, nicht ſchlechterdings die Menſchen zwinge, Böſes zu thun; aber doch iſt es ein hinlanglicher Grund, in willkuhrlichen Einſchließungen, eher aufs Böſe, als aufs Gute zu verſallen. Die Urſache wird ſich unter §. 44. zeigen.

§. 27. S. 45. Der Satz, daß es Gottes Güte nachtheilig ſey, mehr zu ſtrafen, als ſich zu erbarmen: iſt ſo wahr, als der Gegen Satz unerwieſen und erſchrecklich iſt: daß Gott mehr ſtrafen als lieben müſſe: Sind die Eigenſchaften Gottes hechſt übereinſtimmend, welches nicht zu läugnen iſt: ſo iſt nicht zu gedenken, wie die Strafen ſein Erbarmen überwägen ſolten. Die Liebe gegen ſeine Creaturen iſt urſprünglich in ſeinem Weſen gegründet, die Gerechtigkeit aber iſt eine Folge ſeiner, durch die ewige Weisheit gemäßigten Güte, und äußert ſich nur unter gewiſſen Bedingungen.

Ich ſage gar nicht, und es kann ſeyn, daß es mein Herr Gegner unrecht verſtanden hat, daß Gott, vermöge ſeiner Güte, die Bosheit ungeſtraft hingehen laſſen ſolte. Nein! ſondern ich behaupte nur, daß die Verhältniß des Strafens und des Erbarmens ſeiner Gütigkeit vollkommen gemäß ſeyn müſſe.

§. 28. S. 46. Zeitlich und Ewig ſind zwar gewiſſer maaßen entgegengeſetzte, aber nicht einander zuwiderlaufende Begriffe. Die Zeit hier, iſt eine Dauer, die beſtimmt werden kann; Ewigkeit aber eine Dauer, die nicht beſtimmt werden kann. Nicht beſtimmt werden können, und unendlich ſeyn, iſt wieder zweyerley. Alſo in der Zeit ſündigen, und in der Ewigkeit beſtraft werden, iſt wohl begreiflich. Aber Verbrechen, welche eine Unvollkommenheit von einer kurzen Dauer (das iſt zeitlich) verurſachen: ohn alles Aufhören (das iſt in alle Ewigkeit) beſtrafen, iſt eine ganz andre Frage.

§. 29. Darum, weil Gott Urſache zu ſtrafen hat, nenne ich die Strafen nothwendig. Die Urſache der Strafen iſt, auf Seiten Gottes ſeine Güte und Weisheit, folglich ſeine Gerechtigkeit: auf Seiten der Menſchen ſind es die Verbrechen. Die Verbrechen ſind ſolche Handlungen, welche unſern und unſers Neben-Menſchen Zuſtand unvollkommen machen. Da wir nun verbunden ſind, uns und andrer Zuſtand vollkommner zu machen; ſo beleidigen wir uns und andre, wenn wir Verbrechen

brechen begehen. Denn die Beleidigung iſt eben, wenn man ſeinen Pflichten zuwider handelt.

Inzwiſchen, da der höchſte Geſetzgeber eben das verbothen hat, was unſern Zuſtand unvollkommen macht, und hingegen gebothen, was ihn vollkommner macht: und wir durch Uebertretung dieſer Geſetze, den Pflichten, ſo wir Gott ſchuldig ſind, zugleich zuwider handeln; ſo beſcheide ich mich, daß wir, in ſo weit, durch unſer Verbrechen Gott beleidigen. Nachdem aber Gott deswegen an ſeinen Vollkommenheiten nichts abgehet; ſo hat mein Herr Gegner Recht, daß Gott kein Schaden durch die Beleidigung zuwachſen könne. Und dieſes iſt auch die Meinung des Ausdrucks geweſen: daß die Verbrechen Gott nicht ſowohl, als ſich ſelbſt beleidigten.

§. 30. S. 47. Gott muß vermöge der Weisheits-Regeln ſtrafen, aber nur unter der Bedingung der beharrlichen Verbrechen. Wo iſt eine abſolute Nothwendigkeit? Die Verbrechen ſind ebenfals nicht ſchlechterdings nothwendig, vielweniger das Beharren darinnen; und alſo iſt die Strafe ſo wohl, als die Verhältniß derſelben gegen die Verbrechen, nur unter gewiſſen Bedingungen nothwendig. Es iſt ein groſſer Unterſchied, unter den Begriffen von den göttlichen Eigenſchaften an und vor ſich ſelbſt, welche freylich weſentlich in Gott ſind, und unter der Anwendung auf vorkommende Fälle, auſſer Gott.

Wie! wenn, nach des Herrn Gegners Vorſtellung, Gott eine Welt geſchaffen hätte, wo gar kein Böſes befindlich geweſen, wo hätte ſich denn die Straf Gerechtigkeit äußern können? Der angegebene Widerſpruch wird

[illegible]

ſich alſo wohl heben, wenn wir nur nicht die Eigenſchaften Gottes, der Creatur eigen machen.

§. 31. Daß Gott nicht vermöge ſeiner Weisheit, ſondern ſeiner Heiligkeit ſtrafe, iſt eben ſo ein Streit, als wenn ich zanken wolte, ob das Urtheilen der Seele, in Anſehung ihrer Vernunft, oder des Verſtandes wegen, zukomme? Die Heiligkeit iſt Gott ſo eigen, daß wenn ich ihn heilig nenne, ich alle andre Eigenſchaften einſchließe. So werden wir in jenem Leben die Vollkommenheiten Gottes auf einmal ausdrucken, wenn wir ihn heilig, heilig, heilig nennen werden. Weil Gott recht thut, ſo iſt er heilig, und beſtraft freylich das Böſe; aber warum iſt es recht, das Böſe zu beſtrafen?

Wolten wir gleich auf dem Fuße umkehren, und ſagen, weil er heilig iſt; ſo würden wir zwar nicht unrecht haben: allein dergleichen zirkelförmige Antworten enthalten weniges Deutliches in ſich. Wenn ich aber die Strafe des Böſen, und ihre Verhältniß gegen die Verbrechen, in der Weisheit und Güte, und folglich in der Gerechtigkeit ſuche; ſo finde ich diejenige Quelle, woraus Deutlichkeit, Ueberzeugung und Zufriedenheit fleußt. Gott erweiſet einem jeden Geſchöpfe, was nach ſeiner Weisheit geſchehen kann; dieſes iſt die Güte Gottes. Da nun Gott im höchſten Grade gütig iſt, ſo will er auch die möglichſte Glückſeeligkeit ſeiner Creaturen (§. 25.). Die Unart der Creaturen widerſtrebet dieſer Glückſeeligkeit: jedennoch ſind die Abſichten Gottes an ſich unveränderlich.

Demnach wird Weisheit erfordert, die bequehmſten Mittel, zu Erhaltung der Haupt-Abſicht, ausfündig zu machen. Beydes die Güte und Weisheit, giebt uns den Begriff von der Gerechtigkeit. Die Strafen ſind alſo Mittel, des Widerſtrebens, der Creatur ohngeachtet, die Haupt-Abſicht, nämlich die Glückſeeligkeit der Creatur, zuwege zu bringen. Wer ſich Strafen, ohne Abſicht, vorſtellet, der nimmt etwas ohne Grund an, und verliehrt endlich die Gerechtigkeit ganz und gar.

§. 32. S. 48. Was der Herr Gegner mit dem Maaße ſagen will, nach welchem die ganze Summa des Guten und Böſen beſtimmt wird, kann ich nicht recht einſehen. Es ſey ferne, weder eine geometriſche, noch arithmetiſche Proportion zwiſchen der Güte und Gerechtigkeit zu ſetzen. Allein, da Gott die Sünde der Väter heimſuchen will, nur bis ins vierte Glied, denen aber, die ihn lieben, wohlzuthun verſpricht, bis ins tauſendſte Glied: wie wird mein Herr Gegner zu rechte kommen, wenn er ſagt: Gott ſtrafe mehr, als er liebe.

§. 33. Daß bey der Strafe keine Güte ſeyn könne, weil ſonſt das Uebel ein Guth wäre, darüber möchte ich wohl einen förmlichen Vernunft-Schluß leſen. Die Bereitwilligkeit einem Gutes zu thun, macht das Verbrechen, an ſich ſelbſt, nicht gut; aber die Strafe kann, in Gegenhaltung einer größern Unvollkommenheit, gut ſeyn. Mein Herr Gegner verwechſelt das Uebel, das beſtraft wird, und die Strafe, mit einander. Ich beſtrafe einen Diebſtahl ſo empfindlich, als ich glaube, daß es zu einem Bewegungs-Grunde genug ſey, nicht mehr zu ſtehlen. Der Dieb wird zur lebendigen Erkenntniß gebracht, er ſtiehlt nicht mehr. Güte, Weisheit und Gerechtigkeit haben hierbey das Ihrige gethan. Aber iſt der Diebſtahl de[illegible] Gutes geworden, wenn gleich mit Rechte geſagt werden kann, es iſt gut geweſen, daß der Menſch geſtraft worden iſt.

§. 34. Der Hauptfehler, daß man ſich die Gerechtigkeit, ohne Güte und [illegible] vorſtellet, iſt wohl, eines Theils, der falſche Satz mancher Sittenlehrer: daß Gott, nach eigner Willkühr, dieſes gut, und jenes böſe geheiſſen. Ja, man erblödet ſich nicht, zu ſagen: durch das Geſetz iſt erſt dieſes böſe, und jenes gut geworden: Gott hätte das Böſe ſowohl gut, als das Gute böſe ſeyn laſſen können.

Dieſer Irrthum gebähret einen andern. Man ſtellet ſich ein Bildniß von irgend einem weltlichen Geſetzgeber vor Augen. Man ſiehet etwan einen Souverain tauſend Geſetze geben, welche theils zur Unvollkommenheit der Unterthanen gereichen, theils mit ſo harten Strafen verbunden ſind, welche ſich auf die Größe der Verbrechen nicht ſchicken. Ja man merket, daß manche das am erſten und liebſten verbieten, wozu die Unterthanen am geneigteſten ſind, um deſto mehr ſtrafen zu können. Ich ſage, dieſes ſchreckliche Bild verwirret die Begriffe mancher Unachtſamen.

Soll ich mir ein Bild erwählen: ſo iſt es dasjenige, worunter ſich Gott vielfältig und ſelbſt vorgeſtellet, und zum Muſter angeprieſen hat. Seyd barmherzig, ſagt er, wie euer Vater barmherzig iſt! Vergebet! Sollen wir nun, ohne Aufhören, unſern Beleidigern vergeben; was wird Gott, als der beſte Vater thun!

Hätte mein Herr Gegner erſt die Erklährung der Gerechtigkeit recht erwogen: ſo würde er mich nicht einer

Uebereilung beſchuldiget haben, wenn ich, nach der Gerechtigkeit Gottes, urtheile, daß zeitliche Verbrechen nicht in alle Ewigkeit beſtraft werden würden. Gott iſt ein Richter. Wer läugnet das? Aber kein Unter-Richter, der nach fremden, noch ein Tyrann, der bloß nach willkührlichen Geſetzen Recht ſpricht. Er muß ſtrafen, aber er thut es nach ſeiner Güte und Weisheit: und darum iſt er ein gerechter Richter.

§. 35. S. 49. Auf was Art und Weiſe die Gerechtigkeit nothwendig iſt, davon iſt die Erklährung oben (§. 30.) gemacht worden. Aber, daß die Wirkung nicht nothwendig aus ihrer wirkenden Urſache erfolge: dieſes widerſpricht der Erklährung der hypothetiſchen Nothwendigkeit ſchnurſtracks. Die bedingte Nothwendigkeit läßt ſich ſelber aus der Wirklichkeit endlicher Dinge ſchlieſſen, ſo wie die abſolute aus dem Weſen herzuleiten iſt (§. 11.).

Alſo, des Herrn Gegners Schrift, daß ich bey ſeinen Exempeln bleibe, hat ihren Grund im Meditiren des Herrn Verfaſſers. Deswegen iſt ſie nothwendig da. Das Meditiren hat ſeinen Grund in der Reihe ſeiner Gedanken gehabt, um ſich zu determiniren, Einwürfe zu machen. Dieſe nothwendigen Wirklichkeiten heben das Willkührliche, oder beſſer zu ſagen, die Freyheit im Vorhergehenden nicht auf. Denn ehe die Wirklichkeit erfolget, iſt zwar Wahrheit und Gewißheit in der Reihe der Dinge bereits vorhanden geweſen; (Gott hat es voraus geſehen) bey erfolgter Wirklichkeit aber, kann ich erſt ſagen, daß etwas nothwendig ſey.

Ich kann alſo ſicher rückwärts (a poſteriori) ſchlieſſen, die gegenwärtige Schrift würde das Tagelicht nicht erblickt haben, wenn der Herr Verfaſſer nicht meditiret hätte; er würde nicht meditiret haben, wenn ihn die Ordnung der Gedanken, bey Durchleſung meiner Schrift, nicht darauf geführet hätte; dieſes würde nicht geſchehen ſeyn, wenn ich nicht geſchrieben hätte, u. ſ. w. Ich weiß nicht, wenn mein Herr Gegner dieſes wohl überlegen wolte, ob ihm dieſe Nothwendigkeit ſo gar gefährlich ſcheinen ſolte.

§. 36. Wenn ich von dem Glauben rede, ſo verſtehe ich zwar eigentlich die Thätigkeit des Glaubens. Und da iſt bekannt genug, daß auch unter den Heiligen keiner ohne Tadel iſt. Es würde aber auch in dem ganzen Umfange des Glaubens, in Anſehung des Menſchen, Unvollkommenheit genug anzutreffen ſeyn. Nicht wahr? es hat der Glaube ſeine Grade. Grade ſind Einſchrenkungen. Ein ſchwacher Glaube iſt auch ein wahrer Glaube. Geſetzt, es giebt Glaubens-Helden; ſo haben ſie doch immer zu kämpfen. Iſt dieſes, ſo iſt der Glaube noch nicht vollkommen. Gehört die Erkenntniß zum Glauben, wie unvollkommen iſt denn dieſes Stück, da unſer Wiſſen nur Stückwerk iſt! Wird Beyfall erfordert, wie verhielt ſich der treue Knecht Gottes Moſes, da er zweifelhaftig ſprach: Werde ich auch aus dieſem Felſen Waſſer bringen? Iſt das Vertrauen das Weſentliche des Glaubens, was ſollen wir von dem Glaubens-Vater Abraham ſagen? da er ein Mißtrauen auf die Vorſehung Gottes ſetzte, und ſein Weib zweymal vor ſeine Schweſter ausgab. Paulus, wenn er (Phil. 3, 9.) von ſeinem Glauden genug geredet hat; ſo fährt er (v. 12.) fort: nicht daß ichs ſchon ergriffen habe, oder ſchon vollkommen ſey. Es iſt wahr, das Ende (oder die Folge) des Glaubens, iſt die Seeligkeit: Wer glaubt, ſoll ſeelig werden. Aber es iſt lauter Gnade. Iſt es nun Gnade, ſo iſt es kein Verdienſt. Folglich iſt der Glaube in Anſehung deſſen, was wir dazu beytragen, nicht werth der Seeligkeit.

Es fällt mir hierbey ein Gleichniß ein. Eine Academie der Wiſſenſchaften ſetzt einen Preiß darauf, wer eine vorgegebene Materie am beſten ausarbeiten wird. Wir wollen den Fall ſetzen, es iſt möglich: daß unter allen, die die Federn anſetzen, kein einziger dieſe Materie erſchöpft, oder auf denjenigen Punct der Vollkommenheit kommt, welche die Sache erfordert. Dem ungeachtet bekommt derjenige den Preiß, der es am beſten gemacht hat. Kann man aber deswegen ſagen, ſeine Ausarbeitung iſt vollkommen geweſen?

§. 37. S. 50. Das, was der Herr Gegner, wegen der Belohnung, zu erwähnen beliebt; rühret aus einem übeln Verſtändniß meiner Worte her. Ich habe nicht die Sätze, ſondern den Schluß getadelt. Daß aber wegen der Endlichkeit der Höllen-Strafen, die beſtimmte Vollkommenheit der Seeligen aufhören ſolte; können ſich nur diejenigen einbilden, welche aus anderer Unvollkommenheit ein Vergnügen ſchöpfen.

Der Schluß, den ich jenem entgegen geſetzt, iſt darum bündig, weil im Guten ſo wohl, als im Böſen, die Einſchränkung der endlichen Creatur ſtatt findet. Und alſo iſt diesfals das Gute und Böſe einander gleich. Da nun das Strafen, wie das Belohnen, in der Gütigkeit

Gottes ſeinen Grund hat (§. 11. 33.): ſo läßt ſich auch begreifen, daß Gott nach der Größe ſeiner Güte im Belohnen (§. 36.), auch zeitliche Verbrechen nicht in alle Ewigkeit ſtrafen werde.

§. 38. Der Herr Gegner vermeinet hier einen falſchen Schluß entdecket zu haben, welcher aber, zu allem Glücke, in meiner Abhandlung nicht ſtehet. Wo iſt denn von dem wenigen Böſen auf die ungleich geringe Strafe geſchloſſen worden? Iſt denn die Strafe deswegen geringer, als das wenige Böſe, weil es in der Hölle mit unbeſchreiblicher Marter beleget wird: aber? ich habe nirgend zu erhärten geſucht, daß Gott weniger ſtrafen werde, als es ſeine Weisheit und Gerechtigkeit, den Verbrechen gemäß, befinden wird: aber auch nicht mehr.

§. 39. S. 41. Wenn der Herr Gegner den rechten Begriff von der Gütigkeit anwenden wollte: ſo würde es ihm doch ſo leicht nicht zu ſagen ſeyn: Gott könnte, nach ſeiner Gütigkeit, in Ewigkeit unendlich ſtrafen. Alle Strafen haben entweder die Hinderung, oder Aufhebung des Böſen, oder die Beförderung des Guten zur Abſicht. Ich rede von einem gütigen Geſetzgeber, und von einem gerechten Richter (§. 34.). Da nun Gottes Haupt-Abſicht die Glückſeeligkeit ſeiner Creaturen iſt (§. 31.); ſo muß er, wenn er der Gütige bleibt, auch dieſe Haupt-Abſicht nicht verändern.

Er thut es auch nicht. Sondern macht, ſchon auf der Welt, alles Böſe zum Mittel größerer Volkommenheiten; warum ſolte er es dort nicht thun? Es giebt zwar auf der Welt gewiſſe Strafen, welche, andern zum Exempel, die Verhältniß des Verbrechens weit überſteigen, damit ſich andre ſpiegeln und deſto mehr abgeſchreckt werden ſollen: allein, dieſe Abſicht fällt in der Ewigkeit weg.

§. 40. Daß ich ſage, die Ungebohrnen wären weder glücklich, noch unglückſeelig: dieſes hätte meinem aufmerkſamen Herrn Gegner ſo viel Kummers nicht machen dürfen. Ich will einmal die Vorderſätze deſſelben beybehalten, womit er die Unglückſeeligkeit der Ungebohrnen beweiſen will, mit dem Unterſchiede, daß ich ſie auf die, in der Folge, unglückſeeligen Creaturen anwende, und denn folgere ich mit ihm: ſo iſt ja die, nicht zur Exiſtenz kommende Creatur, eben dadurch von aller Möglichkeit der Unglückſeeligkeit ausgeſchloſſen, und alſo privative glücklich, weil ſie aller möglichen Unglückſeeligkeit, wegen des Mangels der Exiſtenz, nothwendig befreyet iſt. Alſo iſt ſie doch glücklich. Denn es iſt allezeit ein Glück, wenn ich einer weit größern Unglückſeeligkeit entgehe. Kömmt nun nicht das Gegentheil eben ſo richtig heraus? Da nun etwas nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn kann; ſo ſchließe ich nunmehro, aus des Herrn Gegners eignen Datis, daß ſie, nur noch möglichen Creaturen, weder glücklich noch unglücklich ſind.

Uebrigens, da glücklich und unglücklich nicht juſt entgegengeſetzte Wörter ſind; ſo hat mein Herr Gegner auch diesfals etwas überſehen. Allein, es iſt ſo viel nicht daran gelegen, als daran, daß er ein Gleichniß über ſeine Schranken ausdehnet, und in demſelben mehr ſucht, als demſelben anvertrauet werden, oder auch Zuſätze macht, die nicht dazu gehören.

§. 41. Ohne meinen Willen, und wider meinen Willen, iſt nicht einerley. Und wenn gleich der Wille, in der

Folge, ſich thätig erweiſen kann; ſo kann doch in der That etwas geſchehen, das mich weder zum Wollen, noch zum Nichtwollen determinirt. So iſt es auch mit dem Zuthun beſchaffen. Ich trage zu meiner Exiſtenz nichts bey: vermöge meines Willens exiſtire ich nicht. Wo ſteckt denn aber der Gedanke, daß wir deswegen nicht von Gott abhangen, und unſern Willen vor uns haben wollen, oder Gott gar einer Tyranney beſchuldigen ſollen? Mein Herr Gegner wird ſich von dem Vorwurf einer Conſequentienmacherey kaum losmachen können.

Es wird nicht überflüßig ſeyn, die Erklährungen des Wollens, des Nichtwollens, und ohne Wollen beyzufügen. Wollen, iſt diejenige Neigung des Gemüths zu einer Sache, um des Guten willen, das man bey ihr wahrzunehmen vermeinet. Nicht Wollen, iſt die Zurückziehung des Gemüths, um des Böſen willen, ſo wir an einer Sache wahrzunehmen vermeinen. Ohne Willen, oder, das Wollen unterlaſſen, iſt der gleichgültige Zuſtand des Gemüths bey einer Sache, worinnen ich weder Gutes noch Böſes unterſcheiden kann. Dieſe Unfähigkeit zum Entſchlieſſen, hat ihren Grund, theils in der Sache, theils in dem Gemüthe ſelbſt. Der letztere Fall vornehmlich, gehet die, zur Wirklichkeit beſtimmten Creaturen, in dem Stande ihrer Möglichkeit, an. Wenn dieſes der Herr Gegner wohl unterſcheidet; ſo kann er unmöglich eine Ketzerey ausfündig machen, und ſeine eignen Widerſprüche werden ihm nicht verborgen bleiben können.

§. 42. Verdammet Gott gleich nicht bloß um der erſten Aeltern thörigten Handlungen willen; ſo iſt doch die daher entſtandene Trägheit zum Guten, der Saame aller Laſter. Und es iſt nicht ohne, daß das Böſe, als ein Mangel des Guten, angeſehen werden kann. So handgreiflich auch das von dem Herrn Gegner angeführte Exempel (S. 35.) zu ſeyn ſcheinet.

§. 43. Daß ſich der erſte Stand, nämlich der Unſchuld, für ſolche Menſchen nicht geſchickt habe, welche nicht gehorſamen könnten: davon iſt der Verſtand dieſer. Eine jede freye That wird vorgenommen, nachdem ſich die meiſten Bewegungs-Gründe darzu auf ihrer Seite befinden. Die Bewegungs-Gründe, eine That vielmehr zu thun, als nicht zu thun, ſind das Gute, welches man dabey zu erhalten gedenkt: es ſey nun ein wahres, oder ein Schein Guth.

Ein wahres Guth iſt, was meinen Zuſtand wahrhaftig vollkommner macht. Daß mein Zuſtand wahrhaftig vollkommner werde, dazu gehöret die Uebereinſtimmung des Vorhergehenden, Gegenwärtigen und Zukünftigen: das heißt, die Vollkommenheit muß dauerhaftig ſeyn. Ein Schein Guth aber iſt, welches entweder gar keine Vollkommenheit mit ſich führet, oder wo wenigſtens das Vorhergehende, oder Gegenwärtige, mit dem Zukünftigen nicht übereinſtimmet, nämlich in Abſicht auf die zu erlangende Glückſeeligkeit. Um in ſeiner Wahl nicht zu fehlen, wird eine vollkommne Einſicht in die Reihe und Folge der Wahrheiten erfordert, womit ich nicht allein das Gegenwärtige ſchätzen, ſondern auch die Folge daraus einſehen, beydes aber gegen einander halten und abwägen könne.

Nun folgt: je tiefer die Einſicht, oder welches einerley, je höher die Vernunft iſt; je gewiſſer ſind wir, bey einer freyen That, ein wahres Guth nicht zu verfehlen.

Und umgekehrt. Die menſchliche Vernunft hat, auch im Stande der Unſchuld, ihre Gränzen gehabt; mithin war ſie eingeſchränkt, weil unſre Seele ein endliches Weſen iſt: Gott aber, außer ihm, kein unendliches Weſen ſchaffen konnte. Hätte die Vernunft ihre Gränzen; ſo konnte ſie den Zuſammenhang der Wahrheiten nur ſtückweiſe einſehen, und konnte alſo gar leicht anſtatt des wahren Guten, ein Schein Guth ergreifen. Ich will nicht unterſuchen, wie weit die Herrſchaft der erſten Menſchen über ihre Sinnen, Einbildungs Kraft und Affecten ſich erſtreckt habe, wenigſtens hat die Erfahrung gewieſen, daß ſie darüber nicht völlig Meiſter geweſen.

Nunmehro wird ſich die Hauptſache bald erklähren. Nämlich ſo: Der Stand der Unſchuld war ein Zuſtand eines dauerhaft guten Gewiſſens. Das Gewiſſen iſt ein Urtheil von unſern Handlungen, ob ſie gut oder böſe ſind. Ein gutes Gewiſſen iſt die innerliche Verſicherung, daß unſre Handlungen auf ein wahrhaftes Gute abzielen. Ein dauerhaft gutes Gewiſſen befindet ſich alsdenn, wenn das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen übereinſtimmet. Der Gehorſam iſt eine Beobachtung deſſen, was gebothen, oder verbothen iſt. Da nun von einem weiſen Geſetzgeber allezeit das Gute befohlen, das Böſe verbothen wird; ſo determiniret uns die Einſicht des erfolgenden Böſen und Guten freywillig zum Gehorſam.

Hierzu gehöret Vernunft. Und je höher die Vernunft iſt, deſto freyer determiniren wir uns zu dem wahren Guten. Die Vernunft der erſten Menſchen war eingeſchränkt, vermöge des vorigen, ſie hatten auch nicht die völlige Herrſchaft über die Sinnen, Einbildungs Kraft und Affecten, als Feinde der wahren Freyheit: folglich war es ihnen nicht allein leicht, ein verbothenes Böſe als gut, und ein gebothenes Gute als Böſe zu ſchätzen; ſondern ſie werden auch wirklich aus dieſem Grunde, mittelſt der Ueberredung der Schlange: ihr werdet mit nichten des Todes ſterben, ſondern ihr werdet Gott gleich ſeyn, in die Umſtände geſetzt ein Schein Guth an ſtatt des wahren Gutes zu erwählen, und ſo könnte es nicht anders ſeyn, als daß ſie, vermöge ihrer Unbeſonnenheit, den Gehorſam aus den Augen ſetzten.

Alſo, und unter keiner andern Bedingung habe ich geſagt, daß ſie nicht gehorſamen könnten. Das war eins. Könnten ſie nicht gehorſamen; ſo könnte ihr Gewiſſen unmöglich ruhig und ungeſtöhrt bleiben. Wären ſie ſolchergeſtalt nicht im Stande, ein dauerhaft gutes Gewiſſen zu behalten; ſo ſchickte ſich auch der Stand der Unſchuld nicht für ſie. Da war das andre.

Solte etwan mein Herr Gegner einwenden: ich ſchilderte die erſten Menſchen nach dem Bilde der bereits gefallenen Menſchen ab, da doch aus der Schrift bekannt, daß jene das Ebenbild Gottes an ſich gehabt, dieſe es aber verlohren haben; ſo dienet zur Antwort: daß das Bild Gottes wohl nichts anders war, als der höchſte Grad der Vernunft (Col. 3, 10.), ſo weit er nämlich einer endlichen Seele mitgetheilet werden könnte. Dieſes Bild enthielt ſehr deutliche Züge, von der Heiligkeit, Güte, Weisheit und andern Eigenſchaften Gottes, in ſich. Dieſes Bild iſt nun zwar durch den Fall ſeinem Urbilde ſehr unähnlich geworden: aber doch iſt es nicht gänzlich verlohren gegangen (1 Cor. 11, 17.). Nur daß unſre Vernunft noch mehr eingeſchränkt werden, und die Sinnen, Einbildungs-Kraft und Affecten, unſre eingebohrnen Feinde ſind. Wir ſind alſo nur dem Grade nach von den erſten Menſchen unterſchieden.

Inzwiſchen ſo nothwendig überhaupt der menſchlichen Seele die ihr zukommende Einſchränkung iſt; ſo folgt doch nicht eine gleiche Nothwendigkeit in ihren Entſchließungen. Jene kömmt ihr weſentlich zu, durch dieſe wird ſie von außen, und nur unter gewiſſen Bedingungen determiniret. Es iſt auch keine Folge, daß das, was ſeinen Grund in etwas ſchlechterdings Nothwendigem hat, deswegen ſelbſt abſolut nothwendig ſey; welches doch nicht iſt. Ja vielmehr iſt die Entſchließung Gottes, dieſe Welt zu ſchaffen, eine freye That, und weit von einer abſoluten Nothwendigkeit entfernet. Ob wir gleich eine moraliſche Nothwendigkeit zugeſtehen müſſen.

§. 44. S. 53. Was ich von der allgemeinen Glückſeligkeit der Creaturen geſagt habe, muß auch im allgemeinen Verſtande genommen werden. Die erſte Abſicht der Schöpfung iſt die Offenbahrung der Herrlichkeit Gottes. Da aber dieſe Herrlichkeit durch nichts mehr, als durch die Glückſeligkeit aller ſeiner Creaturen, in ſo weit ſie derſelben fähig ſind, offenbahret werden wird; (wer wird dir in der Hölle danken, ſagt David) alſo iſt die erſte Abſicht die Glückſeligkeit aller Creaturen. Gott hat eine Ordnung des Heils vorgeſchrieben: Wer glaubt, ſoll ſelig werden. Ich tadle die Folge nicht: Wer in der Zeit glaubt, wird ſelig: und wer nicht in der Zeit glaubt, wird verdammt. Nur erſtreckt ſich die Folge nicht weiter, als es die Sätze mit ſich bringen.

Verdammen heißt zur Strafe verurtheilen. Die Verdammniß alſo iſt diejenige Unvollkommenheit, welche die Ungläubigen dieſer Zeit, zur Strafe ihrer Verbrechen, in der Hölle leiden müſſen. Hieraus folgt noch lange nicht, daß die Höllen Brände, in, und nach ausgeſtandener Strafe, nicht ſolten bußfertig, gläubig, und endlich ſelig werden. Denn, daß die Verdammniß weſentlich in einem beſtändigen Fortſündigen beſtehen wird: iſt ſo unbegreiflich, als wenn man für gerecht halten ſolte, die Hurerey mit Ehebruch zu beſtrafen.

§. 45. S. 54. Es iſt mir niemals in die Gedanken gekommen, die Ordnung des Heils zu verwerfen. Gott Lob! der uns einen gangbaren Weg zur Seeligkeit gewieſen hat. Ich bin auch wohl überzeugt, daß diejenigen, welche ſich in der Zeit darauf finden laſſen, unter die Erſtlinge der Kinder Gottes gehören. Nur ſage ich: da die Gnade ſo groß iſt, ohne Verdienſt ſelig zu machen; dieſe Gnade auch den Geſtraften nicht in alle Ewigkeit abzuſprechen ſeyn werde.

§. 46. S. 55. Auf die folgenden drey Paragraphen antworte ich kürzlich dieſes: Die Vollkommenheit der erſten Aeltern vor der Verſuchung, beſtund, was den Gemüths-Zuſtand, des Sittlichen wegen, anbetraf, in einem ruhigen und ungeſtöhrten Gewiſſen: mithin in einer wirklichen Glückſeeligkeit. Nach einem ſolchen ſeligen Zuſtande ſollen wir ſtreben. Indem wir dieſes thun; ſehen wir wohl, daß die philoſophiſchen Mittel nicht völlig hinreichend ſind, wenigſtens weiß die Vernunft, die Gewiſſens Biſſe aus dem Grunde zu heilen, keinen Rath. Folglich muß es durch den Erlöſer geſchehen, welchen

Gott, zur Tilgung der Sünde, dem menſchlichen Geſchlechte geſchenket hat. Glauben wir alſo an Chriſtum; ſo erlangen wir durch ihn dieſen Stand der Glückſeeligkeit wieder. (Col. 3, 10.) Dieſes war eine Schwierigkeit ohne Noth.

§. 47. Daß bey allen Menſchen, ſammt und ſonders genommen, einerley natürliche Umſtände, und einerley Gnaden-Züge ſich befinden; halte ich ſo weit vor richtig, daß das natürliche Böſe zwar allgemein, und die Gnade Gottes auch allgemein ſey, weil Gott aller Creaturen wahre Glückſeeligkeit befördern will. Daß aber die beſondern natürlichen Umſtände, und die Einſchränkungen, ſo wohl der Seele, als des Leibes, bey allen Menſchen einerley wären, iſt der Erfahrung gänzlich zuwider.

Schon die unterſchiedlichen Triebe der zarteſten Jugend, ja, ich könnte wohl gar auf die Umſtände der Empfängniß zurück gehen, der Unterſchied der Gemüther, der Neigungen, der Körper und deren Miſchung des Geblüths, der Auferziehung, der Lebens-Arten, der Zufälle, und alles deſſen, was ich in dem zweyten Theile meiner Abhandlung nahmhaft gemacht habe, und welche nicht allezeit in unſrer Macht ſtehen; dieſes und tauſend andere Dinge ſtellen uns Menſchen von ſehr ungleichen Caliber vor Augen.

Die Gnade hat gleichfalls ihre Grade, ob zwar nicht unbedingter Weiſe. Hat nicht Gott das allerhalsſtarrigſte und boshafteſte Volk unter der Sonnen, zu ſeinem Eigenthume erwählet? wie vieles haben dieſe Unbeſchnittenen an Herzen und Ohren, vor andern Völkern nicht voraus gehabt? wären ſolche Zeichen zu Tyro und Si-

don

den geſchehen, ſie hätten im Sack und Aſchen Buße gethan. Was hat nicht Paulus, vor andern Verfolgern des chriſtlichen Nahmens, für eine beſondre Gnade erlangt! Wir müſſen allerdings die Hand auf den Mund legen, wenn wir gewahr werden, wie dieſer und jener einer beſondern Gnade theilhaftig wird.

Es wäre hier ein weites Feld, Betrachtungen anzuſtellen. Indeſſen, ſo wie von der Glückſeeligkeit erwieſen worden (§. 25.), daß ſie nur nach der Fähigkeit des Subjects mitgetheilet werden kann; ſo iſt es auch mit der Gnade beſchaffen. Gott theilet einem jeden ſein Maaß zu, wie er es für gut befindet, daß es zu der Creatur möglichſtem Beſtem genug ſey. So wie ein Töpfer die Beſchaffenheit des Thons beurtheilet, zu was vor einem Gefäße er ſich ſchickt.

Nun wird ſich der Herr Gegner die Frage ſelbſt beantworten können, warum nicht alle Menſchen in einerley Umſtänden der Vollkommenheit ſeyn können. Der Grund iſt nicht in Gott, ſondern in der Ungeſchicklichkeit (inertia) der Creatur zu ſuchen. Dieſe Ungeſchicklichkeit iſt bey einem gröſſer, als bey dem andern, und der Saame des angeerbten Böſen faſſet, nach Beſchaffenheit der innerlichen und äuſſerlichen Umſtände, mehr und weniger Wurzel. Ueberhaupt aber würden Thorheit und Laſter unſre Exiſtenz nicht begleiten; wenn wir nicht aus ſündlichem Saamen gezeuget worden.

Da bey dem allen, wie bey der Nothwendigkeit des Böſen, nichts abſolutes behauptet worden: ſo iſt auch, das Nichtkönnen, oder die Unmöglichkeit die Vollkommenheit zu erlangen, nicht ſchlechterdings zu verſtehen. Ich werde den Laſtern keine Schutz-Schrift ſchreiben. Ich halte davor, daß ein jeder Menſch ſich den Ketten, womit ihn ſeine ſündlichen Lüſte gefangen halten, durch die Gnade entreiſſen könnte, wenn er wolte: da aber ſein Wille durch Schein-Güther determiniret wird, und er nicht nach einer lebendigen Erkenntniß ſtreben will; ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß er die Unart ſeines Geſchlechts vermehret, und die Vollkommenheit nicht erlangen kann, die ihm ſein gütiger Schöpfer zugedacht hat.

§. 48. S. 56. Die Straf-Gerechtigkeit fällt deswegen, bey den Gefäßen des Zorns, nicht weg; nur nicht nach den Begriffen derer findet ſie ſtatt, welche eine unendliche Strafe behaupten. S. 57. Alles, was der Herr Gegner von der Nothwendigkeit der Beſtrafung des Böſen ſagt, hat ſeine Richtigkeit: unbeſchadet meiner Sätze. Es iſt nur die Frage von der unendlichen Strafe.

§. 49. S. 58. Die beyläufige Anmerkung, wegen des Unglücklichen und Glücklichen hat nicht viel auf ſich. Es ſind drey Brüder, welche auf einem gefährlichen Fußſteige nach dem Ziel laufen ſollen. Cajus der erſte, läuft, tritt fehl, und ſtürzt in den Abgrund. Cajus iſt unglücklich. Titius der zweyte, läuft ſicher, und erlangt das Kleinod. Titius iſt glücklich. Sempronius iſt noch klein, und kann nicht laufen. Sempronius iſt weder glücklich noch unglücklich. Sempronius erwächſt, er läuft auch, er fällt, er bricht den Hals. Man ſagt mir, iſt er nicht unglücklicher, als er geweſen wäre, wenn er gar nicht hätte laufen dürfen (§. 42.)?

§. 50. S. 58. Da mein geehrteſter Herr Gegner nur beſondre Sätze zu ſeiner Prüfung erwählet; ſo wundre ich mich nicht, daß er zuweilen den Zuſammenhang überſiehet. Hier iſt eine Probe davon. Ich hatte in dem Vorhergehenden erwieſen, daß Gottes überſchwengliche Gütigkeit alle Menſchen ſeelig haben wolle: daß ſein höchſter Verſtand, in der beſten Welt, dennoch das Böſe als nothwendig eingeſehen; daß ſeine tiefe Weisheit alles Böſe, ſeinen erſten Abſichten gemäß, einzurichten gewußt; daß daher ſeine Gerechtigkeit das Böſe mit Strafen belegen müſſe. Da nun vorausgeſetzt wird, daß ohne Bekehrung der Sünder der Zweck nicht erreichet werden könne: ſo habe ich geſchloſſen, (nicht als vorhin erwieſen angenommen,) daß es der Hoheit Gottes gemäßer wäre, durch zeitliches Leiden, oder durch wohlverdiente Höllen-Strafen, die böſen Menſchen zur intendirten Glückſeligkeit vorzubereiten, als durch unendliche Strafen ſeine unendliche Güte einzuſchränken, und ſeiner Haupt-Abſicht dadurch zu verfehlen.

In Zuſammenſetzung des zeitlichen Leidens, und der Höllen-Pein, begehet mein Herr Gegner eine kleine Sophiſterey, da er (S. 59.) an ſtatt des Wörtchens, oder ein und darzwiſchen ſetzt. Denn, daß ihm nicht aus der Schule noch bekannt ſeyn ſolte, daß oder, auch disjunctive oder ſeparative geſetzt werden könne, will ich ihm nicht zutrauen. Es iſt indeſſen gewiß, daß nicht allein die Gläubigen, ſondern auch die Gottloſen, zuweilen mit zeitlichem Leiden belegt werden. Jene zur Prüfung, dieſe zur Beſſerung. Wie viele würden fortgeſündiget haben, wenn ſie nicht Kreuz und Trübſal, ihre Thorheit zu erkennen und zu bereuen, gelehret hatte? Da alles, was Gott thut, ſeinen Abſichten gemäß ſeyn muß; ſo macht der Unterſchied der Dauer keine weſentliche Aenderung in denſelbigen, wie etwan mein Herr Gegner meinet.

§. 51. S. 59. Ich könnte hier meinem freygebigen Herrn Gegner manchen Schluß zurück geben, welcher unerwieſen iſt. Wie folgt denn, aus der Unendlichkeit Gottes, eine unendliche Strafe? Selbſt die gemäßigten Vertheidiger der unaufhörlichen Höllen-Pein, laſſen die Unendlichkeit weg, ſo wie ſie, in Anſehung der Unendlichkeit Gottes, beſchaffen ſeyn ſollte. Weil eine endliche Creatur, unendliche Strafen unmöglich erleiden kann, (Siehe Stubrik).

Weiter, weil ich der Buße und des Glaubens nicht gedacht; alſo würde auch, wirft man mir vor, keine Buße und Glaube erforderlich und möglich ſeyn. Allein, unius poſitio non eſt alterius excluſio. Und endlich ſchließt man etwas verwegen, es wären die Gläubigen verdammt, wofern ſich Verdammniß und Glaube zuſammen ſchicken. Mein Herr Gegner bindet etwas zuſammen, welches nur auf einander folgt. Das iſt nicht allzu logicaliſch. Wie ſchicke ich denn Strafe und Beſſerung zuſammen? Schicken ſich denn Gottloſigkeit, Buße und Bekehrung nicht auf einander? Dieſe ſelige Veränderung iſt ja wohl möglich.

Sonſt iſt ja nirgend behauptet werden, daß die aus der Hölle wiederkommende, einen ſolchen Grad der Seligkeit erlangen werden, als andre auserwählte Kinder Gottes. Es iſt genug, daß ſie derjenigen Glückſeligkeit endlich theilhaftig werden, die ſich für ſie ſchickt.

Machte gleich ein Monarch, einen Miniſter, nach 50jähriger Gefängniß-Strafe, zu keinem Premier-Miniſter, (welches an ſich doch nicht unmöglich wäre); ſo kann er ihn doch dadurch zu einem guten Bürger gemacht haben. Und dieſes wäre weder alber noch unbillig.

§. 52. Daß, vermöge meiner Abhandlung, Unſeelige zugleich ſeelig wären: daß das Mittel zur Seeligkeit, die Seeligkeit ſelbſt ſey: daß unſeelig ſeyn, und unſeelig bleiben, einerley ſey, läuft auf ein Wort-Gezänke hinaus. Es wird ſich aber aus dem Vorhergehenden ſelbſt erklähren. Daß aber bey einer Abhandlung kein andrer Grund, als Einfalt, Unbeſonnenheit, oder Geſpötte verborgen liegen könne; übergehe ich mit Stillſchweigen, weil ſich eine kleine Schwäche ohne Mühe entdecken läßt. Ich bin auch entübriget, mich bey dem aufzuhalten, was zu den Anmerkungen des gründlichen Herrn Herausgebers der Ergänzungen gehöret. Weil er ſich ſelbſt kurz und gut verantwortet hat.

§. 53. S. 68. Wegen des Worts ewig und Ewigkeit, geſtehet der Herr Gegner eine unterſchiedliche Bedeutung in der Schrift zu. Nur von der Höllen-Pein kann er ſolches nicht ſtatt finden laſſen, weil nirgend, in Abſicht auf die, nach dieſer Zeit folgende Dauer, eine endliche Währung, unter dieſem Worte angezeiget werden. Allein, wie kann er dieſes fordern; da ſich etwan in der Schrift keine Gelegenheit ereignet, wo dieſes Wort hätte gebraucht werden können. Ich will mich nicht erſt darauf beziehen, daß der Schuldner im Evangelio, nicht eher aus dem Schuld-Thurme herauskommen ſolte, bis er den letzten Heller bezahlet hätte: weil man hiernnen einen andern Verſtand, obzwar etwas gezwungen, will gefunden haben. Es iſt genug, daß dieſes Wort der Wiederbringung aller Dinge nicht widerſtreite: wer fordert, daß es einen Beweis dazu abgeben ſoll?

Ob übrigens die Höllen-Strafen zu dieſer, oder einer andern Zeit gehören, und ob eine Dauer keine Zeit zu nennen ſey: mag ich vorjetzo nicht erörtern. Es iſt auch nicht nöthig, dieſes genau zu beſtimmen. So viel iſt ausgemacht, daß ewig, in alle Ewigkeit, und unendlich, ganz unterſchiedne Wörter und Begriffe ſind. (S. 25.)

§. 54. S. 69. Noch eins, von der Nothwendigkeit, welche durch ihre vorläufige Urſachen beſtimmt wird. So lange die Welt ein Zuſammenhang aller, auf der Welt befindlichen Dinge iſt, welche ſowol neben einander, als in der Folge auf einander, genau mit einander verbunden ſind; ſo lange muß auch alles, was darinn zur Wirklichkeit gelangt, in einer ununterbrochenen Reihe, von Anfang der Zeit an, darinn gegründet ſeyn, oder durch ein Wunderwerk eingeſchaltet werden. Und ſolchergeſtalt, wenn auch nur ein einziges Ding, oder eine einzige That, oder was wir ſonſt nennen wollen, ſich in dieſer Welt nicht befunden, oder ereignet hätte; ſo würde es dieſe gegenwärtige Welt nicht mehr geblieben ſeyn.

Ich geſtehe, daß es ein Umweg iſt, wenn ich bey Zergliederung einzelner Fälle und Begebenheiten ſogleich, ohne Noth, ihre entfernteſten Urſachen anführen wollte. Inzwiſchen wäre es auch eine Verwegenheit, für einen eingeſchränkten Verſtand, von einem jeden Falle, alle vorläufige Urſachen in einer Reihe, bis zu ihrem erſten

Urſprunge entdecken wollen. So, wie es dem zureichenden Grunde, und der Verbindung der Dinge, entgegen lieſe, von der Unzulänglichkeit unſers Wiſſens, auf die Ermangelung vorläufiger Urſachen, den Schluß zu machen.

Wir können, wenn wir aufmerkſam ſind, dennoch zuweilen ſehr weit kommen. So würde z. E. bey der Rebellion des Abſalons, außerdem, was uns die heilige Geſchichte von Ahitophels Rath, von des Königs Zorn, von Ammons Ermordung, von der Thamar Schwächung, von des Davids Ausſchweifungen (2 Sam. 12, 11.) berichtet, es würde, ſage ich, an ſich nicht unmöglich ſeyn, rückwärts immer weiter, bis zu dem allererſten Zeit-Alter fortzugehen; wenn wir nicht auf allen Seiten unſre Gränzen erblickten.

Indeſſen muß der Zuſammenhang richtig ſeyn, oder es geſchähe etwas ohne zureichenden Grund. So wenig ein ſtoiſches Schickſal Beyfall verdienet; ſo wenig hat ein epikuriſches blindes Ungefähr in der Welt ſtatt. Auch die freyen Handlungen haben ihre Bewegungs-Gründe: und ohne dieſelben iſt ſich kein Entſchluß in Gedanken vorzuſtellen. Das nun, was den Grund und die Urſache einer That, oder Handlung abgiebt, war die Wirkung aus einer andern Urſache, dieſe die Wirkung aus einer andern, und ſofort.

Ein wilder Baum mit vollen Aeſten hat von einem guten Körnchen ſeinen Urſprung. Es iſt der Ordnung der Natur gemäß. Ich ſehe viel tauſend Blätter, und keines iſt dem andern vollkommen gleich. Ich betrachte ein einzig Blatt. Ich frage, wo iſt dieß her? ich ſehe, daß ein Zweig, woran es hängt, es hervorgebracht. Dieſer Zweig iſt aus einem andern, und nach und nach, aus tauſend andern Aeſten hervorgewachſen. Es wäre ſehr beſchwerlich, jeden Wuchs, und wie ein Aſt mit dem andern verbunden iſt, durchzugehen. Allein, ich müßte doch endlich zu ſeinem Stamme und zu ſeiner Wurzel kommen, und nach ſeinem Saamen fragen, wenn ich ſeinen erſten Urſprung wiſſen wollte.

So iſt es, nach einiger Vergleichung, mit den Dingen und Begebenheiten in der Welt beſchaffen. Gleichwie aber weder das Blatt, noch die Zweige, noch Aeſte, noch Stamm, noch Wurzel nothwendig ſind, als, in ſo weit es der Trieb, Wachsthum und die Art des Saamens mit ſich bringt: alſo macht auch die Verbindung der Dinge keine abſolute Nothwendigkeit in der Welt aus.

Es ſolte mir leicht fallen, dieſes Gleichniß ſehr weit auszudehnen, wenn etwas damit zu beweiſen wäre. Es ſoll aber nur dazu dienen: daß, gleichwie es nicht ungereimt iſt, auf die Frage: woher dieſes Blatt entſtehe? zu antworten: daß es ſeinen Urſprung aus der Wurzel des Baumes habe, ohne alle Aeſte zu benennen; alſo auch der Sprung wohl angehe, wenn ich den Urſprung des Böſen endlich bey der übel angewendeten Freyheit unſrer erſten Aeltern, und der daher fortgepflanzten Erb-Sünde ſuche.

§. 55. S. 70. Ich werde es niemanden verdenken, wenn er ſich bey der letzten Paragraphe meiner geometriſchen Schrift wundert, daß wir uns ſo lange gewunden haben, und doch am Ende ſo nahe zuſammenkommen. Ich erſtaune ſelbſt über eine ſo jählinge Veränderung. Denn will er gleich noch immer die ſittliche und phyſiſche Nothwendigkeit auf einer Seite läugnen; ſo räumet er doch auf der andern Seite gegründete Urſachen ein, woraus eben dieſe Art der Nothwendigkeit entſtehet, von der ich geredet. In der Folge erklähret er ſich noch deutlicher und ſagt: ſo bleibt das Böſe in ſeinen Urſachen gegründet, aber nicht nothwendig. Schlechterdings nicht. Er fährt fort: weil es auch anders ſeyn könnte: ja, ja! die Möglichkeit des Gegentheils wird nicht ſchlechterdings geläugnet. Er beſchließt endlich ſo: Jedoch, wenn es iſt, ſo kann man es zureichend, nicht aber als ſchlechterdings nothwendig aus den Urſachen erklähren. Bey Leibe nicht. Und alſo ſind wir in dieſem Stücke einig.

Vielleicht treten wir ein andermal, wegen der Endlichkeit der Höllen Strafen, auch näher zuſammen.

VIII.

Erweiß,

daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey.

Ich habe bey der Königl. Groß Britanniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen eine Abhandlung vorgeleſen, worinnen ich den Grund zu einem neuen Syſtem des Mineral Reichs gelegt habe, das ich in nachfolgenden Abhandlungen weiter ausführen werde. In dieſem Lehrgebäude kommt es gar viel auf denjenigen Satz an, den ich nur hier zu erweiſen vorgenommen habe, nämlich, daß die Luft aus dem Waſſer erzeugt werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey.

Ob ich zwar dieſen Satz in der bey der Königl. Geſellſchaft vorgeleſenen Abhandlung erwieſen habe; ſo habe ich doch daſelbſt dieſen Beweiß ſehr in die Kürze ziehen müſſen, weil dieſer Satz daſelbſt nur einen Neben Punct ausmachte. Ich habe demnach vor nöthig erachtet, hier einen ausführlichen Beweiß davon zu liefern. Damit man aber von der Wichtigkeit dieſes Satzes in meinem neuen Lehrgebäude deſto beſſer urtheilen könne, ſo will ich zuförderſt von dieſem Syſtem ſelbſt eine kurze Vorſtellung machen, und mich ſodann dem vorhabenden Beweiß dieſes Satzes ſelbſt unterziehen.

Die gründliche Kenntniß des Mineral-Reichs hat zwey große und allgemeine Lehrgebäude nöthig! nämlich, alle zu dieſem Reiche gehörigen Körper müſſen nach ihrem Weſen und Beſtand Theilen in gewiſſe Haupt-Klaſſen, Unter-Abtheilungen, Geſchlechter und Arten gebracht werden; und man muß ferner ſich einen deutlichen und zureichenden Begriff machen können, wie und auf was Art die mineraliſchen Körper unter der Erden erzeuget werden. In beyden Lehrgebäuden iſt unſre Erkenntniß zeither noch ziemlich mangelhaftig geweſen.

Der berühmte Linnäus hat zuerſt die Eintheilung der mineraliſchen Körper in ſeinem Natur-Syſtem auf gewiſſe Regeln gebracht, wobey er aber ſehr ſichtbare Fehler zugelaſſen hat; indem man die Erde, weder in der Haupt-Klaſſe der Steine, mit welchen ſie doch einerley Grundſtoff haben, noch in eine beſondre Haupt-Klaſſe, ſondern in die Haupt-Klaſſe der Foßilien gebracht hat, die ohnedem eine ſehr unbeſtimmte Bedeutung hat, indem der Nahme Foßilien allen Körpern zukommt, die aus der Erde gegraben werden.

Eben ſo kann man wider das Linnäiſche Syſtem erinnern, daß die Salze, das brennliche Weſen und die Erze der Metalle, ihrem Weſen nach allzuſehr von einander unterſchieden ſind, als daß ſie mit einander in einer Haupt-Klaſſe ſtehen könnten. Dieſes Linnäiſche Syſtem iſt zwar hernach von dem Herrn Woltersdorf, Wallerins und andern verbeſſert worden. Es hat aber dennoch verſchiedene Fehler behalten, wie aus meiner Mineralogie zu erſehen iſt.

Was das Lehrgebäude von Erzeugung der Mineralien anbetrifft; ſo verdienet das Syſtem der Alchymiſten von denen drey Grund-Stoffen der Metalle, nämlich des Salzes, des Schwefels und des Queckſilbers heute zu Tage kaum einer Erwähnung. Der berühmte Becher, der die Richtigkeit dieſes Syſtems einſah, ſetzte ſeine dreyerley Grund-Erden an deren Stelle. Allein, wenn die ältern Alchymiſten allzugrobe Materien zu den Grund-Stoffen der Metalle erwählten, ſo gieng Becher allzuweit zurück; indem er die allerreinſten, einfachſten und erſten Grund-Materien aufſuchte, aus welchen ſich die Erzeugung der Mineralien wenig erklähren ließ; weil dieſe Grund-Erden allgemein allen Körpern zum Urſtoffe dienen ſolten. Es kann alſo dieſes Syſtem zur Erweiterung unſrer Erkenntniß wenig beytragen, wie es mit allen Lehrgebäuden geht, wo man bis auf die erſten uranfänglichen Theile der Körper eindringen will.

Ich glaube ein Syſtem ausfündig gemacht zu haben, welches beyde Lehrgebäude mit einander vereiniget, das von denen zeitherigen Fehlern dieſer Lehrgebäude frey iſt, und welches deſto zuverläßiger iſt, da es uns von der Natur ſelbſt an die Hand gegeben wird. Ich hoffe, daß meine Leſer dieſen Fingerzeig der Natur ſelbſt erkennen; und ſich wundern werden, wie uns ein Lehrgebäude ſo lange verborgen bleiben können, das ſo deutlich vor Augen liegt, ſo bald wir nur die Wirkung der Natur aufmerkſam betrachten.

Die Natur hat drey Haupt-Flüßigkeiten hervorgebracht, welche allen Arten der Flüßigkeiten zum Grunde dienen; und es wird weder von der Natur noch von der Kunſt eine Flüßigkeit hervorgebracht, die nicht eine oder zwey von dieſen Haupt-Flüßigkeiten in ihrer Grund-Miſchung haben ſolte. Dieſe Haupt-Flüßigkeiten ſind Waſſer, Oel und Queckſilber. Die Natur hat ſie auf das Weſentlichſte von einander unterſchieden. Sie laſſen ſich niemals mit einander vermiſchen, ſo ſehr ſie auch unter einander geſchüttelt werden. So bald die gewaltſame Bewegung aufhöret; ſo ſieht Queckſilber unten, das Waſſer in der Mitten, und Oel oben. Sie haben einen groſſen Widerſtreit gegen einander, wenn ihre kleinſten Theile durch das Feuer in Bewegung geſetzet ſind: und ſie laſſen ſich alsdenn nicht zuſammen gieſſen, ohne daß ſie eine oder beyde dieſer Flüßigkeiten mit groſſem Geräuſche in die Atmosphäre ſtürzen, wie durch die gemeinſten Erfahrungen bekannt iſt.

Dennoch haben dieſe drey Grund-Flüßigkeiten in ihrem Weſen und Wirkungen eine groſſe Uebereinſtimmung. Sie ſind alle drey durchaus flüchtig, wenn ihre kleinſten Theile von dem Feuer in Bewegung geſetzet werden. Ihre kleinſten Theile ſind ganz unveränderlich. Die Kunſt iſt ganz unvermögend, ſie aus ihrer Weſenheit zu ſetzen. Man mag ſie mit tauſenderley Dingen vermiſchen, man mag ſie in alle mögliche Geſtalten verſtecken, man mag ihnen alle nur erſinnliche Bande anlegen: ſo bald das Feuer ihre kleinſten Theile wieder in Bewegung ſetzet; ſo wird man das nämliche Waſſer, das nämliche Oel, und das nämliche Queckſilber wieder auffangen können.

Sie ſtimmen auch darinnen mit einander überein, daß eine jede Flüßigkeit ihren Bezirk von Körpern hat, die es auflöſet. Das Waſſer löſet Salze und unter gewiſſen Umſtänden Steine und Erden auf. Das Oel ſolviret alle Minern und Arten des brennlichen Weſens; und von dem Queckſilber werden alle Metalle und Halb-Metalle aufgelöſet. Die Körper eines jeden Bezirks, die eine jede von dieſen Flüßigkeiten auflöſet, haben eben dieſe Flüßigkeit zum Bande ihres Zuſammenhaltens, oder der Anhänglichkeit ihrer Theile. Die feſteſten Steine haben waſſerichte Feuchtigkeiten in ſich und werden mürber, wenn das Feuer alle Feuchtigkeit daraus vertrieben hat. In allen Arten des brennlichen Weſens iſt Oel, und aus allen Metallen Queckſilber heraus zu bringen, iſt vor einen erfahrnen Chemiſten keine ſchwehre Sache, ob er gleich nicht glauben wird, an dieſem Queckſilber einen großen Schatz zu beſitzen. Es iſt gemeines Queckſilber, wie man aus den Steinen gemein Waſſer, und aus den Minern des brennlichen Weſens gemeines Berg-Oel herausbringt.

Alle dieſe beſondern Umſtände müſſen einen aufmerkſamen Naturforſcher anreizen, der Natur nachzuſpühren, was ſie mit dieſen drey Haupt-Flüßigkeiten vor Wirkungen und Erzeugungen unternimmt. Ihre Abſichten, in Anſehung des Waſſers und des Gebrauchs, den ſie davon macht, liegen uns gleichſam klar vor Augen. Es iſt das größte Nahrungs-Mittel aller Geſchöpfe auf der Oberfläche der Erden; und ſie bringt dadurch tauſenderley neue Gebährungen, Erzeugungen und Umformungen hervor.

Hieraus wird es wahrſcheinlich, daß die Natur mit denen zwey übrigen Flüßigkeiten unter der Erden eben dieſe Abſichten hat, und eben die Wirkungen hervorbringt. Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn wir nehmen. Man verſtehet hier natürliches Oel, und folglich Naphta, Berg-Oel, Berg-Theer und dergleichen. Man kann nicht einwenden, daß dieſes Oel viel zu wenig vorhanden ſey, als daß die Natur ſo groſſe Dinge damit ausrichten könnte, wie durch das Waſſer. Man findet faſt in allen Ländern dergleichen Berg-Oel, und bey Baku in Perſien quellen allein täglich 90000 Pfund aus der Erden. In allen Gegenden giebt es auch Minern des brennlichen Weſens und inſonderheit Stein-Kohlen, die ein wahres Berg-Oel aus ſich ausbringen laſſen. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die Oel-Behältniſſe der Natur ſehr tief unter der Erden ſind, und daß es nur ihr unbrauchbarer Ueberfluß iſt, der bis zu unſern Füßen dringt. Die Natur hat überdieß zu ihren Abſichten und Werken unter der Erden nur eine gar geringe Proportion davon nöthig.

Dieſes Berg-Oel, ſo wohl, als das aus dem Thier- und Pflanzen-Reiche, ſteigen in Dünſte auf. Sie laſſen ſich über den Helm treiben. Dieſe Dünſte haben eine ausdehnende Kraft. Wenn man in eine heißgemachte Glas-Kugel einige Tropfen heiſſes Oel thut, dieſe Kugel eilig zuſchmelzt, und ſolche auf Kohlen legt; ſo zerſpringt ſie mit groſſen Krachen. Dieſe Dünſte haben alſo eine ausdehnende Kraft. Die Naphta fängt ſchon in einer ziemlichen Entfernung Feuer. Wir haben alſo einen Dunſt-Kreis, oder eine Luft des Oeles, oder des Feuer-Reichs. Dergleichen Luft oder Dämpfe des brennlichen Weſens ſind unter der Erden wirklich vorhanden. Die Dämpfe oder Schwaden in den Berg-Gruben entzünden ſich öfters durch das Gruben-Licht des

Bergmanns; und der häufige Brand in denen Steinkohlen-Gruben, und andre bemerkte ſonderbare Erſcheinungen rühren wahrſcheinlich davon her.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Natur unter der Erden dieſer Dämpfe, oder der Luft des brennlichen Weſens, eben alſo bedienet, als der Luft auf der Ober-Flache der Erden, daß ſie nämlich dadurch die Körper zur Empfänglichkeit geſchickt macht, und ihren unterirrdiſchen Erzeugungen Wachsthum und Gedeyen giebt; daß ſie dadurch mineraliſche Körper zuſammen ſetzet, und wieder zerſtöhret; daß ſich die Natur auch hier in einem beſtändigen Kreis-Laufe befindet, und daß die unterirrdiſchen Oel-Behaltniſſe beſtändig ausdünſten, daß dieſe Dünſte bald die Körper durchdringen, bald unter gewiſſen Umſtanden ſich wieder verdicken, und einen Oel-Regen veranlaſſen.

Wahrſcheinlich entſtehen die Oel-Quellen auf der Ober-Fläche der Erden aus dieſer Urſache. Das Oel iſt hierzu geſchickt. Es bedarf zu dem Aufſteigen ſeiner Dünſte keiner Luft. Die Dünſte des Oels ſteigen im luftleeren Raume auf. Das Oel hat überhaupt keine Luft in ſich. Der Nebel von Oel fließet im luftleeren Raume fort; und alle Verſuche geben alſo zu erkennen, daß der Druck der Luft keine Wirkung auf das Oel und deſſen Dünſte hat.

Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird aber zur Gewißheit, wenn wir die Erfahrungen und chymiſchen Unterſuchungen der mineraliſchen Körper zu Hülfe nehmen. Alle Minern des brennlichen Weſens haben Oel in ſich. Alle Stein-Kohlen geben davon durch die Deſtillation einen beträchtlichen Antheil. Faſt alle Erze haben brennliches Weſen in ſich. Eben ſo werden wir aus denen ſogenannten verwitterten Erzen uberzeuget, daß ſich das brennliche Weſen wieder verflüchtiget, und die Minern zerſtöhrt hinterläßt. Ja, damit wir um ſo eher von der Uebereinſtimmung der Natur verſichert werden; ſo löſen ſich alle Minern des brennlichen Weſens, die durch Oel erzeuget ſind, wieder in Oel auf; und zwar geſchiehet dieſe Aufleſung ſo wohl im Berg-Oele, als in denen gekanſlelten Oelen. Die Auflöſung des Ambra, des Vernſteins und andrer brennlichen Dinge, kann allein durch Oele vollkommen erhalten werden.

Wir ſehen demnach an dem Oele und deſſen Dämpfen alle Eigenſchaften, Wirkungen, Erzeugungen und Zerſtöhrungen, die wir an der Luft und dem Waſſer auf der Ober-Fläche der Erden wahrnehmen.

Mit dem Queckſilber hat es die nämliche Beſchaffenheit. Das Queckſilber ſteigt bekannter maaßen auch in gelinder Wärme in Dünſte auf. Dieſes geſchieht auch im luftleeren Raume. Dieſe Queckſilber Dünſte haben eine ausdehnende Kraft. Unter vielen andern Erfahrungen werden die Alchymiſten am häufigſten davon überzeuget, denen bey ihren Queckſilber-Arbeiten faſt alle Kolben um die Köpfe ſpringen; ſo ſorgfältig ſie vorher den Kolben und das Queckſilber von aller Luft reinigen.

Wir finden alſo auch hier die Uebereinſtimmung der Natur bey ihren drey Haupt-Flüſſigkeiten; und es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Natur auch dieſer Dünſte, wie der vorigen bedienet. Wir können daran nicht zweifeln, wenn wir die unterirrdiſchen Erfahrungen zu Hülfe nehmen. Die unterirrdiſchen Dämpfe und Schwaden haben Queckſilber in ſich. Nicht allein die Erzeugung der Metalle, ſondern auch die Entſtehung des Zinnobers, des Arſeniks, des Spieß-Glaſes, die alle unläugbar das Queckſilber in ihrer Grund-Miſchung haben, beweiſen dieſes.

Wir finden auch laufendes Queckſilber in den Gruben. Hier haben ſich die Queckſilber Dünſte ſolchergeſtalt verdicket, daß ſie in einen Queckſilber-Regen zuſammen gegangen ſind. Die Natur befindet ſich alſo auch hier in einem beſtändigen Kreis Laufe. Damit aber dieſe Uebereinſtimmung der Natur deſto vollkommner in die Augen fallen möge; ſo löſen ſich die Halb Metalle, und die Metalle wieder in Queckſilber auf, woraus ſie entſtanden ſind. Wenn ſich einige Metalle und Halb-Metalle ſchwehrer, andre leichter durch das Amalgamiren von dem Queckſilber auflöſen laſſen; ſo ereignet ſich eben dieſes bey der Auflöſung der Salze im Waſſer.

Das Eiſen allein ſcheint hier wieder einen Einwurf auszumachen. Allein wenn man auch niemahls hoffen könnte, einen Weg ausfündig zu machen, vermittelſt deſſen ſich das Eiſen in Queckſilber auflöſen ließe; ſo iſt zu erwägen, daß das Eiſen das gröbſte unter allen Metallen iſt, daß ſeine Erde noch ſehr roh iſt, und daß das brennliche Weſen faſt allein der metalliſche Theil in dem Eiſen iſt. Dieſer metalliſche Theil aber wird allerdings in dem Queckſilber aufgelöſet. Das hell polirteſte Eiſen wird durchaus roſtig, wenn es nur einige Tage in dem Queckſilber geſtecket hat.

Daß aber das Queckſilber einer der hauptſächlichſten Grundſtoffe der Metalle ſey, ſolches läßt ſich durch tauſend Zeugniſſe erweiſen. Ich habe noch vor einigen Jahren in dem Cabinette des groſſen Bergverſtändigen, des Herrn Geheimden Raths von Beuſt, in Eiſenach, eine Queckſilber-Stufe geſehen, worinnen auf die allerdeutlichſte Art und zu nicht geringen Antheilen laufendes Queckſilber, halbverhärtetes Queckſilber, das die Eindrücke des Nagels vom Finger noch annahm und in Silber verwandeltes Queckſilber zu ſehen war.

Alle dieſe Gründe und Uebereinſtimmungen ſind ſo deutlich und offenbahr, daß ſich wider die Richtigkeit dieſes Lehrgebäudes ſchwehrlich etwas einwenden läßt. Es wird aber dadurch die Erkenntniß des Mineral-Reiches auf einmahl ungleich beſſer aufgeklähret. Wir erhalten dadurch ein auf die Natur gegründetes Syſtem der Eintheilung der Mineralien in ihre Haupt-Klaſſen, Geſchlechter und Arten. Dieſe drey Haupt Flüßigkeiten der Natur ſtellen uns drey Haupt Klaſſen dar; und in eine jede Haupt Klaſſe gehören diejenigen Körper, ſo aus ihren Haupt Flüßigkeiten erzeuget ſind.

Zu denen aus dem Waſſer erzeugten und der Wirkung deſſelben unterworfenen Körpern, gehören die Erden, die Steine und die Salze, die wieder ſo viel Unterabtheilungen ausmachen. Die Minern des brennlichen Weſens, ſo wohl als das flüſſige brennliche Weſen, gehören als die zweyte Haupt Klaſſe unter den Bezirk des Oeles, und die Metalle und Halb Metalle machen die dritte von dem Queckſilber herrührenden Haupt-Klaſſe aus.

Eben ſo bekommen wir dadurch das deutlichſte Lehrgebäude von Erzeugung der Mineralien. Die Dämpfe des Oels und des Queckſilbers können ſich nicht allein unter einander ſelbſt vermiſchen, ſondern gleichwie Luft mit vielerley fremde Materien in ſich nehmen kann; ſo können ſich auch die zarteſten Theilchen der Salze und andern Materien mit den Dämpfen, oder der Luft, des Oels und des Queckſilbers vermiſchen. Dadurch entſtehen nicht nur an und vor ſich ſelbſt neue Erzeugungen; ſondern die Natur kann ſich auch derſelben als thätiger und wirkender Urſachen bedienen, die an ſich ſelbſt todte und ſich bloß leidend verhaltene Erde zu bearbeiten, zur Empfänglichkeit geſchickt zu machen, und daraus allerley mineraliſche Körper zu bilden und hervor zu bringen, als welches alles ich in denen folgenden Abhandlungen ausführlich erläutern und überzeugend erweiſen werde.

Der Nutzen dieſes Lehrgebäudes ſchränket ſich auch nicht allein auf das Mineral-Reich ein, er verbreitet ſich auch auf die zwey übrigen Reiche der Natur, und auf die ganze Natur-Kunde. Eine jede von dieſen drey Haupt-Flüßigkeiten giebt den beſondern Grund und die Urſache der Thätigkeit in einem Natur-Reiche ab. Das Waſſer iſt der Grund und die Quelle des Pflanzen-Reiches, das Oel des Thier-Reiches und das Queckſilber des Mineral-Reiches.

Unterdeſſen iſt kein Natur-Reich gänzlich von einander abgeſondert. Die Natur nimmt bey dem Pflanzen-Reiche das Oel, und bey dem Thier-Reiche das Waſſer mit zur Hülfe, eben ſo wie das Oel auch bey dem Mineral Reiche mit als eine Neben-Quelle angewendet wird. Auf der Oberfläche der Erden wirket ſie durch Waſſer und Fettigkeit und in ihrer unterirrdiſchen Werk-Statt wirket ſie durch Queckſilber und Oel.

Das Oel oder die Fettigkeit iſt gleichſam der Zuſammenhang oder das gemeinſchaftliche Band, wodurch ſie alle drey Natur-Reiche mit einander verbindet. Sie hat dannenhero auch die Fettigkeit geſchickt gemacht, daß ſie ihre Natur verändern, und aus einem Natur-Reiche in das andre übergehen kann. Die Salze, welche die Pflanzen aus der Erden an ſich saugen, und wodurch ſie den Trieb zu ihrer Thätigkeit bekommen, werden in den Pflanzen ſelbſt zur Fettigkeit, und durch die Fäulniß und das Verbrennen werden ſie wieder zu Salzen. Eben dieſe Beſchaffenheit hat es mit dem Thier-Reiche, und auf gleiche Art werde ich bey dem Mineral-Reiche zu ſeiner Zeit zeigen, daß das Oel zu ſauern Salzen und aus ſauern Salzen wieder Oel werden kann.

Die Natur befindet ſich alſo auch in ihrer allgemeinen Haushaltung in einem Kreis-Laufe. Waſſer, Oel und Queckſilber ſind die großen Quellen ihrer Thätigkeit, wodurch ſie die Materie, die Erde, die ſich beſtändig leidend verhält, in eine unermäßliche Menge von Formen und Körpern bildet, und wobey die drey thätigen und wirkenden Urſachen beſtändig aus einer Form in die andre übergehen. Es wird ſich dieſes alles zu ſeiner Zeit auf das deutlichſte zeigen laſſen.

Unterdeſſen werden vernünftige Leſer ſchon im voraus einſehen, was wir hier vor ein großes Syſtem gefunden haben, welches uns die Natur in einer ganz andern und viel deutlichern Geſtalt zeiget.

Nachdem wir nunmehr dieſes neue Lehrgebäude in der Kürze vorgeſtellet haben, als es ſich faſſen ließ, wenn wir unſern Leſern einen zureichenden Begriff davon machen wollen; ſo kommen wir nunmehr auf den Hauptſatz, den wir uns hier zu erweiſen vorgenommen haben, nämlich, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey. Man kann dieſen Satz nur in ſo fern vor eine neue Wahrheit halten, als ein wahrer und richtiger Satz wieder neu zu werden ſcheint, der eine lange Zeit hindurch von den Irrthümern verdränget und ganz in Vergeſſenheit begraben worden.

Ehe die Luft Pumpe erfunden ward, ſo war dieſer Satz eine allgemein angenommene und vor richtig erkannte Wahrheit, an welcher ſich niemand einfallen ließe zu zweifeln. Durch die Erfindung der Luft Pumpe entdeckte man ſo viel neue und verwundernswürdige Eigenſchaften an der Luft, daß man ſo fort den ganzen alten Plunder von Lehrſätzen, welche die vorhergehende Natur Kunde von der Luft behauptet hatte, wegwarf. Man konnte ſich nicht einbilden, daß die vorhergehenden Zeiten von der Luft etwas wahres gelehret hatten, da ihnen die vornehmſten Eigenſchaften derſelben unbekannt geweſen wären.

So iſt der menſchliche Verſtand allemal beſchaffen geweſen, und ſo wird er zu allen Zeiten bleiben. Er hänget allzuſehr von unſern Neigungen ab, und dieſe werden durch nichts ſo ſehr als durch die Neuigkeit gerühret. Wir finden dieſes in der Kindheit und in dem Alter der nämlichen Menſchen. Wenn das Kind ſein altes Spielzeug wegwirft, ſo bald es eine neue Puppe erhält: ſo verfährt der Mann und der Gelehrte mit ſeinen Meinungen und Lehrſätzen nicht anders; und eben alſo ergieng es, als die neuen Entdeckungen von der Eigenſchaft der Luft gemacht wurden.

In der Freude über dieſe neuen Erfindungen hielt man alte Lehrſätze von der Luft verächtlich; man vergaß zu unterſuchen, ob noch etwas Gutes und Schätzbares daran wäre, und ob dieſe neuen Eigenſchaften der Luft mit den alten erkannten Wahrheiten beſtehen könnten. Man würde bey einer kleinen Unterſuchung dieſes nicht allein gefunden, ſondern die neuen und verwundernswürdigen Eigenſchaften der Luft würde man ſchon in ihrem Grunde und Quelle, nämlich in dem Waſſer ſelbſt, wahrgenommen haben.

Unterdeſſen hat man ſich zeither ſo wenig einfallen laſſen, dieſe Unterſuchung anzuſtellen, daß alle neue Naturkündiger dieſe alte Wahrheit ganz in der Vergeſſenheit begraben, und die Luft als ein beſondres und von dem Waſſer ganz unterſchiedenes Weſen angeſehen haben. Wenn ja einige neuere Naturkündiger dieſer alten Wahrheit erwähnen; ſo geſchieht es unter der Vorſtellung eines lächerlichen Irrthums der Alten; eine Sache, die uns immer die kühnen Entſcheidungen der neuern Weltweiſen ſehr behutſam machen muß; denn ich glaube, daß ſchwehrlich eine Sache ſo vollkommene und überzeugende Beweiſe vor ſich hat, als der Satz, daß die Luft aus dem

Waſſer erzeuget werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey. Ich weiß unter den Neuern niemand, der die Wahrheit dieſes Satzes eingeſehen hätte, als den vortrefflichen Herrn Geheimden Rath Eller, welcher denſelben in den Schriften der Königlich-Preußiſchen Academie der Wiſſenſchaften ausdrücklich behauptet; und in der That wird ſo leicht keine Wahrheit ſeyn, welche der Einſicht dieſes wahrhaftig großen Gelehrten entwiſchen könnte.

Die Beweiſe, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, ſind ſo überhäuft vorhanden, daß ich faſt in einer Verlegenheit bin, welche ich zuerſt zu ordnen habe. Einige darunter ſind ſo handgreiflich, daß ich befürchten muß, man möchte alle andre Beweiſe vor überflüßig halten, ſo bald ich einen ſolchen Beweiß zuerſt ausführe. Unterdeſſen will ich es doch wagen, mit einem ſolchen handgreiflichen Beweiſe den Anfang zu machen.

Niemand kann ſo handgreiflich von der Wahrheit dieſes Satzes überzeuget werden, als diejenigen, ſo in der Chymie arbeiten. Bey tauſenderley Arbeiten, wo man Materien, die wäſſerichte Feuchtigkeiten in ſich haben, digeriret und reverberiret oder verdünſtet; ſo darf man nur ein Gefäß mit einer engen Oeffnung haben, um wahrzunehmen, daß, ſo lange dergleichen Arbeit dauert und die Materien noch einige Feuchtigkeit haben, beſtändig eine ſtarke Luft heraus geht, welche man ſehr merklich an der Hand fühlet.

Ich will ein näheres Beyſpiel davon geben. Alle Salze, auch diejenigen, die dem äuſſerlichen Anſehen nach nicht feuchte ſcheinen, haben eine anſehnliche Quantität

Waſſer bey ſich. Dieſes Waſſer beträgt in verſchiednen Salzen 4 bis 6 und mehr Unzen auf das Pfund Salz. Das Waſſer iſt ein wirklicher Beſtand- oder Grundtheil eines cryſtalliſirten Salzes. Die meiſten chymiſchen Arbeiten erfordern, daß dieſes Waſſer vorher ausgetrieben wird. Man bediene ſich dazu eines Kolbens mit einer ſehr engen Oeffnung, und ſetze den Kolben mit dem Salze in eine Sand Kapelle: ſo wird beſtändig eine ſtarke Luft zu der Oeffnung des Kolbens heraus gehen, welche ſo lange fortgeht, als noch die geringſte Feuchtigkeit in dem Salze iſt, und welches bey einem Pfund Salze und gelinden Feuer öfters 2 bis 3 Stunden dauret.

Man kann nicht ſagen, daß dieſe Luft vorher in dem Salze geweſen iſt, und durch die Wärme ausgetrieben wird. Diejenige Luft, die man als ein von der Feuchtigkeit abgeſondertes Weſen betrachtet, würde durch die Hitze längſtens in einer Viertel Stunde vollkommen herausgejaget werden. Folglich kann die über 2 Stunden lang herausgehende Luft nichts anders als Waſſer ſeyn, welche von der Wärme in ſeinen kleinſten Theilen in Bewegung geſetzet und mithin in Luft verwandelt wird. Damit man aber davon handgreiflich überführet werde; ſo befeſtige man, wenn die Luft am ſtärkſten aus dem Kolben herausgehet, einen Helm mit einer Vorlage an denſelben; ſo wird man bald ſehen, daß eben dieſe herausgehende Luft in der Vorlage in Tropfen und in ein wirkliches Waſſer zuſammen geht.

Ein andrer Beweiß, der noch ſinnlicher iſt, beſtehet in der Aeolipila, oder der Wind Kugel, deren ſich die Chymiſten zuweilen ſtatt eines Blaſebalges bedienen, um bey hren Arbeiten das Feuer anzumachen. Dieſes iſt eine ohle kupferne Kugel, die mit einer oben engen Röhre ver- hen iſt, die man in die Forme des Ofens, oder in ein azu vorhandenes Loch richten kann. Dieſe Kugel wird uf zwey Drittheile mit Waſſer erfüllet und auf glüende ohlen geleget. So bald das Waſſer in der Kugel ko- het; ſo wird aus der Röhre beſtändig ein Wind heraus- gehen, der ſtark genug iſt, das Feuer in einem chymiſchen Ofen faſt auf eben den Grad zu vermehren, als ſonſt ein doppelter Blaſebalg zu thun pfleget. Dieſer Wind gehet ſo lange aus der Kugel heraus, als ein Tropfen Waſſer in derſelben befindlich iſt, dergeſtalt, daß endlich alles darinnen befindliche Waſſer unter der Geſtalt eines Windes heraus dringt, den man im Ofen eben ſo deutlich höret, als der Wind eines Blaſebalges in die Sinne fällt.

Daß aber ein ſolcher aus dem Waſſer durch die Kunſt gemachter Wind eine groſſe Gewalt habe, ſolches ſehen wir aus den Feuer-Maſchinen, die von den Engländern erfunden ſind, und welche mit einigen Verbeſſerungen in denen Ungariſchen und andern Berg-Werken angewendet werden; um die Waſſer aus denen tiefſten Gruben zu heben, wo faſt alle andre Maſchinen nicht zureichen wollen. Dieſer Beweiß, daß das Waſſer zu Luft und Wind wird, ſo bald ſeine kleinſten Theilchen von dem Feuer in Bewegung geſetzet und von der Maſſe des Waſſers ausgeſtoßen werden, iſt ſo offenbahr, daß ſich darwider mit Grunde gar nichts einwenden läßt.

Die Alten haben ſchon die Wind- oder Dampf-Kugel als einen der ſtärkſten Beweiſe angeſehen, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde. Allein, ſo ſtark auch dieſer Beweiß in der That iſt; ſo haben doch die Neuern, da ſie einmal alle Lehrſätze der Alten von der Luft verworfen hatten, dieſen Beweiß mit ganz andern Augen angeſehen und die Stärke darinnen nicht zu finden geglaubet, welche die Alten darinnen wahrnahmen. Es iſt nöthig, daß wir anführen, was die Neuern an dieſem Beweiſe auszuſetzen haben. Wir können ſolches nicht beſſer als mit den Worten des berühmten Herren Prof. Krügers (*) bewerkſtelligen, der hiervon folgendergeſtalt ſchreibet:

„Die Alten haben dieſes eingeſehen, wenn ſie den
„Urſprung aller Winde von den Dünſten herleiten und be-
„haupten wolten, daß ſich das Waſſer in Luft verwandelte.
„Sie ſuchten dieſes vornehmlich durch die Dampf-Kugel
„zu erweiſen, welches eine kupferne Kugel iſt, an welcher
„ſich eine Röhre befindet, die forne eine enge Oeffnung hat.
„Wenn man eine ſolche Dampf-Kugel zum Theil mit
„Waſſer erfüllet, und auf glüende Kohlen legt; ſo bewe-
„gen ſich die Dünſte ganz ungeſtüm zu derjenigen Oeff-
„nung der Röhre heraus, und verurſachen einen Wind,
„welcher nahe an der Oeffnung der Röhre waren, weiter
„davon aber kalt iſt. Daß nun dieſer Wind nicht des-
„wegen entſtehe, weil das Waſſer in Luft verwandelt
„werde, kann man zeigen, wenn man den Dampf mit ei-
„nem Glaſe auffängt. Denn wenn der Dampf auf die
„Weiſe wieder geſammlet wird; ſo fließt er in Tropfen
„zuſammen, und man ſieht alsdenn, daß er nichts an-
„ders als Waſſer geweſen iſt. Was iſt es aber auch
„nöthig, eine ſolche Verwandelung des Waſſers in Luft
„zu behaupten, da man in der durch die aufſteigenden
„Dünſte

---

*) Naturlehre 1ſter Theil, §. 516.

„Dünſte und Hitze vermehrten Elaſticität der Luft eine
„viel natürlichere Urſache des Windes, welcher aus der
„Dampf-Kugel herausfährt, antrifft. Denn es iſt un-
„glaublich, was die erhitzten wäſſerichten Dünſte vor eine
„Gewalt haben. Muſchenbroeck hat gefunden, daß ſie
„zehenmal gröſſer, als die Kraft des Schieß-Pulvers ſey;
„und ich habe an die Dampf-Kugel einen Flinten-Lauf
„mit einem Hahne machen laſſen. Wenn man nun eine
„Kugel hineinladet und den Hahn eröffnet; ſo wird die
„Kugel von den Dünſten mit einer ſolchen Gewalt fort-
„getrieben, als wenn ſie aus einer Flinte geſchoſſen wor-
„den wäre.„

Da der Herr Prof. Krüger einer der beſcheidenſten und Wahrheit liebendeſten Gelehrten iſt, der nicht deshalb auf einer Meinung beharret, bloß weil er ſie einmal behauptet hat; ſo bin ich verſichert, daß ihm dieſer Beweiß der Alten nicht mehr ſo ſchwach vorkommen wird, wenn er meine Abhandlung geleſen hat; und es kann ihm dieſes Urtheil von dem Beweiſe der Alten in Anſehung der Dampf-Kugel um ſo weniger verdacht werden, da er die allgemeine Meinung der Naturforſcher vor ſich gehabt hat. Ich erwähle ihn nur, als einen der gründlichſten Naturforſcher unſrer Zeiten, um zu zeigen, daß dasjenige, was man wider dieſen Beweiß der Alten vorbringt, denſelben keinesweges entkräften kann.

Ich muß dannenhero ſagen, daß der Einwurf, man könne den herausgehenden Dampf, oder vielmehr Wind, wieder in Tropfen ſammlen, dem Beweiſe gar nicht entgegen-ſteht. Dieſes beweiſet, daß der herausgehende Wind Waſſer geweſen iſt, und wieder zu Waſſer werden kann: und dieſes iſt nicht allein die Meinung der Alten, ſondern auch meinem jetzigen Lehrgebäude vollkommen gemäß. Er beweiſet aber nicht, daß dasjenige, was aus der Dampf-Kugel herausgehet, nicht würklich Luft und Wind ſeyn ſolte, und daß dieſer Wind nicht aus dem Waſſer entſtehet. Wenn man dieſes beweiſen wolte: ſo müßte man zeigen, daß der herausgehende Wind nicht die Eigenſchaften der Luft und des Windes hätte; und dieſer Beweiß wird gewiß niemals geleiſtet werden können.

Die natürlichere Urſache des herausgehenden Windes, welche der Herr Prof. Krüger angeben will, nämlich, daß die aufſteigenden Dünſte und Hitze die Elaſticität der Luft vermehrten, reicht hierinnen keinesweges zu. Die in dem Waſſer, nach dem zeither angenommenen Syſtem, befindliche Luft, muß durch die Hitze gar bald ausgetrieben werden. Dieſes iſt ein Satz, den mir der Herr Prof. Krüger und alle Naturforſcher willig zugeben werden, weil ſie ſonſt tauſend Erfahrungen widerſprechen müßten, daß die Hitze die Luft ſo wohl aus dem Waſſer, als aus allen andern Dingen gar bald austreibt. Allein die Dampf-Kugel bläſet nicht etwan nur im Anfange Wind von ſich, ſondern der Wind gehet ſo lange, als ein Tropfen Waſſer darinnen befindlich iſt, nur mit dem Unterſchiede, daß natürlicher Weiſe der Wind ſchwächer wird, wenn das Waſſer in der Dampf-Kugel wenig wird. Was aber der Herr Profeſſor von der groſſen Gewalt der erhitzten wäſſerichten Dünſte beybringet, beſtärket eben meinen Satz. Es beweiſet die groſe ausdehnende Kraft dieſer Dünſte, welches die weſentlichſte Eigenſchaft der Luft iſt.

Eben dieſe Eigenſchaft beweiſet, daß der aus der Dampf-Kugel herausgehende Wind, eine wahre Luft ſey. Die Luft wird, vermöge ihrer ausdehnenden Kraft, zu Winde: man muß demnach ſchließen, daß die ſolchergeſtalt aus dem Waſſer erzeugte Luft, die als ein ſtarker Wind erſcheinet, eine wahre Luft ſey; und dieſe ausdehnende Kraft einer ſolchen aus Waſſer erzeugten Luft, läßt ſich durch viele Verſuche erweiſen. Wenn die vorhin gemeldete Feuer-Maſchine zu ſpielen aufhören ſoll, ſo muß man die dahin gehende Röhre verſchließen, und dannenhero die aus der Waſſer-Kugel herausgehenden andern Röhre eröffnen, die bloß zu dem Ende vorhanden iſt, weil ſonſt die durch das Kochen des Waſſers beſtändig entſtehende Luft, die Kugel entzwey ſprengen würde, ohngeachtet ſie von ſtarkem Kupfer-Blech gemacht iſt.

Dieſen Verſuch kann man gar bald im Kleinen nachmachen. Man nehme eine gläſerne kleine Kugel, die eine lange Röhre hat, und reinige ſie durch die Hitze von aller Luft. Man thue alsdenn einige Tropfen ſiedend Waſſer hinein, das lange gekocht hat, und worinnen folglich keine Luft mehr vorhanden ſeyn kann. Man ſchmelze alsdenn dieſe Röhre auf das eilfertigſte zu. Wenn man nur etliche Tropfen Waſſer hinein thut; ſo wird man ſchon während dem Zuſchmelzen wahrnehmen, daß ſich dieſes Waſſer durch die Hitze der Kugel in Luft und Dunſte verwandelt. Wenn man dieſe Kugel auf gluende Kohlen leget; ſo wird ſie nach einigen Minuten mit großem Krachen zerſpringen.

Ich habe nicht allein dieſen Verſuch öfters ſelbſt gemacht; ſondern er iſt auch von der Akademie zu Paris (*) nicht allein mit Waſſer, ſondern auch mit vielen andern flieſſenden Dingen zu wiederholten malen angeſtellet worden; und hat man allemal eine Flüßigkeit in zweyerley Kugeln gethan, davon die eine vorher von der Luft gereiniget worden, die andre aber nicht. Diejenigen Kugeln ſind faſt allemal am erſten geſprungen, die man von der Luft gereiniget hat. Ob man zwar bey der Pariſchen Akademie aus dieſen Verſuchen nicht diejenigen Schlüſſe gezogen hat, die natürlicher Weiſe daraus folgen: ſo ſiehet man doch leicht, daß ſich das in die luftleere Kugel gethane Waſſer durch die Wärme in Luft verwandelt hat, daß dieſe ſolchergeſtalt erzeugte Luft eine ausdehnende Kraft gehabt und die gläſerne Kugel zerſprenget hat.

Man kann hier nicht einwenden, daß die aus dem Waſſer erzeugten Dünſte die Kugel zerſprenget haben. Man muß erwägen, daß, da die Kugel vorher von der Luft befreyet war; ſo würden dieſe Dünſte ohne Luft geweſen ſeyn, die dennoch eine ausdehnende Kraft hatten: das heißt mit andern Worten eingeſtanden, daß ſie ſelbſt Luft waren.

Wenn die Naturforſcher die alte Wahrheit, daß das Waſſer die Luft erzeuge, vielleicht nicht allzu verächtlich gehalten hätten; ſo hätten ſie bey vielen Verſuchen längſt davon überzeuget werden müſſen. Wir finden in den Schriften der Naturforſcher, daß in den Verſuchen, die ſie zu andern Endzwecken angeſtellet haben, ſich be[illegible] neue Luft aus dem Waſſer erzeuget hat. Sie haben ſich über dergleichen Erſcheinungen verwundert, und die Urſache davon nicht einſehen können, weil ſie in der feſten Vorausſetzung waren, daß die Luft ein beſonderes, und von dem Waſſer ganz verſchiedenes Weſen ſey. Solten wir nicht einmal vernünftig zu zweifeln lernen. Mit ein klein wenig Zweifel über die Richtigkeit ihrer Vorausſetzung würden viele Naturforſcher längſt eingeſehen haben, daß die Luft aus dem Waſſer erzeugt werde.

---

*) Von Steinwehr phyſiſche Abhandlungen [illegible] zu Paris, 3ter Theil, S. 64.

Herr Homberg (*) hat in der Abſicht, die ausdehnende Kraft der Luft im leeren Raume zu unterſuchen, ein beſondres von ihm beſchriebenes Gefäß mit Waſſer erfüllet, und die Luft durch ſorgfältiges oft wiederholtes Herauspumpen herausgezogen. Dem ohngeachtet erzeugte ſich bey einem jeden Schütteln des Gefäßes ein ſtarker weißer Schaum, und ſtets neue Luft, die ſodann abermals herausgepumpet wurde. Als er glaubte, daß nun unmöglich die geringſte Luft mehr darinnen ſeyn könnte; ſo ließ er das Gefäß zwey Jahr ſtehen. Es zeigte ſich dennoch beſtändig eine kleine Blaſe in der an das Gefäß angebrachten obern Röhre: und ſo oft die Blaſe herausgetrieben wurde; ſo zeigte ſich wieder eine andre. Das Waſſer erzeugte alſo ohngeachtet ſeiner Ruhe beſtändig etwas Luft. Es führet zwar Herr Homberg an, daß ſich endlich nach dem Schütteln kein beträchtlicher Antheil von Luft ferner merken laſſen. Allein, wenn er nur das Waſſer warm gemacht hätte, ſo würde, wie in dem folgenden Verſuche zu erſehen iſt, die Erzeugung der Luft beſtändig fortgedauret haben.

---

*) Von Steinwehr phyſiſche Abhandlungen der Academie zu Paris, 1ſter Theil, S. 114-116.

Herr Petit hat nämlich bey eben dieſer Akademie Verſuche gemacht, wodurch das Waſſer, nachdem es nach jedesmaligen Herauspumpen immer heißer gemacht werden, faſt gänzlich in Luft verwandelt wurde; und es iſt kein Zweifel, daß nicht alles Waſſer zu Luft geworden wäre, wenn er den Verſuch fortgeſetzet hatte. Dieſer Verſuch iſt ſo merkwürdig, daß wir den wichtigſten Theil davon mit ſeinen eignen Worten vortragen müſſen. Nachdem er erzählet hat, was in dem Waſſer vorgehet, wenn man aus demſelben die Luft auspumpet, wenn man ferner eben dieſes Waſſer warm macht, und alsdenn das Auspumpen wiederholet; ſo fähret er hernach folgender Geſtalt fort (*).

„Nachdem nun eine ſo große Menge Luft herausgegangen; ſolte man glauben, ſie wäre nun alle weg. Es würde auch ſeyn, wenn alle im Waſſer vorhandene Luft-Theilchen von einer Größe wären, und wenn die Waſſer und Luft Theilchen nicht an einander hiengen. Wenn man aber dieſes Waſſer ſo fort wieder heiß machet und unter die Pumpe bringt; ſo geht, wenn es nun heißer geworden, als es zuvor geweſen, eben ſo viele Luft, als damals, davon. Wenn es aber nur ſo heiß wird, als das erſtemal; ſo wird man wenig oder gar keine Luft herausbringen, und das Waſſer nur in Wallen gerathen, wenn die Luft aus dem Recipienten faſt ganz heraus iſt. Da hingegen das erſtemal, da man das Waſſer heiß gemacht, es bey dem dritten, ja zuweilen bey dem zweyten Pumpen-Zuge in Prudeln gerathen, nachdem in dem Recipienten viele Luft und der Durchmeſſer der Pumpe beſchaffen iſt. Eben ſo muß das Waſſer

---

*) Phyſ. Abhandl. 9ter Theil, S. 22.

„zum drittenmale auch beſſer, als zum zweyten ſeyn. „Und doch höret es nach [illegible] nicht auf zu [illegible], „ob es gleich noch ſo lange iſt, als da man es das erſte „mal darunter brachte. Sollte es noch öfter dazu kom„men; ſo müſſ es immer beſſer ſeyn.„

„Man wird vielleicht ſagen, man dürfe es ja nur „ohne ſo viel Mühe auf einmal ſo heiß machen, daß die „Luft, die man hinaus treiben will, fortgehe. Es läſſt „ſich aber nicht thun. Denn man mag ſich alsdenn bey „dem Pumpen in Acht nehmen, wie man will; ſo wird „das Wallen und das Prudeln ſo groß werden, daß das „Waſſer über das Gefäß hinaus ſteigt. Manchmal „geht auf einmal mehr als drey Viertel davon verlohren; „und es bleibt nicht genug zu neuen Verſuchen übrig, ſon„derlich wenn das Gefäß mit dem Waſſer enge iſt. Ich „habe immer ſo weite und hohe Gefäße dazu genommen, „als es mein großer Recipient verſtattet. Ich thue „nur die Hälfte oder Drittheil ſo viel hinein, als es faſ„ſen kann: und bey aller meiner Behutſamkeit verlieh„ret ſich das Waſſer doch nach und nach. Der größte „Theil geht durch Ausdünſtungen fort; und man bringt „immer Luft heraus, ſo lange noch Waſſer da iſt, das man „heiß machen kann.„

Dieſer Verſuch erweiſet wohl ungemein deutlich, daß das Waſſer durch die Wärme in Luft verwandelt wird. Der Herr Petit martert ſich ſehr, die Urſachen derer in dieſem Verſuche vorkommenden Erſcheinungen in der verſchiedenen Größe der Luft Theilchen und in der Anhänglichkeit der Luft und Waſſer Theilchen an einander zu finden. Er ſieht alles, was zu dieſer von ihm ausfindig gemachten Erfahrung etwas beytragen kann.

Nun

Nur das ſieht er nicht, was ſo deutlich daraus hervorleuchtet, nämlich, daß die Luft aus dem Waſſer entſtehet. So ſtark iſt die Macht der Vorurtheile. Herr Petit ließ ſich gar nicht einfallen, einen Augenblick daran zu denken, ob etwan die ſo ſehr verworfne Meinung der Alten wahr ſeyn könnte.

Ich will mich nicht aufhalten, die Erklährungen des Herrn Petit zu widerlegen. Dieſe Erklährungen, die ihm ſo viel Mühe machen, und die doch niemals recht paſſen wollen, widerlegen ſich von ſich ſelbſt, ſo bald man die Wahrheit einſiehet, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, und daß beyde ganz einerley Weſen ſind. Die Luft-Theilchen ſind die Grund-Theilchen des Waſſers. Man würde nur durch eine verwegne Muthmaſſung ihre Figur beſtimmen; und es würde zu ihrer beſſern Kenntniß ſehr wenig beytragen, wenn man annähme, daß ſie rund wären.

So viel ſehen wir aus der Erfahrung, daß ſie eine beſtändige Bemühung haben, ſich auszudehnen. Dieſe ausdehnende Kraft zeigen ſie ſo wohl wenn ſie Luft, als wenn ſie Waſſer ſind. Das Waſſer breitet ſich allenthalben aus, wo kein Widerſtand vorhanden iſt, der gröſſer iſt als ſeine ausdehnende Kraft; und es dringt allemal dahin, wo es den wenigſten Widerſtand findet. Dieſes beweiſet nicht allein der Lauf der Flüſſe, ſondern auch das Steigen und Heben des Waſſers in den Spring-Brunnen und Maſchinen. Wenn dieſe kleinſten Theilchen der Luft und des Waſſers durch den Widerſtand gehoben ſind, und ſie ſich ausbreiten können; ſo ſteigen ſie zuerſt in gröbern Theilen auf, die wir Dünſte nennen, die ſich ferner in ihre kleinſten Theilchen zertheilen; und ſie ſind alsdenn Luft.

Die Bemühung dieſer kleinſten Theilchen ſich auszudehnen, gehet ohne Ende fort; weil die allerdünnſte Luft noch immer Luft iſt, und allen leeren Raum erfüllet. Eine jede Bewegung, die in dem Waſſer und in der Luft nahe an der Oberfläche des Waſſers vorgehet, hebt in gewiſſen Betracht den Widerſtand, und verſchaffet den zarteſten Theilchen Raum, ſich auszubreiten. Daher dünſtet ein jedes Waſſer aus, das iſt, es reiſſen ſich beſtändig zarte Theilchen davon loß, die erſt in Dünſte aufſteigen und ſich ferner in Luft zertheilen; weil bald das Waſſer, bald die Luft über dem Waſſer in unaufhörlicher Bewegung iſt.*

Allein, man ſetze das Waſſer aus dieſen Umſtänden. Man mache, daß das Waſſer ruhig iſt, und die äuſſere Bewegung der Luft davon abgehalten wird; ſo wird man nicht die mindeſte Ausdünſtung wahrnehmen. Ein Glas, das halb mit Waſſer erfüllet, und vor dem Eindringen der Luft wohl verwahret iſt, das in Ruhe und weder in groſſer Kälte, noch in groſſer Wärme ſtehet, wird nicht die geringſte Erſcheinung von einer Ausdünſtung, weder an den Seiten, noch an der Oeffnung des Glaſes zeigen, weil nämlich der Widerſtand von allen Seiten vorhanden iſt, und die ausdehnende Kraft der Waſſer Theilchen verhindert. Es ſind gleich anfangs ſo viel Waſſer-Theilchen in die leere Hälfte des Glaſes aufgeſtiegen, als darinnen aufgenommen werden konnten, bis die Luft allenthalben dergeſtalt verdicket wurde, daß ſie an allen Orten gleich ſtark auf das Waſſer druckte. Dieſer gleiche

Druck, der Widerſtand von allen Seiten, und der Mangel der Bewegung verhindern, daß das geringſte Waſſer-Theilchen ſich davon losreißen kann.

Allein, man ſetze dieſes Glas in die Wärme, ſo fort wird man oben und an den Seiten deſſelben die deutlichſten Erſcheinungen von der Ausdrückung wahrnehmen, weil nämlich die durch die Wärme in dem Waſſer verurſachte Bewegung größer iſt als der Druck, der in der obern Hälfte des Glaſes ſtehenden Luft, und folglich denen kleinſten Theilchen des Waſſers Raum verſchaffet wird, ihrer beſtändigen Bemühung, ſich auszubreiten, eine Genüge zu leiſten, und ſich davon los zu reißen.

Es hält ſchwehr die Urſachen zu erklähren, durch welche das Feuer und die Wärme alle Körper durchdringen, und die kleinſten Theilchen der Materie in eine ſo heftige Bewegung ſetzen. Ich habe auch hiervon ein neues Lehrgebäude ausfindig gemacht, wodurch dieſe Wirkungen ſehr begreiflich werden. Da ich hier davon nicht handeln kann, ohne ſehr weitläuftig zu ſeyn; ſo müſſen wir hier dasjenige annehmen, was wir aus der Erfahrung wiſſen, daß nämlich das Feuer die gröſte innere Bewegung in dem Waſſer verurſachen kann, die bey dem höchſten Grad des Kochens ſo ſtark iſt, daß das Waſſer hoch in die Höhe ſprudelt und über die Gefäße ſteigt.

Dieſe Erſcheinung iſt ſo wohl der Bewegung des Feuers, als der ausdehnenden Kraft des Waſſers zuzuſchreiben. Durch die Bewegung entſtehen leere Räume, wohin ſich die nächſten Waſſer-Theilchen ausdehnen; und wodurch folglich alle andre Waſſer-Theilchen ſich gleichfals ausdehnen, weil der Widerſtand nach dem Orte zu wo die Bewegung vorgehet, allemal ſchwächer iſt. Dieſe Bewegung iſt ſtärker als der Druck der äuſern Luft auf das Waſſer, und daher reiſſen ſich von heiſſen Waſſer ungleich mehr Theilchen loß, als von kalten. Unterdeſſen iſt doch der Druck der äuſern Luft allemal eine Gegenwirkung; und das Aufſteigen der Waſſer-Theilchen und das Aufwallen des Waſſers ſelbſt muß natürlicher Weiſe viel ſtärker ſeyn, wenn dieſe Gegenwirkung weggenommen iſt.

Nach dieſen Grundſätzen iſt das Aufwallen und Ueberlauffen des heiſſen Waſſers unter der Luft-Pumpe in dem Verſuche des Herrn Pein leicht zu erklähren. Es wirken hier drey Urſachen zuſammen, die Bewegung des Waſſers durch die Wärme, der weggenommene Druck der Luft auf die Ober-Fläche des Waſſers, und das Anziehen oder das Saugen der Luft-Pumpe; und eben dieſen Urſachen iſt es auch beyzumeſſen, warum ſich bey einem gröſſern Grade der Hitze des Waſſers allemal mehr Luft erzeuget; da hingegen dieſe Erſcheinungen, nach den Grundſätzen des Herrn Pein, von der Anhänglichkeit der Luft und Waſſertheilchen an einander, und von der durch das Feuer eingeführten ätheriſchen Materie, wenig erklähret und begreiflich gemacht werden können.

Die Wärme erzeuget jedoch nicht allein die Luft aus dem Waſſer. Man ſiehet nach den vorigen Grundſätzen gar leicht ein, daß eine jede Bewegung verurſachen muß, daß ſich Theilchen von dem Waſſer losreiſſen, und in Dünſte und Luft aufſteigen. Folglich muß auch der Froſt, der in dem Waſſer eine Bewegung verurſachet, zu Veränderung des Waſſers in Luft viel beytragen.

Die Erfahrung hat uns dieſes genugſam beſtärket. Viele Naturforſcher haben bemerket, daß das Waſſer bey dem Gefrieren nicht nur viel ſtärker ausdünſtet, ſondern daß auch das Eis vielmehr von ſeinem Gewichte verliehret, als ſonſt das Waſſer ordentlich ausdünſtet. Inſonderheit aber hat ſich bey einem von dem berühmten Homberg bey der Akademie zu Paris (*) gemachten Verſuche gezeiget, daß durch das Gefrieren in einem, von aller Luft auf das ſorgfältigſte gereinigten, Waſſer wieder neue Luft erzeuget wird.

Herr Homberg ſtellte dieſen Verſuch an, um zu erfahren, ob ein von aller Luft befreytes Waſſer durch das Gefrieren einen größern Raum einnehme. Er zog aus dem Waſſer, in einem beſonders hierzu verfertigten Gefäße, durch oft wiederholtes Pumpen, alle Luft heraus, ſo oft ſich ein ganzes Jahr über wieder Luft darinnen zeigte, und nach zweyen Jahren, da nichts merkliches von Luft darinnen zu ſpühren war, ſetzte er dieſes Waſſer dem Froſte aus. Als das Eis wieder aufthauete; ſo ſtiegen eine Menge Luft Blaſen aus dem Waſſer.

Herr Homberg meinet zwar, daß es nur ſo geſchienen hätte, als käme die Luft aus dem Waſſer, da ſie vielmehr durch einen in dem Kütte befindlichen Riß hineingedrungen ſey. Allein, zu geſchweigen, daß dieſer Irrthum der Augen nach der Beſchaffenheit des Gefäßes nicht wohl ſtatt finden könnte: ſo würde die äußere Luft nicht in dem Waſſer eingedrungen ſeyn, wenn auch wirklich ein genugſam großer Riß in dem Kitte geweſen wäre. Wir werden

---

*) von Steinwehr phyſiſche Abhandlungen, 1ſter Theil, S 106. u. f.

den unten einen Verſuch anführen, wo man in ein Waſſer, aus welchem vorher die Luft ausgepumpet iſt, mit Fleiß wieder neue Luft eintringen laſſen will, und dennoch erfolgt bey offenem Gefäße nichts weniger als das Eintringen der Luft in das Waſſer.

Wenn man auch auf die zeitherigen Lehrſätze von der Luft nur einige Aufmerkſamkeit richtet; ſo ſieht man leicht, daß dieſelben gar übel zuſammen hangen, und mit der Erfahrung ſchlecht übereinſtimmen. Wäre es gegründet, daß die Luft ein beſonderes und von dem Waſſer ganz verſchiedenes Weſen ſey; ſo könnte man das Aufſteigen der Dünſte auf keine andre Art erklähren, als durch Mit-Wirkung der Luft.

In der That hat man auch zeither angenommen, daß die Dünſte kleine mit Luft erfüllte Waſſer-Bläschen ſind, die leichter ſind als die Luft, und die mithin ſo lange in der untern gröbern Luft in die Höhe ſteigen, bis ſie in eine Gegend kommen, wo die Luft mit ihnen einerley Art der Schwehre hat. Ohngeachtet nun andre hierwider viele gegründete Schwierigkeiten gemacht und gezeiget haben, daß es unmöglich ſey, daß die Dünſte leichter ſeyn können als die Luft, weil das Waſſer 800mal ſchwehrer iſt, als die Luft: ſo haben doch auch dieſe gegenſeitigen Naturforſcher das Aufſteigen der Dünſte auf keine andre Art erklähren können, als durch Mit-Wirkung der Luft.

Der gelehrte Herr Profeſſor Krüger (*), welcher die vorhingedachten Schwierigkeiten eingeſtehet, meinet, daß die Dünſte vermittelſt der Bewegung der Luft aufſteigen,

ſo

---

*) Naturlehre 2ſter Theil § 368 S. 482.

ſo wie der Sand in einem Glaſe mit Waſſer gerade aufſteigt, obgleich das Waſſer nur umgerühret wird, und alſo eine ganz andre Richtung der Bewegung hat.

Wenn es hier der Ort wäre dergleichen Meinungen zu unterſuchen; ſo könnte man ſagen, daß der Sand in dem Glaſe nur deshalb gerade aufſteigt, weil das Waſſer in dem Glaſe eingeſchloſſen iſt, und die Seiten des Glaſes verhintern, daß der Sand nicht der Richtung, der Bewegung folgen kann, ſondern gerade aufſteigen muß; indem ſich daſelbſt ihm keine Hinterniß entgegenſetzet, nachdem er einmal durch einen ſtarken Stoß in Bewegung gebracht iſt. Dahingegen iſt es gewiß, daß ſich die Luft in einer ganz andern Beſchaffenheit befindet und die Bewegung derſelben eher verurſachen würde, daß die Dünſte auf der Ober-Fläche der Erden fortgetrieben würden, nicht aber, daß ſie aufſteigen könnten.

Ich erinnere dieſes hier nur beyläufig. Ich habe hier eigentlich weiter nichts zu ſagen, als daß man zeither das Aufſteigen der Dünſte auf keine andre Art hat erklähren können, als durch die Mit-Wirkung der Luft.

Hieraus muß nun unumgänglich folgen, daß die Dünſte im luftleeren Raume nicht aufſteigen können. Dieſe Folge iſt auch allen Naturforſchern ſo nothwendig in die Augen gefallen, daß man es als einen unſtreitigen Satz anſah, ehe man noch einmal die Verſuche gemacht hatte. Allein, zum Unglück haben die Verſuche mit einem Satze, der ſo unſtreitig aus denen zeitherigen Lehr-Sätzen folgte, keinesweges übereingeſtimmet. Alle gelehrte Geſellſchaften und einzelne Naturforſcher, welche dieſe Verſuche gemacht haben, ſind überzeuget worden, daß das Waſſer im luftleeren Raume allerdings ausdünſtet, und die Dünſte davon ſehr gut aufſteigen.

Da Herr Prof. Krüger in ſeiner Natur Lehre den Satz, daß die Dünſte im luftleeren Raume nicht aufſteigen, welches er aber in der neueſten Auflage abgeändert hat, von neuen behauptet hatte; ſo ſtellete der berühmte Kraft dieſe Verſuche noch einmal mit aller Vorſicht an. Allein, der Erfolg zeigte nur allzudeutlich, daß das Waſſer im luftleeren Raume eben ſo ſtark ausdünſtet, als in der Luft. Ja die Verſuche haben ſo gar gelehret, daß inſonderheit warmes Waſſer im luftleeren Raume viel ſtärker ausdünſtet, als in der freyen Luft.

Herr Homberg (*) hat eben dieſes an einer mit Waſſer ſtark befeuchteten Erde bemerket, die er unter den Recipienten an die Sonne geſetzet hat. Eine eben ſo ſtark befeuchtete Erde in einem gleichen Gefäße unter einer ähnlichen Glocke, die neben dem Recipienten gleichfals in der Sonne ſtand, hatte bey weiten nicht ſo ſtark ausgedünſtet, als die befeuchtete Erde im luftleeren Raume. Herr Homberg nimmt ſeine Zuflucht zu der Bewegung der ätheriſchen Materie, um dieſe ſonderbare Erſcheinung zu erklähren. Der Aether iſt gleichſam die letzte Schutz Wehre aller übel zuſammenhängenden Lehrgebäude und Meinungen; weil ſich einer Sache tauſenderley Wirkungen und Eigenſchaften beylegen laſſen, die wir gar nicht kennen, die mit nichts bewieſen ſind, und die uns auf ewig verborgen bleiben werden.

Allein,

---

*) von Steinwehr phyſiſche Abhandlungen der Akademie zu Paris, 1ſter Theil, S. 152. 153.

Allein, natürlicher Weiſe hätte er an denen zeitherigen Lehr-Sätzen von der Luft zweifeln ſollen, wenn ein Satz mit der Erfahrung nicht übereinſtimmte, der ſo offenbahr unumgänglich aus dieſen Lehr-Sätzen abfolgte. Wir werden aber unten wahrnehmen, daß das Aufſteigen der Dünſte weiter keine Schwierigkeit hat, wenn die Luft aus dem Waſſer erzeuget wird, und Waſſer, Dünſte und Luft ganz einerley Weſen iſt.

Es würde mir nicht an einer Menge andrer Beweiſe fehlen, daß die Luft aus dem Waſſer erzeuget werde, und daß beyde ganz einerley Weſen ſind. Allein, ich mag meine Leſer durch überflüßige Beweiſe nicht ermüden. Einſichtige Leſer werden vielleicht ſchon die Hälfte der gegenwärtigen Erweiſe bey einer Wahrheit vor überflüßig halten, die ſich allenthalben in der Natur entdecket, ſo bald man nur die Augen darnach eröffnet, und die überdies der weiſen Einrichtung der Natur und denen Geſetzen der Sparſamkeit ſo gemäß iſt.

Warum ſolte der unendlich weiſe Schöpfer ein beſondres von dem Waſſer unterſchiedenes Weſen erſchaffen haben, worinnen die meiſten Geſchöpfe leben konnten, wenn die zarteſten Theilchen des Waſſers, vermöge ihrer ausdehnenden Kraft, ſchon ein ſolches Weſen darſtellen konnten; und konnte wohl ſeine Haushaltung einfacher und ungekünſtelter ſeyn, als welches allemal das Kennzeichen der Weisheit und Macht iſt, als daß die Feuchtigkeit auf der Erd Kugel in einem beſtändigen Kreis-Laufe war, und von dem Waſſer in Dünſte, und von den Dünſten in Luft und Wind übergieng, von da aber ſich wieder in Dünſte, Thau, Regen und Waſſer verwandelte.

deſte. Unterdeſſen hat man eine Wahrheit allemal nur halb erwieſen, wenn man nicht auch die gegenſeitigen Gründe zergliedert. Wir wollen alſo noch unterſuchen, was man etwan wider dieſen Erweiß hauptſächlich einwenden kann.

Der wichtigſte Einwurf beſtehet wohl ohne Zweifel darinnen, daß doch gleichwohl in dem Waſſer Luft vorhanden ſey, und daß man nur das Waſſer unter die Luft-Pumpe bringen dürfe, um wahrzunehmen, wie bey dem Auspumpen der Luft, die im Waſſer vorhandene Luft in unzähligen Bläsgen in dem Waſſer aufſteige, und herausdringe. Es wird nicht ſchwehr ſeyn auf dieſen Einwurf zu antworten, und die Erſcheinung derer in dem Waſſer unter der Luft-Pumpe aufſteigenden Luft-Bläsgen zu erklähren. Dieſe Erſcheinung ſtimmet ſehr wohl mit unſerm Syſtem überein.

Man kann im eigentlichen Verſtande gar nicht ſagen, daß in dem Waſſer Luft vorhanden ſey, wenn man nämlich durch die Luft ein von dem Waſſer ſeiner Natur nach ganz verſchiednes Weſen verſteht: ob es gleich in gewiſſem Verſtande allemal wahr iſt, daß Luft darinnen befindlich iſt; nämlich in ſo fern vermöge der in dem Waſſer vorgehenden, oder durch die Wärme vermehrten Bewegung, allemal einige von den zarteſten Theilchen des Waſſers im Begriff ſind, ſich davon loszureißen. Die Bewegung, die in dem Waſſer vorgeht, verurſachet Zwiſchen-Räume. Die nächſten Waſſer-Theilchen bekommen demnach Raum, ſich vermöge ihrer ausdehnenden Kraft auszubreiten, und dadurch entſtehen Bläsgen. Weil ſie aber, vermittelſt der ausdehnenden Kraft aller andern

Waſſer-Theilchen von allen Seiten gedränget werden; weil der Stoß der Bewegung durch die Wärme gemeiniglich von unten aufgeht, oder weil durch die Luft Pumpe der Widerſtand von oben weggenommen iſt; ſo müſſen ſie natürlicher Weiſe im Waſſer auf- und zur Ober-Fläche ſteigen.

Dieſe Beſchaffenheit hat es, wenn man Waſſer warm machet. So bald das Waſſer nur in etwas warm zu werden beginnt: ſo iſt die erſte Erſcheinung, daß man an dem Boden des Gefäßes eine unzählbare Menge kleiner Bläsgen wahrnimmt, die ſich immer mehr vermehren, und der erſte Grad des Kochens beſtehet bloß darinnen, daß unaufhörlich ſolche kleine Bläsgen von dem Boden aufſteigen, die ſich gleichſam einander fortzudrängen oder zu jagen ſcheinen. Eben dieſe Beſchaffenheit hat es mit dem Waſſer unter der Luft-Pumpe. Das Saugen derſelben vermehret die Bewegung des Waſſers, wie wir denn unten mit mehrern zu zeigen Gelegenheit haben werden, daß die Wirkung dieſes Saugens ſich bis in das Waſſer erſtrecket; der Druck der Luft auf die Oberfläche des Waſſers, und mithin der Widerſtand, wird durch das Auspumpen weggenommen: Folglich können die durch die Bewegung entſtandenen Bläsgen in groſſer Menge aufſteigen. Je gröſſer die Bewegung, oder je heiſſer das Waſſer iſt, je mehr Bläsgen ſteigen auf: wie wir durch die obigen Verſuche überzeuget worden ſind.

Dieſes beweiſet offenbahr, daß die aufſteigenden Bläsgen nicht die in dem Waſſer vorhandene Luft ſind, ſondern daß ſie durch die Bewegungen entſtehen. Denn wenn die aufſteigenden Bläsgen Luft wären: ſo könnten natürlicher Weiſe aus warmen Waſſer unter der Luft-Pumpe vielweniger, und in ſiedend heißen Waſſer gar keine Luft-Bläsgen aufſteigen, weil, nach dem eignen Syſtem der Gegner, die Hitze ſchon alle Luft heraus getrieben haben müßte. Da aber alle Verſuche das Gegentheil zeigen: ſo ſiehet man wohl, daß die Bewegung, und nicht die in dem Waſſer befindliche Luft, die Urſache der aufſteigenden Bläsgen iſt.

Wenn dieſer Beweiß noch einigen Zweifel zulaſſen könnte; ſo würde es nicht an andern Beweiſen ermangeln, die unläugbar darthun, daß die Bewegung allein die Urſache der in einer Fließbarkeit aufſteigenden Bläsgen iſt. Die Auflöſung der Metalle kann uns dergleichen an die Hand geben. Man mache Scheide-Waſſer in einem offenen Kolben ſehr heiß, damit man verſichert ſey, daß keine Luft mehr darinnen iſt. Man laſſe ein Silber- oder Kupfer-Blech faſt bis zum glüen heiß werden, damit man auch dem Einwurfe begegne, daß ſich die Luft an der Oberflache des Metalles an deren Ungleichheiten angeſetzet habe. So bald man dieſes Blech in das Scheide-Waſſer thut; ſo werden auf der Oberfläche des Metalles eine große Menge kleine Bläsgen entſtehen, wenn nämlich die Auflöſung und mithin die Bewegung ihren Anfang nimmt. Wenn das Scheide Waſſer ſtark genug iſt; ſo wird die Auflöſung und mithin die Bewegung gar bald ſo heftig werden, daß man dieſe Bläsgen nicht mehr unterſcheiden kann. Unterdeſſen wird doch allemal ein jedes Metall-Theilchen durch ein Bläsgen in die Höhe geführet, das ſich erſt oben in dem Scheide Waſſer vertheilet, wie man bey der Auflöſung der Metalle in ſchwachen

Scheide-Waſſer, oder bey gelinder Wärme leicht wahrnehmen kann.

Daß aber in dem Waſſer gar keine Luft vorhanden ſey, wenn man nämlich die Luft als ein beſonders von dem Waſſer unterſchiedenes Weſen betrachtet, das kann man durch unläugbare Verſuche erweiſen. Wenn das Waſſer Zwiſchen-Räumgen hätte, in welche die Luft als ein beſondres Weſen eintringen könnte; ſo würde unumgänglich folgen, daß eine mehr verdichtete oder gedrückte äußere Luft in die Zwiſchen-Räumgen des Waſſers eingehen, und entweder das Waſſer durchtringen, und auf der andern Seite wieder heraus gehen, oder die bereits in dem Waſſer befindliche Luft heraustreiben und ſich an deren Stelle in die Zwiſchen-Räumgen des Waſſers ſetzen müßte.

Dieſes waren die Schlüſſe derer Herren de la Hire bey der Academie zu Paris; und was konnte richtiger ſeyn als dieſe Schlüſſe, wenn nämlich die Vorausſetzung wahr wäre, daß die Luft als ein beſondres und unterſchiedenes Weſen in dem Waſſer vorhanden ſey. Sie ſtelleten zu dem Ende einen Verſuch an, der ſehr ſinnreich war, und ihren Schlüſſen allerdings eine Genüge hätte leiſten müſſen, wenn die Vorausſetzung richtig geweſen wäre. Allein, der Verſuch ſtimmete nichts weniger als mit ihren Schlüſſen überein. Die Sache iſt ſo wichtig, daß ſie verdienet mit denen eignen Worten der Academie (*) beſchrieben zu werden.

„Man weiß, daß das Waſſer ganz voller Luft iſt. „So bald es in einem luftleeren Raume ſteht, reißet ſich

---

*) von Steinwehr phyſ. Abhandl. 4ter Theil, St. 153.

„die darinnen enthaltene Luft loß, und gehet in unzähligen „Bläsgen weg. Die Mechanik des Othemholens der „Fiſche beſtehet nur darinnen, die Luft, die im Waſſer „iſt, heraus zu ziehen. Die Herren de la Hire aber „haben gern wiſſen wollen, was vor eine Gewalt ſie nöthi„get, hineinzugehen, und ob ſie mit einer Geſchwindigkeit „hineingeht, die zu der Kraft, mit der dieſe Gewalt ſie „treibt, ein Verhältniß hat. Sie nahmen zu dem Ende „eine gekrümmte gläſerne Röhre mit ungleichen Armen. „Der längſte, den ſie hermetiſch verſiegelten, war von 24 „Zoll, der kürzeſte von 3 Zoll. Sie goſſen, indem ſie ſie „legten, Waſſer hinein, machten ſie aber nicht ganz voll. „Nachdem ſie ſie alſo ſenkrecht ſtelleten, geſchah eben das„jenige, was in einer nicht gänzlich mit Queckſilber ange„füllten Röhre vorgeht (S. 2ten phyſ. Theil, S. 441. „u. f.). Oben in dem langen Arm war ein wenig er„weiterte Luft. Sie nahm 4 Zoll ein, und das Waſſer „ſtund 16 Zoll 9 Linien über dem Waſſer in dem kurzen „Arm. Alſo hielten dieſe 4 Zoll Luft, und dieſe 16 Zoll „9 Linien Waſſer, mit der ganzen Luft-Säule über dem „kurzen Arme das Gleichgewichte.

„Weil man eine Zeit erwählet hatte, da das Baro„meter in ſeiner mittlern Höhe war; ſo hielt dieſe Säule „27½ Zoll Queckſilber, oder 32 Fuß Waſſer, welche 384 „Zoll ausmachten. Folglich hielten die in dem langen „Arme verſchloſſene 4 Zoll Luft, mit 367 Zoll 3 Linien „Waſſer, das Gleichgewichte, und waren erweiterter als „die äußerliche Luft, in einem Verhältniß von 384 zu „mehr als 367. Nun ſolte die Luft, die das Waſſer im „kurzen Arme berührte, weil ſie mehr verdich[illegible]t,

r

„mehr gedrücket war, als die im langen, in das Waſſer „[illegible], in den langen Arm treten, daſelbſt ſich quer durch „das Waſſer erheben, mit der Luft oben in der Röhre „verbinden, an Volumen und Schwehre zunehmen, und „die 16 Zoll 9 Linien Waſſer zum Fallen bringen. Damit auch die äuſſerliche Luft in deſto gröſſerer Menge in „das Waſſer treten möchte, öffnete ſich der kurze Arm in „einer gläſernen Schaale, welche der Luft eine ziemlich „groſse Fläche vorhielt. Dieſes alles geſchah am 16ten „März 1710, und die gekrümmte Röhre blieb ſtehen.

„Die Herren de la Hire vermutheten, das Waſſer „im langen Arme würde fallen, wie ſie es in einem Barometer mit Waſſer geſehen hatten. Sie glaubten auch „auſſerdem, daſs es überhaupt, durch Einführung neuer „Luft, oben in die Röhre fallen würde, es würde ſich in „die Höhe beſonders ändern, aus eben den Urſachen, als „das Thermometer und Barometer. Der Erfolg war „aber allem, was man hatte vorherſehen können, ſchlechterdings zuwider. Nach drey Monaten war das „Waſſer ohngefähr 4 Linien in der Röhre geſtiegen, und „am 26ſten Decembr. einen ganzen Zoll. Alſo hatte die „Luft, die darinnen verſchloſſen war, ein Viertheil von „ihren Volumen verlohren. Wärme und Schwehre „der Atmoſphäre thaten auch keine Wirkung in dieſes „Waſſer. Die Herren de la Hire unternehmen noch „nicht, eine ſo unvermuthete und widerſinnige Erſcheinung zu erklähren. Sie beſtreben ſich, ſie durch andre „Erfahrungen zu erläutern, die vielleicht ihren Eigenſinn, „oder ihr Wunder nicht weniger haben werden.„

Die Herren de la Hire hätten hieraus natürlicher Weiſe ſchließen ſollen, daß ihre Vorausſetzungen von der Luft nicht richtig wären, und daß die Luft, als ein beſonders Weſen, weder in dem Waſſer befindlich iſt, noch in daſſelbe eintringt. Wenn ſie einmal auf dieſe Spuhr gekommen wären; ſo würden ſie gar leicht Verſuche haben ausfindig machen können, welche dieſes klar erwieſen hatten. Ich will einen ſolchen Verſuch an die Hand geben.

Wenn die Luft aus einer Sache herausgepumpet iſt; ſo dringt ſie ohne Zweifel wieder in dieſelbe hinein, ſo bald die Luft wieder in den Recipienten gelaſſen wird; und eben dieſes müßte ſich in Anſehung des Waſſers ereignen, wenn eine ſo große Menge Luft in denen Zwiſchen-Räumen des Waſſers vorhanden wäre, als unter der Luft-Pumpe ſcheinbarer Weiſe aus dem Waſſer herausgeht. Allein, die Luft tringt keinesweges wieder in das Waſſer ein, wenn man ſie wieder in den Recipienten einläßt.

Man kann ſich hiervon leicht überzeugen, wenn man eine ſcharfziehende Waage, die einer Probier-Waage ähnlich iſt, unter den Recipienten ſetzet, und Waſſer und Gewichte in zwey dünne ſilberne, oder gläſerne Schälchen thut, welche denen zur Probier-Waage gehörigen Eichſchälchen gleich, aber größer ſind. So ſtarken Verluſt das Waſſer am Gewichte bey dem Auspumpen der Luft leidet; ſo ſpühret man doch nicht die geringſte Veränderung, wenn die Luft wieder in den Recipienten gelaſſen wird. Es iſt bey dieſem Verſuche nöthig, daß man durch vorhergehende Verſuche beſtimmet, wie viel das Waſſer, welches das Eichſchälchen faſſen kann, durch das

Auspumpen am Gewichte verliehret, damit man genau ſo viel Gewichte auflegen kann, um das Waſſer nach dem Auspumpen vollkommen in das Gleichgewichte zu bringen.

Vielleicht fällt es einigen ſchwehr, die Luft und das Waſſer vor einerley Weſen zu halten, die den Sinnen nach ſo ſehr von einander unterſchieden ſind, und die auch in den Eigenſchaften nicht allemal übereinzuſtimmen ſcheinen. Beſonders werden diejenigen Naturkündiger nicht geneigt ſeyn, die Luft mit dem Waſſer vor einerley Weſen zu halten, welche in den Gedanken ſtehen, daß die Luft ihrer Natur nach eigentlich trocken ſey; und daß die Feuchtigkeit der Luft bloß auf die darinnen befindlichen Dünſte ankomme. Allein, dieſes iſt eine bloße Vorausſetzung, die mit nichts in der Welt erwieſen werden kann. Vielmehr wird man allemal wahrnehmen, daß eine ſtark zuſammengepreßte Luft eine gar merkliche Feuchtigkeit zu erkennen gebe, wenn man auch eine Zeit erwählet, in welcher die Luft die wenigſten Dünſte in ſich hat.

Es würden ſich allerdings Verſuche ausfindig machen laſſen, nicht allein die Feuchtigkeit der Luft klahr zu erweiſen, ſondern auch ſo gar die natürliche Luft wieder in Waſſer zu verkehren. Wenn Kunkels und andrer Nachrichten zu trauen iſt; ſo haben die Luft-Adepten dieſes ſchon geleiſtet. Die Begierde Gold zu machen, und ſo viel fehlgeſchlagene Verſuche haben die Menſchen auf tauſend ſonderbare Erfindungen geleitet.

Es giebt eine Secte unter den vermeinten Adepten, die zu dem groſſen Werke des Goldmachens den Luft oder Welt-Geiſt vor unentbehrlich halten, und die dannenhero auf tauſenderley Erfindungen gefallen ſind, dieſen allgemeinen Welt-Geiſt zu fangen. Durch alle ihre mühſamen Arbeiten haben ſie am Ende nichts als ein wenig Waſſer gehabt, ohngeachtet ſie es vor den unſchätzbaren Welt-Geiſt gehalten haben. Ich weiß einige Beyſpiele in W. und M. wo einige vornehme Perſohnen ſehr koſtbare und in der That ſinnreiche Maſchinen haben machen laſſen, um den allgemeinen Welt-Geiſt zu fangen. Sie haben dieſe Maſchinen nur in Zeiten ſpielen laſſen, wo die Luft von Dünſten am reinſten war; denn ſie wolten den allgemeinen Welt-Geiſt nicht mit Dünſten verunreiniget auffangen. Allein, auch hier iſt nichts anders als ein wenig Waſſer erhalten worden, welches zwar anfangs vor ein groſſes Heiligthum gehalten wurde, aber am Ende nichts als Waſſer war.

Wenn aber die Luft eben ſo wohl feuchte iſt, als das Waſſer; ſo hat auch gewiß das Waſſer alle Eigenſchaften der Luft. Die Schwehre und die ausdehnende Kraft ſind ſo wohl Eigenſchaften des Waſſers als der Luft. In Anſehung der Schwehre kann kein Zweifel vorwalten. Die ausdehnende Kraft des Waſſers aber iſt ſchon oben angezeiget worden, und liegt in vielen andern Erweiſen offenbahr vor Augen. Man weiß die erſtaunliche Wirkung eines eingeſchloſſenen und bis auf den höchſten Grad erhitzten Waſſers, und die ausdehnende Kraft des Waſſers bey dem Froſte iſt eben ſo ſtark. Man hat in Florenz dadurch Flinten-Läufte und ſtarke kupferne hohle Kugeln zerſprengt.

Wenn demnach die Naturforſcher, bey Erfindung der Luft-Pumpe, die alten Wahrheiten nicht ohne Unterſuchung weggeworfen hätten, ſo würden die neuentdeckten Eigenſchaften der Luſt weiter nichts verwundernswürdiges an ſich gehabt haben. Sie würden dieſelbe ſchon in dem Waſſer, als in dem Grunde und der Quelle der Luſt gefunden haben. Selbſt die Luſt-Pumpe würde keine große Verwunderung erreget haben. Man hat nie gezweifelt, daß man das Waſſer auspumpen kann: und ſo gar die Luſt-Pumpen würden gar leicht ſolchergeſtalt eingerichtet werden können, daß ſie ſo wohl das Waſſer als die Luſt auspumpten. Wir haben eben in dem Verſuche des Herrn Petit mit heißem Waſſer geſehen, daß das heiße Waſſer dem Zuge der Luſt-Pumpe gefolget hat und aus dem Gefäße überlaufen iſt.

Alles dieſes muß wohl eine vollkommne Ueberzeugung wirken, daß die Luſt aus dem Waſſer erzeuget werde, und mit demſelben ganz einerley Weſen ſey. Meines Erachtens ſtimmen auch die Natur Begebenheiten mit dieſem Lehrgebaude viel beſſer überein, als wenn man die Luſt als ein beſondres alſo erſchaffnes Weſen anſieht. Wenn es geregnet hat und die Sonne ſcheint bald darauf; ſo entſteht allemal ein Wind. Warum? weil die Luſt alsdenn ſolchergeſtalt vermehret wird, daß die Luſt der nächſtangränzenden Gegend nicht mehr das Gleichgewichte halten kann; dahingegen, wenn man annimmt, daß alsdenn bloß die Dünſte vermehret werden, dieſe Erſcheinung ſchwehrlich genugſam erklähret werden kann, weil die Luſt öfters auf das äußerſte mit Dünſten erfüllet iſt, ohne daß deshalb ein Wind entſtehet.

Inſonderheit aber findet das Aufſteigen der Dünſte weiter hierbey keine Schwierigkeit, und zwar ſo wohl wenn man das Aufſteigen der Dünſte im luftleeren Raume als in der Luft betrachtet. Ein jedes durch die Wärme oder überhaupt durch die Bewegung loßgeriſſene Waſſer-Theilchen hat eine Bemühung, ſich ohne Ende auszudehnen. Im luftleeren Raume ſteht ſeiner ausdehnenden Kraft nichts entgegen. Der Stoß der Bewegung, wodurch es losgeriſſen wird, treibt es nach der obigen Vorſtellung über ſich; es dehnet ſich ohne dem dahin aus, wo es den wenigſten oder gar keinen Widerſtand findet. Indem es ſolchergeſtalt den Geſetzen der Ausdehnung folget, nämlich dahin zu tringen, wo der wenigſte Widerſtand vorhanden iſt; ſo wird es zugleich durch das unmittelbar nach ihm folgende losgeriſſene Waſſer-Theilchen fortgetrieben. Da dieſes nachfolgende Waſſer-Theilchen noch alle Stärke des Stoßes von der Bewegung hat, das vorhergehende aber ſich durch die Ausdehnung ſchon gedünnet und geſchwächet hat; ſo iſt daſſelbe ſchwächer als das nachfolgende, und wird alſo eines Theils von dem nachfolgenden eben ſo wohl fortgetrieben, als es ſeiner Bemühung ſich auszudehnen eine Genüge leiſtet. Dieſes geht immer alſo fort: das nachfolgende Waſſer-Theilchen iſt allemal ſtärker als das vorhergehende. Sie dehnen ſich alſo aus und treiben einander fort, bis der leere Raum erfüllet iſt. Die ſehr ausgedehnten Waſſer-Theilchen ſind Luft geworden, ſie ſind den Augen unſichtbar, diejenigen aber, die noch weniger ausgedehnet ſind, heißen Dünſte und ſind unter gewiſſen Umſtänden ſichtbar.

In der Luft hat das Aufſteigen der Dünſte viel weniger Schwierigkeit. Der Stoß der Bewegung, wodurch das Waſſer-Theilchen losgeriſſen werden, iſt ſtärker als der Widerſtand der äuſſern Luft; und die ausdehnende Kraft eines jeden Theilchens, wie auch der ſtärkere Trieb des folgenden aufſteigenden Waſſer-Theilchens, verurſachen, daß ſie immer weiter in der Luft aufſteigen. Die Bewegung der Luft und des Windes selbſt trägt gleichfals das ihrige dazu bey, ſo wohl um die zarteſten Theilchen von der Oberfläche des Waſſers loszureiſſen, als auch die Aufſteigung und die Verbreitung derſelben in der Luft zu befördern.

Jedoch die Uebereinſtimmung dieſes Lehrgebäudes mit denen wirklichen Natur-Begebenheiten iſt nicht dasjenige, was ich mir anjetzo zu erweiſen vorgenommen habe. Ich habe hier und in einigen andern Abhandlungen, die ich in der Folge bekannt machen werde, bloß die Abſicht, einige neue Lehr-Sätze vorzutragen, und die vernünftigen und gegründeten Erinnerungen der Naturkündiger darüber zu vernehmen, damit ich mir ſolche zu Nutzen machen, und nach dieſen Vorbereitungen die Anwendungen ſolcher Lehr-Sätze auf die wirklichen Natur-Begebenheiten und ihre Uebereinſtimmung mit denenſelben zeigen könne, welches mich denn veranlaſſen könnte, mit der Zeit ein beſondres Syſtem der Natur-Lehre auszuarbeiten.

IX.

Unterſuchung der Lehre

von den

Monaden und einfachen Dingen, worinnen der Ungrund derſelben gezeiget wird,

als diejenige Schrift,

welche in der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin den aufgeſetzten Preiß auf das Jahr 1747 erhalten hat.

Denkſpruch:

Nunquam aliud natura, aliud Sapientia dicit.

Juvenal.

Diejenigen, welche den Vortheil der Wiſſenſchaften erkennen, müſſen lebhaftig gerühret werden, daß es Sr. Königl. Majeſtät in Preuſſen, einem Monarchen, von dem die Nachwelt einmal in Zweifel ſeyn wird, ob er mehr durch ſeine Siege, oder durch ſeine Weisheit und wahrhaftige Gelehrſamkeit groß und verehrungswürdig geweſen iſt, gefallen hat, Dero Akademie der Wiſſenſchaften eine neue, ſehr vortheilhaftige Einrichtung zu geben. Die Hoffnung die ſich die Welt hiervon gemacht hat, ſiehet ſie bereits auf mehr als eine Art erfüllet. Sie hat bereits einen Band vortrefflicher und nützlicher Schriften in Händen, welche ſie als ſo viel neue Vortheile in den Wiſſenſchaften betrachten muß; und die Aufgabe, womit dieſe ruhmwürdige Geſellſchaft die auswärtigen Gelehrten auf das Jahr 1747 hat beſchäfftigen wollen, iſt hiervon ein anderweitiger Beweiß-Grund.

Die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, welche einen anſehnlichen Theil der Weltweisheit erfüllen will, hat ſchon ſeit geraumer Zeit wichtige Gegner gefunden, ſo wie es ihr niemals an ernſtlichen und geſchickten Vertheidigern gemangelt hat. Es kann dem Gelehrten Weſen gar nicht gleichgültig ſeyn, wer von dieſen beyden Partheyen Recht oder Unrecht hat. Sind die Monaden und einfachen Dinge in der That gegründet: ſo iſt es eine der herrlichſten Entdeckungen, welche der menſchliche Verſtand jemals gemacht hat; und es iſt nöthig, daß wir ſie von allem Zweifel retten, damit ſie vor die menſchliche Erkenntniß zu einem deſto gröſſern Nutzen gereichet. Iſt es aber eine zwar ſinnreiche, allein leere Erfindung, welcher die Wahrheit und die guten Gründe mangeln: ſo leidet der Fortgang in dem nützlichſten Theile der menſchlichen Wiſſenſchaften allzuviel darunter, wenn wir uns mit artigen Erdichtungen und ſinnreichen Träumereyen beſchäfftigen wollen. Der Entſchluß der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften kann demnach nicht genugſam erhaben werden, daß ſie den auf das Jahr 1747 auszutheilenden Preiß hat anwenden wollen, die Gelehrten aufzumuntern in dieſer wichtigen Sache, wo möglich, eine Gewißheit auszumachen.

Ohngeachtet ich vor die Verdienſte der Freyherren von Leibnitz und Wolf um die Weltweisheit allemal ſehr viel Hochachtung gehabt habe: ſo habe ich doch meinem Verſtande niemals ſo viel Gewalt anthun können, ihrer Lehre von den Monaden und einfachen Dingen Beyfall zu geben. Ich habe die Gründe und Sätze worauf ſie dieſe Lehre gebauet haben, ſeit geraumer Zeit mit genauer Aufmerkſamkeit erwogen. Allein, je mehr ich der Sache nachgedacht habe, je mehr bin ich von ihrer Unrichtigkeit überzeugt worden. Ich ergreiſe demnach dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, einer ſo erleuchteten Geſellſchaft diejenigen Gründe zur Beurtheilung zu überlaſſen, wodurch ich glaube, daß das Lehrgebäude der Monaden und einfachen Dinge gänzlich über den Haufen fallen muß; und der Beyfall derſelben würde mir um deswillen am meiſten angenehm ſeyn; weil ich alsdenn an der Wahrheit, die ich allein ſuche, um ſo viel weniger Zweifel tragen könnte.

Zu dem Ende werde ich erſtens die Lehre von den Monaden auf eine richtige und deutliche Art vortragen: und ich werde ſie ſo gar von der ſtärkſten Seite zeigen. Hierbey werde ich mich, ſo viel als möglich, der eignen Worte der Erfinder und Vertheidiger dieſer Lehre allenthalben bedienen; und weil ich in öffentlichen Schriften wahrgenommen habe, daß es Leute giebt, welche die Dreiſtigkeit haben, diejenigen Worte und Sätze ſchlechterdings zu läugnen, welche die Erfinder dieſer Lehre hierbey angewendet haben: ſo werde ich alle Stellen ſorgfältig anführen. Hierauf werde ich zweytens die Gründe dieſer Lehre hinlänglich widerlegen, und durch die unſtreitigſten Sätze, welche keiner Beantwortung bedürfen, ſo viel als möglich zu zeigen ſuchen, daß dieſe ganze Lehre über den Haufen fallen muß, und es wird ſich hierbey veroffenbahren,

ren, daß dieſer Lehre allenthalben offenbahre Widerſprüche im Wege ſtehen: Ob nun zwar ſolchergeſtalt von ſelbſt folget, daß dieſe Lehre zu Erklährung der natürlichen Begebenheiten und Erſcheinungen des Körpers, nicht hinreichend ſey: ſo will ich doch hierauf beſonders mein Augenmerk richten, in ſo weit als ſich in der Widerlegung hierzu Gelegenheit finden wird.

I. Lehre von den Monaden und einfachen Dingen.

§. 1. Der erſte und hauptſächlichſte Grund, worauf man das Lehrgebäude von den Monaden und einfachen Dingen aufführet, iſt folgender Schluß; wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn (1).

§. 2. Dieſer Schluß ſoll um ſo ungezweifelter wahr ſeyn, weil ſonſt alle Theile, ſie möchten ſo klein angenommen werden, als ſie immer wolten, auch ſo gar die undenklich kleinen Theile aus andern Theilen beſtehen müßten. Da man nun aber keinen Grund anzeigen kann, woher denn die zuſammengeſetzten Theile endlich herkämen: ſo muß man endlich einfache Dinge zugeben.

§. 3. Dieſes wird durch den Satz des zureichenden Grundes noch ferner bewieſen. Denn wenn alles aus Theilen zuſammengeſetzt iſt: ſo müßte man Dinge zugeben, die eine Figur und Größe hätten, ohne daß ein Grund vorhanden wäre, warum ihnen dergleichen Figur und Größe zukäme (2).

§. 4.

---

1) Freyherr von Leibnitz Monadologie §. 2. Freyherr von Wolf Metaph. 1 Th. §. 76.

2) Freyherr von Wolf Metaph. §. 77.

§. 4. Eben dieſer Grund iſt in der Ausdehnung anzutreffen. Wenn man ſagt, es ſind ausgedehnte Körper, weil es ausgedehnte kleine Theile giebt: ſo iſt dieſes nichts geſagt, weil man in der Weltweisheit wiſſen muß, warum und auf was Art eine Sache iſt. Folglich muß man den Grund einer Sache in einer andern ſuchen, die nicht dieſelbe iſt. Die zuſammengeſetzten und ausgedehnten Dinge ſind demnach verhanden, weil einfache und unausgedehnte da ſind.

§. 5. Da nun ſolchergeſtalt einfache Dinge ſind, woraus die Zuſammengeſetzten entſtehen, welche keine Theile haben: ſo können dieſe einfachen Dinge keine Figur und Gröſſe haben, ſie können keinen Raum erfüllen, auch kann in ihnen keine innerliche Bewegung anzutreffen ſeyn (3). Und dieſe einfachen Dinge nennet man Monaden, wie auch Elemente der Körper (4).

§. 6. Weil die Monaden einfache Dinge ſind: ſo eignet man ihnen alles zu, was den einfachen Dingen zukommt (5). Da ſie untheilbar ſind, und mithin nur durch ihre Grade eingeſchränket werden können: ſo haben ſie eine Kraft (6). Dieſe Kraft äuſſert ſich in einer ſteten Bemühung ihren Zuſtand zu verändern (7); und wird von dem Herrn von Leibnitz Principium actionis oder der Veränderung genennet (8). Folglich, da ſie den Grund ihrer Veränderung in ſich haben: ſo ſind ſie vor

---

3) Freyherr von Wolf Metaph. 1 Th. § 81.

4) Eben daſelbſt §. 582. 5) Daſelbſt § 584.

6) Daſelbſt § 125. 7) Gleichfals daſelbſt §. 126.

8) Monadologie §. 11.

ſich beſtehende Dinge (9): und können demnach auf keine andre Art von einander unterſchieden werden, als durch ihren innern Zuſtand, oder durch die Art der Einſchränkung ihrer Grade (10).

§. 7. Es können, vermöge des Satzes des nicht zu unterſcheidenden nicht zwey vollkommen ähnliche Dinge in der Welt ſeyn; und dieſes muß auch von den einfachen Dingen gelten (11). Da nun die Monaden nur durch ihren innern Zuſtand von einander unterſchieden ſind: ſo muß der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges von dem innern Zuſtande aller übrigen alle Augenblicke unterſchieden, und demnach veränderlich ſeyn (12).

§. 8. Weil alles ſeinen zureichenden Grund hat, warum es iſt: ſo muß es auch ſeinen zureichenden Grund haben, warum ein einfaches Ding hier und nicht anderswo iſt. Der Raum und die Zeit können dieſen zureichenden Grund nicht ausmachen, weil ſie ſich, in Anſehung ihrer ſelbſt, nicht von einander unterſcheiden laſſen (13). Folglich muß dieſer zureichende Grund in dem innerlichen Zuſtande eines jeden einfachen Dinges ſelbſt ſeyn (14). Gleichergeſtalt muß es ſeinen zureichenden Grund haben, warum ein einfaches Ding neben dieſen und nicht neben andern iſt. Da nun der Raum und die Zeit dieſen zureichenden Grund nicht in ſich halten können; ſo muß er eben-

---

9) von Wolf angeführte Metaph. §. 127.

10) Eben daſelbſt §. 584.

11) Daſelbſt §. 586 und 592.

12) von Leibnitz Monadologie §. 911.

13) Eben daſelbſt §. 8.

14) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 593.

ebenfals in dem innerlichen Zuſtande der einfachen Dinge, die neben einander ſind, angetroffen werden (15). Dieſemnach richtet ſich der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges nach denen übrigen die um ihn ſind, und die mit ihm ein zuſammengeſetztes ausmachen: und ſtimmen demnach alle mit einander überein, wodurch die Vollkommenheit in dem Zuſammengeſetzten erhalten wird. Gleichwie nun auch die zuſammengeſetzten Dinge mit einander übereinſtimmen: ſo ſtimmet jedes einfaches Ding mit der ganzen Welt zuſammen, wodurch die Vollkommenheit der Welt erwächſt (16).

§. 9. Da ſich nun ſolchergeſtalt der innere Zuſtand eines einfachen Dinges auf die ganze Welt beziehet, ſolches aber vermöge ſeiner Kraft geſchehen muß, und woraus folglich eine Wirkung erwächſt, ſo muß durch ihre Wirkung etwas hervorgebracht werden, welches ſich gleichfals auf die ganze Welt beziehet (17). Der Freyherr von Wolf läßt es unbeſtimmt, was es eigentlich iſt, ſo durch dieſe Wirkung hervorgebracht wird; weil er nicht ein ſolches ausfindig machen kann, wodurch ſich die Kraft der körperlichen Dinge und die Veränderung derſelben, die ſie in der Bewegung zeigen, auf eine verſtändliche Art herleiten läßt, welches er doch hier vor nöthig anſiehet (18). Der Herr von Leibnitz aber gehet weiter, und beſtimmet dasjenige, was durch dieſe Wirkung hervorgebracht wird; und hierinnen beſtehet der hauptſächlichſte

---

15) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 594. Leibnitz Monadologie §. 11.

16) Eben daſelbſt §. 595. 596.

17) Daſelbſt §. 597.

18) Anmerkungen über die Metaph. §. 215. S. 369.

lichſte Unterſchied der Leibnitziſchen Monaden, und der Wolfiſchen einfachen Dinge.

§. 10. Solchemnach iſt nach dem Herrn von Leibnitz das Veränderliche, welches in dem innerlichen Zuſtande eines einfachen Dinges vorgehet, nichts anders, als die Empfindung; die man aber von dem Bewußtſeyn wohl unterſcheiden muß; und weil die Kraft oder Thätigkeit ein innerliches Principium iſt: ſo kann ſolches eine Begierde genennet werden, wodurch es möglich iſt, daß ein einfaches Ding zu gewiſſen neuen Empfindungen gelangen kann (19). Denn nichts als Empfindungen und deren Veränderungen ſind in einem einfachen Dinge anzutreffen; und hierinnen allein kann die innere Thätigkeit einer Monade beſtehen (20).

§. 11. Da die Empfindungen der Monaden von dem Bewußtſeyn unterſchieden ſind: ſo bleiben ſie allemal dunkel, ungefähr auf ſolche Art, wie unſre Seele bey einer Ohnmacht oder bey einem tiefen Schlafe ohne Traum iſt, wenn nämlich eine groſſe Menge von kleinen Empfindungen, worunter man keine von der andern unterſcheiden kann, zuſammen kommen (21). Demnach, weil das Weſen einer einfachen Subſtanz nicht beſtehen kann, wenn nicht gewiſſe Veränderungen in ihr vorgehen, die aber allein in ihren Empfindungen geſchehen können: ſo muß ein jeder gegenwärtiger Zuſtand einer einfachen Subſtanz natürlicher Weiſe eine Folge aus dem vorhergehenden ſeyn (22). Wegen dieſer dunkeln Empfindungen bleibt der

---

19) Monadologie §. 14 und 15.

20) Eben daſelbſt §. 17.

21) Daſelbſt §. 19. 20. 21.

22) Eben daſelbſt §. 25. 26.

der Nahme bloſſer Monaden allein denen einfachen Dingen, welche die Elemente der Cörper ſind. Dahingegen die Empfindungen bey den übrigen Monaden oder einfachen Dingen, welche die Seelen der Thiere, Menſchen und die Geiſter ſind, deutlicher werden, nach der Maaſſe, wie ſie Gedächtniß oder Einbildung haben (23). Alle aber kommen gewiſſer maaſſen überein (24).

§. 12. Alſo iſt Gott die allererſte, urſtändlichſte und vollkommenſte Monade; und vermöge ſeiner Macht, Erkenntniß und Willens kommt er mit demjenigen einigermaaſſen überein, welches bey den erſchaffenen Monaden den Grund ausmacht, der nämlich in der Kraft zu empfinden, und in der Begierde beſtehet (25).

§. 13. Da nun eine vollkommne Uebereinſtimmung iſt, indem Gott alle erſchaffene Dinge nach einem Zwecken; und ein jedwedes nach allen andern eingerichtet hat (26): ſo hat Gott bey dem Welt-Bau eine jede Monade, indem ſie Empfindungen hat, und folglich die Welt abzuſchildern fähig iſt, in Betrachtung gezogen. Folglich iſt nichts vermögend die Monade dergeſtalt einzuſchränken, daß ſie nur einen Theil von den vorhandenen Dingen abſchildern ſollte. Denn ob wohl dieſe Abſchilderung nur in einem kleinen Theile der Dinge deutlich ſeyn kann, nämlich, die nur die nächſten oder die gröſten ſind: ſo kommt doch ſolches nicht von dem Gegenſtande, ſondern von der Erkenntniß des Gegenſtandes her. Folglich hat eine jede Monade eine Kraft, ſich die Welt vorzuſtellen, nach dem Stande, worinnen ſie ſich befin-

det

---

23) Monadologie §. 22.

24) Eben daſelbſt §. 27.

25) Daſelbſt §. 47. 48. 49.

26) Daſelbſt §. 56. 57. 58.

der (27). Und ſo weit gehet der hauptſächliche Unterſchied der Leibnitziſchen Monaden von den einfachen Dingen.

§. 14. Da ſich der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges auf eine beſondre Art auf die übrigen beziehet: ſo iſt es auf eine beſondre Art mit den übrigen zugleich; und alſo iſt nicht allein jedes außer den andern, ſondern viele zuſammen folgen auch in einer Ordnung auf einander, und folglich erfüllen viele zuſammen einen Raum, obgleich ein jedes unter ihnen keinen Raum erfüllet, ſondern nur ſeinen gewiſſen Punct darinnen hat (28). Es wird demnach begreiflich, wie aus einfachen Dingen die keine Theile haben, dennoch zuſammengeſetzte herauskommen können. Denn weil ein jedes mit denen übrigen auf eine beſondre Art zugleich iſt; ſo können nicht viele zuſammen in einem Puncte ſeyn. Da aber dennoch ein jedes mit denen, die um daſſelbe ſind, verknüpfet iſt, (nämlich indem ſich eines nach dem andern richtet,) ſo machen viele einfache Dinge zuſammen eines aus; und daher bekommt das zuſammengeſetzte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke (29). Und dieſe Verknüpfung, die der innere Zuſtand eines einfachen Dinges mit dem andern hat, iſt zureichend, ohne, daß die einfachen Dinge eine Befeſtigung und Zuſammenhängung, wie die zuſammengeſetzten nöthig haben (30).

§. 15. Hier veroffenbahret ſich abermals ein Unterſchied zwiſchen den Leibnitziſchen Monaden, und den Wolfiſchen einfachen Dingen. Weil nach denen im vorher-

---

27) Angeführte Monadologie §. 61.

28) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 602.

29) Eben daſelbſt.

30) Daſelbſt §. 604.

gehenden §. angewendeten ausdrücklichen Worten des Freyherrn von Wolf viele einfache Dinge einen Raum erfüllen, und viele einfache Dinge eines ausmachen, unter dieſem Eins aber kann man nichts anders, als ein zuſammengeſetztes Ding verſtehen, indem ein jedes einfaches Ding ſchon ein Ding iſt: ſo muß die Anzahl der einfachen Dinge, welche ein zuſammengeſetztes ausmachen, endlich und beſtimmt ſeyn, ob wir uns gleich, wie er an einem andern Orte ſagt (31), dieſe Anzahl niemals vorſtellen, und begreiflich machen können. Dahingegen ſagt der Herr von Leibnitz ausdrücklich (32): daß der kleinſte Körper wirklich unendlich eingetheilet wäre, und eine Welt voller neuen Creaturen in ſich begriffe. Man kann aber dieſes auf keinen mathematiſchen Begriff von dem unendlichen ausdeuten; weil er ſich ſo gar des Ausdruckes: wirklich unendlich, bedienet.

§. 16. Da die einfachen Dinge zuſammengeſetzte ausmachen: ſo kommt von denenſelben die Ausdehnung und das Verbleiben an einem Orte her, welches letztere die widerſtehende Kraft genennet wird. Was nun einem Körper die Ausdehnung giebt mit ſeiner widerſtehenden Kraft, wird die Materie genennet (33). Folglich hat die Materie eine Kraft der Bewegung zu widerſtehen; und ein Körper kann vermöge ſeiner Materie nur leiden (34).

§. 17.

---

31) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 83. 84 und 85.

32) Streitigkeiten zwiſchen dem Herrn von Leibnitz und D. Clarken, Anhang zur 4ten Schrift S. 62.

33) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 607. S. 376.

34) Eben daſelbſt §. 622.

§. 17. Das Weſen des Körpers beſtehet in der Art der Zuſammenſetzung. Derowegen muß alles, was einem Körper zukommt, darinnen gegründet ſeyn (35). Da ſich nun in der Art der Zuſammenſetzung keine Veränderungen ereignen, als in der Größe der Figur, dem Orte, entweder der Theile oder des Ganzen, dieſes aber ohne Veränderung des Orts nicht geſchehen kann; ſo geſchehen alle Veränderungen durch die Bewegung (36); und es muß demnach der Grund von allem, was einem Körper zukommt, in der Größe, Figur und Bewegung deſſelben zu finden ſeyn (37).

§. 18. Die Bewegungen oder Veränderungen in einem Körper geſchehen nicht allein durch ein Leiden, ſondern auch durch ein Thun. Denn wir werden gewahr, daß ein Körper, indem er leidet, ſich zugleich gegen einen andern thätig erweiſet (38). Da nun der Grund, daß er ſich thätig erweiſen kann, ſo wenig in ſeinem Weſen, welches in der Art der Zuſammenſetzung beſtehet, als in der Materie, welche nur leiden kann, angetroffen wird: ſo muß außer dem Weſen und der Materie noch etwas anders anzutreffen ſeyn, darinnen wir den Grund der Bewegung finden. Und da durch die Bewegung alle Veränderungen in dem Körper geſchehen: ſo iſt dasjenige, worinnen der Grund der Bewegung zu finden, in der That die Quelle der Veränderungen. Folglich hat ein jeder Körper außer der Materie und dem Weſen noch eine bewegende

---

35) von Wolf Metaph. 1 Th. §. 614.
36) Eben daſelbſt §. 615.
37) Daſelbſt §. 616.
38) Daſelbſt §. 619. 620 und 621.

gende Kraft (39). Es gehöret demnach zu einem Körper eine Materie, ein Weſen und eine bewegende Kraft (40).

§. 19. Alles was in den zuſammengeſetzten Dingen angetroffen wird, muß ſeinen Grund in den einfachen Dingen haben, daraus ſie erwachſen. Da nun die Körper eine bewegende Kraft oder eine ſtete Bemühung haben, die Materie zu bewegen (41): ſo muß auch der Grund hiervon in den einfachen Dingen liegen. Es muß ſich alſo in den einfachen Dingen eine Kraft befinden, durch welche ſie ſich bemühen, etwas zu thun, worinnen der zureichende Grund von der bewegenden Kraft der Körper zu finden iſt, und woraus ſich dieſelbe alſo verſtändlich erklären läßt.

§. 20. Dieſes iſt die Lehre von den Monaden und den einfachen Dingen. Ich habe mir Mühe gegeben ſolche in der größten Stärke vorzutragen, deren die Gründe, worauf ſie beruhet, nur immer fähig ſind. Ich habe derſelben einen Zuſammenhang zu geben geſucht, den ſie vielleicht ſelbſt bey ihren Erfindern und Vertheidigern nicht hat; und zu dem Ende habe ich die Widerſprüche ſorgfältig verbergen müſſen, womit ſie allenthalben erfüllet iſt. Ich will aber nun auch die Gründe dieſer Lehre unterſuchen: und ich getraue mich auf die klärſte Art zu zeigen, daß ſie ganz und gar unrichtig ſind.

II. Un-

---

39) von Wolf Metaph. 1 Th. § 622. 623.

40) Eben daſelbſt § 626.

41) Daſelbſt § 624.

II. Unterſuchung und Widerlegung der Gründe, worauf die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen beruhet.

§. 21. Die Vertheidiger der Monaden haben am allerwenigſten Urſache, ihren Gegnern vorzuwerfen, daß ſie ſich mit geometriſchen Begriffen in die Metaphyſik wagen. Der hauptſächlichſte und faſt einzige Grund der Monaden, weil ſich alle übrige Schlüſſe auf denſelben beziehen, nämlich, daß, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, auch einfache Dinge ſeyn müſſen, entſtehet lediglich aus einem geometriſchen Begriffe. Die von dem Freyherrn von Wolf dieſem Schluß angefügte Erläuterung von zuſammengeſetzten und einfachen Zahlen (42), beweiſet mehr als hinlänglich, daß ſeine Seele geometriſche Vorſtellungen von der Sache gehabt hat.

§. 22. Es iſt wahr, man kann in der Geometrie ſagen, wo zuſammengeſetzte Zahlen ſind, da ſind auch einfache. Man iſt von dem Daſeyn der einfachen Zahlen bereits hinlänglich überzeugt; und man weiß, daß in dieſer Wiſſenſchaft gar nichts möglich iſt, wenn nicht einfache Zahlen zum Grunde liegen. Die unſtreitige Erkenntniß macht demnach allein dieſen Satz wahr. Außerdem aber iſt er als ein Schluß ſelbſt in der Geometrie nicht der beſte. Die Zuſammenſetzung der Zahlen führet uns nicht unmittelbar und nothwendig auf die einfachen. Nur die Vervielfältigung führet uns unmittelbar und nothwendig auf den Begriff von den Einheiten. Wenn man alſo einen richtigen geometriſchen Begriff hätte zum Grunde legen wollen: ſo hätte es heiſſen müſſen:

---

42) Metaph. 1 Th. §. 76.

wo vervielfältigte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn.

§. 23. Allein, wie kann man in der Metaphyſik auf den Satz kommen: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn. In der ganzen Natur ſiehet man nichts von einfachen Dingen; und indem ein Metaphyſicus das Weſen der Körper unterſuchet: ſo darf er ſich noch nicht um die Geiſter bekümmern: und folglich muß er gleichſam noch nicht wiſſen, daß einfache Dinge wirklich ſind. Denn wenn ſich alles, was wir in der Welt wahrnehmen, aus dem Weſen der Körper verſtändlich erklähren läßt; ſo würde es ſehr überflüßig ſeyn, wenn man ſeine Zuflucht zu Geiſtern nehmen wolte. Ich rede hier von einer wahren Ordnung in der Metaphyſik; und eine eingebildete und eigenmächtig geſchmiedete Ordnung iſt nicht allemal die wahre. Da wir nun in der ganzen Natur von einfachen Dingen nichts wahrnehmen; und da wir in der Unterſuchung der Körper, die Geiſter und die Erkenntniß von einfachen Dingen noch nicht anwenden dürfen: ſo darf ein Metaphyſicus bey der Unterſuchung der Körper ſchlechterdings nicht auf einfache Dinge verfallen, wenn ihn nicht die Ordnung ſeiner vorhergehenden Schlüſſe und die natürliche Folge aus denſelben, unumgänglich darauf führen. Thut er es dennoch: ſo iſt es offenbahr, daß er fremde und hieher nicht gehörige Begriffe einmiſchet. Der Herr von Leibnitz hat die Grund-Wahrheiten niemals im Zuſammenhange vorgetragen. Wenn man demnach die Lehre von den einfachen Dingen bey dem Frey-Herrn von Wolf nachſiehet: ſo wird man finden, daß ſeine vorhergehenden

Schlüſſe mit dieſer Lehre nicht den geringſten Zuſammenhang haben. Es folgt aus keinem einzigen vorhergehenden Schluſſe, daß einfache Dinge in den Körpern zum Grunde liegen müſten: ſondern dieſes iſt allemal gleichſam ein ganz neuer Anfang: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn. Es iſt demnach klahr, daß der Begriff des Einfachen hieher nicht gehöret, und folglich aus einer ganz fremden Erkenntniß genommen iſt. Man ſiehet aus der Erläuterung des Freyherrn von Wolf, daß er ihn aus der Geometrie genommen hat; und dieſer Begriff iſt auch urſprünglich daher. Wenn man mit einem Begriffe auf eine zählende Art fortgehen kann: ſo iſt er ſeinem Weſen nach geometriſch. Man kann aber ſo gut zwey, drey, vier und hundertfach ſagen, als man einfach ſagen kann.

§. 24. Man kann der Mathematik in der Metaphyſik nicht allen Nutzen abſprechen. Es wird demnach ein Schluß in der Metaphyſik nicht ſchlechterdings falſch, weil die Begriffe geometriſch ſind. Allein, ſo bald man einen geometriſchen Begriff mit einem metaphyſiſchen verbindet: ſo entſtehet daraus allemal ein falſcher Schluß. Die Urſache iſt ganz offenbahr. Die Geometrie gehet mit eingebildeten Dingen um. Da hingegen beſchäfftiget ſich die Metaphyſik mit wirklichen Dingen. Wenn man nun die Begriffe von eingebildeten und wirklichen Dingen unter einen Begriff bringen will: ſo muß daraus nothwendig allemal ein falſcher Schluß entſtehen. Man kann gar nicht laugnen, daß der Begriff des Zuſammengeſetzten hier metaphyſiſch iſt. Da man nun den geometriſchen Begriff des Einfachen mit demſelben verbinden will: ſo muß der Schluß nothwendig falſch ſeyn.

§. 25. Ob ſich nun zwar ſolchergeſtalt die Unrichtigkeit dieſes bereits veroffenbaret iſt: ſo iſt ſie doch noch auch von andern Seiten erweislich. Wer ſich die Mühe nehmen will, dieſen Schluß nach den eignen logikaliſchen Regeln des Freyherrn von Wolf zu unterſuchen, der wird finden, daß er kein einziges Kennzeichen weder eines wahren Satzes, noch eines richtigen Schluſſes hat. Wenn man die Erklärung der zuſammengeſetzten Dinge vor Augen hat: ſo fällt uns nicht das geringſte bey, was uns auf den Begriff von einfachen Dingen führen könnte. Zuſammengeſetzte Dinge ſind aus Theilen beſtehende Dinge. Folglich muß man zuerſt ſchließen, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da ſind auch Theile. Aus dem Begriffe von Theilen aber erlangt man nicht den geringſten Begriff von einfachen Dingen. Es iſt von einem zum andern kein weiterer Schluß. Einfache Dinge ſind Dinge, die gar keine Theile haben. Man müßte alſo ſchließen: wo Theile ſind, da ſind gar keine Theile: und dieſes würde einen offenbaren Widerſpruch in ſich faſſen.

Ueberhaupt leidet das Weſen der Zuſammenſetzung niemals etwas anders, als Theile, wenn man nicht in offenbahre Widerſprüche verfallen will. Dieſes iſt ſo gar in der Geometrie ganz unſtreitig wahr, ob man gleich glaubt, daß man daſelbſt aus der Zuſammenſetzung Theile, und aus den Theilen einfache Zahlen bekomme. Der Irrthum entſtehet daher, daß man nicht bedenkt, daß große und kleine Theile in Abſicht auf die Zuſammenſetzung ganz einerley ſind, und daß die Einheiten der Zahlen dennoch allemal Theile der größten Summen ſind. Nach dieſer deutlich gemachten Wahrheit wird die mehrmals angeführte Erläuterung des Freyherrn von Wolf von zuſammengeſetzten Zahlen ganz und gar unnütze. Da auch die Einheiten der Zahlen Theile ſind: ſo würde nach ſeiner Meinung folgen, daß auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn müßte, warum die Einheiten verhanden wären. Denn deswegen allein will er einfache Dinge haben, weil ſonſt kein zureichender Grund vorhanden wäre, warum Theile wären.

§. 26. Ich habe noch eine richtige Demonſtration, wodurch dieſer erſte und faſt einzige Grund der Monaden gänzlich über den Haufen fällt. Sie begreift gerade das Gegentheil, nämlich folgenden Satz: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen nicht einfache ſeyn. Zuſammengeſetzte Dinge ſind, nach der eigenen Erklährung des Freyherrn von Wolf (43), aus vielen von einander unterſchiedenen und mit einander verknüpften Theilen beſtehende Dinge. Derohalben ſind ſie aus Theilen beſtehende Dinge. Was aus Theilen beſtehet, kann nicht zugleich auch aus keinen Theilen beſtehen. Dieſes Axioma iſt durch den Satz des Widerſpruchs ganz unſtreitig, weil eine Sache nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann. Derowegen können die zuſammengeſetzten Dinge nicht auch aus kleinen Theilen beſtehen. Was nicht zugleich auch aus keinen Theilen beſtehen kann, kann aus keinen Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben. Dieſemnach können die zuſammengeſetzten Dinge nicht aus Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben. Die einfachen Dinge ſind Dinge, die gar keine Theile haben. Folglich haben ſie gar keine Theile. Was nun nicht aus Din-

---

43) Metaph. 1ſter Theil, §. 51.

Dingen beſtehen kann, die gar keine Theile haben, kann auch nicht aus einfachen Dingen beſtehen. Derohalben können die zuſammengeſetzten Dinge nicht aus einfachen beſtehen. Wenn eine Sache nothwendig erfordert, daß ſie da ſeyn muß, wo ſie iſt: ſo muß ſie aus derſelben beſtehen. Ich nehme dieſen Satz zu Erſparung des Raums als bereits demonſtrirt an. Er iſt ganz unläugbar wahr: und man kann kein einziges Beyſpiel aufbringen, daß er falſch wäre. Dieſer Satz erfordert aber in der Erwägung eine genaue Aufmerkſamkeit. Denn ein ganz anders iſt der Satz: wenn eine Sache aus der andern beſtehet, ſo muß ſie nothwendig da ſeyn, wo dieſe iſt; und dieſer letztere Satz iſt nicht allgemein wahr. Aus dieſem erſten Satze folget nun unmittelbar: Dinge, die aus gewiſſen andern Dingen nicht beſtehen können, erfordern alſo nicht nothwendig, daß dieſe da ſind, wo ſie ſind. Da nun dieſe zuſammengeſetzten Dinge aus einfachen nicht beſtehen können: ſo erfordern die zuſammengeſetzten Dinge nicht nothwendig, daß die einfachen da ſind, wo ſie ſind; und daraus entſtehet durch eine unmittelbare Folgerung der Satz, den ich demonſtriren wolte. Wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen nicht einfache ſeyn. Gleichwie nun dieſe Demonſtration richtig iſt: ſo kann der gegenſeitige Satz, worauf ſich die Monaden gründen, unmöglich wahr ſeyn.

§. 27. Wenn nun ſolchergeſtalt der hauptſächlichſte Grund der Monaden und einfachen Dingen offenbahr falſch iſt: ſo werden die vermeintlichen Beweiſe deſſelben um ſo viel weniger Mühe erfordern. Alle dieſe Beweiſe gründen ſich auf den Satz des zureichenden Grundes.

Sie ſagen, wenn die zuſammengeſetzten Dinge nicht aus einfachen Dingen entſtunden: ſo ſey kein zureichender Grund vorhanden, woher die zuſammengeſetzten Theile herkamen, und warum Dinge da wären, die eine Figur, Größe und Ausdehnung hätten. Wenn ich alſo zeigen kann, daß der Satz des zureichenden Grundes hier ſchlechterdings nicht angewendet werden kann; ſo müſſen alle dieſe Beweiſe auf einmal über den Haufen fallen.

§. 28. Es iſt wahr, dasjenige, was an der neuen Weltweisheit geſundes iſt, haben wir lediglich dem Gebrauch des Satzes des zureichenden Grundes zu verdanken. Allein, es iſt auch ſo viel gewiß, daß alle die wichtigen Fehler, die noch darinnen herrſchen, lediglich aus dem allzuhochgetriebenen Gebrauche oder vielmehr Mißbrauche dieſes Satzes herrühren. Ich kann es wohl ſagen; und unpartheyiſche Gelehrte werden mir Beyfall geben, daß ſich die Freyherren von Wolf und Leibnitz, benebſt den meiſten ihrer Nachfolger, allzuſehr in dieſen Grundſatz verliebt haben. Was kann die eigne Erfindung oder Hervorſuchung, die Neuigkeit einer Sache, die Wahrnehmung des offenbahren Nutzens in vielen Fällen, und die daraus entſpringende Hochachtung über die menſchliche Schwachheit nicht vor Wirkung haben, eine Sache allzuhoch zu treiben: und dieſe menſchliche Schwachheit klebet auch den gröſten Weltweiſen noch immer an. Aus allzugroſſer Liebe vor dieſen Grundſatz will man demnach denſelben allenthalben anbringen: und hierüber vergißt man die gerechten Gränzen, welche derſelbe hat. Er muß aber in der That in ſehr richtige Granzen eingeſchloſſen werden, wenn er uns nicht zu Irrthümern verleiten ſoll.

§. 29. Man kann auch leugnen, daß dieſer Grundſatz allgemein ſey. Eine jede Sache ohne Ausnahme muß einen zureichenden Grund haben, warum ſie ſo und nicht anders iſt. Dieſes allgemeine aber beziehet ſich nur auf die göttliche Erkenntniß. Hier muß dieſer zureichende Grund allemal erkennbar ſeyn. Allein, vor die menſchliche Erkenntniß iſt dieſer Grundſatz gar nicht allgemein. Wie können wir armen Menſchen mit unſerm endlichen und ſchwachen Verſtande in die unendliche Tiefe des göttlichen Verſtandes eindringen, um wahrzunehmen, warum die Dinge ſo, und nicht anders möglich geweſen ſind. Hieraus nun muß ganz unſtreitig folgen, daß wir mit dieſem Grundſatze niemals weiter, als in das Weſen der Dinge gehen können; und wir dürfen keinen zureichenden Grund wiſſen wollen, warum die Dinge ſo und nicht anders möglich geweſen ſind. Dargegen iſt der Satz des Widerſpruchs, ſowohl in Anſehung Gottes als der Menſchen, ein ganz allgemeiner und uneingeſchränkter Grundſatz. In dem Verſtande Gottes kann nichts Widerſprechendes vorhanden ſeyn; und auch der ungeübteſte menſchliche Verſtand kann einſehen, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn kann. Hieraus muß eine andre Regel abfließen, nämlich, daß die Schlüſſe aus dem Satze des zureichenden Grundes den Satz des Widerſpruchs niemals beleidigen müſſen, oder daß man mit dem Erſten niemals wider den Andern ſtreiten darf. Dieſe und andre Grund-Regeln ſind die gerechten Gränzen, worinnen der Satz des zureichenden Grundes eingeſchloſſen werden muß, wenn man nicht irren will. Man braucht nur dieſe Gränzen vor Augen zu haben: ſo wird man ſehen, daß die Schlüſſe aus dem zureichenden Grunde hier nicht ſtatt haben können.

§. 30. Es iſt ganz unſtreitig, daß das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge in der Zuſammenſetzung beſtehet. Dasjenige, was ſich am erſten von einem Dinge gedenken läßt, und wodurch es zu demjenigen wird, was es iſt, iſt das Weſen eines Dinges. Es läßt ſich von den zuſammengeſetzten Dingen nichts am erſten gedenken, als die Zuſammenſetzung; und durch die Zuſammenſetzung allein werden ſie zuſammengeſetzte Dinge. Folglich beſtehet das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge in der Zuſammenſetzung.

§. 31. Wenn man zeigen kann, daß dasjenige, was einem Dinge entgegengeſetzt wird, etwas Widerſprechendes in ſich hält: ſo iſt daſſelbe Ding nothwendig. Da nun dasjenige, wodurch ein Ding zu demjenigen wird, was es iſt, nicht zugleich auf dieſe und auch eine andre Art ſeyn kann, und folglich das entgegengeſetzte etwas Widerſprechendes in ſich enthält: ſo iſt das Weſen der Dinge nothwendig. Folglich iſt auch das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge nothwendig: und es beſtehet nothwendig in der Zuſammenſetzung. Denn der Satz: ein zuſammengeſetztes Ding iſt nicht zuſammengeſetzt, hält einen offenbahren Widerſpruch in ſich, eben ſo gut als der Satz: ein Drey-Eck hat nicht drey Winkel.

§. 32. Dasjenige, was nothwendig iſt, braucht keinen zureichenden Grund, warum es iſt. Da nun das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge nothwendig in der Zuſammenſetzung beſtehet: ſo braucht die Zuſammenſetzung keinen weitern Grund, warum ſie iſt.

§. 33.

§. 33. Die zuſammengeſetzten Dinge beſtehen aus Theilen. Dieſes iſt aus der Erfahrung offenbahr, die ſelbſt die Gegner annehmen. Sie ſind demnach aus Theilen zuſammengeſetzt. Wenn man demnach einen zureichenden Grund haben will, warum Theile ſind, und warum ſie dieſe oder jene Beſchaffenheit haben: ſo verlanget man ganz unſtreitiger Weiſe einen zureichenden Grund, warum die Zuſammenſetzung iſt. Da nun die Zuſammenſetzung als das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge keinen weitern zureichenden Grund nöthig hat: ſo mißbrauchet man den Satz des zureichenden Grundes. Man erſtrecket ihn über ſeine gemachte Gränzen, und will damit weiter als in das Weſen eines Dinges eindringen; und alle Schlüſſe, die auf ſolche Art aus dem zureichenden Grunde hergeleitet werden, ſind offenbahr falſch.

§. 34. Wer demnach einen zureichenden Grund verlangt, warum in zuſammengeſetzten Dingen Theile ſind, und warum dieſe eine Größe, Figur und Ausdehnung haben, der verſtehet nicht, was er haben will. Es iſt eben das, als wenn er einen zureichenden Grund verlangte, warum ein Drey Eck drey Winkel hat, warum einfache Dinge einfach ſind, und warum in den Zahlen Einheiten vorhanden ſind. Alles dieſes iſt nicht mehr das Weſen dieſer Dinge, als die Zuſammenſetzung aus Theilen das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge iſt.

§. 35. So ganz unwiderſprechlich auch dieſe Sätze und die daraus abfließenden Wahrheiten ſind: ſo will ſie doch der Freyherr von Wolf nicht erkennen. Er traget ſie als einen Einwurf vor: und derſelbe ſcheinet ihm ſehr leicht zu heben. Es iſt unſtreitig gewiß, daß derjenige

ſchen

ſchon auf dem Wege iſt, der Wahrheit zu verfehlen, der den ſtatum controverſiae, wie man in Schulen zu reden pflegt, verändert. Ich kann nicht bergen, daß dieſes hier geſchehen iſt. Der Herr Kanzler faſſet den Vorwurf der Streitigkeit folgendergeſtalt zuſammen, indem er ſpricht: Wer demnach behaupten will, daß einige aus Theilen beſtehende Dinge nothwendig untheilbar ſind, und daher auch nothwendig eine gewiſſe Größe und Figur haben, der muß erſt erweiſen, daß etwas Widerſprechendes daraus erfolget, wenn ſie aus einfachen Dingen ſolten zuſammengeſetzt werden.

§. 36. Allein die Rede iſt hier von zuſammengeſetzten Dingen; und es iſt nicht erlaubt, weder die Begriffe noch die Worte zu verändern. Am allerwenigſten hatten die einfachen Dinge eingemiſchet werden ſollen. Dieſe geben die Gegner derſelben nicht zu, alſo können ſie die Vertheidiger derſelben auch nicht zum Grunde legen: ſondern ſie müſſen dieſelben erſt alsdenn daraus folgern, wenn der Satz nichts Widerſprechendes in ſich enthält. Man hätte demnach die Sache folgendergeſtalt faſſen müſſen. Wer demnach behaupten will, daß die zuſammengeſetzten Dinge nothwendig aus Theilen zuſammengeſetzet ſind, der muß erſt beweiſen, daß es etwas Widerſprechendes in ſich faſſet, wenn ſie nicht aus Theilen zuſammengeſetzet ſind. Oder höchſtens auf folgende Art: Wer demnach behaupten will, daß die aus Theilen beſtehenden Dinge nothwendig Theile, und dieſe nothwendig eine gewiſſe Größe und Figur haben, der muß erſt beweiſen, daß etwas Widerſprechendes daraus erfolgt, wenn ſie keine Theile haben. Die Nothwendigkeit, die Sache ſolchergeſtalt zu faſſen, iſt um ſo ungezweifelter, da man hier die Begriffe des Nothwendigen und Entgegengeſetzten anwenden will. Allein, auf dieſe Art hätte die Wahrheit dem Herrn Kanzler unmöglich verborgen bleiben können, weil alsdenn der Widerſpruch allzuoffenbar geweſen wäre: und die einfachen Dinge als Elemente der Körper würden alsdenn in ſeiner Weltweisheit keinen Platz gefunden haben. Denn ich bin verſichert, daß er die Wahrheit liebt: und es iſt nur ein menſchlicher Fehler der ihm entwiſcht iſt. Ob man nun zwar ſolchergeſtalt gar nicht verbunden wäre, dasjenige zu erweiſen, was der Herr Kanzler verlangt: ſo ſoll doch dieſes unten geſchehen. Ich werde nämlich zeigen, daß allerdings etwas Widerſprechendes daraus erfolgt, wenn aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte werden ſollen.

§. 37. Der ganze Irrthum der Gegner entſtehet lediglich aus den unrechten Begriffen, die ſie ſich von dem Wort: Theilen, machen. Wenn man fragt, warum Theile ſind: ſo fragt man weiter nichts, als warum das Ganze oder Zuſammengeſetzte iſt. Dieſes ſind ganz einerley Begriffe, allein, unter verſchiedenen Worten. Denn das Zuſammengeſetzte und Ganze beſtehet aus Theilen; und eben dieſe Theile ſind das Zuſammengeſetzte und Ganze. Wenn man alſo dennoch fraget, warum Theile ſind: ſo fragt man entweder gar nichts, oder man muß ſich ſchlechterdings einen jedweden Theil abermals als ein Zuſammengeſetztes und Ganzes vorſtellen, und ſo gehet es in der That in der Materie. Auch die kleinſten Theile ſind allemal noch ein Zuſammengeſetztes und Ganzes: und man kann nichts anders antworten, als: das Weſen des Zuſammengeſetzten oder der Materie beſtehet in der Zuſammenſetzung: ſo wie das Weſen der einfachen Dinge in dem Einfachſeyn, und das Weſen des Drey-Ecks in drey Winkeln beſtehet. Wenn jemand fragen wolte, warum iſt in dem Drey-Eck dieſer oder jener Winkel vorhanden: ſo würde man ihm antworten müſſen, weil er mit zu dem Weſen des Drey-Ecks gehöret. Dieſe Wahrheiten ſind ſo deutlich, daß man ſich in der That verwundern muß, wie ſie vernünftige Leute nicht einſehen können. Sie würden ſie aber unfehlbar einſehen, wenn nicht ihre Seele durch den geometriſchen Begriff verblendet wäre, den ſie ſich von der Sache gemacht haben. Denn weil ſie hier erſtlich zuſammengeſetzte Zahlen, ſodann Theile, und endlich Einheiten finden: ſo überreden ſie ſich feſtiglich, daß es in der Natur auch alſo ſeyn müſſe. Sie bedenken aber den großen Unterſchied nicht, der zwiſchen den einfachen Dingen, und den Einheiten der Zahlen iſt; und ſie erwägen nicht, daß auch die Einheiten der Zahlen, dennoch allemal nichts als Theile ſind. Wahrheit iſt allemal Wahrheit, und ſie muß es auch in allen Wiſſenſchaften bleiben. Der Satz iſt alſo auch in der Geometrie wahr: zuſammengeſetzte Dinge entſtehen aus nichts weiter, als aus Theilen.

§. 38. Dieſe unwiderſprechlichen Wahrheiten müſſen um ſo viel eher erkannt werden, wenn man bedenken will, daß das Weſen der Dinge, weil es nothwendig iſt, auch unveränderlich iſt. Denn wenn es jemals auf eine andere Art ſeyn könnte; ſo wäre es nicht nothwendig. Die Zuſammenſetzung als das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge, iſt alſo unveränderlich. So lange alſo Materie vorhanden iſt: ſo muß auch Zuſammenſetzung ſeyn. Da wir nun in den allerkleinſten Dingen Materie, und folglich Zuſammenſetzung wahrnehmen, und da wir die Vergrößerungs-Gläſer zu Hülfe nehmen können; wo die Augen nicht hinreichen: ſo iſt man endlich genöthiget zu bekennen, daß die Theilbarkeit der Materie wirklich unendlich fortgehet; und ſie muß auch unendlich fortgehen, weil man die Materien ſonſt vernichten könnte. Dieſes aber beruhet allein in der Allmacht Gottes, der ſie hervorgebracht, und der ihr die Zuſammenſetzung zum Weſen gegeben hat, welches in ſeinen ewigen Begriffen vorhanden geweſen iſt. Ich werde aber unten zeigen, daß aus demjenigen, was nicht Materie iſt, unmöglich Materie oder Zuſammenſetzung entſtehen kann.

§. 39. Da ich nun unwiderſprechlich bewieſen habe, daß, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, nicht einfache ſeyn müſſen, und da ich die Unrichtigkeit der Beweiſe, die man vor den gegenſeitigen Satz anführet, auf die klährſte Art dargethan habe: ſo habe ich nicht nöthig, auf dasjenige zu antworten, was in der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen von dem innern Zuſtande der einfachen Dinge enthalten iſt. Dieſes iſt aus den Begriffen genommen, die man von den einfachen Dingen hat, welche die Seelen und Geiſter ſind. Weil aber in zuſammengeſetzten Dingen keine einfachen zum Grunde liegen: ſo ſind alle die Schlüſſe vergeblich, die man aus dem Weſen der einfachen Dinge herleitet.

§. 40. Ob nun zwar ſolchergeſtalt dasjenige, was von dem innern Zuſtande der einfachen Dinge geſagt wird, keiner Widerlegung bedarf: ſo muß ich doch hierbey aber den hauptſächlichſten Unterſchied zwiſchen den Monaden und einfachen Dingen einige Betrachtungen machen. Die Ungewißheit, worinnen ſich die Urheber dieſer beyderley Lehren befinden, was ſie der Veränderung des innerlichen Zuſtandes ihrer Monaden und einfachen Dinge vor eine Wirkung beylegen ſollen, zeiget genugſam von der offenbahren Unrichtigkeit derſelben. Sie befinden ſich beyderſeits in einiger Verwirrung, aus der ſie ſich niemals heraushelfen können.

§. 41. Die Meinung des Herrn von Leibnitz, nach welcher er ſeinen Monaden eine Kraft beyleget, ſich die Welt vorzuſtellen, hänget zum wenigſten mit ſeiner vorhergehenden Lehre zuſammen. Wenn man einmal den kühnen Schritt thut, einfache Dinge zu den Elementen der Körper anzunehmen, und wenn man ihnen einmal eine ſolche Veränderung ihres innerlichen Zuſtandes beyleget, als man weiß, daß es dem Weſen der übrigen einfachen Dinge, nämlich den Seelen und Geiſtern gemäß iſt: ſo iſt es vergeblich, wenn man alsdenn erſt zaghaftig werden will, ſondern man kann ſich der Folge ſchwehrlich entbrechen, daß dieſe Wirkung in der Kraft beſtehet, ſich die Welt vorzuſtellen. Denn Dinge deren Weſen man auf einerley Art fortdaurend annimmt, müſſen auch dadurch einerley Wirkungen hervorbringen, ob dieſe Wirkung gleich in den Graden unterſchieden ſeyn kann. Da man nun annimmt, daß das Weſen, ſowohl der Monaden, als der Seelen und Geiſter, auf einerley Art fortdaurend ſey, nemlich durch die Einſchränkung und Veränderung ihres innerlichen Zuſtandes: ſo muß man ſich auch den Schluß gefallen laſſen, daß die Wirkung, wiewohl in verſchiedenen Graden einerley ſey.

§. 42. Allein, dieſe Folge bringet der Lehre von den Monaden keinen Vortheil. Sie iſt vielmehr nur ein näherer Schritt zur Verwirrung. Dieſe Lehre zielet dahin ab, das Weſen der körperlichen Dinge zu erklähren. Wie kann aber wohl eine Kraft, ſich die Welt vorzuſtellen, hierzu das geringſte beytragen? Sie widerſtreitet vielmehr gerade denenjenigen Eigenſchaften, die wir an den Körpern wahrnehmen. Iſt es nicht ſchlechterdings unmöglich, daß die Vorſtellungs Kraft als die Veränderung eines innerlichen Zuſtandes, der Grund von der körperlichen Bewegung als der Veränderung des äußerlichen Orts ſeyn kann: und widerſtreitet nicht die Empfindung, welche in dem innerlichen Zuſtande eines einfachen Dinges vorgehet, den Begriff, den man von einer Zuſammenhängung haben kann, woraus ein Körper erwachſen ſoll? Kurz, kann wohl das Weſen eines Geiſtes der Grund von der Zuſammenſetzung und Bewegung eines Körpers ſeyn?

§. 43. Der Freyherr von Wolf, nach ſeiner Scharfſinnigkeit, ſahe den Abgrund der Verwirrung, in welchen ſich der von Leibnitz geſtürzet hatte. Er erkannte die Nothwendigkeit nur allzuwohl, wie er oben angeführter Maaßen ſelbſt geſtehet, (§. 9.) daß aus der Kraft der einfachen Dinge eine Wirkung hervorkommen müſte, wodurch man die Kraft der körperlichen Dinge, und die Bewegung derſelben verſtändlich erklähren könnte. Da er nun überzeugt war, daß die Vorſtellungs Kraft der Monaden hierzu mehr hinterlich als beförderlich war: ſo wolte er lieber dieſe Wirkung gar nicht beſtimmen, als etwas ausfündig machen, welches dem Endzwecke der

Elemente der Körper ſo entgegen geweſen wäre. In der That aber war dieſe Behutſamkeit zu ſpäth, nachdem er einmal ſeinen einfachen Dingen alles dasjenige beygelegt hatte, welches aus dem Weſen der übrigen einfachen Dinge, die Vorſtellungs-Kraft haben, folget. Allein, ſeine Verwirrung wird dadurch nicht geringer. Er ſiehet ſich genöthiget, die unumgängliche Folge ſeiner Schlüſſe zu verſchlucken: und er hat eine Sache angenommen, mit der er nicht weiß, was er anfangen ſoll. Er muß ſo gar öffentlich bekennen, daß die Lehre von den einfachen Dingen zu Erklährung der Veränderungen der Körper nicht zureichend ſey, und daß ſie folglich ihren Endzweck nicht erfüllet. Denn aus den einfachen Dingen ſollen die zuſammengeſetzten entſtehen. Sie ſollen den Grund von den körperlichen Dingen ausmachen. Dennoch geſtehet man, daß ſich aus dieſem Grunde die Eigenſchaften der Körper nicht erklähren laſſen. Wo bleibt jetzo die Hochachtung vor den Satz des zureichenden Grundes, indem man folglich die einfachen Dinge ohne zureichenden Grund angenommen hat: und folget nicht aus dieſem Bekenntniß unmittelbar, daß die ganze Lehre nicht den geringſten Nutzen habe?

§. 44. Indem der Herr von Leibnitz ſeinen Monaden die Empfindung beylegt: ſo ſchließt er das Bewußtſeyn ſorgfältig davon aus. Das Spiel ſchien ihm vielleicht zu hoch getrieben, wenn die Monaden auch ein Bewußtſeyn haben ſolten. Denn man hätte einwenden können, daß wir von dieſem Bewußtſeyn nichts wüßten, da doch unſer Körper aus nichts als Monaden erwachſen wäre. Allein, er fällt hierdurch in der That in einen offenbahren Widerſpruch. Unfehlbar hat er vergeſſen gehabt, daß er ſeinen Monaden eine Kraft zueignet, ſich die Welt vorzuſtellen. Eine Vorſtellungs Kraft ohne Bewußtſeyn iſt eben ſo unmöglich, als ein Körper ohne Materie. Ich will hier die Schlüſſe des Freyherrn von Wolf nicht anführen, nach welchen zu der Empfindung allemal eine Vorſtellungs-Kraft und alſo ein Bewußtſeyn erfordert wird, weil man dieſes vielleicht nur von menſchlichen Empfindungen verſtehen möchte. So viel aber kann jedermann einſehen, daß man mit der Empfindung unmöglich einen andern Begriff verknüpfen kann, als daß ein Ding eine Veränderung ſeines Zuſtandes fühlen muß. Folglich muß es ſich ſelbſt und dieſer Veränderung bewußt ſeyn. Empfindungen ohne Bewußtſeyn ſind alſo ein Widerſpruch, und Cartesius hat ganz recht, wenn er Empfindungen ohne Bewußtſeyn vor unmöglich hält. Ueberdieß, wenn man nicht die Gedanken mit den Empfindungen vermengen will: ſo können die Empfindungen auf keine andre Art, als durch zuſammengeſetzte Dinge verurſacht werden. Da nun die Empfindungen einer Monade von den übrigen Monaden oder einfachen Dingen, die um dieſelbe ſind, entſtehen ſollen; ſo wird man hier einen andern Widerſpruch gewahr. Auf ſolche widerſprechende Sätze ſiehet man einen ſo groſſen Mann verfallen, vielleicht lediglich, weil die Begierde zu etwas neuem und zu ſinnreichen Erfindungen die Einſicht ſeines groſſen Verſtandes hingeriſſen hatte.

§. 45. Die Sache wird dadurch nicht beſſer, wenn man ſagt, daß eine groſſe Menge kleiner Empfindungen verurſachen können, daß wir uns gar nicht bewußt ſind.

Bey der größten Menge ſchwacher Empfindungen muß ein einfach Ding fühlen, daß es Empfindungen hat, ob es gleich keine von der andern unterſcheiden kann. Denn ſonſt wären es gar keine Empfindungen: und auch in einer Ohnmacht und tiefen Schlafe weiß man, daß man empfindet, ob man gleich die Empfindungen nicht unterſcheiden kann. Es iſt aber gar nicht einerley, die Empfindungen nicht unterſcheiden können, und ſich der Empfindungen gar nicht bewußt ſeyn. Da man endlich ſo gar ſagt, daß in dieſen Empfindungen Veränderungen vorgehen: ſo wird die Sache um ſo viel widerſprechender. Veränderungen in den Empfindungen können unmöglich geſchehen, ohne daß man ſeinen vorhergehenden Zuſtand von dem nachfolgenden unterſcheidet: und dieſes iſt ohne Bewußtſeyn nicht möglich.

§. 46. Der Freyherr von Leibnitz, der ſelten daran dachte, ſeinen Erfindungen in der Weltweisheit einen richtigen Erweiß und Zuſammenhang zu geben, nahm es ohne den geringſten Beweiß an, daß aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen könnten. Sein geometriſcher Begriff von der Sache war viel zu ſtark, als daß er daran zweifeln ſolte. Allein, der Freyherr von Wolf hat ſich zu zeigen bemühet, wie es möglich ſey, daß aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte werden könnten. Indem ich alſo dieſes widerlegen und gerade das Gegentheil erweiſen will: ſo habe ich es lediglich mit den Schlüſſen des letztern zu thun. Da das Falſche niemals in die Liverey der Wahrheit eingekleidet werden kann: ſo kann man daſſelbe gar bald entdecken, wenn man die vermeintlichen Schlüſſe mit einiger Aufmerkſamkeit erwäget.

§. 47. Der erſte Fehler, den der Freyherr von Wolf begehet, iſt ſehr ſubtil: und man hat gewiß alle Aufmerkſamkeit nöthig, wenn man ihn entdecken will. Er ſchließt folgendergeſtalt: Weil ſich der innerliche Zuſtand eines jeden einfachen Dinges auf eine beſondre Art auf die übrigen beziehet: ſo iſt es auf eine beſondre Art mit den übrigen zugleich; und alſo iſt nicht allein jedes außer einander, ſondern viele zuſammen folgen auch in einer Ordnung auf einander. So richtig dieſer Schluß ſcheinet: ſo iſt er doch höchſt irrig. Der Fehler beſtehet darinnen, daß der Herr Kanzler ſeinen eignen richtigen Begriff von der Ordnung hier unrecht anwendet. So oft der Herr Kanzler von der Ordnung redet: ſo giebt er zu verſtehen, daß ſie lediglich durch die Betrachtung und durch die Vorſtellung entſtehet (44), nämlich, wenn vielerley zuſammen als eines betrachtet wird, und es findet ſich darinnen, wie es neben und auf einander erfolget, etwas ähnliches. So lauten ſeine eignen Worte; und dieſer Begriff iſt ſehr richtig. In den Dingen ſelbſt beſtehet die Ordnung gar nicht: ſondern dadurch, daß jemand etwas ähnliches in ihrer Folge wahrnimmt. Alſo gehöret zur Ordnung ſchlechterdings eine Wahrnehmung eines andern. Es iſt um ſo viel ungezweifelter, daß die Ordnung nicht in den Dingen ſelbſt beſtehet, weil ſich die Ordnung in einerley Dingen auf viele verſchiedene Arten verändern läßt, nämlich, nach der Maaße, wie man verſchiedne Aehnlichkeiten unter ihnen wahrzunehmen glaubt. Die Ordnung der Dinge iſt alſo ein pures ens relativum, das ſich lediglich auf eine andre Sache beziehet: und ohne

---

44) Metaph 1ſter Theil, §. 132. und 133. desgleichen §.46

Wahrnehmung iſt folglich gar keine Ordnung vorhanden. Da nun bey den einfachen Dingen keine Wahrnehmung derſelben, vielweniger ihrer Aehnlichkeit ſtatt finden kann: ſo kann man ihnen auch keine Ordnung beylegen. Der hier gemachte Schluß, daß die einfachen Dinge zuſammen in einer Ordnung auf einander folgen, iſt dieſemnach offenbahr falſch.

§. 48. So klein dieſer Fehler iſt: ſo iſt er doch die Urſache aller folgenden falſchen Schlüſſe. Da der Herr Kanzler ſeinen einfachen Dingen einmal eine Ordnung beyleget: ſo muß er auch ſchließen, daß viele zuſammen einen Raum erfüllen. Denn nach ſeiner Meinung iſt der Raum nichts anders, als die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander ſind. Ich ſage mit Bedacht, nach ſeiner Meinung von dem Raume. Denn außerdem folget es bey weiten nicht, was zuſammen in einer Ordnung auf einander folget, das muß zuſammen einen Raum erfüllen. Unter den Engeln oder Geiſtern iſt wohl ohne Zweifel, in Abſicht auf die Erkenntniß eines jeden einzeln Geiſtes, vor ſich eine Ordnung. Denn man kann einem Geiſte die Fähigkeit nicht abſprechen, daß er unter den übrigen Geiſtern, die neben einander ſind, eine Aehnlichkeit und eine Folge wahrnehmen kann. Wie ſehr übel würde man aber ſchließen: derohalben erfüllen viele Geiſter zuſammen einen Raum. Ich kann hierbey nicht unangemerkt laſſen, wie ſchädlich es vor einen Weltweiſen iſt, wenn er ſich keinen richtigen Begriff von dem Raume gemacht hat, und wenn er demſelben keinen weitern Platz, als in Gedanken zugeſtehet. Dieſer Schade erſtrecket ſich auf den ganzen Zuſammenhang ſeiner Weltweisheit, und eine Menge folgender Schlüſſe müſſen dadurch ungegründet werden.

§. 49. Auf ſolche Art nun iſt es möglich, daß auch der gröſte und ſcharfſinnigſte Mann in ungeheure Widerſprüche verfallen kann. Ein einfaches Ding ſoll keinen Raum erfüllen; viele zuſammen aber ſollen einen Raum erfüllen. Kann man ſich wohl offenbahrer widerſprechen? Alle Eigenſchaften eines Dinges müſſen in ſeinem Weſen gegründet ſeyn. Dieſes wird man verhoffentlich nicht läugnen: und man wird doch wohl nicht behaupten, daß das Weſen eines einzeln einfachen Dinges von dem Weſen der übrigen unterſchieden ſey. Entweder es iſt in dem Weſen eines einfachen Dinges gegründet, daß es einen Raum erfüllet oder nicht. Iſt es darinnen gegründet: ſo erfüllet es einen Raum, und alle übrige haben gleichfalls dieſe Eigenſchaft. Denn das Weſen eines Dinges, oder dasjenige, wodurch es zu demjenigen wird, was es iſt, kann nicht in Dingen von einerley Weſen, in einem auf dieſe Art, und in den übrigen auf eine andre Art vorhanden ſeyn. Iſt es aber in dem Weſen eines einfachen Dinges nicht gegründet: ſo erfüllet es keinen Raum; und alle übrige können gleichfalls unmöglich einen Raum erfüllen. Durch das Beyſammenſeyn vieler einfachen Dinge, wird weder in ihrem Weſen, noch in ihren Eigenſchaften etwas geändert: und da ſie nicht körperlich ſeyn ſollen: ſo können ſie ſich unmöglich an einander anhängen. Wo ſoll alſo die Eigenſchaft herkommen, daß viele einfache Dinge einen Raum erfüllen. Wenn ſie Gott ihnen nicht unmittelbar durch ein Wunderwerk vom Himmel beylegt: ſo wird kein vernünfnünftiger Menſch einſehen können, wo ſie herkommen ſollten. Allein, wenn dieſe Eigenſchaft nicht in dem Weſen der einfachen Dinge gegründet iſt: ſo würde Gott durch eine unmittelbare Mittheilung ihr Weſen aufheben, und ganz andre Dinge hervorbringen. Denn das Weſen der Dinge iſt nothwendig und unveränderlich; und Gott ſelbſt kann es nicht abändern, ohne ein ganz ander Ding zu erſchaffen.

§. 50. Man richtet wider dieſe ſonnenklaren Schlüſſe nichts aus, wenn man ſagt, daß doch jedes einfaches Ding ſeinen Punct in dem Raume habe. Der Widerſpruch bleibt immer einerley: wenn durch dieſen Punct kein Raum erfüllet wird: ſo kann kein Raum erfüllet werden, wenn auch hundert tauſend Millionen einfache Dinge ihren Punct neben einander haben. Man hat dieſen Begriff aus der Lehre von den Geiſtern genommen. Warum bleibt man aber nicht bey derſelben. Denn niemand wird lehren, daß viele Geiſter zuſammen einen Raum erfüllen können, ungeachtet ein jeder ſeinen Punct darinnen hat.

§. 51. Darum ſolchergeſtalt unſtreitig iſt, daß viele einfache Dinge keinen Raum erfüllen: ſo werden die übrigen Gründe, wodurch man beweiſen will, daß aus einfachen Dingen, die keine Theile haben, dennoch zuſammengeſetzte heraus kommen können, um ſo viel weniger Schwierigkeiten machen.

§. 52. Wenn man ſtatt der Wahrheit nicht Irrthümer herausbringen will, und wenn man ſich nicht ſelbſt zu betrügen wünſchet: ſo muß man diejenigen Schlüſſe, die man bereits vorher herausgebracht hat, wenn man ſie zum Grunde ſeiner folgenden Schlüſſe legen will, mit eben denſelben Worten auf das allergenaueſte beybehalten. Auch diejenigen Wörter die gleichgültig ſcheinen, führen uns unvermerkt auf falſche Schlüſſe. Wir können die Bedeutung eines Worts mit einem andern vor einerley halten, die es doch in der That nicht iſt. So bald man alſo andre Wörter anwendet, als die in den vorhergehenden Schlüſſen enthalten ſind: ſo iſt man ſchon auf dem Wege ſich den Irrthümern zum Raube zu überlaſſen. Es thut mir wahrhaftig leid, daß ich dieſe Anmerkung des Freyherrn von Wolf wegen machen muß, den ich hochſchätze, und der über dieſe Anmerkung ſehr weit weg ſeyn ſolte.

§. 53. Dieſer vortreffliche Mann hatte durch ſeine vorhergehenden Schlüſſe herausgebracht, daß ſich der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges nach denen übrigen richtet, die um daſſelbe ſind. Dieſes iſt der Schluß, worauf er ſich beziehet, da er die Möglichkeit beweiſen will, daß aus vielen zuſammengeſetzten Dingen einfache erwachſen können. Allein, ſtatt deſſen, daß er das Wort, Richten, auf das genaueſte hätte beybehalten ſollen: ſo bedienet er ſich davor des Begriffs vom Verknüpfen; und er ſagt: unterdeſſen da ein jedes, nämlich einfaches Ding, mit denen die um daſſelbe ſind, verknüpfet iſt: ſo machen viele einfache Dinge eines aus. Iſt es denn aber einerley, ſich mit ſeinem Zuſtande nach einem andern richten, und mit demſelben verknüpfet ſeyn? Bey weitem nicht. Wenn der Herr Kanzler das Wort Richten beybehalten hätte; ſo hätte er ſchlechterdings das Falſche ſeines Schluſſes einſehen müſſen. Denn wie ſchließt doch das: weil ſich der innerliche Zuſtand eines jeden einfachen Dinges, nach denen übrigen, die um daſſelbe ſind, richtet, oder ſich auf die übrigen beziehet: ſo machen viele einfache Dinge eines aus; und daher bekommt das Zuſammengeſetzte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke. Der Freyherr von Wolf müßte nicht derjenige ſeyn, der er iſt, wenn ein ſolcher Schluß kein Entſetzen in ihm erreget hätte. Alles dasjenige, was man von dem innerlichen Zuſtande der einfachen Dinge herausgebracht hat, iſt vielmehr von den Geiſtern wahr. Vermöge der allgemeinen Uebereinſtimmung, welche die Gegner ganz willig zugeben, richtet ſich der innerliche Zuſtand eines jeden Geiſtes nach den übrigen. Wenn nun dieſer Schluß wahr wäre: ſo müßte unumgänglich folgen, daß viele Geiſter ein Zuſammengeſetztes ausmachen müßten: und dieſes Zuſammengeſetzte müßte eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke bekommen.

§. 54. Ueberhaupt wenn man die vermeintlichen Schlüſſe, deren ſich der Freyherr von Wolf hier bedienet (45), auf die Geiſter anwendet: ſo gehet kein Wort verlohren. Alles iſt auch dem innerlichen Zuſtande und dem Weſen der Geiſter gemäß. Folglich kann und muß aus vielen Geiſtern ein zuſammengeſetztes Ding und eine Ausdehnung erwachſen. Wer kann ſich aber dieſes nur im Traume einfallen laſſen, wenn man bedenkt, daß das Weſen der Dinge unveränderlich iſt.

§. 55. Wenn die Gegner dieſe unumgängliche Folge, welche das Ungereimte ihrer Lehre auf das klährſte zu

Tage

---

45) Metaph. 1ſter Th. §. 603.

Bibl.

Tage leget, ablehnen wollen: ſo bringen ſie ſehr elende Sachen vor. Sie ſagen: man brächte dieſes vor, ohne von demjenigen einen Begriff zu haben, was man ſage. Denn wie könnten ſich doch aus den Kräften, Vorſtellung und Begriffe zu haben, Ausdehnung, Widerſtand und Bewegung herleiten laſſen. Dieſes heißt in der That ſehr ſchlecht geantwortet. Eben dieſes iſt ja das Ungereimte, wovon man ſie überführen will: und ein ſolches Bekenntniß erwartet man von ihnen am allerwenigſten. Da ſie ihren Monaden und einfachen Dingen eben ein ſolches Weſen und innerlichen Zuſtand zuſchreiben, als die Geiſter haben: ſo verlanget man mit Rechte, ſie ſollen die unumgängliche Folge ablehnen, daß ſolchemnach auch aus Geiſtern zuſammengeſetzte Dinge erwachſen können. Man wird aber wohl dieſe Ablehnung ewig vergeblich erwarten.

§. 56. Es iſt Zeit nunmehro zu beweiſen, daß es einen offenbahren Widerſpruch in ſich faſſet, und daß es folglich ſchlechterdings unmöglich iſt, daß aus einfachen Dingen, welche keine Theile haben, zuſammengeſetzte heraus kommen können. Nachdem ich dasjenige aus dem Wege geräumet habe, wodurch die Gegner die Möglichkeit hiervon beweiſen wollen: ſo wird ſolches ſehr leicht ſeyn.

§. 57. Es gelten hier alle die Grundſätze, wodurch ich die Unmöglichkeit gezeiget habe, daß viele einfache Dinge einen Raum erfüllen können. Wenn es in dem Weſen der einfachen Dinge gegründet iſt, daß ſie keine Gröſſe haben: ſo kann auch aus vielen einfachen Dingen keine Größe entſtehen; wenn die einfachen Dinge untheilbar ſind: ſo kann auch aus vielen nichts theilbares heraus kommen; wenn die einfachen Dinge nicht Materie ſind: ſo können auch viele keine Materie ausmachen. Alles was einem Dinge zukommt, muß in ſeinem Weſen gegründet ſeyn. Dieſes hat der Freyherr von Wolf wohl hundertmal geſagt. Wo ſoll alſo dasjenige herkommen, woraus die Größe und Materie entſtehet, da es nicht in dem Weſen der einfachen Dinge gegründet iſt. Gott kann es ihnen nicht unmittelbar geben, ohne andre Dinge hervor zu bringen. Folglich müßten die einfachen Dinge zugleich keine Theile, keine Größe, keine Materie, und doch auch Theile, Größe und Materie haben, welches ein offenbahrer Widerſpruch iſt. Man kann aber dieſes noch auf andre Art zeigen.

§. 58. Niemand in der Welt kann läugnen, daß zuſammengeſetzte Dinge und einfache ganz entgegengeſetzte Dinge ſind. Denn zuſammengeſetzt ſeyn, und einfach ſeyn, Theile haben, und keine Theile haben, Größe haben, und keine Größe haben, ſind ſchlechterdings entgegengeſetzte Begriffe: und eben daher werden entgegengeſetzte Dinge, weil der eine Begriff eben das verneinet, was der andre bejahet. Die Gegner ſind auch dieſes ſelbſt nicht in Abrede (46). Zuſammengeſetzte und einfache Dinge ſind demnach eben ſo gut entgegengeſetzte Dinge, als es mögliche und unmögliche, endliche und unendliche Dinge ſind. Wer ſich aber zu behaupten erkühnet, daß aus entgegengeſetzten Dingen die andern entgegengeſetzten entſtehen können, der begehet einen ganz unläugbaren Wi-

---

46) Metaph. 2ter Th. § 36. S. 76.

derſpruch. Denn eben deswegen, weil der eine Begriff etwas verneinet, was der andre bejahet: ſo ſind ſie nicht in einerley Dinge möglich. Was aber nicht in einerley Dinge möglich iſt, kann auch nicht aus ihm entſtehen. Das Entſtehen ſetzet einen zureichenden Grund voraus, warum es wird: und dieſer müßte ſchlechterdings in dem Weſen der entgegengeſetzten Dinge angetroffen werden. Dasjenige aber, wodurch ſie zu demjenigen werden, was ſie ſind, kann nichts widerſprechendes in ſich enthalten, weil eine Sache nicht auf dieſe und zugleich auf eine andre Art ſeyn kann. Es iſt demnach eben ſo unmöglich, daß aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen können, als es unmöglich iſt, daß aus endlichen Dingen unendliche, und aus unmöglichen Dingen mögliche entſtehen können. Ich habe mich mit Bedacht des Worts: Entſtehen, bedienet, weil es häufig in den Lehrſätzen der Gegner angetroffen wird. Sie können ſich alſo nicht beſchwehren, daß man ihre Begriffe verändere.

§. 59. Wenn ich nicht den Raum zu ſpahren Urſache hätte: ſo könnte ich eben dergleichen offenbahre Widerſprüche weit mehr entdecken. Ich könnte zeigen, daß es eben ſo widerſprechend ſey, wenn der innerliche Zuſtand eines einfachen Dinges eine Verknüpfung oder Zuſammenhängung mit den übrigen wirken ſoll. Denn dieſe Verknüpfung iſt entweder ſchlechterdings unmöglich, weil die Veränderung und Einſchränkung des innerlichen Zuſtandes eines einfachen Dinges ſich zwar nach den übrigen richten, aber deswegen nicht mit ihnen verknüpfet wird, oder zuſammenhängt, oder die Verknüpfung müßte äußerlich ſeyn. Dieſes würde aber einen Widerſpruch mit dem Weſen der einfachen Dinge ausmachen. Allein, das gegenwärtige iſt mehr als hinlänglich unwiderſprechlich zu beweiſen, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen können.

§ 60. Nichts iſt ſo ſehr zu verwundern, als daß der Freyherr von Wolf, ein Mann von ſo groſſer Einſicht, ſolche unläugbare Widerſprüche nicht wahrgenommen hat, zumal da er bereits an einem andern Orte der S[illegible] zur Wahrheit ſo nahe iſt. Indem er beweiſen will, daß aus einfachen Dingen nichts kommen könnte: ſo ſpricht er (47). Denn es müßte alsdenn aus nichts etwas werden, welches aber nicht angehet. In der That iſt auch ein einfaches Ding, in Anſehung der körperlichen Dinge, ein pures Nichts. Wie konnte ihm aber bey dieſem richtigen Gedanken verborgen bleiben, daß aus vielen Nichts kein Etwas entſtehen könnte.

§. 61. Bey dem abermaligen Unterſchiede zwiſchen den Leibnitziſchen Monaden und Wolfiſchen einfachen Dingen entdecket man gleichfals auf beyden Seiten Widerſprüche. Denn ſind die einfachen Dinge, welche ein zuſammengeſetztes Ding ausmachen, endlich und beſtimmt; ſo ſiehet man leicht, daß ein jedes vor ſich ſchon eine Größe haben muß. Dieſes widerſpricht aber dem Weſen der einfachen Dinge. Wenn man aber ſagt, daß ein endlicher und zwar der kleinſte Körper wirklich unendlich eingetheilet ſey (48), und eine Welt voller neuer Creaturen

---

47) Metaph. 1ſter Th. §. 88.

48) Wer flüchtig denkt, der wird vielleicht hier und oben zwiſchen §. 38. einen Widerſpruch anzutreffen glauben. Allein,

ren in ſich enthalte: ſo iſt dieſes nicht allein ein Widerſpruch, ſondern auch ein ſehr ſchlechter Gedanke. Denn endlich ſeyn, und wirklich unendlich eingetheilet ſeyn, hat gar keine Begriffe; und der Widerſpruch iſt allzuoffenbahr. So gehet es in einer unrichtigen Lehre, welche die Verwirrung und die Abgründe allenthalben ſelbſt in ſich hat. Wenn man ſich heraus helfen will: ſo mag man ſich wenden auf was vor eine Seite man will: ſo verfällt man allemal in weit erſchrecklichere Abgründe.

§. 62. Ich kann nicht bergen, daß mir noch nichts in der Welt ſo übel zuſammenhangendes vorgekommen iſt, als die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen. Nachdem man den innerlichen Zuſtand der einfachen Dinge dem Weſen der Seelen und Geiſter vollkommen gemäß eingerichtet hat; ſo ſagt man: weil die einfachen Dinge zuſammengeſetzte ausmachen: ſo kommt von ihnen die Ausdehnung und die widerſtehende Kraft in den Körpern her. Wenn man doch wenigſtens mit dem groſſen Satze des Widerſpruchs nicht zugleich auch ſeinen beliebten Satz des zureichenden Grundes aus den Augen ſetzte. Denn alles was nur einem Dinge beikommen ſoll, muß ſeinen zureichenden Grund in dem Weſen deſſelben haben. Wie kann man ſich aber einfallen laſſen, den zureichenden Grund von der Ausdehnung und der widerſtehenden Kraft in dem Weſen der einfachen Dinge zu finden, welches gerade in dem Gegentheile von der Aus-

---

Allein, man kann nur indeſſen bedenken, daß es ein groſſer Unterſchied ſey, unendlich eingetheilet ſeyn, und wenn die Theilung bis ins unendliche fortgehet, bis wir die Sache nächſtens deutlicher machen werden.

Ausdehnung und der widerſtehenden Kraft beſtehet. Wahrhaftig! man begehet ganz verwunderenswürdige Zirkel im Schließen. Man will erſt das Daſeyn der einfachen Dinge damit beweiſen, weil Größe, Figur und Ausdehnung einen zureichenden Grund haben müßten: und hernach will man die Ausdehnung und die Materie daher erweiſen, weil einfache Dinge zuſammengeſetzte ausmachen. Iſt dieſes nicht eben das, als wenn man ſagte: aus einfachen Dingen entſtehen zuſammengeſetzte, weil ſie daraus entſtehen.

§. 63. Ein ſo übler Zuſammenhang muß gewiß den Umſturz eines jeden, zumal eines erdichteten Gebäudes veranlaſſen: und man ſiehet denſelben auch bereits vor Augen. Indem man ſagt, daß die Materie von den einfachen Dingen herkomme, und daß die Materie nach ihrem Weſen nur leiden kann; ſo legt man ſich immer näher zum Ziel, und die einfachen Dinge, als Elemente der Körper, gleichwie ſie widerſprechend und unmöglich ſind, werden nun auch bald höchſt unnütze werden. Ich werde dieſes auf die klährſte Art zeigen, wenn ich vorher das Falſche in den Schlüſſen des Freyherrn von Wolf, die er von dem Weſen der Körper macht, aufgedecket habe.

§. 64. Der Herr Kanzler ſaget ganz recht (49), daß das Weſen des Körpers in der Art der Zuſammenſetzung beſtehet. Die Zuſammenſetzung iſt das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge oder der Materie: und die Art der Zuſammenſetzung macht das Weſen des Körpers aus, wodurch alſo ein Körper von der bloßen Materie hinlänglich unterſchieden iſt. Er ſchließet dannenhero ſehr bündig, daß alles was einem Körper zukommt, in der Art der Zuſammen-

---

49) Metaph. 1ſter Th. §. 614.

menſetzung gegründet ſeyn muß, und wir wollen uns dieſen Schluß ſehr wohl anmerken. Er hat auch vollkommen recht, daß alle Veränderungen, die ſich in dem Körper ereignen, durch die Bewegung geſchehen müſſen (50). Hierauf nun hätte derſelbe ſchließen ſollen, daß alle Bewegungen ihren Grund in dem Weſen des Körpers haben müßten. Allein er kehret es gerade um und ſaget (51), daß man den Grund von allem was einem Körper zukommt, und was ſich mit ihm veränderliches zuträgt, unter andern in der Bewegung ſuchen müſſe.

§. 65. Hierdurch vermenget der Herr Kanzler offenbahr eine Eigenſchaft des Körpers mit dem Weſen deſſelben, oder die Wirkung mit der Urſache. Die Bewegung kommt zwar einem Körper zu; und iſt folglich eine Eigenſchaft deſſelben. Allein, ſein Weſen beſtehet nicht zugleich mit darinnen. Die Veränderungen die mit einem Körper vorgehen, können nicht zugleich die Art der Zuſammenſetzung ſelbſt ſeyn; und wenn man den Körpern in der That eine bewegende Kraft zueignen könnte: ſo würde dieſelbe zwar eine Wirkung von der Art der Zuſammenſetzung, und dieſe die Urſache ſeyn. Die bewegende Kraft könnte aber nicht ſelbſt vor die Urſache oder den Grund angeſehen werden.

§. 66. Wenn man ſich das Falſche von dieſem Schluſſe recht deutlich machen will; ſo darf man nur erwägen, daß der Herr Kanzler unmittelbar vorher geſaget hatte, daß alle Veränderungen eines Körpers durch die Bewe-

---

50) Metaph. 1ſter Th. §. 615.

51) Eben daſelbſt §. 616.

Bewegung geſchehen müßten. Wenn nun derſelbe ferner ſagt, daß der Grund von dem was einem Körper zukommt, und was ſich mit ihm veränderliches zuträgt, in der Bewegung anzuzeigen ſey: ſo iſt es eben ſo viel, als ſpräche er, daß der Grund von den Veränderungen in den Veränderungen geſuchet werden müſſe. Ich kann die Abſicht nicht einſehen, die den Freyherrn von Wolf zu dieſem falſchen Schluſſe verführet hat. Es iſt wahr, dieſer Schluß hat vor die Einfältigen etwas blendendes in ſich. Indem man die Bewegung gleichſam mit zu dem Weſen des Körpers macht; weil man alles andre mit daraus, als aus einem Grunde erklähren ſoll: ſo wälzet man die Laſt von ſich ab, die bewegende Kraft aus dem Weſen des Körpers herzuleiten, und daraus zu erklähren. Allein, aller dieſer Nutzen wird wieder eingeriſſen: und die Sache zeiget ſich wieder in ihrer völligen Blöße, da der Herr Kanzler in der Folge mit dürren Worten ſagt (52): der Grund, daß ſich ein Körper thätig erweiſen kann, werde nicht in dem Weſen deſſelben angetroffen. Und eben dieſes iſt es, was ich näher betrachten muß.

§. 67. Ich habe es niemals ohne eine halbe Erſtaunung leſen können, daß ein ſo großer Weltweiſer den Körper zu einem dreyköpfichten Wunder-Dinge macht. Denn er ſaget ausdrücklich (53): daß zu einem Körper, 1) eine Materie, 2) ein Weſen und 3) eine bewegende Kraft gehöret. Weil er die Materie und die bewegende Kraft als von dem Weſen ganz unterſchiedne Dinge aufführet:

---

52) Metaph. 1ſter Th. §. 632.
53) Eben daſelbſt §. 126.

führet: ſo ſiehet man leicht, daß er nicht haben will, daß ſie in dem Weſen des Körpers gegründet ſeyn ſollen. Er ſaget dieſes auch ſo gar mit deutlichen Worten. Da aber ſonſt bey allen andern Dingen in der Welt alles, was einem Dinge zukommt, in ſeinem Weſen gegründet ſeyn muß, ſo wird dadurch der Körper nicht allein zu einem Wunder-Dinge gemacht, bey welchem Gott die allgemeinen Geſetze ſeiner Weisheit, die wir an allen andern Dingen wahrnehmen, nicht angewendet hat, und bey welchem die ſonſt allgemeinen Grundſätze der Weltweisheit nicht ſtatt finden. Auch die größten Männer ſind den Fehlern unterworfen. Ich werde mich alſo gar nicht zu viel unterſtehen, wenn ich zeige, daß der Körper nichts weniger als ein ſolches philoſophiſches Ungeheuer iſt.

§. 68. Der eine Kopf an dieſem Wunder-Dinge läßt ſich ohne die geringſte Mühe ausrotten. Das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge oder der Materie, beſtehet in der Zuſammenſetzung. Da nun das Weſen des Körpers in der Art der Zuſammenſetzung beſtehet: ſo ſchließet dieſes Weſen die Zuſammenſetzung, als das Weſen der Materie, und folglich die Materie ſelbſt, ſchon in ſich. Derowegen haben wir gar nicht nöthig, die Materie als eine von dem Weſen des Körpers ganz unterſchiedne Sache anzuſehen; ſondern man wird ohne alle Schwierigkeit gewahr, daß ſie darunter ſchon begriffen iſt. Mich deucht nicht, daß man unüberwindliche Schwierigkeiten finden wird, wenn man die bewegende Kraft als den andern Kopf gleichfalls abreißet: und dadurch den unſchuldigen Körper von dem Vorwurfe des Ungeheuers gänzlich befreyet.

§. 69. Alles, was einem Dinge zukommt, muß in ſeinem Weſen gegründet ſeyn. Wie oft werde ich dieſe eignen Worte des Freyherrn von Wolf wiederholen, und über die Nichtbeobachtung derſelben klagen müſſen. Es kann demnach nicht das geringſte in einem Dinge vorhanden ſeyn, was nicht in ſeinem Weſen gegründet iſt. Das Weſen eines Dinges iſt dasjenige, wodurch es zu demjenigen wird, was es iſt. Wenn nun in einem Dinge noch etwas gefunden würde, welches nicht in dem Weſen deſſelben gegründet wäre: ſo müßte es zugleich auf dieſe und noch auf eine andre Art zu demjenigen werden, was es iſt. Dieſes würde aber einen Widerſpruch ausmachen.

§. 70. Dieſe unwiderſprechlichen Grundſätze beweiſen offenbahr, daß die bewegende Kraft entweder in dem Weſen des Körpers gegründet ſeyn muß, oder daß ſie in dem Körper gar nicht vorhanden ſeyn kann. Da ſich nun die bewegende Kraft aus dem Weſen des Körpers keinesweges herleiten läßt, wie die Gegner ſelbſt geſtehen: ſo kann ſie auch in dem Körper unmöglich angetroffen werden. Solchemnach wird der Körper die Beſchaffenheit eines Ungeheuers in der Weltweisheit gar bald verliehren.

§. 71. Allein, man ſiehet doch in der That, daß ſich ein Körper beweget, und daß er ſich gegen einen andern thätig erweiſet. Folglich muß er eine bewegende Kraft haben. So ſagt man mit vieler Zuverſicht. Ich werde aber dieſem Einwurfe hinlänglich begegnen.

§. 72. Mich deucht, daß die Vertheidiger der Monaden am allerwenigſten Urſache haben, ihren Gegnern

vervorzuwerfen, daß ſie ſich durch die Sinnen und durch die Einbildungs-Kraft verführen laſſen. Indem ſie dem Körper eine bewegende Kraft zuſchreiben, die nicht in ſeinem Weſen gegründet ſeyn ſoll, und die ihn folglich zu einem Ungeheuer in der Weltweisheit macht: ſo thun ſie weiter nichts, als daß ſie den Sinnen und der Einbildungs-Kraft folgen. Ihre Augen werden gewahr, daß ſich die Körper bewegen. Sie bilden ſich demnach feſtiglich ein, daß er eine bewegende Kraft haben müſſe.

§. 73. Man könnte demnach mit mehrerm Recht eine ſolche Weltweisheit die Weltweisheit der Faulen nennen, als die Freyherren von Leibnitz und Wolf ihren Gegnern dieſen unbilligen Vorwurf gemacht haben (54). Die Vertheidiger der Monaden und einfachen Dinge werden eine Erſcheinung an den Körpern gewahr, welche die Bewegung heißt. Hierbey bleiben ſie ſtehen, und machen eine Kraft daraus, die aber nach ihrem eignen Geſtändniß in dem Weſen der Körper nicht gegründet ſeyn kann. Es iſt in der That nichts ſo leicht und bequehm in der Weltweisheit, als vor eine jede Erſcheinung eine beſondre Kraft anzunehmen. Man kommt alsdenn mit der Erklährung ſehr hurtig zu Stande; zumal wenn man ſich der Mühe überhebt, ſolche aus dem Weſen der Dinge herzuleiten. Die ſcholaſtiſche Philoſophie war bereits ſo voller Kräfte, daß es ſolcher groſſen Männer gar nicht bedurft hätte, um dieſe Kräfte zu vermehren.

§. 74. In der That iſt auch die bewegende Kraft der Körper nichts weiter, als eine Erſcheinung. Indem der

---

(54) Metaph. 1ſter Th. §. 581.

Herr Kanzler dieſe bewegende Kraft beweiſen will (55): ſo ſiehet man ganz offenbahrer Weiſe, daß er voraus ſetzt, der Körper A habe ſich ſelbſt aus eigner Kraft in Bewegung geſetzt, ehe er an den Körper B anſtößt und ihn beweget. Ich muß hierbey anmerken, daß die Buchſtaben A und B im Anfange des 620ſten §. verwechſelt ſind, weil ſonſt gar kein Verſtand herauskommen würde. Denn wenn der Körper A bereits von einem dritten Körper in Bewegung geſetzt wäre; und alſo nichts weiter als gelitten hätte: ſo würden alle Schlüſſe des Herrn Kanzlers wegfallen, und der Körper A würde ſich nichts weniger als thätig erwieſen haben. Da man nun ſolchergeſtalt die bewegende Kraft der Körper, die man beweiſen will, bereits voraus ſetzt: ſo iſt es offenbahr, daß man ſich durch eine Erſcheinung verführen läßt. Eben dieſes iſt von dem andern Beyſpiele wahr. Wenn man nicht vorausſetzt, daß ſich die beyden Körper A und B, die ſich einander entgegen bewegen und zuſammenſtoßen, aus eigner Kraft in Bewegung geſetzet haben: ſo folget nichts weniger, als daß beyde Körper zugleich etwas thun und auch leiden. So bald als ihre Entgegen-Bewegung ein Leiden von zwey andern Körpern iſt: ſo iſt in beyden weiter nichts als ein Leiden vorhanden, und das Leiden des einen verurſachet bey beyden hingegen wiederum das Leiden des andern. Ich werde bald die Begriffe von dem Thun und von dem Leiden beſtimmen: und man wird alsdenn hieran unmöglich zweifeln können.

§. 75. Wenn ich nicht den Raum zu ſchonen Urſache hätte: ſo wolte ich die Unrichtigkeit aller andern Beweiſe, die

---

55) Metaph. 1ſter Th. §. 620. 621.

die der Freyherr von Wolf vor die bewegende Kraft anführet, auf die klähreſte Art zu Tage legen. Dasjenige, was in der Phyſik hiervon gezeigt wird (56), ſind vor einen ſo groſſen Weltweiſen nicht allzuwürdige Schlüſſe; und es würde mir wahrhaftig leid thun, wenn ich ein anderes Beyſpiel in der Metaphyſik (57) von einer hölzernen und thönern Kugel zergliedern müßte. Auch ein Ungelehrter kann einſehen, daß die hölzerne Kugel deswegen nicht zurück druckt, weil die weiche thönerne Kugel platt wird. Denn es iſt ungemein begreiflich, daß ein weicher Körper, wenn er an einen harten ſtöſt, eher leiden muß, als der harte.

§. 76. Man hat aber einer weitläuftigen Widerlegung gar nicht nöthig; ſondern man kann ſich nur an das eigne Geſtändniß der Gegner halten, die in der That öfters nicht wiſſen, was ſie lehren. Der Freyherr von Wolf ſo wohl, als der von Leibnitz, ſagen an mehr als einem Orte, und alle ihre Nachfolger geben es ohne Weigerung zu, daß keine Bewegung kommen kann, ohne eine vorhergehende Bewegung. Wenn die Gegner den wahren Verſtand dieſer ihrer eignen Lehre einzuſehen Luſt hätten: ſo würde die bewegende Kraft der Körper weiter keinen Beyfall bey ihnen finden. Es iſt eben das, als ſagte man: ein Körper kann in keine Bewegung kommen, wenn er nicht vorher durch die Bewegung eines andern Körpers darein geſetzet wird. Aus dieſem Lehrſatze folget unumgänglich, daß die Körper nichts weniger, als eine bewegende Kraft haben. Eine Kraft iſt der Grund der

---

56) 1ſt. Th. von den Wirkungen der Natur §. 11. S. 27. 28.

57) 1ſter Th. §. 655.

Veränderung, der in dem Dinge ſelbſt iſt, das verändert wird; und die Veränderung, davon der Grund in dem Dinge ſelbſt iſt, heiſſet eine Thätigkeit, die Wirkung die eine Kraft hervorbringen muß, iſt alſo die Thätigkeit. Dahingegen iſt diejenige Veränderung ein Leiden, davon der Grund in einer andern Sache angetroffen wird. Wenn nun ein Körper nur durch die vorhergehende Bewegung eines anders Körpers in Bewegung geſetzet werden kann: ſo iſt der Grund ſeiner Veränderung niemals in ihm ſelbſt, ſondern in einer andern Sache, nämlich in den vorhergehenden bewegten Körper, der ihn in Bewegung ſetzet. Folglich iſt offenbahr, daß er keine Kraft, keine Thätigkeit erweiſet: ſondern indem er den Grund ſeiner Veränderung in einer andern Sache hat: ſo iſt dieſe Veränderung oder die Bewegung ganz unwiderſprechlich ein Leiden. Da nun keine Bewegung kommen kann, ohne eine vorhergehende Bewegung: ſo iſt die Bewegung allemal ein Leiden; und der Körper iſt auch in der Bewegung weiter nichts als ein leidendes Weſen. Dieſe Schlüſſe ſind ſo unläugbar und unwiderſprechlich, daß niemand in der Welt läugnen kann, es ſey dieſes der wahre Verſtand von den eignen Grundſätzen der Gegner. Dieſe Grundſätze aber können ſich in ihrer Seele niemals aus einander wickeln, ſo lange als ſie ſich durch eine äuſſerliche Erſcheinung verblenden laſſen.

§. 77. Dieſe leidende Natur des Körpers iſt in ſeinem Weſen gegründet. Da daſſelbe in der Art der Zuſammenſetzung beſtehet: ſo folget daraus unumgänglich, daß ein Körper leiden muß, auf was vor Art er zuſammengeſetzet wird: und folglich iſt er denen Veränderungen unterworfen, welche andre Dinge außer ihm verurſachen. Dieſemnach iſt man gewiß verſichert, daß dieſe leidende Natur in dem Körper vorhanden iſt.

§. 78. Man muß ſich aber wohl in Acht nehmen, daß man dieſe leidende Natur des Körpers, weder eine leidende Kraft, noch eine vim inertiae, noch eine widerſtehende Kraft nennet. Da die Kraft oder Thätigkeit dem Leiden gerade entgegen geſetzet iſt: ſo ſchließen die beyden erſten Ausdrücke einen offenbahren Widerſpruch in ſich, eben ſo gut als ein hölzernes Eiſen. Denn die Kraft der Trägheit ſaget im Grunde nichts mehr, als die leidende Kraft nur mit veränderten Worten. Dieſe Kraft der Trägheit iſt auch ganz und gar unnöthig, eben ſo wohl als die widerſtehende Kraft. Eine leidende Natur ſchließet ſchon in ſich, daß ſie in einerley Zuſtande verbleibt, wenn nichts vorhanden iſt, das ihr ein Leiden verurſachet: und wenn ein leidendes Ding eine Veränderung ſeines Zuſtandes erleiden ſoll; ſo muß dieſe Veränderung ihren zureichenden Grund haben. Dieſer zureichende Grund muß in demjenigen Dinge angetroffen werden, das die Veränderung verurſachen ſoll. Folglich gehöret zur Veränderung eines ſchwehren Körpers in demjenigen Dinge, das die Veränderung hervorbringen ſoll, eine der Schwehre gemäße Beſchaffenheit; folglich kann ein kleiner Körper keinen groſſen bewegen, ein weicher Körper keinen harten, und ſo weiter. Dieſemnach ſind ſo wohl die Kraft der Trägheit, als die widerſtehende Kraft ganz vergebliche Ausdrücke; und wenn nur ein Weltweiſer dieſes aufmerkſam erwägen wolte: ſo würde er nicht ſagen, daß, wenn keine Kraft der Trägheit oder des Widerſtandes in den Körpern vorhanden wäre: ſo müßte folgen, daß ein jeder Körper von einer jeden Kraft in Bewegung geſetzet werden könnte. Dieſes ſind in der That ſehr elende Folgerungen.

§. 79. Aus dieſer leidenden Natur der Körger laſſen ſich alle natürlichen Begebenheiten und Erſcheinungen in der Welt auf eine verſtändliche Art erklähren, und herleiten. Man kann hieran um ſo vielweniger zweifeln, da ſelbſt die Gegner, wie ich kurz vorher gezeiget habe, durch ihre eignen Grund-Sätze von der Bewegung im Grunde weiter nichts, als die leidende Natur der Körper erklähren. Folglich iſt die bewegende Kraft, die ohnedem in dem Weſen des Körpers nicht gegründet ſeyn ſoll, eine höchſt unnütze und ungegründete Erfindung.

§. 80. Zwar glauben die Gegner, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, die Werke der Natur, beſonders die Veränderungen in den Mineralien, Gewächſen, und Thieren aus der leidenden Natur der Körper zu erklähren. Allein, man kann nicht davor, wenn ſie flüchtig denken, und vor einer jeden Erſcheinung dergeſtalt erſchrecken, daß ſie ſo gleich eine beſondre Kraft zu Hülfe rufen. Ich bin ſehr überzeugt, daß dieſe Erklährung auf die verſtändlichſte Art geſchehen kann: und in allen Proben die ich vor mich gemacht habe, bin ich ganz glücklich zu Stande gekommen. Ich könnte hier dergleichen Preben ablegen, wenn ich nicht den Raum ſchonen müßte, und wenn ich nicht ohnedem Bedenken trüge, die Aufgabe der Hochpreißl. Königl. Akademie zu überſchreiten, die vielleicht dieſe Materie zur Aufgabe eines andern Jahres beſtimmt hat. Ich werde aber dieſes einmal in einer beſondern Schrift bewerkſtelligen.

§. 81. Da nun ſolchergeſtalt in einem Dinge nichts verhanden ſeyn kann, was nicht in ſeinem Weſen gegründet iſt, da die Beweiſe, die man vor die bewegende Kraft anführet, offenbahr ungegründet ſind, da die eignen Grundſätze der Gegner von der Bewegung nichtsweniger, als die bewegende Kraft erklähren: und da die Bewegungen der Körper ohne eine bewegende Kraft auf die verſtändlichſte Art erklähret werden können: ſo iſt man ſo gewiß, als von ſeinem eignen Seyn verſichert, daß dieſe bewegende Kraft in den Körper nicht verhanden iſt. Der Körper iſt alſo kein philoſophiſches Ungeheuer. Er hat weiter nichts als ſein Weſen und alles, was ihm zukommt, hat ſeinen Grund darinnen.

§. 82. In der That ſiehet man auch nicht, wo dieſe bewegende Kraft herkommen ſolte. Man ſagt ausdrücklich, daß aus den einfachen Dingen die Materie entſtehet, und daß die Materie ihrem Weſen nach nur leiden kann. Man geſtehet, daß die bewegende Kraft in dem Weſen des Körpers nicht gegründet iſt. Wo ſoll ſie alſo herkommen, und worinnen ſoll ſie gegründet ſeyn? Gott muß ſie unmittelbar vom Himmel geben, und ſie muß ihren Grund in ſich ſelbſt haben, und folglich ein vor ſich beſtehendes Ding ſeyn. Wie ſchlecht aber dieſes philoſophiret heißt, braucht keine Ausführung.

§. 83. Die bewegende Kraft iſt auch ſo gar widerſprechend, und widerſtreitet andern Eigenſchaften des Körpers. Der Körper beſtehet außer Streit aus Materie, und die Materie iſt nur ein leidendes Weſen. Eine bewegende Kraft und ein leidendes Weſen ſind widerſtreitende Eigenſchaften, und nach den Begriffen der Gegner werden ſie widerſprechend. Sie nennen das leidende Weſen die Kraft des Widerſtandes. Da nun die bewegende Kraft in einer ſteten Bemühung beſtehet, die Materie zu bewegen: und da die Materie ihrem Weſen nach widerſtehen muß: ſo kommen in einerley Dinge zwey ganz entgegengeſetzte und widerſprechende Kräfte heraus. Ob nun ſolche entgegengeſetzte und widerſprechende Kräfte in einerley Dinge in den ewigen Begriffen, oder dem allerweiſeſten Verſtande Gottes möglich geweſen ſind, will ich vernünftigen Menſchen zur Beurtheilung überlaſſen.

§. 84. Man ſiehet auch nicht ein, wie die geringſte Bewegung bey ſo widerſtreitenden Kräften möglich ſeyn kann. Da eine jede Kraft ihre Wirkung hervorbringen will: ſo kann in einerley Dinge hieraus nichts anders entſtehen, als daß eine jede Kraft der andern entgegen wirket; und die Wirkung der einen muß die Wirkung der andern hemmen. Folglich muß dieſe Entgegenwirkung alle beyde Kräfte unnütze machen: und es muß eben das ſeyn, als wenn gar keine Kraft vorhanden wäre. Wenn man ſich dieſes recht begreiflich machen will: ſo braucht man ſich nur aus des Freyherrn von Wolf Phyſik, die Entgegen-Bewegung der Materie in einen Körper recht lebhaft vorzuſtellen. Gleichwie dadurch verurſachet wird, daß gar keine Bewegung heraus kommt: ſo muß auch durch dieſe widerſtreitenden Kräfte verurſachet werden, daß gar keine Wirkung heraus kommt; und folglich ſind dieſe beyden Kräfte gänzlich unnütze, und es iſt eben das, als wenn ſie Gott gar nicht in den Körper gelegt hätte.

§. 85. Nachdem ich der bewegenden Kraft nichts weiter übrig gelaſſen habe, was ſie ſchützen könnte: ſo komme ich nun wieder zu der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen. In der That iſt dieſes nur eine Ausſchweifung geweſen, worzu mich aber die Lehre der Gegner genöthiget hat. Denn eigentlich hat die bewegende Kraft der Körper mit der Lehre von den Einheiten nicht den geringſten Zuſammenhang. Man lehret, daß aus den einfachen Dingen die Materie und die widerſtehende Kraft herkommt: und man geſtehet, daß die Materie ihrem Weſen nach nur leiden kann. Man ſagt ſogar, daß die bewegende Kraft nicht einmal in dem Weſen des Körpers gegründet ſey. Wie kann alſo die bewegende Kraft mit den Monaden und einfachen Dingen den geringſten Zuſammenhang haben? Kein vernünftiger Menſch wird einſehen können, was ſie mit einander zu ſchaffen haben ſolten.

§. 86. Unterdeſſen ſoll aber doch die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen darzu dienen, die natürlichen Begebenheiten und die Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen, deſto beſſer zu erklähren: und es kann dieſes die einzige Abſicht ſeyn, warum man ſie erfunden hat. Denn vor die lange Weile anzunehmen, daß die Körper aus einfachen Dingen entſtehen, die Veränderungen ihres innerlichen Zuſtandes und Vorſtellungs-Kraft haben, würde der menſchlichen Erkenntniß ſchlechten Vortheil bringen. Allein, eben hieraus veroffenbahret ſich ſonnenklahr, daß die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen ganz und gar unnütze iſt. Kann wohl eine Lehre zu Erklährung derer Veränderungen der Körper den geringſten Nutzen haben, die mit dieſen Veränderungen alles Zuſammenhanges beraubet iſt; und werden wohl die einfachen Dinge zu Erläuterung der natürlichen Begebenheiten etwas beytragen können, da man nichts mehr zu ſagen weiß, als daß von ihnen die Materie und das Verbleiben an einem Orte herkommt? Weder aus dem einen noch aus dem andern läßt ſich eine bewegende Kraft folgern, ſondern man erlangt daraus vielmehr der bewegenden Kraft ganz entgegengeſetzte Begriffe.

§. 87. Zwar die Vertheidiger der Monaden und einfachen Dinge bemühen ſich, dieſe Lehre zu ergänzen, und den Zuſammenhang der bewegenden Kraft mit den einfachen Dingen heraus zu bringen. Sie ſagen: alles was in zuſammengeſetzten Dingen angetroffen wird, muß ſeinen Grund in den einfachen haben, daraus ſie erwachſen. Folglich muß der Grund von der bewegenden Kraft in den einfachen Dingen zu finden ſeyn. Allein, dieſe Zuſammenflickung kommt viel zu ſpäth, nachdem man einmal die bewegende Kraft nicht in dem Weſen des Körpers hat finden können, welches doch nach eben dieſem Schluſſe nothwendig aus den einfachen Dingen entſtehen müßte.

§. 88. Mich deucht auch nicht, daß dieſe vermeintliche Ergänzung des Zuſammenhanges eben eine große Einſicht und Scharfſinnigkeit anzeiget. Weder der Freyherr von Leibnitz, noch der von Wolf haben dieſen Schluß jemals gemacht: und die jüngern Vertheidiger der Monaden und einfachen Dingen können verſichert ſeyn, daß ein ſolcher Schluß der Einſicht ſo großer Männer nicht entwiſchet ſeyn würde; wenn ſie nicht die Unrichtigkeit und die Unmöglichkeit deſſelben gefunden hätten.

ten. Der Freyherr von Leibnitz, der ſeinen Monaden eine Empfindung und Begierde beylegte, ſahe ſehr wohl ein, daß ſich hieraus keine Kraft herleiten ließe, äußerliche Bewegungen hervorzubringen. Er geſtehet dieſes (58); und er warnet ſo gar andre davor, einen ſolchen Schluß zu machen. Nachdem er geſagt hat, was man ſich von der Kraft der Einheiten vor eine Vorſtellung machen müſſe, nämlich eine ſolche, die mit Empfindung und Begierde Verwanntſchaft hat: ſo ſetzet er ausdrücklich hinzu, daß man ſie nicht anwenden müſſe, um die Aufgaben in der Natur zu erklähren. Von dem Freyherrn von Wolf hingegen habe ich ſchon mehr als einmal angeführet, daß er zwar wünſchet, in den einfachen Dingen eine ſolche Kraft zu entdecken, woraus ſich die Veränderungen der Körper verſtändlich erklähren laſſen. Allein, eben dieſes zeiget an, daß er ſich nicht unterſtehen wird, einen ſolchen Schluß zu machen, als ſeine weit beherztern Nachfolger gethan haben, bis er dieſe Entdeckung zu Stande gebracht hat; und hierauf wird man ewig warten müſſen.

§. 82. Wahrhaftig! es zeiget eine ſchlechte Einſicht in der Weltweisheit an, wenn man ſaget: die bewegende Kraft muß in den einfachen Dingen gegründet ſeyn, ohne zu zeigen, wie es möglich ſeyn kann. Denn was iſt das doch vor ein Grund, woraus man eine Sache weder herleiten noch erklähren kann? Man hat den einfachen Dingen noch nichts anders beygelegt, als Veränderungen ihres innerlichen Zuſtandes; und man kann ihnen auch ihrem Weſen nach nichts mehr beylegen. Wie kann ſich aber daraus eine Kraft herleiten laſſen, die Materie zu bewegen, das iſt, äußerliche Veränderungen des Orts hervorzubringen? Entweder die einfachen Dinge müſſen zugleich ihren äußerlichen Zuſtand verändern, dieſes widerſpricht aber ihrem Weſen, und ſie ſind alsdenn nicht mehr einfach, oder die bewegende Kraft kann in ihnen unmöglich gegründet ſeyn. So wenig als durch die Gedanken eines Geiſtes eine Bewegung entſtehen kann: ſo wenig kann ſie auch aus der Veränderung des innerlichen Zuſtandes eines einfachen Dinges entſpringen. Denn beydes ſind Veränderungen des innerlichen Zuſtandes einfacher Dinge.

---

(58) Neues Lehrgebäude von der Natur und Gemei[illegible] der Subſtanzen, im Anhange zur neueſten Auf[illegible] Theodicee S 784.

§. 90. Dieſes ſind diejenigen Gründe, wodurch ich verſichert bin, daß die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen gänzlich über den Haufen fallen muß. Ich könnte den Ungrund derſelben noch durch eine Menge anderer unläugbarer Wahrheiten zeigen, wenn ich nicht den Betracht zu machen Urſache hätte, daß eine Schrift von dieſer Art nicht allzuſtark anwachſen muß. Unterdeſſen habe ich keinen einzigen Schluß übrig gelaſſen, worauf ſich dieſe Lehre ferner gründen könnte; und allenthalben habe ich dieſe Lehre durch ſolche unläugbare Grundſätze vernichtiget, von denen ich mir mit Grunde verſpreche kann, daß ſie außer einer beſondern Streitſucht und Verblendung eine fernere Antwort ganz und gar unmöglich machen.

X.

Anhang

zu der

Unterſuchung der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen.

1.

Nachdem die Königl. Preußiſche vortreffliche Academie der Wiſſenſchaften und ſchönen Litteratur, meiner eingeſendeten Abhandlung von den Monaden unverdienter Weiſe den Preiß zuerkannt hat: ſo haben mich unterſchiedene gelehrte Gönner und Freunde erſucht, einige Stellen dieſer Schrift weiter zu erläutern, die, ob ſie zwar an ſich ſelbſt deutlich und überzeugend genug wären, dennoch in den Augen der Gegner und derer, ſo nicht gern tiefſinnig denken, einigen Zweifel hinterlaſſen könnten. Gleichwie nun damals die Schranken einer Schrift von dieſer Art nicht erlaubten, alles bis auf das Kleinſte zu zergliedern, und gleichwie ich nichts ſo ſehr wünſche, als die Wahrheit allen ohne Unterſchied deutlich und überzeugend zu machen: ſo nehme ich keinen Anſtand dieſe Erläuterungen als einen Anhang meiner Abhandlung beyzufügen. Ich will demnach vors erſte die Widerlegung des Hauptſatzes der Gegner, worauf man die Monaden gründen will, nämlich, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn, mehr zu erläutern ſuchen.

2. Ich habe ſchon in der Schrift ſelbſt § 25. angemerkt, daß dieſer Satz kein einziges Kennzeichen eines wahren Satzes hat. Dieſes braucht gar keiner mühſamen Unterſuchung. Einem jeden Anfänger in der Logik iſt bekannt, und der Freyherr von Wolf ſagt es ſelbſt (*), daß alle Sätze, entweder die Erfahrung zum Grunde haben, oder aus den Erklährungen hergeleitet werden müſſen. Es iſt unſtreitig, daß ſich die Gegner hier auf die Erfahrung nicht berufen können, und weder aus der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge, noch aus der Erklährung der einfachen, kann auf keinerley Art folgen, daß bey zuſammengeſetzten Dingen auch einfache ſeyn müßten, §. 25. Wir finden alſo hier ein untrügliches Kennzeichen, daß dieſer Satz falſch iſt.

3. In der Weltweisheit ſoll man nur determinirte Sätze gebrauchen, heißet die eigne Regel des Freyherrn von Wolf (**). Allein dem gegenwärtigen kann man dieſe Beſchaffenheit nicht beylegen. Man mag ſich den Begriff, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, noch ſo hinlänglich und deutlich vorſtellen; ſo findet man darinnen keine Urſache, daß daſelbſt auch einfache Dinge ſeyn müßten, wenn man ſich anders nicht durch den falſchen Begriff von den Zahlen bereits ſo ſehr hat einnehmen laſſen. Folglich iſt dieſer Satz undeterminirt und ausſchweifend (propoſitio vaga), worauf man eine ſo wichtige Lehre der Weltweisheit zu gründen ſich nicht erkühnen ſolte.

4. Wenn nun die Gegner auf ſich ſelbſt recht Acht haben wolten: ſo würden ſie finden, daß dieſer Satz ein

---

*) Vernunft-Lehre Kap. 3 §. 11.

**) Logica P. 1. Sect. 3. Cap. 4. §. 320.

ander Kennzeichen eines falſchen Satzes hat, nämlich, daß er ſich nicht gedenken läßt. Indem ſie genau Acht haben, was in ihnen bey der Ueberdenkung dieſes Satzes vorgehet: ſo werden ſie wahrnehmen, daß ſie allemal bey dem Ueberdenken, anſtatt des Begriffs von einfachen Dingen unvermerkt den Begriff von einzeln Dingen nehmen. Denn anders läßt ſich dieſer Satz unmöglich gedenken. Alsdenn iſt er aber auch gewiſſer maßen wahr. Denn wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einzelne Dinge ſeyn, nämlich, wenn man gewiſſe Theile wieder als ganze betrachtet.

5. Der Satz der Gegner iſt auch ungewiß und betrüglich. Dieſes veroffenbahret ſich aus dem Zuſatze: Wo. Dieſer zeiget ſonſt weiter nichts an, als die Verbindung des Orts; und hat ſonſt allemal nur bey Dingen ſtatt, die außer einander ſind, die aber in Anſehung des Orts in einer nothwendigen Verknüpfung mit einander ſtehen. Wie reimet ſich aber dieſes mit der Lehre von den Elementen der Körper? Die einfachen Dinge ſollen den Grund von den zuſammengeſetzten ausmachen. Dieſe ſollen daraus entſtehen, und nicht etwan nur mit den einfachen Dingen in einer nothwendigen Verknüpfung des Orts zuſammen ſeyn. Was ſoll alſo dieſer nichtsbedeutende Zuſatz des Orts, und warum redet man nicht gewiß und deutlich folgendergeſtalt: in zuſammengeſetzten Dingen müſſen auch einfache ſeyn. Allein, das Falſche dieſes Satzes wäre alsdenn allzu offenbahr geworden. Denn es wäre eben das, als ſagte man: in Dingen die aus Theilen beſtehen, müſſen auch Dinge ſeyn, die aus keinen Theilen beſtehen.

6. Ueberhaupt kann man auch die Unrichtigkeit dieſes Satzes nicht beſſer entdecken, als wenn man ihn mit andern, einerley bedeutenden Worten ausdruckt. Zuſammengeſetzte Dinge ſind aus Theilen beſtehende Dinge; und einfache Dinge, ſind Dinge, die keine Theile haben. Hierwider wird wohl niemand etwas einwenden. Folglich iſt es ganz einerley, wenn ich ſage: wo aus Theilen beſtehende Dinge ſind, da müſſen auch Dinge ſeyn, die keine Theile haben. Laßt uns dieſen Satz zergliedern.

7. Die Theile ſind nach des Freyherrn von Wolf eigner Erklährung (*) viele Dinge, die zuſammen ein Ganzes ausmachen. Da nun keine Theile das Entgegengeſetzte von Theilen ſind: ſo ſind hier keine Theile, Dinge die zuſammen nie ein Ganzes ausmachen. Folglich lautet der Satz der Gegner nun alſo: wo Dinge ſind, die durch viele andre Dinge zuſammen ein Ganzes ausmachen, da ſind auch Dinge, die zuſammen nie ein Ganzes ausmachen. Wenn man nun den hieher nicht gehörigen, und nichts bedeutenden Zuſatz des Orts wegläßt: ſo iſt der Satz der Gegner folgender: In Dingen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, ſind auch Dinge, die nie zuſammen ein Ganzes ausmachen. Es wäre viel, wenn man den offenbahren Widerſpruch nicht wahrnehmen wolte.

8. Man weiß nicht, wie es möglich iſt, daß die Gegner dieſen Widerſpruch nicht einſehen können. Sie müßten ihn aber ſchlechterdings wahrnehmen, wenn ſie nur einmal verſuchen wolten, ihren Satz zu demonſtriren. Allein, hieran liegt es eben. Ungeachtet man ſchon längſt an der Wahrheit dieſes Satzes gezweifelt hat: ſo hat ſich doch noch niemand finden wollen, der ihn durch eine richtige Demon-

---

*) Metaph. 1 Th. §. 24.

ſtration gerettet hätte. Unterdeſſen iſt er doch der Haupt-Grund, ja faſt der einzige, worauf das Gebäude der einfachen Dinge, welche Elemente der Körper ſeyn ſollen, aufgeführet iſt; und ehe man ſich mit unnützen und leeren Streitigkeiten beſchäfftigte: ſo ſolte man vor allen Dingen die Richtigkeit des Grundes zeigen. Da nun die Gegner ihren Satz weder vor einen Heiſche- noch Grundſatz ausgeben können: ſo wird er wohl ein andres Kennzeichen eines falſchen Satzes veroffenbahren, nämlich, daß er nicht demonſtriret werden kann. Wollen dieſes die Gegner nicht einräumen: ſo fordre ich hier vor dem Angeſichte der unpartheyiſchen gelehrten Welt, daß ſie ihren Satz demonſtriren ſollen: und da ich erfahre, daß man, von mehr als einem Orte, mit abermaligen Vertheidigungs-Schriften der Monaden, und der Elemente der Körper drohet: ſo erklähre ich hiermit, daß man dieſe Bemühungen nicht anders, als vor ſehr unnütze anſehen, und vor nichts, als vor leere Worte und Ausflüchte halten kann, wenn man nicht vorher durch eine richtige Demonſtration des Hauptſatzes der Monaden und Elemente der Körper zeiget, daß dieſes Gebäude nicht in der Luft aufgeführet iſt. Ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige und unpartheyiſche Gelehrte dieſer Erklährung beytreten werden. Man wird aber wohl dieſer richtigen Demonſtration vergeblich entgegen ſehen, da ich §. 20. den entgegengeſetzten Satz auf eine richtige Art demonſtriret habe.

9. Diejenigen, welche eine Demonſtration zu beurtheilen wiſſen, werden an der meinigen keine Unrichtigkeit entdecken können. Vielleicht haben diejenigen dieſe Fähigkeit nicht gehabt, welche an der Richtigkeit des zweyten Grundſatzes (Axioma) in dieſer Demonſtration gezwei-

ſelt haben: nämlich, was nicht zugleich auch aus keinen Theilen beſtehen kann, das kann auch aus keinen Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben. Unterdeſſen will ich den Schwachen zu gefallen, die Richtigkeit dieſes Grundſatzes darthun.

10. Ich kann dieſes auf mehr als eine Art bewerkſtelligen. Die rechten und ungezweifelten Grundſätze ſind wohl diejenigen, in welchen das Hinter-Glied eben dasjenige in ſich enthält, was das Vorder-Glied ſaget. Wenn die Gegner von ihrem Satze, daß aus einfachen Dingen, die gar keine Theile haben, dennoch zuſammengeſetzte entſtehen können, nicht gar zu eingenommen ſind: ſo werden ſie ſehen, daß dieſes Axioma dieſe Beſchaffenheit hat. Das Hinter-Glied in demſelben drucket eben dasjenige aus, was das Vorder-Glied ſaget. Nur die Worte ſind verändert. Aus keinen Theilen beſtehen, und aus Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben, iſt im eigentlichen Verſtande ganz einerley, obſchon die Worte anders lauten; denn Dinge, die gar keine Theile haben, ſind keine Theile. Wer wolte dieſes nicht einſehen können?

11. Es ſind auch dieſes unſtreitige Grundſätze, die aus einer einzigen Erklährung hergeleitet werden; wie es der Freyherr von Wolf ſelbſt lehret (*). Auch von dieſer Seite hat mein Axioma ſeine Richtigkeit. Wenn man das Vorhergehende meiner Demonſtration aufmerkſam und unpartheyiſch bemerket: ſo muß man finden, daß dieſes Axioma unmittelbar aus der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge hergeleitet wird, nämlich alſo: Aus Theilen beſtehende Dinge können nicht aus

---

*) Vernunft-Lehre Kap. 6. §. 1.

Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben. Kann man wohl hierwider etwas einwenden?

12. Ob nun zwar Grundſätze ohne Beweiß gelten; ſo leiden ſie doch auch einen, obzwar nicht weitläuftigen Beweiß, wenn man es ſehr genau nehmen will (*), damit ich nun den Gegnern alle weitere Ausflucht benehme, ſo will ich dieſes Axioma noch zum Ueberfluß durch folgenden Schluß beweiſen: was nicht zugleich aus keinen Theilen beſtehen kann, das kann nicht zugleich aus keinen Theilen beſtehen. Alle Dinge, die gar keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn. Derohalben, was zugleich aus keinen Theilen beſtehen kann, das kann auch nicht aus Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben. Der Ober-Satz iſt ein Heiſche Satz. Den Unter-Satz können die Gegner nicht läugnen, weil ſie ſonſt behaupten müſten, daß die einfachen Dinge, als Elemente der Körper, Theile von den zuſammengeſetzten wären, welches aber ihrer eignen Lehre zuwider iſt.

13. Denn wenn jemand ſagen wolte, es gehe an, daß die einfachen Dinge Theile von den zuſammengeſetzten wären: ſo würde er zu erkennen geben, daß er von den Elementen der Körper, die er vertheidigen wolte, einen über alle maaßen ſchlechten Begriff habe. Da die Theile nach der eignen angeführten Erklährung des Freyherrn von Wolf zuſammen genommen, das Ganze ſind; und folglich ein jeder Theil des Ganzen einem Theile des Ganzen, das iſt, ſich ſelber gleich ſeyn muß; ſo folgt unwiderſprechlich, daß ein jeder Theil vor ſich ſeine beſtimmte Größe haben muß. Auf ſolche Art aber könnten die Elemente der Körper keine einfachen Dinge ſeyn, wodurch

---

*) Vernunft-Lehre Kap. 6. §. 2.

durch die ganze Lehre der Gegner über den Haufen fallen würde.

14. Dasjenige, was ich hier beygebracht habe, wird verhoffentlich meine Widerlegung des Satzes der Gegner: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn, nunmehro ohne allen Unterſchied deutlich und überzeugend gemacht haben. Ich will nun eine andre Stelle meiner Schrift erläutern, nämlich wo ich geſagt habe, daß die Theilbarkeit der Materie wirklich unendlich fortgehet, §. 28.

15. Diejenigen, welche nur obenhin denken, können nicht begreifen, wie es möglich iſt, daß die Theilbarkeit oder Theilung unendlich fortgehen kann. Sie geben aber dadurch zu erkennen, daß ſie die Begriffe von der Theilung und der Eintheilung nicht genugſam von einander zu unterſcheiden wiſſen. Mit der Eintheilung kann man bey einem jeden zuſammengeſetzten Dinge ganz leicht zu Stande kommen, und man kann es alſobald in ſo und ſo viel Theile eintheilen. Allein, deshalb iſt die Theilung keineswegs zu Ende gebracht, ſondern weil ein jeder Theil noch vor ſich weiter getheilet werden kann: ſo gehet die Theilung immer weiter und unendlich fort.

16. Und ſo muß auch die Theilung des Zuſammengeſetzten oder der Materie nothwendig beſchaffen ſeyn. Ein zuſammengeſetztes Ding, iſt ein aus Theilen beſtehendes Ding. Die Zuſammenſetzung oder Beſtehung aus Theilen iſt alſo das Weſen deſſelben: und daß es in Theile zergliedert werden kann, eine ſeiner weſentlichen Eigenſchaften. Wenn man nun jemals mit der Theilung wo aufhören müßte: ſo müßte nichts mehr zu theilen vorhanden ſeyn. Folglich müßte ein Theil, von dem

zuſammengeſetzten, und alſo etwas von ſeinem Weſen aufhören, mithin mußte etwas Weſentliches des Zuſammengeſetzten von uns Menſchen gänzlich vernichtet werden können: und eine weſentliche Eigenſchaft des zuſammengeſetzten Dinges, nämlich daß es weiter zergliedert werden könnte, wäre nicht mehr in ihm vorhanden. Man weiß aber, daß ſich die weſentlichen Eigenſchaften eines Dinges niemals verliehren können. Gott ſelbſt kann nicht verurſachen, daß eine weſentliche Eigenſchaft eines Dinges auch nur in einem Theile nicht mehr vorhanden iſt, wenn er nicht das Ding ſelbſt vernichtet. Folglich bleibt es ein unumſtößlicher Satz: in einem jeden Ganzen, das aus Theilen beſtehet, geht die Theilung nothwendig unendlich fort.

17. Weil doch die ganze Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, lediglich auf geometriſchen Beyſpielen beruhet: ſo will ich mich hier eines gleichen Zeugniſſes zur Erläuterung bedienen, welches aber der Sache eine beſſere Genüge thut, als was die Gegner von Einheiten und zuſammengeſetzten Zahlen vorgebracht haben; indem ſie niemals bedacht haben, daß auch eine Einheit der Zahlen leidet, daß man mit der Theilung derſelben in den Brüchen unendlich fortgehen kann. Mithin ſind ſie nach ihrer Art zu philoſophiren noch gar nicht zu Ende kommen, ſondern ſie müſſen ferner nach dem zureichenden Grunde fragen, warum die Brüche vorhanden ſind (*). Jedoch dieſes im Vorbeygehen. Man theile ein Ganzes in $\frac{2}{2}$, von dieſem nehme man $\frac{1}{2}$, und theile es abermals in $\frac{2}{4}$. Hiervon nehme man ferner $\frac{1}{4}$, und theile es in $\frac{2}{8}$.

---

*) Freyherr von Wolf Metaph. 1 Th. § 76. am Ende.

Weiter theile man $\frac{1}{8}$ in $\frac{2}{16}$, $\frac{1}{16}$ in $\frac{2}{32}$, $\frac{1}{32}$ in $\frac{2}{64}$, $\frac{1}{64}$ in $\frac{2}{128}$, $\frac{1}{128}$ in $\frac{2}{256}$, $\frac{1}{256}$ in $\frac{2}{512}$, $\frac{1}{512}$ in $\frac{2}{1024}$, $\frac{1}{1024}$ in $\frac{2}{2048}$, $\frac{1}{2048}$ in $\frac{2}{4096}$, $\frac{1}{4096}$ in $\frac{2}{8192}$, $\frac{1}{8192}$ in $\frac{2}{16384}$: und ſo theile man beſtändig fort, ſo wird man, wenn man auch viele Jahre ohne Aufhören alſo fortgehet, zwar endlich ein Theil heraus bringen, das eine Reihe Zahlen von ein paar Meilen lang erfordert. Niemals aber wird man mit der Theilung zu Ende kommen.

18. Eben alſo iſt es mit der Materie. Nur daß man hier die Fortgehung der Theilung ins Unendliche nicht ſo deutlich zeigen kann, als bey den Zahlen, weil uns hier die Augen und die Inſtrumente gebrechen, bey einem ſo wohl aber, als bey dem andern muß die Theilung unendlich fortgehen; weil ſonſt ausgeführter maaßen das Weſen eines Dinges aufhören müßte. Dieſe ſonnenklahre Wahrheiten wird niemand läugnen können, wenn er ſich nur von der Eintheilung und von der Theilung richtige und unterſchiedene Begriffe macht.

19. Diejenigen, die ſich dergleichen richtige und unterſchiedne Begriffe erworben haben, werden auch ganz leicht einſehen, daß es ein groſſer Unterſchied ſey, wenn die Theilung unendlich fortgehet, und wenn etwas unendlich eingetheilet ſeyn ſoll. Nachdem ich behauptet habe, daß die Theilung der Materie unendlich fortgehet: ſo habe ich §. 61. geläugnet, und es vor ungereimt gehalten, daß ein endlicher Körper unendlich eingetheilet ſeyn ſolll. Hierdurch habe ich nicht nur keinen Widerſpruch begangen; ſondern dieſe zwey Stellen ſtimmen auch ſehr wohl mit einander überein.

20. Etwas eintheilen heißet nichts anders, als gewiſſe Theile eines Dinges ausfindig machen. Wenn man nun ſagt, daß ein körperliches Ding unendlich eingetheilet ſey: ſo widerſpricht man ſich. Denn da die Theile zuſammengenommen, das Ganze ſind, und jeder Theil ſeine beſtimmte Größe haben muß (oben §. 13.), ſo behauptet man, daß die Theile eines Dinges gewiß und beſtimmt ſind, durch den Zuſatz aber, daß die Theilung unendlich ſey, widerſpricht man dieſem Begriffe wiederum: weil das Unendliche ſchlechterdings keine gewiſſe und beſtimmte Anzahl haben kann. Dargegen heißet theilen, etwas zergliedern, und von einander abſondern: und man ſiehet leicht, daß es etwas ganz anders iſt, wenn man ſagt, daß die Zergliederung oder Abſonderung von einander unendlich fortgehet, oder niemals zu Ende gebracht werden kann, als wenn man ſagt, daß etwas unendlich eingetheilet ſey. Wenn man alſo läugnet, daß etwas unendlich eingetheilet ſey; ſo behauptet man, daß es falſch ſey, was dieſer Begriff, wiewohl auf eine undeutliche und widerſprechende Art, anzeigen will, nämlich, daß man mit der Eintheilung der Sache jemals zu Stande kommen könne, das iſt, man läugnet, daß eine unendliche Eintheilung wirklich und in der That geſchehen und vollbracht werden könne. Dieſe Verneinung aber ſtimmet mit demjenigen vollkommen überein, wenn man behauptet, daß die Theilung eines Dinges unendlich fortgehet, nämlich, daß man niemals mit der Theilung zu Ende kommen könne.

21. Dieſes iſt es, was ich vor nöthig gehalten, meiner Schrift, als einen Anhang zur Erläuterung und beſ-

ſerer Ueberzeugung beyzufügen. Hierdurch wird vielleicht alles dasjenige wegfallen, was man etwa noch darwider hätte einwenden können. Ich werde aber dennoch alle diejenigen Vertheidigungs-Schriften der Monaden und Elemente der Körper, ſo bereits vor dem Ausſpruche der Akademie an das Licht getreten ſind, ſo wohl als diejenigen, ſo etwan noch erſcheinen dürften, in einer beſondern Schrift widerlegen, und da ich die Wahrheit und die gute Sache auf meiner Seite habe: ſo getraue ich mir die Schwäche aller ihrer vermeintlichen Gründe der Welt ſonnenklahr und handgreiflich vor Augen zu legen. Sangerhauſen den 12ten Auguſt 1747.

Johann Heinrich Gottlobs von Juſti

Moraliſche
und
Philoſophiſche
Schriften.

Dritter Band.

Berlin, Stettin und Leipzig,
im Verlag Johann Heinrich Rüdigers,
1761.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Verzeichniß

derer in dieſem dritten Bande befindlichen Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

1. Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey S. 3.

2. Allegoriſches Gebäude aus der Betrachtung über die Begierde nach den Bedienungen bey Höfen verfertiget 124

3. Die Turtel-Taube. Eine allegoriſche Erzählung 135

4. Geſchichte zweyer Sperlinge 144

5. Betrachtungen und Regeln über den Schein der Tugenden 151

6. Von den Krankheiten der Einbildung 162

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

1. Nichtigkeit aller Einwürfe und unhöflichen Anfälle wider meine Preißſchrift von denen Monaden,

naden, wobey der Ungrund derſelben fernerweit klahr vor Augen geleget wird S. 181

Andre Abtheilung, worinnen auf die beſondern Einwürfe geantwortet wird 255

2. Beſcheidene Vorſtellung der unbeweglichen Gründe, welche die Richtigkeit einer unendlichen Theilbarkeit der Materie deutlich vor Augen legen; und hergegen die ungegründeten Einwürfe wider die Wirklichkeit der Monaden gründlich beantworten: Von N. N. 361

Andre Abtheilung, worinnen die Einwürfe wider die Monaden beſcheiden geprüfet und beantwortet werden 399

Erſte Abtheilung.

Moraliſche Abhandlungen.

I.

Urſachen

des

Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey (*).

Es giebt faſt eine unzählige Menge Religionen und Secten in der Welt. Wenn ſich jemand unterſtehen wolte alle diejenigen zu zählen, welche in der Welt geweſen ſind und noch ſind: ſo würde er ſich einer Arbeit unterziehen, die er vielleicht nicht bewerkſtelligen könnte. Dennoch ſind diejenigen, welche in der Welt bekannt geworden ſind, vielleicht nicht der hundert tauſendeſte

---

*) Dieſe Abhandlung iſt im Jahr 1747 als ein beſondrer Tractat, jedoch ohne meinen Nahmen herausgekommen. Ich habe mich aber hernach in meinen Schriften darzu bekennet. Da das Publicum damals dieſen Tractat überaus geneigt aufgenommen hat; und da dieſes Werk die Abſicht hat alle meine zerſtreueten Moraliſchen Schriften darinnen zu ſammlen; ſo hat er hier natürlicher Weiſe ſeinen Platz finden müſſen

deſte Theil von denjenigen, die wir nicht wiſſen. Ich muß mich deutlicher erklähren.

Die beſondern Glieder einer Religion oder Secte, ſtimmen ſelbſt nicht in allen Puncten mit derjenigen Lehre überein, zu der ſie ſich öffentlich bekennen. Ein jeder wird gewiß in einem oder dem andern Lehr-Puncte eine andre Meinung als ſeine Kirche haben, oder dieſe und jene Ceremonie wird ihm nicht gefallen. So viel Köpfe, ſo viel andre Religionen giebt es demnach im engern Verſtande in der Welt; und jeder ſchmiedet ſich faſt eine beſondre Verehrungs-Art des allerhöchſten Weſens.

> Quot homines, tot ſententiae: ſuus cuique mos.
>
> *Terent.*

Dem Lutheraner gefällt oft ein Lehr-Punct, oder Ceremonie der Reformirten beſſer: und dieſer findet in jener Religion etwas, was er den Lehren und Gebräuchen ſeiner Kirchen vorziehet. Eine gleiche Bewantniß hat es mit den Catholiken und allen andern Religionen und Secten in der Welt. Da nun der eine dieſes, der andre jenes denen Lehren ſeiner Kirche oder Secte hinzuſetzt: ſo kommen in der That eine unzählige Menge von Religionen und Secten heraus. Wenigſtens iſt dieſes von allen denenjenigen wahr, welche glauben, daß ſie Verſtand beſitzen, und die nicht, wie der niedre Pöbel, einer Religion ohne vorhergehende Prüfung und Ueberzeugung anhängen wollen.

Man wird von dieſer Wahrheit hinlänglich überzeugt werden, wenn man ſich mit ſeinen guten Freunden und Bekanten im Geſpräche von der Religion und den

Kirchen Gebräuchen einläſt. Ich wenigſtens kann ſehr theuer verſichern, daß ich bey dergleichen Gelegenheiten noch niemand gefunden habe, der in allen Puncten und Ceremonien mit ſeiner Kirche völlig zufrieden geweſen wäre. Selbſt Catholiken, welche die Furcht abhalten konnte, wenn ſie vertraut geworden ſind, haben endlich nicht undeutlich geäuſſert, daß ihnen dieſer oder jener Lehr-Punct, oder Ceremonie der proteſtantiſchen Kirchen beſſer gefiele.

Man darf ſich über dieſes Verfahren der Menſchen nicht wundern. So bald als wir uns in den Kopf ſetzen, daß wir klug ſind, und daß wir die Wahrheit ſelbſt einſehen wollen, und können; ſo ſind wir ſchon ſehr geneigt, an einigen Lehrſätzen, oder Ceremonien unſrer Religion Unrichtigkeiten wahrzunehmen. Wir wiſſen, daß eine groſſe Menge Lehr-Puncte und die Gebräuche ohne Unterſchied nicht unmittelbar aus der Offenbahrung, ſondern aus der Auslegung und Meinung der Häupter der Religion abflieſſen. Dieſe Häupter haben einen vorzüglichen Verſtand beſeſſen. Allein, halten wir den unſrigen geringer: und würden wir wohl die Gleichheit unſers Verſtandes mit dem ihrigen, oder gar den Vorzug, womit wir uns ſchmeicheln, beweiſen können, wenn wir nach aller unſrer Unterſuchung nichts fänden, als daß ihr Verſtand ſchon lange vor uns alle Wahrheiten vollkommen eingeſehen, und uns nichts als die Ehre des Beyfalls und der Anhängeren übrig gelaſſen hätte? Nein, dieſe Erniedrigung wäre zu tief vor einen groſſen Verſtand, den wir alle zu beſitzen glauben. Wir bringen alſo zu unſrer Unterſuchung eine geheime Neigung mit, etwas zu entdecken, womit wir nicht völlig zufrieden ſeyn können. Dieſes iſt ſchon ein gewiſſer Grad der Leidenſchaften; und die Entdeckung des falſchen und des mißfälligen wird uns niemals fehlſchlagen, wenn wir uns, mit einem ſolchen Vergrößerungs-Glaſe, an die Lehrſätze wagen. „Was werden wir nicht vollends an den Gebräuchen vor Wunder-Dinge wahrnehmen können, die ſich von verſchiedenen Seiten betrachten laſſen?

Die groſſe Verſchiedenheit dieſer Meinungen läßt ſich gleichfals ganz wohl begreiflich machen. Indem unſer Verſtand, mit der Begierde etwas falſches zu entdecken, unter der Menge von Lehr-Puncten und Gebräuchen eilfertig herumwühlt, und ſich von einem jeden undeutliche Vorſtellungen macht; ſo kommen ihm endlich die andern Neigungen und Leidenſchaften zu Hülfe, und es fällt ihm unvermerkt etwas ins Geſichte, was einen merklichen Grad des ſinnlichen Abſcheues erreget. Die Entdeckung iſt alſo gemacht. Der Schluß iſt gefaßt, daß dieſes das falſche ſeyn ſoll; und nun ſetzt ſich der Verſtand in Ruhe, um die Beweiſe und Gründe auszudenken, welche ſeine Entdeckung unterſtützen ſollen.

„So gehet es faſt mit allen Entdeckungen der Wahrheiten. Wir elenden Menſchen erkennen die Wahrheit faſt niemals anders als durch den Flohr, welchen die Leidenſchaften vor unſern Verſtand hängen. Wenn die Gelehrten offenherzig ſeyn wolten; ſo würden ſie bekennen müſſen, daß ſie in allen wichtigen und fürchterlichen Beweiſen, womit ſie uns beſchenken, allemal den Vorſatz, dieſe oder jene Sache zu beweiſen, vorher gefaſſet haben, ehe ſie ſich noch von derſelben deutliche Vorſtellungen und Gründe gemacht haben. Denn dieſe fließen ihnen erſt gemeiniglich bey dem Nachſinnen und der Ausarbeitung zu. Sie haben ſich alſo vorher aus undeutlichen Vorſtellungen, oder aus den Leidenſchaften entſchloſſen. Ich wenigſtens, wenn ich ſorgfältig auf mich ſelbſt Acht habe, kann dieſes nicht läugnen.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Menſchen wäre es in der That ein rechtes Wunder, wenn es keine Leute in der Welt gegeben hätte, welche die ganze Religion hätten über den Haufen werfen wollen, oder welche darauf gefallen wären, die Wirklichkeit Gottes zu läugnen. Allein, es iſt uns ſo gut nicht geworden, daß wir uns dieſes Wunders, welches dem menſchlichen Geſchlecht Ehre gemacht hätte, rühmen könnten. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche den Grund aller Religion über den Haufen zu werfen geſucht haben, und die gar ſo weit gegangen ſind, das Daſeyn eines allerhöchſten Weſens zu läugnen. Wenn wir den jüdiſchen Träumereyen glauben wollen: ſo iſt ſchon Cain ein Gottes-Läugner geweſen: und er hat mit ſeinem Bruder Abel vor deſſelben Ermordung ein vollkommen atheiſtiſches Geſpräch geführet (*). So viel iſt gewiß, daß das Buch Hiob in mehr als einer Stelle beweiſet, daß die Gottes-Läugner damals eben nicht rar geweſen ſind. Ein gleiches beweiſet das Buch der Weisheit: und wer iſt ſo unwiſſend, daß ihm diejenigen heidniſchen Weltweiſen unbekannt ſeyn könnten, welche dergleichen Lehrſätze ausdrücklich behauptet haben?

In neuern Zeiten iſt wohl Julius Cäſar Vaninus der erſte, den man vor einen unſtreitigen Gottes-Läugner

---

(*) Reimmanns Hiſtorie der jüdiſchen Theologie Lib. 1 Cap. 18. p. 577.

halten muß (*); und er hat an Toland, Collins, Chubb, gewiſſermaaßen, hauptſächlich aber an dem Spinoza und andern eifrige Nachfolger gehabt. Unter denenjenigen, die zwar einen Gott zulaſſen, alle in der Welt befindliche Religionen aber verwerfen, ſind wohl außer Streit der bekannte Cherburn, desgleichen Lord Bolingbroke die vornehmſten. Doch unſer gegenwärtiges Verhaben leidet es nicht, daß wir eine Geſchichte der Gottes-Läugner und Religions-Verwerfer ſchreiben. Es iſt dieſes bereits von Unterſchiedenen bewerkſtelliget worden: und wir können unſre Leſer dahin verweiſen (**). Das Wort Atheiſte ſelbſt iſt ohngefähr um die Zeiten des Dionyſius Halicarnaſſenſis zuerſt entſtanden (***): und das Wort Deiſte hat im ſechzehenden Jahrhundert ſeinen Urſprung genommen (****).

Ohngeachtet es zu allen Zeiten Gottes-Läugner und Religions-Verwerfer gegeben hat; ſo glaube ich doch nicht, daß ſie jemals ſo häufig angetroffen worden ſind, als in unſern Tagen. Wo man nur das Auge hinwendet, ſo findet man Leute, die nicht allein durch ihren Lebens-Wandel; ſondern auch durch ihre Redens-Arten und ſo gar mit deutlichen Worten zu erkennen geben, daß ſie ſogenannte Freydenker ſind, nämlich, daß ſie entweder keinen Gott glauben, oder doch über das vermeinte gemeine Vorurtheil der Religion weit erhaben ſind. Es iſt ſo weit gekommen, daß man ſich eine Ehre daraus macht, dieſes Bekenntniß abzulegen: und man glaubt dadurch eine untrügliche Probe ſeines vortrefflichen Verſtandes und ſeiner großen Einſicht zu geben. Man gehe nur mit unſern Witzlingen, mit denjenigen artigen jungen Herren um, die außer Romainen mit groben Druck kein Buch geleſen haben, aus Furcht, ſie möchten ſich die Augen verderben: und man bezeige ſich nur entweder ſelbſt als ein Zweifler, oder als ein eifriger Vertheidiger der Religion, was werden ſie ſich nicht vor eine Ehre daraus machen die Stärke ihres Geiſtes ſehen zu laſſen? Sie werden in die verächtlichſten Ausdrückungen gegen die Religion und die Geiſtlichen ausbrechen: und man wird von Glück ſagen können, wenn man ſelbſt von ihren witzigen Schimpf-Wörtern verſchonet bleibt, daß man zeither den thörigten Mährchen der Pfaffen angehangen hat.

---

*) Buddaeus in Theſib. de Atheiſm. Cap. 1 §. 24.

**) Reimmann, Hiſtor. Univerſ. Atheiſmi. Buddaeus cit. Libr. Adam. Tribbechov. Hiſtor. Naturaliſm. Fabric. in Syllab. Scriptor. de verit. Relig. Chriſt.

***) Reimmann. Hiſt. Atheiſm. Sect. 1. §. 1.

****) Walch. philoſoph. Lexic. p. 483.

Man ſiehet dergleichen Leute bey Höfen und in allen Arten von Bedienungen; beſonders iſt der Soldaten-Stand ganz davon überſchwemmet: und hier kann man am allererſten ein offenherziges Bekenntniß mit den erſtaunlichſten Flüchen anhören, weil viele der Befehlshaber in dieſem Stande den Grundſatz angenommen haben, daß ſich ein unverſchämtes Weſen vortrefflich vor ſie ſchickt. So gar merket man ſchon, daß der Pöbel mit dieſer äußerſten Verderbniß unſerer Zeiten angeſtecket iſt. Gottes-Verläugner und andre grobe Religions-Verächter ſind unter dieſer Art von Menſchen gar nicht ſchwehr ausfindig zu machen.

Was am bedauernswürdigſten iſt, es giebt ſo gar Geiſtliche, welche Freydenker ſind; und diejenigen, welche dem Volke die heiligen Lehren der Religion zur Erbauung und zum Heil der Seelen mit aller Stärke und Ueberzeugung vortragen ſollen, halten ſie in ihrem Herzen ſelbſt lächerlich. Ich will von denenjenigen nicht reden, welche durch die Abſcheulichkeit ihres Wandels zur Genüge an den Tag legen, daß ſie ſelbſt von demjenigen ſchlecht überzeugt ſeyn können, was ſie vor dem Angeſicht Gottes, und vor ihrer Gemeinde reden. Die Gottloſigkeit hat nicht allemal die Gottes-Läugnung zum Urſprunge. Allein, man höret hin und wieder von Predigern, daß ſie die Beſchaffenheit ihres Herzens merklich geäuſſert haben. Ich würde ſehr geneigt ſeyn, ſolches vor Verläumdungen ihrer Feinde zu halten, wenn mir nicht ſelbſt unterſchiedne Candidaten der Gottesgelahrheit von Univerſitäten und andern Gelegenheiten her bekannt wären, welche die ärgerlichſten und ſchändlichſten Grundſätze von Gott und der geoffenbahrten Religion gehabt haben.

Woher rühret dieſe beſeufzenswürdige Verderbniß, und ich kann wohl ſagen, dieſe ſchändliche Geſtalt unſrer Zeiten? Warum ſind unſre Tage mit dergleichen Freydenkern mehr überſchwemmet, als die Zeiten unſrer Vorfahren? Was vor Urſachen ſollen wir dieſes alles zuſchreiben? Ich habe über dieſen Gegenſtand vielmal nachgeſonnen: und ich habe mich bemühet durch eine gründliche Betrachtung der Natur des Menſchen, der Beſchaffenheit der Religion und der Geiſtlichen, und der Geſtalt der Welt, dieſe Urſachen ausfündig zu machen. Ich habe auch allerley gefunden, welches mir dieſe Urſachen zu ſeyn ſcheinen; und ich glaube, daß es, nach dem Antheile, den ich an der Glückſeeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft als ein rechtſchaffnes Mitglied nehmen muß, einen Theil meiner Schuldigkeit ausmacht, dieſe Urſachen anzuzeigen. Ganz natürlicher Weiſe liegen in den Urſachen einer Verderbniß der Zeiten auch die Mittel verborgen, wodurch man ſie heben kann. Vielleicht trägt alſo meine Schrift etwas bey, daß man ernſtlicher bedacht iſt, dieſe Urſachen aus dem Wege zu räumen. Ob aber dieſe Urſachen wahr oder falſch ſind, überlaſſe ich dem gründlichen und unpartheyiſchen Urtheil meiner billigen Leſer.

Man ſiehet leicht, daß ich in einer Schrift von dieſer Art ſchlechterdings nicht heucheln darf. Was würde der Welt meine Anzeigung dieſer Urſachen helfen, wenn ich mich einige Betrachtungen, ſie ſeyn von welcher Natur ſie wollen, abhalten ließe, einige und vielleicht die wichtigſten Urſachen mit Stillſchweigen zu übergehen? Ich kann alſo unmöglich jemand etwas ſchenken; und ohngeachtet ich die größte Hochachtung vor die Kirche und vor vernünftige und wahre Geiſtlichen habe; ſo muß ich doch auch hier diejenigen Urſachen anzeigen, die ich bey ihnen antreffen werde. Die Vernünftigen und Billigen unter ihnen werden die Nothwendigkeit einſehen, die mich hierzu antreibt; und mich deucht nicht, daß ich von denſelben befürchten darf, daß ſie mich verketzern werden. Das Schreyen und Poltern der Unvernünftigen weiß ich mit Mitleiden und Verachtung anzuſehen: und ich kann mich allemal damit tröſten, daß es die redliche Abſicht und die wahrhaftige Menſchenliebe, die mich zu gegenwärtigen Vorhaben bewogen haben, am allerwenigſten verdienen. Ehe ich mich aber zu dieſen Urſachen wende; ſo iſt es nöthig, daß ich meinen Leſern erklähre, was ich eigentlich unter den Freydenkern verſtehe.

Das Wort Freydenker iſt ſeiner Bedeutung nach ein ganz neu Wort; und unſer jetziges Jahrhundert hat daſſelbe zuerſt erfunden. Die betrübte Nothwendigkeit, es zu machen, beweiſet ſchon einiger maaßen, daß dieſe Art des Verderbniſſes größer in demſelben ſey, als in den vorigen Jahrhunderten. Wolte Gott, daß die teutſche Sprache kein Wort hätte, womit ſie dieſe Art von Leuten anzeigen könnte, wie die Ebräiſche kein Wort hat, womit ſie einen Atheiſten ausdrücken kann (*)! Allein, wolte auch Gott, daß der Mangel des Wortes den Mangel der Sache zugleich in ſich ſchlöſſe! Man verſtehet aber durch die Freydenker diejenigen Menſchen, welche Meinungen hegen, die das Daſeyn Gottes und die geoffenbahrte Religion über den Haufen werfen. Folglich iſt es eine allgemeine Benennung, welche ſo wohl Atheiſten, als Deiſten und Naturaliſten in ſich faſſet.

Ein Atheiſte iſt ein Menſch, welcher die Wirklichkeit eines allerhöchſten Weſens läugnet; und er wird ſehr wohl durch das Wort Gottes-Läugner ausgedrückt; wannenhero ich mich auch öfters dieſer Benennung bedienen werde. Man theilet ſie gemeiniglich in theoretiſche und practiſche ein. Das iſt, in ſolche, die aus wirklicher Ueberzeugung Gottes-Läugner ſind, und in ſolche, die nur durch ihren ruchloſen Lebenswandel und auch wohl mit dem Munde bezeugen, daß ſie keinen Gott glauben, der Verehrung und Pflichten von ihnen fordert. Daß die letztere Art wirklich vorhanden ſind, wird niemand zweifeln: man zweifelt aber, ob es wirklich Gottesläugner

von

(*) Reimmann. Hiſtorie der jüdiſchen Theologie, Lib. 1. cap. 18 §. 1. 2.

von der erſten Claſſe giebt. Laſſet uns doch hier eine kleine Unterſuchung anſtellen.

Diejenigen, welche die Wirklichkeit der theoretiſchen Atheiſten läugnen, nehmen gemeiniglich zu denen uns von Natur eingepflanzten Begriffen ihre Zuflucht, und behaupten, daß ein jeder Menſch eine natürliche Erkenntniß von Gott habe. Allein, dieſe von Natur eingepflanzten Begriffe (ideæ innatæ) ſind ein Unding; und eine geſunde Philoſophie kann ihnen unmöglich Platz geben. Wir ſehen, daß wir zu aller unſerer Erkenntniß durch die ſinnlichen Werkzeuge gelangen müſſen. Dieſes iſt die Ordnung der Natur, welche der weiſe Schöpfer vor gut befunden hat; und er müßte in der That Wunder thun, wenn er uns auf eine andre Art Begriffe geben wolte. Man kann aber nicht ohne Noth Wunder annehmen, zumal ſolche Wunder, von denen ſich keine Wirkung äußert. Denn dieſe von Natur eingepflanzten Begriffe widerſprechen der offenbahren Erfahrung.

Wer iſt unter allen meinen Leſern, der ſich eines Begriffs erinnern kann, den ihm die Natur in Mutterleibe eingepräget hat? Ich wenigſtens bekenne mit dem vortrefflichen Loke und Voltaire (*) ganz freymüthig, daß ich eine ſo einfältige Seele empfangen habe, die ſich keiner eingepflanzten Begriffe erinnert; und wozu ſolte dieſe Empflanzung nützen, wenn wir dieſelben nach unſrer Geburth wieder vergeſſen ſolten, und uns deren niemals erinnern könnten? Ein abermaliges Wunder! Denn nach der Ordnung der Natur behält unſer Gedächtniß die erlangten Begriffe; und wir können uns ſo gar der Zeit

---

*) Lettres ſur les Anglois Lett. 13.

und der Umſtände erinnern, in welchen wir dieſelben überkommen haben.

Diejenigen, welche alſo die theoretiſchen Gottes-Läugner zugeben, ſcheinen alſo mit Recht in dieſen Wahrheiten einen ſtarken Grund vor ſich zu haben. Sie berufen ſich noch auf ganze Völker, die in der Welt gefunden ſind, ohne daß ſie den geringſten Begriff von einem allerhöchſten Weſen, oder was dem ähnlich wäre, gehabt hätten (*). Allein, beyde haben nicht recht. Der Grund der eingepflanzten Begriffe taugt nichts; und die letztern bedenken nicht, daß ſie von Gottes-Läugnern reden, die unter ſolchen Völkern erzogen werden, wobey ſie einen hinlänglichen Begriff von Gott nothwendig erlangen müſſen. Sie bedenken nicht, daß dasjenige, was unſrer Jugend eingepräget wird, faſt unauslöſchlich iſt: und ſie bedenken nicht, daß das Anſchauen der Welt und der darinnen befindlichen Dinge, welches jedermann auf ihren Urheber führen muß, den in der Jugend erlangten Begriff nothwendig zu einer völligen Ueberzeugung machen muß.

Es iſt wahr, wir gebrauchen uns vieler Gefäſſe und Dinge, wobey wir wenig oder nicht an ihren Verfertiger oder Urheber gedenken. Allein, dieſer Einwand gilt bey den Gottes-Läugnern nicht. Die Schönheit des Weltgebäudes iſt weit wichtiger, als ein ſchlechtes Gefäß. Höchſtens könnte er nur bey ſolchen Völkern gelten, die niemals eine Gedanke von einem allerhöchſten Weſen gehabt haben. Allein derjenige, der ſchon einen Begriff von Gott hat, wird durch den Anblick des Weltgebäudes ganz natürlich auf Gott geführet; und dieſes wird eine ſo ſtarke

Ueber-

(*) Rüdiger. cap. 2. §. 18.

Ueberzeugung, als diejenige vielleicht iſt, die man durch einen eingepflanzten Begriff verſtehet.

Man kann auch nicht ſagen, daß ein Atheiſte das Welt-Gebäude anſehe, ohne ſich um deſſen Urheber zu bekümmern. Indem er gewiſſe Sätze annehmen will, wodurch die Wirklichkeit Gottes über den Haufen geworfen werden ſoll: ſo muß er nothwendig unterſuchen, wie dieſe Dinge ſonſt entſtanden ſeyn können; und hierbey wird ihm ſein ehemals erlangter Begriff allemal das Gewiſſen rühren. Nachdem wir dieſes vorausgeſetzet haben: ſo will ich nunmehr ſagen, auf was Art ich glaube, daß theoretiſche Gottes-Läugner möglich ſind.

Allemal werden die Menſchen vorher Böſewichter; ehe ſie Atheiſten werden. Ich werde hiervon unten weitläuftiger reden. Mitten in ihren Schandthaten wacht doch das Gewiſſen manchmal auf: und ſtellet ihnen die Gröſſe ihrer Miſſethaten als abſcheulich vor. Es bringet ihnen Gott, wider deſſen Willen ſie ſo freventlich und ſchändlich handeln, und die darauf folgende Beſtrafung in Erinnerung. Dieſe Gewiſſensbiſſe ſind ihnen eine Laſt: und ſie ſehen gerne, wenn ſie davon befreyet ſeyn könnten. Sie wünſchen alſo, daß gar kein Gott ſeyn möchte. Da wir Menſchen nur allzuſehr geneigt ſind, dasjenige ungemein leicht zu glauben, was wir wünſchen; und da ſie gemeiniglich von Gott und ſeinen Eigenſchaften keine rechte Erkenntniß haben; ſo dürfen ſie nur etliche elende Gründe wider ſeine Wirklichkeit zuſammen raffen: ſo iſt ihre Ueberzeugung in der That vorhanden. Sie wolten ſich Ruhe wider ihr Gewiſſen ſchaffen; und dieſes haben ſie geleiſtet; indem ſie ihm indeſſen allerhand Spiel-Sachen zum Zeitvertreib vorgeworfen haben.

So lange es ihnen alſo wohlgehet, ſo lange ſie auf ihren Laſter-Wegen mit muntern Schritten fortgehen können; ſo ſind ſie in der That theoretiſche Gottesläugner. Allein, laſſet eine gefährliche Krankheit, eine tödtliche Gefahr, oder ſonſt ein groß Unglück über ſie herein brechen, ſo ſinket ihre ganze Theorie hin. Das Gewiſſen erſchrickt; und vor Schrecken läßt es die elenden Spiel-Sachen fallen, womit es ſich zeither beſchäfftiget hatte, oder wie der gründliche Martin in der natürlichen Gottesgelahrheit ſagt: Gott kommt endlich, und ziehet den Vorhang weg, den die Seele zwiſchen ſich und der Erkenntniß Gottes gezogen hatte. Ich bediene mich dieſes Ausdrucks, obgleich dieſer vortreffliche Schriftſteller eigentlich gar keine theoretiſchen Atheiſten zugiebt, ſondern glaubt, daß alle ihre Grundſätze auch in den glücklichſten Tagen öfters dahin ſinken. Wenn man aber das, was ich hier vorgetragen habe, genau erwäget: ſo wird man finden, daß beyde Theile gewiſſer maaßen Recht haben.

Die Deiſten ſind diejenigen Menſchen, welche weiter nichts als die Wirklichkeit und Verehrung eines allerhöchſten Weſens aus der Erkenntniß der Vernunft annehmen. Es fehlet der teutſchen Sprache und vielleicht allen andern an einem eigentlichen Wort, womit man dieſe Leute ausdrücken könnte. Denn das Wort Deiſte ſolte eigentlich in einer guten Bedeutung genommen werden. Bayle (*) hat recht, daß man Deiſten, oder wie er es ſchreibt, Theiſten, den Atheiſten entgegen ſetzen, und ſolches in einer guten Bedeutung von allen denjenigen nehmen ſolte, welche den Atheiſten zuwider von der Wirklichkeit

---

*) Reponſe aux Queſt. d'un Provincial. T. II. pag. 318. 408.

Gottes überzeugt ſind. Wenigſtens erfordert es der Gebrauch der Wörter-Bedeutung unſtreitig alſo.

Ich geſtehe aber, daß ich kein Wort vor ſie habe ausfindig machen können, ob ich mir gleich einige Mühe gegeben habe. Vielleicht würde man ihre Eigenſchaft durch Nurgöttler faſt völlig erſchöpfen können, wenn es der Natur der teutſchen Sprache gemäß wäre. Uebrigens kann man die Mahomedaner ganz füglich unter die Deiſten rechnen. Ihre ganze Religion kommt darauf an, daß ſie einen einzigen Gott glauben. Das übrige ſind lächerliche Erfindungen und Ceremonien, welche vor den Pöbel nöthig waren. Die vernünftigen unter ihnen machen wenig Weſens davon. Der Alcoran rühmet ſeine Lehre auf allen Blättern deshalb, weil er nur auf einen Gott weiſe; und in unzähligen Stellen werden die Chriſten mit dem Nahmen der Vielgöttler belegt, und deswegen vor abſcheulich gehalten.

Naturaliſten ſind diejenigen, welche behaupten, daß die Erkenntniß der Vernunft zur Verehrung Gottes und Erlangung unſrer Glückſeeligkeit hinlänglich ſey. Wenigſtens iſt dieſes die Erklährung nach meinem Begriffe; und ich glaube, daß ſie deutlich iſt, und die ganze Sache erſchöpft. Dahingegen kann ich nicht läugnen, daß mir die Erklährung des Herrn Prof. Stiebritz (*) dunkler vorkommt, als die erklährte Sache ſelbſt. Man theilet die Naturaliſten in Philoſophiſche und Theologiſche ein. Die philoſophiſchen Naturaliſten ſind diejenigen, welche alle Offenbahrung verwerfen, und keine andre Erkenntniß, als die Einſicht der Vernunft annehmen; dahingegen die theologiſchen eine Offenbahrung vor die Einſichtigen zulaſſen, darinnen aber nichts annehmen, was nicht ſchon durch die Vernunft vollkommen erklähret werden kann.

---

*) Beweiß vor die Wirklichkeit einer Offenbahrung wider die Naturaliſten, 1 Abſchn. §. 1.

Man ſiehet hieraus, daß die philoſophiſchen Naturaliſten von den Deiſten in der That wenig oder nicht unterſchieden ſind, ohngeachtet es der Herr Prof. Stiebritz zu zeigen bemühet iſt (*). Ein philoſophiſcher Naturaliſte kann ſeinen Grundſätzen nach die heiligen Geheimniſſe der Religion nicht annehmen. Dieſe ſind aber der Grund der Religion. Es bleibt ihm alſo nichts übrig, als die Erkenntniß und Verehrung des allerhöchſten Weſens aus der Vernunft. Iſt dieſes aber nicht eben das, was der Deiſte glaubt? So bald dieſer die Wirklichkeit eines allerhöchſten Weſens einräumt; ſo muß er auch deſſen Verehrung zugeben (**). Geſetzt, daß er ſolches nur in der Stille zu bewerkſtelligen vor hinlänglich hielt: ſo iſt doch dieſes alles, wohin er ſchreiten kann. Sie ſind alſo in der That ſehr wenig unterſchieden.

---

*) cit. Loc. §. 6.

**) Vielleicht könnte man diejenigen insonderheit Deiſten nennen, die zwar einen Gott glauben; allein deſſen Vorſehung läugnen, und auf eine ſehr lächerliche und ungereimte Art annehmen, daß er ſich um die Welt und die Handlungen der Menſchen nicht bekümmere: ohngeachtet ſie einräumen, daß er der allerweiſeſte iſt und die Welt erſchaffen hat; ein Geſtändniß, welches ihnen das Ungereimte ihrer Lehre auf dem erſten Anblick zu erkennen geben ſolte. Dergleichen Leute habe ich ſeit der erſten Herausgabe dieſes Tractats in Menge angetroffen.

Nachdem wir alſo diejenigen haben kennen lernen, welche das Wort Freydenker unter ſich begreift; ſo können wir uns um ſo ſicherer zur Unterſuchung der Urſachen wenden, warum dieſe Art von Leuten jetzo häufiger als jemals gefunden werden. Ich habe vorher nur noch eine einzige Erinnerung anzubringen.

Ich habe auf dem Titel geſagt, daß ich die Urſachen des Verfalls der Religion anzeigen will. Vielleicht giebt es Leute, welche hierdurch die Lehrſätze ſelbſt verſtehen, und ſich einbilden, daß ich den Verfall derſelben zu zeigen willens wäre. Dieſen muß ich alſo ſagen, daß das Wort Religion nichts anders als Gottesdienſt heißet. Der Gottesdienſt kommt aber in der That in Verfall, wenn dergleichen Leute, die ich beſchrieben habe, häufig gefunden werden. Man wird mir dieſe ſchwache Anmerkung zum Unterrichte vor die Einfältigen zu gut halten.

Dieſe Urſachen ſcheinen jedermann alſo gleich in die Sinne zu fallen. Es iſt ſonſt ein untrüglicher Schluß von der Wirkung auf ſeine Urſache zu ſchließen: und es ſcheinet, als wenn dieſe Wirkung jedermann vor Augen liege. Die Freydenkerey äußert ſich mehr in der proteſtantiſchen Kirche, als in der katholiſchen. Es wird niemand läugnen, daß Engelland, Holland und Teutſchland weit mehr damit überſchwemmet ſind, als Italien, Spanien und Portugall; und vielleicht würde man öffentliche Merkmaale davon in dieſen Ländern vergeblich ſuchen. Es ſcheinet alſo die Religions-Spaltung hieran Urſache zu ſeyn. Alles, was man einwenden kann, iſt, daß die Freydenkerey vielleicht in Frankreich eben ſo ſtark eingeriſſen iſt, als in den evangeliſchen Ländern. Man hat uns längſt verſichern wollen, daß allein in Paris 60000 Atheiſten anzutreffen geweſen wären (*).

Allein, Frankreich genießet gleichfals einer Kirchen-Freyheit, welche die andern katholiſchen Länder nicht haben. Die Freyheit der proteſtantiſchen Kirchen, oder überhaupt die Kirchen-Freyheit, ſcheinet alſo doch wenigſtens die Urſache der einreißenden Freydenkerey zu ſeyn. Vielleicht iſt alſo das menſchliche Gemüth dergeſtalt beſchaffen, daß es die Freyheit, ſeinen Glauben prüfen zu dürfen, nicht vertragen kann. Vielleicht muß es nothwendig in einer Sclaverey der Religion gehalten werden. Die Sache iſt ſo wichtig, daß wir ſie näher betrachten müſſen.

Es iſt wahr, eine Religion, welche nicht zugiebt, daß ihre Mitglieder die Lehrſätze prüfen dürfen, worauf ſie gegründet iſt, ſondern die allezeit einen genauen Gehorſam und blinden Beyfall verlangt, ſcheinet ſehr geſchickt zu ſeyn, die Freydenkerey zu verhindern. Die Glieder derſelben wiſſen, daß es ihnen nicht einmal erlaubt iſt, an den geringſten Lehr-Puncten zu zweifeln, wie vielweniger können ſie ſich alſo einfallen laſſen, den ganzen Grund der Religion in Zweifel zu ziehen? Sie wiſſen, daß die härteſten Strafen auf ſie warten, wenn ſie ſich dergleichen einfallen laſſen wollten, und man das geringſte hiervon merken würde. Geſetzt nun, daß ſich einer oder der andre von der Freydenkerey hinreißen ließe; ſo muß ihn doch die Furcht der Strafe allemal abhalten, ſich gegen jemanden hiermit heraus zu laſſen. Er kann alſo mit dieſem gefährlichen Gift niemand anſtecken; und die Freydenkerey kann ſich demnach in einer ſolchen Religion wenig oder nicht ausbreiten.

---

*) Vide Buddeum in Theſ. de Atheiſm. cap. 1. §. 25. not. 1.

Ich geſtehe, dieſe Gründe haben einen groſſen Schein vor ſich; und ich kann nicht läugnen, daß ſie unter einem gewiſſen Umſtande völlig wahr ſind; nämlich, wenn eine ſolche Religion alle ihre Glieder in einer völligen Unwiſſenheit erhalten kann; ſo iſt nichts gewiſſers, als daß die Freydenkerey unter ihren Glaubens-Genoſſen niemals einreiſſen wird. Allein, ſo bald als die Glieder derſelben zu klügeln anfangen; ſo bald als ſie ſich eben einen ſo guten Verſtand zutrauen, als ihre Geiſtlichen und die Häupter der Religion haben: ſo wird ſie die gröſte Strenge einer Kirchen nicht abhalten können, daß ſie die Lehrſätze ihres Glaubens prüfen, und von demſelben überzeugt ſeyn wollen.

Die Gewiſſen können die Herrſchaft, oder unwiderſprechliche Glaubens-Vorſchriften, nicht eher vertragen, als wenn die Seelen nicht die geringſte Fähigkeit haben etwas zu prüfen. Ja ſie müſſen ſich dieſe Fähigkeit ſelbſt nicht einmal zutrauen. So bald als ſie ſich zutrauen, daß ſie fähig genug ſind, ſelbſt Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange einſehen zu können; ſo iſt die menſchliche Seele viel zu hochmüthig, wie ich im Eingange gezeiget habe, als daß ſie den Lehrſätzen ihres Glaubens blindlings, ohne alle Unterſuchung, beytreten ſolte. Sie wagt ſich alſo auch in der ſträngſten Kirche an die Lehr-Puncte der Religion; und wenn ſie bereits laſterhaftig und gottlos genug iſt, daß ſie zur Sicherheit ihres Gewiſſens wünſchet, es möchte kein Gott ſeyn; oder wenn ſie ſich von ihrem Verſtande eine rechte hohe Vorſtellung gemacht hat, und wenn ſie gerne klüger ſeyn will, als Millionen andre Menſchen; ſo kann ſie eben ſo wohl auf die Freydenkerey verfallen, als in einer Religion, wo die Prüfung derſelben erlaubt iſt.

Alles was demnach eine ſclaviſche Religion wirken kann, iſt, daß die Menſchen aus Furcht vor der Strafe, oder der Verfolgung zurück gehalten werden, ihre Freydenkerey weder ſchriftlich noch mündlich jemals zu äußern, und daß wenigſtens der Pöbel von dieſem Uebel nicht eingenommen wird.

Ich würde keinen Anſtand nehmen dieſe Wirkung ſchon vor ſehr heilſam zu halten; wenn in der That ein Nutzen daraus erwüchſe. Die Unwiſſenheit iſt allemal des Aberglaubens Mutter; und wenn der Pöbel in einer groben Unwiſſenheit erhalten, und vor der Freydenkerey bewahret wird: ſo muß derſelbe in den Banden des Aberglaubens gefangen liegen. Der Aberglaube iſt aber vor das Heil der Menſchen eben ſo ſchädlich als die Freydenkerey. Wenigſtens führet derſelbe eben ſo weit von Gott ab, als jene ſchädlichen Grundſätze.

Ich bin auch weit entfernt zu glauben, daß die Freydenkerey nicht weiter um ſich greift, wenn die Freydenker aus Furcht der Strafe und der Verfolgung mit ihren Gedanken an ſich halten müſſen. Dieſes Uebel wird nicht wie andre Religionen durch Lehren und Gründe fortgepflanzt; ſondern, wer nur boshaftig und laſterhaftig genug iſt, der iſt ſchon geneigt von ſelbſt darauf zu fallen; und es iſt gar nicht nöthig, daß andre dergleichen Gedanken äußern, oder daß er Unterricht empfange. Zu dem kann die Furcht der Strafe, zumal bey angeſehenen Leuten, ſelten ſo viel wirken, daß ſie gegen vertraute Freunde nicht ihr Herz ausſchütten ſolten.

Vielmehr kann man verſichert ſeyn, daß eben die Stränge einer Kirche zu Ausbreitung der Freydenkerey noch mehr beyträgt. Es iſt ohnedem eine Wahrheit, welche die Erfahrung mehr als überflüßig beſtätiget hat, daß kein ungeſchickter Mittel iſt eine Secte auszurotten, als die Strafe und Verfolgung. Die Anhänger der allerungereimteſten Glaubens-Lehre, wenn ſie nur davon überzeugt ſind, machen ſich allemal eine Ehre daraus, in der Verfolgung ſtandhaftig dabey auszuhalten; und andre, die ihre Standhaftigkeit ſehen, bewundern dieſelbe. Sie bilden ſich ein, daß man ſo viel Verfolgung, oder Marter unmöglich ausſtehen könnte, als um der Wahrheit willen; und der Weg zu Ergreifung dieſer Lehre, oder Secte, iſt alsdenn ſchon gebahnet.

Ich muß hierbey beyläufig anmerken, daß die Beyſpiele der heiligen Märtyrer eben keinen tüchtigen Grund ausmachen, welchen man den Freydenkern zur Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtlichen Religion entgegen ſetzen kann, ohngeachtet ich denſelben in dergleichen Schriften gemeiniglich finde. Dieſe Verwegenen lachen darzu; und ſie ſind gleich fertig ein Haufen Beyſpiele von Arrianern, Wiedertäufern, Socinianern und den abentheuerlichſten Secten, ja ſo gar von den Türken, herbeyzubringen, die bey den greulichſten Irrthümern in der größten Marter eine verwunderungswürdige Standhaftigkeit gezeiget haben.

Wenn nun die Beſtrafung und Verfolgung überhaupt kein Mittel iſt die Ausbreitung einer Secte zu verhintern, ſondern wenn es dieſelbe eher befördert; ſo wird die gröſte Stränge und Wachſamkeit einer Kirche eher zur Vermehrung der Freydenkerey etwas beytragen. Man macht von dieſem Verfahren einer Religion auf die Wahrheit derſelben eben keinen allzuvertheilhaftigen Schluß. So bald ſich alſo der geringſte Zweifel einfindet; ſo iſt man ſehr geneigt zu glauben, daß diejenigen eben keine gute Sache haben müſſen, welche die Unterſuchung derſelben ſo ſorgfältig zu verhüten ſuchen, und die nichts als einen blinden Gehorſam verlangen. Derjenige, der alſo auf Freydenkerey verfällt, wird um ſo eher darinnen beſtärkt, wenn er bedenkt, daß ſeine Religion mit der gröſten Stränge zu hintertreiben ſucht, daß man ſie nicht prüfen möge.

Die Freydenkerey wird durch die Stränge einer Religion noch auf eine andre Art vermehret. Wenn es aus Furcht der Strafe und der Verfolgung niemand wagen darf, ſeine Zweifel oder die Gründe ſeiner Freydenkerey ans Licht zu bringen: ſo wird ſich auch gewiß niemand finden, der dergleichen Zweifel widerlegt, und die Wahrheit der chriſtlichen Religion mit überzeugenden Gründen erweiſet. Wie viele werden aber nicht unſtreitig durch dergleichen Schriften, wenn ſie gründlich ſind, nicht noch gerettet, die nur erſt anfiengen, dergleichen Zweifeln Platz zu geben? Dahingegen werden viele dergleichen Zweifler endlich vollkommne Freydenker; weil ſie keine Gelegenheit gehabt haben, ihre Zweifel durch gründliche Schriften von der Wahrheit der chriſtlichen Religion aus dem Wege zu räumen. Es iſt dieſes um ſo gewiſſer; weil man in dergleichen Ländern, wo eine Stränge in der Religion herrſchet, gemeiniglich nicht erlaubt, daß Schriſten weder vor noch wider die chriſtliche Religion, wenn in den erſten dergleichen Lehren nur zur Widerlegung angeführet werden, gedruckt oder eingeführet werden dürfen.

Alles, was demnach die Sclaverey der Religion wirket, iſt, daß die Freydenker ihre Gedanken weder ſchriftlich noch mündlich äußern dürfen. Allein, müſſen denn alle Freydenker Schriſten heraus geben, oder mit ihren Gedanken in Geſellſchaften öffentlich prahlen? Sind diejenigen keine Freydenker, welche ihren Grundſätzen in der Stille vor ſich nachhängen? Ich halte allerdings. Die Stränge einer Kirche thut alſo den Freydenkern an ihrer Ausbreitung nicht den geringſten Abbruch. Mich deucht auch, daß man in den ſträngſten katholiſchen Ländern eben ſo viele Freydenker antreffen würde, als in den proteſtantiſchen Landen, wenn uns diejenigen bekannt wären, die es im Verborgenen ſind. Ich wenigſtens habe in den eifrigſten katholiſchen Staaten eben ſo viel dergleichen Leute angetroffen, als unter uns, indem ich Gelegenheit gehabt habe mit ihnen vertraut umzugehen; ja es ſind mir ſo gar Geiſtliche von dieſer Religion bekannt, welche dergleichen ſchädliche Grundſätze mehr als zu merklich geäußert haben. Unterdeſſen werde ich in dieſer Schrift größtentheils nur von den Urſachen der Freydenkerey unter den Proteſtanten reden; und ich kann es den Katholiken überlaſſen, die ihrigen gleichfals zu beſtimmen.

Wenn nun die Freyheit der proteſtantiſchen Kirchen die Urſachen der einreißenden Freydenkerey keinesweges ausmacht; ſo müſſen wir die wahrhaftigen Urſachen anderwärts ausfindig zu machen ſuchen. Ich habe der Sache ſorgfältig nachgedacht: und ich habe endlich gefunden, daß dieſe Urſachen theils aus den Umſtänden, worinnen ſich die Religion befindet, theils aus der Beſchaffenheit der Freydenker ſelbſt, theils aus den Umſtänden der Weltweisheit, und theils aus der jetzigen Geſtalt der Welt herrühren. Laſſet uns eine jede dieſer Quellen beſonders betrachten, und bey einer jeden die Urſachen anzeigen, die aus derſelben abfließen! Wir wollen die Umſtände, worinnen ſich die Religion befindet, zuerſt vor uns nehmen.

Hier, deucht mich, müſſen die Spaltungen in der chriſtlichen Religion und die ungeheure Menge der Secten, die ſich alle zu derſelben rechnen, billig oben an ſtehen. Wer das ewige Heil und die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts liebe, dem müſſen wahrhaftig vor Wehmuth und Mitleiden die Augen übergehen, wenn er alle die abentheuerlichen Meinungen betrachtet, die ſich alle unter dem Nahmen der chriſtlichen Religion verſtecken. Das Lächerliche, das Ungereimte, das Thörichte, und, ich möchte wohl ſagen, das Unſinnige, ihrer ſchändlichen und abſcheulichen Lehrſätze, iſt öfters mit Händen zu greifen; und eine ganz mittelmäßige Vernunft kann es ohne die geringſte Mühe einſehen. Dennoch fliehet alles, alles zur Offenbahrung, als zu einer ſichern Schutzwehre, hinter welchen ſie ihre närriſchen Grillen wider allen Angriff vertheidigen wollen: und man hat öfters in der That Mühe, wenn man ihre Hände von den Hörnern des Heiligthums, die ſie ergriffen haben, loßreißen will. Wenigſtens haben ſie allemal eine Stelle vor ſich, die ziemlich deutlich vor ſie redet, wenn man ſie ohne Zuſammenhang mit den andern betrachtet.

Ich geſtehe, daß ich manchmal in die tödtlichſte Bekümmerniß hierüber gerathen bin. Großer Gott! habe ich geſagt, du unendliches, allwiſſendes und allerweiſeſtes Weſen, der du alle die thörichten Auslegungen, die man deinem Wort geben würde, auf das deutlichſte vorausgeſehen haſt, war es denn deiner unendlichen Weisheit nicht möglich, deine Offenbahrung dergeſtalt einzurichten, daß dieſe ſectiriſche Begierde der Menſchen unmöglich nur im geringſten daran haften konnte? Deine Gütigkeit und Barmherzigkeit iſt ja unendlich groß, und du kannſt an der Verirrung ſo vieler elenden Menſchen und dem daraus entſtehenden Unglück und Bluth-Vergießen unmöglich Gefallen tragen, konnteſt du denn daſſelbe durch die allerdeutlichſten Ausdrückungen nicht ſchon im voraus verhindern? Ich geſtehe es, dergleichen Seufzer hat mir die Wehmuth über das menſchliche Elend ausgepreſſet.

Allein, ich habe endlich eingeſehen, daß der allerweiſeſte Verſtand GOttes vor dem thörichten Hochmuthe der Menſchen und die daraus abfließende Begierde, die Wahrheiten der Religion ſelbſt ohne Führer und Vorgänger einzuſehen, niemals deutlich genug hatte reden können. Der bereits geſchehene Erfolg giebt uns die Vermuthung an die Hand, daß die eiteln und ſich klug dünkenden Menſchen gar bald verſchiedene Auslegungen machen würden, wenn er gleich noch jetzo unmittelbar mit uns redete. Da er der Allerweiſeſte und der Allergütigſte iſt; und da er denen Menſchen in der That eine Offenbahrung hat geben wollen; ſo iſt nicht der geringſte

Zweifel, daß er unter allen diejenige erwählet hat, welche am allerwenigſten zur Verwirrung und Elend des menſchlichen Geſchlechts eine unſchuldige Gelegenheit hat geben können. Unterdeſſen ſind die wenigſten Menſchen geneigt, oder geſchickt, dieſe letztern Betrachtungen anzuſtellen. Sie ſtehen bey der ungeheuren Menge der Religionen und Secten, bey der Verwirrung in der chriſtlichen Religion und den abendtheuerlichen Meinungen, die ſich alle zu derſelben rechnen, ſtille. Sie fallen zuerſt bey den Religions-Spaltungen in Zweifel; und die lächerlichen Grillen ſo vieler Secten beſtärken ſie hierinnen. Sie denken, daß eine Religion unmöglich recht ſeyn kann, wo der eine da und der andre dort hinaus will; und ſie vermeinen am ſicherſten zu verfahren, wenn ſie gar nichts glauben. Sie fallen entweder darauf, daß gar kein Gott iſt, oder ſie können ſich doch nicht bereden, daß er den Menſchen eine Offenbahrung und ausdrückliche Vorſchrift der Religion gegeben habe.

Man kann die beſondern theologiſchen Streitigkeiten in einer jeden theologiſchen Kirche noch hierher rechnen. In einer jeden Religion liegen die Geiſtlichen einander in den Haaren. Sie vertheilen ſich in Partheyen; und die eine will mit ihren Auslegungs-Künſten da, die andre dort hinaus. Oft bey einem einzigen Worte, das nichts weniger als einen gewaltigen Lärm verdienet, fangen ſie Feuer, wie der Salpeter, und fallen wie die grimmigen Bäre über einander her, wenn es erlaubt iſt, mich derjenigen Ausdrücke zu bedienen, die bereits Eraſmus von Rotterdam in ſeinem Lobe der Narrheit von ihnen gebrauchet hat. Man irret ſich, wenn man glaubt, daß ein

drey

brennender Eifer vor die reine Lehre Allemal ein Poltern und Toben veranlaſſet. Ihre Leidenſchaften haben öfters eben ſo viel Antheil daran; und ſie würden öfters bey den geringſten Kleinigkeiten keinen ſo entſetzlichen Lärm anfangen, wenn nicht Hochmuth, Eigenliebe, Mißgunſt und die Begierde allein vor Lichter der Kirchen angeſehen zu werden, und andre neben ſich nicht aufkommen zu laſſen, die Blaſebälge wären, welche das Feuer ihres Eifers erregten. Was ſie aber der Religion in den Gemüthern der Schwachen, welche ſich bereits von den Zweifeln haben einnehmen laſſen, vor Vortheil zuwege bringen, fällt jedermann in die Augen.

Weil ich mir vorgeſetzet habe, die Urſachen der einreißenden Freydenkerey ganz freymüthig und unpartheyiſch zu eröffnen; ſo kann ich nicht läugnen, daß der Mangel einer vollkommenen Ueberſetzung der Bibel eine der wichtigſten von dieſen Urſachen iſt. Ich will nicht unterſuchen, ob der ſeelige Lutherus die Ebräiſche Sprache vollkommen verſtanden hat. Ich weiß nur, daß ihm deshalb von Katholicken und Proteſtanten Verwürfe gemacht ſind. So viel iſt gewiß, daß ſie mit der ſogenannten Vulgata, es ſey nun von ohngefähr, oder mit Fleiß und durch eine Ueberſetzung derſelben, faſt ganz einerley gerathen iſt. Die Sache braucht keines Beweiſes. Ein jeder darf nur dieſe zwey Ueberſetzungen gegen einander halten; ſo wird er von der Wahrheit mehr als zu hinlänglich überzeugt werden.

Ich bin auf die vollkommenſte Art verſichert, daß Gott in ſeiner Offenbahrung auf die deutlichſte Art geredet und nicht die allermindeſten Widerſprüche darinnen zugelaſſen hat. Ich würde des Nahmens eines vernünftigen Menſchen ganz und gar unwürdig ſeyn; wenn mir dergleichen Gedanken einfallen wolten, die ſeine unendliche Gütigkeit und Weisheit ſo ſehr beleidigen. Allein, ich müßte auch aller Vernunft gute Nacht geben, wenn ich behaupten wolte, daß die teutſche Ueberſetzung der Bibel eben alſo beſchaffen wäre. Es würde mir leicht fallen eine Menge Stellen anzuführen, die man unmöglich mit einander vereinigen kann, wenn man nicht ſeiner Vernunft, durch die wunderlichſte und uneigentlichſte Auslegung, Gewalt anthun will. Ich finde aber hier nicht vor rathſam den Freydenkern Waffen in die Hände zu geben, ſo lange als keine andre Ueberſetzung vorhanden iſt. Ich glaube auch nicht, daß die Sache bey allen denenjenigen einigem Zweifel unterworfen iſt, welche wiſſen, wie eine vernünftige, natürliche und ungezwungene Auslegung beſchaffen ſeyn muß. Dargegen habe ich keine Spuhr mehr von den Widerſprüchen und anſtößigen Ausdrückungen in denenjenigen Büchern der heiligen Schrift gefunden, welche einige höchſt ruhmwürdige und verdiente Gottesgelehrte in ihrer eignen Ueberſetzung geliefert haben. Dasjenige, wovon ich ſchon vorher auf das lebhafteſte überzeuget war, nämlich, daß die Schuld nicht an dem Grund-Texte, ſondern an der Ueberſetzung liege, wird alſo um ſo ungezweifelter.

Ich will nimmermehr hoffen, daß die Herren Geiſtlichen durch dieſe meine Gedanken von der Ueberſetzung Lutheri aufgebracht werden ſolten. Mich deucht, daß ich keine andre Meinung davon habe, als ſie ſelbſt alle mit einander davon haben. Ich mag in eine Kirche kommen,

men, welche es auch immer iſt, ſo höre ich, daß der Prediger allemal an Luthers Ueberſetzung der Bibel etwas zu tadeln hat. Wenigſtens kann ich mich faſt keiner Predigt erinnern, worinnen nicht der Geiſtliche ein, zwey oder wohl weit mehrmal geſagt hätte, indem er jetzo einen Spruch anführet: oder wie es im Grund-Texte weit beſſer, und nachdrücklicher lautet. Ja! der elendeſte Dorf-Pfarrer betäubet in allen ſeinen Predigten die Ohren ſeiner Zuhörer mit dem Ebräiſchen, und will an der Ueberſetzung, die Lutherus geliefert hat, zum Ritter werden. Dieſe Gewohnheit iſt ſo allgemein, daß ich mich ſicher auf den Beyfall aller meiner Leſer berufen kann: und mich deucht, daß folgendes hieraus ganz unwiderſprechlich folgen muß.

Entweder Luthers Ueberſetzung iſt in der That nicht viel nutze, oder könnte doch wenigſtens weit richtiger und beſſer ſeyn; oder die Herren Geiſtlichen führen nur den Grund-Text aus eiteln Hochmuth an, um ſich bey ihren Zuhörern in das Anſehen einer beſondern Gelehrſamkeit zu ſetzen. Entweder das eine oder das andre iſt unſtreitig gewiß: und ein drittes hat hier gar nicht ſtatt. Da man nun dieſes letztere von allen Geiſtlichen ohne Unterſchied, die ſich des Grund-Textes in ihren Predigten bedienen, unmöglich vermuthen kann; ſo wird es wohl keinen Zweifel leiden, daß die Ueberſetzung Luthers einer Verbeſſerung ſehr nöthig hat; und ich habe alſo gar nicht zu viel geſagt.

Vielleicht werden einige derer Herren Geiſtlichen einwenden, daß die Ueberſetzung des ſeeligen Lutherus in denjenigen Stellen, worauf das Weſentliche der Religion beruhet, gut und unverbeſſerlich ſey, und daß es nur in einigen Neben-Puncten hätte deutlicher und nachdrücklicher gegeben werden ſollen. Allein ſtehen denn die Wahrheiten und Lehren der chriſtlichen Religion nicht in einem unzertrennlichen Zuſammenhange; und kann in ſo wichtigen Dingen, worauf das ewige Heil ſo vieler tauſend Seelen ankommt, der geringſte Mangel ſtatt haben? Warum liefern ſie uns nicht dieſes Deutliche und Nachdrückliche, das ſie uns zu unſrer Erbauung in ihren Predigten überſetzen; und warum geben ſie nicht jedermann dasjenige zum Troſt und Erbauung vollſtändig in die Hände, was ſie bereits unzähligmal Stückweiſe verbeſſert haben?

Ich ſehe die Schwierigkeiten ſehr wohl ein, welche eine neue Ueberſetzung der Bibel finden würde; wenn ſie das erforderliche Anſehen haben, und in den Evangeliſchen Kirchen gebraucht werden ſolte. So vieler faſt unzähliger Herren und Staaten Einwilligung, in welche ſich die Evangeliſche Kirche vertheilet, würde ſchwehrlich zu erhalten ſeyn. Allein, muß denn eben dieſe neue Ueberſetzung ſo gleich zum Gebrauch in den Kirchen eingeführet werden? Wer würde es einer Geſellſchaft, rechtſchaffner, gelehrter und großen Theologen wehren, wenn ſie ſich dieſes Werks vor ſich unterziehen, und nach ſehr reiflicher und gemeinſchaftlicher Ausbeſſerung zum Druck übergeben wolte. Wenigſtens würden ſie unendlich mehr Dank verdienen, als wenn ſich alles an die Erklährung der Augſpurgiſchen Confeßion macht, und alle Lehren und Wahrheiten der chriſtlichen Religion, benebſt den Sittenlehren, die doch keinesweges alle darinnen befindlich ſind, mit den Haaren herzu ſchleppen will, wie jetzo die faſt allgemeine Seuche zu ſeyn ſcheinet.

Viele Bücher der heiligen Schrift liegen ſchon in einer neuen Ueberſetzung der Welt vor Augen. Der ruhmwürdige Herr Profeſſor Bauer, der vortreffliche Herr Superintendent Hanſen, worzu ſeit dem des Herrn Prof. Heumanns ſchöne Bemühungen gekommen ſind, haben ſich in dieſem Stücke ſonderlich verdient gemacht. Ich verſichre ihnen, daß ihnen alle vernünftige Leute die größte Hochachtung davor zuwenden. Wie leicht würde es demnach nicht ſeyn, wenn ſolche verdienſtvolle Männer zuſammen treten wolten, die ganze Bibel in einer vollkommnen Ueberſetzung zu liefern.

Der Nutzen, der hieraus erwachſen würde, könnte nicht anders als unendlich groß ſeyn. Was vor unzählige Seelen würden nicht dadurch erbauet werden. Die Bibel würde in der That das Vergnügen der vernünftigen Leute werden, da ſie zeither nur die Unwiſſenheit des Pöbels hat vergnügen können. Ich rede freymüthig. Gegenwärtige Materie verträgt nichts weniger als Heucheley und Verſtellung. Welcher vernünftige Mann, der Ordnung, Deutlichkeit und eine gute Schreib-Art gewohnt iſt, kann Luſt haben in der teutſchen Bibel zu leſen, ſo, wie ſie uns vor Augen liegt? Wie ſiehet nicht der Jeremias in dieſem Kleide ſo elend aus (*)? Nichts iſt aber ſo ſchön und der Vortrefflichkeit einer göttlichen Schreib-Art gemäßer, als die Stellen aus dieſem Buche, die wir in dem Gisbert finden. Eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit denenjenigen Büchern, die uns die würdigen Hanſen und Bauer geliefert haben. Vornehmlich aber würden wir denen Freydenkern die Offenbahrung in einem Kleide vor Augen legen können, wobey ihre Spöttereyen aufhören müßten, und das ihnen unmöglich anſtößig ſeyn könnte.

---

*) Der ſeel. D. Kraft meinte zwar, in der theologiſchen Bibliothek, bey der Recenſion meiner Schrift, daß die Ueberſetzung des Jeremias eine der beſten in unſrer teutſchen Bibel wäre. Allein man ſiehet leicht, daß ich hier nur

Es iſt nicht auszuſprechen, was dieſer Mangel einer vollkommnen Ueberſetzung der Bibel der Religion vor Nachtheil verurſachet, und wie ſehr dadurch die Freydenkeren Gelegenheit nimmt, weiter einzureißen. Nichts iſt den Freydenkern ſo lächerlich, als wenn man ſie auf die Bibel verweiſet. Wie, mein Herr, ſprechen ſie, Sie wollen uns auf ein Buch, als unmittelbar göttliche Worte verweiſen, welches ein jeder mittelmäßiger Scribent heute zu Tage beſſer ſchreiben würde, auf ein Buch, worinnen Verwirrung und Widerſprüche herrſchen, und wo man die Schwäche der Schriftſteller in allen Zeilen entdeckt. Fordert man Beweißthümer von ihrem Urtheil; ſo ſind ſie ſo gleich damit bey der Hand; und ſie bringen in der That Dinge vor, die man nicht ſogleich hinlänglich aus einander wickeln kann, wenn man gleich die weitläuftigſten Werke der Ausleger zu Hülfe nimmt. Saget man ihnen, daß es in dem Grund-Texte ganz anders lautete;

ſo

Vergleichungsweiſe gegen die überſetzten Stellen des Gisberts aus dem Jeremias davon rede; und wer dieſe Stellen geleſen hat, müßte von ſehr ſtumpfen Gaumen ſeyn; wenn er meinem Urtheile nicht beytreten wolte.

ſo glauben ſie es nicht; und ſie können ſich eine ſolche Nachläßigkeit von den Vorſtehern einer Religion nicht einbilden, die das deutliche, nachdrückliche und ſchöne im Verborgenen laſſen würden, wenn es in der That vorhanden wäre.

Selbſt diejenigen, welche noch nicht gottlos genug ſind, um Freydenker zu werden, die aber von einigen Zweifeln gequälet werden, gerathen in größere Verwirrung und Zweifel, wenn ſie die teutſche Ueberſetzung der Bibel zur Hand nehmen. Ich kann hiervon ein merkwürdiges Beyſpiel aufführen. Ich bin mit einem vornehmen Cavalier ganz beſonders bekannt geweſen, der eine ganz ungemeine Gelehrſamkeit beſaß. Ohngeachtet es ſeine Bedienungen eben nicht zu erfordern ſchienen; ſo beſchäfftigte er ſich doch ohne Aufhören mit den gründlichſten Wiſſenſchaften. Dieſer hatte Gelegenheit die Gründe der Freydenker und ihre Einwürfe, die ſie wider die Bibel machten, öfters anzuhören. Er beſtritt ſie allemal auf das lebhaftigſte. Endlich aber wurde er doch ſelbſt von einigen Zweifeln eingenommen. Weil er glaubte, daß man in ſo wichtigen Dingen ſchlechterdings in keiner Ungewißheit bleiben könnte; ſo nahm er die teutſche Bibel und die Auslegungen der berühmteſten Männer zur Hand, um ſeine Zweifel zu heben, und ſich zugleich mit neuen Waffen wider die Freydenker auszurüſten. Acht Wochen beſchäfftigte er ſich Tag und Nacht mit dieſer Arbeit. Er beobachtete einen verwundernswürdigen Fleiß und Ordnung. Er machte von den Gründen der Ausleger die richtigſten Auszüge, und hielt ſie mit derjenigen Scharfſinnigkeit und gutem Verſtande, die ihm eigen waren, gegen einander, und mit den Schriftſtellen ſelbſt zuſammen.

Ich war über den Erfolg ſeines Unternehmens ſehr aufmerkſam. Endlich geſtand er mir offenherzig, daß er aufhören müßte, weil er ſonſt ſelbſt ein vollkommner Freydenker werden würde. Ich ſtellete ihm vor, daß er ſich aus der teutſchen Ueberſetzung nicht entſchließen müßte, ſondern der Grund-Text müßte die Sache entſcheiden. Er geſtand mir, daß er den Mangel ſeiner Kenntniß in dieſer Sprache bey ſeiner Arbeit unzählige mal bedauret hätte, indem man ſich alle Augenblicke auf dieſelbe berufte. Weil er ſchlechterdings gewiß ſeyn wolte; ſo entſchloß er ſich endlich dieſe Sprache zu erlernen. Die vortrefflichen Kräfte ſeiner Seelen und ſein ganz unermüdeter Fleiß waren zu allem fähig. In einem halben Jahre war er dieſer Sprache mächtig. Er machte ſich von neuen an ſeine Arbeit; und er ſagte mir endlich mit Vergnügen, daß alle ſeine Zweifel aus dem Grunde gehoben wären. Er fügte aber auch hinzu, daß eine vollkommnere Ueberſetzung der Bibel ein beweinenswürdiger Mangel vor die Welt wäre.

Allein, wie viel giebt es Menſchen in der Welt, welche in dem Wege zu ihrem ewigen Heil ſo ganz ungezweifelt gewiß ſeyn wollen, und welche deshalb ſo erſtaunlichen Fleiß anwenden? Werden nicht allemal hundert gegen einen gefunden werden, die bey Wahrnehmung ſolcher anſtößigen Stellen und anſcheinenden Widerſprüche ſo gleich Gelegenheit nehmen, ihre Zweifel zu befeſtigen, und zu vollkommnen Freydenkern zu werden? Ich glaube ganz gerne, daß den groſſen Theologen nichts dergleichen in der teutſchen Bibel vorkommt. Sie ſind des Grund-Textes und der Auslegungen gewohnt. Daher wird ihnen alles ungemein deutlich vorkommen. Allein, haben wohl diejenigen eine Verbindlichkeit alle dieſe Hülfs-Mittel eben ſo gut zu verſtehen, deren Lebens-Art und Bedienungen die Erlernung dieſer Dinge nicht gemäß iſt? Kurz, nichts iſt ſo nöthig als eine beſſere Ueberſetzung der Bibel.

Die Herren Geiſtlichen wiſſen es nicht, was die Freydenker vor Waffen aus der jetzigen nehmen, und wie ſehr ſie zur Ausbreitung dieſes Uebels Anlaß giebt. Sie haben ſelten oder gar nicht Gelegenheit mit dergleichen Leuten umzugehen; und in ihrer Gegenwart werden ſie am allerwenigſten ihre Gründe ausbeichten. Ich gebe ihnen aber hiermit vor dem Angeſichte Gottes die Verſicherung, daß ein unausſprechliches Unheil daraus entſtehet; und weil ich das ewige Heil der Menſchen liebe, welches gleichfals und noch mehr eine ihrer vornehmſten Pflichten iſt; ſo beſchwehre ich diejenigen, welchen Gott Kräfte und hinlängliche Wiſſenſchaften darzu verliehen hat, daß ſie mit vereinigten Kräften zuſammen treten, und dieſen Stein des Anſtoſſes aus dem Wege räumen wollen. Sie ſind dieſes dem ewigen Heil ſo vieler Seelen, das auf ihre eignen Seelen gebunden iſt, wahrhaftig ſchuldig; und es kann unmöglich anders ſeyn, als daß Gott in weiterer Vernachläſſigung dereinſt ſchwehre Rechenſchaft von ihnen fordern wird. Es wird ihnen auch dieſes wahrhaftig tauſendmal mehr Nutzen zuwege bringen, als wenn ſie hundert Folianten über beſondre Bücher der heiligen Schrift über die Augſpurgiſche Confeſſion, und in allen Theilen der Gottesgelahrheit ſchreiben. Es iſt dieſes der Freydenker ihre Sache nicht, daß ſie dergleichen Bücher leſen wollen: und man kann es auch nicht nothwendig von ihnen erfordern. [illegible], eine beſſere teutſche Bibel müſſen ſie leſen, wenn ſie von der Religion urtheilen wollen. Wenigſtens würde doch alsdenn alle Schuld allein auf ſie zurück fallen.

Die Gottloſigkeit und die ruchloſe Lebens-Art, die allenthalben unter uns herrſchet, iſt eine andre Urſache, welche zu Ausbreitung der Freydenkerey nicht wenig beyträgt. Ein ehrlicher und rechtſchaffner Mann möchte wahrhaftig vor Wehmuth und Betrübniß über die unverſchämte Frechheit, womit alle Arten von Laſtern und Bosheiten täglich in der Welt ausgeübet werden, Bluth weinen. Die Sache bedarf keines Beweiſes. Ein jeder darf nur um und neben ſich ſehen und die Handlungen der meiſten von ſeinen Neben-Menſchen aufmerkſam betrachten: ſo wird er von dieſer Wahrheit mehr als zu offenbahr überzeuget werden.

Wer noch den geringſten Zweifel hat, der braucht nur in unſre Kirchen zu gehen, wenn er auf eine recht ſinnliche Art überführet werden will. Mein Gott, was vor eine Lauigkeit, oder vielmehr, was vor eine Frechheit herrſchet nicht daſelbſt, und wie iſt doch ſo gar nicht das geringſte Zeichen eines wahrhaftigen Gottesdienſtes daſelbſt anzutreffen! Betrachtet nur einmal die Zuhörer in einer Kirche. Einen Drittheil werdet ihr mit ihren frechen, und entweder verhurten, oder tadelſüchtigen Blicken in der Kirche herum gaffen ſehen. Einen Drittheil werdet ihr plaudern, lachen oder allerhand Narrenspoſſen treibend entdecken; und der letzte Drittheil wird entweder ſchlafen, oder doch wenigſtens gähnen. Wie viel ſind wohl in einer Kirchen-Verſammlung, die der ſeelige Vorſatz dahin getrieben hat, Gottes Wort anzuhören? Man gehet dahin ſeinen Staat ſehen zu laſſen. Man will neue Moden, oder Leute kennen lernen, und ihre Tracht beurtheilen; und die beſten gehen aus Gewohnheit dahin, um doch vor Chriſten angeſehen zu werden.

Wodurch meinet man wohl, daß wir in unſern Kirchen einiges Zeichen eines wahrhaftigen Gottesdienſtes an den Tag legten? Vielleicht durch das Singen und durch das Predigen? Wahrhaftig durch nichts weniger. Laſſet einmal einen Chineſer, oder Indoſtaner in unſre Kirchen kommen, der weder von unſrer Sprache, noch von den Ceremonien unſers Gottesdienſtes den geringſten Begriff hat. Was meinet man wohl was er denken kann, bey was vor einer Handlung er gegenwärtig iſt? Da er nicht das geringſte Zeichen einer Andacht gewahr wird; ſo kann er ſich unmöglich etwas anders einbilden, als daß wir öffentliche Zuſammenkünfte zu halten pflegen, worinnen wir uns in der Thon-Kunſt üben, und Rede-Uebungen anhören. Wenn er endlich höret, daß dieſes unſer Gottesdienſt geweſen iſt, und wenn er nur an einer einzigen Perſohn Andacht bemerket, nämlich die auf der Kanzel ſtehet, ſo kann er doch ſeinen Landsleuten nichts anders erzählen, daß unſer Gottesdienſt darinnen beſtehet, daß eine ganze Verſammlung einen einzigen dinget, der vor ſie die Religion ausübet. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an ſeinen Platz ſetze, kann nicht finden, daß er andre Begriffe haben könnte.

Dieſe unſre Bosheit und ſchändliche Lauigkeit in der Religion muß der Freydenkerey allerdings großen Vorſchub leiſten. Ich rede jetzo noch nicht davon, daß ſie ſchon ſelbſt eine hohe Stufe zur Freydenkerey iſt. Dieſes werde ich unten berühren. Was vor Unterſtützung kann aber derjenige aus der Geſtalt der Religion empfangen, der von einigen Zweifeln über die Wahrheit derſelben hingeriſſen wird. Wenn er um ſich ſiehet: ſo wird er nichts als Namens-Chriſten gewahr; und in den Kirchen ſiehet er allenthalben die größte Kaltſinnigkeit in dem Gottesdienſt. Wird ihn dieſes nicht auf die Gedanken führen, daß es ohnedem mit der Religion weiter nichts als ein Schein ſey, und wird er nicht endlich ein völliger Freydenker werden?

Ich bin weder ein Pietiſte, noch ein Freund des Aberglaubens (Superſtition). Allein, ich kann doch auch unmöglich finden, daß eine ſolche kaltſinnige Verehrung Gottes hinlänglich ſey. Wenn wir nur den Begriff erwägen, den wir von einem unendlichen und allerhöchſten Weſen, welches der Grund aller Dinge iſt, haben müſſen; und wenn wir nur in etwas die Verbindlichkeit bedenken, worinnen Geſchöpfe gegen einen ſo unendlichen großen Schöpfer ſtehen: ſo ſolten von rechtswegen unſre Herzen vor Ehrfurcht und Andacht ſchon brennen, ſo bald wir ſeinen Nahmen ausſprechen: was ſolten wir alſo nicht thun, wenn wir in der Abſicht zuſammen kommen, ihn zu verehren?

Es iſt ſehr gewiß, daß uns die Katholiken in der Andacht in ihren Kirchen, ſo wohl, als an der Frömmigkeit weit vorgehen, wenn ich Frankreich und einige große

Städte in Italien ausnehme. Ich getraue mich nicht zu behaupten, daß alles wahre Andacht und Frömmigkeit iſt. Die Superſtition und die Verſtellung können vielen Antheil daran haben. Allein, die chriſtliche Liebe verbeut uns doch nicht alles vor Abflüſſe aus dieſen Quellen anzuſehen. Und geſetzt, daß es nur der Schein der Frömmigkeit und der Tugend iſt: ſo iſt es doch allemal beſſer, als wenn die Bosheit Gott gleichſam noch in ſeinem Heiligthum trotzet, und die Laſter mit einer unverſchämten Frechheit ausgeübet werden.

Ich habe den Urſachen dieſer unſrer Ruchloſigkeit und Lauigkeit in der Religion öfters nachgedacht; und ich kann keine andre finden, als daß viele unſrer Prediger den Leuten allzuviel von der Gnade und dem Verdienſte Chriſti vorpredigen, der guten Werke aber und des thätigen Chriſtenthums nur ganz ſeichte erwähnen. Der Menſch ergreifet allzugerne das, was ſeiner Unart bequehmlich vorkommt. Wenn er alſo höret, daß allein der Glaube gerecht und ſeelig macht: ſo ſchiebt er ſeine Bekehrung und das thätige Chriſtenthum gar zu gerne auf, wenn dieſes gleich allezeit als nothwendig angehänget wird. Denn er verläßt ſich darauf, daß er im Fall der Noth, wenn ein plötzlicher Fall kommt, den man ohnedem niemals vermuthet, zu einem ſtarken Glauben allemal eine ſichere Zuflucht habe.

Man verſtehe mich wohl; ich will nicht, daß die guten Werke allein den Menſchen angeprieſen werden ſollen, vielweniger ſetze ich den Weg der Seeligkeit darinnen. Ich begünſtige alſo weder die Katholiken, noch die Dippelianer und andre Sectirer. Ich tadle nur, daß man allzuviel von Gnade und Verdienſt Chriſti redet. So lange die Menſchen noch offenbahr gottlos ſind; ſo iſt das pure Evangelium höchſt unzeitig. Es iſt ja auch ſchlechterdings kein wahrer Glaube möglich; ſo lange er ſich nicht thätig erweiſet. Man ſage alſo nur den Leuten, daß unmöglich kein Glaube ohne Werke gefunden werden kann, und daß ihnen außer denen das Verdienſt Chriſti gar nicht zu ſtatten kommt; wie ſolches auch in der That der reinen Lehre gemäß iſt; man predige nur überhaupt ſchärfer, nachdrücklicher und überzeugender; ſo wird man gar nicht wider die Orthodoxie verſtoßen; und der Schlupfwinkel, den ſich viele vor ihre Bosheit ausgeſonnen haben, wird verſtöhret werden.

So wie die Zuhörer größtentheils geſtaltet ſind, ſo ſind viele Geiſtliche ſelbſt beſchaffen. Was vor eine Menge unwürdige Mitglieder dieſes ehrwürdigen Standes wird man nicht unter uns gewahr? Was ſind wohl vor Laſter und Ausſchweifungen, die man nicht täglich von Geiſtlichen ausüben ſiehet? Ich übergehe mit Fleiß Beyſpiele dieſer Art anzuführen, oder ein Regiſter derer von vielen ganz gewöhnlichen Bosheiten zu machen. Dennoch ſind es diejenigen, welche die heiligen Lehren der Religion dem Volke vortragen ſollen, welche ſelbſt hiervon auf das kräftigſte überzeugt ſeyn ſollen, und welche die Menſchen erbauen, beſſern und zu ihrem ewigen Heil führen ſollen. Was vor Ueberzeugung kann der Zweifler, oder der Freydenker von der Wahrheit einer Religion erlangen, deren Lehrer ſelbſt großen Theils alſo beſchaffen ſind, wie ich angeführet habe? Wird er nicht auf die Gedanken fallen, daß ſie ſolche um keiner andern Urſache willen lehren und aufrecht zu erhalten ſuchen, als daß ſie ihren Unterhalt finden mögen?

Sie laſſen ſich hierinnen um ſo eher beſtärken, wenn ſie die Mittel und Wege betrachten, wodurch der größte Theil der Geiſtlichen zu den Aemtern der Kirchen gelangt. Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und die erforderlichen Gaben ſind faſt niemals die Abſichten, welche die Wahl eines Candidaten befördern. Gunſt, Dienſtleiſtungen und Empfehlungen von andern ſind faſt durchgängig die Wege, wodurch man in das Lehr-Amt der Kirchen einſchleicht. So unrecht dieſe ſchon ſind; ſo wären ſie doch noch einiger maaßen in Anſehung der menſchlichen Schwachheit zu dulden. Allein, man gehet ſo weit, daß man die gröbſte und ſchändlichſte Art der Simonie damit treibt; und an vielen Orten hält man dieſes ſo wenig verborgen, daß ſie gleichſam an den Meiſtbiethenden losgeſchlagen werden. Was vor Eindruck kann dieſes nicht in ein Gemüthe machen, das bereits Luſt hat an der Religion zu zweifeln. Er ſiehet, daß man mit denjenigen Stellen, welche das Heil der Seelen beſorgen ſollen, eben alſo verfähret, als mit andern Bedienungen, welche zur Einrichtung des Staats gehören. Wird ihn alſo dieſes nicht auf die Gedanken bringen, daß jene mit dieſen einerley Urſprung und Urſache haben?

Ueberhaupt leidet die Religion durch ein ſolches Verfahren einen ganz unermeßlichen Schaden. Diejenigen, die ſich auf ſolche niederträchtige Art in die Aemter der Kirchen eindringen, ſind ohnfehlbar allemal die unwürdigſten. Entweder ſie ſind Ignoranten, die ſich auf keine andre Art Beförderung zu erhalten getrauen, oder ſie ſind

gott

gottloſe Buben: und was brauchet ihre Gottloſigkeit fernern Beweiß, da ſie ſich aus dem ſchändlichen Laſter der Symonie kein Gewiſſen machen? Wie können nun dergleichen Leute zu dem Aufnehmen der Religion etwas beytragen, und wie können ſie das Heil der ihnen anvertrauten Seelen befördern, ſie, die keine andre Abſicht, als ihren Bauch, oder Geld- und Ehrgeitz zu vergnügen haben? Was vor Vertrauen kann auch die ihnen anvertraute Gemeinde zu Leuten haben, von denen ſie wiſſen, daß ſie nicht das Heil ihrer Seelen, ſondern zeitliche Abſichten geſucht haben, und was wird das Wort des Herrn vor Kraft in ihrem Munde haben?

Wahrhaftig! ſo lange nicht große Herren eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit und die ſchärfſte Ahndung auf dieſes Laſter wenden: ſo lange kann die Religion unmöglich etwas mehr als ein bloßes Schatten-Bild von einer Verehrung des großen Gottes ſeyn: und diejenigen, welche es ſelbſt begehen, oder durch eine unverantwortliche Nachſicht geſchehen laſſen, geben mehr als zu deutlich zu erkennen, daß ihnen an dem ewigen Heil ihrer Unterthanen nicht das geringſte gelegen iſt.

Ich finde allemal eine gewiſſe Beſchämung vor die Chriſten, wenn ich eine Verordnung eines Heiden leſe, nämlich die der Kaiſer Julian, mit dem Zunahmen der Abtrünnige, in dieſer Sache gegeben hat. O! wenn ſie doch zur Schaamröthe dererjenigen, ſo die Aemter der Kirchen zu vergeben haben, ſo wohl als vieler Geiſtlichen, und zu ihrer Beſſerung etwas beytragen könnte. Es iſt ſolche ein übrig gebliebenes Stück eines Briefes, den dieſer Kaiſer an einen heidniſchen Ober-Prieſter geſchrieben hat. Ammianus Marcellinus und viele andre Schriftſteller haben uns dieſen koſtbahren Biſſen des Alterthums aufgehoben. Er ſpricht darinnen:

„Es ſoll niemand, als allemal einer von den Frömmſten
„in jeder Stadt zum Prieſter erwählet werden.
„Bey dieſer Wahl ſoll man weder auf Geburth noch auf
„Reichthum ſehen. Man ſoll nur die weſentlichen Tugenden
„und Eigenſchaften vor Augen haben, welche die
„Liebe der Götter und Menſchen erwerben. Man wird
„erkennen, ob derjenige, den man wählen will, in der
„That die Liebe der Götter beſitzet, wenn er dieſelbe auch
„denenjenigen, die um ihn ſind, einpräget. Er liebet die
„Menſchen, wenn er allen ohne Unterſchied Gutes thut,
„und auch von ſeiner Armuth freudig austheilet. Ein
„Prieſter ſoll den Göttern dienen, als wenn ſie gegenwärtig,
„und vor ſeinen Augen wären: denn ſie ergründen
„das Innerſte des Herzens. Sein Leben muß eine immerwährende
„Unterweiſung, und ein überzeugender Beweiß
„ſeiner Lehre ſeyn. Es iſt nicht genug, ſich boßhaftiger
„Thaten zu enthalten; ſeine Zunge und Ohren müſſen
„wider alles, was die Schaamhaftigkeit beleidiget, auf
„guter Huth ſeyn. Er ſoll allen unziemlichen Scherz
„und freye Reden meiden. Er muß weder die Schenkhäuſer,
„noch die Schauplätze beſuchen. Seine Thüre
„muß vor allen Tänzern, Gauklern und denen, ſo die
„Wagen bey öffentlichen Spielen begleiten, verſchloſſen
„ſeyn. Nur das Studiren und die Weltweisheit ſind
„ſeinem Stande gemäß.„

Es iſt ganz natürlich, daß ſich diejenigen Geiſtlichen, welche einen böſen Lebens-Wandel führen, oder durch unrechte

rechte Wege zu den Aemtern der Kirchen gelangen, wenig Hochachtung und Anſehen zu verſprechen haben. Allein, ich werde überhaupt gewahr, daß man dem geiſtlichen Stande allzuwenig Hochachtung und Anſehen zugeſtehet: und hierinnen finde ich eine abermalige Urſache der einreißenden Freydenkerey. Es iſt ſchlechterdings nicht möglich, daß ein Volk der Religion wahrhaftig ergeben ſeyn kann, wenn es die Geiſtlichen nicht hochachtet. Die Lehren der Religion hochſchätzen, und diejenigen geringe halten, aus deren Munde wir ſie hören, ſind Dinge, die ſich unmöglich in einer Seele zuſammen vertragen können; und wenn wir Wahrheiten vor ſchätzbar und heilſam halten: ſo müſſen uns diejenigen Perſohnen allemal werth ſeyn, die ſie uns vortragen.

Die Sache iſt ſo offenbahr, daß ſie keines Beweiſes bedarf. Wenn ein Studirender glaubt, daß ihm ſein Lehrer nützliche Wahrheiten vorträgt, und wenn er dieſe Wahrheiten liebt; ſo hat er die gröſte Hochachtung vor ſeinen Lehrer. Wenn wir in einem Buche gute und heilſame Wahrheiten finden, die uns angenehm ſind, ſo fällt unſre Liebe zugleich auf den Schriftſteller. Dargegen pflegen wir die nützlichſten Wahrheiten vor nichts zu achten, wenn ſie von einem Menſchen herkommen, aus dem wir nichts machen, oder wie der vortrefliche Swiſt ſagt: „Man verſpricht ſich insgemein keine ſonderliche Wirkung „von einer Arzeney, welche uns ein Medicus giebt, den „wir haſſen, oder verachten, ohngeachtet die Medicin an „ſich ſelbſt ſehr gut ſeyn kann.„ Die Liebe vor die Religion und die Hochachtung vor die Geiſtlichen ſind alſo unzertrennliche Dinge; und wenn das letztere nicht vorhanden iſt; ſo kann auch das erſte unmöglich da ſeyn.

Man kann hieraus auf das ſchlechte Anſehen und Hochachtung, welche die Geiſtlichen unter uns genieſſen, den Schluß machen; und wenn wir ſolchergeſtalt keine Liebe vor die Religion haben; ſo iſt die Urſache der einreißenden Freydenkerey leicht begreiflich. Wenn man die Religion nicht liebet; ſo ſtehet man ſchon, ſo zu ſagen, auf dem Sprunge, dieſelbe gar vor falſch zu halten.

Ich mag die Sache anſehen, wie ich will, ſo haben es die Reformatores verſehen, daß die Geiſtlichen ſo wenig Hochachtung und Anſehen unter uns haben. Das Volk war über die ſtränge Kirchen-Zucht und die gewaltige Hoheit und Anſehen der Geiſtlichen in der katholiſchen Kirche über alle Maaßen ſchwürig. Sie wünſchten nichts mehr, als daß es fallen möchte; und es war auch billig, daß es fiel. Die Reformatores bothen alſo dieſen Wünſchen die Hand. Allein, gleich wie das Volk ſehr geneigt war, nach der Größe ihres Abſcheues vor dem fürchterlichen Anſehen der Geiſtlichen, in eine Art der Geringſchätzigkeit zu verfallen; ſo waren ſie nicht ſorgfältig genug zu verhintern, daß die Sache nicht von einer Ausſchweifung auf die andre gerieth. Sie verfiel aber wirklich darein; und dieſe letztre Ausſchweifung iſt eben ſo ſchädlich als die erſte.

Nach der Zeit haben die Herren Geiſtlichen dieſen Schaden nicht zu heilen gewußt. Einige haben die Nothwendigkeit ihres Anſehens eingeſehen. Allein, ſie haben es durch Sturm und Pochen, oder durch Hochmuth zu erhalten geſucht; und dieſes ſind nicht die Wege ihren Endzweck zu erreichen. Niemals läſſet ſich die Hochachtung erzwingen; und Hochmuth und Ehrgeiz haben eine ganz entgegengeſetzte Wirkung. Die gewöhnliche Lebensart der meiſten Geiſtlichen iſt auch nichts weniger als vermögend dieſe Hochachtung wieder hervor zu bringen. Diejenigen, welche ihrem Stande recht gemäß leben wollen, vermeiden die Geſellſchaften weltlicher Perſohnen, und glauben, daß es ſich vor ſie nicht ſchicke, oder wenn ſie ja dahin kommen; ſo getrauen ſie ſich aus Mißtrauen gegen ihr Anſehen nicht viel zu reden. Andre laſſen ſich fleißig in Geſellſchaften finden; Sie ſchweifen aber darinnen aus, und treiben entweder Narrenspoſſen, oder machen doch alle eitle, thörichte und ärgerliche Dinge mit. Hierdurch wird dem größten Theile und den angeſehenen unter den weltlichen Perſohnen in Kopf geſetzt, daß die Geiſtlichen entweder luſtige Brüder, oder eigenſinnige, mürriſche und verdrüßliche Menſchen ſind; und aus allen beyden Arten von Leuten machen ſie nicht viel.

Mich deucht, daß die Herren Geiſtlichen vor allen andern verbunden ſind mit Leuten umzugehen. Ich billige die Gedanken des Herrn Swifts (*) vollkommen, daß eine eingezogene Lebens-Art den Geiſtlichen eben ſo heraus kommen würde, als wenn ein Arzt an keinen andern Ort, als in ſeine Studier-Stube und Apotheke gehen, und nur die andern Aerzte beſuchen wolte. Allein, ſie müſſen in Geſellſchaften niemals ausſchweifen, und allerley Narrenspoſſen und luſtige Streiche mitſpielen. Sie müſſen ſich einer vernünftigen und tugendhaftigen Aufführung befleißigen. Sie müſſen ſich durch ihr liebreiches, höfliches und gefälliges Weſen, und durch ihre lehrreichen und ergötzlichen Unterredungen in den Geſellſchaf-

---

*) Mährchen von der Tonne, 2ter Theil, S. 180.

ten beliebt zu machen ſuchen; und was kann eine wahrhaftige Gelehrſamkeit, wenn ſie nicht pedantiſch iſt, nicht vor Stoff hierzu an die Hand geben? Kurz, ſie müſſen ſich den vernünftigen und artigen Leuten in der Welt gleich bezeugen: und wer wolte Leute von dieſer Art nicht hochachten, zumal da eine ſolche Aufführung ihres Standes wegen einen gedoppelten Eindruck machen würde. Sie würden auch in allen Geſellſchaften mit Vergnügen geſehen werden; und was vor Nutzen würden ſie nicht dadurch ſtiften? Sie würden unzähliche Ausſchweifungen und Thorheiten in den Geſellſchaften verhintern; und ſie würden durch Wirkung ihrer eignen Liebe und Hochachtung zugleich die Liebe vor die Religion wieder hervorbringen.

Man kann nicht ganz und gar verneinen, daß die Hochachtung,. welche die Geiſtlichen im Pabſtthume genießen, aus dieſen Urſachen abfließet. Man findet ſie in allen vornehmen Geſellſchaften; und ſie werden darinnen mit Vergnügen aufgenommen. Große Prinzen ſehen ſie gerne um ſich; und vertrauen ihnen die wichtigſten Geſchäffte. Man würde aber in der That zu unbillig urtheilen, wenn man glaubte, daß große Fürſten und vornehme Leute keine andre Urſache hierzu hätten, als einen üblen Geſchmack und die Superſtition. Ich habe den Grundſatz angenommen, daß die Reformation dem Pabſtthume viel genutzet hat; und ich ſehe hier abermals ein Zeugniß.

Weil ich einmal die Hand an das Werk geleget habe: ſo muß man mir erlauben ganz und gar offenherzig zu ſeyn. Ich werde alſo noch etwas an denen Herren Geiſtlichen erinnern. Die Vernünftigen werden mich deswegen nicht haſſen, weil ich keine böſe Abſichten, ſondern ihr eignes und der Religion Aufnehmen zum Endzweck habe; und ich werde nichts weniger als das Loben der Unvernünftigen achten.“ Ich will noch den allzu großen Eifer und das Ketzermachen vieler Geiſtlichen in geringen Dingen zum Vorwurfe nehmen; und dieſes ſoll die letzte Urſache der einreißenden Freydenkerey von dieſer Klaſſe ſeyn.

Diejenigen Herren Geiſtlichen, welche nicht leiden können, daß man den geringſten Lehr-Punkt ihrer Kirchen in Zweifel ziehen, die alles, öfters ganz unſchuldige Dinge, der Religion vor gefährlich anſehen, z. E. wie man ehemals mit der neuern Philoſophie verfahren hat, und die bey allen Kleinigkeiten Lärm blaſen, Himmel und Hölle bewegen, mit Ketzern und Religions-Zerſtöhrern gleich bey der Hand ſind, und ſich wohl ihren Eifer zu den auserleſenſten Schimpf-Wörtern antreiben laſſen, bringen der Religion in der That ſchlechten Vortheil. Es iſt wahr, ihre Pflicht erfordert es, daß ſie vor die reine Lehre wachſam ſeyn müſſen. Allein, ſie verlanget nicht, daß ſie ſich die kleinſten Dinge als höchſt gefährlich vorſtellen, und darüber alles in Bewegung bringen ſollen.

Ein getreuer und vorſichtiger Wächter hat ſeine Augen allenthalben, damit die Diebe und Mörder nicht einſteigen mögen. Allein, wenn er etwas gewahr wird; ſo unterſuchet er es vorher genau, ehe er Lärm macht. Er erſchrickt nicht vor ſeinem eignen Schatten: und bringet das Haus nicht in Bewegung, wenn er Katzen ſpringen höret. Eine allzuhoch getriebene Vorſicht und eine Munterkeit, die bey dem geringſten Geräuſche auffährt, zeiget eine groſse Furcht und Mißtrauen an; und es läßt, als wenn die Sachen, die wir bewahren, nicht rechtmäßig wären, daß man alſo den Angriff ſchon im Voraus wüßte. In der That machen auch die Freydenker aus dergleichen Verfahren der Geiſtlichen zum Nachtheil der Religion ſolche Schlüſſe; und da ſie der Religion nützen wollen; ſo ſchaden ſie derſelben. Ich will ihnen noch zum Ueberfluß zeigen, daß ſie gar kein Recht zu einem ſolchen Verfahren haben.

Weder die Religion noch die Vernunft will es haben, daß ſie poltern, pochen und mit Ketzern um ſich werfen ſollen, wenn jemand an dieſem oder jenem Lehrſatz zweifelt, oder Sätze behauptet, welche der Religion entgegen zu ſeyn ſcheinen; die Wahrheit leidet nicht den geringſten Abbruch, wenn man ſie gleich mit der gröſten Sanftmuth und Beſcheidenheit vorträgt: und mich deucht ſo gar, daß es die Vernunft alſo erfordert.

In der That aber hat ihnen niemand das Recht gegeben, diejenigen zu verketzern, welche bey dieſem oder jenem Lehr-Punct etwas zu erinnern haben. Die wahre Kirche kann unmöglich verlangen, daß alle ihre Lehrſätze unwiderſprechlich vor wahr gehalten werden ſollen, bloß darum, weil ſie dieſelben einmal angenommen hat; und weil dieſer oder jener Lehrſatz in den ſymboliſchen Büchern begriffen iſt; ſo iſt er deswegen nicht über die Unterſuchung erhoben. Diejenigen, die ihn angenommen haben, ſind wie alle Menſchen dem Irrthume unterworfen geweſen; und würde es wohl ein Kennzeichen einer wahren Kirche ſeyn, wenn ſie von einem Lehr-Puncte nicht abgehen wolte, von deſſen Falſchheit man ſie überführte?

Es muß alſo allerdings erlaubt ſeyn, die Lehrſätze der Kirchen zu unterſuchen. Ich bin vollkommen des Herren Holbergs Meinung, daß wo ein großer Theil derer Herren Geiſtlichen [illegible] glaube! glaube! ſondern prüfe! [illegible] Denn ein Glaube, deſſen Prüfung nicht erlaubt iſt, iſt ein blinder Glaube. Was iſt das aber vor eine Prüfung, wenn ſie uns [illegible] voraus ſagen, daß wir von den einmal angenommenen Sätzen durchaus nicht abgehen müſſen, wenn wir nicht verketzert ſeyn wollen?

Dieſe Herren bedenken nicht, daß ſie ſelbſt den Weg verdammen, wodurch unſre Kirche dasjenige lediglich iſt, was ſie iſt. Denn wenn es nicht erlaubt iſt, die Lehrſätze einer Kirchen zu prüfen, ſo hat Lutherus nicht das geringſte Recht gehabt, die Sätze der katholiſchen Religion, die alle von ihren Conciliis gebilliget waren, anzugreifen; und wir werden alſo ſelbſt mit Recht verketzert. Wenn ſich doch dieſes die allzueifrigen unter denen Herren Geiſtlichen zur Mäßigung dienen ließen, daß ſie nicht alſobald bey dem geringſten Zweifel, den jemand äußert, zum Ketzer-Machen, und zum gelehrten Scheiterhaufen eilten. Sie werden der Sache allemal eine Gnüge leiſten, wenn ſie die Zweifel heben, und das Unrichtige mit Beſcheidenheit gründlich widerlegen: und Wahrheit wird allemal Wahrheit bleiben.

Eine gleiche Bewandtniß hat es, wenn man ſich alles, als höchſt gefährlich vor die Religion, einbildet, ſich mit Händen und Füßen widerſetzt, und alles in der Welt anwendet, zu verhindern, daß es ja nicht bekannt gemacht, oder ausgebreitet werde. Warum kämpfet man vor der Zeit? Man laſſe doch die Sache ans Licht kommen. Iſt ſie nicht gefährlich, warum will man ſich ihr widerſetzen und mit puren Schatten kämpfen? Iſt ſie aber in der That gefährlich, oder vielmehr nur nachtheilig, denn der wahren Religion kann nichts gefährlich ſeyn; ſo bleibet ihnen ja allemal frey, das Falſche offenbahr zu zeigen, und gründlich zu widerlegen. Auch die angefochtene Wahrheit bleibt allemal Wahrheit; und eine Wahrheit, die nicht gerettet werden kann, iſt entweder keine Wahrheit, oder die Vertheidiger derſelben taugen nicht viel. Das letztere aber werden die Herren Geiſtlichen ohne Zweifel niemals von ſich einräumen wollen; wie es ihnen denn auch niemand aufbürden wird.

Man wird zwar einwenden, daß die ſchädliche Schrift oder Sache in vieler Hände kommen könnte, wohin die gründlichſte Widerlegung niemals gelangte: und dieſe könnten doch dadurch verführet werden. Allein, dieſer Einwand hat gar nichts zu bedeuten. Vernünftige und tugendhaftige Menſchen, die in ihrer Religion gewiß ſind, werden ſich durch die gefährlichſte Schrift niemals verführen laſſen. Sind ſie gelehrt: ſo können ſie das Falſche ſelbſt einſehen. Sind ſie aber halb oder ungelehrt: ſo werden ſie ſich gewiß nicht einſeitig entſchließen, ſondern ſie werden ſich alle Mühe geben die Widerlegung zu erlangen. Die Freydenker ſelbſt können nicht weiter verführet werden; und diejenigen welche ſchon unvernünftig, gottlos und laſterhaftig genug ſind, daß ſie auf dem Sprunge ſtehen, die Religion vor falſch zu halten, würden es geworden ſeyn, wenn ſich gleich dieſe Gelegenheit nicht ereignet hätte. Sie würden ſchon genug andre Gelegenheiten gefunden haben, den Wunſch ihrer Bosheit zu vergnügen. Zu geſchweigen, was eine gründliche Widerlegung, die bey der Unterdrückung der Sache nachbleibt, noch vor groſſen Nutzen ſchaffen kann. Ich ſehe alſo nicht, worinnen der [illegible]ade beſtehen ſollte. Unterdeſſen erreget doch ein [illegible] Verfahren bey vielen, auch ſo gar vernünftigen Leuten, ein Mißtrauen; und ſie zweifeln, ob man auch der Sache gewiß ſey, da man ſo viel Furcht und Behutſamkeit blicken läßt. Dieſes einzige muß ich erwähnen. Ich rede nicht von offenbahr ſchandbaren und gottesläſterlichen Schriften, die keine Gründe, ſondern Schmähungen wider Gott und die Religion in ſich enthalten.

Ich könnte vielleicht in Teutſchland Beyſpiele von einem dergleichen Verfahren aufbringen. Ich will mich aber nur eines ausländiſchen bedienen. Der bekannte zuletzt elend und unglücklich geſtorbene Marcus Meibom gab vor, daß der Ebräiſche Grund-Text von der Bibel ſehr verdorben ſey; er könnte aber durch gewiſſe Regeln, die ihm allein bekannt wären, wieder vollkommen hergeſtellet werden. Er that dieſen Vorſchlag um das Jahr 1674 in England, und erboth ſich, ſein hierüber gefertigtes Buch drucken zu laſſen, wenn man eine ſehr groſſe Summe Geldes, die ohngefähr nach hieſiger Münze 15000 Rthlr. ausmachte, vor ihn zuſammen bringen würde. Ohngeachtet dieſer ungeheuren Summe war man doch ſchon bereit das Geld aufzubringen. Allein, die Biſchöfe hintertrieben es, weil ſie ſich die Sache als ſehr nachtheilig vor die Religion einbildeten (*). Allein, meines Erachtens mit dem gröſten Unrechte. War die

---

*) Carpzov. Introduct. ad Libr. hiſtor. Vet. Teſtam. p. 14.

Sache in der That wahr; ſo waren ſie ſchuldig, die Reinigkeit der göttlichen Offenbahrung zu befördern. War ſie aber falſch: ſo konnte dieſes auf das gründlichſte gezeiget werden; und der Angeber würde vor der ganzen Welt lächerlich geworden ſeyn, ohne daß die Religion den geringſten Schaden gelitten hätte. Und iſt denn die Reinigkeit des Wortes Gottes eine ſo wenig bedeutende Sache, daß man ein ſolches Vorgeben nicht prüfen darf?

Dieſes ſind die Urſachen der einreißenden Freydenkerey, die aus den Umſtänden entſtehen, in welchen ſich die Religion befindet. Laſſet uns nun diejenigen Urſachen betrachten, welche aus der Beſchaffenheit der Freydenker ſelbſt entſpringen!

Die Bosheit des Herzens, die Gottloſigkeit und Ruchloſigkeit, der ſich ſolche Leute ſchon vorher ergeben haben, iſt eine Urſache, die billig hier oben an ſtehen muß. So bald jemand eine Bosheit begehet; ſo iſt er zu allen andern fähig. Dieſen Grundſatz laſſe ich mir nicht ausreden; und wer das menſchliche Herz kennet, und deutliche Begriffe von der Sache hat, kann dieſes nicht beſtreiten. Wer eine Art der Bosheit ausübet, und ohne wahrhaftige Zurückkehrung darinnen beharret, der hat ſchon ſeinen Willen der Unart ſeines Herzens unterworfen: und die Leidenſchaften haben den Verſtand unter das Joch gebracht. Verſtand und Wille befinden ſich alſo ſchon völlig in der ſinnlichen Sklaverey; und ihr wahrhaftiger Gebrauch iſt ihm nicht mehr frey. Er entſchließt ſich aus undeutlichen Vorſtellungen; und er beluſtiget ſich an den vermeintlichen anſchauenden Vollkommenheiten der ſinnlichen Lüſte und der Schein-Güther. Diejenigen undeutlichen Vorſtellungen, die ihn alſo zu einer Art der Laſter bewegen: können ihn zu allen andern anreizen: und es iſt nicht möglich, daß der Verſtand und die Leidenſchaften neben und unter einander in einem Menſchen regieren können.

Ich ſage nicht, daß derjenige, der eine Art der Boßheit ausübet, wirklich alle andre begehet; ſondern nur, daß er darzu fähig iſt. Denn in dem erſten Satz würde mir die tägliche Erfahrung widerſprechen. Wir ſehen alle Tage, daß ein Menſch, der dieſes oder jenes Laſter vollbringet, viele andre nicht begehet. Allein, hieran iſt nicht die Richtigkeit ſeines Willens und die Herrſchaft ſeines Verſtandes über die Leidenſchaften Urſache, ſondern er unterläßt viele Laſter und Boßheiten aus Betrachtung vor ſeinen guten Nahmen, der ihm lieb iſt, oder aus Furcht vor den Urtheilen der Welt, oder ſein Temperament findet keinen Trieb zu denſelben.

Man ſiehet alſo, auf was Art ein Menſch immer von einer Boßheit zur andern fortſchreitet. Indem er bereits keinen andern Verſtand und Willen hat, als der ſich unter der Tyranney der Leidenſchaften befindet: ſo ſtellen ihm dieſe Leidenſchaften immer eine neue Art der Laſter und Boßheiten als annehmlich und reizend vor; und der Verſtand, welcher ſeinen freyen Gebrauch nicht hat, williget ein. Dieſes gehet immer von einer Boßheit und Laſter zur andern, bis ſie endlich den noch übrigen Schaam von ſeiner Stirne austilgen, und denn werden die ärgſten Böſewichter daraus.

— — — — Nam quis
Peccandi finem poſuit ſibi, quando recepit
Ejectum ſemel attrita de fronte ruborem?
Quisquam hominum eſt, quem tu contentum vide-
ris uno
Flagitio? — — — —

Juvenal.

Allein; ſo ſehr der Verſtand unter das Joch der Leidenſchaften gedrücket wird; ſo verliehret er doch niemals ganz und gar das Andenken von der Herrſchaft, die ihm gebühret, und von dem Endzweck, worzu er beſtimmt iſt. Er ermuntert ſich alſo dann und wann von der Trunkenheit der ſinnlichen Lüſte, womit ihm die Leidenſchaften ihre Tyranney erträglich zu machen ſuchen: und er beſeufzet die elende Sclaverey, in welcher er gefangen liegt. Kurz, das Gewiſſen wacht bey den ärgſten Böſewichtern auf: und ſie führen denjenigen Zeugen in ihrem eignen Buſen mit ſich herum, der ihre Laſter- und Schandthaten anklaget.

Nocte dieque ſuum geſtare in pectore teſtem

Juvenal.

Man kann leicht erachten, daß dieſe Anklage ihren ſinnlichen Lüſten ſehr verdrüßlich und beſchwehrlich vorkommt. Sie wünſchen alſo und ſuchen alle Mittel hervor, ſich derſelben zu befreyen. Indem ſie ſich alſo nach dieſen Mitteln ängſtlich umſehen; ſo fällt ihnen ganz natürlicher Weiſe ein, daß alle ihre Gewiſſens-Biſſe wegfallen würden, wenn gar kein Gott wäre. Da dasjenige nur allzuleicht geglaubet wird, was man wünſchet, und da ſie die Religion als den Kappzaum ihrer Bosheit ohnedem nicht lieben; ſo fallen ſie begierig auf dieſes Mittel. Sie raffen einige elende Gründe zuſammen, die ihnen gleichgültig ſind, ſie mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen, wenn ſie ſich nur von der Beſchwehrlichkeit des Gewiſſens befreyen: und auf ſolche Art geſchiehet es, wie ich ſchon oben gezeiget habe, daß die Gottes-Läugner entſtehen. Die Bosheit ihres Herzens iſt die einzige Urſache.

Das, was ich hier ſage, iſt ganz unfehlbar gewiß; und alle diejenigen, welche Atheiſten ſind, haben ſich allemal vorher der Bosheit und Ruchloſigkeit ergeben, ehe ſie es geworden ſind. Kurz, der Böſewicht gehet noch vor den Atheiſten vorher: und die Atheiſten ſind allemal Böſewichter und Leute von dem ruchloſeſten Lebens-Wandel. Allein, man würde ſich ſehr irren, wenn man dieſen Schluß allemal umgekehrt gelten laſſen wolte, nämlich daß die Bosheit und Ruchloſigkeit allemal einen Atheiſten anzeigte. Die Menſchen können ſich in den ärgſten Laſtern und Schandthaten herumwälzen, ohne daß ſie nothwendig auf eine Gottes-Läugnung verfallen müſſen. Es giebt noch andre Schlupfwinkel, worinnen ſich der Böſewicht vor der Unruhe des Gewiſſens verbirgt. Z. E. Wenn die Schandthaten mit dem Wohlleben und der Trunkenheit beſtändig abwechſeln, daß ſein Verſtand oder das Gewiſſen niemals zu ſich ſelbſt kommen, und vor dem Getümmel und der Trunkenheit niemals aufwachen kann: Oder der Böſewicht kann ſich allzuſehr auf die Gnade Gottes verlaſſen, und glauben, daß er ſeine Bekehrung ganz füglich bis auf das Kranken-Bette, oder wenigſtens bis ins Alter ſpahren könne.

Ich rede auch hier mit Bedacht nur von den Atheiſten, daß ſie allemal vorher böſe Buben ſind, ehe ſie Gottes-Läugner werden; und man würde in der That zu weit gehen, wenn man ſolches ohne Unterſchied von allen Freydenkern behaupten wolte. Die Deiſten und Naturaliſten können ſich eines vernünftigen und tugendhaftigen Lebens-Wandels befleißigen; und mitten in demſelben können ſie doch in dieſe erſchrecklichen Irrwege gezogen werden. Allein, die folgende Urſache wird deſto mehr von allen Freydenkern ohne Unterſchied gelten.

Alle Menſchen machen ſich eine gute Vorſtellung von ihrer Vernunft: wenigſtens in ſo weit, wenn ſie ſich mit andern Menſchen ihrer Beſchaffenheit in Vergleichung ſtellen. Die Vernunft iſt das Weſentliche des Menſchen. Da wir nun alle Eigenliebe haben; und da alle andre Fähigkeiten und gute Eigenſchaften zu dem Weſen des Menſchen eigentlich nicht gehören; ſo kann ſich unſre Eigenliebe unmöglich von einer Sache eine üble Vorſtellung machen, ohne welche wir das nicht ſeyn würden, was wir ſind. Allein, es giebt viele Leute in der Welt, welche ſich von ihrer Vernunft eine allzuſchmeichleriſche Vorſtellung machen. Sie glauben, daß ſie hierinnen weit mehr Vorzüge beſitzen, als andre Menſchen; und ſie laſſen ſich dünken, daß ihre Vernunft weit höher und vortrefflicher iſt, als die Vernunft andrer Leute.

Wir haben in der teutſchen Sprache kein eigentliches Wort, womit wir dieſe Art von Menſchen ausdrücken können. Gewiſſer maaßen gehören ſie unter die Hochmüthigen. Denn da die Hochmüthigen Leute ſind, die ſich ihrer Vollkommenheiten oder des Guten, das ſie an ſich haben, erheben, oder ſich dünken laſſen, daß ſie weit mehr ſind, als andre Menſchen: ſo müſſen auch diejenigen darunter gerechnet werden, welche ſich ihrer Vernunft erheben, oder glauben, daß ſie weit mehr Vernunft, als andre Leute beſitzen. Allein, weil wir den Hochmuth von der Erhebung aller andern Eigenſchaften verſtehen; ſo ſind dieſe Leute hierdurch weder hinlänglich unterſchieden, noch eigentlich ausgedrückt.

Da die ſchmeichleriſche Einbildung von ihrer Vernunft faſt allemal zugleich in äußerliche Handlungen auszubrechen pflegt: ſo könnte man ſie die Vernunfts-Stolzen nennen. Dieſe Leute, weil nach ihrer Einbildung die Vernunft andrer Menſchen faſt unendlich geringer iſt, als die ihrige, können mit den Begriffen und der Erkenntniß andrer Menſchen ganz natürlicher Weiſe unmöglich zufrieden ſeyn. Denn wenn ſie ſich dieſelben gefallen laſſen wolten; ſo würden ſie keine andre Fähigkeit, die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange einzuſehen, beſitzen, als jene haben. Ihre Vernunft würde alſo mit jenen ganz einerley ſeyn: und ihr ganzer Vorzug würde wegfallen. Sie müſſen alſo zu Folge ihrer Einbildung nothwendig an den Begriffen und der Einſicht andrer Menſchen etwas zu tadeln finden; und ſo verfahren ſie auch wirklich. Allenthalben entdecken ſie Vorurtheile, und allenthalben werden ſie das Lächerliche in den Gewohnheiten und der Einrichtung der Welt gewahr. Die Handlungen andrer Menſchen gefallen ihnen nicht; und alle Begriffe und Einſicht andrer Leute ſcheinen ihnen ungemein ſchwach zu ſeyn. Alle Urtheile und Reden, die ſie hören, ſiehet ihr hoher Verſtand mit Mitleiden an.

— — — — du haut de ſon eſprit
Il regarde en pitie, ce que chacun dit.
Moliere.

Dieſe vortrefflichen Leute nun, welche eine ſo ungemein vorzügliche Vernunft beſitzen, können freylich die Religion nicht vor wahr halten. Wie kann man ihnen zumuthen, daß ſie keine andern Begriffe und Erkenntniß haben ſollen, als alle andre Menſchen haben? Wie könnten ſie ſich ſonſt eine beſondre Fähigkeit in der Einſicht des Zuſammenhanges der Wahrheiten beymeſſen, wenn ſie eben dasjenige glauben wolten, was ſo viel Millionen andre Menſchen glauben? Würden ſie wohl vor dem Pöbel und unzählig andern Leuten, die nach ihrem Begriff zu demſelben gehören, und den ſie von der erſchrecklichen Höhe ihres Verſtandes als elende Würmerchen anſehen, eben viel Vorzug haben, wenn ſie mit ihm einerley Glaubens-Lehren annehmen wolten? Nein, nach ihrer Beſchaffenheit kann man das von ihnen unmöglich verlangen; und die Religion würde ihnen zum Ekel werden müſſen, geſetzt, daß ſie von der Wahrheit derſelben noch ſo ſehr überzeugt wären.

Da ſie nun ihrer Beſchaffenheit nach von der Religion, als einer ſo gemeinen und folglich verächtlichen Erkenntniß ſchlechterdings abgehen müſſen; ſo bemühen ſie ſich ängſtlich andre Wahrheiten ausfindig zu machen. Wenn ſie, ohngeachtet aller ihrer ſchmeichleriſchen Einbildung, eine ſehr geringe und elende Vernunft beſitzen: ſo verfallen ſie darauf, daß gar kein Gott iſt. Wenn ſie aber in der That einige kleine Vorzüge an der Vernunft vor vielen andern Menſchen beſitzen, oder wenn wenigſtens

ſtens ihre Vernunft mittelmäßig iſt; ſo raffen ſie einige elende Gründe zuſammen, daß eine Offenbahrung nicht ſtatt haben könne, oder daß ſie wenigſtens vor ſie, die ſie nach ihrem Erachten eine ſo hohe Vernunft bekommen haben, nicht gegeben ſey. Und hieraus erwachſen denn Deiſten und Naturaliſten.

Vielleicht werden ſich diejenigen, die aus dieſer Urſache Freydenker ſind, nunmehr bekehren, wenn ſie in meiner Schrift leſen, daß es auch unter dem Pöbel Freydenker giebt. Wenigſtens muß dieſes einen ſtarken Eindruck bey ihnen machen, nach dem bekannten Satz, daß die Wirkung aufhöret, wenn die Urſache nicht mehr vorhanden iſt. Ich kann ſie aber auf das theureſte verſichern, daß dasjenige, was ich von den Freydenkern unter dem Pöbel geſchrieben habe, der richtigſten Wahrheit gemäß iſt; und ich kann ſie, wenn ich ſonſt die Ehre hätte mit ihnen bekannt zu ſeyn, vollkommen hiervon überführen.

Ich komme nunmehr auf eine Urſache, mit welcher die Herren Freydenker ſchlecht zufrieden ſeyn werden. Ich werde zeigen, daß die Unwiſſenheit eine Urſache der Freydenkerey iſt; und freylich müſſen dieſe ſo erleuchteten Leute, die ſich ungleich weiſer dünken, als der übrige Theil des menſchlichen Geſchlechts, dieſe Urſache mit Widerwillen und Verdruß aufnehmen. Ich habe aber einmal beſchloſſen, alle Urſachen der Freydenkerey offenherzig und unpartheyiſch anzuzeigen; und ich kann dieſe nicht mit Stillſchweigen übergehen, wenn ich auch wüßte, daß ſie mich noch ſo ſehr vor unweiſe halten ſolten.

Da die Unwiſſenheit ein Mangel der Erkenntniß iſt, niemand aber ein Freydenker ſeyn kann, der eine Erkenntniß ſeiner ſelbſt und ſeiner Eigenſchaften, des Welt-Gebäudes und der darinnen befindlichen Dinge und der vollkommenſten Ordnung hat, die wir allenthalben wahrnehmen: ſo würde es ganz leicht ſeyn zu zeigen, daß nichts als die Unwiſſenheit die Urſache der Freydenkerey ſeyn kann, wenigſtens in Betracht auf die Gottes-Läugner. Allein, die Freydenker werden vielleicht den Mangel der Erkenntniß, den ich an ihnen wahrnehme, noch mehr an mir finden wollen; und ich möchte nicht gerne in den Fehler fallen, worinnen ſo viele gerathen ſind, die wider dieſe Leute geſchrieben haben, nämlich, daß ſie Grundſätze vorausſetzen, die jene keinesweges zugeben. Ich muß alſo dieſe Urſache auf eine andre Art zu erweiſen bemühet ſeyn.

Ohngeachtet die Gottes-Läugner den Satz des zureichenden Grundes gemeiniglich nicht annehmen; ſo müſſen ſie doch ganz außer Zweifel den Grund des Widerſpruchs gelten laſſen. Dieſes iſt der erſte Grund aller menſchlichen Erkenntniß. Ein Kind kann begreifen, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn kann; und man mag einen Gott glauben, oder nicht; ſo muß ein jeder ſeine Vernunftſchlüſſe nach dieſem Satze einrichten. Die allerſchlechteſte Vernunft ſiehet ein, daß man wider denſelben unmöglich verſtoßen darf: und dieſe Ehre werden ſich doch die Gottes-Läugner vermuthlich nicht abſprechen wollen. Wer demnach Schlüſſe macht, welche dieſem Grundſatz offenbahr zuwider ſind, der giebt die allergröbſte Unwiſſenheit zu erkennen, die in der Welt gefunden werden kann.

Es ſolte mir leicht fallen zu zeigen, daß die [illegible]iſten allenthalben wider dieſen Grundſatz verſtoßen, wenn es dem Endzwecke meiner gegenwärtigen Schrift gemäß wäre. Ich dürfte aber vielleicht ein andermal in dieſer Abſicht die Feder ergreiffen. Ein paar Zeugniſſe aber ſehe ich mich genöthiget, hier aufzuführen; weil ich ihre Unwiſſenheit beweiſen will.

Alle die elenden Lehrgebäude der Atheiſten laufen dahinaus, daß die Materie ewig geweſen iſt, und daß die Bewegung das Weſen der Materie ſey. Allein, wie kann etwas ewig ſeyn, welches ſich, vernichten, auflöſen, zerſtöhren und verwandeln läßt. Die Begriffe von der Ewigkeit ſetzen ganz unumgänglich zum voraus, daß eine Sache, welche ewig ſeyn ſoll, der Veränderung nicht unterworfen ſeyn kann. Es liegt hier abermals der Satz des Widerſpruchs zum Grunde. Denn in einer Sache, die ewig iſt, müſſen alle Eigenſchaften und Beſchaffenheiten ewig ſeyn, weil ſie ſonſt zur Hälfte in der Zeit und zur Hälfte in der Ewigkeit ſeyn würde, welches in der That einen Widerſpruch in ſich faſſet.

Durch den Satz des zureichenden Grundes wird zwar die Sache klährer; indem an einem Dinge keine neuen Eigenſchaften hervorkommen können, ohne, daß der Grund hiervon in etwas anders liegt. Allein, er iſt zur Noth entbehrlich. Wir ſehen aus dem Grunde des Widerſpruchs, daß eine ewige Sache nicht zum Theil ewig ſeyn kann, weil eine ewige Sache, die von keinem andern Dinge abhängt, alle ihre Kräfte und Eigenſchaften auf einmal haben muß. Die Erfahrung beweiſet uns aber zur Genüge, daß alle Theile und Arten der Materie Vernichtinichtigung, Auflöſung, Verwandelung, und überhaupt Veränderung leiden, es ſey nun durch die Kunſt, oder durch Zufälle. Da nun durch eine jede Veränderung neue Eigenſchaften und Beſchaffenheiten hervor gebracht werden: ſo kann die Materie nach dem Satze des Widerſpruchs unmöglich ewig ſeyn.

Eben ſo wenig kann, nach dieſem Grunde, das Weſen der Materie die Bewegung ſeyn. Dasjenige, was einer Sache weſentlich iſt, muß auch allen Theilen weſentlich ſeyn. Die Theile gehören zu dem Ganzen; und das Weſen einer Sache kann nicht zugleich worinnen beſtehen, und auch nicht darinnen beſtehen. Nun aber lehret uns die Erfahrung mehr als zu offenbar, daß wir alle Theile und Arten der Materie in Gefäße einſchließen können, ohne die geringſte Bewegung an denenſelben wahrzunehmen: und wenn man ein einziges Sonnen-Stäublein allein in ein Gefäß einſchließen könnte; ſo würde man es nach tauſend Jahren noch in der vollkommenſten Ruhe auf eben der Stelle antreffen. Ich könnte dieſes alles deutlicher und weitläuftiger ausführen, wenn es der Raum meiner Blätter und meine gegenwärtige Abſicht erlaubte. Genug, daß die Gottes-Läugner offenbahr wider den Grund des Widerſpruchs ſchließen: und dieſes iſt ein ohnfehlbares Zeichen der gröbſten Unwiſſenheit. Ich will nunmehr zeigen, wie es zugehet, daß die Unwiſſenheit eine Urſache der Freydenkerey wird.

Ein Unwiſſender, da er einen Mangel an der Erkenntniß hat, kann diejenigen Lehren nicht prüfen, die er höret oder lieſet. Wenn ſie nun ſeinen Leidenſchaften gemäß ſind; ſo iſt er gleich fertig dieſelben anzunehmen, geſetzt, daß die Gründe noch ſo elend beſchaffen wären. Eben auf dieſe Art entſtehen die Freydenker. Sie hören oder leſen ohngefähr, daß es Leute giebt, welche behaupten wollen, daß kein Gott ſey, oder welche wider die Wahrheit der chriſtlichen Religion allerley vermeintliche Gründe angebracht haben; und ſie haben vielleicht etliche davon aufgeſchnappt. Sie lieben weder Gott, noch die Religion; und es iſt ihnen nicht das geringſte daran gelegen, daß beyde vorhanden ſind. Da, weil ſie ſchon vorher der Bosheit, und der Ruchloſigkeit ergeben waren, ſo haben ſie ſchon längſt gewünſcht, daß ſie von dieſen Dingen ganz und gar befreyet ſeyn möchten, die ihnen öfters mitten in ihren Wollüſten zu ihrem äußerſten Verdruß in Erinnerung kommen.

Nach dieſer ihrer Beſchaffenheit ſind ſie ohnedem ſchon geneigt, ſolche angenehme Lehren ohne Unterſuchung anzunehmen. Allein, zu dieſer Unterſuchung ſind ſie auch aus Mangel der Erkenntniß gar nicht fähig. Sie haben ſich niemals um die Erkenntniß Gottes und ſeiner Eigenſchaften bekümmert; und das Wort Gott iſt ein leerer Thon vor ſie, mit dem ſie gar keinen oder doch einen ſehr elenden Begriff verknüpfen. Wie leicht iſt es ihnen demnach dieſes Wort gar vor ein Unding zu halten.

Eben ſo iſt es mit der chriſtlichen Religion beſchaffen. Die Gründe, worauf dieſelbe beruhet, ſind ihnen ſo unbekannt wie Zauber-Zeichen; und ſo gar von den vornehmſten Lehren derſelben haben ſie öfters die elendeſte Erkenntniß. Wie leicht kann alſo der geringſte Wind den wenigen Eindruck auslöſchen, der noch in ihnen übrig war, und den ſie mit freudigen Herzen verliehren. Dargegen

gegen kann es unmöglich ſo leicht zugehen, wenn jemand einige Erkenntniß von dem Weſen Gottes und den Gründen der Religion beſitzet; geſetzt, daß er boshaftig genug wäre zu wünſchen, daß beyde nicht da ſeyn möchten. Wenigſtens muß er doch dieſe Erkenntniß und Ueberzeugung durch andre vermeintliche Gründe austilgen: und dieſes wird [illegible] leicht nicht zugehen. Die Unwiſſenheit iſt alſo in der That eine Urſache der Freydenkerey.

Es iſt hierbey ganz einerley, ob der Unwiſſende in der Freydenkerey ſchriftlichen oder mündlichen Unterricht vor ſich hat, oder nicht. Wenn er boshaftig genug iſt, von ſelbſt auf dergleichen Zweifel zu verfallen; ſo iſt die Unwiſſenheit eben ſo wohl die Urſache, daß er es vollkommen wird. Aus Mangel der Erkenntniß von Gott und der Religion kann er ſeinen Zweifeln keine Gründe entgegen ſetzen. Sie bemeiſtern ſich alſo ohne Widerſtand ſeines Herzens. Die Unwiſſenheit pflegt ohnedem die Wirkung hervorzubringen, daß ihre Diener eine hohe Einbildung von ſich ſelbſt haben; und ein Unwiſſender pflegt ſelten etwas zu billigen, als dasjenige was er ſelbſt thut, und was aus ſeiner eignen Erfindung herkommt.

Homine imperito nunquam quidquam injuſtius,
Qui, niſi quod ipſe fecit, nihil rectum putat.
Terent.

Dieſes Verfahren iſt ganz natürlich. Da ihm die Regeln des Guten und des Schönen gänzlich unbekannt ſind; ſo ſetzet ſich ſeine Eigenliebe an die Stelle der richtigen Urtheilungs-Kraft und des guten Geſchmacks: und dieſe wird wohl niemals grauſam gegen ſich ſelbſt verfahren.

Die Erfahrung beſtätiget es mehr als zu ſehr, daß die Unwiſſenheit eine Urſache der Freydenkerey iſt. Wer ſind denn diejenigen ſtarken Geiſter unter uns und in allen andern Ländern, die ſich klüger dünken, als der übrige Reſt der Menſchen, und die, wenn es möglich wäre, Gott und die Religion aus dem Wege räumen wollen? Erz-Unwiſſende ſind ſie. Es ſind entweder Gelehrte, die mit den Wiſſenſchaften ſo bekannt ſind, als ich mit dem Kaiſer in der Monden-Welt, die vor Saufen und Huren keine Zeit übrig gehabt haben, ſich der Gelehrſamkeit zu widmen, und die, wenn es hoch kommt, ein paar mal durch die philoſophiſchen Hör-Säle gelaufen ſind, oder es ſind Stutzer, artige junge Herren, welche die Frau Mama in kein Buch hat ſehen laſſen, aus Furcht, ſie möchten blöde Augen bekommen; oder die höchſtens franzöſiſche Romainen, oder ein ander tröſtliches franzöſiſches Büchelchen geleſen haben. Unſre ſogenannten Witzlinge ſind es, die ſich mit ihren lächerlichen Auswürfen des falſchen Witzes klüger dünken als die ganze Welt.

Wer noch den geringſten Zweifel hat, daß faſt allemal die Allerunwiſſendeſten zu Freydenkern werden, der wage ſich nur ſelbſt in die Geſellſchaften unſrer heutigen ſtarken Geiſter. Man braucht nur die Religion zum Vorwurfe des Geſprächs zu machen, wenn man diejenige Stärke kennen lernen will, mit der ſie die Wirklichkeit Gottes und die Religion umzuſtürzen drohen. Sie werden ſo fort mit ihren elenden Spöttereyen bey der Hand ſeyn. Saget man, daß es nicht genug ſey, zu ſpotten, ſondern, daß es in allen Dingen, geſchweige in einer ſo wichtigen Sache, auf den Beweiß ankomme; und verlanget man, daß ſie doch ihre Gründe hören laſſen möchten; ſo werden ſie uns ſtatt alles Beweiſes ſagen, daß die Religion ein Pfaffen-Geſchwätze, ein Mährchen, ein Kappzaum des Pöbels, und ich weiß nicht was ſey; und in einer Viertel-Stunde wird ihr reicher Witz mit veränderten Ausdrückungen immer einerley ſagen. Dringet man noch ernſtlicher auf den Beweiß; ſo werden ſie ſich auf Tolanden oder einen andern ihrer großen Heerführer berufen, und ſie werden uns auf die ernſtlichſte Art verſichern, daß dieſes ſehr große Leute und wahrhaftige Philoſophen geweſen ſind. Wenn es hoch kommt: ſo werden ſie ein paar übel verſtandene und vielleicht auch nicht allzugut überſetzte Stellen aus der teutſchen Bibel anführen, oder ſie werden einige elende Zweifel über die Vorſehung Gottes beybringen, die ſonſt niemand als der Unwiſſenheit Zweifel ſcheinen können. Ich wenigſtens habe ſelten andre Gründe gehöret; und niemals habe ich eine ordentliche Schluß-Rede von ihnen erlangen können, weil ihnen dieſes ein ſehr unbekanntes Ding war.

Mich deucht, daß man ſich ihrer Unwiſſenheit zu ihrer eignen Ausrottung bedienen könnte. Einmal iſt es gewiß, daß große Herren dieſe Leute, wenn ſie weiter anwachſen ſolten, zur Verkleinerung der Ehre Gottes, zum Nachtheil der Religion und des gemeinen Weſens, und zur Aergerniß vieler gottſeeligen Menſchen nicht ihres Gefallens toben laſſen können. Wolte man nun mit Verfolgung, Strafen und Marter ihre Bekehrung erzwingen: ſo würde man vielleicht das Uebel ärger machen. Es iſt, wie ich oben ſchon angeführet habe, kein ungeſchickteres Mittel, Meinungen aus den Herzen der

Menſchen auszurotten, als die Verfolgung; und es dürften die erſten nur ſtandhaftig bey ihrer Thorheit verhalten; ſo würden die andern vo[illegible] Ehre gereizet werden, nicht geringer zu ſeyn. Vielleicht würde alſo die Bewunderung ihrer Standhaftigkeit gar eine Menge Ueberläufer zuwege bringen.

Meines Erachtens könnte man ſie an keinem ſchwächern Orte als an ihrer Unwiſſenheit angreifen. So bald alſo jemand ſeine Freydenkerey äuſſerte; ſo ſolte ihn die Obrigkeit ergreifen, und ihn auf eine Univerſität ſenden, daß er daſelbſt ſeine Meinung von dem Catheder öffentlich vertheidigen ſolte; und was vor ſchöne Gelegenheit würde es nicht da geben, ihn des Ungereimten zu überführen und ihn öffentlich lächerlich zu machen; zumal, wenn die Herren Adjuncti mit einer ſolchen Täpferkeit auf ihn loßgiengen, als ſie gemeiniglich zu thun pflegen, wenn jemand pro loco diſputiret.

Der Freydenker könnte ſich mit ſeiner Unwiſſenheit, oder Ungelehrſamkeit nicht entſchuldigen. Ein Menſch, der über die ganze Religion zu urtheilen, und ſolche zu verwerfen ſich unterſtehet, kann unmöglich von ſich ſagen, daß er unwiſſend ſey. Wenn er den Nahmen eines vernünftigen Menſchen verdienen will; ſo muß er die Gründe, welche die Wirklichkeit Gottes, oder die Wahrheit der Religion beweiſen, auf das allergenaueſte erwogen, die ſeinigen aber dennoch weit ſtärker befunden haben. Dieſes aber kann mit einer Unwiſſenheit ſchlechterdings nicht beſtehen. Denn ohne alle Gründe ſo wichtige Dinge zu verwerfen, worauf unſer ewiges Heil ankommt, ſchlieſſet eine Dummheit in ſich, gegen welche das Vieh noch ſehr klug iſt. Ich bin ſehr verſichert, daß dieſes Mittel bey den unwiſſenden Freydenkern nicht ohne Nutzen ſeyn würde; und dieſe ſind gewiß die allermeiſten.

Als eine Quelle der Unwiſſenheit und der Bosheit, müſſen wir außer Streit die üble Erziehung anſehen, welche die meiſten Freydenker gehabt haben: und dieſes ſoll die letzte Urſache dieſer Klaſſe ausmachen.

Ich habe den Grundſatz angenommen, daß alle Laſter und Bosheiten, die in der Welt ſo häufig angetroffen werden, aus der üblen Kinderzucht entſpringen: und ich glaube nicht, daß ich mich betrüge. Wenn es mein gegenwärtiger Endzweck erlaubte: ſo würde es mir ganz leicht fallen dieſes bey einem jeden Laſter zu zeigen. Ich will aber ſolches nur jetzo bey der Freydenkerey bewerkſtelligen. Wie viel giebt es wohl Aeltern, die ihren Kindern eine rechte Erkenntniß von Gott und ſeinem Weſen beyzubringen ſuchen? Wie viele giebt es, die ſich die Mühe geben, eine rechte Ueberzeugung von der Wirklichkeit Gottes in ihren Kindern hervorzubringen? Wie viele giebt es, die ihren Kindern eine wahrhaftige Ehrfurcht vor Gott und deſſen unendlichen Vollkommenheiten einzuflößen ſuchen? Wie viele giebt es, die ihre Kinder in den Gründen der Religion rechtſchaffen unterrichten: und wie viele ſind deren wohl, die ihren Kindern eine wahre Liebe und Hochachtung vor die Religion einzuprägen trachten? Wahrhaftig ungemein wenig.

In den mehreſten Häuſern ſind ohnedem Gott und die Religion unbekannte, oder doch wenigſtens unangenehme Dinge, von denen man niemals reden höret, bis etwan ein ander ergötzliches Geſpräch hierzu Gelegenheit giebt: und denn redet man ſo gleichgültig davon, als von dem Kaiſer in Abeßinien. Die Kinder wachſen alſo auf, ohne daß ſie denken, daß ihnen das Wort Gott, von dem ſie dann und wann etwas gehöret haben, eben viel angehet: und von den Händefalten und Tiſch-Gebethern können ſie ſich keinen andern Begriff machen, als daß es Gebräuche ſind, welche die Gewohnheit ſo in der Welt eingeführet hat. Diejenigen, welche noch ihren Kindern eine rechte gute Erziehung geben wollen, laſſen ſie den Morgen- und Abend-Seegen bethen, und einige Fragen aus dem Catechiſmus auswendig lernen. Allein, was können dieſe leeren Thöne, die ſie ohne alle Begriffe herplappern, vor eine Ehrfurcht gegen Gott und vor eine Liebe vor die Religion wirken; wenn ihnen weder die allerhöchſten Eigenſchaften Gottes, noch das Weſen der Religion und ihre Vortrefflichkeit deutlich gemacht werden?

Bey angeſehenen Leuten iſt die Erziehung ihrer Kinder gemeiniglich weit elender. Ihre einzige Bemühung iſt, daß ihre Kinder artige und galante Leute werden ſollen, ſo wie ſie jetzo in der Welt erfordert werden. Man lernet ihnen dannenhero ihren Körper auf eine gute Art tragen und allerley geſchickte Bewegungen mit demſelben machen. Man lernet ihnen allerley zierliche Worte ausſprechen, die man Complimente nennet. Man weiſet ſie an ihren Körper auszuzieren, und mahlet ihnen die Schönheit und den Putz als ſehr beträchtliche Dinge ab. Vor allen Dingen aber bringet man ihnen bey, wie ſie ſich gegen angeſehene Leute betragen müſſen, wenn ſie ihre Liebe und Gewogenheit erwerben wollen; und niemals vergißt man ihnen eine große Hochachtung gegen ſich ſelbſt, das iſt, eine gute Doſin Hochmuth und Ehrgeiz einzuflößen. Nichts hält man ſo nöthig als die Erlernung der Sprachen; und von der Ammen Milch kommen ſie denen Franzöſinnen in die Hände, die keine andre Sorgfalt haben, als ihnen die Nothwendigkeit guter Stellungen und Geberden und höflicher Worte einzuprägen.

Dieſe ganze Erziehung hat nichts als die Eitelkeit zum Augenmerk; und die Kinder können ſich unmöglich etwas anders einbilden, als daß ſie dieſes Endzwecks wegen in der Welt ſind. Selten, daß ſie etwas von Gott und der Religion hören; und dieſes geſchieht gegen die andern Dinge, die man ihnen ſo ſorgfältig einſchärfet, auf eine ſo kaltſinnige Art, daß ſie mit Händen greifen können, daß ihren Aeltern und Vorgeſetzten eben nicht viel daran gelegen iſt. Wenn ſie auch einige franzöſiſche, oder teutſche Gebether auswendig lernen; ſo haben ſie doch nicht den geringſten Begriff davon; und bey den Gebethern in der franzöſiſchen Sprache können ſie ſich keine andern Gedanken machen, als daß ſie zu der Nothwendigkeit gehören, dieſe Sprache zu erlernen, welches man ihnen ſo nachdrücklich einbindet.

Wo ſolte alſo eine Ueberzeugung von der Wirklichkeit Gottes herkommen: und wodurch ſolten ſie eine Ehrfurcht vor dieſes allerhöchſte Weſen und ſeine unendliche Vollkommenheiten, oder eine Liebe und Hochachtung vor die Religion erhalten?

Aus dieſer Pflanz-Schule nun kommen diejenigen artigen jungen Herren, oder die Sclaven der Eitelkeit, welche unter dem Nahmen der Stutzer und der Witzlinge bekannt in der Welt ſind. Allemal aber ſind ſie Diener der Unwiſſenheit und der Bosheit. Wenn ſie ſich auch dem Nahmen nach den Wiſſenſchaften widmen; ſo bleiben ſie doch, wie ſie waren. Ihre Erziehung hat einen allzuſtarken Eindruck in ihnen gemacht, als daß ſie ihrem Kopf den Verdruß anthun könnten, ſolchen auf eine ſo mühſame Art mit einiger Gelehrſamkeit zu erfüllen. Sie halten dieſes gar nicht vor nöthig, ſondern ſie glauben, nach Maaßgebung ihrer Erziehung, daß gute Stellungen und Gebehrden, Putz, Höflichkeit, Lebhaftigkeit und gewiſſe Auswürfe des Verſtandes, die ſie Witz nennen, überflüßig genug ſind, das Glück eines jungen Menſchen zu machen.

Man ſiehet auch leicht, daß ſie den Laſtern und der Bosheit ergeben ſeyn müſſen, in ſo weit es einige ſchwache und öfters falſche Begriffe von der Ehre, die man ihnen beygebracht hat, nicht verhintern. Mit der Unart und Verderbniß des Herzens ſind ſie ohnſtreitig gebohren. Dieſe hat man nicht einmal durch die Hülfs-Mittel einer richtigen Vernunft auszurotten geſucht: und Gott und die Religion, die ſie weder kennen, noch verehren, können keine Wirkung über ihr Herz gehabt haben. Die Eitelkeit aber, zu der ſie erzogen ſind, hat dieſer Bosheit ganz natürlicher Weiſe mehr Wachsthum, als Abbruch verurſachet.

Solche Leute nun, wenn ſie das geringſte von der Freydenkerey hören oder von ſelbſt auf dergleichen Zweifel verfallen, ſind gleich fertig dieſelben anzunehmen. Ihre Unwiſſenheit hat nicht die geringſten Begriffe von der Wirklichkeit und Vollkommenheiten Gottes und den Gründen der Religion. Sie ſind alſo nicht im Stande ihre Zweifel zu heben. Nicht Gott und die Religion, ſondern die Eitelkeit, zu der ſie von Kindheit an erzogen ſind, iſt dasjenige, was ſie lieben. Sie haben alſo nicht einmal einigen Trieb, ſie zu vertheidigen; und der Bosheit des Herzens, welche über dieſe Dinge doch manchmal die Vorwürfe des Gewiſſens erdulden mußte, iſt die Freydenkerey die allerangenehmſte Sache, die ſie mit offenen Armen ergreifen. Auf ſolche Art entſtehen alſo vollkommne Freydenker; und die üble Kinderzucht iſt nicht allein eine Urſache derſelben, ſondern auch eine fruchtbare Quelle vieler andern Urſachen.

Wahrhaftig! Aeltern, die ihren Kindern eine Erziehung dieſer Art geben, und ſie ohne eine wahrhaftige Erkenntniß Gottes und einer tiefen Ehrfurcht gegen denſelben aufwachſen laſſen, werden dereinſt einer harten Verantwortung unterworfen werden. Sie ſind ganz unſtreitig an dem ewigen Verderben ihrer Kinder Schuld; und ſie könnten ſich in der That nicht feindſeliger gegen ſie bezeigen. Ich verdamme die Geſchicklichkeit des Leibes, eine gute Lebens-Art und die Erlernung der Sprachen keinesweges. Allein, die Kinder müſſen nur nicht ſolchergeſtalt darzu angeführet werden, als wenn dieſe Dinge den ganzen Endzweck ihres Lebens ausmachten. Die wahrhaftige Vernunft und die Tugend müſſen ihnen als der einzige Endzweck ihres Lebens vorgebildet werden, hauptſächlich aber eine wahrhaftige Erkenntniß und Verehrung Gottes und die mit derſelben verknüpfte Kenntniß und Liebe der Religion.

Hierinnen dürfen ſich Aeltern ſchlechterdings auf niemand anders verlaſſen; und es iſt ſehr gewiß, daß ſie nicht den zehenden Theil der Mühe darauf verwenden dürften, die ſie ſich geben, Sclaven der Eitelkeit aus ihnen zu machen. Wie leicht würde es nicht Aeltern fallen, die nur ein wenig vernünftig ſind, ihre Kinder aus der Schönheit und Ordnung des Welt-Gebäudes und der Geſchöpfe von dem Daſeyn Gottes auf die kräftigſte Art gleichſam ſpielend zu überführen; und wie leicht würden ſie nicht durch öftere Vorſtellung der unendlichen Vollkommenheiten und allerhöchſten Eigenſchaften deſſelben in ihren Kindern eine wahrhaftige Verehrung und Liebe gegen ihn wirken können? Die vornehmſten Gründe von der Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Wahrheit der Religion würden ſich eben ſo leicht beybringen laſſen. Dieſe Wahrheiten würden alſo auf das tiefſte ihren Herzen eingedrücket werden; und kein Wind der Freydenkerey würde ſie jemals auslöſchen können.

Ehe ich dieſe Klaſſen der Urſachen der einreißenden Freydenkerey verlaſſe; ſo muß ich noch eine kleine Anmerkung machen. Ich habe oben geſagt, daß die Bosheit und Ruchloſigkeit größten Theils nur eine Urſache der Freydenkerey in Anſehung der Gottes-Läugner iſt. In der That kann man nicht anders urtheilen. Denn die Deiſten und Naturaliſten müſſen zu Folge ihrer Grundſätze ſchlechterdings den ſträngſten und tugendhaftigſten Lebens-Wandel führen. Sie ſind von der Wirklichkeit eines allerhöchſten Weſens überzeugt; ſie müſſen alſo auch deſſen Verehrung zugeben: und mit derſelben können Laſter und Bosheiten nicht beſtehen. Da ſie ſich nun ſelbſt das Verdienſt eines Erlöſers rauben; ſo müſſen ſie nothwendig ihr künftiges Heil und Glückſeeligkeit auf ihre eignen Tugenden und auf eine wahrhaftige Liebe und Verehrung Gottes ſetzen. Allein, wenn man dem meiſten Theil dieſer Leute bis auf den Grund ihrer Herzen ſehen ſolte; ſo würde ſich vielleicht finden, daß ſie ſich einen Gott einbilden, der ſich um die Verehrung und die Tugenden der Menſchen wenig bekümmert, ſondern der damit zufrieden iſt, wenn ſie eine Erkenntniß von ſeinem Daſeyn haben. Dieſe Gedanken begünſtigen gleichfals die Bosheit. Es iſt alſo möglich, daß die Bosheit und Ruchloſigkeit des Herzens auch bey denen Deiſten und gewiſſer maaßen bey denen Naturaliſten eine Urſache der Freydenkerey iſt. Die üble Erziehung und die Unwiſſenheit können demnach auch bey dieſer Art von Freydenkern Urſachen ihres unſeeligen Irrthums abgegeben haben.

Ich komme nunmehr auf die dritte Klaſſe der Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey, nämlich dererjenigen, die aus den Umſtänden, worinnen ſich die Weltweisheit befindet, entſpringen. Dieſe Urſachen ſind nicht weniger wichtig, als die vorhergehenden; und ich werde ſie mit eben der Unpartheylichkeit anzeigen. Vielleicht habe ich auch ſchon von meinen Leſern ſo viel Vertrauen erworben, daß ſie mir dieſes zutrauen werden.

Ohngeachtet viele unſrer Herren Geiſtlichen die Weltweisheit ſelbſt vor eine der vornehmſten Urſachen der Freydenkerey und beſonders vor eine Haupt-Quelle der Atheiſterey halten; ſo kann ich doch ihrem Urtheil gar nicht beytreten. Mich deucht, daß diejenigen, die ſolche Gedanken haben, allemal zu erkennen geben, daß ſie eine ſehr ſchwache Kenntniß von der Weltweisheit haben, und alſo voreilig von einer Sache urtheilen, ehe ſie dieſelbe eingeſehen haben. Wie kann eine Wiſſenſchaft, die uns zu der Erkenntniß bringet, daß wir wiſſen, warum die Dinge ſind, und auf was Art und Weiſe ſie ſind, von Gott abführen? Sie iſt vielmehr der allerſicherſte Weg, der uns zur Erkenntniß Gottes ganz unfehlbar führet: und wenn alle Menſchen wahrhaftige Philoſophen wären; ſo bin ich ſehr verſichert, daß kein einziger Gottes-Läugner darunter ſeyn würde.

Die Weltweisheit wirket auch nicht lediglich eine Erkenntniß Gottes, ſondern, indem ſie uns die bewundernswürdige Ordnung der Dinge, die Schönheit des Welt-Gebäudes und deſſen unendliche Größe deutlich vor Augen ſtellt; ſo muß ſie ganz natürlicher Weiſe die tiefſte Ehrfurcht und die wahrhaftigſte Verehrung gegen den unendlich großen und weiſen Urheber aller dieſer Dinge in uns erwecken. Wahrhaftige Philoſophen ſind auch allemal damit erfüllet geweſen. Newton und Clarke, wie Voltaire erzählet (*), haben allemal, wenn ſie den Nahmen Gottes ausgeſprochen haben, auch in ihrem äuſſerlichen Weſen die deutlichſten Kennzeichen der tiefſten Ehrfurcht und Andacht von ſich blicken laſſen; und würden ihn nicht alle Menſchen auf dieſe Art ausſprechen, wenn ſie eine wahrhaftige Erkenntniß von ſeinem Weſen hätten?

Wenn man billig ſeyn will; ſo muß man alſo von allen Philoſophen urtheilen, welche durch ihr Anſehen Häupter einer gewiſſen Lehr-Art in der Weltweisheit geworden ſind. Weder Carteſius, noch Newton, noch Leibnitz, niz, noch Locke, noch Wolf haben Sätze gelehret, welche von der Erkenntniß Gottes abführen, oder der geoffenbahrten Religion Schaden zufügen.

---

*) Parallele des Sentiments de Newton & de Leibnitz. 2.

Allein die Freydenker kommen doch größtentheils aus den Schulen der Weltweiſen; und alle ohne Unterſchied rühmen ſie ſich ſelbſt Philoſophen zu ſeyn. Solte nicht daraus folgen, daß die Weltweisheit eine Urſache der Freydenkerey ſeyn müßte? keinesweges. Die Weltweisheit kann nicht davor, wenn diejenigen ihres ehrwürdigen Nahmens mißbrauchen, die ſie nicht einmal vor Anfänger in ihrer Wiſſenſchaft erkennet. Nicht die Weltweisheit, ſondern die Unerkenntniß darinnen, oder die flüchtige Art die Weltweisheit zu ſtudiren, iſt eine Urſache der Freydenkerey. Die Weltweisheit erfordert etwas mehr als einen Kopf, der mit einigen Förmelchen des Witzes und einigen franzöſiſchen Hiſtörchen erfüllet iſt: und ſie wird mit demjenigen niemals bekannt werden, dem die Schlüſſe zum Ekel ſind, und dem das eigne Nachſinnen eine Marter iſt.

Wenn demnach dergleichen flüchtige Herren durch die Hör-Säle der Weltweiſen laufen; ſo haben ſie keinen andern Nutzen davon, als daß ſie hier und dar etwas aufſchnappen. Wie könnte ihr flüchtiger und leerer Kopf eine Sache gründlich faſſen, die von Anfang bis zu Ende eine ununterbrochene und ſehr genaue Aufmerkſamkeit, vornehmlich aber eigne Betrachtungen, Schlüſſe [illegible] Nachſinnen erfordert! Sie raffen alſo einige leere Wörter zuſammen, ohne ſie einmal zu verſtehen, vielweniger was ſie im Zuſammenhange der Weltweisheit zu bedeuten haben; und die Gründe, worauf ſie beruhen, ſind ihnen

nen gänzlich unbekannt. Z. E. wenn ſie hören, daß das Weſen der Dinge ewig iſt; ſo ſchließen ſie, daß folglich Gott nicht nöthig iſt. Sie haben aber nicht behalten, daß dieſes Weſen in der Möglichkeit beſtehet, und daß dieſe Möglichkeit in den Begriffen beruhet, die in Gottes ewigen Verſtande vorhanden geweſen ſind. Wenn ſie hören, daß unſer Körper aus Monaden oder Einheiten beſtehet, und daß dieſe eine Vorſtellungs-Kraft haben: ſo folgern ſie, daß der Körper, um denken zu können, weder das Daſeyn Gottes noch einer Seele nöthig habe. Ich gebe dieſes letztere Exempel, ohne daß ich eben dieſe Lehrſätze billige, welche einige Weltweiſen vorgebracht haben. Und ſo gehet es mit vielen andern Lehren der Weltweisheit, die niemand mißbrauchen wird, als der die leeren Thöne aufgeſchnappt hat, ohne richtige Begriffe damit zu verbinden. Dieſes thun aber die philoſophiſchen Stutzer, die ſich mit einigen zuſammengeraften Wörtern und übelverſtandenen Lehrſätzen in allen Geſellſchaften groß machen: und ein ſolcher junger Herr, wenn die Bosheit des Herzens hinzukommt, iſt allemal ſchon auf dem Sprunge ein Freydenker zu werden.

Kurz, eine gründliche Erlernung der Weltweisheit leitet die Menſchen weder von der Erkenntniß Gottes, noch von den Grundſätzen der geoffenbahrten Religion ab. Sie befeſtiget ſie vielmehr darinnen, und erwecket die größte Ehrfurcht gegen das allerhöchſte Weſen. Allein, eine magere Kenntniß der Weltweisheit und einige zuſammengerafte und übelverſtandene Sätze können das Unheil der Freydenkerey ganz leicht zuwege bringen. In ſo weit iſt ſie zwar eine Urſache der Freydenkerey, allein eine unſchuldige Urſache, auf die Art, wie ſie die Religion ſelbſt werden kann. Denn die Freydenker haben gemeiniglich eine eben ſo ſchlechte Kenntniß von der chriſtlichen Religion, als ſie von der Philoſophie haben.

Allein, ob man gleich die geſunde Philoſophie ſelbſt von den Urſachen der einreißenden Freydenkerey allerdings ausnehmen muß; ſo kann man doch von gewiſſen Lehrſätzen nicht eben dieſes ſagen, die einige große Philoſophen vielleicht aus unverwerflichen Abſichten gelehret haben, wie uns die Liebe des Nächſten zu vermuthen befiehlet. Ich will von denenjenigen nicht reden, welche durch die daraus abfließenden theils natürlichen, theils gezwungenen Folgerungen zur Freydenkerey Gelegenheit geben. Ich will nur eines Satzes erwähnen, zu dem die Freydenker, beſonders die Gottes-Läugner ganz offenbahr ihre Zuflucht nehmen, ob er gleich von einigen großen Weltweiſen in keiner ſchädlichen Abſicht vertheidiget ſeyn kann.

Ich rede hier von dem Satz, daß die Materie denken könne, oder daß es wenigſtens keinen Widerſpruch in ſich faſſe. Der vortreffliche Loke hat ihn auf die letztere Art wirklich vertheidiget; und ich wünſchte nach der ganz beſondern Hochachtung, die ich vor ihn habe, daß er ſeine vortrefflichen Lehren, die alles in ſich halten, was die menſchliche Vernunft nützliches und weiſes ergründen kann, mit dieſem Satz nicht verunehret hätte. Wir finden auch in Teutſchland genug vermeinte Weltweiſen, welche dieſem Satze beytreten; und wo ich nicht irre, ſo iſt er bereits auf ein paar Univerſitäten öffentlich vertheidiget werden. Es iſt nicht auszuſprechen, was dieſer Satz vor Unheil anrichtet; und wie viel er zu dem Uebel der Freydenkerey beyträgt, welches jetzo mehr als jemals einreißt.

So bald diejenigen hören, welche bereits gottlos genug ſind, um zu wünſchen, daß kein Gott ſeyn möchte, es ſey möglich, daß die Materie denken könne; ſo bald ſie gewahr werden, daß Gelehrte, die in einigem Anſehen ſtehen, dieſen Satz öffentlich vertheidigen; ſo ergreifen ſie ihn mit beyden Händen, um das vor ſie ſo beſchwehrliche Daſeyn Gottes über den Haufen zu werfen. Sie bekümmern ſich wenig, ob man hinzuſetzt, daß nur Gott der Materie die Kraft zu Denken hätte beylegen können. Nein, das dienet in ihren Krahm nicht. Es iſt ihnen genug, daß angeſehene Gelehrte vertheidigen, es ſey möglich, daß die Materie denken könne. Denn, wenn man ihnen dieſes einmal einräumt, ſo iſt eben ſo wohl möglich, daß eine ohngefähre Vermiſchung der Materie die Kraft zu Denken herausgebracht hat, als daß ihr Gott dieſelbe beygelegt habe.

Ich habe dannenhero immer geglaubt, daß wenn auch dieſer Satz in der That keinen Widerſpruch in ſich faßte, da doch das Gegentheil ſehr wahr iſt; ſo müßten dennoch vernünftige und billige Gelehrten mit demſelben zurück halten; wenn ihnen anders die Ehre des großen Gottes und das zeitige und ewige Wohl der vernünftigen Geſchöpfe wahrhaftig lieb wäre; und man nehme es mir nicht übel, mich deucht, daß alle diejenigen von ihrer innerlichen Gemüths-Beſchaffenheit einen üblen Abriß machen, die denſelben öffentlich lehren.

Nichts iſt aber in der That ſo falſch, als dieſer Satz. Ob ich mir gleich hier nicht vorgeſetzet habe, die Gründe der Freydenker zu widerlegen; ſo iſt doch dieſer Satz an ſich ſelbſt nur eine Urſache der Freydenkerey; und ich glaube, daß ich alsdenn gewiſſer maaßen zur Widerlegung verbunden bin; wenn die Anzeige der Urſache nicht auch zugleich die Mittel wider dieſelbe in ſich ſchließet, oder zu Tage leget. Der Herr Kanzler von Wolf hat zwar bereits ſehr gründlich gezeiget (*), daß es in der That einen Widerſpruch in ſich faſſe, daß die Materie denken könne. Allein, dieſes Buch möchte nicht in aller meiner Leſer Händen ſeyn; und die meiſten möchten es auch nicht deutlich genug finden. Ich ſchmeichle mir auch, daß ich dieſen Satz noch durch andre Gründe werde behaupten können.

Die Materie iſt nur ein leidendes Weſen. Sie beſtehet unſtreitig aus Theilen, oder zuſammengeſetzten Dingen. Es iſt dieſes keinem Zweifel unterworfen; weil ſich eine jede Materie von einander abſondern läßt. Dasjenige aber, was aus Theilen beſtehet, muß es leiden, auf was Art man ſie, die Theile, zuſammenſetzet, oder drücket. Ich weiß zwar wohl, daß ihr die Weltweiſen auch eine widerſtehende Kraft beylegen. Allein, dieſe widerſtehende Kraft iſt nichts mehr, als ihr leidendes Weſen. Denn ſie leidet mehr, oder weniger, nachdem dasjenige, was auf ſie fällt, mehr oder weniger Schwehre hat.

---

*) Teutſche Metaph. 1 Theil, §. 738 bis 742

Da nun die Materie nur ein leidendes Weſen iſt, ſo kann nichts einen Eindruck in ſie machen, als was ſie berühret. Denn man würde ſonſt wider den Grund des Widerſpruchs anſtoßen, nämlich zu gleicher Zeit etwas von einer Sache bejahen und verneinen. Wenn demnach die Materie denken können, ſo müßte ſie allemal unmittelbar vorher berühret werden.

Geſetzt nun auch, daß man alles dasjenige, was uns in die Sinne fällt, vor eine Berührung der Materie annehmen wolte, ohngeachtet es bey den [illegible] Sinnen, ſonderlich beym Geſichte zu behaupten unmöglich fallen würde: ſo würden wir doch nicht eher denken können, bis wir körperliche Gegenſtände vor uns hätten. Es wäre aber ſchlechterdings nicht möglich, daß wir an abweſende Dinge gedenken könnten. Am allerwenigſten aber würden wir Schlüſſe machen können. Die Schlüſſe haben keine körperlichen Urbilder in der Welt, die uns durch die Berührung eingedrückt werden könnten. Da nun dieſes der Erfahrung im Denken offenbahr widerſpricht; ſo faſſet es in der That einen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken könne.

Die Materie beſtehet aus zuſammengeſetzten Dingen. Alle Veränderungen, die wir in zuſammengeſetzten Dingen wahrnehmen, beſtehen in der Größe, Figur oder Lage der Theile, oder des Ganzen. Die Sache iſt außer Streit; weil in zuſammengeſetzten Dingen nichts möglich iſt, als die Art der Zuſammenſetzung. Folglich müßten die Gedanken, wenn die Materie dergleichen haben könnte, gewiſſe Größen oder Figuren des Ganzen, oder der Theile ausmachen. Wenn ſich nun die Materie dieſer Gröſſen, oder Figuren bewußt ſeyn ſolte, welches zu den Gedanken unumgänglich erfordert wird; ſo müßte ſie das Uebereinkommen derſelben, woraus ſie mit den Bildern, die außer ihr ſind, zu erkennen, oder zu unterſcheiden ſind, wahrnehmen können. Denn hierinnen beſtehet die Aehnlichkeit; und dieſe Aehnlichkeit und die Unterſcheidung von andern Dingen müßte ſie unumgänglich wahrnehmen, wenn ſie ſich der Figuren bewußt ſeyn ſolte. Das Bewußtſeyn eines Dinges beſtehet in der Unterſcheidung deſſelben von andern Dingen. Allein, die Materie leidet nichts als Größen und Figuren; und die Erkenntniß der Aehnlichkeit und des Unterſchieds kann durch keine Größe oder Figur herausgebracht werden. Von der Aehnlichkeit ſelbſt giebt es keine Figuren. Man würde alſo in einen Widerſpruch verfallen. Da nun zu den Gedanken ganz unſtreitig ein Bewußtſeyn erfordert wird; ſo faſſet es einen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken kann.

Wenn die Materie Gedanken haben könnte; ſo müßten die Gedanken in einer gewiſſen Größe, oder Figur des Ganzen, oder der Theile beſtehen. Dieſes iſt aus dem obigen klahr. Alle Größen, oder Figuren, die in einer Materie ſind, nehmen einen gewiſſen Raum in eben dieſer Materie ein. Dieſes gründet ſich auf den Satz des Widerſpruchs: weil eine Sache nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn kann. Wenn demnach die Gedanken Größen, oder Figuren ſind; ſo müſſen ſie einen gewiſſen Raum in der Materie einnehmen. Alles, was einen gewiſſen Raum einnimmt, wenn es öfters neben einander geſetzt wird, es ſey auch ſo klein, als es wolle, erfüllet endlich dieſen Raum. Dieſes iſt aus eben dieſem Grundſatz gleichfals außer Streit. Die Gedanken müßten alſo endlich die Materie erfüllen. Wenn die Materie durch Figuren oder Bilder erfüllet iſt; ſo haben entweder keine neuen mehr Platz oder die alten müſſen ausgelöſchet werden, eine Sache, die abermals nicht verneinet werden kann. Es müßte alſo eine Zeit kommen, in welcher die Materie keiner Gedanken mehr fähig wäre; und dieſe Zeit könnte ſich bey der unzähligen Menge der Gedanken, wenn wir auch eine jede Figur einer Gedanke nur wie Sandkörnchen annehmen, über zehn Jahr nicht erſtrecken, oder die alten Gedanken müßten ausgelöſchet werden. Was in der Materie einmal ausgelöſchet iſt, das kann weder ſie ſelbſt noch ein andrer erkennen; geſetzt, daß ſie eines Bewußtſeyns fähig wäre. Dieſes gründet ſich abermals darauf, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn, und auch nicht ſeyn kann. Folglich müßte die Materie einmal aufhören, neue Gedanken zu bekommen, oder ſie müßten ſich der alten gar nicht mehr erinnern können. Da wir nun in unſrer Kraft zu Denken eine ganz andre Beſchaffenheit wahrnehmen: ſo hält es in der That einen Widerſpruch in ſich, daß die Materie denken kann. Ich weiß zwar wohl, daß durch dieſen Beweiß auch die materiellen Begriffe im Gehirne wegfallen, die ſelbſt der Freyherr von Wolf zugiebt (*). Allein, ſie taugen auch nicht das geringſte, beſonders ſind ſie vor dieſen groſzen Mann unwürdig, indem er dadurch mit der einen Hand gleichſam wieder giebt, was er mit der andern ſo lobenswürdig ausgerottet hätte. Nur leidet es hier der Ort nicht, daß ich es ordentlich ausführen kann.

---

*) Mataph. 2ter Theil, §. 303. S. 506.

Ich könnte es noch auf viele andre Arten beweiſen, daß es ſchlechterdings nicht möglich iſt, daß die Materie denken kann; wenn es der vorgeſetzte Raum meiner Blätter, den ich ſchon überſchritten habe, erlaubte. Das, was ich beygebracht habe, kann auch ſchon genug ſeyn, zu beweiſen, daß dieſer Satz in der That einen Widerſpruch in ſich faſſe. Dieſes einzige will ich noch mit dem Freyherrn von Wolf anmerken, wenn die Materie denken könnte, ſo müßten wir nothwendig die Gedanken nur in uns wahrnehmen. Denn die Gedanken könnten alsdenn nichts anders ſeyn, als Größen und Figuren in der Materie, dieſe müßten aber ſchlechterdings in ihr ſelbſt ſeyn, weil ſich von einer Sache nicht zugleich etwas bejahen und verneinen läßt. Da wir nun die Gedanken ganz unſtreitig als außer uns wahrnehmen; ſo faſſet dieſer Satz auch von dieſer Seite einen Widerſpruch in ſich.

Der ſcharfſinnige Loke ſah die Unmöglichkeiten ganz wohl ein, welche ſeinen Satz begleiteten. Er wurde demnach genöthiget, das Weſen der Dinge als willkührlich anzuſehen, nämlich, daß Gott durch ſeine Allmacht einem jeden Dinge eine jede Eigenſchaft hätte beylegen können. Allein, das hieß eine böſe Sache durch eine unendlich böſere vertheidigen. Wenn das Weſen der Dinge nicht in den Begriffen beſtehet, die in Gottes unendlichem Verſtande von Ewigkeit her vorhanden geweſen ſind; ſo fällt der Grund aller Wahrheiten über den Haufen. Denn alle Wahrheiten ſind alsdenn nur unter gewiſſen Umſtänden wahr, nämlich, ſo lange es Gott gefällt, ſie alſo zu laſſen. Es ſind keine Urſachen vorhanden, warum ſie Gott immer ſo laſſen müßte, und Morgen kann er ſchon vielleicht alle Wahrheiten über den Haufen werfen.

Alle Sittenlehre wird durch dieſen Satz umgeſtürzet. Denn wenn das Weſen der Dinge willkührlich iſt, wenn keine Urſachen vorhanden geweſen ſind, warum eine Sache nicht vielmehr ſo, als anders iſt; ſo iſt auch das Weſen der Tugenden willkührlich; und wie können die Tugenden nur deswegen vor Tugenden anſehen, weil es Gott alſo gefallen hat. In einer andern Welt können jetzo ganz andre Tugenden gelten; und wir ſind nicht verſichert, daß nicht Gott vielleicht Morgen die Sache umkehren, und die Laſter an ihre Stelle ſetzen wird.

Nichts beleidiget auch die Weisheit Gottes ſo ſehr als dieſer Satz: Entweder es ſind Urſachen vorhanden geweſen, warum die Dinge vielmehr ſo, als andere haben ſeyn können, oder nicht. Sind ſie vorhanden geweſen; ſo hat Gott als der allerweiſeſte ſolche nach einer moraliſchen Nothwendigkeit beobachten müſſen. Denn der weiſeſte muß allemal das beſte erwählen. Sind ſie nicht vorhanden geweſen: ſo wär zu dem Weſen Gottes gar keine Weisheit nöthig. Er hat ſich alſo durch nichts veroffenbahret; und wir verehren ſie folglich mit Unrecht an ihm. Wahrhaftig, ein vernünftiger Menſch muß vor den erſchrecklichen Folgen erzittern, wenn die Weltweiſen die Allmacht Gottes zum Nachtheil ſeiner Weisheit erhöhen wollen.

Der berühmte Herr von Voltaire hat ſich zu einem eifrigen Vertheidiger des Loken aufgeworfen. Das wichtigſte, was er an einem Orte (*) vorbringet, beſtehet in folgenden Worten: „Ich bin ein Körper; und ich denke; weiter werde ich nichts gewahr. Solte ich wohl dasjenige einer unbekannten Urſache beymeſſen, das ich ſo bequehmlich der einzigen Urſache, die ich erkenne, zuſchreiben kann. Hier fallen mir alle Philoſophen der Schule in meinen Schluß und ſagen: Es iſt in dem Körper nichts vorhanden, als die Ausdehnung und die Feſtigkeit; und er kann nichts haben, als die Bewegung und Figuren. Die Bewegung, die Figuren, die Ausdehnung und die Feſtigkeit können aber keinen Gedanken zuwege bringen; die Seele kann demnach nicht materiell ſeyn. Dieſer große Vernunft-Schluß, der ſo oft wiederhohlt iſt, gehet einzig und allein dahin; ich erkenne nicht ganz und gar die Materie, ich errathe unvollkommner Weiſe einige Eigenſchaften derſelben. Ich weiß aber nicht gänzlich, ob dieſe Eigenſchaften mit den Gedanken beſtehen können. Weil ich demnach ganz und gar nichts weiß; ſo verſichre ich ausdrücklich, daß die Materie gar nicht denken kann. Sehet, das iſt in der That die Art zu ſchließen in den Schulen.„

Es iſt in der That ein ſehr bequehmer Weg, über ſeine Gegner zu triumphiren; wenn man ihre Schlüſſe verſtümmelt, und ſie ihnen ſo ſchwach in Mund legt, als nur möglich iſt. Ich zweifle aber, ob er der Wahrheit Vortheil bringt. Es iſt vergeblich, und ein leeres Geſchwätze, daß man ſagt: man kenne die Materie nicht.

---

*) Lettres ſur les Anglois Lettr. 13

Wir erkennen ſo viel daraus, daß wir mit der gröſten Gewißheit behaupten können, ſie könne unmöglich denken: Sie beſtehet ganz außer Streit aus zuſammengeſetzten Dingen: und alle Materie in der Welt, ſie habe eine Natur, wie ſie wolle, muß dieſe Eigenſchaften haben. Dieſes muß jedermann zugeben, wenn er nicht offenbahr ſchwärmen will. Dieſes einzige aber iſt zu unſerm Satz hinlänglich. Denn wir haben unumſtößlich bewieſen, daß in zuſammengeſetzten Dingen keine Gedanken ſtatt haben können.

An einem andern Ort (*) wiederholet der Herr von Voltaire dasjenige, was ich hier überſetzet habe, und ſetzet hinzu, daß man durch das Gegentheil der Macht Gottes Abbruch thun würde. Er ſpricht alſo: „Wenn man Gott die Macht abſpricht, daß er hätte mit der Materie Gedanken verknüpfen können; ſo iſt man genöthiget zu ſagen, daß dasjenige, was man Geiſt nennet, ein Ding iſt, deſſen Weſen darinnen beſtehet, daß er denken kann, mit Ausſchließung aller andern ausgedehnten Dinge. Und wenn es die Natur des Geiſtes mit ſich bringet, daß er weſentlich denket: ſo denket er nothwendiger Weiſe. Er iſt demnach ein denkendes Weſen unabhängig von Gott, wie ein jedes Dreyeck nothwendiger Weiſe drey Seiten unabhängig von Gott hat.„

Dieſer berühmte Mann, von dem es in der That zu viel wäre, wenn er zugleich ein vollkommner Dichter und auch ein vollkommner Weltweiſer ſeyn ſolte, vermenget hier das mögliche Weſen der Dinge mit dem wirklichen,

---

(*) Parallele des Sentiments de Newton & de Leibnitz chap. 6.

und die moraliſche Nothwendigkeit mit der metaphyſiſchen. Das mögliche Weſen eines Geiſtes beſtehet allerdings darinnen, daß er denken kann mit Ausſchließung aller andern ausgedehnten Dinge. Allein, deswegen denket er nicht, (nämlich, nachdem er wirklich iſt) nothwendiger Weiſe. Das Weſen des Geiſtes beſtehet darinnen, daß es möglich war, daß er mit Ausſchließung aller ausgedehnten Dinge denken konnte. Dieſe Möglichkeit beruhet in den Begriffen Gottes, nämlich in ſeinem ewigen Verſtande; und in ſo weit war das Weſen des Geiſtes nothwendig; weil Gottes Verſtand nicht von ſeinem Willen abhängt.

Allein, es beruhete in ſeinem Willen, ob er die in ſeinen ewigen Begriffen vorhandene Weſen wirklich machen wolte. Es trieb ihn weder eine moraliſche noch metaphyſiſche Nothwendigkeit hiezu; und alſo iſt das wirkliche Weſen eines Geiſtes weder vor ſich nothwendig, noch unabhängig von Gott. Daß aber Gott, als er die Dinge wirklich machte, diejenigen Weſen nahm, die in ſeinen ewigen Begriffen vorhanden geweſen waren, ſchließet keine metaphyſiſche, ſondern eine moraliſche, das iſt eine glückliche, weiſe und freye Nothwendigkeit in ſich, worzu ein Weiſer allemal verbunden iſt; indem er nothwendig das Beſte wählen, und Urſachen haben muß, warum ein Ding vielmehr ſo und nicht anders ſeyn muß. Das Beyſpiel des Triangels iſt recht wohl gewählet. Es erſchöpft die Sache. Allein, es bringet auch dem Herrn von Voltaire wenig Vortheil. Das Weſen des Dreyecks iſt unabhängig von Gottes Willen, aber nicht von ſeinem Verſtande.

Ueberhaupt, kann es der Macht Gottes nicht den geringſten Abbruch thun, daß Gott der Materie die Kraft zu Denken nicht hat mittheilen können. Ein mächtiger, der zugleich weiſe iſt, kann ſeine Macht nicht zum Schaden ſeiner Weisheit anwenden; und es würde eben ſo viel ſeyn, als wenn wir den freyen Willen der geſunden Vernunft zum Trotz darzu mißbrauchen könnten, daß wir glaubten eine Sache könnte zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn.

Ich weiß zwar wohl, daß der Herr von Voltaire alle diejenigen verächtlich hält, welche ihm ſeinen Irrthum zu benehmen ſuchen. Er hat dieſes bey unterſchiedenen Gelegenheiten deutlich zu erkennen gegeben (*). Allein, meine gegenwärtige Schrift erforderte dieſe Widerlegung; und die Hochachtung vor große Leute ſo wenig, als die Furcht der Verachtung kann mich abhalten, die Wahrheit zu verſchweigen. Ich glaube auch nicht, daß es einem großen Mann eben anſtändig iſt, ſeine Gegner verächtlich zu halten, wenn er [illegible] ſelbſt keine tüchtigen Gründe entgegen ſetzt. D[illegible]weder er muß gar ſchweigen, oder, wenn er [illegible] ſo darf dieſes nicht allein in verächtlichen Ausdrücken beſtehen. Die Welt glaubt dem größten Manne nicht auf ſein Wort. Am allerwenigſten läßt ſie ſich durch Wortſpiele abſpeiſen. Sie ſind vor einen [illegible]ßen Mann zu unwürdig; und alſo auch das von der Unſterblichkeit, welches ſich der Herr von Voltaire hier bedienet.

Weil es mehr den Weltweiſen als den Gottesgelehrten zukommt, die Gottes-läugner zu widerlegen; indem ſie nicht aus der geoffenbahrten Religion, weil ſie dieſelbe nicht annehmen, ſondern aus den Grund-Wahrheiten widerleget werden müſſen; ſo will ich hier ein paar Fehler in dergleichen Widerlegungen anzeigen, welche die Freydenkerey, wo nicht vermehren, dennoch beſtärken.

---

*) Lettre à Mſr. de S. jointe à la Tragedie Mahomed.

Man findet überall, daß der Satz in unſern Tagen vertheidiget wird, ein Atheiſte müſſe dennoch vernünftig und tugendhaftig leben. Der Herr Kanzler Wolf ſelbſt hat dieſes in ſeiner Sittenlehre (*) ausgeführet. Man glaubt dadurch dem Atheiſten etwas abzugewinnen, und ihn wenigſtens dahin zu vermögen, daß er der menſchlichen Geſellſchaft keinen Nachtheil verurſachen ſoll. Die Abſicht kann alſo ganz gut ſeyn. Allein ich zweifle, daß man dadurch der guten Sache wider die Gottes-Läugner einen Vortheil ſtiftet: und ich befürchte immer, daß man ihr weit mehr Schaden zufüget.

Wenn man gleich dieſen Satz durch die wichtigſten Gründe befeſtiget: ſo werden dennoch die Gottes-Läugner dadurch im geringſten nicht gerühret. Wie könnten ſich diejenigen durch Gründe zu einer tugendhaftigen Lebens-Art führen laſſen, die lediglich um dieſelbe zu vermeiden das Daſeyn Gottes verworfen haben? Sie glauben vielmehr, daß ihr unſeeliger Irrthum unwiderleglich iſt; und ſie ſehen dieſes als eine deutliche Einräumung an, daß die Wahrheit auf ihrer Seiten iſt. Sie ſtehen in den Gedanken, daß man ihnen von einer andern Seite einen Rang ablaufen will; und ſie lachen, weil ſie wiſſen, daß dieſe Seite am allerbeſten verſchanzet iſt.

Sie

(*) Cap. 1. §. 20. 21. 22.

Sie machen es nicht anders wie die Rabuliſten und böſen Advocaten, die eine ungerechte Sache vertheidigen. So bald ihnen ein gründlicher Gegner zeiget, daß wenn ſich auch die Sache uneingeräumten Falls alſo verhielte, ſo würde doch dies oder jenes Rechtens ſeyn; ſo mag er proteſtiren, wie er will, daß er dadurch nicht das geringſte eingeräumet haben wolle, dennoch ſchreyen ſie auf das heftigſte, daß man die Sache eingeſtanden habe; ſie nehmen dieſes Geſtändniß auf das feyerlichſte an, und machen einen Haufen ungereimter Folgen daraus.

Die Urſache ihres Verfahrens iſt leicht begreiflich. Weil ihre böſe Sache aller Gründe beraubet iſt: ſo müſſen ſie alles zuſammen raffen, was ihnen im Weg kommt, nur daß ſie ihr einige Farbe anſtreichen. Eben ſo machen es die Gottes-Läugner; wenn man ihnen zeigen will, daß ſie dem ohngeachtet vernünftig leben müßten. Sie ſehen nicht auf die Gründe, welche dieſen Satz begleiten, ſondern ſie raffen nur ein vermeintliches ſtillſchweigendes Bekenntniß heraus, daß ihre elenden Irrthümer unbezwin[illegible] ſind: und ſie beſtärken ſich nur darinnen.

Ich will eben nicht ſchlechterdings ſagen, daß dieſer Satz falſch ſey. Allein, er bleibt doch allemal noch zweifelhaftig; und wenn die Gottes-Läugner ihr böſes Leben mit Gründen zu vertheidigen ſonſt Luſt hätten; ſo könnten ſie eine Menge darwider einwenden. Indem die Gottes-Läugner das Daſeyn Gottes verwerfen; ſo fallen zugleich in ihren Augen die ewigen Begriffe des Guten und der Tugenden, die in Gottes allerweiſeſten Verſtande allein ihren Grund haben, über den Haufen; und man wird ſie niemals überzeugen, daß das Gute und die Tu-

genhaben etwas anders als gleichgültige Dinge ſind, welche nur deswegen gut ſind, weil ſie die Welt einmal willkührlich davor angenommen hat.

Aus den Grundſätzen des natürlichen Rechtes, man nehme nur denjenigen der Geſelligkeit, oder daß wir uns vollkommner m[illegible] ſollen, oder einen andern an, man mag die Sache biegen und wenden, wie man will, werden niemals alle Pflichten und Tugenden ungezwungener Weiſe abgefolgert werden können: und wer kann es den Atheiſten verwehren, wenn ſie gewiſſe böſe Erfolge, welche die Laſter ihrer Natur nach allemal mit ſich führen, nicht vor böſe halten. Viele Laſter zumal, wenn ſie vor den Menſchen verborgen werden können, haben ohnedem keinen andern böſen Erfolg, als die Reue oder die Gewiſſensbiſſe. Dieſe Dinge aber haben ſie aus ihrer Seele ausgelöſcht. Sie fürchten ſich alſo nicht groß vor denenſelben.

Da nun dieſer Satz allemal zweifelhaftig bleibt; da die Atheiſten ein Haufen Sachen darwider einwenden können; und da ſie ohnedem Gründe von dieſer Art, ſo lange ſie von dem Daſeyn Gottes nicht überzeugt ſind, wenig rühren werden: ſo deucht mich, daß es beſſer wäre, wenn er gar wegbliebe. Wenigſtens würde man die Atheiſten in ihrem unſeeligen Irrthum nicht beſtärken, und den Verdacht in ihnen erwecken, daß ihre elende Sätze unwiderſprechlich wären; weil man ſie von einer andern Seite gewinnen wolle.

Ich glaube, daß in allen Widerlegungen, welche denen Atheiſten entgegen geſetzt werden, eine ungemeine Behutſamkeit erfordert wird; und wer ihnen nicht ungemein ſtarke Gründe vorlegen kann, der würde der Welt [illegible] der guten Sache einen weit größern Dienſt leiſten, wenn er gar zu Hauſe bliebe. Ehedem ſah man ſo gar dieſen Satz vor gefährlich an; und man wolte gar wider diejenigen, die ihn lehreten, ein[illegible]hung der Gottes-Läugnung daraus erzwingen. [illegible]igſtens iſt es Baylen alſo ergangen. Sein [illegible] daß die Gottes-Läugnung nicht nothwendig das Verderbniß der Sitten nach ſich zöge (*), iſt mit demjenigen, den ich hier angezeiget habe, im Grunde einerley: und er iſt deswegen heftig angegriffen, ja gar unter andern deshalb ſelbſt in den Verdacht der Gottes-Läugnung gezogen werden.

Der Herr Magiſter Weber, ein nicht ungeſchickter Schriftſteller zu Halle, nunmehr Profeſſor zu Göttingen, iſt gar ſo weit gegangen, daß er hat beweiſen wollen, ein Gottes-Läugner ſey bey ſeiner Gottes-Verläugnung dennoch verbunden gottesfürchtig zu leben. Man muß große Luſt zum Beweiſen haben, wenn man auf einen dergleichen Beweiß verfallen will; und mich deucht, daß jedermann ſchon aus dem Titel einſehen muß, daß er entweder einen Sprung in Schließen begehet, oder die Wörter im andern Verſtande nimmt, als die gewöhnliche Bedeutung erfordert. Eins von beyden muß ſchlechterdings geſchehen ſeyn; und vielleicht wird man beydes darinnen antreffen. Auf ſolche Art aber kann man beweiſen, was man will; und ſolche Schriften ſind nicht die Waffen, mit welchen man die Atheiſten bekämpfen kann; geſetzt, daß der Satz ſelbſt ſeine unfehlbare Richtigkeit hätte. Dieſe Feinde lachen über ſolche ſtumpfe Pfeile; und wenn ſie ſich ſchon in Geheim des Sieges rühmen, ſo bald ſie dieſen Satz öffentlich vertheidigen hören; ſo werden ſie ſich gewiß alsdenn in Gedanken auf den Triumph-Wagen ſetzen, um ihren Sieg über die Wahrheit herrlich zu machen.

---

*) Penſées diverſes ſur les Cometes §. 133. p. 393. ſeq.

Ueber die Widerlegung der Freydenkerey ſelbſt muß ich gleichfals eine Anmerkung machen. Gemeiniglich ſetzet man ſolche Grundſätze voraus, welche die Freydenker keinesweges annehmen. Das Gebäude wird alſo auf ſinkenden Sande fortgebauet; und wenn es fertig iſt: ſo iſt es zu gar nichts nutze. Dieſe Leute lachen über dergleichen Ueberzeugungen, die vor ſie geſchrieben ſind; und es iſt ganz natürlich, daß ſie ſich einbilden, ihre elenden Irrthümer wären noch ſo unbezwingliche Wahrheiten. Sie befeſtigen ſich alſo immer mehr darinnen.

Ich beſinne mich nicht, daß ich einen einzigen Beweiß wider die Gottes-Läugner geleſen hätte, worinnen nicht das meiſte auf dem Satz des zureichenden Grundes gegründet geweſen wäre, ohne jedoch dieſen Satz ſelbſt zu beweiſen. Sehen denn dieſe Eiferer vor die Ehre Gottes und die Wahrheit der geoffenbahrten Religion nicht, daß ſie ein ſchlechterdings vergebliches Werk unternehmen, und daß ſie der Wahrheit mehr Schaden zufügen, ſo bald ſie ſolche Grundſätze vorausſetzen, die ihre Feinde nicht annehmen? Wenn ſich auch einer die Mühe nimmt eine dergleichen Schrift zu leſen; ſo lieſt er ſie mit kalten Bluthe, und gewiſſer Maaßen mit Verachtung, denn er mag auch ſo unwiſſend ſeyn, als er will: ſo hat er ſich doch ganz wohl gemerkt, daß man Dinge unbewieſen voraus geſetzet hat, die er nichtsweniger als einräumet.

So ſetzet z. E. der Herr Prof. Weber in der kurz vorher berührten Schrift voraus, das natürliche Recht verbindet alle Menſchen (*). Ich weiß zwar wohl, daß der Freyherr von Wolf einerley Gedanken hat (**). Allein, dieſes iſt unter keinem andern Umſtande wahr, als wenn es möglich wäre, daß Gott jetzo aufhören, und die Welt fortdauren könnte. Die ewigen Geſetze des Guten und der Tugenden ſind in Gottes Verſtande vorhanden geweſen. Allein, würden ſie wohl da geweſen ſeyn, wenn niemals ein allerhöchſtes Weſen wirklich geweſen wäre. Ich glaube es nicht; und ich möchte gerne wiſſen, wie der Beweiß davon ausſehen könnte, wenn man nicht Gott in eine metaphyſiſche Nothwendigkeit ſtürzen will. Der Herr Kanzler hat auch in vielen Stellen ſeiner Schriften mehr als zu deutlich zu erkennen gegeben, daß alle Verbindlichkeit des natürlichen Rechts auf dieſe Art von Gott herrühret.

Gemeiniglich haben diejenigen Schriften, welche die geoffenbahrte Religion, wider die Deiſten und Naturaliſten retten wollen, eine gleiche Beſchaffenheit. Faſt allemal findet man darinnen etwas zum voraus geſetzt, welches dieſe Leute keinesweges annehmen. Es ſoll nur erlaubt ſeyn, auch hier ein Beyſpiel anzuführen. Der Herr Profeſſor Stiebritz ſetzet in ſeinem ſonſt ſehr gründlichen Buche (***) die Sünde voraus. Es wäre gut,

wenn

---

*) §. 29. S. 47. **) Sittenlehre Kap. 1. §. 20.

***) Erweiß einer Offenbahrung wider die Naturaliſten 1ſter Abſchn. §. 29.

wenn man dieſes bey allen dieſen Leuten ohne Unterſchied als einen Grundſatz annehmen könnte. Man würde alsdenn nicht viel Mühe mit ihnen haben. Wenigſtens weiß ich, daß es Leute darunter giebt, die den gemeinen Begriff von der Sünde nichts weniger als annehmen. Ja man gehet gar ſo weit, daß man unſre böſen Handlungen eben ſo wenig vor Sünde hält, als die Handlungen des Viehes, die aus den ſinnlichen Vorſtellungen entſpringen, und in welchen ſie mit den unſrigen die vollkommenſte Aehnlichkeit entdecken wollen. Mich deucht aber nicht, daß dieſe von der Wirklichkeit einer Offenbahrung durch dieſe Schrift überzeugt werden können, nachdem darinnen die Sünde zum Grunde gelegt iſt. Und ſo gehet es faſt in allen andern dergleichen Schriften. Noch einmal, wenn doch diejenigen alle mögliche Behutſamkeit und Vorſicht gebrauchen wolten, welche wider die Freydenker ſchreiben, damit ſie der guten Sache nicht mehr ſchaden, als ſie ihr nützlich ſind.

Endlich ſchreite ich nunmehr zur vierten und letzten Klaſſe der Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey; nämlich ſolcher, die aus der Geſtalt der Welt abfließen; und ich glaube, daß ich aus derſelben meinen Leſern eben ſo wichtige Urſachen vorlegen werde, als ſie vielleicht nunmehr überzeugt ſind, daß die vorhergehenden in ſich gehalten haben.

Die Zweifel, die ſich viele Menſchen über die Vorſorge Gottes machen, ſind eine der vornehmſten Urſachen der Freydenkerey, beſonders der Gottesläugnung. Sie ſehen, daß die Gottloſen blühen und wachſen, daß es ihnen wohlgehet, und daß ſie mit allerley Arten des Glücks und des Vergnügens überſchüttet werden. Sie finden, daß die allerungerechteſten Sachen öfters den glücklichſten Ausgang gewinnen, daß die allerboshaftigſten Anſchläge öfters glücklich von ſtatten gehen, und daß die ärgſten Bubenſtücke von einerley Art in dieſem Böſewichte beſtraft, in einem andern aber mit den höchſten Ehren und Würden belohnet werden.

— — — multi
Committunt eadem diverſo crimine fato,
Ille crucem pretium ſceleris tulit, hic diadema.

Juvenal.

Dargegen werden ſie gewahr, daß die Tugendhaftigſten und Gerechteſten faſt allemal die Unglücklichſten ſind; daß ſie von den Gottloſen und Ungerechten unterdrücket werden, ohne daß dieſe einige Beſtrafung oder übler Erfolg betrifft; und daß die billigen und gerechten Handlungen der Frommen faſt niemals ihren Endzweck erreichen. Wenn ſie, ſage ich, dieſes alles betrachten; ſo werden ſie von den ängſtlichſten Zweifeln hingeriſſen. Sie können ſich nicht einbilden, daß ein Gott, der eine Vorſehung über die Welt hat, und der gerecht iſt, die Böſewichter und die Ungerechtigkeit begünſtigen und geſchehen laſſen könnte, daß die Frommen und die Tugend unterdrückt und unglücklich gemacht würden. Sie rufen mit dem Claudan aus:

Saepe mihi dubiam traxit ſententia mentem
Curarent Superi terras, an nullus ineſſet
Rector, & incerto fluerent mortalia caſu?

Wenn ſie nun ihren Zweifeln nichts gründliches entgegen zu ſetzen gelernet haben: ſo bemeiſtern ſich dieſe endlich gänzlich ihres Herzens. Sie verfallen darauf, daß gar kein Gott ſey, oder doch, daß derſelbe keine Vorſehung über die Welt habe, und werden alſo Gottes-läugner oder eine ſchlimme Art von Deiſten.

Der berühmte Bayle hat dieſe Zweifel ſehr hoch getrieben, beſonders in ſeinem critiſchen Wörter-Buche und in ſeiner Antwort auf die Fragen eines Provincials, ſo daß er auch bey vielen deshalb ſelbſt in den Verdacht der Gottes-läugnung gefallen iſt. Allein, ſie ſind auch von dem vortrefflichen Herrn von Leibnitz in ſeiner Theodicee, einem Buche, welches ihn allein bey unſern ſpäteſten Nachkommen verehrungswürdig machen kann, auf das gründlichſte gehoben worden. Das meiſte in dergleichen Zweifeln kommt darauf an, daß man Gottes allgemeinen und vorhergehenden Willen, von ſeinem beſondern und nachfolgenden, und eben ſo wohl ſeine allgemeine Gerechtigkeit, die er der ganzen Welt erzeigen muß, von ſeiner beſondern, die einzelne Perſohnen von ihm verlangen können, wohl unterſcheidet: ſo wird uns die Hebung dieſer Zweifel keine Mühe machen.

Gott will nach ſeinem allgemeinen und vorhergehenden Willen das beſte aller ſeiner Geſchöpfe; und nach dieſem Willen iſt ſeine Vorſorge über die Welt eingerichtet. Eigentlich hat er gar keinen beſondern und nachfolgenden Willen, weil derſelbe nur eine Folge ſeines allgemeinen und vorhergehenden Willens iſt. Da nun ſeine Vorſorge das allgemeine Beſte aller ſeiner Geſchöpfe zum Endzwecke hat; ſo muß er freylich ein Uebel vor dieſe oder jene einzelne Geſchöpfe zulaſſen, wenn anderer Geſtalt das allgemeine Beſte aller Creaturen darunter leiden würde.

Er will alſo das Unglück der einzelnen Geſchöpfe keinesweges beſonders, ſondern es iſt dieſes eine Folge aus ſeinem allgemeinen Willen; und hiermit kann ſeine Gerechtigkeit ganz wohl beſtehen. Seine Vorſorge über die Welt muß mit einer allgemeinen Gerechtigkeit verbunden ſeyn; das iſt, weil er der Allergerechteſte iſt: ſo können alle ſeine Geſchöpfe von ihm verlangen, daß ſeine Vorſorge ihren Zuſtand, überhaupt betrachtet, dieſer Gerechtigkeit gemäß einrichte. Es iſt wahr, er iſt auch den einzelnen und beſondern Geſchöpfen Gerechtigkeit ſchuldig. Allein nicht eher, als bis der allgemeine Zuſtand der Geſchöpfe keinen Schaden darunter leidet. Denn es iſt der Gerechtigkeit wohl ohne Zweifel nicht gemäß, daß man ein größeres Unrecht geſchehen laſſe, um ein kleineres zu vermeiden.

Ich geſtehe, daß es uns ſchwehr, ja öfters ganz und gar unmöglich fällt, dieſe Urſachen in den Begebenheiten der Welt zu finden. Allein, wir haben auch einen endlichen und ſehr eingeſchränkten Verſtand, der nur einen kleinen Theil der Dinge und zwar nur das äußere überſiehet. Dargegen iſt der Verſtand Gottes unendlich. Er überſiehet alle Dinge auf einmal; und das Innerſte derſelben iſt ihm nicht verborgen. Dennoch iſt es ſo ſchwehr eben nicht, dieſe Urſachen ſeines allgemeinen Willens und Gerechtigkeit in vielen Begebenheiten der Welt ausfindig zu machen, die dem erſten Anblick nach der Vorſorge Gottes nicht gemäß zu ſeyn ſcheinen. Ich habe ehemals einen Verſuch gewagt, eine beſondre Begebenheit der Welt von den Zweifeln über die Vorſorge Gottes durch Anzeigung der Urſachen zu befreyen; und viele Gelehrten haben die Gütigkeit gehabt zu urtheilen, daß er mir nicht übel gerathen wäre. Es iſt auch kein Zweifel, daß dieſe Urſachen des allgemeinen Willens Gottes in den meiſten Vorfällen herauszubringen wären; wenn ſich nur die Gelehrten, beſonders die Gottesgelehrten, deren Pflicht es hauptſächlich wäre, die Mühe nehmen wolten, nachzuſinnen. Unterdeſſen könnten ſie ſich um die Ehre Gottes und um die Welt nicht beſſer verdient machen, als eben hierdurch; und mich deucht, daß es eine ungleich nützlichere Beſchäfftigung ſeyn würde, als wenn ſie Poſtillen ſchreiben, und aus zehen andern Commentarien den eilften machen.

Der Geiſt der Neuigkeit oder die Begierde zur Veränderung und zu neuen Dingen, welche den meiſten Menſchen gemein iſt, macht eine andre Urſache der Freydenkerey aus. Wir Menſchen ſind viel zu unruhig und veränderlich, als daß wir an einer Sache allzu lange Geſchmack finden könnten; und die Liebe und der Gefallen zu dieſem oder jenem Gegenſtande vermindert ſich, wenn wir ſchon allzubekannt mit ihm werden. Dinge, die ſchon lange in der Welt eingeführet ſind, ſehen wir alſo geringſchätzig an; und alles, was alt iſt, halten wir verächtlich.

Vilia ſunt nobis, quaecunque prioribus annis
Vidimus, et ſordet, quicquid ſpectavimus olim.

Es iſt nicht unmöglich, daß viele Menſchen auch die Religion ihrer Begierde zur Neuigkeit unterwerfen.

Viele lächerliche Secten haben dem größten Theil ihrer Anhänger gewiß ſonſt nichts als der Luſt zu neuen Dingen zu verdanken; und es ſind vielleicht eine Menge Freydenker, die es größtentheils aus dieſem Antriebe ſind. Die chriſtliche Religion hat ſchon ſehr lange in der Welt gedauret. Sie iſt eine alte Sache. Wer will immer noch dasjenige glauben, was unſre Vorfahren faſt vor zweytauſend Jahren geglaubet haben? Wie können Leute, die Luſt zur Veränderung und zu neuen Dingen haben, immer noch daran Geſchmack finden? Die Religion iſt ihnen alſo verdrüßlich, weil ſie alt iſt; und ihnen zu Gefallen will doch niemand keine neue anfangen. Indem ſie alſo nach einer Veränderung ſeufzen; ſo hören ſie, daß es Leute giebt, welche gar keine Religion glauben. Weil vielleicht dieſe Sache ihren andern Wünſchen unvergleichlich gemäß iſt; ſo erwählen ſie dieſe Meinung ohne groſſes Bedenken, und ohne weitläuftige Unterſuchung. Nun ſind ſie Freydenker; und wenn dieſe Sache in der Welt alt geworden ſeyn wird; ſo werden ſie vielleicht wieder Chriſten werden.

Faſt allemal haben ſich die laufenden Zeiten vor klüger und witziger gehalten, als die vorhergehenden. Man frage nur diejenigen alten Leute, die noch unter uns ſind, ob man in ihrer Jugend von den vorhergehenden Zeiten nicht eben alſo geurtheilet hat, als wir jetzo von den ihrigen urtheilen, nämlich, daß wir es in der Klugheit, Witz und guten Lebens-Art viel weiter gebracht haben, als ſie damals darinnen gekommen waren; und es iſt kein Zweifel, daß unſre Kinder ihre Groß-Väter an uns rächen, und einmal die jetzigen Zeiten vor ſehr einfältig, und unwitzig halten werden.

Ich rede hier nicht eben von der Gelehrſamkeit. Es kann ſeyn, daß ſie höher geſtiegen iſt, als jemals. Ich will auch nicht unterſuchen, ob wir in Anſehung des Witzes und der Klugheit von uns und den vorigen Zeiten ein gerechtes Urtheil fällen. Es kann ſeyn. Vielleicht aber hat die Eigen-Liebe und der Gefallen, den ein jeder an ſeinen eignen Handlungen hat, nur allzuviel Antheil an dieſem Urtheil. Wenigſtens wäre es zu wünſchen, daß die Zeiten an der wahrhaftigen Klugheit immer mehr zuzunehmen pflegten; und ich wolte, daß unſre Enkel einmal in der That einen Vorzug vor uns behaupten möchten.

Allein, ſo gewöhnlich dieſe ſchmeichleriſchen Gedanken alter Zeiten von ſich ſelbſt ſind; ſo glaube ich doch in der That, daß unſre jetzigen Zeiten dieſe Einbildung höher treiben, als noch niemals geſchehen iſt. Wir haben uns eine allzuhohe Vorſtellung von dem Witz und der Klugheit unſrer Zeiten gemacht; und wir glauben, daß wir alle vorhergehenden ohne Maaß übertreffen. Unterſchiedne Vorurtheile, ſonderlich in Anſehung des Aberglaubens, von denen wir überzeugt ſind, daß ſie die vorigen Zeiten in der That gehabt haben, beſtärken uns in dieſen ſchmeichleriſchen Vorſtellungen; und die Sache ſcheinet uns ganz ausgemacht zu ſeyn.

Mich deucht nicht, daß ich irren werde, wenn ich in dieſer hochgetriebenen Einbildung von der ganz beſondern Klugheit unſrer Zeiten eine Urſache der einreißenden Freydenkerey finde. Wenn man einmal die vorhergehenden Zeiten gegen die laufenden vor gar zu einfältig hält; ſo kann man ganz leicht auf die Gedanken fallen, daß ſie auch in der Religion geirret haben, und daß ſie nur aus Einfalt angenommen und in eben dieſer Beſchaffenheit fortgepflanzet iſt. Dieſe Wirkung einer ſolchen Einbildung iſt um ſo leichter; wenn man in der That ſiehet, daß die vorhergehenden Zeiten in tauſend Vorurtheilen geſtecket haben, die bey ihnen die unſtreitigſten und heiligſten Wahrheiten geweſen ſind. Man ſiehet die Stärke der Vorurtheile, was ſie über die menſchlichen Gemüther vermögen; und man möchte ſich gerne vor einer ſo betrübten Wirkung in Sicherheit ſtellen. Weil man überzeugt iſt, daß ſie geirret haben: ſo iſt man ohnedem ſchon geneigt mehr Irrthümer zu entdecken. Wenn nun einige andre Urſachen ſchon in uns vorhanden ſind, die uns die Religion nicht angenehm machen, oder wenn unſre Bosheit wünſchet, daß ſie nicht wahr ſeyn möchte; ſo iſt nichts natürlicher, als daß wir darauf verfallen, daß ſie ein Vorurtheil der ehemaligen blinden Zeiten ſey, welches die folgenden aus Einfalt beybehalten haben.

Man glaubt, daß die Gelehrten, die in den vorhergehenden Zeiten ſo viel Vorurtheile entdecken, ſich nur aus Furcht nicht an das Vorurtheil der Religion wagen. Man denket demnach eine Heldenthat zu verrichten, die unſern ungemein witzigen Zeiten unumgänglich gemäß iſt, wenn man dieſes Vorurtheil ſelbſt bezwinget: und ſo iſt der Freydenker fertig. Ich wünſche allen denjenigen, die aus dieſer Urſache Freydenker ſind, daß ſie recht alt werden mögen. Ich hoffe alsdenn, daß ſie erfahren ſollen, wie einfältig ihre Enkel unſre jetzigen ſo ſehr witzigen Zeiten anſehen werden; und mich deucht, daß ſie dieſes bekehren wird. Denn ſie mögen nun ihren Enkeln, oder ſich ſelbſt recht geben: ſo muß ihnen die Nichtigkeit der Urſache ihrer Freydenkerey allemal in die Augen fallen.

Die Welt hat leider jetzo eine ſo elende Geſtalt, daß es Laſter giebt, die unter einem großen Theil Menſchen zur Ehre gerechnet werden; und hierinnen glaube ich abermals eine Urſache der einreißenden Freydenkerey anzutreffen. Wenn es zweifelhaftig iſt, ob wir in der That an Klugheit und Witz vor den verfloſſenen Zeiten einen Vorzug haben; ſo iſt doch unſer Vorzug hierinnen vor allen verſtrichenen Zeiten unſtreitig. Das Glück hat zwar die Menſchen zu allen Zeiten ſo ſehr geblendet, daß ſie gewiſſe Laſter, die mit einem außerordentlichen glücklichen Erfolg vereiniget geweſen ſind, vor Tugenden gehalten haben.

— — — Proſperum ac felix ſcelus
Virtus vocatur. — — —

Seneca.

Allein, daß man ganz gemeine und gewöhnliche Laſter zur Ehre gerechnet hätte, überſteiget alle Gewohnheit und Geſtalt der ehemaligen Zeiten: Es wird mir nicht ſchwehr fallen, dasjenige zu beweiſen, was ich ſage. Wir dürfen nur unſre Stutzer, die artigen jungen Herren zum Vorwurf nehmen: ſo werden wir überzeugende Beyſpiele davon finden. Was iſt gewöhnlicher unter ihnen, als daß man ſich die niederträchtigſten Liebes- oder Huren-Begebenheiten zur Ehre rechnet; und wird ſich wohl jemand Anſehen unter ihnen erwerben, als der ſich dergleichen öffentlich zu rühmen weiß? Man machet ſich eine Ehre daraus, wenn man das Frauenzimmer durch die ſchändlichſten Betrügereyen hintergangen hat: und viele andre Laſter, die mit ihrer tollen Lebens-Art verknüpfet ſind, werden vor Handlungen gehalten, die vieler Ehre würdig ſind.

Dieſes Verfahren unſrer Zeiten iſt nicht allein unter dieſe Herren eingeſchränkt. Die Entgegen-Handlung der Geſetze in den Zweykämpfen werden als eine Ehre angeſehen; und die ſchwärzeſten Verläumdungen in öffentlichen Geſellſchaften werden vor Kennzeichen des Witzes und eine muntre Lebens-Art gehalten. Viele andre Beyſpiele würden aufzubringen ſeyn, wenn die Sache eines weitläuftigen Beweiſes bedürfte. Was iſt es alſo Wunder; wenn dieſe Geſtalt unſrer Zeiten ihren Einfluß in die Freydenkerey erſtrecket; wenn man ſich dieſelbe zur Ehre rechnet, und wenn ſie folglich immer mehr ausgebreitet wird!

Es iſt nicht auszudrücken, wie ſehr dieſe Urſache dieſes einreißende Uebel befördert. Man machet kein Geheimniß daraus, daß man ein Freydenker iſt. Man rühmet ſich deſſen öffentlich als einer Sache, wovon man viel Ehre zu gewarten hat. Man ſpottet über die Religion, und über alle diejenigen, welche zu erkennen geben, daß ſie dieſelbe vor wahr halten, und das geringſte dieſer Spöttereyen iſt die Beſchuldigung der Einfalt und der Vorurtheile. Was kann dieſes nicht vor Eindruck in Gemüther machen, die nicht geſetzt und vernünftig genug ſind, und die vielleicht die Religion ohnedem nicht ſehr lieben?

Unſrer Eigenliebe liegt nichts ſo ſehr am Herzen, als der Ruhm, daß wir verſtändig und vernünftig ſeyn wollen. Alle andre Beſchuldigungen rühren uns nicht ſo ſehr, als diejenige, daß wir nicht Verſtand genug haben. Die Vernunſt iſt das Weſentliche des Menſchen. Die Eigenliebe wird alſo an dem empfindlichſten Orte angegriffen. Wer nun nicht geſetzt genug iſt, wer die Fähigkeit nicht hat, den Spöttereyen der Freydenker nachdrückliche Gründe entgegen zu ſetzen, der kommt ganz leicht auf die Gedanken ſich dieſer Verwürfe durch den kürzeſten Weg zu entledigen, nämlich ſelbſt ein Freydenker zu werden. Man ſiehet, daß diejenigen in Geſellſchaften anſehnliche Rollen ſpielen, welche dieſe Spöttereyen vorbringen. Die Geſellſchaften ſind uns zu lieb, als daß wir ſie dieſer Kleinigkeit wegen meiden ſolten. Dennoch wollen wir darinnen keinen einfältigen Pinſel vorſtellen. Die wahrhaftigen Gründe der Religion ſind uns unbekannt. Unſre Liebe zu derſelben iſt ungemein geringe. Was ſolte uns abhalten, die Beſchuldigungen der Einfalt von uns abzuwelzen, und ſelbſt ein ſtarker und witziger Geiſt zu werden? Wahrhaftig der Schade iſt unermäßlich, der aus dieſer Urſache entſtehet.

Allein, ich glaube nicht, daß er unheilbar iſt, wenn nur die Vernünftigen unter den Menſchen dienliche Mittel darwider anwenden wolten. Gemeiniglich ſchweigen diejenigen zu dergleichen Spöttereyen und Vorwürfen, die von der Wahrheit der Religion auf das lebhaftigſte überzeugt ſind, und welche Fähigkeit genug hätten, dieſe Pfeile zurück zu treiben; es ſey nun aus Furcht lächerlich gemacht zu werden, oder aus unterſchiedenen Betrachtungen vor die Perſohnen der Freydenker, oder auch aus Verachtung.

Allein, das ſind nicht die Mittel, von denen man ſich wider dieſes Uebel einige Wirkung verſprechen kann. Die

Freydenker triumphiren und die Wankenden ſinken vollends dahin, wenn ſie ſehen, daß niemand das Herz hat ſich ihnen zu widerſetzen. Man ſolte dieſes aber in der That auf die herzhafteſte Art bewerkſtelligen. Man ſolte ſie auffordern, nicht mit Spöttereyen, ſondern mit Gründen zu ſtreiten; und hiervon dürfte man ſich allenfals durch ihre fernern Spöttereyen nicht abſchrecken laſſen. Man könnte ſie durch Bezeugung der Verachtung hierzu nöthigen; und die Haupt-Sätze ihrer Irrthümer könnte man mit allen denjenigen Kräften, welche die Wahrheit und eine gute Sache haben, in aller ihrer elenden Blöße von ſelbſt darſtellen. Man ſolte ihnen die Schändlichkeit ihres Verfahrens und ihrer Irrthümer auf das lebhaftigſte vor die Augen halten; und was vor Waffen würde ein vernünftiger Mann nicht bey der Hand haben, ſie ſelbſt lächerlich zu machen, ohne daß er eben ihren elenden Spöttereyen nachahmen dürfte. Hiervon ſolte man ſich durch keine Betrachtungen abhalten laſſen. Ich bin verſichert, daß dieſe Mittel ihre Wirkung thun würden. Der Schaam und die Verwirrung pflegen in einer böſen Sache ſelten lange außen zu bleiben.

Endlich glaube ich noch, daß wir in den Beherrſchern auf Erden eine Urſache der einreißenden Freydenkerey ſuchen müſſen. Die meiſten Regenten bekümmern ſich leider nicht viel um das Aufnehmen der Religion; und es iſt ihnen einerley, ob ſich ihre Bedienten und Unterthanen zur chriſtlichen Religion bekennen, oder nicht. Sie wiſſen es öfters, daß ihre Bedienten Freydenker ſind, und zwar in der unwürdigſten Klaſſe, nämlich grobe Gottesläugner; dennoch werden ſie dadurch ſo wenig gerühret, als wenn ſie verläugneten, daß kein Prieſter Johannes in der Welt wäre; und wenn ſie nur getreu ſind und ihre Dienſte wohl verrichten; ſo ſind ſie ihnen eben ſo lieb als die beſten Chriſten.

Ich kenne einen groben Atheiſten, der ein ſehr wichtiges Ehren-Amt beſitzet. Er iſt zwar von ſeinem Hofe weit entfernet. Allein ſolte dasjenige daſelbſt unbekannt ſeyn, was er ſich in allen Geſellſchaften mit einer unverſchämten Frechheit rühmet? dennoch ſtehet er daſelbſt in dem beſten Anſehen. Man trägt ihm wichtige Geſchäffte auf, und man hat ein ſehr großes Vertrauen in ſeine Geſchicklichkeit. Es iſt leicht zu erachten, wie ſehr dieſes Betragen vieler Regenten die Freydenkerey befördert. Das Beyſpiel großer Männer iſt vor ihre kleinen Anbether, deren Abgötter ſie ſind, und vor den Pöbel von ſehr gefährlichen Folgen. Man bildet ſich ein, daß Männer, deren Klugheit und Einſicht bekannt iſt, die Sache ohne Zweifel verſtehen müſſen; und ſie denken, was dieſe glauben, müſſe wohl recht ſeyn. Wenn ſie nun vollends gewahr werden, daß dieſe, ohngeachtet ihrer bekannten Freydenkerey, bey Hofe in dem beſten Anſehen ſtehen: ſo fallen ſie ganz natürlicher Weiſe auf die Gedanken, daß die Religion wohl nichts anders als ein Blendwerk des Pöbels ſeyn könne; weil es den großen Herren einerley iſt, ob ihre angeſehenen Bedienten die Religion bekennen oder nicht. Ja, ſie ſehen dieſes Verfahren wohl gar als eine ſtillſchweigende Billigung der Freydenkerey an.

Ich habe mich oben ſchon erkläret, daß ich gar nicht verlange, daß die Freydenker verfolget werden ſolten. Nein, dieſes Mittel hat allemal eine ganz entgegen geſetzte

Wirkung; und dieſe Elenden ſind dieſer Ehre ganz und gar unwürdig. Allein, es kann doch niemand läugnen, daß die Regenten, vermöge ihrer eignen Pflicht als Vorſteher der Angelegenheiten des Volks, worunter die Religion außer Streit mit begriffen iſt, ſchuldig ſind das Aufnehmen der Religion zu befördern; und als Statthalter Gottes auf Erden ſind ſie ohne Zweifel verbunden, die Ehre deſſelben zu handhaben. Dieſen Endzweck zu erreichen dürfen ſie eben keine Strafen, Marter und Verfolgungen anwenden; ſondern ſie haben ganz ungemein leichte Mittel in Händen, die aber die allerſtärkſte Wirkung hervorbringen.

Ihr eignes Beyſpiel kann ſchon ſehr viel ausrichten. Die Hofleute ſind allemal ſclaviſche Nachahmer der Tugenden und der Laſter der Prinzen. Wenn ſie demnach ſelbſt eine wahre Gottesfurcht und Andacht äußern; ſo wird dieſes ſchon in ihren Hof einen großen Eindruck machen. Wenn ſie nun vollends als eine Nothwendigkeit von allen ihren Bedienten erlangen, daß ſie wenigſtens äußerlich eine wahre Gottesfurcht von ſich blicken laſſen, und daß ſie ſich eines chriſtlichen und tugendhaftigen Wandels befleißigen; ſo wird ihnen dieſer Endzweck niemals fehl ſchlagen. Sie dürfen nur diejenigen nicht in ihren Dienſten dulden, welche die Religion und das Daſeyn Gottes umzuſtürzen ſuchen; und wenn ſie ſich eine unverletzliche Regel machen, daß niemals ein Freydenker eine Bedienung erhalten ſoll; ſo wird die Sache gar bald ein ganz ander Anſehen gewinnen.

Die Freydenker beſtehen größtentheils aus jungen Leuten, die ihr Glück in der Welt machen wollen. Wenn ſie nun hiezu keine andern Wege vor ſich ſehen, als Gottesfurcht, Religion und Tugend; ſo werden ſie ſich niemals einfallen laſſen Freydenker zu werden. Wahrhaftig, durch das einzige Mittel, das die Regenten in Händen haben, nämlich die Bedienungen zu vergeben, an wen ſie wollen, könnten ſie die Ehre Gottes befördern, der Religion aufhelfen, und überhaupt vernünftige Menſchen machen. Der berühmte Swift hat dieſes in einer beſondern Abhandlung (*) ſehr ſchön und weitläuftiger gezeiget.

Man wird vielleicht einwenden, daß man ſolchergeſtalt Heuchler machen würde. Allein, dieſer Einwurf hat gar nichts zu bedeuten. Eben dieſe Heucheley iſt unendlich beſſer. Sie trägt, wie Swift ſagt, die Liverey der Religion. Sie erkennet ihr Anſehen, und vermeidet das Aergerniß. Der Schein der Religion und der Tugend iſt allemal weit beſſer, als gar keine Religion und Tugend; und es iſt allemal bey weiten nicht ſo abſcheulich Gottes Daſeyn nur auf den Schein zu bekennen; und ihn nur mit dem Munde zu verehren, als ihn mit einer unverſchämten Frechheit zu läſtern. Zu geſchweigen, daß die Heucheley nur bey denenjenigen ſtatt haben würde, die ſchon Freydenker wären, wenn die groſſen Herren anfiengen eine ſo gerechte und preiſwürdige Veränderung zu machen. Allein, eben dieſe Heuchler und jedermann müßte doch ſeine Kinder in einer wahrhaftigen Furcht Gottes und in einer vollkommnen Ergebenheit gegen die Religion und Tugend erziehen laſſen; wenn man haben wolte, daß ſie einmal ihr Glück in der Welt finden ſollen; und ich glaube doch nicht, daß der allerärgſte Freydenker ſo abſcheulich ruchlos ſeyn könnte, daß er ſeinen Kindern ſagen würde, wie er alle dieſe Erziehung nur auf den Schein mit ihnen vornehmen ließe.

---

*) Mährchen von der Tonne 2ter Theil, S. 158.

Dieſes ſind die Urſachen der einreißenden Freydenkerey auch von dieſer Klaſſe; und ich glaube, daß ich nunmehr überhaupt die Urſachen dieſes einreißenden abſcheulichen Uebels in ihren wahren Quellen entdecket, und nicht das geringſte übrig gelaſſen habe, woraus etwan dieſes leider! ſchon allzu große Unheil abfließen könnte. Ich will nun noch ein paar Urſachen berühren, die dergleichen nicht ſind, die aber vielleicht einige davor halten werden: und die folglich meine Schrift eines Mangels beſchuldigen möchten.

Man wird vielleicht von mir erwartet haben, daß ich die Freyheit der Preſſe als eine Urſache der Freydenkerey angeben ſolte. Wir dürfen uns in Teutſchland eben nicht beſchwehren, daß die Preſſe an den meiſten Orten eine allzugroße Freyheit hätte. Sie iſt nur allzuſehr eingeſchränkt. Allein, wenn die Freyheit der Preſſe in der That eine Urſache der einreißenden Freydenkerey wäre, und wenn man durch die Einſchränkung derſelben ein wirkliches Mittel darwider haben könnte, ſo würde doch dieſes Mittel ſo lange ohne dem geringſten Nutzen ſeyn, bis die Preſſe allenthalben in ganz Teutſchland auf das genaueſte eingeſchränket wäre. Denn diejenigen, welche eine ſchandbare Schrift drucken laſſen wollen, worinnen ſie Gott und die Religion über den Haufen zu werfen ſuchen, werden wohl nicht die Dummheit begehen, ſolche in die öffentliche Cenſur zu ſchicken. Es giebt allenthalben in Teutſchland Oerter, wo gar keine Cenſur iſt: und wie viel giebt es nicht Drucker, die in geheim uncenſirte Schriften immer wegdrucken.

Allein, dieſes Mittel hat ohnedem nicht den geringſten Nutzen. Ich habe oben gezeiget, daß die Unterdrückung der Schriften, welche eine Wahrheit zweifelhaftig machen, oder anfechten, gar kein gutes Mittel iſt, eben dieſe Wahrheit überzeugend zu machen. Die Wahrheit bedarf keiner Zwangs-Mittel zu ihrer Beſchützung. Ein Verfahren dieſer Art erwecket vielmehr in denenjenigen, welche dieſe Wahrheit nicht recht innen haben, allerley Verdacht, daß dasjenige wohl keine Wahrheit ſey, was die Unterſuchung und den Angriff ſcheuet. Ich habe auch oben weitläuftiger gewieſen, daß es mit der Verführung, welche dergleichen Schriften anrichten ſollen, gar nichts zu bedeuten hat; wenn man nur genugſame Kräfte, Gelehrſamkeit, Gründlichkeit und Deutlichkeit beſitzet, die Wahrheit zu vertheidigen. Wer nicht ohnedem der Wahrheit ſchon gehäßig iſt, der wird auch bey den ſpitzfündigſten, tiefſinnigſten und gründlich ſcheinenden Schriften, welche die Wahrheit anfallen, die Widerlegung derſelben zu erlangen ſuchen; und Leute, die einer Wahrheit ohnedem ſchon feind ſind, werden durch dergleichen Schriften gar nicht verführet. Sie ſind ſchon verführet; und ſie würden tauſend andre Gelegenheiten gefunden und gewiß ergriffen haben, ihrer Verführung eine Farbe anzuſtreichen.

Ich will gar nicht, daß es unſtrafbar ſeyn ſoll, Schriften heraus zu geben, welche Gott und die Religion läſtern. Nein, ſie können und müſſen exemplariſch beſtrafet werden; wenn nicht die Zweifel und vermeinte

Gründe mit derjenigen Beſcheidenheit vorgetragen werden, welche dieſe heilige Sache erfordert. Allein nur die Cenſur iſt kein Mittel, welches hierzu erfordert wird. Ich habe ſchon geſagt, daß niemand dergleichen Schriften in die Cenſur geben wird; und die Urheber und Drucker ſchändlicher Schriften könten allemal ohne Beyhülfe der Cenſur heraus gebracht werden. Eine Sache, die ſo viel Mit-Wiſſer erfordert, iſt nicht von der Natur, daß ſie ein unbezwingliches Geheimniß bleiben könnte.

Unterdeſſen richtet die Cenſur einen unermäßlichen Schaden in der gelehrten Republik an. Man weiß wohin der blinde Eifer viele Geiſtlichen treibt. In den richtigſten und nützlichſten Wahrheiten wollen ſie gefährliche Dinge entdecken. Würden wohl diejenigen, welche alles anwendeten, um den Herrn Canzler von Wolf aus Halle zu vertreiben, an einem Orte in der Welt den Druck ſeiner Schriften erlaubt haben, wenn es in ihrer Gewalt beruhet hätte, ſolches zu verhintern? Dennoch ſehen wir zu ihrer äuſſerſten Beſchämung bey den Nachkommen die meiſten Geiſtlichen nunmehr ſelbſt eben dieſen Lehrſätzen größtentheils beypflichten, die man damals vor ſo giftig und ſehr gefährlich hielt.

Die Gelehrten, welchen die Cenſur anvertrauet werden muß, ſind Menſchen. Menſchen ſind den Leidenſchaften unterworfen: und leider! die größte Gelehrſamkeit pfleget ſehr ſelten die Wirkung hervorzubringen, die ſie haben ſolte, nämlich die Leidenſchaften unter die Herrſchaft der Vernunft zu zwingen. Sie bedienen ſich alſo größtentheils der Cenſur ihre Leidenſchaften und öfters ihren ſchändlichen Eigennuß zu vergnügen; und die

Wahrheit und das Aufnehmen der Wiſſenſchaften leidet großen Nachtheil darunter. Wer ſich die Mühe geben wolte alle die Hiſtörchen zu ſammlen, die in Anſehung der Cenſur geſchehen ſind, der würde artige, lächerliche und zuweilen niederträchtige Streiche zuſammen bringen.

Selbſt in Anſehung der Staats-Abſichten eines groſſen Herrn hat ſie nicht den geringſten Nutzen. Wer wider die Gerechtſamen und Staats-Angelegenheiten eines Herrn ſchreiben will, der wird es gewiß nicht in eben dieſes Herrn Lande drucken laſſen. In allen andern Ländern aber wird man es ohne Bedenken drucken, und gar durch die Cenſur gehen laſſen. Große Herren haben alſo auch von dieſer Seite nicht den mindeſten Nutzen davon.

Was ſoll alſo das Ding, das allenthalben keinen Nutzen, wohl aber den Wiſſenſchaften Nachtheil verurſachet. Vielleicht, daß einige hämiſche Gelehrte das boshaftige Vergnügen haben ſollen, diejenigen zu drücken und zu verfolgen, denen ſie aus allerhand Abſichten nicht wohl wollen. Wenigſtens, wenn ein großer Herr die Cenſur dulden will, muß er ſelbſt ein ſehr wachſames Auge darauf haben. Ich preiſe demnach den Macht-Spruch, den Se. Königl. Majeſtät von Preußen in der Unterſuchung wegen des Tractats von der Erb-Sünde gethan haben. Nichts war der Gerechtigkeit eines ſo großen und weiſen Königes ſo gemäß als derſelbe. Es war eine lächerliche, elende und einfältige Schrift, die eine abgedroſchene Meinung aufwärmte, die auch dem Pöbel nicht unbekannt iſt; allein, die wohl niemand verführen wird, und die keinesweges die Religion oder die Offenbahrung über den

Hauſen wirft. Denn es iſt wohl nicht das erſte mal, daß man eine abgeſchmackte figürliche Bedeutung in der Bibel geſucht hat, wo ſie keinesweges iſt, ohne daß man der Bibel ſelbſt das göttliche Anſehen hat nehmen wollen. Alle diejenigen also, welche das allergnädigſte Königliche Reſcript in den Zeitungen gleichſam mit einer ſtillſchweigenden groſſen Verwunderung aufgeführet haben, haben wohl dadurch deutlich zu erkennen gegeben, daß ſie die Schrift ſelbſt niemals mit einem Auge geſehen haben. Sie verdiente dasjenige Verfahren gar nicht, welches darauf verhänget wurde.

Ich habe oben geſagt, daß eine Art des Hochmuths, welche man den Vernunft-Stolz nennen könnte, eine Urſache der Freydenkerey ſey. Vielleicht wird man denken, daß der Hochmuth ſelbſt eine Haupturſache der Freydenkerey, beſonders der Gottes-läugnung ſey. Die Gottes läugner nämlich könnten aus Hochmuth darauf verfallen; indem ſie ſich durch Verläugnung ſeines Daſeyns gleichſam unabhängig von ihm machen wolten; und die übrigen Freydenker könnten es gleichfals aus dieſer Urſache ſeyn; weil ſie ſich nicht gerne vor arme gefallene Menſchen anſehen wolten, die einer Erlöſung nöthig gehabt hätten. Allein, die Freydenkerey kann unmöglich aus dieſer Urſache entſpringen. Ich werde dieſes in der Folge zeigen; und wenn ſo gar einige Freydenker ſelbſt dieſe Urſache bey ſich ſelbſt vor richtig halten ſolten; ſo habe ich doch beſchloſſen, ſie hierinnen auch wider ihren Willen unſchuldig zu machen. Ich hoffe, daß die vernünftigen Leſer auf meine Seite treten ſollen.

Es verdienet nicht den geringſten Glauben, daß der Hochmuth die Gottes-läugnung veranlaſſen kann.

Nichts kann denſelben ſo erſchrecklich erniedrigen, als eben dieſes. Wenn ein Gottes-Läugner nur das geringſte Fünkchen Vernunft in ſeiner Gewalt hat; ſo muß er einſehen, daß er das allerelendeſte Weſen iſt; ſo bald das Daſeyn Gottes wegfällt. Ich will hier nicht von dem unſchätzbaren Vorzuge des Ebenbildes Gottes reden, welches ſich dieſe Leute rauben, denn ſie würden vermuthlich ſehr über mich lachen. Ich will nur dasjenige erwähnen, was ſie ſelbſt nicht abläugnen können. So bald ſie die Wirklichkeit Gottes verwerfen; ſo können ſie ſich auch keinen Geiſt zuſchreiben, ſondern ihr ganzes Weſen und dasjenige, das in ihnen denkt, iſt ein ohngefähres Spiel eines blinden Zufalls. Denn die Menſchen können nicht wie Schwämme aus der Erden gewachſen ſeyn, weil wir heut zu Tage nicht das geringſte ähnliche davon wahrnehmen. Folglich kann der ganze Bau ihres Körpers nichts als einen blinden Zufall und eine ungefähre Zuſammenſtoßung der Materie zum Urſprung haben.

Wenn ſie nun aus dem ungefähren Zufall keinen Gott machen wollen, welcher weiß, was er gewirket hat, und ſeine Werke verſchonet; ſo müſſen ſie ſchlechterdings einräumen, ja eine ſchwache Vernunft kann es von ſelbſt erkennen, daß ſie ein andrer ungefährer Zufall wieder vernichten, und die Theile der Materie wieder aus einander treiben kann, die er einſtmals zuſammen geſtoßen hatte. Statt deſſen alſo, daß ſie von einem Gott nicht abhängen wolten, der weiſe, gütig und gerecht iſt, und folglich ſeine Werke nicht ohne Urſache vernichtet; ſo müſſen ſie von einem blinden Zufall abhängen, der ſie alle Augenblicke wieder von einander treiben kann. Sie ſind alſo weiter nichts als Figuren, die der Wind von dem Schnee zuſammen jagt, die er aber morgen wieder zertheilen, oder mit andern Figuren bedecken wird. Was vor unausſprechliche elende Weſen wären ſie dennoch nicht. Da nun dieſes die allergeringſte Vernunft einſehen kann, und da ihnen dieſe ganz natürliche Folgen nothwendig einfallen müſſen, wenn ſie nicht weit dümmer als das Vieh ſind; ſo iſt es ſchlechterdings nicht möglich, daß der Hochmuth die Gottes-Läugnung veranlaſſen kann.

Wenn ſie nur auch die Mühſeligkeiten dieſes Lebens betrachten; ſo muß ihnen ſo gleich in die Sinne fallen, was vor elende Weſen ſie ſind, wenn das Daſeyn Gottes wegfällt. Iſt nicht der Menſch, wenn er auch Glücks-Güther beſitzet, tauſenderley Elend, Beſchwehrlichkeiten, Verdruß, Krankheiten, Schmerzen und Ungemach unterworfen? Iſt er nicht natürlicher Weiſe, wenn ſie ſich die Beyhülfe eines höhern Weſens und der Religion rauben, ein unbefreylicher Sclave der Leidenſchaften und der unruhigen Begierden, die ihn wie ein ſchwaches Reiß von einer Seite zur andern wehen? Wenn ſie ſich nun mit der Wirklichkeit Gottes auch die Hoffnung eines künftigen Lebens wegnehmen; ſo iſt nichts ſo elend, als der Menſch: und es iſt wahrhaftig nicht möglich, daß ſie dieſes aus Hochmuth bewerkſtelligen können. Ich wenigſtens, wenn kein Gott wäre, wolte den ungefähren Zufall verfluchen, der mich hervor gebracht, oder zu meinem Daſeyn Gelegenheit gegeben hätte; weil ich dadurch in eine Menge von Elend und Ungemach, ohne Hoffnung der Beſſerung und der Belohnung, verſetzet wäre.

Die übrigen Freydenker können es gleichfals nicht aus Hochmuth ſeyn. Diejenigen, welche den Sünden-

Fall nicht annehmen, müſſen unumgänglich vorausſetzen, daß ſie Gott alſo erſchaffen hat, wie ſie jetzo ſind. Folglich haben ſie mit dem Viehe einerley Natur und Endzweck. Dieſe können ſich nur aus den ſinnlichen Begierden und aus undeutlichen Vorſtellungen entſchließen; und ſie müſſen ſich ebenfals davon hinreißen laſſen. Denn ſie ſehen, daß ſie ohngeachtet aller Bemühung der Vernunft die Leidenſchaften ſehr wenig unter das Joch zwingen können. Diejenigen aber, welche den Sünden-Fall zugeſtehen, die Offenbahrung hingegen, und die daraus fließende Erlöſung nicht annehmen, müſſen nothwendig einräumen, daß ſie von Gott gewiſſer maaßen verlaſſen, und ihren eignen Kräften überlaſſen ſind. Da ſie nun alle Augenblicke gewahr werden, wenn ſie nur die geringſte Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt haben, daß ſie, ohngeachtet aller Anwendung ihrer Kräfte, dennoch von der Sünde übereilet werden, und ſtatt deſſen, daß ſie ſich heraus helfen ſolten, immer tiefer hineinfallen: ſo muß ihnen dieſe Verlaſſung Gottes den ängſtlichſten Kummer verurſachen; weil ſie nichts anders hoffen können, als daß ſie, als arme verlaſſene Weſen, die Gnade Gottes nimmermehr erwerben werden. Sie ſind alſo in der That ungemein elende Geſchöpfe; und der Hochmuth kann wohl nichts beygetragen haben, daß ſie ſich ſelbſt in dieſes Elend geſtürzet haben. Mich deucht alſo, daß ich ſie vor dieſer Auflage auch wider ihren Willen hinlänglich vertheidiget habe.

Ich komme nunmehr auf das Ende meiner Schrift. Vielleicht darf ich hoffen, daß meine billigen und vernünftigen Leſer das Urtheil davon fällen werden, daß die

Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey wahrhaftig und unpartheyiſch darinnen angezeiget ſind. Vielleicht hat man die Gütigkeit zu ſagen, daß die Urſachen dieſes leider nur allzugroßen Uebels in ihren eigentlichen und ſo gar verborgenſten Quellen entdecket ſind. Ich will noch eine ganz kleine Anmerkung hierüber machen.

Wenn die wahrhaftigen Urſachen eines Uebels bekannt ſind; ſo hat man zugleich die Mittel daſſelbe zu ſteuren. Ich kann mir alſo nicht einbilden, daß das Uebel der Freydenkerey unheilbar iſt: und meine vernünftigen Leſer werden gleichfals alſo denken. Warum bemühen wir uns aber nicht mit allem Ernſt dieſes Unheil auszurotten, da wir die Urſachen davon wiſſen. Warum beſtreben wir uns nicht äußerſten Fleißes daſſelbe in ſeinen rechten Quellen zu verſtopfen, wir, die wir die Wahrheit und die Ehre des großen Gottes lieben, und denen es gar nicht gleichgültig ſeyn kann, ob eine Menge armer verirrter Menſchen ſolche aus den Augen ſetzen und darüber ewig elend und unglückſeelig werden? Solte uns nicht die Menſchen-Liebe eben ſo lebhaftig rühren, als uns die Wahrheit rühren kann?

Wenn doch dieſe Schrift ſo glücklich wäre, daß ſie dergleichen ernſtliche Bemühung veranlaſſen könnte! Wenn doch unſre Herren Geiſtlichen alle andre Abſichten und Streitigkeiten auf eine Zeitlang bey Seite ſetzen und ſich der Mittel, die ihnen ganz leicht in die Augen fallen müſſen, bedienen wolten, dieſes verderbliche Unweſen auszurotten! Wenn doch ein jeder vernünftiger Menſch, welcher die Ehre ſeines großen Schöpfers, die Wahrheit und

Univ. Bibl.

ſeinen Nächſten liebt, das ſeinige nach ſeinen Kräften hierzu beytragen wolte!

Wenn doch die Regenten auf Erden die Ehre Gottes, und das ewige Heil ihrer Unterthanen zu Herzen nehmen wolten, zu welchen beyden ſie ganz unläugbare Verbindlichkeit haben, und deren Vernachläßigung ihnen einmal eine ſchwehre Verantwortung zuziehen wird! Es iſt nichts gewiſſers, als daß ſich alsdenn das abſcheuliche Unheil der Freydenkerey gar bald völlig verliehren würde.

Die Welt hat ſich noch niemals zur Beſſerung allzuwillig finden laſſen: und alſo, deucht mich, dürfen wir uns auch hierauf keine große Rechnung machen. Unterdeſſen habe ich es vor einen Theil meiner Schuldigkeit gehalten: die eigentlichen Urſachen dieſes verdammlichen Uebels anzuzeigen, um zugleich die Mittel darwider begreiflich zu machen. Es war nöthig, daß ich dieſes auf die aufrichtigſte und unpartheyiſchſte Art bewerkſtelligte; wenn dieſe Schrift ihren Endzweck erfüllen, und mit der Reinigkeit meiner Abſichten übereinſtimmen ſolte. Meine Leſer mögen urtheilen, ob ich dieſes geleiſtet habe. Wenigſtens bin ich ſehr verſichert, daß der vernünftige und billige Theil derſelben allenthalben Wahrheit, Aufrichtigkeit, Unpartheylichkeit und Menſchen-Liebe wahrnehmen wird; und noch einmal, das Urtheil der übrigen rühret mich nicht.

* * *

II.

Allegoriſches Gebäude aus der Betrachtung über die Begierde nach den Bedienungen bey Höfen verfertiget (*).

Non ſit alterius, qui ſui eſſe poteſt.

Hochgeehrteſte Herren!

Ich habe Ihre Betrachtung über die Begierde nach den Bedienungen bey Hofe, geleſen; ich bin aber nicht im Stande geweſen, zu urtheilen, ob Sie dieſe Begierde tadeln, oder billigen, und das Hof-leben überhaupt verachten, oder loben wollen. Indem Sie

der

---

*) Wir glauben nicht, daß der Herr Verfaſſer in dieſer Abhandlung einen andern Endzweck hat, als unſre Leſer zu beluſtigen. Wenigſtens glauben wir nicht, daß er im Ernſt Einwürfe wider unſre nunmehr im erſten Bande dieſer Sammlung No. 1. befindlichen Abhandlung macht. Der kurze und wahre Innhalt unſrer oben angezeigten Abhandlung iſt folgender: Die Geſchicklichkeit der Hof-Leute übertrifft nicht die Fähigkeit aller andern Menſchen. Sie ſind aber auch nicht weit laſterhaftiger, als andre Menſchen. Die Laſter, die bey Hofe angetroffen werden, und ihre Erfolge findet man auch in allen andern Lebens-Arten. Die Schwierigkeiten, dergleichen Hof-Aemter zu erlangen,

ſind

der Hof-Leute Vorzüglichkeiten herunter ſetzen, thun Sie das eine, und wenn Sie ihre Fehler entſchuldigen, verachten Sie das andre. Der Hof ſelbſt wird annehmlich, wenn Sie ihn allen andern bequemen Lebens-Arten gleich ſchätzen; bald aber, wenn Sie mit ihm eine Reihe

Laſter

ſind nicht gröſſer, als in andern Gelegenheiten ſein Glück zu machen. Die Begierde nach dieſen Bedienungen iſt alſo an ſich ſelbſt nicht gefährlicher, als die Begierde nach andern Lebens-Arten. Sie wird es aber unter gewiſſen Umſtänden. Wer demnach ohnedem an einem groſſen Umgange mit der Welt Gefallen findet, und das äuſſere der Ehre ſuchet, (NB. dieſer ſuchet ſeine wahre Glückſeeligkeit nicht,) dem kann es einerley ſeyn, ob er eine Begierde nach Hof-Aemtern oder nach einer andern Lebens-Art in dem Geräuſche der Welt hat. Eine Begierde iſt nicht ſchädlicher, als die andre. Wer aber ſeine wahre Glückſeeligkeit ſuchet, der muß dieſe Hof-Begierde nicht haben. Dennoch kann er ſich nicht entbrechen, dem Winke ſeines Vaterlandes zu folgen, wenn es ihn rufet: 1) weil er deſſen Wohlfahrt zu befördern ſchuldig iſt; 2) weil es, ob wohl ſchwehr, dennoch nicht ganz und gar unmöglich iſt, auch da ſeine wahre Glückſeeligkeit zu finden, nämlich, wenn er das nicht mitmacht, was die Zufriedenheit ſeiner Seelen hintern kann; und 3) weil es kein Unglück vor ihn ausmacht, wenn er darüber in Ungnade fällt, und ſeine Bedienungen verliehret. Denn er kömmt wieder in ſeinen vorigen glücklichen Zuſtand. Dieſes iſt der kurze aber vollſtändige Innhalt unſrer Abhandlung. Wir finden hierinnen weder etwas ungegründetes, noch etwas widerſprechendes: ſo ſehr wir auch die Sache noch einmal überdacht haben, und wir glauben, daß es unſre Leſer gleichfals nicht finden werden. Wir werden alſo zu allen Einwürfen ſehr wenig ſagen.

ſter und Gefährlichkeiten verbinden, wird er eine Hölle. Ich bleibe unentſchloſſen, welcher Seite ich den Vorzug einräumen ſoll? Sie bauen uns ein Haus, und reißen es wieder ein. Ich werde mich kaum überreden, daß dieſes mit ihren guten Abſichten übereinſtimmen kann. Erlauben Sie, meine Herren! bey dieſer Allegorie eine Weile zu verbleiben; wir wollen ſehen, wie weit Sie mit Erbauung eines Palaſtes, welcher das Hof-leben vorſtellen ſoll, kommen werden.

Der Grund, den Sie machen, iſt mir ſchon ſeichte genug, einen baldigen Umſturz zu prophezeihen (S. 18. Moral. und Philoſ. Schriften 1ſter Band.). Sie ſagen, ein geſchickter Hofmann habe vor andern vernünftigen Menſchen nichts voraus (*). Wenn Sie von geſchickten

---

*) Wenn der Herr Verfaſſer hätte behaupten wollen, daß ein geſchickter Hofmann vor allen andern vernünftigen Menſchen vieles zum voraus habe; ſo hätte er dieſes beweiſen ſollen. Die Gegenwärtigkeit des Geiſtes kann dieſen Vorzug nicht ausmachen. Eben dieſe Eigenſchaft haben hundert tauſend andre Menſchen, ohne, daß ſie jemals Höfe geſehen haben: und ſie erweiſen es in allen ihren Angelegenheiten. Ob gleich dieſe Angelegenheiten nicht immer die wichtigſten ſind: ſo liegt doch die Schuld nicht an ihrer Fähigkeit: ſondern an ihren Umſtänden, darinnen ſie ſich befinden. Man ſetze ſie an die Stelle der Hof-Leute, und gebe ihnen die nöthige Erfahrung und Kenntniß der Affairen, ſo wird man keinen Mangel ſpühren. Ich habe mich aber, deucht mich, deutlich genug erklähret, daß ich von keiner erworbenen Geſchicklichkeit, ſondern von vorzüglichen Gaben der Natur rede. Ich habe auch niemals geſagt, daß tiefſinnige Meß-Künſtler geſchickter zu Staats-

Bedien

ſchickten Staats Miniſtern großer Fürſten reden; ſo bedünkt mich, daß Sie vor ihr Gebäude einen beſſern Grund hätten finden können. Ich halte davor, daß ſich die vernünftigſten Mathematiker und tiefſinnigſten Philoſophen am wenigſten zu ſolchen Bedienungen ſchicken würden. Diejenigen Augenblicke, welche bey einer, ſich ereignenden Gelegenheit, in Acht genommen werden müſſen, um der Fürſten Vortheil zu beobachten, erfordern eine ſchärfere Einſicht, und eilfertige Entſchließung, (preſence d'Eſprit) als ein Dutzend Schlüſſe zu einem Beweiß, wozu man Zeit und Weile hat. Sehen Sie! Ich halte von der Geſchicklichkeit der Hof-Leute mehr, als Sie ſelbſt, denen Sie doch das Wort zu reden ſcheinen wollen.

Wenn Sie der Intriguen gedenken, ſo rechnen Sie ſie, meine Herren, unter die gemeinen. Allein, ſie mögen nun zum Vortheil, oder Schaden gereichen; ſo halte ich hinwiederum davor, daß ſie um ſo viel wichtiger ſind, als ſie einen weitern Entſchluß in die Staats-Geſchäffte, und zuweilen in den Wohlſtand, und Verfall eines ganzen Landes haben: ich wundre mich alſo, wie Sie eine tückiſche Bau-

Bedienungen ſind, als andre Menſchen: Hier kömmt es auf einen natürlichen guten Verſtand an: und den kann man nicht allein in die Gränzen der Höfe einſchließen. Wenn unſer Herr Correſpondent einen einzigen Fall anführen wird, in welchem größere Gaben erfordert werden, als andre Menſchen haben: ſo wollen wir ſie alsdenn vor Menſchen von einer höhern Art halten. Der Herr Verfaſſer wird uns entbinden, daß wir auf das Uebrige nicht antworten. Theils ſcheinet es, daß er uns nicht habe verſtehen wollen, und theils fällt es von ſelbſt weg

Bauren-Finte denen Staats-Maximen an die Seite zu ſetzen keine Schwierigkeit machen.

S. 19. Sie belieben noch einen ſchlüpfrigen Grund-Stein zu legen, wenn Sie erwähnen: es könnten alle Menſchen die Fähigkeit beſitzen, die höchſten Bedienungen bey Hofe zu bekleiden. Ich hoffe, nicht unrecht zu urtheilen, daß Sie hier nicht ſo wohl von der bloßen Möglichkeit, ſo auch in einer andern Weiſe ſtatt findet, als vielmehr von d[illegible]nigen reden, welche in dieſer gegenwärtigen gegründet iſt: und alſo kann ich Ihnen unmöglich Beyfall geben, daß Ihnen doch das gemeine Sprüchwort nicht eingefallen iſt: non ex quouis ligno ſit Mercurius!

[illegible]eſchick und Fähigkeit iſt allen nicht gemein,
[illegible]in jeder kann nicht gleich ein Hofmann ſeyn.

S. 21. Sie fangen an zu bauen. Sie ſagen, Hofleute wären nicht laſterhafter, als andre, oder wären nicht mehrern Unglücksfällen unterworfen, als etwan in andern Lebens-Arten. Und hiermit iſt das Gebäude fertig. Die Arbeit ſcheinet kurz: ich bin aber wohl verſichert, daß, wenn man Ihren Grund-Riß anſehen ſolte, man mehr, als eine Linie auszuſtreichen finden würde. Woraus zu muthmaßen, daß ſich der Grund-Riß nicht gleich zu ſeiner ſcheinbaren Form ſchicken wollen.

Genug aber, das Gebäude ſtehet da. Nun wolten Sie gern Einwohner haben. Sie ſchreiben alſo mit groſſen Buchſtaben über den Eingang: Die Begierde nach Hof-Aemtern iſt, an und vor ſich ſelbſt, ſo gar ſchädlich und verwerflich nicht. Sie führen ſich hierbey als geſcheute Hof-Leute auf, welche anders reden, als ſie denken: oder Sie reden wenigſtens zweydeutig, wenn Sie durch das an und vor ſich ſelbſt, die Unvollkommenheiten bedecken wollen.

Halten Sie meiner Einbildungs-Kraft etwas zu gute: mich deucht, es ſtehen nun unterſchiedliche Perſohnen im Begriff, ſich hier einen bequehmen Wohn-Platz auszuſuchen. Allein, ſie bemerken, daß, anſtatt der Fenſter, nur kleine Oeffnungen, zum Genuß der Luft und des Tages-Lichts gelaſſen worden, daß ungeheure Abgründe mit verborgenen Fall-Thüren bedeckt ſind: daß Oefen und Kamine ſich nur gemahlt vorſtellen: daß da und dort entſetzliche Riſſe, erſchlagen zu werden, drohen, und kurz, daß Neid, Verläumdung, Verſtellung, Undankbarkeit und Gefahr, in allen Gemächern ihr Meiſterſtück angebracht haben.

S. 22. Ich ſehe Sie, meine Herren, mit einer aufgereimten Miene, ihren künftigen Mieth-Leuten Muth einſprechen. Ihr Blödſichtigen, ſagen Sie, habt ihr noch nicht gemerkt, daß alle andre Gebäude von dieſem hier wenig unterſchieden ſind:. Ihr müßtet die Welt räumen, wenn ihr anderswo mehrers Licht in eurem Hauſe finden ſoltet.

Ein ehrliches Landmännlein wendet Ihnen ein, meine Herren, ich wohne zwar in einer ſchlechten Hütte, meine Fenſter ſind zwar eben die größten nicht; aber man beneidet mir doch nicht die Luft, und Gott Lob! ich kann ſo viel ſehen, als ich benöthigt bin. Einfältiger! iſt die Antwort: auch dieſem iſt Rath: wer wird euch verwehren, ein Licht anzuzünden? Ach lieben Herren! ſpricht der Alte, wo man das Tagelicht haben kann, bedienet man ſich nicht gern einer Laterne.

S. 23. Ein andrer, welchem die Fall-Thüren bedenklich vorkommen, wird folgendermaaßen belehrt. Geſetzt, ſagen Sie, daß dieſe Fall-Thüren ſo künſtlich angebracht ſind, daß man ſie nicht leicht merken kann; ſo verſichern wir euch, daß die Gefahr dem ohngeachtet nicht größer, und die Wirkung nicht ſchädlicher, als in andern Häuſern ſey, wo zuweilen ſich ebenfalls ein Brett verſchieben, oder wo man aus Unvorſichtigkeit fallen kann. Ey, ja, ſagt jener, eben darum fürchte ich mich, weil man dieſe Gefährlichkeiten nur mit genauer Noth entdecken kann. Hat mein altes Haus, welches mich eine Civil-Bedienung bewohnen läßt, gleich Gruben und Hügel, ſo kann ich ſie doch überſchreiten, und thue ich es nicht; ſo iſt es meiner Schuld zuzuſchreiben, wenn ich anſtoße. Und ſolte ich aus Unvorſichtigkeit einen Fehltritt thun; ſo iſt es doch nicht gleich um meinen Hals geſchehen.

S. 24. Und was, fieng der dritte an, was ſollen uns die abgeſchilderten Oefen und Camine? Kinder! reden ſie ihnen zu: Habt ihr noch nirgend gemahlte Oefen geſehen? o! ja, erwiederte der Vorſichtige, welcher die Miene eines Philoſophen hatte, aber wir haben nicht nöthig gehabt, uns dabey zu wärmen. Beſſer in einem Hirten-Hauſe ſich zu befinden, als in einem ſchönen Hauſe zu erfrieren. Wie vernünftig hat der Marquis d'Argens geurtheilet.

S. 25. Mitlerweile hat ein Bau-Verſtändiger die ganze Wohnung genauer betrachtet, und läßt ſich vernehmen:

men: Ihr Herren! wolt ihr uns in kurzen unter Schutt und Steinen vergraben ſehen? Furchtſamer! höre ich ſie ſprechen: dieſe Wohnſtatt muß eben nicht bald einfallen; und vielleicht würdet ihr durch eure harten Tritte ſelbſt Gelegenheit geben: fiele ſie auch endlich ein, ſo bedenkt, dergleichen Unglück kann euch auch anderswo treffen: alle Häuſer ſind zerbrechlich. Kommt, lieben Freynde! ruft der leztere aus, welcher den Vortheil, ſein eigner Herr zu ſeyn, über alles ſchätzet, kommt, ſagt er, wir wollen lieber keine Gelegenheit zum Einfall geben, als uns ohne Noth in Gefahr ſetzen, unglückſeelig zu werden. Trifft uns anderwärts ein Unglück; ſo iſt es vielleicht eines, dem wir nicht entgehen können.

S. 26. Noch ein Menſch, welcher ihnen vorkommt, als hätte er das Mieth-Geld nicht zu bezahlen, wird ohne vieles Reden abgewieſen. Ich kann mir alſo leicht vorſtellen, daß er nicht zum Beſten von ihrem Hauſe ſprechen wird. Da er aber wie der Fuchs in der Fabel iſt, ſo wird ſein Urtheil eben keinen Ausſchlag geben.

S. 27. Nun aber halten Sie der Mühe werth, Ihren Sommer-Palaſt ſelbſt zu unterſuchen. Ich fürchte, es ſtehe ihm nicht das beſte Schickſal bevor. Sie finden, daß er für andern Gebäuden etwas voraus habe. Aber was? Dieſes leider! daß Neid, Verläumdung, Hinterliſt, und Undankbarkeit, allhier mehr Schaden anrichten könnten, als bey andern Wohn-Plätzen; weil nur ein einziger Eingang vorhanden, und auch nur ein einziger gefährlicher Schritt des Mieth-Wohners ganze Wohlfahrt übern Haufen werfen könnte. Haben Sie dieſes noch nicht wahrgenommen? Einer von Ihnen tritt noch für den Riß, und ſtellet Ihnen vor, daß dies und jenes füglich angebracht, und endlich das ganze Haus wohnbarer gemacht werden möchte.

Ach freylich! meine Herren! könnte allem abgeholfen werden: aber wird es wohl geſchehen? Bedenken Sie einmal! geſetzt, Sie wären an der Stelle eines Prinzen; Sie wären auf gutem Wege, Ihren Palaſt auf beſſern Fuß zu ſetzen: Sie würden dieſe Abhandlung nicht ohne Rath vornehmen. Dieſer Rath würde allezeit getheilet ſeyn. Ein aufrichtiger Mann würde Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen: Zehen andre aber, welche wiſſen, wie vielen Eingang, Schmeicheley und Vortheil bey großen Herren hat, widerſtreiten der Verbeſſerung. Würden Sie nicht zehen Stimmen mehr, als eine gelten laſſen?

Was thun Sie gegenwärtig? Sie ſchreiben die unglückſeeligen Umſtände nicht dem Hauſe, ſondern den Bewohnern auf ihre Rechnung; wenn es gefährlich iſt, ſagen Sie, warum ziehet man hinein? Bricht dieſer und jener den Hals, ſo iſt er ſelbſt ſchuld: ein jäher Fall iſt mehrentheils mit verborgenen Urſachen verknüpft.

S. 28. Sie erfordern alſo eine größere Geſchicklichkeit, als Sie anfänglich vor nöthig erachteten. Bald aber ſcheinen Sie mir ſpöttiſch, und wollen eine ganz ſchlechte Gattung von Leuten dahin verweiſen: zum wenigſten dieſen Einfältigen nicht widerrathen, in ihr Verderben zu rennen. Stimmt dieſes mit der Begierde, alle Menſchen glückſeelig zu wiſſen, völlig überein? Und ſo gehet endlich diejenige Veränderung mit ihnen vor, welche ich bald anfänglich befürchtet habe. Ich ſehe Sie nunmehro Ihr ſo ſehr belobtes Haus der größten Gefahr ausſetzen.

S. 29. Sie wollen keinem vernünftigen Manne dieſe Wohnung mehr anrathen. Sie geſtehen, daß keine wahre Zufriedenheit noch Vergnügen, als der Endzweck der Glückſeeligkeit, daſelbſt anzutreffen ſey. Was bey andern Wohn-Häuſern Gefährliches nur möglich iſt, das iſt nun bey Hofe unvermeidlich. Nun gehet es mit ihrem Palaſt zu Ende. Sie entdecken ſelbſt dergleichen Unvollkommenheiten, die Ihnen noch kein Miethmann zeigen können. Geräuſche, Zwang, nichts bedeutende Ceremonien, unvermeidliche Gewohnheiten, Zeit-Verderbung, falſche Freundſchaft, Heucheley, Nothwendigkeit, verdammliche Handlungen zu billigen ꝛc. ſind wahrhaftig Umſtände, die ſich in keinem Hauſe in der ganzen Welt ſonſt beyſammen antreffen laſſen. Und da liegt das ganze Gebäude in einer kläglichen Zerſtöhrung. Verzeihen Sie mir, meine Herren, wenn ich Ihnen vorwerſe, daß Sie nicht aufrichtig genug gehandelt, da Sie einen ſo gefährlichen Ort ſo lange zu beſchönigen bemüht geweſen, bis Sie ſelbſt, die Hand abzuziehen, ſich gemüßiget ſehen.

S. 30. Sie antworten mir zwar: ein Wohn-Haus muß doch ſeine Bewohner haben. Gut! warum ſchicken Sie nicht denjenigen nur hinein, dem Sie gram waren? Nein! ſagen Sie, wir ſind in ſo weit von unſrer erſten Meinung abgegangen: nach unſerm Vorſatze ſolte man niemand hinein ziehen, als der dazu beruſen würde. Iſt es an dem, ſo hätten Sie die Begierde nach Hofe nicht ſo gleichgültig anſehen, vielmehr die bevorſtehende Gefahr vor Augen legen, alle mögliche Cautelen ausfindig machen, und denen, welche dazu verdammt werden, wenigſtens mit mitleidigen Herzen nachſehen ſollen. Iſt es Ihnen denn unempfindlich, daß ein armer Teufel unglückſeelig wird, weil er dazu genöthiget worden?

Meine Herren, ich habe Sie ziemlich lange mit meiner Allegorie aufgehalten, und deswegen muß ich Bedenken tragen, meine eigne Gedanken von dem Hof-Leben beyzufügen. So viel kann ich Ihnen verſichern, daß mir durch Ihre Abhandlung die Begierde nach Hof-Aemtern ziemlich vergällt worden: es ſey nun, daß dieſe Wirkung Ihren Abſichten gemäß iſt, oder nicht. Ich bin

Dero

ergebenſter

v. T.

III.

Die Turtel-Taube.

Eine allegoriſche Erzählung.

Als die Thiere noch vernünftig reden konnten, befanden ſich in einem luſtigen Gebüſche ein Paar Turtel-Tauben, welche ſich zuſammen begattet hatten: Ich werde euch einen Theil ihrer Lebens-Geſchichte erzählen.

Duretto, ſo hieß das Männchen, war faſt drey und zwanzig Monathe alt, ehe er ſich entſchlieſſen konnte, eine Gattin zu erwählen. Flog er gleich in dieſer Abſicht aus, ſo kam er doch allzeit zurück, ohne etwas gefunden zu haben, welches, wie er ſagte, ſeiner Neigung gemäß geweſen wäre.

Man muß wiſſen, daß dieſe Familie der Turtel-Tauben, welche ſich in daſiger Gegend aufhielt, ſich einbildete, der ganze Wald gehöre ihnen zu: nichts deſtoweniger bezeichneten ſie keine Gränzen, vielweniger theilten ſie etwas eigenthümliches ab, wodurch ſie etwan in ihrer Freyheit und Zufriedenheit hätten geſtöhret werden können: folglich wird man unſerm Duretto zutrauen, daß er nach keinen andern Abſichten, als nach Vergnügen, freyen wollen.

Aber doch hieß ihn die Ueberlegung, welche er bey ſeinem Alter machen konnte, nicht einzig und allein nach ſchönen Federn ſehen: und das zehnte Täubchen, ſo ſchön es war, erhält kaum einen mehr als gleichgültigen Blick von ihm. Duretto wußte zwar ſelbſt nicht, warum er nicht lieben konnte. Sein zärtliches Gemüthe konnte ihm nicht verwehren, vielen gut zu ſeyn; nur keine ſchien ſich für ſein Neſt zu ſchicken.

Ich muß dieſer Umſtände erwähnen, damit ihr den Held meiner Hiſtorie nicht für eigenſinnig haltet. Man beleidigt die Tugend, wenn man das, was der Natur gemäß iſt, tadeln will: und der Schein einer Eigenſinnigkeit läßt ſich eher entſchuldigen, als die Begierde allen ohne Unterſchied zu gefallen.

Unſer Männchen betrübte ſich demnach über ſeine Kaltſinnigkeit. Die Einſamkeit mußte ihm unerträglich werden. Ich weiß nicht, ob er ſelbſt deswegen die Geſellſchaft vermeidete, um ſich eine Gattin nach ſeinem Geſchmack in Gedanken abzuſchildern, oder ob ihn die andern Tauben als einen Hochmüthigen zu meiden ſuchten?

Genug! ich glaube, er wäre in der Einſamkeit begraben worden, wenn ihn nicht Sereno, ein Täubrich aus der Nachbarſchaft, auszufliegen genöthiget hätte. Sereno hatte ihm eine Gattin beſtimmt: oder vielmehr das Geſchicke hatte dieſe beyden ſchon gepaart, ehe ſie einander geſehen hatten.

Duretto erblickte einen ganzen Flug Turtel-Tauben, und keine einzige gefiel ihm, als diejenige, die ihm Sereno zugedacht hatte. Er fieng ſie an zu lieben, ehe ſich Sereno erklärte, daß ſie es wäre, die er lieben ſolte.

Formoſa, ſo nennte man das angenehme Täubchen, erſchrack über den Anblick des Fremden, ohne zu wiſſen, warum. Es verdroß ſie, die Flügel zu hängen, ohne daß ſie ſich ſchämen durfte: und doch empfand ſie ein Vergnügen, daß ſie bey Duretto eben dieſe Veränderung gewahr wurde.

Man wird ſich leicht vorſtellen können, daß ſie nicht viel werden geſprochen haben. Die Liebe denkt mehr, als ſie ſpricht. Duretto, welchen mehrmalen das erſte Anſehen einer Taube auf die Probe geſetzt, wolte auch hier der Unempfindlichkeit ſeines Herzens eher Raum laſſen, als einen jähen Schritt thun, welcher ihn hätte gereuen können. Er blieb alſo vor diesmal ein ſtummer Liebhaber: und Formoſa war viel zu beſcheiden, ihm zu liebkoſen, aber auch viel zu zärtlich, ihn zu haſſen.

Duretto flog fort. Er flog aber nicht weit. Die nächſte Fichte diente ihm zu einer Gelegenheit, tiefſinnig zu ſeyn. Was machte Formoſa? Formoſa verließ ihre Geſellſchaft: und die Abſicht, über ihre Gemüths-Bewegungen ſich zu berathſchlagen, brachte ſie zu eben dieſer Fichte. Keine wurde des andern gewahr. Beyde aber hatten einerley Gedanken.

Duretto ſagte zu ſich ſelbſt: Wolte der Himmel, Formoſa könnte mich lieben! Formoſa murmelte unter einem dicken Aſte: könnte Duretto wohl ſo treu ſeyn, als er angenehm iſt. Jedes vernahm des andern Worte, beyde aber vermeinten nicht gehöret zu werden. Die Liebe bildet ſich öfters ein Geheimniß ein, welches Mund und Augen längſt verrathen haben.

Beyde verlieſſen ihren unruhigen Ruhe-Platz, um nicht entdeckt zu ſeyn. Solte man wohl glauben, daß eine furchtſame Liebe das fliehet, was ſie wünſchet. Duretto ſuchte ſeinen Freund, Formoſa ihre Geſellſchaft, beyde kamen wieder zuſammen. Es war unſtreitig Formoſa die ſchönſte Taube in der ganzen Gegend. Und wie man unter Menſchen ſelten in einem ſchönen Leibe, eine ungeſtalte Seele findet; ſo war auch bey dieſer die innerliche Beſchaffenheit der äuſſerlichen nicht unwürdig. Kurz: ſie war ſchön und tugendhaft. Duretto hatte, wenn er auch nicht ſchön war, doch ſo viel an ſich, daß er der Formoſa gefiel. Wer ſchönen und tugendhaften Leuten gefällt, hat wenigſtens den Glauben vor ſich, daß er liebenswürdig ſey.

Formoſa fieng nun an ihren Neigungen nachzugeben, und Duretto fühlte einen Trieb, der ihm nicht mehr gleichgültig ſchien. Er empfand darinnen ein Vergnügen. Die Vorzüge der Formoſa brachten ihn zum Bewundern, und die Eingezogenheit, Sanftmuth und Schamhaftigkeit nöthigten ihn, ſie hochzuſchätzen.

Ob er ſich zwar in allen Stücken übertroffen ſah; ſo machte er ſich doch zur Ehre, daß ſeine Aufführung der Formoſa nicht mißfiel. Ueberhaupt hatten ihre Urtheile allemal gleiche Bewegungs-Gründe. Endlich ſpielte die Liebe Meiſter, nachdem ſie ſich durch Uebereinſtimmung ihrer Neigung den Weg gebahnet ſah.

Könnt ihr euch wohl ein Paar artigere Tauben vorſtellen, als dieſe? Ein Paar Tauben, die nur vor einander gemacht zu ſeyn ſcheinen? Man hätte glauben ſollen, wenn eine Seele in zwey Leibern wohnen könnte, daß hier nur eine Seele geweſen wäre.

Man kann leicht erachten, daß die Vereinigung dieſes edlen Paares nicht ohne Mißgunſt geweſen ſey: und was man von der Eintracht der Tauben ſagt, iſt nicht allgemein. Es giebt verhaßte Creaturen, welche einem andern das nicht gönnen, weſſen ſie ſich doch ſelbſt nicht für würdig halten. Hat man doch unter Menſchen mehrmalen geſehen, daß ſie vergnügt geweſen ſind, ein Guth zu entbehren, wenn es nur aus des andern Händen geriſſen worden iſt. Dieſer ſchändliche Umſtand wird meiner Geſchichte eine verdrießliche Abwechſelung verurſachen.

Ich fahre in meiner Erzählung fort. Wenn ſie ſich ſchnäbelten, ſo waren die Mißgünſtigen nicht weit: und ob ſie gleich niemals Hoffnung machen durften, dieſes Band zu trennen, ſo waren ſie doch zufrieden, es verwirren zu können. Man lobte unſer Täubchen über alle maaßen. Das Lob iſt bey wohlgeſitteten Herzen gefährlicher, als die übelſte Nach-Rede. Zum wenigſten kommt ein boshafter Schmeichler näher zum Zwecke, er tritt ſeinem Feinde auf den Leib, er packt ihn an ſeiner Schwäche an, und gewinnt mehr, als wenn er ihn läſterte.

Man ſagte der Formoſa ins Ohr, daß ſie wohl eines beſſern Glücks würdig geweſen wäre. Ich bin nicht einig, ob Formoſa ſich dieſes wirklich überreden ließ, oder ob ſie, um ihren Gatten ihr deſto verbindlicher zu machen, ſich damit breit machte, oder vielmehr, ob ihre Offenherzigkeit Urſache war? Genug, ſie ſagte alles ihrem Männchen wieder.

Duretto, welcher die Gemüther der Tauben allzuwohl kennen gelernet, als daß er nicht deren Schwäche hätte kundig ſeyn ſollen, gab auf die Anfälle dieſer Tauben-Feinde genau Achtung. Und ob er wohl an der Tugend ſeines ſittſamen Weibchens zu zweifeln niemals Urſache hatte; ſo deuchte ihn doch ſeine Bemühung den Regeln der Klugheit gemäß zu ſeyn, vermöge deren er ſeine geliebte Gattin in einer Gemüths-Beſchaffenheit zu erhalten ſuchte, welche die Liebe ſowohl, als die Ehrerbiethigkeit zum Augenmerk haben ſollte.

Wie ſchwehr iſt es, die Mittel-Straße zu treffen! Die klügſten Männer fehlen auf der einen Seite; indem ſie auf der andern ihren Zweck erhalten. Duretto war zwar nicht närriſch eiferſüchtig, aber doch empfand er eine gewiſſe Furcht, nicht ſo wohl die Perſohn ſeiner Ehegattin zu verliehren. Das eheliche Band iſt unter den Turtel-Tauben das heiligſte Geſetze. Sondern nur nicht Gefahr zu laufen, auch bis zum kleinſten etwas an ſeinem Täubchen einzubüßen.

Ich weiß gewiß, daß einzig und allein die Liebe Urſache war, wenn ihn eine Feder ärgerte, welche ihr entfallen, und welche eine tückiſche Taube aufgeleſen hatte. Dieſe Furcht, oder vielmehr die Sorge, ſein Weibchen allein zu beſitzen, veranlaßte ihn, ſeinen Umgang ernſthafter einzurichten, als es ihm ums Herze war.

Vielleicht dachte er, daß die beſten Menſchen ſelbſt die allzuguten Tage nicht ertragen können, und daß ſie auf der Spitze ſtehen, unvollkommen zu werden, ſo bald ſie Gelegenheit bekommen, ſich zu ſchmeicheln, daß ſie vollkommen ſind. Und wie ſolte er ſeinem Täubchen eine gröſſre Stärke zutrauen, einem Täubchen, welches er, wegen ihrer Reizungen, tauſend Verſuchungen ausgeſetzt ſah. Und darum rühmte er niemals ihre Tugend, ob er ſie gleich hochſchätzte; er hielt ſie für ſchön, und doch ſagte ers ihr nicht. Wenn er im höchſten Grade verliebt war; ſo zwang er ſich zu einer gleichgültigen Miene. Kaum, daß er ihr mit einem froſtigen Ja antwortete, wenn ſie ihn liebreich fragte: Liebt mich mein Täubchen auch? ob er es gleich in ſeinem Herzen mit tauſend Eidſchwüren bekräftigte.

Oft verſteckte er ſich auf eine hohe Tanne, und wenn ihn ſeine holde Taube ängſtlich ſuchte; ſo verwies er ihr ihre Weichherzigkeit; ob er gleich an ihrem Girren die größte Zufriedenheit empfand. Er gab ihr ſelten Recht, wenn er auch ihr Urtheil dem ſeinigen vorzog. Das Lob, was ihr andre gaben, ſtellte er ſich mit kalten Bluthe anzuhören, und hielt ſich doch, wegen ihrer Verdienſte, für den Glückſeeligſten in der Welt.

Es iſt wahr, er ließ ihr nichts abgehen: und was er ihr nur an den Augen anſehen konnte, das that er: Er nahm ſich aber wohl in Acht, ſich bloß zu geben, daß es ihrentwegen geſchah. Nicht ſelten war er wehmüthig, ihr nicht ſein Innerſtes offenbahren zu dürfen: Kurz zu faſſen: Er liebte ſie herzlich, und ſuchte durch eine verſtellte Härte, ſich ihrer Liebe, Ehrfurcht und Hochachtung, nur deſtomehr zu verſichern. O! hätte unſer Täubchen ihren Gatten recht gekennt!

Man muß geſtehen, daß die Eiferſucht von einer zärtlichen Liebe ihren Urſprung nimmt, und wenn ſie nicht ins Unvernünftige verfällt, der Freundſchaft das, was das Oel dem Feuer iſt. Formoſa war nicht völlig ohne dieſe Gemüths-Bewegung; und ſie ſchrieb die Gleichgültigkeit ihres Mannes nicht ſelten einer ihr nachtheiligen Urſache zu.

Duretto vermeinte hierdurch den vortheilhafteſten Erfolg ſeiner Abſichten erlangt zu haben. Er ſchätzte ſich glücklich, ſie in einem Stande zu ſehen, welcher anzeigte, daß ſie ihn in einem gleichen Grade liebte. Wie wohl hätte er gethan, ſeine Verſtellung zu mäßigen, und ſeine Maximen nach dem allergenaueſten Verhältniſſe gegen die Fähigkeit des beſten Herzens, welches Formoſa hatte, abzuwägen.

Allein, hier fehlte er. Ohnerachtet die Eiferſucht ſeines Weibchens ihm nicht mißfiel, ſo machte er ſie doch lächerlich. Da ſie die Feſſeln einer ſclaviſchen Liebe küßte, ſo war er nicht zärtlich genug: und da er nunmehro des ruhigen Beſitzes ſeiner Schönen ſich verſichert hielt, ſo wurde er unachtſam. Ja die Vollkommenheiten ſeiner getreuen Turtel-Taube hatten ihn der Fehler ſo ungewohnt gemacht, daß er kein Bedenken trug, auch den geringſten mit einem kleinen Verweiſe zu begleiten.

Formoſa brauchte hingegen keine andre Mittel, als die, welche eine gebundne Liebe an die Hand giebt. Ein einzigmal verſuchte ſie, durch einen unſchuldigen Umſtand, ihn eiferſüchtig zu machen. Vielleicht hätte dieſes eine gute Wirkung gethan, wenn er es nicht ſchon geweſen. O! hätte Duretto die Zärtlichkeit der Formoſa beſſer kennen lernen: ich bin überzeuget, er würde ſie nicht aufs höchſte zu treiben verlanget haben.

Ich komme nun zum Ende meiner Geſchichte, aber auch zu dem unglücklichſten Ausgange, welchen ihr bey dem Anfange einer ſo reinen Liebe kaum vermuthen konntet. Wie ſchwehr iſt es doch, nur einen Theil der Glückſeeligkeit zu erlangen: aber wie viel ſchwehrer iſt es, denſelben zu behaupten.

Formoſa nahm den verſtellten Eigenſinn und die angenommene Kaltſinnigkeit ihres Männchens für Ernſt auf. Sie verfiel in eine Traurigkeit, welche, jemehr ſie ſich zu verbergen ſuchte, deſto gefährlicher wurde; und welche ihr endlich das Leben koſtete.

Es war zu ſpäth, ihr den Irrthum zu benehmen, als ſie ſchon mit dem Tode rang; und die wehmüthige Entdeckung der Wahrheit, wodurch ſie endlich der redlichen Abſichten, und der feurigen Liebe ihres Gattens überzeugt wurde, half zu weiter nichts, als, daß ſie ihre Turtel-Taube lieb behielt, und vergnügt ſterben konnte.

v. T.

IV.

Geſchichte zweyer Sperlinge.

Ich habe jetzo eine Geſchichte von zwey Turtel-Tauben erzählet. Sie iſt aus einer Urkunde genommen, welche am Alterthume den Schriften des Aeſops den Vorzug ſtreitig machen dürfte. Bey Durchblätterung dieſer raren Handſchrift iſt mir auch eine Nachricht von ein paar Sperlingen zu Geſichte gekommen. Vielleicht iſt es nicht unangenehm, wenn ich ein Stück davon gleichfalls mittheile. Ich werde ſie, ausgenommen die Mund-Art, ſo herſetzen, wie ich ſie gefunden habe. Sie lautet alſo:

Es befanden ſich zwey Sperlinge, beyderley Geſchlechts, in einer Verbindung, welche unter den Menſchen der Eheſtand heißet. Wenn ihr von ihrem beyderſeitigen Betragen richtig urtheilen wollet; ſo werdet ihr nöthig haben, ihre Gemüths- und Lebens-Art in etwas kennen zu lernen: und dieſes werdet ihr in nachfolgender Erzählung gewahr werden.

Ich fange von ihren jüngern Jahren an. Denn ich halte es nicht vor überflüßig, auf die Jugend zurück zu ſehen, wenn man einen unglücklichen Eheſtand beurtheilen will. Bartelli, ein wohlgemachter Sperling, welcher, ſo bald er aus den Schaalen gekrochen war, der Wartung ſeiner Großmutter übergeben wurde, gelangte ganz zeitig zu der den Sperlingen gewöhnlichen Lüſternheit; und die Nachſicht ſeiner zärtlichen Pflegerin verleitete ihn zu Liebes-Händeln, ehe noch der Schnabel das Gelbe abgeleget hatte: er wurde in kurzem ſo ausſchweifend, daß er mit Schwalben und Fledermäuſen ſeine Luſt gebüßet hätte, wenn ihm nicht die Menge des Geflügels ſeiner Art zu Dienſten geweſen wäre. So weit trieb ihn wenigſtens ſeine Begierde, daß er ſo wohl mit Feld- als andern Sperlingen ſein Spiel hatte.

Man muß wiſſen, daß ſich zu der Zeit dieſer Geſchichte die Sperlinge in beſondre Familien theilten: und daß jede Gattung ſich zu ihres Gleichen hielt. Unſer Bartelli gehörte zu den Dorf-Sperlingen. Und dieſe hielten es vor niederträchtig, ſich mit den Feld-Sperlingen zu begatten. Ob zwar letztere, wenn ſie in der Stadt einniſteten, ſich den erſtern allezeit gleich ſchätzten; ſo herrſchte doch bey den Dorf-Sperlingen ein gewiſſer Eigenſinn, daß ſie jene nicht eher als nach Verlauf etlicher Jahre vor voll gelten laſſen wolten.

Unſer Held war von dieſer eitlen Einbildung weit entfernet. Denn da er weiter keinen Unterſchied als in etlichen Federn fand, ſo ſchätzte er einen Sperling, wie den andern.

Es geſchah aus eben dieſer Gleichgültigkeit, daß er ſich entſchloß, einen neuen Stadt-Sperling zu ſeiner beſtändigen Gattin zu erkieſen. Dieſes war Hiſpella, ein artiges junges Geſchöpfe, welches aber, ſo wie ihr Bräutigam, der Rede nach, die Macht der Liebe ſchon mehr als zu oft empfunden hatte. Ja! man ſagte, daß ſie von einem vornehmen Sperlinge in ihrer zarten Jugend ſchon wäre bedienet worden. Hingegen ſo ausſchweifend auch Bartelli zeithero geweſen, ſo feſt bildete er ſich ein, die reinſte Unſchuld in ſein Neſt zu bekommen.

Jn der That vergnügten ſich beyde Neuverlobte mit einander eine geraume Zeit, daß man hätte denken ſollen, ſie hätten verſchwohren, mehr über die Gränzen zu ſchreiten. Unſer Männchen hatte auch wirklich den Schluß gemacht, ſeiner Hiſpella treu zu ſeyn. Aber weit gefehlt, daß ſich Hiſpella in die Länge an einem Sperlinge hätte begnügen ſollen.

Es war nicht zu läugnen, daß Bartelli einige Schuld hatte, wenn Hiſpella, ihre Geilheit länger zu verbergen, eben nicht für nöthig erachtete. Die Erzählung ſeiner Jugend-Fehler, den Vorwurf des Vorzugs ſeiner Geburth, und die wenige Achtſamkeit vor ſeine Gattin, alles dieſes ſchien der Hiſpella Urſache genug zu ſeyn, ihn zu verachten, ihn zu haſſen, und andre neben ihm zu lieben.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle Streiche zu erzählen, die ſie anfänglich ins geheim geſpielet. Doch etwas weniger iſt nöthig, ihren Charakter kenntlich zu machen. Vornehmlich ſuchte ſie ihm, durch Schein Gründe, diejenigen Weibchen verächtlich vorzuſtellen, welche die Einſamkeit liebten, und von andern Sperlingen nicht ſonderlich angeſehen wurden. Folglich, da Bartelli ſeiner Wahl wegen, durch eine eingebildete Ehre am beſten zufrieden geſtellt werden konnte; ſo ſchätzte er ſich vor glücklich, daß ſeine Gattin auch von andern hochgehalten wurde.

Hätte er nur gewußt, wie ſchändlich ihm dieſe Ehre ſey; er würde lieber unter einem Stroh-Dache mit einem eingezogenen Weibchen vergnügt geweſen ſeyn, als daß er ſeinen Mitbuhlern alle Vortheile, ihn zu hintergehen, ſelbſt angebothen hätte. Allein, nach ſeinen angenommenen Grundſätzen hielt er diejenigen vor ſeine beſten Freunde, die mit ſeiner Schönen ſcherzten, und verſäumten keine Gelegenheit, der Welt zu zeigen, wie reizend Hiſpella ſey.

So wollüſtig auch ſchon dazumal die Sperlinge waren, ſo hielt man doch diejenigen hoch, die ſich tugendhaft anſtellten. Hiſpella bediente ſich dieſer Scheinheiligkeit zu Ausführung ihrer Unternehmungen. Es war keine andächtige Verſammlung, wo ſie nicht zugegen war. Jedesmal aber nahm ſie Gelegenheit, einen neuen Liebes-Handel zu errichten. Ihrem guten Männchen waren gleichſam die Augen verkleiſtert. Wenn ſie ihm, aus ihr bekannten Abſichten, nicht ſo oft, als es unter Sperlingen gebräuchlich iſt, die Pflichten einer zärtlichen Liebe verſtatten wolte; ſo ſchrieb Bartelli dieſe Weigerung einer allzukalten Blüthe zu, das nur gegen ihn in der Verachtung ſeinen Urſprung hatte.

So reizend als ſie war, ſo veränderten ſich ihre Liebhaber doch ſehr oft. Ich weiß nicht, ob dieſe ſelbſt ihrer überdrüßig wurden, oder ob ihr hitziges Naturel friſche Nahrung nöthig hatte? So viel kann man glauben, daß ſie ſich mit allen Arten von Sperlingen eine Zeitlang unterhalten habe. Sie hatte in ihren Augen ſo was gefährliches, daß ſie auch den geſetzteſten Sperling in einige Aufmerkſamkeit brachte: und ihre einnehmende Art wäre wohl im Stande geweſen, das beſte Herz wankend zu machen, wenn nicht ihre Ausſchweifungen nach und nach kundbar geworden wären. Wenigſtens ſetzte ſie den Sperlings-Weibchen in der Nachbarſchaft ſolche Meinungen in Kopf, welche ihren Männchen nicht zum angenehmſten waren.

Eine lange Zeit hielt ſie die Welt ſchon vor das, was ſie war. Nur Bartelli allein glaubte eine tugendhafte Beyſchläferin zu haben. Bis ſie endlich von einem Rohr-Sperling alſo eingenommen wurde, daß ihr die Zeit viel zu koſtbar ſchien, nur dann und wann ihn zu ſehen.

Man ſolte faſt zweifeln, daß ein Mitbuhler gegen die Haupt-Perſohn eiferſüchtig ſeyn ſolte. Allein, hier geſchah es. Dieſer unverſchämte Rohr-Sperling muthete der Hiſpella zu, ſich ihres Gattens zu entſchlagen, damit er das Vergnügen haben könnte, ſie allein zu beſitzen. Sie that es. Bartelli mußte ſich gefallen laſſen, unter dem Vorwand ihrer Geſundheit zu ſchonen, von ihrer Seite zu bleiben. Dieſes dauerte eine gute Zeit. Unſer geduldiges Männchen erſeufzete zwar: allein, die Nothzucht ſchien ihm im Eheſtande etwas ungewöhnliches zu ſeyn.

Unterdeſſen hatte ſich Hiſpella rechtſchaffen luſtig gemacht, und ſie empfand die Folgen einer uneingeſchränkten Liebe. Was war zu thun? Meinet ihr etwan, daß ſie ſich in ihr ordentliches Neſt verfüget, und ihrem Bartelli das Ueberbleibſel ihrer Begierden überlaſſen habe? Keinesweges. Doch dieſes that ſie. Als ſie ihr vorgenommen hatte, den endlich ungeduldigen Aufſeher ſich vom

Halſe zu ſchaffen; ſo erlaubte ſie einmal dem betrogenen Bartelli eine nähere Liebkoſung. Und ihre geheime Unterredung war eine der lebhafteſten ſeit ihrem Umgange. Allein, es war auch die letzte.

Hiſpella hatte weiter nichts geſucht, als einen Schutz-Brief zu erhalten, auf des Bartelli Unkoſten fremde Eyer zu legen. Sie war viel zu ſchlau, einige Zeit zu verliehren, welche ihr bey Beziehung ihres Wochen-Bettes einigen Vorwurf hätte machen können. Die Rechnung traf richtig zu.

Doch ich muß noch ihrer Entfernung gedenken. Es waren wenige Stunden verfloſſen, daß Bartelli Gelegenheit bekommen, ſich zu ſchmeicheln, die alte Liebe erneuert zu haben; ſo verließ Hiſpella ſein Neſt. Um nun ihre Abreiſe zu rechtfertigen, ſo beſchuldigte ſie ihren Gatten einer übeln Haushaltung, einer Tyranney gegen ſie, und, lachet nicht! des Ehebruchs.

Ich kann nicht ſagen, ob Battelli in allen dieſen Stücken vollkommen unſchuldig geweſen; allein, das bin ich verſichert, daß Hiſpella nichts voraus gehabt habe. So viel wurde bekannt, daß alle Beſchuldigungen, womit ſie ihn belegte, nicht erwieſen werden konnten.

Man hätte alſo denken ſollen, Hiſpella würde von den Rechtſprechern bald wieder zu ihrem Gatten gewieſen worden ſeyn. Aber ganz nicht. Es war ihr nicht ſowohl um die Laſter ihres Männchens, als um ihre Freyheit zu thun. Um alſo deſto beſſer ihren Zweck zu erhalten, ſo machte ſie weiter kein Geheimniß, daß ihr neues Neſt fremden Sperlingen offen ſtehe. Hierdurch erhielt ſie ſo viel, daß Bartelli auf ihre Zurückkunft eben nicht trang, ſondern ſie vielmehr ſelbſt anklagen mußte.

Es waren dazumal unter den Sperlingen zweyerley Meinungen. Einige behaupteten, daß eine Verletzung des ehelichen Bandes von rechtswegen die ganze Verbindung aufhübe. Andre, welche den Eheſtand vor viel heiliger halten, als jene, glaubten, daß der Eheſtand keine Urſache der Scheidung abgeben könnte. Solchergeſtalt ſtunden die Sperlinge in dieſer Gegend unter zweyerley Gerichtsbarkeiten.

Unſre zwey gehörten zu der letztern. Mithin mochte der Erweiß erfolgen, wie er wolte; ſo verlohr Bartelli immer mehr, als er gewinnen konnte.

Inzwiſchen verſäumte Hiſpella nichts, ihren Lüſten ein Genüge zu thun, und die Gewalt, die ſie über ihre Liebhaber hatte, brachte unſern unglücklichen Bartelli öfters in Gefahr, von ihnen gerupft zu werden.

Was that aber Bartelli hierbey? . . . Hier fehlt ein Blatt in meiner alten Handſchrift. Ich glaube aber, daß es ſchon genug ſey, ein paar unglückſeelige Ehegatten abgeſchildert zu haben.

v. T.

V.

Betrachtungen und Regeln über den Schein der Tugenden.

Inſonders Hochgeehrteſte Herren!

Sie haben uns in Dero beliebten Ergötzungen eine Abhandlung von dem Schein der Laſter, nebſt einigen beſondern Regeln zu leſen gegeben. Darf ich mir die Freyheit nehmen, auch einige Regeln von dem Schein der Tugend mitzutheilen? Ich werde in dem Wort-Verſtande etwas von Ihren abgehen. Ich verſtehe unter dem Schein nichts Weſentliches. Wenn ich alſo den Schein der Laſter und den Schein der Tugend nenne: ſo meine ich dasjenige Anſehen einer Handlung, welches dem Laſter oder der Tugend ähnlich, in der That aber keines von beyden iſt.

Dieſes vorausgeſetzt; ſo iſt eine Schein-Tugend eine Handlung, welche Neben-Menſchen glauben machen ſoll, ſie habe ihren Urſprung aus einem redlichen Herzen, und die wahre Glückſeeligkeit zum Endzweck; da ſie doch weit davon entfernet iſt. Es ſey mir erlaubt von der Beſchaffenheit der Schein-Tugenden überhaupt etwas zu gedenken: ehe und bevor ich zu den Regeln ſchreite.

Die Tugenden haben, damit ich mich Ihres angenehmen Ausdrucks bediene, etwas Reizendes an ſich.

Jeder Menſch hat einen natürlichen Trieb ſeine Vollkommenheit zu befördern. Folglich reizet ihn dieſe Begierde, nicht allein vollkommner zu werden, ſondern auch die Schande zu vermeiden, ſich ſelbſt zu ſchaden; ſie reizt ihn, ſage ich, Handlungen vorzunehmen, die jenes befördern, und dieſes verhindern ſollen. Die Eigenliebe giebt den Bewegungsgrund, unſern Zuſtand vollkommner zu machen, die Ehrliebe aber heißt uns auch Betrachtungen anſtellen, was unſre Neben-Menſchen von uns urtheilen werden? und nachdem einer von dieſen beyden natürlichen Trieben ſtärker oder ſchwächer iſt; nachdem ſind auch die Bewegungs-Gründe, ja ſelbſt die menſchlichen Handlungen beſchaffen.

Ein wahrhafter tugendhafter Menſch bedienet ſich keiner andern Mittel, die Billigung der geſitteten Welt zu erlangen, als durch die Beobachtung des Geſe[illegible] der Natur. Es giebt aber auch Leute, welche die Urtheile der Welt von ihren Vollkommenheiten eher und begieriger verlangen, als ſie ſich deren würdig machen. Sie wiſſen wohl, daß ohne Tugenden wenig Ehre ſtatt finde. Dieſe iſt zwar die Haupt-Abſicht ihres Lebens, nur jene kommen ihnen als unüberſteigliche Berge vor. Was iſt zu thun?

Hierinnen ſolte ich vielleicht den Grund der Schein-Tugenden entdecket haben. Iſt der menſchliche Verſtand nicht in allen Stücken fähig, das wahre Gute zu erkennen: halten einen Menſchen die Ketten der ſinnlichen Sclaverey gebunden, daß er nicht allezeit das wahre Gute will; hat er übrigens den Vorſatz allezeit für tugendhaft gehalten zu werden; was kann anders erfolgen, als daß er ſeine liebſten Laſter, welche er heimlich ernähret, die Laſter, welche ihm doch bey der geſitteten Welt das gute Anſehen, ſo er zu behaupten gedenket, benehmen würden, unter die Larve der Tugend zu verſtecken ſuchet?

Wir werden hierbey einen Unterſchied zu machen haben. Entweder ein Menſch verrichtet eine wirkliche gute Handlung, jedoch in keiner andern Abſicht, als gelobt und geehrt zu werden; oder er ſtreicht einem wirklichen Laſter einen Firniß der Tugend an.

Was den erſten anlanget; ſo haben wir ſehr genau zu beobachten, wo wir den Schein ſuchen ſollen. Gereicht die Sache in Anſehung desjenigen, dem ſie zu gute kommt, wirklich zur Vollkommenheit; ſo dürfte es manchen zweifelhaft ſcheinen, ob dieſes eine Schein-Tugend zu nennen ſey? Allein, iſt ein gutes Werk und eine Tugend gewiſſer maaßen unterſchieden? ſo werden wir bald finden, daß der Name einer wahren Tugend nicht allezeit ſtatt finde. Ich werde dieſen Unterſchied beybehalten.

Eine jede Tugend iſt ein gutes Werk; aber nicht ein jedes gutes Werk, iſt, in Anſehung deſſen, der es verrichtet, eine Tugend. Der Ehrgeiz iſt ein Laſter. Wenn nun ein Menſch aus bloßer Begierde, dieſe Leidenſchaft zu vergnügen, z. E. ſich in Lebens-Gefahr begiebt einem andern das Leben zu retten: ſo wird dieſe Handlung allerdings den Namen eines guten Werks verdienen; ich weiß aber nicht, ob dasjenige, was unmittelbar einen laſterhaften Affect zum Grunde hat, eine Tugend zu nennen ſey? Ich habe Urſach, dieſes einen Schein der Tugend zu nennen, nämlich in Anſehung deſſen, der ſie ausübet (in concreto). Wollen ſie das Werk vor ſich (in abſtracto) gleichwohl eine Tugend nennen: ſo werden wir nur in Worten unterſchieden ſeyn.

Ein ſolcher zum Schein tugendhafter Menſch kann wahrhaftig in ſeinem Herzen die laſterhafteſte Brut ſeyn. Wollten wir ſehr gelinde mit ihm verfahren! ſo werden wir wenigſtens ſagen müſſen: er ſtehe auf der Spitze alle Augenblicke laſterhaft zu ſeyn; weil er jederzeit geneigt iſt, die Laſter ſelbſt, wenn ſie einen Schein der Tugend vorzeigen können, ohne Anſtand zu begehen.

Der Ehrgeiz iſt es nicht allein, welcher gute Werke thun kann, ohne wahrhaftig tugendhaft zu ſeyn. Wolluſt und Geiz ſind von gleichem Schlage. Beyde können verborgen ſeyn, wenn gleich das Aeußerliche einer Handlung die beſten Abſichten vorſpiegelt. Vielleicht iſt der Esprit in Unterſuchung der menſchlichen Tugenden überhaupt zu weit gegangen: allein, ich glaube, man wird doch diejenigen Handlungen, welche die laſterhafteſten Grundſätze haben, nicht unter die wahren Tugenden rechnen?

Weniger Bedenken wird man haben, mir einzuräumen, daß diejenigen nicht tugendhaft ſind, welche ihren Handlungen, ſolchen Handlungen, die doch wirklich Laſter ſind, die Farbe der Tugend anſtreichen. Ich habe nicht nöthig, in Anführung vieler Beyſpiele weitläuftig zu ſeyn. Von ſolchen Leuten wimmelt der Staat; die mehreſten Hof-Leute halten es für beſondre Vortheile, in der Welt durchzukommen; die Kirche iſt davon nicht leer, und ernähret die ärgſten Heuchler; im gemeinen Leben wandern unter dieſer Decke unzähliche Böſewichter herum; und im Kriege werden unter dem Scheine der Tapferkeit, die gröbſten Laſter ausgeübet.

Ich will hier nicht von denen reden, welche ſich nach tauſenderley Vorſchriften, Tugenden und Laſtern ſchildern, und offenbahre Unvollkommenheiten mit dem Nahmen der Tugenden betiteln, als welche auch der mäßigſte Sitten-Richter, ſo gar dem Scheine nach, nicht tugendhaft heißen kann; ſondern ich gedenke nur derjenigen Handlungen, welche ſich hinter die Bilder wahrhafter Tugenden verbergen; und dieſe, ſage ich, weil ſie in der Schaale beſtehen, worinnen der Kern der häßlichſten Laſter ſteckt, machen den Schein aus, welcher zur andern Klaſſe gehöret, und ſind deſto betrüglicher und ſchädlicher, je mehr ſie ſich den Tugenden gleich ſtellen.

Sind diejenigen von der erſten Gattung in dem gemeinem Weſen wohl zu dulden: ja! müßte man nicht beſorgen eine Wüſteney anzurichten, wenn man dergleichen Leute aus dem Staate verbannen wolte, weil die meiſten nach oben angeführten Grundſätzen handeln: ſo ſind die letztern, ſie mögen nun ſubtil oder grob, weniger oder mehr ſchädlich, liſtig oder einfältig, oder beſchaffen ſeyn wie ſie wollen, für ſich und ihre Mit-Bürger gefährlich.

Ich mag mir ihre eigne Glückſeeligkeit vorſtellen, wie ich will: ſo werden ſie derſelben nimmer theilhaftig; weil ſie mit ſich ſelbſt nicht aufrichtig umgehen, und der innern Zufriedenheit entbehren müſſen; oder ich mag ſie gegenwardre betrachten: ſo ſind ſie ein Haus ohne Grund, ein Wind ohne Regen, ein überzuckertes Gift, übertünchte Gräber, ja ich werde nicht zu viel ſagen, die ärgſten Betrüger. Sehen Sie, dieſe kennen zu lernen, habe ich mir vorgeſetzt, gleichfals einige Regeln zu geben. Hier ſind ſie:

I. Ein Frauenzimmer, welches ſich vieler Verſuchungen rühmet, iſt nicht ſo tugendhaft, als ſie angeſehen ſeyn will: ſie kann ihr Vergnügen nicht bergen; und ſie hat dieſe Lock-Speiſe entweder ſchon gekoſtet, oder ſie wartet nur auf diejenige, welche ihrem Geſchmacke am gemäßeſten iſt.

Anmerkung. a) Daß das ſchöne Geſchlecht, zuweilen ohne Verſchulden, Verſuchungen ausgeſetzet ſeyn kann, daran darf man kaum zweifeln. Es iſt aber ganz was anders, ſich deren rühmen; ein anders, mit Verdruß daran gedenken. Ein ehrlich Frauenzimmer wird ſich ſchämen, das zu erzählen, was ihr eben keine Ehre macht.

b) Eben ſo muß man einer tugendhaften Frau Recht wiederfahren laſſen, wenn ſie ihrem Manne oder Aeltern, die kühnen Anträge oder Zumuthungen, im Vertrauen und in der Abſicht, ſich in Sicherheit zu ſetzen, offenbahret.

II. Ein Frauenzimmer, welches keine Mannsperſohn ſich anzuſehen getrauet, verdeckt unter den niedergeſchlagenen Augen das ſchlüpfrichſte Herz. Ein Kluger ſchätzt ihre Keuſchheit nicht nach den Mienen.

Anmerkung. Ein übelerzogenes Frauenzimmer verdiente vielleicht ein milderes Urtheil.

III. Ein Frauenzimmer, welches ſich ihres Berufs wegen Schwierigkeiten macht, bey einer Mannsperſohn zu ſeyn, trauet ſich entweder ſelbſt nichts Gutes zu, oder hält andre Leute für eben ſo ſchlimm, als ſie ſelbſt iſt.

Anmerkung. Bey Mannsperſohnen, die ihrer ausſchweifenden Lebens-Art wegen, berüchtiget ſind, mag ſich auch eine keuſche Suſanna Bedenken machen, allein zu ſeyn.

IV. Eine Mutter, welche ihrer Tochter die Regeln der Keuſchheit aus dem Bewegungs-Grunde allein einprägt, daß man ſich nicht übeln Nachreden bloßſtellen müſſe, macht die Tochter nur vorſichtig, die Liebe ins geheim zu pflegen. Si non caſte, tamen caute.

V. Diejenige Dame, welche einen öffentlichen Beſuch abſchlägt, unter dem Vorwande, daß ſie ſich mit ihrer Tochter nicht gern in die Rede bringen wolle, giebt zu verſtehen, daß eine heimliche Zuſammenkunft ihr lieber wäre.

Anmerkung. Nach den Grundſätzen des Hrn. T. (*) ſcheinet ein adeliches Frauenzimmer, welches tugendhaſt iſt, nicht nöthig zu haben, mehr auf den Ruf, als auf ihr Verhalten zu ſehen; ſie könnte alſo des Zwanges mehr als ein bürgerliches entübriget ſeyn, welches an den Schein unumgänglich gebunden wäre. Ich will es ihnen verantworten laſſen, und bin vor die Folgen nicht gut, wenn man dem bürgerlichen Frauenzimmer den Schein der Tugend ſo nothwendig macht (**).

VI. Ein

---

*) Der Ergötzungen IV Theil, 2tes St. 141ſtes Blatt.

**) Bey dieſer und der folgenden Anmerkung müſſen wir erinnern, daß wir unter der Sittſamkeit eines adelichen und bürgerlichen Frauenzimmers niemals im Ernſt einen Unterſchied zu machen begehren. Die Ausnahme, die wir damals gemacht haben, iſt ironiſch, wie ein jeder ungemein leicht einſehen wird. Wir ſind ſehr wohl überzeugt, daß unter vernünftigen Menſchen, ſie mögen adelich oder bür-

gerlich

VI. Ein Frauenzimmer, welches von einem Mägdchen übel ſpricht, welches wider Willen in der Geſellſchaft geküſſet worden, iſt entweder eiferſüchtig, oder ſie vermuthet den Erfolg ſolcher Läſter, deren ſie ſich bereits ſchuldig findet.

Anmerkung. Diejenigen, welche, was die Sittſamkeit anlanget (*), unter adelichen und bürgerlichen Frauenzimmer einen Unterſchied zu machen belieben, thun dem letztern eben keine Ehre an, wenn ſie behaupten wollen: es müſſe dieſes tugendhaft zu ſeyn ſcheinen, es koſte was es wolle. Ich würde aus dieſem Grunde ſagen können: daß, bey einem abgezwungenen Kuſſe, ein adeli-

ches

gerlich ſeyn, in der Aufführung und der Sittſamkeit kein Unterſchied obwaltet. Allein, wir haben eine Menge Edelleute in der Welt gekennet, die unter einer adelichen und bürgerlichen Aufführung in Geſellſchaften in der That einen Unterſchied gemacht haben: und wenn wir auf ihr Bezeigen aufmerkſam geweſen ſind: ſo haben wir befunden, daß ſie dieſen Unterſchied auf eine ungezähmte Freyheit, oder vielmehr Frechheit und Ausgelaſſenheit gegründet haben. Man kann uns nicht vorwerfen, daß dieſe Ausnahme zu allgemein gerathen ſey. Man ſiehet ganz leicht, daß wir nur diejenigen Edelleute zum Augenmerk haben, die einen ſolchen Unterſchied in der Aufführung behaupten. Da nun dieſes die vernünftigen Adelichen nicht thun werden: ſo gehet ihnen auch dieſe Ironie im geringſten nicht an. Wenn wir gleich damals Gelegenheit gehabt hätten, uns ſo deutlich zu erklähren: ſo würde vielleicht unſers Herrn Correſpondenten Eifer für ſeinen Stand, dieſe zwey Regeln nicht gemacht haben, die ohnedem nach einer geſunden Sitten-Lehre noch großem Zweifel unterworfen ſind.

---

*) S. Ergötzungen auf dem angezeigten Blatte.

ches Frauenzimmer, durch eine verächtliche Miene, ſich außer allem Verdacht ſetze. Bey einem bürgerlichen aber wären viel Thränen kaum hinlänglich, den Schein der Tugend zu erhalten.

VII. Ein Richter, welcher eine Parthey zu oft erzählet, daß er 100 thlr. von deren Gegenpart ausgeſchlagen, giebt zu verſtehen, daß er 200 von ihr ſelbſt annehmen würde.

Anmerkung. Dieſe Regel iſt nicht ohne Ausnahme: denn es kann ein Richter zu gewiſſenhaft ſeyn, Geld anzunehmen; es macht ihn aber nicht tugendhafter, wenn er verhängt, daß der Frau Gemahlin, von allen beyden Partheyen, einige Koſtbarkeiten geſchenkt werden dürfen.

VIII. Wer bey ſeiner Rechnung immer Ueberſchuß aufführet, iſt nicht derjenige gute Wirthſchafter, für den er bey ſeinem Herrn gelten will. Er hat entweder ein X vor ein V gemacht, oder hat ſich den Weg zum Stehlen gebahnt.

IX. Wer viel wegſchenkt, und doch in ſeiner Rechnung nichts einbüßt, der muß es nothwendig einem Dritten entziehen; der Teutſche ſagt: man ſtehle das Leder und gäbe die Schuh um Gottes willen.

X. Wer nur den Diebſtahl ſchilt, wenn er beſtohlen wird; wer die Keuſchheit anpreiſt, wenn er nicht mehr lieben kann; wer die Ruhmſucht herunter macht, weil er nichts rühmliches gethan hat, bey denen iſt die Tugend nicht nach den Worten abzuwiegen.

XI. Ein Menſch, welcher einen Aufwand des Wohlſtandes wegen verſchwenderiſch nennt, iſt dem Geiz ſehr nahe.

XII. Wer nichts Böſes thut; weil er keine Gelegenheit dazu hat, der iſt nur halb tugendhaft.

XIII. Wer Gelegenheit zum Böſen ſucht, um ſich tugendhaft erweiſen zu können, der iſt nichts weniger, als tugendhaft.

XIV. Man mag eine Art des Betruges fromm, (pia fraus) oder eine Einfalt (ſancta ſimplicitas) heilig heißen; ſo liegt doch Hinterliſt und Aberglaube im Grunde verborgen.

XV. Die, welche ohne Unterſchied Freundſchafts-Verſicherungen thun, haben ein tückiſches Herz.

XVI. Wer alles lobt, iſt entweder niederträchtig, oder ein Schmeichler oder ein Ehrgeiziger.

XVII. Wer ſeine Verdienſte kennt und ſich außerordentlich erniedriget, der hat einen großen Grad des Ehrgeizes an ſich.

Anmerkung. Es giebt Menſchen, welche ſich allezeit weniger zutrauen, als ſie dürften; die ihre Kräfte nur nach dem verjüngten Maaßſtaabe meſſen: bey dieſen findet eine Ausnahme ſtatt.

XVIII. Die ihren Nahmen in einer Schrift verläugnen, um ſich deſto freyer loben zu hören, legen eine allzu ſtarke Ruhm-Begierde zu Tage.

Anmerkung. Man kann hierbey die Abſicht derjenigen nicht tadeln, welche ihre Arbeit eben deswegen dahingeben, um ſie einer uneingeſchränkten Prüfung zu unterwerfen.

XIX. Die von allen Wiſſenſchaften ſprechen, ſind in einem kleinen Winkel derſelben zu Hauſe.

Anmerkung. Vielleicht wundert man ſich, daß ich die Gelehrſamkeit denen Tugenden beygeſelle. Ich hoffe nicht unrecht zu thun, wenn ich einen Menſchen, der vor gelehrter angeſehen ſeyn will, als er iſt, einen laſterhaften ſchelte; und wenn ich dasjenige, womit er Leute zu einer Hochachtung zu verführen ſuchet, zum Schein der Tugend rechne.

XX. Der Nahme eines Gütigen, den man durch Nachſehen der Laſter zu erwerben gedenkt, iſt ein Schandfleck.

XXI. Die Begierde, das Lob der Gerechtigkeit zu erwerben, wird ohne Gütigkeit zur Tyranney. Summum jus ſumma injuria.

XXII. Wer vor die höchſte Glückſeeligkeit hält, ſich einen ewigen Nahmen zu machen, liebt tugendhafte Handlungen nur in ſo weit, als ſie den Menſchen in die Augen fallen. Meinet nicht, daß ein ſolcher wahrhaftig tugendhaft ſey.

XXIII. Wenn bey einem, welcher faſtet, die Küche raucht, und die vollen Gläſer klirren; ſo darf man nicht glauben, daß dem Appetit wehe geſchieht.

XXIV. Ein Menſch, welcher vor eine Schande hält, ſeine Fehler zu geſtehen, vergrößert dieſelben, indem er ſie zu verdecken ſucht.

VI.

Von den Krankheiten der Einbildung.

Vor nicht zu langer Zeit herrſchte noch in einem kleinen Theile der Welt, der Erd-Kraiß genannt, eine gefährliche Seuche, welche man die Einbildungs-Krankheit nennete. Sie war ſo allgemein, daß diejenigen ſelbſt, welche davor Sorge tragen ſolten, damit behaftet waren, aber auch ſo unterſchiedlicher Gattung, daß man Mühe hatte, ſie durchgängig zu kennen.

Jeder Stand, Alter, und Beſchaffenheit der Einwohner, hatten unterſchiedne Anfälle. Bey allen aber kam ſie darinn überein: daß ſie außerordentliche Vorſtellungen abweſender Dinge, oder unrechte Vorſtellungen gegenwärtiger und zukünftiger Sachen äußerte.

Die beſten Weltweiſen, welchen die Unterſuchung dieſer epidemiſchen Krankheit aufgetragen worden, urtheilten, daß dieſe Veränderungen der Seele, ohnerachtet ſie nach einiger Meinung etwas Thieriſches an ſich haben ſolten, theils natürlich, theils außerordentlich wären. Sie bewieſen, daß die Einbildung, in ſo fern ſie der Natur gemäß wäre, das ihrige mit zur Vollkommenheit des Menſchen beytrüge, und unentbehrlich ſey, daß ſie dem Gedächtniß nützlich wäre, und auch zur Erlernung der Sprache diente.

Wie glücklich wären dieſe Aerzte geweſen, wenn ſie die Patienten in dieſem ordentlichen Zuſtande hätten erhalten können [illegible]ch aber! ſehr ſelten blieb die Einbildung in ihren Schranken: und alſo war es um die Geſundheit geſchehen. Ich weiß ſehr wenige, welche, wenn ſie einmal die Gränzen des Natürlichen, welches ſie Imagination (Einbildung) nennten, überſchritten, nicht tauſend gefährlichen Abwechslungen unterworfen geweſen wären.

Die Vorſtellungen waren niemals oder ſelten in einander gegründet, bald waren ſie Leidenſchaften, bald waren ſie thätlich, bald reizend, bald widerlich, bald eigenwillig, bald zufällig, und endlich unvermeidlich. Die Beobachtung, daß faſt allemal nach einer gewiſſen Regel der Anfall geſchah, vermöge deren, wenn man ehemals zwey Dinge beyſammen geſehen, bey Erblickung, oder Erinnerung des einen, das andre, oder was demſelben ähnlich iſt, ſich ohne Zwang vorſtellete; dieſe Beobachtung, ſage ich, brachte einen ſonſt wunderthätigen Arzt (*) dahin, zu glauben, die Einbildung wäre nichts anders, als Vorſtellungen von dem vergangenen Zuſtande der Welt. Man hat aber gefunden, daß die Patienten nicht allein mit vergangenen, ſondern auch mit gegenwärtigen und zukünftigen ſich bearbeiteten, ob zwar der Anlaß zu dieſen Vorſtellungen meiſtentheils in dem Vergangenen zu ſuchen war.

Dasjenige nun, was die Aerzte ſowohl zu Bewahrungs- als Heilungs-Mitteln anprieſen, war der richtige Gebrauch der Vernunft; als welche nichts, was nicht ſeinen zureichenden Grund hatte, einwurzeln laſſen ſolte.

---

*) Wolf in der teuſchen Metaphyſik §. 807.

Allein, denen Kranken, mit welchen es anfieng ärger zu werden, erregte dieſe Arzeney den größten Ekel, und die meiſten waren mit Schein-Gründen ver[illegible]gt: einer Arzeney, welche Uebel ärger-machte.

Ich komme nun auf die vielfältigen Arten der Krankheit ſelbſt, und werde deren, ſo viel ich mich werde erinnern können, ſowohl als derſelben Beſchaffenheit, Urſachen, und Curen zu gedenken bemühet ſeyn.

Leute, welche ganz ſicher zu ſeyn glaubten, und die auch in der That den Gebrauch der Vernunft nicht gänzlich verabſcheueten, plagten ſich mit einem Zufalle, welcher Repräſentation (Vorſtellungs-Kraft) hieß, und alſo erklähret wurde, daß es eine allzulebhafte Vorſtellung des Abweſenden ſey.

Dieſes war der erſte Schritt, den man ſeiner Geſundheit zuwider that. War die Imagination mit Bildern zu finden; ſo wolte dieſe das Object gegenwärtig haben. Poeten, Romanen-Schreiber, Comödianten, Mahler und Bildhauer wurden meiſtens hiermit befallen, und die welſchen Lande ſchienen faſt hierzu verdammt zu ſeyn. Nichts war in der Welt möglich, welches ſie ſich nicht als gegenwärtig vorſtellten: ja ſie ſetzten manchmal von dem Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, ſolche Theile zuſammen, welche ſich ganz nicht zuſammen ſchickten: woraus denn ſchädliche Geſchwüre, als Hirn-Geſpinnſte, Erdichtungen und andre Chimären entſtanden.

Ich weiß nicht, ob die Aerzte am Gehirne ihre Cur anfiengen; wenigſtens befürchteten ſie die Anfälle immer ſtärker, je aufgeräumter die Patienten waren. Man hat bemerket, daß die Neigung zu dem ſchönen Geſchlechte, die Krankheit ſehr vergrößerte, und daß ſie Gefahr lieſen, Zeit und Vernunft zu verliehren. Es wurde ihnen angerathen, ſich einen richtigen Endzweck, welcher zur wahren Glückſeeligkeit abziele, zu erwählen, und die Nichtigkeit ihrer meiſten Beſchäfftigungen einſehen zu können: mit einem Worte, klug zu handeln.

Diejenigen, welche dem Rathe des Arztes folgten, befanden ſich beſſer. Die andern geriethen in einen Paroxiſmus, welchen die Geſundheits-Verſtändigen Phantaſie (verwirrte Einbildung) benannten. Dieſes war ein hoher Grad der Krankheit. Die Patienten machten ſich die wunderbarſten Vorſtellungen ſo wohl von ſich ſelbſt, als auch von andern Dingen. Deswegen folgten ſie, als Sclaven, denen Ketten ihrer unordentlichen Vorſtellungen, welche ſie nicht mehr in ihrer Macht hatten; und ſie waren nicht mehr fähig, eine einzige Doſis der Vernunft einzunehmen. Irrende Ritter, verzweifelte Liebhaber, Wahnwitzige, und wie mich deucht, ein Theil der Alchymiſten, lagen daran hart darnieder.

Ein Theil der Aerzte hielten vor rathſam, dergleichen Kranken in ein Tollhaus zu bringen; andre aber, da ſie dieſe Krankheit vor unheilbar hielten, bemüheten ſich, nur durch Unterhaltung des Angenehmen, die Schmerzen zu beſänftigen. Indeſſen hatten ſie wahrgenommen, daß Liebe und Hochmuth die gemeinſten Quellen dieſer Raſerey waren.

Die Herren Geſundheits-Räthe entdeckten noch unterſchiedliche Arten, welche mehr und weniger gefährlich wurden, nachdem ſie viel oder wenig mit der vorhergehenden überein kamen. Einige davon nannten ſich Vanität (Eitelkeit), und erklärten ſie, daß ſie eine Einbildung nichtswürdiger Dinge ſey, und daß ſie von einem ſehr flüchtigen Geblüthe und weichlichen Auferziehung entſtehe. Sogenannte kleine Herren, Stutzer, Eroberer, Wörtkrämer ꝛc. mußten von dieſer Krankheit vieles leiden: und das Frauenzimmer eines mittlern Alters blieb ſelten verſchonet. Gang, Kleidung, Freundſchafts-Verſicherungen und was die Mode zu verändern pfleget, mußten ſich nach ihrer Vorſtellung richten, und wurden bald mit Vergnügen angenommen, bald mit dem größten Widerwillen verabſcheuet.

Es iſt mir vorgekommen, daß der franzöſiſche Erdſtrich hierzu am meiſten geneigt war. Zum wenigſten befand ſich Teutſchland eine geraume Zeit davon befreyet, bis daß durch nähern Umgang dieſe anſteckende Seuche in ſeine Gränzen trang, und deſto heftiger wüthete. Pohlen hingegen hat wenig gelitten.

Man wendete alle Sorge an, dieſem Uebel zu ſteuern. Man ſchlug Kleider-Ordnungen vor; man machte die Patienten lächerlich; man rieth das Natürliche dem Gekünſtelten vorzuziehen: ich weiß mich aber zu erinnern, daß es wenig gefruchtet, weil zu viele Quackſalber mit Anpreiſung der Eitelkeiten, den ächtern Mitteln allzuſehr zuvorkommen.

Eine andre Art hieß man Diſtraction (Gemüths-Zerſtöhrung). Dieſe Krankheit beſtund darinnen, daß man das Gegenwärtige auf eine Zeit vergaß, indem man mit der Vorſtellung des Abweſenden beſchäfftiget war. Sie betraf mehrentheils ſolche Leute, welche entweder ſich an keine Ordnung, weder ihrer Gedanken noch ihrer Geſchäffte gewöhnet hatten, oder, welche mehr vornahmen, als ſie überdenken konnten. Sie waren ſich in dieſem Augenblicke wenig bewuſt, und von einem Träumenden nicht viel unterſchieden.

Jedoch enthielte man ſich, allzuhart von dieſer letztern Art zu urtheilen; weil ſie auch denen geſchickteſten Männern, obzwar nicht in einem ſo hohen Grade, zuweilen begegnen könnte. Der Engländiſche Zuſchauer hat etwas an ſeinem Freunde Honeycomb hiervon angemerket (*). Dahingegen Menalque unter die erſtere Klaſſe gehöret.

Man gab ihnen den Rath, bey allen Geſchäfften gegenwärtig zu ſeyn, eine Sache nach der andern vorzunehmen, und nichts zu ſehen, oder zu thun, wobey man nicht ſeine Betrachtungen nach gewiſſen Regeln anſtellete: vornehmlich aber eine Zeitlang ſich mehr mit dem Gegenwärtigen, als Abweſenden zu beſchäfftigen, bis die Geſundheit wieder hergeſtellet, und die Seele ſich ihrer und andrer ordentlich bewuſt ſeyn würde.

Veranlaßte dieſe nurbeſagte Krankheit ſich zu vergeſſen; ſo war ihr eine andre entgegen geſetzt, welche den Nahmen Impreßion (Gemüths-Eindruckung) bekam, und welche darinn beſtand: daß die Patienten allzuernſthaft an ſich, oder an das, was ſie ſich vorſtelleten, gedachten. Dieſe Art beunruhigte ſich meiſtens mit dem Vergangenen, und ſtellte ſolche Dinge vor, welche wenig in dem Zuſammenhange des Gegenwärtigen gegründet waren.

---

*) Teutſche Edition 1721, in der 61ſten Rede

ren. Melancholiſche Leute, Hexen, Alpe, eine Menge begeiſterte, eingebildete und bezauberte Kranken machten hier eine beſondre Rolle.

Man glaubt hierbey zweyerley Urſachen entdeckt zu haben. Einmal gab man die zähen Säfte des Gehirns, und den ſchwehren Umlauf des Geblüths an; wodurch die Veränderungen in dem ſinnlichen Werkzeuge langſam vor ſich gehen ſolte, weswegen zugleich die Seele gehintert würde, andern Vorſtellungen Raum zu geben. Hatten dieſe Ungeſunden etwan einem Miſſethäter den Kopf abſchlagen, oder einen andern rädern geſehen; ſo konnten ſie dieſe Vorſtellung nicht aus den Gedanken bringen; Tag und Nacht ſchwebte ihnen dieſe Begebenheit vor Augen, und marterte ſie wider ihren Willen.

Die andre Gelegenheit zu dieſer höchſt unangenehmen Krankheit fand man in der Auferziehung. Die Schreck-Bilder, welche man zu Verſchaffung des Gehorſams angewendet, oder die unrichtigen Begriffe, ſo ihnen durch die Geſpenſter-Hiſtorien, oder andre abentheuerliche Geſchichte, in das Gemüthe eingepräget worden; behielten nicht allein die gehäßige Stellung, ſondern waren auch Urſache mehrerer Urbilder.

Die Gewohnheit, durch eine knechtiſche Furcht, die Jugend zum Guten zu bewegen, machte ihr Gewiſſen zu einem Henker. Und wenn ſie gefehlet, ſo ließen ſie, bey Vorſtellung der veranlaßten Unvollkommenheit, ihnen dieſelben nicht ſo wohl zu einer Anreizung der Verbeſſerung dienen; als ſie vielmehr bereit waren, zur Verzweiflung zu ſchreiten. Sie gaben ſich allezeit mehr Schuld, als ihnen beyzumeſſen war, und klagten ſich größerer Verbrechen halber an, als ſie ausgeübet hatten.

Zwar wurden einige auch von angenehmen Vorſtellungen angegriffen: doch ſeltner. Und die reizenden Bilder ſelbſt gereichten ihnen zur Sclaverey. Es befand ſich unter andern ein Venetianiſcher Nobilo unpäßlich, da er durch Anhörung einer ſchönen Sängerin bezaubert worden. Nicht allein der Thon und das Bild der Cantatrice verwirrten die Werkzeuge ſeiner Sinnen, ſondern die Seele ſelbſt verlohr das Vermögen, vernünftig zu denken.

Hat jemals eine Art der Krankheit den Aerzten zu ſchaffen gemacht, ſo war es dieſe. Etwas zu vergeſſen iſt ſchwehrer, als etwas begreifen zu lernen. Ihre Bemühung gieng zwar dahin, den Körper durch Veränderungen und Bewegungen in beſſern Stand zu ſetzen. Die Seele aber durch überzeugende Gründe dahin zu bringen, das Eingeprägte in einem andern Geſichts-Punkte ſich vorzuſtellen, war etwas ſchwehrer. Was man ſonſt hierbey vor die Hand nahm, war dieſes, daß man zu erweiſen ſuchte, wie das Uebel ſo groß nicht ſey, als man ſich einbildete, daß das Gute den Reiz nicht habe, als man ſich vorſtellte, und endlich, was nicht ſeinen zureichenden Grund habe, ein leeres Nichts wäre.

Nachdem aber dem eingewurzelten Uebel ſehr ſchwehr abzuhelfen war; ſo wendete man alle Kräfte an, demſelben bey andern in Zeiten vorzubeugen. Man fuhr fort, die Kinderzucht auf einen beſſern Fuß zu ſetzen. Man ließ die Jugend nichts als Wahrheiten ſehen; man ſuchte ihr von jedem Dinge richtige Begriffe beyzubringen; man gab Gelegenheit, daß ſie bey allen Fällen nach dem Grunde fragen mußte; man gewöhnte ſie an, von dem Gegenwärtigen einen rechten Gebrauch zu machen, des Vergangenen, nur in ſo weit es zu Verbeſſerung des Zukünftigen dienlich, ſich zu erinnern, und ſtellte ihnen endlich vor, daß es eine vergebliche Sorge wäre, eine geſchehene Sache ungeſchehen zu machen.

Hiermit hatte diejenige Art der Einbildungs-Krankheit, welche die Arzney-Verſtändigen Apprehenſion (Vorergreifung) nennten, eine groſſe Verwandtſchaft. Denn außerdem, daß die Urſachen faſt einerley waren, ſo beſtund ihr weſentlicher Unterſchied nur darinnen, daß man hier von ähnlichen Fällen, einerley Ausgang theils erwartete, theils befürchtete. Und hierdurch theilten ſich die Patienten in zweyerley Gattungen. Zu der erſtern gehörten die neuen Propheten, Zauberer und Teufels-Banner, zu der andern aber die abergläubiſchen und furchtſamen Gemüther.

Beyde hatten keinen Augenblick einige Beruhigung. Moſcau, Finn- und Lappland, auch der größte Theil von Africa und America waren ungleich kränker als andre Länder. Hätten die Medici ihnen den Gebrauch der Vernunft beybringen können, ſo würden ſie gar bald eingeſehen haben, daß von dem Möglichen aufs Wirkliche kein Schluß zu machen ſey. Allein, da ſie mit der Aehnlichkeit vorkommender Begebenheiten, in ſo weit ſie mit dem vorhergehenden, welches ihnen ihre Vorſtellungs-Kraft ins Gedächtniß brachte, einige Gemeinſchaft hatten, ihre Einbildung ermüdeten, ſo meinten ſie der Vernunft wohl entbehren zu können.

Das Elend dieſer Leute war nicht zu beſchreiben. Und das Frauenzimmer eines höhern Alters litte faſt mehr, als die Manns-Perſohnen. Da ſie allezeit mehr befürchteten, als hofften; ſo waren ſie auch kränker, als andre. Da ich die erſte Gattung dieſer Menſchen billig unter die Phantaſten rechnen kann, ſo übergehe ich ſie in dieſem Abſchnitte, und rede alſo mehrentheils von der letzteren.

Von dieſen eben habe ich erwähnet, daß ſie doppelt unglücklich geweſen. Kam das Uebel, ſo ſie ſich vorſtellten; ſo häufte daſſelbe ſeine Pein mit derjenigen, ſo ſie zum Voraus empfunden hatten; erfolgte es aber nicht; ſo hatten ſie ſich vergeblich geängſtiget. Niemalen ſind ſie im Stande geweſen, ihrem Beruf ſattſame Genüge zu leiſten, und die Vorſtellung unglücklicher Begebenheiten, hat ihnen ihr Leben bluthſauer gemacht.

Auſſer obigen Mitteln ſuchten die Natur-Verſtändigen ſie zu bewegen, auf den wahren Grund der Sache zu ſehen, und zu bedenken, daß der kleinſte Umſtand einen ganz andern Ausgang zuwege bringen könne. Sie ſtellten tauſend ähnliche Fälle vor, welche tauſend unterſchiedne Wirkungen gehabt. Sie erwieſen ihnen, daß der Erfolg des Künftigen nur in ſo weit in unſrer Macht ſtehe, als es mit dem Beſchluß der Vorſehung übereinſtimme: mithin müſſe man zwar nach den Regeln der Vernunft handeln, den Ausgang aber unbeſorgt einer höhern Fügung überlaſſen.

Einige dieſer Kranken trieb der Paroxiſmus ſo weit, daß ſie einen ungewiſſen Ausgang nicht allein nach ähnlichen Fällen beurtheilten, ſondern auch nach willkührlichen Sätzen zu beurtheilen ſuchten. Man nennte es Prognoſticiren (Vorherſagen); eine abgeſchmackte Art der Einbildung. Man nahm ungewiſſe Gründe an, welche mit der Sache, die daraus erfolgen ſolte, nicht die geringſte Verbindung hatte, und bildete ſich ein, wenn erſtere vorhanden, ſo könnte man ſicher den Erfolg erwarten. Es waren meiſtens Traum- und Zeichendeuter, Wahrſager, Wetter-Verkündiger, Nativität-Steller ꝛc. welche damit behaftet waren. In Aſien konnte man ein Lazareth von ſolchen Armſeeligen antreffen. Weil ſie aber unter die Sclaven der Phantaſie gehörten, ſo wurde mit ihnen nach obiger Art verfahren.

Die Preſumption, (Selbſthochhaltung) ſo nannte man eine andre Sorte der Krankheit, beſtund darinn, daß ſich die Ungeſunden mehr Vollkommenheiten einbildeten, als die Geſunden, wenigſtens mehrere, als ſie wirklich beſaßen. Hier äußerten ſich die Quellen des Hochmuths, welcher denn auch ſchlechterdings Einbildung genennet wird.

War bey andern ein Mitleiden zu haben; ſo verdienten es dieſe keinesweges. Sie hatten ſelbſt einen Wohlgefallen an ihrer Krankheit, und waren allen, die neben ihnen waren, unerträglich. Selbſt-Liebe und alle Vorurtheile eigner Vortrefflichkeit, war der Stoff dieſer Schwachheit, und die Schmeicheleyen einiger Niederträchtigen, trieben dieſe Krankheiten aufs höchſte. Der Gelehrten war eine groſe Menge unter dieſen Patienten: Spanien und China wimmelte von ſolchen eingebildeten Rieſen.

Die Selbſt-Erkenntniß wurde als ein Mittel vorgeſchlagen, und die ungeheuchelte Ueberlegung der Urtheile andrer Leute, that zuweilen gute Wirkung.

Bey den mehreſten Krankheiten ereigneten ſich einige heftige Zufälle, welche die Kunſtverſtändigen Entetement (hartnäckigte Anhängung) zu nennen beliebten, und welche deſto hartnäckigter waren, je geſunder ſonſt die Patienten geweſen. Das gute Teutſchland lag vor andern Gegenden des Erdbodens hart darnieder, wiewohl England, Dänemark und Schweden auch ihr Antheil nahmen. Sie bedienten ſich ſehr oft des Gebrauchs der Vernunft. Allein, ich weiß nicht, ob ſie in der Doſis fehlten, oder von den Apothekern betrogen wurden; ſo viel war gewiß, daß ſie dadurch nur ärger wurden. Die Arzney-Befliſſenen vermeinten ſie anzutreffen, wenn ein Erkrankter ſich etwas in Kopf geſetzt, welches er, trotz alles Widerſpruchs, ſeiner Einbildung gemäß, folglich vor gut, wahr und richtig hielt.

Dieſe Zufälle wurden ſo allgemein, daß auch die Geſunden zuweilen leiden mußten. Jeder bildete ſich dasjenige als wahr ein, was mit ſeinen Begriffen, Grundſätzen oder Geſichts-Punct überein kam. Dieſer unglückſeelige Zuſtand hatte ſeinen Einfluß in die mehreſten Handlungen der Menſchen, und betraf nicht allein das Sinnliche, ſondern auch, was durch Schlüße heraus gebracht werden ſolte. Zwey oder mehrere dieſer Art Kranken, dürfte man niemals beyſammen laſſen, wofern das Uebel nicht größer werden ſolte.

Stellet euch zwey ſolche Febricitanten vor. So bald einer den andern erſah, ſo wußte er gleich von ihm ſein Urtheil zu fällen, und das je ne ſai quoy, ein kleiner Zufall, machte ihre Uebereinſtimmung entweder vermuthlich oder zweifelhaft. Die Phyſiognomie, welche ungegründete Vorſtellung die Krankheit noch verſchlimmerte, machte ihnen die allerungleichſten Begriffe von einander. Einem kam die groſſe Naſe, dem andern die kurze Stirne verdächtig vor, und man hätte ſich in dieſem Fall nimmermehr bewegen können, Freundſchaft zu machen.

Mehrentheils hatten ſie eine geläufige Zunge. Behauptete einer, der Schmerz ſey ſehr empfindlich, ſo lachte der andre und lobte die Stoiker. Rühmte dieſer die Schaamhaftigkeit; ſo ſchalt es der andre vor eine Einbildung, und hielt alles, was natürlich war, vor löblich. Religion, Wohlanſtändigkeit, Recht, Billigkeit, und was nur löblich in der Welt war, mußte ſich von dieſen eingebildeten Köpfen hudeln laſſen. Was vor Entrüſtungen erregte nicht das Sinnliche. Was der eine ſich ſchön, guten Geruchs und Geſchmacks, lieblichen Thons und angenehmer Empfindung einbildete, das hielt der andre vor häßlich, ſtinkend, bitter, übellautend und unangenehm.

Die Mitglieder der heilſamen Kunſt wurden ſelbſt von dieſem Fleck-Fieber angefallen. So, daß ſie in Ergreifung der Mittel nicht einig werden konnten, und bald auf die Gedanken gerathen wären, es beſtünde alles in der Einbildung, und es ſey gar keine Gewißheit mehr anzutreffen (*). Welches Unglück! wenn diejenigen, ſo andern

---

*) confer. Bayle Diction. T. 1. p. 742. not. E.

dern helfen ſollen, ſelbſt erkranken. Religions-Spötter, die ſogenannten ſtarken Geiſter, Naturaliſten, und andre Kranken, lachten der geſundeſten Meinung, und befanden ſich ſelbſt in unheilbaren Umſtänden, ich weiß nicht ob darum, weil ſich die Medici nicht an ſie wagen wolten, oder vielmehr weil das Uebel, woran ſie ſelbſt Theil hatten, nicht vor ſo gar gefährlich gehalten wurde.

Ich würde zu weitläuftig werden, wenn ich dieſe Peſt nach ihrem Umfange beſchreiben ſolte. Genug, ſie überzog nach und nach den ganzen Erdkrais. Juden, Mahometaner, Quaker, Enthuſiaſten, und was man nur von Religions-Verwandten nennen kann: Weltweiſen, Rechtsgelehrte, Theologen, Künſtler, Handwerker bis auf den Ackersmann, waren hiermit behaftet. Von den Paläſten bis zu den Strohhütten erſtreckte ſich dieſelbe.

Was war zu thun? Man urtheilte wohl, daß die Menſchen allzuunglückſeelig ſeyn müſten; wenn nicht Mittel vorhanden ſeyn ſolten, einer ſo allgemeinen Krankheit zu ſteuren. Redliche Medici fingen demnach die Cur von ſich ſelbſt an, ehe ſie andern zu Hülfe kamen. Sie erinnerten ſich, daß ſie ſich ehedem eine Freude gemacht, falſche Meinungen zu vertheidigen und Recht zu behalten. Sie hatten dadurch an der Wahrheit ſelbſt angefangen zu zweifeln. Sie hatten aus der Erfahrung gelernet, daß ein ungeſchickter Arzt durch Anwendung unzulänglicher Mittel, die Krankheit nur mehr verſtärkte.

Sie ſahen auch, daß unter dem Nahmen der Vernunft, als der beſten Arzney, allerhand Quackſalbereyen, als Sophiſterey, falſche Schlüſſe, irrige Grundſätze und

Ver-

Vorurtheile verkaufet wurden. Sie lernten einſehen, daß die ſinnlichen Begierden und was denſelben angenehm, die Menſchen glauben machten, was ſie wünſchten, und daß die Hartnäckigkeit eine Meinung zu behaupten, durch den Beyfall des größten Haufens unterſtützt würde.

Dieſe Fehler ſuchten ſie nun aus dem Wege zu räumen. Und denn fingen ſie an, ſo wohl die Krankheit zu heilen, als derſelben vorzubeugen. Beydes ins Werk zu richten, ſuchten ſie vornehmlich die Aeltern zu bewegen, ihren Kindern geſunde Grundſätze von der Religion und dem gemeinen Leben beyzubringen, und ſie nichts ohne hinlängliche Gründe zu überreden. Sie ermahnten, eine gute Prüfung der Lehrmeiſter anzuſtellen, und dahin zu ſehen, daß mit dem Gedächtniß zugleich die Vernunft cultiviret, und die Beſſerung des Willens nicht ohne Aufklährung des Verſtandes vorgenommen werden möchte. Niemals ſolte ihnen etwas, was in der leeren Einbildung beſtehe, und wenn es auch ihren Stand und Geburth beträfe, angeprieſen werden.

Denen wirklich ſchon Erkrankten, waren ſie befliſſen, ihren wahrhaften Zuſtand kennen zu lernen. Der Irrthum ihrer Schlüße, und das Unzulängliche ihrer angenommenen Grundſätze mußte ihnen überzeugend gewieſen werden. Wenn es ſo weit gebracht worden, daß die Patienten etwas ruhen konnten; ſo fing man an, den Gebrauch der Vernunft anzuwenden, doch nicht ſo, wie es bisher geſchehen, nicht ſo, daß man eine Einbildung mit der andern zu heben trachtete: ſondern man hatte durch vieles Nachſinnen eine Arzney bereitet, welche man die concentrirte nennte. Dieſe muſten das heftigſte Feuer ausſtehen können, wenn man ſie auf die Capelle der Demonſtration brachte. Die Erfahrungen verlohren ſich öfters, wenn ſie die Probe halten ſolten, und die Arzney verlohr ihre Stärke, wenn ſie einen ungeſchickten Zuſatz, welchen man Präſuppoſita nannte, ausſchwitzen muſte. Mit einem Wort, die Vernunft wurde aufs höchſte getrieben, von den Schlacken gereiniget, und that eine erſtaunende Wirkung in allen Krankheiten der Einbildung.

Nun hätte man denken ſollen, daß die unordentlichen Einbildungen völlig ausgerottet worden. O ganz nicht: Eben die Unachtſamkeit im Probieren ſchob wiederum einen unrichtigen Gebrauch der Vernunft unter. Man rühmte da und dort ihre Vortrefflichkeit: die Wirkung aber zeigte leider, daß es nicht die concentrirte geweſen. Und auf ſolche Weiſe haben ſich die Krankheiten der Einbildung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet. Und ob zwar Meiſter der heilſamen Kunſt, als Thomaſius, der Verfaſſer des Schauplatzes ungereimter Meinungen, und andre mehr die Krankheiten beſſer kennen gelehret; auch Leibnitz, Wolf, und ihre Nachfolger in Bereitung concentrirter Arzneyen vollkommen zu nennen; ſo muß man ſich doch wundern, daß Menſchen theils ihre kränklichen Einbildungen allzulieb haben, als ihnen abſagen zu können, theils die Mittel verachten, theils auch davon nicht den rechten Gebrauch machen.

Wie leicht iſt daher zu begreifen, daß noch in ſo vielen Gegenden des Erdkreiſes, unter dem Nahmen derer muntern, nothwendigen, ergötzlichen, tiefſinnigen, dauerhaften, heimlichen, vorausſehenden, erhabenen, feſtgeſetzten, verborgenen und geſichtskundigen Vorſtellungen, nichts als leere, ausſchweifende, eitle, verworrene, ſclaviſche, ängſtliche, ungewiſſe, thörichte, hartnäckigte, unüberlegte, unzulängliche und mit einem Wort die abgeſchmackteſten Einbildungen herumſchleichen. Doch, wie durch den Anwachs der Wiſſenſchaften, der ächte Gebrauch der heilſamen Arzney immer mehr und mehr ausgebreitet wird; ſo iſt nicht alle Hoffnung verſchwunden, daß nicht nach und nach die Einbildungen gemäßiget, und endlich der Vernunft der Vorzug durchaus eingeräumet werden dürfte.

v. T.

Zweyte Abtheilung.

Philoſophiſche Abhandlungen.

I.

Richtigkeit
aller Einwürfe und unhöflichen Anfälle wider meine Preißſchrift von denen Monaden, wobey der Ungrund derſelben fernerweit klar vor Augen geleget wird (*).

Vorbericht.

Die Monaden des Herrn von Leibnitz, welche der Freyherr von Wolf mit einigen Einſchränkungen beybehalten hat, haben in dieſem Jahrhundert dem philoſophiſchen Reiche in Teutſchland viele Unruhen zugezogen. Sie ſind nicht allein beſonders, ſondern auch zugleich mit andern irrigen Meinungen der neuern Weltweisheit angegriffen worden: und da es allemal Leute giebt, die, wenn ſie von einigen Lehr-

---

*) Dieſe Schrift iſt 1748 beſonders gedruckt worden; und muß nach dem Endzweck dieſer Sammlung hier ihren Platz finden. Es ſcheinet, daß dieſe Schrift ſo wirkſam geweſen iſt, dieſen Streit ein Ende zu machen. Denn von allen hitzigen Gegnern hat ſich niemand weiter zu antworten getrauet. Es erſchien nur eine elende Scarteque unter dem Nahmen eines Schuſters zu Görlitz. Ich habe aber in dem Schreiben an einen neuangehenden Weltweiſen (Satyr. Schriften 2ter Band) gezeiget, was von ſolchen Widerlegungen zu halten iſt.

ſätzen eines großen Mannes überzeugt ſind, ſich gleichſam auf alle ſeine Worte verſchwören und die Regel des Horaz außer Augen ſetzen:

Nullius addictus jurare in verba magiſtri:

ſo hat es auch nicht an heftigen Vertheidigern dieſer leibnitziſchen Erfindung ermangelt. Der Ausgang dieſer Streitigkeiten [illegible] derjenige geweſen, der allen gelehrten Kriegen eigen iſt; nämlich, jede Parthey hat ſich den Sieg zugeeignet: und die Sache iſt in Ungewißheit geblieben.

Es würde vielleicht ganz gleichgültig geweſen ſeyn die Sache ferner auf ſich beruhen zu laſſen, wenn nur nicht die Ausländer dieſe Lehre von den Monaden, von der ſie wußten, daß ſie bey uns Beyfall fand, auf eine ſolche Art angeſehen hätten, die der Ehre von Teutſchland eben nicht viel Vortheil brachte. Die Königl. Preußiſche vortreffliche Academie der Wiſſenſchaften, die nichts ſo ſehr zum Augenmerk hat als eine geſunde und von aller Anhängerey entfernte Art zu philoſophiren und Teutſchland Ehre zu machen, hat alſo vermuthlich aus dieſer Urſache vor nöthig befunden die Unterſuchung der Monaden zur Aufgabe des 1747ſten Jahres zu beſtimmen. Man mochte nun den Ungrund der Monaden offenbahr zu Tage legen, oder beſſere Gründe vor die Monaden ausfindig machen; ſo hatte Teutſchland allemal Ehre davon zu gewarten. In dem erſten Fall wurden die Ausländer überzeugt, daß nicht alle Gelehrten in Teutſchland einer Meinung anhiengen, die ſie nicht ſo beſchaffen hielten, daß ihr Leute von Einſicht Beyfall geben könnten; und in dem andern Fall würde vielleicht der Anſtoß völlig gehoben, den dieſe Meinung in den Augen der Ausländer hatte.

Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, ob die Gedanken von den Elementen der Körper, die einige Zeit nach der Aufgabe der Königlichen Academie in Berlin heraus kamen, von einem anſehnlichen Mitgliede derſelben herrühren oder nicht. Geſetzt aber, daß dem alſo ſey: ſo werden Unpartheyiſche in dieſem Verfahren diejenige Partheylichkeit nicht finden, womit die Gegner allenthalben in ihren Schriften der Welt die Augen zu verblenden ſuchen. Wenn die vortreffliche Academie denjenigen Endzweck bey der Sache gehabt hat, den ich gemuthmaaßet habe: ſo war es unumgänglich nöthig, die Gelehrten in Teutſchland noch beſonders auf dieſe Aufgabe aufmerkſam zu machen. Man mußte ihnen auf eine eigentlichere Art zu verſtehen geben, daß diejenigen Gründe nicht hinreichend wären, die man zeither vor die Monaden angeführet hätte. Man müſſe alſo auf beſſere bedacht ſeyn, oder die Vertheidiger der Monaden würden ſich keines obſiegenden Ausſpruchs zu verſprechen haben. Und nichts war unpartheyiſcher, nichts war einer ruhmwürdigen Sorgfalt vor die Ehre von Teutſchland gemäßer, als eine Bekanntmachung von dieſer Art, die ſich in der Aufgabe ſelbſt nicht wohl bewerkſtelligen ließe. Viele unpartheyiſche Gelehrte haben alſo geurtheilet, daß man, ſtatt der häufigen Bemühungen die Gedanken von den Elementen der Körper zu widerlegen, beſſer gethan haben würde auf tüchtigere Gründe vor die Monaden zu ſinnen.

Gleichwie ich ſchon längſt beſchloſſen hatte, der Welt einmal diejenigen Gründe bekannt zu machen, wodurch ich glaubte, daß die Lehre von den Monaden unmöglich beſtehen könnte: ſo nahm ich von dieſer Aufgabe der Königlichen Academie Gelegenheit meine Gedanken von den Monaden auszuarbeiten, und es iſt bekannt, daß dieſe berühmte Geſellſchaft die Gütigkeit gehabt hat meiner eingeſendeten Schrift den Preiß zuzutheilen. Ich bin niemals ſo eitel, daß ich mir vor andern Gelehrten eine beſondre Einſicht zutraue. Die Einſendung meiner Schrift an die Königliche Academie war alſo nur ein Neben-Endzweck. Eigentlich war meine Schrift in die Ergötzungen der vernünftigen Seele beſtimmt, woſelbſt ich philoſophiſche Materien und beſonders die Lehrſätze der neuern Weltweisheit zu unterſuchen angefangen hatte: und ich würde ſie daſelbſt eingerücket haben, der Preiß hätte mir mögen zu Theil werden oder nicht. Ich habe dieſes ſo gar ſchon vorher in dieſer Monatſchrift verſprochen, ehe ich von dem erhaltenen Preiſſe die geringſte Wiſſenſchaft gehabt habe: und lediglich aus dieſer Urſache habe ich ſie auch in meiner Monatſchrift mitgetheilet, ohne auf die Bekanntmachung der Königlichen Academie zu warten.

Ich müßte eine thörichte Einbildung von mir ſelbſt und eine ſehr ſchlechte Kenntniß der menſchlichen Gemüther gehabt haben, wenn ich jemals geglaubt hätte, daß ſich die Gegner bey dem Ausſpruch der Königlichen vortrefflichen Academie beruhigen, und wider meine Schrift nichts einwenden würden. So ſehr philoſophiſch kann man ſich ſo leicht keinen Philoſophen vorſtellen; geſetzt, daß ihm die Wahrheit noch ſo deutlich und überzeugend vor Augen geleget würde. Hierzu gehören gewiſſe edle Empfindungen und Neigungen und eine Größe der Seelen, die uns ein finſterer logicaliſcher Kopf und die Wiſſenſchaft aller metaphyſiſchen Wort-Zänkereyen bey weiten nicht zuwege bringen.

Ich habe alſo nichts gewiſſers vermuthet, als daß mir das gütige Urtheil der Königlichen Academie eine Menge Gegner zuziehen würde. Allein, ich geſtehe ſehr gerne, daß ich mir niemals vorgeſtellet habe, daß man mich auf eine ſo unhöfliche und ausſchweifende Art anfallen würde, als ich in der That erfahren habe. Ich habe geglaubt, daß unſre vernünftigen und geſitteten Zeiten diejenige wüthende und pöbelhaftige Art gelehrte Streitigkeiten zu führen weit zurück gelaſſen hätten, die in den vorigen Jahrhunderten gar nichts ungewöhnliches war; und ob zwar noch dann und wann ein elender Scribent die verfallenen Fußtapfen des ehemaligen Unſinns wieder gangbar zu machen ſuchet: ſo war doch ſolches nicht in einer Materie zu vermuthen, die in eine Sphäre geſetzet zu ſeyn ſchien, dahin dieſe Elenden niemals gelangen.

Ich bildete mir ein, der bloße Nahme eines Philoſophen, den doch alle diejenigen ohne Zweifel führen wollen, die ſich an metaphyſiſche Streitigkeiten wagen, könnte ſchon hinlänglich ſeyn, jedermann von pöbelhaftigen und anzüglichen Anfällen abzuhalten. Allein, ich habe mich geirret: und ich geſtehe, daß ich noch nicht eingeſehen habe, was die Menſchen fähig ſind, wenn man den geheiligten Götzen ihrer Vorurtheile angreift. Unterdeſſen will ich meinen Leſern, ſo wohl meine unhöflichen und anzüglichen, als auch die billigen und vernünftigen Gegner näher bekannt machen. Ich will zuerſt von der erſten Klaſſe reden.

Ich würde mich an dem Herrn Magiſter Körber in Halle gröblich verſündigen, wenn ich ihm nicht die erſte Stelle in dieſer Klaſſe zugeſtehen wolte. Dieſer rüſtige und gelehrte Kämpfer, der ſchon den Monaden-Streit des 1746ſten Jahres mit ſeiner b[illegible]nten Schrift verunreiniget hat, vielleicht, daß man [illegible] etwas von ihm zu reden haben möchte, ſo wie diejenigen, die da

> piſſent au Benetier, a fin qu'on parle d'eux,
>
> *Regnier.*

und deſſen Höflichkeit und ſeine Art in gelehrten Streitigkeiten, die zuverläßigen Nachrichten und andre öffentliche Schriften ſehr erhoben haben; dieſer, ſage ich, hat in dem Gebauerlſchen Verlag zu Halle eine Vertheidigung der leibnitziſchen Monaden wider mich drucken laſſen. Ich bin ſehr verſichert, daß er der Verfaſſer dieſer Schrift ſey: und ohne Zweifel hat der Herr Magiſter ſelbſt kein Geheimniß daraus machen wollen, damit man nicht etwa dieſe wichtige Schrift einem andern zueignen möchte. Aus dieſer Urſache und damit er der Nachwelt deſto kenntlicher werden möge, hat er vermuthlich dem großen Sternſeher Kindermann, dieſem erhabenen Muſter vor Herr Körbern, das Kunſtſtück abgelernet, ſich ohngeachtet einer ſo großen Selbſtverläugnung, als die Verſchweigung des Nahmens iſt, dennoch den Nachſinnenden hinlänglich zu erkennen zu geben: und aus dieſer Urſache hat er ſich einen Kenner der neuern Weltweisheit unterſchrieſchrieben. Wer da wuſste, daß ein Herr Magiſter Körber in Halle war, wer dieſes Mannes Schriften kennte, wer einige Nachricht von ſeiner höflichen Art ſich auszudrücken hatte, dem war dieſes genug geſagt, um die Ehre dieſer Schrift niemand anders zuzueignen. Der Herr Magiſter kann verſichert ſeyn, daß er ſeinen Endzweck erhalten hat. Man kennet dieſen Kenner der neuern Weltweisheit; und ſo gar die Nachwelt wird ihn kennen. Allein, er kann verſichert ſeyn, daß ſie ihn nur mit Abſcheu kennen wird:

> N'eſt aujourd' hui connu, que par l' horreur publique,
>
> *Voltaire.*

wird man einmal von ihm ſagen müſſen.

Dieſe Schrift, von der ich rede, iſt allein ſo beſchaffen, daß ſie ihm eine ſolche Bekanntſchaft bey der Nachwelt erwerben kann. Alle Blätter ſind mit den heftigſten Anzüglichkeiten und den unhöflichſten Ausdrückungen wider mich erfüllet. Er wirft mir alle Augenblicke Mangel und Blödigkeit des Verſtandes und übergroſſe Einfalt vor. Er nennet mich einen Knaben, er wirft mit Schminkſuſchen und ſinnlichen Ergötzungen um ſich: und wie die ſaubern Ausdrückungen alle heiſſen. Er entblödet ſich nicht, mich der Bosheit zu beſchuldigen; und er iſt boshaftig genug, auf gewiſſenloſe Advocaten und übermäßige Liquidationes zu ſticheln, ohne mich zu kennen und ohne zu wiſſen, ob ich aus einer andern Urſache jemals advociret habe, als den Armen und Nothleidenden umſonſt zu dienen. So iſt des Herrn Magiſter Körbers Schrift beſchaffen: und wer wolte zweifeln, daß ſie ihm nicht ein würdiges Andenken bey unſern Enkeln erwerben wird.

Wo mag wohl der Herr Magiſter dieſe Weisheit und dieſen Verſtand hergenommen haben, die in dieſer Schrift herrſchen. Da bin ich gut vor, daß ſie ihm weder der Freyherr von Wolf noch ein andrer Weltweiſer beygebracht hat: und unter allen denjenigen Wiſſenſchaften, weswegen man ihm ehemals den Magiſter-Hut aufgeſetzet hat, iſt gewiß hiervon nichts vorhanden geweſen,

— — — non arte magiſtra
proueniunt. — — — —

Virgil.

Wenn er mit geſitteten Leuten umgehet: ſo iſt gleichfalls keine Vermuthung vorhanden, daß er damit dieſer Art der Weisheit und des Verſtandes habe angeſteckt werden können. Vermuthlich muß er ſie alſo unter der niedrigſten Sorte von Menſchen, unter dem Abſchaume des Pöbels erlernet haben: und ſo ſiehet auch ſeine Schrift in der That aus:

Vulgari buxo ſordida cera fuit.

Propertius.

In allem Ernſt iſt es in unſern Tagen etwas ganz unerhörtes, daß ein Mann, der vermuthlich vernünftig zu ſeyn begehret, der ein Weltweiſer ſeyn will, und was noch mehr iſt, der andre auf dem Wege der Weisheit und Tugend anzuführen verlanget, auf ſolche raſende und niederträchtige Ausſchweifungen verfallen kann. Vermuthlich wird der Herr Magiſter einwenden, daß die Art, womit ich denen Herren von Leibnitz und Wolf begegnet hätte, eine ſolche Züchtigung verdienet hätte. Allein, ich werde ihm und andern Gegnern dieſen Irrthum und dieſen Schlupf-Winkel der Unhöflichkeit in der Folge zu benehmen wiſſen: und das iſt wahrhaftig eine über alle maaßen elende Züchtigung, durch die wir uns ſelbſt niederträchtig und in den Augen vernünftiger Menſchen abſcheulich machen. Geſetzt auch, daß ich die Beſcheidenheit gegen jene große Männer aus den Augen geſetzt hätte: ſo würde doch der Herr Magiſter am allerwenigſten ein Recht erlanget haben, mit mir alſo umzugehen. Wenn der Herr Magiſter ein Schul-Knabe wäre; ſo wolte ich ihn indeſſen, bis er auf Univerſitäten die Sittenlehre und das natürliche Recht hören würde, den güldnen Spruch des großen Cicero vor Augen halten: Nulla eſt igitur excuſatio peccati, ſi amici cauſa peccaueris. Allein das ſolte man von Rechtswegen bey einem Manne nicht nöthig haben, der vermuthlich dieſe Wiſſenſchaften bereits andern vorgetragen hat.

Ich verſichere dem Herrn Magiſter, daß ich ein aufrichtiges Mitleiden mit ihm trage; und dieſes um deſto mehr, da ich verſichert bin, daß nicht die Ehre derer Freyherren von Leibnitz und Wolf die Urſache ſeiner Ausgelaſſenheit gegen mich iſt; ſondern lediglich die ungemein hitzigen Monaden, die des Herrn Magiſters Körper ausmachen, ſind hieran Schuld.

Der Herr Magiſter hatte nicht ſo bald den Eingang meiner Schrift in den Buchladen geleſen, als er nach ſeiner großen Scharfſinnigkeit gewahr wurde, daß ich durch diejenigen Leute, von denen ich daſelbſt ſage, daß ſie die Dreuſtigkeit hätten, diejenigen Worte und Sätze abzuläugnen, welche die Erfinder der Monaden bey dieſer Lehre angewendet haben, niemand anders, als eben ihn ſelbſt meinte: und ſiehe! die kleinen unſichtbaren Dinger, die ſeinen Körper ausmachen und die ungemein hitzig vor der Stirne ſind, wurden darüber aufgebracht. Sie ſtieſſen mit einer hitzigen Bewegung an einander. Hierdurch gerieth ſein Blut in eine außerordentliche Wallung. Sie trieben es in das Geſichte, und auf dem Kopfe die Haare empor; und des Herrn Magiſters ſonſt niedergeſchlagene Augen funkelten. Die unruhigen Monaden trieben das Spiel endlich ſo weit, daß der Herr Magiſter gegen den Buchhändler-Jungen ſchwur, er wolte mich wiſchen, daß ich an ihn gedenken ſolte:

> Nunc face ſuppoſita fueruescit ſanguis et ira,
> Scintillant oculi, dicisque, facisque, quod ipſe
> Non ſani eſſe hominis, non ſanus iuret Oreſtes.
>
> *Perſius.*

So gieng es mit des Herrn Magiſters Zorn zu. Das war die Urſache davon; und auf dieſe Art ſind alle die ausſchweifenden Ausdrücke wider mich entſtanden. Man ſiehet alſo leicht, daß nicht der Herr Magiſter, ſondern lediglich die unruhigen Monaden alle Schuld haben; und wie könnte ich auf dieſe böſe werden: ſie möchten es auch noch ſo toll machen. Denn das kann ich theuer verſichern, daß ich über ſolche kleine Thiere noch niemals aufgebracht worden bin, ſie haben mögen um mich herum ſchwermen, wie ſie gewollt haben. Vielleicht würde es aber doch der Welt großen Nutzen bringen, und ſonderlich in Entdeckung der verſchiedenen Leidenſchaften der Menſchen vortreffliche Dienſte leiſten, wenn man die verſchiedenen Naturen der Monaden beſſer unterſuchen wolte.

Ich glaube, daß hierzu niemand geſchickter iſt, als der gelehrte Herr Verfaſſer desjenigen Sendſchreibens an mich, das nur kürzlich in der Siegertſchen Buchhandlung zu Liegnitz an das Licht getreten iſt, und wo S. 23 ſchon eine ganz brauchbare Theorie von der Widerwärtigkeit und der heftigen Liebes-Neigung gewiſſer Monaden gegen einander gegeben wird. Der Herr Verfaſſer darf nur auf dieſen Grundſätzen fort bauen. Ich will ihn hierum öffentlich erſuchen: Er wird der Welt und beſonders dem Herrn Magiſter Körber einen wichtigen Dienſt leiſten. Dieſer tiefſinnige Weltweiſe wird dergleichen Entdeckungen in ſeinen Seelen-Ausmeſſungen mit ungemeinen Nutzen anzuwenden wiſſen.

Ich bin nichts weniger Willens geweſen, als in dieſer Schrift zu ſpotten. Allein es giebt Gegenſtände, die ſo lächerlich ſind, daß man es ſich unmöglich gänzlich enthalten kann. Es gehöret eine ganz außerordentliche Mäßigung darzu, wenn man ſich bey einem Gegner, wie der Herr Magiſter Körber iſt, der ſatyriſchen Züge enthalten will; und ich bin verſichert, daß wenige meiner Leſer, wenn ſie an meiner Stelle wären, ſo leidlich mit dem Herrn Magiſter umgehen würden. Ein Mann, der jemand ſo ausſchweifend und unhöflich begegnet, und ſeine Sachen mit ſo ſchlechtem Witze vorbringt, der bietet ſeinem Feinde eine Menge Gelegenheit dar, ſich über ihn luſtig zu machen. Wenn ich nicht ſo billig wäre, wenn ich nicht Mitleiden mit dem Herrn Magiſter trüge: ſo könnte ich ein jedes Wort von ſeinen grimmigen Ausdrücken lächerlich machen: und wenn ich die Gemüths-Neigungen des Herrn Magiſters hätte, die er in ſeiner

Schrift äußert, was würden mir nicht ſeine Schriften vor Materie zu ſeinem Schaden zu lachen an die Hand geben.

Ein Mann, der ſich in Kopf ſetzen kann, die quadraturam circuli erfunden zu haben, der fähig iſt ſeinen Schriften einen ſo lächerlichen Titel zu geben, als Ausmeſſungen der Seele klingen, der iſt recht darzu gemacht ein Gegenſtand des Scherzes und der Luſt zu ſeyn. Ja, was würde nicht ein Spötter unter dem äußerlichen Anſehen des Herrn Magiſters und ſeinen unhöflichen Ausdrückungen vor eine Uebereinſtimmung herausbringen. Vermuthlich würde er ohne ſeinen Dank und Willen einen cyniſchen Weltweiſen aus ihm machen, die neben einem ſchmutzigen Anſehen, in der Kunſt unhöflich zu ſeyn, große Meiſter waren. Der Abriß, den man mir, von Halle aus, von dem Herrn Magiſter macht, leget dieſen Spott ausdrücklich zum Grunde. Allein, ich mache mir ein Gewiſſen, daran Theil zu nehmen, und überhaupt mir die Schwäche des Herrn Magiſters zu Nutz zu machen. Ich glaube vielmehr, daß er eines beſondern Mitleidens und liebreichen Vorſorge würdig iſt.

Es mag dieſes genug ſeyn, meinen Leſern dieſen erſten Gegner kennen zu lernen. Was ſeine Einwürfe ſelbſt anbetrifft: ſo wird man ſich aus dieſer Schrift von ihrer Wichtigkeit überzeugen können. Ich gehe nunmehr zu den übrigen.

In dem 6ſten Stück des Hamburgiſchen Magazins befindet ſich ein Artikel wider mich eingerücket, der der Körberiſchen Schrift an Unbeſcheidenheit nicht viel nachgiebt; nur daß der Herr Verfaſſer witziger denkt, und ſeine Anzüglichkeiten geſchickter einkleiden kann, als der Herr Magiſter Körber. Sie werden zufällige Anmerkungen über meine Preis-Schrift genennet: und ſie können mit Recht zufällig heißen, weil ſie in meiner Schrift nicht den geringſten Grund haben. Ohne Zweifel ſind ſie Kinder der Leidenſchaften, der Partheylichkeit und andrer Urſachen; und durch einen Zufall ſind ſie auf meine Schrift gefallen. Der geſchickte Verfaſſer derſelben iſt mir ſehr wohl bekannt. Allein, nach der Hochachtung, die ich allemal vor ihn gehabt habe, will ich ſeinen Nahmen verſchweigen. Der Herr Verfaſſer muß meine Schrift ungemein flüchtig geleſen haben; und eben ſo flüchtig muß er ſeine zufälligen Anmerkungen niedergeſchrieben haben. Ueberall hat er mich entweder nicht recht verſtanden und bürdet mir falſche Folgerungen auf: oder, was er vorbringt, ſind ſehr ſeichte Gedanken, die, wenn man nicht den Herrn Verfaſſer aus andern Schriften zu kennen die Ehre hätte, eine ſchlechte Gründlichkeit in den Wiſſenſchaften anzeigen würden. Dennoch begegnet mir der Herr Verfaſſer mit einer außerordentlichen Verächtlichkeit. Was wird aber ein Verfahren dieſer Art dem Herrn Verfaſſer vor Ehre bringen, wenn ſich vernünftige und unpartheyiſche Gelehrte aus dieſer meiner Schrift überzeugen werden, was vor einen ſchlechten Grund alle ſeine Anzüglichkeiten haben. Ich bin verſichert, daß nichts in der Welt ſo leicht iſt, als über die beſten Schriften mit allen Zeichen der äußerſten Verachtung Critiken zu machen, wenn man gewiſſe Regeln der Billigkeit und der Beſcheidenheit außer Augen ſetzen will. Um den Herrn Verfaſſer hiervon lebhaftig zu überzeugen: ſo will ich nächſtens eine Probe machen. Ich will über eine gewiſſe Schrift eines gelehrten Mannes, von dem ich gewiß verſichert bin, daß er ihn vor einen gründlichen Gelehrten hält, eben ſolche zufällige Anmerkungen machen, als der Herr Verfaſſer über meine Schrift gemacht hat. Sie ſollen eben ſo viel Schein haben, als die ſeinigen; und der Herr Verfaſſer ſoll ſehen, daß es gar keine Kunſt iſt, einem bekannten gründlichen Gelehrten verächtlich zu begegnen. Ja, ich getraue mir ſo gar zu verſprechen, daß den Schluß meiner Anmerkungen eben ſo ſinnreich ſeyn ſoll, als der Beſchluß der ſeinigen; und er ſoll eben ſo viel Verachtung gegen dieſen gründlichen Gelehrten ausdrücken; und ich bin verſichert, daß der Herr Verfaſſer mein Verfahren vor ſehr unbillig halten wird.

Ich kann den Verfaſſer derjenigen Recenſionen, die wider mich in den Leipziger gelehrten Zeitungen zum Vorſchein gekommen ſind, gleichfalls unter meine Gegner rechnen; weil er ſich Mühe gegeben hat wider meine Schrift ein Haufen Einwürfe zu machen. Wenn der Herr Verfaſſer billig und zugleich fähig iſt die Wahrheit einzuſehen: ſo wird er ſie in dieſer Schrift völlig abgelehnt finden, ob ich ihrer gleich nicht beſonders erwähnt habe. Dieſe Recenſiones haben, wie ich verſichert bin, den Herrn Profeſſor Bel zum Urheber; und ich geſtehe, daß ich mir von demſelben eine billigere Gemüths-Art verſprochen hätte. Er muthmaßet, daß ich das meiſte meiner Schrift aus des Herrn Ludovici Geſchichte der neuern Weltweisheit, und aus Walthers Eleatiſchen Gräbern genommen hätte.

Ich glaube nicht nöthig zu haben dem Herrn Profeſſer zu ſagen, daß billige und vernünftige Gelehrte dergleichen Muthmaßungen niemals äußern, wenn ſie nicht von der Wahrheit ihres Vorgebens vollkommen verſichert und ſolches zu beweiſen in Stande ſind, und daß leere und ungegründete Muthmaßungen dieſer Art ihren Urheber in den Augen rechtſchaffner Leute wenig Vortheil bringen, weil ſie weiter nichts als eine Begierde ehrliche Leute zu verkleinern und zu verläumden anzeigen, welches wahrhaftig keine würdige Gemüths-Beſchaffenheit iſt. Wie wird alſo der Herr Profeſſor mit ſeinem bittern Vorgeben beſtehen, wenn ich den Beweis davon fordre?

So viel bin ich in meinem Gewiſſen überzeugt, daß ich dieſe Schriften ſeit acht Jahren nicht in meinen Händen gehabt habe. Ich beſitze ſie weder ſelbſt, noch ſind ſie bey denen hieſigen Gelehrten zu erlangen geweſen. Ich war im Begriff mir dieſelben zu verſchreiben, um zu ſehen, ob etwan meine Schrift von ohngefähr mit jenen eine Aehnlichkeit der Gedanken in ſich enthielte, welche dem Herrn Profeſſor zu einer ſo unbilligen Muthmaßung Anlaß gegeben haben könnte. Allein ein gelehrter Freund ſchrieb mir, daß ich dieſes ungleichen Vorgebens wegen ganz unbeſorgt ſeyn könnte. Er hätte ſich die Mühe gegeben, meine Schrift mit einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit gegen jene zu halten. Er hätte aber nichts darinnen gefunden, was nur zu einer dergleichen Muthmaßung den geringſten Schein geben könnte: und eben dieſe Sache überzeugte unpartheyiſche Gelehrte, was vor nicht allzuedle Kunſtgriffe die Herren Gegner wider mich anzuwenden geneigt wären.

Viele, die an meiner Stelle wären, würden ſich kein Bedenken machen, dem Herrn Profeſſor vorzurücken, daß er mich vielleicht nach ſich ſelbſt beurtheilet hätte. Allein, dieſes iſt nicht meiner Gemüths-Art gemäß. Ich kenne des Herrn Profeſſors eigne Fähigkeit. So viel kann ich aber dem Herrn Profeſſor verſichern, daß ich nicht einer von denjenigen Gelehrten bin, die aus neun Büchern das zehnte zuſammen ſchmieren. So gering als auch meine Schriften ſeyn können: ſo bin ich es doch ſelbſt, der darinnen denket. Ich habe mir eine ganz eigne Methode erwählet. Wenn ich etwas ſchreiben will: ſo bediene ich mich nichts, als meiner eignen Meditationen, und entwerfe dieſelben völlig, ohne das geringſte Buch nachzuſchlagen. Hernach ſchlage ich erſt unter meinem wenigen Bücher-Vorrathe nach, was andre Gelehrten davon gedacht und geſchrieben haben. Ich prüfe es ſehr genau; und nach dieſer Prüfung erhalten meine eignen niedergeſchriebenen Gedanken ihr Urtheil. Bey einer ſolchen Methode, deucht mir, iſt man weit entfernt auszuſchreiben.

Wenn der Herr Profeſſor nichts anders gewußt hätte, mich verächtlich zu machen, als eben die Stelle des Fontaine, die ich meinem vorhergehenden Monats-Stück vorgeſetzet hätte: ſo hätte er ſich dieſe Mühe erſpahren können. Das lacht ſich nicht, wenn man nichts anders weiß, als was ſich der Gegner den Augenblick ſelbſt bedienet hat. Mich deucht, daß es eine gewiſſe Armuth anzeigt, welche diejenigen doch von Rechts wegen nicht haben ſolten, welche andre verächtlich halten wollen. Wenn ich Luſt zu ſpotten hätte: ſo könnte ich ſagen, dieſe Stelle wäre dem Herrn Profeſſor vorher noch nicht bekannt geweſen,

weſen, bis er ſie in meiner Monats-Schrift gefunden hätte; und das Bekenntniß, daß mir dieſe Stelle ganz wohl bekannt wäre, zeige eine Art der Gewiſſens-Angſt an, die ihm unvermuthet entwiſcht wäre. Jedoch ich nehme es vielmehr vor ein Kennzeichen an, daß der Herr Profeſſor an ſich ſelbſt eine ganz billige Gemüths-Art habe.

Ich bin auch von dieſer billigen Gemüths-Art des Herrn Profeſſors in der That verſichert: und ich weiß, daß er vor ſich dieſe Recenſionen nicht unternommen haben würde. Ich kenne ſo gar alle Bewegungs-Gründe und die Trieb-Federn, die ihn darzu veranlaſſet haben. Allein, ich bitte den Herrn Profeſſor, zu erwegen, daß man auch nicht um Gunſt und Anſehn willen wider den Charakter eines rechtſchaffenen Mannes handeln müſſe: und dergleichen Bewegungs-Gründe ſind von denjenigen nicht weit entfernet, die Voltaire ſo übel abſchildert:

Combien plus malheureux; plus ridicule encore
Eſt un vil gazetier, que l'interêt devore,
Qui vent au plus offrant ſon ancre et ſes fureurs.

Diejenigen aber, welche alles anwenden, damit ich in öffentlichen Schriften verächtlich gemacht werden ſoll, können verſichert ſeyn, daß ſie dadurch ihren Ruhm nicht vermehren werden. Die Nach-Welt wird vielleicht dergleichen Wege, Meinungen zu vertheidigen, geſetzt, daß man ſie vor noch ſo unfehlbare Wahrheiten hielte, eben nicht vor allzuerhaben anſehen; und es giebt Mittel die Nachwelt davon zu unterrichten, wenn der wider mich angefangene Unfug fortdauren ſollte.

Vielleicht iſt der wider mich in dem Hamburgiſchen Correſpondenten befindliche Artikel aus gleichen Triebfedern entſtanden. Weil in dieſen Blättern alle eingeſendete fremde Aufſätze ihren Platz finden: ſo kann ich verſichert ſeyn, daß dieſe Recenſion nicht von dem billigen und vernünftigen Verfaſſer des Correſpondenten ſelbſt herrühret. Der Urheber hat ſich aber ſehr ſchlecht verantwortet. Er will mir ein Kapitel aus der Moral leſen; und nichts verletzet die Pflichten gegen den Nächſten ſo ſehr, als eben ſeine Recenſionen. So viel an ihm liegt, ſucht er die Leute zu warnen, mir keine Proceſſe anzuvertrauen. So hämiſch und unbillig dieſe Bemühung iſt: ſo lächerlich iſt ſie; weil ich mich niemals dadurch habe ernähren wollen.

So iſt die erſte Klaſſe meiner Gegner beſchaffen: und auf eine ſo unbeſcheidene Art hat man die Monaden zu vertheidigen geſucht. Die Herren Gegner können aber verſichert ſeyn, daß ſie dadurch ihrer Sache wenig Vortheil gebracht haben. Das iſt nicht der Weg, die Wahrheit zu vertheidigen; und nur eine ungerechte Sache bedarf es, daß ſie auf eine ſolche Art verfochten wird. Der Unfug, den ſie wider mich anfangen, iſt gar zu arg; und damit verſalzen ſie den Brey, den ſie wider mich aufſchütten, daß niemand Geſchmack daran finden will. Wer in der Welt wird ihnen glauben, daß meine Schrift ſo gar elend iſt, als ſie dieſelbe ausgeben. Kann ſich wohl ein vernünftiger Menſch, den die Sucht der Partheylichkeit nicht dahingeriſſen hat, nur im Traume einfallen laſſen, daß eine ſo erleuchtete Geſellſchaft groſſer Gelehrten einer Schrift, wie ſie die meinige abſchildern, den Preiß zugetheilet haben würde?

In der That bin ich verſichert, daß vernünftige und unpartheyiſche Gelehrte die Sache mit ganz andern Augen anſehen, und eben die ausſchweifenden Anfälle der Gegner zu einem ſchlechten Vortheile vor die Monaden auslegen. Ich habe bey dieſer Gelegenheit von einigen berühmten Gelehrten aus eigner Bewegung Briefe erhalten, mit denen ich ſonſt niemals in Brief-Wechſel geſtanden habe. Man ſchreibt mir, daß Vernünftige und Unpartheyiſche eben daher ein gewiſſes Merkmaal nehmen, daß ich die Herren Monadiſten an dem rechten Orte angegriffen hätte, wo es ihnen weh thäte; weil ſie ſo gar grimmig thäten; und ein andrer ſcherzet folgender Geſtalt über die Sache: „Stellen ſie ſich vor, daß die Mo„naden jetzo in den letzten Zügen liegen; und das ſind „ihre letzten Kräfte, die ſie anwenden. Das Herz eines „Sterbenden thut noch ein Paar heftige Schläge, ehe „ſeine Bewegung aufhöret. Laſſen ſie die Monaden „noch ein paarmal ſo um ſich ſtoßen: ſo wird ihnen der „Athem gewiß ſtehen bleiben.„ Man hat mir ſo gar von unbekannten Händen allerley Wege zur Vertheidigung vorſchlagen wollen: und ein unbekannter gelehrter Freund, der ſich einen aufrichtigen Freund der Wahrheit und Liebe unterſchreibt, hat ſich die Mühe gegeben, allerley offenbar ungerechte Urtheile und nicht zu entſchuldigende Vergehen der Leipziger gelehrten Zeitungen zuſammen zu tragen.

Weil ich meine Vertheidigung nicht auf dieſe Art zu führen begehre: ſo will ich nur ein einziges Beyſpiel davon anführen. Die Leipziger gelehrten Zeitungen ſollen dem Herrn Profeſſor Reichard, dieſem würdigen und berühmten Gelehrten vorgeworfen haben, daß er in ſeiner Hiſtorie der teutſchen Sprach-Kunſt des Wachters Gloſſarium, dieſes ſehr bekannte Buch, vergeſſen hätte. Dennoch ſey in des Herrn Prof. Reichards Schrift ein ganzer §. davon vorhanden. Dieſer unbekannte gelehrte Freund glaubt, daß man ſich ſolcher Geſtalt unterſtehen müſſe von Büchern zu urtheilen, die man nicht geleſen habe, oder das ſey eine ganz neue Art von einer Tadel-Sucht.

Die Gegner wollen zwar ihre Anzüglichkeiten damit entſchuldigen, daß ich ſelbſt in meiner Schrift die Beſcheidenheit und die Hochachtung gegen die Freyherren von Leibnitz und von Wolf außer Augen geſetzet hätte. Allein, es iſt nur Schade, daß unpartheyiſche Gelehrte, die meine Schrift geleſen haben, denen Herren Gegnern nicht auf ihr Wort glauben. Sie wiſſen, was an dieſem Deckmantel der Unhöflichkeit iſt, in welchen man ſich vor den Augen der vernünftigen und geſitteten Welt verhüllen will. Meine Schrift liegt vor jedermanns Augen. Ich fordre, daß man mir ein einziges Wort darinnen zeige, das an ſich ſelbſt unbeſcheiden und unhöflich iſt. Als ich dieſen Vorwand des ausſchweifenden Verfahrens gegen mich in öffentlichen Schriften fand: ſo habe ich meine Schrift einigemal mit großer Aufmerkſamkeit durchgeleſen, um die Unbeſcheidenheiten zu finden, die ich begangen haben ſoll: und ich habe gelehrte Freunde gebethen, ſie in eben dieſer Abſicht durchzugehen. Weder dieſe, noch ich ſelbſt, haben etwas gefunden, was dieſen Vorwand beſchönigen könnte; man müßte denn das große Verbrechen darinnen ſuchen, daß ich mich zweymal des Bey-Worts ungereimt und einmal des Ausdrucks elende Folgerungen bedienet habe; jedoch in einem ganz allgemeinen Verſtande, ohne daß es ſich jemand beſonders annehmen kann.

Wenn dieſe Ausdrücke unbeſcheiden und unhöflich heiſzen: ſo ſtehe ich davor, daß kein einziger Gelehrter höflich und beſcheiden ſchreibt. Der Herr von Leibnitz, den man wegen ſeiner Beſcheidenheit ſo ſehr rühmet, hat ſich dieſer Ausdrücke ſehr oft bedienet. Wenn man es verlangt: ſo will ich aus allen ſeinen Schriften Zeugniſſe davon beybringen. In denen bekannten Streit-Schriften, welche zwiſchen dem Herrn Doktor Clarken und dem Herrn von Leibnitz gewechſelt worden ſind, bedienet man ſich auf beyden Seiten, allein der Herr von Leibnitz am häufigſten, der Bey-Wörter: wunderlich, unverſtändig, ſehr ſeltſam, elend, ungereimt; und das zwar, wenn von den eignen Gedanken des Gegners die Rede iſt. Dennoch will ich, wenn man es fordert, über zwanzig Stellen aus öffentlichen Schriften beybringen, daß man dieſe Streit-Schriften als ſehr höflich und beſcheiden rühmet. Warum ſoll es denn aber ein Verbrechen ſeyn, wenn ich ein paar ſolcher Wörter in einer allgemeinen Bedeutung gebrauche? Wahrhaftig, das iſt ein ſehr ſchlechter Vorwand ſich der Unhöflichkeit und den Anzüglichkeiten auf eine ausſchweifende Art zu überlaſſen.

Will man aber einige lebhaftige Gedanken, z. E. die Allegorie des philoſophiſchen Ungeheuers, als groſze Unhöflichkeiten anſehen: ſo werden die Herren Gegner von allen vernünftigen Leuten, die unter Lebhaftigkeit und Unbeſcheidenheit einen guten Unterſchied zu machen wiſſen, ſehr beklagt werden; und glauben ſie, daß man ſich in denen philoſophiſchen Materien, die ohnedem vor die wenigſten angenehm ſind, nur einer trockenen und matten Schreib-Art gebrauchen müſſen: ſo ſtehet ihnen dieſes zwar frey. Sie müſſen aber nur nicht verlangen, daß ſich andre ohne Noth nach ihrem Eigenſinn bequemen ſollen. Wo iſt alſo die Unbeſcheidenheit und die Unhöflichkeit, die ich begangen haben ſoll? Vielleicht beſtehet das große Verbrechen lediglich darinnen, daß man ſich unterſtehet Säße großer Männer anzugreifen, die man einmal als heilige und ungezweifelte Wahrheiten angenommen hat.

Allein, in dem philoſophiſchen Reiche giebt es keine Glaubens-Lehren. Gott ſey Dank! es giebt keine philoſophiſche Kirche, mit welcher wir glauben müſſen, was ſie glaubt; und hier gilt es wahrhaftig ſehr wenig, wenn die Anhängeren große Männer in einen Götzen-Tempel verſetzet, wo man ſie nur mit einer gläubigen und andächtigen Ehrfurcht anſehen ſoll. Das iſt keinesweges das Mittel, den wahren Ruhm großer Männer zu befördern; und wenn man ſie auf eine ausſchweifende Art vertheidigen will: ſo kann man nur verſichert ſeyn, daß man in den Gemüthern der Unpartheyiſchen eine ganz entgegen geſetzte Wirkung hervorbringet. Ich weiß, was ich groſſen Männern ſchuldig bin. Ich weiß, was ich denen Verdienſten der Freyherren von Leibnitz und Wolf ſchuldig bin.

Ich habe auch, deucht mir, in eben der Schrift, weshalb man mich ſo ſehr mishandeln will, und anderwärts deutlich genug zu erkennen gegeben, wie hoch ich ſie ſchätze; und wenn der Herr von Leibnitz ſonſt weiter nichts als ſeine Theodicee geſchrieben hätte: ſo würde ich vielleicht lebenslang eine ſo wahrhaftige Hochachtung vor ihn haben, als ich zweifle, ob ſie meine Gegner haben. Allein, deshalb habe ich mich nicht auf ſeine Sätze verſchworen; deshalb glaube ich mich nicht an ihm zu verſündigen, wenn ich zeige, daß er geirret habe; und deshalb denke ich nicht, daß ich mit einer abergläubiſchen Ehrfurcht einen lebhaftigen Gedanken unterdrücken muß, wenn ich in der Zergliederung ſeiner Sätze begriffen bin.

Vielleicht wird dasjenige, was ich hier geſagt habe, zur Beſchämung und Ueberzeugung meiner unhöflichen Gegner genug ſeyn. Ich will mich nun zur andern Klaſſe wenden.

In der Dyckiſchen Handlung zu Leipzig iſt eine Schrift zum Vorſchein gekommen, welche den Titel hat: **Prüfung einer in den Ergötzungen der vernünftigen Seele ohnlängſt an das Licht geſtellten Schrift wider die einfachen Dinge.** Der Herr Profeſſor Stiebritz in Halle iſt zuverläßig Verfaſſer derſelben; und man muß dem Herrn Profeſſor zum Ruhme nachſagen, daß der vernünftige und würdige Charakter, den derſelbe in allen ſeinen Schriften führet, auch in der gegenwärtigen nicht außer Augen geſetzet iſt. Es iſt gewiß, daß ein Schriftſteller ſeine Gemüths-Neigungen allemal durch ſeine Schriften abgeſchildert; und wolte Gott! daß alle und jede einen würdigen Abriß von ſich geben!

Que votre ame et vos mœurs peints dans tous vos
ou[illegible]es.
N'offrent jamais de vous, que des nobles images.
Boileau.

In der Schrift des Herrn Profeſſors findet man nichts, was eine üble Gemüths-Beſchaffenheit anzeigen könnte; und wenn alle meine Gegner in dieſen Schranken geblieben wären: ſo würde dieſer Monaden-Streit zum Vergnügen aller rechtſchaffnen Leute und vielleicht zu mehrern Vortheil vor die Wahrheit geführet werden. Man kann nicht ſagen, daß der Herr Profeſſor in dieſer Schrift alle ſeine Worte auf der Gold-Waage abgewogen hat; und man wird gewiß weit mehr ungemäßigte Redens-Arten darinnen finden, als in der meinigen. Allein, ſo lächerlich bin ich nicht, wie die meiſten meiner Gegner, daß ich einen lebhaftigen Gedanken und ein Wort, das eben keine tiefe Ehrfurcht vor dem Gegner anzeigt, vor Unbeſcheidenheit und ein groſſes Verbrechen anſehen ſolte; und dergleichen Ausdrückungen meines Herrn Gegners hintern mich nicht, ſeine Schrift vor beſcheiden und vernünftig zu halten.

Ich werde dannenhero den Herrn Profeſſor Stiebritz hauptſächlich als meinen Gegner anſehen. Ich habe auch in dieſer Beantwortung vornehmlich auf ſeine Einwürfe mein Augenmerk gerichtet; und ich bin denenſelben Schritt vor Schritt gefolget. Nicht allein ſeine Beſcheidenheit verdienet dieſe Achtbarkeit; ſondern auch die Beſchaffenheit ſeiner Einwürfe. Der Herr Profeſſor hat nicht flüchtig geſchrieben. Er hat den Verſtand meiner Worte wohl gefaſſet, und ſeine Einwürfe treffen allemal den rechten Punct, worwider ſie gerichtet ſeyn müſſen.

So zufrieden ich mit des Herrn Profeſſors Schrift bin: ſo wünſchte ich doch, daß er ſeine Nachricht S. 14. von den vermeintlichen Umſtänden des vor mich ausgefallenen Urtheils der Königlichen Academie weggelaſſen hätte. Das ſind ſo kleine Kunſtgriffe, die allemal wenig helfen. Man braucht den Unpartheyiſchen nur den wahren Verlauf der Sache zu ſagen: ſo machen ſie vielmehr einen ganz entgegengeſetzten Eindruck. Ich könnte es thun, wenn ich es vor nöthig befände. So viel kann ich aber dem Herrn Profeſſor nicht bergen, daß fünf Stimmen gegen zwey, welche die letztern faſt zweymal überſteigen, vor keine wenige Mehrheit der Stimmen angeſehen werden kann. Ich unterſtehe mich nicht ſchlechterdings zu behaupten, daß meine Schrift zu rechter Zeit eingelaufen iſt. Die Zufälle auf den Poſten ſind gar zu verſchieden. Ich weiß aber dennoch nicht, ob es die damaligen Geſetze dieſer vornehmen Geſellſchaft haben wolten, daß eine zu ſpät eingelaufene Schrift ganz und gar verſchwiegen werden ſoll.

Als ich gegenwärtige Schrift unter die Preſſe geben wolte: ſo kam mir ein an mich gerichtetes Sendſchreiben von Wiederbringung der Monaden in das Reich der Wirklichkeit in die Hände, wovon ich ſchon oben geredet habe. Ich habe alſo in der Schrift ſelbſt keinen Betracht darauf machen können. Wenn aber auch dieſes Sendſchreiben eher zum Vorſchein gekommen wäre; ſo glaube ich doch nicht, daß es einer Widerlegung bedurft hätte. Der Herr Verfaſſer legt in ſeiner ganzen Schrift zum Grunde, daß die Monaden nichts anders als die Atomi des Democrit und Epicur ſind, und daß ſie in der That materiell und körperlich wären. „Er ſpricht, daß man ſo groſſen Männern eine ſolche Uebereilung, ein ſolch Wunder-Geſchöpfe, eine ſolche abergläubiſche Meinung nicht andichten müſſe, daß ſie glaubten, es könnten aus unkörperlichen Dingen Körper werden.

So wunderlich dem Herrn Verfaſſer alſo eine ſolche Lehre vorkommt, und ſo ungereimt ſie vielen andern vernünftigen Menſchen ſcheint: ſo iſt doch nicht der geringſte Zweifel vorhanden, daß ſie nicht in der That die Lehre der Gegner ſeyn ſolte. Wer die Monaden-Lehre richtig innen hat, der läßt ſich nicht einfallen hieran zu zweifeln; und die Gegner geſtehen es ganz willig, daß nach ihrer Lehre aus unmateriellen und unkörperlichen Dingen materielle und körperliche entſtehen ſollen. Der Herr Verfaſſer hat ſich vermuthlich zu dieſem Irrthum verführen laſſen; weil die Freyherren von Leibnitz und Wolf öfters ſagen, daß ihre einfachen Dinge die wahren Atomi der Natur ſind. Allein, unter dieſer Benennung verſtehen ſie, denen Atomis des Epicurs ganz entgegengeſetzte Dinge, und eben deswegen nehmen ſie die Monaden als Elemente der Körper an, weil ſie die Atomos verwerfen. §. 77. der Wolfiſchen Metaphyſik. Wenn alſo der Herr Verfaſſer im Ernſt mit mir hat ſtreiten wollen: ſo hat er ſich eine vergebene Mühe gemacht. Er hat nicht gewuſt, daß wir ſo gute Freunde ſind.

Ich ſolte aber faſt auf die Gedanken gerathen, daß er den Endzweck gehabt hätte, das Ungereimte in der Monaden-Lehre auf eine verdeckte Art zu zeigen. Unverſchiedene lebhaftige Züge, z. E. die Hufeiſen der maul-eſeliſchen Monaden, und die heftige Liebes-Neigung der Monaden eines jungen Stutzers gegen die Monaden eines hübſchen Mägdchens, beſtärken mich in dieſen Gedanken: Jedoch die Abſicht des Herrn Verfaſſers ſey geweſen, welche ſie will: ſo hat mir dieſe Schrift beſonders gefallen. Ich bin nicht ſo wunderlich, als meine Herren Gegner, daß ich einen lebhaftigen Gedanken vor eine große Beleidigung aufnehmen ſolte; und wenn meine Geſchäffte jetzo nicht gar ſo überhäuft wären: ſo hätte ich mir das Vergnügen gemacht, dieſem meinem muntern Herrn Correſpondenten in einer beſondern Schrift zu antworten. Ich würde dadurch Gelegenheit bekommen haben, denenjenigen, welche nicht gerne ernſthaftige und tiefſinnige Sachen leſen, das Wunder-Geſchöpfe der Körper aus einfachen Dingen auf eine angenehme Art vor Augen zu legen.

Ich habe nunmehr meinen Leſern alle diejenigen kennen lernen, welche etwas wider meine Schrift haben einwenden wollen; und ich habe ihnen die Art bekannt gemacht, mit welcher es von verſchiedenen Seiten geſchehen iſt. Was die Einwürfe ſelbſt anbetrifft: ſo wird gegenwärtige Schrift zu Tage legen, von was vor Wichtigkeit ſie ſind. Es würde vergeblich ſeyn, wenn ich dieſe meine Antwort meinen Leſern im voraus anpreiſen wolte. Meine Schrift ſelbſt muß vor mich reden: und Unpartheyiſche mögen daraus urtheilen, ob ich oder meine Gegner Recht haben. Vielleicht iſt es keine Eitelkeit, wenn ich ſage, daß ich in dieſer Schrift ſehr deutlich gezeiget habe, wie nichtig und ungegründet alle ihre Einwürfe ſind.

Ich habe meine Schrift in zwey Abtheilungen eingetheilet. In der erſten habe ich denen allgemeinen Einwürfen hinlänglich begegnet, welche man meiner Unterſuchung der Lehre von den Monaden überhaupt entgegengeſetzet hat: und hierbey habe ich Gelegenheit genommen, den Ungrund der Monaden und einfachen Dinge durch neue Beweiſe ſehr deutlich zu Tage zu legen. In der andern Abtheilung aber ſind meine Antworten auf die beſondern Einwürfe enthalten. Dieſe habe ich vornehmlich gegen die Einwürfe des Herrn Profeſſor Stiebritz gerichtet: und wenn ich dem Herrn Gegner ohne weitern Zuſatz ſage: ſo iſt es dieſer würdige Gelehrte, von dem ich rede. Ich folge dem Herrn Profeſſor Fuß vor Fuß: und zu dem Ende habe ich die §§. ſeiner Schrift bey dem Anfange der meinigen angezeiget. Wenn die übrigen Gegner nichts weiter ſagen, als was des Herrn Profeſſor Stiebritz Schrift in ſich enthält: ſo habe ich vor unnöthig gehalten, ſie beſonders zu widerlegen. Alsdenn aber, wenn ſie andre Einwürfe vorbringen: ſo habe ich ſie nicht vergeſſen; und zu dem Ende habe ich diejenigen §§. meiner Unterſuchung der Lehre von den Monaden allemal angezeiget, welche die §§. der jetzigen Schrift vertheidigen, damit die Einwürfe der übrigen Gegner an einerley Stelle erörtert werden könnten.

Ohngeachtet in gegenwärtiger Schrift alles entkräftet wird, was mir die Herren Gegner zum Schutz der Monaden entgegengeſetzet haben: ſo bin ich doch noch entſchloſſen, eine vollſtändige Widerlegung der Monaden und einfachen Dinge zu liefern (*). In derſelben ſollen
alle

---

*) Da die Gegner wider die gegenwärtige Schrift nicht das
geringe

alle Gründe unterſuchet werden, die man jemals vor die Monaden angeführet hat; und ich werde derſelben unterſchiedne beſondre Abhandlungen aus der Weltweisheit entweder voran ſenden, oder beyfügen, worauf ſich dieſe Widerlegung mit gründen wird, und davon ich einige bey Gelegenheit in dieſer Schrift erwähne. Ich werde auch daſelbſt zeigen, wo es denen Demonſtrationen des Herrn Doctor Hanſch fehlet, die derſelbe über die leibnitziſche Philoſophie und zugleich über deſſelben Monadologie gegeben, und welche man nur kürzlich als eine beſondere Schutzwehre der Monaden gerühmet hat. Der Gebrauch der geometriſchen Lehr-Art macht noch lange keine richtigen Demonſtrationen aus: und man iſt es in unſern Tagen ſchon gewohnt, daß das öfters die ſchlechteſten Beweiſe ſind, welche die geometriſchen Mahlzeichen an der Stirne führen. Man kann nur gar zu oft ſagen:

Er ſetzet kühnlich hie und da
Das edle Wörtlein: Aria:
So ſinds den Augenblick Cantaten.

So viel bin ich mit einer Menge vernünftiger und unpartheyiſcher Gelehrten verſichert, daß, wenn des Herrn von Leibnitz Monadologie auf eine richtige Art demonſtriret werden kann, ſo können des Morus Utopia und alle Hexen-Mährchen richtig demonſtriret werden. Des Freyherrn von Wolf Gedanken von den einfachen Din-

geringſte ernſtliche und gründliche eingewendet haben: ſo iſt dieſe fernerweite Widerlegung bey meinen nachherigen Geſchäfften unterblieben. Die Monaden-Lehre iſt auch nach der Zeit in ſolchen Verfall gerathen, daß ſie keiner weitern Widerlegung nöthig hat.

gen haben doch allemal noch ein philoſophiſches Anſehen. Man ſiehet doch, daß man Schlüſſe vor ſich hat. Allein, wer über der Leſung der leibnitziſchen Monadologie begriffen iſt; und er wird nicht auf allen Blättern gewahr, daß es ein pures Gedichte iſt, was er lieſt, der muß wahrhaftig eine ſchlechte Einſicht haben. Auf allen Blättern fällt der Mangel der Ordnung der Schlüſſe und der Folgerungen nur allzuſehr in die Augen. Man leſe nur den 2ten §. welches allem Anſehn nach ein Beweis der Monaden ſeyn ſoll. Das heißt mit Autorität geſprochen, aber nicht geſchloſſen.

Der Herr Verfaſſer des angeführten Sendſchreibens hat nicht unrecht, daß es manchmal in der Monadologie ausſiehet, als wenn die Monaden körperlich und materiell ſeyn ſolten. Allein, der Schauplatz verändert ſich auch wieder: und man ſiehet wohl, daß ſie in dem erſten Grundriſſe der Fabel, unmateriell ſeyn ſollen, indem ſo gar daſelbſt geſaget wird, daß ſie Seelen könnten genennet werden.

Ich war anfangs entſchloſſen, die vollſtändige Widerlegung der Monaden künftige Oſter-Meſſe heraus zu geben, und dargegen die zeithetigen Einwürfe wider meine Schrift nur ganz kurz zu beantworten. Allein, das unhöfliche Lärmen der meiſten meiner Gegner hat mich veranläſſet, dieſen Endſchluß zu ändern, und in der gegenwärtigen Schrift ausführlich zu zeigen, wie übel gegründet alles dasjenige iſt, was man mit einer ſolchen Heftigkeit wider mich vorbringet. Die gegenwärtige Antwort iſt alſo weitläuftiger gerathen und mithin iſt auch ihre Herausgabe verzögert worden. Dargegen wird aber die vollſtändige Widerlegung nunmehr zu Ende des 1748ſten Jahres erſcheinen, wenn nicht beſondre Verhinderungen darzwiſchen kommen. Die Herren Gegner können ſich alſo bis zur Michaelis-Meſſe Zeit nehmen, dieſe Schrift von allen Seiten zu zergliedern, wie es ihnen gut deuchten wird. Nur aber glücklicher, als es zeither geſchehen iſt.

Nach der Beſchaffenheit dieſes Streites kann man ſich gewiß verſichert halten, daß es geſchehen wird (*). So viel aber will ich mich hier im voraus erklären, daß ich alle diejenigen Schriften wider mich künftig gänzlich unbeantwortet laſſen werde, welche die Regeln der Beſcheidenheit und Höflichkeit außer Augen ſetzen. Ich werde nicht thun, als wenn dergleichen Schriften in der Welt wären; und ich bin verſichert, daß alle vernünftige Menſchen dieſen Endſchluß billigen werden. Ich habe genug gethan, daß ich mir vor diesmal die Mühe gegeben habe, der unbeſcheidnen Sorte der Gegner zu zeigen, wie übel gegründet dasjenige iſt, weshalb ſie mich auf eine ausſchweifende Art anfallen. Man iſt nicht ſchuldig ſich mit allen und jedem gelehrten Klopf Fechtern herum zu ſchlagen, die uns einen unwürdigen Kampf anbiethen, um eine Menge Zuſchauer vor ihre niederträchtigen Bemühungen herbey zu locken: und dergleichen Leute werden nicht kräftiger abgewieſen, als wenn ſie ihres Endzwecks verfehlen und Luft-Streiche thun müſſen. Wer alſo Luſt zu toben hat, der tobe. Ich werde dieſer Art von Gegnern mit kaltem Blute zuſehen, und alle ihre Ausſchwei-

---

(*) Ich habe in dieſer Vermuthung gefehlet. Es iſt vorgedachter maaßen nichts zum Vorſchein gekommen.

ſchweifungen ſollen mich im geringſten nicht rühren. Davor bin ich ihnen aber nicht gut, ob ich ſie nicht zu ſeiner Zeit mit einer erſchrecklichen Züchtigung heimſuche, wenn ſie zu ihrer gerechten Strafe reif geworden ſind.

Vielleicht finden dergleichen Leute in dieſer Schrift einige Bewegungs-Gründe, die ſie davon abhalten. Vielleicht wirken die Grundſätze der Vernunft, der Tugend und der guten Sitten eine Erkenntniß ihres unwürdigen Verfahrens. Was vor Vortheil würde die Wahrheit und das Reich der Wiſſenſchaften davon haben, die zwar durch gründliche und beſcheidene, nicht aber durch unſinnige gelehrte Streitigkeiten erweitert werden.

— — — inſanaeque protinus abſint
Iurgia. — — — —
Ouidius.

Geſchrieben zu Sangerhauſen
den 22ſten Oct. 1747.

Erſte Abtheilung,

worinnen

der Ungrund der Monaden und einfachen Dinge weiter gezeiget und allgemeinen Einwürfen begegnet wird.

§. 1.

Unter diejenigen Vorurtheile, welche man ganzen Völkern als eigen betrachten muß, gehöret unſtreitig, daß gemeiniglich eine Nation nur allzugeneigt iſt, denenjenigen Lehrſätzen und Meinungen anzuhängen, die von einem großen Manne herrühren, der aus ihr entſproſſen iſt, und welchen ſie ſich zur Ehre rechnet. Indem wir uns fremder Ehre, die uns nicht viel koſtet, gar zu gerne theilhaftig machen, ſo ſehen wir diejenige Ehre, die ſich ein großer Mann von unſrer Völkerſchaft unter auswärtigen Nationen erworben hat, mit als unſre eigne an. Da nun dieſe Ehre auf ſeiner Gelehrſamkeit und Erfindungen in den Wiſſenſchaften beruhet: ſo haben wir ſchon eine unvermerkte Neigung alles dasjenige zu vertheidigen, was von ihm herrühret. In dieſer Beſchaffenheit wenden wir uns zu ſeinen Lehrſätzen, wenn wir ſie unterſuchen wollen, mit einem geheimen Vorurtheil, das uns eingenommen hat; und indem wir ſeine und unſre eigne Ehre mit ſeinen Lehrſätzen vermengen: ſo wird uns alles ohne Unterſchied angenehm. Wir werden alſo gewiſſermaaſſen unfähig, das wahre von dem falſchen und die Ehre unſers großen Landsmannes von ſeinen Meinungen abzuſondern; eine Abſonderung, die außer dieſem geheimen Vorurtheil ganz wohl beſtehen kann. Dasjenige, was ich hier ſage, ließe ſich durch viele Beyſpiele beſtärken. Ich will aber nur die Franzoſen mit ihrem Carteſius zum Zeugniß aufführen. Der gröſte Theil der Carteſianiſchen Philoſophie findet jetzo bey auswärtigen Völkern nicht den geringſten Beyfall. Nur in Frankreich wird es niemals an einer Menge Gelehrten fehlen, welche das philoſophiſche Lehrgebäude dieſes ihres großen Landsmannes, den ſie ſich zur Ehre rechnen, auf das äußerſte vertheidigen werden.

§. 2. Wenn es mit dieſem Vorurtheil ſeine Richtigkeit hat, wie ſo leicht niemand läugnen wird: ſo, deucht mich, läßt ſich hieraus eine faſt allemal unbetrügliche Regel machen, die man überhaupt in Beurtheilung der philoſophiſchen Lehrſätze eines großen Mannes anwenden kann; nämlich, dasjenige iſt wahr, was auch bey auswärtigen Völkern, bey denen eine geſunde Art zu philoſophiren und die guten Wiſſenſchaften in einem blühenden Zuſtande ſind, Beyfall findet; dahingegen ſind diejenigen philoſophiſchen Meinungen eines großen Mannes falſch, die nur allein unter ſeiner Völkerſchaft Anhänger erlangen. Da man ganz ſicher voraus ſetzen kann, daß in Ländern, worinnen eine wahre Gelehrſamkeit herrſchet, allemal Leute gefunden werden, welche die Wahrheit einzuſehen Luſt und Fähigkeit haben: ſo ſiehet man nicht, warum es nicht wenigſtens unter auswärtigen Nationen einige groſſe Gelehrte geben ſolte, welche die Wahrheit von dergleichen Sätzen eines großen Mannes einſehen könnten, wenn in der That Wahrheit darinnen wäre. Die Richtigkeit dieſer Regel läßt ſich alſo leicht einſehen.

§. 3. Man kann nicht ſagen, daß die Ausländer gegen die Verdienſte unſers großen Leibnitz die Augen verſchloſſen gehabt, und ſeine nützlichen und gegründeten Entdeckungen in dem Reiche der Wiſſenſchaften verächtlich angeſehen haben. Wer iſt wohl in der Geſchichte der Gelehrſamkeit ſo übel bewandert, der nicht wiſſen ſolte, wie viel die Ausländer von den Leibnitziſchen Erfindungen angenommen, und wie willig ſie auf ſeinen Grundſätzen weiter fortgebauet haben. Allein, niemals haben ſich die Ausländer überreden können, ſeine Lehre von den Monaden und die damit verknüpften lebendigen Kräfte der Materie, ſo wenig als ſeine vorherbeſtimmte Uebereinſtimmung zwiſchen Seele und Leib anzunehmen; ſondern der Beyfall, den dieſe Meinungen erlanget haben, hat ſich allemal in die Gränzen von Teutſchland eingeſchloſſen (*). Unpartheyiſche mögen demnach urtheilen, ob man nicht hier die Regel anwenden muß, die ich jetzo gegeben habe: und ob ſich nicht dieſer Beyfall auf dasjenige Vorurtheil gründet, welches ſich bey einer Nation gegen

---

*) Ich erwarte nicht, daß man mir hier das Beyſpiel der Frau Marquiſe von Chaſtelet anführet. Aller Hochachtung, die ich vor ſie habe, unbeſchadet, ſo weiß man, daß das Frauenzimmer viel eher zu wunderbaren und geheimnißvollen Lehren geneigt iſt, als die Mannsperſohnen. Ein Böhme, ein Sinzendorf, der mit einer überſtiegenen Vernunft in Enthuſiaſtiſche Träume und entzückende Begeiſterungen gerathen ſind, haben unter dieſem Geſchlecht allemal die meiſten Anhänger gefunden.

gegen einen großen Mann von ihrer Völkerſchaft nur allzuöfters einzuſchleichen pfleget.

§. 4. Die Ausländer haben nicht nur dieſen zwar ſinnreichen, allein ungegründeten Erfindungen des Herrn von Leibnitz beſtändig allen Beyfall verſaget; ſondern ſie haben ſich ſo gar gewundert, wie es möglich iſt, daß es Gelehrte in Teutſchland giebt, welche Meinungen von dieſer Art anhängen können. Viele haben ſich deshalb überhaupt von der Philoſophie der Teutſchen einen ſchlechten Begriff gemacht, und ſind in nachtheilige und öfters ziemlich ſpöttiſche Ausdrückungen verfallen. Ich könnte eine Menge von dergleichen Urtheilen beybringen, wenn ich es vor gut fände, dasjenige aufzudecken, was uns eben nicht rühmlich iſt. Da es aber Leute giebt, die ſich nicht allein verſchworen zu haben ſcheinen, mit offenen Augen niemals zu ſehen, ſondern auch diejenigen, die ſich ihrer Augen gebrauchen wollen, mit einer, ich kann wohl ſagen, raſenden Hitze anfallen: ſo werde ich mich vielleicht künftig genöthiget ſehen, ihnen denjenigen Abriß vor Augen zu halten, den ſich vernünftige Ausländer von ihnen gemacht haben.

§. 5. Sonderlich iſt denen auswärtigen Gelehrten beſtändig ganz unbegreiflich vorgekommen, wie ſich jemand ſo weit vergeſſen kann, der Lehre von den Monaden den geringſten Beyfall zu geben. Sie haben darüber gelacht, und haben in den Gedanken geſtanden, daß eine Meinung von dieſer Art keiner Antwort und Widerlegung bedürfe, ſondern ſich ſchon durch ſich ſelbſt hinlänglich widerlege. So verfährt Clarke, wenn der Herr von Leibnitz in den bekannten Streit-Schriften ſeine Monaden einmiſcht. Statt aller Antwort ſagt er, daß er nicht verſtünde, was der Herr von Leibnitz damit haben wolte; und ſo reden alle heutige Engländer und Franzoſen davon. Ja der berühmte Lobredner großer Männer, der Herr von Fontenelle, kann ſich in der Lobſchrift des Herrn von Leibnitz nicht entbrechen zu ſagen, wie wenig ſich die lebendigen Kräfte des Herrn von Leibnitz, die ſich auf die Monaden gründen, Beyfall zu verſprechen haben würden: und dasjenige, was er von den Monaden ſelbſt ſagt, iſt ſo beſchaffen, daß man in einer Lobſchrift nicht anders verfahren kann, wenn man nicht ſeinen Held ſtatt des Lobes erniedrigen will. Der Ausdruck von ganz beſondern Gedanken, der Schluß desjenigen, was er hiervon ſagt, bedürfen bey Verſtändigen keinen Schlüſſel, um zu verſtehen, was er davon hält. Wenn aber die Herren Gegner dergleichen Ausdrücke der Ausländer, daß ſie die Lehre von den Monaden nicht verſtünden, zu ihrem Vortheil anführen: ſo legen ſie eben keine große Einſicht zu Tage, oder ſie werden nicht wiſſen wollen, was höfliche und bemäntelte Ausdrücke ſind.

§. 6. Dergleichen Gedanken, welche die Ausländer von der Lehre von den Monaden haben, hat vielleicht Anlaß gegeben, daß einige auswärtige Gelehrte, ſo wohl als unter uns Teutſchen ſelbſt, darauf gefallen ſind, daß es der Herr von Leibnitz mit ſeinen Monaden nicht ernſtlich gemeinet habe. Einige gelehrte Freunde haben auch noch jetzo dergleichen Gedanken in ihren Briefen geäußert. Sie glauben, daß eine Meinung von dieſer Art, mit der es ſein großer und ſcharfſichtiger Urheber unmöglich ernſtlich gemeinet haben könne, keinesweges eine ernſtliche Widerlegung verdiene, ſondern es ſey überflüßig hinlänglich, wenn man ſie in lachendem Muthe und gleichſam im Scherz darnieder ſchlage. Allein, man gehet zu weit, wenn man die Lehre von den Monaden als einen Scherz des Herrn von Leibnitz anſiehet. Dieſer große Mann hat in ſeinem Syſtem der Weltweisheit aus dieſer Lehre viele wichtige Folgen gezogen, und viele andre Sätze darauf als auf einen Grund gebauet. Mich deucht aber nicht, daß dieſes geſcherzet heißet, wenn man nicht mit der ganzen Weltweisheit ſeinen Scherz und Geſpötte treiben will. Auch die Art, womit der Herr von Leibnitz dieſe Lehre vorgetragen hat, bezeuget ganz ein anders.

§. 7. Da es nun der Herr von Leibnitz mit ſeinen Monaden allerdings ernſtlich gemeinet hat: ſo hat man ſich um ſo eher verwundert, wie ein ſo großer und ſcharfſichtiger Mann, als welche Eigenſchaften man dem Herrn von Leibnitz nicht abſprechen kann, auf eine Lehre von dieſer Art hat verfallen können: und man hat unterſchiedne Muthmaßungen vorgebracht, wodurch er darauf geführet worden ſey, oder woher er ſeine Lehre genommen habe. Nur kürzlich hat man aus ſehr wahrſcheinlichen Gründen zeigen wollen, daß er den größten Theil ſeiner Monadenlehre aus einer Schrift des Engländers Gliſſonii genommen habe. Allein, ſo augenſcheinlich auch dieſes ſeyn könnte; ſo geſtehe ich doch, daß ich ſehr ungerne daran gehe, einem Mann, der von ſeiner eignen Erfindungskraft ſo große Proben gegeben hat, ein Verfahren dieſer Art aufzubürden. Man hat auch gar nicht nöthig zu einer dergleichen Beſchuldigung ſeine Zuflucht zu nehmen. Es iſt in den Leibnitziſchen Schriften, wenn man ſie anders mit Aufmerkſamkeit geleſen hat, ſchon ſo viel enthalten, daß man ungezweifelt wiſſen kann, auf was Art der Herr von Leibnitz auf die Monaden geführet ſey. Vermuthlich müſſen aber ſeine hitzigen und eifrigen Vertheidiger dieſe Aufmerkſamkeit nicht angewendet haben, weil ſie eben dasjenige auf das ernſtlichſte bekämpfen, wodurch ihr großer Vorgänger auf die Monaden gebracht worden iſt.

§. 8. Der Herr von Leibnitz hat die unendliche Theilbarkeit der Materie behauptet. Solten ſich wohl diejenigen, welche dieſe Wahrheit als ein Labyrinth der Philoſophen anſehen und eben deshalb dieſe unendliche Theilbarkeit auf das äußerſte verwerfen, um die Monaden annehmen zu können, eines ſo großen Fehltritts von dem Urheber der Monaden jemals vorgeſtellet haben? Unterdeſſen will ich dasjenige, was ich jetzt ſage, mit den klärſten Beweiſen unterſtützen. In der Monadologie §. 35. ſagt er dieſes ſchon ſehr deutlich, indem er ſpricht: daß die Mannigfaltigkeit der Dinge in der Natur unermäßlich und die Zertheilung der Körper unendlich ſey. Allein, wenn man ſich unwiderſprechlich überzeugen will, daß der Herr von Leibnitz die unendliche Theilbarkeit der Materie nach aller Schärfe behauptet habe: ſo beliebe man nur mit mir den 67ſten §. eben dieſer Monadologie aufzuſchlagen. Es heißt daſelbſt folgender Geſtalt: „Und „der Urheber der Natur hat dieſes göttliche und unendliche Wunder in ſich faſſende Kunſtſtück ausüben können;„ (Er redet vorher von der Künſtlichkeit der Organiſchen Körper,) „weil eine jedwede Portion der Materie nicht allein unendlicher Weiſe theilbar iſt, wie ſolches

ches die Alten erkannt haben, ſondern auch ein jedweder Theil wirklich ohne Ende in andre Theile, deren jeder eine eigne Bewegung hat, wieder aufs neue eingetheilet iſt. „ Kann man wohl die unendliche Theilbarkeit der Materie deutlicher behaupten?

§. 9. Jedoch der Herr von Leibnitz hat nicht allein die unendliche Theilbarkeit der Materie behauptet. Er hat ſie ſo gar erläutert und deutlicher gemacht und von den Zweifeln gerettet. Um ſich hiervon zu überzeugen, braucht man nur die Theodicee (*) aufzuſchlagen. Weil nicht alle Leſer das Buch ſo gleich bey der Hand haben möchten, und weil hierdurch dieſer Lehrſatz ohnedem vortrefflich erläutert wird: ſo wird man mir erlauben, dieſe ganze lange Stelle herzuſetzen. Es heißt daſelbſt: „Carteſius ſcheinet auch an einem andern Orte ſeiner Principiorum zu geſtehen, daß wir auf die Schwierigkeiten bey der unendlichen Zertheilung der Materie, die er doch vor wahr hält, unmöglich antworten können. Arriaga und andre Scholaſtiker thun faſt eben dieſes. Wenn ſie ſich aber nur die Mühe geben, und die Einwürfe in gehörige Form bringen wollten: ſo würden ſie ſehen, daß entweder Fehler in der Folgerung, oder auch bisweilen ganz falſche Sätze vorhanden ſind, die eine Verwirrung verurſachen. Ich will hiervon ein Exempel geben. Es machte mir einſt ein geſchickter Kopf dieſen Einwurf: man ſchneide die gerade Linie A B in zwey gleiche Theile in C, und wiederum den Theil A C in D, den Theil AD in E, und alſo unendlich fort: ſo

„machen

(*) Uebereinſtimmung des Glaubens mit der Vernunft §. 70.

„machen die Hälften B C, C D, D E, ꝛc. zuſammen
„das ganze B A aus; davon endlich eine letzte Hälfte
„heraus kommen muß, weil ſich die gerade Linie B A in
„dem Puncte A endiget. Allein, dieſe letzte Hälfte iſt
„ungereimt; denn weil ſie eine Linie iſt, ſo kann man ſie
„noch allemal in zweene Theile theilen. Folgends kann
„die unendliche Theilung unmöglich ſtatt finden. Ich
„zeigte ihm, man könne nicht ſchlieſſen, daß eine letzte
„Hälfte vorhanden ſeyn müſſe, ob gleich ein letzter
„Punct A vorhanden iſt: denn dieſer letzte Punct iſt
„allen Hälften auf ſeiner Seite gemein. Dieſes erkannte
„der Freund ſelbſt, als er die Folgerung durch
„ein richtiges Argument beweiſen wolte. Eben deswegen
„kann keine letztere Hälfte ſtatt finden, weil die Theilung
„ohne Ende fortgeht; und ob ſchon die gerade
„Linie A B endlich iſt: ſo folgt doch gar nicht daraus,
„daß die Eintheilung, die man mit ihr vornimmt, ihr
„gewiſſes und letztes Ziel habe. Eben ſo verwirrt man
„ſich mit den Reihen der ohne Ende fortgehenden Zahlen.
„Man bildet ſich zwar ein letztes Ziel, eine unendlich
„große, oder unendlich kleine Zahl ein, allein, das
„ſind alles nur Erdichtungen.„

§. 10. Dieſe unendliche Theilbarkeit der Materie nun hat den Herrn von Leibnitz auf die Monaden geführet. Damit ich abermals nichts ſage, was ich nicht aus deſſen Schriften klar beweiſe: ſo kann man nur in dem 67ſten §. der Monadologie nach denen von mir §. 8. angeführten Worten fortleſen; ſo wird man folgendes finden; „Denn es ſonſt (nämlich außer der unendlichen „Theilbarkeit der Materie) unmöglich wäre, daß eine jede

„Portion von der Materie das ganze Welt-Gebäude „ausdrücken könnte,„ und §. 68. führet er unmittelbar ſolchergeſtalt fort: „Woraus man erſiehet, daß in der „geringſten Portion der Materie eine Welt von Geſchö„pfen, von lebendigen Weſen, von Thieren und Seelen „befindlich ſeyn müſſe.„ Man weiß es ſchon hinlänglich, daß der Herr von Leibnitz durch dergleichen Ausdrücke allemal hauptſächlich die Monaden verſtehet. Der Uebergang von der unendlichen Theilbarkeit der Materie zu den Monaden iſt alſo ungemein erſichtlich. Noch deutlicher aber erhellet dieſes aus der Theodicee (*): Er ſpricht: „Ueber dieſes iſt eine unendliche Anzahl „Creaturen in dem geringſten Stückchen der Materie „enthalten, wegen der wirklich unendlichen Eintheilung „der Körper.„ Kann der Herr von Leibnitz wohl deutlicher ſagen, was ihn auf die Monaden geführet hat? Durch die unendliche Anzahl Creaturen in den geringſten Stückchen der Materie verſtehet er ungezweifelter maaſſen die Monaden. Er ſpricht aber ungemein deutlich, daß dieſe wegen der unendlichen Eintheilung der Körper vorhanden ſind.

§. 11. Wir wiſſen alſo, daß der Herr von Leibnitz durch den ganz richtigen Satz von der unendlichen Theilbarkeit der Materie auf die falſche Lehre von den Monaden geführet worden iſt; und der mathematiſche Begriff von den Zahlen kann hierbey ſeine verführeriſche Dienſte geleiſtet haben. Ein kleines Verſehen und eine geringe Unachtſamkeit, deren ſich auch der größte Mann nicht allemal entſchlagen kann, hat dieſes verurſachet. Der

---

*) 2ter Theil, §. 195.

Herr von Leibnitz hat unendlich theilbar ſeyn und aus unendlichen Theilen beſtehen vor einerley gehalten, eine Sache, die ſich bey einer wenigen Aufmerkſamkeit leicht zutragen kann, ohngeachtet dieſes kleine Verſehen den wichtigſten Fehltritt gebühret, der vielleicht jemals begangen worden iſt. So einerley und gleichgültig dieſe zwey Begriffe auf den erſten Anblick ausſehen: ſo gerade entgegen geſetzt ſind ſie doch einander. Denn daß die Theilung ohne Ende fortgehet, und daß es doch wirklich letztere Theile gebe, ſind zwey offenbar einander widerſprechende Sätze: der Ausdruck aber von unendlichen Theilen iſt ſogar im adiecto offenbar contradictoriſch. Denn unendlich und doch Theile ſeyn, iſt eben ein ſo unläugbarer Widerſpruch, als ein hölzernes Eiſen. Ganz anders aber iſt es mit dem Satz von der unendlichen Theilbarkeit der Materie. Dieſer Satz behauptet, daß es niemals letztere Theile gebe. Wenn der Herr von Leibnitz noch leben ſolte, und es würde ihm ſo deutlich vorgeſtellet, daß ihn die Wahrheit der unendlichen Theilbarkeit der Materie, an der er niemals gezweifelt hat, durch ein kleines Verſehen auf eine ſo widerſprechende Sache als unendliche Theile und folglich auch die Monaden ſind, und die mit jenem wahren Satz unmöglich beſtehen können, geführet habe: ſo würde man ſeiner Billigkeit unrecht thun, wenn man einen Augenblick zweifeln wolte, daß er die Monaden in ihr erſtes Nichts zurück ſtoßen würde:

> Et redit ad nihilum, quod ſuit ante nihil,
>
> *Seneca.*

würde er ihnen ohne Zweifel als das letzte fahre wohl! zurufen.

§. 12. Wenn man dieſes alles erweget: ſo lernet man auch verſtehen, warum der Herr von Leibnitz zu dem kleinſten Körper eine unendliche Anzahl Monaden erfordert, und warum er ſich allemal des Ausdrucks von wirklich unendlich bedienet. Indem er aus Uebereilung glaubte, daß wegen der unendlichen Theilbarkeit der Materie Monaden vorhanden ſeyn müßten: ſo mußte er auch auf eine wirklich unendliche Anzahl Monaden verfallen, da dieſe Theilbarkeit in der That wirklich unendlich iſt.

§. 13. So vollkommen demnach der Herr von Leibnitz von der unendlichen Theilbarkeit der Materie überzeugt geweſen iſt: ſo unſtreitig richtig iſt auch dieſe Wahrheit. Daß die unendliche Theilbarkeit eines Ganzen in der Mathematik ſtatt habe, iſt eine ausgemachte Sache; und ich habe in den Anhang zu der Unterſuchung von den Monaden und einfachen Dingen (*) eine klare Probe davon gegeben. Daß aber dasjenige, was in der Mathematik von der unendlichen Theilbarkeit gezeiget wird, auch bey den wirklichen Körpern Platz finde, getraue ich mir ſehr deutlich zu erweiſen.

§. 14. Alles, was man wider die Anwendung der mathematiſchen unendlichen Theilbarkeit auf die wirklichen Körper einwenden kann, beſtehet darinnen, daß in der Mathematik eingebildete Begriffe zum Grunde liegen, die ſich auf wirkliche Dinge nicht anwenden ließen. Dieſe Regel hat ihre gute Richtigkeit. Nur aber die Anwen-

---

(*) Ergötzungen der vernünftigen Seele, 5ter Band, 2tes Stück, S. 131. ſo ſich jetzo zu Ende des zweyten Bandes dieſer Sammlung befindet.

Anwendung iſt hier falſch; und nicht alles, womit der Meßkünſtler umgehet, ſind eingebildete Begriffe. Wenn man alſo dasjenige in Abſicht auf die wirklichen Dinge verwerfen will, womit der Mathematicus umgehet: ſo geräth man in eben einen ſolchen Irrthum, als wenn der Meßkünſtler ſeine eingebildeten Begriffe auf wirkliche Dinge anwenden will. Es iſt bekannt, daß der Meßkünſtler vieles aus andern Wiſſenſchaften entlehnet, und in ſeiner Wiſſenſchaft vorausſetzet. Hierunter gehöret auch die Ausdehnung. Dieſe iſt kein eigentlicher und urſprünglicher mathematiſcher Begriff: ſondern ſie iſt aus der Grund-Wiſſenſchaft genommen. Der Meßkünſtler nimmt die Ausdehnung in ſeiner Wiſſenſchaft an; weil er weiß, daß ſie allen Körpern ohne Unterſchied zukommt, und weil er ſie bey ſeinen eingebildeten Körpern unumgänglich nöthig hat, wenn er in der ausübenden Mathematik ſeine Ausrechnungen auf wirkliche Körper anwenden will. Die Ausdehnung aber, die er ſolchergeſtalt aus der Grund-Wiſſenſchaft entlehnet, verändert unter ſeinen Händen ihre Natur nicht. Sie wird kein eingebildeter Begriff: ſondern ſie bleibet noch immer eben dieſelbe, die ſie vorher war.

§. 15. Wenn die Meßkünſtler die unendliche Theilbarkeit ihres geometriſchen Körpers zeigen: ſo gründen ſie ſich ſonſt auf nichts in der Welt, als auf die Ausdehnung. Alle Beweiſe, die ſie davon geben, ſind darauf gerichtet; und alle Schlüße, die ſie deshalb machen, flieſſen nothwendig und lediglich aus dem Begriff von der Ausdehnung. Dieſes kann niemand läugnen, wer auch nur eine geringe Kenntniß der Mathematik hat. Man nehme dem Meßkünſtler den Begriff von der Ausdehnung: ſo wird auch ſeine unendliche Theilbarkeit wegfallen, er mag ſich ſonſt eingebildete Begriffe ſchmieden, wie er will. Die unendliche Theilbarkeit eines geometriſchen Körpers wird alſo aus keinem eingebildeten mathematiſchen Begriff gefolgert; ſondern aus dem allgemeinen Begriff von der Ausdehnung, der urſprünglich aus der Grund-Wiſſenſchaft gewähret.

§. 16. Solchemnach wird diejenige unendliche Theilbarkeit, welche die Meßkünſtler von dem geometriſchen Körper ſo klar beweiſen können, mit dem vollkommenſten Grund auf die wirklichen Körper angewendet. Die Ausdehnung iſt eine weſentliche Eigenſchaft aller wirklichen Körper. Dieſes kann niemand läugnen; und es mag außerdem in dem Körper vorhanden ſeyn, was nur immer will: ſo bleibt dieſe allemal ungezweifelt. Folglich muß auch in den wirklichen Körpern alles dasjenige ſtatt haben, was aus der Ausdehnung fließet. Die ſchärfſte logicaliſche Prüfung wird dieſen Satz nicht unkräftig machen können: demjenigen Dinge, dem die Ausdehnung eigen iſt, müſſen auch alle Eigenſchaften der Ausdehnung eigen ſeyn. Da nun die unendliche Theilung eine Eigenſchaft und Folge der Ausdehnung iſt: ſo muß ſie auch in allen wirklichen Körpern vorhanden ſeyn.

§. 17. Man ſiehet alſo, daß die mathematiſche unendliche Theilbarkeit des Körpers nicht nur bey den wirklichen Körpern ſtatt hat; ſondern daß eben durch dieſe mathematiſchen Beweiſe auch die unendliche Theilbarkeit der wirklichen Körper unwiderſprechlich erwieſen wird.

Daß man die unendliche Theilbarkeit in den wirklichen Körpern nicht ſo deutlich zeigen kann, als man es in der Mathematik zu weiſen im Stande iſt, daran iſt unſer eingeſchränkter Verſtand und die darnach eingerichtete Beſchaffenheit unſrer ſinnlichen Werkzeuge Urſache. Es verhintert es auch, daß in den wirklichen Körpern mehr Eigenſchaften vorhanden ſind, als die Ausdehnung; dahingegen der Meßkünſtler ſeinem Körper außer der Ausdehnung nichts weiter beylegt. Wir ſind aber durch unwiderſprechliche Vernunft-Schlüſſe überzeugt, daß wir die unendliche Theilbarkeit in den wirklichen Körpern zugeben müſſen, nachdem wir verſichert ſind, daß die Ausdehnung in ihnen vorhanden iſt.

§. 18. So unſtreitig alſo die unendliche Theilbarkeit der Materie und der Körper iſt: ſo wenig Gewichte hat alles dasjenige, was man darwider vorbringet. Wenn man die mathematiſchen Beweiſe ſelbſt angreiſt: ſo erdichtet man ſich entweder ein letztes Ziel, eine letzte Hälfte, eine letzte Hälfte ohne eine, wie der Herr von Leibnitz in der oben §. 9. angeführten Stelle ſchon erinnert hat; oder wenn man ſich ſonſt unüberwindliche Schwierigkeiten dabey vorſtellt: ſo wird man finden, daß alles was man vorbringt, wider die unendliche Theilbarkeit, die wirklich geſchehen ſoll und bereits vollbracht iſt, gerichtet wird. Man kann alſo den Gegnern alles zugeben, was ſie wollen, ohne etwas zu verliehren. Denn ſie greiſen nicht die unendliche Theilbarkeit, ſondern einen ganz entgegengeſetzten Satz an. Sie ſcheinen nämlich nicht wahrzunehmen, daß eine unendliche Theilbarkeit weder wirklich geſchehen noch vollbracht werden kann, ſondern

dern daß dieſes einen Widerſpruch in ſich ſchließet. Die unendliche Theilbarkeit der Materie iſt demnach kein Labyrinth der Phyloſophen, aus welchem ſie ſich niemals heraus helfen können, wie die Gegner vorgeben. Man muß aber nur richtige Begriffe davon haben; und man muß nur nicht verlangen, daß ſie mit den übrigen Sätzen eines unrichtigen philoſophiſchen Lehrgebäudes übereinſtimmen ſoll.

§:19. Ich will noch einen Einwurf wider die unendliche Theilbarkeit der Materie berühren, der, ſo ſchwach er auch iſt, dennoch vielen die Sache am meiſten anſtößig macht. Man bildet ſich ein, kein Ding außer Gott könne etwas Unendliches an ſich haben; weil ſonſt außer Gott unendliche Dinge vorhanden ſeyn würden. Allein, man vermiſcht hier das nothwendige und weſentliche Unendliche mit dem zufälligen Unendlichen. Nothwendig und weſentlich unendlich kann nichts außer Gott ſeyn. Zufällig unendlich aber können alle andre Dinge ſeyn, wenn ſich nämlich eine Eigenſchaft des Dinges in dem Zuſammenhange der Welt und vermöge andrer vorhergehenden Urſachen in keine Schranken hat einſchließen laſſen. Dieſe zufällige Unendlichkeit iſt nicht in dem Weſen des Dinges gegründet; und man wirft hier vergeblich ein, daß alles, was einem Dinge zukommt, in ſeinem Weſen gegründet ſeyn muß. Nicht die Unendlichkeit ſelbſt kommt dem Dinge zu; ſondern die Beſchaffenheit ſie in einer ſeiner Eigenſchaften zu leiden und zu vertragen. Die Unendlichkeit ſelbſt iſt in dem Zuſammenhange der Welt und in vielen andern Urſachen gegründet; und hiervon iſt der unendliche Verſtand Gottes Urheber.

Auf eine ſolche zufällige Art iſt die Zeit vermöge ihrer Dauer unendlich, wenn nicht Gott alle und jedwede Geſchöpfe ohne Unterſchied wieder vernichtet. Daß es aber Gott nicht thut, iſt nicht in der Zeit ſelbſt, ſondern in vielen andern Urſachen, und dieſe in dem unendlichen Rathſchluſſe Gottes gegründet. Auf eine ſolche Art iſt die Welt unendlich, in ſo ferne nämlich ohne Aufhören Geſchöpfe vorhanden ſeyn werden, die zu ihr gehören, ohne daß dieſe Unendlichkeit in dem Weſen der Welt gegründet iſt. Von einer ſolchen Beſchaffenheit iſt auch das mathematiſche Unendliche. Z. E. nicht der Irrational-Zahl, nicht denen unendlichen Reihen kommt das Unendliche zu; ſondern es iſt in vielen andern mathematiſchen Urſachen gegründet: und die Begriffe hiervon ſind in dem unendlichen Verſtande Gottes vorhanden geweſen. Diejenigen aber, welche ein ſolches Unendliche nur vor etwas Unangebliches halten, verrathen nur ihre Unwiſſenheit.

§. 20. Ein andrer Einwurf, der aus dem vorigen abflieſſet, iſt eben ſo ſchlecht gegründet. Man glaubt, wenn ein Körper nicht endlich aus Theilen beſtünde, die nicht weiter theilbar wären: ſo würde ſelbſt der unendliche Verſtand Gottes nicht vermögend ſeyn, alles zu begreifen und einzuſehen, was in einem Körper vorhanden wäre. Dieſer Einwurf braucht gar keiner Widerlegung. Denn er ſetzet voraus, daß ein unendlicher Verſtand nicht das Unendliche einſehen könne; und hiervon möchte ich den artigen Beweiß leſen. Eben durch dieſen Einwurf aber giebt man Gelegenheit, die unendliche Theilbarkeit der Materie zu beſtärken. Wenn die Körper aus einer endlichen und beſtimmten Anzahl Theilen beſtünden: ſo würde ein endlicher Verſtand, die Anzahl dieſer Theile möchte auch noch ſo groß ſeyn, dennoch hinlänglich ſeyn, dieſelben einzuſehen und zu begreifen. Dadurch aber würde es geſchehen, daß ein endlicher Verſtand in die Art und Weiſe der Schöpfung und der Allmacht Gottes eindringen könnte, die doch aus ſeiner Unendlichkeit herkommt und alſo vor einen endlichen Verſtand, man mag träumen was man will, allemal verborgen bleiben muß. Dahingegen iſt die unendliche Theilbarkeit der Materie allein von dem Verſtande Gottes, der ſie hervor gebracht hat: und man müßte Gott einen endlichen Verſtand zuſchreiben, wenn man behaupten wolte, daß die Anzahl der Theile eines Körpers endlich und beſtimmt ſeyn müßten. Es folget alſo aus dieſem Einwurfe gerade das Gegentheil, von dem, was die Gegner hierbey zur Abſicht haben.

§. 21. Da nun ausgeführter maaßen die unendliche Theilbarkeit der Körper unſtreitig wahr iſt: ſo folget daraus, daß die Monaden und einfachen Dinge ſchlechterdings falſch ſind. Denn wenn die Theilung ohne Ende fortgehet: ſo kann man niemals auf letzte Theile kommen, die nicht weiter getheilet werden könnten. Wie widerſprechend auch dieſe beyden Lehrgebäude ſind, habe ich oben §. 11. gewieſen. So nichtig alſo die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen hierdurch bereits in die Augen fällt: ſo will ich mich doch bemühen, ſolches meinen Leſern noch deutlicher vor Augen zu ſtellen.

§. 22. Die Gegner haben ſich nunmehr erklähret, daß ſie eine endliche und beſtimmte Anzahl Monaden zu einem Körper erfordern. Sie läugnen, daß der Herr von Leibnitz eine wirklich unendliche Anzahl verſtanden habe. Wie übel ſie dieſes aber verläugnen, erhellet aus dem obigen §. 10. 11. 12. und es wird ſich unten §. 61. 62. 63. 64. Gelegenheit finden, ſolches noch deutlicher zu zeigen. Unterdeſſen aber kann man ſie nun bey dieſer ihrer Erklährung halten; und es wird ſich daraus offenbahr zeigen läſſen, wie übel ihre Lehre gegründet iſt.

§. 23. Wider dasjenige, was ich §. 61. der Unterſuchung geſagt habe, daß nämlich, wenn eine endliche und beſtimmte Anzahl Monaden einen Körper ausmachen, ein jedes einfaches Ding ſchon vor ſich eine Größe haben müſſe; eine Sache, die mit der Lehre von den Monaden und einfachen Dingen, die weder Figur noch Größe haben ſollten, unmöglich beſtehen kann; hat man noch nichts Erhebliches einzuwenden gewußt. Man meinet zwar, daß man die Nothwendigkeit dieſer Folge nicht einſehen könnte. Allein, es iſt dieſes ſehr leicht begreiflich, wenn man nur nachdenken wolte. Man nehme die Anzahl Monaden, die einen Körper ausmachen, noch ſo groß an; man ſetze, daß hundert Millionen Monaden den kleinſten Körper ausmachen: ſo wird eine einzelne Monade der hundert tauſendmal tauſendeſte Theil dieſes Körpers ſeyn. Da nun Theile zuſammen genommen das Ganze ſind, und das Ganze ſich ſelber, das iſt ſeinen Theilen zuſammen genommen, gleich ſeyn muß; dieſes ſind die eignen Worte des Freyherrn von Wolf (*); ſo folget unſtreitig, daß eine Monade den hundert tauſendmal tauſendeſten Theil von der Größe dieſes Körpers, und alſo vor ſich

---

*) Metaph. 1ſter Theil §. 25.

ſelbſt eine Größe haben muß. Die Gegner mögen nun einräumen oder nicht, daß die Monaden Theile des Körpers ſind, den ſie ausmachen: ſo folget es doch unwiderſprechlich, ſo bald ſie eine beſtimmte Anzahl Monaden annehmen. Wenn nun die Gegner dieſe ſonnenklaren Schlüſſe angreifen wollen: ſo müſſen ſie entweder ihre eigne Erklährung von den Theilen verwerfen, oder ſie müſſen zeigen, daß ohngeachtet einer beſtimmten Anzahl Monaden, die einen Körper ausmachen, eine einzelne Monade kein Theil des Körpers iſt; und vor dieſer Ausführung kann man ganz ſicher ſeyn.

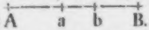
§. 24. Wolten die Gegner hierwider einwenden, daß in der angeführten Stelle des Freyherrn von Wolf die Rede von wirklichen Theile ſey; die Monaden könnten aber nun als idealiſche oder moraliſche Theile angeſehen werden: ſo würden ſie damit vielweniger auskommen, weil meine Schlüſſe auf wirkliche Theile gehen; und ſie würden in eine andre Ungereimtheit verfallen, weil aus idealiſchen Theilen, als z. E. die Seele ein Theil des Menſchen iſt, die Geiſter Theile der Welt ſind, nimmermehr etwas ausgedehntes, oder körperliches entſtehen kann.

§. 25. Wenn eine beſtimmte Anzahl Monaden zu einem Körper werden: ſo kann man noch auf viele andre Art zeigen, daß eine Monade ſchon vor ſich eine Größe haben muß. Es machen z. E. tauſend Millionen Monaden eine gewiſſe Größe der Ausdehnung oder einen Körper aus. Nun möchte ich wiſſen, wie die Gegner, ohne ſich lächerlich zu machen, die Folge ablehnen wolten, daß zwey tauſend Millionen Monaden nicht noch einmal ſo viel Ausdehnung, oder einen noch einmal ſo großen Körper ausmachen müßten. Wer ſiehet aber alsdenn nicht, daß die andre einzelne Monade allemal noch einmal ſo viel Ausdehnung darſtellen muß, als die erſte. Folglich muß ſie ganz unwiderſprechlich ſchon vor ſich ſelbſt eine Größe haben.

§. 26. Ich bediene mich hier wie allemal mit Vorbedacht derjenigen Ausdrücke, welche die Urheber und Vertheidiger der Monaden ſelbſt gebrauchen, nämlich: daß die Monaden oder einfachen Dinge die Ausdehnung ausmachen. Ich ſehe alſo nicht das mindeſte, was man wider ſo klare Schlüſſe einwenden könnte. Es müßte denn ein ſo einſichtiger Monadiſte, als Herr Körber, der eine große Fähigkeit beſitzet die Ausdrücke der Freyherren Leibnitz und Wolf abzuläugnen, darauf verfallen, daß die Monaden nicht die Ausdehnung, ſondern nur den Grund von der Ausdehnung ausmachten. So elend ein ſolcher Einwurf ausſehen würde: ſo bald würde man damit fertig werden. Entweder aus dieſem Grunde entſtehet die Ausdehnung lediglich, oder es kommt noch ein fremder Zuſatz darzu. In dem erſten Falle iſt es ganz einerley, ob die Monaden die Sache ſelbſt, oder einen ſolchen Grund ausmachen. In dem andern Falle aber würde man artige Sachen hören, wo denn das übrige, das keine Monaden ſeyn ſollen, welches aber doch die Ausdehnung mit ausmachen ſoll, herkommen würde. Ohne Zweifel würde es ein wunderbares je ne ſai quoi herauskommen.

§. 27. Jedoch die Gegner wollen es nicht ohne Beweiß angenommen haben, daß die Anzahl Monaden die einen Körper ausmachen, endlich und beſtimmt ſey; und eben dieſer Beweiß ſoll die Wahrheit der Monaden ſelbſt unterſtützen. Wie übel ſie aber ihrer Sache dadurch rathen, wird das folgende ergeben. Ihr Beweiß läuft dahinaus. Sie ſagen: ein Körper müſſe in allen Stücken determinirt ſeyn. Folglich müſſe auch die Anzahl ſeiner Theile beſtimmt ſeyn. Man kann ſo gut ſeyn und ihnen das erſte zugeben, ohngeachtet es vielleicht nur in Abſicht auf die Form des Körpers wahr iſt. Allein, bey dem andern wiſſen ſie in der That nicht, was ſie haben wollen. Wollen ſie es annehmen: ſo iſt ihnen auf folgende Art aus dem Traume zu helfen. Wenn man von Theilen überhaupt redet: ſo redet man allemal von unbeſtimmten Sachen, die folglich ihrer Natur nach nicht determinirt ſeyn können. Man kann ſagen, ein Körper hat zwey Hälften, drey Drittel, vier Viertel und ſo weiter. Man kann fragen, was der tauſendeſte Theil eines Körpers ſey. Allein, allemal wenn man von beſtimmten Theilen reden will: ſo muß man die gewiſſe und beſtimmte Anzahl ſchon voraus ſetzen, ehe es die Natur der Theile leidet, daß man von beſtimmten Theilen reden kann. Wenn man aber die Benennung oder Beſtimmung der Theile nicht hinzu ſetzet: ſo würde es ungereimt ſeyn zu ſagen, daß dennoch die Anzahl der The[illegible]ſtimmt wäre. Die Gegner machen alſo entweder eine ungereimte Folge, oder wenn ſie durch die beſtimmte Anzahl der Theile eines Körper die letztere Theile oder die Monaden verſtehen: ſo ſetzen ſie unläugbarer Weiſe dasjenige ſchon voraus, was ſie beweiſen wollen. Sie begehen alſo einen offenbahren Zirkel in Schlüſſen, eine Sache die in ihrem Lehrgebäude eben nichts ungewöhnliches iſt.

§. 28. Ohngeachtet alles dasjenige, womit ich den Ungrund der Monaden und einfachen Dinge gezeiget habe, noch feſt und unbeweglich ſtehet; wie ich meine Leſer in der andern Abtheilung dieſer Schrift zu überzeugen mir verſprechen kann: ſo giebt doch eben dieſe beſtimmte und endliche Anzahl Monaden, welche die Gegner zu einem Körper nunmehr in ihren Schriften deutlich erfordern, eine bequeme Gelegenheit an die Hand, den Ungrund und das Ungereimte der Monaden und einfachen Dinge ungemein deutlich und überzeugend vor Augen zu ſtellen. Es läßt ſich ſolches folgendergeſtalt bewerkſtelligen.

§. 29. Wenn alle Körper aus einer endlichen und beſtimmten Anzahl Monaden oder einfachen Dingen beſtehen: ſo muß in einer Diſtanz  A.B. die Anzahl der daran befindlichen einfachen Dinge endlich und beſtimmt ſeyn.

§. 30. Wenn ſich alſo ein Körper nach dieſer Linie beweget: ſo berühret er immer andre Monaden. Dieſes folgt unumgänglich, wenn die Monaden in dieſer Diſtanz endlich und beſtimmt ſind. Indem aber derſelbe von einer α zur nächſten c fortrückt: ſo muß die Zeit, in welcher ſolches geſchieht, untheilbar ſeyn. Denn wenn die Zeit theilbar wäre: ſo müßte auch daraus die Theilbarkeit des Räumchens α c nothwendig geſchloſſen werden. Dieſes würde aber wider die Lehre von den Monaden ſeyn; indem ſonſt eine jede Monade von einer andern abgeſondert werden könnte. Deßhalb aber verwerfen ſie eben die Atomos; und es müßte auch alsdenn eine jede Monade vor ſich eine Größe haben.

§. 31. Alſo müſſen die Vertheidiger der Monaden und diejenigen, welche die unendliche Theilbarkeit der Materie läugnen, nothwendig zugeben, daß auch die Zeit nicht unendlich theilbar ſey; und folglich muß es ſolche kleine Zeit-Räumchen oder Zeit-Punkte geben, die nicht weiter zertheilet werden können.

§. 32. Gleichergeſtalt muß demnach der Weg, den ein bewegter Körper in einem ſolchen Zeit-Punkt zurück legt, untheilbar ſeyn. Denn wenn in dieſem Wege eine Theilung möglich wäre: ſo würde ſich daraus auch der Zeit-Punkt zertheilen laſſen, welches doch §. 30. 31. nach einer nothwendigen Folge nicht angehet.

§. 33. Dieſer Schluß muß unumgänglich ſtatt finden, ein Körper mag ſich geſchwind oder langſam bewegen. Denn in beyden Fällen ſind einerley Gründe und Urſachen vorhanden.

§. 34. Laſſet uns nun zwey Körper A und B betrachten, wovon des letztern Geſchwindigkeit zweymal ſo groß ſeyn ſoll, als des erſtern. Es ſey ferner das Räumchen, welches der erſtere A in einem Zeit-Punkt zurück legt $= \omega$: ſo wird das Räumchen des letztern, welches derſelbe in eben dieſem Zeit-Punkt beſchreibet $= 2\,\omega$ ſeyn.

§. 35. Nun aber iſt nicht nur ω, ſondern auch $2\,\omega$ untheilbar; weil der Weg, der in einem Zeit-Punkte zurück gelegt wird, untheilbar iſt, ein Körper mag ſich geſchwind oder langſam bewegen, §. 32. 33. Wenn demnach in dem Syſtem der Gegner ω als untheilbar angenommen wird: ſo müſſen dieſelben auch $2\,\omega$, ſowohl als gleichergeſtalt $3\,\omega$, $4\,\omega$, $100\,\omega$ u. ſ. w. als untheilbar unumgänglich zugeben. Denn wenn 2 ω untheilbar ſind: ſo werden 100 ω, und man mag ſetzen ſo viel als man will, niemals theilbar. So wehe den Gegnern dieſer Schluß thun wird, und ſo ſehr ſie ſich darwider krümmen werden: ſo iſt er doch ungezweifelt, und folget aus ihrem eignen Lehrgebäude ganz unumſtößlich und nothwendig.

§. 36. Hieraus iſt nun ferner dieſer Schluß unläugbar: wenn ein Ding ω untheilbar iſt: ſo muß ein jegliches Aggregatum von ſo viel eben dergleichen Dingen, als man nur immer will, beſtändig und allemal untheilbar bleiben, man mag ſie ſich unter einem Zuſtande beyſammen vorſtellen, als man will.

§. 37. Da nun ſolchergeſtalt aus einfachen Dingen kein theilbares Zuſammengeſetzte nach dem Lehrgebäude der Monadiſten ſelbſt entſtehen kann: ſo muß nach einer ganz natürlichen Folge nach eben dieſem Syſtem wahr ſeyn, daß ein theilbares Zuſammengeſetzte, dergleichen alle Körper ſind, unmöglich aus einfachen Dingen beſtehen kann.

§. 38. Wider ſo deutliche und ſonnenklare Schlüſſe läßt ſich nicht das geringſte einwenden, wenn man nicht elendes Zeug zu Markte bringen und in den Augen der Unpartheyiſchen und Vernünftigen lächerlich werden will. Vermuthlich werden ſich die Gegner damit ſchützen wollen, daß man hier bey dieſen Schlüſſen die Zeit in Betrachtung gezogen habe, die doch ein pures ens abſtractum ſey. Allein, wenn ſie billig ſeyn wollen und nachdenken können: ſo werden ſie finden, daß hierbey keinesweges die abſtracte Zeit, ſondern das wahre Maaß der

Veränderungen, welches nach dem eignen Geſtändniß der Gegner das reale bey der Zeit iſt, angewendet ſey. Man hat alſo nichts angenommen, was nicht die Gegner ſelbſt einräumen: und wider den untheilbaren Zeitpunct können ſie um ſo weniger etwas einwenden, weil er weiter nichts als eine nothwendige Folge aus ihrer eignen Lehre von den Monaden iſt.

§. 39. Wolten die Gegner noch den Einwurf machen, man hätte hier die Berührung der Monaden von dem Körper A voraus geſetzt, welches aber etwas materielles anzeige und alſo ihrem Lehrgebäude zuwider ſey: ſo, deucht mir, würden ſie ſehr wohl thun, wenn ſie dieſen Einwand immer bey ſich behielten, weil ſie hierdurch das Widerſprechende und Ungereimte ihres Lehrgebäudes nur um deſto mehr veroffenbahren. Es wird dieſes gar nicht voraus geſetzt; ſondern es fließet dieſes aus ihrer eignen Lehre. Denn wenn in einer Diſtanz A. B. die daran liegende Anzahl Monaden endlich und beſtimmt iſt; wie es nothwendig folgt, wenn eine endliche und beſtimmte Anzahl Monaden einen Körper ausmachen: ſo muß auch eine jede einzelne daran liegende Monade endlich und beſtimmt ſeyn, das iſt hier, ſie muß ihre Größe vor ſich haben. Denn wenn etwas in einer gewiſſen Weite endlich und beſtimmt iſt: ſo ſetzet dieſes unumgänglich eine Größe voraus; und man behilft ſich ſehr übel, wenn man ſagt, daß auch die Seelen und Geiſter endlich und beſtimmt ſind. Denn wer wird wohl behaupten, daß dieſe in einer gewiſſen Weite endlich und beſtimmt ſind. Sie ſchaffen alſo durch dieſen Einwurf nichts, als daß ſie das Ungegründete und Widerſprechende ihrer Lehre deſto deutlicher machen.

§. 40. Nach ſo deutlichen und unumſtößlichen Beweiſen, womit ich hier die Unmöglichkeit der Monaden und einfachen Dinge gezeiget habe, iſt es ſchlechterdings nicht möglich, daß nicht vernünftige und unpartheyiſche Leſer, die des Nachdenkens und der Beurtheilung der Wahrheit fähig ſind, von dem Ungrunde derſelben vollkommen überzeugt ſeyn ſolten. Man könnte es hierbey bewenden laſſen. Denn wenn eine Sache widerſprechend und unmöglich iſt: ſo kann ſie auf keinerley Art wahr ſeyn, man mag ſie ſich unter Umſtänden und Geſtalten vorſtellen, wie man will. Zum Ueberfluß aber will ich noch denen allgemeinen Einwürfen begegnen, weshalb man glaubt, daß die Beweiſe wider die Monaden und einfachen Dinge keine Kraft haben könnten.

§. 41. Man ruft mir von allen Seiten zu, meine Beweiſe könnten nichts gelten, weil ich die Materie als eine Realität angenommen hätte, da ſie doch weiter nichts als eine Erſcheinung oder Phänomenon wäre. Ich kann zuerſt fordern, daß ſie mir dieſes zeigen ſollen. Ich habe es nicht unerwieſen angenommen; ſondern meine Beweiſe haben mich darauf geführet, daß die Materie kein Phänomenon iſt. Allein, dieſes bey Seite geſetzt, ſo höre man nur, wie billig die Gegner hier gegen mich geſinnet ſind.

§. 42. Wenn die Gegner beweiſen ſollen, warum die Materie eine Erſcheinung iſt: ſo ſchwatzen ſie uns ein Haufen Dinge vor, daß wir nicht alles erkennen können, was in der Materie verhanden iſt, daß ſie uns nur undeutlich in die Sinne fällt, daß wir nicht einmal die urſprüngliche Theile der Zuſammenfügung darinnen entdecken

ken könnten, geſchweige den Urſprung der Materie ſelbſt, und was dergleichen mehr iſt. Alles aber, was ich noch jemals bey dem Gegner, ja ſelbſt bey denen Freyherren von Leibnitz und Wolf gefunden habe, läuft da hinaus, daß die Materie keine Realität und daß ſie die Subſtanz ſelbſt noch nicht iſt. Sie ſetzen alſo allemal voraus, daß es in der Materie noch andre Subſtanzen, nämlich die Monaden und einfachen Dinge gebe, und öfters ſagen ſie gar nicht undeutlich, daß man die Materie eben der einfachen Dinge wegen vor nichts anders als ein Phänomenon anſehen könne. Ich brauche hier meinen Leſern nicht zu ſagen, was das vor ſchöne Beweiſe ſind, die eine ſolche Beſchaffenheit haben. So viel aber muß ich anmerken, daß alles dasjenige wegfällt, warum ſie die Materie vor eine Erſcheinung halten, ſo bald man zeigt, daß die Monaden falſch und unmöglich ſind. Nun erwäge man einmal, wie über alle maaßen gütig die Herren Gegner in ihrer Forderung ſind. Meine Beweiſe ſollen nichts gelten, weil ich die Materie nicht als eine Erſcheinung angeſehen habe. Hat man jemals eine Forderung dieſer Art geſehen? Es iſt eben das, als ſagte man: Eure Beweiſe gelten nichts, weil ihr diejenige Sache nicht vor wahr annehmet, die ihr als falſch befunden habt. Ich ſoll ihnen alſo erſt die Streit-Frage zugeben, und hernach ſoll ich mit ihnen diſputiren. Eine ganz neue Art von gelehrten Streitigkeiten!

§. 43. Ich weiß ſehr wohl, daß Carteſius und andre die Materie gleichfals vor ein Phänomenon gehalten haben. Allein, ſie haben ganz andre Urſachen und Beweiſe davor angeführet. Dieſe gehen mich aber jetzo nichts an. Ich werde ſie aber in einer beſondern Abhandlung von dieſem Gegenſtande, welche bey meiner vollſtändigen Widerlegung der Monaden befindlich ſeyn ſoll, gleichfalls unterſuchen. Jetzo habe ich es nur mit den Urſachen und Beweiſen der Gegner zu thun. Dieſe aber haben allemal die angeführte Beſchaffenheit. Ich habe ihnen alſo dasjenige, was ich geſagt habe, mit gutem Grunde entgegen geſetzt.

§. 44. Ehe die Weltweiſen ſo fertig ſeyn ſolten, etwas vor ein Phänomenon auszugeben; eine Sache, die zu einer Menge Hirngeſpinnſten in der Weltweisheit Anlaß giebt: ſo ſolten ſie vor allen Dingen beſtimmen, was ein Phänomenon, oder eine Erſcheinung iſt, oder was ſie darunter verſtehen. Diejenigen Erklährungen, die ich noch davon gefunden habe, leiſten der Sache ein ſchlechtes Genüge. Am allerwenigſten aber können ſie ſtatt finden, wenn man die Erſcheinung in einem ſolchen Verſtande nimmt, daß ſie von der Realität oder der Subſtanz ſehr weit unterſchieden, oder ihr gar entgegengeſetzt ſeyn ſoll. Wo folgt es: was in die Sinne fällt, und nur undeutlich vorgeſtellet wird, oder was ſeinen Grund in einer andern Sache hat, iſt keine Realität oder Subſtanz. Dieſe Folge möchte ich bewieſen ſehen. Alle Subſtanzen haben ihren Grund in Gott. Iſt denn aber außer Gott gar keine Subſtanz vorhanden, und wird vielleicht Spinoza Recht haben? Muß man denn eine Sache nach ihrem völligen Weſen erkennen, oder ſiehet man gar nichts davon, wenn man das erſte nicht kann? Giebt es keine Mittel-Straße? Kann nicht unter demjenigen, was uns undeutlich in die Sinne fällt, etwas von dem Weſen einer Sache vorhanden ſeyn? Man muß die Erſcheinungen ſehr lieben, wenn man ihnen ſo weite Gränzen geſtatten will.

Et qui amant, ipſi ſibi ſomnia fingunt.

§. 45. Es iſt wahr, wir können nicht alles einſehen, was in der Materie vorhanden iſt. Deshalb aber kann ich nicht finden, daß das gar keine Realität iſt, was wir daran erkennen. Es iſt eben das, als wenn jemand die Wirklichkeit der Geiſter läugnen wollte, weil wir noch nicht wiſſen, worinnen ihr Weſen beſtehet. Wenn wir ein Ding nach ſeinem völligen Weſen erkennen könnten: ſo wüßten wir auch, auf was Art es Gott hervor gebracht hätte. Wir könnten alſo die Art und Weiſe der Schöpfung einſehen. Dieſe aber, als ein Werk der göttlichen Allmacht und Unendlichkeit wird wohl vor uns endliche, eingeſchränkte, ohnmächtige, unwiſſende und elende Menſchen ewig verborgen bleiben. Es iſt gewiß, daß die Philoſophie ihre Gränzen hat, wie weit ſie gehen kann; und niemals kann ſie ſich ſo weit erſtrecken, zu wiſſen, wie ein Ding hervorgebracht iſt. Unterſtehen wir uns dennoch ſo viel: ſo erfahren wir allemal die Strafe unſrer Verwegenheit. Unſer Verſtand, ſo groß er auch iſt, verfällt in Verwirrung; und wir erzeugen leere Gedichte und Hirngeſpinnſte, die ihrer Mutter der Verwirrung viel zu ähnlich ſind, als daß ſie dieſelben jemals verläugnen könnten. Dennoch wiſſen wir dadurch eben ſo viel als vorher, nämlich gar nichts,

Et expliquoit en vain dans ſes doctes chimaires.

Voltaire.

Die Gedanken, die Herr Plüche in ſeinem Schauſpiel der Natur von den Gränzen der Philoſophie hat, haben mir ſehr gründlich geſchienen. Ich werde auf ſeinen Grundſätzen weiter fortbauen, und in der künftigen vollſtändigen Widerlegung der Monaden eine beſondre Abhandlung hiervon einrücken. Die Monaden ſind eine Frucht einer ſolchen Verwegenheit. Sie überſchreiten die philoſophiſchen Gränzen. Man will dadurch erklähren, auf was Art und Weiſe die Materie hervorgebracht iſt. Was Wunder alſo, wenn ſie die Kennzeichen ihrer gerechten Strafe allenthalben an ſich tragen.

§. 46. So übel bewieſen und ungegründet dennach die Gegner die Materie vor ein Phänomenon halten; ſo wenig bedenken ſie vielleicht, wo ſie mit ihrem Vorgeben hingerathen. Wenn wir die Materie vor eine Erſcheinung halten, wenn wir gar keine Realitäten daran zu erkennen glauben: ſo befinden wir uns ſchon in einer Art des Idealiſmi; und wir haben nur noch einen kleinen Schritt zu thun, um in völligen Idealiſmum zu verfallen. Ich haſſe eine unſeelige Conſequentien-Macherey. Allein, unter dieſem Nahmen kann ich die natürlichen und nothwendigen Folgerungen nicht begreifen. Ich kann dannenhero denjenigen nicht Unrecht geben, welche glauben, daß man alsdenn nothwendig auf den Idealiſmum verfallen müßte, wenn man auch die Monaden zugeben wolte. Wenn die Materie nichts als eine Erſcheinung iſt, wenn keine Realitäten in ihr ſind, als die einfachen Subſtanzen, die wir nicht ſehen; wenn alle Materie, die wir ſehen, aus Monaden erwächſt: ſo ſehe ich nicht, wie man die Folge vermeiden kann, daß alles, was wir ſehen, allein in unſern Begriffen vorhanden iſt, und auſſerdem keine Wirklichkeit hat.

§. 47. In der That ließen ſich aus den Schriften der Herren von Leibnitz und Wolf viele Stellen anführen, welche den Idealiſmum nicht undeutlich zu erkennen geben; und wenn ich zu allen Arten von Beſchuldigungen geneigt wäre, wie meine Gegner: ſo könnte die große Schwierigkeit, die ſich der Herr Kanzler bey der Widerlegung der Idealiſten allenthalben in ſeinen Schriften ohne Noth vorſtellt, keinen ungerechten Grund an die Hand geben. Allein, das ſind nicht die Waffen, womit ich zu ſtreiten begehre. Ich kann mich aber nicht entbrechen eine Stelle eines neuen Vertheidigers der Monaden anzuführen, die das Bekenntniß des Idealiſmi ungemein deutlich in ſich enthält. Sie iſt §. 70. der Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper enthalten. Er ſpricht, daß die Ausdehnung aus der Zuſammennehmung einfacher und unausgedehnter Dinge beſtehe, daß wir in der Materie eine Stetigkeit wahrnehmen, daß aber der Verſtand hierbey nicht ſtehen bleiben, ſondern auf die Gründe zurück gehen müſſe, welche die Sclaven der Sinnen in dem Abgrunde der Unſichtbarkeit verliehren. Dies ſind ohngefähr ſeine Gedanken. Hernach fährt er ſolchergeſtalt fort: „Die „Vernunft wird ſie aus dieſem Abgrunde ziehen: und „anſtatt die Gründe (nämlich die einfachen Dinge) zu „vernichten: ſo beweiſt ſie, daß ſonſt nichts wirkliches „und ſubſtantielles in dem ganzen Weltgebäude iſt; ſondern daß man alles übrige, als etwas ſcheinbares, oder „wie Leibnitz ſaget, als eine, wie eine Subſtanz ausſehende

„Erſcheinung (Phenomenè ſubſtancie) anſehen „muß.„ Unſelige Vernunft, wenn ſie die unglückliche Frucht des Idealiſmi hervorbringen ſoll. Vielleicht würde es alsdenn beſſer ſeyn, dem Rathe des Herrn Liscov zu folgen, und ihr nur immer das Genicke zu brechen.

§. 48. Ich bezeuge, daß ich nichts weniger als dem Materialiſmo ergeben bin. Ich habe ihn vielmehr ſelbſt in den Urſachen des Verfalls der Religion und der einreißenden Freydenkerey (*), ſo wohl als in andern meinen Schriften beſtritten. Allein, wenn wir von der unſerm Verſtande geſetzten Straße der Erkenntniß abweichen und im Finſtern herum tappen wollen: ſo muß ich doch den Materialiſmum unendlich vorzüglicher halten, als den Idealiſmum. Nichts kann ſo ungereimt ſeyn, als dieſe Mißgeburth eines verſtiegenen Gehirnes, und Leute, die an der Wirklichkeit ihres eignen Körpers zweifeln, und Gott ein ſo lächerliches Spiel beymeſſen können, als alsdenn ſeine Werke ſeyn würden, verdienen nicht der geringſten Widerlegung. Man erweiſet ihnen ſchon zuviel

---

*) Ich trage kein Bedenken, mich bey dieſer Gelegenheit als den Verfaſſer dieſer Schrift zu bekennen. Ich habe bey der Verſchweigung meines Nahmens keine andre Abſicht gehabt, als die Urtheile der Gelehrten deſto freyer zu hören. Dieſes iſt nunmehr geſchehen. Man hat an der Güte der Schrift nichts ausgeſetzet. Nur hat mir der Herr Prof. Kraft Anſtöße wider die Theologie zeigen wollen, wobey er aber den beſondern Endzweck meiner Schrift, die nunmehr in dieſem Bande befindlich iſt, ſchwehrlich recht eingeſehen hat. Ich habe darinnen nie ein Theologe ſeyn wollen.

Ehre, wenn man dem Beyſpiel des Diogenes nachahmet und ſie auf eine ſinnliche Art von dem Daſeyn ihres Körpers überzeuget, ſo wie derſelbe jemand von der Bewegung überzeugen wolte, als er aufſtund und in der Stube herum gieng.

§. 49. Wenn die Gegner in der That ſolche Gedanken von den wirklichen Dingen haben, als ihr Mitſtreiter in der angeführten Stelle deutlich genug äußert: ſo wird man weiter nicht nöthig haben, auf eine ernſtliche Art mit ihnen zu ſtreiten. Es wird überflüßig genug ſeyn, wenn man ſie auf eine im vorigen Jahre heraus gegebene kleine Schrift des gelehrten Herrn Doct. Hommels in Leipzig verweiſet, wovon vielleicht wenige die rechte Abſicht eingeſehen haben. Das daſelbſt lächerlich gemachte Lehrgebäude, nach welchem alles erfüllet iſt und nur Schatten hin und wieder zum Vorſchein kommen, iſt in der That kein anderes, als das ihrige. Denn wenn die einfachen Dinge den Stoff aller Materie ausmachen: ſo muß die Luft und alles aus ihnen beſtehen. Wenn nun, nach dem deutlichen Geſtändniß der Gegner, außer den einfachen Dingen ſonſt nichts wirkliches und ſubſtantielles in dem ganzen Weltgebäude vorhanden iſt: ſo iſt alles mit Monaden erfüllet, und es wird etwan nur hier und dar ein Schatten von einem Körper zum Vorſchein kommen. Solte wohl ein Kranker jemals alſo geträumet haben. Es fällt mir hierbey ein:

Nemo aegrotus quicquam ſomniat
Tam infandum, quod non aliquis dicat Philoſophus.
Varro.

§. 50. Ich wende mich nun zu einem andern Einwurf der Gegner, den ſie meiner Schrift überhaupt entgegen geſetzet haben. Sie ſagen, wenn man die Monaden nicht annehme: ſo könne man nicht einſehen, wie die Stetigkeit, die Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit der Körper möglich ſey. Denn dieſes ließe ſich aus der Zuſammenſetzung und Ausdehnung allein nicht erklähren. Wir wollen ſehen, von was vor Wichtigkeit dieſe Einwürfe ſind.

§. 51. Der Einwurf, daß man nicht einſehen könnte, wie eine Stetigkeit des Körpers möglich ſey, wird ſich ungemein leicht heben laſſen. Ich läugne, daß ein wirklicher Körper eine Stetigkeit hat, und daß ſie in ihm erfordert werde. Man muß mich alſo davon überzeugen. Daß wir aber eine ſolche Stetigkeit, wie ſie der Freyherr von Wolf §. 58. der Metaphyſik erklähret, und wie ſie auch der Herr Profeſſor Stiebritz in dem Vorbericht ſeiner Schrift anzunehmen ſcheinet, an den wirklichen Körpern nicht wahrnehmen, dürfen wir uns nur der Vergrößerungs-Gläſer bedienen. Denn wir finden an allen Körpern, daß die Theile nicht dergeſtalt in ihrer Ordnung auf einander folgen, daß man zwiſchen ihnen nicht andre in einer andern Ordnung ſetzen kann; ſondern allenthalben werden wir an den Körpern zwiſchen den Theilen, Schründen, Oeffnungen und Zwiſchenräumen gewahr. Wenn alſo die Gegner eine Stetigkeit verſtehen, die wir nicht wahrnehmen können: ſo müſſen ſie deren Nothwendigkeit beweiſen. Ich gebe aber den Herren Gegnern zu bedenken, ob ſie hier nicht abermals einen Zirkel in Schlüſſen begehen. Sie geben deutlich genug zu erkennen,

nen, daß die Monaden dieſe Stetigkeit des Körpers ausmachen ſollen: und doch verlangen ſie hernach, daß man die Monaden annehmen ſoll, weil man ſonſt die Stetigkeit nicht erklähren könne. Durch Beweiſe dieſer Art, die man bey den Herren Gegnern ſehr häufig findet, wird man in Stand geſetzet alle Hirngeſpinnſte zu erweiſen.

§. 52. Die Stetigkeit iſt ein eingebildeter Begriff der Meßkünſtler. Weil ſie an ihrem Körper nichts als Ausdehnung annehmen: ſo ſtellen ſie ſich vor, daß ſeine Theile dergeſtalt auf einander folgen, daß unmöglich etwas darzwiſchen geſetzet werden kann. Dieſer Begriff leiſtet ihnen ganz gute Dienſte, und er läßt ſich auch mit großem Nutzen in der Mechanik gebrauchen. Allein, er iſt und bleibet bloß ein eingebildeter mathematiſcher Begriff, weil in den wirklichen Körpern außer der Ausdehnung noch andre Dinge und Eigenſchaften vorhanden ſind, welche die Stetigkeit, wie wir uns durch die Vergrößerungs-Gläſer überzeugen können, nicht zulaſſen. Wenn man nun alſo den Begriff von der Stetigkeit in der Metaphyſik anwendet, ohne durch tüchtige Gründe erwieſen zu haben, daß eine Stetigkeit in dem Körper vorhanden ſeyn muß: ſo miſchet man einen eingebildeten mathematiſchen Begriff in der Metaphyſik ein; und daraus muß nothwendig eine Chimäre erwachſen. Da ich nun noch nicht gefunden habe, daß die Nothwendigkeit der Stetigkeit in dem Körper erwieſen ſey, ohne die Monaden oder eine andre petitionem principii voraus zu ſetzen: ſo kann ich mit Recht ſagen, daß die mir entgegengeſetzte Stetigkeit der Gegner eine ſolche Beſchaffenheit habe.

§. 53. Faſt eine gleiche Beſchaffenheit hat es mit dem Einwurf: daß ſich der Grund der Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit eines Körpers allein in der Zuſammenſetzung nicht finden oder daraus erklähren ließe. Ich vor mein Theil kann dieſen Grund und dieſe Erklährung ganz wohl in der Zuſammenſetzung finden. Wenn viele von einander unterſchiedne Dinge dergeſtalt mit einander verknüpft werden, daß ſie in einer gewiſſen Ordnung bey einander ſind und nur ein Ding ausmachen, als welches der Begriff von der Zuſammenſetzung iſt, und wenn ein jedes wirkliches Ding ſeinen beſondern und gewiſſen Raum und Ort einnehmen muß, wie niemand läugnen wird: ſo ſiehet man leicht, daß dadurch eine Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit entſtehen muß. Denn da nach dem Satz des Widerſpruchs ein Ding nicht zugleich an dieſem und auch an einem andern Orte ſeyn kann: ſo muß es einem jeden andern Dinge verwehren, daß es eben denjenigen Ort nicht einnehmen kann, in dem es ſich bereits befindet. Folglich iſt es ja ungemein leicht begreiflich, daß daraus eine Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit entſtehen muß.

§. 54. Wenn es wahr iſt, daß der Herr von Leibnitz unter andern auch deshalb auf die Monaden geleitet worden iſt, weil er den Grund der Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit nicht in der Zuſammenſetzung finden können: ſo hat er ſich abermals durch einen eingebildeten mathematiſchen Begriff verführen laſſen. Die Meßkünſtler nehmen an, daß zwey Linien einander durchdringen und zugleich in einem Orte ſeyn können. So nimmt z. E. Euclides Lib. 11. Element. wenn er erweiſet, daß zwey

Parallele pipeda, die über einerley baſi ſtehen und zwiſchen zwey planis Parallelis enthalten ſind, in ſeiner Demonſtration an; daß dieſe Parallele pipeda einander durchtringen und ein Theil von beyden zugleich an einem Orte ſeyn kann; und wie oft müſſen dieſes die Meßkünſtler nicht annehmen. Dieſes iſt aber eine bloße Einbildung, und gehet bey ihnen ganz wohl an, weil ſie ihrem Körper keine andre Eigenſchaft als die Ausdehnung beylegen. Allein, wer mit dieſem eingebildeten Begriff unvermerkt erfüllet zu den wirklichen Körpern übergehet und ſich vorſtellet, daß die Zuſammenſetzung an ſich ſelbſt kein Grund der Undurchtringlichkeit iſt; weil die mathematiſche Zuſammenſetzung keine Undurchtringlichkeit zuwege bringt, dem ſind freylich die Augen verfinſtert, daß er nicht ſehen kann, was die Zuſammenſetzung in dem wirklichen Körper hervor bringt.

§. 55. Alle diejenigen Einwürfe alſo, welche die Gegner meiner Schrift überhaupt entgegengeſetzet haben, ſind ſehr ſchlecht gegründet. Sie ſind vielmehr ſo beſchaffen, daß ſie das Falſche ihres Lehrgebäudes nur immer deutlicher zu Tage legen. Da ich nun überdies oben den Ungrund ihrer einfachen Dinge noch weiter ſehr deutlich bewieſen habe: ſo kann ich mir gewiß verſprechen, daß vernünftige und unpartheyiſche Leſer, die meine Schrift mit Aufmerkſamkeit leſen, vollkommen davon überzeugt werden. Ich hoffe dieſes um ſo eher zu erlangen, wenn ich mich nunmehr zur andern Abtheilung wende, und zeige, wie nichtig alle die beſondren Einwürfe ſind, die man wider meine Schrift zum Theil mit ſo viel ausſchweifender Hitze vorgebracht hat.

§. 56. Ehe ich aber dieſes bewerkſtellige: ſo will ich zum Beſchluß dieſer Abtheilung die Gedanken des Hrn. von Voltaire von den Monaden in der Ueberſetzung beyfügen. Sie ſind deutlich und bindig; und enthalten ſo wohl das Lehrgebäude der Monaden, als eine gründliche Widerlegung in einer angenehmen Kürze in ſich. Man kann ſich auch daraus unterrichten, was die Ausländer von den eine Zeitlang in Teutſchland Wurzel geſchlagenen Monaden vor eine Gedenkensart haben. Es iſt wahr, der Herr von Voltaire iſt nicht allemal ein großer Weltweiſe. Man kann ihm aber nicht abſprechen, daß er geſund und vernünftig zu denken gewohnt iſt. Den Ungrund der Monaden einzuſehen braucht man auch weiter nichts als einen geſunden Verſtand, der ſich durch die Einbildung einer höhern Vernunft noch nicht überſtiegen hat. Er drücket ſich folgendergeſtalt aus: „Wenn man
„jemals hat ſagen müſſen: audax Iapeti genus! ſo
„geſchieht es mit Recht bey denen Unterſuchungen, die ſich
„die Menſchen unterſtanden haben von denjenigen Elementen
„zu machen, welche eine unendliche Weite über die
„Sphäre unſrer Erkenntniß geſetzet zu ſeyn ſcheinen. Vielleicht
„iſt nichts beſcheidener als die Meinung des Newten,
„der ſich gemäßiget hat zu glauben, daß die Elemente der
„Materie, Materie ſind, nämlich ein ausgedehntes und
„undurchtringliches Weſen, deren geheime Natur der
„Verſtand nicht erforſchen kann; daß ſie Gott bis ins
„unendliche fort theilen kann, ſo wie er ſie vernichten
„kann; daß er es aber nicht thut, ſondern, daß er dieſe
„ausgedehnten und unzertrennlichen Theilchen erhält, um
„zum Grunde alles desjenigen zu dienen, was in dem
„Weltgebäude hervorgebracht wird.

„Dahingegen iſt vielleicht nichts ſo kühn, als der „Flug den Leibnitz gewaget hat, durch Hülfe ſeines Grundſatzes des zureichenden Grundes, wenn es möglich wäre, „bis in das Innerſte der Urſachen und in die unerklähr„liche Natur dieſer Elemente einzudringen.

„Ein jeder Körper, ſpricht er, iſt von ausgedehnten „Theilen zuſammengeſetzt. Sie ſind, fährt er fort, bis „ins Unendliche wirklich theilbar und eingetheilt. Ihr „trefft demnach niemals etwas anders, als Ausdehnung „an. Allein, wenn man ſagen wolte, daß die Ausdehnung der zureichende Grund von der Ausdehnung ſey: „ſo würde man einen fehlerhaftigen Zirkel machen. „Man würde gar nichts ſagen. Man muß demnach den „zureichenden Grund, die Urſachen von den ausgedehnten „Weſen, in Dingen, die es nicht ſind, in den einfachen „Dingen, in den Monaden finden. Die Materie iſt „demnach nichts anders als eine Zuſammenſetzung einfacher Dinge.

„Man hat in dem Kapitel von der Seele geſehen, „daß nach Leibnitzes Sätzen ein jedes einfaches Ding der „Veränderung unterworfen iſt. Allein ſeine Veränderungen, ſeine auf einander folgenden Beſtimmungen, die „es hat, können nicht von außen kommen, aus der Urſache, weil dieſes Ding einfach und unberührlich iſt und „keinen Raum einnimmt. Es hat demnach die Quelle „aller ſeiner Veränderungen in ſich ſelbſt; in Anſehung „der äußerlichen Gegenſtände aber hat es Vorſtellungen. „Da aber unter allen Theilen des Weltgebäudes eine „nothwendige Uebereinſtimmung iſt: ſo beziehen ſich ſeine „Begriffe auf das ganze Weltgebäude. Die Elemente

„der allerübelſten Unreinigkeit haben demnach eine unendliche
„Anzahl Begriffe. In der That ſind zwar ihre
„Begriffe nicht klar. Sie haben, wie Leibnitz ſaget, kein
„Bewußtſeyn. Sie haben keine innerliche Ueberzeugung
„ihrer Gedanken. Sie haben aber doch verwirrte
„Empfindungen des Gegenwärtigen, des Vergangenen
„und des Zukünftigen.

„Er läßt vier Arten von Monaden zu: 1) Die Elemente
„der Materie, die keinen klaren Begriff haben.
„2) Die Monaden der Thiere, die einige klare und
„einige deutliche Begriffe haben. 3) Die Monaden der
„endlichen Geiſter, die verwirrte, klare und deutliche Begriffe
„haben, und endlich 4) die Monade Gottes, der
„nichts als die vollkommenſten Begriffe hat.

„Die Engliſchen Weltweiſen, die, wie ich ſchon geſaget
„habe, vor dem bloßen Nahmen eines großen Mannes
„keine Ehrerbiethung tragen, haben auf dieſes alles nur
„mit Lachen geantwortet. Allein, mir iſt es nicht erlaubt,
„einen Leibnitz anders als durch Gründe zu beſtreiten.
„Mich deucht, daß ich mir die Freyheit nehmen
„kann, allen denjenigen, die dergleichen Meinungen Beyfall
„geben, zu ſagen: Alle Welt kommt mit euch in dem
„Satz des zureichenden Grundes überein. Allein, macht
„ihr hier wohl eine richtige Folgerung aus demſelben?

„1) Ihr gebt zu, daß die Materie wirklich unendlich
„theilbar iſt (*). Der allerkleinſte oder letzte Theil iſt
„dem-

---

*) Herr von Voltaire wird hier vermuthlich glauben, weil dieſes die ausdrückliche Lehre des Herrn von Leibnitz iſt, daß ſeine Nachfolger nicht davon abgegangen ſeyn werden.

„demnach nicht möglich zu finden. Es giebt keine andre,
„als die Seiten haben, die einen Ort einnehmen und
„die eine Figur haben. Wie könnet ihr demnach wollen,
„daß die Materie aus nichts anders formirt ſey, als aus
„Dingen ohne Figur, ohne Ort und ohne Seiten? Werdet
„ihr nicht wider den großen Satz des Widerſpruchs
„anſtoßen, indem ihr dem von dem zureichenden Grunde
„folgen wolt?

„2) Iſt es wohl hinlänglich vernünftig, daß das Zuſammengeſetzte
„mit demjenigen keine Aehnlichkeit haben
„ſoll, woraus es zuſammengeſetzet iſt. Was ſage ich von
„der Aehnlichkeit. Ein einfaches und zuſammengeſetztes
„Weſen ſind unendlich von einander unterſchieden;
„und ihr wollet doch, daß eines aus dem andern entſtehen
„ſoll. Wenn man ſagen würde, daß viele Elemente des
„Eiſens Gold zuwege bringen könnten, daß die erſten
„Theile des Zuckers Coloquinten hervorbringen könnten:
„würde man wohl etwas Ungereimters ſagen können?

„3) Könnt ihr euch wohl ſo weit verſteigen, zu ſagen,
„daß ein Tropfen Urin eine unendliche Anzahl von
„Monaden ſey, und daß eine jede von ihnen Begriffe, geſetzt,
„daß ſie auch dunkel ſeyn ſollen, von dem ganzen
„Welt-Gebäude habe? Und dieſes lediglich deshalb, weil
„nach eurem Vorgeben alles erfüllet iſt, weil in dem Erfüllten
„alles mit einander verbunden iſt; und eine Monade
„nothwendig Begriffe hat, ſie keine andre Empfindung
„haben könne, die nicht auf alles gienge, was in
„der Welt iſt.

„Allein, iſt es bewieſen, daß alles erfüllet iſt? und
„wenn man auch ohngeachtet der Menge metaphyſiſcher

„und phyſiſcher Beweiſe, die man vor das Leere hat, annehmen wolte, daß alles erfüllet ſey: iſt es wohl bewieſen, daß eure vorgegebene Monade einen unnützen Begriff von allen demjenigen haben müſſe, was in dem Erfüllten vorgehet? Ich will mich auf euer eignes Gewiſſen berufen, empfindet ihr nicht, daß ein ſolches Lehrgebäude bloß von der Einbildung herrühret? Wird nicht das Bekenntniß der menſchlichen Unwiſſenheit in Anſehung der Elemente der Materie weit über eine leere Wiſſenſchaft ſeyn? Was vor ein Gebrauch der Vernunft-Lehre und der Geometrie, wenn ich mich dieſes Fadens bediene mich in einem Labyrinth zu verirren, und wenn ich ordentlich nach der Lehr-Art ſelbſt mit der Fackel in der Hand, die mir zu leuchten beſtimmt iſt, auf den Irrthum loß wandle.„

◆ ◆ ◆

Andre Abtheilung,

worinnen

auf die beſondern Einwürfe geantwortet wird.

Zu dem Eingang und 1. bis 21. §. meiner Schrift.

§. 57.

§. 4. Des Herren Gegners.

Mein Herr Gegner glaubt, daß ich eine unrichtige Folgerung gemacht habe, indem ich von der Unrichtigkeit der Beweißthümer auf die Unrichtigkeit der Sache ſelbſt geſchloſſchlieſſen hätte: und die Monaden könnten wahr ſeyn, wenn gleich zur Zeit noch keine gültigen Beweiſe vor dieſelben ausfündig gemacht wären. Ein gleiches hat auch der Bücherſaal (*) über die Gedanken von den Elementen der Körper erinnert. Allein, wenn man dieſe Art zu ſchließen mit Grunde verwerfen will: ſo muß man von der Sache an ſich ſelbſt entweder durch die Erfahrung oder auf andre Art überzeugt ſeyn. Dieſes fehlet aber bey den Monaden. Unterdeſſen ſolte doch mein Herr Gegner Recht haben, wenn ich in meiner Schrift nichts weiter gethan hätte, als die Beweißthümer der Monaden und einfachen Dinge zu zernichten. Allein, ich habe mir Mühe gegeben zu zeigen, daß die Sache ſelbſt widerſprechend und unmöglich ſey. Ob ich hierinnen glücklich geweſen bin, wird ſich unten veroffenbahren, wenn ich die Einwürfe der Gegner unterſuche.

§. 5. Des Herrn Gegners.

§. 58. Ich ſoll auch nicht alle Beweißthümer vor die Monaden angeführet haben. Man hat mir dieſen Vorwurf bereits in dem Bücherſaale gemacht. Ich wolte in eben dieſem Bücherſaale darauf antworten. Da aber meine Antwort daſelbſt keinen Platz erhalten hat: ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wenn ich ſie in dem Anhange unter Num. 1. beyfüge. Man wird daſelbſt finden, warum ich den Anfangs entworfenen dritten Theil meiner Schrift wegzulaſſen vor gut befunden habe. In demſelben war der Entwurf gemacht, auch die von dem Herrn Gegner angeführte Beweiſe und alle weitere Anwendungen und Ausführungen der Monaden zu entkräften; und es ſoll dieſes in der vollſtändigen Widerlegung der Monaden annoch beygebracht werden. Man kann unterdeſſen genauer erwägen, ob nicht der erſte von dem Herrn Gegner angeführte Beweiß einen Zirkel in Schlüſſen in ſich enthalte. Denn wenn man dem Körper nichts als Zufälligkeiten beylegt: ſo ſetzet man ſchon voraus, daß er aus andern, nämlich einfachen Weſen, erwachſen iſt. Wenn man aufmerkſam erwäget, was ich oben §. 42. u. w. vorgetragen habe: ſo wird bey dieſem vermeintlichen Beweiſe nicht viel zu widerlegen übrig bleiben; und bey dem andern angeführten Beweiſe iſt gleichfalls eine Vorausſetzung vorhanden, die man nicht zugeben kann.

---

*) 3ter Band, 4tes Stück S. 359. in der Note

§. 6. Des Herrn Gegners.

§. 59. Wenn ich geſagt habe, daß ich nach dem Beyfall der Akademie an der Wahrheit meiner Unterſuchung um ſo weniger Zweifel tragen könnte; ſo deucht mir habe ich ein Zeugniß gegeben, daß ich von der Eigenliebe nicht eben ſehr eingenommen bin. Ungeachtet der vollkommenſten Ueberzeugung, die man von einer Sache hat, hält ſich ein vernünftiger Mann nicht vor unfehlbahr. Er weiß, daß alle Menſchen dem Irrthum unterworfen ſind, und hiervon ſchließt er ſich nicht aus. Man kann ſich aber in der That einer Wahrheit, von der man auf das bündigſte überführet iſt, um ſo verſicherter halten, wenn man ſiehet, daß Leute, deren Einſicht bekannt iſt, die Sache gleichergeſtalt alſo gefunden haben. Wäre es nöthig: ſo wolte ich hundert Stellen gelehrter Männer, ja ſelbſt des Herrn von Leibnitz anführen, da ſie in ihren Briefen ſagen, daß ſie ſich von der und der Wahrheit um ſo mehr verſicherter hielten, weil jener, an den ſie ſchreiben, hiervon einerley Gedanken mit ihnen hätte; und nicht allemal haben die Gelehrten, gegen welche ſie ſich eines ſolchen Ausdrucks bedienen, die Verdienſte vor ſich gehabt, welche man denen vortrefflichen Mitgliedern der Königlichen Preußiſchen Akademie zugeſtehen muß. Niemand aber hat noch einen dergleichen Ausdruck getadelt, wie es hier meinem Herrn Gegner gefallen hat. Nicht allein aber der Beyfall einer Geſellſchaft gelehrter und verdienſtvoller Männer iſt es, was mich von einer Sache verſichert macht, ſondern die Wahrheit und die guten Gründe ſind es; und ſo bald mir dieſe meine Gegner das Gegentheil überzeugend darſtellen werden: ſo werde ich ihnen mit Vergnügen Beyfall geben. Dasjenige aber, was man mir bis hieher entgegengeſetzet hat, iſt nichts weniger, als dergeſtalt beſchaffen geweſen. Meine Leſer ſollen in der Folge davon urtheilen.

§. 7. Des Herrn Gegners.

§. 60. Ich habe vielleicht mit gutem Grunde ſagen können, daß ich mir Mühe gegeben habe die Lehre von den Monaden und den einfachen Dingen in der größten Stärke und Zuſammenhang vorzutragen. Auch das iſt größre Stärke, wenn man die Sache deutlicher mache. Hierüber ſollen Unpartheyiſche urtheilen. Man leſe die Monadologie des Herrn von Leibnitz; man leſe ſelbſt des Freyherrn von Wolf Schriften hierüber; man leſe die ſogenannte Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper, welche im vorigen Jahre heraus gekommen ſind, und welche vom 50 bis 58ſten §. die Lehre von den Monaden und einfachen Dingen vorträgt: ſo wird man ein Urtheil fällen können. Daß ich in meiner erſten Abtheilung nicht mehr geſagt hätte, als was mit ſo vielen Worten in des Freyherrn von Wolf Metaphyſik ſtünde, wird ſich niemand aufbürden laſſen, der meine Schrift geleſen hat. Ich habe aber wohl keinen Vorwurf verdienet, daß ich, ſo viel möglich, die eignen Worte der Freyherren von Leibnitz und Wolf beybehalten und darauf gewieſen habe. Ein Verfahren von dieſer Art, welches ohnedem vielem vergeblichen Gezänke vorbauet, war um ſo nöthiger, weil ich fand, daß Herr Magiſter Körber in ſeiner vor dem Jahre herausgegebenen Schrift von dieſer Materie unverſchämt genug geweſen war; ein Carakter, der ihm ſehr eigen zu ſeyn ſcheinet, alles dasjenige abzuläugnen, was die Erfinder der Monaden und einfachen Dinge hiervon geſagt haben.

§ 8. Des Herrn Gegners.

§. 61. Mein Herr Gegner wendet ſich nunmehr zu den beſondern Puncten, die er in der von mir vorgetragenen Lehre der Monaden und einfachen Dinge zu bemerken hat. Ich ſoll dem Herrn von Leibnitz unbilliger Weiſe die Lehre aufgebürdet haben, daß es auch in dem kleinſten Körper eine wirklich unendliche Anzahl Monaden gebe. Dieſer groſe Mann ſoll vielmehr nach der Folgerung meines Herrn Gegners behaupten, daß die Körper aus einer beſtimmten Anzahl einfacher Dinge beſtünden. Allein die Folgerung, die mein Herr Gegner macht, iſt gewiß nicht des Herrn von Leibnitz. Dieſer groſe Mann war zu ſcharfſichtig, als daß er eine beſtimmte Anzahl Monaden in einem Körper hätte einräumen ſollen. Er ſah ganz wohl, daß dieſes mit ſeiner Lehre von den Monaden nicht beſtehen konnte. Denn wenn die Anzahl Monaden, die einen Körper ausmachen, beſtimmt iſt: ſo folget unſtreitig, daß eine jede Monade vor ſich ihre Größe haben muß. Ich habe dieſes oben §. 23. 24. 25. weitläuftiger gezeiget. Woher will es alſo mein Herr Gegner beweiſen, daß Leibnitz hier das Wort unendlich in mathematiſchen Verſtande genommen habe. Vielleicht aus S. 84. der Theodicee? Ich bedaure nur, daß ich dieſe Stelle nicht habe finden können, ſo ſehr ich mir Mühe gegeben habe; und ich wünſchte, daß es dem Herrn Gegner gefallen hätte, ſtatt der Seite den §. anzuführen, welches bey ſo verſchiedenen Ausgaben des Buchs faſt unumgänglich nöthig ſeyn will. Daß eine ſolche Stelle auch nicht vorhanden ſeyn kann, erhellet, deucht mir, aus dem, was ich oben §. 8. 9. aus des Herrn von Leibnitz Schriften angeführet habe, mehr als zu deutlich. Es iſt aber gar nicht die Frage, in was vor einem Verſtande Leibnitz das Wort unendlich bey andern Gelegenheiten nimmt, ſondern, wie er es nimmt, wenn von den Monaden die Rede iſt; und hier wird ſich der Herr Gegner vergeblich bemühen ein Zeugniß ausfindig zu machen, daß er im mathematiſchen Verſtande rede. Wenn der Herr Gegner das oben angeführete (*) reiflich erwägen wird: ſo wird er vielleicht nicht weiter beſtreiten, daß Leibnitz nicht im mathematiſchen Verſtande redet, wenn er ſich von den Monaden des Worts unendlich bedienet. Unterdeſſen war dieſes ſchon vorher leicht einzuſehen. Er bedienet ſich faſt allemal des Ausdrucks wirklich unendlich: und es würde wunderlich ſeyn, wenn er nicht das wahre Unendliche verſtünde, und doch durch einen ſo nachdrücklichen Zuſatz ſeinen Worten einen ganz andern Verſtand gebe. Dieſes muß man einem ſo aufgeklärten

---

*) In den neuen Zuſätzen zur vierten Auflage vernünftiger Grundſätze von der Natur und Gnade, §. 3. S. 770.

Verſtande, als der Leibnitziſche iſt, nicht aufbürden. Und hat es wohl an ſich ſelbſt die geringſte Wahrſcheinlichkeit, daß ein Weltweiſer in einer eigentlichen philoſophiſchen Materie ſtatt des philoſophiſchen Verſtandes eines Wortes den mathematiſchen angewendet habe, wenn dieſes nicht deutlich erhellet. Was hat alſo mein Herr Gegner vor ſich gehabt? Nichts, als daß der aufgeklärte Verſtand des Herrn von Leibnitz dieſes Wort wider den Inhalt ſeines Syſtems nicht im philoſophiſchen Verſtande gebraucht haben würde. Ich gebe hierinnen meinem Herrn Gegner Recht. Allein, es iſt nur zu bedauren, daß der Verſtand ſeiner Nachfolger nicht eben der aufgeklährte Verſtand des Herrn von Leibnitz iſt, und daß ihm eben dieſe ſeine Nachfolger Sätze andichten wollen, von denen er nichts gewußt hat. Nach dem Inhalte ſeines Syſtems, da er die unendliche Theilbarkeit der Materie zugab §. 8. 9. und von derſelben aus einem Verſehen auf die Monaden geführet wurde, §. 10. 11. mußte er hier das wahre Unendliche verſtehen: und hierzu war ſein Verſtand freylich zu aufgeklährt, als daß er eine endliche und beſtimmte Anzahl Monaden in dem Körper zugeben und doch die Einfachheit und das unmaterielle Weſen der Monaden behaupten ſolte.

§. 62. Ueberhaupt möchte ich gerne wiſſen, wo denn der groſſe Unterſchied zwiſchen dem philoſophiſchen und mathematiſchen Unendlichen zu finden wäre, den alle Gegner vor ſich anführen. Es iſt wahr, Euclides bedienet ſich öfters des Wortes infinitum, wo auch indefinitum ſtehen könnte. Allein, man thut auch ſeinem Sinne keine Gewalt an, wenn man, ein Paar wenige Stellen ausgenommen, das wahre Unendliche darunter verſtehet. Wenn man dieſes bey Seite ſetzet: ſo ſehe ich nicht, daß die heutigen Meß-Künſtler unter dem Worte unendlich etwas anders als das wahre Unendliche verſtehen. Wenn man von unendlichen Reihen redet; wenn man ſagt, daß die Tangens eines rechten Winkels infinita ſey: wer wolte wohl behaupten, daß nicht das wahre Unendliche, ſondern ſo viel als indefinitum gemeinet würde? Ich fordere alſo von meinem Herrn Gegner, daß er ſagen ſoll, wo die heutigen Meß-Künſtler unter dem Worte unendlich etwas anders als das wahre Unendliche verſtehen. Wie es aber Euclides genommen hat, davon iſt die Rede nicht. Denn es kommt darauf an, ob die Meß-Künſtler zu unſern Zeiten, in welchen auch der Herr von Leibnitz gelebet hat, einen andern Verſtand mit dem Worte unendlich verknüpfen, als die eigentlich ſo genannten Philoſophen.

§. 63. Man wird zwar hier die unendlich kleinen Größen anführen: und dieſes iſt vielleicht das einzige, was ſich mit einigem Schein ausfindig machen läßt. Allein, zu geſchweigen, daß ein oder zwey Beyſpiele nicht den Gebrauch in einer ganzen Wiſſenſchaft ausmachen: ſo wird doch ein Meß-Künſtler auch hier keinesweges zugeben, daß darunter nur eine unzubeſtimmende oder unangebliche Größe zu verſtehen ſey: ſondern wer eine richtige Kenntniß von der Sache hat, wird in ſcharfen Verſtande allemal das wahre Unendliche darunter verſtehen. Ich werde künftig hiervon ausführlicher reden, und vornehmlich den Ungrund desjenigen zeigen, was eine gewiſſe

Vertheidigungs-Schrift der Monaden (*) von dem mathematiſchen Unendlichen vergiebt.

§. 64. Man rücket mir noch das Beyſpiel des Herrn Kanzlers von Wolf vor, der ſich gleichfalls des Wortes **wirklich unendlich** bedienet hat, ohne daß ich ihm deswegen beygemeſſen hätte, daß er zu einem Körper eine unendliche Anzahl Monaden im philoſophiſchen Verſtande erfordere. Allein, da ich bewieſen habe (§. 15. der Unterſuchung), daß der Herr Kanzler in einem Körper eine beſtimmte Anzahl Monaden behauptet: ſo redet derſelbe entweder in der von dem Herrn Gegner angeführten Stelle nicht von den Monaden und einfachen Dingen, oder es iſt offenbahr, daß er ſich widerſpricht; und der Herr Gegner wird ihm durch dieſe Anführung keine große Ehre machen. Es iſt aber gewiß, daß der Herr Kanzler in der angeführten Stelle keinesweges von den einfachen Dingen handelt; und ich muß es vor eine große Probe der Dreuſtigkeit halten, daß man etwas zu ſeinem Behufe anführen will, was doch dahin keinesweges gehöret. Dieß heißt den Leichtgläubigen ein Blendwerk vormachen. Der Herr Kanzler handelt an dem angeführten Orte von der Scharfſinnigkeit. Er zeiget in dem angeführten 852 §. daß wir Menſchen nicht im höchſten Grade ſcharfſinnig ſind, und daß wir in den Dingen vieles nicht ergründen können. Hierauf folgen die von dem Herrn Gegner beygebrachten Worte als eine Erläuterung. Folget es aber, daß er von den einfachen Dingen redet, wenn er ſaget, daß die Materie in unendliche Theile

---

*) Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper. §. 29. 30. 31. u. f.

wirklich getheilet iſt. Der Herr Gegner wird eines andern überzeugt werden, wenn er mit mit den 684 §. der teutſchen Metaphyſik aufſchlagen will, auf den ſich der Herr Kanzler hierbey berufet. Daſelbſt iſt die Rede von der ſteten Bewegung der Materie, wodurch ein Theil von dem andern abgeſondert wird. Dieſes ſind die eignen Worte des Herrn Kanzlers. Was gehet aber dieſe den Monaden an? Ein ganz anders iſt die Theilung der Materie bis auf die einfachen Dinge, wie ſie der Herr von Leibnitz die unendliche Theilbarkeit derſelben alſo angeſehen hat, und die Theilung der Materie, die aus der ſteten Bewegung derſelben abfließet; und dieſe letzte hat Herr von Wolf, wenn ſie ſonſt gegründet iſt, ganz wohl im philoſophiſchen Verſtande unendlich nennen können. Daß aber der Herr von Leibnitz in der von mir angeführten Stelle nichts anders als die Monaden verſtanden habe, beweiſet der Ausdruck von einer Welt voll neuer Kreaturen in dem kleinſten Körper ſo überzeugend, daß ich nicht ſehe, was man darwider einwenden könnte. Aus dieſem Anfange kann man ſehen, von was vor Wichtigkeit dasjenige ſeyn wird, was meine Gegner mit einem ſo großen Aufſehen von allen Seiten wider mich zuſammengeſtoppelt haben.

Vor den 21, 22, 23, 24 §. meiner Schrift.

§. 9. Des Herrn Gegners.

§. 65. Nunmehr wendet ſich mein Herr Gegner zu demjenigen, womit ich die Beweiſe beſtritten habe, welche vor das Daſeyn der einfachen Dinge ſind geführet worden. Man läugnet, daß die Begriffe von den Zahlen auf den Satz geführet haben: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn, ſondern der zureichende Grund ſoll den Herrn Kanzler Wolf darauf geleitet haben. Allein, es iſt hier nicht die Frage, ob der Herr Kanzler §. 76. der Metaphyſik den zureichenden Grund erwähnet habe; dieſes hat niemand geläugnet: ſondern, ob er nicht bereits den Begriff von den Zahlen vor Augen gehabt habe, ehe er ſeinen Satz mit dem zureichenden Grunde auszuſchmücken ſich hat angelegen ſeyn laſſen. Daß das letztere wahr iſt, läßt ſich ungemein deutlich wahrnehmen, wenn man nur eine Sache gründlich zu unterſuchen gewohnt iſt. Nur alsdenn würde man ſagen können, daß der Herr Kanzler durch den zureichenden Grund auf dieſen Satz geleitet worden ſeyn, wenn dasjenige, was in dem gedachten §. 76. geſagt wird, dergeſtalt beſchaffen wäre, daß es ſonſt auf nichts als auf die einfachen Dinge angewendet werden könnte. Allein, mit eben den Worten des Herrn Kanzlers will ich die Atomos und, ich weiß nicht was, aus dem zureichenden Grunde beweiſen. Laſſet uns einen Verſuch machen. Unſer Satz ſoll ſeyn: wo zuſammengeſetzte Dinge ſeyn, da müſſen auch untheilbare Theilchen der Materie, das iſt, Atomi ſeyn: und nunmehr ſoll kein einzig Wort des Herrn Kanzlers verlohren gehen; nur daß wir vor einfache Dinge, die Atomos ſetzen: „Wenn keine Atomi vorhanden wären: ſo „müßten alle Theile, ſie möchten ſo klein angenommen „werden, als ſie immermehr wollen, auch ſo gar die undenklich kleinen Theile aus andern Theilen beſtehen. „Da man nun aber keinen Grund anzeigen könnte, woher denn die zuſammengeſetzten Theile endlich herkämen, „und doch ohne zureichendem Grunde nichts ſeyn kann: „ſo muß man endlich Atomos zugeben, daraus die zuſam-

„mengeſetzten Dinge entſtanden.„ Man ſiehet hieraus, daß alles dasjenige, was der Herr Kanzler aus dem zureichenden Grunde von den einfachen Dingen geſagt hat, ſich eben ſo ſchön und bündig auch von den Atomis behaupten läßt. Denn ein Atomus iſt nicht theilbar und beſtehet nicht weiter aus Theilen. Eben deswegen, weil man nicht ohne Ende forttheilet und gerne einen Grund haben will, woraus die Materie entſtanden ſeyn ſoll, hat man die Atomos angenommen. Folglich ſind auch die Atomi aus dem zureichenden Grunde bewieſen; und man ſiehet nicht, warum der Herr Kanzler nicht eben ſo wohl auf die Atomos iſt geleitet worden, als auf die einfachen Dinge. Was vor ein handgreiflicher Mißbrauch des zureichenden Grundes! möchte man hierbey ausrufen. Solchemnach müßte man die Augen ſeines Verſtandes vorſetzlich zudrücken, wenn man nicht einſehen wolte, daß in dem ganzen §. 76. vor die einfachen Dinge nichts beſonders übrig bleibt, als die Worte: „ſo wenig als man „begreifen könnte, woher eine zuſammengeſetzte Zahl ent„ſtanden wäre, wenn ſie keine Einheiten in ſich faſſen „ſolte;„ und dieſe Worte beweiſen mehr als zu deutlich, daß ſonſt nichts als die Begriffe von Zahlen auf die einfachen Dinge führen.

§. 66. Nicht allein aber der Herr Kanzler von Wolf hat ſolchemnach zu erkennen gegeben, daß er durch die Begriffe von den Zahlen auf die einfachen Dinge, als Elemente der Körper geführet ſey, ſondern auch der Herr von Leibnitz; und dieſer letztere bauet ſo gar den ganzen Beweiß der einfachen Dinge auf dieſe Begriffe. In dem otio hanouerano (*), welches aus ſeinen einzeln

---

*) S. 227.

Aufſätzen und Papieren erwachſen iſt, drücket ſich derſelbe in einer Stelle, welche vielleicht eine der erſten Entwürfe ſeiner Monaden-Lehre iſt und daher ihren Urſprung um ſo beſſer zeiget, folgendergeſtalt aus: „Alle Körper haben „Theile und ſind nichts anders als Haufen und Vielheiten, wie Heerden Hammel, oder wie Teiche voll von „Tropfen und Fiſchen, oder wie eine Uhr, welche verſchiedene Federn und andre nothwendige Stücke hat. Allein, „gleichwie alle Zahlen in eins und eins beſtehen: alſo „ſind alle Vielheiten von Einheiten zuſammengeſetzt. „Solchergeſtalt ſind die Einheiten der wahrhaftige Urſprung und Sitz von allen Weſen, von aller ihrer Kraft „und Empfindungen; und alles dieſes ſind nichts anders „als Seelen.„ Kann man wohl deutlicher zeigen, aus was vor Begriffen man auf Einheiten verfallen iſt, und kann man handgreiflicher zu Tage legen, wie ſehr man von ſolchen Begriffen eingenommen ſeyn muß, wenn man eine ſo wichtige Lehre auf Schlüſſe dieſer Art gründet?

§. 67. Da nun mein Herr Gegner ſo billig iſt, mir Recht zu geben, daß man in der Metaphyſik nicht eher auf einfache Dinge verfallen müſſe, als bis uns die Ordnung der vorhergehenden Schlüſſe darauf geführet: ſo traue ich ihn auch zu überzeugen, daß man hiervon in der Wolfiſchen Metaphyſik keine Spuhr findet. Daß der Herr Kanzler keinen Beweiß vor dieſen Satz geführet habe, der den einfachen Dingen beſonders eigen iſt, habe ich allzudeutlich gezeiget, als daß es mein billiger und vernünftiger Gegner läugnen könnte. Dasjenige, was der Herr Gegner zuerſt erfordert, nämlich, daß ich zeigen müßte, der Herr Kanzler habe keinen Beweiß vor dieſen

Satz geführet, iſt alſo geleiſtet; und wenn man die Sache unpartheyiſch und genau prüfen wird: ſo wird man gleichfalls finden, daß der vermeintliche Beweiß keinesweges aus lauter ſolchen Begriffen und Lehren fließe, welche in dem vorhergehenden ſchon ausgemacht worden. Der Herr Kanzler hat in dem vorhergehenden nichts gethan, als Sätze und Wörter erkläret, die nichts weniger als auf die einfachen Dinge führen, bis er endlich ein Haufen von den zuſammengeſetzten Dingen ſaget. Von dieſen zuſammengeſetzten Dingen fällt er ohne eine weitere Folge auf das entgegengeſetzte, nämlich die einfachen Dinge. Heiſſet dieſes aber, daß ein Beweiß aus Begriffen und Lehren fließet, die im vorhergehenden ſchon ausgemacht ſind: ſo habe ich eben ſo viel Grund, wenn ich die Begriffe der Weisheit aus einander geſetzet habe, alsdenn folgenden Satz zu machen: Wo Weisheit iſt, da muß auch Thorheit ſeyn. Dieſer Satz würde alsdenn gleichfalls aus Begriffen und Lehren fließen, die im vorhergehenden ſchon ausgemacht wären. Da ich nun ſolchergeſtalt dasjenige geleiſtet habe, was der Herr Gegner fordert: ſo habe ich Recht, daß die vorhergehenden Wolfiſchen Schlüße mit dieſer Lehre nicht den geringſten Zuſammenhang haben. Es iſt richtig, daß der Herr Baron gleichſam von ohngefähr auf die einfachen Dinge gerathen iſt. Es iſt wahr, daß er hier einen Sprung in ein fremdes Feld gewaget und die Begriffe aus der Geometrie geholet hat; und es iſt keinesweges erdichtet, daß der Herr Baron zu einem metaphyſiſchen Begriff des Zuſammengeſetzten einen geometriſchen des einfachen genommen habe. Da der Beweiß aus dem zureichenden Grunde weder beſonders vor die einfachen Dinge etwas darthut, wie ich ungemein deutlich gezeiget habe, noch überhaupt etwas nutzt, wie die Folge geben wird: ſo kann man nicht ſagen, daß hier die einfachen Dinge wirklich zu dieſer Welt gehörige Dinge ſind, woraus die zuſammengeſetzten entſtehen: Solchemnach iſt alles dasjenige, was mein Herr Gegner hier geſagt hat, offenbahr ungegründet.

§. 68. Ehe ich zu den folgenden Einwürfen meines Herrn Gegners ſchreite: ſo will ich dasjenige beleuchten, was der ausſchweifende Herr Magiſter Körber wider dieſe §§. meiner Schrift vorbringt. Ich bin zwar ſehr verſichert, daß mich vernünftige Gelehrte nicht vor verpflichtet achten werden, auf eine Schrift zu antworten, welche die Schranken und den Endzweck einer gelehrten Streitſchrift ſo ſehr überſchreitet, und welche die Beſcheidenheit, die Höflichkeit und guten Sitten, ja ſelbſt die geſunde Vernunft auf allen Blättern aus den Augen ſetzet. Allein, vielleicht bringe ich dieſen Menſchen zur Erkenntniß ſeiner Gemüths-Beſchaffenheit und ſeines unwürdigen Verfahrens, wenn ich ihm zeige, wie ungegründet dasjenige iſt, weshalb er doch rechtſchaffene Leute auf eine ſo unvernünftige Art anfällt: und weil er eben wider dieſe und einige folgende §§. meiner Schrift am meiſten ſchilt und tobet, mir viele wichtige Fehler vorwirft, und nach ſeiner Meinung eben hier eine groſſe Stärke gezeiget zu haben ſich einbildet: ſo will ich mir die Mühe geben, ſeine Geſchwätze etwas umſtändlicher zu unterſuchen, damit die Leſer von der Nichtigkeit ſeiner Einwürfe um ſo eher überzeugt werden, wie es jedermann bereits von ſeiner Unhöflichkeit iſt. Ich werde nach dergleichen deutlich dargeſtellten Proben von der Beſchaffenheit ſeiner Einwürfe, von denen er doch ſo viel Weſens macht, um ſo eher in der Folge meiner Beantwortung den Herrn Körber gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, wenn er nicht etwas beſonders und wichtiges ſagt. In der Klaſſe der Körberiſchen Einwürfe werde ich auch den 6ſten Artikel des 6ſten Stücks des Hamburgiſchen Magazins mitnehmen können, welcher der Körberiſchen Schrift an Unbeſcheidenheit nicht viel nachgiebt und an Beſchaffenheit der Einwürfe nicht viel zum voraus hat.

§. 69. Ich ſoll nach dem weiſen Urtheil des Herrn Magiſter Körbers eine große philoſophiſche Sünde begangen haben, daß ich behauptet habe, der Satz, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn, entſtünde aus einem geometriſchen Begriffe. Der Herr Magiſter giebt ſich die Mühe mir die Arithmetik und Geometrie zu erklähren, und zu zeigen, wie dieſe beyden Wiſſenſchaften von einander unterſchieden ſind; und hieraus macht er auf ſeine bekannte höfliche Art den Schluß, wie ſehr ich hier gefehlet hätte. Dieſem tritt der beſagte Artikel des Hamburgiſchen Magazins bey und ſpricht: die Geometrie wiſſe nichts von Zahlen; und wenn ſie die Verhältniß der Größen durch Zahlen ausdrücke: ſo nehme ſie einen andern Begriff von der Einheit an, nämlich, daß man die Einheit als ein continuum betrachtet, welches ſich in ſo viel Theile als man will, theilen läßt.

§. 70. Iſt es möglich, daß Leute, die aus großer Zuverſicht auf ihre Einwürfe bis zur Unhöflichkeit und Wuth ausſchweifen, ſolche elende Sachen vorbringen können? Worzu ſoll alles dasjenige, was ſie mir von dem Unterſchied der Arithmetik und Geometrie vorbuchſtabiren?

ren? Iſt ihnen denn unbekannt, daß man alle mathematiſchen Wiſſenſchaften unter dem allgemeinen Nahmen der Geometrie begreift, eben ſo wohl, als man ſie unter dem Ausdruck der Mathematik verſtehet; und wiſſen ſie denn nicht, daß dieſe beyden Wörter täglich von vernünftigen Gelehrten als gleichgültig gebraucht werden? Gehöret aber etwan die Arithmetik nicht unter die mathematiſchen Wiſſenſchaften, oder folget es, daß derjenige, welcher ſich des Beywortes: **geometriſch** bedienet, ſchlechterdings die eigentlich und beſonders ſo genannte Geometrie verſtehen müſſe? Wenn man geometriſche Lehrart, geometriſchen Beweiß u. d. g. ſagt, ſind denn dieſe der eigentlichen Geometrie allein eigen? Wie oftmals bedienet man ſich des Ausdrucks von geometriſchen Wahrheiten und Begriffen, und es iſt nichts weniger als von ausgedehnten Gröſſen oder von der ſtetigen Ausdehnung die Rede. Selbſt in den Schriften derer Herren von Leibnitz und Wolf findet man das Wort **geometriſch** ſehr oft alſo gebraucht. Und was hätte ich denn vor ein Beywort gebrauchen ſollen, wenn geometriſch unrecht iſt? Hätte ich vielleicht ſagen ſollen, dieſer Satz entſtünde aus einem arithmetiſchen Begriff? Unvergleichlich! Der Herr Magiſter Körber wird alſo außer den allgemeinen geometriſchen oder mathematiſchen Begriffen, noch arithmetiſche, algebraiſche, architectiſche, aſtronomiſche, pyroboliſche und wer weiß, was ſonſt noch vor rare Begriffe haben. Wenigſtens ſind dergleichen Redensarten in der Mathematik noch nicht gewöhnlich, und Herr Körber iſt nicht der Mann, der die Meßkünſtler zur Nachahmung bewegen wird. Und was war es nicht auf das beſondre zu ſehen, da dasjenige, was ich von den Zahlen ſage, von der

Mathematik überhaupt wahr iſt, wie ich bald zeigen werde. In der That muß ein vernünftiger Mann gegen dergleichen abgeſchmackten Einwürfen von Erbarmen und Mitleiden eingenommen werden; und man muß ſich ſchämen bey einem Einwurfe dieſer Art viel Worte zu verſchwenden, den kein vernünftiger Gelehrter machen wird, welcher weiß, daß die Benennung Geometrie allgemein vor die ganze Mathematik gebraucht wird, wenn es auch nicht der Zuſammenhang gebe. Zum Ueberfluß aber zeiget es der Zuſammenhang und das im Anfange des 24ſten §. davor gebrauchte Wort Mathematik ungemein deutlich, daß ich hier das Wort Geometrie im allgemeinen Verſtande nehme.

§. 71. Solchergeſtalt gehet mich alles dasjenige nichts an, was man hierbey ſo mühſeelig zuſammengebracht hat. Ich kann aber nicht unerinnert laſſen, daß der Herr Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin in demjenigen, was er von der Einheit beybringet, eben keine ſonderbare Einſicht in die Mathematik anzeiget. Wenn man den Kern, und nicht blos die Schaalen der mathematiſchen Wiſſenſchaften kennet: ſo iſt die Einheit in der ganzen Mathematik überall einerley. Sie iſt das gemeine Maaß, welches man annimmt, um ſich einen deutlichen Begriff von allen Größen einerley Art zu machen. Dieſe Erklährung gilt ſo wohl in der Arithmetik, als in der eigentlichen Geometrie, als auch in allen übrigen Theilen der Mathematik. Es iſt einerley, ob dieſes angenommene Maaß eine Einheit der Zahl, eine Linie oder ſonſt etwas iſt. Genug, daß man ſich dadurch einen deutlichen Begriff von allen Größen in derjenigen Art machen kann, wovon das gemeine Maaß genommen iſt; und niemand wird läugnen, daß nicht eine Einheit der Zahlen, ſo wohl als alle übrige Zahlen allein eingebildete Größen ſind.

§. 72. Eben dieſer Herr Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin ſuchet zu behaupten, daß die Zuſammenſetzung der Zahlen und die Vervielfältigung derſelben gleichgültig und einerley ſey. Es wird ihm dieſes niemand zugeben, welcher erweget, daß eine Zuſammenſetzung der Zahlen ungleich ſeyn kann, und daß ſich gar viel wegnehmen läßt, ehe man auf die Einheit gelanget. Ganz anders iſt es mit der Vervielfältigung beſchaffen. So bald ich mir eine Sache vielmal vorſtelle: ſo habe ich zugleich den Begriff von der Einheit. Es taugt alſo weder ſeine Erklährung des Zuſammenſetzens, noch ſein ganzer Einwurf etwas. Der Herr Verfaſſer würde ihn nicht gemacht haben, wenn er meine Schrift nicht ſo flüchtig angeſehen hätte. Wo habe ich geſagt, daß die Vervielfältigung der Zahlen, und nicht die Zuſammenſetzung auf die Einheit führet? Ich habe behauptet, daß die Zuſammenſetzung nicht unmittelbar und nothwendig auf die Einheiten führet, und vielleicht wird man dieſes nunmehr einſehen: dieſes ſind meine eigne Worte (§. 22. der Unterſuchung). Habe ich aber dadurch geläugnet, daß bey der Zuſammenſetzung keine Einheiten zum Grunde liegen? So reiflich haben diejenigen meine Schrift geleſen, die doch ein unbeſcheidenes Geſchrey wider dieſelbe erheben.

§. 73. Vornehmlich hat der würdige Herr Magiſter Körber mit mir alſo verfahren. Er muß entweder meine Schrift über alle maaßen flüchtig geleſen, oder ſich verſuchet haben, meine Worte zu verdrehen, nur um in den Augen der leichtgläubigen mit einigem Schein wider mich toben zu können. Um deutlicher zu zeigen, daß der Begriff des Einfachen aus einer andern Wiſſenſchaft in die Metaphyſik eingeflochten werde: ſo habe ich mich in dem 23ſten §. der Unterſuchung der Monaden folgender Worte bedienet: „Allein, wie kann man in der Metaphyſik auf den Satz kommen: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn? In der ganzen Natur ſiehet man nichts von einfachen Dingen; und wenn ein Metaphyſicus das Weſen der Körper unterſuchet: ſo darf er ſich noch nicht um die Geiſter bekümmern, und folglich darf er gleichſam noch nicht wiſſen, daß einfache Dinge wirklich ſind. Denn wenn ſich alles, was wir in der Welt wahrnehmen, aus dem Weſen der Körper verſtändlich erklähren läßt: ſo würde es ſehr überflüßig ſeyn, wenn man ſeine Zuflucht zu Geiſtern nehmen wolte. Dieſe Worte ſind ungemein deutlich:„ und jeder vernünftige Gelehrte, zumal wenn er das folgende des §. darzu nimmt, wird ſie ſehr wohl verſtehen können. Ich habe aber ſo viel ſagen wollen. Nach einer wahren Ordnung in der Metaphyſik müſſe man darinn nichts annehmen, worauf man nicht durch die Ordnung ſeiner vorhergehenden Schlüſſe unumgänglich geführet würde. Da nun nach einer ſolchen wahren Ordnung ein Metaphyſicus, der das Weſen der Körper unterſucht, von einfachen Dingen in der Welt nichts ſiehet, und dasjenige, was er von den Geiſtern als einfachen Dingen bereits weiß, nicht eher anwenden darf, als bis ihn die Ordnung ſeiner Schlüſſe darauf führet; das iſt, bis die Unterſuchung des Weſens der Körper gänzlich vollbracht iſt: ſo ſehe man nicht, wie er im Anfange dieſer Unterſuchung auf einfache Dinge verfallen könne, ohne durch fremde Begriffe darzu verleitet zu werden. So deutlich dieſes iſt, ſo macht mir doch der Herr Magiſter Körber ein Haufen abgeſchmackter Vorwürfe. Ich ſoll die Grund-Wiſſenſchaft nicht von der Lehre von der Welt, und beyde nicht von der Natur-Wiſſenſchaft unterſcheiden können; und er giebt ſich die Mühe ein langes Geſchwätz darüber zu machen. Wo habe ich hier von der Natur-Lehre geredet, und kann man, ohne meine Worte gröblich zu verdrehen, ſagen, daß ich von wirklichen Körpern rede? Ich ſage ausdrücklich von der Unterſuchung des Weſens der Körper. Iſt denn aber das Weſen des Körpers und der wirkliche Körper einerley? Dadurch aber habe ich die Natur-Lehre gewiß nicht eingemiſcht, wenn ich geſagt habe, daß man in der Natur oder in der Welt nichts von einfachen Dingen ſiehet. Ein Kind verſtehet, daß ich dadurch die Anlaßnehmung zur Unterſuchung des Weſens der Dinge, nicht aber der Dinge ſelbſt, meine. Herr Körber aber räumet ja ſelbſt ein, daß man von den wirklichen Körpern in der Welt zur Abhandlung des Weſens der Körper überhaupt Anlaß nehmen kann, und was würde man auch ſonſt vor Träumereyen in der Metaphyſik einführen, wenn man das Weſen andrer Dinge, als die in der gegenwärtigen Welt wirklich ſind, zur Unterſuchung nehmen wolte. Herr Körber ſiehet alſo, wie über alle maaßen ſchlechten Grund ſeine Beſchuldigungen haben; und dasjenige, was er von Erfindung der Begriffe und der Methode plaudert, iſt eben dasjenige, was in der Metaphyſik am allerwenigſten nutzt, wie er bald hören ſoll.

§. 74. Eben ſo übel hat mich in dem §. 23. der Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin verſtanden. Wo kann man hier finden, daß ich angenommen hätte, einfache Weſen und Geiſter wären einerley, und wo habe ich als ausgemacht voraus geſetzt, daß die Betrachtung der Körper den Metaphyſicum nicht auf das Einfache führen könne? Mich deucht, daß ich aus einer wahren und beſſern Ordnung ſo viel gezeiget habe, daß er vor vollbrachter Unterſuchung des Weſens der Körper nicht darauf geführet werden könne.

§. 75. Herr Körber kommt abermals mit einer Beſchuldigung aufgezogen. Ich ſoll die analytiſche und ſynthetiſche Lehr-Art mit einander verwirret haben. Nur ein Körber, der mit offnen Augen nicht ſehen will, iſt fähig eine ſolche Beſchuldigung vorzubringen. Ich verlange in dem 23 §. daß ein Metaphyſicus durch ſeine vorhergehenden Schlüſſe auf die nachfolgenden geführet werden oder nichts vortragen ſoll, was nicht aus dem vorhergehenden folgt. Heißt dieſes die analytiſche und ſynthetiſche Lehr-Art mit einander verwirren? Ein jeder, der nur eine mäßige Aufmerkſamkeit bezeuget hat, wird vielmehr an dieſem Orte gefunden haben, daß ich eben die vermiſchte analytiſche und ſynthetiſche Ordnung des Herrn Kanzlers von Wolf in ſeiner Metaphyſik nicht billige. Die Anzeige, wie ein Metaphyſicus in ſeinen Unterſuchungen verfahren ſoll, die daſelbſt gebrauchten Worte: „ich rede hier von einer wahren Ordnung in der Meta„phyſik, und eine eingebildete und eigenmächtig geſchmie„dete Ordnung iſt nicht allemal die wahre;„ die Erwähnung, daß der Herr von Leibnitz die Grund-Wahrheiten nicht im Zuſammenhange vorgetragen, und man ſich alſo zu dem Herrn von Wolf wenden müſſe, der angeführte Mangel des Zuſammenhangs der einfachen Dinge mit den vorhergehenden Schlüſſen in der Wolfiſchen Metaphyſik geben dieſes über alle maaßen deutlich zu erkennen. Ich glaubte aber, daß man einem groſſen Manne nicht ohne höchſte Noth öffentliche Vorwürfe machen müſte, und verhütete alſo mit Fleiß es mit eigentlichen Worten zu ſagen. Dieſe Vorſicht mißbraucht der Herr Magiſter Körber, und zimmert eine neue Beſchuldigung daraus. Ich geſtehe, wenn die geringſte Vermuthung vorhanden geweſen wäre, daß dieſer H. unter ſo ein kurzes Geſichte gerathen, und meine gute Abſicht ſo übel vergolten werden ſolte: ſo würde ich deutlicher geredet haben. Ich würde mit dürren Worten geſagt haben: die von dem Herrn Kanzler von Wolf in ſeiner Metaphyſik gebrauchte vermiſchte analytiſche und ſynthetiſche Lehr-Art taugt nichts. Sie verurſacht, daß die Metaphyſik eine Wort-Krämerey wird, und ſie macht, daß alle ſüſſe Erdichtungen und artigen Träumereyen darinnen Platz finden, weil wir uns ſelbſt und den Seicht-Denkenden einbilden, wir hätten etwas bewieſen, welches doch nichts als eigenwillige Wörter und ein eigenmächtiger Zuſammenhang ſolcher Begriffe iſt, die nichts weniger als zuſammen gehören und Wahrheit ausmachen können. So würde ich geſagt haben, wenn ich die vortrefflichen Bemühungen des Herrn Magiſter Körbers hätte vorherſehen können. Vermuthlich würde er aber alsdenn noch mehr getobet und mich vor die Ehre des Herrn Kanzlers auf dem ſaubern Altar der Grobheit aufzuopfern geſucht haben. Mit demjenigen aber, was Herr Körber S. 14. von der Erfindung des Begriffs des Einfachen ſagt, wird er nur die Einfältigen blenden. Folget es, daß man den erfundenen entgegengeſetzten Begriff in einer unrechten Verbindung ſo gleich als Wahrheit anwenden muß? Würde ich nicht eben ſo viel Grund haben, wenn ich von dem Begriffe von der Weisheit auf den Begriff von der Thorheit verfiele, und ſodann ſagen wolte; wo Weisheit iſt, da muß auch Thorheit ſeyn. Denn auf die Art, wie der Herr Kanzler ſeinen Satz aus dem zureichenden Grunde bewieſen hat, kann ich auch dieſen erweiſen. Herr Körber kann ſich oben §. 65. unterrichten, was das vor ein Beweiß iſt, der zugleich die Atomos, und wer weiß was mehr beweiſet.

§. 76. Ich habe §. 24. meiner Schrift behauptet, daß wenn man einen metaphyſiſchen Begriff mit einem geometriſchen verbinde; nämlich, mit einem urſprünglich mathematiſchen, nicht aber mit einem Begriffe, der aus einer andern Wiſſenſchaft entlehnt iſt, und nur in der Mathematik gebraucht wird: ſo müſſe allemal ein falſcher Schluß oder Urtheil entſtehen. Dieſe beyden Benennungen ſind mir gleichgültig, doch habe ich mehr Grund gehabt, Urtheil zu ſagen. Denn wenn man einen metaphyſiſchen oder geometriſchen Begriff nennet: ſo verſtehet man keine ſimple Notion, ſondern es liegt ſchon faſt allemal ein Urtheil darinnen. Die Richtigkeit dieſer Regel nun hat mir der gröſte Theil meiner Gegner eingeſtanden, und man ſiehet auch nicht, was vernünftige Leute, welche nach den logicaliſchen Regeln die Wahrheit und das Falſche zu beurtheilen im Stande ſind, dawider einwenden wollten (*). Nur Herr Körber, damit er ſich in ſeiner ganzen Schrift in einerley Thone und Stärke erhält, ſucht dieſe Regel durch eine Inſtanz zu entkräften. Er ſpricht: der Begriff von der Größe, welche zuſammengeſetzten Dingen dem Raume nach zukommt, ſey etwas geometriſches; nach meinem Satze müſſe es alſo irrig ſeyn, daß zuſammengeſetzte Dinge eine Größe hätten. Wenn Herr Körber dasjenige, was er iſt, recht handgreiflich und offenbar zu erkennen giebt: ſo geſchieht es

---

*) Indem ich dieſe Schrift unter die Preſſe gab: ſo erhielt ich das 93ſte Stück der Göttingiſchen gelehrten Zeitungen von 1748. Der gelehrte Verfaſſer der darinn befindlichen Recenſion meiner Unterſuchung von den Monaden ſcheinet mit Herr Körbern hierinnen einerley Gedanken zu haben, und unter andern auch dieſe Regel zu verwerfen. Es iſt dieſes von einem vernünftigen und gelehrten Manne in der That zu verwundern. Denn nur etwas anzuführen, dieſe Regel gründet ſich auf eine ungegründete logicaliſche Regel, die niemand in der Welt verwerfen kann, nämlich, daß das Praedicatum der notioni ſubiecti nicht widerſtreiten muß. Wenn alſo die Metaphyſik mit dem Weſen oder mit den Begriffen von wirklichen Dingen zu thun hat, und die Mathematik ſich mit den Begriffen von eingebildeten Dingen beſchäfftiget: ſo folget ja unſtreitig, wenn zwey Begriffe aus dieſen verſchiedenen Wiſſenſchaften mit einander verbunden werden, daß das Praedicatum der notioni ſubiecti widerſtreiten muß. Andrer logicaliſchen Regeln zu geſchweigen, die meinen Satz gleichfalls ungezweifelt beſtätigen. Wenn alſo dieſer gelehrte Mann dieſes wohl erwegen und über die andern Erinnerungen dieſe meine Antwort unpartheyiſch prüfen wird: ſo bin ich gewiß verſichert, daß er ganz andrer Meinung werden muß.

hier: Weil die Geometrie mit Größen umgehet; ſo ſoll die Größe ſelbſt etwas Geometriſches ſeyn. Hat man wohl jemals eine ſolche ſchwärmende Art zu ſchlüßen geſehen? Es iſt eben, als wolte jemand ſagen: Vernünftige und gelehrte Leute gehen mit Herr Körbern um. Derohalben iſt Herr Körber ſelbſt ein vernünftiger und gelehrter Mann. Dieſen Schluß wird ſo leicht niemand als richtig erkennen. Daß aber die Größe an ſich ſelbſt etwas metaphyſiſches iſt, wird Herr Körber nach dem §. 21, 22, 61, 65, 66, der Wolfiſchen Metaphyſik unmöglich läugnen können, wie er auch in der Folge ſelbſt einiger maaßen geſtehen muß, ob es gleich in der Abſicht geſchieht, mir ungereimte Schlüſſe anzudichten. Denn wo habe ich jemals geſagt, oder wo folgt es aus meinen Schlüſſen, daß alles, was in der Geometrie vorkömmt, etwas eingebildetes ſey. Herr Körber muß nur den Grund und das Weſentliche einer Wiſſenſchaft, von dem Zufälligen, und die Theorie von der Ausübung unterſcheiden. Im Grunde und in der Theorie ſind alle Größen, womit ſich die Mathematik beſchäfftiget, etwas eingebildetes. Ganz anders aber iſt es, wenn der Meß-Künſtler ſeine Wiſſenſchaften auf dieſen oder jenen Gegenſtand anwendet. Alsdenn erſt hat er mit wirklichen Dingen zu thun. Dieſes iſt aber nicht die Wiſſenſchaft an ſich ſelbſt, ſondern die Anwendung derſelben. Wird dieſes der Herr Magiſter wohl verſtehen können? Ich hoffe es, wenn ihm die quadratura circuli den Kopf nicht zu ſehr eingenommen hat. Herr Körber hat alſo abermals nichts geſagt, ſondern nur zu ſeiner eignen Schande getobet. Allein, ſo gehet es, wenn jemand in einem finſtern Kopfe ein bischen Gedächtnißwerk der Gelehrſamkeit aufbewahret. Man will es anwenden. Allein die Anwendung geräth gemeiniglich über alle maaßen übel, wenn man nicht etwas aus andern Schriften zuſammenſtoppeln kann.

Haereat in ſtultis breuis vt ſemuncia recti,
Haec miſcere nefas, nec cum ſis caetera foſſor.

Perſius.

§. 77. In dieſer Beſchaffenheit, worinnen ſich Herr Körber befindet, fängt er abermals ein unnützes Geſchrey an, daß ich geſagt habe, die Metaphyſik habe mit wirklichen und keinen eingebildeten Dingen zu thun. Ein jeder billiger und vernünftiger Mann ſiehet leicht, daß hier von dem Weſen der wirklichen Dinge die Rede iſt, welches ich §. 23. der Unterſuchung deutlich genug geſagt habe. Niemand in der Welt aber wird die Wahrheit dieſes Satzes läugnen, ſo wenig, als daß die Geometrie mit eingebildeten Dingen zu thun hat. Es geſtehen dieſes alle Meß-Künſtler ſelbſt; und es iſt hier gar nicht die Frage, ob dieſe eingebildeten Dinge zugleich möglich ſind. Wenigſtens iſt es ſo ausgemacht noch nicht. Herr Körber könnte ganz leicht wiſſen, daß ſich die Meß-Künſtler vor ihres groſſen Barows Zeiten ſelbſt nicht unterſtanden haben, den Gegenſtänden ihrer Begriffe eine Möglichkeit beyzulegen; und im ſcharfen Verſtande werden ſie es vielleicht noch jetzo nicht thun können. Solchergeſtalt finden wir abermals, daß ſich Herr Körber ohne allen Grund ungebehrdig ſtellt; und indem derſelbe auf mich mit allen möglichen Anzüglichkeiten losziehet: ſo greift er zugleich ſeine eigne Freunde und Mit-Streiter auf der Parſhey der Monaden an. Der Verfaſſer der Prüfung der Gedanken eines Ungenanpten von den Elementen der Körper leget in ſeiner ganzen Schrift zum Grunde, daß der Metaphyſikus mit wirklichen Dingen, der Meß-Künſtler aber mit eingebildeten Dingen umgehet. Und in dem 17ten §. heiſſt es folgendergeſtalt: „So oft ein „Meß-Künſtler, der ſeine Lebens-Zeit mit Ausrechnung „zugebracht hat, und ſich die eingebildeten Begriffe, nach „welchen er arbeitet, vollkommen geläufig gemacht hat; „ſo oft er, ſage ich, ſein Abſehen auf die Metaphyſik richten, und ſeine Begriffe dahin ziehen will, ohne zu gedenken, wie merklich ſie von wirklichen Begriffen unterſchieden ſind: ſo oft kann man auch darauf rechnen, daß er „auf ungereimte Dinge verfallen und in ein Labyrinth „gerathen werde, woraus er ſich nicht wird finden können.„ … Liegt in dieſen Worten nicht eben dasjenige, was ich behauptet habe. Wenn nun Herr Körber mich deshalb lächerlich zu machen ſucht: ſo kann er auch ſeinen Freund hiervon nicht ausſchlieſſen. Ein ſchöner Dank, daß dieſer würdige Gelehrte Herr Körbern die groſſe Ehre erzeigt hat, ſeine vor dem Jahre in dieſem Streit herausgegebene Schrift dieſer Prüfung in der franzöſiſchen Ausgabe als Anmerkungen beyzufügen; eine Gunſt, davor er um ſo erkänntlicher ſeyn ſolte, je weniger ſie die Gelehrten vermuthet hätten. So gehet es aber, wenn man ſich in einer ausſchweifenden Hitze des Zorns befindet. Da wirft und ſtöſſt man um ſich, ohne zu bedenken, wen man etwan treffen könnte. Weil ich es gut mit dem Herrn Magiſter meine: ſo will ich ihm zurufen:

Ne frena animo permitte calenti.
Da ſpatium, tenuemque moram: male cuncta miniſtrat,
Impetus — — — —

Statius.

§. 78. Der Herr Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin giebt mir zu, daß die Verbindung geometriſcher und metaphyſiſcher Begriffe einen falſchen Schluß hervorbringe. Nur die Anwendung will er nicht gelten laſſen, nämlich, daß der Begriff des Zuſammengeſetzten metaphyſiſch und der Begriff des Einfachen geometriſch ſey. In was Verſtande ich hier den Ausdruck geometriſch nehme, habe ich oben §. 70. erkläret; und wie ſehr ſich der Herr Verfaſſer in ſeinem Begriffe von der geometriſchen Einheit irre, habe ich gleichfalls allda §. 71. gezeiget. Es iſt alſo nicht nöthig, daß ich ſeine geometriſche Einheit, die er hier abermals anbringt, weiter erwähne. Ueberall hat mich dieſer Herr Gegner ſehr übel verſtanden. Wo habe ich geſagt, oder wo kommt es hier darauf an, ob die Lehrer der Geometrie angenommen haben, daß ihr Zuſammengeſetztes aus keinen einfachen Theilen beſtehen kann? Habe ich denn geſagt, daß beyde Begriffe geometriſch ſind, oder folgt es, daß weil hier in unſrer gegenwärtigen Unterſuchung ſich der Begriff des Zuſammengeſetzten bey dem Einfachen befindet, daß man auch auf die Verknüpfung dieſer beyden Begriffe in der Mathematik Acht haben müſſe. Es iſt eben kein Kennzeichen eines vernünftigen und gelehrten Mannes, daß man der Unbeſcheidenheit den Zügel ſchieſſen läßt, ehe man ſich einmal um den Grund des Streits recht bekümmert hat? Es iſt hier die Frage, ob allhier der Begriff des Einfachen allein urſprünglich mathematiſch iſt. Dieſes hätte der Herr Verfaſſer unterſuchen, und hierwider hätte er ſtreiten ſollen. Allein hiervon iſt alles ſtille. Eben ſo wenig geht es uns etwas an, ob der Begriff der Einheit, den Euclides und Wolf gebrauchen, metaphyſiſch iſt. Der Herr Verfaſſer iſt hier abermals ſo gütig und verwechſelt die Streit-Frage. Die Frage iſt von dem Begriff des Einfachen, und er ſchwatzt mir ein Haufen von der Einheit vor. In einem ſo weitläuftigen und vielfältigen Verſtande, als das Wort Einheit genommen wird, wird es dem Herrn Gegner gar nicht ſchwehr fallen, noch ein paar hundert ſolche Einwürfe hervor zu bringen, die meinen Satz ſo wenig angehen, als eine Mord-Geſchichte. Ich weiß ganz wohl, daß das Einfache auch eine Einheit genen[illegible]ird. Alsdenn verſtehet man eine weſentliche Einheit; und der Herr Verfaſſer muß nur unter weſentlichen und zufälligen Einheiten einen Unterſchied machen lernen. Das, wovon er mir hier vorprediget, iſt weiter nichts als die zufällige Einheit, oder das einzelne Ganze. Man könnte es auch eine Einzelnheit nennen, und wer wird es wohl läugnen, daß der Begriff davon metaphyſiſch iſt. Was gehet uns aber jetzo dieſes an? Es iſt die Frage, ob der Begriff von dem Einfachen oder der weſentlichen Einheit geometriſch oder mathematiſch iſt.

§. 79. Der Herr Verfaſſer ſagt, dieſer Begriff könne arithmetiſch genennet werden. Ich habe nichts darwider zu erinnern, wenn es nöthig wäre auf das beſondre zu gehen, da die Urſache allgemein iſt. Allein, ſagt der

Herr Verfaſſer, alsdenn paſſe das nicht auf dieſen Begriff, was ich den geometriſchen Begriffen beygelegt hätte, nämlich, daß ſie mit eingebildeten Dingen zu thun hätten. Man höre aber nur, wie der Herr Verfaſſer dieſes Vorgeben beweiſet. Er ſpricht: die Arithmetik gehe nicht mit eingebildeten Dingen um: ſondern ſie zähle wirkliche Dinge; als zum Exempel: Häuſer, Menſchen und dergleichen. Iſt es möglich, daß ein Gelehrter, der ſich unterſtehet andern ſo verächtlich zu begegnen, als hier geſchieht, ſolche über alle maſſen elende Dinge vorbringen kann? Er iſt fähig, die Arithmetik an ſich ſelbſt mit der Anwendung der Arithmetik zu vermengen und vor einerley zu halten. Die Arithmetik an ſich ſelbſt weiß nichts von Häuſern, Menſchen und dergleichen: ſondern ſie beſchäfftiget ſich mit Zahlen; und wer wird wohl läugnen, daß dieſe Zahlen keine wirklichen Dinge, ſondern etwas eingebildetes ſind? Die Regel alſo, die ich gegeben habe, iſt auch von der Arithmetik wahr. Allein, weil alle mathematiſche Begriffe eingebildete Gegenſtände haben, und alſo die Urſach allgemein iſt: ſo iſt es nicht nöthig, die Benennung von einer untergearteten Wiſſenſchaft zu nehmen, da ſie überhaupt in der Hauptwiſſenſchaft wahr iſt. Was meinet nun wohl der Herr Verfaſſer, wie ihm bey der Beſchaffenheit ſeiner Einwürfe zu Muthe ſeyn kann, die er doch mit ſo viel Anzüglichkeiten vorträgt. Wenn er billig iſt: ſo wird er mich vielleicht nun bald berechtiget halten, mit weit beſſern Grunde die Parodie anzuſtimmen. Der Herr Verfaſſer des 6ten Artickels des 6ten Stückes im Hamburgiſchen Magazin weiß nicht einmal, was die Arithmetik iſt. Ein guter Anfang!

Vor §. 25. meiner Schrift.

§ 10. Des Herren Gegners.

§. 80. Ich hatte in dieſem §. behauptet, daß der Satz: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache Dinge ſeyn, weder ein Kennzeichen eines wahren Satzes, noch eines richtigen Schluſſes habe: und ich hatte zu dem Ende aus der Erklährung der zuſammengeſetzten und der einfachen Dinge gewieſen, daß ſich die letztern aus den erſten unmöglich folgern lieſſen. Hierwider wendet der Herr Gegner ein: Was die einfachen Dinge und ihre Vertheidiger davor könnten, daß mir, wenn ich an dieſen Satz gedächte, der Grund von den einfachen Dingen nicht einfiele; und es folge daraus nicht, daß auch andre nicht darauf geleitet würden. Ich zweifle, ob eine ſolche Art zu diſputiren von groſſer Wichtigkeit iſt. Werde ich nicht eben ſo viel Grund haben zu ſagen, was die zuſammengeſetzten Dinge und die Vertheidiger der unendlichen Theilbarkeit der Materie davor können, daß die Herren Gegner bereits von den einfachen Dingen eingenommen ſind, wenn ſie an die zuſammengeſetzten Dinge gedenken? Und auf meiner Seite iſt zu dieſer Vorrückung gewiß weit mehr Grund vorhanden, als auf der ihrigen. Ich habe klährlich gezeigt, daß aus der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge nicht das geringſte folgt, was uns auf die einfachen Dinge führen könnte. Die Gegner aber, wenn ſie nicht alle logicaliſche Regeln über den Haufen werfen wollen, können unmöglich läugnen, daß in einem Satz aus der Erklärung des erſten Begriffs der andre folgen muß; und ſo müſſen alle Schlüſſe und Folgerungen beſchaffen ſeyn. Was würde der meiſte Theil meiner Gegner vor ein Geſchrey anfangen, wenn ich mich eines Satzes bedienen wolte, in welchem aus der Erklährung des erſten Begriffs nicht das geringſte folgte, was die Verbindung des andern Begriffs erforderte? Mein Herr Gegner hätte alſo zeigen ſollen, daß in der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge allerdings etwas vorhanden ſey, was uns auf die einfachen Dinge und auf die Verbindung dieſer zwey Begriffe führen könne. Allein, davon iſt alles ſtille. Mein Herr Gegner beruft ſich zwar auf den zureichenden Grund, daß vermöge deſſelben in den Dingen, worinnen Theile ſind, auf die letzte ſolche Dinge ſeyn müßten, welche nicht weiter aus Theilen beſtehen. Allein, eben dieſe Beweiſe aus dem zureichenden Grunde habe ich bereits entkräftet; und daß der Herr Kanzler von Wolf aus dem zureichenden Grunde keinen Beweiß vor die einfachen Dinge geführet habe, wird der Herr Gegner nunmehr vielleicht überzeugt ſeyn, nachdem ich es oben §. 65. ſehr klährlich gezeigt habe. Wenn der Herr Gegner recht gründlich hätte ſeyn wollen: ſo hätte er ſich Mühe geben ſollen, den Satz zu demonſtriren: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch einfache ſeyn. Ich fordre es noch; und ich bin berechtiget, es zu fordern. Denn jedermann muß eine richtige Demonſtration eines Satzes geben können, den er behauptet. Ich will hierbey dasjenige wiederhohlen, was ich in dem Anhange zu der Preiß-Schrift in den Ergötzungen der vernünftigen Seele geſagt habe.

§. 11 Des Herrn Gegners.

§. 81. Eben in dieſem 25 §. hatte ich behauptet, daß das Weſen der Zuſammenſetzung niemals etwas anders als Theile leide, wenn man nicht in offenbahre Widerſprüche verfallen wolte;

und ich hatte ſehr deutlich gezeigt, daß dieſe [illegible] der Mathematik wahr ſey, weil auch die Einheiten [illegible] len dennoch allemal Theile der größten Summen [illegible] Wider eine ſo wichtige Erläuterung, worauf [illegible] mein viel ankommt, weil [illegible] der einfachen [illegible] ſich dieſes Zeugniſſes [illegible] der Zahlen [illegible] mal bedienen, und ausdrücklich [illegible] wenn keine einfachen Dinge in den Zuſammengeſetzten vorhanden wären: ſo könne man nicht begreifen, woher die zuſammengeſetzten Dinge herkämen, eben ſo wenig als man begreifen könnte, woher eine zuſammengeſetzte Zahl entſtanden wäre, wenn ſie keine Einheiten in ſich faßte; wider eine ſo wichtige Erläuterung, ſage ich, welche das Zeugniß der Gegner von den Einheiten der Zahlen unkräftig macht, antwortet man ganz und gar nichts, ſondern der Herr Gegner meinet nur, wenn auch das Weſen der Zuſammenſetzung niemals etwas anders als Theile leide: ſo folge daraus nicht, daß das Zuſammengeſetzte nicht auf die Letzte in ſolche Dinge aufgelöſet werden müſſe, welche nicht weiter aus andern Dingen, als Theilen, beſtehen. Dieſe Folge, welche der Herr Gegner nicht einſehen kann, iſt, deucht mir, ſehr deutlich. Wenn die Zuſammenſetzung niemals etwas anders als Theile leidet: ſo muß dasjenige, was zuſammengeſetzet werden ſoll, man mag auch noch ſo weit zurück gehen, allemal ein Theil ſeyn. Wenn nun ein Theil allemal ſchon vor ſich eine Größe haben muß §. 23: ſo können keine einfache Dinge heraus kommen, die weder Figur noch Größe haben ſollen. Dasjenige, was der Herr Gegner von einer Armee ſagt, iſt mehr wider ihn als vor ihn. Dieſes Gleichniß ſchickt ſich hierher nicht. Es iſt die Rede, ob die Zuſammenſetzung

ſetzung etwas anders als Theile leide; und was thut es hierbey, ob man bey der Vorſtellung einer Armee an einen einzigen Soldaten gedencken könne. Wenn dieſes Gleichniß hätte paſſen ſollen: ſo hätte der Herr Gegner behaupten müſſen, daß ein einzelner Soldate kein Theil der Armee ſey, in welcher er ſich befindet; und wie wolte man ſich dieſes einfallen laſſen können. Eben aus dieſem Gleichniß, da eine Armee in ihre einzelne Soldaten zergliedert werden kann, und alſo aus ſo vielen Theilen zuſammengeſetzet iſt, ſiehet der Herr Gegner, daß die Zuſammenſetzung niemals etwas anders als Theile leidet.

§. 82. Wider dieſen 25 §. meiner Schrift bringet der Herr Magiſter Körber abermals ſehr unglückliche Sachen vor. Ich hatte behauptet, daß in der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge nichts vorhanden wäre, was uns auf die einfachen Dinge führen könne. Nach der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge müſſe man zuerſt ſchlüſſen: wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da ſind auch Theile. Von den Theilen aber zu den einfachen Dingen ſey kein weiterer Schluß, man müſſe denn ſo ungereimt ſchlüſſen wollen: wo Theile ſind, da ſind gar keine Theile. Ein Kind ſiehet ein, daß ich hier weiter nichts habe thun wollen, als den ungereimten Schluß zu zeigen, den man machen müßte, wenn man aus der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge auf einfache Dinge verfallen wolte, und wenn Herr Körber dieſes nicht eingeſehen hätte: ſo müßte es mit ihm eine ſo betrübte Beſchaffenheit haben, daß man ſich ſehr an ihm verſündigen würde, wenn man weiter über ihn ſpotten wolte. Dennoch wirft mir der Herr Magiſter vor, ich hätte hier einen unrichti-

gen

gen Schluß gemacht. Er redet mir ein Haufen von den Förder- und Hinter-Sätzen vor, und er giebt ſich ſo gar die Mühe mir zu zeigen, wie mein Schluß hätte klingen müſſen. Der Herr Magiſter fordert alſo von mir, daß ein unrichtiger und ungereimter Schluß, den ich den Gegnern vorwerfe, eine richtige Form haben müſſe, und vielleicht gar, daß er wahr und richtig ſeyn müſſe, und bey allen dieſen unglücklichen Forderungen thut er überaus grimmig. Möchte man nicht hierüber Blut weinen?

§. 83. Der weitere Verfolg desjenigen, was er wider dieſen §. einwendet, iſt nicht viel glücklicher gerathen. Er ſtellt ſich abermals, als ob er niemals gewußt hätte, daß man das Wort Geometrie im allgemeinen Verſtande mit dem Worte Mathematik, wenn von den eigentlichen mathematiſchen Wiſſenſchaften die Rede iſt, als gleichgültig gebrauche, davon ich oben §. 70. geredet habe; und er verſchwendet ein Haufen unnütze Worte, zu zeigen, daß man in der geometriſchen Theilung niemals einfache Zahlen bekomme. Gerade, als wenn man allemal die beſonders ſo genannte Geometrie meinen müßte; wenn man dieſes Wort nennet. Wenn der Herr Magiſter alſo auf eben dieſem Blatte ſpricht: ſo ſagt kein vernünftiger Geometra: ſo muß er ganz gewiß vorausſetzen, daß ein ſolcher vernünftiger Geometra weder Arithmetik noch Algebra verſtehet, ſondern lediglich die beſonders ſo genannte Geometrie. Denn Geometrie zeigt ꝛc., nach des Herrn Magiſters Meinung, allemal die eigentlich ſo genannte Geometrie an. Unvergleichliche Weisheiten! Nach ſo glücklichen Anmerkungen iſt er ſo gütig, daß er mich belehren will, was die Schlüſſe von zuſammengeſetzten Dingen auf einfache und von zuſammengeſetzten Zahlen auf einheiten vor Aehnlichkeit mit einander haben. Alle ſeine tiefſinnigen Lehren laufen dahinaus: daß die zuſammengeſetzten Zahlen den Grund in den Einheiten hätten; und eben ſo hätten die zuſammengeſetzten Dinge den Grund in den einfachen. Er thut hierbey, als wenn man ſo wohl von Einheiten der Zahlen als von einfachen Dingen noch einen weitern Grund verlangt hätte; und nach ſo vielen bewundernswürdigen und übermenſchlichen Betrachtungen;

— — — Equidem credo, quia ſit diuinitus illis
Ingenium; — — — — — —

VIRGIL.

glaubt er, daß es hier nicht darauf ankomme, wenn auch die Einheiten einer zuſammengeſetzten Zahl Theile derſelben wären.

§. 84. Solte man ſich wohl einbilden, daß der Herr Magiſter ohne Hexerey dasjenige ſo ſehr hätte verwirren können, was ich in dem 25 §. meiner Schrift ſo deutlich vorgetragen hatte. Ich bitte alle meine Leſer, dieſen §. noch einmal zu leſen, und den Ausſpruch zu thun, ob alles nicht ungemein deutlich iſt. Die Sache kommt darauf an. Gleichwie die Monadiſten allemal mit ihrer Erläuterung von den Zahlen fertig ſind: ſo hat ſich auch der Freyherr von Wolf in dem vermeintlichen Beweiſe vor die einfachen Dinge §. 76. der Metaphyſik derſelben bedienet. Er will daſelbſt einfache

Dinge haben, weil ſonſt kein zureichender Grund vorhanden wäre, woher die Theile [illegible], wenn man ſie auch unendlich klein annehme; und hierauf bringt er die Erläuterung von den Zahlen bey. Vielleicht [illegible] man könne dieſes eben ſo wenig begreifen, als woher eine zuſammengeſetzte Zahl entſtanden wäre, [illegible] keine Einheiten in ſich faßte. Es iſt ungemein [illegible], daß der Herr Kanzler die Theile eines zuſammengeſetzten Dinges mit den zuſammengeſetzten Zahlen, und die einfachen Dinge mit den Einheiten der Zahlen vergleicht. Hierwider mache ich nun den wichtigen Einwurf, daß auch die Einheiten der Zahlen allemal Theile der größten Summe wären. Nach des Herrn Kanzlers Vergleichung müſſe alſo auch ein zureichender Grund vorhanden ſeyn, wo dieſe Theile, nämlich die Einheiten der Zahlen herkämen. Denn eben deswegen, weil er wiſſen will wo die Theile in den zuſammengeſetzten Dingen herkommen, hat er einfache Dinge angenommen. Da ich nun gezeiget habe, daß auch die Einheiten der Zahlen Theile der Summen ſind: ſo [illegible] die Vergleichung der einfachen Dinge mit denſelben [illegible] mehr an. Folglich muß der Herr Kanzler in den Zahlen noch weiter gehen als auf Einheiten. Er muß noch etwas ausfündig machen, worinnen dieſe Einheiten ihren Grund haben, wenn er etwas haben will, was er mit den einfachen Dingen in Vergleichung ſtellen kann, oder er muß zugeben, daß auch die einfachen Dinge Theile des Zuſammengeſetzten ſind, welches wider die Lehre von den einfachen Dingen iſt, §. 23. Mich deucht, daß dieſes alles in dem 25. §. meiner Unterſuchung der Lehre von den Monaden ſehr deutlich enthalten iſt. Nun halte man die unvergleichlichen Gedanken des Herrn Mag. Körbers dargegen. Er iſt ſo gut, und nimmt mit ganz freudigem Herzen an, da doch eben über die Sache geſtritten wird, daß die zuſammengeſetzten Dinge in den einfachen Dingen ihren Grund haben, ſo wie die zuſammengeſetzten Zahlen in den Einheiten; und er iſt ſo unglücklich, daß er ſich einbildet, ich hätte einen weitern zureichenden Grund von den einfachen Dingen, ſo wie von den Einheiten der Zahlen gefordert: da doch ein Kind einſiehet, daß ich weiter nichts thue, als daß ich zeige, die Urſache, warum der Herr Kanzler einfache Dinge haben will, halte in der Erläuterung mit den Zahlen keinen Stich. Werden mich nicht vernünftige Leute bedauren, daß ich es mit einem ſolchen Mann zu thun habe? In der That iſt es die ekelhaftigſte Arbeit, wenn man dergleichen Einwürfe beantworten ſoll, die weiter zu nichts nutzen, als daß man die edle Zeit verderben muß.

Vor den §. 26.

§. 12. Des Herrn Gegners.

§. 85. Ich komme wieder zu meinem vernünftigen Gegner, dem Herrn Profeſſor Stiebritz. Ich habe die Beweiſe nicht ohne Noth vervielfältiget, wie derſelbe glaubt. Ich habe in dem 25 §. weiter nichts zeigen wollen, als daß in der Erklährung der zuſammengeſetzten Dinge nichts vorhanden iſt, was uns auf die einfachen Dinge führen könne. In dem 26 §. aber will ich das Gegentheil von dem Satz der Gegner erweiſen. Dieſes ſind ganz unterſchiedene Beweiſe; und mich wundert, daß dieſes der

Herr Gegner nicht wahrgenommen hat. Wider die Demonſtration ſelbſt erinnert der Herr Profeſſor, daß die Folge nicht richtig ſey: dieſemnach können die zuſammengeſetzten Dinge nicht aus Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben, ob es gleich wahr wäre, daß ſie nicht zugleich aus keinen Theilen beſtehen könnten. Eben dieſes Axioma, wider welches man von allen Seiten ſtreitet, habe ich bereits in dem Anhange zu der Preisſchrift (*) unter andern §. 12. durch einen förmlichen Schluß bewieſen. Alles kommt auf den Unterſatz an. Dieſer iſt: Alle Dinge, die gar keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn; und ich habe eben daſelbſt §. 13. gezeiget, daß mir die Gegner dieſen Satz zugeben müſſen, weil ſie ſonſt behaupten müßten, daß ihre einfachen Dinge Theile des Zuſammengeſetzten wären, wodurch ſie aber dieſelben gänzlich einbüſſen würden, indem die einfachen Dinge alsdenn ſchon vor ſich eine Größe haben würden, welches ich auch §. 23. in gegenwärtiger Schrift erwieſen habe. Ueberhaupt iſt der Satz: alle Dinge, die gar keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn, allemal ohne Ausnahme wahr. Nur muß man nicht idealiſche Theile mit wirklichen Theilen vermengen, §. 24. So iſt z. E. die Seele, welche man hauptſächlich einwirft, kein wirklicher ſondern nur ein idealiſcher Theil des Menſchen. Die Seele und der Leib ſind zwey beſondere und von einander unterſchiedene Weſen. Gott hat ſie mit einander verbunden. Allein, ohngeachtet dieſer Verbindung bleiben ſie zwey beſondere

---

*) Ergötzungen der vernünftigen Seele, 5ter Band, 2tes Stück. S. 121.

Weſen. Sie werden nicht ein Ding; und wo wäre dieſes möglich? Sie müßten alsdenn nur ein Weſen zuſammen haben; und ihr Weſen und Eigenſchaften ſind doch einander ſo entgegen geſetzt. Nur in unſern Begriffen, in unſerer Vorſtellungs-Kraft bilden wir uns dieſe zwey verſchiedenen Weſen als ein einziges Ding ein, welches wir mit dem Nahmen Menſch belegen. Leib und Seele ſind alſo nur idealiſche Theile des Menſchen auf dem Fall, wenn wir uns dieſelben als ein einziges Ding einbilden. Dieſes läßt ſich auch a poſteriori beweiſen. Wenn Leib und Seele wirkliche Theile des Menſchen wären: ſo würde derſelbe in zwey Theile getheilet. Wenn aber von wirklichen Theilen die Rede iſt: ſo muß ein Theil des Ganzen dem andern Theile des Ganzen gleich ſeyn. Folglich müſte die Seele mit dem Leibe einerley Gröſſe und Beſchaffenheit haben. Solchergeſtalt kann man nichts in der Welt wider den Satz einwenden: alle Dinge, die keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn; wenn man nur nicht idealiſche und wirkliche Theile mit einander vermenget. Vielleicht wird der Herr Gegner nunmehr an der Richtigkeit dieſes Satzes um ſo weniger zweifeln, wenn er oben §. 29. bis 37. nachleſen wird, worinnen die Unmöglichkeit offenbar zu Tage lieget, daß aus Dingen, die keine Theile haben, etwas theilbares entſtehen könnte.

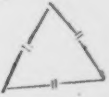
§. 13. Des Herrn Gegners.

§. 86. Wider dieſen 26 §. macht der Herr Profeſſor Stiebritz noch eine gegründete Anmerkung. Er ſpricht, der Satz: wenn eine Sache nothwendig erfordert, daß ſie da iſt, wo ſie iſt: ſo muß ſie aus derſelben beſtehen, habe keinen Verſtand. Ich kann nicht ſagen, ob hier ein Druckfehler iſt, oder ob er aus Unachtſamkeit im Abſchreiben begangen iſt. Die Ausgabe der Königlichen Akademie von meiner Schrift wird es zeigen, weil dieſe zwey Abſchriften vollkommen gleichlautend geweſen ſind. Dieſer Satz ſoll aber folgendermaßen lauten, und ſo heißt er auch in meinem Concepte: wenn eine Sache nothwendig erfordert, daß die andre da ſeyn muß, wo ſie iſt: ſo muß ſie aus derſelben beſtehen. Daß der Satz alſo heißen ſolte, iſt eines Theils aus dem andern Satz erſichtlich, von dem ich ſage, daß er nicht allgemein wahr iſt. Noch leichter aber wäre es aus dem Axioma wahrzunehmen geweſen. Denn, wie hätte ich aus dem Satze, wie er gedruckt iſt, unmittelbar folgern können: Dinge, die aus gewiſſen andern Dingen nicht beſtehen können, erfordern alſo nicht nothwendig, daß dieſe da ſind, wo ſie ſind. Wenn es aber kein Druckfehler iſt: ſo verdienet die Unachtſamkeit, die ich im Durchleſen begangen habe, alles dasjenige, was mir der Herr Profeſſor bey dieſer Gelegenheit ſagt. Unterdeſſen, da alles dasjenige, was wider dieſen Satz erinnert wird, wegfällt, ſo bald man meinen eigentlichen Satz weiß: ſo gehet mich daſſelbe nichts an; und ich brauche mich in die Widerlegung deſſelben nicht einzulaſſen.

§. 87. Eben dieſes Axioma: was nicht zugleich aus keinen Theilen beſtehen kann, kann nicht zugleich aus Dingen beſtehen, die gar keine Theile haben, deſſen Richtigkeit ich §. 85. wider den Herrn Profeſſor Stiebritz erwieſen habe, wird auch von dem Herrn Magiſter Körber angegriffen. Daß die Seele kein wirklicher Theil des

Körpers ſey, wird der Herr Magiſter nunmehr vielleicht begreifen können, wenn er den 85 §. aufmerkſam lieſet. Ich habe alſo nur noch ſeinen Einwurf wegen des Triangels zu heben. Der Herr Magiſter meint; das obige Axioma klinge der Form nach eben ſo, als wenn man ſagen wolte: was nicht zugleich aus keinem Winkel beſtehen kann, das kann nicht zugleich aus Dingen beſtehen, deren jedes keinen Winkel hat. Weil nun ein geradelinichter Triangel aus geraden Linien beſtehet, deren keine einen Winkel hat: ſo meint er mich handgreiflich des Irrthums überführet zu haben. Herr Körber thut ſich auf dieſen Einwurf was rechtes zu gute. Allein, bald wird ſich ſeine Freude in Trauren verwandeln. Ich will ihn aus dem entzückenden Geſichte, das er hat, herausreiſſen.

§. 88. Man kann ſich einen Triangel unter zwey ganz verſchiedenen Betrachtungen vorſtellen. Man kann ſagen: ein Triangel iſt eine aus drey Winkeln beſtehende Figur. Man kann aber auch ſagen, er iſt eine von drey Seiten eingeſchloſſene Figur. Stellet man ſich denſelben unter der erſten Betrachtung vor: ſo beſtehet er aus drey Winkeln folgendergeſtalt:



und es iſt ſchlechterdings falſch, daß z. E. ein geradelinichter Triangel aus geraden Linien beſtehet. Denn man muß ſich vorſtellen, daß eine jede Linie in der Mitte durchſchnitten iſt, und eben den Winkel ausmacht. Stellet man ſich aber den Triangel z. E. den geradelinichten unter der andern Betrachtung vor: ſo beſtehet er aus drey geraden Linien; und es [illegible] ſchlechterdings falſch, daß er aus Winkeln beſtehet, ſondern diese drey geraden Linien machen nur Winkel aus. Herr Körber muß aber nur ſo gut ſeyn, und unter beſtehen und ausmachen, einen Unterſchied machen lernen. Wenn Herr Körber dieſes zu begreifen fähig geweſen iſt, und den Triangel mit dieſen ganz verſchiedenen und von einander wohl abgeſonderten Betrachtungen auf meinen Satz anwendet: ſo wird er ſehen, daß er allemal wahr bleibt. In der erſten Betrachtung muß er ſagen: was aus Winkeln beſtehet, kann nicht zugleich aus keinen Winkeln beſtehen. Was nun nicht zugleich aus keinen Winkeln beſtehen kann, kann auch nicht aus Dingen beſtehen, die gar keine Winkel haben; und dieſes iſt unwiderſprechlich wahr, denn in der erſten Betrachtung beſtehet der Triangel aus keinen Linien. Will aber der Herr Magiſter den Triangel in der andern Betrachtung auf meinen Satz anwenden; ſo muß er ſagen: was aus drey ([illegible] äußerſten Puncten zuſammenſtoſſenden) Linien beſtehet, das kann nicht zugleich aus keinen ſolchen Linien beſtehen. Was nicht zugleich aus keinen ſolchen Linien beſtehen kann, das kann aus keinen Dingen beſtehen, die gar keine ſolche Linien haben; und das iſt alsdenn abermals unwiderſprechlich wahr. Denn dieſe Linien haben alsdenn keine Winkel; ſondern, ſie machen ſie nur aus, welches gar nicht einerley iſt. Solchergeſtalt ſiehet der Herr Magiſter, daß es ganz ungezweifelt wahr iſt, daß ein Ding nicht zugleich aus Dingen beſtehen kann, die dasjenige nicht an ſich haben, was das Ding werden ſoll; und er hat abermals Luftſtreiche gethan.

§. 89. Der Herr Magiſter martert ſich, noch einen Schluß vor das Axioma, das er angreift, ausfindig zu machen; und er giebt uns hier abermals von ſeiner traurigen Beſchaffenheit überwiegende Proben. Ich habe in dem mehrmals berührten und in den **Ergötzungen** befindlichem **Anhange zu der Preisſchrift** einen ganz andern Schluß zum Beweiß deſſelben gegeben, ehe noch Herr Körbers Schrift zum Vorſchein gekommen iſt; und wie mag ihm wohl zu Muthe geweſen ſeyn, als er dadurch überführet worden iſt, daß die ungereimten Schlüſſe, die er mir aufbürdet, lediglich ihn ſelbſt treffen. Wenn der Herr Magiſter im Ernſt geglaubet hat, daß kein andrer Schluß vor meinen Satz vorhanden wäre, als derjenige, mit dem er das Pappier beſudelt: ſo muß es in ſeinem logicaliſchen Kopfe ſehr finſter ausſehen. Die größte Stärke des Herrn Magiſters ſcheinet darinnen zu beſtehen, daß er gleich fertig iſt, die Sätze ſeines Gegners auf die Folterbank unglücklicher Schlüſſe zu ſpannen. Das iſt ſo gemeiniglich die elende Zuflucht derjenigen, die eine dicke flüßige Materie im Gehirne, und dieſelbe durch die logicaliſche Regeln noch mehr verdicket haben. Mich deucht aber, ſolche Leute ſind von der Känntniß der wahren Schönheit und der Gründlichkeit der Wiſſenſchaften weit entfernt. Zu dieſer Känntniß gehöret etwas mehr, als mit einer zornigen Miene in ſyllogiſtiſche Form gebrachte Thorheiten vertragen zu können.

On y fait fuir également
le Précieux, le Pédantisme
l' air empesé, du ſyllogisme
et l' air fou de l' emportement.

Voltaire.

§. 90. Der Herr Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin bringet wider den 26 §. meiner Schrift eben dieſen Einwurf vor. Vielleicht wird er aber nunmehr überzeugt ſeyn, daß ein Ding nicht zugleich aus Dingen beſtehen kann, die dasjenige nicht an ſich haben, was ſie werden ſollen; und daß folglich Dinge, die gar keine Theile haben, auch keine Theile ſeyn können. Vielleicht wird er nunmehr einſehen, daß keine Theile ſeyn und keine Theile haben, wenn man nicht wirkliche Theile mit idealiſchen vermenget, ganz einerley iſt; und vielleicht wird er nunmehr erkennen, was das alles vor ſchöne Sachen ſind, die er mir bey dieſer Gelegenheit ſagt. Die Anwendung des Regiments und der Compagnien auf meine Schlüſſe zeuget von der Fähigkeit des Herrn Verfaſſers, allerley ſchöne Raritäten und Spielwerke zu erfinden. Ich habe aus einer richtigen Erklährung des Zuſammengeſetzten Dinge geſchloſſen. Iſt denn das aber eine richtige Erklährung des Regiments, welche der Herr Verfaſſer anwendet? Das wäre eine abgeſchmackte Erklährung, wenn man ſagen wolte, ein Regiment iſt ein aus Compagnien beſtehendes Ding. Der Herr Verfaſſer mache ſich nur eine richtige Erklährung des Regiments, und wende ſie auf meine Schlüſſe an: ſo wird er ſehen, daß allemal Wahrheit heraus kommt. Wenn man auf die Art verfahren will, wie der Herr

Verfaſſer: ſo ſtehe ich davor, daß man die allerunwiderſprechlichſten Schlüſſe und Wahrheiten durch dergleichen Inſtanzen und Gleichniſſe lächerlich machen kann. Allein ſolche Sächelchen gelten in dem Reiche der Wahrheit ungemein wenig.

Vor den 27. 28. 29. §.

§. 14. Des Herrn Gegners.

§. 91. Um zu zeigen, daß die Schlüſſe des Freyherrn von Wolf, die er aus dem zureichenden Grunde vor die einfachen Dinge geführet hat, nicht ſtatt haben können; ſo hatte ich zwey Regeln gemacht, die man bey den Schlüſſen aus dem zureichenden Grunde allemal anwenden müſſe: 1) daß wir mit dieſem Grundſatze niemals weiter als in das Weſen der Dinge gehen dürfen; 2) daß der Satz des zureichenden Grundes niemals den Satz des Widerſpruchs beleidigen müſſe. Der Herr Gegner macht einige Erinnerungen und Anmerkungen dargegen. Ich will ſie beantworten; und mein Herr Gegner wird ſehen, daß ſie nichts zu bedeuten haben. Ich muß aber erſt wider die Anmerkungen des Herrn Gegners eine allgemeine Anmerkung machen.

§. 92. Ich habe geſagt, man müſſe nicht wiſſen wollen, warum die Dinge ſo und nicht anders möglich geweſen ſind. Unter den Dingen verſtehe ich allein die wirklichen Dinge dieſer Welt. Der Herr Gegner aber nimmt es in ſo weitläuftigem Verſtande, daß er auch Handlungen und Begebenheiten darunter verſtehet. Der Sinn meiner Worte war leicht einzuſehen. Ich rede von dem Weſen der Dinge; und wie kann man von Be-

geben

gebenheiten ſagen, daß ſie ſo und nicht anders möglich geweſen ſind, da wir ſelbſt einſehen, daß ſie auf viele tauſend andre Art hätten geſchehen können? Wenn der Herr Profeſſor dieſes wahrgenommen hätte: ſo würden einige Anmerkungen gewiß unterblieben ſeyn.

§. 93. Ich antworte nunmehr auf des Herrn Gegners Anmerkungen. 1) Wo habe ich gethan, als wenn ich die Einſchränkung des zureichenden Grundes in Anſehung der Menſchen erſt erfunden hätte? 2) Der Grund des Widerſpruchs iſt auf die Menſchen ganz uneingeſchränkt. Der Herr Gegner ſcheinet von den Schlüſſen aus dem Satz des Widerſpruchs zu reden, die freylich von dem Satz ſo weit entfernet ſeyn können, daß man ſie manchmal nicht wahrnimmt. Ich rede aber von dem Satze ſelber. Wo iſt jemand, welcher nicht einſehen könnte, daß eine Sache nicht zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kann. Dargegen fehlet der zureichende Grund der menſchlichen Erkänntniß allenthalben. Vielleicht wird der Herr Gegner den Vorzug des erſten Satzes nunmehr nicht läugnen. 3) Die Folge die der Herr Gegner nicht einſehen kann, iſt ungemein leicht wahrzunehmen. Weil wir nicht in den unendlichen Verſtand Gottes eindringen und alſo unmöglich jemals einſehen können, warum das Weſen eines Dinges ſo und nicht anders iſt; dieſes iſt aber der offenbare Verſtand meiner Worte: ſo dürfen wir niemals mehr als das Weſen ſelbſt erkennen wollen, die Urſache des Weſens aber, warum es eben ſo und nicht anders iſt, dürfen wir nicht zu wiſſen verlangen. Mich deucht, daß iſt ſehr deutlich. Der Herr Gegner ſcheinet aber a) die Urſache des Weſens

ſens und das Weſen ſelbſt mit einander zu vermiſchen, oder ſcheinet doch nicht Acht zu haben, daß durch die Redens-Art: warum die Dinge ſo und nicht anders möglich geweſen ſind, nicht das bloße Weſen, ſondern die Urſache des Weſens, verſtanden werde; b) der Herr Gegner wird nicht ſagen, daß man dann und wann einſehen könnte, warum die Dinge ſo und nicht anders möglich geweſen ſind, da er nunmehro weiß, daß ich hier unter Dingen keine Handlungen und Begebenheiten verſtehe; c) wenn der Herr Gegner nur biß in das Weſen der Dinge gehet: ſo wird er niemals auf einfache Dinge kommen. Das Weſen der Materie iſt die Zuſammenſetzung. Alſo muß er nicht weiter als bis in die Zuſammenſetzung gehen. Warum die Zuſammenſetzung iſt, woher ſie iſt, muß er nicht wiſſen wollen. Ich werde dieſes unten §. 98. 104. deutlicher machen. So wie der Herr Profeſſor die einfachen Dinge hier vorausſetzt, kann ich auch die unendliche Theilbarkeit der Materie vorausſetzen; und die wird weit kleiner ins unendliche hinaus laufen, als ſeine allerkleineſte Zuſammenſetzung. d) Da der Herr Gegner nunmehr weiß, was ich hier durch die Dinge verſtehe, §. 92: ſo wird er ſich nicht mehr einbilden, daß ich der Aufnahme und Erweiterung der Wiſſenſchaften ein ungebührliches Ziel ſetze. Endlich habe ich gar nicht gezweifelt, daß meine zweyte Regel den Herren Gegnern bekannt iſt, und daß ſie an deren Richtigkeit nichts ausſetzen. Nur iſt es zu bedauren, daß ſie aus Liebe vor den Satz des zureichenden Grundes die Anwendung dieſer Regel ſo oft vergeſſen.

§. 94. Ich kann hierbey meine Verwunderung nicht bergen, daß ſich der Lehrſatz der G[illegible] nämlich daß die zuſammengeſetzten Dinge auf die le[illegible] Einfachen beſtehen, auf den Satz des Widerſpru[illegible] gründen, und daß dieſes der Herr von Wolf dargethan haben ſoll. Ich habe den 76 §. der Metaphyſik und al[illegible]lgende §§. ſehr aufmerkſam durchgeleſen. Ja ich [illegible] des Herrn Gegners Schrift aus dieſer Urſache mehr als einmal von Wort zu Wort erwogen, weil er ſpricht, daß eben dieſes aus dem folgenden mit mehrern erhellen würde: allein meine Bemühung iſt vergeblich geweſen; und ich habe nicht ein Wort gefunden, was alſo ausgeſehen hätte. Ich habe mir aus folgender Urſache deshalb ſo viel Mühe gegeben. Ich wolte nämlich denen vernünftigen Monadiſten, welche die Wahrheit ſuchen und lieben, vorſchlagen, ihre Monaden eben an dieſen Probierſtein des Satzes des Widerſpruchs zu bringen. Ich wolte ſie bitten, daß ſie nur einmal verſuchen möchten, ihre Sätze aus dieſem Grundſatz zu beweiſen. Die Nothwendigkeit eines ſolchen Beweiſes werden mir vernünftige Gegner nicht abläugnen. Denn da ſie geſtehen, daß der Satz des zureichenden Grundes ſelbſt aus dem Satz des Widerſpruchs bewieſen werden muß, wenn er gültig ſeyn ſoll; ſo muß auch alles, was aus dem zureichenden Grunde bewieſen wird, aus dem Satz des Widerſpruchs bewieſen werden können.

Vor den 30 bis 34 §.

§. 15. Des Herrn Gegners.

§. 95. Hier hatte ich eigentlich gezeiget, warum die Schlüſſe aus dem zureichenden Grunde bey dem Hauptſatz der Gegner nicht ſtatt haben können. Der Herr Gegner meint, hier ſey Gutes und Böſes unter einander gemiſcht. Vielleicht kann ich dieſes mit noch beſſerm Grunde von ſeinen Einwürfen ſagen. Denn a) daß der Herr von Wolf glaubt, es müſſe erſt durch einen zureichenden Grund ausgemacht werden, was vor nothwendig zu halten ſey, iſt mir ſehr wohl bekannt. Das aber, was der Freyherr von Wolf ſagt, ſind keine philoſophiſchen Geſetze, und der Herr Gegner beweiſt es mit nichts. Die Furcht, daß man ſonſt alles was man wolte, für nothwendig ausgeben könnte, iſt ganz ungegründet. Man kann nichts vor nothwendig ausgeben, als deſſen Gegentheil unmöglich iſt. Ob aber etwas möglich oder unmöglich iſt, muß durch den Satz des Widerſpruchs, nicht aber durch den zureichenden Grund ausgemacht werden. Das Gegentheil der Zuſammenſetzung, nämlich, daß ein Zuſammengeſetztes nicht zuſammengeſetzet ſeyn ſolte, iſt unmöglich. Dieſes lehret uns der Satz des Widerſpruchs, weil etwas nicht zugleich ſeyn und nicht ſeyn kann. Nimmt aber der Herr Gegner hier an, daß die einfachen Dinge zuſammengeſetzet werden: ſo wollen wir uns dieſes in Anſehung ſeiner künftigen Einwürfe merken, die ein ganz anders ſagen. Der Herr Gegner wird auch dadurch ſeine einfachen Dinge verliehren. Denn man kann nichts zuſammenſetzen, was nicht vor ſich ſeine Größe hat. Die Zuſammenſetzung legt ſchlechterdings den Begriff von dem Orte und der körperlichen Zuſammenfügung zum Grunde. Daß auch aus einfachen Dingen kein theilbares Zuſammengeſetztes entſtehen kann, wird der Herr Gegner nunmehr vielleicht aus §. 29. 37. überzeugt ſeyn.

§. 96. Der Herr Gegner ſagt b), es ſey falſch, daß die Zuſammenſetzung in Anſehung ihrer Theile keinen zureichenden Grund brauche. Allein er beweiſt es nicht. Alles, was er ſagt, wird ſo gleich wegfallen, wenn er bedenkt, daß ein jeder Theil, weswegen er einen zureichenden Grund haben will, gleichfalls weiter nichts als ein Zuſammengeſetztes iſt. Da nun der Herr Gegner einräumet, daß das Zuſammengeſetzte, in ſo ferne es zuſammengeſetzet iſt, nothwendig iſt: ſo muß auch der Theil, der ja ein Zuſammengeſetztes iſt, ſeinem Weſen nach nothwendig ſeyn. Wenn man dieſes nicht begreifen könnte: ſo wüßte ich nicht, was ich ſagen ſolte. Die Beſtimmung in dem Zuſammengeſetzten iſt nichts geſagt §. 27. und das Gleichniß mit den Zahlen habe ich ſchon ſehr oft widerleget. Auch die Einheiten, woraus die Zahl Zehen beſtehet, ſind Theile dieſer Zahl. Die Einheiten der Zahlen haben ihre Größe vor ſich. Sie ſind etwas eingebildetes, und eine jede Einheit der Zahlen läßt ſich in den Brüchen ins unendliche forttheilen.

§. 97. Der Herr von Wolf hat von der Sache viel zu ſchöne Lehren, als daß ich ſie nicht herſetzen ſolte. Denn vermuthlich wird dieſes bey den Herren Gegnern ungemein großes Gewichte haben. Er ſpricht §. 32. in ſeiner Metaphyſik: „Wenn man demnach mancherley in einem „Dinge von einander unterſcheiden kann: ſo muß einiges „unter ihnen den Grund in ſich enthalten, warum das „übrige ihm zukommt. Und weil dieſes nicht wiederum „ſeinen Grund, warum das übrige ihm zukommt, in einem von den übrigen haben kann, wie es durch den „Grund des Widerſpruchs ſich gar leicht begreifen läßt:

„ſo muß es ihm nothwendig zukommen. Denn was nothwendig ſo iſt, braucht keinen weitern Grund, warum es ſo iſt. Nämlich in jedem Dinge iſt etwas nothwendiges, wodurch es in ſeiner Art determinirt iſt; und das übrige hat ſeinen Grund darinnen.„ In dem folgenden 33ſten §. erklähret ſich der Freyherr, daß dieſer Grund das Weſen der Dinge ſey. Nach dieſer Stelle können die Herren Gegner ihre Einwürfe beurtheilen. Hier finden ſie deutlich genug, daß das Weſen eines Dinges keinen weitern zureichenden Grund braucht: und eben ſo wenig wird er hier bey der Nothwendigkeit des Weſens erfordert. Da nun das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge in der Zuſammenſetzung beſtehet, und da die Theile allemal noch zuſammengeſetzt ſind: ſo brauchen ſie keinen weitern Grund; und eben ſo wenig, als das Weſen in einer von den Eigenſchaften des Dinges gegründet ſeyn kann, wie hier der Freyherr zeiget, eben ſo wenig kann es auſſer Gott in andern Dingen gegründet ſeyn. Dieſes läßt ſich durch den Satz des Widerſpruchs eben ſo leicht einſehen.

§. 98. Weil ich die Herren Gegner hier vielleicht auf einem guten Wege zur Bekehrung habe: ſo will ich mir die Mühe geben, ihnen die Beſchaffenheit ihrer Schlüße recht deutlich vor Augen zu legen. Ich werde mich in der Folge auf dergleichen Ausführungen berufen und alſo deſto kürzer ſeyn können. Die Gegner wollen einfache Dinge haben, weil ſonſt kein zureichender Grund vorhanden ſey, warum und woher Zuſammenſetzung und die Theile wären. Sie ſagen der Grund von der Ausdehnung könne nicht in der Ausdehnung ſeyn. Man verſtünde

ſtünde nicht, was der zureichende Grund haben wolle, wenn man immer einerley Antwort bekähme. Man müſſe endlich den Grund von Dingen in Dingen ſuchen, die nicht eben dieſelben wären; und wie die vermeintlichen Schlüße aus dem zureichenden Grunde mehr lauten. Ich will einmal dieſe Art zu ſchlüßen auf die einfachen Dinge oder die Geiſter anwenden; und die Herren Gegner ſollen ſehen, wohin man dadurch geführet wird. Ich will annehmen, daß das Weſen eines Geiſtes in dem Einfachſeyn beſtehet; und ich will nun ſolchergeſtalt auf gegneriſche Art aus dem zureichenden Grunde ſchlüßen. Ich ſage demnach: es muß ein zureichender Grund vorhanden ſeyn, warum und woher das Einfachſeyn der Geiſter iſt. Der Grund von dem Einfachſeyn kann nicht in dem Einfachſeyn ſelbſt ſeyn. Man verſtehet nicht, was der zureichende Grund haben will, wenn man immer einerley Antwort bekommt. Man muß demnach den Grund von dem Einfachſeyn [illegible]nfachen Dinge in Dingen, die nicht daſſelbe ſind [illegible] zuſammengeſetzten Dingen ſuchen. Was fehlet dieſe[illegible]lüßen aus dem zureichenden Grunde? Sind ſie nicht eben die, welche die Gegner anwenden? und hat man jemals eine vollkommene Gleichheit geſehen? Die Zuſammenſetzung iſt das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge. Das Einfachſeyn iſt das Weſen der einfachen Dinge. Die Gegner wollen von der Zuſammenſetzung einen Grund haben. Ich will von dem Einfachſeyn einen Grund haben. Warum habe ich nicht zu meiner Forderung ſo viel Recht, als die Gegner? In der That ſind wir nicht ſicher, daß nicht einmal ein groſſer Weltweiſe kommt, der den Grund von den einfachen

Dingen in den zuſammengeſetzten finden will. Er dürfte ſich nur das Gleichniß von den Zahlen rückwärts vorſtellen, und etwan die Geiſter als Ausdünſtungen der Körper anſehen: ſo wäre das Lehrgebäude fertig. Andächtige Philoſophen können immer das bevorſtehende abermalige große Unglück der armen Weltweisheit durch ein inbrünſtiges Gebeth abzuwenden ſuchen.

§. 99. Herr Körber ſchwatzt mir hier abermals ein Haufen Dinge vor, daß bey der Nothwendigkeit ein zureichender Grund vorhanden ſeyn müſſe, daß die Theile ihren zureichenden Grund haben müßten, und daß auch die Möglichkeit der Dinge ihren zureichenden Grund habe, und was dergleichen Dinge mehr ſind, die ſo viel als nichts ſagen. Wenn der Herr Magiſter fähig iſt, ohne Vorurtheile etwas zu prüfen: ſo wird er alle dieſe Dinge in dem vorhergehenden 95. 96. 97 und 98 §. abgelehnet finden. Ich zweifle aber an ſeiner Bekehrung. Denn aus dem, was er hier ſagt, ſehe ich immer mehr, daß der Herr Magiſter ſelbſt nicht weiß, was er haben will. Der Herr Magiſter kämpfet ſich vor den Satz des zureichenden Grundes ganz außer Athem; und bey dem allen giebt er offenbahr zu erkennen, daß er nicht einmal weiß, was ſein ſo lieber und theurer Satz des zureichenden Grundes iſt, dem zu Ehren er Höflichkeit, gute Sitten und alles aufopfert. Alle Gründe oder Beweiſe ſind bey ihm Schlüſſe aus dem zureichenden Grunde. Er ſagt: ich hätte ja ſelbſt im vorhergehenden von der Nothwendigkeit des Weſens der zuſammengeſetzten Dinge einen Grund angegeben, nämlich, weil es unmöglich ſey, daß es ſolte keine Theile haben, woſern es Theile hat. Ein Kind ſiehet aber, daß dieſes der Satz des Widerſpruchs iſt. In eben dem Thone fährt er fort. Er ſchmiedet Antworten vor mich, die aus dem zureichenden Grunde ſeyn ſollen; und Jedermann, außer Herr Körbern, ſiehet, daß ſie aus dem Satz des Widerſpruchs ſind. So ſind alle die höflichen Einwürfe des Herrn Magiſters beſchaffen. Ich könnte dieſes von allen Blättern ſeiner Schrift zeigen, ſo wie ich es bis hieher offenbahr dargethan habe, wenn mir meine Zeit ſo wohlfeil wäre, als ſie vielleicht dem Herrn Magiſter iſt, und wenn ich aus dieſer Schrift ein Buch von ein paar Alphabet machen wolte. Der Herr Magiſter wird es mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich in der Folge meiner Schrift nicht eher wieder an ihn gedenke, als bis er einen beſondern Einwurf vorbringt, davon bey dem Herrn Profeſſor Stiebritz gar nichts zu finden iſt.

§. 100. Eben ſo werde ich mit dem Herrn Verfaſſer des Artikels im Hamburgiſchen Magazin verfahren. Vorher will ich aber dasjenige beleuchten, was er wider dieſe §§. meiner Schrift vorbringt. Denn vermuthlich muß er vortreffliche Sachen haben, weil er aus einem hohen Thone redet, und ſeiner zügelloſen Feder allen Muthwillen wider mich erlaubt. Ich will aber nur den Herrn Gegner mit ſeinen Sachen recht bekannt machen, und er wird ſehen, daß es eben nicht der koſtbarſte Hausrath iſt.

> Tecum habita, vt horis, quam ſit tibi curta ſuppellex.
>
> *Perſius.*

Ich ſoll, nach des Herrn Verfaſſers Meinung, das Weſen der Dinge, in ſo fern es in einer willkührlichen Verbindung unſrer Begriffe beſtehet, mit dem Weſen der Dinge, ſo ſich wirklich außer uns befinden, verwechſelt haben. Er ſpricht: das Weſen der Dinge ſey nur nothwendig, in ſo fern es auf Begriffe ankommt, die man ſich in der Seele davon macht. In was vor einer Ontologie muß der Herr Verfaſſer dieſe Lehren wohl erlernet haben? In allen denjenigen, welche in der Welt bekannt ſind, gewiß nicht. Das Weſen aller Dinge iſt ihre Möglichkeit. Das Weſen eines beſondern Dinges aber iſt dasjenige, wodurch es zu demjenigen wird, was es iſt, oder wie der Freyherr von Wolf ſagt, dasjenige, wodurch es in ſeiner Art determinirt wird. Dieſes Weſen iſt nothwendig, weil ein Ding nicht zugleich auf dieſe und auch auf eine andre Art zu demjenigen werden kann, was es iſt. Wenn der Herr Verfaſſer ſich ein Weſen ſchmiedet, das in einer willkührlichen Verbindung ſeiner Begriffe beſtehet: ſo kann er unmöglich von wirklichen Dingen philoſophiren. Alsdenn hat er philoſophiſche Träume; und wer will ihm die wehren? Allein nur bey wirklichen Dingen muß er damit zu Hauſe bleiben. Hier muß er nach dem 33ſten §. der Wolfiſchen Metaphyſik, die er vermuthlich nicht verwerfen wird, dasjenige zum Weſen annehmen, darinnen der Grund von dem übrigen zu finden iſt, was einem Dinge zukommt. In allem Ernſt, ſolte man ſich Jemand, der andern ſo verächtlich begegnen will, in den erſten Gründen der Ontologie ſo unwiſſend vorſtellen. Das übrige, was der Herr Verfaſſer vorbringt, iſt von gleichem Schrot und Korne. Er betet mir ein Haufen Gleichniſſe vor; und bedenkt vielleicht nicht, daß das die allerelendeſte Art zu diſputiren iſt; und mitten in dem

Vergnügen, das ihm ſeine Gleichniſſe geben, merkt er nicht, was zwiſchen den Werken der Kunſt und der Natur vor ein großer Unterſchied ſey. Wir können uns um die Theile einer Wand-Uhr bekümmern, weil ſie von Menſchen hervorgebracht iſt. So bald ein Menſch in der Welt ein Stückchen Materie wird aus nichts erſchaffen haben: ſo kann ſich der Herr Verfaſſer bemühen darhinter zu kommen, woher er die Theile genommen hat, und warum er dieſe und keine andre zu ſeiner Materie erſchaffen hat. Endlich laufen alle dieſe Gleichniſſe und Weisheiten da hinaus: Man wolte nicht wiſſen, warum in zuſammengeſetzten Dingen Theile ſind, ſondern, warum die zuſammengeſetzten Dinge ſo und nicht anders beſchaffen ſind. Da der Herr Verfaſſer hier ohne Zweifel nicht von künſtlichen zuſammengeſetzten Dingen, ſondern von der Materie redet: ſo ſehe ich nicht, warum er nicht eben ſo wohl wiſſen will, warum die Geiſter ſo und nicht anders beſchaffen ſind. Ein Verlangen würde ſo wohl gegründet ſeyn als das andre. Ich gebe ihm aber mein Wort, daß er weder das eine noch das andre jemals erfahren wird. Die Urſachen von beyden ſind lediglich in dem unendlichen Verſtande Gottes vorhanden; und wenn er bis in Ewigkeit nachforſcht: ſo wird er es nicht ergründen.

§. 101. Wenn es mir erlaubt iſt zu ſagen: ſo ſcheinet die Art zu diſputiren, deren ſich der Herr Verfaſſer der zufälligen Anmerkungen bedienet, recht mit Fleiß erwählet zu ſeyn, um eine Menge ſchon vorher beſchloſſener Anzüglichkeiten, mit einem kleinen Mantel in die Welt ſchicken zu können. Allenthalben bedienet er ſich der

Gleichniſſe und der Inſtanzen, welche zwar die Einfältigen blenden, die aber niemals zur Sache das geringſte beytragen, weil man nichts weiter braucht, als die Unähnlichkeit, die zwiſchen zwey Sachen gewiß allemal vorhanden iſt, zu zeigen. Wenn eine ſolche Art Einwürfe zu machen gegründet iſt: ſo ſtehe ich davor, daß man die ungezweifelſten, ehrwürdigſten und heiligſten Wahrheiten alle Augenblicke lächerlich machen kann. Nicht mit Gleichniſſen, ſondern mit Schlüßen muß man kämpfen. Wir ſind allemal auf dem Wege, uns und andre zu betrügen, ſo bald wir ein Gleichniß hervor ſuchen, um uns dadurch zu helfen. Die Aehnlichkeit, die wir finden, erfreuet uns. Allein, um die Unähnlichkeit bey der Sachen, die unſre Freude allemal wieder zernichtet, bekümmern wir uns nicht. Wenn wir uns alſo einbilden, wir hätten die Sache durch unſer Gleichniß noch ſo vortrefflich bey dem beſten Orte von der Welt ergriffen: ſo müſſen wir mit Günthern klagen:

ſo ſchaamroth kriegt ich Wind zu faſſen.

So gehet es in der That dem Herrn Gegner. Mit allen ſeinen Gleichniſſen und Inſtanzen ſagt er gar nichts, als daß er ſeinen Anzüglichkeiten einen Geburts-Brief ertheilet.

§. 102. Der Herr Verfaſſer wird vielleicht bis hieher genugſam erfahren haben, wie ungemein ſchlecht alle ſeine Einwürfe ſind, weshalb er mir doch ſo verächtlich begegnet. Aus Hochachtung vor demſelben will ich die übrigen drey Blätter nicht weiter erwähnen, die ohnedem nichts in ſich enthalten, was nicht der Herr Profeſſor

Stiebritz ſagt. Meint er aber, daß noch etwas wichtiges darinnen enthalten iſt: ſo darf er nur ein Wort merken laſſen, ſo will ich ihm zeigen, daß es eben ſo elend iſt, als das, was ich zergliedert habe. Doch vielleicht hat der Herr Verfaſſer keine andre Abſicht gehabt, als die Welt recht handgreiflich zu überführen, wie elend alles dasjenige iſt, was man zum [illegible] der Monaden vorbringen kann.

Vor den 35 und 36 §.

§.16. Des Herrn Gegners.

§. 103. Der Herr Gegner mag ſich ſträuben, wie er will: ſo hat der Freyherr von Wolf in der angeführten Stelle die Streit-Frage verändert. Er redet von dem Nothwendigen, und alſo muß er ſchlechterdings den entgegengeſetzten Satz anwenden. Ich habe aber deutlich genug gezeiget, daß der Gegenſatz nichts von einfachen Dingen in ſich enthält. Folgendes wird die Sache noch klährer machen. Der Herr von Wolf iſt hier in dem vermeintlichen Beweiß der einfachen Dinge begriffen. Wo kann er alſo die einfachen Dinge ſchon voraus ſetzen und fordern, daß die Gegner die Unmöglichkeit der [illegible] Dinge zeigen ſollen? Das ſind neue Arten von Beweiſen. Wenn ich einige ſeichte Gedanken vorgebracht hätte, welche die Melodey eines Beweiſes hätten, und ich wolte nun ſtatt der Widerlegung der Einwürfe fordern, die Gegner ſolten mir zeigen, daß die Sache, die ich hätte beweiſen wollen, ſich nicht alſo verhielte, was vor ein Gelächter würden die Gegner nicht erheben? Und doch, weil es einmal ein Wolfiſcher Gedanke iſt, ſoll es eine große Weisheit ſeyn. Unterdeſſen kommt es hierauf gar nicht an. Dasjenige, was der Herr Kanzler, obwohl mit Unrecht erfordert, habe ich geleiſtet, wie der Herr Gegner in der Folge wahrnehmen wird.

Vor den 37 §.

§. 17. Des Herrn Gegners.

§. 104. Dasjenige, was der Herr Gegner hier vorbringt, braucht keiner Widerlegung, wenn man im vorhergehenden den 95, 96, 97 und 98ſten §. erweget. Die Herren Gegner wiſſen ſelbſt nicht, was ſie haben wollen. Der eine will deswegen einfache Dinge haben, weil er zu wiſſen verlangt, warum die Materie ſo und nicht anders beſchaffen iſt. Der Herr Profeſſor Stiebritz aber erkläret ſich hier, daß er deswegen einfache Dinge verlanget, weil er fragt, woher die Theile der Materie ſind. So unmöglich der erſte ſeine Neubegierde ſtillen kann, ſo leicht iſt dem Herrn Profeſſor Stiebritz zu antworten. Die Theile der Materie ſind in der Schöpfung Gottes entſtanden. Daher ſind ſie alſo. Man hat demnach dieſer Frage wegen gar nicht nöthig, zu einfachen Dingen ſeine Zuflucht zu nehmen. Würde der Herr Profeſſor nicht eben ſo viel Grund haben zu fragen, woher das Einfachſeyn eines Geiſtes iſt. Beyde ſind aus der Schöpfung Gottes. Hat aber Gott etwan keine Theile der Materie erſchaffen können, ohne vorher einfache Dinge zu erſchaffen, woraus die Materie entſtehen ſoll. Das möchte ich bewieſen ſehen; und ſo bald der Herr Profeſſor ſo viel beweiſt; ſo will ich ihm in tiefſter Demuth die Palmen ſelbſt überreichen, die er alsdenn mit Recht verdienet.

Vor

Vor den 38 §.

§. 18. Des Herrn Gegners.

§. 105. Der Herr Gegner räumet mir hier ein, daß die Zuſammenſetzung als das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge, weil es nothwendig iſt, auch unveränderlich ſey; und wie hätte man dieſes läugnen können? Er meinet aber, dieſes hindere nicht, daß das Zuſammengeſetzte endlich aus Einfachen entſtanden ſey. Man könne von der Unveränderlichkeit des Ganzen, als Ganzen, nicht auf die Unveränderlichkeit der Theile und der Ingredientien ſchlieſſen. Der Herr Profeſſor begehet hier unterſchiedne Fehler. Er redet hier von dem Ganzen, und die Rede iſt von dem Zuſammengeſetzten überhaupt. Folget es, daß ein jedes Zuſammengeſetzte ein Ganzes ſeyn müſſe? Iſt nicht alsdenn der Theil, in dem es unſtreitig zuſammengeſetzt iſt, gleichfalls ein Ganzes? und der Herr Profeſſor wird mit ſeinen eignen Worten überwunden, weil er einräumet, daß das Ganze, als Ganze, unveränderlich ſey. Ueberhaupt ſtecket bey allen Einwürfen des Herrn Profeſſors der Fehler, daß er nicht bedenkt, daß ein jeder Theil nach dem eignen Lehrgebäude der Gegner ein Zuſammengeſetztes [illegible] alſo die Zuſammenſetzung zum Weſen habe. So [illegible] es mir, als wenn der Herr Profeſſor keinen rechten Begriff von der Unveränderlichkeit zum Grunde geleget habe. Veränderlich iſt nach meinen Begriffen, was in einen andern Zuſtand und Beſchaffenheit geſetzet werden kann: unveränderlich alſo, was nie in einen andern Zuſtand und Beſchaffenheit geſetzet werden kann. Wenn nun die Zuſammenſetzung, als das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge, da es nothwendig iſt, nie in einen andern Zuſtand und Beſchaffenheit geſetzet werden kann: ſo folget ja daraus

aus ganz unſtreitig, daß die Zuſammenſetzung niemals in einfache Dinge aufgelöſet werden kann. Dieſes müßte aber nach den Sätzen der Gegner geſchehen. Die Unveränderlichkeit des Weſens eines Dinges ſchließet offenbahr in ſich, daß ſich das Weſen niemals in andern Dingen verliehren kann. Dieſes wird mir der Herr Gegner nicht abläugnen. Wenn er dieſes alles bedenkt: ſo wird er nicht ſagen, daß ich die Unveränderlichkeit des Weſens, mit der Unveränderlichkeit der Exiſtenz vermenget habe, welches ohnedem nichts geſagt iſt, indem nichts exiſtiren kann, als wie es ſeinem Weſen nach möglich iſt.

§. 19. Des Herrn Gegners.

§. 166. Der Herr Profeſſor irret ſich, wenn er glaubt, daß ich durch die von ihm angeführten Worte die unendliche Theilbarkeit der Materie habe beweiſen wollen. Ich rede nur beyläufig von der Sache, und ein ſolcher Beweiß war hier gar nicht nöthig, da ich weiter nichts habe thun wollen, als den Ungrund der Monaden zu zeigen. Wenn ich die unendliche Theilbarkeit der Materie hier hätte beweiſen wollen: ſo ſolte der Beweiß ganz anders ausſehen. Will aber der Herr Gegner dasjenige, was ich davon beygebracht habe, als einen Beweiß anſehen: ſo muß er nur nicht ein paar Zeilen heraus raffen und die Sache verſtümmelt anführen. Diejenigen Worte, welche der Herr Profeſſor als den völligen Beweiß anführet, können nur als der Unterſatz angeſehen werden. Dieſes iſt durch die Worte: **Da wir nun:** leicht begreiflich. Der Oberſatz liegt in den Worten: So lange als Materie vorhanden iſt: ſo muß auch Zuſammenſetzung ſeyn; und dieſe Worte gründen ſich auf die vorhergehenden Schlüſſe, wodurch ich herausgebracht hatte, daß die Zuſammenſetzung, als das Weſen der Materie, nothwendig und unveränderlich ſey. Wenn der Herr Verfaſſer die Sache alſo erwegen, und nicht etliche Zeilen beſonders herausnehmen wird: ſo wird ihm der Beweiß gar nicht ſeltſam vorkommen.

§. 107. Wenn ich geſagt habe, daß die Theilbarkeit der Materie unendlich fortgehen müßte, weil man ſonſt die Materie vernichten könnte, welches allein in der Allmacht Gottes beruhet: ſo habe ich in der That ganz richtig geſchloſſen. Ich verſtehe unter dem Vernichten kein Auflöſen, ſondern eine wirkliche Vernichtung; und der Herr Profeſſor hat nur die Sache nicht recht erwogen. Der Freyherr von Wolf lehret, und alle Gegner treten ihm bey, daß eine endliche und beſtimmte Anzahl Monaden erfordert werden, um einen Körper auszumachen. Wenn nun die Anzahl Monaden endlich und beſtimmt ſind: ſo folget, daß nur eine endliche Einſicht und Macht erfordert wird, um mit der Theilung eines Körpers oder der Materie bis auf die Monaden zu gelangen. Iſt man aber mit der Theilung der Materie bis auf die Monaden gekommen: ſo kann ſchlechterdings keine Materie mehr vorhanden ſeyn; ſondern es ſind nichts als Monaden da. Die Materie iſt alsdenn nicht etwan aufgelöſet, ſondern in der That vernichtet; und alſo folgt aus den Sätzen der Gegner, daß die Materie durch eine endliche Macht vernichtet werden kann. Wer wolte aber dieſes behaupten, da ſie ein Werk der göttlichen Allmacht iſt. So viel habe ich ſagen wollen, und vielleicht wird nun der Herr Profeſſor meinen Schluß im Ernſt loben.

§. 108. Ich kann vielleicht mit weit beſſerm Recht ſagen: wenn der Herr Profeſſor meint: die Allmacht Gottes könne eine Materie, die eine unendliche Theilbarkeit hätte, nicht vernichten: ſo betreugt er ſich. Folget es denn, daß Gott die Vernichtung der Materie durch die Theilung oder Zergliederung bewerkſtelligen muß? Dies kann ich auf keinerley Weiſe finden. Kann er ſie nicht auf einmal vernichten? Auf was Art man aber der Materie die unendliche Theilbarkeit beylegen muß, habe ich oben §. 19. deutlich gezeiget; und wer dieſes reiflich erwäget, der wird nicht finden, daß dieſe unendliche Theilbarkeit der Materie Gottes Allmacht etwas benimmt. Gott überſiehet die unendliche Theilbarkeit auf das deutlichſte und vollkommenſte. Allein, er kann die unendliche Theilbarkeit nicht vollbringen. Dieſes wäre ein Widerſpruch; und alsdenn wäre ſie nicht unendlich theilbar. Dieſes ſchadet aber ſeiner Allmacht ſo wenig, als es ihr etwas benimmt, daß Gott nicht unmögliche und widerſprechende Sachen thun kann; nämlich, daß ſeine Allmacht nicht machen kann, daß eine Sache zugleich ſey und auch nicht ſey. Vermöge vieler andern Urſachen, die in ſeinem unendlichen Verſtande vorhanden geweſen ſind, iſt der Begriff von der Materie alſo beſchaffen geweſen, daß ſie ohne Ende hat fortgetheilet werden müſſen. Da er gewolt hat, daß die Materie nach dieſem Begriff wirklich werden ſoll: ſo kann er nicht zugleich wollen, daß er die unendliche Theilbarkeit vollbringen könne. Dieſes wäre ein Widerſpruch und widerſtritte ſeinem vorhergehenden Willen. Dadurch wird aber ſeiner Allmacht ſo wenig etwas benommen, als es ihr zuwider iſt, daß er mit der Theilung des mathematiſchen Körpers, oder mit der Theilung einer Einheit der Zahlen in den Brüchen, nicht zu Ende kommen kann; welches man, wie ich in dem oftgedachten Anhang erwieſen habe, ganz ungezweifelt zugeben muß, und wovon die Begriffe gleichfalls in dem unendlichen Verſtande Gottes vorhanden geweſen ſind.

§. 109. Wider ſo deutliche Wahrheiten ſehe ich nur einen einzigen Einwurf, den man machen kann. Man kann ſagen: in Gott ſey keine Abwechſelung der Zeit; und er ſähe alles mit der größten Deutlichkeit auf einmal, was in den Dingen vorhanden iſt; folglich könne in den Dingen nichts ſeyn, was er nicht einſehen könne. So wichtig dieſer Einwurf auf den erſten Anblick ſcheinet: ſo wenig hat er zu bedeuten. Es iſt wahr: Gott ſiehet alles, was in den Dingen vorhanden iſt, mit der größten Deutlichkeit auf einmal ein. Er ſiehet alſo auch alles mit der größten Deutlichkeit auf einmal ein, was in der unendlichen Theilbarkeit der Materie vorhanden iſt. Allein, folget wohl hieraus, daß er ein Ende ſehen muß, wo er nicht gewolt hat, daß ein Ende oder ein letztes Ziel vorhanden ſeyn ſoll? Die Welt wird in ihrer Dauer unendlich ſeyn, in ſo fern ohne Aufhören Kreaturen vorhanden ſeyn werden, die zu ihr gehören. Gott ſiehet dieſelbe mit allen Dingen in der größten Deutlichkeit zugleich und auf einmal ein. Folget aber wohl daraus, daß er auch das Ende derjenigen Kreaturen ſehen muß, die ohne Aufhören fortdauren werden? Er ſiehet dieſe Kreaturen bis in alle Ewigkeiten mit der größten Deutlichkeit zugleich und auf einmal. Allein, ihr Ende kann er nicht ſehen, weil ſie nach dem Entwurf ſeiner Weisheit kein Ende haben ſollen. Wer wolte aber deshalb behaupten, daß ſeiner Weisheit und Allmacht dadurch etwas abgienge.

§. 40. der Unterſuchung.

§. 20. Des Herrn Gegners.

§. 110. Wenn die Wahrheit einer Sache an ſich ſelbſt noch nicht erwieſen iſt: ſo kann man ganz wohl aus der Ungewißheit, in der ihre Vertheidiger herum irren, auf die Unrichtigkeit der Sache ſelbſt ſchlüßen. Das Beyſpiel von den Theologen iſt eben nicht allzuwohl angebracht. Dieſe ſind von den Wahrheiten des Glaubens durch die Offenbahrung vollkommen verſichert. Ihre Ungewißheit in den Beſtimmungen der Wahrheiten kann alſo freylich die Sache ſelbſt nicht unrichtig machen. Allein, in dem gegenwärtigen Fall ſiehet es ganz anders aus. Bey der Erzählung des Herrn Gegners ſoll es mir erlaubt ſeyn anzumerken, daß die Worte eines großen Mannes deswegen keine göttliche Wahrheiten ſind, die wir in Andacht und Glauben ergreifen müſſen. Wenn der Herr von Leibnitz jemals eine mathematiſche Demonſtration von den Monaden und ihrer vorſtellenden Kraft gehabt hätte: ſo ſiehet kein Menſch in der Welt ein, warum er die ſchlechten Gründe davon der Welt mehr als einmal hätte mittheilen und das Beſte zurück halten ſollen. Mathematiſche Demonſtrationes von einer bereits überall bekannt gemachten Lehre ſind ja keine Staats-Geheimniſſe. Der Herr von Leibnitz hat ſchon in ſeinem Leben deshalb Gegner vor ſich gehabt. Warum hat er ſie nicht mit ſeiner Demonſtration zu Schanden gemacht. Er hat ſeine Monaden-Lehre bis an ſein Ende in ſeinen Schriften mit eingemiſcht, und ſogar hauptſächlich davon geſchrieben.

Warum hat er nicht Gelegenheit genommen, ſeine Demonſtration einzurücken? Mit Dingen, welche die Ehre vermehren, hält man nicht hinter dem Berge. Oder, warum hat er nicht wenigſtens dem Freyherrn von Wolf in der mündlichen Unterredung, da man einmal von der Sache redete, nicht geſagt, worauf es hauptſächlich in der Demonſtration ankam? Ich weiß nicht, ob Gelehrte aus dergleichen Dingen ſonſt ein Geheimniß machen, wenn das Geſpräch einmal von der Sache iſt. Ich geſtehe wenigſtens herzlich gerne, daß ich einen ſo andächtigen Glauben niemals gehabt habe, mich zu überreden, daß der Herr von Leibnitz eine ſolche Demonſtration in der That gehabt habe.

§. 41 und 42.

§. 21. Des Herrn Gegners.

§. 111. Ich will hier in möglichſter Kürze antworten. Der Freyherr von Wolf leget ſeinen einfachen Dingen Veränderungen ihres innerlichen Zuſtandes bey. Ich habe geſagt, daß alsdenn die Folge ſchwehrlich zu vermeiden wäre, daß die einfachen Dinge eine Vorſtellungs-Kraft hätten. Ja ich wäre jetzo geneigt noch weiter zu gehen. Ich wolte ſagen, der Freyherr hätte denen einfachen Dingen durch die Veränderungen des innerlichen Zuſtandes, die er ihnen beymißt, die Vorſtellungs-Kraft ſchon beygelegt, und hernach wolle er ſie wieder abläugnen. Wenn die einfachen Dinge unmateriell, wenn ſie in der That einfach ſeyn ſollen: ſo ſiehet man nicht, wie andre Veränderungen in ihrem innerlichen Zuſtande möglich ſind, als Empfindungen, Vorſtellungen und Gedanken. Weiß der Freyherr von Wolf oder der Herr Profeſſor Stiebritz noch

noch andre Veränderungen in dem innerlichen Zuſtande eines einfachen Dinges: ſo wird es die Welt mit Dank annehmen, wenn man ſie bekannt macht. Andre Veränderungen in dem innerlichen Zuſtande eines einfachen Dinges aber anzunehmen, ohne zu wiſſen was ſie ſind; und ohne einmal zeigen zu können, daß andre Veränderungen möglich ſind, das deucht mir, iſt nicht die beſte Art zu philoſophiren. So lange man alſo die Möglichkeit von andern Veränderungen nicht zeigen kann: ſo helſen alle Gründe a poſteriori nichts, warum man die Vorſtellungs-Kraft in den einfachen Dingen nicht annehmen will. Dieſe ſind nur offenbahre Zeugniſſe von der Ungewißheit und Verwirrung, worinnen ſich dergleichen Lehrſätze befinden.

Vor §. 43.

§. 22. Des Herren Gegners.

§. 112. Hier ſetzet der Herr Gegner durchgehends voraus, daß der Herr von Wolf die einfachen Dinge aus dem zureichenden Grunde bewieſen habe. Ich habe aber gezeigt, daß dieſe Schlüße aus dem zureichenden Grunde nicht ſtatt finden; und man wird nunmehr überzeugt ſeyn, wie offenbahr nichtig alle Einwürfe dargegen ſind. Ja in dieſer Schrift habe ich gewieſen, daß die Schlüße aus dem zureichenden Grunde ſelbſt nichts taugen. Da ich nun auch in dem §. 43. der **Unterſuchung**, aus dem eignen Wolfiſchen Geſtändniß dargethan hatte, daß die Lehre von den einfachen Dingen zu Erklährung der Veränderungen in dem Körper nichts beytrage; welches doch ihr Endzweck ſeyn ſoll: ſo habe ich ganz richtig ſchlüßen können, daß man die einfachen Dinge ohne allem zureichenden Grunde angenommen habe. Es iſt gar keine Kunſt, vor eine irrige Lehre etwas ausfindig zu machen, das wie ein Nutzen ausſiehet. Es ſolte mir gar nicht ſchwehr fallen, allerley anſcheinenden Nutzen vor die Lehre zuſammen zu ſtoppeln, daß die einfachen Dinge in den zuſammengeſetzten ihren Grund haben, wovon ich §. 98. geredet habe. Allein, es iſt die Frage, ob eine Lehre an ſich ſelbſt richtig iſt. Dasjenige, was der Herr Gegner hier anführet, iſt nichts weniger als ein wahrer Nutzen. Denn ad 1) iſt es ein ſehr ſchlechter Nutzen, wenn eine vermeintliche leere Einbildung durch eine wirkliche leere Einbildung entdecket werden ſoll; und was helfen die einfachen Dinge zu Entdeckung der leeren Einbildungen von Anfang des Körpers in der Phyſik, da die angeführten Wolfiſchen Stellen ſelbſt ſagen, daß man erkennen lernen ſoll, man wiſſe und verſtehe nichts von den Elementen. Wahrhaftig ſehr heilſame Gedanken! 2) Zweifle ich gar ſehr, ob der Verſtand und die Eigenſchaften Gottes verherrlichet werden, wenn man in dieſer Lehre gleichſam vorausſetzet, daß Gott keine Materie hätte erſchaffen können, ohne vorher einfache Dinge zu erſchaffen; und 3) läßt ſich die Vollkommenheit der Welt eben ſo deutlich zeigen, wenn man gleich keine einfachen Dinge annimmt. Denn die Vollkommenheit der Welt wird ſehr übel beſchaffen ſeyn; und es wird 4) ein ſehr ſchlechtes Licht in der Lehre von der Schöpfung heraus kommen, wenn endlich die Lehre von den einfachen Dingen da hinaus läuft, daß auſſer den einfachen Dingen gar nichts wirkliches und ſubſtantielles in dem ganzen Weltgebäude, ſondern die Materie nur ein Geſpenſt iſt, das wie eine Subſtanz ausſiehet; wie ich oben §. 46 und 47 gezeiget habe.

§. 44.

§. 23 Des Herrn Gegners.

§. 113. Mich deucht nicht, daß es eben vor die Wahrheit und das Reich der Wiſſenſchaften ſehr vortheilhaftig ſeyn kann, wenn man eine ehrerbietige Behutſamkeit gebrauchet, bey den Sätzen großer Männer ja nicht von Widerſprüchen zu reden. Großen Männern begegnet immer noch etwas menſchliches, und es iſt manchmal ein geringer und unmerklicher Fehler, der ſie in der Folge zu großen Irrthümern und zu unſtreitigen Widerſprüchen verleiten kann. Der Herr von Leibnitz kann hiervon ein Beyſpiel abgeben. §. 10. 11. Das Anſehn großer Männer iſt aber gar zu ſehr verführeriſch. Wie viel Tauſend giebt es, die ſich darauf verlaſſen; und wie viel andre, die mit nichts als den Gedanken großer Männer zu denken gewohnt ſind; ſo wenig ſie es ſich ſelbſt einbilden, und ſo wenig ſie es Wort haben wollen. Meines Erachtens muß man es demnach ohne Umſchweife und Heucheley ſagen, wo es den Sätzen groſſer Männer fehlet: wenn nicht die Republik der Gelehrten unvermerkt auf eine Art der Anhängeren gerathen ſoll, die ihr ſo ſchädlich iſt. Daß aber der Herr von Leibnitz hier in der That Widerſprüche begangen habe, wird ſo leicht niemand läugnen können. Herr Körber mag ſich drehen und winden, wie er will. Er mag die Vorſtellungs-Kraft etwas der Empfindung oder dem Bewußtſeyn ähnliches nennen: ſo werden allemal Widerſprüche heraus kommen. Ich habe dieſes in dem 44ſten §. der Unterſuchung allzudeutlich gezeigt, als daß man etwas tüchtiges einwenden könnte.

§. 47.

§. 24. Des Herrn Gegners.

§. 114. Hier habe ich zu zeigen, daß ohne Wahrnehmung und Betrachtung keine Ordnung ſeyn kann. Der Herr Gegner meinet, die Ordnung ſey in den Dingen ſelbſt. Sie ſey zwar nichts innerliches, ſie ſey aber etwas äußerliches. Wie, wenn ich ſage: dies iſt eine ſchlechte Manier Einwürfe zu machen? Denn ich kann den Herrn Gegner von der Unrichtigkeit ſeiner Einwürfe ſo gleich überführen. Wenn man in einer Bibliothek unter den Büchern eine Ordnung nach ihrem Innhalt macht, wenn man eine Anzahl Menſchen nach ihrem Alter in eine Ordnung bringt, iſt denn das etwas äußerliches? In der That, wenn der Herr Gegner die Wolfiſchen Begriffe von der Ordnung wohl erwogen hätte: ſo würde er überzeugt ſeyn, daß ohne Wahrnehmung und Betrachtung keine Ordnung ſeyn kann. Wenn vielerley zuſammen als eins betrachtet werden ſoll, iſt dieſes ohne Betrachtung möglich? Wenn ſich darinnen etwas Aehnliches finden ſoll, kann dieſes ohne Wahrnehmung geſchehen? Die Kunſt möchte ich wiſſen, ohne Wahrnehmung etwas ähnliches in Dingen zu finden; und iſt es wohl möglich, daß ohne Betrachtung etwas ähnliches ſeyn kann, da die Aehnlichkeit lediglich durch Gegeneinanderhaltung der Dinge in unſern Begriffen entſtehet? Allein, auch ohne die Wolfiſchen Begriffe läßt ſich ganz wohl einſehen, daß ohne Betrachtung und Wahrnehmung keine Ordnung ſeyn kann. Es iſt keine Ordnung möglich, wenn man ſich nicht viele Dinge unter einem allgemeinen Begriffe vorſtellet, wenn man nicht einige davon als die erſten und andre als die letzten annimmt, und wenn man nicht ein gewiſſes Verhältniß der Aehnlichkeit unter ihnen heraus bringet. Laſſet tauſendmal Dinge beyſammen ſeyn! Laſſet ſo gar eine Aehnlichkeit unter ihnen ſeyn! So lange man ſich nicht einen allgemeinen Begriff von den Dingen macht, ſo lange man nicht einige als die erſten und andre als die letzten annimmt, ſo lange man nicht heraus bringt, daß ein gewiſſes Verhältniß in der Aehnlichkeit vorhanden iſt: ſo lange kann unmöglich eine Ordnung da ſeyn. Wie kann alſo eine Ordnung ohne Wahrnehmung und Betrachtung möglich ſeyn? Wie kann man alſo ſagen, daß die Ordnung in den Dingen ſelbſt iſt? Alles, was man den Dingen ſelbſt beylegen kann, iſt eine Urſache der Aehnlichkeit. Nicht einmal die Aehnlichkeit ſelbſt iſt in den Dingen vorhanden, geſchweige die Ordnung. Dieſe entſtehen lediglich in unſern Begriffen. Sie iſt ein pures ens relativum, wie die Freyherren von Leibnitz und Wolf ſelbſt ſo vielmal geſagt haben; und wer wolte ſich einfallen laſſen, daß dieſes in den Dingen ſelbſt ſey? Des Herrn Gegners Einwürfe von der Welt wollen ſehr wenig ſagen. Vor diejenigen, welche keine Ordnung in der Welt erkennen, iſt auch in der That gar keine Ordnung darinnen vorhanden; und da wir nur einen kleinen Theil der Welt, und das zwar ſehr dunkel, einſehen können: ſo würden wir gar nicht ſagen können, daß eine Ordnung in der Welt ſey, wenn wir nicht überzeugt wären, daß jemand vorhanden wäre, der die Welt mit der größten Deutlichkeit wahrnehmen und einſehen könnte; und das iſt Gott.

§. 115. Mich deucht nicht, daß die Gegner ſich durch dergleichen Einwürfe ihrer eignen Philoſophie gemäß bezeugen. Wie ſtimmen dieſe Einwürfe mit ihrem Begriffe von dem Raume überein? Die Freyherren von Leibnitz und Wolf erklähren den Raum, als die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander ſind; und die Gegner werden mir willig zugeſtehen, daß ſie dem Raume keinen andern Platz als in den Gedanken einräumen. Wenn aber die Ordnung etwas reelles ſeyn ſoll, wenn ſie in den Dingen ſelbſt ſeyn ſoll; und ſie erkläḣren doch den Raum, den ſie vor nichts Wirkliches halten, als die Ordnung der Dinge, die zugleich und neben einander ſind: ſo bringen ſie entweder unverſtändliche Sachen vor, oder ſie müſſen mit dem Carteſius die Körper und den Raum vor einerley halten, oder der Raum iſt in der That etwas reelles; und ihr Begriff davon widerſtreitet ihrer eignen Erkläḣrung des Raums.

* * *

§ 75 Des Herrn Gegners.

§. 116. Da ich nun alſo meinen Begriff von der Ordnung handgreiflich gerettet habe: ſo kann bey den einfachen Dingen keine Ordnung ſtatt haben. Folglich können ſie unmöglich einen Raum erfüllen, und mithin ſind alle folgende Schlüße des Herrn Kanzlers unrichtig. Wider dasjenige, was ich wider den Wolfiſchen Begriff von dem Raume erinnert habe, nämlich, daß es nicht folge, was zuſammen in einer Ordnung auf einander folgt, das müſſe zuſammen einen Raum erfüllen, und welches ich durch das Beyſpiel der Geiſter, denen man nicht abſprechen kann, daß ſie in einer Ordnung auf einander folgen, ungemein deutlich gemacht habe: hierwider, ſage ich, verantwortet ſich der Herr Gegner ungemein ſchlecht. Es iſt eben nicht gut, daß der Herr Kanzler ſeinen Begriff von dem Raume nur bey den Körpern angewendet wiſſen will. Das ſind keine guten Begriffe, die nicht auf allen Probier-Steinen den Strich halten. So viel wiſſen wir aus der Vernunft, daß Geiſter wirklich ſind, und vermöge der allgemeinen Ordnung der Welt muß eine Ordnung unter ihnen ſeyn. Warum ſolte ich nicht des Herrn Kanzlers Begriff von dem Raume an dieſer Wahrheit probieren können? Die Lection, die mir der Herr Gegner zurück ſchiebet, iſt alſo über alle maaßen übel angebracht. Ein anders iſt ja außer der Ordnung der Schlüſſe nicht auf einfache Dinge und Geiſter zu verfallen; und ganz ein anders, Begriffe nach der unſtreitigen Wahrheit, daß Geiſter ſind, zu unterſuchen, um zu ſehen, ob dergleichen Begriffe richtig ſind. Uebrigens kann der Herr Gegner meinen Begriff von dem Raume in dem 1. 4. und 5ten Stuck des 4ten Bandes der Ergötzungen finden.

§. 49.

§.26. Des Herrn Gegners.

§. 117. Wenn es mir erlaubt iſt zu ſagen: ſo thut der Herr Gegner hier nichts, als daß er mit verſchiedenen Ausdrücken ſagt, meine Beweiſe gelten nichts. Warum ſie aber nicht gelten ſollen, davon finde ich nichts. Es iſt nicht genug, daß man etwas eine fallaciam nennet; man muß auch zeigen, warum ſie es ſeyn ſoll. Alles, was ich aus des Herrn Gegners Worten heraus bringen kann, läuſt da hinaus: es ſey keine Folge, daß wenn ein einfaches Ding keinen Raum erfülle, auch viele zuſammen keinen Raum erfüllen könnten. Warum aber dieſe ſo natürliche Folge nicht ſtatt haben ſoll, die ich ſo deutlich erwieſen habe, davon finde ich nichts, als daß geſaget wird, der Herr Kanzler habe niemals behauptet, daß das Beyſammenſeyn der einfachen Dinge neue Eigenſchaften mache; und dennoch ſoll eben aus dem Beyſammenſeyn, wie der Herr Gegner beſſer unten ſagt, die Erfüllung des Raums, dieſe neue Eigenſchaft, wovon ein einfaches Ding nichts an ſich hat, erwachſen. Das iſt eine ganz beſondre Art, Einwürfe zu machen. Wenn der Herr Gegner dieſe ſo natürliche Folge der Falſchheit hätte beſchuldigen wollen: ſo, deucht mir, hätte ihm obgelegen, zu zeigen, wie es möglich ſey, daß in coexiſtirenden Dingen etwas vorhanden ſeyn könne, wovon in eben den Dingen, wenn ſie einzeln betrachtet werden, nichts anzutreffen iſt. Hieran kann ſich der Herr Profeſſor machen, wenn er mit Grunde etwas vorbringen will.

§. 52. 53.

§. 118. Der Herr Profeſſor, der den Freyherrn von Wolf vertheidigen will, könnte es nicht beſſer anfangen, wenn er gleich alle Welt zu überzeugen begehrte, daß die Wolfiſche Metaphyſik nichts nutze. Um läugnen zu können, daß der Freyherr von Wolf, ſtatt des Begriffs vom Richten, den Begriff vom Verknüpfen gebraucht habe: ſo geſtehet man, daß in dem 603ten §. zwey unterſchiedene Sätze vorhanden ſind; von welchen der letztere aus den vorhergehenden nicht fließet. Man muß ſich dieſes Bekänntniß gefallen laſſen. Die Welt wird aber urtheilen, daß man auf ſolche Art ganz feine Metaphyſiken ſchreiben kann, worinnen viele artige Wunder-Dinge bewieſen werden können. Laſſet uns aber doch einmal ſehen, was das vor Gründe ſind, woraus der zweyte von dem erſten ganz unterſchiedene Satz des 103ten §. folgen ſoll. Der

Herr Kanzler berufet ſich hierbey auf den 5, 94 und 545 §. ſeiner Metaphyſik. In dem 594ſten §. kann dieſer Grund nicht vorhanden ſeyn. Denn aus demjenigen, was in dieſem §. geſagt wird, wird eben in dem folgenden 595ſten §. geſchloſſen, daß ſich der innere Zuſtand eines jeden einfachen Dinges nach den übrigen, die um daſſelbe ſind, richtet; und der Begriff vom Verknüpfen ſoll ja, nach dem eignen Geſtändniß des Herrn Gegners, nicht aus dem von dem Richten der einfachen Dinge bewieſen werden. Folglich bleibet nichts übrig, als der 545ſte §. Hier wird geſagt, wie die Dinge in der Welt mit einander verknüpft ſind, z. E. die Sonne mit der Erde; und man ſiehet aus dem vorhergehenden 544ſten §. daß von allen Dingen dieſer Welt die Rede iſt. Wenn nun dieſes einen Grund in ſich enthalten ſoll, warum die einfachen Dinge mit einander verknüpft ſeyn und warum eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke daraus erwachſen ſoll: ſo ſehe ich nicht, warum man nicht auch folgendergeſtalt ſchlieſſen kann. Der Herr Profeſſor Stiebritz und ich gehören zu den Dingen dieſer Welt, die neben einander ſind und mit einander verknüpft ſind. Alſo muß aus uns beyden eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke entſtehen. Ohne Ruhm zu melden, dächte ich, daß eine ganz artige Maſchine heraus kommen ſolte.

§. 119. In allem Ernſte zu reden: ſo ſtecket der Fehler darinnen, daß der Herr Kanzler das Wort **Verknüpfen** bald im eigentlichen, bald im uneigentlichen Verſtande gebraucht. Die Dinge dieſer Welt ſind im eigentlichen Verſtande nicht mit einander verknüpft. Sie haben ein gewiſſes Verhältniß gegen einander. Sie beziehen ſich auf einander. Sie richten ſich nach einander. Allein, ſie ſind im eigentlichen Verſtande nicht mit einander verknüpft. Was würde nicht unter den Geiſtern vor eine artige Verknüpfung herauskommen? Wenn man aber ſagt, daß die einfachen Dinge dergeſtalt mit einander verknüpft ſind, daß ein Ausgedehntes in die Länge, Breite und Dicke daraus entſtehet: ſo muß man ſchlechterdings das Wort Verknüpfen im eigentlichen Verſtande anwenden; und wer wolte ſeine Schlüſſe ſo machen, daß man ſich in dem andern Falle auf den erſten gründen wolte? Gleichwie in dem erſten Fall niemand ſagen wird, daß wegen der Verknüpfung der Dinge in der Welt aus allen darzu gehörigen Dingen ein einzig in die Länge, Breite und Dicke ausgedehntes Ding daraus werde: ſo kann man auch aus der Verknüpfung im uneigentlichen Verſtande niemals eine Verknüpfung im eigentlichen Verſtande ſchlüßen.

§ 28. Des Herren Gegners.

§. 120. Jedoch der Herr Gegner glaubt, daß, wenn auch der Herr Kanzler ſo geſchloſſen hätte, wie ich meine: ſo hätte er in der That ganz gut geſchloſſen. Er ſpricht, man müſſe ſich nur vorſtellen, was man vor Begriffe mit dem Richten und Beziehen verbinden müſſe; und aus dem, was der Herr Profeſſor ſagt, ſehe ich, daß er eben die Begriſſe davon hat, die ich habe. Allein, dennoch kann ich nicht finden, daß daraus eine Verknüpfung, nämlich im eigentlichen Verſtande, heraus kommen kann. Alle Dinge dieſer Welt, und auch die Geiſter ſind mit hinreichendem Grunde vorhanden. Das Daſeyn des einen erfordert immer das Daſeyn des andern; und aus der Gegenwart des einen verſtehet man, warum das andre da iſt. Es kann kein einziges aus dem Zuſammenhange der Welt herausgenommen werden, ohne wider den zureichenden Grund zu handeln, und ohne daß die Welt eben dieſelbe bleiben könnte. Allein, deshalb kommt keine Verknüpfung im eigentlichen Verſtande heraus. Sie richten ſich wohl nach einander; ſie beziehen ſich auf einander; ſie haben ein gewiſſes Verhältniß gegen einander. Wer kann ſich aber einfallen laſſen, daß deswegen eine ſolche Verknüpfung entſtehen muß, die eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke ausmacht. Es kann eine Richtung, ein Beziehen, ein Verhältniß der Dinge gegen einander ſeyn, ohne daß ſie nahe bey einander ſind; und es können Dinge mit zureichendem Grunde beyſammen ſeyn, ohne daß ſie dichte an einander ſind und ein zuſammengeſetztes Ding und eine in eins fortlaufende Ausdehnung zuſammen ausmachen. Aus dieſem allen ſiehet man alſo noch nicht, wie es möglich iſt, daß aus einfachen Dingen ein Zuſammengeſetztes und eine Ausdehnung heraus kommen kann, wenn ich auch nicht oben §. 29. 37. die Unmöglichkeit gezeiget hätte, daß aus einem einfachen untheilbaren Dinge niemals ein Zuſammengeſetztes theilbare werden kann. Mich deucht demnach, daß der Herr Gegner hieraus ſiehet, daß der Wolfiſche Schluß nichts weniger als gerechtfertiget iſt. Wenn eine ſolche Art zu ſchlüßen gültig wäre: ſo könnte man die lächerlichſten Sätze vor Wahrheiten verkaufen.

§. 54. 55.

§. 29. Des Herrn Gegners.

§. 121. Der Herr Profeſſor kann es nicht vertragen, daß ich fordre, die Gegner ſollen die unumgängliche Folge von ihren Schlüſſen,

durch

wodurch ſie aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte herausbringen wollen, auf die Geiſter ablehnen. Er wird es nicht übel nehmen, daß ich dieſe Forderung noch gar vielmal wiederhole. Denn dasjenige, was er hier ſagt, iſt am allerwenigſten fähig, mich davon abzubringen. Iſt es möglich, daß ſich der Herr Gegner darauf berufen kann, daß die allgemeine Harmonie nicht bey allen Dingen einerley Art des Richtens einführe, da doch der Herr von Wolf ſeine Schlüße lediglich auf diejenige Richtung, auf diejenige Verknüpfung gründet, welche bey allen Dingen dieſer Welt ſtatt hat? und kann ſich der Herr Profeſſor einfallen laſſen, ſich auf das Beyſammenbleiben der einfachen Dinge zu berufen, welches bey den Geiſtern nicht ſey, da man eben zum Beweiß dieſes Beyſammenbleibens der einfachen Dinge, noch in der Welt nichts als eben die Richtung und Verknüpfung, welche alle Dinge dieſer Welt haben, hat vorbringen können? Das ſind unvergleichliche Zirkel. Wahrhaftig, ein vernünftiger Mann muß von ſeiner Meinung über alle maaßen eingenommen ſeyn, wenn er Einwürfe dieſer Art machen und ſich darauf ſo viel zu gute thun kann.

§. 56. 57.

§. 30. Des Herrn Gegners.

§. 122. Der Herr Gegner heißet die Schlüſſe widerſinniſch, wodurch ich beweiſen will, daß aus einfachen Dingen kein Zuſammengeſetztes, das Ausdehnung hat, entziehen kann. Daß es mit dergleichen Benennung nicht genug iſt; ſondern, daß der Herr Gegner zeigen muß, wie es möglich iſt, daß in coexiſtirenden Dingen etwas vorhanden ſeyn kann, wovon in eben dieſen Dingen, wenn ſie einzeln betrachtet werden, nichts iſt, habe ich §. 117 erinnert. Jedoch, hier will es der Herr Gegner in der That zeigen, wie aus Dingen, die vor ſich keine Größe haben, in der Zuſammenſetzung eine Größe entſtehen kann. Alles kommt darauf an, daß der Herr Gegner ohne Beweiß den Satz annimmt: die Vielheit mache eine Größe. Da der Herr Profeſſor ohne Zweifel keine eingebildete, ſondern eine wirkliche körperliche Größe verſtehen muß: ſo wäre ich neugierig, was er vor einen Begriff von der Vielheit hat, daß er einen Satz dieſer Art vor wahr halten kann. Alſo muß es wahr ſeyn, daß aus vielen Worten, aus vielen Gedanken eine körperliche Größe entſtehet; und ich kann mir nicht helfen, ich muß abermals von den Geiſtern reden, folglich müſſen viele Geiſter nothwendig eine körperliche Größe ausmachen. Denn die Vielheit macht ja eine Größe. Solte der Herr Profeſſor nicht merken, daß ein ſolcher Satz faſt lächerlich herauskommt?

§. 123. Daß aus vielen einfachen Dingen kein theilbares Zuſammengeſetztes herauskommen kann, iſt oben §. 29. 37. allzudeutlich erwieſen, als daß es jemand läugnen könnte. Ich könnte alſo alle Gleichniſſe der Gegner mit Stillſchweigen übergehen, indem dergleichen Dinge ohne dem nichts beweiſen. Sie können ſich aber indeſſen merken, daß eine Einheit, deren viele eine Zahl ausmachen, daß ein Buchſtabe, deren viele einen Periodum ausmachen, daß dieſe alle ſchon vor ſich eine Größe haben. Sie haben alles dasjenige ſchon als einzelne Dinge an ſich, was aus ihnen in der Zuſammenſetzung werden ſoll. Alle ſolche Gleichniſſe ſind alſo über alle maaſſen übel angebracht. So bald die Gegner zugeſtehen, daß ein einfaches Ding ſchon vor ſich eine Größe hat: ſo wird ihnen niemand in der Welt läugnen, daß daraus eine Ausdehnung werden kann. Auf das Gleichniß des Herrn Magiſter Körbers von den Menſchen, die eine Republik zuſammen ausmachen, gebe ich zur Antwort: ſo lange der Herr Magiſter ſeinen Monaden keine Größe beylegt, welche doch die Menſchen, die eine Republik ausmachen, unſtreitig haben; ſo lange er nicht behauptet, daß aus den Monaden kein wirklich ausgedehntes Ding, ſondern nur ein idealiſches Ding, wie eine Republik iſt, entſtehet, das iſt, ſo lange der Herr Magiſter nicht den Idealiſmum behauptet, zu dem er in ſeinen Einwürfen in der That große Luſt zu haben ſcheinet (*): ſo lange muß er mit ſeinem Gleichniſſe bey den Gelehrten zu Hauſe bleiben. In den Spinn-Stuben läßt ſich ſo was ganz gut erzählen; und da kann es vielleicht ziemlichen Eindruck machen.

§. 58.

§. 31. Des Herrn Gegners.

§. 124. Die wichtigen und ſonnenklahren Schlüße, die ich in dem 58ſten §. meiner Schrift vorgetragen habe, werden von dem Herrn Gegner mit keinem Finger berühret. Er ſpricht nur: Wer hat doch je geſagt, daß das Einfache ſelbſt zuſammengeſetzt werde? Ich muß mich wundern, wo dieſe unnöthige Frage herkommt. Ich wenigſtens habe dieſes den Herren Gegnern weder in dieſem §. noch in meiner ganzen Schrift aufgebürdet. Ich zeige hier offenbahr, daß aus entgegengeſetzten Dingen die andern entgegengeſetzten nicht entſtehen könnten, und nachdem es unſtreitig iſt, daß einfache und zuſammengeſetzte Dinge entgegengeſetzte Dinge ſind; ſo ſchließe ich, daß es widerſprechend und unmöglich ſey, daß aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen können. Heißt denn dieſes ſagen, daß das Einfache ſelbſt zuſammengeſetzt werde. Wenn dieſes nicht eine Probe iſt, daß man gerne hat etwas erinnern wollen, ohne etwas zu wiſſen: ſo wird man eine dergleichen Probe niemals finden.

---

*) Man leſe des Herrn Körbers Schrift S. 58. 59. 60. 61. und anderwärts.

§. 125. Weil der Herr Profeſſor Stiebritz alſo wider dieſen §. gar nichts erinnert: ſo laßt uns doch einmal ſehen, was der Herr Magiſter Körber vor wichtige Sachen haben wird. Es iſt weit gefehlt, daß der Herr Magiſter wider meine Schlüſſe ſelbſt etwas vorbringen ſolte. Er bemühet ſich nur, durch Beyſpiele zu zeigen, daß aus entgegengeſetzten Dingen ganz wohl die andern entgegengeſetzten Dinge entſtehen könnten; und gleichwie ſich der Herr Magiſter allenthalben in ſeiner natürlichen Geſtalt ſehen läßt: ſo finden wir auch hier immer eben denſelben. Der Herr Magiſter iſt ſo unglücklich, daß er ſich einbildet, der Schatten, der dem Lichte, in ſo weit er ein Mangel des Lichts ſey, entgegengeſetzt wäre, entſtünde mit aus dem Lichte; und jedermann weiß, daß er lediglich aus der Verhinterung entſtehet, die ein Körper den Licht-Strahlen macht. Der Herr Magiſter ſorge nur, daß niemals ein Körper die Licht-Strahlen aufhält: ſo wird niemals ein Schatten entſtehen. Eine gleiche betrübte Beſchaffenheit hat es mit dem andern Beyſpiele. Vernünftige Menſchen wiſſen, daß aus der Müdigkeit, nicht aber aus dem Wachen, der Schlaf entſtehet; und man muß in der

That eine Körberiſche Einſicht habe, wenn man glauben ſoll, daß aus der Entgegen-Bewegung zweyer Körper die Ruhe entſtehe. Iſt es möglich, daß der Herr Magiſter nicht einſiehet, daß die Ruhe dieſer beyden Körper nicht aus der Bewegung, ſondern aus der Verhinderung entſtehet, die ſie ſich einander in der Bewegung machen? und ſolte wohl einem Menſchen, der ſich vor einen Weltweiſen ausgiebt, der andre mit ſo vieler Ausgelaſſenheit tadeln will; ſolte wohl einem ſolchen der durchgängig angenommene Satz unbekannt ſeyn, daß ein in Bewegung geſetzter Körper niemals in Ruhe kommen würde, wenn er nicht äußerliche Verhinterungen antreffe? Dennoch iſt der Herr Magiſter ſo ausſchweifend aberwitzig, daß er ſich einbildet, die Ruhe könne aus der Bewegung entſtehen; und dergleichen Gedanken, die der berühmte Ritter von der traurigen Geſtalt gewiß niemals ſo derbe gehabt hat, ſollen aus allgemeinen Gründen hergeleitet ſeyn. Meine offenbahre und unſtreitige Schlüße aber ſollen dergleichen allgemeine Gründe nicht vor ſich haben. Eine ſolche Einbildung wird dem Herrn Magiſter vortreffliche Dienſte leiſten, wenigſtens um ſeinen Jammer auf einige Minuten zu lindern.

§. 59.

§. 32. Des Herrn Gegners.

§. 126. Ich hatte hier beyläufig erinnert, daß es eben ſo widerſprechend ſey, wie die vorhergehenden Sätze der Gegner, wenn der innerliche Zuſtand eines einfachen Dinges, der ſich nach den übrigen richtet, eine Verknüpfung unter ihnen wirken ſolte. Der Herr Gegner wünſchet, daß ich hier den Raum nicht geſchonet hätte. Sein Wunſch wird nunmehr erfüllet ſeyn, indem ich §. 118. 119. 120. deutlich genug gezeiget habe, daß die allgemeine Richtung der Dinge, worauf ſich die Gegner gründen, keine Verknüpfung im eigentlichen Verſtande darſtellen kann; und da die Gegner nicht im Stande ſind ausfindig zu machen, daß andre Veränderungen in dem innerlichen Zuſtande eines einfachen Dinges möglich ſind, als Vorſtellungs-Kräfte §. 111: ſo kann durch die Richtung der Veränderungen des innerlichen Zuſtandes eines einfachen Dinges gegen das andre am allerwenigſten eine Verknüpfung entſtehen. Man müßte ſehr wunderliche Einbildungen haben, wenn man glauben könnte, daß zwey Dinge, die ſich mit ihren Vorſtellungs-Kräften nach einander richten, deswegen auf einander tringen und ein zuſammengeſetztes Ding ausmachen würden. Die witzigen Ausdrücke aber, die der Gegner hier äußert, haben, deucht mir, ſehr viel Unbilligkeit zum Grunde. Verlanget man denn eine äuſſerliche grobe Zuſammenhängung, wenn man ausdrücklich ſagt, daß eine äußerliche Verknüpfung dem Weſen der einfachen Dinge widerſtreiten würde? Wenn es erlaubt iſt, mit ſo weniger Billigkeit zu ſpotten: ſo möchte es der Herr Profeſſor nicht auf eine Gegen-Probe ankommen laſſen; in der That aber würde der Herr Gegner ſehr wohl thun, wenn er immer auf Leim, Dohn, Schlingen, Drath und Häcklein bedacht wäre, um ſeine einfachen Dinge an einander zu hängen. Denn durch Schlüße wird er ihre Verknüpfung niemals herausbringen.

§. 60.

§. 33. Des Herrn Gegners.

§. 127. Mich deucht, es iſt ein wenig zu voreilig geſprochen, daß ich den hier angeführten Wolfiſchen Satz gemißbrauchet hätte.

Der Herr Kanzler will zeigen, daß aus einem einfachen Dinge nichts kommen kann, was etwas hat; und er ſetzet als einen Grund hinzu: denn es müßte ſonſt aus Nichts etwas werden, welches aber nicht angehet. Ich will zeigen, daß aus vielen einfachen Dingen kein zuſammengeſetztes Ding, das etwas körperliches hat, herauskommen kann; und warum ſollte ich nicht gleichfalls als einen Grund hinzuſetzen können: denn es müßte ſonſt aus Nichts etwas werden, welches aber nicht angehet. Sind es denn ſo ſehr unterſchiedne Fälle, wenn aus einem Dinge etwas kommen ſoll, und wenn ein Ding in der Zuſammenſetzung etwas ausmachen ſoll? Die Ausdrücke des Herrn Gegners, womit er zeigen will, daß ein einfaches Ding in Abſicht auf die körperlichen kein pures Nichts ſey, nämlich, daß es ein [illegible] Stücke, ein Ingrediens, ein Partikel des Zuſammengeſetzten oder der Materie ſey, ſind ſehr zweydeutig und widerſinniſch. Entweder ein einfaches Ding iſt in der That einfach und hat keine Größe und Materie; und alsdenn kann es kein Partikel der Materie ſeyn, ein Partikel der Materie iſt allemal ſelbſt Materie, ſondern es iſt in Abſicht auf körperliche Dinge ein pures Nichts; oder ein einfaches Ding hat Größe und Materie, und alsdenn iſt es nicht einfach. Die Gleichniſſe des Herrn Gegners ſind abermals höchſt übel angebracht. So bald er behaupten wird, daß ein Soldate, ein Pfennig, vor ſich keine Größe habe: ſo wollen wir ſeine Gleichniſſe unterſuchen.

§. 61.

§. 34. Des Herrn Gegners.

§. 128. Der Herr Gegner hätte hier leicht einſehen können, und §. 15 meiner Schrift, den ich hier widerlege, ſtehet es ausdrücklich, daß

daß ich verſtehe, wenn die Anzahl der einfachen Dinge, die ein Zuſammengeſetztes ausmachen, endlich und beſtimmt ſey: ſo müſſe ein jedes vor ſich ſchon eine Größe haben. Dieſe Folge habe ich oben §. 23. 24 und 25 deutlich genug erwieſen; und alles, was der Herr Gegner hier ſagt, gehet mich nichts an.

§. 62.

§. 35 u. 36. Des Herrn Gegners.

§. 129. Da ſich der Herr Gegner hier auf ſeine vorigen Ausführungen berufet: ſo kann ich ein gleiches thun; weil von allen ſeinen vorigen Ausführungen nichts mehr übrig iſt, das ich nicht hinlänglich entkräftet hätte. Dasjenige, womit der Herr Profeſſor die widerſtehende Kraft in den Elementen gründen will, iſt in der That eine Art der Paſſauiſchen Kunſt in gelehrten Kriegen. Er ſetzet voraus, daß die bewegende Kraft in den Elementen gegründet iſt; und weder dieſes, noch die bewegende Kraft ſelbſt gebe ich irgendwo zu. Wenn der Herr Gegner ſo fortfährt, und ich bediene mich etwan dieſes Kunſtſtückes gleichfalls: ſo kann die Welt darauf wetten, daß wir in vielen Schlachten dennoch alle beyde ganz unüberwindlich bleiben werden. Den Zirkel im Schlüßen, den ich hier gezeigt habe, lehnet der Herr Gegner ſehr ſchlecht ab. Alsdenn hat der Herr Gegner recht, wenn eine Sache noch durch andre Gründe bewieſen iſt; alsdenn kann man ſo fragen, wie der Herr Gegner meinet; und den Beweiß anwenden.

§. 63. 64. 65.

§. 37. Des Herrn Gegners.

§. 130. Die Künſteleyen, womit der Herr Gegner hier den Wolfiſchen Schlüßen einen Mantel umhüllen will, helfen nichts. Meine

Ausführungen ſind allzuweitläuftig. Ich bitte alle meine unpartheyiſche Leſer, dieſelben gegen den 614ten, 615 und 616ten §. der Wolfiſchen Metaphyſik zu halten und zu urtheilen, ob ich etwas ungegründetes geſagt habe. Oben nahm man zu zwey verſchiedenen Sätzen ſeine Zuflucht. Hier ſollen zwey verſchiedne Redensarten die Angſt vom Halſe wälzen. Nur die Einfältigen werden ſich aber dadurch blenden laſſen. In dem 614ten §. redet der Herr Kanzler ganz uneingeſchränkt, daß alles, was einem Körper zukommt, in ſeinem Weſen gegründet ſeyn müſſ; und daß er auch hierunter die Bewegung verſtehe, iſt ja aus dem Exempel von dem menſchlichen Körper ſonnenklar. Kann ſich denn in dem menſchlichen Körper etwas anders ereignen, als Bewegung, und durch die Bewegung. Dennoch will der Herr Kanzler den Grund von allem, was ſich in dem menſchlichen Körper ereignet, in dem Weſen deſſelben finden. In dem 615ten §. ſagt er, daß ſich alle Veränderungen in den Körpern durch die Bewegung ereignen. Hätte er alſo nicht in dem 616ten §. ganz unumgänglich ſchlüßen ſollen, daß auch die Bewegung in dem Weſen des Körpers gegründet ſey? Man müßte ſchlechte Augen haben, wenn man dieſes nicht ſehen könnte; und man kann hieran um ſo weniger zweifeln, eben deswegen, weil er, im Anfange des 616ten §. den Inhalt des 614 und 615ten §. kurz wiederhohlt und einen geſammten Schluß daraus machen will; nämlich, daß ſo wohl alles, was einem Körper zukommt, als was ſich veränderliches mit ihm ereignet, aus ſeinem Weſen erklähret werden müſſe. Nur das Wort Bewegung entwiſchet dem Herrn Kanzler hierbey: und dieſes Wort darf man nur zu Ende des 616ten §. wegnehmen: ſo ſind ſeine

Schlüſſe überaus bündig. Auch der 61ſte §. bezeuget ganz unwiderſprechlich, daß ich Recht habe. In demſelben ſchlüßet der Herr Kanzler aus eben den vorigen Schlüßen, daß die Körper lauter Maſchinen ſind. Wie hätte der Herr Kanzler dieſen Schluß machen können, wenn des Herrn Gegners Erklährungen richtig wären? Iſt denn nicht alle Bewegung einer Maſchine, alles, was ſich mit ihr veränderliches zuträgt, in ihrem Weſen, in der Art ihrer Zuſammenſetzung gegründet? Wie ſchlecht ſind alſo des Herrn Gegners Künſteleyen gerathen; und wie elend iſt nicht die Ausflucht, daß die Bewegung nicht dem Körper, als Körper, zukomme. Dieſe Ausflucht würde ſich in dem Munde des Herrn Magiſter Körbers vortrefflich geſchickt haben. Allein, von dem Herrn Profeſſor Stiebritz war ſie unerwartet. Unter was vor einer Beſchaffenheit ſoll denn die Bewegung dem Körper zukommen? Sie kann dem Körper nicht als Materie zukommen. Denn derſelben leget man nichts als Ausdehnung und widerſtehende Kraft bey. Soll die Bewegung alſo dem Körper, als einem Schatten oder Geiſt zukommen? oder, was wird man ſonſt vor ein wunderbares Ding erſchaffen, unter deſſen Beſchaffenheit ſie ihm zukommen ſoll? Der Einwurf von tauſend Karten-Blättern iſt von gleicher Beſchaffenheit. Der Herr Gegner gebe nur ſeinen tauſend Karten-Blättern eine mechaniſche Verbindung, und laſſe eine Urſache von außen darzu kommen: ſo wird ſich ganz wohl eine Bewegung hervor thun. Aus dem allen aber wird der Herr Gegner ſehen, wie unreif hier der Rath iſt, den er mir zurückſchreiben will.

§. 66.

§. 58. Des Herrn Gegners.

§. 131. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Gegner unterſtehen kann zu läugnen, daß der Herr Kanzler behauptet habe, es liege der Grund von dem, was einem Körper zukommt, in der Bewegung. Ich habe weiter nichts nöthig, als meinen Leſern den 616 §. herzuſetzen. Er lautet alſo: „Wer „demnach alles, was einem Körper zukommt und was „ſich mit ihm veränderliches zutragen kann, begreifen „und andern verſtändlich erklähren, das iſt, anzeigen will, „wie ſolches ſeyn kann, der muß den Grund davon in der „Größe, Figur, Lage und Bewegung, ſo wohl ſeiner, als „ſeiner Theile anzuzeigen wiſſen.„ Das wäre aber eine ſeltſame Art der Wie[illegible]ung, [illegible] man zwey ganz verſchiedene Sätze in einen Satz bringen und doch hernach behaupten wolte, daß das praedicatum nicht von allen demjenigen zu verſtehen ſey, was das ſubiectum in ſich ſchließet. Eben hieraus iſt gleichfalls klahr, daß der Herr Kanzler in der That nichts anders geſagt hat, als daß der Grund der Veränderungen in den Veränderungen zu ſuchen ſey. Was ſich an einem Körper veränderliches zuträgt, ſind Veränderungen; und dieſe ſollen, nach dem klahren Inhalte des 616ten §. unter andern auch in den Bewegungen gegründet ſeyn, welches eben die Veränderungen ſind. Der Herr Kanzler und der Herr Gegner werden ſich auf keinerley Art helfen können, als daß ſie das Wort Bewegung zu Ende des 616ten §. vor einen Druckfehler erklähren; und in der Hoffnung, daß ſie es thun werden, habe ich es in meinem Exemplar bereits ausgelöſcht.

§. 67. 68.

§. 39 Des Herrn Gegners.

§. 132. Der Herr Gegner bemühet ſich hier ſehr ängſtlich, zu zeigen, daß man bey einem Körper die Materie beſonders betrachten müſſe, daß man beſonders daran gedenken könne, und wie es weiter lautet. Wer hat dieſes jemals geläugnet, oder wer hat die Materie jemals nicht beſonders betrachten wollen? Die Frage iſt, ob man die Materie als eine von dem Weſen des Körpers ganz unterſchiedene Sache anſehen müſſe, die nicht in ſeinem Weſen gegründet iſt; und wenn man dieſe Frage verneinet: ſo wird kein Menſch in der Welt finden, daß man die beſondre Betrachtung ausſchließet. Es läßt ſich alles an einem Dinge beſonders betrachten, wenn gleich alles in ſeinem Weſen gegründet iſt. Der Herr Gegner macht alſo hier abermals vergebliche Einwürfe. Daß aber in einer geſunden Philoſophie die Materie nicht als eine von dem Weſen des Körpers ganz unterſchiedene und darinnen nicht gegründete Sache angeſehen werden könne, wird ſich kein vernünftiger Menſch zu läugnen einfallen laſſen. Das Weſen des Körpers beſtehet in der Art der Zuſammenſetzung, oder in einer auf gewiſſe Art und Weiſe vorhandenen Materie. Iſt denn unter dieſem Weſen die Materie nicht ſchon begriffen? und iſt ſie nicht offenbahrer Weiſe in ſeinem Weſen gegründet? Man müßte auf eine muthwillige Art ſtreiten wollen, wenn man dieſes abläugnen könnte.

§. 69. 70.

§. 40. Des Herrn Gegners.

§. 133. Der Herr Gegner will mir hier beweiſen, daß die bewegende Kraft in dem Weſen des Körpers nicht gegründet ſeyn müſſe; und

und wie bewerkſtelliget er dieſes. Alle meine ſonnenklahren Schlüße aus dem Satze des Widerſpruchs rühret er mit keinem Finger an. Er meinet nur, aus dem Weſen des Körpers flößen alle conſtitutiua und determinantia eines Dinges, nicht aber die wirklichen Veränderungen und Thätigkeiten deſſelben. Hierzu müſſe eine von dem Weſen unterſchiedene Natur angenommen werden. Ich antworte, wenn die bewegende Kraft in den Körpern vorhanden wäre: ſo müßte ſie allerdings ein conſtitutiuum ſeyn; und vielleicht iſt es dem Herrn Profeſſor unbekannt geweſen, daß der Herr von Leibnitz die bewegende Kraft gar oft ein conſtitutiuum des Körpers und noch darzu ein conſtitutiuum eſſentiale nennet. Allein, wenn man in der Sache nicht beſſer bewandert iſt: ſo deucht mich, ſolte man nicht ſo gleich mit elenden Schlüſſen um ſich werfen, wenn man ſich nicht lächerlich machen wolte.

§. 71-76.

§. 41. Des Herren Gegners.

§. 134. Ich finde hier ein Haufen Worte, aber nichts reelles. Der Herr Gegner meinet, wenn man die bewegende Kraft unter die qualitates occultas rechnen wolte: ſo müſſe man erweiſen, daß ſie keinen zureichenden Grund habe. Ich antworte, das iſt der beſte Beweiß, der aus dem eignen Geſtändniſſe der Gegner herrühret. Die Gegner geſtehen, daß die bewegende Kraft in dem Weſen der Körper nicht gegründet iſt. Da ich nun gezeiget habe, daß ſie auch in den einfachen Dingen nicht gegründet ſeyn kann, und ſolches bald weiter zeigen werde §. 140, und da die Herren von Leibnitz und Wolf die bewegende Kraft ſelbſt in den einfachen ſachen Dingen nicht finden können: ſo hat ſie offenbahr gar keinen zureichenden Grund. Ehe der Herr Gegner meinen klahren und auf ungezweifelte Begriffe gegründeten Schlüſſen wider die bewegende Kraft Recht geben will: ſo begehet er die offenbahrſten ſophiſmata. Wenn ein Körper A. der durch ein Leiden von einem andern Dinge in Bewegung geſetzet iſt, einen andern Körper B. beweget: ſo ſey A. der bewegende und folglich der thätige. Hier hat der Herr Profeſſor den Begriff von der Thätigkeit gewiß nicht vor Augen gehabt. Hat denn der Körper A. den Grund der Veränderung, die es in dem Körper B hervorbringt, in ſich ſelbſt? Wenn man die Thätigkeit ſolchergeſtalt erklähren müßte, daß ſie dasjenige ſey, was einem andern Dinge ein Leiden zufüge: ſo würde der Herr Gegner Recht haben. Allein, nach den Begriffen, die man durchgängig von der Thätigkeit hat, kann ich mit beſſerm Grunde ſagen, daß der Herr Gegner hier elende ſchließt.

§. 77.

§. 42. Des Herrn Gegners.

§. 135. Um die leidende Natur des Körpers zu beweiſen, ſo hatte ich hier folgenden Schluß gemacht. Da das Weſen des Körpers in der Art der Zuſammenſetzung beſtehet: ſo folgt daraus unumgänglich, daß er leiden muß, auf was Art er zuſammengeſetzt werde. Um mir nach des Herrn Gegners gemäßigten Ausdruck das Abgeſchmackte dieſes Schluſſes zu zeigen: ſo ſubſumiret er: weil die Seele leiden muß, auf was Art ſie möglich iſt: ſo iſt ſie ein leidendes Weſen. Ich glaube nicht, daß man abgeſchmackter ſubſumiren kann, als hier von meinem Herrn Gegner geſchicht. Solte es wohl mit dem Herrn Profeſſor eine ſo ſchlechte Beſchaffenheit haben, daß er nicht eingeſehen hätte, wie es in meinem Schluſſe gar nicht auf das Wort Leiden ankam, welches er unglücklicher Weiſe heraus rafft; ſondern, daß alles auf dem Weſen des Körpers, nämlich der Art der Zuſammenſetzung beruhet. Der Herr Gegner ſetze nur das Weſen der Seele voraus, wie ich bey dem Körper gethan habe; und dann verſuche er, ob er heraus bringen kann, daß die Seele ein leidendes Weſen iſt. Mit dergleichen Subſumtionen verſichere ich den Herrn Profeſſor alle Zeilen ſeiner Bücher, die er heraus gegeben hat, lächerlich zu machen. Das übrige iſt von keiner beſſern Beſchaffenheit. Der Herr Gegner ſcheinet ſich ſteif und feſt einzubilden, daß nur einmal eine Art der Zuſammenſetzung in einem Körper möglich ſey; und er bedenkt vielleicht nicht, daß ein jeder Stoß eine neue Art der Zuſammenſetzung in einem Körper hervorbringen würde, wenn er nicht fortweichen und dadurch in Bewegung gerathen könnte, und wenn es nicht auf viele andre Beſchaffenheiten des Körpers, als die Art der Zuſammenſetzung iſt, ankäme. Uebrigens habe ich nur beyläufig, ſehr kurz und kaum in 8 Zeilen von der Sache geredet, worinnen ſich freylich wenig Begriffe aus einander ſetzen laſſen. Wenn ich die Ehre habe, dem Herrn Profeſſor eine beſondre Abhandlung von der leidenden Natur des Körpers vor Augen zu legen: ſo ſollen die Beweiſe ganz anders ausſehen.

§. 78-81.

§. 43. Des Herrn Gegners.

§. 136. So lange der Herr Gegner nicht verlangt, daß die Wolſiſchen Wörter-Erkläzrungen als unverrufliche Münzen eines philoſophiſophiſchen Regenten gelten ſollen: ſo lange kann er auch den Ausdruck, leidende Natur, keines Widerſpruchs beſchuldigen. Hier war es der Ort nicht, meine Begriffe und Erklährung von dem Worte Natur mitzutheilen. Denn ich habe niemals geglaubt, daß eine Schrift von dieſer Art ein Buch werden müßte; und eben ſo wenig konnte ich hier zeigen, wie ſich die Erſcheinungen und natürlichen Begebenheiten aus der leidenden Natur der Körper erklähren laſſen. Beydes war auch in einer Widerlegung der Monaden nichts weniger als nöthig. Endlich wird vielleicht der Herr Gegner nunmehr beſſer empfunden haben, wie gegründet dasjenige iſt, was ich in dem 81ſten §. als Wiederhohlungen vorgetragen habe.

§. 82 - 85.

§. 44. Des Herrn Gegners.

§. 137. Ob der Herr Kanzler von Wolf geſagt hat, daß die bewegende Kraft aus den Elementen entſpringe, will ich bey dem 46ſten §. des Herrn Gegners unterſuchen. Unterdeſſen habe ich es bewieſen, daß die bewegende Kraft in den einfachen Dingen nicht gegründet ſeyn kann; und dieſe Beweiſe wirft der Herr Gegner ſchlecht über den Hauſen. Alles, was der Herr Gegner einwendet, läuft da hinaus. Das leidende Weſen der Materie komme nicht von den einfachen Dingen, ſondern von der Coexiſtenz derſelben her. Wenn es der Herr Gegner bedenken wird: ſo wird er ſpühren, daß es leere Worte ſind, was er ſagt. Daß die Coexiſtenz etwas anders in den Dingen hervorbringen kann, als was einzeln in ihnen vorhanden iſt, iſt leicht geſagt, aber unmöglich zu erweiſen §. 117. Und wenn die Coexiſtenz der einfachen Dinge in der Materie ein leidendes Weſen wirket: wo ſoll denn die bewegende Kraft in den Körpern herkommen? Iſt denn dieſe Coexiſtenz der einfachen Dinge nicht gleichfalls in den Körpern vorhanden? Trennen ſich denn die einfachen Dinge etwan wieder, wenn aus der Materie ein Körper werden ſoll? Oder giebt es ſonſt etwan einen geheimnißvollen Weg, auf dem die bewegende Kraft, die Materie vorbey gehen kann, wenn ſie aus den einfachen Dingen unmittelbar in den Körper marſchiren will? Iſt denn der Körper nicht Materie? Dennoch ſoll die Materie nur ein leidendes Weſen ſeyn, der Körper aber eine bewegende Kraft haben. Das ſind herrliche Sachen. Jedoch der Herr Gegner ſpricht, das leidende Weſen der Materie entſtünde daher, weil ſich die tendentia ad motum der einfachen Dinge in der Materie die Stange hielte. Sie müßten alſo in der Ruhe bleiben. Ihre Bewegung breche nicht aus, bis von außen etwas überwiegendes darzu komme. Unvergleichlich! Werden ſich die einfachen Dinge in dem Körper nicht gleichfalls die Stange halten? Wo ſitzt die Urſache, daß ſich die einfachen Dinge in dem Körper, der gleichfalls nichts als Materie iſt, nicht ebenfalls die Stange halten ſollen? Wenn nun dieſes Stangenhalten der Kräfte der einfachen Dinge in der Materie nichts als eine Ruhe, eine gänzliche Unwirkſamkeit, ein leidendes Weſen hervorbringt: ſo kann es ja in dem Körper gleichfalls nichts anders wirken. Die bewegende Kraft kommt alſo lediglich auf das Ueberwiegende von außen an. Hierinnen iſt ſie alſo gegründet. Nicht aber in den einfachen Dingen. Man weiß aber, daß dieſes Ueberwiegende von außen nichts als ein Leiden iſt. Sind das nicht vortreffliche Weisheiten, welche dem menſchlichen Geſchlechte nutzen ſollen?

§. 83.

§. 45. Des Herrn Gegners.

§. 138. Daß die Kraft des Widerſtandes in der Materie keine Art der bewegenden Kraft ſey, wird dem Herrn Gegner aus dem vorhergehenden §. deutlich genug in die Augen leuchten.

Vor §. 84-88.

§ 46. Des Herrn Gegners.

§. 139. Eben daſelbſt wird der Herr Gegner finden, was es mit dem Ueberwiegenden von außen vor eine Beſchaffenheit habe. Endlich will mir hier der Herr Gegner zeigen, daß der Herr von Wolf allerdings gelehret habe, daß die bewegende Kraft in den einfachen Dingen gegründet ſey. Soll ich es aufrichtig ſagen, was ich von dieſen mir entgegengeſetzten Stellen gedenke: ſo ſehe ich daraus, daß der Herr Profeſſor Stiebritz eben nicht das beſte Gedächtniß habe. Oben ſagte der Herr Profeſſor, daß die bewegende Kraft nicht dem Körper, als Körper, zukomme. In allen dieſen Stellen aber, die N. 3. allein ausgenommen, kann man nicht finden, daß der Herr von Wolf gelehret habe, die bewegende Kraft ſey in den Elementen gegründet, wenn man nicht vorausſetzet, daß die bewegende Kraft dem Körper, als Körper, zukomme. Allein, da ich vermuthe, daß das, womit ſich der Herr Gegner oben vertheidigte, gleichfalls die Lehre des Herrn von Wolf ſey; und da ſich ſonſt die Sätze der Gegner von dem Vorwurfe der Ungereimtheit nicht befreyen ließen, indem dem Körper etwas zukommen würde, welches doch in dem Weſen deſſelben nicht gegründet wäre: ſo will ich lieber glauben, daß der Herr Kanzler in den angeführten Stellen nicht habe lehren wollen, daß die bewegende Kraft in den einfachen Dingen gegründet ſey. Es bleibet alſo nichts übrig, als was der Herr Gegner unter N. 3. anführet; und hier muß ich geſtehen, daß man deutlich ſiehet, daß der Herr Kanzler dieſes gelehret habe. Allein, ich kann auch im Gegentheile nichts davon, daß der Herr Kanzler §. 215. der Anmerkungen zur Metaphyſik ganz ein anders gelehret hat. Es iſt vergeblich, daß der Herr Gegner jene Stelle damit bemänteln will, der Herr Kanzler habe ſich hier einen allgemeinen Begriff gewünſchet, worunter die widerſtehende und bewegende Kraft in den Elementen gegründet ſeyn könnten. Die Worte des Herrn Kanzlers ſind allzudeutlich, daß er ſich daſelbſt wünſchet, den Grund von der bewegenden Kraft in den einfachen Dingen zu finden. Er ſpricht: „Ich erkenne freylich wohl, „vermöge deſſen, was ich von den allgemeinen Eigenſchaften auf eine demonſtrativiſche Art ausgeführet, daß die „einfachen Dinge überhaupt, und alſo auch die Elementen eine Kraft haben müſſen, die in ihnen beſtändig etwas veränderliches hervorbringt, und zwar dergeſtalt, „daß dadurch der Unterſchied des Zuſtandes in einem jeden „von allen übrigen ſich klährlich zeiget. Allein, ich ſehe „noch keine Nothwendigkeit, warum alle einfache Dinge „einerley Art der Kraft haben ſollen, und vermuthe vielmehr, es müſſe in den Elementen der körperlichen Dinge „eine Kraft anzutreffen ſeyn, daraus ſich die Kraft der „Körper, die ſie nebſt derſelben Veränderung in der Bewegung zeigen, auf eine verſtändliche Weiſe herleiten „läßt. Ich habe mir zwar hierinnen noch kein Genügen gethan u. ſ. f.„ Hier muthmaßet der Herr Kanzler nur, den Urſprung der bewegenden Kraft in den einfachen Dingen, und wünſchet ſie zu finden. Niemand aber wird daraus wahrnehmen, daß er von einem allgemeinen Begriff der widerſtehenden und bewegenden Kraft rede.

§. 89.

§. 47. Des Herrn Gegners.

§. 140. Hier kommt es gar nicht darauf an, ob die Lehre von der Bewegung noch heut zu Tage ſehr vielen Schwürigkeiten unterworfen iſt, ſondern, ob die jüngern Monadiſten dasjenige, was ſie doch einmal von dem Urſprunge der bewegenden Kraft ausdrücklich ſagen, verſtändlich erklähren können. Auf den letztern Einwurf antworte ich, daß es ganz was anders iſt, wenn die Bewegung in einem Dinge entſpringen ſoll, und wenn ein Weſen etwas anders in Bewegung ſetzen ſoll. Das Beyſpiel von Gott, welcher die Materie bewegen kann, iſt alſo abermals höchſt übel angebracht.

§. 90.

§. 48 Des Herrn Gegners.

§. 141. Da die Welt aus meinen vorhergehenden Ausführungen hinlänglich überzeugt ſeyn wird, daß der Herr Gegner auch nicht einen einzigen gegründeten Einwurf wider meine Schrift zu Markte gebracht hat: ſo wird ſie erkennen, wie windicht es um den Schluß ausſiehet, den der Herr Gegner hier macht. Hier will ich auch den Vorwurf ablehnen, den mir der Herr Gegner §. 2. ſeiner Schrift über dieſen 90 §. meiner Schrift gemacht hat. Ich habe hier nur einen Schluß machen wollen, der der Aufgabe der Königl. Akademie gemäß war. Dieſe verlangte im andern Fall die Monaden durch Sätze zu vernichten, die keiner weitern Antwort bedürften; und hier ſage ich nichts mehr, als daß ich dieſes geleiſtet habe. Wenn dieſes zu ſeinem Ruhm etwas geſagt heißt: ſo hat ein jeder Gelehrter, der wider die Monaden gearbeitet hat, viel zu ſeinem Ruhme geſagt. Denn indem er ſeine Schrift zur Königl. Akademie eingeſendet hat: ſo hat er unſtreitig zu erkennen gegeben, daß er glaube, er habe die Monaden durch Sätze vernichtet, die keiner weitern Antwort bedürfen. Schließlich wird ſich der Prof. Stiebritz verhoffentlich nicht beſchwehren, daß ich die Beſcheidenheit gegen ihn außer Augen geſetzet habe. Ich habe mich keines einzigen Ausdrucks bedienet, den ich nicht erſt in des Herrn Profeſſors Schrift wider mich gefunden habe; und nicht einmal alle ungemäßigten Ausdrücke habe ich zurück geſchoben. Die Welt aber mag urtheilen, wer von uns beyden zu ungemäßigten Redensarten mehr Recht gehabt hat.

Anhang

Welcher in dem Bücher-Saal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte hat eingerücket werden ſollen.

Das erſte Stück des fünften Bandes, des neuen Bücher-Saals der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte, enthält auf der 88 u. f. S. eine Art der Recenſion und Widerlegung meiner Schrift von den Monaden in ſich, welcher die Königl. Akademie zu

Berlin den Preiß auf das jetzt laufende Jahr zugetheilet hat. Man hat mich verſichern wollen, daß dieſe Erinnerungen nicht von dem Herrn Prof. Gottſched, als dem Verfaſſer dieſer angenehmen und nützlichen Monatſchrift, ſondern von dem Freyherrn von Wolf unmittelbar ſelbſt herrühre. Dem ſey aber wie ihm wolle: ſo verſpreche ich mir von der bekannten Billigkeit des Herrn Verfaſſers (*), daß er auch dieſer meiner beſcheidenen Antwort einen Platz in ſeiner Monat-Schrift nicht verſagen wird.

Man glaubt zuerſt, daß durch meine Schrift der Aufgabe der Berliniſchen Akademie noch kein Genüge geſchehen; nämlich, daß die Unmöglichkeit der Monaden noch nicht bewieſen ſey. Allein, wenn man zeigt, daß der einzige Satz, worauf ſich die Monaden gründen; nämlich, wo zuſammengeſetzte Dinge ſind, da müſſen auch Einfache ſeyn, falſch iſt; wenn man beweiſet, daß es einen offenbahren Widerſpruch in ſich faſſet, wenn aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen ſollen: ſo werden mir unpartheyiſche Gelehrte willig einräumen, daß ich die Unmöglichkeit der Monaden bewieſen habe. Denn was widerſprechend iſt, das iſt unmöglich. Mehr hatte auch die Königl. Akademie nicht verlanget, da ich die Monaden widerlegen wolte: ſo hatte ich nach den ausdrücklichen Worten der Aufgabe nichts mehr zu thun, als die Lehre von den Monaden auf eine gründliche und deut-

---

*) Ich kannte damals den Herrn Prof. Gottſched noch nicht. Es iſt gar nicht ſeine Gedenkens-Art Schriften der Gegner zum Druck zu befördern, ſondern vielmehr zu unterdrücken

liche Art vorzutragen und zu unterſuchen, ob die Monaden gründlich widerlegt und durch Sätze, die keiner Beantwortung bedürfen, vernichtet werden können. Unpartheyiſche aber werden erkennen, daß Sätze, wodurch man allenthalben den Widerſpruch zeige, von dieſer Art ſind.

Es trägt zur Sache nicht das geringſte bey, daß ich die übrigen Stellen in des Freyherrn von Wolf Schriften, wo er die Materie von den einfachen Dingen weiter ausführet, nicht gleichfalls widerlegt habe. Wenn der Grund hinweg fällt; wenn die Sache widerſprechend und unmöglich iſt: ſo können alle Anwendungen und weitere Ausführungen dieſer Lehre nicht das mindeſte helfen. Dieſe bedürfen alsdenn keiner Widerlegung; ſondern ſie fallen zugleich mit der Sache von ſelbſt hinweg. Räumet mir alſo der Freyherr von Wolf nur ein, daß ich in Widerlegung ſeiner Metaphyſik glücklich geweſen bin; worinnen ohnſtreitig der Grund von dieſer Lehre enthalten iſt: ſo getraue ich mir den Beyfall aller Gelehrten zu erhalten, daß die S. 89. genannten Schriften keiner Widerlegung bedürfen. Dieſe, als das aufgeführte Gebäude fallen mit dem Grunde von ſelbſt über den Haufen.

Man urthellet aber wohl ein wenig zu voreilig, wenn man glaubt, daß ich dieſe übrigen Schriften nicht geleſen und erwogen hätte. In meinen erſten Aufſätzen und Aufzeichnungen, die ich bey Verfertigung dieſer Schrift machte, und die ich noch Jedermann vorzeigen kann, ſind Widerlegungen ſo wohl wider die Metaphyſik als wider die übrigen Schriften des Freyherrn von Wolf vermiſcht unter einander enthalten. Ich hatte nämlich Willens noch eine dritte Abtheilung in meiner Schrift zu machen, und darinnen zu zeigen, daß die Lehre von den Monaden zu Erklährung der natürlichen Begebenheiten und Erſcheinungen nicht hinreichend ſey. Dieſer Vorſatz beſtand noch, als ich meine Schrift bereits ins reine zu ſchreiben angefangen hatte. Wenn man das zur Königl. Akademie ſo wohl als das in die Breitkopfiſche Druckerey eingeſendete Exemplar anſiehet: ſo wird man finden, daß ich es hernach in beyden an derjenigen Stelle des Eingangs geändert und ausgeſtrichen habe, wo ich die Abtheilung der Schrift erzähle. Ich fand nämlich, daß dieſe dritte Abtheilung eben ſo ſtark anwachſen würde, als die ganze Schrift, wie ſie jetzo iſt; und es deuchte mir nicht, daß aus einer Schrift von dieſer Art ein ganzer Tractat werden müßte. Die Zeit war mir auch zu kurz; und überhaupt fand ich es nicht vor nöthig. Denn wenn der Grund der Monaden wegfällt; wenn ſie widerſprechend, und folglich nicht wirklich vorhanden ſind: ſo folgt von ſelbſt, daß ſie zur Erklährung der natürlichen Begebenheiten nichts beytragen könne.

Ich wünſchte, daß man es nicht bloß geſagt, ſondern gewieſen hätte, wo ich unerwieſen angenommen haben ſoll, daß alles, was wir ſinnlich an den Körpern erkennen, lauter Realitäten und keine phaenomena ſind. Ich habe in der ganzen Schrift nichts vorausgeſetzt, weder erwieſen, noch unerwieſen; ſondern ich habe nur das Falſche in den Schlüßen der Gegner gezeiget, und ihre Widerſprüche offenbahr gemacht. Vermuthlich verſtehet man hierunter dasjenige, womit ich die bewegende Kraft der

Körper widerlegt habe. Allein, auch hier habe ich nichts im voraus genommen, ſondern die Unzulänglichkeit der gegenſeitigen Schlüße gewieſen und aus ihren eignen Lehrſätzen geſchloſſen. Die Widerſprüche und unauflöslichen Knoten, welche daraus abfließen ſollen, wenn man die gegenſeitigen Begriffe nicht annimmt, ſind vorher ganz genau erwogen worden. Sie ſind aber nur alsdenn vorhanden, wenn man andre Lehrſätze der Gegner behält, und das ganze Wolfiſche Lehr-Gebäude der Weltweisheit vor ſchlechterdings gewiß und ausgemächt annimmt. Eben ſo iſt es mit demjenigen beſchaffen, was der Herr Kanzler von der diviſione continui geſchrieben hat. Freylich, wenn er ſie mit andern von ſeinen Lehrſätzen zuſammen hält, und dieſelben vor unſtreitig bewieſen anſiehet: ſo läßt ſie ſich mit denſelben nicht zuſammen reimen; und ſie iſt ein Labyrinth, aus dem man ſich nicht heraus helfen kann. Dieſes verliehrt ſich aber, wenn ſie mit einem andern Lehrgebäude zuſammen gehalten wird.

Den Freyherrn von Leibniß hat man keiner Faulheit beſchuldiget. Dasjenige, was §. 73. meiner Schrift geſagt iſt, kann vor nichts als eine erlaubte und hier nöthige Zurückſchreibung des Vorwurfs des Herrn von Leibniß angeſehen werden, den der Freyherr von Wolf zu ſeinen eignen gemacht hatte. Man iſt zu nichts weniger geneigt, als die Schranken der Beſcheidenheit zu überſchreiten; und wenn nur die Gegner nicht den Anfang machen: ſo verſichert man, daß ſie ſich über meine Schreibart zu beſchwehren, niemals Urſach finden ſollen.

Ueberhaupt, da die Lehre von den Monaden in Teutſchland eine herrſchende Meinung iſt; und es alſo ganz leicht zu vermuthen war, daß es ohngeachtet des Ausſpruchs der Akademie ohne fernere Streitigkeiten nicht abgehen würde: ſo habe ich gleich anfangs gewünſchet, daß dieſer Streit auf eine ordentliche, gründliche und beſcheidene Art geführet werden möchte. Diejenigen Schriften, welche ſeit einiger Zeit zu Vertheidigung der Monaden erſchienen ſind, wenn ich die ſo genannte **Prüfung der Gedanken eines Ungenannten** ausnehme, haben mir zu Erfüllung meines Wunſches keine Hoffnung an die Hand gegeben; und da gar kein Zweifel vorhanden iſt, daß nicht inskünftige zu Vertheidigung der Monaden eine Menge ſchlechter Helden aufſtehen dürften, die mit vielen und öfters unbeſcheidenen Worten gar nichts ſagen werden: ſo wünſchte ich, daß es dem Freyherrn von Wolf gefallen möchte, dieſen Streit ſelbſt zu führen, oder zum wenigſten ſolches von einem Gelehrten, den er hierzu fähig hält, unter ſeiner Aufſicht bewerkſtelligen zu laſſen. Die gelehrte Welt würde den Vortheil haben, daß ſie wüßte, worauf ſie ihre Aufmerkſamkeit richten ſolte. Der Herr Kanzler und andre wahre Gelehrte der Gegenparthey werden nicht das Mißvergnügen haben, daß ihre Sache unter den Händen ſchlechter Vertheidiger verſchlimmert wird, und ich werde den Vortheil haben zu wiſſen, wem ich antworten, und was ich vor wahre Vertheidigungen der Monaden erkennen ſoll. Ueberhaupt wird ein ordentlicher Streit dem Aufnehmen der Gelehrſamkeit ungleich mehr beförderlich ſeyn, als die kleinen blinden Ausfälle, die man hin und wieder befürchten muß.

Viele vernünftige und große Gelehrte glauben ohnedem, daß ſich der Herr Kanzler der eignen Vertheidigung ſeiner Sache nicht wohl entbrechen kann. Da die Königlich-Preuß. Akademie die Gütigkeit gehabt hat, meiner Schrift einigen Werth beyzumeſſen: ſo ſtehen ſie in den Gedanken, daß ſich Unpartheyiſche die Vermuthung nicht aufdringen laſſen, daß die Geringfügigkeit dieſer Schrift keiner Antwort bedürfe; und wenn dieſe Vermuthung nicht vorhanden iſt: ſo wollen ſie einen jeden Gelehrten gewiſſer maßen vor verpflichtet anſehen, ſeine Sätze zu vertheidigen. Läßt ſich der Herr Kanzler dieſen Vorſchlag gefallen: ſo bin ich auf ſein Verlangen bereitwillig, die dritte Abtheilung meiner Schrift vorher heraus zu geben, und dasjenige, was er noch zum voraus zu haben vermeinet, gleichfalls zu widerlegen, ehe ſeine Vertheidigung erſcheinet; und ich will entweder in dem Bücher-Saal oder auf eine beliebige Art Dero Erklährung darüber erwarten.

Geſchrieben zu Sangerhauſen
den 20ſten Auguſt
1747.

II.

Beſcheidene Vorſtellung der unbeweglichen Gründe, welche die Richtigkeit einer unendlichen Theilbarkeit der Materie deutlich vor Augen legen; und hergegen die ungegründeten Einwürfe wider die Wirklichkeit der Monaden gründlich beantworten.

Von N. N. (*)

Vorbericht.

Der Monaden-Streit, welcher ſich ſeit dem Jahre 1746 in der gelehrten Welt erhoben, und mit veränderlichem Glücke bishero fortgeſetzet worden, iſt das Augenmerk, wohin noch jetzo eine groſe Menge gelehrter Zuſchauer ihre Augen richten, und mit Verlan-

---

*) Nachdem meine vorhergehende Vertheidigung meiner Preißſchrift von den Monaden im Druck erſchienen war; ſo wurde mir dieſe Schrift im Manuſcript zugeſendet, und dabey frey gegeben, ob ich ſolche in die Ergötzungen einrücken wolte. Da ich von der Gedenkens-Art dererjenigen Gelehrten allemal weit entfernet geweſen bin, welche die Schriften ihrer Gegner lieber unterdrücken als bekannt machen möchten; ſo ließ ich ſie mit meinen Anmerkungen begleitet, in meiner Monathsſchrift drucken; und der Endzweck dieſer Sammlung erfordert, daß ſie auch hier ihren Platz findet.

gen dem Ende eines ſo weit ausſehenden Streits entgegen ſehen. Nach der verſchiedenen Gemüths-Beſchaffenheit ſind auch dieſe Zuſchauer ſelbſt verſchieden.

Einige, welche durch einen beſondern Eifer getrieben werden, die an ſich ſelbſt unſchuldige Philoſophie zu verfolgen, nehmen an dieſem Streite ein gewaltiges Aergerniß, und behaupten im größten Zorne, es ſey unrecht, daß man die koſtbare Zeit und das edle Papier durch ſolche Dinge verderbete, welche auf keinerley Weiſe in der gelehrten Welt ſolten geduldet werden; und dieſe Art Leute werden unwillig, ſo bald ſie nur davon hören: da doch dieſelben die gelehrte Welt oftmalen mit ſo viel Schwachheiten überhäufen, daß ſie vielmehr Urſach hätten, ihre eigene Fehler zu erkennen und zu beſſern; ehe ſie ſich vornehmen wolten, jedermann nach ihrem Maaßſtabe zu meſſen.

Andre, welche zwar die Philoſophie mit unter die erträglichen Dinge rechnen, aber dennoch derſelben nicht völlig gewogen ſind, glauben, man müſſe wenigſtens in ſolchen Sachen nicht ſo gar tief eindringen wollen; und man habe nützlichere Gelegenheit, ſeine Scharfſinnigkeit zu verſuchen; und dieſe wünſchen bey dieſem Streite den Frieden, wenn gleich die Sache unausgemacht bliebe.

Noch andre aber, welche das Plus ultra zu ihrem Wahlſpruche gemacht, und nichts liebers ſehen, als daß das Reich der Wahrheiten immer je mehr und mehr aufgekläret werden möge; dieſe ſehen mit Vergnügen einem vernünftigen Streite zu, und weil ſie es vor ausgemachter Sache mit keiner Parthey halten; ſo finden ſie das gröſte Vergnügen, wenn ſie ſehen, wie immer bald des einen, bald des andern Gründe die Oberhand behalten, weil ſie dadurch das Licht der Wahrheit immer deutlicher offenbahret.

Ich ſelber gehörte anfangs zu, dieſer letztern Art, ſo, daß ich mir vorſetzte, es mit keiner Parthey zu halten; ſondern in Gelaſſenheit zuzuſehen, wohin ſich der Sieg lenken würde. Doch dieſes dauerte nur ſo lange, bis ich die Schriften ſelber in die Hände bekam. Denn kaum hatte ich die bekannte Preißſchrift des Herren Rath Juſti geſehen; ſo entſtund bey mir ein Vergnügen, weil ich glaubte, Gründe darinnen anzutreffen, wodurch die Monaden auf einmal könnten vernichtet werden. Und ſolchergeſtalt werde uns ein neues Licht aufgehen, wodurch vieles erläutert werden könne.

Es gieng mir auch bey wirklicher Durchleſung derſelben, wie es insgemein gehet, wenn man etwas das erſtemal lieſet, daß ich auch urtheilte, es würde ſchwehr halten, das wankende Gebäude der Monaden noch eine Weile aufrecht zu erhalten, weil man angefangen hatte, alle Stützen zu untergraben, wodurch es bishero aufrecht erhalten worden. Mein Vergnügen, welches ich dabey empfand, war auch ſo groß, daß ich mir vorſetzte, ſelbſt Hand mit anzulegen, es vollends über den Haufen zu ſtoßen.

Jedoch, wir ſind Menſchen! was Wunder, wenn auch mir etwas Menſchliches begegnete? Je öfters ich die Sache las und die Gründe erwog; je mehr fiel meine Freude: denn wenn ich mir vorſtellte, daß heftige

Gegner aufſtehen, und vieles dagegen einwenden würden; ſo wären wenigſtens meiner Einſicht nach gewaltige Lücken annoch vorhanden, welche aus dem angebrachten nicht konnten ergänzet, noch die Einwürfe gänzlich gehoben werden.

Ich ſuchte zwar ſelber in meinem ſchlechten Vorrathe der Gedanken, um dasjenige ausfündig zu machen, was ich allhier geſuchet und nicht gefunden hatte: aber es gieng mir nicht nach Wunſche von ſtatten. Da ich aber gleichwohl Wahrheit haben wolte; ſo ſetzte ich mir die beygebrachten Gründe ſammt denen mir ſelbſt gemachten Einwendungen, aufs Papier, nur in der Abſicht, mich ſelber zu befriedigen. Mitten aber in dieſer Arbeit wurde ich durch andre nöthige Verrichtungen geſtöret, welche mich zwangen, es bis auf gelegenere Zeit zu verſparen.

Indeſſen hörte ich, daß allerdings einige aufgeſtanden, welche den Herrn Verfaſſer angegriffen, und einige Einwendungen gemacht. Ob ich nur gleich dieſe Streit-Schriften nicht ſogleich zu Geſichte bekommen konnte; ſo ſtellte ich mir doch vor, es würden dieſelben eben dergleichen Einwendungen berühret haben, als ich mir ſelber gemacht hatte; dahero fuhr ich auch in meiner Arbeit nicht weiter fort, ſondern beſchloß, des Herrn Raths eigne Antwort zu erwarten.

Kaum hatte ich alſo erfahren, daß dieſelbe unter dem Titel: Nichtigkeit aller gemachten Einwürfe, hierauf wäre; ſo ließ ich mir dieſelbe ſogleich bringen, in der Hoffnung, darinnen alles zu finden, was auch meinen Einwürfen genug thun könnte; und ich freuete mich ſchon im Geiſte über den Sieg, welchen ich ſolchergeſtalt über mich ſelber erhalten würde.

Allein ich weiß nicht, wie es zugieng, daß ſich in meinem Gemüthe eine ganz andre Wirkung hervorthat. Je weiter ich las; je mehr ſtelleten ſich meinen Gedanken Abgründe vor, welche mir das neue Lehrgebäude immer mehr verdächtig machten, und ich merkte ganz deutlich, daß meine gemachten Einwürfe daraus nicht konnten beantwortet werden. Ja die neuen Einwendungen, welche der Herr Verfaſſer zugleich wider die Wirklichkeit der Monaden angebracht, erweckten in mir eine beſondre Art des Mitleidens, gegen dieſe Unſchuldigen, welche ſo unvermuthet in eine gelehrte Verachtung geſtoßen werden, da doch noch Mittel genug zu ihrer Errettung übrig geweſen.

Dieſe Gedanken nun, ſammt der Liebe zur Wahrheit, reizten mich an, meinen alten Aufſatz wieder hervor zu ſuchen, um, wo es möglich wäre, mich aus der Verwirrung zu reißen. Je mehr ich aber ſowohl von der einen als andern Seite zu Papiere brachte; deſto ungewiſſer ſchien mir die neue Meinung, und ich wünſchte ſehr, die Sache möchte ausgemacht ſeyn. Mich ſelber aber in den Streit zu miſchen, hielte ich anfangs um deswillen nicht für rathſam, weil ich glaubte, ich würde durch ſolche Arbeit, welche allerdings viel Zeit erforderte, vielleicht dahin gebracht werden, daß ich andre nöthige Verrichtungen aus den Augen ſetzen müßte, und über dieſes andre bereits genug aufgeſtanden, welche dieſen Streit ferner unterhalten würden.

Jedoch, da ich endlich überlegte, daß doch niemals einer mit des andern Meinung völlig übereinſtimmte, ich auch ſothane Arbeit bey wohl eingetheilten Neben-Stunden gar wohl verrichten könnte, da ſolches eben nicht den Augenblick geſchehen müßte, über dieſes alles aber mir auch die billige Geſinnung des Herrn Verfaſſers, welcher ſelbſt vernünftige Streiter wünſchte, in Unterſuchung der Wahrheit viel gutes verſprach; ſo entſchloß ich mich endlich, meine Gedanken über die Beantwortung der allgemeinen Einwürfe offenbahr zu machen, und zu zeigen, in wie weit das neue Lehrgebäude noch mangelhaft ſey, und hergegen die Wirklichkeit der Monaden beſtehe. Meine Worte werden dabey zu Tage legen, daß ich in der billigſten Gemüths-Verfaſſung keinen andern Endzweck, als die Unterſuchung der Wahrheit, vor mir gehabt; und dieſes wird mir zugleich zu einer Urſache dienen, womit ich dieſe meine Schrift bey jedermann rechtfertigen kann.

Mein erſter Aufſatz war zwar gemacht, daß ich nicht allein die Einwürfe wider das neue Lehrgebäude höher treiben, und dieſelben als unwiderſprechlich darthun, und die gemachten Einwendungen, wider die Wirklichkeit der Monaden gründlich beantworten wolte; ſondern zugleich einen neuen Beweiß beyfügen, welcher dieſelben von den meiſten Anfällen bedecken ſolte. Allein da ich in der fernern Ausführung begriffen war; merkte ich wohl, daß dieſer Aufſatz denjenigen Maaßſtaab, welchen ich mir bey dieſer Schrift vorgeſetzt hatte, weit überſteigen würde.

Ich änderte daher meinen Vorſatz, und zog nicht allein die vorgebrachten Beweiſe etwas genauer zuſammen, ſondern beſchloß auch zugleich, den neuen Beweiß von der Monaden-Lehre auch diesmal gänzlich wegzuſtoſſen, und nur theils die Unrichtigkeit des neuen Lehr-Gebäudes zu zeigen, theils die Einwürfe zu widerlegen, und alſo die Monaden-Lehre von allen Einwendungen zu befreyen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, wenn der Herr Leben und Geſundheit verleihet, und dieſe beyden Stücke erſt in ein helles Licht geſetzet worden, mit dem letzten annoch zu folgen: da ich denn gewiß verſichere, daß obgleich des Morus Utopia ſich unmöglich demonſtriren läßt, dennoch des Herrn von Leibnitz ſeine Monadologie, wenn nur der Mangel des Beweiſes ergänzet wird, auf eine unumſtößliche Art demonſtriret werden könne, welches ſich hernachmals deutlich offenbahren ſoll.

Ich habe übrigens in gegenwärtiger Schrift, ſo viel möglich geweſen, den Ungrund dieſer neuen Lehre ganz kürzlich nach Anleitung der letzten Beantwortung des Herrn Rath Juſti, dargethan; alſo, daß mich Wunder nehmen ſolte, wenn derſelbe nach ſeiner gerühmten Beſcheidenheit nicht wenigſtens bey dem einen oder dem andern einſehen ſolte, wo er gefehlet, und in wie weit dieſes oder jenes nicht ſtatt finden könne. In den Ausdrücken ſelber aber habe ich alle mögliche Beſcheidenheit gebrauchet, um ſo wohl meine billige Geſinnung zu zeigen, als auch vornehmlich die Haupt-Eigenſchaft der gelehrten Streitigkeiten nicht aus den Augen zu ſetzen.

Gleichwie mir aber mehr als zu wohl bekannt, daß ich auch ein Menſch, und alſo Fehlern unterworfen; ſo verſpreche ich hierdurch öffentlich, in alle denjenigen Stücken,

cken, welche der Herr Verfaſſer gründlich widerlegen wird, der erſte zu ſeyn, unter denen, welche die Wahrheit annehmen, und ihm zu ſeinem Siege Glück wünſchen; und da ich mir ein gleiches von ihm verſpreche; ſo iſt große Hoffnung etwas gutes auszurichten. Bis jetzo aber wird derſelbe einſehen, daß noch keinesweges die letzten Herzensſchläge bey denen Monaden vorhanden, obgleich einige ſchlechte Waffen, welche bey ihrer Vertheidigung mitgebracht worden, allerdings zu ſolchen Gedanken Anlaß gegeben; ſondern es befinden ſich dieſelben noch in ziemlicher Ruhe. Vor ſchlechten und anzüglichen Waffen bleibt der Herr Verfaſſer aber um ſo viel mehr geſichert, da das gütige Urtheil einer preißwürdigen königlichen Academie ihn vor dergleichen bey allen Vernünftigen decket, und nur Gründe erfordert werden, welche eine ſolche Meinung beſtreiten können.

Da auch der Herr Verfaſſer ſelbſt zu Anfange ſeiner Schrift gleichſam zu einem Grundſatze die kluge Regel des Horaz angeführet:

Nullius addictus jurare in verba magiſtri,

ſo behalte ich auch dieſelbe zu meinem Augenmerke, in der Meinung, daß ich in Behauptung der Monaden-Lehre keinesweges mich verbunden erachte, alle Worte der erſten Vertheidiger dieſer Lehre zu behalten, ohne was ich ſelber in deutlichem Beweiſe einſehe, ob ich mich gleich beſcheide, ſo viel möglich dem Ruhme ſolcher Männer nichts zu entziehen; weil wir doch dieſelben als diejenigen erkennen müſſen, auf deren Achſel wir treten, wenn wir weiter ſehen wollen.

Weil auch meine vorgebrachten Einwürfe und Beantwortungen nur ſchlechterdings die Sache überhaupt angehen, keinesweges aber ſich in die angefangene Streitigkeiten miſchen; ſo bin ich auch mehrentheils nur bey der erſtern Abtheilung des Herrn Verfaſſers ſtehen geblieben, und habe demſelben bey jedem §. insbeſondre gezeigt, was mit der Wahrheit nicht beſtehen könne. Je tiefer nun der Herr Verfaſſer in die genauere Unterſuchung eintringen wird; und je mehr Gründe derſelbe entdecken wird; deſto angenehmer wird es nicht allein mir, ſondern auch allen denenjenigen fallen, welche ausgemachte Wahrheiten lieben, und von allem ſectiriſchen Weſen entfernet ſind.

Geſchrieben zu S.
den 16ten des Heumonaths
1748.

Vorſtellung gegen die Einwürfe.

Erſte Abtheilung,

Worinnen

die Unrichtigkeit der unendlichen Theilbarkeit weiter erörtert und dargethan wird.

§. 1.

Der Anfang des Herrn Verfaſſers in Widerlegung der allgemeinen Einwürfe, und Befeſtigung ſeines neuen Lehr-Gebäudes enthält in den 6 erſten §§. eine Beſchuldigung unſrer gelehrten Teutſchen, daß nämlich dieſelben durch ein gemein Vorurtheil, da ſie das Anſehen groſſer Männer unter ihren Landes-Leuten geblendet, dahin gebracht worden; eine Lehre, welche im geringſten keinen Grund hätte, anzunehmen, ohne dieſelbe genugſam zu prüfen. Da hergegen Ausländer, welche die Sache ohne dergleichen Vorurtheil angeſehen, die Falſchheit der vorgebrachten Meinung eingeſehen und dawider geeifert, ſo daß ſie ſich auch nicht genug verwundern können, über die Einfalt unſrer Teutſchen, welche ſich eine ſo ſchlecht gegründete Sache ausbürden laſſen. Er glaubet dahero folgenden Satz als einen wahren Schluß [2] dar.

---

[2] Ich habe niemals von einem wahren Schluß oder Beweiſe geredet: ſondern ich habe es nur als eine Regel angegeben, die man in Beurtheilung gelehrter Meinungen mit gutem Grunde

daraus zu erweiſen, dasjenige ſey wahr, was auch bey auswärtigen Völkern, bey denen eine geſunde Art zu philoſophiren, und die guten Wiſſenſchaften in einem blühenden Zuſtande ſind, Beyfall finde: da hergegen diejenige Meinung eines großen Mannes falſch, die nur unter ſeiner Völkerſchaft Anhänger erlangen, und aus ſothanem Grunde ließe ſich ſchon das Ungereimte der Monadenlehre erkennen, weil nämlich dieſelbe ins beſondre bey denen Engländern und Franzoſen keinen Beyfall erhalten, ſondern ſich nur über die Gemüther unſers armſeeligen Teutſchlandes gleichſam eine Tyranney angemaßet, auch ſich ſo lange darinnen erhalten, bis endlich unſer Herr Verfaſſer durch das Urtheil der Ausländer und ſein eignes Nachſinnen angefriſchet werden, ihr dieſelbe ſtreitig zu machen.

§. 2.

Daß aber dieſer Lehre wirklich der Beyfall unter denen Ausländern verſagt worden; führet der Herr Verfaſſer vornehmlich das Zeugniß des berühmten Engelländers Clarken an, welcher bekennet hätte, daß er ſothane Lehre nicht verſtünde, noch wiſſe, was es damit haben wolte, und eben ſo redeten alle heutige Engelländer und

---

Grunde anwenden kann. Wenn es der Herr Verfaſſer alſo betrachtet, ſo wird er vielleicht nichts darwider zu erinnern finden. Denn es iſt gar keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß eine gelehrte Meinung, wenn ſie in der That Wahrheit hat, unter Ausländern von niemand davor erkannt werden ſolte; indem man wohl nicht läugnen kann, daß ſich Leute unter den Ausländern finden, welche Luſt haben, und ſich Mühe geben, die Wahrheit einzuſehen.

Franzoſen. Ich laſſe nun hierbey an ſeinen Ort geſtellet ſeyn, in wie weit der durchgängig verſagte Beyfall aller Ausländer ſtatt habe, und ich berufe mich auf kein Exempel, das Gegentheil zu beweiſen: ohnerachtet doch viele ſo beſcheiden geweſen, daß ſie nur bekennet, daß ſie es nicht genug verſtünden, ſondern ich führe nur zu Entkräftung des daraus gefolgerten Schluſſes zweyerley an, nämlich: 1) daß auch das Urtheil ganzer Völker eben ſo wenig die Wahrheit ganz unſtreitig beweiſe (3), als das Anſehen dieſer oder jener gelehrten Männer; ſondern im Reiche der Wahrheit nothwendig auf gute Gründe geſehen werden müſſe. 2) Daß wir durch Annehmung (4) der Meinung auswärtiger Gelehrten eben ſo wenig von der Beſchuldigung eines Vorurtheils befreyet werden, als durch die Annehmung der Meinung unſrer Landsleute. Denn

---

3) Der Herr Verfaſſer hat mich bey der Sache gar nicht recht verſtanden. Ich habe niemals begehret, daß durch das Urtheil auswärtiger Gelehrten die Wahrheit als unſtreitig bewieſen erachtet werden ſoll. Darzu trägt freylich nichts bey als gute Gründe. Es ſoll ja weiter nichts ſeyn, als eine Regel zu Beurtheilung gelehrter Meinungen überhaupt, und man ſiehet leicht, daß es, wenn man eine Meinung ins beſondre unterſuchen oder beweiſen will, lediglich auf Gründe ankömmt.

4) Aus meiner Regel folgt keinesweges, daß man die Meinungen gelehrter Ausländer annehmen ſoll. Hier iſt die Rede gar nicht von einer Annehmung, ſondern von einem allgemeinen Urtheil, oder kurz von einer gegründeten Vermuthung, ob etwas wahr oder falſch iſt. Dieſes Urtheil kann man fällen, ob man gleich die Sache noch nicht annimmt. Denn der Annehmung muß eine Unterſuchung vorhergehen.

Denn mit eben dem Rechte, als der Herr Verfaſſer behauptet, es ſey ein Vorurtheil, wenn man dasjenige annehme, was ein großer Mann unter unſern Landsleuten behauptet; mit eben ſolchem Rechte kann man ſagen: es ſey ein Vorurtheil, wenn ein andrer durch das Anſehen gelehrter Ausländer bewogen werde, eine Meinung unſrer Teutſchen zu beſtreiten. Ja mich deucht, es ſey noch weit gefährlicher, dasjenige anzunehmen, was uns gelehrte Ausländer aufbürden wollen, weil die Teutſchen ohnehin längſt den Vorwurf leiden müſſen, daß ſie nur bloße Nachahmer der Franzoſen, als Erfinder aller Künſte, wären. Ja! die Franzoſen ſelber haben unſrer geſpottet, daß wir in Nachahmung derſelben uns ſo knechtiſch bewieſen.

§. 3.

Man wende ſich demnach auf welche Seite man wolle, man halte es mit den Teutſchen, oder Ausländern; man wird ſich dennoch nicht gänzlich von dem Vorwurfe eines Vorurtheils loßmachen. In der That aber geſchiehet. unſern gelehrten Teutſchen Unrecht, wenn der Monaden-Lehre eine Tyranney über alle Gemüther beygeleget wird (5); denn ſie iſt niemalen von allen, am wenigſten aber ohne Prüfung angenommen worden. Einige wenige, welchen es in Anſehung ihrer ſchlechten Erkenntniß zu gute zu halten, ausgenommen; ſo haben unſre Gelehrten ſich niemalen die genaue Prüfung dieſes

---

5) Dieſes iſt von mir niemals geſchehen. Ich habe nur geſagt, daß die Monaden-Lehre in Teutſchland Anhänger gefunden hat; und ich habe ja! ſelbſt die Streitigkeiten mehr als einmal berühret, die darüber in Teutſchland entſtanden ſind. Folglich hat ſie nicht durchgängig geherrſchet.

Lehrgebäudes entgegen ſeyn laſſen. Sie haben auch wohl die Lücken, welche in der vollkommenen Demonſtration der Monaden noch übrig geweſen, wohl eingeſehen (6): dem ohngeachtet aber, weil die entgegengeſetzte Meinung unwiedertreiblichen Schwierigkeiten unterworfen geweſen, dieſe Lehre beybehalten, in Hoffnung, durch öfteres Nachſinnen dieſelbe in ein gröſſres Licht geſetzt zu ſehen.

Ich ſelber kann nicht läugnen, daß ich ſchon vor geraumer Zeit bey müßigen Stunden allerhand Aufſätze zu Papie-

---

6) Wenn man dieſes eingeſehen hätte; ſo hätte man auch ſollen von der Falſchheit der Sache überzeuget werden. In philoſophiſchen Demonſtrationen können keine Lücken ſeyn. Dieſe können nur in Dingen geduldet werden, wo wir etwas aus der Erfahrung erkennen, das Weitere aber und den Zuſammenhang künftigen Erfahrungen und Entdeckungen vorbehalten müſſe. Allein, in einem metaphyſiſchen Lehrgebäude kommt es lediglich auf den Zuſammenhang und die Möglichkeit der Sache an. Sind dieſe nicht vorhanden; ſo iſt es ſonnenklahr, daß die ganze Sache falſch iſt. Man gründet ſich in dergleichen Lehrgebäuden auf keine Erfahrungen: ſondern man nimmt Sätze willkührlich an; und die Folgen aus dergleichen Sätzen muß man ja ſchlechterdings überſehen können. Läßt ſich nun kein Zuſammenhang herausbringen, ſo kann ja das Lehrgebäude unmöglich was nutzen. Das iſt allemal ein ſchlechter Metaphyſicus, der geſtehen muß, daß es vor dieſes oder jenes Stück ſeines Lehrgebäudes noch keinen Grund ausfindig machen kann, wenn er doch weiß, wie dieſer Grund beſchaffen ſeyn müßte. Ganz ohnfehlbar iſt alsdenn auch keiner vorhanden: und er macht ſich vergebliche Hoffnung, daß er ihn vielleicht in Zukunft ausfindig machen will.

Papiere gebracht, da ich diejenigen Gründe, welche ſo wohl zur Vertheidigung, als Widerlegung dieſer Lehre gehörten, wohl erwogen, und mich bemühet, das Uebergewichte der einen Parthey zu finden. Ich war auch von dem Vorurtheile des Anſehens großer Männer um ſo mehr entfernet, da ich mir mit einer großen Ehre ſchmeichelte, wenn ich eine ſo anſehnliche Meinung über den Haufen werfen, und ein ander Lehrgebäude aufführen könnte.

Die Aufmunterung und Anreizung andrer Gelehrten, welche ein ſolches Unternehmen mit Vergnügen ſahen, kam dazu, und brachte mich dahin, daß ich oftmalen ganze Nächte ſaß, meinen Vorſatz werkſtellig zu machen. Allein, ich fand beſtändig mehrere Abgründe, je mehr ich glaubte Gründe zu meiner Ausführung entdeckt zu haben, bis ich endlich ermüdet die gehoffte Ehre fahren laſſen, und mich begnügte, daß ich eines und das andre deutlicher einſehen lernen.

§. 4.

Ich zweifle keinesweges, daß auch andre Gelehrte mit mir hierinnen einerley Meinung geheget, und in ihren Gedanken wenigſtens oftmalen die Monaden-Lehre geprüfet und unterſuchet haben; ob gleich ſeit einiger Zeit wenig davon zum Vorſchein kommen. Aus dieſem allen aber wird der Herr Verfaſſer erkennen, daß dieſe Lehre keinesweges bishero aus Vorurtheil Platz behalten; ſondern aus gutem Grunde, weil nämlich beſcheidene Gelehrte ſo lange einem Satze nicht widerſprechen, bis ſie das Gegentheil davon deutlich darthun können. Und aus eben dem Grunde muß das widrige Urtheil der gelehrten Ausländer beurtheilet werden; denn es iſt nicht genug, daß ich ſchlechthin ſage, dieſe Meinung gefällt mir nicht, oder ſie iſt lächerlich; ſondern, wenn ich widerſprechen will; ſo muß es durch Gründe geſchehen, welche die Meinung widerlegen.

Man zeige aber die gelehrten Ausländer, welche ſo tüchtige Gründe vorgebracht haben, daß die Monaden-Lehre entkräftet, und eine andre Meinung auf den Thron geſetzet worden? Dieſe angeführten Worte aber von dem Herrn Voltaire ſind alſo beſchaffen, daß, wenn ich auch recht beſcheiden urtheilen ſoll, ich weiter nichts ſagen kann, als daß er die Monaden-Lehre ſich ſelbſten erſt unter recht lächerlichen Gründen vorgeſtellet (7), und ſodann eben dergleichen Folgerungen daraus gezogen. Begehren aber die Ausländer, daß wir ſogleich alles, was ihnen nicht gefällt, fahren laſſen ſollen; ſo werden ſie ſelber erkennen, dieſe Forderung ſey zu hoch, und wir würden ihnen zurufen: non omnes capiunt hoc.

§. 5.

In dem 7ten bis 11ten §. fängt der Herr Verfaſſer nun an, den Herrn von Leibnitz, als erſten Vertheidiger

der

---

7) Mich deucht nicht, daß ſich dieſes mit Grunde ſagen läßt. Herr von Voltaire trägt die Lehre von den Monaden ors deutlich und richtig vor, wie ſie ſelbſt die Vertheidiger der Monaden nicht anders in der Kürze zuſammenfaſſen. Das, was daran lächerlich ſcheinet, z. E. daß die Elemente der allertrübelſten Unreinigkeit demnach eine unendliche Anzahl verwirrter Begriffe haben müſten, iſt nicht ſeine Verſtellung von der Sache, ſondern eine unumgängliche Folge aus dieſem Lehrgebäude.

der Monaden, eines gewaltigen Fehltritts zu beſchuldigen; da er beweiſen will, es habe nicht allein derſelbe die unendliche Theilbarkeit der Materie nach der Meinung des Herrn Verfaſſers ſelbſt behauptet; ſondern er ſey auch eben hierdurch bey einem geringen Verſehen auf die Monaden geleitet werden, da auch der falſche Begriff von den Zahlen das Seinige mit beygetragen haben könnte. Dieſes zu beweiſen führet er nicht allein aus den Schriften des Herrn von Leibnitz verſchiedene Stellen an, ſondern behauptet ins beſondere, die Verführung zu den Monaden ſey geſchehen, da er die Sätze: unendlich theilbar ſeyn, und aus unendlichen Theilen beſtehen, für einerley angeſehen, welche doch einander gerade entgegengeſetzt wären. Nun iſt nicht zu läugnen, daß allerdings der Herr von Leibnitz in ſeinen Schriften eine unendliche Theilbarkeit der Materie behauptet; daß er aber unter derſelben den Begriff, den ſich der Herr Verfaſſer dabey macht, verſtehen ſolte, dieſes wird ſich wohl ſchwehrlich jemand bereden laſſen. Wir wollen alſo erſtlich zeigen, was der Herr von Leibnitz eigentlich unter der unendlichen Theilbarkeit der Materie verſtanden; und ſodann, daß derſelbe keinesweges durch einige falſche Sätze auf die Monaden geleitet worden.

§. 6.

Anlangend demnach das erſte: ſo iſt aus den angeführten Stellen des Herrn Verfaſſers ſelbſt offenbahr, daß der Herr von Leibnitz den Begriff der unendlichen Theilbarkeit aus der Mathematik hergenommen, und ſolchergeſtalt denſelben auch nicht weiter ausgedehnet wiſſen wolte, als es nach dieſem Begriffe angehet (*). In der Mathematik findet ſich eine unendliche Theilbarkeit aus folgendem Grunde:

Dieſe Wiſſenſchaft gehet nur allein mit Körpern oder zuſammengeſetzten Dingen um, und ſo bald ich mit meinen Gedanken über die zuſammengeſetzten Dinge hinausſteige; ſo bald habe ich die Gränzen dieſer Wiſſenſchaft überſchritten. Bleibe ich aber mit meiner Theilung in dem Zuſammengeſetzten ſtehen, ſo daß ich zum Voraus ſetze, ich mag die Theile ſo klein annehmen als ich will; ſo bleiben es doch zuſammengeſetzte, ſo wäre es freylich widerſprechend, eine letzte Hälfte oder letzte Theile zuzugeben, welche ſich nicht weiter theilen ließen, (denn dieſes wäre widerſprechend, wenn ich ſagen wolte, es wäre möglich mit der Theilung zu Ende zu kommen, wenn ich immer zuſammengeſetzte Theile annehme, welches in der Mathematik geſchehen muß). So bald aber der Herr von Leibnitz in Ausführung der Grund-Wiſſenſchaft außer den Gränzen der mathematiſchen Wiſſenſchaft ſich befand; ſo bald ſah er mehr als zu wohl ein, daß dieſe unendliche Theilbarkeit der Materie nicht weiter ſtatt fände, als ſo lange ich mit zuſammengeſetzten Dingen umgienge

---

*) Ich ſehe nicht, wodurch der Herr Verfaſſer dieſe Einſchränkung beweiſen will. Herr von Leibnitz redet in denen von mir angeführten Stellen von wirklichen Körpern, und legt ihnen ausdrücklich eine unendliche Theilbarkeit ohne einige Einſchränkung bey. Dieſe Einſchränkung bedeutet auch ohnedem nichts. Denn die mathematiſche unendliche Theilbarkeit iſt eben diejenige, die bey wirklichen Körpern ſtatt hat, wie ich unten weiter zeigen werde.

gienge (9). So bald aber der Verſtand über dieſe hinaus ſtiege (10); ſo bald müſſe dieſelbe aufhören, oder ſie könne vollbracht werden (11).

Es hatte dieſer groſſe Gelehrte zugleich vor ſich die ſogenannten Atomos der Alten zu widerlegen, welche geglaubet, es gäbe zuletzt gewiſſe Theile, welche zwar zuſammengeſetzt wären, ſich aber ferner nicht mehr theilen lieſſen, und hierzu brauchte er die Verbindung dieſer zwey Sätze, daß er erſtlich zeigte, ſo lange ich mit der Theilung nur zuſammengeſetzte kriegte, ſo lange bliebe dieſelbe unendlich: ſo dann aber zweytens, daß ich in der Grund-Wiſſenſchaft nicht nöthig habe, beſtändig bey zuſammengeſetzten Theilen ſtehen zu bleiben, wie in der Mathematik; ſondern eben der Begriff von der Zuſammenſetzung ſelber

---

9) Hier ſetzet der Herr Verfaſſer die einfachen Dinge unbewieſen ſchon voraus. Denn man kann nicht ſagen, daß die unendliche Theilbarkeit der wirklichen Körper, die der Herr Verfaſſer zugiebt nur ſo lange ſtatt fände, als man mit zuſammengeſetzten Dingen zu thun hat, wenn man nicht ſchon in Gedanken einfache Dinge vorausgeſetzet hat.

10) Hier iſt die Vorausſetzung der einfachen Dingen noch deutlicher. Denn warum ſoll der Verſtand über die zuſammengeſetzten Dinge hinausſteigen? Vielleicht um in das Reich der Einbildung zu ſteigen.

11) Hier hat der Herr Verfaſſer nicht bedacht, daß er einen Widerſpruch begehet. Die unendliche Theilbarkeit der wirklichen Körper, die er zugiebt, kann niemals aufhören oder zu Stande gebracht werden. Denn ſonſt wäre es ja keine unendliche Theilbarkeit. Und wo iſt der Grund zu dieſer Aufhörung.

ſelber lehre uns, daß es auch noch andre als zuſammengeſetzte Dinge geben müſſe (12). Und auf ſolche Weiſe erkennen wir deutlich, wie der Herr von Leibnitz ganz natürlicher Weiſe auf die Monaden, oder einfachen Dinge geführet worden. Verſtünde nur der Herr Verfaſſer unter ſeiner unendlichen Theilbarkeit eben das, was der Herr von Leibnitz verſtanden; ſo würde ihm kein Menſch widerſprechen. Wie aber derſelbe es erkläret, müßte erſt bewieſen werden, daß keine andern Dinge als zuſammengeſetzte möglich, und daß ein Körper auch in ſeinen kleinſten Theilen aus nichts als zuſammengeſetzten (13) beſtehen könne.

§. 7.

Aus dieſem bisher angeführten aber erhellet zugleich, daß der Herr von Leibnitz keinesweges dadurch auf die Monaden geleitet worden, daß er die beyden Sätze, unendlich theilbar ſeyn, und aus unendlichen Theilen beſtehen, für einerley gehalten. Ueber dieſes ſind auch dieſe beyden Sätze nach dem Begriffe, welchen der Herr von Leibnitz von der unendlichen Theilbarkeit gehabt, für einerley anzu-

---

12) Von dieſer Erkenntniß, wenn man ſie gegen die Stellen des Herrn von Leibnitz hält, wird man nicht die geringſte Spuhr darinnen finden: und der Herr Verfaſſer ſetzet hierbey die einfachen Dinge beſtändig in Gedanken voraus.

13) Auch der kleinſte Theil eines Körpers iſt zuſammengeſetzt, weil er eine Größe hat. Denn da die Theile zuſammengenommen das Ganze ſind: und ein Ding ſich ſelber, nämlich ſeinen Theilen gleich ſeyn muß: ſo muß auch der kleinſte Theil eine Größe haben. Was aber eine Größe hat, iſt zuſammengeſetzt.

anzuſehen. Wie ich denn auch überhaupt nicht einſehen kann, daß dieſe Sätze einander ſchnurſtracks widerſprechen ſolten.

Denn wir ſollen ſetzen, der Körper A. ſey nach dem Begriffe des Herrn Verfaſſers unendlich theilbar; ſo iſt doch nicht zu läugnen, eben dieſer Körper A. beſtehe aus Theilen (14). Beſtehet aber der Körper A. aus Theilen; ſo kann ich ja fragen: ſind ſeine Theile, oder aber die Anzahl ſeiner Theile, endlich oder unendlich (15)? Bey dieſer Frage, halte ich davor, kann der Herr Verfaſſer ſelber nicht anders antworten, als ſie ſind unendlich (16). Sind aber die Theile oder die Anzahl derſel-

ben

---

14) Er beſtehet aus Theilen. Allein, dieſe Theile können groß und klein ſeyn. Theile ſind allemal unbeſtimmte Dinge; ſo lange bis ihre Beſtimmung vorher auf eine willkührliche Art vorausgeſetzet worden. Der Herr Verfaſſer beliebe den 27ſten §. meiner Vertheidigungs-Schrift nachzuſehen.

15) So kann man nicht fragen, wenn man die Theile nicht vorher willkührlich beſtimmt, und ſie zuſammengenommen als das Ganze betrachtet hat.

16) Nun werde ich nach meinen vorhergehenden Anmerkungen folgendergeſtalt antworten. Verſtehet der Herr Verfaſſer vorher ſchon willkührlich beſtimmte, oder durch eine willkührliche Theilung herausgebrachte Theile; ſo ſind ſie endlich. Allein, deshalb beſtehet der Körper A nicht wirklich und lediglich aus dieſen Theilen: ſondern es ſind noch viele andre Theile möglich. Die Frage aber, ob die Anzahl Theile unendlich ſind, iſt gar nicht möglich. Es iſt eben das, als fragte man, iſt ein Eiſen hölzern? Denn wenn

man

den unendlich, und der Körper A. beſtehet aus dieſen Theilen; ſo möchte ich wiſſen, warum ich nicht auch ſagen könnte, der Körper A. beſtehe aus unendlichen, oder einer unendlichen Anzahl Theile. Iſt aber dieſer Ausſpruch nach den eignen Worten des Herrn Verfaſſers widerſprechend; ſo erhellet, daß die ſo hochgerühmte unendliche Theilbarkeit nicht weit her ſeyn könne. Zugleich aber wird hieraus auch offenbahr, daß der Herr von Leibniß durch die wirklich unendliche Anzahl der Creaturen in dem kleinſten Stückchen der Materie nichts anders, als eine dem menſchlichen Verſtande unbegreifliche Anzahl derſelben verſtanden habe.

§. 8.

Hierauf fähret nun der Herr Verfaſſer §. 14. fort, ſeine unendliche Theilbarkeit von der Beſchuldigung eines eingebildeten Begriffs zu retten, und meinet, es ſey unrecht, wenn man dieſen Begriff eingebildet nennen wolte. Ich ſehe zwar als ein Stück ſeiner Beſcheidenheit an, wenn derſelbe bekennet, daß in der Mathematik eingebildete Begriffe zum Grunde lägen, und ſich keinesweges auf wirkliche Dinge anwenden ließen. Doch ſuchet er

---

man ſagt eine Anzahl Theile; ſo verſtehet ſich ja offenbahr, daß man dieſe Anzahl ſchon willkührlich beſtimmet hat. Wie kann man alſo fragen, ob dieſe Anzahl unendlich iſt. Das Wort: Anzahl, iſt ja dem Worte: unendlich, gerade widerſprechend. Man kann ſagen, daß die Theile eines Körpers nicht endlich und beſtimmt ſind; nämlich, wenn man nicht von willkührlich angenommenen Theilen redet, indem noch immer andre Theile möglich ſind. Man kann aber nicht ſagen, daß ſie unendlich ſind.

ſich darinnen noch zu helfen, wenn er vorgiebt, die Anwendung der ſtreitigen Puncte ſey falſch; denn nicht alles, womit der Meßkünſtler umgehe, wären eingebildete Begriffe, welches er ins beſondre hiervon behauptet; weil ſich dieſes auf die Ausdehnung gründe, dieſer Begriff aber nicht urſprünglich aus der Geometrie, ſondern aus der Grund-Wiſſenſchaft herkomme, dadurch aber werde ſeine Natur nicht verändert, wenn ihn der Meßkünſtler brauche.

Ob ich nun gleich dem Herrn Verfaſſer nicht läugnen will, daß die Ausdehnung urſprünglich ein metaphyſiſcher Begriff ſey, auch durch die bloße Anwendung kein eingebildeter Begriff wird; ſo haben wir doch andre Gründe, welche allerdings dieſe Ausdehnung zu einem eingebildeten Begriffe machen. Der Herr Verfaſſer ſagt ſelbſten (§. 17.), bey einem Körper wäre noch mehr als die bloße Ausdehnung vorhanden (17): der Meßkünſtler aber lege ſeinem Körper nichts weiter als die Ausdehnung bey. Nun aber frage ich: findet wohl die Ausdehnung ohne Verknüpfung mit andern Eigenſchaften des Körpers ſtatt, ohne in unſrer Einbildung? und iſt wohl ein Körper, wie ihn die Meßkünſtler unter der bloßen Ausdehnung ſich vorſtellen, nur möglich? ja wird nicht eben dadurch, daß

ſie

---

17) Es ſchadet nicht das geringſte, daß in einem wirklichen Körper mehr Eigenſchaften, als die bloße Ausdehnung, vorhanden ſind. Dieſe übrigen Eigenſchaften widerſtreiten ja! der Ausdehnung nicht, denn die Eigenſchaften eines Weſens können niemals einander widerſtreiten. Wo nun eine Eigenſchaft vorhanden iſt, der keine andre Eigenſchaft widerſtreitet: ſo müſſen auch alle Folgen aus dieſer Eigenſchaft unumgänglich vorhanden ſeyn.

ſie dieſen Begriff von allen andern abſondern, und daraus die Beſchaffenheit der Körper zeigen wollen, derſelbe ein eingebildeter Begriff? Gewiß; wer dieſes läugnen wolte, daß alles dasjenige, was wir uns als möglich vorſtellen, ob es gleich in der That nicht ſo iſt, ein eingebildeter Begriff ſey; derſelbe müßte zugeben, daß alles, was wir uns in der Geometrie vorſtellen, auch in dem Reiche der Wirklichkeit ſtatt habe.

§. 9.

Gienge dieſes an, daß ich von wirklichen Dingen eine Eigenſchaft ins beſondre herausnehmen, und aus derſelben ohne Betrachtung auf andre fortſchließen dürfte, welche unendliche Anzahl Irrthümer würden nicht dadurch gehäufet werden. Man nehme den Begriff von Gott als dem höchſten Weſen ſelber, und ſtelle ſich eine Eigenſchaft deſſelben von allen andern abgeſondert als möglich vor, man ſchließe ſodann aus derſelben allein beſtändig fort, und halte die gemachten Folgerungen hernachmals mit andern Eigenſchaften zuſammen; ſo wird ſich finden, daß eine Menge unſrer Schlüße in Betrachtung andrer Eigenſchaften nicht ſtatt finde (28) und eben dieſes zeiget ſich

---

28) Wenn nur die Folgerungen und Schlüße richtig ſind; wenn man ſich nur einen richtigen Begriff von einer Eigenſchaft Gottes gemacht hat: ſo hat man nicht zu befürchten, daß die Schlüße aus einer Eigenſchaft Gottes der andern widerſtreiten werden. Es iſt dieſes gar nicht möglich, ſo wenig in Gott als in allen andern Weſen. Ein Ding kann unmöglich widerſtreitende Eigenſchaften haben. Dieſe Eigenſchaften würden ſonſt einander aufheben, oder doch einander gänzlich unwirkſam machen, gleich als wenn ſie

ſich auch in gegenwärtigem Exempel. Ich finde nämlich in der Mathematik, wenn ich einen Körper nur allein unter dieſer Eigenſchaft betrachte, eine unendliche Theilbarkeit unter gewiſſen Bedingungen möglich (§. 6.); aber ſo bald ich dieſen Begriff auf wirkliche Dinge anwenden will; ſo bald finde ich, daß er der endlichen Beſtimmung und andre Eigenſchaften eines Körpers offenbahr widerſpreche (19). Wenn ich nun dem ohngeachtet dieſelbe behau-

---

ſie gar nicht vorhanden wären? Wie konnten aber in dem weiſen Verſtande Gottes Begriffe von dergleichen Weſen vorhanden geweſen ſeyn? Und noch mehr, wie könnte Gott als das allervollkommenſte Weſen widerſtreitende Eigenſchaften haben? Er würde ja mit ſich ſelbſt uneinig ſeyn. Wenn nun die Eigenſchaften ſelbſt einander nicht widerſtreiten; ſo iſt es ja ſchlechterdings unmöglich, daß richtige Schlüße und Folgen, die aus einer Eigenſchaft hergeleitet werden, einer andern Eigenſchaft widerſtreiten können.

19) Da die Ausdehnung in den wirklichen Körpern unſtreitig vorhanden iſt, ſo wird der Herr Verfaſſer, wenn er meine vorhergehenden Anmerkungen wohl erwäget, nicht behaupten können, daß die aus der Ausdehnung unumgänglich folgende unendliche Theilbarkeit einer andern Eigenſchaft des Körpers widerſpreche. Ich weiß nicht, was man durch die endliche Beſtimmung des Körpers verſtehet. Soll es ſo viel heiſſen, daß die Anzahl ſeiner Theile endlich und beſtimmt ſind: ſo habe ich oben ſchon davon geredet. Man kann eigentlich gar nicht ſagen, daß die Anzahl Theile eines Körpers determinirt oder beſtimmt ſind. Wenn man von Theilen redet: ſo redet man allemal von unbeſtimmten Sachen, indem ſie willkührlich groß und klein ſeyn, bis man die beſtimmte Anzahl erſt vorausgeſetzet hat. Als-

behaupten will; ſo thue ich nichts anders, als daß ich verlange, der wirkliche Körper ſoll ſich nach demjenigen richten, was ich aus eingebildeten Begriffen geſchloſſen.

§. 16.

Anlangend aber den mathematiſchen Beweiß ſelber, welchen unſer Herr Verfaſſer ſo hoch rühmet, und meinet, daß wider denſelben weiter nichts einzuwenden ſey; ſo haben wir bereits (§. 6.) dargethan, daß derſelbe allerdings gewiß, aber unter einer Bedingung. Ich kann mir nämlich bey der Linie a b keine letzte Hälfte vorſtellen, oder mit deren Theilung nicht zu Ende kommen; weil ich bey aller mathematiſchen Eintheilung dennoch nur auf ſolche Theile komme, welche noch zuſammengeſetzt ſind, und ſich alſo ferner theilen laſſen. Wir erkennen aber hieraus zugleich deutlich, daß ſich die Gewißheit der mathematiſchen unendlichen Theilbarkeit lediglich darauf gründe, daß ich als ausgemacht annehme, ich komme allezeit auf zuſammengeſetzte Dinge, oder auf ſolche Theile, welche ſich noch ferner theilen laſſen (20); und dieſes gehet auch in der Mathematik wohl an. Wolte ich aber dieſes bey [illegible] der

---

denn kann man von beſtimmten Theilen reden. Ich habe dieſes in dem 27ſten §. meiner Vertheidigungs-Schrift gezeiget.

20) Nein! auf ſolche Vorausſetzung gründet ſich die mathematiſche unendliche Theilbarkeit nicht, ſondern ſie iſt lediglich eine unumgängliche Folge der Ausdehnung, weil ich, ich mag theilen, ſo lange ich will, noch immer Ausdehnung antreffe. Da nun die Ausdehnung auch bey den wirklichen Körpern verhanden iſt: ſo muß auch dieſe unumgängliche Folge bey ihnen Statt haben.

der unendlichen Theilbarkeit der Materie in der Grund-Wiſſenſchaft anwenden; ſo biegienge ich einen offenbahren Zirkel im Schließen, denn ich ſetze dasjenige als bewieſen voraus, was ich doch erſt beweiſen wolte. Kann ich alſo dieſen Grundſatz nicht beweiſen, daß man in der Eintheilung wirklicher Körper auf nichts anders, als zuſammengeſetzte Dinge kommen könne; ſo fällt das ganze übrige Gebäude der unendlichen Theilbarkeit von ſelbſten zuſammen.

§. 11.

Ein beſondrer Umſtand findet ſich zwar noch in Anſehung der ohne Ende fortgehenden Zahlen, da wir nicht läugnen können, daß z. E. bey denen Brüchen in der That kein letztes Ziel ſtatt finde, ſondern ohne Ende fortgehe, daß, wenn ich auch ein Ganzes in viele Millionen Theile aufgelöſet, ich dennoch immer wieder den einen Theil als ein Ganzes anſehen und meine Eintheilung von neuem fortſetzen kann. Fragen wir aber nach dem Grunde dieſer unendlichen Währung: ſo wird derſelbe leicht offenbahr, wenn wir uns die Beſchaffenheit der Zahlen deutlich vor Augen ſtellen. Es ſind aber die Zahlen nichts anders, als allgemeine Benennungen derer Dinge, welche ſich auf alles anwenden laſſen; und hierbey ſtellet man ſich unter der Einheit der Zahlen ein Ganzes vor, deſſen Theile durch die Brüche aufs neue benennet werden. Dieſe Urſache, warum wir bey den Einheiten der Zahlen wieder auf eine neue Eintheilung durch die Brüche kommen, liegt in der Erfahrung, weil uns dieſelbe gelehret, daß oftmahlen dasjenige, was wir durch die Einheiten der Zahlen andeuten, wieder aufs neue auf andern Theilen beſtehe. Nun iſt außer Streit, wenn ich ſolchergeſtalt ſtatt die herausgebrachten Theile immer wieder als Ganze anſehe (21), welche Theile haben; ſo iſt unmöglich dieſe Theilung zu Ende zu bringen. Aber wir erkennen doch zugleich, dieſe unendliche Theilbarkeit in denen Zahlen gründet ſich, eben wie die vorhergehende, darauf, daß ich als wahr voraus ſetze, dieſe Theile, welche ich von neuem als Ganze anſehe und eintheile, beſtehen auch wirklich aus andern Theilen: ſo bald ich aber dieſes hinweg nehme, und als wahr vorausſetze, ich komme auf Theile, welche ſich nicht weiter theilen laſſen (22); ſo bald hat auch meine Eintheilung ein Ende, und es wäre ungereimt, wenn man weiter darinnen fortfahren wolte. Führen wir aber aus dieſem den Beweiß für die unendliche Theilbarkeit in Anſehung wirklicher Körper; ſo bleibt es bey dem Vorhergehenden, nämlich, es iſt ein offenbahrer Zirkel im Schließen.

§. 12.

---

21) Bey der Theilung in den Brüchen ſiehet man die herausgebrachten Theile nicht wieder als ganze an: $\frac{1}{12}$ theilet man in $\frac{2}{24}$ Theile, und das $\frac{1}{12}$ wird deshalb kein Ganzes, ſondern es bleibet immer noch der Theil von dem vorigen Ganzen. Folglich iſt der Begriff des Herrn Verfaſſers hiervon nicht richtig, und das was er daraus ſchließt, fällt alſo von ſelbſt weg.

22) Allein, wo ſolte der Grund zu einer ſolchen Vorausſetzung herkommen? Warum ſolte ich ein tauſendmal Octillionen Theilchen, nicht in zweytauſendmal Octillionen Theilchen ferner theilen können? Davon kann ich keine Urſache finden: und ohne Urſache kann es unmöglich gelten, daß ich ſo vor die lange Weile vorausſetze: ich dürfe nun nicht weiter theilen.

§. 12.

Noch deutlicher aber fällt uns die Wahrheit deſſen, was ich bishero von der mathematiſchen unendlichen Theilbarkeit gezeiget habe, in die Augen; wenn ich betrachte das Exempel der Geiſter. Denn nach denen eben angeführten Gründen könnte ich auch die Geiſter als Ganze betrachten (23), und ihre unendliche Theilbarkeit daher beweiſen. Da wir aber wiſſen, daß ſolches ihrem Weſen nach nicht angehe; ſo erkennen wir zugleich eben dieſes bey der Urſache, welche uns hintere, weil wir bey Betrachtung der Geiſter nicht zum Voraus ſetzen können, daß dieſe Ganzen (24) wieder aus Theilen beſtünden; denn ſolchergeſtalt wird mir ein Ziel geſetzet, warum ich mit meiner unendlichen mathematiſchen Theilbarkeit nicht weiter fortkommen kann. Zugleich aber giebt dieſes auch einen Beweiß, daß man die mathematiſchen Begriffe nicht allezeit auf wirkliche Dinge anwenden kann. Der Herr Verfaſſer wird alſo hieraus erkennen, daß wir die mathematiſche unendliche Theilbarkeit

---

23) Dieſer Einwurf iſt ſo ſchwach, daß ich ihn dem Herrn Verfaſſer, nach ſeiner bereits gezeigten guten Einſicht, kaum zugetrauet hätte. Wie könnte man ſich einfallen laſſen, die Geiſter als Ganze zu betrachten; da man an kein Ganzes denken kann, ohne ſich zugleich ſeine Theile vorzuſtellen? Ein Geiſt hat aber keine Theile. Folglich kann er auch kein Ganzes ſeyn.

24) Da die Geiſter, unmöglich als Ganze betrachtet, vielweniger alſo genennet werden können: ſo wird der Herr Verfaſſer wahrnehmen, daß dieſe mir aufgebürdete Vorausſetzung, die ich ſchon oben widerlegt habe, ganz ungegründet iſt.

keit unter der Bedingung (§. 6.) keinesweges läugnen, ſondern ihm dieſelbe eingeſtehen. Will nun aber derſelbe ſeine Liebe zur Wahrheit beweiſen; ſo muß er nach dem bisher Angebrachten entweder einſehen, es laſſe ſich dieſelbe keinesweges in der Grund-Wiſſenſchaft auf wirkliche Körper anwenden, oder aber, er müßte ganz andre Beweiß-Gründe anbringen, ſeine unendliche Theilbarkeit noch eine Weile zu unterſtützen. So bald ich aber ſolche unwiderſprechliche Gründe werde geſehen haben; ſo bald will ich bekennen, daß ich geirret.

§. 13.

Es meinet zwar der Herr Verfaſſer (§. 16), weil denen wirklichen Körpern die Ausdehnung als eine Eigenſchaft zukäme; ſo müßte man auch die unendliche Theilbarkeit von ihnen ſagen können. Allein, zu geſchweigen, daß dieſe Eigenſchaft nur ſo lange dauert, als ich zuſammengeſetzte Dinge zu theilen annehme (25), ſo möchte der Herr

---

25) Es iſt gar nicht um das Annehmen zu thun; ſondern ſo lange die Ausdehnung vorhanden iſt, muß auch die unendliche Theilbarkeit gegründet ſeyn. Wo ſoll aber die Ausdehnung aufhören, und was vor Gründe und Urſache hat man zu dieſer Aufhörung. Keine, als weil man die Monaden ſchon in Gedanken hat. Ein Theilchen von einem Gold-Blättchen, das durch bloße Augen kaum zu erkennen iſt, wird durch ein Vergrößerungs-Glas, das zwanzigtauſend Millionen mal vergrößert, zwanzigtauſend Millionen mal größer. Folglich, wenn man die Inſtrumente dazu hätte; ſo könnte man durch Hülfe dieſes Vergrößerungs-Glaſes ſolches in zwanzigtauſend Millionen Theile theilen. Ein jedes von dieſen Theilchen hätte dennoch ſeine Ausdeh-

Herr Verfaſſer zugleich bedenken, daß auch die endliche Determination eine Haupt-Eigenſchaft derer Körper ſey, wie nun mit dieſer endlichen Determination eine Unendlichkeit beſtehen könne, iſt wenigſtens mir unbegreiflich. So viel iſt gewiß, wo etwas Unendliches iſt, da muß ein endlicher Verſtand keine Determination einſehen, denn eben dieſe hebt die Unendlichkeit auf. Man nehme aber den Körper a b, der in ſeinem Durchſchnitte einen Zoll haben mag; ſo wird ein jeder bekennen, dieſer Körper ſey ſchlechterdings determinirt; ein endlicher Verſtand kann nicht allein ſeinen Umfang begreifen, ſondern auch ſo gar die Sinne können denſelben beobachten; ſolte nun bey dieſem Körper a b, eine unendliche Theilbarkeit ſtatt finden; ſo müßte folgen, daß auch in dieſem determinirten Raume, welchen der Körper a b beſchreibet, etwas Unendliches ſeyn könne (26), welches wider alle unſre Begriffe, welche

---

dehnung, weil es Seiten und Figur hat, und erkennet werden kann. Es ſind ohne Zweifel Vergrößerungs-Gläſer möglich, die tauſendmal tauſend Octillonenmal mehr vergrößern: und durch dieſe würde ich immer noch Ausdehnung finden. Wo ſolte alſo der Grund herkommen, daß ich irgendwo müßte?

26) Dieſes iſt nicht der rechte Begriff; ſondern, indem der Herr Verfaſſer das Wort: Seyn, gebraucht; ſo wird er verführet, daß er einen Widerſpruch zu finden glaubt. Seyn ſagt man nur, wenn eine Sache ſelbſt etwas iſt, und ein anders iſt, wenn etwas in der Sache geſchiehet. Der ganze Streit kömmt demnach darauf an, ob in einem endlichen und determinirten Raume etwas Unendliches geſchehen, oder vorgehen könne; und ich ſehe nicht, warum

wir von der Unendlichkeit haben. Da auch über dieſes ausgemacht und gewiß iſt, daß unendlich ſeyn der Natur nach, und zugleich endlich determiniret ſeyn, einander offenbahr widerſpreche.

§. 14.

Man nehme nach dem Begriff des Herrn Verfaſſers ferner die unendliche Theilbarkeit der Körper an; ſo müßte folgen, daß, da nach ſeinem eignen Geſtändniß dieſelbe nicht vollbracht werden kann, ich, wenn ich auch die Anzahl ſeiner Theile ſo groß annehmen möchte, als ich immer wolte, dennoch nicht die Anzahl der zuſammengeſetzten Dinge des kleinſten Körpers herausbringen würde (27).

Die

dieſes nicht angeben könnte. Hier iſt gar kein Widerſpruch. Handlungen, Thätigkeiten können ohne Aufhören unendlich ſeyn, und doch in einem endlichen Raume geſchehen. Die Geiſter, die nach dem Willen Gottes unendlich dauren, ſind in einem endlichen Raume. Der Freyherr von Wolf nimmt eine unendliche Bewegung der kleinſten Theile der Materie an. Wenn nun dieſe gegründet iſt, und es iſt Gottes Weisheit und der Uebereinſtimmung der Dinge gemäß, daß einige Materie ewig dauren ſoll; ſo wird in dem kleinſten Stückchen Materie etwas Unendliches vorgehen. Dergleichen Beyſpiele giebt es weit mehr. Ein perpetuum mobile, wenn es nicht durch eine fremde Macht zerſtöhret wird, würde eine unendliche Bewegung in einem endlichen Raume ſeyn.

27) Dieſer Einwurf hat ſelbſt nach der Natur der Theile kein Gewichte. Theile ſind allemal unbeſtimmte Sachen: und es iſt nicht möglich, daß ich eine beſtimmte Anzahl herausbringen kann, wenn ich nicht vorher willkührlich voraus-

geſetzet

Die Sache deſto deutlicher zu machen; ſo ſtelle man ſich vor, daß der Raum von unſrer Erde bis an die Fix-Sterne mit lauter Sand-Körnlein erfüllet wäre: ſo wird man dennoch durch ein gewiſſes Maaß dieſe faſt unbeſchreibliche Anzahl dennoch noch überrechnen können. Aber man nehme dieſe erſtaunende Anzahl, und vervielfältige ſie noch mit vielen Millionen tauſenden, daß ſie ſolchergeſtalt immer unbegreiflicher werde; ſo würde dennoch dieſe erſtaunenswürdige Zahl nicht hinreichend ſeyn, nur die Anzahl der Körperchen oder zuſammengeſetzten Dinge zu beſtimmen, welche ein Sonnen-Stäubchen ausmachen; denn was wäre wohl eine ſo große Zahl gegen das Unendliche. Ja wenn ich auch den Million tauſendſten Theil eines Sonnen-Stäubchens annähme; ſo würde dennoch die vorhergehende Anzahl noch nicht der geringſte Anfang ſeyn, die Anzahl ſeiner Theile, die doch immer noch zuſammengeſetzet wären, zu beſtimmen. Wenn nun aber dergleichen Dinge nicht wider den Begriff eines endlich determinirten Körpers laufen; ſo möchte ich wiſſen, worinnen man eigentlich die endliche Determination ſuchen müſſe.

§. 15.

Jedoch der Herr Verfaſſer erkennet ſelber, wohin ihn endlich ſeine unendliche Theilbarkeit der Materie führen werde; er ſuchet dahero dieſes abzuwenden, und zwar da-

geſetzet und beſtimmet habe, was es vor eine Anzahl ſeyn ſoll. Es iſt alſo vergeblich, daß der Herr Verfaſſer eine beſtimmte Anzahl Theile verlangt. Er mag die Anzahl klein oder groß verlangen, ſo muß er ſie vorher willkührlich determiniren.

durch, daß er einen Unterſchied machet unter dem zufällig Unendlichen und unter dem nothwendig und weſentlichen Unendlichen, da er die erſte zufällige Unendlichkeit ſeinen Körpern beylegt. Er erkennet ſelber, nothwendig und weſentlich unendlich ſey allein Gott, zufällig unendlich aber können viele Dinge ſeyn. Doch dieſe zufällige Unendlichkeit ſey nicht in dem Weſen gegründet, ſondern ſie entſtehe, wenn ſie eine Eigenſchaft eines Dinges vermöge andrer Urſachen in keine Schranken habe einſchließen laſſen. Und hierinnen führet er zum Beweiß das Exempel der unendlichen Dauer der Zeit, ingleichen der Welt an. Allein, wir wollen uns dieſe zwey Arten des Unendlichen etwas näher vor Augen legen; ſo wird uns die Wahrheit deſſen, wovon wir reden, ſogleich deutlicher werden. Weſentlich und nothwendig unendlich wird derjenige genennet, deſſen Unendlichkeit aus ſeinem Weſen zu begreifen und deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich ſchließet. Alſo iſt es bey Gott beſchaffen; denn ſeine Unendlichkeit läſſet ſich aus ſeinen weſentlichen Eigenſchaften herleiten, und das Gegentheil ſchließet einen Widerſpruch in ſich; denn was wäre mehr widerſprechend, als wenn ich ſagen wolte, ein endlicher Gott? Zufällig unendlich aber wird genennet, was weder in dem Weſen eines Dinges gegründet, noch deſſen Gegentheil einen Widerſpruch in ſich faſſet. Auf dieſe Art können die Menſchen und die Welt in Anſehung ihrer Dauer unendlich genennet werden. Denn aus dem Weſen der Menſchen läßt ſich mehr ihre Vergänglichkeit als ihre Unendlichkeit erkennen; und es wird dahero eine beſtändige göttliche Allmacht erfordert, welche ſie in ihrer Dauer erhalte. Das Gegentheil machet auch ſo wenig einen Widerſpruch, daß ich vielmehr mit Recht ſagen kann, es iſt möglich, daß der Menſch oder die Welt aufhören könne.

§. 16.

Wir wollen nun dieſe beyden Begriffe der Unendlichkeit vor uns nehmen, und wollen ſehen, welcher ſich am beſten auf die unendliche Theilbarkeit des Herrn Verfaſſers anwenden laſſe; ſo wird ſich alsdenn deutlich offenbahren, daß von keiner zufälligen, ſondern weſentlichen und nothwendigen Unendlichkeit die Rede ſey. Die Unendlichkeit der Theilung bey denen Körpern fließet nach den eignen Worten des Herrn Verfaſſers aus ihrem Weſen. Denn es iſt außer allen Streit geſetzt, daß ein Körper aus Theilen beſtehe; dieſes aber gehöret zu ſeinem Weſen: denn ſo bald ich dieſe Eigenſchaft hinwegnehme; ſo höret der Körper auf, ein Körper zu ſeyn: Nun aber hat der Herr Verfaſſer auch noch jetzo (§. 85.) behauptet: Alle Dinge, welche keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn: und alſo hieraus geſchloſſen: Wenn der Körper aus Theilen beſtehet; ſo müſſen allemal dieſe Theile nothwendig wieder aus andern Theilen beſtehen, weil es ſonſt keine Theile wären. Wo ich alſo Theile annehme; ſo folgt nothwendig eine unendliche Theilbarkeit. Geſetzt nun, dieſe Demonſtration wäre richtig; ſo wäre doch auch offenbahr, daß dieſe Unendlichkeit aus dem Weſen des Körpers folge, und alſo weſentlich ſey (28).

§. 17.

---

28) Der Herr Verfaſſer würde in dieſem §. vollkommen Recht haben, wenn ich die Ausdehnung, als das Weſen des Körpers angenommen hätte, wie Carteſius gethan hat. Die unendliche Theilbarkeit, und daß Dinge, welche keine

Theile

durch, daß er einen Unterſchied machet unter dem zufällig Unendlichen und unter dem nothwendig und weſentlichen Unendlichen, da er die erſte zufällige Unendlichkeit ſeinen Körpern beylegt. Er erkennet ſelber, nothwendig und weſentlich unendlich ſey allein Gott, zufällig unendlich aber können viele Dinge ſeyn. Doch dieſe zufällige Unendlichkeit ſey nicht in dem Weſen gegründet, ſondern ſie entſtehe, wenn ſie eine Eigenſchaft eines Dinges vermöge andrer Urſachen in keine Schranken habe einſchließen laſſen. Und hierinnen führet er zum Beweiß das Exempel der unendlichen Dauer der Zeit, ingleichen der Welt an. Allein, wir wollen uns dieſe zwey Arten des Unendlichen etwas näher vor Augen legen; ſo wird uns die Wahrheit deſſen, wovon wir reden, ſogleich deutlicher werden. Weſentlich und nothwendig unendlich wird dasjenige genennet, deſſen Unendlichkeit aus ſeinem Weſen zu begreifen und deren Gegentheil einen Widerſpruch in ſich ſchließet. Alſo iſt es bey Gott beſchaffen; denn ſeine Unendlichkeit läſſet ſich aus ſeinen weſentlichen Eigenſchaften herleiten, und das Gegentheil ſchließet einen Widerſpruch in ſich; denn was wäre mehr widerſprechend, als wenn ich ſagen wolte, ein endlicher Gott? Zufällig unendlich aber wird genennet, was weder in dem Weſen eines Dinges gegründet, noch deſſen Gegentheil einen Widerſpruch in ſich faſſet. Auf dieſe Art können die Menſchen und die Welt in Anſehung ihrer Dauer unendlich genennet werden. Denn aus dem Weſen der Menſchen läßt ſich mehr ihre Vergänglichkeit als ihre Unendlichkeit erkennen; und es wird dahero eine beſtändige göttliche Allmacht erfordert, welche ſie in ihrer Dauer erhalte. Das Gegentheil machet auch ſo wenig einen Widerſpruch, daß ich vielmehr mit Recht ſagen kann, es iſt möglich, daß der Menſch oder die Welt aufhören könne.

§. 16.

Wir wollen nun dieſe beyden Begriffe der Unendlichkeit vor uns nehmen, und wollen ſehen, welcher ſich am beſten auf die unendliche Theilbarkeit des Herrn Verfaſſers anwenden laſſe; ſo wird ſich alsdenn deutlich offenbahren, daß von keiner zufälligen, ſondern weſentlichen und nothwendigen Unendlichkeit die Rede ſey. Die Unendlichkeit der Theilung bey denen Körpern fließet nach den eignen Worten des Herrn Verfaſſers aus ihrem Weſen. Denn es iſt außer allen Streit geſetzt, daß ein Körper aus Theilen beſtehe; dieſes aber gehöret zu ſeinem Weſen: denn ſo bald ich dieſe Eigenſchaft hinwegnehme; ſo höret der Körper auf, ein Körper zu ſeyn: Nun aber hat der Herr Verfaſſer auch noch jetzo (§. 85.) behauptet: Alle Dinge, welche keine Theile haben, können auch keine Theile ſeyn: und alſo hieraus geſchloſſen: Wenn der Körper aus Theilen beſtehet; ſo müſſen allemal dieſe Theile nothwendig wieder aus andern Theilen beſtehen, weil es ſonſt keine Theile wären. Wo ich alſo Theile annehme; ſo folgt nothwendig eine unendliche Theilbarkeit. Geſetzt nun, dieſe Demonſtration wäre richtig; ſo wäre doch auch offenbahr, daß dieſe Unendlichkeit aus dem Weſen des Körpers folge, und alſo weſentlich ſey (28).

§. 17.

---

28) Der Herr Verfaſſer würde in dieſem §. vollkommen Recht haben, wenn ich die Ausdehnung, als das Weſen des Körpers angenommen hätte, wie Carteſius gethan hat. Die unendliche Theilbarkeit, und daß Dinge, welche keine Theile

§. [illegible]7.

Aus eben dieſem Grunde läßt ſich auch ſchlieſſen, daß der Herr Verfaſſer behaupte, das Gegentheil faſſe einen Widerſpruch in ſich, und alſo ſey dieſe unendliche Theilbarkeit abſolut nothwendig. Denn iſt es nach ſeinem Vorgeben unmöglich, daß etwas ein Theil ſeyn könne, welcher nicht wieder aus Theilen beſtehe; ſo faſſet doch auſſer Streit das Gegentheil der unendlichen Theilbarkeit einen Widerſpruch in ſich, und folglich iſt dieſelbe abſolut nothwendig. Hieraus aber ſiehet ein jeder, daß der Herr Verfaſſer nicht von dem zufällig, ſondern von weſentlich und nothwendig Unendlichen rede. Meinet aber der Herr Verfaſſer dennoch, es geſchehe ihm hierinnen Unrecht, und er habe dieſes nicht behauptet; ſo darf derſelbe ſich nur weiter erkläheren und ſagen, ob er einen Körper für möglich halte, deſſen Theile endlich in ſolche Theile aufgelöſet werden können, welche nicht wieder aus Theilen beſtehen, und ob ſolchergeſtalt ein Körper möglich wäre, deſſen Theilung zu Ende zu bringen (29). Hält er ſolches noch ferner für unmöglich; ſo wird er auch nimmermehr der

[illegible] Beſchul-

Theile haben, auch keine Theile ſeyn können, iſt lediglich eine Folge aus der Ausdehnung. Dieſe iſt aber nicht das Weſen des Körpers. Folglich iſt es falſch, daß nach meinen Sätzen die unendliche Theilbarkeit aus dem Weſen des Körpers folge, und alſo weſentlich nothwendig ſey.

29) Dieſe Erkläherung iſt nach meiner vorhergehenden Anmerkung nicht nöthig. Ich würde aber darauf ſagen, daß keine Ausdehnung möglich iſt, deren Theilung zu Ende gebracht werden kann. Daraus folgt aber keine abſolut nothwendige unendliche Theilbarkeit des Körpers. Denn die Ausdehnung iſt nicht das Weſen des Körpers.

Beſchuldigung entgehen können, daß er dem Körper eine abſolut nothwendige Unendlichkeit beylege. Spricht er aber, daß ein dergleichen Körper möglich ſey; ſo wollen wir hernachmals um ſo viel deſto eher mit ſeiner unendlichen Theilbarkeit zu rechte kommen.

§. 18.

Endlich beantwortet der Herr Verfaſſer auch noch einen Einwurf, welcher ihm gemacht werden könne, wenn einer ſagte: auf ſolche Weiſe könne auch der unendliche Verſtand Gottes nicht alles begreifen und einſehen, was in einem Körper vorhanden wäre; und meinet, dieſer Einwurf ſetze voraus, daß ein unendlicher Verſtand nicht das Unendliche einſehen könne, und dieſes würde artig zu beweiſen ſeyn. Er nimmt aber zugleich daher einen Grund, die endliche Anzahl der Theile eines Körpers zu beſtreiten, wenn er ſchlieſſet: alſo werde nur ein endlicher Verſtand erfordert, dieſelbe einzuſehen. Ob ich nun gleich den erſten Einwurf wenigſtens in ſo weit unbeantwortet finde, daß der unendliche Gott etwas Unendliches ſeiner Schöpfung nicht ſolte zu Ende bringen können (30); ſo laſſe ich doch ſolches jetzo vorbey, und antworte nur auf das letzte, daß zu Einſehung endlicher Theile auch nur ein endlicher Verſtand erfordert werde. Es wird aber ein jeder leicht erkennen, daß hierinnen gar nichts Ungereimtes liege; denn das Verborgene, welches in der Schöpfung dem unendlichen Verſtande Gottes und ſeiner Allmacht vorbehalten wird, beſtehet in der Hervorbringung aus

---

30) Dieſer Einwurf iſt, deucht mir, 108 und 109 meiner Vertheidigungs-Schrift, hinlänglich und überzeugend beantwortet.

aus Nichts und der unzähligen Mannigfaltigkeiten, welche der unendliche Verſtand Gottes auf das allerdeutlichſte einſiehet, wohin wohl nimmermehr ein endlicher Verſtand zu gelangen ſich unterſtehen wird. Die Arten der Zuſammenſetzung (31), ſammt ihrer Beſchaffenheit in den Dingen dieſer Welt hat Gott dem endlichen Verſtande ſeiner Creaturen zur Betrachtung dargeſtellet. Und ob gleich ſeine unendliche Güte und Allmacht ſich bey jedem ſo deutlich offenbahret, daß wir es die Zeit unſers Lebens nicht genug einſehen werden; ſo iſt doch dieſe Betrachtung mehr unſre Schuldigkeit als ein Vorwiß zu nennen. Wenn aber der Herr Verfaſſer am Ende noch beyfüget: wenn die Anzahl der Theile eines Körpers endlich und beſtimmt wären (32); ſo müßte man Gott einen endlichen Verſtand zuſchreiben; ſo geſtehe ich gerne, einen ſolchen Beweiß wünſchte ich zu leſen; wenigſtens habe ich dergleichen nie geſehen.

§. 19.

Aus dieſem bisher beygebrachten nun, wird ein jeder leicht erkennen, daß die ſo hochgerühmte unendliche Theilbarkeit keinesweges bey wirklichen Körpern ſo unſtreitig

bewie-

---

31) Wenn man die Art der Zuſammenſetzung eines Dinges einſiehet; ſo weiß man ja auch, wie es gemacht und hervorgebracht iſt. Das iſt ganz offenbahr. Wenn man nun die Art der Zuſammenſetzung der Materie und der Körper einſehen könnte; ſo müßte man auch wiſſen, wie ſie hervorgebracht, oder erſchaffen wären.

32) Ich habe geſagt, wenn ſie endlich und beſtimmt ſeyn müßten, nämlich, wenn ſie Gott nicht anders als endlich und beſtimmt hätte hervorbringen können; und nun wird der Herr Verfaſſer den Beweiß leicht einſehen.

beweiſen ſey, als der Herr Verfaſſer vorgiebet, ſondern bey näherer Betrachtung andrer Gründe wird ſich finden, daß, obgleich der Einfall und die Behauptung deſſelben, ſinnreich gerathen, dennoch aber ſowohl der Grund davon löcherich, als die ganze Ausführung ungeprüfet ſey. Zu geſchweigen die abſcheulichen Abgründe, in welche uns dieſelbe ſtürzen würde, wenn wir weiter daraus fortſchlieſſen wolten. So deutlich aber nun die gegründeten Einwendungen dargegen vorgetragen werden, und ſo offenbahr die Unrichtigkeit derſelben vor Augen liegt (33): ſo erfordert doch noch meine Schuldigkeit, dem Herrn Verfaſſer weiter nachzugehen und ſeine vermeintlichen unumſtößlichen Einwürfe wider die Monaden zu beleuchten, damit es uns offenbahr werde, in wie weit dieſelben alſo fürchterlich ausſehen, und ob wir Urſache haben, dieſerwegen die verfolgten Monaden gänzlich zu verbannen.

Andre Abtheilung,

worinnen

die Einwürfe wider die Monaden beſcheiden geprüfet und beantwortet werden.

§. 20.

Nachdem nun der Herr Verfaſſer geglaubet, er habe ſeine unendliche Theilbarkeit der Materie genugſam unterſtützet; ſo macht er gleichſam noch eine

Zuga-

---

33) Mich deucht nicht, daß bißher von allen Einwürfen ein

einzi-

Zugabe, und füget noch einige Einwendungen wider die Monaden-Lehre bey, wodurch er glaubet, ihr vollends den letzten Herzens-Stoß zu verſetzen. Hier giebt er ſich nun ſonderlich Mühe, den ſchon längſt getriebenen Einwurf von der Größe der zuſammengeſetzten Dinge unumſtößlich zu machen, und ſchließt vornehmlich (11, 14), daß aus der Größe der zuſammengeſetzten Dinge nothwendig folge, daß ſchon jede Monade an und für ſich ſelber eine Größe haben müſſe, welches doch dem Begriffe von den Monaden ſchnurſtracks entgegen ſtehe. Wir wollen aber ſowohl den Einwurf des Herrn Verfaſſers in ſeiner Stärke vortragen, als auch deſſen Beantwortung kürzlich beyfügen.

Seine Gründe aber ſind folgende: Man ſetze, daß hundert Millionen Monaden den kleinſten Körper ausmachen; ſo wird eine einzelne Monade der hundert tauſendmal tauſendſte Theil dieſes Körpers ſeyn. Da nun die Theile zuſammengenommen das Ganze ſind, und das Ganze ſich ſelber, das iſt, ſeinen Theilen zuſammengenommen, gleich ſeyn muß; ſo folget ohnſtreitig, daß eine Monade den hundert tauſendmal tauſendſten Theil von der Größe dieſes Körpers, und alſo für ſich ſelbſt eine Größe haben muß. Gleichwie nun dieſe Gründe mit ihren Folgerungen allerdings einen groſſen Schein haben; ſo iſt nöthig, daß wir ſuchen, das Wahre von den Falſchen zu unterſcheiden, und zu zeigen, in wie weit in dem Beweiſe ſelber gefehlet worden.

§. 21.

---

einziger übrig geblieben iſt, den ich nicht vollkommen gehoben hätte: und ich bin faſt verſichert, daß der Wahrheit liebende Herr Verfaſſer davon überzeuget ſeyn wird.

§. 21.

Damit nun ſolches deſto eher könne bewerkſtelliget werden; ſo müſſen wir erſt den Begriff, welchen wir uns von der Größe machen, gehörig auseinander ſetzen. Fragen wir nun hierbey, woher wir eine Größe beurtheilen? ſo wird niemand leugnen können, daß ſolches geſchehe nach der Menge der Theile, welche einen Körper ausmachen, in Gegenhaltung auf einen andern, deſſen Anzahl der Theile geringer ſind. Aus dieſem aber läßt ſich begreifen einmal, daß keine Größe ſtatt finden könne, wo nicht eine Vielheit der Theile ſich befindet; ſo dann aber, daß ich nicht ſagen könne, es ſey etwas groß (34), wenn ich nicht etwas ausmachen kann, welches in Anſehung deſſen kleiner könne genennet werden. Wenn wir nun die Begriffe auf den Beweiß des Herrn Verfaſſers ziehen;

---

34) Dieſe Folge kann ich nicht finden, wenn man nicht das Wort: groß, mit der Größe verwechſelt, welches aber zwey ganz unterſchiedene Begriffe ſind. Groß kann freylich nichts genennet werden, wenn ich nicht etwas kleiners dargegen halten kann. Allein, die Größe kann ich einem jeden Dinge beylegen, wenn ich auch nichts kleiners dargegen habe. Die Größe iſt das Verhältniß der Dinge nach ihrem äußerlichen Unterſchiede gegen einander, und mithin hat auch das allerkleinſte Ding eine Größe, weil er nach ſeinem äußerlichen Unterſchiede ein Verhältniß gegen andre Dinge hat. Hieraus erkennet man auch, daß der Herr Verfaſſer nicht auf das Weſentliche gehet, wenn er eine Größe nach der Menge der Theile beurtheilen will. Die Theile ſind unbeſtimmte Dinge, ſie können groß und klein ſeyn; mithin erlangt man dadurch keinen richtigen Begriff von der Größe

heit; ſo erſcheinet, daß er ganz richtig geſchloſſen, wenn er ſagt: Wo 100 Millionen Monaden den kleinſten Körper ausmachen; ſo muß eine Monade der 100 tauſendmal tauſendſte Theil dieſes Körpers ſeyn, ja wir wollen ihm auch nicht leugnen, daß er in wohlgemeſſenem Verſtande ſchließen könne, dieſe eine Monade müſſe auch den 100 tauſendmal tauſendſten Theil von der Größe dieſes Körpers in ſich haben (35); denn wie wir oben bewieſen, die Größe wird eben aus der Menge der Theile beurtheilet (36); ſo drückt dieſer Satz in der That nichts anders aus, als der vorhergehende, daß nämlich die eine Monade der 100 tauſendmal tauſendſte Theil des Körpers ſey. Wenn aber der Herr Verfaſſer hieraus ferner ſchließen will: und alſo müſte dieſe Monade ſchon vor ſich ſelber eine Größe haben; ſo offenbahret ſich hierbey unſern Augen eine Lücke, welche der Herr Verfaſſer wohl nimmermehr ergänzen wird.

§. 22.

---

35) Hier räumet der Herr Verfaſſer dasjenige ſchon ein, warum er hernach noch ſtreitet. Denn man nehme die Sache in einem Verſtande, wie man will: ſo muß der hundert tauſendmal tauſendſte Theil von dem Verhältniß des äußerlichen Unterſchieds eines Dinges eben ein ſolch Verhältniß des äußerlichen Unterſchieds gegen andre Dinge, und mithin eine Größe haben.

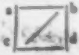
36) Weil man die Größe nicht aus der Menge der Theile beurtheilen kann, wie ich vorher gezeiget habe: ſo fällt der Grund des Herrn Verfaſſers weg, warum er dieſe zwey Sätze vor einerley halten will; und folglich iſt auch die Lücke nicht vorhanden, die man zu finden glaubt.

§. 22.

Dieſes zu beweiſen, ſetze ich folgendes: Der Satz, jede Monade müſſe vor ſich ſchon eine Größe haben, folgt nicht unmittelbar aus dem vorhergehenden, daß dieſe Monade der 100 tauſendmal tauſendſte Theil des Körpers ſey (37), ſondern wenn er bewieſen werden ſoll; ſo muß folgender Grundſatz noch dazwiſchen eingeſchoben werden, daß alles, was dem Ganzen zukomme, auch jedem nach ſeinen Theilen zukomme: oder was von dem Ganzen geſagt werde, auch von jedem ſeiner Theile müſſe geſagt werden können. Aus dem könnte ich erſt ſchließen, wenn die einzelne Monade der 100 tauſendmal tauſendſte Theil

---

37) Es folgt allerdings daraus, weil die Theile zuſammengenommen das Ganze ſind, und ein Ding ſich ſelber, das iſt, ſeinen Theilen gleich ſeyn muß. Folglich muß ein jeder Theil dasjenige ſchon an ſich haben, was in der Zuſammenſetzung daraus werden ſoll: weil ſonſt das Ganze ſich ſelber, das iſt, ſeinen Theilen zuſammengenommen, nicht gleich ſeyn könnte; und alſo ein Widerſpruch herauskommen würde. Mithin iſt der Satz, den der Herr Verfaſſer einſchieben will, keinesweges erforderlich. Nicht daraus, daß das Ganze einem jeden von ſeinen Theilen gleich iſt, denn dieſes faſſet einen offenbahren Widerſpruch in ſich; ſondern daraus, daß das Ganze ſeinen Theilen zuſammengenommen gleich ſeyn muß, folget es, daß ein jeder Theil von einer Größe, ſchon ſelbſt eine Größe haben muß. Die Sache iſt ſo offenbahr, daß ich mich wundre, wie der Herr Verfaſſer dargegen ſtreiten kann. Was würde man ſagen, wenn jemand läugnen wollte, daß ein Theil von Golde kein Gold wäre? Das macht es aber, weil der Herr Verfaſſer den falſchen Satz immer vor Augen hat, daß man die Größe aus der Menge der Theile beurtheilen müſſe.

des Körpers iſt, und das, was von dem Ganzen geſagt wird, auch von jedem ſeiner Theile insbeſondre geſagt werden kann; ſo folgt, wenn der Körper, als das Ganze eine Größe habe; ſo muß auch eine jede einzelne Monade als ein Theil davon vor ſich eine Größe haben. Daß aber dieſer eingeſchobene Satz: Was dem Ganzen zukömmt; kömmt auch jedem ſeiner Theile insbeſondere zu, falſch ſey, bedarf keines weitläuftigen Beweiſes. Tauſend Exempel auch unter den Körpern ſelber können uns hievon hinlänglich überführen. Den Raum zu ſchonen, will ich nur eines einigen gedenken, nach welchem ſich der vernünftige Leſer unzählige machen kann. Wir ſehen z. E. ein Quadrat a b c d  dieſes kann, weil es an allen Seiten gleich ſeyn ſoll, von b bis c in 2 gleichſeitigen Triangel zerſchnitten werden, und niemand wird leugnen, ein ſolcher Triangel (38) ſey der zweyte Theil dieſes Quadrats. Da nun aber das viereckigt ſeyn, die Haupt-Eigenſchaft dieſes Quadrats iſt; ſo kan ich zwar ſagen, ein ſolcher Triangel iſt der halbe Theil von dem viereckigt ſeyn dieſes Quadrats, aber wer wird mir wohl die Folge gelten laſſen, wenn ich ſchlieſſen wolte, E müſte der Triangel an und für ſich ſelber viereckigt ſeyn. Das Ganze iſt zwar ſeinen Theilen zuſammen genommen gleich, aber keinesweges einem jeden insbeſondre, weil ich

---

38) Der Herr Verfaſſer irret ſich, wenn er glaubt, daß er aus einem zerſchnittenen Quadrate zwey Triangel bekommen. Es ſind weiter nichts, als zwey Stücke eines Quadrats. Wenn er zwey Triangel daraus haben will: ſo muß er noch zu jedem Stück eine beſondre Linie ziehen.

ſonſten auch allezeit von dem Ganzen auf jeden Theil und von jedem Theile auf das Ganze müßte ſchließen können.

§ 23.

Wir kommen nun auf den 25 §. des Herrn Verfaſſers, woſelbſt er den gemachten Einwurf ferner beſtätigen will. Ich geſtehe aber hierbey freywillig, daß ich ſchlechterdings nicht weiß, wie ich denſelben erklähren ſoll. Er ſchließt aber in demſelben folgendergeſtalt: „Es machen z. E. tauſend Millionen Monaden eine gewiſſe Größe der „Ausdehnung, oder einen Körper aus. Nun möchte ich wiſſen, wie die Gegner, ohne ſich lächerlich zu machen, die „Folge ablehnen wolten, daß zwey tauſend Millionen „Monaden nicht noch einmal ſo viel Ausdehnung, oder „einen noch einmal ſo großen Körper ausmachen müß„ten. Wer ſiehet aber alsdann nicht, daß eine jede an„dre einzelne Monade allemal noch einmal ſo viel Aus„dehnung darſtellen muß, als die erſte. Folglich muß „ſie ganz unwiderſprechlich ſchon vor ſich ſelbſt eine Größe „haben.„ Wir wollen dieſen Satz noch genauer determiniren; ſo werden auch andre mit mir ſich nicht darein finden können. Wir wollen als bewieſen zum voraus ſetzen, tauſend Millionen Monaden machten in der Zuſammenſetzung eine Linie von einer Elle aus; ſo würden nach dem Schluße des Herrn Verfaſſers zwey tauſend Millionen Monaden in der Zuſammenſetzung einer Linie von 2 Ellen ausmachen. Dem ohngeachtet aber würde doch nicht folgen, daß die andre einzelne Monade von zwey tauſend Millionen noch einmal ſo viel Ausdehnung ausmachte, als die erſte einzelne Monade aus tauſend

Millionen (39): denn der zwey tauſend millionſte Theil hätte gegen 2 Ellen eben die Verhältniß, wie der tauſend millionſte zu einer Ellen, keinesweges aber noch einmal ſo viel. Da es aber nun unmöglich ſcheinet, daß der ſonſt ſo tief denkende Herr Verfaſſer dieſes nicht ſolte eingeſehen haben; ſo gebietet mir die Beſcheidenheit, zu glauben, daß hierinnen ein Druckfehler verborgen, welchen ich ſo lange glaube, bis mir der Herr Verfaſſer eines andern belehren wird. Ich wolte wohl eine Muthmaßung angeben, was derſelbe hier vorbringen wollen, weilen aber ſo denn meine Beantwortung nichts gelten könne: ſo halte ich lieber ſo lange zurück, bis er ſich ſelber erklähret.

§. 24.

---

39) Hier verſtehet mich der Herr Verfaſſer gar nicht, ohngeachtet die Sache, deucht mich, ganz deutlich iſt. Der Herr Verfaſſer hat das Wort: allemal, nicht erwogen. Ich ſage, wenn zwey tauſend Millionen Monaden noch einmal ſo viel Ausdehnung ausmachen, als ein tauſend Millionen: ſo muß allemal die andre einzelne Monade noch einmal ſo viel Ausdehnung ausmachen, als die erſte, das iſt, eine jede einzelne Monade in den zweyten tauſend Millionen muß noch einmal, oder, wenn dieſes unendlich iſt, eben ſo viel Ausdehnung darſtellen, als eine jede einzelne Monade in den erſten tauſend Millionen. Und wer könnte dieſes leugnen? Denn wo würde ſonſt in dem von dem Herrn Verfaſſer gegebenen Exempel die zweyte Elle der Linie herkommen? Wenn nun eine jede einzelne Monade eben ſo viel Ausdehnung dargeſtellt hat, als die vorhergehende: ſo muß ja eine jede ihre Gröſſe haben. Denn man wird doch wohl nicht behaupten, daß Ausdehnung ohne Gröſſe möglich iſt, oder entſtehen kann.

§. 24.

Endlich meinet auch der Herr Verfaſſer (§. 27.), der Schluß von der Determination eines Körpers auf die determinirte Anzahl ſeiner Theile ſey nicht gegründet, und ſuchet dieſes zu beweiſen, wenn er ſpricht: Wenn man von Theilen überhaupt redet; ſo rede man allemal von unbeſtimmten Sachen, die folglich ihrer Natur nach nicht determinirt ſeyn konnten: Allein allemal, wenn man von beſtimmten Theilen reden wolte; ſo ſetze man die gewiſſe und beſtimmte Anzahl voraus, und wenn ich dieſe Beſtimmung der Theile nicht hinzuſetzte; ſo wäre es ungereimt, daß dennoch ſeine Anzahl beſtimmt ſeyn ſolte. Unter der beſtimmten Anzahl aber der Theile die Monaden zu verſtehen, das hieße nichts anders als ein Zirkel im ſchließen. Jedoch ſo ſcheinbar als dieſer Einwurf von außen betrachtet ausſiehet; ſo wenig hat derſelbe Grund. Der Herr Verfaſſer will dasjenige, wenn man die beſtimmte Anzahl der Theile nicht angebe, alſo anſehen, als wenn dieſelben ihrer Natur nach unbeſtimmt wären. Allein wir ſehen aus andern Exempeln auch bey Körpern ſelber, daß dieſer Schluß falſch ſey. Wir ſetzen z. E. es ſey vor uns ein ganzer Berg vom Sandkörnlein, welche die Theile des Berges ausmachen (40); ſo wird je-

---

40) Der Herr Verfaſſer bedenket hier nicht, erſtlich, daß dieſes Exempel nicht wohl quadriret. Denn die Sandkörner eines Berges hängen nicht zuſammen. Jedes iſt vor ſich ein Körper. Sie liegen nur bey einander, und machen in unſrer Vorſtellung einen einzigen Körper aus. Demnach nimmt er auch hier willkührlich Theile des Berges an; und alſo macht er aus beſtimmten Theilen durch ſeine willkühr-

derman zugeben, die Anzahl dieſer Theile ſey beſtimmt, ob ich gleich die Anzahl der beſtimmten Theile nicht anzugeben weiß; und eben ſo verhält es ſich in tauſend andern Exempeln. In abſtracten Begriffen iſt alſo gar kein Zirkel im Schlieſſen, wie ihn der Herr Verfaſſer vorſtellig machet. Ueberhaupt aber ſetze ich demſelben folgendes entgegen: Ein jeder Körper iſt in einen gewiſſen endlichen Raum eingeſchloſſen; daß aber eine unendliche Anzahl Dinge in einen endlichen Raum ſolten eingeſchloſſen werden, iſt unmöglich; Folglich iſt auch unmöglich, daß ein Körper ſolte aus einer unendlichen Anzahl Theile beſtehen. Sind aber dieſelben nicht unendlich, ſo ſind ſie endlich oder beſtimmt, denn zwiſchen endlich und unendlich iſt kein Drittes vorhanden.

§. 25.

Nun kommt endlich der Herr Verfaſſer auf einen Einwurf, durch welchen ſeiner Meinung nach nunmehro

das

liche Beſtimmung erſt beſtimmte. Denn warum ſiehet er eben die Sandkörnlein als Theile des Berges an? Kann er nicht eben ſo wohl ein Drittheil, ein Fünftheil, ein Neuntheil eines Sandkörnleins als Theile des Berges anſehen? So wird es mit allen Exempeln, die man geben kann, beſchaffen ſeyn. Die Hand iſt ein Theil des Leibes. Allein nur durch eine willkührliche Beſtimmung. Denn wer wehret es mir, daß ich von dieſer Beſtimmung abgehe, und ein jedes Gelenke als einen Theil des Leibes anſehe? Ein Pfennig iſt der zwölfte Theil eines Groſchens. Allein bloß durch eine willkührliche Beſtimmung. Denn wer hätte es uns wehren wollen, wenn wir den Werth eines Groſchens in funfzehn Theile getheilet hätten? Wir würden eben ſo viel Grund gehabt haben.

das ganze Lehrgebäude der Monaden vollends gänzlich über den Haufen geworfen wird. Er fänget nämlich an zu ſchließen: Wenn die Anzahl der Monaden, welche einen Körper ausmachen, endlich und beſtimmt ſey; ſo habe auch die Linie A — B — — A. B. eine beſtimmte Anzahl einfacher Dinge. Wenn ſich alſo ein Körper nach dieſer Linie bewege; ſo berühre er immer andre Monaden, indem aber derſelbe von einer a zum nächſten B fortrücke; ſo müßte die Zeit, in welcher ſolches geſchiehet, untheilbar ſeyn (41). Und dieſer Schluß müßte auch unumgänglich ſtatt finden, ein Körper möchte ſich geſchwinde oder langſam bewegen. Er füget endlich hinzu: laſſet uns zwey Körper A. und B. betrachten, wovon der letztern Geſchwindigkeit zweymal ſo groß ſeyn ſoll, als des erſten. Es ſey alſo das Räumchen, welches der erſte A in einem Zeitpunct zurück legt = W; ſo wird das Räumchen des letztern, welches derſelbe in eben dieſem Zeitpunct beſchreibet $= {}^{2}W$ ſeyn, da nun das Räumchen = W untheilbar wäre, ſo müßte auch 2 — W, 3 W, 4 W, 100 W, und ſo fort als untheilbar angegeben werden. Hieraus aber folge, wenn ein

---

41) Hier muß man nur den Grund nicht auslaſſen. Dieſer iſt folgender: Denn wenn die Zeit theilbar wäre, ſo würde auch daraus das Räumchen a, b, getheilet werden können. Dieſen Grund hat der Herr Verfaſſer ganz außer Acht gelaſſen. Folglich hat er die Stärke des Beweiſes gar nicht einſehen können: und daher iſt es geſchehen, daß er in dem 26 bis 29 dasjenige vor meine wahren und ernſtlich gemeinten Schlüße anſiehet, was weiter nichts als die ungereimten Folgen aus der Lehre der Gegner ſind, die ich zeige.

Ding W untheilbar ſey; ſo muß auch ein jegliches aggregatum von eben dergleichen Dingen beſtändig untheilbar bleiben, und ſolchergeſtalt könne aus einfachen Dingen kein zuſammengeſetztes theilbares entſpringen.

§. 26.

Ich kann nicht bergen, daß ich bey Durchleſung dieſes Einwurfs mich nicht wenig gewundert, da ich gemerket, der ſonſt ſo ſcharfſinnige Herr Verfaſſer glaube, dieſer Einwurf habe eine ſo große Stärke, die Monaden aus dem Reiche der Wirklichkeit zu verbannen. Ich hatte eben dieſe Einwendungen in meinem erſten Aufſatz wider die Monaden, mit einiger Veränderung noch weit höher getrieben, und dennoch wolte er mir nicht genugſam Stich halten. Eben ſo wenig aber wird auch dieſes das Verlangte hier ausrichten. Der ganze Grund aber, warum dieſer Einwurf gar nicht ſtatt finden kann, lieget darinnen, daß der Herr Verfaſſer vorgegeben, der Grund der Eintheilung der Zeit liege lediglich in der Menge derjenigen Dinge, welche neben einander ſind, daß ich alſo die Zeit nicht anders theilen könne, als nach der Anzahl der Dinge, nach welchen ſich ein Körper beweget (42). Denn hieraus machet er den falſchen Schluß:

---

42) Nichts weniger als dieſes habe ich ſagen wollen, ſondern dieſes iſt ja eben die ungereimte Folge aus der Lehre der Gegner. Denn wenn ein Körper an einer Linie von einer beſtimmten Anzahl Monaden fortrückt, und alſo immer andre Monaden berühret; ſo muß die Zeit, in welcher er von einer a zur nächſten p fortrückt, untheilbar ſeyn. Denn wenn die Zeit theilbar ware: ſo müſſe ja das Räumchen und folg-

Schluß: ein Körper möchte ſich alſo geſchwinde oder langſam bewegen; ſo bleibe doch allezeit einerley Grund der Eintheilung (43). Da doch derſelbe nothwendig hätte überlegen ſollen, daß eben die geſchwindere Bewegung eines Körpers, in Gegenhalt auf eine langſamere Bewegung einen neuen Grund der Eintheilung der Zeit an die Hand gebe, wie wir ſolches gleich deutlicher zeigen wollen.

§. 27.

folglich auch eine Monade getheilet werden können. Alsdenn wäre ſie aber nicht einfach. Folglich iſt es ja ungemein begreiflich, daß dieſes nicht mein eigner Lehrſatz, ſondern eine unumgängliche Folge aus den Lehrſätzen der Gegner iſt. Da nun dieſe Folge ungereimt iſt, ſo iſt es offenbahr, daß die Sätze der Gegner falſch ſind. Was alſo der Herr Verfaſſer in den folgenden von der Bewegung und der Zeit ſo mühſam darzuthun bemühet iſt, das leugnet ihm niemand. Es gehöret hieher nicht weiter, als daß er ſelbſt die Ungereimtheit der Folge zeigt, die doch aus den Monaden-Sätzen unumgänglich abflieſſet. Ich habe alſo nicht nöthig, weiter dabey etwas zu erinnern.

43) Dieſes iſt abermals weiter nichts, als eine weitere unumgängliche Folge aus den Lehrſätzen der Gegner, und gar nicht mein eigner Schluß. Denn wenn die Zeit untheilbar iſt, in welcher ein Körper von einer α zur nächſten β fortrücket; ſo folget ja nothwendig, daß dieſe Zeit untheilbar ſeyn muß, ein Körper mag ſich geſchwind oder langſam bewegen. Denn beyde iſt ja die Zeit, in welcher er dieſe Fortrückung bewerkſtelliget; und allemal iſt der Grund vorhanden: wenn die Zeit theilbar wäre: ſo müßte auch die Monade getheilet werden können, und folglich könnte ſie kein einfaches Ding ſeyn.

§. 27.

Wir haben aber bey Eintheilung der Zeit durch die Bewegung der Körper auf zweyerley Achtung zu geben. Denn einmal müſſen wir ſehen auf den Körper, welcher ſich nach einer gewiſſen Linie beweget; ſodann aber auch auf die Dinge, nach welchen er ſich in dieſer Linie bewegt. Beyde tragen ihren Grund zur Eintheilung der Zeit bey. Denn in Anſehung des Körpers, welcher ſich beweget, findet eine langſame und eine geſchwinde Bewegung, nach dem eignen Geſtändniſſe des Herrn Verfaſſers, ſtatt. Der Unterſchied dieſer beyden Arten iſt zu ſuchen in dem Verzuge, welcher ſich bey der langſamen Bewegung findet, und welcher eben durch eine geſchwindere Bewegung offenbahr wird; und jedermann muß bekennen, dieſes giebt einen Grund, die Zeit einzutheilen. In denen Dingen neben einander aber findet ſich der andre, ſo, daß ich nach der Menge derſelben einen neuen Maaßſtab entdecke, nach welchem ſich die Zeit eintheilen läſſet. Dieſes deſto deutlicher zu machen und zu zeigen, daß es auch der gemeinen Art zu reden gemäß ſey, wollen wir es durch Exempel erläutern. Ich ſetze z. B. den Fall: es gehen ihrer zwey ſpatzieren, und zwar alle beyde nur eine Weile, welche wir A. B. nennen wollen: der eine a gehet eine halbe Stunde, der andre b aber nur eine viertel Stunde. Wir ſetzen ferner, es ſey dieſe Weite mit einer determinirten Anzahl Steine belegt. Wer würde wohl allhier die Eintheilung der Zeit nur allein in der Anzahl der Steine ſuchen, mit welchen der Weg beleget worden? und daher ſchließen, weil die Anzahl bey der Bewegung a wie bey b geweſen; ſo laſſe ſich die Zeit nicht weiter theilen? Wird nicht vielmehr jedermann ſagen: der Grund, warum a in ſeiner Bewegung langſamer geweſen, als b, liege in ſeiner Bewegung, weil nämlich ſeyn Fuß ſich noch einmal ſo lange auf der Erden verweilet, als b; ja! wird nicht eben dieſe Bewegung von b, weil ſie geſchwinder geweſen, einen Grund zu einer neuen Eintheilung der Zeit an die Hand geben.

§. 28.

Man ſtelle ſich ferner vor: Man hätte einen gedruckten Bogen, auf welchem ſich gleich 4000 Wörter befänden, man ließe aber ſolchen ihrer zweyen ableſen, und der eine a läſe eine halbe Stunde, und der andre b aber eine ganze Stunde. Welcher Menſch würde glauben, daß weil bey beyden eine gleiche Anzahl Wörter geweſen, ſich die langſamere Bewegung von b nicht weiter eintheilen ließe? Wird nicht jedermann bekennen, der lange Aufenthalt der Zunge von b bey jedem Worte ſey der Grund dieſer langſamen Bewegung; und eben die geſchwinde Bewegung von a geben einen neuen Grund an die Hand, daß die Zeit, welche b zugebracht, ſich noch einmal ſo klein theilen laſſe, als die Anzahl der Wörter geweſen? Es erſcheinet alſo hieraus deutlich, daß man bey Eintheilung der Zeit nicht allein auf die Dinge neben einander Acht haben müſſe, um daraus die Eintheilung der Zeit zu beurtheilen; ſondern man müſſe zugleich ſehen auf die Beſchaffenheit der Bewegung, ob dieſelbe langſam oder geſchwinde, weil die geſchwindere Bewegung allemal einen neuen Grund der Eintheilung an die Hand giebet.

§. 29.

Ziehen wir nun dieſes auf den gemachten Einwurf des Herrn Verfaſſers; ſo werden wir leicht erkennen, daß derſelbe leichtlich zu beantworten ſey. Denn nicht allein die angegebene Anzahl der Monaden, nach welchen ſich der Körper A. in gerade Linien beweget, geben den Grund der Eintheilung der Zeit, ſondern der Aufenthalt dieſes Körpers, wenn er durch die geſchwindere Bewegung eines andern offenbahr wird, giebt einen neuen Grund dieſer Eintheilung. Alsdenn aber würde ſich die Eintheilung der Zeit lediglich durch die Dinge neben einander beſtimmen laſſen, wenn ich zum Voraus ſetze, der Körper A. habe den höchſten Grad der Geſchwindigkeit in ſeiner Bewegung. In ſolchem Falle aber fiele der Einwurf von ſich ſelber dahin, weil keine geſchwindere Bewegung des Körpers B. möglich wäre. Es erſcheinet aber zugleich hieraus, daß der Herr Verfaſſer in ſeiner Demonſtration falſch ſchließe, wenn er ſagt: Indem ein Körper von a bis b fortrücke; ſo müſſe die Zeit, in welcher ſolches geſchiehet, untheilbar ſeyn, und zwar es möchte ſich ein Körper geſchwinde oder langſam bewegen: denn der Vorzug, welchen der Herr Verfaſſer durch die geſchwindere Bewegung des Körpers B. offenbahr machet, zeiget deutlich, daß noch ein anderer Grund der Eintheilung vorhanden ſey; denn aus dem Vorzuge eines Körpers bey andern Dingen kann ich keinesweges auf die Untheilbarkeit ſeines Raumes ſchließen.

§. 30.

Wider dasjenige übrigens, was der Herr Verfaſſer als Meinungen dererjenigen, welche die Monaden behaupten, aus ihren eigenen Gründen will geſchloſſen haben, wende ich, den Raum zu ſchonen, weiter nichts ein, als daß ich nur gedenke, wie mir unbegreiflich vorkomme, wenn der Herr Verfaſſer vorgiebt, die Vertheidiger der Monaden behaupteten, daß eine jede Monade vor ſich eine Größe haben müſſe, weil ſie behaupteten, eine jede Monade müſſe endlich und beſtimmt ſeyn (44). Es iſt ja dem Herrn Verfaſſer ſo unbekannt nicht, daß dieſer Satz eben dasjenige iſt, wider welchen die Lehrer der Monaden ſo heftig auch mit ihm ſelber ſtreiten, wie kann er alſo glauben, daß ſie es ſelber behaupteten. Es möchte doch der Herr Verfaſſer zeigen, wo jemals einer aufgetreten, welcher behauptet, es ſey eine Größe (wie er ſie vorſtellet) möglich ohne Vielheit der Theile. Iſt aber dieſes, ſo fällt die Beſchuldigung von ſelbſt (45). Ich weiß zwar wohl,

---

44) Nicht weil eine jede einzelne Monade endlich und beſtimmt iſt; ſo habe ich niemals geſchloſſen: ſondern weil die Anzahl Monaden, die einen Körper ausmachen, endlich und beſtimmt iſt, wie die Gegner lehren. Hieraus aber folget, daß die Gegner, nicht zwar mit ausdrücklichen Worten, ſondern durch eine unumgängliche Folge behaupten, eine jede Monade habe ſchon eine Größe vor ſich. Denn wenn die Anzahl Monaden, die einen Körper ausmachen, endlich beſtimmt und gewiß iſt; ſo iſt eine jede einzelne Monade ein gewiſſer und beſtimmter Theil des Körpers, und alſo hat er offenbahr ſchon ſelber eine Größe, wie ich es oben gezeiget habe.

45) Dieſes ſind abermals die unrichtigen Begriffe des Herrn Verfaſſers von der Größe indem er ſie lediglich aus der Menge der Theile beurtheilen will. Wenn es möglich wäre, daß es letztere Theile eines Körpers gebe, die nicht weiter

wohl, der Herr Verfaſſer wird antworten, eben um deßwillen ſey es lächerlich, daß dasjenige aus ihren Sätzen folge, was ſie doch beſtritten. Allein, ich antworte demſelben: er ſolte nur erſt die ganze Demonſtration liefern, wie man aus dem einigen Begriffe von der Endlichkeit eines Dinges auf eine körperliche Größe ſchließen könne [46]? alsdenn wollen wir weiter davon urtheilen. Denn bis jetzo kömmt mir und andern dieſe Demonſtration unbegreiflich vor.

§. 31.

Jedoch, ich kann nicht umhin, allhier noch den Hauptendzweck des Herrn Verfaſſers bey dieſem Einwurfe zu berühren, er will nämlich dadurch die Unmöglichkeit zeigen, daß aus Untheilbaren zuſammengeſetzte Theilbare entſtehen könnten. Und eben dieſes hat er auch noch im andern Theile ſeiner Schrift, wiewohl aus andern Gründen, beweiſen wollen. Weil wir nun die Kraft gegenwärtigen Einwurfs bereits in dem vorhergehenden zunichte gemacht; ſo lieget uns nun noch ob, dasjenige,

was

---

weiter getheilet werden könnten: ſo würde dennoch ein jeder von dieſen letztern Theilen ſeine Größe haben, ohngeachtet hier keine Vielheit der Theile wäre. Denn ein jeder von dieſen letztern Theilen würde doch ein Verhältniß des Unterſchiedes gegen andre Dinge haben.

[46] Nicht aus der Endlichkeit eines Dinges, ſondern aus der endlichen und beſtimmten Anzahl der Monaden, die einen Körper ausmachen ſollen, ſchließet man auf die körperliche Größe einer jeden Monade, wie ich ſchon oben erinnert und ausgeführet habe.

was er hinten §. 117 ꝛc. eben hievon vorgebracht, vollends zu entkräften. Er behauptet aber daſelbſt: Es ſey kein Grund vorhanden, warum die Dinge ſo bey einander wären, daß ſie nur Eines ausmachten; da es doch ſonſt mit den Geiſtern, als einfachen Dingen, gleiche Beſchaffenheit haben müßte, und fodert alſo zu zeigen, wie es möglich ſey, daß in coexiſtirenden Dingen etwas vorhanden ſeyn könne, wovon in eben den Dingen, wenn ſie einzeln betrachtet werden, nichts anzutreffen ſey. Wir können uns aber dieſes ganz deutlich vorſtellen, wenn wir nur die Sache etwas näher in Betrachtung ziehen. Es giebt nämlich zweyerley Grund, nach welchem wir hiebey fragen können, denn einmal iſt die Frage: Warum die einfachen Dinge überhaupt nicht ohne alle Verknüpfung mit andern, nur für ſich allein ſeyn könnten? Und dieſe Frage läſſet ſich aus der Endlichkeit der einfachen Dinge, als Kreaturen, beantworten; weil nämlich, außer dieſer Verknüpfung mit andern Dingen, um ſich herum keine Schranken, welche doch bey endlichen Dingen nothwendig ſeyn müſſen, können gedacht werden (47). Wobey wir

---

47) Mit dieſem Grunde verbeſſert der Herr Verfaſſer ſeine Sachen gar nicht aus. Denn es würde daraus folgen, daß auch die Geiſter mit einander verknüpft ſeyn müßten, weil ſonſt keine Schranken um ſie herum könnten gedacht werden, welche doch bey endlichen Dingen, welche die Geiſter allerdings ſind, nothwendig ſeyn müſſen. Die verſchiedenen Arten der Einſchränkung thun nichts bey der Sache. Dieſes folgt aus nichts, ſondern es wird nur für die lange Weile angenommen. Bey körperlichen und bey einfachen Dingen verſchiedene Arten der Einſchrän-

wir aber mit gutem Bedachte noch erinnern, daß auch nach der Verſchiedenheit derer Dinge, auch verſchiedene Arten der Einſchränkungen nothwendig ſeyn müſſen, aus welchen Verſchiedenheiten ſich hernachmals vieles zeigen läßt.

§. 32.

Es iſt aber noch eine Frage übrig, warum nämlich einige derer einfachen Dinge alſo nahe beyſammen wären, daß ſie mit andern nur eines ausmachten (48); Hiebey nun will ich mich nicht allein auf die verſchiedenen Arten der Einſchränkungen berufen, ſondern vornehmlich das Weſen der zuſammengeſetzten Dinge anführen, welches dieſes erfordert. Man ſtelle ſich hiebey z. E. vor, ein Meßkünſtler machet mit einem Inſtrumente gewiſſe Puncte, ſo klein und zart als nur möglich; ſo ſtehet es an

---

kung anzunehmen, ohne Gründe vor ſich zu haben; dieſes deucht mich, iſt nicht philoſophiſch.

[48] Dieſe Frage iſt unnöthig, wenn bey endlichen Dingen, außer der Verknüpfung mit andern Dingen, um ſie herum keine Schranken könnten gedacht werden. Die Verknüpfung, wodurch einfache Dinge eines ausmachen können, wäre ja alsdenn ſchon vorhanden. Allein was es mit dieſer Verknüpfung vor ein Gewichte habe, iſt in der vorhergehenden Anmerkung gezeiget worden. Ueberhaupt gebe ich dem Herrn Verfaſſer zu bedenken, ob ſich eine ſolche Verknüpfung ohne äußerliche und körperliche Schranken, welche doch einfache Dinge nicht haben können, gedenken läßt. Denn man erwäge es nur recht: ſo wird man finden, daß man in dieſer Verknüpfung voraus ſetzte, daß ſich die Seiten der einfachen Dinge berühren müſſen. Die einfachen Dinge haben aber keine Seiten.

an und vor ſich in ſeinem freyen Willen, dieſe Puncte zerſtreuet zu laſſen oder nicht (49). Geſetzt aber, er wolte, daß dieſe Puncte eine Linie ausmachen ſolten; ſo erfodert hernachmals das Weſen einer Linie, daß dieſe Puncte ſo nahe zuſammen kommen müſſen, daß ſie in einem fortgehen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Grunde, welchen ich wiſſen will, warum die einfachen Dinge, welche die Körper ausmachen, ſo nahe beyſammen ſeyn müſſen? Es möchte zwar jemand hiebey einwenden, daß ich ſolchergeſtalt nur ein Exempel angeführet, wie aus Dingen, welche doch an ſich noch theilbar wären, andre theilbare entſtehen könnten? Dieſes aber gehöre nicht hieher. Allein ich antworte, daß ich dieſes Exempel nicht angeführet, die Art und Weiſe zu zeigen, wie aus einfachen Dingen zuſammengeſetzte entſtehen könnten; ſondern nur den Grund zu zeigen, nach welchem wir hiebey noch fragen können, und dieſer lieget vollkommen in dem Exempel. Ueberhaupt iſt es allhier mein Werk nicht, eine vollkommene Ausführung dieſer Lehre zu zeigen, ſondern ich wolte nur einige Gründe dazu an die

---

49) Gleichwie ich davor halte, daß man in der Weltweisheit niemals Gleichniſſe anwenden muß; weil ſie allemal hinken, und uns alſo gewiß verführen: ſo paſſet auch dieſes Gleichniß nicht. Nach dem eignen Satze des Herrn Verfaſſers kann der Meßkünſtler dieſe Puncte gar nicht zerſtreuet laſſen, wenn ſie eine Vergleichung der einfachen Dinge ſeyn ſollen. Denn ſonſt würden dieſe Puncte keine Einſchränkung haben, wenn ſie nicht mit andern um ſich herum verknüpſt wären, wie der Herr Verfaſſer kurz vorher von den einfachen Dingen behauptet hat.

Hand geben. In der ausführlichen Demonſtration aber der einfachen Dinge ſoll es g. G. weitläuſtiger geſchehen.

§. 33.

Es hat endlich der Herr Verfaſſer von dem 41. §. an, wie er ſagt, noch einige Einwürfe beantwortet, weshalber man geglaubet, daß ſeine Beweiſe nichts gelten konnten. Und darunter iſt nur das erſte der Streit, ob die Materie eine Erſcheinung ſey oder nicht? welches letztere der Herr Verfaſſer vertheidiget. Ob mich nun gleich dünket, daß an dieſem Streite noch gar vieles ſchuld ſey, daß man noch nicht deutlich genug determinirt, was man eigentlich unter der Materie verſtehe; ſo glaube ich doch zugleich, der Streit wird nicht beſſer gehoben werden können, als wenn der Herr Verfaſſer erſt deutlich erwieſen, daß die Materie eine Subſtanz ſey. Denn es iſt wohl an dem, der Beweis taugt nichts, wenn ich ſagen will: Die Materie iſt deswegen eine Erſcheinung, weil ſich nicht alles deutlich genug in derſelben erkennen läßt. Allein gleichwie derſelbe glaubet, ſeine Gegner ſetzten bey dem Beweiſe, daß die Materie eine Erſcheinung wäre, die Monaden als bewieſen voraus; alſo iſt auch ſichtbar, daß der Herr Verfaſſer bey der Behauptung einer Subſtanz, die unendliche Theilbarkeit der Materie als bewieſen annimmt (50); denn wenn er ſpricht:

---

50) Dieſe Beſchuldigung würde dem Herrn Verfaſſer ſo leicht nicht zu erweiſen ſeyn. Die unendliche Theilbarkeit der Materie hat mit dem Satze, daß die Materie eine Subſtanz iſt, nichts zu ſchaffen: und wer kann die unendliche Theilbarkeit der Materie verwerfen, wenn man gleich

ſpricht: er ſey durch ſeine Beweiſe darauf geführt worden; ſo ſind eben diejenigen, wodurch er die unendliche Theilbarkeit zeigen wollen. Da wir nun aber gezeigt, dieſe ſey unmöglich bey wirklichen Dingen; ſo können auch dieſe Beweiſe unmöglich gültig ſeyn.

§. 34.

Hieraus machet zugleich der Herr Verfaſſer §. 45. eine Beſchuldigung wider die Vertheidiger der Monaden, wenn er vorgiebt: ſie überſchritten die Gränzen der Philoſophie; denn ſie wolten die Art und Weiſe, wie die Dinge hervorgebracht wären, einſehen; und dahero wäre es auch hernachmals kein Wunder, wenn ſie in Verwirrung geriethen. Könnte ich mich nun überreden, daß dieſe Beſchuldigung gegründet wäre; ſo würde ich auſſer Zweifel der erſte mit ſeyn, welcher eine ſo gefährliche Unterſuchung liegen laſſen, und ſeine Vernunft gefangen nehmen würde: allein mich deucht, es ſey we-

---

gleich die Materie vor eine Subſtanz hält. Wenn aber der Herr Verfaſſer fordert, ich ſoll demonſtrativiſch beweiſen, daß die Materie eine Subſtanz iſt: ſo wird ihm nicht unbekannt ſeyn, daß wir auch gar nicht ausgemacht haben, was eine Subſtanz iſt. Denn alle Erklährungen, die man davon gegeben hat, taugen offenbahr nichts. Unterdeſſen, wenn der Herr Verfaſſer einräumet, daß die Materie keine Erſcheinung iſt; ſo nimmt er ſchon an, daß ſie eine Subſtanz iſt. Denn dieſe beyden ſind einander entgegen geſetzt, und wir haben kein drittes, das die Materie ſeyn könnte. Die Unterſuchung, was eine Subſtanz iſt, erfordert ſo viel Betrachtungen, die ich zur Zeit an dieſen Gegenſtand noch nicht verwenden kann nigſtens dieſe Beſchuldigung zu hoch getrieben. Gott ſelber hat zwar unſrer Vernunft Gränzen geſetzet, daß wir demjenigen, was wir gar nicht begreifen können, ſchlechterdings nicht nachgrübeln ſollen. Ob aber hierunter die Zuſammenſetzung der ſichtbaren Dinge mit gehöre; kann ich keinesweges begreifen. Es ſind außer Streit die Dinge dieſer Welt uns deshalben vorgeſtellet, daß wir in Betrachtung derſelben unſer Gemüthe beſchäfftigen, und die Spuhren des allerhöchſten Weſens dabey entdecken ſollen. Wir haben zu dieſer Betrachtung unſre Sinne; und ſo lange dieſe zulangen, beſchäfftigen wir uns mit Dingen, welche in die Sinne fallen. Wenn aber die Kraft unſerer Sinne aufhöret, woher wollen wir beweiſen, daß unſer Verſtand nicht weiter gehen könne? Der Herr Verfaſſer meinet zwar: man wolle die Art und Weiſe der Zuſammenſetzung aus den innerſten Gründen erforſchen; und dieſes ſey ſtrafbar: allein, es geſchiehet uns hierinnen Unrecht. Die vollkommne Erkenntniß der Art und Weiſe der Zuſammenſetzung iſt einem endlichen Verſtande wegen der allzugroßen Verſchiedenheit unmöglich. Heißt aber das zu viel, wenn ich ſage: Der unendliche Verſtand Gottes begreift ſo eine große Anzahl der Verſchiedenheiten in der Zuſammenſetzung, daß wenigſtens kein eingeſchränkter Raum nur die Anzahl derſelben faſſen könnte: der menſchliche Verſtand aber bemühet ſich nur die Möglichkeit einer Zuſammenſetzung begreiflich zu machen? Gewiß, wer dieſes zu viel nennen wolte, würde der menſchlichen Erkenntniß allzu enge Gränzen ſetzen. Gott bleibet dem ohngeachtet in allen ſeinen Werken unerforſchlich; und wir mögen noch ſo tief eintringen; ſo werden ſich immer mehr Abgründe offenbahren, dahin ſich kein endlicher Verſtand wagen darf, wenn er nicht eine gerechte Strafe ſeiner Verwegenheit erfahren wolte (51).

§. 35.

Jedoch der Herr Verfaſſer gehet in ſeinen Beſchuldigungen noch weiter, wenn er §. 46. vorgiebt: Es wäre zwiſchen der Monaden-Lehre und dem Idealiſmo nur noch ein kleiner Schritt; weil nach derſelben keine Subſtanz, als der einfachen Dinge, welche nur in unſern Begriffen vorhanden wären (52), anzutreffen ſey. Allein, es fehlet dieſer Beſchuldigung auch ſo gar der äußere Schein, welcher derſelben noch einige Farbe anſtreichen könnte; und mich deucht, jeder, der nur ein wenig zur Billigkeit geneigt iſt, wird einſehen, daß ſo gleich alles dahin fällt, wenn wir nun zeigen, daß er den Grundſatz die-

---

51) Es kommt hier darauf an, ob man durch die Monaden-Lehre die Art und Weiſe der Schöpfung der körperlichen Dinge einſehen will, oder nicht. Ich glaube, daß dieſes die Gegner wollen, weil ich es ſo gar an verſchiednen Orten als einen Nutzen der Monaden-Lehre gerühmet gefunden habe. Alsdenn aber überſchreitet man hierdurch offenbahr die Gränzen der Philoſophie; indem es vor unſern endlichen Verſtand eine offenbahre Verwegenheit iſt, wenn er ſich die Art und Weiſe der Schöpfung begreiflich machen will.

52) Dieſes iſt ohnfehlbar verſchrieben, oder der Herr Verfaſſer hat mich nicht verſtanden. Man hat denen Gegnern nicht aufgebürdet, daß die einfachen Dinge nur in unſern Begriffen vorhanden wären, ſondern es folge, daß die Materie, die daraus erwächſt, nur darinnen vorhanden ſeyn müßte.

ſer Folgerung gänzlich unerwieſen angenommen. Die Idealiſten gaben vor, es ſey nichts Wirkliches in der Welt als die Geiſter, oder einfachen Dinge. Die Vertheidiger der Monaden aber haben ſich auch niemals einfallen laſſen, die Wirklichkeit der Körper zu läugnen, ſie vertheidigen vielmehr dieſelben auf alle Art und Weiſe, und bemühen ſich auch, alle eingebildete Begriffe von denenſelben zu entfernen, damit nichts Gelegenheit geben möge, einigen Zweifel wider die Wirklichkeit derſelben zu erregen. Es meinet zwar der Herr Verfaſſer, es folge ſolches daraus, wenn ſie die Materie vor eine Erſcheinung ausgeben. Allein, es möchte derſelbe bedenken, daß die Vertheidiger der Monaden, wenn ſie die Materie vor eine Erſcheinung ausgeben, keinesweges den Körper, ſondern nur dasjenige darunter verſtehen, was ſich bey dem Körper nicht anders als undeutlich vorſtellet (53). Wenn man aber ſagt, die Materie erwächſet aus den Monaden; ſo läugnet man deswegen nicht, daß dieſelben in der Verknüpfung mit andern die zuſammengeſetzten Dinge, oder die Körper ausmachen; ja es iſt faſt unmöglich, daß einer

---

53) Dieſe Einſchränkung wird man vielleicht nur machen, wenn es darauf ankommt, den Idealiſmus von ſich abzulehnen. Denn außer dem hat ja der von mir angeführte Vertheidiger der Monaden mit dürren Worten geſagt, daß außer den einfachen Dingen ſonſt nichts Wirkliches und Subſtantielles in dem ganzen Weltgebäude wäre. Hierdurch ſind ohne Zweifel die Körper gleichfalls von der Wirklichkeit ausgeſchloſſen. Ich brauche hier weiter nichts zu ſagen, denn der Herr Verfaſſer hat meine Gründe, warum aus der Monaden-Lehre der Idealiſmus folgt, noch gar nicht berühret.

einer die Monaden ſammt ihren Eigenſchaften genau aus einander ſetzen könne, ohne Abſicht auf den Körper, und deſſen Zuſammenſetzung, welche uns zu ſolcher Erkenntniß führen. Folglich erhellet hieraus deutlich, daß die Beſchuldigung des Idealiſmi keinesweges aus der Monaden Lehre fließe, ſondern einen ganz andern Grund haben müſſe.

§. 36.

In dem 50ſten §. handelt der Herr Verfaſſer noch ganz kürzlich von der Stätigkeit, Feſtigkeit, und Undurchdringlichkeit der Körper; weil ihm dieſe als Einwürfe wider ſeine unendliche Theilbarkeit entgegengeſetzt werden; und meinet daſelbſt von der Stätigkeit, man thue am beſten, wenn man gänzlich läugne, daß eine Stätigkeit bey denen Körpern ſey; weil die Betrachtung durch Fern-Gläſer uns eines andern überzeuge. Jedoch ich halte davor, daß ſowohl der Herr Verfaſſer, als auch diejenigen, welche die Stätigkeit der Körper bejahen, jeder in gemeſſenem Verſtande Recht habe. Denn wir können die Stätigkeit auf zweyerley Art betrachten: Einmal kann ich zur Stätigkeit erfordern, daß die Theile, welche in einem fortgehen ſollen, einander ähnlich ſind, in welchem Verſtande es der Freyherr von Wolf §. 58. genommen; und nach dieſer Erklährung halte ich es mit dem Herrn Verfaſſer, daß ich nicht glaube, daß es ein ſtätiges Ding in der Welt gebe. Aber ich kann die Stätigkeit der Körper alſo erklähren, daß ich nur erfordere, die Theile, ſie mögen einander ähnlich ſeyn oder nicht, ſollen in einem fortgehen, und in dieſem Verſtande halte ich allerdings davor, daß es ſtätige Dinge gebe (54). Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Streit von den Monaden ausgemacht werden könne, wir mögen dieſe Streitigkeit mit dazu nehmen, oder nicht.

§. 37.

Gleiche Beſchaffenheit hat es auch mit der Undurchdringlichkeit und Feſtigkeit der Körper. Der Herr Verfaſſer iſt mit uns hierinnen einerley Meinung; nur daß er den Grund hiervon bloß in der Zuſammenſetzung zu finden glaubet. Da nun aber die Widerlegung ſeines Vorgebens vielen Raum erfordert, ohne daß wir dadurch der Lehre von den Monaden groß aufhelfen würden; ſo verlaſſen wir jetzo dieſes, ſo lange bis wir aus andern Gründen das Gebäude der Monaden-Lehre ſo feſte aufgeführet, daß nicht ſo leichte jeder Sturm demſelben Schaden thun könne. Alsdenn aber wird ſich auch dieſer Streit um ſo eher heben laſſen; weil wir dabey Gründe bekommen, überhaupt die Eigenſchaften des Körpers in ein groſſes Licht zu ſetzen.

§. 38.

Ich ſolte nun auch zuletzt einige Anmerkungen über die Gedanken des Herrn Voltaire von den Monaden beyfügen. Weil ich aber ſchon oben (§. 4.) berühret, daß derſelbe die Monaden-Lehre keinesweges recht verſtanden

---

54) Allein, dieſe Stetigkeit läßt ſich erklähren, ohne daß wir Monaden nöthig haben; mithin iſt der Einwurf vergeblich daß man auſſer den Monaden die Stetigkeit der Körper nicht erklähren könne.

den (55) und alſo nur aus ungegründeten Begriffen geſchloſſen; ſo halte ich ſolche Arbeit für unnöthig, und wir wollen lieber Zeit und Papier erſpahren, um aus Gründen die Wahrheit zu beweiſen. So viel Vertrauen aber habe ich wenigſtens zu dem Herrn Voltaire, daß, wenn ihm beyderſeitige Lehrgebäude deutlich vor Augen geleget würden, er gewiß zehnmal eher die Monaden-Lehre vertheidigen, als ſich in die Abgründe einer unendlichen Theilbarkeit einlaſſen würde. So angenehm aber im übrigen dieſelbe bis anhero unſerm Herrn Verfaſſer geweſen; ſo leichte wird derſelbe wenigſtens in ſeinem Herzen geſtehen, daß ſie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, und daß es ſchlechterdings unmöglich ſey, dieſelbe zu behaupten. Iſt es aber demſelben, wie ich glaube, ſchlechterdings um die Wahrheit zu thun, ſo, daß er dieſelbe anzutreffen und zu finden wünſchet; ſo wird derſelbe der ganzen gelehrten Welt das Vergnügen machen, entweder die gezeigten Unrichtigkeiten (56) aus ſeinem Lehrgebäude

---

55) Dieſe Beſchuldigung iſt ungegründet, wie ich ſchon oben erinnert habe. Der Herr von Voltaire hat das Lehrgebäude von den Monaden vorgetragen, wie es die Gegner ſelbſt nicht anders vorſtellen können.

56) Vielmehr, da ich von allen vermeintlichen Unrichtigkeiten, die der Herr Verfaſſer aufgeführet hat, keine einzige übrig gelaſſen habe, die ich nicht auf das deutlichſte von den Einwürfen des Herrn Verfaſſers gerettet hätte: ſo bin ich von dem Wahrheitliebenden Herrn Verfaſſer verſichert, daß er der Wahrheit die Ehre geben, und von der Richtigkeit meines Lehrgebäudes überzeugt ſeyn wird.

gebäude zu laſſen, und daſſelbe weiter zu befeſtigen, oder aber die gegenſeitigen Wahrheiten mit in ein größres Licht zu ſetzen, ſich bemühen. Weil ich gewiß glaube, daß der Herr Verfaſſer, da er in tiefen Nachdenken geübet iſt, es in Unterſuchung neuer Gründe hoch bringen würde. Die Gelehrten aber mögen im übrigen urtheilen, welche Wahrheit bis jetzo das mehreſte Gewichte habe, und welche Gründe eine fernere Unterſuchung nöthig haben.

Des Herrn von Juſti

Scherzhafte
und
Satyriſche Schriften.

Erſter Band.

Joh. Heinr. Gottlobs von Juſti

Scherzhafte und Satyriſche Schriften

Erſter Band.

* * *

Berlin, Stettin und Leipzig,
im Verlag Johann Heinrich Rüdigers.
1760.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Sollten wohl Satyren einigen Nutzen haben? Das iſt in der That eine große Frage, über welche wir doch zuförderſt einige Betrachtungen anſtellen wollen, ehe ich mit meinen Leſern von der gegenwärtigen Sammlung meiner ſatyriſchen Schriften rede.

Nicht ſelten findet man, daß diejenigen, welche eine große Abneigung und Haß gegen die Satyren zu erkennen geben, einen ganz unrechten Begriff davon haben und gemeiniglich Schmähſchriften mit Satyren vermengen. In der That, da dieſe beyderley Art von Schriften unmittelbar mit einander gränzen; ſo kann man leicht einen Nachbar vor dem andern nehmen: und da ich finde, daß auch anſehnliche Schriftſteller zu erkennen gegeben, daß ſie nicht genugſam unterſcheidende Begriffe davon haben; ſo will ich doch hier meine Gedanken mittheilen, worauf meines Erachtens der Unterſchied zwiſchen Satyren und Schmähſchriften ankommt.

Das große Reich des Lächerlichen iſt der Gegenſtand der Satyre; ein Reich von unermäßlichem Umfange, worinnen faſt alle Menſchen Unterthanen ſind. Dieſes Reich wird von Sr. närriſchen Majeſtät, der großen Monarchinn Thorheit beherrſchet. Die Satyre iſt ein Freybeuther, der in Dienſten der groſſen Königinn Vernunft ſtehet, die wider das Reich der Thorheit einen gerechten und unaufhörlichen Krieg führet: und da das Reich des Lächerlichen bey ſeinem unermäßlichen Umfange ſehr übel verwahrte Gränzen hat: ſo fällt der Satyre nichts ſo leicht, als unaufhörliche Streifereyen mit dem glücklichſten Erfolge darinnen zu unternehmen. Dahingegen iſt die Schmähſchrift der Nachbar der Satyre, ein großer Straßenräuber, der in Dienſten des Neides ſteht, und in das Reich der Ehre nächtliche und verſtohlne Einfälle thut, von welchen er aber gemeiniglich auf hinkenden Füßen und mit blutiger Naſe zurück kommt.

Ohne Allegorie zu reden: ſo ſind in der That das Lächerliche und die Thorheit die Gegenſtände, mit welchen die Satyre allein zu ſchaffen hat: dahingegen die Schmähſchrift die Ehre und den guten Namen der Menſchen angreift. Derjenige, welcher lächerlich gemacht wird, verliert deshalb nichts an ſeiner Ehre. Es kann jemand ein großer Narr und doch ein ganz ehrlicher Mann ſeyn. In dieſem Geſichtspunkte alſo muß man den Unterſchied, zwiſchen jemand lächerlich machen, und jemand an ſeiner Ehre angreifen, betrachten, nicht aber nach denen Begriffen, die ſich ein durch die Satyre gebeugter Thor davon macht, der freylich gemeiniglich Himmel und Hölle bewegt, und ſich an ſeiner Ehre vor abſcheulich beleidigt erachtet, wenn man ihn an ſeiner lächerlichen Eitelkeit und thörichten Betragen, oder an ſeiner eingebildeten Unfehlbarkeit antaſtet, und ihm aus ſeiner eigenen Schwäche zeigt, daß er ſich höchſt thörichter Weiſe vor einen Dictator oder Patriarchen in der gelehrten Republik aufwirft, dem niemand widerſprechen ſoll, und der ſich doch heraus nimmt, über alle andre ſein Urtheil zu fällen.

Hieraus kann man alſo beurtheilen, was eigentlich zu dem Bezirk der Satyre gehöret. Das Lächerliche, das Ungereimte, die Narrheiten, die thörichten Leidenſchaften der Menſchen und ſolche Laſter, welche der Beſtrafung der Obrigkeit nicht unterworfen ſind, das ſind die eigentlichen Gegenſtände der Satyre: und alle dieſe Dinge kann die Satyre jemand auf eine lächerliche Art vorhalten, ohne ihre Gränzen zu überſchreiten. Allein ſo bald ſie jemand ein Laſter und Verbrechen vorwirſt, welches der Strafe der Obrigkeit unterworfen iſt, und wodurch mithin deſſen Ehre im eigentlichen Verſtande beleidiget wird; ſo höret ſie auf eine Satyre zu ſeyn, ſondern ſie wird zur Schmähſchrift. Denn hierauf beruhet der weſentliche und unterſcheidende Charakter dieſer beyden Arten von Schriften.

Unterdeſſen kann man doch nicht ſagen, daß Laſter und Verbrechen, welche die Obrigkeit beſtraft, gar kein Gegenſtand der Satyre ſeyn ſollten. Sie ſind es allerdings, jedoch nur dergeſtalt, daß ſie allgemein lächerlich gemacht werden, ohne jemand insbeſondre zu bezeichnen, der ſie an ſich hat: und hier finden wir abermals einen der hauptſächlichſten Unterſchiede zwiſchen denen Satyren und denen Schmähſchriften. Die Satyre greift die Laſter an und erdichtet Perſonen, um ſie deſto lächerlicher zu machen. Die Schmähſchrift hingegen greift Perſonen an, und beſchuldiget ſie grober Laſter und Verbrechen: und ſie nennet entweder dieſe Perſonen mit Namen, oder ſie bezeichnet ſie ſo deutlich, daß ſie jedermann mit Händen greifen, und das Gemälde nur auf dieſe Perſon und Begebenheit ausgedeutet werden kann.

Nach dieſem Begriffe von der Satyre kann man ſchwerlich behaupten, daß ſie verwerflich iſt. Sie iſt es, welche die Rechte der Vernunft wider die Thorheit und Narrheit vertheidiget: und indem ſie die Undankbarkeit, einen ſtinkenden Geiz und andre Laſter, welche die bürgerlichen Geſellſchaften nach der Natur ihrer Verfaſſungen ſchwerlich beſtraſen können, mit lebendigen Farben abſchildert; ſo rächet ſich die beleidigte Menſchheit, welche durch die Laſter, als durch ein unvermerkt ſich ausbreitendes Gift, ſo viel leidet, als durch unnatürliche Grauſamkeiten.

Allein, ſagen die Feinde der Satyre, die Spottſchriften beſſern diejenigen niemals, die dadurch getroffen werden. Sie erbittern vielmehr die Gemüther, bringen ſie auf, und floſſen ihnen zwar die Begierde zur Rache, aber nicht die Luſt, ſich zu beſſern, ein.

Mich deucht nicht, daß dieſer Grund wider den Nutzen der Satyre ſehr ſtark iſt: am allerwenigſten aber, daß die Rachbegierde derjenigen, ſo durch die Satyre getroffen worden, einen großen Beyfall verdient. Wie? wenn ein häßlicher Menſch den Spiegel in Stücken zerſchmeißt, der ihm ſeine Häßlichkeit mit vollkommener Deutlichkeit zeigt, ſoll man ihm deswegen Recht geben, oder ſoll man gar ſeinethalben alle Spiegel abſchaffen? Ich halte es nicht davor.

Wenn der Grund, daß diejenigen, die durch die Satyre getroffen werden, ſich niemals

mals beſſern, von einiger Wichtigkeit wäre; ſo ſieht man leicht, daß die Obrigkeiten aus eben dieſem Grunde niemals die Todesſtrafe gegen einen Verbrecher gebrauchen dürften. Denn es iſt offenbar, daß ein Verbrecher, der am Leben geſtraft wird, dadurch unmöglich gebeſſert werden kann: und es iſt noch zweifelhaftig, ob alle andre Strafen den Endzweck einer wahren Beſſerung jemals zu erreichen im Stande ſind. Die Strafe der Obrigkeit erbittert denjenigen, den ſie betrifft, eben ſo ſehr, als die Peitſche der Satyre. Die Obrigkeit hat auch ſelten die Beſſerung des Verbrechers zum Endzwecke. Wenn ſie denſelben hätte; ſo müßte ſie den Verbrecher neben der Strafe auch von ſeinem Unrecht zu überzeugen ſuchen: und darum bekümmert man ſich ſelten. Ihr Augenmerk geht alſo hauptſächlich dahin, durch ſchreckende Beyſpiele andre von Laſtern und Verbrechen abzuhalten: und eben dieſen Endzweck hat eine vernünftige Satyre.

Vorrede.

Ein Satyrenſchreiber wird ſich niemals die eitle Hoffnung machen, diejenigen zu beſſern, die durch ſeine Spottſchriften getroffen werden. Er kennet die Beſchaffenheit der menſchlichen Gemüther allzu genau, als daß er eine ſo chimäriſche Einbildung faſſen könnte. Allein er kann ſich billig die Rechnung machen, ſolche Gemüther von dem Ungereimten, dem Lächerlichen, der Narrheit, und von der Ausſchweifung thörichter Leidenſchaften abzuhalten, die noch nicht vollkommen damit angeſteckt ſind: und in der That ein wohlgetroffenes ſatyriſches Bild, das die Thorheiten und Laſter nach dem Leben vorſtellet, kann dieſe Wirkung haben. Wenn er alſo dieſes leiſtet; ſo kann man mit gutem Grunde behaupten, daß die Satyren einen großen Nutzen haben.

Es giebt zwey Sekten von Sittenlehrern, die gleichſam einander gerade entgegen geſetzt ſind. Die einen ſchwatzen uns von nichts vor, als von der Hoheit und dem Adel der menſchlichen Natur. Sie betrachten die menſchlichen Fehler und Schwachheiten, ja ſo gar die Bosheiten der Menſchen, aus einem ſehr günſtigen Geſichtspunkte: und ſie ſuchen alles zu entſchuldigen und von der beſten Seite vorzuſtellen. Die andern hingegen wiſſen uns die menſchliche Natur nicht abſcheulich und ſcheußlich genug abzubilden, und die in der Welt herrſchende Laſter und Bosheit nicht groß genug vorzuſtellen. Beyde gehen ohne Zweifel zu weit. Die erſten ſind die Schmeichler, und die andern die Feinde des menſchlichen Geſchlechts. Unterdeſſen kann man ſich durch die Schmeichelen niemals die Wirkung verſprechen, jemand zu beſſern. Die Schmeicheley iſt es vielmehr, welche die Gemüther immer mehr verdirbt. Ich glaube alſo, daß die andre Klaſſe der Sittenlehrer, wenn ſie in einigen Schranken bleiben, in Anſehung der Beſſerung allemal mehr Nutzen ſtiften.

Wenn

Vorrede.

Wenn wir nur erſt überzeugt ſind, daß wir alle, auch die Weiſeſten nicht ausgenommen, eine gute Doſin Narrheit beſitzen, ſo ſind wir auf einem ſehr guten Wege begriffen. Wenn man einen Raſenden erſt dahin gebracht hat, daß er ſeine Raſerey erkennet; ſo iſt der Zeitpunkt, in welchem er ſeinen Verſtand wieder erlangen wird, nicht mehr weit entfernt: und das ſind allemal die kleinſten Narren, welche ihre Narrheit einſehen. Nichts iſt aber ſo geſchickt, die Menſchen überhaupt zu Erkenntniß ihrer Narrheit zu bringen, als die Satyre: und wenn ſie allein dieſen Nutzen leiſtet; ſo iſt ſie überaus hoch zu ſchätzen.

Allein, wer hat denn denen Satyrenſchreibern die Macht gegeben, die Thorheiten ihrer Nebenmenſchen lächerlich zu machen, und die Laſter in ihrer Häßlichkeit abzubilden? Auf dieſen Einwurf pflegen ſich die Feinde der Satyren am meiſten zu gute zu thun: und meines Erachtens iſt nichts ſo ſchwach, als dieſer Einwand. Die Satyrenſchreiber vertheidigen die geſunde Vernunft, die Tugend, die Menſchlichkeit; und man fragt noch, was ſie vor Rechte darzu haben. Sind ſie nicht Diener und Verehrer der geſunden Vernunft? Und wehe ihnen! wenn ſie dieſes nicht ſind. Ihr elendes Geſchmiere wird alsdenn ſeine Beſtrafung in ſich ſelbſt durch die allgemeine Verachtung finden. Sind ſie nicht Mitglieder der Geſellſchaft, die von dem Nachtheile ihren Antheil empfinden, welche die einreiſſenden Laſter und Bosheiten der Geſellſchaft verurſachen? Und ſind ſie nicht Menſchen, welchen es mithin daran liegt, die Ehre der Menſchheit gegen die Ungeheuer von Thorheit und Laſtern, die der menſchlichen Natur zur Unehre gereichen, aufrecht zu erhalten? Wahrhaftig Rechte! die bey allen denenjenigen allemal unleugbar ſeyn werden, die kein eignes Intereſſe haben, entweder die Unordnunnungen, oder die Unterdrückung der bürgerlichen Geſellſchaften zu unterhalten.

In der That ſind auch allemal diejenigen Regierungsformen, welche die Rechte der Menſchheit und den Endzweck der bürgerlichen Geſellſchaften am meiſten unterdrücken, die heftigſten Feinde der Satyren. Die unſelige Deſpoterey, welche alle Wohlfahrt und Glückſeligkeit der Unterthanen und alle Rechte der Menſchheit ihren Lüſten und Eigenſinn aufopfert, iſt die grauſamſte Verfolgerinn der Satyre: und dem ariſtocratiſchen Adel, welcher die Regierung des Staats mit Ausſchlieſſung und Unterdrückung aller andern Bürger allein an ſich geriſſen hat, iſt nichts ſo empfindlich und ſchmerzlich als die Satyre. Dieſe unglücklichen Regierungsformen begnügen ſich nicht, über die Menſchen zu tyranniſiren; ſie wollen auch denenſelben die letzte Zuflucht der Unterdrückten abſchneiden, nämlich den Verſuch, ob ſie nicht in ihren Tyrannen durch die erregte Schaam Empfindungen der Menſchlichkeit und gerechtere Grundſätze, wodurch ihr Elend gemildert werden könnte, hervorzubringen vermögend ſind. Man kann dannenhero die allgemeine Anmerkung machen, daß eine Monarchie, welche die Satyren durch eine große Strenge auszurotten ſuchet, allemal ſchon halb deſpotiſch iſt, und daß eine vermiſchte Regierungsform, welche die Satyrenſchreiber ſtark verfolget, allemal ſchon auf die Seite der Ariſtocratie den Ausſchlag hat. In allen Staaten hingegen, wo eine vernünftige Freyheit ſtatt findet, die denen Rechten der Menſchheit und dem Endzweck der bürgerlichen Verfaſſungen ſo gemäß iſt, duldet man die Satyre und ſieht ihr etwas nach. Es iſt ſogar der Natur der Democratie und einer vermiſchten Regierungsform, wo das Volk an der Regierung Antheil hat, gemäß, der Satyre eine große Freyheit zu geſtatten, damit das Volk allemal einen Weg frey läßt, wegen des Betragens der Miniſters, oder der vornehmſten Bürger, gewarnet zu werden: und die Athenienſer übten dieſe Maxime ſehr wohl aus. Ein weiſer und gütiger Monarch aber iſt viel zu großmüthig, als daß er wegen eines verſteckten Tadels, der die Regierung treffen kann, ſeinen Unterthanen eine Freyheit entziehen ſollte, die man ihnen nicht abſprechen kann, ſo lange man ſich dieſelben als denkende Weſen und als Mitglieder einer bürgerlichen Geſellſchaft vorſtellet.

Allein, wird man ſagen, die Satyren, insonderheit, wenn ſie auf eine verſteckte Weiſe die Regierung tadeln, können doch viel Böſes ſtiften. Das Volk, welches ſelten oder niemals im Stande iſt, den Grund der Sache zu beurtheilen, empfängt dadurch einen üblen Eindruck wider die Regierung: und dieſer iſt der Liebe und dem Vertrauen ſehr nachtheilig, das zwiſchen denen Unterthanen und dem

Regenten zur Wohlfahrt des Staats ſo nothwendig iſt. Abermals ein Einwurf von ſehr geringer Erheblichkeit. Der Pöbel in allen Landen lieſt wenig oder gar keine Satyren. Er iſt bloß das Echo der verſtändigen Leute: und wenn er ſelbſt von der Beſchaffenheit der Regierung urtheilet; ſo geſchieht es nach Empfindungen. Wenn er aber aus ſeinen Empfindungen urtheilet, daß die Regierung hart iſt, oder übel geführet wird; ſo wird man ihm dieſe Empfindungen nicht benehmen; wenn man auch alle Drucker, und alle ſo ſchreiben können, aus dem Staate verbannete. Der Eindruck, den die Satyren machen können, kommt demnach lediglich auf die verſtändigen Leute im Staate an: und dieſer Eindruck wird gewiß unausſprechlich klein ſeyn, wenn die Satyre eine elende ungegründete Skarteque iſt. Hat ſie aber in der That einigen Schein, der Eindruck machen könnte; ſo kann es ja einem Hofe niemals an Schriftſtellern fehlen, welche durch gründliche Vorſtellung der Sache dieſen Eindruck leicht auslöſchen können; ſo wie ſich dieſer Erfolg ſeit einem Jahrhunderte gar öfters in England gezeiget hat. Wollte man ſagen, daß der Hof nicht Urſach hätte, ſich dieſe Mühe zu machen; ſo würde man einen ſehr ſonderbaren Einwurf vorbringen. Wie? ſoll er lieber denkenden Weſen die Freyheit zu denken benehmen; ſoll er lieber denen Mitgliedern der bürgerlichen Geſellſchaft, die ihre Wohlfahrt mit der Glückſeligkeit dieſer Geſellſchaft auf das genaueſte verbunden haben den Weg zu Erinnerungen verſperren, ehe er ſich eine ſolche geringe Mühe nimmt, ſie eines beſſern zu belehren? Das würde eben das ſeyn, als wenn man jemand das Reden verbieten wollte, um ſich die Mühe zu erſparen, ihm zu antworten.

Indem ich hier ſo ernſtlich die Satyren vertheidige; ſo dürften viele meiner Leſer auf die Gedanken fallen, daß mich mein eignes Intereſſe hierzu veranlaſſet, und daß die Satyren, die ich hier in einer Sammlung der Welt mittheile, eine ſolche Schutzſchrift nöthig haben. Allein diejenigen, die ſolche Gedanken hegen, irren ſich gar ſehr. Dieſe Satyren haben ſo wenig etwas verfängliches in ſich, daß ich ſie ohne Bedenken dem Herrn Großinquiſitor in Spanien, denen Herren Jeſuiten in Wien, dem Cardinal Richelieu oder einem andern gegen die Satyren feindſelig geſinneten Miniſter, dem Reichsrathe in Schweden, oder einem ariſtocratiſch geſinnten Magiſtrate einer teutſchen Reichsſtadt zur Cenſur hätte übergeben können, ohne befürchten zu dürfen, daß mir der Druck wäre abgeſchlagen worden. Nein, ich habe allemal vor die Menſchen allzuviel Hochachtung gehabt, als daß ich mich hätte unterſtehen ſollen, ſie perſönlich anzugreifen. Meine Satyren haben die unterſcheidenden Kennzeichen, die ich oben vor dieſe Art Schriften feſtgeſetzt habe, im allerſtrengſten Verſtande an ſich: und ich beſorge nur allzuſehr, daß viele meiner Leſer, wenn ſie dieſelben durchgeleſen haben, urtheilen werden, daß wenn ich die Menſchen nicht empfindlicher und perſönlicher hätte angreifen und zu mancherley Auslegungen Anlaß geben wollen; ſo hätte es ſich nicht die Mühe verlohnt, dieſe Satyren zuſammen drucken zu laſſen.

Unterdeſſen, wenn auch einige Leſer alſo urtheilen ſollten; ſo iſt doch die Sache nunmehr geſchehen und nicht zu ändern. Wenn ich die Pflichten der Freundſchaft verletzen dürfte; ſo würde ich einige Freunde nennen können, an welche ſich dieſe Leſer diesfals zu halten hätten. Dieſe Freunde haben davor gehalten, daß es meine muntern und ſatyriſchen Schriften verdienten, der Welt in einer beſondern Sammlung mitgetheilt zu werden: und man weis, wie leichtgläubig die Schrift ſteller allemal ſind, wenn ihnen ihre Freunde von dem Werth ihrer Schriften etwas vorſchwatzen; wahrhaftig! noch leichtgläubiger als die jungen Mägdchens, die ſich einbilden, daß ein jeder, der freundlich mit ihnen redet, ſie heyrathen will.

Dieſe Sammlung wird aus drey Bänden beſtehen, davon ein jeder der beyden folgenden noch etwas ſtärker ſeyn wird, als der gegenwärtige. Dieſe Bände werden unverweilt auf einander folgen. Der zweyte wird ſchon auf die bevorſtehende Neujahrsmeſſe, und der dritte auf die nächſte Oſtermeſſe 1760 erſcheinen.

Dieſe Sammlung beſtehet theils aus Stücken, die ſchon ehedem gedruckt worden, theils itzo zum erſtenmal im Druck erſcheinen. Dieſer erſte Band enthält nur wenige vorher annoch ungedruckte Stücke in ſich; allein die folgenden Bände werden mehr davon liefern. Die gedruckten Stücke ſind größtentheils in meiner erſten periodiſchen Schrift, in denen Ergötzungen der vernünftigen Seele, enthalten geweſen, die ohnedem gänzlich vergriffen ſind, ſo, daß kein completes Exemplar dieſer Monatsſchrift mehr zu haben iſt. Viele aber ſind auch beſonders gedruckt geweſen.

Unter die letztern gehört auch die Dichterinſel, die ich hier wiederum abgedruckt liefere, nachdem auch hiervon alle Exemplaria vergriffen geweſen. Dieſes war meine allererſte Schrift, womit ich mich vor die Augen der Welt wagte, und wurde als ein beſondrer Tractat gedruckt. Dieſe Schrift wurde allenthalben ſo wohl aufgenommen, daß ich eine ziemliche Sammlung von prächtigen Lobeserhebungen drucken laſſen könnte, womit ſie die gelehrten Zeitungsſchreiber und Journaliſten beehrten: und wenn ich nach der Zeit gleichſam ein Schriftſteller von Profeßion geworden bin; ſo iſt es denen Aufmunterungen zuzuſchreiben, die ich als ein junger Anfänger

natür-

natürlicher Weiſe dadurch erhalten mußte. Ich glaube alſo nicht, daß dieſe Dichterinſel die gegenwärtige Sammlung verunſtalten wird, zumal da ich ſie hin und wieder verbeſſert habe. Unterdeſſen habe ich die damalige Vorrede itzo weggelaſſen, die mir vor die Leſer ein ſehr entbehrliches Stück zu ſeyn ſchien.

Ich habe vor gut befunden, die Sammlung meiner muntern, ſcherzhaften und ſatyriſchen Schriften in vier Abtheilungen zu bringen. Die erſte Abtheilung enthält ſcherzhafte und ſatyriſche Briefe in ſich. Die andre ſchließt die eigentlichen Satyren in ſich. In die dritte habe ich die allegoriſchen Abhandlungen gebracht, und die Oden, Fabeln, Erzählungen, Geſchichte und Begebenheiten habe ich in das vierte Fach zuſammen geworfen. Eben dieſe Geſtalt und dieſe vier Abtheilungen werden auch die folgenden Bände haben.

Vorrede.

Es befinden ſich am Ende vieler Abhandlungen einzelne Buchſtaben: und dieſe muß ich noch denenjenigen Leſern erklären, die mit denen Ergötzungen der vernünftigen Seele nicht bekannt ſind. Als ich dieſe Monatsſchrift an zu ſchreiben fieng: ſo fand ich vor gut vorzugeben, um die Vergnügung allerley Leſer deſto mehr Abwechſelung in dieſer periodiſchen zu unterhalten, daß vier Perſonen daran arbeiteten, die ſich am Ende jeder Abhandlung durch gewiſſe Buchſtaben unterſcheiden würden. Weil ſich nun in denen Abhandlungen ſelbſt zu Unterhaltung des Scherzes zuweilen auf dieſe Buchſtaben bezogen wird: ſo habe ich dieſe Buchſtaben hier beybehalten müſſen. Unterdeſſen ſind alle dieſe Abhandlungen meine eigne Arbeit: und es wird in dieſe Sammlung nichts kommen, was nicht aus meiner Feder iſt. Wenn es demnach in denen Ergötzungen nicht allemal zu unterſcheiden iſt, ob ſcherzhafte und ſatyriſche

Abhandlungen meiner Arbeit ſind oder nicht; ſo wird man es nunmehr daraus wiſſen können, ob ſie in dieſe Sammlung kommen oder nicht.

Dieſes iſt es, was ich bey der Sammlung dieſer Schriften zu erinnern gehabt habe: und hiermit empfehle ich mich des geneigten Leſers Gewogenheit. Geſchrieben zur Leipziger Michaelismeſſe 1759.

Verzeichniß

derer in dieſem erſten Bande befindlichen
Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte und ſatyriſche Briefe.

1. Schreiben an einen berühmten Mann von der Unfehlbarkeit großer Gelehrten Seite 3
2. Schreiben an einen reichen Mann, von der Eigenſchaft, die der Reichthum hat, ſeine Beſitzer klug zu machen 16
3. Unterricht an ein junges Frauenzimmer in einem Schreiben an dieſelbe 27
4. Sendſchreiben an einen gelehrten und berühmten Mann, von den Mitteln gelehrt und berühmt in der Welt zu werden 42
5. Abſagungsſchreiben der artigen Emilia an ihren Liebhaber 57
6. Antwort des Philemons an die artige Emilia 67
7. Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen 81

Zweyte

Innhalt.

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

1. Nachricht von der Schmarutzergeſellſchaft S. 91

2. Abſchilderung des Stutzers, oder des artigen jungen Herrn 108

3 Die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten 118

4. Vorſchlag von Errichtung eines weiblichen Schöpfenſtuhls 141

5. Die Schriftſtellerſucht, eine gefährliche Krankheit der gelehrten Anfänger 162

6. Nachricht von dem Orden der Eroberer 175

7. Das Geſpräch eines Freyers und eines Freywerbers, benebſt der Liſte der zu verheyrathenden Jungfern und Wittwen 192

Innhalt.

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

1. Das Land der Schmeucheley Seite 213
2. Das Land der Fröhlichkeit 228
3. Die Dichterinſel 235
worinnen enthalten
  a) Die Landſchaft Knittelhartland 242
  b) Die Landſchaft Reimland 254
  c) Die Landſchaft Spielwerk 270
  d) Das Land Schwulſt 288
  e) Die Geſchichte des Prinzen Caſpars und der Prinzeſſinn Schwulſt 295
  f) Das Land der Dichtkunſt 326

Vierte Abtheilung.

Proſaiſche Oden, Fabeln und Erzählungen.

1. Der Krieg, eine proſaiſche Ode 355
2. Die Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts, eine proſaiſche Ode 362

3. Das

Innhalt.

3. Das Pferd und der Hund, eine Fabel S. 369

4. Der Eheſeind, eine Erzählung 372

5. Die Witzige, eine Erzählung 382

6. Die Geſchichte des Thamus 395

7. Das Leben Junker Hanſens, eines Landedelmanns 432

8. Fortſetzung des Lebens Junker Hanſens ꝛc. 451

9. Der von ſeinen Unterthanen geliebte König 474

10. Der König und die Unterthanen, eine Erzählung 479

11. Die Verfolgung des Averroes, eines arabiſchen Gelehrten 488

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte und Satyriſche Briefe.

U

vo
hei
D
me
ne
lei

I.

Schreiben

an einen berühmten Mann,

von der

Unfehlbarkeit großer Gelehrten.

Hochedelgebohrner Herr,

Höchſtgelahrteſter und Ruhmwürdigſter Herr

Profeſſor!

Es iſt die Reihe an mir, Ew. Hochedelgeb. mit einem Schreiben aufzuwarten; und ich hoffe eine Materie erwählet zu haben, die vor uns beyde überaus anſtändig iſt, und welche inſonderheit gar ſehr nach **Dero** Geſchmack ſeyn wird. Als ich **Dero** letztern Brief las, womit Sie mich durch Einſchluß meines Buchdruckers beehret haben; ſo erregten verſchiedene Stellen in demſelben die Gedanken in mir, ob nicht vielleicht ein jeder berühmter Gelehrter unfehlbar und unbetrüglich

lich ſeyn möchte. Ich ſann über dieſen Gegenſtand etwas nach, und ich fand ſehr viel wichtige Gründe, die eine demonſtrativiſche Gewißheit dieſes Satzes ausmachen, eine Gewißheit, die wahrhaftig eben ſo vollkommen, und vielleicht noch etwas gröſſer iſt, als zwey mal zwey iſt viere. **Ew. Hochedelgeb.** können leicht erachten, was dieſe wichtige Entdeckung vor eine lebhaftige Freude in mir erreget hat. Ich beſchloß alſobald **Denenſelben** davon Nachricht zu geben, ſowohl um mir ſelbſt, als auch Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Denn ob mir zwar die Ehre der Erfindung gebühret; ſo geſtehe ich doch willig, daß **Ew. Hochedelgeb.** mir die erſte Veranlaſſung darzu gegeben haben; und da wir beyde gleich ſtark bey der Richtigkeit dieſes Satzes intereſſiret ſind; ſo hoffe ich, daß **Dero** Freude über dieſe Entdeckung eben ſo groß ſeyn wird, als die meinige.

Wenn ſich **Ew. Hochedelgeb.** von der Richtigkeit dieſes Satzes überzeugen wollen; ſo belieben Sie ſich nur in **Dero** Gedanken einmal vorzuſtellen, was mit uns vorgehet, wenn wir in der Welt vor anſehnliche, berühmte und groſſe Gelehrte erkannt werden. Iſt es nicht wahr, die Welt urtheilet von uns, daß wir eine groſſe Einſicht und Erkenntniß haben, daß wir einen groſſen Verſtand beſitzen, daß wir unter einer groſſen Menge von ſchlechten und mittelmäßigen Köpfen, die ſich gleichfalls Gelehrte nennen, am meiſten Wahrheiten vortragen, und daß unſre Schriften und Lehrſätze am wenigſten Fehler und Irrthümer in ſich enthalten. Dieſes Urtheil der Welt entſtehet nicht auf einmal, ſondern nur nach und nach, ſo wie wir die Geſchicklichkeit beſitzen, die Welt durch unſre auf einander folgende Schriften davon zu überzeugen. Der höchſte Punct un ſers Anſehens iſt, wenn wir es dahin bringen können, die Welt zu überreden, daß wir nichts als Wahrheiten vortragen, und daß wir von Fehlern und Irrthümern ganz und gar frey ſind. Damals befand ſich der Freyherr von Wolf ohne Zweifel auf dem Gipfel ſeines Anſehns, als es eine Menge Gelehrte gab, die alle ſeine Lehrſätze ohne Unterſchied annahmen, und öffentlich bekannten, daß ſie von der Richtigkeit und Wahrheit aller ſeiner Schriften auf das vollkommenſte überzeuget wären. Sehen Sie alſo, **Hochedelgebohrner Herr**, von der Welt als ein großer Gelehrter erkannt zu werden, und vor unfehlbar und untrüglich gehalten zu werden, das ſind durchaus gleich bedeutende Begriffe; und das war es, was ich hier demonſtrativiſch zu beweiſen hatte.

Ich läugne gar nicht, daß mir anfangs die alten Sprüchelchen, daß alle Menſchen den Fehlern und Irrthümern unterworfen ſind, daß Irren menſchlich ſey, daß gar viel ſey, was wir nicht wiſſen und dergleichen mehr, einigen Zweifel wider meinen unumſtößlichen mathematiſchen Beweis erreget haben. Allein, ich habe auch dieſe Zweifel gar bald ohne Rettung zu Boden zu ſchlagen gewußt. **Ew. Hochedelgeb.** werden mit mir vollkommen einſtimmig ſeyn, daß erſtlich dieſe Sprüchelchen, die den Sprüchwörtern der alten Weiber, oder des Sancho Panſa, ſo ähnlich ſind, als ein Rabe dem andern, ganz und gar nichts beweiſen. Wenn ſie aber auch einiges Gewicht hätten, ſo wiſſen wir großen Gelehrten doch gar wohl, wie dergleichen allgemeine Sätze zu verſtehen ſind. Sie verſtehen ſich allemal nur von dem größten Theile der Menſchen, und ſind niemals ohne Ausnahme. Wenn man ſaget: Alle Menſchen wiſſen das, die ganze Welt iſt davon unterrichtet; ſo müßte man ein ſehr einfältiger Tropf ſeyn, wenn man das nach dem Buchſtaben nehmen wollte. Das verſtehet ſich allemal nur von dem gröſten Haufen; und es finden ſich allemal gar viele Menſchen, welche die Sache, wovon die Rede iſt, nicht wiſſen, und davon nicht unterrichtet ſind. Genug, die Welt, wenn ſie uns vor berühmte und groſſe Gelehrte erkennet; ſo geſtehet ſie uns zugleich, nach Innhalt meiner vorhergehenden mathematiſchen Demonſtration, die Ohnfehlbarkeit und die Unbetrüglichkeit zu. Sie macht alſo bey uns offenbar eine Ausnahme von dem Satze, daß alle Menſchen den Fehlern und Irrthümern unterworfen ſind; und das würde alle dieſe Einwürfe gänzlich vernichten, wenn auch dieſe Sprüchelchen in aller ihrer Schärfe verſtanden werden müſten.

Das innerliche Gefühle aller groſſen Gelehrten von ihrer Unfehlbarkeit iſt ein andrer Beweis, der noch mehr als mathematiſch iſt. Ich will mich eben nicht auf mich ſelbſt berufen. Ich, als der Erfinder, bin hier kein ganz unverwerflicher Zeuge. Allein ich berufe mich auf **Ew. Hochedelgeb.** und auf alle andre groſſe Gelehrte, ob ſie nicht eine vollkommene Ueberzeugung, einen feſten Glauben, ein gewiſſes innerliches Gefühl, das allemal ſo ſtark iſt, als ein angebohrner Begriff, bey ſich ſelbſt von ihrer Unfehlbarkeit empfinden. Dieſe innerliche Ueberzeugung aber gilt ſo viel, als tauſend mathematiſche Beweiſe. Denn erwägen Sie nur, was wollen doch alle Demonſtrationen in der Welt gegen einen feſten Glauben, gegen eine vollkommene Ueberzeugung, gegen ein innerliches Gefühl, oder angebohrnen Begriff ſagen? Die allerungezweifelteſten mathematiſchen Sätze, einmal drey macht drey, und fünfe ſind nicht eins, verhalten ſich gegen einen feſten Glauben eben ſo, wie die allerſchwächſte Muthmaßung, oder Wahrſcheinlichkeit, gegen eine mathematiſche Demonſtration.

Es iſt allemal eine unzeitige und abgeſchmackte Beſcheidenheit, wenn man ſeine vorzüglichen Eigenſchaften, von deren Beſitz man genugſam überzeugt iſt, wiſſentlich verläugnet. Ich bin alſo verſichert, daß ſich Ew. Hochedelgeb. nicht einfallen laſſen werden, Dero innerliche Ueberzeugung von Dero Unfehlbarkeit abzuläugnen. Allein, wenn es auch große Gelehrte giebt, welche ſich von dieſer vermeinten Beſcheidenheit, oder vielmehr von einer einfältigen Blödigkeit, hinreißen laſſen, das innerliche Gefühle von ihrer Untrüglichkeit zu verläugnen: ſo kann man ſie allemal durch ihr eignes Verfahren, und durch ihre gar nicht zweifelhaftigen Handlungen überführen, daß ſie wirklich dieſe innerliche Ueberzeugung haben. Ich weis, daß Ew. Hochedelgeb. auf alle gelehrte Streitigkeiten zwiſchen berühmten Männern, welche zu unſern Zeiten das Reich der Wiſſenſchaften beunruhiget haben, eine große Aufmerkſamkeit gehabt haben, ja Sie haben über die meiſten öffentlich Ihr Urtheil zu erkennen gegeben. Müſſen Sie nicht geſtehen, daß alle dieſe Streitigkeiten dadurch veranlaſſet worden ſind, daß der eine berühmte Gelehrte die Richtigkeit und Wahrheit der Sätze des andern öffentlich beſtritten hat? Dieſer, der ſich dadurch an ſeiner Unfehlbarkeit angegriffen ſah, gerieth darüber in Hitze: und die Sache iſt allemal ſo weit gegangen, daß man ſich entweder öffentlich mit gelehrten Koth geworfen, oder ſich wenigſtens auf einen Zweykampf mit Klieſtirſpritzen und Nachttöpfen heraus gefordert hat. Dieſe Hitze, dieſer erſchreckliche Eifer würde, ich will nicht ſagen, Gelehrten durchaus unanſtändig ſeyn, denn davon iſt hier die Rede nicht; ſondern er würde möglicher und natürlicher Weiſe gar nicht entſtehen können, wenn nicht der angegriffene Gelehrte bey ſich ſelbſt eine vollkommene Ueberzeugung, ein ſtarkes innerliches Gefühl, von ſeiner Unfehlbarkeit empfände.

Ew. Hochedelgeb. werden bemerket haben, daß dieſe Hitze und dieſer Eifer allemal deſto ſtärker ſind, je höher der Rang iſt, den dieſe gelehrten Streiter in der Welt behaupten, oder je größeres Anſehen ſie in der gelehrten Welt erlanget zu haben glauben. Man muß natürlicher Weiſe hieraus ſchließen, daß die innerliche Ueberzeugung von ihrer Unfehlbarkeit allemal mit ihrem Range und Anſehn in der Welt wächſt, und daß dieſe beyden Dinge ein gewiſſes Verhältniß und Einfluß in einander haben.

Solchemnach dürfen wir uns gar nicht wundern, daß die Lehre von der Unfehlbarkeit der Päbſte in der römiſchen Kirche feſtgeſetzet worden iſt. Ich vor mein Theil ſehe hier nichts, als was natürlich, wahrhaftig! recht ſehr natürlich iſt. In dem ſechſten, ſiebenden und achten Jahrhundert, da dieſe Lehre Wurzel geſchlagen hat, waren die Biſchöfe und Geiſtlichen die einzigen Gelehrten in der occidentaliſchen Kirche. Da nun der römiſche Biſchof ſeit dem vierten Jahrhundert gearbeitet hatte, den Rang über alle andere Biſchöfe zu behaupten, und da ihm endlich ſolches gelung; ſo war ſeine Unfehlbarkeit die Folge, welche ſein behaupteter Vorrang natürlicher Weiſe nach ſich ziehen mußte. So lange auch die Welt ſtehet, und Menſchen Menſchen ſind; ſo wird ſich der nämliche Erfolg allemal wieder ereignen. So bald ein Gelehrter die Geſchicklichkeit hat, es dahin zu bringen, daß man ihm das höchſte Anſehn und den Rang, entweder allgemein, oder in dieſem oder jenem beſondern Bezirke von Wiſſenſchaften, zugeſtehet;

het: ſo wird die Welt auch alſobald ſeine Unfehlbarkeit anerkennen müſſen.

Die Proteſtanten haben demnach groß Unrecht, wenn ſie von denen Verketzerungen und Ketzergerichten der Pabſte, von ihren Bannſtralen, und von ſo vielen erſchrecklichen Opfern, die ſie ihrer Unfehlbarkeit gebracht haben, ein ſo groſſes Aufſehen machen. Alles dieſes ſind die allernatürlichſten Folgen, welche bey der Ueberzeugung von unſerer Unfehlbarkeit niemals ausbleiben können. Wie? an den Meinungen und Lehrſätzen eines Mannes zu zweifeln, oder ſie gar zu beſtreiten, der mit der groſſen Eigenſchaft der Unfehlbarkeit begabet iſt? Das iſt ja eine unverzeihliche, eine erſchreckliche, eine abſcheuliche Verwegenheit, die niemals genug beſtrafet werden kann.

Inſonderheit aber ſollten wir groſſen Gelehrten uns wohl hüten, das Verfahren der Pabſte zu verſchreyen. Denn, im Vertrauen zu ſagen, unterſuchen Ew. Hochedelgeb. einmal Dero eignes Verfahren, unterſuchen Sie eines jeden andern groſſen Gelehrten Verfahren, der gelehrte Streitigkeiten gehabt hat: ſo werden Sie mit denen Maasregeln der Päbſte eine ſo überaus groſſe Aehnlichkeit finden, die bewundernswürdig iſt; und wir müßten alſo ſo einfältig ſeyn, unſere eigene gerechte Sache zu verdammen, wenn wir das Verfahren der Pabſte tadeln wollten.

Die Pabſte haben aus einer vortrefflichen Staatsklugheit das Collegium der Cardinale errichtet, denen ſie an ihrem vorzüglichen Range einigen Antheil nehmen lieſſen, und welche aus Hoffnung der Nachfolge und der Wohlthaten, welche die Pabſte ertheilen konnten, allemal bereit waren, ihre Unfehlbarkeit zu unterſtützen, und gegen jedermann zu verfechten. Auſſer dieſer bewundernswürdigen Staatsklugheit

heit würden ſie ihre Unfehlbarkeit gegen die groſſe Menge von Anfällen nicht lange haben behaupten können. So wie Ew. Hochedelgeb. dieſe, zu Behauptung Dero Unfehlbarkeit ſo nothwendige Staatsklugheit nie auſſer Acht gelaſſen, und allemal eine Geſellſchaft von Cardinälen zu Dero Dienſten gehabt haben, die ſich muthig, wenn eben nicht allemal mit glücklichen Erfolg, zu Verfechtung Dero Unfehlbarkeit, auf den gelehrten Kampfplatz gewaget haben: ſo wird gar ſelten ein berühmter und groſſer Gelehrter gefunden werden, der nicht zu ſeiner Vertheidigung eine Geſellſchaft von Cardinälen um ſich hätte. Entweder er befindet ſich in einer Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, wo er die meiſten Mitglieder wegen ſeines Anſehens und der Pfründen, die er austheilen kann, zu ſeinen Cardinälen macht; oder er errichtet ſelbſt eine gelehrte Geſellſchaft, wovon er das Oberhaupt iſt, wie Ew. Hochedelgeb. vermöge einer ſehr nachahmungswürdigen Staatsklugheit gethan haben, oder er hat ſonſt ſeine Anhänger, die allemal zu ſeinem Dienſt bereit ſtehen. Wenn nun ein anderer Gelehrter die Verwegenheit hat, die Richtigkeit und Wahrheit ſeiner Sätze und Meinungen anzugreifen: ſo übergiebt er die Sache ſofort ſeinen Cardinälen, denen Verfechtern ſeiner Unfehlbarkeit, die als verordnete Ketzerrichter nicht ermangeln, einen ſolchen Verwegenen in Satyren und Paſquillen ſofort ohne alle Gnade zu verdammen.

Ich brauche Ew. Hochedelgeb. gar nicht zu ſagen, daß wenn ein groſſer Gelehrter ſeine Cardinäle als Ketzerrichter verordnet, um den abſcheulichen Ketzer, der ſich einfallen läßt, ſeine Lehrſätze und Meinungen zu beſtreiten, auf ewig dem Teufel und ſeinen ſchwarzen Geſellen zu übergeben, ſolches eben nicht allemal durch eine feyerliche Bulle, oder andern öffentlichen Auftrag geſchiehet. Nein! Ihro unbetrüglichen Hochweisheiten haben ſich zeither gemeiniglich begnüget, dieſen Auftrag mündlich und in der Stille zu bewerkſtelligen: Allein, ich muß Ew. **Hochedelgeb.** frey bekennen, daß ich mit dieſem Verfahren gar nicht zufrieden bin. Wozu nützet die Geheimhaltung, in Sachen, wo gar kein Geheimniß nöthig iſt? Einmal iſt unſere Unfehlbarkeit ganz außer Zweifel: und ſollten wir nicht ſo viel Muth haben, unſere [illegible] öffentlich vor der ganzen Welt zu behaupten. Ich hoffe, daß künftig alle große Gelehrte in dieſem Fall mehr Herzhaftigkeit bezeigen werden; zumal da ich nunmehr ihre Unfehlbarkeit durch die allerunumſtößlichſten Beweisgründe mehr als demonſtrativiſch bewieſen habe. Sie können um deſto weniger künftig ein Bedenken finden, da wir ſchon zu unſern Zeiten das preiswürdige Beyſpiel erlebet haben, daß ein großer Gelehrter die heroiſche Herzhaftigkeit hatte, ſeinen verwegenen Gegner durch ſeine untergebenen Cardinäle öffentlich und mit allen erforderlichen Formalitäten verdammen zu laſſen.

Wenn ein berühmter Gelehrter gar keine Cardinäle zu ſeinen Dienſten hat; ſo kann man ſicher behaupten, entweder, daß er zu dem rechten Punct der Größe noch nicht gelanget iſt, oder, daß er die nöthigen Regeln der gelehrten Staatsklugheit gar ſehr vernachläßiget hat. Er muß demnach entweder den Mangel der zureichenden Größe, oder den begangenen Fehler auf eine andere Art zu erſetzen ſuchen. Das klügſte, was er erwählen kann, iſt wohl ohne Zweifel, daß er ſelbſt die Stelle ſeiner Cardinäle vertritt. Ew. **Hochedelgeb.** ſind ein ſo großer Practicus in der gelehrten Staatsklugheit, daß ich verſichert bin, ſie verſtehen ſchon alles klar und deutlich, was ich ſagen will, ohne daß ſie nöthig haben, weiter zu leſen. Ich will ſagen, er muß den Bannſtrahl unter einem andern Namen wider ſeinen Gegner ergehen laſſen. Es iſt gar nicht nöthig, daß er eben einen glänzenden Namen hierzu erborget. Der Name eines Candidaten, eines Studenten, eines Schulmeiſters, oder gar eines Schuſters, iſt zureichend, ſeine Unfehlbarkeit zu vertheidigen, ſeinen Gegner zu verketzern, und deſſen Namen bey allen rechtgläubigen Verehrern ſeiner Größe abſcheulich zu machen.

Die Päbſte, ob ſie gleich ihre Cardinäle vor ſich arbeiten laſſen, ermangeln doch niemals, in ihrer eigenen Sache Richter zu ſeyn, und das Hauptverdammungs-Urtheil wider ihren Gegner ſelbſt auszuſprechen. Eben alſo pflegen alle große Gelehrte zu verfahren, die von ihrer Unfehlbarkeit überzeuget ſind. Ein berühmter Mann, der ſeinen Vortheil und die gelehrte Staatsklugheit verſtehet, wird allemal eine Monatſchrift herausgeben, worinnen er neue Bücher beurtheilet. Das iſt gleichſam die Sammlung ſeiner Decretalien. Hier hat er nun die ſchönſte Gelegenheit, das Verdammungsurtheil wider ſeinen Gegner auszuſprechen, und alle deſſen Schriften mit der Verächtlichkeit abzubilden, die ſie ſo wohl verdienen.

Gewiß, Ew. Hochedelgeb. ſind mit mir einſtimmig, daß einem ſolchen Gegner hieran gar kein Unrecht geſchiehet. Was vor Einſicht und Verſtand könnte wohl derjenige haben, der an der Unfehlbarkeit eines großen Gelehrten zweifelt? Wir hätten alſo ein gegründetes Recht, alle Schriften eines ſolchen Gegners unbeſehens zu verdammen. Unterdeſſen haben ſich doch ſelbſt die Päbſte eines ſo billigen Vorrechts nie bedienet. Sie haben vielmehr alle Schriften eines Ketzers mit der allergrößten Aufmerkſamkeit unterſuchet, und ob er gleich nur in zwey oder drey Puncten von ihren Lehrſätzen abgegangen iſt; ſo haben ſie doch allemal zwey bis dreyhundert Irrthümer und Ketzereyen aus ſeinen Schriften zu ziehen gewußt. Gemeiniglich verfahren große Gelehrte eben alſo; und ich muß Ew. Hochedelgeb. leider mich ſelbſt hier zum Beyſpiele vorſtellen. Ehe ich noch die glückliche Entdeckung von der Unfehlbarkeit großer Gelehrten machte; ſo machte ich in einfältigen Vertrauen, daß ſolches nicht übel aufgenommen werden würde, einige wenige Erinnerungen wider die Sätze und Erfahrungen eines berühmten Gelehrten; indem ich eben von dieſen Materien und Gegenſtänden handelte. Dieſer berühmte Mann, der von ſeiner Unfehlbarkeit überzeuget war, gebrauchte ſich ohne Zeitverluſt ſeines Vorrechtes, unterſuchte ſofort alle meine Schriften, und zog ein paar hundert Irrthümer heraus, die er ohne alle Barmherzigkeit verdammte. Aber bey meiner Unfehlbarkeit! ſeitdem ich überzeuget bin, daß ich auch auf dem Vatican wohne, und die erſchrecklichen Blitze des Bannes in meiner Hand führe; ſo ſoll ihm das nicht ſo ungenoſſen ausgehen. Ich werde zwey tauſend Irrthümer aus ſeinen Schriften heraus ziehen; ich werde an allen ſeinen Sätzen und Erfahrungen keinen wahren und richtigen Buchſtaben übrig laſſen; und ich bin noch zweifelhaftig, ob ich nicht in meinem gerechten Eifer meinen fürchterlichen Bann auf alle engliſche, franzöſiſche, halbfranzöſiſche, ſchweinslederne und Pappenbände erſtrecke, in welchen ſeine Schriften wirklich eingebunden ſind, oder bis zu ewigen Zeiten eingebunden werden ſollten, könnten und möchten.

Ob zwar dieſes Schreiben nur zu unſerm vertrauten Briefwechſel gehöret; ſo werde ich doch ſehr in Verſuchung geführet, daſſelbe zu jedermanns Nachrichtung und Warnung drucken zu laſſen, damit die kleinen und mittelmäßigen Gelehrten wiſſen mögen, wie ſie ſich gegen große Gelehrte zu verhalten haben. Ew. Hochedelgeb. werden mir Beyfall geben, daß das Hauptwerk darauf ankommt, daß ſie nur nichts an unſern Schriften und Lehrſätzen im öffentlichen Drucke zu erinnern, oder zu tadeln, ſich unterfangen. Uebrigens aber ſind wir allemal ſo billig, daß wir jedermann die Freyheit laſſen, vor ſich in der Stille und bey ſeiner Hausandacht von unſern Lehrſätzen und Meinungen zu glauben und zu denken, was ihm beliebt. So billig ſind auch allemal die Pabſte geweſen. Die Wahrheit zu ſagen, die Ketzergerichte in Spanien und Portugall ſind zuweilen ein wenig weiter gegangen, und haben auch die Hausgedanken vor ihren Richterſtuhl gezogen. Allein, daß die unfehlbaren Pabſte dieſes nie gebilliget haben, das iſt daraus zu beweiſen, daß ſie ſelbſt in dem Kirchenſtaat und Italien die Sache nie ſo weit getrieben haben.

Es ſey dann; eben itzt beſchließe ich, dieſes Schreiben drucken zu laſſen; und zu dem Ende will ich noch eine Warnung vor die übrigen Gelehrten hinzufügen. Wenn ſie ſich etwan einfallen laſſen, die Preisaufgabe irgend einer Academie, oder gelehrten Geſellſchaft auszuarbeiten; ſo müſſen ſie vorher ſorgfältig unterſuchen, was der Director der Claſſe, oder der bey der Geſellſchaft in dem größten Anſehn ſtehende Gelehrte hierinnen vor eine Meinung geäußert hat. So wie ihnen die Abhandlungen und Schriften der gelehrten Geſellſchaft, oder des großen Gelehrten, gar leicht das benöthigte Licht hierinnen aufſtecken werden;

ſo iſt es ihre Schuldigkeit, ihre Preisabhandlung ſolchergeſtalt auszuarbeiten, daß ſie mit der Meinung dieſes großen Mannes vollkommen übereinſtimmet. Seine Unfehlbarkeit verdienet dieſe Ehrerbietung ſchlechterdings und ohne alle Ausnahme: und wenn ſie ſich hierinnen nicht warnen laſſen; ſo können ſie ihre verwegene und eitle Arbeit nur immer zu Hauſe behalten.

Ew. Hochedelgeb. ſehen von ſelbſt leicht ein, daß ich über dieſe wichtige Materie von der Unfehlbarkeit großer Gelehrten, und inſonderheit von der Verfolgung unſrer Gegner und Unterdrückung ihrer Schriften noch vieles zu ſagen habe. Jedoch dieſes ſoll der Innhalt eines andern Briefes ſeyn; und ich habe indeſſen die Ehre mit der ausnehmenden Hochachtung, die große Gelehrte einander ſchuldig ſind, zu beharren.

* * *

◆ ◆ ◆

II.

Schreiben
an einen reichen Mann,
von
der Eigenſchaft, die der Reichthum hat,
ſeine Beſitzer klug zu machen.

Hochedelgebohrner Herr!

Ich denke allemal mit äuſſerſter Verwunderung an die erſtaunende Veränderung zurück, die ſich in Ew. Hochedelgebohrnen Perſon zugetragen hat. Viele, die in Dero Vaters Hauſe bekannt geweſen ſind, haben mich verſichert, daß Sie der dümmſte unter Dero Brüdern geweſen wären. Ich ſelbſt kann mich noch gar wohl erinnern, was Sie in Geſellſchaften vor eine ſchlechte Rolle ſpielten, als Sie noch der Pachter eines kleinen Ritterguts waren. Kaum, daß Sie ſich unterſtunden, den Mund zu eröffnen, aus Furcht, daß man Sie auslachen möchte: und einige haben gar die Verwegenheit, zu behaupten, daß Sie damals für Ihrem Schirrmeiſter in der Klugheit nicht den geringſten Vorzug gehabt hätten. Allein itzo, mein Herr, finden ſich ſehr viel ehrerbietige Bewunderer, wenn Sie reden: und Sie laſſen Ihrer mit Klugheit geſattelten Zunge öfters dermaßen den Zügel ſchießen, daß Ihnen der größte Wohlredner kaum gleich rennen kann. Jederman läßt anitzo Ew. Hochedelgebohrnen das Recht wiederfahren, daß Sie ungemein klug ſind. Nur über die Quellen dieſer Dero Geſchicklichkeit kann man nicht einig werden. Erlauben Sie, mein Herr, daß ich der Urſache dieſer verwundernswürdigen Veränderung nachſinnen, und Ihnen, zugleich aber der ganzen Welt, meine Gedanken hiervon bekannt machen darf.

Die Weltweiſen behaupten mit einer Kühnheit, bey der ſie nicht den geringſten Widerſpruch vertragen können, daß wir unſern Geiſt ausbeſſern müſſen, wenn wir klug werden wollen. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich ehemals von dieſer irrigen Meynung gleichfalls habe hinreißen laſſen. Allein nunmehr bin ich durch Ew. Hochedelgebohrnen glückliches Beyſpiel eines ganz andern überzeuget worden. Es iſt ſehr gewiß, daß Sie Ihren Geiſt mit nichts in der Welt ausgebeſſert haben. Die Wiſſenſchaften ſind Ihnen noch eben ſo unbekannt, als damals, da Ihnen jedermann wenig Klugheit zutraute. Ich bin verſichert, daß Sie eben ſo wenig, wie vormals wiſſen, ob Aſien eine Stadt, oder ein berühmter Seehafen iſt. Wodurch hätten Sie ſich auch dergleichen Kenntniß erwerben ſollen? Sie haben ſeit der Zeit weder nützliche Bücher geleſen, noch ſolche Perſonen zu Ihrer Geſellſchaft erwählet, deren Unterhaltung für Sie von einigen Nutzen geweſen wäre. Da nun Ihr Geiſt keinen Zuwachs an Kräften erlangt hat; ſo kann er auch unmöglich die Urſache der Klugheit ſeyn, die Sie nunmehr äußern. Ich werde alſo den Grund dieſer glücklichen Veränderung in einer ganz andern Sache ſuchen müſſen.

In Dero Körper iſt gleichfalls nicht die geringſte Veränderung vorgegangen. Sie haben noch eben die

Geſichtsbildung, eben die Glieder, eben die ſinnlichen Werkzeuge, die **Sie** ehedem hatten: und ich beſinne mich nicht, jemals gehört zu haben, daß etwan eine geſchickte Hebamme durch beſſere Löſung **Dero** vorher gleichſam ganz unbrauchbaren Zange berühmt geworden wäre. Ich werde alſo mein Augenmerk auf **Dero** zufällige Beſchaffenheit richten müſſen, wenn ich einen richtigen Grund dieſer Veränderung ausfündig machen will.

Die wichtigſte und faſt die einzige Veränderung, die Ew. **Hochedelgebohrnen** zufällige Beſchaffenheiten erlitten haben, iſt, daß **Sie** aus einem armen ein reicher Mann geworden ſind; oder wenigſtens, daß **Sie** von einem geringen Vermögen zu einem anſehnlichen Reichthum gelanget ſind. Ich werde mich nicht betrügen, wenn ich hierinnen den Grund der Klugheit ſetze, die **Sie** nunmehro zu aller Welt Erſtaunen äuſſern; und ich getraue mir **Dieſelben** und alle Welt zu überführen, daß Geld und Reichthum untrügliche Mittel ſind, ihre Beſitzer klug zu machen.

Ich rede hier nicht von der innern Klugheit. Dieſes iſt in der That eine elende Sache, ſo ſehr ſich auch eine Menge Menſchen heimlich damit groß machen. Denn, was hilft es doch, **Hochedelgebohrner Herr**, daß wir vor uns noch ſo klug, und noch ſo weiſe ſind, wenn wir es niemals bekannt werden laſſen, und wenn es niemand weis, und dafür hält, daß wir es in der That ſind? Wie verdrüßlich iſt nicht auch die innere Klugheit! Wir müſſen uns beſtändig mit einer Menge ängſtlicher Ueberlegungen quälen, ob auch unſre äuſſere Handlungen mit ihr übereinſtimmen: und ich glaube, daß dieſes eben der verführeriſche Weg iſt, worauf man niemals zur rechten, nämlich zur äuſſern Klugheit gelanget. Es iſt überdies eine höchſt betrügliche Sache um dieſe innere Klugheit. Jedermann hat die Gütigkeit vor ſich ſelbſt, ſich vor ungemein klug zu halten. Niemand in der Welt iſt mit ſeinem Verſtande übel zufrieden. Wir müßten alſo alle gleich klug ſeyn, wenn dieſe innere Klugheit einige Gültigkeit in der Welt hatte. Allein zum Glück iſt die Welt niemals ſo albern geweſen, dieſelbe nur im geringſten in Betrachtung kommen zu laſſen. Ich rede demnach hier allein von der äuſſern Klugheit. **Ew. Hochedelgebohrnen**, welche dieſelbe in höchſter Vollkommenheit beſitzen, brauche ich hiervon keine wörtliche Erklärung zu geben. Meine übrigen Leſer werden aber ſchon aus der Folge meines Briefes wahrnehmen, was ich hierunter verſtehe.

Dieſe äuſſere Klugheit kann niemals erlanget werden, wenn wir nicht einiges Anſehen in der Welt beſitzen. Haben **Ew. Hochedelgeb.** noch jemals kluge Reden aus dem Munde eines armen Mannes gehöret? Wahrhaftig niemals! Wie kann man die Worte einer Perſon hochſchätzen, wenn ſie ſelbſt verächtlich iſt? Und wie kann derjenige etwas kluges vorbringen, der ſich in Erinnerung ſeiner Niedrigkeit und Dürftigkeit kaum unterſtehet, den Mund zu eröffnen? Ich läugne nicht, daß die armen und geringen Menſchen manchmal ſehr kluge Gedanken in ihrem Kopfe haben. Mancher Lakay oder Schreiber würde öfters ſeinem Herrn weiſere Anſchläge an die Hand geben können, als diejenigen ſind, wodurch er vor klug, weiſe, und vortrefflich gehalten wird. Allein dieſes ſind Früchte der innern Klugheit, die in der Welt in keine Betrachtung kömmt, weil ſie nicht zur Bekanntſchaft ausbrechen kann, das iſt, weil ihre Urheber in keinem Anſehen in der Welt ſind. Dürftige und niedrige Leute unterſtehen ſich ſelbſt ſehr ſelten, ſich mit der Klugheit groß zu machen. Wahrhaftig! bey einem hungrigen Magen läßt es ſich ſchlecht klug dünken, und bey einem leeren Beutel vergehet alle Luſt, witzig zu ſcheinen. Und geſetzt, daß ſie den Begierden ihrer innern Klugheit den Zügel ſchießen laſſen wellten, geſetzt, daß ſich dieſe einmal gemein machen und zur Bekanntſchaft ausbrechen wollte: ſo erkennet doch niemand die Klugheit, die aus einem Rocke hervor kömmt, der bis auf den Faden abgetragen iſt; und eben der Spaß wird in einer Peruque ohne Friſur zur Grobheit, der in einer wohlgekräuſelten und gepuderten Staatsperuque ein anſtändiger und witziger Scherz iſt.

Wie oftmals haben nicht **Ew. Hochedelgeb.** ſei dem Sie ein reicher Mann ſind, in Geſellſchaften Sache vorgebracht, die nicht ein Haar beſſer geweſen ſind, al diejenigen, die niemand für klug halten wollte, als St noch ein geringes Vermögen beſaßen. Dennoch hat ſic niemand unterſtanden, nur eine höhniſche Miene darübe zu machen. Man hat ſie mit großer Zufriedenheit angehöret, man hat ſie vollkommen gebilliget, und nach Gelegenheit hat man ſie ſehr witzig gefunden. Eine groſ Menge reicher und vornehmer Männer in der Welt unterhalten oft die Geſellſchaft, worinnen ſie ſich befinden mit Geſprächen, die man für ſehr einfältig, ungeſchickt und unhöflich halten würde, wenn ſie aus dem Mund eines armen Mannes kämen: und ihr Scherz würde öfters nach den Regeln der innern Klugheit für unfläthig Poſſen gehalten werden, wenn nicht die Welt die Vor

ſich

ſichtigkeit gehabt hätte, dieſer nichtswürdigen Klugheit alle Gültigkeit abzuſprechen. Allein, niemand läßt ſich die verwegenen Gedanken einfallen, hierinnen etwas tadelnswürdiges zu finden. Man hört ehrerbietig zu, man legt ſeinen Beyfall über dergleichen witzige Sachen durch ein munteres Lachen zu Tage, man bewundert ſie, und man lobet ſie endlich gegen jedermann. Wer will dieſes Verfahren mißbilligen? Es iſt ſehr gewiß, daß ein reicher und angeſehener Mann die äuſſere Klugheit, die allein in der Welt gilt, allemal in ſeiner Gewalt hat.

Ich kann dannenhero nicht anders urtheilen, als daß Geld, Reichthum und Ueberfluß ihre Beſitzer klug machen. Mich deucht, daß ich hierzu guten Grund habe. Dieſe Dinge erwerben uns Anſehen in der Welt. Ich glaube aber, daß man zu der äuſſern Klugheit nichts mehr nöthig hat, als Anſehen. Man weis nur allzuſehr, was dieſer Vorzug vor Eindruck in die menſchlichen Gemüther macht. Wir trachten alle ohne Ausnahme nach Reichthümern oder Ehrenſtellen: und dieſe Dinge ſind die koſtbarſten und beträchtlichſten in unſern Augen. Es iſt dannenhero ganz natürlich, daß wir diejenigen für glücklich halten, die ſie beſitzen. In dieſer Glückſeligkeit, die ſie vor andern zum voraus haben, und die wir ſelbſt ſo begierig ſuchen, müſſen ſie uns demnach allerdings hochachtungswürdig ſcheinen. Wenn wir ſchon im voraus mit einiger Hochachtung gegen jemand eingenommen ſind; ſo ſind wir ſehr geneigt, alle ſeine Handlungen zu billigen: und die Tadelſucht, die gegen gleichgültige und geringere Perſonen ſo aufmerkſam iſt, hat uns hier gänzlich verlaſſen. Geſetzt, daß auch zuweilen die Tadelſucht über das Bezeigen einer reichen und vornehmen Perſon nach den Regeln der innern Klugheit einige nicht vortheilhaftige Anmerkungen machen wollte; ſo ſind wir doch ſehr geneigt, ſolches einer gewiſſen Freymüthigkeit und Freyheit zuzuſchreiben, die dergleichen Perſonen vor andern zu gebrauchen, ſeit vielen Jahrhunderten gleichſam in rechtlichen Beſitz ſind.

Die Reichthümer haben auch ſelbſt über ihre Beſitzer eine gewiſſe Wirkung, die die äußere Klugheit allemal unzertrennlich mit ſich führet. Weil wir wiſſen, daß die Reichthümer Anſehn geben, ſo erwecken ſie eine wohlanſtändige Dreiſtigkeit in uns, alles zu ſagen, was uns gefällt; und dieſe Dreiſtigkeit iſt ein unvergleichliches Hülfsmittel zu Erlangung der äußern Klugheit; ja ich unterſtehe mich ſo gar zu behaupten, daß ſie lediglich dieſe Klugheit ausmacht. Haben **Ew. Hochedelgeb.** wohl jemals gehöret, daß man einen blöden Menſchen für klug und witzig gehalten hat? Wahrhaftig niemals! Dargegen, wenn wir die Aufführung unſrer klugen jungen Herren und der Witzlinge betrachten: ſo beſtehet alle ihre Klugheit und aller Witz, den ſie zeigen, in nichts anders, als daß alle ihre Handlungen mit einer ungemeinen Frechheit begleitet ſind. Ich rede hier einmal nach den Ausdrücken der innern Klugheit. Sie wiſſen aber ſchon, **mein Herr**, daß es in dem Wörterbuche der äuſſern Klugheit ſtatt deſſen eine edle Freymüthigkeit heißt. Wenn ich in Geſellſchaften kluger Leute bin; ſo finde ich, daß ſie ſämmtlich Dreiſtigkeit genug haben, einander mit Laſtern und Thorheiten zu ſchrauben, die ſie begangen haben ſollen, daß ſie Freymüthigkeit genug beſitzen, unflätige Redensarten und Geſchichte vorzubringen: und daß ſie eine edle Verwegenheit in ihrer Gewalt haben,

ben, einander allerley witzige Schläge beyzubringen, und kluge Streiche zu ſpielen. Weil alle dieſe Dinge, worinnen lediglich die äußere Klugheit beſtehet, nichts als eine wohlanſtändige Dreiſtigkeit ſind; ſo kann man, deucht mich, ganz natürlich ſchließen, daß die äußere Klugheit und die Dreiſtigkeit einerley ſey.

Ew. Hochedelgebohrnen werden um ſo weniger hieran zweifeln, wenn Sie auf das Wachsthum ihrer eigenen Klugheit einige Aufmerkſamkeit richten wollen. Iſt es nicht wahr, **mein Herr**, Sie haben gefunden, daß Ihre Klugheit nach der Maaße zugenommen hat, wie Ihre Dreiſtigkeit größer geworden iſt. So bald, als Sie Muth genug bekamen, in Geſellſchaften eine ſo genannte derbe Redensart vorzubringen, und andre zu ſchrauben; ſo hatte Ihre Klugheit ſchon einen ziemlichen Grad erreichet. Als endlich alle Blödigkeit von Ihnen gewichen war, und als Sie ſich alles in der Welt erlaubt hielten; ſo gelangten Sie zu der vollkommenen Klugheit, die die Welt nunmehr in Ihnen bewundert. Allein, wem haben **Ew. Hochedelgebohrnen** dieſe glückliche und in der That unſchätzbare Dreiſtigkeit zu danken? Wahrhaftig! niemanden als den Reichthümern. Wie dieſe gewachſen ſind; ſo hat auch Ihre Dreiſtigkeit zugenommen: und ich will alles wetten, Sie würden noch itzo in allen Geſellſchaften nicht weit von der Thüre ſtehen, und in zwey Stunden kaum drey Worte reden, wenn Sie noch ein kleiner Pachter wären.

Ew. Hochedelgeb. müßen von dieſer erſtaunenden Wirkung der Reichthümer um ſo viel eher überzeugt ſeyn, wenn Sie erwägen, daß die öffentlichen Kennzeichen der Reichthümer eben ſo wirkſam ſind. Was hat nicht eine goldene oder ſilberne Uhr, eine koſtbare Schnupftabacksdoſe, ein theurer Stock, und beſonders eine mit Gold reichlich beſetzte Weſte für Wirkung über die Klugheit eines Stutzers? Man beraube ihn einmal aller dieſer Dinge; ſo wird er ſo blödſinnig, wie ein Bauer werden, dem die Soldaten alles Zug- und Zuchtvieh weggenommen haben. Was trägt nicht ein Kleid von ganz neumodiſchen Stoff, eine koſtbare Palatine und dergleichen Dinge zu dem Witz eines Frauenzimmers bey?

Ich kenne eine Menge Frauenzimmer, die in einem ſchlechten Kleide nicht halb ſo witzig ſind, als wenn ſie auf den kleinen Gallatägen ihrer guten Freundinnen erſcheinen. Ich ſelbſt habe es einſtmals mit Schmerzen empfunden, was mein Witz für einen groſſen Verluſt erlitte, als ich meine Uhr verſetzt hatte. Können Sie ſich es wohl vorſtellen, **mein Herr**, daß ich meine guten Freunde binnen ſechs Wochen nicht ein einzigmal habe zum Lachen bewegen können? Dennoch iſt es die lautere Wahrheit. Ich werde noch mehr in meiner Meinung von der Wirkung der Reichthümer beſtärkt, wenn ich diejenigen, die der Reichthum klug gemacht hat, mit Perſonen in Geſellſchaft ſehe, die noch reicher und vornehmer als ſie ſelbſt ſind. Es iſt nicht anders, als wenn der gröſte Theil ihrer Klugheit aus Furcht vor der überwiegenden Macht der Reichern und Vornehmern Klugheit, die ſie vor ſich ſehen, die Flucht ergriffe, oder ſich wenigſtens trefflich in Acht nähme, ſich ins freye Feld zu wagen. Ich berufe mich hier auf **Ew. Hochedelgeb.** eigenes Beyſpiel. Wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen; ſo werden Sie eingeſtehen müſſen, daß man alle Mühe von der Welt hat, nur einen geringen Theil Ihrer Klugheit wahrzunehmen, ſo bald Sie ſich bey den fürſtlichen Miniſters befinden. Man hat mir für gewiß verſichern wollen, daß Sie alsdenn die Klugheit eines Pachters eben ſo gar ſehr nicht überſchreiten. Wahrhaftig! wenn wir den Urſprung der äußerlichen Klugheit erwägen; ſo ſollte man faſt auf die Gedanken fallen, als wenn die mehreſten Menſchen Materialiſten wären, die keine andre als körperliche Weſen zugeben. Denn wenn wir keinen Geiſt haben: ſo würde freylich die Klugheit eines armen Mannes, die ganz und gar im verborgenen liegt, und durch nichts ſichtbar oder begreiflich wird, nicht in den geringſten Betracht kommen können. Dargegen müßte allerdings die Klugheit eines Reichen, die durch eine Menge Aecker, Wieſen und Rittergüther ſo offenbar in die Augen leuchtet, und durch den Klang der Geldſäcke ſo deutlich in die Ohren fällt, allein beträchtlich und Hochachtungswürdig ſeyn.

Ich habe, deucht mich, nunmehr mit hinlänglicher Gewißheit gefunden, daß die Reichthümer allein klug machen, und daß die wichtige Veränderung, die in Ew. Hochedelgeb. Perſon vergegangen iſt, dieſer Urſache lediglich zuzuſchreiben iſt. Hier hätte ich nun die ſchönſte Gelegenheit, eine Lobſchrift für die Reichthümer aufzuſetzen, und ihre Eigenſchaften, die eine ſo herrliche Wirkung über die Menſchen haben, bis in den Himmel zu erheben. Ich war auch anfänglich entſchloſſen, dieſes zugleich in gegenwärtigem Schreiben zu bewerkſtelligen. Allein es war nicht ohne Grund zu befürchten, daß ich für meine ſaure Mühe nichts als einen großen Dank erhalten würde. Es iſt aber ſehr billig, daß Ew. Hochedelgeb. und andre kluge Männer auch etwas dargegen thun, wenn ich eine Sache lobe, ohne welche ſie noch eben ſo dumm, wie ehedem ſeyn würden: und es wäre doch unverantwortlich, wenn ſie mir für meine nützliche Arbeit nicht auch ein wenig Klugheit gönnen wollten, die ſie ohnedem überflüßig beſitzen. Sie können leicht erachten, **Hochedelgebohrner Herr**, daß mich tauſend Thaler weit klüger machen würden, als ich itzo bin. Wenn Sie dennach dieſelben mit Ihren guten Freunden, die eben ſo klug, das iſt, eben ſo reich ſind, wie Sie ſelbſt, vor mich zuſammen machen wollen; ſo verſichre ich auf meine Ehre, daß ich eine ſo vortreffliche Lobſchrift für die Reichthümer verfertigen werde, worüber alle reiche und kluge Männer, die vorher dumm geweſen ſind, vor Freuden wie die Kinder weinen ſollen.

Sie werden leicht erachten, daß ich Dero Reichthümer, und die Mittel, die Sie gebraucht haben, dieſe nützlichen Dinge zuſammen zu bringen, beſonders herausſtreichen werde. Laſſen Sie ſich dieſes zu einer kleinen Ermunterung dienen, in Zuſammenbringung des Geldes deſto ſorgfältiger zu ſeyn. Ueberhaupt können **Ew. Hochedelgeb.** dieſe Dero Angelegenheit keinen beſſern Händen untergeben. Denn niemand in der Welt kann mit größerer Hochachtung vor Dero Klugheit, und folglich für die Reichthümer ſeyn, als ich wahrhaftig bin

Hochedelgebohrner Herr,

Dero

gehorſamſter Diener

T.

III. Un-

III.

Unterricht
an ein junges Frauenzimmer,
in einem Schreiben an dieſelbe.

Meine Hochgeehrteſte Jungfer!

Sie ſind nunmehr bey nahe vierzehn Jahr alt. Sie fangen an, als ein erwachſenes Frauenzimmer in der Welt zu erſcheinen, und ich vermuthe, daß Sie, gleich vielen andern Ihres Alters und Ihres Geſchlechtes, Luſt haben werden, ſich Verehrer unter den Mannsperſonen zu erwerben. Weil ich allemal für Dero Haus viele Hochachtung gehabt habe; ſo iſt mein Wunſch, daß Sie ſolche Mittel hierzu anwenden mögen, die Ihnen Ehre in der artigen Welt zuwege bringen. Erlauben Sie demnach, daß ich Ihnen einigen Unterricht an die Hand gebe, der Ihnen, nach dem Alter und der Erfahrung, die ich in der Welt habe, nicht unnützlich ſeyn kann.

Ich ſetze zum voraus, daß Sie ein Frauenzimmer nach dem Geſchmack der artigen Welt werden wollen. Meine Grundſätze werden demnach nach dieſem Endzweck eingerichtet ſeyn müſſen. Befürchten Sie alſo nur nicht, **meine höchſtgeehrteſte Jungfer**, daß ich ein Frauenzimmer nach dem Sinne der verdrüßlichen Sittenlehrer aus Ihnen zu machen wünſche. Behüte mich der Himmel!

mel! das Andenken Dero ſel. Frau Mutter iſt mir viel zu werth, als daß ich ihre Tochter mit ſo wunderlichen Meinungen einnehmen ſollte. Ich glaube auch, die ſel. Frau Amtmanninn würde ſich in ihrer Gruft nicht beruhigen können, wenn ich dieſen ſtrafbaren Vorſatz hätte. Nein! ſie war allzuſehr von dem Geſchmacke der artigen Welt erfüllet, als daß ſie ſich zufrieden geben könnte, wenn ſie ihre Tochter in einer andern Geſtalt wüßte. Erinnern Sie ſich nur, was ſich die ſel. Frau vor Mühe gab, Ihnen in Ihrem achten Jahre ein paar lebhaftige Augen anzugewöhnen. Wie würde ich mich unterſtehen können, die Hoffnung eines ſo glücklichen Anfangs wieder niederzuſchlagen? Nein, meine kleine Schöne, ich bin vielmehr Willens, auf einem ſo guten Grunde weiter fortzubauen. Es iſt demnach mein Rath, daß Sie die großen ſchalkhaften Augen, die Sie bereits haben, immer vollkommner zu machen ſuchen. Eine in den artigen Sitten der Welt ſo erfahrene Dame, als Dero Frau Mutter war, würde in Ihnen auf dieſe Eigenſchaft nicht ſo viel Fleiß und Mühe verwendet haben, wenn ſie nicht überzeugt geweſen wäre, daß ſie ein vollkommenes Frauenzimmer nicht entbehren könnte. Wodurch wollte auch ſonſt ein Frauenzimmer die Mannsperſonen, ſo ihr gefallen, zur Liebe aufmuntern können, als durch ein paar verführeriſche Augen, und durch die gütige Anrede ihrer Blicke. Es iſt nun einmal der tyranniſche Gebrauch in der Welt, daß die Zunge eines Frauenzimmers in der Aufforderung zur Liebe ein unnützes Glied iſt. Sie müſſen alſo nothwendig etwas haben, womit Sie dieſen Mangel erſetzen. Dieſes ſind die loſen, die muntern, die ſchalkhaften, die muthwilligen, die anreizenden, die verführeriſchen, die angenehmen, die zärtlichen, ach! die allerliebſten Augen, die nur allzuſchöne Sachen ſagen. Gebrauchen Sie ſich derſelben, **meine ſchöne Jungfer!** ich weis, daß Sie Wunderdinge damit ausrichten werden. Wenn Sie eine Mannsperſon vor ſich haben, die das Glück hat, Ihnen zu gefallen; ſo dürfen Sie nur in dieſer unlautbaren, aber wahrhaftig recht nachdrücklichen Beredſamkeit der Augen folgender Geſtalt zu ihm reden: Sie ſind ein annehmlicher Herr, wahrhaftig! recht ſehr annehmlich! lieben ſie mich doch. Setzen ſie nur alle Blödigkeit bey Seite. Fürchten ſie ja nicht, daß ich grauſam und unempfindlich ſeyn werde. Nein, wahrhaftig! ich wünſche nichts mehr, als daß ſie mir ihre Liebe zu erkennen geben möchten. Ich werde mich nur des Wohlſtandes wegen ein Biſchen wehren. Es hat aber gar nichts zu bedeuten. Sie ſollen ſchon ſehen, daß es mein Ernſt nicht iſt.

Sind noch andre Frauenzimmer in der Geſellſchaft vorhanden; ſo werden Sie leicht erachten, **meine allerliebſte Jungfer,** daß Sie nöthig haben, in eben dieſer Wohlredenheit noch ein paar Gründe hinzuzuſetzen. Ich will hoffen, mein unvergleichlicher Herr, müſſen dieſe beredſamen Augen ſagen, daß ſie mir den Vorzug gönnen werden. Ich traue ihnen einen ſo guten Geſchmack zu, daß ich mich nur zeigen darf, um von ihnen den Beyfall zu erhalten, daß ich etwas mehr gelte, als meine Geſpielinnen. Betrachten ſie nur meine Stellung! ſehen ſie doch dieſe niedliche kleine weiße Hand! Es iſt nöthig, **meine artige Schülerinn,** daß Sie hier in der That eine ungezwungene Bewegung mit der Hand machen, die alle Reizung dieſes allerliebſten Händchens bloß ſtellt.

Beobachten ſie nur meinen edlen Gang! müſſen dieſe angenehmen Augen fortfahren. Sie verſtehen es ſchon, **meine kleine Jungfer**, daß Sie ſich hierbey in der That auf eine freye Art jemanden in der Geſellſchaft nähern müſſen. Ich zweifle nicht, mein artiger Herr, es ſind abermals die muntern und zärtlichen Augen, welche hier reden, daß ſie ſo viel vorzügliche Eigenſchaften rühren werden. Wenigſtens verdienet doch die Art, womit ich ihnen ſo viel ſchöne Sachen entdecke, mehr Vorzug, als das Bezeigen meiner Geſpielinnen.

Glauben Sie nicht, **meine wertheſte Jungfer**, daß ich Ihnen hier einen Unterricht gebe, der einem Frauenzimmer, das den Beyfall der Welt erhalten will, unanſtändig iſt. Ich kann mich keiner Geſellſchaft erinnern, worinnen nicht einige der artigſten und geſitteſten Frauenzimmer dergleichen Sprache geführet hatten. Ich habe angemerkt, daß man mehr oder weniger geſagt hat, nach dem Maaße, wie die Mannsperſonen angenehm geſchienen haben. Ein jedes Frauenzimmer, ſo bald ihr eine Mannsperſon nur nicht mißfällt, wenn ſie auch ſelbſt keine Liebe für ihn empfindet, wünſchet zum wenigſten ihrer Ehre wegen einige Kennzeichen der Hochachtung und der Liebe von ihm zu empfangen. Wie oft habe ich nicht in den Augen der Frauenzimmer gegen die Mannsperſonen folgendes ganz deutlich leſen können: Lieben ſie mich nur um meiner Ehre willen, oder geben ſie mir wenigſtens einige Kennzeichen, daß ich ihnen vorzüglicher ſcheine, als die andern ſchlechten Geſtalten, ſo mit uns in Geſellſchaft ſind. Sie dürfen gar nicht furchtſam ſeyn. Wagen ſie es nur! ich verſichere, daß ſie mit meinem Bezeigen zufrieden ſeyn ſollen.

Dieſe Aufforderungen der Augen ſind ſelten ohne Wirkung. Es giebt eine allzugroße Menge Mannsperſonen in der Welt, welche ſich nach den Augen umſehen, die ihnen ſagen: Liebet mich! Hier wird es keine große Schwierigkeit ſetzen: und wie lange werden ſich wohl dieſe bedenken, auf ſolche Anlockungen den Anfall zu wagen. Selbſt vernünftige und geſetzte Männer können der Beredſamkeit verführeriſcher Augen nicht allemal widerſtehen. Unſre Eigenliebe wird allzuſehr gerühret, wenn wir wahrnehmen, daß jemand eine beſondre Achtbarkeit für uns hat, als daß wir denſelben unſre Erkänntlichkeit verſagen könnten. Da wir nach eben dieſer Eigenliebe die größte Hochachtung für uns ſelbſt haben; ſo ſind wir ſehr geneigt, diejenigen für vernünftige und richtig denkende Menſchen zu halten, die dieſen Gedanken, die wir von uns ſelbſt hegen, beytreten; mithin erwerben ſie ſich zugleich unſre Gegenhochachtung. Wenn alſo nur ein wenig gute Geſichtsbildung oder annehmliche Gebehrden unſern Bewunderern das Wort reden; ſo iſt eine kleine Zärtlichkeit gebohren, die endlich durch einige Kennzeichen der Gegenliebe zur vollkommenen Stärke anwächſt.

Sie ſehen alſo, meine junge Schöne, daß ich Ihnen keinen Unterricht gebe, der Ihnen nicht etwan nützlich wäre. Ich freue mich ſchon im voraus, wenn ich erwäge, was Sie mit der Beredſamkeit Ihrer Augen für Wunder thun werden. Niemand wird ſich vor den Gründen und vor der Ueberredungskunſt Ihrer Blicke ſchützen können; und wo Sie ſich nur in Geſellſchaften zeigen werden; ſo werden Sie mit einem Heer ehrerbietiger Verehrer umgeben ſeyn. Es iſt wahr, Sie werden nicht viel Briefe und Gedichte erhalten, worinnen die Liebhaber über Ihre Unempfindlichkeit ſeufzen, und aus Verzweiflung über Ihre Grauſamkeit Dolch und Strick ſuchen werden. Allein ich weis auch, daß Sie viel zu ein leutſeliges Herz haben, als daß Sie dergleichen wünſchen ſollten. Ich lobe Sie deshalb, **meine gütige Schöne**; und ich will hoffen, daß Sie ſich um das geringſchätzige Lob einer ſtrengen und ernſthaften Schönen, oder gar einer Spröden niemals bemühen werden. Wahrhaftig! eine Eigenſchaft, die wenig rühmlich iſt, wenn wir ein unmenſchliches Herz haben, und die Leute zum Seufzen und zur Verzweiflung über uns bewegen. Nein, ich will nimmermehr hoffen, daß Sie, da die Leutſeligkeit Ihrer Frau Mutter bekannt genug in der Welt iſt, ſo gar ſehr aus der Art ſchlagen werden.

Es wäre nöthig, **meine höchſtgeehrteſte Jungfer**, daß ich Ihnen zugleich einen guten Geſchmack in Anſehung der Mannsperſonen beybrächte, damit Sie nicht die Beredſamkeit Ihrer Augen gegen jedermann ohne Unterſchied verſchwendeten. Allein ich glaube, daß ich mich hierinnen auf die Neigungen Ihres guten Herzens verlaſſen kann. Dieſe ſind bereits ſo edel und lobenswürdig beſchaffen, als ich vielleicht mit meinem Unterricht in langer Zeit nicht hätte zuwege bringen können. Iſt es nicht wahr, Sie fühlen nicht den geringſten Antrieb zu einer Mannsperſon, wenn ſie nicht von annehmlicher Geſichtsbildung iſt, wenn ſie nicht ſchöne und koſtbare Kleider trägt, die nach der neueſten Mode verfertiget ſind, und wenn Sie nicht einen artigen Gang, eine gute Stellung, und eine freye und angenehme Lebensart an ihr wahrnehmen. Wie ungemein lobenswürdig ſind nicht dieſe Neigungen: und wie ſehr geben Sie nicht den vortrefflichen Geſchmack zu erkennen, der Ihrer Frau Mutter eigen war, und den Sie Ihrer Tochter beyzubringen alle rühmliche Sorgfalt gehabt hat. Folgen Sie doch dieſen edlen Empfindungen Ihres Herzens, **meine wertheſte Jungfer!** Ich ermahne Sie hierzu aufrichtigſt, und ſeyn Sie doch ja niemals gegen ein ſchönes Haar unempfindlich! Ach! wer wollte denn gegen ſo ein Engelsköpfgen mit den allerliebſten Haaren, die auf beyden Seiten wie die Flügel des kleinen Liebesgottes liegen, grauſam ſeyn können? Vor allen andern aber müſſen diejenigen Mannsperſonen in Ihren Augen vorzüglich ſcheinen, welche die Geſchicklichkeit haben, eine Geſellſchaft aufgeräumt zu machen, und die ſo witzig ſind, daß alle Anweſende über Ihren Scherz und Kurzweile mit vollem Halſe lachen müſſen. Wenn Sie einmal heyrathen, ſo treffen Sie ja keine andre Wahl, als einen ſolchen luſtigen jungen Herrn. Ich verſichere, daß Sie einer Frau tauſenderley Vergnügen und Freude zu verſchaffen im Stande ſind.

Allein, **meine wertheſte Jungfer!** Sie wollen nicht allein mit Ihren beredten Augen die Mannsperſonen zur Liebe auffordern, Sie wollen nicht nur hier einen guten Geſchmack zu Tage legen: ſondern Sie verlangen auch ſelbſt von den Mannsperſonen hochgeachtet und geliebt zu werden. Sie ſehen leicht, daß Sie hierzu ſolche Eigenſchaften nöthig haben, die den Augen der artigen Welt, beſonders aber den Mannsperſonen, gefallen. Ob ich nun gleich überzeugt bin, daß Dero ſelige Frau Mutter auch hierinnen einen guten Grund gelegt hat; ſo wird es doch nicht überflüßig ſeyn, daß ich

Ihnen dieſe nöthigen Eigenſchaften vor Augen mahle. Wenigſtens werden Sie eine Begierde erlangen, ſich in denſelben immer vollkommener zu machen, da Sie ſehen, daß ich mit Ihnen in allem einerley Meynung bin.

Sie wiſſen ſchon, **meine kleine Schöne**, was es für eine vorzügliche Eigenſchaft eines Frauenzimmers iſt, mit einem angenehmen Angeſichte begabet zu ſeyn. Sie haben von der Hand der gütigen Natur eine gute Bildung und eine angenehme Geſichtsfarbe bekommen. Sorgen Sie dafür, daß Sie ſolche unvermindert erhalten. Ja ich fordre ſo gar von Ihnen, daß es Ihre vornehmſte Beſchäfftigung ſeyn muß, ſolche immer vollkommener zu machen. Ihr ganzer Vorzug beſtehet hierinnen; und Sie würden niemals von meinem Unterrichte den geringſten Nutzen ziehen können, wenn Sie ſo unglücklich wären, dieſen Rath aus den Augen zu ſetzen. Alle Beredſamkeit Ihrer Augen würde über die Herzen der Mannsperſonen nicht die geringſte Wirkung haben: und niemals würden Sie das Vergnügen haben, ſich mit einem ganzen Heer artiger und luſtiger junger Herren umgeben zu ſehen. Ich wäre vielleicht im Stande, Ihnen einige vortreſſliche Waſchwaſſer vorzuſchlagen. Allein ich will nimmermehr hoffen, daß die alte Kammerfrau mit den Geheimniſſen der ſeligen Frau Amtmanninn wird hinter dem Berge gehalten haben. Sollte es ja geſchehen ſeyn; ſo halten Sie dieſelbe nur kühnlich zur Entdeckung an. Es wäre ein unerſetzlicher Verluſt für die artige Welt, wenn dieſe Geheimniſſe mit ihr untergehen ſollten.

Weil ein angenehmes Geſichte ohne die Mienen und Stellungen, die ein belebtes und wohlgeſittetes Frauenzimmer

zimmer in der artigen Welt nothwendig haben muß, wenig Eindruck machte: ſo müſſen Sie, meine wertheſte Jungfer, auch hierauf Ihre Sorgfalt gerichtet ſeyn laſſen. Ich brauche Ihnen hier keine Regeln zu geben. Folgen Sie nur den Regungen Ihres Herzens. Dieſe werden Sie antreiben, in Ihrem Gange und Stellungen einen gewiſſen edlen Hochmuth blicken zu laſſen, dargegen aber auf Ihrem Geſichte nichts, als eine ungemeine Gütigkeit und Leutſeligkeit des Herzens zu zeigen. Wie nöthig iſt es nicht, daß man das eine mit dem andern vereinige, damit die Liebhaber nicht allzufurchtſam werden, ſich an ein Frauenzimmer zu wagen. Vor allen Dingen aber laſſen Sie ſich angelegen ſeyn, ein freyes Weſen in allen Ihren Handlungen zu Tage zu legen. Ich weis zwar wohl, daß Sie in keinem Kloſter erzogen ſind: allein Sie können hier niemals zu weit gehen. Es ſollte mir leid ſeyn, wenn man Sie für ein kleines Dorfmägdchen halten würde.

Ich glaube nicht, daß ich ſtarke Gründe nöthig habe, Sie zu überführen, daß eine koſtbare Kleidung zu Dero Verdienſten unumgänglich nöthig iſt. Allein es iſt dieſes ein ſo wichtiges Stücke meines Unterrichts, daß ich ſolches unmöglich vorbey gehen kann. Womit wollte ich ſonſt ein Frauenzimmer von Stande von den geringen Mägdchens unterſcheiden, als durch den ungemeinen vorzüglichen Unterſchied der Kleidung? Wie werden nicht auch die Annehmlichkeiten eines Frauenzimmers dadurch erhöhet? Zum Unglück giebt es unter den geringen Bürgermägdchens eben ſo hübſche Geſichter. Die Vornehmen können alſo eine Sache von dieſer Art zu ihrem Vorzug unmöglich entrathen. Zweifeln Sie ja nicht

meine wertheſte Jungfer, an der Wirkung dieſes nothwendigen Stücks Ihrer Verdienſte. Nach Ihrem Geſchmack, den Sie für die Mannsperſonen haben, und dem ich mit Vergnügen beygetreten bin, und in den Eroberungen, die Sie ſich vorgeſetzt haben, können Sie ſich alles hiervon verſprechen. Diejenigen, die ſelbſt allen ihren Vorzug in ihrem ſchönen Kleide, und in ihrer goldenen Weſte ſuchen, werden den Anreizungen eines koſtbaren Stoffs, mit goldnen Spitzen beſetzt, unmöglich widerſtehen können. Ich verlange noch, daß ſie ſich ſorgfältig bemühen, alle neue Moden ſiedend warm zu erhalten. Für ein Frauenzimmer von Ihrem Stande iſt dieſes die würdigſte Beſchäfftigung. Ich ſehe nicht, womit Sie Ihren erhabnen Geiſt ſonſt unterhalten könnten; und was meynen Sie wohl, was die artigen jungen Herren von Ihren Verdienſten vor ein Urtheil fällen würden, wenn Sie mit einer Mode aufgezogen kämen, mit der ſich ſchon ſeit einem Vierteljahre das kleinſtädtiſche Frauenzimmer geſchleppet hat.

Wenn Sie nun, **meine ſchöne Jungfer**, noch einige halbwitzige Redensarten und ſinnreiche Ausrufungen auswendig lernen; ſo verſichere ich, daß Sie das vollkommenſte Frauenzimmer ſeyn werden, das die artige Welt noch jemals bewundert hat. In der That! wenn ich mir alle dieſe vorzüglichen Eigenſchaften vorſtelle, die Sie ſo gewiß erhalten werden, als ich itzo die Feder in der Hand führe, ſo werde ich ſelbſt mit Vergnügen über ſo ein unvergleichliches Frauenzimmer ganz eingenommen: und ich wünſchte nur, daß ich zwanzig Jahre ablegen könnte, um durch meine geringe Perſon die Anzahl Ihrer Verehrer vermehren zu können. Ich wenigſtens kann nicht einſehen, was ein Frauenzimmer ſonſt noch zu Ihrer Vollkommenheit für Verdienſte nöthig hätte; und unter uns geredet, es iſt recht wunderlich Zeug, was einige verdrießliche Sittenlehrer von den Tugenden, von den Neigungen, von den Verdienſten, von der vernünftigen Aufführung, und von der edlen und würdigen Beſchäfftigung eines denkenden Weſens, ſo nennen ſie das Frauenzimmer, der Welt vorbrummen. Stürzen Sie mich ja nicht in die Verzweifelung, daß ich noch auf meine alten Tage erfahren muß, die hoffnungsvolle Tochter der Frau Amtmanninn *** habe ſich von dieſen närriſchen Grillen anſtecken laſſen. Jedoch ich habe die gute Hoffnung, daß Sie mir dieſen tödlichen Verdruß niemals zuziehen werden.

Vielmehr bin ich verſichert, daß Sie ſich, mit ſo vollkommenen Eigenſchaften ausgerüſtet, kaum in der artigen Welt zeigen werden; ſo werden Sie von einem ganzen Heere Liebhaber von eitel geſchickten jungen Herren umgeben ſeyn. Ich zweifle nicht, daß Sie nach der Gütigkeit ihres Herzens nicht lange ſäumen werden, einem unter denſelben ihre unſchätzbare Gewogenheit zu ſchenken. Allein ich läugne nicht, dieſer Vorfall verurſachet, daß mir angſt und bange wird. Ich weis, daß Sie itzo Menantes und Talenders Romane leſen. Sollten Sie etwan ſchon mit dem unglücklichen Gifte angeſteckt ſeyn, der faſt in allen dieſen Büchern verborgen liegt, daß ein Frauenzimmer ihrem Liebhaber eine ewige und unverletzliche Treue beweiſen müſſe. Meine Schuldigkeit und der Theil, den ich an Ihrer Wohlfahrt nehme, erfordert, daß ich Sie davor warne. Bilden Sie ſich ja nicht ein, daß dieſe Romanenbeſtändigkeit jemals wirklichen Plan in der Welt gefunden hat. Nein, meine ſchöne Jungfer, dieſe ewige Treue iſt zwar in einer Liebesgeſchichte ſehr einnehmend; allein in der That iſt ſie weder möglich noch rathſam. Ein Frauenzimmer, zumal nach den Sitten der artigen Welt, hat weder dieſe heldenmäßige Beſtändigkeit, noch eine allzuhochgetriebene Treue nöthig, nachdem ſie ſich einen Liebhaber erwählet hat. Würden Sie ſich nicht einen unerträglichen Zwang aufbürden, wenn Sie nach der Erklärung, daß Sie jemand lieben wolle, alle andre annehmliche Mannsperſonen haſſen, oder wenigſtens mit gleichgültigen Augen anſehen ſollten? Würden Sie ſich nicht auf dieſe Art ihres größten Vergnügens berauben, nämlich Lobſprüche und Liebeserklärungen von Ihren Verehrern anzuhören; und würde nicht Ihre freye und muntre Lebensart, die den größten Theil Ihrer Verdienſte ausmacht, hierbey einen gewaltigen Stoß leiden müſſen? Wie ſchön würde ſie auch nicht Ihrer Wohlfahrt durch eine romanenmäßige Beſtändigkeit rathen? Wie leicht kann ſich nicht noch eine annehmlichere und vortheilhaftigere Perſon um Ihre Liebe bewerben? Mich deucht nicht, daß die Beſtändigkeit ein Recht hat über alle dieſe Betrachtungen zu ſiegen. Wenn Sie alſo einer Mannsperſon Ihr Herz ſchenken, welches, wie ich hoffe, nächſtens geſchehen wird; ſo verſtehet ſich dieſes allemal mit der ganz natürlichen Einſchränkung, ſo lange nämlich Ihre Neigungen dieſe Beſchaffenheit behalten werden. Aendern ſich dieſe, und Sie können ſich in der That wegen tauſenderley Vorfälle ändern, die Sie nicht allemal vorher zu ſehen im Stande ſind; ſo ſind Sie weder an Treue noch an Beſtändigkeit weiter gebunden. So verfahren tauſend muntre und vortreſſliche Schönen in der Welt, die den Ruhm vollkommener Frauenzimmer haben: und es ſollte mir leid ſeyn, wenn Sie ſich von den ſüßen Träumereyen der romanenmäßigen Treue und Beſtändigkeit ſchon allzuſehr hätten einnehmen laſſen. Wenigſtens habe ich meine Schuldigkeit erfüllet: und ich bin ſehr erfreut, daß ich Sie vor dem abſcheulichen Abgrunde noch zu rechter Zeit habe warnen können, dem Sie vielleicht, aus Mangel der Erfahrung nur allzunahe geweſen ſind.

Weil doch alle Ihre Bemühungen, **meine höchſtgeehrteſte Jungfer**, nunmehr lediglich dahin gerichtet ſind, daß Sie ſich nächſtens in den angenehmen Eheſtand begeben wollen; ſo halte ich vor höchſt nöthig, daß ich Ihnen hierbey noch einige Erinnerungen mache. Sie betreffen die Bewegungsurſachen, die Sie in Ihrer Verehlichung zum Grunde legen müſſen. Ich will nimmermehr hoffen, daß Sie ſich in Kopf geſetzt haben, ein artiges und belebtes Frauenzimmer müſſe eine wahrhaftige Zärtlichkeit gegen diejenigen haben, den ſie zu ihrem Mann erwählet. Sie wären auf dieſen Fall von den Grundſätzen derjenigen, die Sie ſich zu Vorbildern erwählen wollen, noch ſehr weit entfernet; und es wäre meine Schuldigkeit, Sie für dergleichen ſchädlichen Meinungen aus allen Kräften zu warnen. Nein, **meine ſchöne Jungfer**, ein Frauenzimmer, das dem Geſchmack der artigen Welt gemäß iſt, hat weiter nichts, als einige flüchtige Neigungen zu demjenigen nöthig, den ſie heyrathen will. Ihr einziges Augenmerk muß dahin gerichtet ſeyn, daß ſie unterſuchet, ob ihr künftiger Mann im Stande iſt, ihren Pracht zu unterhalten, und alle die Vergnügungen des Lebens zu verſchaffen, ohne welche ſie das unmöglich ſeyn kann, was ſie iſt. Vor allen Dingen aber muß ſie ſorgfältig unterſuchen, ob ſeine Gemüthsart ſo beſchaffen iſt, daß er es ſeiner Frau nicht wehren wird, ſich ferner artig und belebt in der Welt zu bezeugen. Hat ihr künftiger Mann in dieſen Stücken die Vollkommenheit, die ſie wünſchet; ſo kann ſie immer zuſchlagen; und der Mangel der Zärtlichkeit einer ſo unnützen Sache muß ſie niemals abhalten, ihm ihre Hand zu geben. Es iſt überflüßig hinlänglich, wenn ſie ihn nur in etwas leiden kann. Sie verſtehen mich ſchon, meine muntre Schülerinn, der Mann muß einem artigen Frauenzimmer nicht ganz und gar zum Ekel ſeyn. Denn man muß ihm doch manchmal einige zärtliche Liebesbezeigungen erweiſen können, ſonderlich wenn er ſeinen Beutel aufthun ſoll. Sehen Sie, hierauf haben alle witzige Schönen, die zu leben wiſſen, ihr Augenmerk gerichtet. Dieſes waren auch die Grundſätze Ihrer ſeligen Frau Mutter: und wenn Sie Ihre Ehre und Ihre Wohlfahrt lieben, und ſo vortrefflichen Vorbildern ähnlich werden wollen; ſo werden Sie in ihrer Verehlichung keine andre Bewegungsgründe vor Augen haben. Ich ermahne Sie hierzu ſehr beweglich, und ich will hoffen, daß mein Bitten, meine gründliche Vorſtellungen, und der vermuthliche Wille derjenigen, der Sie ihre Geburt zu danken haben, einigen Eindruck in Ihrer Seele machen werden.

Wie vergnügt würde ich nicht ſeyn, wenn mein Unterricht zu demjenigen Anſehen, Ruhm und Glück, das in der artigen Welt auf Sie wartet, etwas beytragen könnte. Wenigſtens habe ich die Ehre gehorſamſt zu verſichern, daß dieſe Lehrſätze zu der annehmlichen Lebensart, die Sie itzo erwählen, unumgänglich erfordert werden; und hieraus werden Sie von der Nothwendigkeit Ihrer Beobachtung hinlänglich überzeugt ſeyn. Man kann nicht mit größerer Hochachtung ſeyn, als ich unausgeſetzt bin

Hochſtgeehrteſte Jungfer ꝛc.

T..

* * *

IV.

Sendſchreiben
an einen gelehrten und berühmten Mann,
von
den Mitteln gelehrt und berühmt in der Welt zu werden.

Wohlgebohrner Herr,
Höchſtgeehrteſter Herr Hofrath!

Ich bin allemal mit Ehrfurcht und Verwunderung eingenommen werden, wenn ich die erſtaunende Höhe des gelehrten Anſehens betrachtet habe, zu welcher ſich Ew. Wohlgebohrnen zu erheben gewußt haben. Mehr als einmal hat mir **Dero** reizendes Beyſpiel, wie das Bildniß Alexanders des Groſſen dem Julius Cäſar, Thränen ausgepreſſet. Meine Ehrſucht hat nicht anders als ſehr lebhaft gerühret werden müſſen, daß Dieſelben in einem Alter, welches das meinige ſo weit eben nicht überſteiget, einen groſſen Theil der gelehrten Welt unter ihren Füſſen ſehen, da ich hingegen noch wenig gelehrte Heldenthaten verrichtet habe. Ob ich zwar keine Katze in der gelehrten Welt bin, welches ich damit unumſtößlich beweiſe, daß man meiner ſchon einmal mit vielem Ruhme in den gelehrten Zeitungen gedacht hat; ſo iſt doch zwiſchen **Ew. Wohlgeb.** und mir noch eine große Kluft befeſtiget. Die kleine luſtige Närrinn, die man die Eigenliebe nennet, und die ich, wie alle andre Menſchen, beſitze, hat mir von meinen Kräften die beſte Meinung beyzubringen gewußt. Nur neulich hat ſie mir mit tauſend artigen Liebkoſungen zu erkennen gegeben, daß es gar wohl möglich ſey, mich Ihnen auf dem Gipfel der gelehrten Hoheit an die Seite zu ſetzen.

Ich würde keinen Augenblick Anſtand genommen haben, an dieſes wichtige Vorhaben Hand anzulegen, wenn ich nur über die Mittel hätte einig werden können, die man anwenden müſſe, gelehrt und berühmt in der Welt zu werden. Ungeachtet ich ſeit geraumer Zeit meine beſondere Aufmerkſamkeit auf die Wege gerichtet habe, deren ſich **Ew.** Wohlgeb. ſo geſchickt zu bedienen wiſſen, die unüberwindlichen Hinderniſſe zu überſteigen, die uns vorfallen, wenn wir dieſen Endzweck erreichen wollen; ſo bin ich doch nicht genugſam überzeugt, ob meine Einſicht hinlänglich geweſen ſeyn möchte, alles mit erforderlicher Richtigkeit anzumerken. Ich habe dannenhero geglaubt am ſicherſten zu verfahren, wenn ich mich hierinnen zu Ihnen ſelbſt wendete. Sie empfangen demnach in der Folge einige Regeln, die ich aus Dero vollkommenen Beyſpiele gemacht habe. Richten Sie nur die Mittel, die ich vorſchlage, gelehrt und berühmt in der Welt zu werden, mit der äußerſten Strenge, wenn Sie die Erreichung meiner Abſichten und das Beſte der gelehrten Welt nicht vollkommen befördern. Ich werde mich ohne den geringſten Verdruß von einem Meiſter eines beſſern belehren laſſen, der zu unſern Zeiten ſeines gleichen nicht hat. Sie allein, höchſtgeehrteſter Herr Hofrath, können mir und allen gelehrten Anfängern hierinnen einen Dienſt erweiſen, den wir von vielen andern vergeblich erwarten würden.

Es iſt nöthig, daß wir vorausſetzen, daß man in der That viele Wiſſenſchaften beſitzen müſſe, wenn man den Ruhm eines gelehrten und berühmten Mannes in der Welt erlangen will. So einfältig iſt die Welt niemals geweſen, daß ſie ſich hätte aufbürden laſſen, ein erzunwiſſender Kerl ſey ein groſſer Gelehrter. Allein es giebt doch viele Leute, die es in der Gelehrſamkeit ſehr weit gebracht haben. Es können aber nur allemal etliche wenige zu dem Vorzuge gelangen, den **Ew. Wohlgebohrnen** erreicht haben, und der mich lüſtern macht. Mich deucht alſo, daß gewiſſe Wege vorhanden ſeyn müſſen, die uns zu dieſer Hoheit führen. Wir wollen ſehen, ob wir einige hiervon vorſchlagen können.

Weil es faſt unumgänglich erfordert wird, daß man ſich auf einer hohen Schule aufhalte, und andre unterrichte, wenn man ſich ein groſſes Anſehen in der gelehrten Welt erwerben will: ſo glaube ich, daß man vor allen Dingen die Klugheit haben müſſe, ein Buch zu ſeinen Vorleſungen zu erwählen, das viele irrige Meynungen in ſich hält. Man wird dadurch Gelegenheit erlangen, den Schriftſteller öfters zu tadeln. Hierdurch erheben wir uns ſchon ſehr hoch über denſelben. Unſre Zuhörer müſſen ſich wohl ohne Zweifel von unſrer Gelehrſamkeit einen hohen Begriff machen, wenn wir andern Gelehrten beſtändig Fehler zu zeigen im Stande ſind. Je nachdrücklicher wir uns hierbey ausdrucken können, deſto vortheilhaftiger wird es für uns ſeyn. Ich weis es am beſten, was es allemal für einen Eindruck in mir gemacht hat, wenn **Ew. Wohlgeb.** mit einer erhabenen Miene ausriefen:

rieſen: Hier hat der Herr Autor raiſoniret wie ein Ochſe: der Herr Autor muß entweder beſeſſen oder unſinnig geweſen ſeyn, da er dieſes geſchrieben hat. Ein Zuhörer der ſeinen Lehrer mit ſolchem Eifer ſprechen höret, muß ſehr überzeugt werden, daß der Schriftſteller irre, und daß er mit Grund und ungezweifelter Gewißheit getadelt werde. Ich habe mir die Stellen, bey denen Sie dergleichen Redensarten gebraucht haben, ſorgfältigſt angemerkt: und ich hoffe mich derſelben einmal mit großem Nutzen zu bedienen.

Es werden zwar einige Klüglinge hierbey die Naſe rümpfen und ſprechen, daß es ſehr niederträchtig ſey, in dergleichen Redensarten auszubrechen. Sie werden ſagen, daß ein Handwerkspurſche eben dieſe Geſchicklichkeit beſitze. Allein, **höchſtgeehrteſter Herr Hofrath**, dieſes muß uns nicht abhalten, ein Mittel zu ergreifen, welches zu unſerem Anſehn ſo viel beytragen kann. Gott ſey gedankt! wir können uns drauf verlaſſen, daß unter unſern Zuhörern nur allemal etliche wenige ſo naſeweiſe ſeyn werden, alſo zu denken; und unterdeſſen werden wir dem größten Haufen die vortheilhafteſte Meynung von uns beybringen.

Ich glaube, daß unſer Anſehn ungemein vermehret wird, wenn wir eine große Menge Bücher anführen. Wir zeigen dadurch eine Beleſenheit, die unſre Zuhörer nothwendig in Erſtaunen ſetzen muß. Allein mich deucht doch, daß wir klüger verfahren, wenn wir nur ſolche anführen, die die gegenſeitige Meynung behaupten. Wenn wir verſichert ſind, daß wir unſre Zuhörer von der Wahrheit unſres Satzes überzeugen: ſo ſind alle gegenſeitige Schriftſteller ſo viel Sklaven, die unſer Siegesgepränge um deſto herrlicher machen. Sie wiſſen, **höchſtgeehrteſter Herr Hofrath**, daß man eben ſo lecker nicht ſeyn muß, alle Schriftſteller nachzuſchlagen, denen wir uns entgegen ſtellen. Geſetzt auch, daß wir einige nennten, die mit uns einerley Meynung wären; ſo kann uns dieſes gar nicht ſchaden. Es ſind abermals nur etliche wenige von unſern Zuhörern ſo halsſtarrig, daß ſie uns nicht auf unſer Wort glauben, ſondern dieſe Bücher ſelbſt nachſchlagen ſollten.

Ew. Wohlgeb. werden mit mir hierinnen einig ſeyn, daß man allemal einen Schriftſteller, deſſen man ſich zu ſeinen Vorbereitungen bedienet, ſo zu reden vor ſich behalten müſſe. Damit es nun unſern Zuhörern unbekannt bleibe, was wir für einen Miethklepper reiten: ſo wird es nöthig ſeyn, daß wir ihnen alle Luſt benehmen, ſich denſelben anzuſchaffen. Dieſes kann nicht füglicher geſchehen, als wenn wir bey allen Gelegenheiten auf das verächtlichſte von unſerm Handbuche reden, und den Urheber unter die Klaſſe der allerelendeſten Scribenten ſetzen. Ich kann von der Wirkung dieſes Kunſtſtückes ſelbſt zeugen. Der ſogenannte große Hepp war einmal mein einziger Troſt; und ich hatte es nur dem Abſcheu zu danken, den ich vor dieſem Buche zu erregen wußte, daß man die Quelle niemals entdeckte, woraus ich alle meine Weisheit ſchöpfte.

Ein muntrer Vortrag kann zu unſerm Ruhm ſehr vieles beytragen. Wir wiſſen, daß der größte Theil der ſtudirenden Jugend wenig Vergnügen an gelehrten Beſchäfftigungen findet. Man kann ſich dannenhero ſichre Rechnung machen, daß ſie, wie die Raben nach einem todten Aas, zufliegen werden, wenn man die Geſchickſchicklichkeit beſitzet, die bittern gelehrten Pillen durch eine luſtige Geſchichte zu übergülden. Es wird nöthig ſeyn, daß wir unſern Zuhörern durch unſer Beyſpiel zeigen, wie lächerlich die Geſchichte ſey, die wir ihnen erzählen. Wir dürfen dannenhero bey unſern luſtigen Erzählungen nicht wie ein Klotz ſitzen, ſondern ein artiges Händeklatſchen, und wohlangebrachtes Scharren mit den Füßen, muß ihnen zu erkennen geben, daß ſie nun alle Urſache haben, aus vollem Halſe zu lachen. Nächſt den artigen Hiſtörchen, die ich mir aus Ew. Wohlgeb. Lehrſtunden geſammlet habe, habe ich noch einen Haufen andre zuſammengebracht; und ich bin faſt entſchloſſen, wenn ich zum erſten mal öffentlich leſe, eine Geſchichte zu erzählen, worüber ſich zwey oder drey junge Herren, die die Frau Mama vor ohngefähr vier Wochen erſt verlaſſen haben, aus dem Athem lachen ſollen.

Wenn uns dergleichen Mittel viele Zuhörer erworben haben; ſo müſſen wir ihnen öffentlich zu verſtehen geben, daß wir gar wohl überzeugt ſind, daß die weiſen Lehren, ſo wir ihnen vortragen, eine zahlreiche Verſammlung in der That verdienen. Es würde alſo ſehr kläglich gehandelt ſeyn, daß wir eine Viertelſtunde in unſerm Hörſaale ſitzen, ohne ein Wort zu ſagen, wenn wir merken, daß weniger Zuhörer vorhanden ſind, als wir ſonſt gewöhnlichermaaßen haben. Ehe ich dieſes Kunſtſtück einſah, das Ew. Wohlgeb. ſchönen Erfindungskraft allein zuzuſchreiben iſt; ſo habe ich öfters wegen des Verluſts, den ich vor die gelehrte Welt befürchtete, eine große Angſt ausgeſtanden. Denn ich habe mehr als einmal nichts gewiſſers vermuthet, als daß Dieſelben die Sprache verlohren hätten.

Es

So kräftig dieſes Mittel iſt: ſo iſt es doch nicht rathſam ſich deſſelben öfters zu bedienen. Man muß aber dann und wann ſeinen Zuhörern das Mißvergnügen, ſo wir über die Verabſäumung unſerer Lehrſtunden haben, mit deutlichen Worten zu erkennen geben. Wir werden ſehr wohl thun, wenn wir uns hierbey auf die erhabenſte und prächtigſte Art ausdrücken. Ew. Wohlgeb. ſind, wie in andern Kunſtgriffen, alſo auch in dieſem, ein vortrefflicher Meiſter. Ich hatte allemal aus gerechtem Eyfer die Abweſenden mit den Zähnen zerreißen mögen, wenn ſie öffentlich ſagten, daß ſie ſich voll Weisheit, wie eine Biene geſogen hätten, und nun kämen, uns dieſen ſüßen Honig einzuflößen; allein ſie fänden die Hälfte ihrer Zuhörer abweſend, welches ihnen allerdings den empfindlichſten Verdruß erwecken müßte.

Wenn unſre Zuhörer über dergleichen Redensarten nicht lachen, ſondern ſolche mit einer ehrerbietigen Beſchämung anhören; ſo haben wir ein untrügliches Kennzeichen, daß wir nur noch eine Staffel zu ſteigen haben, um den Thron der gelehrten Hoheit einzunehmen. Wir müſſen alſo dieſen ruhmwürdigen Schritt noch beherzt verrichten. Dieſes geſchieht, wenn wir die gelehrten Männer, die in unſrer Wiſſenſchaft den größten Ruhm erlangt haben, auf alle Art zu verkleinern ſuchen. Wir haben nicht nöthig eine große Behutſamkeit zu gebrauchen, wenn der Gelehrte, den wir gerne vom Throne ſtürzen wollen, nicht mit uns auf einer hohen Schule lebt. Die unverſchämteſten Ausdrückungen, die wir erſinnen können, denſelben lächerlich zu machen, werden unſre Abſichten um ſo viel eher befördern. Eine Anſpielung auf ſeinen Namen kann hierbey gute Dienſte thun. Ew. Wohl-

gebohrnen wäre wohl ein Geſchenke von tauſend Thalern nicht ſo angenehm geweſen, als daß der ſel. Kanzler von Ludewig mit dem Vornamen Peter hieß. Denn wo hätten Sie ſonſt die artige Redensart: der groſſe Peter, und andre dergleichen, hernehmen wollen, wenn dieſer in der That groſſe Mann zu Ihrem Vergnügen dieſen Namen nicht geführet hätte.

Allein wir müſſen eine gröſſere Vorſichtigkeit anwenden, wenn ſich auf unſrer Akademie ein groſſer Gelehrter befindet, deſſen wahrhaftiger Ruhm und wohlverdientes Anſehen unſrer Hoheit noch im Wege ſtehet. Wenn wir denſelben öffentlich lächerlich machen wollten; ſo würden wir uns ſeiner Feindſchaft ausſetzen; und wir würden auch unſre Abſichten gar zu deutlich verrathen. Es iſt nicht zu läugnen, daß es öffentliche Lehrer gebe, welche dieſe Behutſamkeit nicht für nöthig halten. Ich kenne einen groſſen Theologen unſrer Kirche, welcher ſich kein Gewiſſen gemacht hat, über eine unanſtändige Geſichtsmiene eines andern auf eben dieſer hohen Schule befindlichen geiſtlichen Lehrers in ſeinen Lehrſtunden deutlich genug zu ſpotten. Wer aber ſo viel Klugheit beſitzet, als Ew. Wohlgeb. wird ſeine Abſichten ſchon auf eine feinere Art zu erreichen wiſſen. Das Mittel, ſo Dieſelben ausfündig gemacht haben, iſt würdig, allen öffentlichen Lehrern zur Nachfolge vorgelegt zu werden. Gemeiniglich wenn Sie eine richtige Meynung gründlich dargethan hatten: ſo ſatzten Sie gleichſam nur unvermerkt, und als wenn es von ohngefähr geſchähe, hinzu: Ich kann aber nicht läugnen, daß der Herr Hofrath von ** hierinnen andrer Meynung ſey. Ich bin ſelbſt im Stande von der Wirkung dieſes Kunſtſtückes zu zeugen.

Ungeachtet ich dieſen groſſen Mann aus ſeinen vortrefflichen Schriften kannte; ſo hätte ich mich doch faſt dadurch abhalten laſſen, ſeinen Hörſaal jemals zu betreten. Nur ein Fehler, den ich von Jugend an beſeſſen habe, und den eine groſſe Menge ſo glücklich iſt, nicht an ſich zu haben, trieb mich an, die Wahrheit ſelbſt zu unterſuchen. Ich erſtaunte, als ich dieſen berühmten Mann eben die Meynung vortragen hörte, die **Ew. Wohlgeb.** gelehret hatten; bis ich endlich das Kunſtſtück einſah, das Dieſelben hierunter ſo klüglich zu verbergen wußten. Man hat mir ſagen wollen, daß **Ew. Wohlgeb.** einmal von dieſer klugen Aufführung abgewichen wären, und die Verdienſte dieſes groſſen Gelehrten mit vielen harten und bittern Ausdrückungen zu beſchwärzen geſucht hätten. Allein ich kann dieſes faſt unmöglich glauben. Wenn es wahr wäre: ſo müſſen Sie damals ſich ſelbſt, Ihre Klugheit und alle Ihre Grundſätze in Vergeſſung geſtellet haben. Sie ſind, **höchſtgeehrteſter Herr Hofrath**, ſo weit einſehend, als daß Sie ſich ſchmeicheln ſollten, daß Ihnen alle ihre Zuhörer ohne Unterſchied auf Ihr Wort glauben würden. Denn ungeachtet der Neigung zur Luſt, der wir Menſchen ſo gerne nachhängen, ſo giebt es doch noch einige unter denſelben, welche die Verdienſte dieſes berühmten Mannes kennen und verehren. Sie würden alſo den ganzen Grund ihres Vorhabens, woran ſie bereits ſo lange arbeiten, nämlich denſelben nach und nach, unvermerkt in den Gemüthern ihrer Zuhörer zu ſtürzen, in einer Viertelſtunde eingeriſſen haben, wenn ſie ihre Abſichten auf einmal ſo deutlich zu Tage geleget hätten. Unterdeſſen bin ich doch von der Gewißheit dieſer That mehr verſichert, als ich ſelbſt wünſche. Denn ich ſehe gerne, daß ich das Beyſpiel, welches ich mir und allen gelehrten Anfängern in Ew. Wohlgeb. berühmten Perſon gebe, ohne allen Fehler darſtellen könnte.

Die gelehrte Pracht und Hoheit iſt unſichtbar. Es iſt dannenhero ſchwer, die Zeit und Stunde zu beſtimmen, in welcher ein großer Gelehrter den Thron wirklich in Beſitz nimmt. Weil ich aber auch einmal willens bin dieſen großen Schritt zu wagen: ſo habe ich nach einer genauen Aufmerkſamkeit ein Kennzeichen ausfündig gemacht, welches ich zum Beſten der gelehrten Welt nicht auf dem Herzen behalten kann. Ich zweifle gar nicht, daß es **Ew. Wohlgeb.** vor gegründet halten werden. Es beſtehet ſolches in einigen Tönen, die auf eine angenehme Art in unſern Ohren herum fahren. Wer demnach die Titel: **Vir illuſtris**, Hochedelgebohren, Magnificenz, und hauptſächlich Excellenz, täglich zwanzig bis dreyßigmal und dann und wann eine Abendmuſik höret, der kann ſich darauf verlaſſen, daß er nunmehr auf dem gelehrten Fürſtenthron ſteif und feſt ſitze.

Ich kann **Ew. Wohlgeb.** den Verdruß nicht verhalten, den ich letzthin gehabt habe. Ein boshaftiger Menſch unterſtund ſich zu behaupten, daß es höchſt lächerlich wäre, wenn einige öffentliche Lehrer auf hohen und andern Schulen den Titel Excellenz annähmen. Die Welt begriffe den himmelweiten Unterſchied, den Unterſchied, der unter einer wahrhaftigen und Schulexcellenz ſey, allzu leicht: und die Gelehrten hätten dannenhero von dieſem Titel mehr Schimpf als Ehre zu gewarten. Er fuhr fort, daß man einem ehrſüchtigen Narren das Vergnügen herzlich gerne laſſen könnte, ſich an einem in Anſehung ſeiner gar nichts bedeutenden Titel zu beluſtigen. Allein es ſey in einem Lande unverantwortlich, wo der Landesherr verordnet habe, wem dieſer Titel gegeben werden ſolle. **Ew. Wohlgebohrnen** können leicht erachten, daß ich mit Händen und Füßen gewehret habe, das Recht der gelehrten Republik auf dieſen Titel aufrecht zu erhalten. Meine Gründe konnten aber wider dieſen Halsſtarrigen nichts ausrichten. Er gab nur ſo viel nach, daß den Gelehrten dieſer Titel nicht anders zugeſtanden werden könnte, als wenn ſie ſich gefallen ließen, Ihro gelehrte oder Ihro Schulexcellenz genennet zu werden.

Endlich iſt es unumgänglich nöthig, daß wir Bücher ſchreiben, wenn wir gelehrt und berühmt in der Welt werden wollen. Ich habe mir ehemals unüberwindliche Schwierigkeiten bey dieſem wichtigen Geſchäffte eines Gelehrten vorgeſtellet. Ich glaubte, daß man die Wiſſenſchaft aus dem Grunde verſtehen müſte, in der man ſchreiben wollte. Meine unglückliche Blindheit hielt es für unmöglich, daß jemand die Verwegenheit haben könnte, etwas zu lehren, was er ſelbſt noch nicht wüßte. Allein der Unterricht eines gelehrten und vertrauten Freundes hat endlich ſo viel gefruchtet, daß ich die verhaßte Binde, die meine Augen verfinſterte, weggeriſſen habe. Ich bin nunmehr überzeugt, daß in der That nichts leichter ſey, als ſeine Feder in der gelehrten Welt mit Ruhme zu führen. Unerachtet ich mit guten Gewiſſen ſchwören kann, daß ich nicht weis, was die Herren Mediciner durch das Wort Therapie verſtehen: ſo getraue ich mir doch von dieſem Theile der Arzneykunſt binnen acht Wochen ein Werkgen zu ſchreiben, welches alle gelehrte Zeitungen bis in den Himmel erheben ſollen.

Der glückliche Erfolg, den ich bereits vor mir habe, hat mich mit einer wohlanſtändigen Dreuſtigkeit ausgerüſtet. Ich kann **Ew. Wohlgeb.** hoch und theuer verſichern, daß ich nicht den geringſten Begriff hatte, was harmonia praeſtabilita ſey. Man wirft mir immer noch vor, daß ich einſtmals in einer zahlreichen Geſellſchaft, als ich meine philoſophiſche Weisheit auskramen wollen, geſprochen hätte: es iſt wahr, die harmonia proſtituita hat vielen Lärm in der gelehrten Welt angerichtet. Dennoch aber entſchloß ich mich kurz hierauf, eine hiſtoriſche Nachricht und philoſophiſches Gutachten hiervon heraus zu geben. Binnen vier Wochen bewerkſtelligte ich dieſen Vorſatz mit einer erſtaunenswürdigen Geſchicklichkeit. Man nahm meine Schrift mit einem allgemeinen Beyfall auf: und ich ſah mich genöthiget, vier andre Wochen, von den vielen Lobeserhebungen, die mir die gelehrten Zeitungsſchreiber beylegten, ganz gebückt einher zu gehen. Bis ſich endlich dieſe angenehme Laſt nach und nach verlohren hat. Ich weis nicht, wo ſie geblieben iſt. Allein ſo viel fühle ich, daß es mir ſeit einigen Jahren ganz leicht um das Herz iſt. Denn Sie wiſſen, **höchſtgeehrteſter Herr Hofrath**, daß die unſichtbare Laſt des gelehrten Ruhms nur unſern Geiſt, und wenn es hoch kommt, auch unſer Herz beſchweret.

Man wird faſt auf die Gedanken fallen, daß ich mein Buch ohne Hexerey nicht zu Stande bringen können. Ich habe hier nicht die Verwegenheit, **Ew. Wohlgeb.** und andern großen Geiſtern dieſe Vermuthung beyzumeſſen. Sie haben, wie alle Mittel gelehrt und berühmt zu werden, alſo auch dieſes längſt an den Schuhen abgeriſſen. Wenn ich ſage, daß ich meine

Schrift durch ein Geheimniß verfertigt habe; ſo verſteht ſich dieſes nur in Anſehung der gelehrten Anfänger. Ich konnte aber dennoch Anſtand nehmen, dieſes Kunſtſtuck bekannt zu machen, bis mir die Republik der Gelehrten eine anſehnliche Belehnung beſtimmte. Weil ich aber gar nicht eigennützig bin; ſo will ich es zum Beſten aller jungen Gelehrten nicht länger auf dem Herzen behalten. Daß es aber **Ew. Wohlgeb.** in meinem Briefe finden, geſchieht nur deshalb, damit es **Dieſelben**, wie meine andern Mittel gelehrt und berühmt zu werden, durch **Dero** praktiſche Zuſätze vor die gelehrte Welt deſto nutzbarer machen mögen.

Ich muß zum voraus ſagen, daß ich mir ein Collectaneenbuch halte. In dieſes ſchrieb ich unter gewiſſen Titeln die vornehmſten Stellen aus allen Büchern, die jemals vor und wider die harmoniam praeſtabilitam herausgekommen waren. Nach einer ſo glücklichen Werbung hätte ich weiter nichts zu thun, als über meine Soldaten Muſterung zu halten. Die untüchtigen wurden ausgemuſtert; die tüchtigen aber in Reihen und Glieder geſtellt, und mit guter Montirung verſehen. Solchergeſtalt befand ſich mein Regiment gar bald in dem beſten Stande von der Welt. Ich rede vor **Ew. Wohlgeb.** nicht zu figürlich. Wer aber von den gelehrten Anfängern meine Sprache nicht verſteht, der ſoll auch niemals die Ehre haben, ein Schriftſteller zu werden. Sie ſehen alſo, **höchſtgeehrteſter Herr Hofrath**, daß es auf dieſe Art etwas leichtes ſey, ein Jus canonicum, ein Jus feudale, eine Pathologie, eine Therapie, eine Polemik, und ich weis nicht was, zu ſchreiben, ob man gleich dieſe Wiſſenſchaften kaum dem Namen nach kennet. Am allerleichteſten aber iſt ſolchergeſtalt ſpielend, wenigſtens zwanzig Diſputationes jährlich zu verfertigen.

Weil mir aber das Aufnehmen der gelehrten Welt ſehr am Herzen liegt; ſo erlauben mir Ew. **Wohlgeb.** alle angehende Schriftſteller noch ausdrücklich zu warnen, daß ſie hauptſächlich auf eine gute Montirung bedacht ſeyn müſſen. Ich will mich deutlicher erklären. Ich verſtehe dadurch, daß ſie die ausgeſchriebenen Stellen, die ſie nach den gelehrten Klugheitsregeln nicht anführen dürfen, in andre Worte einkleiden ſollen. Denn das würde es nicht vor ein Schimpf vor ſie ſeyn, wenn man ſie öffentlich in dem gelehrten Diebſtahle ergriffe.

Sie dürfen ſich nur an dem unglücklichen Beyſpiele eines gelehrten und berühmten Mannes in Niederſachſen ſpiegeln. Dieſer wird vielleicht den Tag verfluchen, an dem er dieſe nöthige Regel einmal in Vergeſſenheit geſtellet hat. Die gelehrte Welt erſtaunte, wo ein Mann die große Gelehrſamkeit in Wiſſenſchaften hernähme, die er niemals geübt hatte. Endlich aber erlebte er bey ſeiner Doctorpromotion den traurigen Verfall, daß ihm ein naſeweiſer Opponente eine ganze Seite aus einem andern Buche verlas, die zum Unglück von Wort zu Wort in ſeiner Diſputation nachgeleſen werden konnte.

Ob ich zwar noch einige Vorſchläge an die Hand geben könnte; ſo will ich doch lieber vorher über die gegenwärtigen **Ew. Wohlgeb.** weiſe Erinnerungen erwarten. Ich beſchwöre auch Dieſelben bey der Liebe, womit Sie, als ein rechtſchaffener und vornehmer Mitbürger, der gelehrten Republik verwandt ſind, daß Sie mir neue heilſame Mittel, gelehrt und berühmt zu werden, an die Hand zu geben geruhen wollen. Ich möchte auch gerne in der gelehrten Welt etwas bedeuten: und es iſt ſehr nöthig, daß die gelehrten Anfänger auch hierinnen hinlängliche Anweiſung haben. Der berühmte X. Y. Z. der hinter ſeine Anmerkungen zu der kläglichen Geſchichte, von der jämmerlichen Zerſtörung der Stadt Jeruſalem, eine dergleichen Schrift verſprochen hat, bis itzo aber ſolches noch nicht in Erfüllung ſetzen können, wird mit mir an dieſem wichtigen Vorhaben gemeinſchaftlich Hand anlegen. Unſere Schrift wird zum wenigſten ein Paar ſtarke Folianten ausmachen. Nach Erhaltung des Beytrages, den wir von **Ew. Wohlgeb.** erwarten, werden wir unſere geſchickten Federn unverzüglich anſetzen. Sie werden ſich hierdurch um das ganze gelehrte Weſen ungemein verdient machen: und wenn meine vollkommene Hochachtung vor **Dero** preiswürdigen Eigenſchaften noch einen Zuſatz litte; ſo würde ich davor noch mehr ſeyn als ich wahrhaftig bin

Wohlgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Hofrath,
Ew. Wohlgebohrnen

ganz gehorſamſter Diener
U.

V. Abſa-

V.

Abſagungsſchreiben der artigen Emilia an ihren Liebhaber.

Mein Herr!

Ich habe den Entſchluß gefaſſet, mit Ihnen zu brechen. Wundern Sie ſich nicht über dieſe Entſchließung. Wundern Sie ſich vielmehr über eine anderthalbjährige Geduld, mit der ich eine ſo unangenehme Bekanntſchaft und ſo viel verdrießliche Beſuche ertragen habe. Ich geſtehe, Ihre Aufführung hat mir niemals gefallen. Wenn ich nicht das Bisgen gute Geſichtsbildung in Betrachtung gezogen hätte, das Sie haben, worauf Sie ſich aber auch genug einbilden; ſo würde ich mich bey dem andern Beſuch haben verläugnen laſſen. Ich hoffte, daß Sie ſich vielleicht noch ändern, und ſich meinen Neigungen gemäß bezeigen würden. Allein, Sie werden von Tage zu Tage unerträglicher. Ich mag demnach nichts mehr mit Ihnen zu thun haben. Ich kann unmöglich ferner einen ſo beſchwerlichen Zwang erleiden, als mir der Umgang mit Ihnen auferlegt. Damit Sie aber ſehen, daß ich Recht habe, mit Ihnen alſo zu verfahren; ſo will ich Ihnen Ihre Fehler, die die Urſachen meiner Entſchließungen ſind, nicht verhalten. Vielleicht trägt die Vorhaltung dieſes Spiegels zu Ihrer Beſſerung etwas bey, wenn Sie einmal bey einem andern Frauenzimmer Ihr Glück machen wollen.

Wiſſen Sie demnach, **mein Herr!** daß Sie viel zu ernſthaftig ſind, als daß Sie einem Frauenzimmer gefallen könnten. Nur die Einfältigen von unſerm Geſchlecht können ſich entſchlieſſen, einen Mann zu lieben, bey dem ſie ihre Tage in einer finſtern Ernſthaftigkeit zubringen müſſen. Sie ſind auch nicht dazu gebohren, daß Sie eine Geſellſchaft aufgeräumt machen könnten. Ich kann mich nicht entſinnen, daß mir Ihr Scherz ein einzigmal gefallen hätte, wenn Sie auch noch ſo luſtig haben ſeyn wollen. Im verfloſſenen Winter machten Sie zwar einen Scherz, der vor einen Menſchen, wie Sie ſind, noch luſtig genug war. Allein, er war dem ungeachtet nicht nach meinem Geſchmack. Sie ſpotteten über das Frauenzimmer, das mit den franzöſiſchen Officiers eine Schlittenfahrt gehalten hat, als dieſe von einer feindlichen Partey aufgehoben wurden. Dieſes ärgerte mich. Denn ich ſehe nicht, was man dieſem Frauenzimmer groß zur Laſt legen könnte.

Ich weis gar wohl, daß Sie ſich einbilden, als wenn Sie allein den wahren Witz beſaßen, und daß Sie allen Scherz unſers Geſchlechts und der Mannsperſonen, die uns gefallen, vor falſchen Witz und vor Narrenpoſſen halten. Allein, wenn Sie, **mein Herr**, den wahren Witz haben; ſo geſtehe ich Ihnen ganz gerne, daß ich mich nicht darnach ſehne. Was hilft mir ein Scherz, wenn ich nicht wenigſtens eine halbe Viertelſtunde darüber lachen ſoll, und wenn ich nicht davor einen artigen Schlag mit meinem Fächer anbringen kann.

Sie ſind gar nicht gefällig genug gegen das Frauenzimmer. Haben Sie wohl ein einzigmal meinen Anputz gelobet? Gar nicht! Sie haben nicht anders gethan als wenn Sie blind wären, und die gute Wahl die ich in meiner Kleidung beobachte, gar nicht ſehen könnten. Ich habe neulich mit Fleiß Achtung gegeben, ob Sie nicht ſagen würden, wie gut mich meine neue Pariſer Haube kleidet. Allein, Sie haben ſie mit keinem Worte erwähnet. Es liegt gar nichts daran, ob Sie meinen Anputz loben oder nicht. Denn wir haben, dem Himmel ſey Dank! Spiegel, wodurch wir uns ſelbſt Recht wiederfahren laſſen können. Es ſollte aber doch einem wohlgefallen, wenn man wahrnähme, daß Sie auf unſre Perſonen, und auf die artigen Veränderungen, die an uns vorgehen, einige Aufmerkſamkeit hätten.

Nicht einmal meinen kleinen Dachſel haben Sie ein einzigmal, ſo lange als Sie mit mir umgehen, geküſſet. Mit genauer Noth, daß ſie dann und wann die Schmeicheleyen dieſes artigen Thieres, die es an Ihnen höchſt unnütze verſchwendet hat, angenommen haben. Es ſchmerzt mich noch immer, daß Sie ihn vor ungefähr ſechs Wochen zurück ſtießen, als der kleine Narr aus guter Meynung auf ihren Schooß ſprang. Ich bin verſichert, daß er an Ihrer Kleidung nichts verderben haben würde. Es iſt, zu gutem Glück, kein Gold auf Ihrer Weſte, das er hätte ſchmuzig machen können. Wenn er aber ja zwey ſilberne Knöpfe verderben haben ſollte; ſo mache ich mich hiermit anheiſchig, Ihnen ein paar andre zu kaufen.

Haben Sie mir wohl ein einzigmal Nachricht gebracht, was in der Stadt vorgehet? Ja, ich hätte lange warten müſſen, wenn ich von Ihnen etwas hätte erfahren ſollen. Es hat mich rechtſchaffen verdroſſen, daß Sie mir nicht einmal ſagen, was in Ihrem Hauſe vorgeht. Sie kamen des andern Tages zu mir, als Ihr Hauswirth den Licentiat Dunkel des Nachts aus ſeinem Hauſe geprügelt hatte. Es iſt Ihnen dieſes nicht verborgen geweſen, wie Sie hernach ſelbſt geſtanden haben. Dennoch aber gedachten Sie kein Wort davon: und ich mußte es erſt den dritten Tag von andern Leuten erfahren, als es ſchon lange in der ganzen Stadt herum war. Ich verlange gar nicht, daß Sie ſich um neue Zeitungen vor mich bemühen ſollen. Allein, man redet doch wohl mit einander von Dingen, die vor unſern Augen geſchehen, und die man von ungefähr höret. Wovon ſollte man ſich ſonſt in Geſellſchaften unterhalten. Ich bekenne ganz gerne, daß es ein ſchlechter Zeitvertreib für mich geweſen iſt, wenn Sie mir ganze Stellen aus Ihren ſo genannten unvergleichlichen Büchern hergeſagt haben: und Ihr Zuſchauer, den Sie bis an den Himmel erheben, gefällt mir nicht einen Augenblick. Wenn ich ja ein Buch leſen will; ſo ſind mir die Ollapatrita des durchtriebenen Fuchs Mundi unendlich lieber.

Wie vielmal haben Sie mir nicht widerſprochen, wenn ich die aufgeführten Stücke der ‑ ‑ ‑ ſchen Bande gelobet habe? O Himmel! Was wollen Sie doch immer mit ihrem Regelmäßigen? Wenn die Regeln verbieten, daß die Zuſchauer etwas luſtiges und kurzweiliges hören dürfen; ſo ſind ſie nicht werth, daß man ſie auf der Straſſe aufhebe: und ich lobe das Haupt der Bande, daß es nicht ſo einfältiges regelmäßiges Zeug aufführet. Auch bey den andern Gelegenheiten wiſſen Sie immer etwas an dem zu tadeln, was nach meinem Geſchmack iſt, und was ich lobe. Lernen Sie doch, mein Herr! daß dieſes gar keine geſchickte Aufführung von einer Mannsperſon iſt. Die Pflicht eines Liebhabers erfordert, daß er alles billiget, was ſeiner Schönen gefällt; und wenn ſie auch noch ſo dumm handelte. Sie werden mich aber dergleichen niemals beſchuldigen können. Wenn man ſchon einen täglichen Widerſpruch anhören muß, da es mit der Verbindung noch in weitem Felde iſt; was wird nicht alsdenn geſchehen, wenn ſich dergleichen wunderliche Mannsperſonen, die ſo wenig zu leben wiſſen, berechtiget halten, ſich als Herren aufzuführen zu dürfen.

Dargegen verlangen Sie, daß ich allen Ihren närriſchen gelehrten Meynungen ohne Widerrede Glauben beymäſſen ſoll. So ſehr Sie ſich verſtellen; ſo merke ich doch ganz wohl, wie unangenehm es Ihnen iſt, wenn ich Ihnen hierinnen widerſpreche. Allein, es iſt ohnedem verdrüßlich genug, wenn man mit dergleichen Zeug unterhalten wird, wie viel weniger kann man Dingen Beyfall geben, die ſo unſtreitig albern ſind, als das, was die gelehrten Grillenfänger vorgeben. Welcher vernünftiger Menſch wird es glauben, daß die Fixſterne Sonnen, und die übrigen Sterne Welten ſind. Wer kann es ſich einreden laſſen, daß die Sonne ſtille ſtehe, und daß ſich die Erde bewege, da uns doch unſre Augen des Gegentheils überzeugen. Wenn man leichtgläubig wäre; ſo ſollten Sie machen, daß man beſorgt wäre, der Magen möchte ſich umſtürzen, wenn wir um Mitternacht die Köpfe unterwärts richteten. Der Himmel bewahre einen vernünftigen Menſchen vor ſolchen lächerlichen Meynungen. Ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich ſeit der Zeit einen rechten Abſcheu vor Ihnen gehabt habe. Gehen Sie nur; ich mag Sie nicht mehr anſehen. Es iſt offenbar, Sie ſind ein gottloſer Menſch; Sie müſſen nothwendig auf die Bibel nichts halten, weil Sie Meynungen hegen, die ihr gerade entgegen ſind. Ich läugne nicht, dieſes hat gemacht, daß ich gegenwärtigen Entſchluß ein Vierteljahr eher ergriffen habe, als ſonſt nicht würde geſchehen ſeyn.

Niemals, mein Herr, haben Sie mich gewinnen laſſen, wenn wir L'hombre oder Priſcambille geſpielet haben. Sie haben ſich vielmehr aus allen Kräften bemühet, daß ich verſpielen möchte. Ich bin gar nicht eigennützig. Allein, ich mache mir ein unſchuldig Vergnügen daraus, wenn ich gewinne: und mich deucht, daß es die Höflichkeit, noch mehr aber die Beſchaffenheit eines Liebhabers erfordert hätte, mir dieſes Vergnügen zu gönnen. Ich verſtehe alle Ihre verdrüßliche Sittenlehren, die Sie unvermerkt in Ihren Unterredungen einzumiſchen wiſſen. Ich weis gar wohl, daß Sie mir haben beybringen wollen, es ſey einfältig, wenn ein Frauenzimmer wünſche, daß man ſie im Spielen gewinnen laſſen ſollte. Ein Zuſeher könne dieſes gar bald entdecken: und man würde einem ſolchen Frauenzimmer nur alsdenn deſtoweniger Fertigkeit des Geiſtes zutrauen. Sie haben ferner geſagt: Sie glaubten, ein vernünftiges Frauenzimmer könne ſelbſt wenig Vergnügen daran haben, wenn ſie erwägte, daß der Ruhm des Glückes und des Verſtandes, den ſie im Spiel habe, von der Gütigkeit eines andern abhänge. Allein, alles dieſes rührt mich gar nicht. Wenn ein Frauenzimmer an dem Spiel und folglich auch an dem Gewinnen, Vergnügen findet; ſo iſt ihr Liebhaber ſchuldig, ihr ſolches zu machen. Seine Höflichkeit muß aber vollkommen ſeyn; das iſt, er muß dergeſtalt zu verfahren wiſſen, daß es weder ein Zuſeher, noch ſeine Schöne ſelbſt gewahr werden kann.

Sie ſind auch viel zu blöde vor mich. Wenn wir uns allein befinden, oder wenn meine Anverwannten, und tägliche Geſpielinnen gegenwärtig ſind; ſo ſind ſie noch frey und artig genug. Wenn wir aber in Geſellſchaften zuſammen kommen; ſo thun Sie kaum, als wenn Sie mich ein paar mal geſehen hätten. Ich bin mit Ihrem Verfahren gar nicht zufrieden. Was hilft mir ein Liebhaber, wenn die Welt nicht weis, daß ich Liebhaber habe, die ſich um meine Gunſt bewerben. Am verfloſſenen Pfingſtfeſt, als wir uns bey der Frau Hofräthinn R * * befanden, hoffte ich recht mit Ungeduld, daß Sie mir wenigſtens die Hand küſſen ſollten. Ich hätte es deshalb gerne geſehen, weil die hochmüthige S * * gegenwärtig war, die ſich ſonſt in allen Geſellſchaften mit ihrem großnäſigten Liebſten ſo viel weis. Allein, es erfolgte zu meinem äuſſerſten Verdruß nichts weniger als dieſes.

Ich habe aus Ihren Unterredungen angemerkt, daß Sie die Rolle eines Eiferſüchtigen ſpielen, und mir wenig Freyheit geſtatten würden, wenn Sie mein Mann hieſſen. Ich weis es ſehr wohl; dahin zielen alle die ſchönen Sittenlehren, daß eine Frau eine ſehr kluge Aufführrung beobachten müſſe, wenn ſie ſich vor dem Tadel der Welt in Sicherheit ſtellen wollte. An dergleichen Geſange erkennet man ſchon die ſaubern Vögel, die ihren Frauen alle Freyheit abſchneiden. Iſt es nicht wahr, **mein Herr**! Sie würden mir nicht erlauben, daß ich mit den Officiers eine Schlittenfahrt halten, oder, daß ich ohne Ihr Beyſeyn einem Ball beywohnen dürfte. Dieſes wäre mir aber gerade recht. Es iſt nicht beſſer, Sie bleiben, wer Sie ſind, und ich bleibe wer ich bin. Denn ich habe die Ehre Ihnen zu verſichern, daß ich nicht die geringſte Luſt habe, eine Sklavinn meines Mannes zu werden.

O Himmel! wie fremde thaten Sie nicht, nachdem ich bey der Frau Doctorinn B* * * bis des Morgens um drey Uhr geblieben war, als wir einander in Geſellſchaft antrafen. Was würden Sie mir alſo nicht bey meiner Anheimkunft für ein ſchön Compliment gemacht haben, wenn ich damals Ihre Frau geweſen wäre. Nein, dem Himmel ſey Dank! ſo weit wird es niemals kommen, daß Sie an mir Ihre närriſche Eiferſucht auslaſſen dürfen. Was hätte ich denn davon, daß ich in der Welt bin, wenn es nicht in meinem Willen ſtünde, in einer Geſellſchaft, die mir Luſt und Vergnügen macht, ſo lange zu bleiben, als es mir gefällt. Ich wollte lieber ganz und gar ohne Mann bleiben, wenn alle Männer ſo wunderlich wären. Allein, ich bin ſehr verſichert, daß es ſo weit in der Welt noch nicht gekommen iſt.

Alle dieſe Gründe haben mich beſtändig angetrieben, die Bekanntſchaft mit Ihnen abzubrechen, und Ihrer Liebe, die mir nicht anſtändig iſt, nicht weiter Gehör zu geben. Ich habe ſchon etliche mal auf dem Punkt geſtanden, Ihnen dieſen Entſchluß bekannt zu machen. Eine kleine Neigung gegen Sie hat ihn aber noch allemal zurück gehalten. Allein, geſtern bin ich auf einmal ſo herzhaftig geworden, daß ich nun dieſe Entſchließung auf ewig feſt geſetzet habe. Sie ritten geſtern vor meinem Fenſter vorbey. Wiſſen Sie, mein Herr! daß Sie gar nicht gut zu Pferde ſitzen; und das Compliment, das Sie als ein Reuter machen, iſt blutſchlecht. Ich mag keinen Mann haben, der ſo wenig galant iſt, als Sie. Ich geſtehe, es iſt ewig ſchade um Ihre gute Geſichtsbildung, daß Sie ſich auf die artigen Uebungen des Leibes nicht beſſer gelegt haben. Das Tanzen möchte noch hingehen. Allein das Reiten, das Reiten, iſt gar nichts nütze. Ich habe mir auch ſagen laſſen, daß Sie ein ſchlechter Fechter ſind. Nein, mein Herr! ich mag mir nicht vorwerfen laſſen, daß ich ſo übel gewählet habe. Sie beſitzen gar nichts, woran ein Frauenzimmer Vergnügen finden konnte. Ich habe ſelbſt angemerkt, als wir bey meiner Schweſter zu W*** in der Kirche waren, daß Sie eine ſehr ſchlechte Stimme haben. O Himmel! Man würde ja keine neue Arie mit Ihnen ſingen können, wenn man Sie herrathete. Ach! wie froh bin ich nicht, daß ich dieſes alles noch eingeſehen habe, ehe es mit unſrer Verbindung zur Richtigkeit gediehen iſt.

Bemühen Sie ſich alſo weiter nicht um mich, mein Herr! Wir ſchicken uns gar nicht für einander. Ich werde es gerne ſehen, wenn Sie mich nicht mehr beſuchen. Verſuchen Sie Ihr Glück bey einem andern Frauenzimmer. Ich wünſche Ihnen allen guten Erfolg. Wenn

Sie aber dieſe Fehler, die ich Ihnen aus guter Meynung zu entdecken, mir die Freyheit genommen habe, nicht ändern können; ſo befürchte ich, daß Sie niemals ein Frauenzimmer wieder gewinnen werden, das witzig iſt, und die artige Welt liebet. Vielleicht werden Sie bey einer Pietiſtinn, oder bey einer einfältigen Schönen ihr Glück machen. Ich habe außerdem die Ehre unausgeſetzt zu ſeyn,

Mein Herr,

Dero

ergebene Dienerinn
Emilia.

VI.

Antwort

des Philemons an die artige Emilia.

Meine Jungfer!

Ich danke Ihnen ſehr vor die Entſchließung, die Sie gefaſſet haben. Sie hätten mir kein vortheilhaftiger Glück verſchaffen können, als daß Sie ſelbſt von mir abſetzen. Ich befürchtete ſchon, daß ich auf Lebenslang unglücklich ſeyn würde. Denn, ungeachtet dieſer Furcht würden Sie vielleicht doch meine Frau geworden ſeyn. Es war kein Geheimniß in der Welt, daß ich mich um Ihre Gunſt bewarb. Ich hatte es geſtanden: und ich hatte ſo gar nicht verhehlet, daß ich Hoffnung hätte, glücklich zu werden. Nach Dero gütigen Erklärung hielt ich mich hierzu berechtiget. Ob ich nun gleich gar wohl ſah, daß Sie keine Frau für mich wären; ſo glaubte ich doch, daß ich ohne Verletzung meiner Ehre, die ich dem Leben weit vorziehe, nicht zurück gehen konnte. Die Welt urtheilet nach unſern äußerlichen Handlungen. Sie kann aber die geheimen Urſachen unſerer Entſchließung nicht wiſſen. Vielleicht würde auch der größte Theil der Menſchen, der Ihnen ähnlich iſt, meine Gründe nicht für gültig erkannt haben, wenn ich ſie gleich offenbaret hätte. Man würde mich alſo mit dem Vorwurfe belegt haben, der mir ſehr ſchmerzlich

ſcheint, daß ich ein Mägdchen aufgeſetzet hätte. H
von befreyen Sie mich, meine liebe Jungfer. Er
ben Sie, daß ich nochmals meine wahrhaftige Erke
lichkeit dafür bezeuge.

Befürchten Sie nur nicht, daß ich die Mode
meiſten unglücklichen Liebhaber nachahmen, und in a
Geſellſchaften vorgeben werde, daß ich von mir ſelbſt
geſtanden hätte. Nein, meine artige Jungfer,
werde nicht das geringſte Geheimniß daraus machen,
ich das Unglück gehabt habe, Dero unſchätzbare G
zu verlieren; und ich werde ſo gar die Urſachen nicht
hehlen, die verurſacht haben, daß mir auf ewig alle H
nung abgeſchnitten iſt.

Wiſſen Sie aber, meine liebe Jungfer, daß
mir alle dieſe Urſachen zur Ehre rechne? Sie haben
der Ihren Vorſatz eine Lobſchrift für mich aufgeſetzt,
mir unendlich beſſer gefällt, als wenn alle Dichter
ganzen Welt mein Lob auf das höchſte getrieben hät
Ich müſte befürchten, daß kein einziger unter ihnen n
von dem hunderten Theile der Verdienſte überze
wäre, die er mir beyleget. Allein, ich bin gewiß, d
alles, was Sie mir zur Ehre geſchrieben haben, aus ei
vollkommenen Ueberzeugung entſpringet.

Es iſt eine Ehre vor mich, daß Sie mich vor al
ernſthaft halten. Denn wenn ich das Unglück hä
nach Ihrem Geſchmack, oder wie Sie es nennen, auf
räumt zu ſeyn; ſo würde ich die edle Beſchaffenheit ei
Menſchen, die ich fühle, vermehren. Ich weis es ſ
wohl, daß uns Gott nicht deshalb in die Welt geſe
hat, daß wir unſre Tage in einer finſtern Ernſthaftigk
oder gar in einer haſſenswürdigen Traurigkeit zubrin

ſoll

ſollen. Allein, ich bin auch verſichert, daß er uns nicht deßhalb erſchaffen hat, daß wir uns den ſpringenden Kälbern und den ſpielenden jungen Hunden gleichſtellen ſollen. Die Ruhe der Seelen, und die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, iſt die höchſte Glückſeligkeit eines Menſchen. Dieſe muß ſich aber nicht in Tanzen, Hüpfen, Pfeifen, Singen, und in einem halbſtündigen Lachen äuſſern. Sie muß nicht in Verſtellung unſrer Geberden, und in Zoten und Narrenspoſſen beſtehen. Wenn meine Seele ruhig iſt, eine Sache, welches der vornehmſte Endzweck meiner Handlungen iſt; ſo drucket ſie ihre Zufriedenheit in den Zügen meines Geſichtes aus. Die Munterkeit iſt darauf zu ſehen; und eine gewiſſe Heiterkeit erfüllet meine Augen. Ich begegne einem jeden liebreich. Ich lächle über die Thorheiten, ich ſcherze über die Laſter: und es fallen mir ohne Mühe gewiſſe Ausdrücke bey, wodurch ſie das, was ſie in der That ſind, nämlich, lächerlich werden. Ich ſuche mich in angenehme und ergetzende Unterredungen einzulaſſen. So weit, denckt mich, kann ſich die Zufriedenheit unſrer Seele äuſſern. Wenn man weiter ſchreitet; ſo verwandelt ſich das aufgeräumte Weſen in die Ausgelaſſenheit, und der Scherz in Narrenpoſſen. Beydes aber iſt der Eigenſchaft eines vernünftigen und denkenden Weſens wenig gemäß.

Ich bedaure, meine ſchönſte Jungfer, daß ich nicht genug Gefälligkeit gegen Sie geäuſſert habe. Die Pflicht eines Menſchen erfodert gegen alle Menſchen gefällig zu ſeyn. Wie vielmehr alſo die Beſchaffenheit eines Liebhabers, der eine vollkommene Zuneigung gegen den Gegenſtand ſeiner Liebe hat. Wenn ich alſo hierinnen verbrochen habe; ſo geſtehe ich, daß mein Verfahren

ren allen Tadel verdienet. Allein, Sie ſetzen die Gefälligkeit in Dinge, worinnen ihr ein vernünftiger Menſch niemals ſtatt geben kann.

Es iſt wahr, wenn man ſeine Luſt an den anſchauenden Vollkommenheiten einer Perſon hat; ſo folget hieraus, daß ſie unſer Herz lobet: und es iſt ſehr billig, daß ſich der Mund mit der Beſchaffenheit unſers Herzens vereiniget. Wenn Sie demnach, **meine ſchöne Jungfer**, keine andre Vollkommenheiten haben, als die ſich in der guten Wahl Ihrer Kleidung zu Tage legen, wenn alle Ihre Verdienſte in Ihrer neuen pariſer Haube beſtehen; ſo bekenne ich ganz gerne, daß es die Pflicht Ihrer Liebhaber ſey, dieſe Dinge zu loben. Allein, ich kann Ihnen nicht bergen, daß ich auf dieſen Fall nicht die geringſte Luſt habe, Ihr Liebhaber zu ſeyn. Wenn Sie ſich ſonſt zu erinnern belieben, ſo kann Ihnen unmöglich entfallen ſeyn, daß ich öfters Ihren Witz und die Lebhaftigkeit Ihres Verſtandes gelobet habe. Dieſes ſind die Vollkommenheiten geweſen, daran ich Luſt gehabt habe, ob ich gleich allemal dabey in geheim beſeufzet habe, daß ſie ſo unrecht angewendet werden. Ich habe aber geglaubt, daß Sie vielleicht noch dahin zu bringen wären, einen würdigen Gebrauch davon zu machen: und, ich läugne nicht, dieſen Endzweck haben alle die verdrüßlichen Sittenlehren gehabt, wie Sie ſagen, die ich in meine Unterredungen eingemiſcht habe. Denn glauben Sie wohl, **meine liebe Jungfer**, daß ich Sie ohne Abſicht geliebet habe? und denken Sie wohl, daß Ihr Vermögen, Ihre Geſichtsbildung, Ihr Anputz, oder gar Ihre neue pariſer Haube, dieſe Abſicht ausgemacht haben. Sie irren ſich, wenn Sie dieſes denken, und Sie beleidigen die Eigenſchaft eines vernünftigen Menſchen, die ich zu führen mich beſtrebe, wenn Sie meiner Liebe dergleichen Bewegungsgründe zutrauen.

Ich läugne nicht, daß Ihre angenehme Geſichtsbildung eine große Anreizung für meine Liebe geweſen iſt, ungeachtet es ſehr gewiß iſt, daß Ihnen hieraus nicht das geringſte Verdienſt zuwächſt, weil es eine Sache iſt, wozu Sie nicht das geringſte beygetragen haben. Es iſt aber gleichſam in die Natur des Menſchen gelegt, daß wir in allen Arten der Geſchöpfe eine größere Luſt an dem Vollkommenen, als an dem Unvollkommenen haben. Allein, dieſes iſt nur eine Nebenanreizung geweſen. Meine Hauptabſicht war auf Ihren Witz, auf Ihren guten und lebhaftigen Verſtand, beſonders aber auf die Hoffnung des rechten Gebrauchs deſſelben gerichtet. Da mir nun dieſe Hoffnung, wie ich längſt angemerket habe, wohl auf ewig fehlſchlagen möchte; ſo iſt mir ſchon ſeit einem Vierteljahre Ihre Geſichtsbildung ſo gleichgültig, als das Geſicht einer artigen Bauermagd geweſen.

Niemals, **meine** Jungfer, bin ich Willens geweſen, aus einer niederträchtigen Gefälligkeit gegen meine Schöne auf das Hundeküſſen zu verfallen. Ich glaube nicht, daß ſich ein vernünftiges Geſchöpfe ſo weit herunter laſſen müſſe: und vor einer Liebe, dabey Mops oder Dächſel Verſprecher ſeyn ſoll, hat mir ſeit meiner Kindheit geekelt. Glauben Sie denn auch, daß es ein vernünftiger Mann mit Gelaſſenheit anſehen kann, wenn er die Zeichen der Liebe mit dergleichen Thieren theilen ſoll? Ich halte es nicht davor. Wenigſtens kann ich Ihnen verſichern, daß mir ſeit Oſtern alle Luſt vergangen iſt, Ihren Mund zu küſſen. Denn Sie ließen mir damals ſehen, daß ich vor Dächſeln nicht das geringſte voraus hatte. Ich bin aber auf den Vorzug eines vernünftigen Weſens viel zu ehrgeizig, als daß ich dieſes gelaſſen geſchehen laſſen könnte.

Sie ſind gleichfalls in Ihrer Forderung allzu weit gegangen, wenn Sie die Gefälligkeit von mir verlanget haben, daß ich Ihnen Stoff für Ihre Tadelſucht und Verleumdung an die Hand geben ſoll. Ich habe es nur mit äuſſerſten Mißfallen angehört, wenn Sie Ihren Witz an den Handlungen Ihrer Bekannten, und an denen in der Stadt vorgefallenen Begebenheiten geübt haben. Vielleicht haben Sie aus meinem hierbey geäuſſerten Bezeigen angemerkt, daß ich weit entfernet bin, aus dem üblen Urtheil über meinen Nächſten ein tadelnswürdiges Vergnügen zu empfinden. Wie haben Sie demnach von mir eine Gefälligkeit erwarten können, die ich niemals leiſten kann, ohne Theil an Ihrer Tadelſucht zu nehmen? Ich bin aber ſo wenig hierzu geneigt, daß ich mich vielmehr nach unſrer Verbindung aus allen Kräften bemühet haben würde, dieſe haſſenswürdige Neigung durch vernünftige Vorſtellungen gänzlich aus Dero Seele auszurotten. Ich merke aber nun, daß ich vergeblich gearbeitet hätte. Sie werden nur mit Ihrem Leben aufhören, mit Ihrem üblen Urtheil über jedermann herzufahren. Alle vernünftige Gründe, die ich Ihnen hier anführen konnte, würden demnach eben ſo unnütze verſchwendet werden, als die Schmeicheleyen, die ſich der gute Dächſel mir zu machen, die Mühe genommen hat.

Sie ſind ſehr übel unterrichtet, meine ſchöne Jungfer, wenn Sie glauben, daß ein Liebhaber ſeiner Schönen niemals widerſprechen dürfe. Vielleicht iſt
dieſes

dieſes ein Grundſatz aus der weiblichen Philoſophie, der ſich aber das männliche Geſchlecht und die Vernunft aus allen Kräften widerſetzen. So lange wir Menſchen irren können, muß ſich auch ein vernünftiger Menſch gefallen laſſen, daß ihm ſein Irrthum auf eine gründliche und beſcheidende Art gezeiget wird. Denn entweder man muß dumm ſeyn, oder eine niederträchtige und ſklaviſche Ergebenheit haben, wenn man irrigen Meynungen nicht widerſprechen ſoll. Ein vernünftiger Menſch aber wird keines von beyden von demjenigen verlangen, mit dem er umgehet. Oder glauben Sie vielleicht, daß die liebenden Perſonen der Vernunft gänzlich gute Nacht geben müſſen? Es ſcheinet faſt, daß Sie alſo denken. Ob zwar bey einer großen Menge Menſchen nicht viel fehlet, daß dieſe Art zu denken nicht eintrifft; ſo kann ich mich doch für mein Theil unmöglich entſchließen, durch die Liebe einen ſo unſchätzbaren Verluſt zu erleiden. Sie gehen alſo abermals zu weit, daß Sie dieſe Gefälligkeit von mir verlangen.

Aus eben dieſem Grunde, **meine Jungfer**, bin ich niemals böſe geworden, wenn Sie meinen Meynungen widerſprochen haben. Wenn ich ja jemals ein Mißvergnügen geäußert habe; ſo iſt es gewiß nur deshalb geſchehen, weil ich ſo gar nicht die geringſte Hoffnung vor mir ſah, ihnen von dem großen Weltgebäude einen vernünftigen und richtigen Begriff beyzubringen. Ich glaubte aber, daß es meine Schuldigkeit wäre, dahin bedacht zu ſeyn, daß Sie als ein vernünftiges Weſen, von dem Gebäude, worinnen Sie ſich befinden, einigen Unterricht hätten, und der Gedanke, daß die Sterne an dem

Himmel angeheftete Lichterchen wären, ſchien mir für meine künftige Frau zu unwürdig.

Wenn ich jemals mit Ihnen geſpielt habe; ſo iſt es gewiß nur aus Gefälligkeit gegen Sie geſchehen. Ich verdamme das Spiel keinesweges. Ich ſehe es als ein unſchuldiges Mittelding an, wenn nicht der Eigennutz die Triebfeder dazu iſt, und folglich allerley Fluchen und Zanken erreget. Ich bin ſo gar überzeugt, daß es ein unendlich beſſerer Zeitvertreib iſt, als wenn man ſich mit Narrenspoſſen und der Verleumdung ſeines Nächſten die Zeit verkürzet. Allein ich glaube dem ungeachtet, daß es nur eine Beſchäfftigung vor mittelmäßige Seelen iſt. Große Seelen finden in ſich ſelbſt allemal überflüſſigen Stoff zu ihrem Zeitvertreib, und zu ihrer Unterhaltung. Ich werde demnach dieſen Zeitvertreib nicht eher erwählen, als wenn ich in einer Geſellſchaft, die ich Wohlſtands halber nicht ſo gleich verlaſſen darf, keine vernünftigere Unterhaltung erwarten kann. Was würde aber das Spiel vor einen Liebhaber vor ein Zeitvertreib ſeyn, wenn es ſeine Pflicht wäre, ſeine Schöne mit Fleiß gewinnen zu laſſen? Und wo erfordern die Geſetze der Liebe, daß ſich ein Liebhaber dumm ſtellen müſſe, nur daß ſeine Liebſte im Spiele witzig ſcheinen möge? Ich finde hier abermals einen Grundſatz aus der weiblichen Philoſophie, der keinen Stich hält. Man kann endlich dem Frauenzimmer ganz gerne einräumen, daß es eine Schuldigkeit ſey, ſie gewinnen zu laſſen, wenn ſie ſich gefallen laſſen wollten, daß man ſie mit den kleinen Kindern in eine Klaſſe ſetzet. Denn gleichwie eine erwachſene Perſon öfters, um ihr Schreyen zu verhindern, die Karte in die Hände nimmt, ihnen ein Blatt zugiebt, daß ſie nur verlangen, und endlich zu groſſem Vergnügen des Kindes ſagt, daß es gewonnen habe: ſo könnte man eben dieſe Gefälligkeit gegen ein Frauenzimmer haben, wenn ſie erlaubt, daß es aus eben dergleichen Urſachen geſchieht, nämlich ihren Zorn zu verhindern.

Sie urtheilen unrecht, meine liebe Jungfer, wenn Sie es meiner Blödigkeit beymeſſen, daß ich in öffentlichen Geſellſchaften die Merkzeichen meiner Liebe zurück gehalten habe. Ich glaube aber, daß es die Pflicht eines Liebhabers iſt, ſeiner Schönen in öffentlichen Geſellſchaften vor andern Frauenzimmern einen Vorzug zu geben. Sie müſſen auch überzeugt ſeyn, daß ich dieſe Schuldigkeit beobachtet habe. Allein ich glaube nicht, daß es der Eigenſchaft eines vernünftigen Menſchen gemäß iſt, in öffentlichen Geſellſchaften einen ſterblich verliebten Narren vorzuſtellen, der im Begriff zu ſeyn ſcheinet, alle Augenblicke vor entſetzlicher Liebe ſeinen Geiſt aufzugeben. Was liegt der Geſellſchaft daran, zu wiſſen, ob ich meine Schöne bis aufs Anbeten verehre. Dieſes ſind Dinge, die mich und meine Liebſte allein angehen: und ich kann die Geſellſchaft durch öffentliche Merkmaale keinen andern Theil daran nehmen laſſen, als wenn ich will, daß ſie über mein Bezeigen kein vortheilhaftiges Urtheil fällen ſoll. Sie iſt hierzu einigermaaſſen berechtiget. Denn wenn ich mich in eine Geſellſchaft begebe; ſo räume ich derſelben zugleich das Recht ein, meine Unterredung und Unterhaltung fordern zu dürfen. Die Liebesbezeugungen aber, die ich meiner Schönen mache, ſind gewiß eine ſchlechte Unterhaltung für die Geſellſchaft. Wenn ich im Begriffe bin, vor groſſer Liebe zu ſterben; ſo hätte ich mit meiner Liebſten zu Hauſe bleiben ſollen. Hier würde ich die Freyheit gehabt haben, meine Liebe in voller Stärke zu zeigen, wenn ſie auch ſo ſtark wäre, als ſie nimmermehr in einem franzöſiſchen Roman beſchrieben wird.

Ich bin niemals willens geweſen, die Rolle eines Eiferſüchtigen zu ſpielen. Ich bin gar wohl im Stande, dieſe Leidenſchaft von einer klugen Vorſorge vor die Ehre ſeiner Frau zu unterſcheiden. Die Eiferſucht iſt allemal lächerlich: und ich werde ihr niemals Raum in meiner Seele laſſen. Ich glaube aber, daß ein vernünftiger Mann verbunden iſt, vor den guten Ruf ſeiner Frau zu ſorgen, und alle Ausſchweifungen, die den Tadel der Welt nach ſich ziehen können, zu verhindern. Weil die Ehre des Mannes, wenigſtens in den Augen der Welt, großentheils von der untadelhaftigen Aufführung ſeiner Frau abhängt; ſo kann ihm kein vernünftiger Menſch dieſe Vorſorge vor übel halten. Sie ſind alſo in Ihrer Vermuthung nicht unrecht, daß ich Ihnen nicht erlaubt haben würde, weder Ball noch Schlittenfahrt mit jungen Herren, ohne mein Beyſeyn, zu halten, noch ohne mich bis um drey Uhr des Morgens in Geſellſchaften zu bleiben. Die Welt macht aus dergleichen Dingen allzu üble Folgerungen, als daß ſie ein ehrliebender und aufmerkſamer Mann ruhig geſchehen laſſen könnte.

Wenn ich, meine ſchöne Jungfer, keine andre Unvollkommenheiten habe, als die Sie zuletzt in Dero Schreiben anzeigen; ſo werde ich mich darüber ohne den Zuſpruch eines Geiſtlichen tröſten können. Wie es ſcheint, ſo ſind dieſe Mängel der vornehmſte Grund Ihrer Entſchließung geweſen. Allein, da Sie von ihren Neigungen am beſten unterrichtet ſeyn müſſen, warum haben Sie nicht längſt einen Bereuter, einen Tanz- oder Fechtmeiſter zu Ihrem Liebſten erwählet? Oder, warum haben Sie nicht längſt Ihre unſchätzbare Gewogenheit einem Comödianten geſchenkt. Vielleicht hätte derſelbe alle dieſe vollkommenen Eigenſchaften mit einer herrlichen Stimme vereinigt. Es iſt ein Glück für Sie, meine Jungfer, daß ich den Brief nicht drucken laſſe. Ich bin verſichert, Sie würden ſo viel Anlauf von dergleichen geſchickten Leuten haben, daß es Ihnen ſelbſt zur Laſt gereichen würde.

Erlauben Sie mir, meine Jungfer, daß ich zu Ihrem Beſten noch ein Paar Worte ohne Heucheley mit Ihnen reden darf; und vergönnen Sie mir, mich einmal desjenigen zu entſchütten, was ich ſo lange auf dem Herzen gehabt habe. Ich werde die Beſchäfftigung Ihres Lebens unterſuchen. Sie ſtehen des Morgens um 9 Uhr auf. Sie trinken ein Paar Schaalen Caffee, und die übrige Zeit des Vormittags, bis drey Viertel auf zwölf Uhr, wird entweder mit dem Spiegel oder mit Verfertigung neuer Moden zugebracht. Hernach ſetzen Sie ſich zu Tiſche. Nach geendigter Mahlzeit ſchlafen Sie entweder eine Stunde, oder Sie ſinnen ſo lange nach, welche Geſellſchaft heute das Glück Ihrer Gegenwart haben ſoll. Um drey Uhr begeben Sie ſich entweder dahin, oder Sie erwarten Beſuch in Dero Behauſung. In dieſen Geſellſchaften macht entweder die Karte oder Narrenspoſſen, oder die Verläumdung und üble Nachrede ihres Nächſten die ganze Unterhaltung aus. Sie ſpeiſen zu Abend: und jene Beſchäfftigung wird entweder bis um zehn Uhr fortgeſetzet, oder Sie beſuchen die Comödie, oder wenn Sie ſich ſehr eingezogen halten; ſo leſen Sie bis 9

Uhr einen Roman. Sie legen ſich endlich zu Bette: und nachdem Sie dem verliebten Bezeigen der Mannsperſonen dieſen Tag über gegen Dero annehmliche Perſon eine halbe Stunde nachgeſonnen, oder den ſüſſen und feurigen Einbildungen der Liebe aus dem Roman noch eben ſo lange Raum gelaſſen haben; ſo ſchlafen Sie ein. Wenn Sie des andern Morgens um 9 Uhr wieder aufſtehen; ſo haben Sie eben dieſe Beſchäfftigungen: und ein Tag iſt vor Sie hierinnen dem andern ſo ähnlich, als ein Rabe dem andern.

Glauben Sie aber, **meine liebe Jungfer**, daß Sie bey dieſer Lebensart vor ihrem Dächſel etwas zum Voraus haben? Wahrhaftig nicht das geringſte. Dächſels Verrichtungen ſind eben ſo ruhmwürdig: und in vielen Stücken ſind ſie weit unſchuldiger. Wenigſtens kann man ihm nicht nachſagen, daß er jemals des Nachbars Mops verläumdet habe. Er ſtehet mit ſeiner Jungfer um 9 Uhr auf. Vielleicht würde aber das muntre Thier eher die Federn verlaſſen, wenn es ihm erlaubt wäre. Nachdem er ſich ein paar mal geſchüttelt hat; ſo iſt ſein ganzer Anputz fertig; man müſte denn den Fall ausnehmen, wenn er etwa ein paar Flöhe von ſich zu jagen hätte. Er erwartet ſodann ſeinen Antheil Caffee, und weil er weis, daß man bey der wichtigen Beſchäfftigung des Anputzes und der neuen Moden an ihn nicht denkt; ſo gehet er unterdeſſen zu ſehen, wie ſich die kleine Diane ihrer Frau Muhme befindet, oder er nimmt Beſuch von Nachbars Mopſen an. Er ſtellt ſich bey Tiſche wieder ein; und nachdem er nach dem Eſſen eine halbe Stunde geſchmeichelt werden, und wieder geſchmeichelt hat, oder eine Stunde mit ſeiner Jungfer auf dem Bette zugebracht;

bracht: ſo hat er die Ehre ein unzertrennlicher Gefährte aller Dero Beſchäfftigungen zu ſeyn. Er ſpielet mit andern Hunden, welche die in der Geſellſchaft befindlichen Perſonen mitbringen. Er zeiget unter ihnen viel Witz und Artigkeit: und dieſe müſſen es ſehr grob machen, wenn er ſich mit ihnen zanken ſoll. Endlich legt er ſich mit ſeiner Jungfer zu Bette; und des andern Tages findet er eben dieſe Beſchäfftigungen vor ſich.

Worinnen, meine ſchöne Jungfer, wollen Sie ſich wohl vor Dächſeln einen Vorzug beylegen? Vielleicht, daß Sie Romanen leſen? Allein ich ſehe keinen Nutzen hieraus erwachſen, der einem vernünftigen Weſen gemäß wäre. Sie begehren auch keinen hieraus zu ziehen, und diejenigen, die ſie zu leſen pflegen, ſind ſolchen ſehr ſchlecht zu verſchaffen im Stande. Dächſel wird alſo durch dieſen Mangel nicht niedriger. Was haben Sie aber ſonſt vor Beſchäfftigungen, die ein vernünftiges Weſen zu erkennen geben, und woraus Ihnen ein Vorzug erwächſt? Denken Sie wohl daran, ich will nicht ſagen, daß Sie eine Chriſtinn, ſondern nur, daß Sie ein vernünftiges Geſchöpfe ſind? Erinnern Sie ſich wohl, daß Sie einen groſſen Schöpfer haben, dem Sie eine wahrhaftige Verehrung leiſten müſſen? Fällt Ihnen wohl ein, daß Sie dieſer allerhöchſte Schöpfer nicht ohne Endzweck in die Welt geſetzet haben wird, und ſehen Sie nicht, daß Ihre Beſchäfftigungen dieſen Endzweck unmöglich ausmachen können? Denken Sie wohl daran, daß Sie einen unſterblichen Geiſt beſitzen, und ſuchen Sie wohl denſelben mit Tugenden und der nöthigen Erkenntniß eines denkenden Weſens auszuzieren? Bemühen Sie ſich wohl nur einen Augenblick an die Kenntniß Ihrer ſelbſt, und an die daraus folgende Ausrottung Ihrer Laſter zu verwenden? Im geringſten nicht. Ich mag alſo noch ſo ſehr nachſinnen; ſo finde ich in Ihnen vor Dächſeln nichts vorzügliches. Erkennen Sie doch hieraus, meine bedaurenswürdige Jungfer, das entſetzliche Elend, worinnen Sie ſtecken: und laſſen Sie ſich die Verhaltung dieſes Spiegels nicht zu Gewinnung eines andern Liebſten, woran es einem dem Sinne der artigen Welt ſo gemäſſen Frauenzimmer ohnedem nicht fehlen wird, ſondern nur darzu dienen, daß Sie einmal anfangen, die Eigenſchaft eines vernünftigen Weſens von ſich blicken zu laſſen. Ich werde mich hierüber eben ſo ſehr freuen, als mir Dero Entſchluß, von mir abzuſetzen, angenehm geweſen iſt: und ich werde alsdenn mit vollkommner Hochachtung wahrhaftig ſeyn,

Meine Jungfer,

Dero

gehorſamer Diener

Philemon.

VII.

Schreiben
an die
Verfaſſer der Ergötzungen.

Meine Herren!

Gott vergeb es mir! ich war recht froh, daß der Krieg kam. Denn ich bildete mir nichts gewiſſers ein, als daß nunmehr Ihre verdrüßlichen Ergötzungen aufhören würden. Allein zum Unglück iſt Friede geworden: und geſtern legte mir mein Bruder das erſte Stück des zweyten Bandes mit einer höhniſchen Miene vor. Wiſſen Sie, meine Herren, daß ich immer gegen meinen Bruder behauptet habe, Ihre Arbeit würde über einen Band niemals anwachſen: und da der Einbruch des Feindes erfolgte: ſo hatte ich ſo gar die Dreiſtigkeit zu wetten, daß wir nun nimmermehr wieder ein Stück zu ſehen bekommen würden. Laſſen Sie ſich meine Gedanken von Ihrer Arbeit nicht wundern. Denn wie Sie es anfangen, ſo dürfen Sie ſich ja nicht vorſtellen, daß ein einziges Frauenzimmer in der Welt an Ihren Ergötzungen Vergnügen haben werde. Es iſt doch erſchrecklich, daß ſich unter ſechs Stücken kein einziges befindet, worinnen Sie nicht unſer Geſchlecht brav herum genommen hätten. Was haben wir Ihnen doch nur gethan, daß Sie an uns zu Rittern werden wollen? Fürwahr! eine ſchlechte Klugheit der Sittenlehrer, nur das Frauenzimmer auf eine bittre Art durchzuhecheln: und ich kann es einer meiner Freundinnen faſt nicht verdenken, daß ſie neulich ſagte: es wäre offenbar, daß Sie nicht zu leben wüßten.

Was gehet Ihnen doch unſer lachen an: und was haben Sie ſich doch nur um unſern Witz und um unſre Eitelkeit zu bekümmern? Mich deucht, daß es Ihnen ganz gleichgültig ſeyn kann, ob wir bey unſern Verbindungen eine goldene Weſte, Pferde, Wagen und Laquaien, oder den Herrn ſelbſt lieben. Sie werden uns gewiß nicht ändern. Ja, ich kann Ihnen verſichern, daß ich Ihnen zum Trotz ein paarmal in Geſellſchaft gelacht habe, als wenn ich ausgelaſſen geweſen wäre: und weil Sie ſich als ſo große Feinde der Reiſeröcke erwieſen haben: ſo habe ich es in unſrer ganzen Stadt dahin gebracht, daß kein einzig Frauenzimmer von Stande eine Commode mehr trägt. Sehen Sie doch die herrlichen Wirkungen Ihrer Sittenlehren! Nein, meine Herren, Sie müſſen es auf eine feinere Art anfangen, wenn Sie uns beſſern wollen. Es möchte noch hingehen, wenn Sie nur nicht gegen Ihr Geſchlecht eine allzu große Parteylichkeit blicken ließen. Wenn Sie uns nicht offenbar zum Zorn reizen wollten, ſo ſollten Sie uns doch manchmal auch eine Freude machen, und die Mannsperſonen eben ſo hämiſch durchhecheln. Sie haben es in Ihrer erſten Vorrede verſpro-

chen

llein Ihr Herr U - - ſcheinet ein Mann zu ſeyn,
em Knaben Abſalon ungemein ſäuberlich ver-
nn. Denn ſagen Sie mir, meine Herren, wenn
ch wohl den Mannsperſonen Wehe gethan?
hat mir nichts. Denn in Ihren Satyren, wel-
ehrten Dinge anbetreffen, finden wir wenig zu
und was könnten wir denn etwan wohl den
rſonen, die mit uns umgehen, wieder unter die
en? Wahrhaftig gar nichts. Was helfen uns
immer Ihre Satyren auf die böſen Advocaten,
nwürdigen Landedelleute? Nein, meine Herren,
nzimmer ſollte an des Herrn U - - Stelle ſeyn;
anders klappen. Dargegen hat ſich Ihr Herr
nger bezeugt, als niemand von ihm erwartet
Wer hätte es doch denken ſollen, daß er es ſo gar
n würde, nachdem Sie uns in der Vorrede ei-
rtheilhaften Abriß von ihm geben? Wunder!
eine große Liebe zu uns hatte! In der That
re Liebe, wenn ich jemand bis aufs Blut kränke!
eine Herren, wir haben uns ſelbſt ganz einen
riß von ihm gemacht.

ird nun an Ihnen liegen, unſern gegründeten
ülfe zu verſchaffen. Das ſicherſte Hülfsmittel
hl ſeyn, wenn Sie gar aufhörten zu ſchreiben.
merke es wohl, es iſt hier zu wenig Hoffnung
. Denn wenn ich gleich unter meinen guten
eine Collecte zuſammen bringen wollte, um Sie
halten; ſo weis ich doch ganz wohl, daß Sie
nach eitler Ehre ſo ſehr ſtrebe, daß Ihre muth-

willige Federn dem ungeachtet nicht ruhen würden. Sollte es wenigſtens nicht angehen, meine Herren, daß Sie den häßlichen Herrn T-- aus Ihrer Geſellſchaft ausſtoßen könnten? Denn wenn dieſes geſchieht; ſo wird kein einziges Frauenzimmer in der Welt wider ihre Sittenlehren etwas einzuwenden haben: und wir verſichern ſogar, daß Ihre Ergötzungen alsdenn eine rechte feine Schrift ſeyn werden.

Sie werden uns vergeblich damit tröſten, daß ſich Ihr Herr T--- beſſern ſollte. Mich deucht, daß, wer in ſechs Stücken ſeine Bosheit ſo offenbar an Tag leget, bey dem iſt alle Hoffnung zur Beſſerung verlohren. Zwar in dem letztern Stücke hat er ſich ganz artig aufgeführt. Ungeachtet ich beſchloſſen hatte, Ihre Monatſchrift gar nicht mehr zu leſen; ſo konnte ich mich dennoch, als mein Bruder mein Zimmer verlaſſen hatte, unmöglich bezwingen, das Stück nicht in die Hände zu nehmen. Ich wollte doch ſehen, wie weit der böſe Herr T-- das Ding wider die Frauenzimmer treiben würde. Ich kann nicht läugnen, daß ich ziemlich vergnügt mit ihm war, als ich nur unter ſeinen Buchſtaben eine Satyre von den Reichthümern fand. Wie wohl würde er doch thun, wenn er ſo fortführe. Wir verſichern, daß es uns ganz gleichgültig ſeyn ſoll, wenn er auch den Grund der Klugheit gar in die Zahnſtocher legen wird. Zwar wenn er ſich noch ein paar Monate ſo billig bezeigen würde; ſo wäre zu ſeiner Beſſerung große Wahrſcheinlichkeit vorhanden. Wir haben uns auf dieſen Fall ſchon beredet, daß wir alsdenn die kleinen Augen aus ſeinem Gemählde auslöſchen, und wenigſtens ſeine Naſe ganz manierlich machen wollen. Allein, wir befürchten immer, der böſe Menſch wird ſo zu ſagen nur Athem holen wollen, um uns hernach mit deſto größern Kratzen durchzuhecheln.

Sagen Sie ihm doch, meine Herren, wie wenig er den Regeln der Klugheit gemäß handelt, daß er ſolche Dinge an dem Frauenzimmer tadelt, die faſt dem ganzen weiblichen Geſchlechte gemein ſind. Wahrhaftig! es kann ihm ſchlechte Liebe zuwege bringen, wenn er faſt dem ganzen weiblichen Geſchlechte einen ſo verächtlichen Abriß vor die Augen hält, als die gute Emilie in der Antwort des Philemons wird. Denn, unter uns geredet; durch dieſe Antwort hat der kluge Herr T — das ganze Spiel verdorben. Es glaubt es nun niemand, daß dieſe Briefe wirklich in der Welt geſchrieben ſind. So große Luſt ich auch vorher hatte, die Emilie kennen zu lernen, weil ſie ihrem närriſchen Liebhaber die Wahrheit ſo fein und derb geſagt hatte; ſo erbittert wurde ich hernach, als ich gewahr wurde, daß es eine bloße Zifferey war, damit der böſe Herr T — ſeine Schalkheit deſto beſſer anbringen konnte. Was ſteckt nicht auch für ein Abgrund der Bosheit in der Unterſuchung, ob wir Deutſchen wahrhaftig lieben? Gerade, als wenn das meiſte Frauenzimmer nur froh ſeyn müßte, wenn ſie heiratheten, es möchte kommen wer da wollte. Nein, meine Herren, Herr T — muß es klüger anfangen, wenn er ſich Hochachtung unter uns erwerben will. Solche Dinge, die ſich faſt das ganze weibliche Geſchlecht anrechnen kann, laſſen ſich nicht ſo gleichgültig ſagen.

Wir können es ganz wohl vertragen, daß ſich Herr T = = vor ſeine ſatyriſche Feder Gegenſtände unter dem Frauenzimmer erwählet. Allein ſie müſſen ſo ausgeſucht werden, daß es allemal nur etlichen wenigen angehet. Laſſen Sie ihn doch die Scheinheiligen unſers Geſchlechts brav herum nehmen, die allen Heiligen die Füſſe abbeiſſen, und die Tugend ſelbſt ſeyn wollen, die aber doch im Grunde die liederlichſten Menſchen ſind. Wer wird es ihm denn wehren, daß er einige thörichte Weiber lächerlich macht, die aus einer närriſchen Eiferſucht nicht einmal leiden können, daß ihre Männer mit einem ledigen Frauenzimmer reden? Und iſt es nicht in der That eine Schande, daß Herr T = = die offenbaren Buhldirnen bis itzo ſeiner Aufmerkſamkeit hat entwiſchen laſſen, die faſt ohne den geringſten Scheu ihr niederträchtiges Handwerk ausüben, und doch dabey für vornehmes und ehrliches Frauenzimmer gehalten werden wollen?

Ich habe immer darauf gehofft, daß dieſes letztere einmal geſchehen ſollte. Allein zu meinem äuſſerſten Verdruß hat niemand unter Ihnen ein Wort davon fliegen laſſen. Wiſſen Sie, meine Herren, warum ich dieſes gerne geſehen hätte. Es befinden ſich in unſrer Stadt einige Dirnen, vergeben Sie mir dieſen Ausdruck, denn ſie ſind unwürdig Frauenzimmer genennet zu werden, die einen greulichen Staat machen, ungeachtet es der ganzen Stadt bekannt iſt, daß ſie die äuſſerſte Armuth drücket. Mein Gott! die Kinder auf den Gaſſen wiſſen es ja, woher ſie dieſen Staat haben. Wenn ſie nicht unterſchiedene Mannsperſonen, die die Thorheit gehabt hätten, ſich an dieſe Syrenen zu hängen, um ihr ganzes Vermögen gebracht hätten: ſo würden ſie ganz gewiß in leinenen Kittelchen aufziehen müſſen. Dennoch haben dieſe Dirnen die Verwegenheit, ſich wie die Frauen zu brüſten. Allein, Gott ſey Dank, ihre Hoffahrt wird bald ein Ende nehmen. Ihr Geſang klinget nicht mehr ſo, daß er Reiche an ſich locken könnte; und die Armen ſind zum Glück nicht im Stande, dergleichen Staat zu unterhalten.

Sehen Sie, meine Herren! dieſes ſind die Gegenſtände, die Sie mit Ihren ſatiriſchen Peitſchen verfolgen müſſen. Denken Sie daran, ich bitte Sie; und befehlen Sie ihrem Herrn T — daß er ſich nur ſolche Materien erwähle; ſo wird ſich kein ehrliebendes Frauenzimmer über ihn beſchweren; ſondern er ſoll uns, ein angenehmer, ein lieber, ein feiner Herr ſeyn.

Sollte aber der Herr T — gar nicht zu ändern ſeyn; ſo laſſen Sie ihn wenigſtens umwechſeln; und geben Sie uns den Herrn U — zum Aufſeher. Sie müſſen aber dem erſten ſcharf einbinden, daß er die Gränzen ſeines Amts ja nicht überſchreite. Wir wünſchten nur zu ſehen, wie er mit den Mannsperſonen umgehen würde. Denn da mag er immer losziehen wie er will. Geſchieht zum wenigſten dieſes; ſo ſoll mich die Mühe, die ich aus Liebe zu meinem ganzen Geſchlechte über mich genommen habe, gar nicht gereuen: und ich werde alsdenn auch mit aller Hochachtung ſeyn,

Meine Herren,

M..
den 27ſten Jänner
1746.

Dero
ergebene Dienerinn.
A. G. W.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

I.

Nachricht
von der
Schmarutzer-Geſellſchaft.

Wir ſind im Stande, unſern Leſern eine wichtige Entdeckung bekannt zu machen. In einer mittelmäßigen Stadt in Teutſchland befindet ſich eine Geſellſchaft, die ſich die Schmarutzer-Geſellſchaft nennet. Sie hat ſich ſeit ihrer Stiftung geheim gehalten: und nur vor vier Wochen iſt ſie folgender Geſtalt entdecket worden.

Ungefähr vor einem halben Jahre iſt ein würdiges Mitglied dieſer Geſellſchaft, und was am bedauernswürdigſten iſt, der älteſte [illegible], von dem grimmigen Tode hingeriſſen worden. Gleichwie die ächten Glieder dieſer Geſellſchaft wenig Vermögen hinter ſich laſſen; ſo hatte ſeine Wittwe nicht nöthig, zu Aufzeichnung ſeiner Güter, Notarien und Zeugen zu beſolden. Die Ausübung der Geſellſchaftspflichten ihres ſeligen Mannes war noch der größeſte Troſt zu ihres Lebens Unterhalte. Allein die Geſchicklichkeit ihres Ehemannes, mit der er dieſe Pflichten verrichtet hatte, befand ſich nicht mit unter ſeiner Verlaſſenſchaft. Als das erſte Mitleiden über ihren kläglichen Zuſtand verrauchet war: ſo merkte ſie, daß ihre Bekannten den Tiſch nicht decken wollten, wenn ſie gleich auf dieſes Troſtzeichen vor ihren hungrigen Magen bis um 9 Uhr des Abends mit äußerſter Sehnſucht wartete. Endlich waren ihre Bekannten mehr aus ihren Häuſern abweſend, als ſie ſonſt zu thun gewohnet waren. Wo ſie hin kam, waren die Familien ausgegangen, Beſuch abzulegen. Eines Tages, als ſie mit dem Rattenpulver der Schmarutzer: die Herrſchaft befindet ſich nicht zu Hauſe; gleich an den Thüren verſchiedener Häuſer verjaget wurde, gieng ſie voller Unmuth und Schmerz nach Hauſe. Dennoch wollte ſich der Magen mit dieſen betrübten Leidenſchaften nicht abſpeiſen laſſen. Sie mußte alſo auf kräftigere Mittel zu ſeiner Befriedigung denken. In der Unentſchließung, worinnen ſie war, fielen ihr endlich ihres Mannes Schriften in die Augen. Weil ſie ganz gewiß verſichert war, daß ſich weder Wechſel noch Erbſchaftsnachrichten darunter befanden; ſo ſchickte ſie dieſelben unbeſehens in den Kramladen, um ſolche gegen ein Pfund recht guten Tonnenkäſe umzuſetzen. Der Kramer ließ ſich dieſen Tauſch gefallen; und einer unſrer guten Freunde, der ſich damals bey ihm befand, wurde von der Neugierigkeit getrieben, dieſe Schriften durchzuleſen. Hier wurde das wichtige Geheimniß der Schmarutzer Geſellſchaft entdecket. Alle Nachrichten von ihrer Stiftung, von ihren Geſetzen, und von allen Mitgliedern, die jemals dieſe Geſellſchaft ausgemacht haben, und woraus ſie noch itzo beſtehet, waren hierunter vorhanden. Wir wollen unſern Leſern das Nöthige davon mittheilen. **Wilhelm Unverſchämt**, im funfzehenden Jahrhundert, iſt der Stifter dieſer Geſellſchaft geweſen: nachdem er dem in der Geſchichte bekannten Fladenkriege als

Fähndrich hergewehnet hatte: ſo wurde er endlich der Unbequemlichkeit des Krieges müde, und begab ſich in die Stadt, die itzo noch mit dieſer Geſellſchaft pranget, um daſelbſt ſein Vermögen in Ruhe zu verzehren. Nach der Geſchicklichkeit die er beſaß, Geld zu verſchwenden, wurde er in einem Jahre damit fertig. Die Güter ſeiner Frauen, einer reichen Wittwe, die er heirathete, machten ihm etwas mehr Mühe. Allein, ſo hartnäckigten Widerſtand ſie auch thaten; ſo verſchluckten ſie endlich die Weinfäſſer und Schüſſeln: die Reitpferde zertraten ſie, und die Muſikanten blieſen die gemünzten Stücken zum Fenſter hinaus. Die Verſchwendung hat ſo was angenehmes an ſich, daß ſie den Verſchwendern, wenn ſie arm ſind, niemals gereuet. Die Schaam und die Reue machten alſo unſerm Herrn Unverſchämt keine verdrießlichen Stunden. Er ſann vielmehr auf Mittel, ſein luſtiges Leben fortzuſetzen. Er warf ſich demnach zur unverlangten Geſellſchaft aller Leute von einigem Anſehen in der Stadt auf. Wenn er des Tages zwanzig Häuſer beſuchte; ſo fand er doch in einigen allemal ſo viel, als ſein Maul nöthig hatte. Herr Unverſchämt war auch der Mann nicht, der ſich durch ein verdrießliches Geſichte ſo ſchlechterdings verjagen ließ. Ein herzhafter Soldat läſſet ſich durch dergleichen Dinge nicht abſchrecken. Die Lebensart die er erwählete, erforderte auch nichts ſo ſehr, als eine eiſerne Stirne. Wir glauben, daß die ſeine ſtählern geweſen iſt. Verblümte Worte verſtund er niemals; und nachdem er die Perſonen vor ſich hatte; ſo gab er wohl dem Hauswirthe mit deutlichen Worten zu erkennen, daß er die Ehre haben ſollte, ihn zu bewirthen. In damaligen Zeiten wurde er vor einen ſcherzhaftigen und luſtigen Herrn gehalten. Allein vielleicht würde er in unſern itzigen unverſtändigen Zeiten eine geringe Rolle ſpielen. Nach denen Zeugniſſen ſeines Scherzes, die wir in dieſen Papieren gefunden haben, glauben wir, daß er ſo gar von gewiſſen eigenſinnigen Leuten für ſehr grob angeſehen werden würde. Ehe nun ſeine Bekannten den Gegenſtand ſeines Scherzes und ſeiner Luſt wurden; ſo ſahen ſie eine Mahlzeit nicht an, zu der er ſich nöthigte.

Herr Unverſchamt fand dieſe Lebensart ſo angenehm, daß er wünſchte, eine Geſellſchaft zu errichten, die durch ſein kluges Beyſpiel, und durch ſeine weiſen Regeln eben ſo geſchickt wurden, als er ſelbſt. Kaum hatte er einigen ſeiner Bekannten, welche die erforderlichen Eigenſchaften hierzu hatten, dieſen Vorſchlag bekannt gemacht; ſo ſtimmeten ſie von ganzen Herzen ein. Die Geſellſchaft wurde alſo errichtet; und der vortreffliche Stifter verſah ſie mit den nöthigen Geſetzen.

Wir waren erſt entſchloſſen, dieſe Geſetze, als eine wichtige Urkunde des fünfzehenden Jahrhunderts in allen ihren Ausdrückungen, und nach der völligen Geſtalt ihrer Schreibart der Welt vor Augen zu legen. Allein es war zu vermuthen, daß ſie viele unſrer Leſer nicht verſtehen würden: und vielleicht würden die meiſten darüber Bedenken getragen haben, ſich deshalb das neue diplomatiſche Lexicon des Herrn Walters anzuſchaffen. Wir wollen alſo dieſe Geſetze in die heutige Schreibart einkleiden.

Zu Anfange redet der Verfaſſer von dem Nutzen dieſer Geſellſchaft, in Anſehung ihrer Mitglieder. Er beweiſet weitläuftig, daß es ſehr bequem ſey, von dem

Vermögen andrer Leute zu leben, und zeiget ausführlich, wie vortrefflich es ſey, wenn man ſich gewiſſer maaßen zum Herrn über andrer Leute Vermögen machen könne. Er redet ſo dann von denen vortrefflichen Eigenſchaften der erſten Mitglieder, und führet Beyſpiele an, wodurch ſie ſich würdig gemacht haben, rechtſchaffene Glieder der Schmarutzergeſellſchaft zu werden. Hierauf folgen die Geſetze: wir wollen dieſes nöthige Stück unſerer Nachricht ganz einrücken. Sie ſind folgender Geſtalt abgefaſſet:

Geſetze der Schmarutzergeſellſchaft.

1) Die Geſellſchaft ſoll aus fünf Perſonen beſtehen. Hierunter befindet ſich ein Vorſteher, und ein älteſter Beyſitzer. Dieſe Anzahl ſoll zu ewigen Zeiten nicht vermehret werden. Die Klugheit erfordert dieſes. Sie ſind vor eine Stadt, wie die unſrige, überflüſſig hinlänglich. Man würde die ganze Abſicht der Geſellſchaft verderben, wenn man mehr Mitglieder aufnehmen wollte.

2) Es wird dem Erachten der Geſellſchaft überlaſſen, was ſie vor Eigenſchaften an einem neuen Mitgliede erfordert. Man wird wohl thun, wenn man nur ſcherzhafte und luſtige Perſonen aufnimmt. Wenigſtens muß ein zu erwählendes Mitglied über alle Maaße dreuſte ſeyn. Ein blöder Menſch würde ihren Abſichten wenig nutzen; und ſie würde ſchlechte Ehre von ihm zu gewarten haben. Es ſoll genug ſeyn eine auf die Wahl gebrachte Perſon auszuſchließen, wenn man ihr beweiſen kann, daß ſie ſich hat abſchrecken laſſen, wenn ſich einer ihrer Bekannten dreymal vor ihr hat verläugnen laſſen.

3) Die Freundſchaft muß allemal die Decke ſeyn, worunter die Mitglieder die Geſellſchaftspflichten ausüben.

4) Wenn ein Mitglied zweymal mit einer Perſon in Geſellſchaft geweſen iſt; ſo darf er ſich nicht weiter anmelden laſſen. Ein Mitglied, das binnen dieſer Zeit nicht eine genaue Freundſchaft zu errichten gewußt hat, iſt unwürdig, in dieſer vortrefflichen Geſellſchaft zu ſtehen.

5) Weil der Endzweck dieſer Geſellſchaft vornehmlich dahin gehet, daß die Mitglieder einander in ihren Abſichten nicht entgegen ſind; ſo wird es ſehr ernſtlich verboten, daß ſich ein Mitglied weder heimlich noch öffentlich widerſetze, wenn ſich ein ander Mitglied jemanden zinsbar zu machen ſuchet.

6) Zinsbar machen heißet, wenn ein Mitglied von einem ſeiner Bekannten allerley Geſchenke auszupreſſen weis.

7) Dahingegen darf ſich kein Mitglied einen zweyten Zinsmann erwerben, bis ein jedes Mitglied mit einem dergleichen verſorget iſt, es ſey denn, daß er den Vortheil, den er von ihm genießet, getreulich angeben, und ſolchen mit ſeinen Mitgliedern theilen wolle.

8) Es iſt aber ohne Unterſchied erlaubet, daß ſich alle Mitglieder bey einer Perſon zu Gaſte bitten können, wenn ſich gleich ein Zinsmann eines Mitgliedes iſt.

9) Alle Mitglieder müſſen ihr Getränke einzeln vor dem Zapfen holen laſſen. Sie werden dadurch einen Vorwand erlangen, einen Geldbeytrag zu nehmen, wenn ſie von ihren guten Freunden und Bekannten einmal wieder Beſuch erhalten.

10) Ein geſchicktes Mitglied wird es ſchon zu machen wiſſen, daß es durch dieſen Beytrag allen Aufwand des Getränkes beſtreiten kann.

11) Das Prahlen iſt eine unentbehrliche Eigenſchaft eines Mitgliedes dieſer Geſellſchaft. Er muß zum Exempel viele niedliche Gerichte nennen, die er zu Hauſe verlaſſen habe, um ſeinem Freund ein Kennzeichen ſeiner Liebe und Hochachtung zu geben, nämlich bey ihm zu Tiſche zu bleiben.

12) Es kann nicht ſchaden, daß er die Gerichte öffentlich tadele, die ihm ſein Freund vorſetzet. Zu dem Ende kann er ſagen, daß er zu Hauſe nicht gewohnt ſey, dergleichen zu eſſen. Die Lügen muß ihn nicht irre machen. Geſetzt, daß er Gott danke, daß ihm ein Fleiſcher ein Pfund Rindsleber auf Borg gebe. Nur muß er die Leute beurtheilen, die er vor ſich hat, damit er nicht an den Unrechten komme, der ihn etwan bey dem Ermel höflich zum Hauſe heraus begleite.

13) Alle Monate verſammlet ſich die Geſellſchaft, um über ihre allgemeine Wohlfahrt zu berathſchlagen. Der Vorſteher hat das Recht, den Tag zu benennen. Die Verſammlung geſchiehet bey einem jeden Mitgliede nach der Ordnung, wie ſie in der Geſellſchaft aufgenommen werden. Die Koſten werden zu gleichen Theilen beſtritten.

14) Es iſt ſehr nöthig, daß ſich die Geſellſchaft ſehr geheim halte. Dieſe heilſame Geſetze haben die Geſellſchaft bis auf den heutigen Tag in unverrückten Wohlſeyn erhalten. Nur im vorigen Jahrhundert in denen Jahren 1640 und 1641 war ſie durch einen innerlichen Zwiſt ihrem Untergange ſehr nahe. Der damalige Vor-

G ſteher

ſteher der Geſellſchaft hatte einen Zinsmann, der außerordentlich gutherzig oder vielleicht etwas blödſinnig war. Es ſey nun, daß der damalige dreyßigjährige Krieg, der Teutſchland erſchöpfet hatte, den übrigen Mitgliedern ihre Zinsmänner entzog, oder, daß ſie die fetten Zinſen, die ihr Vorſteher zu genieſſen hatte, beneideten. Genug, ſie machten ſich bey dieſem gutherzigen Manne Eingang, um gleichfalls Zinsherren von ihm zu werden, als eben der Vorſteher, zu Ausſtattung ſeiner Tochter einen Hauptzins von ihm nöthig hatte. Vor den einen aus der Geſellſchaft mußte er eine ziemliche Summe Kaufmannswaaren ausnehmen, dem andern mußte er ſeinen Sohn bekleiden, und unterſchiedene Getraidezinſen entrichten, und dem dritten mußte er neue Fenſter in ſeinem Hauſe machen laſſen. Der Vorſteher berufte ſich vergeblich auf die Geſetze der Geſellſchaft. Die übrigen Mitglieder wußten allerley Ausflüchte ausfindig zu machen. Länger denn ein ganzes Jahr unterblieben die Verſammlungen der Geſellſchaft. Endlich wurde durch Vermittelung des fünften Mitgliedes am Faſtnachtsabend 1642 der in der Geſellſchaft berühmte Faſtnachtsfriede geſchloſſen. Man fand, daß der Zinsmann des Vorſtehers gut genug war, um demſelben den verlangten Hauptzins zu Ausſtattung ſeiner Tochter abzutragen. Der Wunſch des Vorſtehers wurde erfüllet, und ſeine Vorrechte an dieſen Zinsmann künftig vor allen Eingriffen in Sicherheit geſtellet. Seit der Zeit iſt die Ruhe der Geſellſchaft niemals geſtöret worden. Die genaue Beobachtung ihrer Geſetze erhält ſie in einer glücklichen Einigkeit.

Es wird unſern Leſern wenig daran liegen, ein Verzeichniß von allen Mitgliedern zu haben, die ſich jemals in dieſer Geſellſchaft befunden haben. Genug, ſie hat zu allen Zeiten angeſehene Leute aufzuweiſen gehabt. Wir finden in denen Regiſtern der Geſellſchaft, daß Doctores und Licentiaten der Arzneykunſt und Rechte, Burgermeiſter, Advocaten, Stadtſchreiber, abgedankte Officiers, Rathsherren und dergleichen ehrwürdige Männer Mitglieder derſelben geweſen ſind. Wir führen als etwas beſonders an, daß wir keinen einzigen Geiſtlichen angemerket haben. Ein einziges mal hat ſich ein Candidat der Gottesgelahrtheit mit zum Mitgliede angegeben. Allein ſeine Berufung zu einer Predigerſtelle hat ſeine Aufnahme verhindert. Nur einmal hat ſich die Geſellſchaft ſo weit herunter gelaſſen, einen Handwerksmann zu ihrem Mitgliede mit zu erwählen. Er iſt aber gegen dieſe Ehre nicht unerkenntlich geweſen; indem er durch ſeine luſtige Aufführung und freymüthiges Bezeigen der Geſellſchaft viele Mahlzeiten zuwege gebracht hat.

Wir halten uns aber verbunden, unſern Leſern die würdigen Mitglieder kennen zu lernen, die in unſern Tagen die Geſellſchaft ausmachen. Sie beſtehet aus folgenden geſchickten Männern.

Rubert Käfer, ein Rathsherr, bekleidet anitzo die Stelle eines Vorſtehers mit ſolchem Ruhme, daß er alle ſeine Vorfahren in dieſer hohen Würde übertrifft. Man hat uns verſichern wollen, daß er wöchentlich nicht zwey Groſchen aus ſeinem Beutel verzehre: So geſchickt weis er die Pflichten der Geſellſchaft zu erfüllen. Die Geſellſchaft hat alle Ehre von einem ſo vollkommenen Vorſteher zu gewarten. Alle Morgen, ſo bald er ſich angezogen hat, pfleget er auszugehen: und wehe! demjenigen von ſeinen Bekannten, der ſich im Fenſter blicken läßt. Guten Morgen! hat der Herr Gevatter ſeinen Thee ſchon getrunken? So lautet der erſchreckliche Gruß, mit dem er ihn anredet: und der Herr Gevatter müßte des großen Eugens Heldenmuth beſitzen, wenn er ihn nicht zu ſich herein nöthigen wollte. Man wird leicht erachten, daß der geſchickte Herr Vorſteher ſeine Anrede auf den Brantewein einrichtet, wenn er bey ſeinen Bekannten keinen Thee vermuthet. Einem ſo erhabenen Mitgliede der Schmarutzer-Geſellſchaft muß es gewiß gleich viel ſeyn, was er für Eroberungen macht. Man hat uns erzählen wollen, daß der Thee ſeit geraumer Zeit, vielleicht aus einer niederträchtigen Zagheit, öfters flüchtig vor ihm werde. Allein, mit deſto mehrerer Herzhaftigkeit tritt ihm der unerſchrockene Brantewein unter die Augen. Die Branteweinbrenner ſchätzen es ſich zur Ehre, wenn ſie denſelben einem ſo vornehmen Mitgliede E. Hochedlen und Hochweiſen Raths entgegen tragen können. Unter ſo vielen Häuſern, die der Herr Vorſteher des Vormittags beſuchet, pfleget ſich doch gemeiniglich ein einziges zu finden, das die Höflichkeit beſitzet, die Sprache ſeines hungrigen Magens zu verſtehen, und ihn zur Mahlzeit zu behalten. Geſetzt aber auch, daß man in allen Häuſern weder die Sprache des Magens, noch die Sprache der Geſellſchaft, noch unſere liebe teutſche Mutterſprache verſtünde; geſetzt, daß ſich der vornehme Hunger eines Vorſtehers der Schmarutzer-Geſellſchaft einmal zu Hauſe mit Käſe und Brod ſtillen müßte; ſo kann er ſich doch allemal damit tröſten, daß ſeine Streifereyen Nachmittags einen beſſern Erfolg haben werden.

Denn nach Tiſche bricht er ohne große Umſtände in ſeiner Bekannten Häuſer ein; und es müßte wunderlich in der Stadt zugehen; wenn er nicht des Abends um zehn Uhr in völliger Zufriedenheit ſeines Magens nach Hauſe gehen ſollte. Seine Cameralſachen, wir verſtehen die Einkünfte von ſeinem Zinsmanne, hat derſelbe auf einen beſſern Fuß geſetzet als alle ſeine Vorfahren. Man verſichert, daß er bereits ſeit einem halben Jahre eine Anweiſung auf 80 thlr. in Handen habe, die dieſer ſein Zinsmann zu Ausſtattung ſeiner bald zu verheyrathenden Tochter im Voraus hat beytragen müſſen.

Amos Prahler, ein Rechtsgelehrter. Niemals hat ein Mitglied dieſer Geſellſchaft das eilfte und zwölfte ihrer Geſetze beſſer beobachtet, als dieſer geſchickte Mann. Wenn er ſich zu Gaſte nöthiget, ſo wird allemal der vortreffliche Geſchmack der Speiſen, die er zu Hauſe zu genießen pfleget, der Stoff ſeines Geſpräches ſeyn, obgleich alle Welt überzeuget iſt, daß ſein Magen zu Hauſe ſehr vergnügt iſt, wenn er ein halb Pfund Wurſt zu ſich nehmen kann, die ihm der Fleiſcher nur auf die Hoffnung borget, einmal gegen eine rechtliche Schrift abzurechnen. Nicht ſelten pfleget er die aufgetragenen Gerichte mit der großmüthigen Art, die ihm eigen iſt, öffentlich zu verachten. Durch ſein würdiges Beyſpiel ſind die Geſetze der Geſellſchaft vermehret worden. Es macht nun ein beſonderes Geſetz der Geſellſchaft aus, daß die Mitglieder bey der Geburt ihrer Kinder 15 bis 20 Gevatterbriefe an auswärtige Bekannte ſchicken müſſen, von denen ſie überzeuget ſind, daß ſie ſelbſt nicht erſcheinen.

Wilhelm Unverſchämt, der jüngere, iſt ein würdiger Ur-Ur-Urenkel des verſtorbenen Stifters dieſer

Geſellſchaft. In ſeinen jüngern Jahren hat er den großen Fußtapfen ſeines hohen Anherrns auf eine ſo wundernswürdige Weiſe gefolget, daß ihre beyderſeits Handlungen einander ſo ähnlich ſind, als ein Rabe dem andern. Wir würden alſo in Beſchreibung ſeiner Thaten eine unnütze Arbeit unternehmen. Allein, ſeit geraumer Zeit, nachdem er eine Bedienung erhalten hat; ſo iſt er ganz aus der Art geſchlagen. Kaum daß er noch bey denen Geſellſchaftsverſammlungen erſcheinet. Wenn er alſo fortfähret; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Geſellſchaft ein ſo faules Glied von ihrem fleißigen Körper abſondern werde.

Harprecht Schlucker, ein Mediciner. Die Ausübungen der Geſellſchaftspflichten weis er mit der Arzeneykunſt auf eine rühmliche Art zu vereinigen. Niemals hat ein Medicus unermüdetere Vorſorge vor ſeine Kranken gehabt, als dieſes würdige Mitglied der Schmarutzergeſellſchaft. Des Morgens bis in die ſpäte Nacht pfleget er in dem Hauſe der Kranken zu verbleiben, damit an dem richtigen Gebrauch der Medicin und an Pflegung der Kranken nicht das geringſte verſäumet werde. Jedermann wünſchet, daß dieſer ſorgfältige Mann mit Patienten nicht allzu ſehr überhäufet werden möge, damit er fortfahren könne, ſich des Heils der Kranken rechtſchaffen anzunehmen.

Die durch den Tod des älteſten Beyſitzers erledigte Stelle iſt noch nicht wieder erſetzet. Wir glauben aber, daß die Wahl bey der nächſten Verſammlung der Geſellſchaft vor ſich gehen werde. Ein angeſehener Mann, der durch ſeine Streifereyen auf den Kirchmeſſen berühmt iſt, ſoll die mehreſte Hoffnung hierzu haben.

Wir finden wider dieſe würdige Geſellſchaft nichts zu ſagen. Es wäre noch zu wünſchen, daß ſie ſich bemühete die Beſtätigung des Landesherrn zu erlangen. Denn es iſt nicht ohne Grund zu befürchten, daß ſie außerdem in Streitigkeiten mit auswärtigen wenig Hülfe erlangen würden. Nur wollen wir bey dieſer Gelegenheit überhaupt von den falſchen Freunden noch ein paar Worte reden.

Die Schmarutzer müſſen unſtreitig unter die falſchen Freunde gerechnet werden. Man kann die falſchen Freunde in drey Klaſſen eintheilen. Wir wollen bey der erſten Klaſſe den Namen der falſchen Freunde beybehalten, die andern wollen wir Schmeichler, und die dritte Schmarutzer nennen. Alle drey Arten gebrauchen ſich des ſchönen Namens der Freundſchaft zum Deckel ihrer verſchiedenen Abſichten.

Die erſte Klaſſe der falſchen Freunde, der wir dieſen Namen beſonders vorbehalten haben, beſtehet aus denjenigen, die ſich ohne Eigennutz vor unſre Freunde ausgeben. Ihre Anzahl iſt ſehr groß in der Welt. Alle Freundſchaften, die wir häufig gewahr werden, gehören faſt ohne Ausnahme unter die Klaſſe. Die Gleichheit des Standes, des Vermögens, des Alters, und zuweilen auch der Neigung, ſind die Gründe, die dieſe falſche Freunde gegen uns treiben. Sie nennen ſich unſere Freunde, nur um unſre Freunde zu heißen. Der Umgang und der Zeitvertreib iſt alles, was ſie bey uns ſuchen. Sie erweiſen uns Gefälligkeiten. Sie zählen und wiegen ſie aber, und verlangen ſie in gleicher Anzahl und Gewichte wieder von uns. Wenn wir ſie zu Gaſte bitten, ſo bitten ſie uns wieder zu Gaſte, kurz, ſie wollen uns nichts umſonſt geben; ſie begehren aber auch von uns nichts umſonſt. Sie ſind von den wahren Freunden vor vielen Menſchen ſchwer zu unterſcheiden: und die meiſten unter ihnen glauben ſo gar ſelbſt, daß ſie unſre wahrhaftigen Freunde ſind. Nur die Unglücksfälle geben ſie uns zu erkennen. Wenn uns das Unglück verfolget; wenn wir an Stand und Vermögen geringer werden; wenn ſie keine Gefälligkeiten von der Art, wie ſie wünſchen, und die mit denen ihrigen in gleichen Gewichte ſtehen, von uns erwarten können; ſo nimmt ihre Freundſchaft gar bald ein Ende.

Die Schmeichler nehmen ſich allein aus Eigennutz einer Freundſchaft zu uns an. Unſre Tafel, unſre Getränke, unſer Geldbeutel, den ſie mit unaufhörlichen Borgen heimſuchen, unſre Dienſtleiſtungen, die ſie entweder zu ihrer Beförderung, oder zu ihren Geſchäfften nöthig haben, ſind das Reizende, ſo ſie darzu anlocket. Unterdeſſen ſind ſie doch noch erträglich. Sie wiſſen ihren Eigennutz künſtlich zu verbergen. Sie erzeigen uns wieder einige kleine Gefälligkeiten, die nicht viel zu bedeuten haben, und dann und wann biethen ſie uns gleichfalls ihre Tafel an. Alle ihre Handlungen ſind mit der Decke der Freundſchaft überzogen. Sie ſind ſehr einnehmend. Der klügſte Mann kann ſich öfters vor ihnen nicht ſchützen. Sie ſind die kleinen Hauslobredner, denen alle unſre Handlungen gefallen. Nicht einmal die Unglücksfälle ſind allemal vermögend, ihnen die Larve abzuziehen. Wenn ſie noch einigen Vortheil von uns hoffen können, ſo fahren ſie fort uns zu ſchmeicheln.

Die Schmarutzer hingegen ſind die allerunverſchämteſte Sorte falſcher Freunde. Sie verhehlen es gar nicht, daß ſie ſich gleichſam zu Mitherren über unſer Vermögen machen wollen. Der Mantel der Freundſchaft, den ſie umgenommen haben, iſt ſo klein, daß aller Orten ihre wahre Abſicht, nämlich unſer Vermögen zu verzehren, hervor raget. Sie bekümmern ſich wenig darum, ob uns an ihrer Freundſchaft etwas gelegen iſt. Sie zwingen uns gleichſam, daß wir ſie vor unſre Freunde erkennen müſſen. Weit gefehlet, daß ſie die Kunſtgriffe der Schmeichler anwenden ſollten. Sie erheben ſich unendlich über ihre erzwungenen Gutthäter, und machen ſie ſelbſten öfters zum öffentlichen Gegenſtande ihres Spottes. Sie geben nicht einmal den geringſten Schein von ſich, als ob ſie einige Gegenerkenntlichkeit haben wollten. Wenn jene, denen ſie alle Tage beſchwerlich ſind, ſie zum Zeitvertreib einmal wieder beſuchen: ſo müſſen ſie vor ihr Geld zehren, wenn ſie anders nicht genöthiget ſeyn wollen, den Augenblick wieder nach Hauſe zu gehen. Eine Aufführung von der Art kann ihnen freylich bey vernünftigen und geſetzten Leuten wenig Eingang zuwege bringen. Unterdeſſen giebet es doch Menſchen genug in der Welt, die Sklaven der Schmarutzer ſind. Leute! die ungemein gutherzig und dabey etwas einfältig ſind, die ſich öfters den Umgang mit ſo witzigen Leuten, als ſich die Schmarutzer in ihren Augen gemeiniglich zu machen wiſſen, zur Ehre rechnen, unterſtehen ſich ſelten, wider die Abſichten der Schmarutzer ernſthaftige Mittel vorzukehren: und dieſe wiſſen dergleichen Blödſinnige ſo wohl zu gebrauchen, daß ſie öfters auf die allerunverſchämteſte Art fordern, was ſie haben wollen.

Man hat in denen meiſten Ländern wider die Betteley allerley weiſe Anordnung gemacht. Dergleichen

Geſetze ſind ſehr nöthig. Die Glückſeligkeit eines Staats hänget eines Theils davon ab, daß man wenig herumſchweifendes Geſindel in demſelben findet: und es wäre nur zu wünſchen, daß ſolche Verfügungen mit erforderlichen Ernſt beobachtet würden. Wir glauben aus dieſem Grunde, daß es ſehr vortheilhaftig vor einen Staat wäre, wenn die Geſetze ihre Sorgfalt auch auf die Schmarutzer richteten. Die Schmarutzer ſind dasjenige im Groſſen, was die Bettler im Kleinen ſind. Sie ſind die vornehmen und angeſehenen Bettler. Das herumſchweifende Geſindel bettelt um Brod, oder um eine kleine Münze. Die Schmarutzer hingegen betteln um Mahlzeiten, um ein Glas Wein, um Caffee, um unſern Geldbeutel, um unſer Getraide, und um tauſend andre Dinge, die wir weniger entrathen können, als ein Stück Brod, oder einen Dreyer. An unverſchämten Weſen geben die Schmarutzer den Landſtreichern im geringſten nichts nach. Sie übertreffen ſie öfters. Es iſt ſehr gewiß, daß die Unverſchämtheit eines Schmarutzers ſchädlicher iſt, als die Grobheit eines Bettlers, mit der er denjenigen beleget, der ihm eine Gabe verſaget. Man kann die Grobheit der Bettler durch die Bettelvoigte und durch die Diener der Obrigkeit vertreiben. Allein, der Wohlſtand und die Höflichkeit leiden es öfters nicht, wider das unverſchämte Weſen der Schmarutzer wirkſame Mittel zu ergreifen; und diejenigen, welche ſich die Schmarutzer unterthänig machen, ſind nicht einmal vermögend, auf dergleichen Mittel zu denken; obzwar vernünftige und geſetzte Menſchen von der höchſten Art der Unverſchämtheit der Schmarutzer wenig zu befürchten haben; ſo ſind ſie doch von ihren verdrüßlichen Anfallen nicht ganz und gar frey. Oefters ſind ſo gar wider die Angriffe der Schmarutzer keine anſtändigen Vertheidigungsmittel zu erſinden. Wenn ein Schmarutzer unverſchämt genug iſt, bey uns zu bleiben, bis um ein Uhr Nachmittags; ſo wiſſen wir öfters keinen andern Rath, als einen verdrüßlichen Menſchen wider unſern Willen zu Tiſche zu behalten, oder unſre Mahlzeit aufzuſchieben, und ſelbſt zu faſten.

Es iſt wahr, es würde ſchwer fallen, durch die Geſetze zu beſtimmen, wenn jemand für einen Schmarutzer gehalten werden ſoll. Die Verfahrungsart dieſer falſchen Freunde iſt ſo verſchieden, daß ſich faſt keine allgemeine Regeln ausfindig machen laſſen. Allein, es würde doch nicht ganz und gar unmöglich ſeyn, die Republik von den groben und offenbaren Schmarutzern zu ſaubern. Warum ſollten nicht die Geſetze ein Bezeigen abbilden können, wie die Geſellſchaft beobachtet, deren Entdeckung wir unſerm Leſer mitgetheilet haben. Wenigſtens könnte die Obrigkeit unſern Tiſch vor allen ungebetenen Gäſten verwahren. Uns deucht, daß es folgender Geſtalt ganz leicht geſchehen könnte. Der Bettelvoigt müßte ſich um 11 Uhr mit einer Schelle, Horn oder Klapper auf der Straße hören laſſen, und dabey ausrufen, daß es 11 Uhr geſchlagen habe, und daß ſich alle Schmarutzer und ungebetene Gäſte nach Hauſe verfügen ſollten. Wir glauben, daß dieſe Erinnerung die Stirne des allerunverſchämteſten Schmarutzers roth machen und ihn nach Hauſe zu gehen bewegen würde. Wenn endlich noch die Obrigkeit diejenigen, ſo ſich hieran nicht kehreten, durch den Bettelvoigt in das Hoſpital begleiten ließe, um daſelbſt zu ſpeiſen: ſo würde niemand durch die Schmarutzer beläſtiget werden: und jedermann würde bedacht ſeyn, ſeinen Unterhalt auf eine rühmliche Art zu erwerben.

II.

Abſchilderung des Stutzers oder des artigen jungen Herrn.

Laſſet uns einmal den Abriß eines Stutzers oder eines artigen jungen Herrn entwerfen. Jedermann geſtehet, daß unſre Zeiten in der Artigkeit vor den verfloſſenen Jahrhunderten einen beſondern Vorzug haben: und vielleicht werden die nachfolgenden uns hierinnen niemals gleich kommen. Es wäre demnach unverantwortlich, wenn wir nicht von Leuten der Nachwelt ein Gemählde zu liefern ſuchten, welche eben den Ruhm haben, daß ſie in der Artigkeit eine beſondere Vollkommenheit beſitzen; und Beyſpiele von dieſer Art müſſen gewiß den Vorzug unſrer Zeiten auf ewig feſt ſetzen. Hier iſt der Grund dieſes Gemähldes: und ich habe die Farben bey der Hand, die ich darauf tragen will.

Die Züge ſeines Geſichts und ſeiner Seele ſollen mir keine Mühe machen. Allein, es wird mir ſchwer fallen ſeine Kleidung abzuſchildern. Wenn ich ihn mit einem großen Hute, mit einer Bandſchleife, mit langen Manſchetten, und mit goldenen Franzen an der ſeidnen Weſte mahlen werde; ſo wird er morgen ganz anders ausſehen; und ich muß befürchten, daß ich einen altväteriſchen Stutzer werde geliefert haben, eine Sache, die einen Widerſpruch in ſich faßt. Wegen der Art ſeines Kleides und ſeiner Aufſchläge bin ich am meiſten in Sorgen. Allemal wenn ich ihn betrachte; ſo iſt ein neuer Schnitt von Paris unterwegens; und meine Abſchilderung wird über Morgen vereitelt ſeyn. Wenn ich nicht befürchtete, ihn in den Augen der Nachwelt unkenntlich zu machen; ſo würde ich am beſten thun, daß ich ihn mitten in dem Laden eines Schneiders zu Paris ganz nackend abſchilderte, damit er ſich ſein Kleid allemal nach dem Schnitte des Rockes ſo gleich ändern laſſen könnte, womit ein gewiſſer Herzog, oder der und der Marquis, heute zum erſtenmal erſchienen iſt. Doch ich will mir wegen ſeiner Kleidung keinen Kummer machen. Kann man auch die Farbe eines Chamäleons beſtimmen, der alle die Farben annimmt, denen er ſich nähert? Ich will ihn alſo ſchildern, wie er heute ausſiehet. Kann ich ihm doch zum Ueberfluſſe noch eine Menge franzöſiſcher Schnitte zur Seiten legen, damit er nicht gar zu müßig ausſehen möge. Denn die ſorgfältige Unterſuchung dieſer Dinge wird doch wohl beſtändig das wichtigſte Geſchäffte ſeines Lebens ausmachen.

Wie kömmt es doch, daß die Uhren nicht aus der Mode kommen, und daß die Schnupftobacksdoſen nicht altväteriſch werden? Denn in dieſen Dingen iſt der Stutzer ungemein beſtändig. Es ſcheinet, dieſe Dinge kommen dem artigen jungen Herrn nothwendig zu, weil er ſie niemals ableget; und folglich wird wohl das Weſen eines Stutzers hierinnen beſtehen. Dieſe Philoſophie ſcheinet nicht unrecht zu ſeyn. Wenigſtens ſind ſie der Grund aller ſeiner Artigkeit. Sehet! itzt will er einen witzigen Scherz vorbringen; und er nimmt die Schnupftobackdoſe zu Hülfe. Nun will er ſich eine recht vornehme Miene geben: und er kann dieſes nicht beſſer bewerkſtelligen, als daß er nach der Uhr ſiehet. Bald hätte ich den Stock, ein eben ſo nothwendiges Stück eines Stutzers, außer Acht gelaſſen. Er will ſich itzt eine geſchickte Stellung geben: und ſehet der Stolz iſt ihm dabey unentbehrlich.

Allein, laſſet uns den Abriß nach der Ordnung entwerfen. Es iſt neun Uhr, und der Stutzer hat ſich aus dem Bette in den ſeidenen Schlafrock geworfen. Nachdem er geklingelt hat, den Thee oder Caffee zu bringen; ſo ſiehet er mit den Papilotten und der Wachsbinde, oder der Weibermütze, eine halbe Stunde zum Fenſter hinaus. Er faßt hierauf den grauſamen Entſchluß, in Büchern zu leſen. Man kann leicht erachten, daß ein Stutzer unmöglich etwas anders als Romanen und höchſtens, Odendichter erwählen könne: und weil er nur artig ſeyn will; ſo kann man auch von ihm nicht mehr verlangen. Indem ſeine forſchbegierigen Augen unter den prächtigen Romanen herum irren: ſo erblicken ſie endlich den glücklich gewordenen Bauer: und weil der Verfaſſer ein Franzoſe, und zwar ein witziger Franzoſe iſt: ſo fällt ſeine Wahl hierauf. Er lieſet hierinnen anderthalb Viertelſtunden: und bey nahe vertieft er ſich in den Abſchilderungen der allerliebſten kleinen weißen Hand, und der großen lebhaften Augen, indem es ihm einfällt, daß er dieſes heute bey Wilhelminen anwenden kann. Allein ein Stutzer will nicht allein witzig, ſondern auch geputzt ſeyn. Die Begierde zu gefallen ruft ihn dannenhero vor den Nachttiſch. Der Frieſirer kömmt; und ſeine fleißige Hand giebt dem ſchönen Haare des Stutzers eine entzückende Ordnung.

Nunmehr beſchäfftigt er ſich eine Viertelſtunde mit einem goldenen Meſſerchen, den Puder aus dem Geſichte zu ſchaben: und es gehet ein grauſamer Streit in ſeiner Seele vor, was er heute vor ein Kleid anziehen will. Aus wichtigen Gründen fällt ſein Entſchluß endlich auf den rothen Rock, und die blaue Weſte mit den goldnen Franzen. Sie werden gebracht, und nun hat der artige junge Herr Zeit, ſeine völlige Schönheit im Spiegel zu bewundern. Sehet doch, wie ſich die Zufriedenheit ſeiner Seele über ſein gutes Anſehen auf ſeinem Geſichte mahlet! Eine ungemeine Lebhaftigkeit erfüllet ſeine Augen. Er lächelt, weil er ſich vorſtellt, daß ihn heute Selinde, Galathee und Wilhelmine nicht ohne Entzücken werden anſehen können. Doch ſeine unruhige Seele verläßt dieſen Gegenſtand, und erwählet lieber ſich ſelbſt zu ſchmeicheln. Er nimmt zu Betrachtung ſeiner guten Stellung eine Priſe Schnupftoback vor dem Spiegel; und den Augenblick fällt ſeiner Seele ein, daß ſie witzig iſt. Sie will dieſes beweiſen: und ſehet der Stutzer ſingt, und einen Augenblick darauf wechſelt er mit pfeifen ab.

Itzt kommt ein ganzes Heer Stutzer zu ihm: und er empfängt ſie mit der Anrede: bon jour, bon jour, meine gnädigen Herren! Sie erzählen ihm, daß Phillis geſtern mit Nicandern ſpatzieren gefahren, und daß bey der Frau von S . . . eine Fräulein vom Lande angekommen iſt, die ein elendes kleines Kopfzeug trägt. Er lacht, und die Stutzer helfen ihm aus vollem Halſe lachen.

chen. Nun nehmen ſie die Doſen in die Hände und ein abermaliges Lachen beſchließt dieſen Auftritt. Man denke nur nicht, daß ſie mit dieſem Lachen Gedanken verknüpfen. Nein, die Seele eines Stutzers iſt es ſchon gewohnt, daß ſie zum Lachen beweget wird, ohne daß ſie dabey denket.

Nachmittage ſucht er die Geſellſchaft der Wilhelmine, der er ſchon ſeit 11 Uhr mit ſeiner annehmlichen Geſtalt in Gedanken drehet. Armes Ding! ſagt er noch unterwegens bey ſich ſelbſt, du wirſt dir wohl nimmermehr einbilden, daß ich heute gar zu reizend ausſehen werde. Er kommt daſelbſt an, und er findet eine groſe Geſellſchaft von Perſonen beyderley Geſchlechts bey derſelben. Wir werden Wunderdinge der Artigkeit an ihm wahrnehmen. Denn nunmehr befindet er ſich in ſeiner rechten Luſt.

Gleich anfangs bemerket er, daß ſich eine Mannsperſon in der Geſellſchaft befindet, die er noch nicht kennet. Nachdem er ſich erkundiget hat, wer ſie iſt; ſo nähert er ſich derſelben. Er ſagt ihm, daß ihm dieſe Gelegenheit unſchätzbar ſey, weil ſie ihm das Glück verſchaffe, eine Perſon kennen zu lernen, die er gleich aus dem erſten Anblick hoch ſchätzen müſſe. Er verſichert ihn, daß er den Augenblick eine beſondere Zärtlichkeit und Freundſchaft für ihn empfinde. Er bietet ihm ſeine Dienſte an: und er betheuert mit einigen galanten Flüchen, daß er ſich ſteif und feſte darauf verlaſſen könne. Doch ehe der Fremde noch zu einiger Antwort gelangen und ſich für dieſe höflichen und aufrichtigen Anerbietungen bedanken kann; ſo verläßt er ihn. Iſt es doch genug, daß er es ihm geſagt hat.

Die Fräulein vom Lande, deren Ankunft und Tracht ihm heute ſo lächerlich ſchien, befindet ſich in der Geſellſchaft: und ſiehe, itzt nähert er ſich derſelben. Er ſchätzet nunmehro ſeine Stadt glücklich, daß ſie die Gegenwart einer ſo galanten, ſchönen und allerliebſten Perſon genießen ſoll: und iſt auf ihr Dorf ſehr neidiſch, daß daſſelbe zeither dieſes Glück allein genoſſen, und einen ſo koſtbaren Schatz in ſich verſchloſſen hat. Er verſichert ihr auf die galanteſte Art, daß ſie nicht darzu gemacht wäre, ſich auf dem Lande zu vergraben, ſondern daß ſie ſich dem Hofe und der Stadt zur Bewunderung überlaſſen müßte. Er rechnet ihr die Menge von Verehrern auf den Fingern her, die ihre Annehmlichkeiten erwerben werden; und er ſchwöret ſehr hoch, daß er ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er ſich unter die geringſten zählen dürfte. Das gute Ding fühlet hierbey eine wunderbare Vermiſchung von Beſtürzung und Freude, die ſie noch nicht einmal haben recht antworten laſſen, als ſich der Stutzer von ihr wendet, und einem ſeiner guten Freunde ins Ohr ſagt, daß das arme Ding immer auf dem Lande hätte bleiben mögen, weil ſie daſelbſt geſchickter geweſen wäre, ſich Verehrer zu erwerben, als in der Stadt.

Nachdem er einen alten Bekannten auf die Schultern geklopft, einem andern die Hand gedrücket, Toback genommen, ſich vermittelſt einer Capriole nach einem hinter ihm entſtandenen Gelächter umgedrehet, ein paar witzige Worte darzu geſagt und aus vollem Halſe mitgelacht hat: und dieſes alles in ſo kurzer Zeit, daß nur ein Stutzer damit zurechte kommen kann; ſo wendet er ſich endlich zur Wilhelmine, um die Vormittags ausſtudirte Schmeicheleyen, auf die allerliebſte kleine weiße

Hand, und auf die groſſen lebhaftigen Augen anzubringen. Er bewerkſtelliget dieſes auf eine ſehr galante und artige Art; und ſein Roman thut ihm dabey vortreffliche Dienſte. Sonderlich betheuert er mit einigen witzigen Flüchen, daß er eine ſo allerliebſte Hand gar nicht ſehen könnte, ohne ſie zu küſſen; und ſehet, es ſind keine leere Worte, die er redet, denn er hat es nunmehr ſchon wirklich gethan. Faſt wird er ſich mit dieſen Schmeicheleyen für einen Stutzer bey einem Frauenzimmer allzu lange beſchäfftigen. Allein es hat nichts zu bedeuten. Den Augenblick fällt ihm ein, daß er der Galathee noch nicht geſagt hat, daß ſie liebenswürdig iſt. Dieſe Nachricht iſt ſo nothwendig, daß er Wilhelminen alſobald verläßt, und auf jene zueilet. Nachdem er ihren Vollkommenheiten, noch mehr aber der Eigenſchaft eines witzigen Stutzers, in einer gar kurzen Zeit ein Genüge geleiſtet hat; ſo wendet er ſich zu einer andern. Weil ſie nicht ſchön iſt: ſo merke ich, daß er ihren Verſtand bis an den Himmel erheben wird.

Man glaube nur nicht, daß die Seele des Stutzers in der That verliebt iſt. Sie gefällt ſich ſelbſt viel zu ſehr, als daß ſie ihre Luſt an den anſchauenden Vollkommenheiten eines andern haben könnte. Allein wie könnte doch ein Stutzer witzig ſcheinen, wenn er nicht dem Frauenzimmer artige Schmeicheleyen verſagte? Aus Begierde witzig zu ſeyn, ſtellt er ſich demnach verliebt: und wie könnte er ſich eine leichtere Art des Witzes erwählen, da man zu derſelben in einer Menge von Büchern Formeln und Anweiſungen findet.

Die Eigenſchaft eines Stutzers erfordert es noch. Wie kann jemand artig ſeyn, ohne daß er dem Frauenzimmer ſchmeichelt? Stellet euch doch einen Pfau ohne Schwanz vor, wie erbärmlich das Thier ausſehen würde. Eben alſo kann man ſich einen Stutzer ohne Schmeicheleyen gegen das Frauenzimmer unmöglich vorſtellen. Befehlet ihm einmal, daß er in einer Geſellſchaft mit den Schönen kein Wort reden ſoll: und beraubet ihn zugleich ſeines Stockes, ſeiner Uhr und ſeiner Doſe: ſo wird er aufhören ein Stutzer zu ſeyn; und er wird ſo einfältig da ſtehen, wie der Sohn eines reichen Pachters, den der Vater in einem goldnen Kleide zum erſtenmal in die Welt ſchicket.

Zum Ueberfluß will es die Mode ſo haben, daß ein artiger junger Herr verliebt ſeyn muß. Es läßt doch heut zu Tage gar zu einfältig, wenn ein artiger junger Herr kein Held in Liebesbegebenheiten iſt. Wie würde er doch unter ſeines gleichen von Stutzern witzig und im Anſehen ſeyn können, wenn er ihnen nicht Liebesſtreiche erzählen könnte, die er geſpielet hat? Selbſt an ſeinen laſterhaften Ausſchweifungen hat wohl die Mode ſo vielen Antheil, als die unordentlichen Begierden. Es iſt nun einmal Mode, daß man eine Maitreſſe hält, wenn man für artig und beliebt angeſehen ſeyn will: und der Stutzer kann ſich alſo dieſer Sache unmöglich entbrechen. Allein, habt nur Achtung, es kommt eine Bande Comödianten Frauenzimmer in ſeiner Stadt an. Die jungen Herren geben ihnen ſo [illegible] ungemeinen Beyfall. Die Schauſpielprinzeſſinnen werden bewundert. Man macht daſelbſt ſeine Aufwartung. Man ſcherzt und ſpielt daſelbſt; und ein jeder erwählet eine Theatergöttinn zu ſeiner Verehrung. Warum? es iſt nunmehr ſo Mode: und die beſondern Maitreſſen ſind auf eine Zeitlang abväteriſch geworden. Allein, nur Geduld! Es wird ſchon eine Zeit kommen, daß ſie wieder Mode werden.

Die Seele eines Stutzers iſt ungemein flüchtig. Kein Gegenſtand iſt ſo reizend, daß er ſie länger, als einige Minuten an ſich ziehen könnte. Es iſt dieſes nicht allein in der Liebe; ſondern in allen ſeinen übrigen Handlungen wahr. Itzt murmelt er zwey Zeilen aus einer Opernarie. Allein, es iſt ſchon genug: und nun pfeifet er, doch man denke nur nicht, daß dieſer Zeitvertreib lange dauern werde: ſondern er ſtimmt nur ein Gaſſenlied an. So iſt es mit ihm ebenfalls in Geſellſchaften beſchaffen. Seine unruhige und flüchtige Seele ſetzet den Körper in beſtändige Bewegung. Itzt giebt er dieſem Freundſchaftsverſicherungen. Allein, er verläßt ihn, ehe ſie zur Hälfte geendiget ſind, damit er dort in jener Ecke zu einem Zeitungsgeſpräche ein witziges Wort ſagen kann; in einem Augenblicke darauf iſt er wieder am Tiſche, und bietet hohe Wetten aus, daß dieſer oder jener das Spiel gewinnen werde. Keine ernſthafte Materie kann von ihm zu Ende gebracht werden. So bald er eine Prieſe Schnupftaback genommen hat: ſo kann man nur ſicher wetten, daß ein ha! à propos! unmittelbar darauf folgen werde: und dieſes ewige à propos wird er niemgls hinausführen: ſondern, ehe man es ſich verſiehet, ſo wird er wieder auf was anders fallen, oder mit dieſer oder jener Perſon an zu ſcherzen fangen.

Mich deucht, ſeine Seele verfähret ſehr klug, daß ſie ſich bey einem Gegenſtande nicht allzulange aufhält. Weil ſie immer witzig ſeyn will: ſo kann ſie ſich nicht beſſer helfen, als daß ſie beſtändig von einem Gegenſtande auf den andern fällt. Es iſt gar zu ſchwer, in einer Materie eine lange Zeit witzig zu ſeyn: und der Witz einer ſtutzeriſchen Seele wird nur gar zu bald erſchöpfet.

Nur an den Spieltiſchen iſt die Seele eines Stutzers beſtändig. Vielleicht iſt die öftere Abwechſelung der in Händen habenden gemahlten Bilderchen der flüchtigen Neigung ſeiner Seele ſo gemäß, daß ſie darüber die Bewegung ihres Körpers vergißt, vielleicht aber will ſie auch dabey ausruhen, und zu ihrer Flüchtigkeit neue Kräfte ſammlen. Dem ſey aber, wie ihm wolle, hierinnen und in der Liebe zur Schnupftobacksdoſe und Uhr, vornehmlich aber in der Thorheit, iſt ſie ungemein beſtändig und unveränderlich.

Tſſſ.

III.

Die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten.

Die Krankheiten machen einen ſo tiefen Eindruck in unſere Körper, daß wir einige Zeit hernach, ungeachtet wir ſie durch eine gründliche Cur gehoben haben, ihre beſchwerliche Spuren noch immer gewahr werden. Eben alſo iſt es mit den Krankheiten unſers Gemüths beſchaffen. Die moraliſche Cur derſelben mag noch ſo glücklich angeſchlagen haben, ſo kleben uns doch noch beſtändig einige Schwachheiten davon an. Ich will mich ſelbſt zum Beyſpiel anführen. Ungeachtet ich glaubte, daß ich die Dichterkrankheit, oder welches einerley iſt, die Einbildung, daß ich ein Dichter ſey, durch eine ſehr bewährte Cur, die Selbſterkenntniß genannt, mit Strumpf und Stiel aus meiner Seele ausgerottet hätte; ſo erregen ſich doch dann und wann einige Zufälle, die keiner andern Urſache, als dieſer Krankheit zuzuſchreiben ſind. Itzo den Augenblick hat mich eine hievon übrig gebliebene Schwachheit überfallen.

Als ich im Begriff war gegenwärtige Abhandlung abzufaſſen und zu dem Ende der Hoheit und Würdigkeit meines Gegenſtandes nachdachte, ſo fühlete ich eine ſehr heftige Begierde bey mir, die Muſen um ihren Beyſtand hiebey anzurufen. Eine Neigung meiner Seelen, die ſich zeither ſehr geſchickt verſteckt haben muß, ſuchte mich zu überreden, daß meine Schönheit noch einmal ſo wohl gerathen würde, wenn ich eine ſo kräftige Hülfe erlangte; ſie verſicherte mich, daß ich mir auf ihren Beyſtand gewiſſe Rechnung machen könnte. Die Muſen wären ſolche liebreiche Schönen, daß ſich noch niemand in der Welt nach ihrem Einfluß zu Tode geſeufzet hätte. Man fände, daß ſie allezeit gegen den Vortrefflichſten von ihren Anbetern, und gegen den Allerelendeſten gleiche Barmherzigkeit gehabt hätten.

Ich habe es der guten Natur zu danken, die ich nach meiner Krankheit erlanget habe, daß mich dieſer Zufall nicht gänzlich hinreiſſet. Sie wird aber jedennoch nicht mächtig genug ſeyn, ihn völlig zu überwinden. Ich ſpüre, daß ich ohne eine Anrufung nicht fortkommen werde. Damit ich aber zeige, daß ich ſo gar kränklich eben nicht bin, ſo will ich mich wenigſtens nicht zu den Muſen wenden. Ich werde die Themis um ihren Beyſtand anflehen. Nach der Art wie ſie in der Welt mit ſich handeln läßt, bin ich verſichert, daß ſie das weichmüthigſte und beſte Herz von der Welt haben müſſe. Ich habe demnach die feſte Zuverſicht, daß ich nicht vergeblich ſeufzen werde, weil ich den löblichen Vorſatz habe, der Welt die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit des geſchickten Verfahrens von ihren lieben Kindern vor Augen zu legen; ſo kann ſie es auch unmöglich über ihr mütterliches Herz bringen, mir ihren Einfluß zu verſagen. Es iſt vielmehr zu vermuthen, daß ſie mir die vortrefflichſten Worte einblaſen würde, wenn ich gleich keinen förmlichen Seufzer an ſie abgehen ließe. Damit ich aber die Achtbarkeit zu erkennen gebe, die ich vor ſie habe; ſo will ich ſie folgender Geſtalt anrufen.

Groſſe Themis! Mächtigſte Königinn der Rechte! Du allerweiſeſte Richterinn aller menſchlichen Händel! die du den gröſſeſten Theil deiner Kinder mit ſo hohen Gaben ausrüſteſt, daß ſie, ohne das geringſte zu verſtehen, deine Wiſſenſchaft hier auf Erden ausüben können, laß doch deine groſſe Weisheit auch mir Unwürdigen in dieſer Stunde zu Hülfe kommen, damit ich im Stande ſey, die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten, dieſes beträchtlichen Haufens deiner lieben Kinder, nach Würden auszuführen, und ihre Ehre wider die naſeweiſe Rotte ihrer gottloſen Verächter zu retten. Flöſſe meiner Feder ſelbſt die vortrefflichen Gedanken ein, welche die Hoheit und Würdigkeit meines Gegenſtandes erfordern. Ich und dieſe deine liebe Söhne, werden dir davor in unſern Herzen einen ewigen Dankaltar aufrichten.

Es iſt mir, als wenn eine geheime Kraft den Augenblick alle meine Adern durchdränge. Ein ſtärkendes Etwas, das ich wohl fühle, aber nicht nennen kann, nimmt die abgelegenſten Winkel meines Gehirns ein. Es ſtellen ſich auf einmal ſo viel Gründe der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten meinen Gedanken vor, daß ich mir faſt getraue, einen ſtarken Folianten damit anzufüllen. Unter einen ſo häufigen Vorrath werde ich dennoch nur die wichtigſten ausſuchen, damit ich die Gränzen meines Vorſatzes nicht überſchreite.

Alle meine Leſer werden mit mir einig ſeyn, daß wohlfeile Zeiten die beſten in der Welt, beſonders aber in Anſehung des Armuths ſind. Die Haare müſſen uns zu Berge ſtehen, und unſre Herzen möchten vor Wehmuth Blut fließen laſſen, wenn wir die Noth und den Jammer in den Geſchichtsbüchern leſen, die die theuren Zeiten in einem Lande verurſachet haben, das damit heimgeſuchet worden iſt. Man muß ausrufen: theure Zeiten! elende Zeiten!

Wenn wir nicht eine ſo große Menge Rabuliſten und böſe Advocaten in der Welt hätten, hilf Himmel! was würden nicht für theure Zeiten in Anſehung der lieben Gerechtigkeit ſeyn! Ich ſtelle mir die Noth lebhaftig vor, welche die Welt alsdenn drücken würde. Die Menſchen würden wie halb verhungert, aus Mangel der Gerechtigkeit herum laufen, und nach dem Brode der Gerechtigkeit ſchreyen. Hier und da würden einige abgezehrte todte Körper auf der Straße liegen, die Worte: Gerechtigkeit und Advocaten würden die letzten ſeyn, ſo aus ihren gleichſam eingeſchrumpelten Mäulern heraus giengen. Einigen andern aber würde noch ein Blatt aus dem Corpore Juris, oder ein Stück von alten Acten im Munde ſtecken, woran ſie bis in ihren letzten Augenblick gekauet haben. Dem Himmel ſey Dank! dieſen Jammer wird die entſetzliche Menge unſrer heutigen Rabuliſten und böſen Advocaten niemals einreißen laſſen. Dieſe vortrefflichen Männer ſind ſo wenig geneigt, den Preiß der unentbehrlichen Gerechtigkeit zu ſteigern, daß ſie vielmehr aus einer ruhmwürdigen Menſchenliebe alle Tage wohlfeiler damit werden. Ich habe ſichre Nachrichten, daß es in N‥ einige Advocaten giebet, die mit vieler Freudigkeit ihres uneigennützigen Herzens vor ein halb Pfund Wurſt einen Termin abwarten, und noch darzu vor den Fleiſchbänken ſtehen, um den Fleiſchern ihre Dienſte mit offenen und gerechtigkeit-liebenden Armen anzubieten. Ich bin auch ſehr überzeugt, daß wenigſtens zehntauſend ſolcher preißwürdigen Männer in der Welt ſind, die vor eine fette Gans, oder ein alt Merzſchaaf einen kleinen Proceß zu Ende bringen. Man muß ganz vorſetzlich blind ſeyn wollen, wenn man bey einer ſo wohlfeilen Zeit den Nutzen und die Vortrefflichkeit dieſer verehrungswürdigen Männer, denen wir dieſelbe lediglich zu danken haben, nicht einſiehet.

Nein! ich kann dem gröſten Theil der Menſchen eine ſolche Undankbarkeit nicht zutrauen. Die Rabuliſten und böſen Advocaten können verſichert ſeyn, daß die Welt dieſen Vortheil mit vieler Erkenntlichkeit annimmt. Wer weis, ob ſie nicht bald darauf bedacht iſt, ihnen ein öffentliches Kennzeichen hiervon zu geben. Meines Erachtens könnte dieſes nicht füglicher geſchehen, als wenn man ſie mit in die Litaney ſetzte. Weil ſie die Theurung in Anſehung der Gerechtigkeit verhindern; ſo würde es ſehr bequem hinter der Stelle von der theuren Zeit geſchehen können. Ich kann nicht gut davor ſeyn, ob dieſes in den nächſten zwey Jahren bewerkſtelliget werden wird. Vielleicht aber haben einige junge Herren, die in ihrem 21ſten Jahre dieſes Amt ergriffen, noch in ihrem hohen Alter das Vergnügen, dieſe angenehme Kützelung in ihren Ohren zu empfinden.

Es giebet einige naſeweiſe Leute, die aus einem ungerechten Haß gegen die Rabuliſten und böſen Advocaten behaupten, daß viele unter ihnen beſſer gethan haben würden, wenn ſie ein Handwerk gelernet hätten. Sie ſagen: ſie würden ſodann nach ihrem Stande ihr reichliches Brodt haben, und ſich ehrlich in der Welt nähren können, da ſie ſtatt deſſen, ungeachtet ihrer boshaftigen Tücke mit Kummer und Verachtung ihr Leben zubringen müßten. Ich kann mich aber über dergleichen Redensarten erſchrecklich erzürnen. Leute, die den Nutzen, den die Welt aus einer wohlfeilen Zeit hat, gar nicht in Betrachtung ziehen, verdienen nicht die geringſte Widerlegung. Eben deswegen ſind die Rabuliſten und ſchlechten Advocaten deſto verehrungswürdiger, weil ſie den Nutzen der Welt ihrem eigenen vorziehen, und lieber höchſt kümmerlich und elend in der Welt leben, als zugeben wollen, daß in der Gerechtigkeit nur die geringſte Theurung einreiſſe.

Die würdigen Gegenſtände meiner Abhandlung ſind auch deswegen vortrefflich und der Welt nützlich, weil ſie auch denen geringſten Kleinigkeiten ihren rechtlichen Beyſtand nicht verſagen. Leute, die ſich ſorgfältig angelegen ſeyn laſſen, daß die Gerechtigkeit auch in den geringſten Dingen beobachtet werde, verdienen vor andern einen ganz beſondern Ruhm. Man kann den Rabuliſten und böſen Advocaten, ohne höchſt unbillig zu ſeyn, dergleichen Lob nicht abſprechen. Sie werden niemand ihre Hülfe abſchlagen: und niemals werden ſie zu einem Vergleich rathen, wenn auch der ganze Streit einen Gulden beträfe. Es veroffenbaret ſich aus dieſem Verfahren eine beſondere Gerechtigkeitsliebe. Wie leicht kann nicht die Gerechtigkeit auf einer Seite bey einem Vergleich Schaden leiden?

Der Eifer, den ſie in dergleichen Sachen beweiſen, lieget hinlänglich zu Tage, daß ihre Gerechtigkeitsliebe ungeheuchelt iſt. Ich habe einſtmals einen Advocaten, von meinen Bekannten, in der Verhörſtube über eine Viertelſtunde mit groſſer Heftigkeit ſtreiten hören. Als er heraus kam, ſagte ich zu ihm: ich habe wahrgenommen, mein Herr? daß Sie mit vielen Nachdruck geredet haben: es wird gewiß eine Sache von äuſſerſter Wichtigkeit ſeyn, die Sie vertheidiget haben. Ach nein, verſetzte der Advocat. Allein meine Partey hat das offenbare Recht auf ihrer Seite, und man will derſelben keine Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Bedenken Sie, mein Herr! fuhr er fort: ein Barbiergeſelle iſt meine Partey, der ſeiner Waſcherinn achtzehn Groſchen Waſchgeld ſchuldig iſt. Dieſe will ihr derſelbe unter dem nichtigen Vorwande vorenthalten; weil ſie ihm ein Hemde nicht zurück geliefert hätte. Allein, ſeine Exception wird mit nichts bewieſen. Er kann ſie nicht einmal mit dem Waſchzettel beſcheinigen. Sie haben Recht, erwiederte ich: allein wie hoch werden ſich Ihre Advocatengebühren in dieſer Sache belaufen. Ich nehme es ſo genau nicht, antwortete der Advocat: meine Clientinn wird meiner Frau einen Tag davor waſchen helfen. Wenn aus dieſem edelmüthigen Verfahren nicht eine beſondere Sorgfalt hervorleuchtet, die Gerechtigkeit aufs höchſte zu treiben; ſo weis ich nicht, worinnen die gröſſeſte Gerechtigkeitsliebe beſtehet.

Der wahrhaftige Eifer der Rabuliſten und böſen Advocaten vor die Gerechtigkeit leget ſich auch darinnen zu Tage, daß ſie jedermann anreizen, ſein Recht zu verfolgen. Ich habe angemerkt, daß ſie bey dem geringſten

Vor-

Verfall vor Begierde brennen, die Leute zur rechtlichen Ausführung aufzumuntern. Dieſes Verfahren iſt ſehr löblich. Wenn wir keine Rabuliſten oder böſe Advocaten in der Welt hätten, welche die Leute durch ihre unvergleichliche Beredſamkeit dahin zu bringen wüßten, nicht das geringſte von ihren Rechten nachzugeben; was würde nicht endlich aus der unſchätzbaren Gerechtigkeit werden? Es würde endlich gar keine Spur von ihr in der Welt mehr anzutreffen ſeyn. Es giebet viele tauſend Leute, die nichtswürdige hundert Thaler, und ein wenig Laufen und Sorgen ſo hoch ſchätzen, daß ſie lieber von ihren Rechten etwas verlieren, als dieſe anwenden wollen. Dieſe haben allerdings Aufmunterung vonnöthen; wenn anders die Gerechtigkeit in der Welt ausgeübet werden ſoll.

Die Welt verfähret öfters mit ihren Urtheilen ohne die geringſte Ueberlegung. Sie ſiehet öfters etwas mit äuſſerſter Verachtung an, das die größeſten Lobeserhebungen verdiente, wenn ſie auf den Grund der Dinge zu ſehen gewohnet wäre. Die böſen Advocaten ſind von dieſer Tadelſucht der Menſchen nicht frey geblieben. Man richtet ſie ganz unbarmherzig, weil ſie dann und wann beyden Parteyen, der einen öffentlich, der andern aber unter der Hand, rechtlichen Beyſtand leiſten.

Ich kann mich unmöglich bezwingen, dem unüberlegten Urtheil dieſer hämiſchen Splitterrichter blindlings beyzutreten. Jemehr ich aber dieſes Verfahren der böſen Advocaten unterſuche, deſto weniger ſtrafbares finde ich darinnen. Ich muß ſie vielmehr deshalb noch vor vortrefflicher halten. Ich ſchmeichele mir auch, daß ich im Stande ſeyn werde, meinen Leſern, durch einen gründlichen

lichen Beweis eine vortheilhaftigere Meynung hiervon beyzubringen.

Man wird mir ohne Widerrede einräumen müſſen, daß das natürliche Recht, oder der Befehl, der uns von Gott mitgetheilten geſunden Vernunft erfordere, gegen alle unſre Nebenmenſchen eine gleiche Liebe zu hegen. Nach dieſer durchgängigen gleichen Liebe hat der eine ſtreitende Theil ſo viel Recht zu dem rechtlichen Beyſtande der böſen Advocaten, als der andre. Ich will noch einen zweyten Grundſatz anführen, der eben ſo unwiderſprechlich iſt, als der erſtere. Die Obrigkeit kann wider das offenbare natürliche Recht keine Geſetze einführen, oder wenigſtens verbinden ſie die Unterthanen in ihrem Gewiſſen nicht. Man hat alſo von Rechtswegen denen böſen Advocaten nicht verbieten können, vor eine Partey ſo viel Liebe zu bezeugen, als vor die andre. Da es aber dennoch geſchiehet, und da ſie die Furcht der Strafe abhält, die Geſetze des natürlichen Rechts öffentlich zu beobachten; ſo leget es eine beſondere Gerechtigkeitsliebe zu Tage, daß ſie ſich alle Mühe geben, ihre natürliche Pflichten in Geheim zu erfüllen: und wir müſſen ſie deshalb vor weit vortrefflicher halten, als wenn ſie den ungerechten bürgerlichen Geſetzen einen genauen Gehorſam leiſteten.

Ich ſehe zum voraus, was man mir einwenden wird. Man wird ſprechen, daß ein böſer Advocat, wenn er eine Rechtsſache zu führen über ſich nimmt, ſeinem Clienten ſtillſchweigend die Zuſage und Verſicherung leiſte, deſſelben Gegentheile in dieſer Sache niemals, weder heimlich noch öffentlich einigen Beyſtand und Hülfe zu erweiſen; das natürliche Recht aber erfordere, unſre Zuſage und Verbindungen genau zu erfüllen. Es ſey auch ein Zeichen eines ſehr boshaftigen Gemüths, wenn man die Geheimniſſe, die uns ein Cliente zu Ausführung ſeiner Rechte nothwendig anvertrauen müſſe, hernach zu ſeinem eigenen Schaden anwenden wolle. Ueberhaupt ſey dieſes Verfahren der offenbaren Vernunft, Billigkeit und Redlichkeit entgegen. Allein ich erſchrecke vor dieſen Einwürfen gar nicht. Es iſt ſehr gewiß, daß eine vermuthliche Zuſage, wider die ausdrücklichen und unſtreitigen natürlichen Pflichten nicht gelten kann. Ich glaube auch nicht, daß die Verſchweigung eines Geheimniſſes in der Ausübung der Gerechtigkeit ſtatt finde. Die Vernunft und das Recht der Natur leiden es nicht, daß der eine Theil vor dem andern das geringſte geheim halte. Er würde widrigenfalls wider ſeinen Gegentheil eine offenbare Ungerechtigkeit begehen. Wie chriſtlich und wie billig handelt alſo nicht ein böſer Advocat, wenn er ſeinen Clienten auch wider ſeinen Willen verhindert, ungerecht und unbillig zu ſeyn. Man kann nicht ſagen, das es unrecht ſey, jemand zur Ausübung der Gerechtigkeit und Billigkeit zu zwingen. Eben dieſes thut die Obrigkeit täglich. Sie hält den größten Theil der Menſchen durch Zwang und wider ihren Willen ab, ungerecht und laſterhaft zu ſeyn, die Furcht vor der Strafe iſt lediglich der Kappzaum vor der Menſchen böſen Willen.

Es iſt gar nicht zu läugnen, daß die Rabuliſten und böſen Advocaten durch ein dergleichen Verfahren beyde Parteyen gemeiniglich um ihr Geld bringen. Man kann auch nicht in Abrede ſeyn, daß ſie durch betrügliche Verſprechungen, durch vorſetzliche Verzögerungen der Sachen, und durch eine grobe Unwiſſenheit ihre Clienten öfters in die gröſſeſte Armuth ſtürzen. Allein dieſes bewegt mich alles nicht, ſie deswegen vor ſcheltens- oder haſſenswürdig zu halten. Ich glaube vielmehr, daß ſie dadurch noch vortrefflicher und der Welt am allernützlichſten werden.

Man muß voraus ſetzen, daß die zeitlichen Güter keine wahrhaftige Glückſeligkeit ausmachen. Wenn alſo die Rabuliſten und böſen Advocaten ihre Clienten um ihr Vermögen bringen; ſo machen ſie dieſelben nicht unglücklich. Sie berauben ſich nur einer Sache, die ihnen und der ganzen Welt von rechtswegen gleichgültig ſeyn ſollte.

Jedermann wird mit mir einig ſeyn, daß die Reichthümer zur Begehung der Laſter Gelegenheit geben; und man wird mir eben ſo wohl einräumen müſſen, daß die zeitlichen Güter größtentheils zur Ausübung der Laſter angewendet werden. Nichts kann der Welt mehr wahrhaftigen Nutzen bringen, als was die Unterdrückung der Laſter befördert. Da nun die Rabuliſten und böſen Advocaten durch Beraubung der zeitlichen Güter ihren Clienten die Mittel und die Gelegenheit benehmen, daß ſie vielerley Laſter nicht ausüben können; ſo verſchaffen ſie dadurch der Welt einen ſolchen Nutzen, den man mit nichts in Vergleichung ziehen kann. Man ſollte demnach dieſe nützlichen Männer ſehr hoch und werth in der Welt halten; und wenn wir wahrnehmen, daß jemand ſein Vermögen nur zu Ausübung der Laſter gebrauchet, ſo ſollten alle wohlgeſinnte Menſchen aufrichtig wünſchen, daß er in die Hände der Rabuliſten und böſen Advocaten fallen möchte, damit ihm dieſelben die Mittel entzögen, laſterhaftig zu ſeyn.

Wenn meine Leſer die Schriften der Rabuliſten und zum Theil der böſen Advocaten mit Aufmerkſamkeit betrachten, die ſie zur Vertheidigung der Rechtshändel, die ſie führen, verfertigen; ſo kann ihnen von der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit dieſer Männer nicht der geringſte Zweifel übrig bleiben: Ich wenigſtens leſe ſie niemals, ohne von der Größe ihrer Verdienſte lebhaftig gerühret zu werden. Mitten in Leſung einer dergleichen Schrift wird mein Herz öfters von Hochachtung gegen ihren Verfaſſer ſo ſehr erfüllet, daß ich wünſche, denſelben gegenwärtig zu haben, um ihm öffentliche Kennzeichen hiervon zu geben.

Die Bequemlichkeit iſt das einzige, wornach ein vernünftiger Menſch in dieſer Welt ſtreben kann. Der große Schöpfer hat uns in dieſem zeitlichen Leben nichts mehr beſtimmt, als Nothdurft und höchſtens Bequemlichkeit. Niemals will er, daß wir uns des Ueberfluſſes gebrauchen ſollen. Alles, was demnach unſre Bequemlichkeit befördert, muß uns überall lieb und angenehm ſeyn. Nichts iſt aber in der That bequemer zu leſen, als die Schriften der Rabuliſten und böſen Advocaten.

Die Schriften der Gelehrten, ſo mit einiger Ordnung geſchrieben ſind, legen uns einen entſetzlichen Zwang auf, wenn wir ſie gründlich verſtehen wollen. Man muß ſein Gedächtniß mit einer Reihe von Schlüſſen beſchweren, wenn man von der Stärke ihrer Gründe urtheilen will. Man muß ſie ununterbrochen leſen, oder wenn man ſie ja auf einige Zeit bey Seite legt; ſo muß man doch genau merken, was ſie bereits geſaget haben; und iſt unſer Gedächtniß hierzu zu ſchwach, ſo ſehen wir uns genöthiget, vieles von dem, was wir bereits geleſen haben, noch einmal zu wiederholen. Dieſes rechnen uns die großen Gelehrten vor wichtige Vortheile an. Sie bilden ſich ſehr viel darauf ein; und denken, wunder! was ſie vor Heldenthaten ausgeübet haben. Ich bin aber ein viel zu großer Freund des menſchlichen Geſchlechts und der Bequemlichkeit, die alle Menſchen ſo ſehr lieben, als daß ich den Zwang und die Beſchwerlichkeit, die ſie uns, als ein unerträgliches Joch, auf unſere Schultern legen, hoch ſchätzen ſollte.

Ich preiſe davor die Schriften der Rabuliſten und böſen Advocaten. Dieſe ſind von allen Beſchwerlichkeiten, die wir in Leſung der gelehrten Schriften ausſtehen müſſen, gänzlich frey. Hier darf man das Gedächtniß nicht mit einer Menge verdrüßlicher Schlüſſe quälen, wenn man die Gründlichkeit ihrer Beweiſe einſehen will. Es iſt nicht nöthig, daß man etwas von dem Vorhergehenden wiederholet. Ob man gleich ihre Schriften, nachdem man einen Theil davon geleſen hat, vierzehn Tage bey Seite leget; ſo kann man doch den übrigen Theil, ohne ſein Gedächtniß zu martern, ganz gemächlich durchleſen. Jede Zeile iſt vor ſich ſo bündig und gründlich, daß ſie keine Erklärung von dem vorhergehenden nöthig hat. Wenn es nicht dieſen Herren gefiele, den Verſtand von ein paar Seiten in einen Paragraphum zu ziehen, und die Gedanken durch ein geſchicktes: welches, in Erwägung, in mehreren, in Betracht, angeſehen, inmaaßen, dennoch auch, zu geſchweigen, und andere dergleichen auserleſene Bindewörter zu verknüpfen; ſo würde man jede Zeile beſonders abſchneiden, in einem Glückstopfe wohl umſchütteln, und eine Zeile nach der andern durch einen [illegible] Mann heraus ziehen laſſen können, ohne, daß man beſorgen dürfte, von der Vortrefflichkeit der Schrift etwas einzubüßen. Sie würde noch eben ſo verſtändlich und bequemlich zu leſen ſeyn, ob man gleich dieſe Zeilen, wie ſie von ohngefähr herausgezogen würden, zuſammen ſetze. Mehr als einmal habe ich mit Leſung ſolcher Schriften den Anfang in der Mitten gemacht; es iſt mir aber alles ungemein begreiflich geweſen; und ich habe endlich den Anfang der Schrift mit der größeſten Bequemlichkeit nachholen können. Nächſtens bin ich willens, einmal auf der letzten Seite einer exceptiviſchen Nothdurft, einer Replik, oder einer Salvationsſchrift anzufangen, und ſo dann bis auf die erſte Seite zurück zu gehen. Ich bin aber ſehr verſichert, daß ich dabey nicht das geringſte von ihrer Annehmlichkeit und Vortrefflichkeit verlieren werde. Leute, die der Welt ſo viel Bequemlichkeit zu verſchaffen wiſſen, verdienen allerdings die größeſte Hochachtung: und ihre Würdigkeit iſt ganz ohne Zweifel geſetzt.

Die naſeweiſen großen Gelehrten werden hierbey entſetzlich die Naſe rümpfen. Sie werden ſagen: Sie räumeten mir dieſes alles ein. Eben deswegen aber, weil nicht die mindeſte Ordnung in dem größeſten Theil der juriſtiſchen Schriften anzutreffen ſey, ſo müßten ſie einem vernünftigen Mann Ekel verurſachen: und ſie wären nicht werth, daß man ſie des geringſten Anblicks würdigte. Ich erſchrecke aber vor dieſen bittern Einwürfen im geringſten nicht, und wenn dieſe überklugen Gegner noch einen Funken Billigkeit beſitzen; ſo hoffe ich ſie zum öffentlichen Wiederruf zu bringen.

Dieſe eingebildete Herren müſſen mir ohne Widerrede einräumen, daß nichts in der Welt ſchön ſey, als was natürlich iſt, ſie ſind aber ſelbſt nicht in Abrede, daß in der Natur eine angenehme Unordnung herrſche. Dieſe Unordnung iſt allerdings reizend. Wir dürfen uns nur in einen bergigten Wald begeben, wenn wir davon überzeuget ſeyn wollen. Alles iſt hier unordentlich. Eben deshalb aber finden hier unſre Augen einen Wechſel, der ſie beluſtiget. Mit denen verſchiedenen Stimmen der Vögel, die unſre Ohren in dem Walde ergötzen, iſt nichts weniger als eine Ordnung vereinbaret. Bald hören wir den Geſang einer Nachtigal, bald ein Geſchrey eines Guckgucks; bald dringet die Stimme eines Zeiſiges, bald einer Wiedehopfen, bald das Zwitſchern von vielen andern Vögeln in unſre Ohren: allein dieſes eben iſt uns weit angenehmer, als wenn die Vögel eine gute Ordnung beobachteten, und wenn ſich nur Vögel einer Gattung hinter einander hören ließen. Wer wollte demnach ſo eigenſinnig ſeyn, die Rabuliſten und böſen Advocaten wegen einer Sache zu tadeln, die uns die Natur ſelbſten angenehm macht? Ich wenigſtens kann meiner Tadelſucht ſo großen Muthwillen nicht geſtatten.

Ich wünſche nur, daß alle naſeweiſe Splitterrichter der Rabuliſten eine gewiſſe Vertheidigungsſchrift geleſen hätten, an der ich mich nun ſeit vierzehn Tagen beluſtige. Ungeachtet ſie nach ihrer beywohnenden Bosheit zehen Eide ſchwören würden, daß ſie nicht wüßten, was der Verfaſſer haben wollte; ſo bin ich doch ſehr verſichert, daß ſie mit mir ausrufen würden: o! wie angenehm iſt doch die Unordnung! allemal nach Tiſche habe ich in dieſer Schrift den luſtigſten Spaziergang von der Welt verrichtet. Ich mag mich auf eine Seite wenden, wo ich will, ſo deucht mich, daß ich mich in einer Gegend befinde, wo ſich die Natur nicht den geringſten Zwang angethan hat. Hohe Berge, Hügel, Thäler, Flüſſe, Seen, Bäche, alles lieget ſo angenehm unter einander, daß man vor Vergnügen ganz eingenommen wird. Ich vermuthe faſt aus dem Namen des Verfaſſers, daß er vielleicht von dem Großvater der Juriſten abſtammen will. Wie groß würde demnach nicht die Freude dieſes juriſtiſchen Patriarchens ſeyn, wenn er dieſe Schrift ſeines würdigen Enkels leſen ſollte. Dieſe reizende Unordnung müßte ihm mehr Luſt machen, als alle Werke, die er ſelbſt geſchrieben hat. Er würde auch mit Vergnügen wahrnehmen, wie kräftig ſich ſein Geblüt noch in ſeinen Nachkommen zeiget. Er würde ſehen, daß die Liebe zur Gerechtigkeit ſtärker in ſeinem Enkel geweſen ſey, als die Pflicht eines Vertheidigers, deren er ſich unterzogen hat. Auf allen Seiten ſind die Geſetze und rechtlichen Meynungen, die ſeinem Verbrechen entgegen ſtehen, ſorgfältigſt angeführet. Sie werden aber ganz ſchwach beſtritten. Nur die Liebe zur Gerechtigkeit, die in des Verfaſſers angeerbten juriſtiſchen Geblüt wallet, hat wider Willen dieſes Verfahren in ihm wirken können.

Es iſt eine unſtreitige Wahrheit, daß die natürlichen Gaben weit vortrefflicher ſind, als alle Geſchicklichkeit, die man ſich durch Fleiß und Mühe erwirbt. Der Hochmuth der Poeten gründet ſich größtentheils darauf, daß ſie die Natur mit denen Eigenſchaften eines Dichters ausgerüſtet hat. Wie viel weis ſich nicht Horaz, Canitz und Günther, daß ſie von ihrer Kindheit an einen beſondern Trieb und Gabe zur Dichtkunſt gehabt haben. Sie haben ſich ſo viel Vortrefflichkeit daraus zugeeignet, daß ſie mehr als einmal in ihren Gedichten viel Prahlens davon machen.

Wenn man die hoffnungsvollen jungen Reiſer betrachtet, woraus endlich die Rabuliſten und böſen Advocaten erwachſen; ſo wird man völlig überzeuget, daß ſie die hierzu nöthige Fähigkeit durch Fleiß und Mühe nicht erwerben. Man kann die ſtudirende Jugend auf Akademien, die ſich der Rechtsgelehrſamkeit widmet, allemal in drey Klaſſen eintheilen. Die eine Klaſſe, welche die ſtärkſte iſt, genießet alle Luſt, wozu uns die Jugend nur anreizen kann, und alle vier Wochen, wenn ſie aber ihre natürlichen Gaben außerordentlich erniedrigen, höchſtens alle vierzehn Tage, beſuchen ſie einmal die Hörſäle der Lehrer. Die andre Sorte, welche faſt eben ſo beträchtlich iſt, wartet zwar die Lehrſtunden noch ſo ziemlich ab, allein die Vollkommenheit ihrer natürlichen Gaben läſſet es nicht zu, daß ſie Vorbereitungen machen oder das Gehörte zu Hauſe wiederholen. So bald ſie zweymal des Tages in einer zahlreichen Geſellſchaft den Lehrer angeſehen haben; ſo wird der ganze übrige Theil des Tages, auch öfters des Nachts, dem Vergnügen und der Luſt gewidmet. Die dritte Klaſſe machen diejenigen aus, die ſo unglücklich ſind, daß ſie wahrnehmen, die Natur habe ſie mit ſo hohen Gaben nicht ausgerüſtet, daß ſie, ohne etwas gründliches zu lernen, Prieſter der Gerechtigkeit werden könnten. Dieſe müſſen ſich alſo durch Fleiß, Mühe und Wachen hierzu geſchickt machen. Weil man aber die Natur eher freygebig als karg vermuthen muß; ſo beſtehet dieſe Klaſſe allemal nur aus wenigen Gliedern. Aus denen zwey erſten Haufen kommen hernachmals die vortrefflichen Männer, die man unter dem Namen der Rabuliſten und böſen Advocaten in der Welt verehret. Es iſt außer Streit, daß ihnen vor der letzten Sorte ein groſſer Vorzug gebühret. Sie können die Gerechtigkeit vertheidigen, ohne, daß ſie zur Erlernung dieſer Wiſſenſchaft die geringſte Mühe angewendet hätten. Die freygebige Natur, und die Geburt muß ihnen dieſe Fähigkeit mitgetheilet haben. Dieſes iſt ohne Zweifel eine ſehr vorzügliche Gabe. Wir wiſſen auch, daß die Welt diejenigen weit mehr verehret, die die Geburt in einen weit höhern Stand geſetzet hat, als die, ſo ſich durch ihre Bemühung und Verdienſte dahin erhoben haben.

Ob gleich alle meine Beweisgründe von der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten auserleſen und ſehr bündig ſind; ſo habe ich doch nach Art aller guten Scribenten, die ihre Leſer überzeugen wollen, den beſten und wichtigſten bis zuletzt aufgehoben. Ich getraue mir damit alle Vorurtheile, die in dem Herzen vieler Menſchen von dieſen verehrungswürdigen Männern eingewurzelt ſind, mit Strumpf und Stiel auszurotten. Die Bürger und Unterthanen ſind ſchuldig, denenjenigen Gutes und alles Wohlergehen zu gönnen, die ihnen vorgeſetzt ſind, Recht und Gerechtigkeit auszuüben. Die Gerichtsverwalter, Stadträthe und andre Unterobrigkeiten haben ein ſchweres Amt: und die Unterthanen würden höchſt barbariſch denken, wenn ſie wünſchten, daß ihnen die Ausübung ihres Amts ſauer gemacht würde. Nichts aber erleichtert denen richterlichen Perſonen die Verwaltung ihres Amts mehr, als die Menge der Rabuliſten und böſen Advocaten. Sie ſind ihnen ungemein nützlich: und weil der Unterthan an dem Wohlſtande der Obrigkeit allemal Theil nehmen muß; ſo erſtrecket ſich die Nutzbarkeit in der That am allerweiteſten. Man kann unmöglich verlangen, daß ein jeder

Richter die Rechtsgelehrſamkeit vollkommen inne haben ſolle. Wenn dieſes eine unentbehrliche Eigenſchaft eines Richters wäre; ſo würden gewiß zwey Drittel der Richterſtühle in der Welt ledig ſtehen müſſen. Es iſt auch dieſes zur Ausübung der Gerechtigkeit gar nicht nöthig. Alle Richter haben das groſſe Buch der Vernunft und Billigkeit ſehr genau und deutlich in ihrem Gedachtniß. Hiernach ſind ſie im Stande, alle Rechtshändel, ſie mögen ſo ſchwer ſeyn wie ſie wollen, glücklich zu entſcheiden.

Die Welt hat beſtanden, ehe die heutige Rechtsgelehrſamkeit eingeführet worden iſt. Ich habe niemals gefunden, daß die Aelteſten, ſo dem jüdiſchen Volke unter den Stadtthoren das Recht ſprachen, auf einer hohen Schule die Wiſſenſchaft der Rechte erlernet haben. Mich deucht aber, daß die Welt damals noch glücklicher geweſen als itzo. Wir finden wenig Beyſpiele in der Bibel von Verletzung der Rechte. Die natürliche Billigkeit aber machte nebſt dem, was Gott im Geſetze verordnet hatte, ihre ganze Rechtsgelehrſamkeit aus. Dem Himmel ſey Dank! ich glaube, daß wir dergleichen glückſeligen Zeiten wiederum ſehr nahe ſind. Ein groſſer Theil derer, ſo die Richterſtühle bekleiden, haben ihre Zeiten auf Univerſitäten ſo unnützlich zugebracht, daß es eben ſo viel iſt, als hätten ſie ſich niemals daſelbſt aufgehalten; und auf dieſe äuſſerliche Gewohnheit wird vielleicht nächſtens nicht mehr der geringſte Betracht gemacht werden. Ich weis ſchon einige Schneider und ehemalige Schreiber, die nunmehr adeliche Gerichtsbeſtallungen und andre Richterſtellen mit groſſen Ruhm verwalten. Es iſt keine andre Billigkeit in der Welt anzutreffen, als die von unſern Leidenſchaften abhängt. Man könnte hiervon eine vortreffliche

liche Abhandlung verfertigen. Wenn alſo ein Richter ſeine Anverwandten, ſeine guten Freunde, oder, welches einerley iſt, diejenigen, ſo ſich durch Geſchenke ſeine Freundſchaft zugezogen haben, in ſeiner Rechtsverwaltung den Vorzug giebt; wenn er anſehnliche Perſonen dabey in Betracht ziehet; ſo verletzt er die Regeln der in der Welt befindlichen Billigkeit gar nicht. Es iſt ſehr billig, daß wir unſre Anverwandte und Freunde mehr lieben, als Fremde; und wer wollte es uns doch verdenken, daß wir den Edelmann höher ſchätzen, als einen Bauer, wenn wir den Stadtrath ſeinem Burger verziehen, und wenn wir den Prieſter mehr lieben als ſeinen Schulmeiſter. Ich mag das große Buch der Billigkeit, wornach die Welt ihre Handlungen einrichtet, noch ſo aufmerkſam betrachten; ſo finde ich dergleichen Verfahren demſelben in allen gemäß.

Nur die Rechte ſind ſo eigenſinnig geweſen, uns Dinge aufzubürden, die wir niemals ausüben können. Man kann nicht läugnen, daß nicht endlich die eigenſinnigen Rechte über die offenbare in der Welt befindliche Billigkeit die Oberhand behalten ſollten, wenn dieſe erſtern höhern Ortes gründlich und deutlich gezeiget würden. Allein hierdurch werden eben die Rabuliſten und böſen Advocaten denen Unterobrigkeiten am allernützlichſten. Weil dieſe ihre Geſchicklichkeit von Natur, nicht aber durch Erlernung der Rechtsgelehrſamkeit haben; ſo iſt es offenbar, daß ſie ſich auf eine Sache nicht gründlich berufen können, die ſie niemals gelernet haben. Wenn auch ein böſer Advocat die Fähigkeit hätte, die Rechte ſeines Clienten, und die Verletzung derſelben, von dem

Unterrichter klärlich zu zeigen; ſo giebt ihm doch die Billigkeit ſo viel Gründe an die Hand, daß er ſich niemals unterſtehet, denen Unterobrigkeiten wehe zu thun, und ihnen ihr ohnedem ſchweres Amt noch ſaurer zu machen.

Man kann nicht in Abrede ſeyn, daß man Rabuliſten findet, welche die Regeln der Billigkeit und Klugheit wenig beobachten. Sie erheben öfters wider das Verfahren des Unterrichters ein erbärmliches Geſchrey. Allein, weil ſie dann und wann zur Unzeit ſchreyen, und weil nur die verdrüßlichen Rechte, die ſie nicht gelernet haben, bey dem höchſten Richter Beyfall finden; ſo fügen ſie denen Unterrichtern wenig Schaden zu. Sie nützen ihm vielmehr dadurch. Es iſt denen Unterobrigkeiten etwas leichtes, dergleichen ungegründeten Lärm zu widerlegen. Die armen Rabuliſten werden auf die unruhigen Finger geklopft, und dienen ihren Mitbrüdern zu einem ſchreckenden Beyſpiele. Die höchſten Obrigkeiten aber werden es gewohnt, daß die Acten von unerheblichen Beſchwerden gegen den Unterrichter erfüllet ſind.

Ich habe noch ſehr viel Gründe vor mir, die der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten ein großes Gewicht geben könnten, wenn ich nicht bereits die gegenwärtigen vor hinlänglich hielte, meine Leſer vollkommen zu überzeugen, ich könnte zeigen, wie nützlich ein böſer Advocat dem Richter und der Welt ſey, wenn er einen Rechtshandel zwanzig bis dreyßig Jahr zu verzögern im Stande iſt. Ich könnte ausführen, wie vortrefflich die ſo liebenswürdigen Männer handeln, wenn ſie falſche Zeugen unterrichten und ausführen, oder wenn ſie briefliche Urkunden zu den rechtlichen Beweiſen ſelbſt verfertigen. Ich könnte auch darthun, wie löblich ſie verfahren, wenn ſie denen Armen ihren rechtlichen Beyſtand entziehen. Allein die engen Gränzen, die ich mir in meiner Lobſchrift vorgeſetzet habe, erlauben nicht dieſes voritzo zu bewerkſtelligen. So bald mir aber jemand wider die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit dieſer verdienſtlichen Männer den geringſten Zweifel öffentlich bezeuget, ſo werde ich mit dieſen und allen andern Gründen, die ich noch im Vorrath habe, wie eine Fluth losbrechen, und alles ohne Barmherzigkeit mit fort ſchwemmen, was ſich den Ruhm meiner Helden widerſetzt. Ich ſchwöre, daß ich alsdann eine Lobrede vor die Rabuliſten und böſen Advocaten aufſetzen will, worinnen ihr Ruhm bis an den Himmel erhöhet werden ſoll, und worüber ſich alle ihre Feinde und Neider in den nächſten ſechzig Jahren zu Tode grämen ſollen.

Es iſt nicht zu vermuthen, daß dieſe vernünftigen Männer die Mühe, die ich zu ihrer Vertheidigung angewendet habe, mit Undank vergelten ſollten. Ich weis, daß ſie ſich vielmehr auf alle erſinnliche Art bemühen werden, ſich hiervor in der That erkenntlich zu erweiſen. Weil ich ihnen aber nicht gern große Koſten verurſachen wollte; ſo will ich ihnen an die Hand geben, wie ſie etwan ihre Dankbarkeit zu Tage legen können. Mein Groß-Großvater hat durch eine gültige Kaufhandlung ein Rittergut veräußert. Sollte es nicht angehen, daß ſie mir daſſelbe, durch ihre Geſchicklichkeit, ohne Wiedererſtattung der Kaufſumme wieder verſchaffen könnten. Ich will erwarten, was mir die geſchickteſten unter ihnen hierzu vor Vorſchläge thun werden.

Weil gar nicht zu zweifeln iſt, daß alle Welt durch meine Schrift von der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der Rabuliſten und böſen Advocaten vollkommen überzeuget werden wird; ſo iſt weiter nichts übrig, als daß ich aufrichtig wünſche, daß dieſe lobenswürdigen Männer ſo wohl an ihren geprieſenen vollkommenen Eigenſchaften, als auch an der Menge immer mehr und mehr zunehmen mögen.

Die menſchliche Geſellſchaft kann dergleichen vortrefflicher und nützlicher Mitglieder nicht zu viel haben. Ich werde es demnach mit ausnehmenden Vergnügen anſehen, wenn ich noch die glücklichen Zeiten erlebe, daß dreyßig Rabuliſten und böſe Advocaten auf einem wilden Apfelbaum ſitzen, und dieſe Frucht vor ihre Haushaltung einſammlen.

IV.

Vorſchlag

von Errichtung

eines weiblichen Schöpfen-Stuhls.

Unter die närriſchen Handlungen, die uns die Geſchichtſchreiber von dem römiſchen Kaiſer Heliogabal aufgezeichnet haben, rechnet man auch die Beſtellung eines Weiberregiments zu Rom, worinnen er ſeine Mutter zur Burgermeiſterinn und Vorſitzerinn geordnet hat. Die Ehezwiſtigkeiten, die Liebeshändel und die Kleidertrachten des gegenſeitigen Geſchlechts und andre das Frauenzimmer betreffende Dinge waren dieſer weiblichen Gerichtsbarkeit unterworfen. Es iſt weit gefehlt, daß ich der gemeinen Meynung beypflichten und hierinnen etwas Lächerliches finden ſollte. Ich halte vielmehr dieſe Verordnung höher und dem gemeinen Weſen nützlicher, als die Hälfte derer Geſetze, die uns Juſtinianus hinterlaſſen hat. Wenn es mir einfiele, dem Heliogabal eine Lobrede zu halten; ſo ſollte es mir etwas leichtes ſeyn, mit hundert und ſechs und ſechzig wichtigen Gründen darzuthun, daß er mit dieſer Anordnung ſich um der Römer Beſten ſo verdient gemacht habe, als wenn er 32 Feldſchlachten gewonnen hätte, und daß dieſe einzige löbliche Handlung alle ſeine närriſchen Thaten wieder gut machet. Es iſt mir ewig zu bedauren, daß die Nachfolger dieſes Kaiſers eine ſo weiſe Anordnung nicht beybehalten haben.

Wir verfahren in der That zu ſtrenge mit dem ſchönen Geſchlechte, daß wir uns allein zu unumſchränkten Richtern ihrer Handlungen aufwerfen. Dieſes Verfahren iſt einer Tyrannen nicht unähnlich. Das weibliche Geſchlecht hat ſeine beſondern Neigungen, Geſchaffte und Gewohnheiten, die zum Theil den unſrigen ganz entgegen geſetzet ſind. Man kann als etwas Unfehlbares vorausſetzen, daß ſie zu denen Handlungen und Regungen ihrer Seelen, darinnen ſie ſich von uns unterſchieden, geheime Bewegungsurſachen haben müſſen. Unſre Herrſchaft über ſie iſt auch nach der Offenbarung ſo unumſchränkt und gegründet nicht, daß wir alle ihre Geheimniſſe zu wiſſen verlangen können.

Wir leben, Gott ſey Dank! nicht mehr in ſo eiſernen Zeiten, daß man dieſe Wahrheit zu beſtreiten ſich einfallen laſſen ſollte: Ich wollte es auch in der That keinem Manne rathen, daß er mir hierinnen in Gegenwart ſeiner Frau widerſprechen ſollte. Sie würde ihn gewiß zu Bereuung eines ſo barbariſchen Satzes zu bewegen wiſſen. Nach dem natürlichen Rechte aber gebühret uns nicht die allergeringſte Herrſchaft über unſre Weiber. Es iſt dieſes eine Wahrheit, die ich einmal in einer beſondern Abhandlung ausführen werde. Denn mich deucht, daß ich meine Gelehrſamkeit nicht beſſer, als zur Vertheidigung der hülfloſen Schönen wider die grauſame Unterdrückung der Männer anwenden kann.

Da wir nun die geheimen Urſachen ihres Verfahrens nicht wiſſen, auch ſolches zu erforſchen kein Recht haben; ſo iſt es in der That unbillig, ja höchſt grauſam, daß wir über alle ihre Handlungen einig und allein Richter ſeyn wollen. Wir würden demnach unſre Liebe zur

Ge..h.

Gerechtigkeit und Billigkeit nicht beſſer zu Tage legen können, als wenn wir das ganze weibliche Geſchlecht von unſerm Gerichtszwang frey geben, und ſolches ihrer eignen Gerichtbarkeit überließen. Die gnädige Frau, die Frau Amtmanninn, die Frau Burgermeiſterinn, die Stadtrichterinn, und in deren Ermangelung die Jungfer Haushalterinn, würden über ihr Geſchlecht, deſſen Geheimniſſe ihnen völlig bekannt ſind, richtigere und vernünftigere Urtheile fällen können, als alle unſre hohen Gerichte. Allein es iſt gar nicht zu vermuthen, daß wir uns eines Vorzugs ſo leichtlich begeben werden, auf dem der gröſſeſte Theil unſers Anſehens beruhet. Ich will nur den unmaßgeblichen Vorſchlag thun, daß wenigſtens in jeden anſehnlichen Lande ein weiblicher Schöpfenſtuhl errichtet werden ſollte.

Dieſe Gedanken ſind mir nicht lediglich aus Liebe zu dem ſchönen Geſchlechte eingefallen. Ich kann allemal mit guten Gewiſſen ſchwören, daß ich von dem Frauenzimmer nicht beſtochen bin, dieſe Schrift zu verfertigen. Vornehmlich habe ich hierbey unſre eigene Ruhe und Wohlfahrt, hiernächſt aber die Zufriedenheit des ganzen menſchlichen Geſchlechts zum Augenmerk. Die Folge dieſer Schrift wird meine guten Abſichten rechtfertigen. Ich kann mich nicht überreden, zu glauben, daß ein einziger Mann zu finden ſey, der ſich aus der Uneinigkeit mit ſeiner Frau ein Vergnügen mache; es müßte ein wahrhaftiger Unmenſch ſeyn, der alle menſchliche Empfindlichkeiten und Regungen abgeleget hätte. Ich erinnere mich aber nicht, ein dergleichen Ungeheuer gefunden zu haben. Selbſt die allereigenſinnigſten Köpfe würden des Zwiſtes mit ihren Weibern gern überhoben ſeyn, wenn ſie nur ihre unerſattliche und verdammliche Herrſchſucht, die zu unſern artigen Zeiten von Rechts wegen gar nicht ſtatt haben ſollte, auf eine andre Art befriedigen könnten.

Die Zufriedenheit und Beruhigung unſerer Weiber iſt mit der unſrigen ſo genau verknüpft, daß eine ohne die andre nicht beſtehen kann. Ihre Thränen und ihre Bekümmerniſſe rühren uns. Geſetzt auch, es wäre uns aus der Erfahrung bekannt, daß ihnen dieſe herzbrechenden Zeichen ihrer Wehmuth gar nicht ſauer ankämen, daß ſie dieſelben ohne wahrhaftige Rührung rinnen laſſen könnten, wenn ſie nur wollten, um nur ihre Abſichten zu erreichen; ſo greifen ſie uns doch allemal damit ans Herz. Unſre Zärtlichkeit vor ſie beweget uns immer zu zweifeln, ob es auch wohl vor diesmal gekünſtelte Zähren ſeyn möchten. Wir erbarmen uns alſo, ohne daß wir die Urſache unſers Verdruſſes völlig aus dem Wege geräumet wiſſen. Ganz widerwärtige Leidenſchaften beſtürmen und foltern auf einmal unſer Herz. Dieſes aber kann ohne unſre eigne Unruhe nicht abgehen. Da nun von der Beruhigung unſerer Ehegenoſſen unſre eigne abhänget; ſo müſſen wir uns auf alle Art angelegen ſeyn laſſen, dieſelbe zu beförderen.

Auch die allervernünftigſten Vorſtellungen eines Mannes werden bey einer Frau ſelten etwas fruchten. Mann und Weib leiten die Analogie ihrer Rechte aus eben ſo entgegengeſetzten Gründen als die kaiſerlichen und reichsſtändlichen Staatsrechtslehrer. Der Mann hält ſich als Herr berechtiget, die geringſte Ausſchweifung in der Aufführung ſeiner Frauen zu verhüten. Die Frau aber, die ihn als den Tyrannen über ihre Freyheit anſiehet,

ſiehet, glaubet, daß ſie auf nichts ſo ſehr aufmerkſam ſeyn müſſe, als eine engere Einſchränkung zu verhindern. Ich ſage nicht, daß die Männer zu unſern Zeiten ſo wenig zu leben wiſſen. Allein, je weniger wir von den groben Sitten unſrer Vorfahren, die ſich vor Herren über ihre Weiber hielten, noch an uns haben, deſto mehr iſt das gegenſeitige Geſchlecht zu Behauptung ihrer Freyheit wachſam. Jeder Schritt beunruhiget ſie. Die triftigſten Vorſtellungen rühren ſie alſo gar nicht; weil ſie glauben, daß ſie aus dem allgemeinen Grundſatze des männlichen Geſchlechts herflieſſen, dem ſie ſich mit aller Macht widerſetzen müſſen. Sie laſſen ſich aber eher gewinnen, wenn ihnen jemand von ihrem eigenen Geſchlechte zu Gemüthe führet, daß ſie Unrecht haben. Und aus dieſem Grunde bin ich gewiß verſichert, daß die Errichtung eines weiblichen Schöpfenſtuhls unſre eigne Wohlfahrt, die von der Ruhe unſrer Weiber größtentheils abhänget, ungemein befördern würde.

Gleichwie ich nun nicht zweifle, daß alle chriſtliche Könige, Fürſten und Herren die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit meines zum Wohlſtande des ganzen menſchlichen Geſchlechts abzielenden Vorſchlags zu Herzen nehmen, und an deſſen Errichtung unverſäumt Hand anlegen werden; ſo halte ich vor nöthig mich hierüber deutlicher und umſtändlicher zu erklären.

Ich wünſche, daß dieſer weibliche Schöpfenſtuhl in einer anſehnlichen Stadt eines jeden Landes aufgerichtet würde. Ich ſchlieſſe aber mit reifer Ueberlegung die Reſidenz- und die Univerſitätsſtädte hiervon aus. Es iſt nicht ohne Grund zu befürchten, daß man in dergleichen

Städten errichteter weiblicher Schöffenſtuhl ſeinem Geſchlechte allzu viel Freyheiten geſtatten würde.

Dieſes anſehnliche Rechtscollegium müßte wenigſtens aus einer Dechantinn, einer Aelteſten und ſechs andern Beyſitzern beſtehen. Es wäre nöthig, daß die Hälfte mit verehlichten, und die andre Hälfte mit unverehlichten Mitgliedern beſetzet würden. Denn ich habe angemerkt, daß ſo wohl das verheyrathete als unverheyrathete Frauenzimmer ihre beſondre Grundſätze haben, wornach ſie ihre Handlungen einrichten. Doch wollte ich gerne ſehen, wenn die älteſte Beyſitzerinn allemal verehliget wäre. Es werden dieſer vortrefflichen Verſammlung Rechtsfragen zugeſchicket werden, die außer einer vieljährigen Erfahrung in Eheſtands- und Liebesſachen nicht wohl abgeurtheilet werden können. Da ſie nun ihre Stimmen allemal zuerſt zu geben hat; ſo würde ſie durch ihre Beurtheilung die Sache gleich anfangs von der rechten Seite einſehen, und die übrigen auf den rechten Weg weiſen. Das Amt einer Dechantinn aber müßte alle halbe Jahre abwechſeln, und einer jeden Beyſitzerinn nach ihrer Ordnung zu Theil werden. Damit auch eine Sache durch die Gleichheit der Stimmen nicht unentſchieden bleibet; ſo wird erforderlich ſeyn, daß die Dechantinn allemal zwey Stimmen führet.

Weil in dieſem wichtigen Werke alle Behutſamkeit nöthig iſt, damit es den heilſamen Endzweck erreiche, worauf es abzielet, nämlich daß es die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes beförderet; ſo würde ich lieber ſehen, wenn ſich der Landesherr, und deſſen hohe Bediente, der Beſetzung dieſer Stellen nicht anmaaßete. Es iſt unmöglich, daß ſie die Eigenſchaften und Tugenden ſelbſt

einſeanſehen können, die eine Perſon haben muß, wenn ſie ſo einen erhabenen Platz bekleiden ſoll. Man weis aber, wie ſelten einer Perſon die Verdienſte in der That eigen ſind, die ihr auf dem Papiere des Empfehlungsſchreibens beygeleget werden. Ich wünſche alſo, daß jedes Land in acht Kraiſe eingetheilet werde, und jeder Bezirk das Recht der freyen Wahl habe, eine Beyſitzerinn zu dieſem Schöppenſtuhl aus ihren Mitteln zu erwählen. Ein jedes Frauenzimmer, welches einen Pudelkopf hat, und eine Commode trägt, ſoll das Recht haben, ſich bey dieſer Wahl einzufinden und ihre Stimme zu führen. Die mehreſten Stimmen aber müſſen vor jeder Perſon den Ausſchlag geben.

Wer dieſe hohe Würde bekleiden ſoll, muß zum wenigſten 24 Jahr völlig erreichet haben. Das Frauenzimmer hat vor Erlangung dieſes Alters ein allzuheftiges Feuer. Ihre Handlungen ſind gröſtentheils mit ſehr weniger Ueberlegung eingerichtet. Es würde alſo gefährlich ſeyn, ihnen vor dieſer Zeit das Richteramt über ihr Geſchlechte anzuvertrauen. Vor allen Dingen aber muß eine zu erwählende Beyſitzerinn das Lob einer ſtrengen Tugend und einer untadelhaften Aufführung bey jedermann beſitzen. Ich werde es gerne ſehen, daß man den Lebenswandel eines auf die Wahl gebrachten Frauenzimmers auf das ſtrengſte unterſuche. Es ſoll genug ſeyn, ſie auf ewig von ſolcher Stelle auszuſchließen, wenn man ihr beweiſet, daß ſie die Viſiten der Mannsperſonen vor ihrem Nachttiſche angenommen habe, daß ſie auch nur mit einem einzigen Kuſſe gegen eine Mannsperſon in öffentlicher Geſellſchaft freygebig geweſen, und daß ſie mit ihren Liebhabern ohne andere Zeugen ſpatzieren gegangen ſey. Es iſt nöthig zu ſagen, daß die Glieder meines Schöpfenſtuhls vernünftig ſeyn müſſen. Ich ſehe zum voraus, daß die vernünftigen Schönen, denen ich das wichtige Recht der freyen Wahl überlaſſe, niemand erwählen werden, als die durchgehends davor erkannt wird.

Hiernächſt wünſche ich, daß jede meiner Beyſitzerinn die franzöſiſche, italianiſche, und wo möglich, die engliſche Sprache verſtünde. Man ſiehet leicht, daß ich ſodann vermuthe, daß ſie die beſten moraliſchen Schriftſteller in dieſen Sprachen geleſen haben. Hauptſächlich aber erfordere ich, daß ihnen die Schriften dieſer Art, die wir in unſrer Sprache haben, vollkommen bekannt ſeyn müſſen.

Der engliſche Zuſchauer ſoll das Geſetzbuch ſeyn, wornach ſich mein Schöpfenſtuhl in ſeinen Rechtsſprüchen zu richten hat. Die jüdiſchen Briefe, der Tadler, die Tadlerinn, der Patriote, Fenelon von Erziehung der Töchter, und Lock von Erziehung der Kinder, ſollen die Hülfsrechte und Nebenquellen ausmachen, wenn man in dem Zuſchauer eine Sache unentſchieden findet. Man kann auch die Pamela, den Dechant von Kilerine, die Frau von Gomez, den Joſeph Andrews, als Rechtslehrer anſehen, deren Meynung der Sache ein groſſes Gewichte giebet. Endlich mache ich mich hiermit anheiſchig, wenn mein nützlicher Vorſchlag, wie ich hieran nicht zweifle, in die Wirklichkeit geſetzet wird, in dieſer Monatsſchrift eine beſondre Gerichtsordnung vor dieſem weiblichen Schöpfenſtuhle bekannt zu machen.

Ich bin verſichert, daß die überhäufte Arbeit dieſes Gerichtes nöthigen werde, ſich wenigſtens die Woche vier-

mal

al zu verſammlen. Man ſoll ſich bey demſelben über
ie Zwiſtigkeiten der Verlobten und der Eheleute, welche
ie Eiferſucht und eine tadelhaftige Aufführung betreffen,
es Rechtens belehren laſſen. Es ſoll von ſeinem Aus-
ruche abhängen, ob ein Frauenzimmer wegen einer übel
wählten Kleidertracht, wegen eines angenommenen Be-
chs von Mannsperſonen, oder wegen einer verdächtigen
eiſe und Spazierfahrt in allen weiblichen Zuſammen-
unften der Stoff des Geſprächs zu ſeyn verdienet. Man
nn alſo ſicher wetten, daß dieſes anſehnliche Gericht
e Hände voll zu thun haben werde. Es würde aber
thig ſeyn, daß die höchſten und hohen Obrigkeiten mei-
en klugen Anſtalten mit einem ſcharfen Befehl zu Hülfe
amen. Jn demſelben müßte bey ſchwerer Strafe ver-
ten werden, daß ſich kein Frauenzimmer unterſtehen
lle, in denen Beſuchzimmern, bey dem Wochenbette,
Hochzeiten, Kindtaufen und Gaſtmahlen von einem
dern Frauenzimmer etwas zu erzählen, vielweniger
el davon zu urtheilen, bis ſie dieſer weiſen Verſamm-
ng rechtliche Antwort vor ſich habe. Jch rufe alle
iſtliche Regenten demüthigſt darum an, damit nicht
ein heilſamer Vorſchlag ſeinen vornehmſten Nutzen und
ndzweck verliere.

Wenn demnach ein Frauenzimmer ihrer Neigung
ne Genüge leiſten, und von einer unanſtändigen That
nes andern Frauenzimmers alle Geſellſchaften, in welche
e kommt, unterrichten will; ſo muß ich vorher an dieſen
Schöpſenſtuhl eine Rechtsfrage etwan nach folgender
Vorſchrift abgehen laſſen:

Zu einem hochanſehnlichen Schöpfenſtuhl zu N. Hochverordnete Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen.

Hochwohl- und Hochedelgebohrne, Hoch-Ehr- und Tugendbelobte,

Hochgeehrteſte Frauen und Jungfern!

Es iſt ſichere Nachricht vorhanden, daß Anna Sophia Scherzerinn, als ſie mit ihrem Liebſten an einem dritten Orte Beſuch abgeleget, mit denen ebenfalls dahin gekommenen Officiers bis lange nach Mitternacht getanzet habe. Ungeachtet nun ihr Liebſter derſelben zu verſtehen gegeben, daß er gerne ſehen würde, wenn ſie dieſe unvermuthete Geſellſchaft verließe, und ſich dannenhero, ſie wieder nach Hauſe zu begleiten, erbothen: ſo hat ſie doch ihren Verlobten in Unwillen fortgehen laſſen, und ſich mit denen Officiers noch einige Stunden recht luſtig gemacht. Weil ich nun gerne das Vergnügen haben möchte, in allen Geſellſchaften, wo ich hinkomme, von dem unanſtändigen Bezeigen dieſes Frauenzimmers zu reden. So geruhen **Ew. Hochwohl.** und **Hochedelgebohr.** mir **Dero** rechtliche Antwort gegen die Gebühr anfertigen zu laſſen, ob ich dieſes zu thun berechtiget bin. Ich verharre mit vieler Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb. und Hochedelgeb.

Meiner Hochgeehrteſten Frauen und Jungfern

ganz ergebenſte Dienerinn

Chriſtiana Charlotte Richterinn.

Die rechtliche Antwort des Schöpfenſtuhls könnte ungefähr ſo abgefaſſet werden:

Unſere freundliche Dienſte zuvor!

Edele, Tugendbegabte Jungfer!

Nachdem uns dieſelbe eine Frage zugeſendet und ſich unſere Rechtsbelehrung darüber ausgebethen; ſo erachten wir Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen des Schöpfenſtuhls zu N. darauf in denen Rechten, auch löblichen weiblichen Sitten und Gewohnheiten, nach fleißiger Erwägung derſelben, gegründet zu ſeyn.

Daß Anna Sophia Scherzerinn allerdings eine tadelhafte That begangen, und dieſelbe ſich über ſie aufzuhalten wohl befugt ſey. Von Rechts auch löblichen weiblichen Sitten und Gewohnheiten wegen. Urkundlich unter unſern größeren Inſiegel. N. den 28 Aug. 1745.

(L.S.) **Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen des Schöpfenſtuhls zu N.**

An Jungfer,
Catharina Charlotta Richterinn.

1 thlr. 2 gr.

Ich wollte nicht gern, daß die rechtlichen Gutachten dieſes Collegii allzu theuer bezahlt werden müßten. Es iſt gar nicht zu befürchten, daß es nichts zu thun haben würde, wenn ſeine Rechtsſprüche zu hoch kämen. Man kann verſichert ſeyn, daß es ſelten müßig ſeyn würde: wenn nur die auf die übele Nachrede von einer hohen Obrigkeit geſetzte Strafe die Urthelsgebühren überſteige. Allein, ich möchte nicht gerne dem männlichen Geſchlecht eine allzu große Laſt auflegen. Mancher Mann würde bey einem hohen Preiſe der rechtlichen Antworten den dritten Theil ſeiner Einkünfte dieſem Schöpfenſtuhl zuwenden müſſen. Ich werde alſo in meiner Gerichtsordnung, vor das allerweitläuftigſte Reſponſum nicht mehr als 2 thlr. 8 gr. erlauben.

Dieſes geringen Preiſes ungeachtet wird mein Schöpfenſtuhl monatlich anſehnliche Summen einnehmen. Ich will einen mäßigen Ueberſchlag machen, wie viel bey ihm einkommen wird.

Wir wollen ſetzen, daß ein Land, wo ſich ein weiblicher Schöpfenſtuhl befindet, wenigſtens hundert kleine Städte in ſich hält. Man kann rechnen, daß in jeder Stadt, eine große zur kleinen gerechnet, 40 artige und galante Frauenzimmer ſind. Es iſt ſehr chriſtlich, wenn man vermuthet, daß einer jeden monatlich einmal die Luſt ankommen würde, ſich über ein ander Frauenzimmer aufzuhalten. Wir wollen auch glauben, daß ſich die Hälfte aus Armuth den Zwang anthun müßte, ihre Neigungen im Zaum zu halten. Wenn man demnach nur vor ein gerichtliches Gutachten 1 thlr. 2 gr. rechnet; ſo beträget dieſes nach einer richtigen Rechnung 2166 thlr. 20 gr.

Unter ſo vielen Verlobten und Eheleuten, die ſich in einer Stadt von dem Pöbel unterſcheiden wollen, werden ſich gewiß dreyßigmal des Monats Zwiſtigkeiten entſpannen. Wer die Welt kennet und weis, was darinnen vorgehet, der wird mir beyfallen, daß dieſes in der That höchſt mäßig gerechnet ſey. Ich will ſetzen, daß die Hälfte derer Mannsperſonen, ſo hierbey eingeflochten ſind, ſo wenig Vernunft haben, daß ſie ſich um die Beruhigung ihrer Verlobten und Weiber gar nicht bekümmern, und daß nur funfzehn die rechtliche Entſcheidung dieſes Schöpfenſtuhls einholen laſſen. Dennoch wird abermals eine ſtarke Summe vor unſer Gerichte hieraus erwachſen: wenn man auch nur vor einen Rechtsſpruch 1 thlr. 12 gr. rechnet. Dieſer Ueberſchlag iſt ſehr billig, weil zu vermuthen iſt, daß die vielerley Urſachen des Zwiſtes mehr weitläuftige als kurze rechtliche Antworten erfordern werden. Nach einer genauen Rechnung beträget alſo das dem Schöpfenſtuhl heraus zufließende Einkommen 2200 thlr. überhaupt aber mit der vorigen Summe 4366 thlr. 20 gr.

Die Länderbeſchreiber haben allemal davor gehalten, daß die Einwohner der Dörfer unfehlbar die Hälfte eines Landes ausmachen. Ich könnte alſo mit gutem Gewiſſen die Summe verdoppeln. Man würde um ſo eher meinen Anſchlag billigen, weil eine Menge Edelleute Amtleute, Prediger, adeliche Gerichtsverwalter und Pachter, welche letztern zu unſern Zeiten nichts geringes bedeuten wollen, auf dem Lande wohnen. Dieſe alle haben mehrentheils Weiber, oder erwachſene Töchter. Allein, damit mein Anſchlag eher zu geringe als zu hoch gerathe; ſo will ich nur die Hälfte von der vorigen Summe, als das Einkommen von den Dörfern rechnen. Mein Schöpfenſtuhl wird alſo wenigſtens monatlich 6550 thlr. 6 gr. Einkünfte haben.

Hiervon ſoll dieſes hohe Rathscollegium folgende ſehr reichliche Beſoldung monatlich genießen:

Die Dechantinn — —	400 thlr.
Die älteſte Beyſitzerinn —	300
Acht ordentliche Beyſitzerinnen jede 200 thlr. — —	1600
Zwey außerordentliche Beyſitzerinnen jede 100 thlr. —	200
Eine Oberkaſſenhalterinn —	80

Eine Gegen-Rechnungsführerinn	60 thlr.	
Eine Secretairinn — —	60	
Eine Fiſcalinn — —	40	
Sechs Gerichtsſchreiberinnen, vor jede 30 thlr. — —	180	
Zwey Kaſſenſchreiberinnen vor jede 25 thlr — —	50	
Eine Schöpfendienerinn —	23	6 gr.
Eine Kaſſendienerinn —	17	
Miethe vor die benöthigte Stuben	20	
Zu Papier, Siegellack und andern Unkoſten —	20	
Beträgt in allen	3050 thlr.	6 gr.

Weil nun monatlich noch 3500 thlr. übrig bleiben; ſo müſſen wir darauf bedacht ſeyn, ſolche auf eine Gott wohlgefällige und der Welt nützliche Art anzulegen. Ich glaube, daß dieſes folgender Geſtalt geſchehen kann. Es ſollen monatlich ſieben arme Jungfern, jede mit 500 thlr. ausgeſteuert werden. Ein jedes Frauenzimmer, das von anſehnlichen Eltern gebohren iſt, dabey aber weder vor ſich 500 thlr. im Vermögen hat, noch ſo viel dereinſt von ihren Eltern hoffen kann, ſoll das Anwartungsrecht zu dieſer Ausſteuer haben. Der Schöpfenſtuhl ſoll alle, die ſich zu dieſer Mitgift melden, und die erforderlichen Eigenſchaften beweiſen werden, in ein hierzu beſtimmtes Buch eintragen, und nach der Ordnung ihres Alters ſollen ſie ſieben monatlich hiervon die Ausſteuer erhalten, nach Ablauf des 40ſten Jahres aber hat ſich kein Frauenzimmer ferner auf dieſe Mildthätigkeit Hoffnung zu machen; ſondern die Namen derer jenigen, die dieſes Alter erreichet haben, ſollen aus dem Anwartſchaftsbuche des Schöpfenſtuhls ausgeſtrichen werden. Ich erfordere noch hauptſächlich, daß ein Frauenzimmer, welches die Wohlthat genieſſen will, durchgehends den Ruhm eines tugendhaften Frauenzimmers vor ſich haben muß. Die Fiſcalinn des Schöpfenſtuhls ſoll hierinnen allemal eine ſcharfe Unterſuchung anſtellen. Es ſoll zum Exempel genug ſeyn, einem Frauenzimmer dieſe gutthätige Stiftung abzuſprechen, wenn ſich finden wird, daß ſie mit einer Mannsperſon länger als ein Vierteljahr umgegangen ſey, und binnen dieſer Zeit zu viele, werthe Geſchenke angenommen habe. Ich ſchmeichele mir, daß ich keinen Gebrauch dieſer überbliebenen Summe hätte erſinnen können, der Gott angenehmer und der Welt vortheilhaftiger geweſen wäre. Man weis, wie wenig heute zu Tage ein Frauenzimmer ehrliche Anbeter hat, wenn nicht der Glanz des Geldes verurſachet, daß die Mannsperſonen ſprechen: wir haben den Schimmer deines Geldes 10 Meilen von hier geſehen, und kommen dannenhero dich zu heyrathen. Es iſt aber höchſt unbillig, daß ſo viele artige Kinder, wegen eines Mangels, den ſie zu erſetzen niemals in ihrer Gewalt gehabt haben, eines Standes beraubet ſeyn ſollen, welchen Gott vor alle Menſchen geordnet hat, und den ihnen die Natur angenehm macht. Wir erfahren auch leider! daß es vielen nicht gleichgültig iſt, ob ſie in dieſen Stand treten oder nicht. Wie viel Seufzer, wie viel Thränen werden demnach nicht nachbleiben, und wie viel Findelkinder, und wie viel andre betrübte Fälle in denen Familien werden wir nicht weniger in der Welt haben, wenn der Ueberfluß des Schöpfenſtuhls auf eine ſo nützliche Art angewendet wird.

Ich möchte nicht gern dieſe berühmte Rechtsgeſellſchaft durch ein Geſetz verbinden, daß ſie die Rationes decidendi et dubitandi allemal beyfügen ſollten. Es muß in ihrer Willkühr beruhen, ob ſie dieſelben dem Urtheil anzuhängen vor nöthig erachten, oder nicht. Ich glaube, daß es einem vernünftigen Menſchen blutſauer werden müſſe, wenn er wider die offenbaren Rechte und unläugbare Billigkeit Zweifel erregen ſoll. Ueberhaupt werde ich zu verhüten ſuchen, daß die Weitläuftigkeit der bürgerlichen Rechte und der dahin gehörigen Schriften, meinen Schöpfenſtuhl nicht anſtecken. Vielen vernünftigen Männern gereichet dieſes zum Ekel. Ich will demnach auch denen Mannsperſonen ein Muſter geben, wie ſie ihre Rechtsfragen in der Kürze einrichten ſollen.

Zu einem hochanſehnlichen Schöpfenſtuhl zu N. Hochverordnete Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen.

Hochwohl- und Hochedelgebohrne und Hochgelahrte,

Höchſtgeehrteſte Frauen und Jungfern!

Ich habe mich mit einem Mägdchen von 17 Jahren verlobet. Dieſe iſt mit einem jungen Menſchen gleiches Alters aufgewachſen, und bezeiget ſich noch eben alſo gegen ihn, als ſie in ihrer Kindheit zu thun gewohnet geweſen iſt. Sie jagen ſich in dem Hauſe herum, und bedienen ſich einer ausgelaſſenen Art des Scherzes vor meinen Augen. Alle meine Vorſtellungen helfen nichts, weil ſie glaubt, daß ſie bey dieſer unſchuldigen Luſt nichts verbricht.

Ein andrer junger Menſch, mit dem ſie aber ernſthafter umgehet, weil ſie ihn erſt ſeit einem halben Jahre kennet, beunruhiget ſie mit ſeinem Liebesantrage. Er überſendet ihr Briefe und verliebte Gedichte. Ob ich nun gleich verſichert bin, daß ſie ihm weder Hoffnung macht, noch auf ſeine Briefe und Gedichte antwortet; ſo glaube ich doch, daß es ihre Schuldigkeit wäre, ihn nicht anzuhören, am wenigſten aber keine ſchriftliche Seufzer anzunehmen. Allein, ſie iſt mit mir hierinn nicht einerley Meynung.

Ew. Hochwohlgeb. und Hochedelgeb. geruhen alſo mir Dero rechtlich Gutachten über dieſe zwey Punkte um die Gebühr zu überſenden, und ich verharre mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochwohlgeb. und Hochedelgeb.
Meiner Hochgeehrteſten Frauen und Jungfern

gehorſamſter Diener
Gottfried Auguſt Vierziger.

Weil ich mir ſchmeichele, daß ich die Analogie der weiblichen Rechtsgelahrtheit innen habe, ſo glaube ich, daß der Schöpfenſtuhl auf die vorgelegten Punkte alſo antworten werde.

Unſere freundliche und ehrenwillige Dienſte zuvor!

Edler und Großachtbarer,

Günſtiger guter Freund und Gönner!

Auf die uns zugeſendete Rechtsfrage, worüber ſich derſelbe unſre Rechtsbelehrung ausbittet, erachten wir Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen des Schöppenſtuhls zu N. nach Maaßgebung der Rechte, auch löblichen weiblichen Sitten und Gewohnheiten, und zwar ſo viel den erſten Punkt anbetrifft, daß des Herrn verlobte Braut von ihrem kindiſchen Bezeigen mit dem andern jungen Menſchen abzuſtehen habe. Wir ermahnen auch dieſelbe hierzu alles Ernſtes an, und führen derſelben die Ehre, die ſie hat, ein Frauenzimmer, und zwar eine Verlobte zu ſeyn, nachdrücklich zu Gemüthe.

So viel aber den andern Punkt anbelanget: ſo möchte zwar anſcheinen, daß ſich des Herrn Verlobte auch hierinnen vergangen, daß ſie Briefe und verliebte Gedichte von einem andern jungen Menſchen angenommen habe, es ſind auch einige Liebesrechtsgelehrte der Meynung, daß dieſes einer getreuen Liebſte nicht gezienet.

Menantes Satyriſcher Roman p. 8655.
Herr von Marivaux Leben der Marianne p. 9531.

Sie wollen ihre Meynung darauf gründen, daß eine Feſtung, die ſich mit dem Feind in Unterredung einlaſſe, ſchon halb gewonnen ſey.

Allein, es ſchickt ſich dieſes Gleichniß auf dieſen Fall am wenigſten; zu geſchweigen, daß die Gleichniſſe überhaupt nichts beweiſen. Vielmehr ſind dergleichen verliebte Anfälle denen Aufforderungen ähnlich. Gleichwie nun dieſelbe die allergetreueſte Feſtung nicht verwehren, ſondern ſich dergleichen zur Ehre rechnen kann, wenn ſie ſtandhaft bleibet; ſo halten einige unſerer Rechtslehrer mit beſſeren Grunde davor, daß dergleichen Anfälle einer Liebſten nicht zur Laſt geleget werden können:

Frau von Gomez vergnügte Tage S. 15863.

Wir finden auch dieſe Meynung denen löblichen weiblichen Neigungen und Gewohnheiten ſehr gemäß. Denn da uns das Lob unſerer Schönheit, und ein Liebesantrag, er komme von wem er wolle, ein Vergnügen verurſachet, deſſen Gröſze dem Frauenzimmer nur allein bekannt iſt; ſo würden die Mannsperſonen in der That allzu grauſam handeln, wenn ſie uns deſſelben, ohne einigen Vortheil davon zu haben, ganz und gar berauben wollten, nachdem wir mit ihnen verbunden wären.

Es iſt alſo der Herr nicht befugt, ſeiner Liebſte über dieſen letzten Punkt einen Verweis zu geben; vielweniger aber ſolches zu verwehren. Von Rechts- auch löblichen weiblichen Sitten und Gewohnheiten wegen. Urkundlich unter unſerm gemeinen Inſiegel N. den 9ten September 1745.

(L. S.) Dechantinn, Aelteſte und übrige Beyſitzerinnen des Schöpfenſtuhls zu N.

An den
Amtsſchreiber zu Ernſt
Herrn Gottfried Auguſt Vierziger.

1 thlr. 16 gr.

Ungeachtet der ſo genannte Stylus curiae, deſſen ſich die Rechts-Collegia bedienen, nicht nach meinem Geſchmack iſt; ſo habe ich mich doch nicht unterſtehen wollen, denſelben von dieſem Schöpfenſtuhle gänzlich zu verbannen. Ein groſzer Theil der Menſchen würde meine ſchönen Beyſitzerinnen einer entſetzlichen Unwiſſenheit beſchuldiget haben; wenn ſie dieſe nöthige Weisheit nicht zu Tage legten. Man ſiehet, es giebet gewiſſe

Gewohnheiten, von denen man ſich wie von einem Strome hinreißen laſſen muß.

Es iſt nöthig, daß dieſer weiſen Geſellſchaft die Sache mit einer richtigen und unfehlbaren Wahrheit vorgetragen werde. Die Mannsperſonen hätten es ſich widrigenfalls ſelbſt beyzumeſſen, wenn ſie ihr Geld ohne allen Nutzen verſchwendeten; und das Frauenzimmer, ungeachtet es das rechtliche Gutachten dieſes Schöpfenſtuhls vor ſich hätte, würde dennoch in die Strafe der Verläumdung fallen, wenn es dieſes hohe Gerichte mit Unwahrheiten hintergienge.

Ich glaube nicht, daß jemand die Verwegenheit haben werde, wider dieſen wohl ausgeſonnenen Vorſchlag, der das Beſte der menſchlichen Geſellſchaft ſo handgreiflich befördert, Einwürfe zu machen. Vielmehr bin ich verſichert, daß alle rechtſchaffene Mitglieder des menſchlichen Geſchlechts an ein ſo heilſames Vorhaben ungeſäumt Hand anlegen werden.

Eine Neigung, die das Frauenzimmer beſitzt, macht mir nur noch eine kleine Sorge. Es iſt zu befürchten, daß der größeſte Theil ſich nicht bezwingen kann, auf die Zurückkunft des rechtlichen Ausſpruches zu warten, wenn ſie von einem andern Frauenzimmer übel ſprechen wollen. Die Begebenheit würde unterdeſſen alt werden; und weil ſie ſich des Vergnügens, das die Neuigkeit in ſich hält, unmöglich berauben können: ſo würden ſie doppelte Unkoſten haben. Sie würden doch in die Strafe der Verläumdung fallen, und zugleich die Urtheilskoſten vergeblich aufwendеn. Allein, weil mir das wahre Beſte des gegenſeitigen Geſchlechts ſehr am Herzen lieget; ſo will ich auch dieſer Schwierigkeit abzuhelfen ſuchen.

Ich werde in meinen Gerichtsverordnungen die Verfügung treffen, daß die Rechtsfragen, ſo die Aufführung und die Kleidertracht des Frauenzimmers betreffen, über drey Tage nicht aufgehalten werden ſollen. Wenn nun, wie ich vermuthe, die Schönen in jeder Stadt einen eigenen Boten halten werden; ſo können ſie noch zeitig genug ihre Leidenſchaften vergnügen.

Die Achtbarkeit, die ich hierunter vor ſie habe, und überhaupt die wichtigen Vortheile, die ſie aus meinem vortrefflichen Vorſchlage zu gewarten haben, muß mir alle Erkenntlichkeit von einem ſo liebreichen Geſchlechte zuziehen. Ich könnte erwarten, auf was vor eine Art ſie meine Mühwaltung zu vergelten gedächten. Weil ich aber gar nicht eigennützig bin; ſo ſoll die Ehre, ihnen gedienet zu haben, eine rechte Belohnung vor mich ausmachen.

V.

Die Schriftſtellerſucht, eine gefährliche Krankheit der gelehrten Anfänger.

Eine Menge reines und geſundes Geblüt träget ſehr viel bey, daß ſich der Körper im beſten Wohlſtande befindet. Allein mitten in dieſer guten Beſchaffenheit iſt er allerley Unordnungen unterworfen, die von dieſem überhäuften Geblüt entſpringen. Eben ſo iſt es mit dem gelehrten Weſen beſchaffen. Der blühende Zuſtand der Wiſſenſchaften, und ihr täglicher Anwachs, iſt unſtreitig die glücklichſte Beſchaffenheit des gelehrten Weſens. Allein mitten in dieſem vortreflichen Wohlſtande pflegen allerley Schwachheiten und Unordnungen in demſelben zu entſtehen, worzu dieſer Anwachs der Wiſſenſchaften Gelegenheit giebt. Unſre Tage ſind glücklich, daß man nicht allein in denenſelben allerley nützliche Entdeckungen in der Weltweisheit, beſonders in der Naturlehre macht, woran man ehemals zu gedenken nicht einmal das Herz gehabt hätte, ſondern auch in allen andern Wiſſenſchaften werden neue Wahrheiten offenbaret, und die bereits bekannten Wahrheiten, auf eine ordentlichere, deutlichere und angenehmere Art vorgetragen.

Wenn man die große Anzahl gelehrter und vortrefflicher Männer erwäget, die itzt eine jede Wiſſenſchaft aufzuweiſen hat, und ſolche gegen die vorigen Männer hält, die zu den Zeiten unſrer Vorfahren in jeder Wiſſenſchaft berühmt geweſen ſind; ſo muß man allerdings in eine rührende und angenehme Verwunderung geſetzet werden. Allein, dienet nicht eben dieſe Menge berühmter Männer, die wir haben, vor unzählig andern zu einem Sporn, daß ſie es gleichfalls werden wollen, ohne daß ſie die hierzu gehörigen Mittel anwenden, oder die hierzu erforderlichen Kräfte beſitzen. Alle nützliche Wahrheiten und Entdeckungen erhalten wir durch den Weg des Druckes; und es iſt faſt das einzige Mittel berühmt in der Welt zu werden. Ein jeder Gelehrter, der dieſen Namen führet, wenn er ſonſt Geduld genug hat, ſich in ſeine Studierſtube zu verſchlieſſen, glaubet dennoch, daß er nothwendig etwas ſchreiben müſſe, wenn er in der That ein gelehrter Mann heiſſen wolle. Er ſiehet, daß man weiter nichts brauchet, um berühmt zu werden, als nur ſeine Schriften in die Druckerey zu ſchicken. Da wir nun alle von unſerm Witze, Verſtande und Gelehrſamkeit die gütigſte Meynung von der Welt zu haben pflegen; ſo erhalten wir alle Meſſen eine Menge vortrefflicher Werke, die öfters ſchon zum Theil in der folgenden Meſſe in den Händen der Gewürzkrämer ſind, oder doch zu dieſem rühmlichen Abgange eine gegründete Hoffnung haben.

Dieſe Begierde, durch das Bücherſchreiben berühmt
er Welt zu werden, iſt überall in der Welt eingeriſ-
nd ſogar viele junge Studierende ſind damit, als
r gefährlichen Seuche, angeſteckt, ich wenigſtens
h keines einzigen von meinen ehemaligen Bekann-

ten auf hohen Schulen erinnern, der ſich nicht bereits eine wichtige Materie ausgeſonnen gehabt hätte, worüber er die gelehrte Welt mit einem Buche erfreuen wollte. Zum Glück vor das gelehrte Weſen werden die meiſten durch die Dorfreiſen, durch die dienſtfertigen Nymphen, oder durch die Schmauſereyen abgehalten, ihr Vorhaben zu bewerkſtelligen; und einige andre finden ſo viel andre Schwierigkeiten, wenn ſie die Hand an das Werk legen wollen, daß ſie endlich davon ablaſſen.

Es iſt mir ein Exempel dieſer Art bekannt, das ich meinen Leſern nicht vorenthalten kann. Auf einer gewiſſen hohen Schule unſrer Lande befand ſich ein Studierender, welcher wegen ſeiner Blödſinnigkeit, noch mehr aber wegen ſeiner entſetzlichen Unwiſſenheit, da er ſo gar nicht ein einziges Wort Latein verſtund, auf der ganzen Univerſität bekannt war. Dieſer Elende nahm ſich dennoch vor ein mediciniſches Buch zu ſchreiben. Er heftete zu dem Ende ſechs Buch weiß Papier zuſammen. Nach einem mühſam ausgeſonnenen Titel hat er doch die erſte Rubrik des erſten Kapitels zu Stande gebracht. Dieſe hieß: Vom Haupt und deſſen Krankheiten. Hier wird er vermuthlich ſo viel Krankheiten in ſeinem eigenen Haupte gefunden haben, daß er aus Erſchrecken über der entſetzlichen Menge die ganze Unterſuchung unterlaſſen hat: denn weiter befand ſich kein Wort in dem ganzen Buche. Ein andrer, den ich kenne, hat endlich von einem eben ſo herrlichen Werke die Vorrede wirklich verfertiget. Wir wollen aber zu ſeinem und der gelehrten Welt wahrhaften Beſten aufrichtigſt wünſchen, daß er hier aufhören möge:

Dieſe gelehrte Krankheit, oder die Begierde berühmt zu werden, in ſo ferne man nur das angeſteckte Gehirne eines jungen Studenten beſonders betrachtet, iſt nun eben vor das gelehrte Weſen ſo gar gefährlich nicht. Die mehreſten von dieſen herrlichen Werken, wenn ſie auch völlig zu Stande kommen, haben niemals das Glück, daß ſie durch den Weg der Preſſe in die gelehrte Welt gebohren werden. Die Herren Buchhändler und Drucker ſind größtentheils ſo liſtig, daß ſie dergleichen Werke nicht begehren, wenn man ihnen auch Geld darzu geben wollte. Ich habe dieſes auf eine betrübte Art ſelbſt erfahren. Ich war kaum ein halb Jahr auf Univerſitäten geweſen, ſo hatte ich ein vortrefflich Buch verfertiget, worinnen ich zeigte, wie alle Krankheiten des menſchlichen Körpers auf eine leichtere und kürzere Art zu heilen wären. Ich wanderte damit voller Freuden zu einem Buchhändler, und bildete mir nichts gewiſſer ein, als 24 Ducaten, ſo viel Bogen war es ohngefähr ſtark, mit zurück zu nehmen. Nachdem er es ein wenig durchblattert hatte; ſo fragte er mich, wie lange ich die Arzneykunſt auf hohen Schulen gehöret hätte. Ich antwortete ſehr freymüthig: ein halbes Jahr. Denn ich verſprach mir nichts gewiſſers, als daß er ſolches, um die ganze gelehrte Welt in ein Erſtaunen zu ſetzen, auf dem Titel bekannt machen würde. Allein wie beſtürzt wurde ich nicht, als er mir mein Werk zurück gab, mit dem Bedeuten, daß er ſolches nicht brauchen könnte. Ich verſicherte ihn, daß ich binnen ſolcher Zeit ſehr viel gelernet hätte: Allein er gab mir zur Antwort, das wollte er gar nicht beſtreiten. Allein es wäre doch außer dem allergeringſten Streit, daß ich nicht die geringſte, oder doch ſehr wenige Erfahrung hätte: Niemand aber in der Welt würde es ſich einreden laſſen, daß ich binnen dieſer Zeit ſo viel gelernet hätte, als zur Verfertigung eines Buchs von der Art nöthig wäre. Er hingegen hätte weder Freude noch Nutzen davon, wenn er endlich das Buch Maculatur vor 6 Pf. verkaufen müßte. In der erſten Erbitterung war ich willens, mein Buch auf meine eigene Koſten drucken zu laſſen, um dieſen unverſtändigen Buchhändler durch den guten Abgang meines Werkes vor aller Welt zu beſchämen. Allein nach einigen Ueberſchlage befand ich, daß dieſes Unternehmen vor meinen Beutel zu hoch war: und es blieb mir nichts mehr übrig, als die gelehrte Welt zu bedauren, daß ſie dieſes herrliche Werk entbehren müßte.

Dieſer Geiz der Herren Verleger iſt demnach Urſache, daß ſo wenig Schriften der gelehrten Anfänger das Licht erblicken. Wenn nicht viele Schriften der jungen gelehrten Stümper durch Beyhülfe der theuren Titelworte: auf Koſten des Verfaſſers, oder durch einen wichtigen Beytrag an Gelde vor den Herrn Verleger der gelehrten Welt mitgetheilet würden; ſo würde dieſe weiter nichts, als einige Luſt, allein die Gewürz und Käſehändler viele brauchbare Bogen Maculatur entbehren müſſen.

Deſto ſchädlicher aber iſt dieſe gefährliche gelehrte Krankheit vor den Patienten, oder den gelehrten Anfänger ſelbſt. Iſt es nicht Beweinenswürdig, daß ſich ein junger Menſch die Thorheit in Sinn kommen läßt, Bücher zu ſchreiben, zu einer Zeit, da er ſeine Stunden anwenden ſollte, diejenigen Wiſſenſchaften gründlich zu erlernen, die er nöthig hat, wenn er einmal mit Ehren, ſowohl in der bürgerlichen als gelehrten Welt erſcheinen will?

Sollte man nicht vor Wehmuth äußerſt gerühret werden, wenn man ſiehet, daß er ſich ſolcher Geſtalt durch Verderbung ſeiner beſten Zeit lebenslang unglücklich und zu einer unnützen Erdenlaſt macht? Wie verdammlich iſt doch die Eigenliebe, die ſo viel Unheil in dem Menſchen anzurichten vermögend iſt? Gemeiniglich pflegen ſolche Herren hernach gar nichts zu lernen. Denn da ſie ſich einmal in Kopf ſetzen, daß ſie ſo gelehrt ſind, daß ſie Bücher ſchreiben können; ſo iſt es ganz natürlich, daß ſie von ihren Lehrern, denen ſie nach ihrer Meynung gleich zu ſchätzen ſind, oder ſie in ihren Gedanken gar übertreffen, wenig oder nichts lernen werden.

Man kann dieſe Thorheit in einem jungen Menſchen noch einiger Maaßen nachſehen, wenn er in der Wiſſenſchaft, worinnen er ſchreiben will, einen anſehnlichen Büchervorrath beſitzet. Wenn er vor Eigenliebe nicht ganz raſend iſt; ſo wird er doch wenigſtens dieſe Bücher nachſchlagen, um zu ſehen, was andre gelehrte Männer vor ihm von dieſer Materie gedacht und geſchrieben haben. Hierdurch wird er ſich unvermerkt eine beſſere Kenntniß in dieſer Wiſſenſchaft erwerben. Denn vor dem Druck und daß ihre Schmierereyen vielleicht in der gelehrten Welt Verführungen wirken würden, dürfen wir wegen der obangeführten rühmlichen Vorſicht der Herren Buchhändler wenig beſorget ſeyn. Allein dieſe Narrheit iſt über alle maaßen bejammernswürdig, wenn ein junger Menſch, wie die meiſten gelehrten Anfänger, eine geringe Anzahl Bücher beſitzt, und ſich vielleicht noch nicht einmal eine Kenntniß von guten und ſchlechten Büchern erworben hat.

Vielleicht denket man, daß ich wider Schattenbilder eiſere, wovon die Körper wenig oder nicht in der Welt anzutreffen ſind. Allein ich verſichere, daß ich eine anſehnliche Zahl ſolcher jungen Herren kenne, die von einer ſo elenden Krankheit hingeriſſen ſind. Wir dürfen nur eine Menge Abhandlungen betrachten, die ihre Verfaſſer bey Gelegenheit der Doctor- und Magiſter-Promotionen ihrer guten Freunde verfertiget haben, und die hernach zu ganzen Bänden geſammlet ſind, wenn wir hiervon überzeuget ſeyn wollen. Wenigſtens bin ich vor mich gewiß, daß ſie Geld über Geld gegeben haben, nur daß ihre vortreffliche Arbeit gedruckt würde. Lediglich aus Liebe zu dieſem Patienten habe ich mich demnach entſchloſſen, dieſe Abhandlung zu verfertigen. Ich werde erſtlich als ein rechter Doctor einige Kennzeichen dieſer abſcheulichen Krankheit beſchreiben: ſodann werde ich ohnfehlbare Hülfsmittel darwider an die Hand geben.

Dieſe unglücklichen Patienten verſpüren eine Zeit lang vorher große Beſchwerungen im Halſe. Ihre Kinnbacken werden mit einer unaufhörlichen Bewegung geplaget; und in ihrer Kehle läſſet ſich ein beſtändiges Röcheln hören: Gemeiniglich überfällt ſie der Paroxismus, wenn ſie ſich in Geſellſchaften befinden: So bald als jemand etwas ſaget; ſo verſetzen ſie alſobald: um Vergebung, mein Herr, ſie irren ſich, und dann iſt ihr erbärmlicher Zufall nicht weit entfernet. Er überfället ſie ohne Anſtand, und öfters in ſolcher Stärke, daß alle Anweſende Mitleiden mit ihnen haben müſſen, ſelten, daß er ſie eher verläſſet, als bis ihre Kehle von dem vielen Röcheln wund iſt, und ihre Kinnbacken von der ſchnellen Bewegung müde ſind. Wer mit dieſem bedauernswürdigen Zufall geplaget iſt, der kann ſicher ſchließen, daß ihn die völlige Krankheit bald überfallen werde. Wenigſtens wird er bereits gewiß auf die Materie ſinnen, worüber er der gelehrten Welt ſeine vortrefflichen Gedanken mittheilen will. Wenn ihm demnach ſeine gelehrte Geſundheit lieb iſt; ſo gehe er bey Zeiten in ſich, und brauche die heilſamen Mittel, die wir unten vorſchreiben werden.

Wenn man dieſem Zufalle nicht tüchtige Arzeneyen entgegen ſetzet; ſo pfleget ſich ein anderer einzufinden, der weit gefährlicher iſt. Die Patienten fühlen hierauf gemeiniglich eine große Schwere im Kopfe. Man kann dieſes ſchon als eine beſondere Krankheit anſehen. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der Milzkrankheit. Man könnte ſie alſo die gelehrte Milzkrankheit nennen. Allein weil ſich im Kopfe keine Milz befindet; ſo möchte dieſer Name vielen eine ſchlechte Erfindung ſcheinen. Wir wollen ſie alſo die gelehrte Hirnkrankheit nennen. Die Patienten glauben zwar, daß ihre große Gelehrſamkeit die Schwere verurſachet. Allein dieſes iſt eben das eigentlichſte Kennzeichen dieſer Krankheit. Hierbey ſind ſie gemeiniglich mit entſetzlichen gelehrten Schwindeln geplaget. Oefters können ſie ſich in einer halben Stunde nicht beſinnen, wo ſie ſind. Die gelehrten Schwindel ſind von den wirklichen Schwindeln in ſo weit unterſchieden, daß man dabey denken kann. Allein es ſind doch nichts als unordentliche Vorſtellungen von großer Gelehrſamkeit, von Verachtung aller andern Gelehrten, und von dem Ruhme, den man ſich in der gelehrten Welt erwerben will.

Nach dieſen Verboten pfleget die völlige Krankheit ſelten lange außen zu bleiben. Dieſe beſtehet nun größtentheils im heftigen Convulſionen der Hand und der Finger. Ich habe angemerket, daß das weiße Papier dem Patienten ſehr ſchädlich iſt. Man kann es ohne Mitleid nicht anſehen, mit was vor Geſchwindigkeit die Heftigkeit der Schmerzen Hand und Finger beweget: ſo bald ſie ſich denſelben nähern. Weil mir nun das Beſte aller Menſchen, beſonders aber der gelehrten Anfänger, ſehr am Herzen lieget; ſo will ich auch die unfehlbaren Hülfsmittel wider dieſe jämmerlichen Krankheiten getreulich bekannt machen.

Vor allen Dingen preiſe ich den Herren Patienten dieſen meinen teutſchen Zettel an. Er iſt ganz ſympathetiſch geſchrieben, und wenn ſie denſelben mit Aufmerkſamkeit leſen, ehe ſie die Hauptkrankheit überfällt; ſo verſichere ich, daß die darinnen verſteckten geheimen Charaktere eine ſolche Wirkung über ihre erſten Zufälle thun werden, als der beſte Segensſprecher niemals über ſie haben kann. Hierbey wird die vortrefliche Mixtur, die Selbſterkenntniß genannt, gute Dienſte thun. Sie können noch ein Paar Meſſerſpitzen voll von der Vorſtellung zu ſich nehmen, von was vor einem weiten Umfange diejenigen Wiſſenſchaften ſind, die zu der Hauptwiſſenſchaft gehören, der ſie ſich widmen; und daß ein junger Menſch, wenn er ſie gründlich faſſen will, damit alle Hände voll zu thun habe, ohne daß er in ſeinen Univerſitätsjahren, am allerwenigſten aber in dem erſten Jahre an das Bücherſchreiben denken könne. Wenn ſie nun vollends, ſo bald als ſie der Paroxiſmus überfällt, ein paar Stunden in den Schriften der berühmteſten Männer in eben dieſer Wiſſenſchaft leſen, worinnen ſie ſchreiben wollen; ſo werden ſie wahrnehmen, daß alles was ſie wiſſen, gegen die vollkommene Gelehrſamkeit dieſer Männer einige elende Brocken ſind, die ſie ohne Ordnung und ohne Zuſammenhang aufgerafft haben; und die Arzeneyen werden auf eine verwundernswürdige Art anſchlagen.

Meine gelehrten Patienten werden zwar ein heftiges Geſchrey wider die Bitterkeit dieſer Mittel erheben. Allein, ich kann ihnen nicht helfen. Die Unannehmlichkeit eines Arzneymittels iſt kein guter Grund wider deſſen Wirkung. Verſuchen Sie es nur, meine Herren? Ich verſichere Ihnen, daß Sie unter dem Beyſtande der groſſen gelehrten Gottheit, der Vernunft, durch dieſe kräftigen Hülfsmittel von ihrer gefährlichen Krankheit aus dem Grunde geheilet werden ſollen.

Eine Cur ſchlägt viel beſſer an, wenn das Gemüth des Patienten beruhiget iſt, ich werde alſo auch an der Beruhigung meiner Kranken arbeiten. Ich muß Ihnen demnach ſagen, daß das Bücherſchreiben bey weiten nicht ſo viel Ehre zuwege bringet, als ſie ſich einbilden. Man kann nicht läugen, daß ein wohlgeſchriebenes Buch ſeinem Urheber Ehre macht. Allein dieſe Ehre verſtehet ſich nur von der gelehrten Welt: und auch hier iſt dieſe Ehre ſehr geringe. Der gröſte Theil der Gelehrten iſt nicht fähig über ein Buch gründlich zu urtheilen. Und der Beyfall, den wir von ſelbigem zu gewarten haben, ſoll uns von Rechts wegen gar nicht rühren. Diejenigen Gelehrten aber, die die Geſchicklichkeit beſitzen, über unſre Schriften ein gegründetes Urtheil zu fällen, empfinden dem ungeachtet ſehr wenig Hochachtung gegen uns. Dieſe Herren, weil ihnen ihre Geſchicklichkeit nicht verborgen iſt, haben auch gemeiniglich die Gütigkeit gegen ſich, zu glauben, daß ſie ſelbſt zu ihrer Hochachtung das nächſte Recht haben; und nur ein geringer Antheil, den ſie zur Noth entbehren können, pflegt auf den Verfaſſer eines guten Buchs zu fallen. In der bürgerlichen Welt aber hat ein Schriftſteller, als ein ſolcher nicht die geringſte Ehre zu gewarten, die Ungelehrten und der Pöbel bekümmern ſich um eine Sache wenig, die ſie nicht verſtehen, und die ſie nichts angehet: und ſelten, daß ſie einmal davon Nachricht haben. Bey dieſen Leuten macht uns nichts Ehre oder Anſehen, als Ehrenſtellen, Titel, Reichthümer, und höchſtens eine vernünftige und geſchickte Aufführung. Wir werden aber nicht um ein Haar vornehmer, wenn wir gleich hundert vortreffliche und witzige Bücher ſchreiben. Zwar wäre es ſehr billig, wenn man diejenigen mit Ehrenſtellen und Reichthümern vor andern bedächte, die ſich um die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts, die ein wohlgeſchriebenes und gründliches Buch allerdings befördert, verdient gemacht hätten. Allein mit was vor Recht kann dieſes der beſte Schriftſteller fordern? Diejenigen, die die Gewalt in Händen haben, Ehrenſtellen und Belohnungen auszutheilen, haben weit wichtigere Verrichtungen über ſich, als Bücher zu leſen; und ſie haben weit andre Perſonen um ſich, die ſie belohnen müſſen, und deren Verdienſte ihnen unendlich ſichtbarer ſind, als diejenigen, ſo aus einem kahlen Buche hervor leuchten. Die gelehrten Anfänger ſehen demnach, wie geringe diejenige Ehre iſt, die ſie von der Verfertigung des beſten Buchs zu gewarten haben. Wenn ſie nun dieſelbe gegen die Schande halten, die diejenigen deſto gewiſſer befürchten müſſen, die aus Unwiſſenheit oder Unfähigkeit elende Schriften der Welt mittheilen; ſo deucht mich, kann ihnen wenig Luſt ankommen, eine kleine und ungewiſſe Ehre gegen eine groſſe und gewiſſe Verachtung auf das Spiel zu ſetzen, zumal da die Verſplitterung der ihnen koſtbarſten Zeit zugleich unzertrennlich damit verknüpft iſt.

Sie werden weit glücklicher fahren, wenn ſie ſich dafür, nächſt gründlicher Erlernung der ihnen nöthigen Wiſſenſchaften der Tugenden, und einer vernünſtigen, ſittſamen und geſchickten Aufführung befleißigen. Dieſes ſind die Eigenſchaften, die einem jungen Menſchen Hochachtung, Liebe, Anſehen und Ehre in der Welt zuwege bringen. Das vortrefflichſte Buch, wenn Tugenden und eine vernünftige Aufführung nicht mit einer gründlichen Gelehrſamkeit in ſeinem Urheber vereiniget ſind, kann ihn vor der Verachtung im geringſten nicht retten, mit der ihn ſeine Mitbürger und Bekannten belegen. Mich dünkt, es ſind Beyſpiele genug in der Welt vorhanden, daß ſich die gelehrteſten Männer, ungeachtet ihrer gründlichen Gelehrſamkeit, wegen ihres unvernünftigen Bezeigens im bürgerlichen Leben einen allgemeinen Haß und Verachtung zugezogen haben.

Man wird ſich vielleicht wundern, warum ich die Schriftſtellerſucht nur eine gefährliche Krankheit der gelehrten Anfänger nenne, da es doch ſehr gewiß iſt, daß ſich Männer genug in der Welt befinden, die unter dem Titel der Gelehrten grau geworden ſind, und doch, ungeachtet ihrer magern Wiſſenſchaften, von dieſer Krankheit eben ſo ſehr geplaget werden. Wir verſichern, daß es uns ſehr angenehm ſeyn ſoll, wenn wir auch dieſe durch unſre vorgeſchlagene Arzeneyen Hülfe leiſten wollen. In der That aber verdienen ſie die Aufmerkſamkeit eines moraliſchen Arztes, weit weniger als die gelehrten Anfänger. Es iſt ſo zu ſagen bereits Hopfen und Malz an ihnen verlohren. Da ſie ſich in ihren dem Studieren beſonders gewidmeten Jahren keine gründliche Erkenntniß der Wiſſenſchaft erworben haben; ſo iſt nicht die geringſte Hoffnung vorhanden, daß ſie ſich in ihrem Alter darum bemühen werden. Sie verderben alſo durch Verfertigung elender Schriften keine Zeit, die für ſie nützlicher angewendet werden könnte. Es kann der gelehrten Welt einerley ſeyn, ob dieſe gleichſam verlohrne Mitglieder ſchlafen und Kinder zeugen, oder ob ſie ſich niederſetzen, eine lächerliche Schrift zu verfertigen. Würde wohl die gelehrte Welt die geringſte Luſt genieſſen, wenn ſich nicht Leute in ihr befänden, die ihr durch ihre thörichten Schriften etwas zu lachen machten. Nein, da ſich die bejahrten Schriftſteller durch ihre elenden Schmierereyen ſelbſt keinen Schaden zufügen; ſo habe ich die gelehrte Welt viel zu lieb, als daß ich wünſchen ſollte, daß meine Arzeneyen bey dieſen Leuten Beyfall finden möchten.

VI.

Nachricht
von dem
Orden der Eroberer.

Der Freymäurerorden hat zu ſo vielen Schriften in der Welt Anlaß gegeben, daß man ganz gerne einen ſtarken Folianten davon ſammlen könnte, wenn ſich ſonſt ein gelehrter Mann aus mitleidigen Herzen zum Herausgeber aufwerfen, und ſo viel vortrefliche Werke, die darunter begriffen ſind, von ihrem nah bevorſtehenden Untergange erretten wollte. Der Eifer, der ſo eine Menge Schriftſteller rege gemacht hat, kann wohl nichts anders zum Grunde haben, als die Geheimhaltung des Endzwecks dieſes Ordens. Es iſt auch in der That erſchrecklich, daß Leute gefunden werden, die öffentlich bekennen, daß ſie ein Geheimniß haben, und ſolches dennoch der neugierigen Welt gleichſam zum Troß nicht bekannt machen wollen. Sie mögen es alſo haben und es geſchiehet ihnen ganz recht, daß ſie von eifrigen Federn rechtſchaffen gezüchtiget werden. Es giebet eine Menge allerley Ordens und Geſellſchaften in der Welt; und niemand reibet ſich an ihnen. Man läſſet ſie machen was ſie wollen. Selten daß man ihrer einmal erwähnet, und geſchiehet es, ſo unterſtehet man ſich niemals, ſie zu kränken. Allein, alle andre Orden und Geſellſchaften haben auch die Gefälligkeiten für die Welt, ihren Endzweck, ihre Geſetze und alle ihre Handlungen bekannt werden zu laſſen. Weder die Neugierigkeit noch der Verdacht, finden alſo nicht die geringſte Urſache, wider ſie zu Felde zu ziehen.

Wenn zeither noch niemand wider den Orden der Eroberer geſchrieben hat; ſo iſt vielleicht dieſes die Urſache, daß ſeine Abſichten und ſeine ruhmwürdige Handlungen nur allzu bekannt in der Welt ſind. Was wollte doch der eifrigſte Schriftſteller wider Leute ſchreiben können, die ihren ganzen Endzweck mit der größten Freymüthigkeit öffentlich bekennen; und die ſich ihre Handlungen und die Ausbreitung derſelben zu einer beſondern Ehre rechnen. Unſre gegenwärtige Nachricht hat alſo gar nicht den Endzweck, ſie mißzuhandeln oder in ihre Gränzen einen feindlichen Einfall zu wagen. Allein, es ſcheinet uns doch nicht billig, daß man von dieſer vortrefflichen Geſellſchaft ganz und gar nichts auf die Nachwelt bringen will, wir dürfen uns zwar vor ihrem baldigen Untergange gar nicht leid ſeyn laſſen; und es iſt die gerechte Vermuthung vorhanden, daß die Geſellſchaft der Eroberer, in den Zeiten unſerer ſpäteſten Nachkommen, eben ſo herrlich blühen werde, als itzo. Allein, es iſt doch beſſer, wenn die Schriftſteller allen Fällen vorbauen, und ihren Federn nicht das geringſte entwiſchen laſſen. Durch eine ſchädliche Sorgloſigkeit, die ſich allzu ſehr darauf verläßt, daß die Nachwelt eben die Geſtalt haben werde, die unſere heutige Welt hat, gehen öfters die wichtigſten Nachrichten verlohren. Wir ſind alſo entſchloſſen, den Mangel, den unſre heutigen Schriftſteller haben, gegenwärtig zu erſetzen, und von einer Geſellſchaft Nachricht zu geben, die ihrer Stärke nach eben ſo beträchtträchtlich iſt, als der Freymäurerorden, und die vielleicht einen eben ſo wichtigen Endzweck hat, ja deren Mitglieder vielleicht einen gröſſeren Theil dieſes letzteren Ordens ausmachen. Denn es iſt ganz wohl möglich, daß man zu gleicher Zeit in zwey Geſellſchaften ſtehen kann, wenn die Abſicht der einen der andern nicht widerſtreitet. Es iſt aber vor allen Dingen nöthig, daß wir unſern Leſern von dem Orden, wovon wir reden, eine nähere Kenntniß geben.

Wir verſtehen aber durch den Orden der Eroberer diejenigen artigen, geſchickten, belebten, muntern und wohlgeputzten Mannsperſonen, die ſich eine Ehre daraus machen, ſo viel Herzen der Frauenzimmer zu erobern, als es ihnen nur möglich iſt, und die ſich in ihren Zuſammenkünften mit nichts beſchäfftigen, als ihr gutes Glück bey dem ſchönen Geſchlechte zu rühmen. Es iſt nicht unumgänglich nöthig, daß die Mitglieder dieſes Ordens diejenigen Kennzeichen der Gegengunſt von dem Frauenzimmer allemal in der That erhalten haben, die ſie einander oder fremden Leuten erzählen. Nein, im Fall der Noth, wenn ihre Anfälle fruchtlos geweſen ſind, iſt es ihnen gar wohl erlaubt, ſich ſolcher Gunſtbezeigungen zu rühmen, die ſie niemals genoſſen haben. Nur müſſen ſie nicht in ihren Zuſammenkünften als Blödſinnige ſitzen, die niemals das Herz gehabt hätten einem Frauenzimmer die Hand zu küſſen, wenn ſie nicht des Ordens den Augenblick verluſtig ſeyn wollen.

Der Orden der Eroberer iſt ſehr alt. Seit dem die Menſchen wider die Vorwürfe ihrer eigenſinnigen und tadelſüchtigen Nebenmenſchen das geſchickte Mittel ausfindig gemacht haben, daß ſie ſich einen groſſen Theil der Laſter zur Ehre rechnen: ſo iſt dieſer Orden allemal in einem blühenden Wohlſtande geweſen. Dieſe glückliche Veränderung erſtrecket ſich bis in die graueſten Zeiten des Alterthums. Es ſollte mir leicht ſeyn, weit mehr Gefälligkeit für den Orden der Eroberer zu haben, als gewiſſe Schriftſteller für den Freymäurerorden gehabt haben; und ſein Urſprung könnte ganz füglich aus weit älteren Zeiten, als von dem Thurmbau zu Babel hergeleitet werden. Denn iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß es unter den Kindern Gottes, die vor der Sündfluth nach den Töchtern der Menſchen ſahen, viel Eroberer gegeben haben wird. Wenigſtens kann man mit vieler Gewißheit behaupten, daß es zu den Zeiten Juda Leute gegeben haben muß, die es für keine Schande gehalten haben, ſich der Nachſtellungen des Frauenzimmers öffentlich zu rühmen, denn ſonſt würde vielleicht dieſer Stammvater der Iſraeliten in ſeiner That mit der Thamar mehr Schande gefunden, und für ſeinen Hirten mehr Behutſamkeit gebraucht haben.

So alt der Orden iſt; ſo neu iſt der Name der Eroberer, den ſie itzo führen. Es hat dem Orden nicht gefallen, beſtändig einerley Namen zu gebrauchen. Man kann aus Mangel der Nachricht nicht beſtimmen, was ſie ſich in den altern Zeiten für eine Benennung beygeleget haben. Allein, man weis, daß ſie in neuern Zeiten bald den Titel galant Hommes, bald petit Maitres, bald Stutzer, und ich weis nicht was mehr vor Titel angenommen haben. Das Ehrenwort Eroberer iſt kaum ſeit einigen Jahren her aufgekommen: und wie wir uns haben ſagen laſſen; ſo iſt es bey folgender Gelegenheit entſtanden. Ein vornehmes Mitglied einer Hauptloge in Teutſchland, pflegte allemal bey dem Eintritt in die Zuſammenkünfte auszurufen: Eine Eroberung, meine Herren, abermals eine Eroberung. Die andern Mitglieder machten anfangs ein Geſpötte daraus, und hieſſen dieſen ihren Mitbruder den Eroberer. Nach und nach aber fanden ſie ſo viel vorzügliches in dieſem Namen, daß ſie ſich die Beylegung deſſelben gleichfalls gefallen lieſſen; und es iſt zu hoffen, daß er den übrigen Logen in Teutſchland gleichfalls nicht mißfällig ſeyn wird.

Es iſt nöthig, daß wir unſern Leſern von dem Endzweck dieſes Ordens einen nähern Unterricht geben. Wenn eine Anzahl Menſchen zuſammen treten, um einen Orden oder eine Geſellſchaft auszumachen; ſo müſſen ſie allemal entweder die Beförderung ihrer Ehre, oder ihrer zeitlichen Glückſeligkeit, oder ihres ewigen Heils, oder die Wohlfahrt ihres Vaterlandes, oder das Aufnehmen der Religion zum Hauptendzwecke haben. Alle in der Welt befindlichen Orden werden durch dieſe Klaſſen erſchöpfet. Aus der Beſchreibung, die wir oben von den Gliedern dieſes Ordens gemacht haben, ſiehet man leicht, daß ihre eigne Ehre der Hauptendzweck des Ordens iſt. Wenn wir von einem Frauenzimmer geliebet werden; ſo muß dieſelbe Vollkommenheiten an uns wahrnehmen; denn die Liebe iſt die Luſt an den anſchauenden Vollkommenheiten eines andern. Da uns nun Vollkommenheiten unſtreitig Ehre zuwege bringen: ſo iſt die Liebe, die jemand auf uns wirft, allemal ein Beweis, daß wir Ehre verdienen. Jemehr jemand alſo von unterſchiedenen Perſonen geliebet wird, jemehr hat er Beweisthümer von ſeiner Ehre vor ſich. Alle Zeugniſſe von unſrer Ehre müſſen bekannt werden, wenn ſie unſern Nebenmenſchen von unſern Vollkommenheiten und Verdienſten eine gute Meynung

nung beybringen, und ſie folglich anreizen ſollen, uns Ehre zu erweiſen. Man ſiehet alſo leicht, warum die Eroberer unmöglich verſchweigen können, daß ſie das Glück haben, von vielen Frauenzimmern geliebt zu werden; und weil andre Leute nicht wiſſen können, ob die Zeugniſſe von ihren Vollkommenheiten und von ihrer Ehre, die ſie ihnen erzählen, wahr oder falſch ſind: ſo muß es ihnen folglich einerley gelten, ob ſie in Ausbreitung ihres Liebeswerks, Wahrheiten oder Lügen verbringen. Genug, wenn ſie ihren Mitbrüdern und jedermann von ihren Vollkommenheiten und von ihren Verdienſten eine gute Meynung einflößen.

Die Regeln eines Ordens müſſen allemal nach ſeinem Endzwecke eingerichtet ſeyn. Es würde uns demnach ganz leicht fallen, dieſe Regeln des Ordens der Eroberer zu beſtimmen, wenn ſie auch nicht ſo bekannt in der Welt wären. Sie haben aber vier Hauptregeln, welche die andern alle in ſich ſchließen. Es ſind folgende:

1) Wende deine einzige Sorgfalt auf die Ausſchmückung deiner Perſon, damit du dem Frauenzimmer gefallen mögeſt.

2) Sey ſcherzhaft und auf alle erſinnliche Art gefällig gegen das Frauenzimmer, und rede einer jeden von Liebe vor, damit du die Gegengunſt vieler Schönen erhalten mögeſt.

3) Berühme dich dieſer Gegengunſt gegen deine Mitbrüder und gegen jedermann, um Anſehen und Ehre in der Welt zu erwerben.

4) Es iſt einerley, ob du dieſe Gegengunſt in der That erhalten haſt oder nicht; genug, wenn du dir durch

die Erzählungen von deinem Liebesglück Bewunderung und Ehre zuwege bringeſt.

Dieſe Regeln werden von allen und jeden Mitgliedern des Ordens auf das heiligſte beobachtet; und wir zweifeln, daß ſie noch jemals von einem einzigen Mitgliede verletzet worden ſind. Es iſt dieſes ein Vorzug, der dem Orden viel Ehre macht. Denn es iſt ſehr gewiß, daß kein einziger Orden in der Welt eben das von ſich behaupten kann.

Die Eroberer haben kein beſonderes Ordenskleid oder Zeichen, womit ſie ſich von andern unterſcheiden. In den vorigen Zeiten haben ſie ſich zwar manchmal durch einen Federbuſch, oder durch eine Bandſchleife kenntlich gemacht. Allein, ſie haben allemal verabſcheuet, ſich das Joch eines beſtändigen Ordenszeichens anzulegen. Man hat uns aber berichtet, daß die teutſchen Ordensbruder beſchloſſen haben, ſich künftig dadurch von allen andern Mannsperſonen zu unterſcheiden, daß ſie alle neue franzöſiſche Moden brühwarm tragen wollen.

Man glaubet von den Freymäurern, daß ſie einander durch ein geheimes Zeichen erkennen, wenn ſie gleich einander niemals geſehen haben. Die Eroberer ſind hierinnen nicht geringer, ſie erkennen einander, wenn ſie gleich das erſtemal in Geſellſchaft zuſammen ſind. Nur aus dem Kennzeichen machen ſie kein Geheimniß. So bald als ein artiger und belebter junger Herr in eine Geſellſchaft von Eroberern kommt; ſo fangen ſie den Augenblick an, ihre glücklichen Liebesbegebenheiten zu erzählen. Iſt der Fremde ihr Mitbruder, ſo wird er nicht einen Augenblick Anſtand nehmen, ſein Liebesglück gleichfalls zu rühmen. Hierdurch iſt ſo fort ein neuer Mitbruder entdeckt, und er wird mit Freuden empfangen.

Die Eroberer halten ihre Zuſammenkünfte in Caffee- und Weinhäuſern, auf Luſtreiſen, bey Studentenſchmauſen, bey denen Geſellſchaften der jungen Officiers, und bey vielen andern dergleichen Gelegenheiten. Es iſt unſre Schuldigkeit, unſern Leſern von den Handlungen der Mitglieder des Ordens bey dieſen ihren Zuſammenkünften einen Abriß zu machen. Wir können dieſes nicht beſſer, als durch folgenden Aufſatz bewerkſtelligen. Er iſt von der Hand eines geſchickten Mitgliedes dieſes Ordens; und iſt folglich deſto glaubwürdiger. Er iſt folgender Geſtalt abgefaßt:

H - - den 17ten Aug. 1745.
Auf des Herrn von S - - Stube.

Nachdem acht Mitglieder unſers Ordens ungefähr bey dem Herrn von S - - verſammlet waren: ſo wurde man gewahr, daß ſich dieſe Geſellſchaft in eine Zuſammenkunft der Loge nach und nach verwandelte. Der Herr von S - - erzählte, daß ihn ſeine Frau Hauswirthinn geſtern in Abweſenheit ihres Mannes hätte zu ſich bitten laſſen, und daß ſie ungemein günſtig und zärtlich gegen ihn geweſen wäre. Dieſes erregte unſer Feuer: und jeder war begierig, ſein Liebesglück zu erzählen. Herr Schönauge, einer unſerer älteſten Mitbrüder nahm das Wort und fieng folgender Geſtalt an:

Ja, ja, ich bin mein Lebetage mit denen Hauswirthinnen was rechts geplaget geweſen. Ich habe doch mit denen guten Weiberchens allemal artig umgehen und ihnen einige Zärtlichkeiten verſchwatzen müſſen, damit ſie mich nicht für einen Pinſel halten möchten: und da habe ich die guten Dingerchen am Halſe gehabt wie ein Fieber. Ich weis nicht, was ſie ſo raſend auf mich gemacht hat. Sie haben mir immer geſaget: ich hätte ſo einnehmende Augen. Herr Bruder, du biſt mit in ‥ geweſen, er kehrte ſich zu dem Bruder Wohlgewachſen, du kenneſt ſonder Zweifel die Frau A ‥ Ich ſchwöre dir, ich war kaum 8 Tage in ihrem Hauſe geweſen; ſo hatte ich ſie ſo verliebt gemacht, daß ſie mir anboth, ihren Garten in ihrer Geſellſchaft zu beſehen. Du wirſt leicht erachten, daß es mir nicht viel Mühe gekoſtet hat, ſie auf das Gartenhaus zu führen. Habe ich jemals eine Frau ſo zärtlich gefunden, ſo will ich nicht ehrlich ſeyn.

Der Bruder Wohlgewachſen verſetzte hierauf: ja, das ſind eben glückliche Gegenden vor uns, die Gartens. Den größten Theil meiner Eroberungen in ** habe ich in denen daſigen Luſtgärten gemacht. Im Sommer habe ich keinen Tag verabſäumet, mich bald in dieſem, bald in jenem einzufinden; und es iſt gewiß keine Woche vorbey gegangen, daß ich nicht eine neue Schöne gewonnen hatte. Man muß nur nicht blöde ſeyn. Ich danke es meiner Mutter noch immer, daß ſie mich angewöhnet hat, bey dem Frauenzimmer frey und dreiſte zu thun. Wenn man ſich nur ohne Umſchweife in ihre Geſellſchaften miſchet, bey allen Vorfällen ſcherzet, und ihnen bey Gelegenheit frey heraus ſaget, daß ſie ſchön und liebenswürdig in unſern Augen ſind; ſo darf unſer äußerliches Anſehen nur in etwas gut ſeyn, ſo ſind dieſe ſchwachen Feſtungen erobert. Als ich mich eines Tages in dem H ‥ Garten in eine Geſellſchaft Frauenzimmer miſchte, die ich weiter nicht als von Anſehen kennete; ſo empfieng ich Tages darauf durch eine unbekannte Frau folgendes Billet:

„Sie ſind ein gefährlicher Herr. Sie haben mich
„geſtern durch ihr munteres Weſen ganz eingenommen.
„Kommen Sie heute wieder an den Ort unſrer geſtri-
„gen Geſellſchaft. Man ſiehet Sie mit Vergnügen.
„Sie werden ſich aber nur vergeblich bemühen, die Ver-
„faſſerinn gegenwärtiger Worte kennen zu lernen.„

Das letztere war nur ein vergeblicher Anhang. Das gute Ding konnte ſich nicht länger verbergen. Sie war viel zu verliebt. Ich habe hernach alle ihre Gegengunſt erhalten, und ſie hat mir geſtanden, daß ſie meine ſchöne Briefſtellerinn wäre, die ſich ſo ſehr verbergen wollte. Herr Bruder, du wirſt ſie kennen, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Bruder Schönaugen wendete; es war Mademoiſelle M. in der N - - Gaſſe.

A propos! wegen des Verbergens, fieng der Bruder Witzig hierauf an. Ich erinnere mich einer plaiſanten Begebenheit von dieſer Art, die mir begegnet iſt. Als ich mich vor dem Jahre im Sommer bey meinem Schwager in M - - aufhielt; ſo hatte ich Gelegenheit mit unterſchiedenen Frauenzimmern öfters in Geſellſchaft zu ſeyn. Ich brauchte nur gemeine Waffen wider ſie, und über die gewöhnlichen Schmeicheleyen von ihrer Schönheit und Witz habe ich mich niemals verſtiegen. Dennoch war ich vielleicht den meiſten nicht gleichgültig geblieben. Einsmals fand ich des Abends beym Auskleiden einen Brief in meiner Taſche. Man ſagte mir darinnen, daß man eine Schwachheit für mich hätte, die man nicht zu haben wünſchte. Ich hatte noch zu reiſen; und man wußte nicht, was man ſich zu meiner Treue und Beſtan-

Beſtändigkeit zu verſprechen hätte, man wollte ſich dannenhero nicht kund geben. Man wünſchte ſich aber doch meine ſinnreichen Ausdrückungen von Liebe zu leſen, und was ich etwan von meiner Beſtändigkeit für Verſicherungen geben würde. Man beſchrieb mir eine Säule an einem abgelegenen Orte der Stadt, hinter welche ich meine Briefe hinlegen könnte; und allemal Tages darauf könnte ich Antwort abholen. Man ſtellte mir anheim, ob ich morgen den Anfang machen wollte. Solchergeſtalt könnte ich auch verfahren, wenn ich zu andrer Zeit wieder zu meinem Schwager käme. Endlich nach geprüfter Beſtändigkeit würde man ſich entdecken. Ich ſäumte nicht lange, des folgenden Abends meinen Brief hinzulegen. Ich verſteckte mich aber zugleich in der Nähe, um zu ſehen, wer ihn abholen würde. Kaum hatte ich mich einige Minuten verborgen gehalten, als ich ein Mägdchen in geringer Kleidung nach dem bezeichneten Orte zugehen ſah. Ich übereilte ſie, als ſie eben meinen Brief hervor langte. Es war die Mademoiſelle B = = die Urheberinn des mir zugeſteckten Briefes ſelbſt, die ſich in die Kleidung ihres Kammermägdchens geworfen hatte. Sie wollte anfangs über meinen Ueberfall böſe thun; allein ich beſänftigte ſie gar bald. Alle ihre Anſchläge waren alſo zu nichte gemacht; und ich erhielt den Sieg über ihr Herz ohne Anſtand, den ſie mir erſt in einigen Jahren zugedacht hatte.

Nein, ſolche behutſame Schönen habe ich nicht vor mir gehabt, ließ ſich der Bruder Modentracht hierauf vernehmen. Wenn ich ihnen ein Haufen galante und zärtliche Sachen vorgeſagt habe; ſo haben ſie gar bald zu erkennen gegeben, wie ſehr ſie davon gerühret worden ſind. Als ich im Frühjahre in W - - war, ſo hatte ich Gelegenheit mit der Mademoiſelle D - - in Geſellſchaft zu ſeyn. Gleich das erſtemal hatte ich ſie ſo eingenommen, daß ſie mir anboth, mich in ihres Vaters Bekanntſchaft zu bringen. Sie ſagte: Sie müſſen mit meinem Vater bekannt werden. Er iſt ein Freund von Leuten, die Meriten haben, kommen Sie nur ohne Bedenken zu uns. Ich werde ihm ſo viel Gutes von Ihnen erzählen, daß er Sie mit Vergnügen bey ſich ſehen wird. Man kann leicht erachten, daß ich ein ſo vortheilhaftiges Anerbieten nicht ausgeſchlagen habe. Der gute Alte empfieng mich mit vieler Hochachtung und both mir ſein Haus an, ſo oft es mir beliebte. Er war mit vielen Geſchäfften beladen; und ich hatte die ſchönſte Gelegenheit, mit ſeiner Jungfer Tochter allein zu ſeyn. Wir lebten über vier Wochen ſehr vergnügt mit einander. Wenigſtens weis ich, daß es ihr niemals in Sinn gekommen iſt, mir ihre Liebe gegen mich zu verſchweigen.

Der Bruder Schönhaar nahm hierauf das Wort. Ich muß euch doch eine Begebenheit erzählen, die mir erſt vor etlichen Tagen begegnet iſt. Ich hatte meine Augen auf eine artige Frau allhier geworfen. Sie wohnet in der S - - Straße. Ihr werdet ſie wohl errathen. Kurz, es iſt die Frau ***. Ich bin ihr zu Gefallen des Tages mehr als einmal dieſe Straße paſſiret. Weil ſie beſtändig zum Fenſter heraus ſiehet; ſo konnten ihr meine Augen alles dasjenige ſagen, wozu ich mündlich keine Gelegenheit hatte. Ich fand, daß mein Bemühen einigen Eindruck in ihr Herz machte: und ihre Augen antworteten mir ein Haufen gütiger Sachen. Indem ich vor einigen Tagen abermals durch dieſe Straße gieng; ſo wurde ich gewahr, daß alles Feuer ihres Herzens in ihre Augen ſtieg, da ſie mich erblickte. Als ich gerade gegen ihrem Fenſter über war; ſo zog ſie den Kopf hinein und rufte: Cathrine, mache die Stuben rein, wenn morgen mein Mann zu Hauſe kommt, und es iſt nicht geſchehen; ſo wird es übel ausſehen. Den Augenblick merkte ich, daß dieſes eine Nachricht vor mich war. Nach 10 Uhr des Abends wanderte ich durch dieſe Straße. Ehe ich gegen ihr Haus kam; ſo ſah ich die Thüre offen, und hörte ein ſanftes Huſten. Ich gieng ohne Bedenken hinein, und fand mein angenehmes Weibchen im Nachthabit an der Thüre. Ich machte meine Entſchuldigungen, und ſchätzte dieſen Augenblick glücklich, weil ich ihn ſo lange gewünſcht hätte. Sie ſagte anfangs, daß ſie auf ihren Mann wartete, der vielleicht dieſen Abend von einer Reiſe zurückkommen würde. Allein auf meine zärtlichen Verpflichtungen ließ ſie ſich gar bald überwinden, mich mit in ihre Stube zu nehmen: und ich habe eine der allervergnügteſten Nächte in meinem Leben gehabt.

Der Bruder Luſtig erzählte eben eine lächerliche Geſchichte, faſt von gleicher Art, da er ſich aber durch das Kammerfenſter hatte retten müſſen, weil der Mann zurück gekommen war, als der Herr von S – durch das Fenſter gewahr wurde, daß der Bruder Vielgeliebt zum Hauſe herein gieng. Er rief: da kommt der Bruder Vielgeliebt, wir werden Wunderdinge vernehmen: es wird was rechts zu lachen geben. Nachdem er zur Stube herein getreten, und die erſte freudige Bewillkommung geendiget war; ſo beſchwerte ſich der Herr von S – – daß er geſtern ſein Wort nicht gehalten, und ihn beſucht hatte. Es iſt mir nichts angenehmers, verſetzte der Bruder Vielgeliebt, als deine werthe Geſellſchaft. Aber du weißt ja, lieber Bruder, wie geplagt ich bin. Ich bin nun meiner faſt ſelbſt nicht mehr mächtig. Wahrhaftig! mein Liebesglück fängt mir an verdrießlich zu werden. Geſtern, als ich im Begriff war, meinen Beſuch bey dir abzuſtatten, empfieng ich drey Botſchaften von artigen Frauenzimmern, die mich jede an einen beſondern Ort invitirte. Du kannſt leicht erachten, daß ich höchſtens nur zwey habe vergnügen können. Die eine ſchmachtet alſo vielleicht noch dieſen Augenblick nach meiner Gegenwart, und heute ſind ſchon zwey neue Einladungen hinzu gekommen. Dieſe Augenblicke, die ich, meiner Schuldigkeit nach, der Freundſchaft aufopfere, werden alſo unfehlbar der verliebten Sehnſucht dieſer liebenswürdigen Kinder ſehr ſchmerzlich fallen. Aber ich kann ihnen nicht helfen. Wer heißt es ihnen, daß ſie ſich in mich verlieben ſollen. Was zum Henker, ich bin doch wohl nicht dazu gebohren, daß ich alle diejenigen befriedigen ſoll, die ſich in mich verlieben? Ein jeder aus der Geſellſchaft that hierauf verſchiedne Fragen an den Bruder Vielgeliebt. Man fragte ihn, wie ihn ſeine verliebten Schönen bey der Zuſammenkunft empfangen hätten, was ſie vor Worte gebraucht hätten, ihm ihre Zärtlichkeit zu bezeugen, was er darauf geantwortet hätte; und eine Menge andre Fragen von dieſer Art wurden vorgebracht. Die Geſellſchaft lachte bey einer jeden Antwort, die er gab, aus vollem Halſe; und man vergaß hierüber die Haltung der Loge fortzuſetzen. Der Scherz und die Luſt wurde endlich allgemein, und die Loge war folglich geendiget.

Dieſes iſt ein glaubwürdiger Abriß von den Handlungen, die bey den Zuſammenkünften der Loge der Eroberer vorzugehen pflegen; und unſre Leſer werden vielleicht finden, daß die Loge, die er abſchildert, noch nicht eine der vornehmſten in Teutſchland ſey. Da dieſer Orden weder aus ſeinem Endzwecke noch aus ſeinen Handlungen das geringſte Geheimniß machet, ſondern ſich die Ausbreitung derſelben zur Ehre rechnet: ſo werden vielleicht viele unſrer Leſer überzeugt ſeyn, daß es bey den Hauptlogen ganz anders ausſiehet.

Wenn ſich jemand in der Welt wider dieſen Orden zu entrüſten, und ſich wider ſeine Abſicht und Handlungen aufzulehnen Urſache hat: ſo iſt es gewiß das ſchöne Geſchlechte. Wir hätten hier die ſchönſte Gelegenheit, wider die Eroberer im Namen des Frauenzimmers zu Felde zu ziehen, und ihre Unbilligkeit, da ſie ihre Ehre auf den Nachtheil der Schönen bauen wollen, mit nachdrücklicher Spitzfindigkeit durchzuhecheln. Allein, wir machen uns ein Bedenken, als ungebetene Vertheidiger ins Feld zu rücken, zumal da wir uns als Streiter für eine Partey darſtellen müßten, die ſo liebreich und ſanftmüthig iſt, daß ſie allen Krieg und Streit verabſcheuet, und nur zum Vergeben neiget. Wir wiſſen auch nicht, ob das ſchöne Geſchlecht die Sache eben von der Seite anſiehet, von der wir dieſelbe betrachten. Wenigſtens ſind wir überzeuget, daß ſich ein groſſer Theil des Frauenzimmers nichts weniger als Feind gegen die Eroberer bezeiget. Es iſt wahr, ſie ſind vielleicht mit ihrer Abſicht und mit ihrem Verfahren nicht völlig zufrieden. Aber einmal ſind es doch allerliebſte Herren. Man bedenke nur, ſie ſind ſcherzhaft und luſtig. Sie haben eine gute Stellung. Sie ſind beſtändig wohlgeputzt, und zwar allemal nach der neueſten Mode. Ihre Haare ſind doch ganz allerliebſt zurechte gemacht. Sie ſind gar nicht blöde, ſondern frey und dreuſte; und was das Wichtigſte iſt, ſie können ſchmeicheln, und von Schönheit und Liebe gar zu artige Sachen reden. Nein, wahrhaftig, der größte Theil der Schönen müßten nicht diejenigen ſeyn, die ſie wirklich ſind, das iſt, ſie müßten ſehr grauſame Herzen haben, wenn ſie Leute haſſen könnten, die ſo liebenswürdige Eigenſchaften an ſich haben. Geſetzt auch, eine Schöne, welche dergleichen Vollkommenheiten bewundert, erfähret, daß ein Eroberer von dieſem oder jenem Frauenzimmer nachtheilige Dinge redet, ſollte ſie ſich deswegen abhalten laſſen, einen Menſchen zu lieben, der ſo viel vortreffliche Gaben an ſich hat, die alle nach ihrem Geſchmack ſind? Nein, keinesweges. Es folget ja nicht, daß er mit ihr eben alſo verfahren wird; und überdies iſt es nur ein kleiner Fehler, den ſie ihm ſchon nachſehen kann, wenn ſie ihn nur ſonſt liebenswürdig findet. Uns deucht alſo, daß wir wohl am beſten thun, wenn wir uns in keine Händel einmiſchen, mit denen wir vielleicht nicht einmal Dank verdienen möchten.

Es giebt noch eine Art Mannsperſonen in der Welt, die zwar noch keine wirklichen Eroberer ſind, die aber dieſem Orden ſehr nahe kommen. Sie ſuchen diejenigen, mit denen ſie reden, durch ihre zweifelhaften Redensarten in Ungewißheit zu ſetzen, ob ſie nicht von dieſem oder jenem Frauenzimmer nahere Gunſtbezeugungen genoſſen haben. Wenn z. E. von einem Frauenzimmer geſprochen wird; ſo pflegen ſie zu ſagen: ach ja! es iſt ein recht angenehmes Frauenzimmer, wahrhaftig ſehr lebhaft. Sie iſt ungemein freundlich und liebreich. Ich habe die Ehre mit ihr bekannt zu ſeyn. Ich ſchätze ſie ſehr hoch, und was dergleichen zweydeutige Lobeserhebungen mehr ſind. Scherzet man mit ihnen, daß ſie vielleicht daſelbſt wohl angeſchrieben ſtehen; ſo ſuchen ſie durch ein gewiſſes Lächeln, und durch ein gezwungenes Läugnen, die Sache immer ungewiſſer zu machen. Vielleicht, daß dieſe beſondere Gattung von Mannsperſonen im Begriff iſt, ſich zu den Eroberern zu ſchlagen, oder einen neuen Orden aufzurichten. Wir werden von ihrem Vorhaben genaue Erkundigung einziehen, und wenn wir es für nöthig finden, unſern Leſern, zumal, wenn ſie ſtärker anwachſen ſollten, eigentlichere Nachricht geben.

VII.

Das Geſpräch
eines
Freyers und eines Freywerbers,
benebſt
der Liſte derer zu verheyrathenden Jungfern und Wittwen.

Freyer.

Es iſt mir ſehr angenehm, daß ich die Ehre habe, den Herrn wieder bey mir zu ſehen. Was bringen Sie mir für gute Nachricht? Soll ich bald ſelbſt kommen und das Jawort abholen?

Freywerber. Es thut mir ſehr leid, mein Herr Hofrath, daß ich Ihnen dieſe gewünſchte Nachricht nicht überbringen kann. Es ſiehet mit unſrer vorhabenden Parthie abermals ſehr mißlich aus: und kurz, ich bin gänzlich abgewieſen worden.

Freyer. Ey! Sie ſcherzen. Das kann nicht ſeyn. Sie haben mir ja zum erſtenmale gute Hoffnung zuruck gebracht: und das ganze Haus ſchien ja ungemein vergnügt und willig zu meiner Werbung, als ich ſelbſt mit Ihnen da war. Das Jawort war ja ſchon aus dem Bezeigen der Aeltern und der Tochter ganz deutlich zu leſen. Nur daß ſie aus Wohlſtand noch 3 Wochen Aufſchub nahmen.

Freywerber. Dieſes gute Bezeigen verurſachte der Hofrathstitel. Glauben Sie denn nicht, daß es einem Mägdchen ungemein kützelt, wenn ſich ein Hofrath zum Freyer angiebt? Ich will wetten, daß ſich das gute Mägdchen ſelbſt in Gedanken wohl hundertmal: Frau Hofräthinn, geheiſſen hat, als wir uns in ihrer Aeltern Hauſe befanden. Wie hat ſie hierzu ſauer auſſehen können? Wenn es auch auf das Mägdchen ankäme; ſo zweifle ich nicht, daß unſre Sachen noch gut giengen. Allein die Aeltern wollen nichts davon hören. Sie haben mir deutlich zu verſtehen gegeben, daß ſie von des Herrn Hofraths Umſtänden nur allzu wohl berichtet wären.

Freyer. Der Teufel muß doch meine Schulden aller Orten ausbreiten. Aber haben ſie den Aeltern dieſe Gedanken nicht zu benehmen geſucht?

Freywerber. Sie werden mir dieſes zutrauen, mein Herr Hofrath, Sie wiſſen ja, daß ich meine Profeßion ſo gut verſtehe, als ein Freywerber in der ganzen Welt: und 50 Thlr. die Sie mir verſprochen haben, ſind ſchon werth, daß man ſeinen möglichſten Fleiß anwendet. Ich habe gelogen, daß ſich die Balken hätten biegen mögen. Ich habe geſagt, daß Ihr Gut wohl 9000 Thlr. werth wäre; daß Sie nur 1500 Thlr. Schulden hätten, und daß Sie nächſtens wirklicher Hofrath werden würden. Ich habe auch ſo viel von Ihrer Bibliothek, von Ihrer Gelehrſamkeit, von Ihren Reiſen, von Ihren Patronen an königl. und fürſtl. Höfen gerühmet, als ich gewiß bey 56 Heyrathen, davon ich nunmehro, dem Himmel ſey Dank! der Stifter bin, nicht gethan habe.

Freyer. Allein, wollte dieſes alles keinen Eindruck machen? Was ſagten Sie hierzu?

Freywerber. Mit einem Wort: ich wurde ausgelacht. Sie ſagten, ſie wüßten ſehr wohl, daß des Hrn. Hofraths Gut allerhöchſtens 4500 thlr. werth wäre. Dargegen wäre es aber mit 6000 thlr. Schulden beſchweret. Sie wollten von des Herrn Hofraths Gelehrſamkeit nicht urtheilen. Sie wüßten aber, daß Sie auf Univerſitäten faſt in kein Collegium gekommen wären: und ſie hätten von guter Hand, daß Sie nicht im Stande wären, einen geſchickten Brief zu ſchreiben. Die Wahrheit der Reiſen, und die Hoffnung auf die wirkliche Hofrathsſtelle, und auf die Patronen, ließen ſie an ſeinen Ort geſtellet ſeyn. Sie getraueten ſich aber nicht, ihrer Tochter von ſo ſchönen Hoffnungen Brod zu verſprechen.

Freyer. Forſchten Sie nicht, mein Herr, wer Ihnen dieſes alles berichtet hatte. Sie müſſen hier in der Stadt einen guten Freund haben. Dieſer wird mein Feind ſeyn, und daher kommen alle dieſe verfluchten Nachrichten. Der Henker muß doch ſeine Hand im Spiele haben, daß ich gar nicht wieder heyrathen ſoll.

Freywerber. Allerdings, ſagte ich, daß ſie mit Unwahrheiten berichtet wären. Sie ſollten nur denjenigen nennen, der ihnen dieſe Nachrichten mitgetheilet hätte: der Herr Hofrath würde ihn nachdrücklich zu finden wiſſen. Allein ſie blieben dabey, ſie wären von der Wahrheit dieſer Dinge nur allzu wohl verſichert.

Freyer. Wenn ich nur nicht die Gewißheit dieſer Heyrath aller Orten ausgebreitet hätte. Ich werde noch [illegible] zum öffentlichen Gelächter werden. Es iſt nun [illegible] einigemal, daß mir meine Hoffnung fehl ſchlagt: und man hat allemal in der Stadt meine Abſichten gewußt. Ich bin freylich ſelbſt Urſache, daß meine Heyrathsgeſchäffte ausgebreitet werden. Allein, was ſoll ich machen? Wenn mich die Schuldleute drängen: ſo ſehe ich mich wohl genöthiget, ihnen durch eine reiche Partie wieder einen neuen Troſt zuzuſprechen.

Freywerver. Der Herr Hofrath müſſen ſich mit der Ausflucht aller unglücklichen Freyer behelfen. Sie müſſen ſagen, daß Sie von ſelbſt wieder abgeſtanden wären. Das Mägdchen wäre für Sie nicht ſchön genug, und wüßte wenig zu leben.

Freyer. Ja, wenn es nur die Leute glaubten. Alle Welt weis, daß ich nicht Urſache habe, ekel zu ſeyn. Ich wollte es mir auch ganz gerne vergehen laſſen, auf Schönheit und Lebensart zu ſehen, wenn mir nur die Abſicht des Geldes nicht fehl ſchlüge.

Freywerber. Es werden tauſend Dinge in der Welt erzählet, die niemand glaubt. Es iſt genug, wenn man etwas zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen kann. Dem Himmel ſey Dank! ſo unhöflich iſt die Welt noch nicht, daß ſie uns ins Angeſicht ihren Unglauben zu erkennen geben ſollte.

Freyer. Allein, was ſoll ich anfangen? Wiſſen Sie kein ander Mägdchen für mich, das Geld hat. Denn es iſt hohe Zeit, daß ich wieder heyrathe, wenn nicht meine Creditores zufahren und mir auch die Hoffnung wegnehmen ſollen, mir jemals durch eine Heyrath wieder zu helfen.

Freywerber. Ich weis faſt keinen Rath mehr für den Herrn Hofrath. Ich habe die Liſte der zu verheyrathenden Jungfern und Wittwen, die ich mir gemacht habe, ſorgfältig durchblättert. Allein ich finde nichts mehr darinnen, wodurch dem Herrn Hofrath zu helfen ſtünde. Es ſind noch Mägdchens oder Wittwen mit 5. 6. bis 800 thlr. genug vorhanden. Damit wird Ihnen aber wenig gedienet ſeyn.

Freyer. O Himmel! was ſoll ich mit ſo wenig Geld ausrichten. Die Unkoſten der Kleidung und andre benöthigte Dinge zur Hochzeit erfordern faſt ſo viel. Ich würde alſo der Unbeſcheidenheit meiner Glaubiger vor wie nach ausgeſetzet ſeyn. Was meynen Sie? Sollte ich nicht des Hrn. Amtmanns H-- Tochter bedenken können?

Freywerber. Hier getraue ich mir nicht einen Antrag zu wagen. Dieſe Familie iſt zu vernünftig, als daß ſie es wohl aufnehmen ſollte, wenn man ihnen einen Freyer anträgt, der ihrer Tochter Annehmlichkeit und Tugenden nur aus dem Gerüchte kennen will. Ich müßte doch dieſen Bewegungsgrund zu des Herrn Hofraths Werbung anführen, denn es iſt noch nicht Mode in der Welt, daß man nach ſeiner wahren Herzens Meynung unverhohlen ſaget: der Herr Freyer hatte ſo viel von der Aeltern Gelde und Vermögen gehöret, daß er ſich nicht entbrechen könnte, zu wünſchen, einen Theil deſſelben benebſt der Tochter zu überkommen.

Freyer. Es iſt aber doch Mode in der Welt, daß man um ein Mägdchen anhalten läßt, die man niemals mit einem Auge geſehen hat.

Freywerber. Ja, dieſe Mode beſtehet aber nur unter Leuten, die zwar ihrem Stande nach, aber nicht nach ihren Eigenſchaften von dem Pöbel unterſchieden ſind. Wenn ein Vater klug iſt, wenn die Tochter nur einige vernünftige Ueberlegung macht; ſo muß ihnen ohne Mühe einfallen, daß ein Menſch, der ein Frauenzimmer noch nie geſehen hat, unmöglich eine wahrhaftige Neigung zu ihr haben könne. Nein, ſeine rechten Abſichten können ihnen unmöglich verborgen ſeyn. Ich weis am beſten, wie ich bey dem Herrn Hofrath R - - anlief, als ich mit einem dergleichen Freyer für ſeine Tochter aufgezogen kam. Damals lernte ich erſt, was vernünftige Leute hiervon denken.

Freyer. Was hatte er aber hierwider zu ſagen?

Freywerber. Er ſagte, daß er meinen Antrag für eine Beleidigung aufnähme, und daß er mir verböthe, bey dergleichen Gelegenheiten ſein Haus jemals wieder zu betreten. Denn ich konnte mich unmöglich unterſtehen, ihm dieſen Vortrag zu machen, wenn ich ihn nicht für ſo unvernünftig hielte, daß er glaubte, man könne eine wahrhaftige Liebe vor ein Mägdchen haben, ob man ſie gleich noch nie geſehen, und von ihren Eigenſchaften und Gemüthsneigungen nicht die geringſte Kenntniß hätte.

Freyer. Wiſſen Sie ſonſt gar nichts mehr für mich? Ich bitte Sie ſehr, bemühen Sie ſich auf alle erſinnliche Art, etwas ausfündig zu machen, wodurch mir geholfen wird. Sie haben ja ſo manchen ehrlichen Kerl aus der Noth geriſſen: ſollten Sie denn allein für mich keinen Rath wiſſen?

Freywerber. Ich werde alles mögliche anwenden. Allein vor der Hand kann ich dem Herrn Hofrath wenig Troſt geben.

Freyer. Wenn ich mir auf keine andre Art helfen kann; ſo ſehe ich mich genöthiget, eine reiche Bauers-Tochter zu heyrathen. Wiſſen Sie nicht einen Bauer, der ſeiner Tochter ein paar tauſend Thaler mitgiebt?

Freywerber. Dergleichen Bauern ſind ſehr rar: und wenn ich auch einen dergleichen Bauer wüßte; ſo würden wir doch mit unſrer Werbung am allerwenigſten wohl aufgenommen werden.

Freyer. Ey! warum nicht? Ein Bauer, oder ein Handwerksmann, der nur ein wenig weis, daß er Vermögen hat, ſtrebet nach nichts ſo ſehr, als nach Ehren. Wir ſehen ja täglich Beyſpiele, daß ſie ſich wieder muthwillig ins Armuth ſtürzen, nur daß ſie Pachtamtleute, oder Rathsherren heißen wollen.

Freywerber. Eine unüberlegte Hoffnung mehr zu gewinnen, überredet ſie benebſt dem Ehrgeiz hierzu. Viel ein anders aber iſt es, wenn ſie ihre Tochter, und einen Theil ihres Vermögens weggeben ſollen. Sie ſind auch nicht alle geneigt, dieſe Ehrenſtellen anzunehmen. Viele bleiben bey ihrem Stande; und dieſe, wenn ſie ihre Töchter verheyrathen ſollen, ſo verlangen ſie einen Mann ihres gleichens, von dem ſie aber verſichert ſind, daß er ebenfalls Vermögen beſitzet. Ich bin öfters ſchlecht aufgenommen worden, wenn ich bey einem reichen Bauer von der Werbung eines gelehrten oder ſonſt betitelten Mannes geredet habe. Allein, wenn ich einen reichen Bauer, oder einen Freyſaßen angetragen habe; ſo bin ich von dem ganzen Hauſe freundlich angeſehen worden.

Freyer. Es müſſen doch noch viel Leute in der Welt ſeyn, die Vermögen haben, und die ſo viel Ehrgeiz beſitzen, ihrer Tochter den Titel: Frau Hofräthinn zu verſchaffen. Wir müſſen noch nicht alle Hoffnung fahren laſſen.

Freywerber. Wenn wir in unſerm Suchen glücklich ſeyn wollen; ſo müſſen wir uns zu reichen Kaufleuten,

leuten, zu begüterten Künſtlern, oder zu vermögenden Handwerksleuten, die ſich in kleinen Städten, zu der Bürgermeiſter oder Rathsherrenwürde erhoben haben, wenden. Dieſe ſind größtentheils voller Ehrgeiz: und ihr Hochmuth iſt ſchon ſo kräftig, ihnen einzubilden, daß zwiſchen ihnen und einem Hofrath eben kein allzugroßer Unterſchied ſey. Ihre Hoffahrt überredet ſie demnach, daß der Stand und die Eigenſchaften ihrer Tochter ſchon würdig genug ſind, ſie zur Hofräthinn zu machen, ohne, daß dabey ihr Geld der einzige Bewegungsgrund ſeyn müſſe.

Freyer. Mir iſt es deſto lieber, wenn diejenige, die mich aus der Noth reißt, von nicht allzu geringem Stande iſt. Bemühen Sie ſich nur, daß Sie etwas von dieſer Art für mich aufſuchen.

Freywerber. Es fällt mir gleich itzo ein Mägdchen von dieſer Sorte ein, die mit [illegible] Rthl. Geld mit ganzer Gewalt einen Hofrath haben will. Als ich vor einigen Jahren gegen dieſelbe erwähnte, daß ſich der Doctor M - - glücklich ſchätzen würde mit ihr verbunden zu werden; ſo ſagte ſie mir ohne Umſchweif, daß ich mich mit dieſem Herrn vergeblich bemühen würde. Wenn ich ihr aber einmal einen Hofrath bringen könnte; ſo ſollte ich beſſer willkommen ſeyn. Weil ſich itzt [illegible] kein Hofrath gemeldet hat: ſo vermuthe ich, daß ihre Neigungen darnach deſto ſtärker ſeyn werden: und ich glaube, daß ſie ſich nicht lange beſinnen wird, ihren Hofrathshunger zu ſtillen.

Freyer. Deſto beſſer iſt es für Sie, mein Herr, wenn ſich das Mägdchen noch glücklich ſchätzet, mich zu heyrathen: Vielleicht, daß Sie [illegible] Vergeltung, die Sie ſich von mir verſprechen können, weit ihr ſelbſt noch eine beſondre Erkenntlichkeit empfangen. Ich geſtehe, die Handthierung, die Sie ergriffen haben, iſt nicht unrecht. Ich glaube, daß Sie öfters fette Sporteln einzuſtreichen haben.

Freywerber. Ich kann nicht läugnen, daß mir meine Mühe öfters reichlich bezahlt wird. Ich erinnere mich bey einer Heyrath manchmal 30. 40. 50. bis 60. Rthl. verdient zu haben. Allein öfters iſt auch die Vergeltung ſo ſchlecht, daß mir der geringſte Tritt gereuet, den ich deswegen gethan habe. Man verſprach mir neulich eine rechte Belohnung, wenn ich ein gewiſſes Frauenzimmer an einen Mann brächte: Ich that es; und die Familie konnte Gott danken, daß ſie dieſelbe mit Ehren loß wurde. Dennoch aber erhielte ich nicht mehr, als einen halben Scheffel Waizen, und ein paar Tauben. Was meynen der Herr Hofrath, wie mich dieſe Belohnung verdroſſen haben müſſe.

Freyer. Das heißt in der That ſich unerkenntlich genug bezeiget. Allein, pfleget denn das Frauenzimmer den Herrn gleichfalls anzureden, daß ſie vor ihre Verheyrathung ſorgen ſollen? Ich kann es faſt nicht glauben.

Freywerber. Ich ſollte zwar die Geheimniſſe meiner Profeßion nicht ausplaudern. Ich halte aber den Herrn Hofrath für einen ſo guten Freund, daß ich mir eine genaue Verſchwiegenheit verſpreche. Allerdings werde ich von vielen Frauenzimmern gebeten, ihnen einen anſtändigen Mann zu verſchaffen. Zwar die Jungfern pflegen ſelten zu dem äuſſerſten Nothmittel zu ſchreiten, daß ſie mir ihre Sehnſucht ohne Umſchweif zu erkennen geben. Deſto öfter aber laſſen ſie mir durch alte Weiber ihr Verlangen wiſſen, die dann gleichſam nur für ſich reden. Ich kann es auch gleich an der Freundlichkeit einer Jungfer gegen mich wahrnehmen, daß ſie gerne einen Mann haben möchte. Allein die Wittwen brauchen nicht viel Umſtände. Oefters iſt der Mann kaum ein viertel Jahr todt, daß ſie mich holen, oder mir durch alte Weiber ihr Verlangen deutlich zu erkennen geben laſſen. Vielmals ſchlagen ſie auch denjenigen ſelbſten vor, den ſie wunſchen zum Manne zu bekommen.

Freyer. Wer ſollte das in der Welt denken? Dennoch aber werden dieſe Wittwen äuſſerlich eine ſolche Traurigkeit annehmen, die alle Welt zum Mitleiden bewegen möchte.

Freywerber. Der Herr Hofrath ſollten erſtaunen, wenn ich Ihnen eine gewiſſe Wittwe nennen wollte. Ihr Mann iſt vor 9 Wochen geſtorben, und ſie bezeuget noch täglich eine Traurigkeit, daß es einen Stein erbarmen möchte. Vor ungefähr 8 Tagen ließ ſie mich unter einem andern Vorwand zu ſich kommen. Endlich eröffnete ſie mir, daß es die Umſtände ihrer Haushaltung nicht leiden wurden, lange ohne Mann zu ſeyn. Wenn ich alſo einen Mann ihres Standes für ſie wüßte: ſo ſollte ich ſie demſelben immer vorſchlagen. Er müßte aber hübſch, ſtark, munter und allerhöchſtens 24 Jahr alt ſeyn. Denn ſie wollte lieber gar nicht heyrathen, wenn ſie unumgänglich einen Mann haben ſollte, der ſchon um das 30ſte Jahr ſeines Alters wäre, weil dieſe bald anfiengen alt und verdrüßlich zu werden. Sie verſprach mir 30 Rthl. und nach einigen Jahren, wenn der Eheſtand nach ihrem Wunſch ausſchlagen würde, ſollte ich noch 50 Thaler erhalten.

Freyer. Ich ſollte dieſe Wittwe faſt errathen. Können Sie mich derſelben nicht vorſchlagen, wenn ſie Vermögen hat?

Freywerber. Der Herr Hofrath ſind ſchon etliche 30 Jahr, und ſie hat mir das Alter der 24 Jahre ungemein ernſtlich eingebunden. Ich zweifle alſo, daß ſie einen geheimden Rath nehmen würde, wenn er auch nur 2 Jahr älter wäre.

Freyer. Es fällt mir ein, daß ſie von einer Liſte erwähnten, die Sie von denen zu verheyrathenden Jungfern und Wittwen gemacht hätten. Wollten Sie mir nicht die Freundſchaft erweiſen, und mir ſolche ſehen laſſen? Ich verſpreche eine genaue Verſchwiegenheit.

Freywerber. Der Herr Hofrath werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich mit dieſer Bitte verſchonen. Alles Vertrauen zu mir, und folglich alle meine Nahrung würde hinfallen, wenn ich die Unbeſonnenheit begienge, dieſes Verzeichniß bekannt zu machen.

Freyer. Ich habe Ihnen ja bereits ſo viele Geheimniſſe von mir anvertrauet, daß Sie verſichert ſeyn können, mich in dieſem Betracht zu einer vollkommenen Verſchwiegenheit anzuhalten.

Freywerber. Ich will Ihnen doch einige Blätter davon ſehen laſſen: aber wegen gewiſſer wichtigen Urſachen kann ich Ihnen die ganze Liſte unmöglich zum Durchleſen geben.

Der Freywerber zog ſeine Liſte hervor, und nachdem er die Blatter gefunden hatte, die er für unſchädlich hielt, ſehen zu laſſen; ſo rufte er den Hr. Hofrath: und dieſer bewunderte gleich anfangs die Rubriken dieſes Verzeichniſſes,

ſes. Sie waren folgender Geſtalt abgefaſſet: Vor- und Zunamen, Alter, Stand, Vermögen, Schönheit und Eigenſchaften, Anmerkungen. Ich werde vor dießmal nur meinen Leſern den Innhalt dieſer Liſte, ohne ihrer ordentlichen Geſtalt mittheilen. Vielleicht bin ich aber einmal ſo glücklich, daß ich der Welt das ganze Verzeichniß nach ſeiner unverminderten Beſchaffenheit vor Augen legen kann. Der Hr. Hofrath las ganz laut folgendes daraus ab:

Liſte derer zu verheyrathenden Jungfern und Wittwen.

1) Friderica Johanna Aengſtlichinn.

Sie iſt 38 Jahr alt. Ihr Vater iſt Lieutenant geweſen. Sie hat noch 23 fl. 14 gr. Lohn bey ihrer gnädigen Frau ſtehen, und beſitzet ſehr viel Bänder, Spitzen und Kopfzeuge. In ganz Teutſchland iſt kein ſo vollkommnes Kammermägdchen anzutreffen. Sie kann ſich zu rechter Zeit vornehm, demüthig, frölich und betrübt bezeigen; und ſie kann ihren artigen Mund in verwundernswürdige Falten legen. Sie will binnen dem nächſten halben Jahre verſorget ſeyn, und wenn es auch ein Dorfſchulmeiſter oder ein Muſicante wäre.

2) Auguſta Theodora Lieberheutinn.

Binnen 2 Monaten wird ſie 15 Jahr werden. Ihr Vater iſt Secretär. Sie hat 1200 thl. Muttertheil. Sie iſt von guter Geſichtsbildung, und hat ganz reizende Augen. Sie giebt ihren künftigen Liebſten den Rath, keine

Mitgift bey ihrem Vater zu fordern, weil er ſie ſonſt in 10 Jahren noch nicht verheyrathen würde. Man könne ihn aber nach der Hochzeit ſchon anhalten, daß er ihr Muttertheil heraus geben müſſe.

3) Anna Catharina, verwitt. Tapſinn.

Sie iſt 45 Jahr alt, und eine Prieſterwittwe. Ihr Vermögen erſtrecket ſich auf 895 thlr. Sie iſt unanſehnlich, und beſitzet nicht den geringſten Witz, ausgenommen, wenn ſie Geld ausleihen ſoll. Sie biethet 30 thlr. wenn es dahin zu bringen iſt, daß ſie ihres Mannes Nachfolger im Amte heyrathet. Außerdem will ſie einen Mann haben, der Knechte und Pferde hält, weil ſie dieſe ſehr liebet.

4) Henrica Amalia Witziginn.

Ihr Alter wird ohngefähr 27 Jahr seyn. Es iſt aber gewiß, daß ihr Vater Sub-Subconrector geweſen iſt. Sie hat noch 165 thlr. auf Zinſen und eine feine Bibliothek, die doch wenigſtens in 23 Stück Büchern beſtehet. Sie iſt ein gelehrtes Frauenzimmer. Den Telemach hat ſie in der franzöſiſchen Sprache bis auf ſeine Ankunft in der Inſel der Calypſo geleſen, und des Cicero Schriften kann ſie mit vollſtändigen teutſchen Noten noch ziemlich verſtehen. Ihr künftiger Mann ſoll unumgänglich ein Gelehrter ſeyn, der Bücher ſchreibet, damit derſelbe wegen ihrer beſondern Gelehrſamkeit unter ihrem Namen Schriften herausgeben könne.

5) Sophia Maria Tänzerinn.

Sie iſt 21 Jahr alt. Ihr Vater iſt Organiſt an der Hauptkirche geweſen. Ihr Vermögen belauft ſich ganz gewiß auf 75 thlr. Sie kann auf unterſchiedenen Inſtrumenten wohl ſpielen, und ſehr fertig tanzen. Ihre Stimme iſt unvergleichlich. Hierbey hat ſie keine übele Geſichtsbildung. Sie verſpricht ihrem künftigen Mann, ihr ganzes Vermögen alſobald durch eine unwiderrufliche Schenkung, unter den Lebendigen zu übergeben, wenn er ihr wenigſtens wöchentlich einmal Geſellſchaften und Muſik in ihrem Hauſe zu halten erlauben wird.

6) Helena Chriſtiana Uebelbildinn.

Man hält ſie für etliche 30 Jahr alt. Ihr Vater iſt ein Freyſaſſe. Sie bekömmt ohngefähr 600 thlr. Mitgift. Ihr Geſichte iſt etwas ſchwarzgelb und durch die Pocken ſehr verdorben. Es gehet in der ganzen Nachbarſchaft die Rede, daß ſie mit ihres Vaters Knecht in Geheim ein Kind gezeuget habe. Ich habe ſie dem Herrn Ohnekrahm, einem verdorbenen Kaufmanne, zugedacht. Sie werden ſich beyderſeits glücklich ſchätzen einander zu heyrathen.

7) Dorothea Johanna, verwitt. Seufzerinn.

Sie wird ungefähr 36 Jahr alt ſeyn. Ihr verſtorbener Mann iſt außerordentlicher Lehrer der Weltweisheit geweſen. Sie hat 1300 thlr. an baaren Gelde im Vermögen, und ſiehet noch ziemlich gut aus. Weil ſie ſich bey ihrem vorigen alten und kränklichen Manne viele Unkoſten mit Artiſchocken, Sellery und Kraftſuppen machen müſſen; ſo will ſie nunmehro unumgänglich einen jungen und geſunden Mann haben.

8) Charlotta Juliana Jungliebinn.

Auf Martin wird ſie 14 und ein halb Jahr alt werden. Ihr Vater iſt Amtmann, und hat ein ziemliches Vermögen. Sie iſt mittelmäßig ſchön und ſehr belebt. Ich vermuthe, daß ſie einen Platz in meiner Liſte haben will, weil ſie mich neulich auf eine ungemeine artige Art mit dem Fächer ſchlug, und ſagte: Gegen dieſen Herrn muß man ſich freundlich bezeigen, indem er einem Frauenzimmer ungemein nützlich ſeyn kann.

9) Louiſa Henrietta, verwitt. Nothnagelinn.

Sie iſt vermuthlich 42 Jahr, und ihr verſtorbener Mann iſt Pfarrherr geweſen. Sie beſitzet eine Hufe Land, zwey Wieſenflecken, und etwas Holz. Wenn man ihr das Alter nicht ſo ſehr anſähe; ſo würde ſie ſo ſehr häßlich nicht ſeyn. Es iſt zu vermuthen, daß ſie vor ihre Haushaltung einen Mann höchſt nöthig braucht, weil ſie binnen 14 Tagen dreymal zu mir geſchickt hat. Aus Furcht für den Geſpenſtern kann ſie niemals allein ſchlafen. Sie will dannenhero ihrem künftigen Manne ihr ganzes Vermögen im voraus vermachen, wenn ihr derſelbe verſpricht, keine Nacht aus ihrem Bette zu bleiben.

10) Wilhelmina Juſtina, verwitt. Schlappinn.

Sie iſt 26 Jahr alt. Ihr verſtorbener Mann iſt ein Advocat geweſen. Sie beſitzet ungefähr für 4000 thlr. liegende Gründe. Man ſagt, daß ſie eine ſchlechte Haushalterinn ſey. Ungeachtet ſie einen jungen Menſchen ſtudiren läſſet; ſo hat ſie mir doch ſagen laſſen, daß ſie nicht abgeneigt ſey, einen hübſchen jungen Menſchen zu heyrathen, wenn er eine Bedienung habe, oder ſonſt ein ziemliches Vermögen beſitze.

11) Carolina Sabina Schönblickinn.

Sie iſt 19 Jahr alt. Ihr Vater iſt ein berühmter Doctor der Rechte. Es müßten viele unverhoffte Fälle geſchehen, wenn ſie dereinſt etwas in der Welt erben ſollte. Dagegen iſt ſie beynahe eine ganz vollkommne Schönheit. Ich habe ſie nur auf eine unvermuthete Nachfrage in meiner Liſte. Denn die jungen verliebten Herren, die allein auf Schönheit ſehen, pflegen ſich bey mir nicht zu melden.

12) Euphemia Galena Hyppocrata Gläſerinn.

Iſt beynahe 23 Jahr alt. Ihr Vater iſt ein Doctor der Arzneykunſt geweſen. Sie iſt etwas pockennarbigt. Wenn einmal ein junger Mediciner oder ein Apotheker nichts als leere Gläſer und Büchſen braucht; ſo werde ich an ſie denken.

13) Margaretha Apollonia Putzmacherinn.

Man kann ſie ganz gerne vor 41 Jahr alt rechnen. Ihr Vater iſt Actuarius geweſen. Man weis nicht, daß ſie außer Haubenſtöcken und allerley papiernen Muſtern etwas im Vermögen hat. Ihr ſchwarzgefärbter Pudelkopf und die Schminke können ſie ſchon noch auf 2 Jahr für einen Mann in etwas angenehm machen. Sie will längſtens binnen 8 Wochen ihre Verſorgung von mir erwarten, und zur Vergeltung will ſie den Anputz meiner Frauen Lebenslang umſonſt beſorgen. Sie drohet, daß ſie nach 8 Wochen die Parthie, die ſie bereits im Vorſchlag habe, erwählen werde. Ich vermuthe, daß es ein Unterofficier ſey.

14) Chriſtiana Charlotta Richterinn.

Ihr Alter wird beynahe 19 Jahr ſeyn. Ein Renthmeiſter iſt ihr Vater geweſen. Sie hat 600 thlr. im Vermögen. Sie iſt noch ziemlich artig, und beſitzet viel Witz, weil ſie von allen Leuten übel redet. Da ſie bereits einige Injurienproceſſe hat, und deren in ihrem Leben noch gar viel beſorgen muß; ſo glaube ich, daß ihr mit einem Advocaten gedienet ſey.

15) Fauſta Placidia Hochmuthinn.

Man ſchätzt ſie für 22 Jahr alt. Ihr Vater iſt Rector, und hat 800 thlr. Muttertheil. Sie hat unvergleichliche Augen und eine angenehme Bildung, was aber das vornehmſte iſt, einen ſehr hohen Geiſt. Sie ſoll öffentlich ſprechen, ſie begehre keinen allzu klugen Mann, damit er ihr nur die Herrſchaft überlaſſe. Vielleicht daß ich einmal ihren Wunſch erfüllen kann.

16) Eva Suſanna verwitt. Starrfüßinn.

Man leget ihr 35 Jahr bey. Sie iſt eines Freyſaſſen Wittwe. Fünfhundert Reichsthaler Eingebrachtes hat ſie in ihres ſel. Mannes Gute zu fordern. Sie iſt unterſetzt, und hat ſehr viel Röthe im Geſichte. Ihr Wunſch gehet auf einen Pachtamtmann. Wenn ſie einen hübſchen Mann bekommt, ſo will ſie ihn nicht allein zum Erben einſetzen; ſondern ſie will auch ihren ſeligen Mann niemals gegen ihn erwähnen. Ich werde ſie vor allen andern verſorgen, weil ſie ſo gottſelige Gedanken hat.

Dieſes Geſpräch und dieſes Verzeichniß ſind ſo natürlich, daß ich meinen Leſern das Vergnügen nicht habe vorenthalten können, ihnen ſolche vor Augen zu legen. Die Begebenheiten, die täglich in der Welt vorgehen, haben auch ſo viel Aehnlichkeit hiermit, daß wir an ihrer Wahrheit und Wirklichkeit nicht zweifeln dürfen. Meine Leſer können beyde Stücke als eine Vorbereitung zu der wichtigen Abhandlung von dem wahren Weſen der Liebe anſehen, die ſie dereinſt von mir zu gewarten haben. Mich deucht auch, daß ich noch mehr dergleichen Vorbereitungen werde machen müſſen, ehe ich mein Verſprechen erfülle. Denn wenn wir die Natur einer wahrhaftigen Liebe beſtimmen wollen; ſo werden wir unſer Vorhaben erleichtern, wenn wir vorhero die Geſtalten der vielen Ungeheuer betrachten, die ſich bey uns unter dieſem Namen täglich ſehen laſſen.

T . . .

Dritte

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

I.

Das Land der Schmeicheley.

Es giebt Laſter in der Welt, welche der Wohlſtand, die Höflichkeit und die Gewohnheit, gleichſam nothwendig gemacht haben; und wer in der Welt nicht für einen eigenſinnigen und wunderlichen Menſchen angeſehen werden will, ſiehet ſich genöthiget, ſich von dem Strome der allgemeinen Sitten mit fortreiſſen zu laſſen. Die Schmeicheley iſt von dieſer Art, ſo ſehr auch ein vernünftiger und aufrichtiger Mann dieſes Laſter haſſet: ſo ſtehet es doch nicht allemal in ſeiner Gewalt, ſich deſſelben gänzlich zu entſchlagen; und öfters wird er, ſo zu ſagen, wider ſeinen Willen genöthiget, einen kleinen Schmeichler abzugeben. Der Wohlſtand und die Höflichkeitsbezeugungen preſſen gleichſam mit Gewalt einige ſchmeichleriſche Redensarten aus ihm heraus. Wir wollen den Fall ſetzen, einer ſeiner Anverwandten oder Bekannten erhält eine anſehnliche Bedienung. Die Höflichkeit erfordert, daß er ihm hierzu Glück wünſchet. Wenn ſein Glückwunſch nicht allzu kaltſinnig ſeyn ſoll; ſo kann er ſich unmöglich entbrechen, daß er nicht von ſeinen Verdienſten reden ſollte, geſetzt, daß er auch von ſeiner Unwürdigkeit noch ſo ſehr überzeugt wäre. Eben dieſe Nothwendigkeit der Schmeicheley ereignet ſich bey dem Heyrathen unſrer Anverwandten und guten Freunde, und in vielen andern Fällen.

Wir geben oft einen Schmeichler ab, ohne daß wir es ſelbſt wiſſen. Es iſt ein unſtreitiges Kennzeichen einer übeln Lebensart, wenn man denjenigen Perſonen, ſo ſich mit uns in Geſellſchaft befinden, ohne Aufhören widerſpricht. Um dieſen Fehler zu vermeiden, fallen wir oft in den entgegengeſetzten Fehler der Schmeicheley. Wie oft bringet man nicht in Geſellſchaften offenbare und handgreifliche Unwahrheiten, oder ſolche Meynungen und Urtheile vor, deren Ungereimtheit ſo gleich jedermann in die Sinne fällt. Dennoch widerſprechen wir ihnen nicht, zumal, wenn es Perſonen von einigem Anſehen ſind, die ſie vorbringen. Wir ſtellen uns öfters, als wenn wir ihren Erzählungen vollkommen Glauben beylegten. Wir laſſen uns ihre Urtheile und Meynungen gefallen; und wir geben ihnen wohl öffentlichen Beyfall, ohngeachtet wir des Gegentheils nur allzuſehr überzeuget ſind. Was iſt aber dieſes im Grunde anders, als kleine Schmeichler abgeben?

Wenn ich des Nachts zu Bette gehe; ſo bin ich gewohnt, allemal, ehe ich einſchlafe, über meine Handlungen, die ich des Tages über unternommen habe. Betrachtungen anzuſtellen. Gemeiniglich pflegen ſie endlich allgemein zu werden, und auf die Natur der Menſchen, auf die Sitten, und auf die Gewohnheiten der Welt zu verfallen. Einige Vorfälle in einer gewiſſen Geſellſchaft, in der ich mich geſtern befunden habe, gaben mir Gelegenheit, meine Gedanken auf die Nothwendigkeit der Schmeicheley zu richten, ſo, wie ich ſie gegenwärtig vorgetragen habe. Kaum war ich eingeſchlafen, als ſich meine Seele anfieng, mit eben dieſen Gedanken von der Schmeicheley zu beſchäfftigen. Ich ſah im Traume die Wahrheit zu mir kommen. Ihre muntern Geſichtszüge und der angenehme Glanz ihrer Augen gaben ſie mir zu erkennen. Sie ſagte: Folge mir! Ich will dir das Land der Schmeicheley zeigen. Man fürchtet mich aber allzu ſehr in dieſem Lande, als daß ich mich öffentlich ſehen laſſen könnte. Ich werde alſo nur allein dir ſichtbar ſeyn. Nachdem ich ihr zu erkennen gegeben hatte, daß ich ſie mit Vergnügen begleiten würde, ſo umfaßte ſie mich. Wir reiſeten mit einer ſolchen Geſchwindigkeit durch die Luft, daß wir uns faſt in einem Augenblicke vor der Gränze eines großen Landes befanden, deſſen Anblick mir ſehr verwundernswürdig ſchien.

Es war das Land der Schmeicheley. Die ganze Gränze des Landes war mit der vortrefflichſten Bildhauerarbeit beſetzt. Man ſah hier Ehrenpforten, Triumphbogen, Ehren- und Bildſäulen, Gedächtniß- und Leichenſteine, und andre prächtige Denkmaale der Verdienſte: und dieſe Zierathen der Verewigung dienten zugleich dem Lande gleichſam zu einer Befeſtigung. Ich wurde auf den meiſten ſchmeichleriſchen Lobſchriften gewahr, welche die großen Thaten und Verdienſte der Menſchen, die man zur Verewigung beſtimmt hatte, in den edelſten und erhabenſten Ausdrücken erzählten. Auf einigen waren ſie ſehr kurz. Sie waren aber eben ſo ſchmeichleriſch, als die übrigen. Mein Gefährte führte mich durch eine prächtige Ehrenpforte; und nun befanden wir uns wirklich in dieſem angenehmen Lande.

Wie erſtaunte ich nicht, als ich hier den Erdboden ſtatt des Graſes und der Blumen, mit Trauer- Hochzeit-

und Glückwünſchungsgedichten bedeckt ſah. Allenthalben las ich unter meinen Füßen auf den Titeln der Gedichte: Ehren- und Gedächtnißmaal, ſchuldiges Thränen- und Ehrenopfer, das ruhmvolle Gedächtniß, die allzu früh entriſſenen Verdienſte, ſchmerzliche Ehrenſäule, und andre wehmüthige und gerechte Ausdrücke über den Verluſt der abgeſtorbenen Menſchen. Ich würde mich hierüber von einer tiefen Traurigkeit haben hinreißen laſſen, wenn ich nicht unter meinen Füßen eben ſo viel Glückwünſchungen über die Verdienſte der annoch lebenden Menſchen gewahr worden wäre. Bald las ich: die wohlbelohnten Verdienſte, bald die gerechte Vergeltung der Tugend und Verdienſte, bald die durch die Liebe belohnte Gelehrſamkeit, bald aufrichtige Beyfreude bey dem Glück eines verdienten Mannes: und allenthalben fielen mir, zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, aus den Hochzeit- Neujahrs- Geburts- Namenstags- und andern Glückwünſchungsgedichten die großgedruckten Wörter: Schönheit, Tugend, Verdienſte, Gelehrſamkeit und Weisheit in die Augen.

Unter dieſen freudigen Bewegungen meines Herzens waren wir unvermerkt in einem kleinen Walde angelanget. Als ich die Augen in die Höhe richtete, erblickte ich, zu meiner äußerſten Verwunderung, daß die Bäume gleichfalls, ſtatt der Blätter und Früchte, nichts als gedruckte Schriften trugen. Ich beugte etliche Aeſte herunter, und ſah mit Vergnügen, daß es Lebensgeſchichte großer Leute, Epiſteln von den Verdienſten gelehrter Männer, gelehrte Zeitungen und Journale, Stellen aus Büchern, die das gerechte Lob würdiger Gelehrten in ſich enthielten, Leichenpredigten und Trauerprogrammata waren, die hier in dem Lande der Schmeicheley, von der gütigen Natur von ſelbſt hervor gebracht wurden. Dieſe Merkzeichen von der edlen Beſchaffenheit der Menſchen hätten mir bey nahe Freudenthränen ausgepreßt.

Ich gieng in tiefen Gedanken fort, und verabſcheuete bey mir ſelbſt einige Sittenlehrer, welche die Menſchen mit den häßlichſten Farben abſchildern, als ich unverhofft einen Menſchen ganz nahe bey mir entdeckte. Wollen Sie ſich abmalen laſſen, mein Herr! fieng er an. Ich bin ein berühmter Kunſtmaler. Sie können ſich niemand ſicherer anvertrauen, als mir. Sie haben zwar eine große Naſe und einige unordentliche Geſichtszüge. Allein, das hat gar nichts zu bedeuten. Ich müßte in meiner Kunſt ſchlecht erfahren ſeyn, wenn Sie nicht vollkommen mit mir zufrieden ſeyn ſollten. Ich gab ihm zu verſtehen, daß es itzo nicht Zeit hiervon wäre, und verließ ihn.

Als wir noch ein paar hundert Schritte zurück gelegt hatten; ſo begegnete uns ein junger Menſch mit einer kühnen Miene. Ich ſehe es Ihnen an, mein Herr! rief er, als er wohl noch zehen Schritte entfernet war, Sie ſind ein Gelehrter: und ich will alles verwetten, Sie ſind ein Schriftſteller. Kann ich Ihnen dienen? Befehlen Sie nur. Ich bin ein Kunſtrichter, ein Gelehrter Zeitungsſchreiber, oder wenn Sie auch wollen, ein Journaliſte der gelehrten Neuigkeiten: und nun werden Sie ſelbſt wiſſen, wie nützlich ich Ihnen ſeyn kann. Erklaren Sie ſich nur, mein Herr! ſoll ich einen gelehrten Mann von der erſten oder von der andern Größe aus Ihnen machen. Es ſtehet bey Ihnen. Ich weis, einem ſo großen Manne wird es auf einen Louisd'or nicht ankommen. Ich gab ihm zu verſtehen, daß ich hierauf kein Geld wendete. Deſto ſchlimmer für Sie, antwortete er, und vielleicht ſind Sie gar ein Anhänger von * * *. Er nannte hier, ich weis nicht was für einen Namen, den ich nicht habe behalten können. Ja, ja, fuhr er fort, ich merke es; Sie werden ſchlechte Sachen ſchreiben. Ich ſagte ihm, es ſtünde in ſeiner Gewalt, zu denken, was er wolle. Die Wahrheit winkte mir, ich ſollte ihm nachdrücklicher antworten. Allein, weil ich ein Feind von unnöthigen Händeln bin; ſo ließ ich mich nicht weiter mit ihm ein.

Wir hatten unſern Weg kaum noch eine Stunde fortgeſetzt, als wir in der Luft ein verwirrtes Geſchrey von vielen unterſchiedenen Stimmen höreten. Einige Töne waren ganz vernehmlich. Ich habe ganz deutlich die Wörter: Excellenz, Magnificenz, Hochwohlgebohren, Hochwürden, Hochedelgebohren, Hochehrwürden, Hochedlen und Hochweisheiten in der Luft erſchallen hören. Je weiter wir fortgiengen, je mehr war die Luft mit dergleichen Tönen erfüllet. Die Worte waren aber mit den vorigen nicht immer einerley. Ich hörte einige Stimmen ganz eigentlich: Theurer Mäcenat, groſer Gönner, Stütze der Stadt, Licht der Gelehrten, du hochverdienter Mann, und andre Ausdrücke dieſer Art ausrufen. Endlich hörten wir in der Luft ein Freudengeſchrey, davon die Berge erſchalleten, und unſre Ohren betäubet wurden. Wenn ich mich nicht irre, ſo waren es glückwünſchende Zurufungen: Es lebe der Groſe, der Siegreiche, der Gütige, der Weiſe. Die Wahrheit gab mir zu verſtehen, daß wir nun über ein Paar Stunden von dem Tempel der Schmeicheley nicht entfernet ſeyn könnten. Denn dieſe Stimmen würden niemals allzu weit von dem Tempel gehöret.

Zu unſrer Rechten wurden wir ein groſſes Haus gewahr, in welchem ſich eine ſtarke Geſellſchaft befand. Die Wahrheit ſagte zu mir: hier ſind die vornehmſten Bürger dieſes Landes verſammlet. Ich will, daß du ſie kennen lerneſt. In einem Augenblick befanden wir uns mitten unter ihnen, ohne, daß uns jemand entdeckte. Der Ueberfluß herrſchte in dieſem Hauſe: und alles, was nur in die Augen fiel, war prächtig. Man erkannte ohne Mühe den Herrn des Hauſes. Er war von 10 bis 12 Bürgern des Landes umgeben: und jeder bemühete ſich um die Wette, ſeine Eigenſchaften und Verdienſte zu erheben. Ich hörte gleich den einen aus den Umſtehenden folgendergeſtalt reden: Ich bin in vielen Häuſern geweſen, wo man eine angenehme Unterhaltung genoſſen hat. Allein, was iſt doch das gegen das Vergnügen, das in dieſem Hauſe herrſchet? Eine ſo auserleſene Geſellſchaft, als man beſtändig hier antrifft, wird man wohl an allen Orten vergebens ſuchen. Welcher vernünftiger Menſch würde ſich auch nicht durch die unvergleichlichen Eigenſchaften des Herrn von * * * anziehen laſſen? So viel Groſmuth, ſo viel Höflichkeit und ſo viel Witz, als derſelbe beſitzet, ſind allein vermögend einer Geſellſchaft die Seele und das Leben zu geben. Wahrhaftig! wer die Ehre hat, ein Freund des Herrn von * * * zu ſeyn, der hat nicht Urſache, ſich um die Gunſt der Könige groß zu bekümmern. Was iſt doch der verdrüßliche Zwang des Hoflebens gegen eine ſo lebhaftige, angenehme und reizende Lebensart, als man hier findet. Ein andrer nahm hierauf das Wort, und ſagte: Ich bewundre nur die Einrichtung und die Ordnung ſeines Hauſes. Alles iſt hier reizend und bequemlich: und wenn man alle Tage die Ehre hätte, dem Herrn von *** aufzuwarten; ſo würde man auch eine neue Art des Vergnügens genieſſen. Man ſollte glauben, daß alle dieſe Anordnungen einen eigenen Mann erforderten. Allein, bey dem Herrn von *** iſt es nur ein kleines Nebenwerk. Er widmet alle ſeine Stunden der Gelehrſamkeit und ſeinen Freunden. Ich weis in der That nicht, wie ſie es leiſten können. Ein andrer würde alle ſeine Zeit damit zubringen müſſen. Sie haben recht, verſetzte ein Dritter. Meine Ungeduld, den Herrn von *** zu ſehen, hat mich manchmal des Morgens zu ihm getrieben. Allemal habe ich ihn, wie einen Profeſſor, in Büchern, wie begraben, gefunden. Es iſt nur zu bedauern, daß der Hof ſeine Gelehrſamkeit und Verdienſte nicht erkennet. Wenn dieſe Dinge daſelbſt in einigen Betracht kämen; ſo verdiente er weit eher Staatsminiſter zu ſeyn, als viele andre. Allein der Herr von *** verlangen es nicht; und ſie haben auch nicht Urſache, ſich eine glücklichere Lebensart zu wünſchen. In einer angenehmen Freyheit, von der ganzen Nachbarſchaft geliebet, und von jedermann der ihn kennet, oder von allen ſeinen Freunden verehret: denn den Herrn von *** zu ſehen, und ſein Freund zu ſeyn, iſt nur einerley; wahrhaftig! dieſe Beſchaffenheit iſt glücklicher, als daß ſie mit dem unruhigen und verdrüßlichen Hofleben vertauſcht werden könnte. Auf ſolche Art fuhr man fort, die vortrefflichen Eigenſchaften und Verdienſte des Hauswirths in den Himmel zu erheben, und jeder wußte etwas beyzubringen, wodurch ſeine Vollkommenheiten in ein neues Licht geſetzet wurden. Die Wahrheit winkte mir, und wir verließen die Geſellſchaft dieſer Lobredner. Als wir uns wieder auf der Landſtraße befanden; ſo konnte ich mich nicht enthalten, auszurufen: Was vor einen vortrefflichen Mann haben wir nicht verlaſſen. Die Wahrheit verſetzte: Du irreſt. Dieſer Elende verſchwendet ſein ganzes Vermögen, um täglich das Vergnügen zu haben, dergleichen thörichte Lobeserhebungen anzuhören. Ich getrauete mich nicht, dieſem Ausſpruche zu widerſprechen.

Wir ſetzten nun unſern Weg nach dem Tempel der Schmeicheley fort, als wir einige Frauenzimmer benebſt einer Mannsperſon in einem Garten bemerkten. Die Wahrheit führte mich in unſichtbarer Geſtalt mitten unter ſie. Ich hörte, daß ſich die Mannsperſon keiner andern Titel gebrauchte, als: Anbetenswürdige Schöne, unvergleichlicher Engel, liebenswürdiges Kind, verehrungswürdigſte Mademoiſelle. Er redete mit dieſen Benennungen bald dieſe, bald jene aus der Geſellſchaft an; und wenn eine von ſeinen Geſellſchafterinnen redete; ſo rufte er alle Augenblicke: wie ſinnreich! wie unvergleichlich! wahrhaftig! allerliebſte Mademoiſelle, Dero Witz iſt eben ſo göttlich, als Dero Schönheit. Die Wahrheit reichte mir ihr Fernglas, daß ich ſein Herz betrachten ſollte. Ich las darinnen ganz deutlich: Die guten Dinger ſind nicht einmal mittelmäßig. Allein ſie hören es gerne. Ich muß ihnen doch etwas vorſchwatzen. Sie werden mich für einen galanten Herrn halten. Ich wunderte mich über dieſe Geſtalt ſeines Herzens, davon ſein Mund ſo weit entfernet war: und wir verließen den Garten.

Wir langten endlich in der Gegend des Tempels an. Eine Menge Mannsperſonen wandelten vor denſelben herum. Mein Gefährte ſagte mir, daß ich hier nichts als Dichter vor mir ſahe. Aus ihnen beſtünde der größeſte Theil der Soldaten, und der Leibwache der Göttinn Schmeicheley; und durch ihre Tapferkeit hätten ſie bisher alle Anfälle der Feinde glücklich zurück getrieben. Einer von denſelben kam auf mich zu. Mein Herr! rief er, Sie ſind ein Mann von Verdienſten: wollen Sie nicht ein Lobgedichte auf ſich machen laſſen? Ich bin ein berühmter Dichter. Sie können ſich keiner beſſern Feder anvertrauen. Ich habe einige Männer unter meinen Händen gehabt, die in meiner Werkſtatt zu einer verwunderungswürdigen Größe gediehen ſind. Sie dürfen mir nur Ihren Stand und Ihren Namen ſagen. Vor das übrige laſſen Sie mich ſorgen. Verſichern Sie ſich, daß ich Sie mit allen vollkommenen Eigenſchaften und mit noch etwas mehr ausrüſten werde.

Eilen Sie nicht, mein Herr, rief ein andrer, der unterdeſſen herbey gekommen war; die Lobgedichte ſind allzu gemein in der Welt geworden. Ein Herr von Ihren Verdienſten muß nicht durch eine ſo abgenutzte Erfindung der Welt angeprieſen werden. Ich will ein Schäfergedichte zu Ihrem Lobe ſchreiben. Ich werde den allervollkommenſten Schäfer aus Ihnen machen. Sie ſollen Milch und Käſe genug haben. Ich werde Ihnen ſo viel Blumenkränze verſchaffen, daß Sie nicht wiſſen werden, wo Sie damit hin ſollen. Vor allen Dingen aber werde ich Ihnen einen recht verſtändigen Leithammel zuordnen. Die Welt weis doch wohl, was man unter dergleichen Dingen verſtehet.

Unterdeſſen hatte ſich ein ganzer Schwarm Dichter um mich verſammlet, Einer davon unterbrach die Rede des letztern, ehe ich noch zur Antwort kommen konnte. Nein, mein Herr! ſagte er, Sie ſind zu verſtändig, als daß Sie geſchehen laſſen konnten, daß Ihre preiswurdigen Eigenſchaften mit einer groben Schäfertaſche bedecket wurden. Ich habe eine weit rühmlichere Erfindung vor Sie im Vorrathe. Was meinen Sie! Eine Serenade, ſollte dieſe nicht Ihre Vollkommenheiten geſchickter in ſich faſſen können? Befehlen Sie nur! Wollen Sie Ihr Lob aus dem Munde der Götter hören, oder ſollen es die Tugenden ſelbſt ausbreiten, die ich als Perſonen aufführen werde. Sie mögen nun wählen was Sie wollen; ſo muß es ihnen doch allemal eine beſondre Ehre machen.

Als ich itzo den Mund eröffnete zu antworten; ſo zupfte mich ein anderer aus dem Haufen bey dem Aermel. Ein Wort, mein Herr! beſchließen Sie noch nichts, fieng er an. Ich habe einen Vorſchlag, der Ihnen unendlich beſſer gefallen wird. Ich wünſche nur, daß Sie ein Prinz ſind. Wiſſen Sie was? ich werde eine Oper verfertigen. Dieſe können Sie vor ſich ſpielen laſſen. Was iſt wohl geſchickter, das Lob eines großen Herrn bis an den Himmel zu erheben, als der Eingang oder das Vorſpiel eines ſo prächtigen Singeſpiels? Haben Sie wohl die Oper geleſen, die man vor Ludwig dem 14ten König in Frankreich, geſpielet hat? Ich verſichere Ihnen, alle die prächtigen Lobeserhebungen, die Sie daſelbſt in den Eingangen finden, ſollen Kinderwerk ſeyn, gegen das, was ich vor Sie verfertigen werde. Ich habe beſchloſſen, noch etwas mehr als einen Halbgott aus Ihnen zu machen. Haben Sie keine Schlachten gewonnen? Gut! das thut nichts zur Sache. Machen Sie ſich nur keinen Kummer. Ich müßte ein ſchlechter Operndichter ſeyn, wenn ich nicht von Ihrer Gnade, Weisheit und Frömmigkeit ſo viel preiswürdiges zu ſagen wüßte, daß ich Sie ein paar hundert Stufen über den Auguſt, Titus und Trajan ſetzen könnte; und dann werden Sie dem Apollo ſehr nahe kommen.

Endlich konnte ich einmal zur Antwort gelangen. Ich ſagte Ihnen: Sie irren ſich, meine Herren. Ich verlange weder ein Lobgedichte, noch etwas, was demſelben ähnlich iſt; und es iſt ſo weit gefehlet, daß ich ein Prinz bin, daß ich vielmehr nicht einmal Geld habe, womit ich Ihre vortreffliche Arbeit belohnen könnte. Der ganze Hauſe ſah mich hierauf verächtlich an; und einer aus ihnen ſagte überlaut: Es iſt ſehr gut, daß der Handel nicht zur Richtigkeit kommt. Denn ich dachte gleich, daß mit dieſem Herrn ſchlechte Ehre einzulegen wäre. Ich wurde hierüber ſo wenig gerührt, daß ich vielmehr mit der größten Gelaſſenheit meinen Weg nach dem Tempel fortſetzte.

Je näher ich dem Tempel kam, je mehr erſtaunte ich über die Schönheit deſſelben. Dieſer Tempel war das größte und prächtigſte Gebäude, das ich noch jemals geſehen habe. Wo man nur hinſah, ſo wurden die Augen von dem Glanze des Goldes und der Edelgeſteine geblendet. Allenthalben erblickte man die vortrefflichſte Bildhauerarbeit. Triumphbögen, Ehrenpforten und allerley Siegeszeichen waren in Menge mit einer verwundernswürdigen Ordnung an denſelben angebracht: und alle Tugenden waren hier in Lebensgröße in denen vortrefflichſten Bildern zu ſehen. Ich konnte der Wahrheit mein Vergnügen über die Schönheit dieſes Tempels nicht bergen. Sie gab mir aber zu verſtehen, daß alles, was ich hier ſahe, nichts als ein angenehmer Betrug der Augen wäre. Dieſes große Gebäude hatte nicht den geringſten Grund, worauf es aufgeführet wäre; und ein ſcharfer Nord- oder Oſtwind würde es längſt über den Haufen geworfen haben, wenn man nicht zwey hohe Mauern aufgeführet hatte, welche den Tempel wider dieſe Winde beſchützten. Die Wahrheit zeigte mir auch dieſe Mauern in der That: und ſie ſagte, daß die eine Höflichkeitsglaube, und die andre Gewohnheit genennet würde. Sie fuhr fort, alles Geld und Edelgeſteine, die meine Bewunderung erregten, wären falſch; und die reizenden Geſichter der Tugenden, die mir gefielen, wären nur Larven, worunter die ärgſten Fratzengeſichter verborgen lägen.

Wir traten nunmehr in den Tempel der Schmeicheley hinein. Wenn ich den Altar ausnehme; ſo war innerhalb des Tempels nicht der geringſte Pracht zu ſehen. Allein, dieſer war weit glänzender und prächtiger, als alles, was ich von außen wahrgenommen hatte. Die Wände des Tempels waren mit Helden- und Lobgedichten, mit Zuſchriften der Bücher, und mit Lob- und Trauerreden dergeſtalt behängt, daß man Mühe haben würde, noch etwas daran heften zu können. Ich erblickte einige große Gelehrten, welche bey ihrer Arbeit ſtanden, und ſorgfältig bemühet waren, einige Stellen darinnen auszukratzen. Allein, die Prieſter der Göttinn hatten genaue Obacht, um dieſes zu verhindern. Ich ſah mit Betrübniß, daß der Oberprieſter den guten Plinius gewaltig auf die Finger klopfte.

Die Göttinn Schmeicheley ſtehet auf dieſem Altar in Lebensgröße. Tauſend Lampen brennen um ſie herum. Sie ſtellet eine Weibsperſon von verwundernswürdiger Schönheit vor. Ihre Geſichtszüge ſind die allerreizendſten, die man nur ausſinnen kann. In der linken Hand hält ſie eine Schale voll Nectar. Hiervon reicht ſie ihren Verehrern zu trinken. In der rechten Hand führet ſie einen großen Pinſel: und zu ihren Füßen ſtehet ein großer Topf von Golde, mit einem glänzenden Firniß angefüllet. Ich wurde gewahr, daß ſie alle Opfer, die man ihr brachte, mit dieſem gleißenden Firniß überſtrich.

Die Wahrheit gab mir zu erkennen, daß ihr Geſichte nichts weniger als reizend wäre. Dasjenige, was ſie unſern Augen ſo angenehm machte, wäre nichts als eine ſchöne Larve, die das abſcheulichſte Geſicht von der Welt bedeckte. Sie aber, die Wahrheit, würde zu ſeiner Zeit kommen, und ihr dieſe betrügeriſche Larve abreißen; dieſen Tempel aber und das ganze Land zerſtören. Sie fuhr fort: Es iſt dieſes der falſchen Göttinn, oder vielmehr der Zauberinn ſelbſt hinlänglich bekannt. Sie lebet dannenhero in beſtändiger Furcht. Ob ſie nun zwar aus den Dichtern und den Rednern eine ſtarke Kriegsmacht aufgerichtet, und beſonders einen anſehnlichen Haufen zu ihrer Leibwache erwählet hat; ſo ſollen doch dieſe Elenden viel zu ohnmächtig ſeyn, meine gerechte Rache aufzuhalten, wenn die Zeit des Verhängniſſes einmal vorhanden ſeyn wird.

Ich richtete meine Aufmerkſamkeit abermals auf die Pracht des Altars, und auf die Göttinn Schmeicheley ſelbſt, als ich gewahr wurde, daß das Bild der Göttinn auf einmal ge-

gewaltig zu zittern anfieng. Ich ſah hierauf, daß alles flohe, was in der Nahe um mich war. Hieraus muthmaßete ich, daß ſich die Wahrheit ſichtbar gemacht hatte. Ich irrete nicht. Es erhub ſich ein entſetzliches Getümmel in dem Tempel. Alles lief wider einander; und jedermann rief mit bebender Stimme: Aufruhr! Verrätherey! Krieg! zum Waffen! Der Feind iſt in dem Tempel. Mir war nicht wohl zu Muthe bey der Sache; denn ich befürchtete, daß es für mich übel ablaufen würde, wenn man mich für einen Gefährten der Wahrheit erkennen würde. Allein eben, da ſich meine Seele dieſen fürchterlichen Lärmen mit der größten Lebhaftigkeit vorſtellete; ſo brachten ſie dieſe ängſtlichen Verrichtungen der Furcht und des Schreckens wieder zu ſich ſelbſt. Kurz, ich erwachte; und mein Traum hatte ſeine Endſchaft erreichet.

T * *

II.

Das Land
der
Fröhlichkeit.

Die menſchliche Seele wird ſehr aufmerkſam, wenn ihr eine Sache vorkommt, die ihr noch nicht bekannt iſt. Je weniger dieſe Sache Aehnlichkeit mit denen Dingen hat, die ſie bereits weis, jemehr wird ſie gerühret. Es iſt falſch, daß ſie Begriffe hat, die mit ihr gebohren werden. Sie kann keine Bilder erlangen, als durch die ſinnlichen Werkzeuge. Sie hat ſich bereits von dem, was ſie geſehen oder gehöret hat, unzählige Bilder gemacht. Wenn ihr demnach etwas Neues vorkömmt; ſo durchläuft ſie mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit den Vorrath ihrer Bilder; und ſie wird weniger aufmerkſam, wenn ſie viel Aehnliches darunter findet. Sie wird aber völlig gerühret, wenn ſie nichts unter ihrem Vorrath weis, das mit dem, was ſie itzo höret oder ſiehet, einige Aehnlichkeit hat. Ihre Eigenliebe hat dadurch auf mehr als einer Seite zu ſchaffen. Sie ſchämet ſich in Anſehung ihres Hochmuths, daß es Dinge in der Welt giebt, davon ſie noch gar nichts weis. Sie freuet ſich aber auch, daß ſie ihre Erkenntniß vermehren ſoll.

Man ſiehet leicht, daß ſie ſich mitten in den Anfällen des Schämens und der Freude wenig bekümmern wird.

wird, ob das, was ſie höret, wahr ſey oder nicht. Zwey ſolche heftige Regungen laſſen dergleichen Unterſuchung nicht zu. Daher kommt es alſo, daß wir die Fabeln und das wunderbare ſo gerne hören, ob wir gleich nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit darinnen finden. Es iſt nämlich genug vor unſre lehrbegierige Seele, daß ſie etwas erfähret, davon ſie noch nichts weis, und dadurch ſie ihre Erkenntniß in den erſten Augenblicken zu vermehren glaubet.

Nach dieſer Beſchaffenheit unſrer Seele kann ich mir verſprechen, daß folgendes Geſichte, welches ich jüngſthin gehabt habe, die Aufmerkſamkeit vieler Leſer an ſich ziehen werde.

Ich ſah von ferne das Land der Fröhlichkeit liegen, und drey Haufen Volks befanden ſich in der Gegend, wo ich war. Ihre muntern Mienen und ihre aufgeklärten Geſichter gaben mir zu erkennen, daß ſie ſämmtlich in dieſes Land reiſen wollten. Nur war jeder Haufe um einen Wegweiſer bekümmert. In dem Augenblick fand ſich die Ausgelaſſenheit und das Gelächter bey dem einen Haufen ein; und jedermann war willig ihnen zu folgen. Die Ausgelaſſenheit winkte einigen übelbekleideten Menſchen, ſo von dieſem Haufen etwas abſeits ſtunden, und welche Geigen, Hörner, Leyern und Hackebreter in Händen hatten, daß ſie herbey kommen ſollten. Sie kamen und ließen ſich auf ihren Inſtrumenten hören. Die Ausgelaſſenheit begab ſich auf den Weg. Hinter ihr giengen die Muſikanten, und ſodann der ganze Haufe. Zuletzt kam das Gelächter. Ihr Weg gieng durch den Bierfluß. Ob ihnen gleich der Strom bis an den Hals gieng, und viele faſt erſäuft hätte, ſo waren ſie doch immer luſtiger.

Sie breiteten ſich nunmehro in dem Lande der Fröhlichkeit aus; ſie tanzten, ſie hüpften, und durchliefen mit einem Freudengeſchrey, wovon die Berge ertöneten, den größten Theil des Landes. Ich ſah erſtaunende Verwandlungen geſchehen. Der Prieſterrock wurde in eine Narrenkappe verwandelt, und aus einem ehrwürdigen Haupte wurde ein Fratzengeſichte. Aus einem Rechtsgelehrten wurde ein Marktſchreyer, und aus einem Officier ein Comödiante.

Der ganze Haufe eilte nach dem Tempel der Fröhlichkeit, welcher mitten in dieſem Lande liegt. Je eilfertiger ſie aber dahin wollten, deſto mehr entferneten ſie ſich von demſelben, endlich verlohren ſie ihre Wegweiſer; und der Unſinn, das Geſchrey und der Zank, fanden ſich bey ihnen ein. Dieſe Furien führten ſie durch einen andern Weg wieder aus dem Lande. Allein, dieſer Weg war voll Gefährlichkeiten. Hier ſah man einen von einer Klippe herunter ſtürzen, dort einen andern ins Waſſer fallen, und an einem andern Orte ſich einige im Kothe herum walzen. Einige kamen darinnen um. Die mehreſten aber folgten dem Haufen voller Moraſt und Unflath von ferne nach.

Der Haufe zerſtreuete ſich nun, und mich deuchte, daß ich hier und dar einige mit verbundenen Köpfen und blaſſen Geſichtern in ihren Betten liegen ſah. Eine abſcheuliche Furie, die Krankheit genannt, ſtund vor ihnen, und ſaugte Mark und Blut aus ihrer Bruſt. Andre giengen betrübt im Felde herum. Die Armuth gieng ihnen zur Rechten, und die Reue zur Linken, und jede von dieſen Furien ſchlug mit vollen Fäuſten auf ſie los.

Ich ſah, daß ſich bey dem andern Haufen gleichfalls ein Wegweiſer einfand. Dieſes war der falſche Scherz, ein Sohn des falſchen Witzes, den er mit der Ausgelaſſenheit erzeuget hat. Jedermann überließ ſich mit Freuden ſeiner Anführung. Der falſche Scherz gieng voran; und der ganze Haufe folgte. Die Zweydeutigkeit, welche das Wortſpiel auf dem Arm hatte, gieng bald zur Seiten, bald hinter dem Haufen her. Einige kamen gerade durch den Weinfluß, andre aber durch einen kleinen Umweg in das Land der Fröhlichkeit. Die falſche Höflichkeit geſellete ſich zu ihnen; und ſie bediente ſich bald gegen dieſen, bald gegen jenen aus der Geſellſchaft ein Haufen Wortgepränge. Unterwegens kam noch der Hohn, das Sticheln und die Verlaumdung zu ihnen.

Nun kommt der Haufe in dem Tempel an. Die Zweydeutigkeit erhebt ihre Stimme, um zu Ehren der Göttinn Fröhlichkeit ein Lied zu ſingen. Allein, die Keuſchheit, welche der Göttinn zur Seiten ſtund, verſtopfet ihre Ohren und der Schaam bedecket ihr Angeſicht. Die Unſchuld, welche auf der andern Seite der Göttinn war, erſchrickt vor dieſen Tönen, und der Nachſinn und des Aergerniß ſchleppen ſie bey den Armen aus dem Tempel. Die Verlaumdung tritt nunmehr an der Zweydeutigkeit Stelle, und ihre Geſänge vergnügen eine zeitlang die Geſellſchaft. Endlich will ſich auch der Hohn und das Sticheln hören laſſen. Allein, ihre ziſchenden Stimmen fallen nicht allen angenehm in die Ohren. Einige wollen, daß ſie nicht mehr ſingen ſollen. Die Geſellſchaft zertheilet ſich hierüber; und die Empfindlichkeit und das Mißvergnügen erheben ihre Stimmen auf der andern

Seite, damit der Hohn und das Sticheln aufhören ſollen. Weil kein Theil nachgeben will; ſo rufet man endlich die Grobheit und das Schimpfen herbey, daß ſie mit ihren donnernden Stimmen den andern Theil übertreffen ſollen. Allein die Göttinn Fröhlichkeit, welche dieſe wider einander ſtreitende Töne nicht vertragen konnte, jaget endlich dieſen Schwarm auf einmal aus ihrem Tempel. Das Zanken, der Haß und die Feindſchaft verfolgen ſie, bis ſie dieſes Land verlaſſen, und ſich in dem Felde, wo ich war, zerſtreuen. Ich wurde bey vielen von ihnen eine ſchwarze Schlange gewahr, welche, wo ich mich nicht irre, der Verdruß hieß. Sie hatte ſich um ihre Lenden gewunden, und mit ihrem ſpitzigen Kopfe ihre Bruſt durchbohret. Ich bedauerte die Quaal, die dieſe Unglückſeligen erleiden mußten. Der ſchwarze Gift dieſes Ungeheuers hatte bereits alle ihre Adern eingenommen, und war ganz deutlich in ihren Geſichtern zu ſpüren. Nun richtete ich alle meine Aufmerkſamkeit auf den dritten Haufen. Die Zufriedenheit befand ſich mitten unter denſelben; und es kam endlich der wahre Scherz, ein würdiger Sohn des wahren Witzes, den er mit der Fröhlichkeit erzeugt hat, und erboth ſich, ihr Führer zu ſeyn. Sie nahm ihn willig an; er gieng vor ihnen her; und ſie folgten ihm. Ihr Weg war auf beyden Seiten mit Roſen und Lilien bepflanzet, und die Anmuth eines heitern Tages machte ihn deſto angenehmer. Die wahre Höflichkeit gieng ihnen zur Seiten. Sie machte aber keine Menge leerer Worte; ſondern ſie leiſtete der Geſellſchaft wirkliche Dienſte, und kam ſelbſt ihren Wünſchen zuvor. Sie litte es nicht, daß ſich der Zwang und die Verſtellung herbey nahen durften, Sie winkte aber dem natürlichen Weſen und der Aufrichtigkeit, daß ſie kommen ſollten. Die Freundſchaft und die Hochachtung ſchlichen ſich unvermerkt unter dem Haufen ein, und knüpften alle Perſonen durch ein feſtes Band zuſammen, dergeſtalt, daß niemand ausweichen, oder ſich verlieren konnte. Endlich geſellete ſich die Moral zu ihnen. Dieſe erzählete unſern Reiſenden reizende Fabeln und Geſchichte. Sie wußte das Einfältige, das Lächerliche und das Wunderbare darinnen abzubilden; und ihre Anmerkungen machten der Geſellſchaft ein unſchuldiges Vergnügen.

Unter dergleichen Ergötzlichkeiten gelangte der Haufe in dem Tempel der Fröhlichkeit an. Die Munterkeit und die Ironie fand ſich noch daſelbſt bey ihnen ein. Die Munterkeit erhob zuerſt ihre Stimme und ſang Lieder, worinnen ſie die Wirkung der Natur, die Macht der Liebe und der Freundſchaft erhob. Der wahre Scherz trat der Munterkeit bey; und ſeine Lieder, in welchen er das Erhabene mit dem Niedrigen, und das Niedrige mit dem Erhabenen verglich, machten der Geſellſchaft eine vernünftige und erlaubte Luſt. Endlich fieng die Ironie an zu ſingen. Sie ſtellete ſich, die Thorheit und das Laſter zu loben. Allein, ſie machte ſich dadurch nur deſto lächerlicher. Hier hatte die Keuſchheit und die Unſchuld nicht nöthig ſich zu bedecken, oder weg zu begeben. Sie blieben, und dieſe Geſänge ſchienen ihnen ſehr reizend und angenehm.

Die Göttinn Fröhlichkeit ſah dieſe Geſellſchaft mit Vergnügen in ihrem Tempel; und der Dienſt und die Ehre, ſo man ihr erzeigte, gefiel ihr. Sie gab jeden von den Anweſenden einen vollen Becher ihres Nectars zu trinken, den ſonſt die Götter gekoſtet haben, und den auch die Weiſen nicht verachten; ſie ſchmückte ihre Häupter mit Kränzen von Hyacinthen und Lorbern; und erfüllete ihre Hände mit wohlriechenden Blumen. Ihre Namen wurden in das Buch ihrer wahrhaftigen Verehrer eingeſchrieben; und die Geſellſchaft verließ endlich den Tempel. Die Gemüthsruhe begleitete ſie auf dem Rückwege, und es war ſelbſt in ihren Geſichtern abgemalet, wie dauerhaftig und wahrhaftig das Vergnügen geweſen ſey, das ſie genoſſen hatten.

III.

Die Dichterinſel.

Diejenigen, ſo unbekannte Länder entdecken, haben zugleich ein unſtreitiges Recht denenſelben einen Namen zu geben; wie es ihnen gefällt. Es iſt gleichſam ein, mit der Erfindung verknüpftes, Vorrecht, der ganzen Welt Geſetze vorſchreiben zu dürfen, wie das erfundene Land benennet werden ſoll. Und da wir Menſchen ſonſt ſo wenig geneigt ſind, uns dem Willen eines andern zu unterwerfen: ſo haben wir doch bey dieſer Gelegenheit noch allemal eine tiefe Unterthänigkeit bezeuget. Die Eigenliebe, die alle unſre Handlungen regieret, hat ſich dann gemeiniglich auch hier mit eingemiſchet; und die Erfinder haben entweder ſich, oder ihrem Prinzen, oder ihrem geſammten Volke die Ehre erzeiget, das entdeckte Land nach ihnen zu benennen, ohne dabey auf die Natur des Landes einigen Betracht zu haben. Niemand aber hat noch ſeiner Tadelſucht ſo weit Raum gelaſſen, daß er dieſes Verfahren gemißbilliget hätte. Da ich nun itzo im Begriff bin die Entdeckung einer vorher noch nie bekannten Inſel der Welt mitzutheilen; ſo hätte ich mit größtem Schein des Rechtens meinem Ehrgeize ein Genüge leiſten und dieſe Inſel nach meinem Namen nennen können. Ich geſtehe auch, daß ſich meine Eigenliebe zu verſchiedenenmalen gereget hat, dieſe Gelegenheit zu Verewigung meines Namens zu ergreifen. Gleichwie ich aber in dieſer nützlichen Entdeckung ohne allen Eigennutz bin; ſo habe ich auch dieſe Regung gedämpft: und ich verſpreche mir dargegen, daß meine Leſer ſo billig ſeyn werden, meiner Beſcheidenheit Recht wiederfahren zu laſſen. Allein ich habe mich nicht entſehen können, meiner Inſel einen Namen zu geben. Dieſes Vorrechts eines Entdeckers habe ich mich unmöglich begeben können. Meine Leſer würden ſelbſt nicht wiſſen, wovon ich ſie zu unterhalten die Ehre hätte. Es hat mir alſo gefallen, meine Inſel die **Dichterinſel** zu benennen.

Ich verſchweige mit Fleiß die Urſachen, ſo mich hierzu bewogen haben. Denn da unſre Zeiten ſo reich an Entdeckungen ſind; ſo befürchte ich nicht ohne Grund, daß denen nachfolgenden nichts übrig bleiben wird. Wenn nun dereinſt alle dieſe Kleinigkeiten, ſo itzo unſern Witz unterhalten, durch eine lange Folge der Zeit in ein helles Licht geſetzet ſind: was vor ein Glück wird es nicht nach einigen tauſend Jahren für ein paar witzige Schriftſteller ſeyn, daß ich ihnen, dieſe Urſachen zu errathen, Gelegenheit laſſe. Ihre Scharfſinnigkeit wird in meine eigene Gedanken eindringen: und da immer einer mehr, als der andre wahrſcheinlichere Urſachen angeben wird;, ſo werden ſie auf ihre ganze Lebenszeit Beſchäfftigung vor ihren Witz haben. Ihre Streitſchriften werden ihnen Ehre, und ihren Zeiten Vergnügen machen. Dieſes alles aber würden die Nachkommen entbehren müſſen, wenn ich ſo plump wäre, meine Urſachen beyzufügen.

Ich verlaſſe mich übrigens auf die Wahrheit meiner Beſchreibung ſo ſicher, daß ich es nicht vor nöthig erachte, von der Gewißheit derſelben eine lange Einleitung voraus zu ſetzen. Es iſt dieſes in dergleichen Art von

Schriften gar nicht nöthig. Ich bin meinen Leſern vorhero noch nicht als ein Lügner bekannt: alſo ſehe ich nicht, warum ſie mir nicht auf mein Wort glauben wollten. Zudem ſchmeichle ich mir, daß die Wahrheit meiner Dichterinſel verſtändigen Leſern, in allen Blättern, in die Augen fallen werde. Ich will alſo ohne fernere Weitläuftigkeit meine Erzählung anfangen:

Es war am 27ſten Junius des 1731ſten Jahres, an einem der ſchönſten Tage, die man um dieſe Zeit hoffen kann, als ich mich in meinem Garten der angenehmen Morgenluft bedienete. Ich las in einem Manuſcripte, welches ich unter meines ſeligen Vaters Büchervorrathe gefunden hatte. Ich erinnere mich von meiner Mutter gehöret zu haben, daß es gedachter mein Vater in einem öffentlichen Bücherverkauf vor drittehalb Groſchen erſtanden habe, weil niemand auf ſelbiges bieten wollen. Es wäre ihm aber dennoch beſonders lieb geweſen; und er hätte oft erwähnet, daß rechte Wunderdinge darinnen enthalten wären. Meine Leſer mögen in der Folge urtheilen, ob mein Vater zu viel davon geglaubet hat. Unterdeſſen hatte ich es in eben dieſer Abſicht zu mir genommen, die Wahrheit hiervon zu unterſuchen; weil mir meiner Mutter Worte Tages vorhero beygefallen waren.

Das erſte, was dieſer redliche und eines ewigen Andenkens würdige Schriftſteller ſo fleißig aufgezeichnet hatte, war die Kunſt auf 4, 5, 6 und 7 Füßen zu laufen. Ich unternahm dieſes Kunſtſtück: und wie vergnügt war ich nicht, als es mir gelung. Ob ich zwar wahrnahm, daß ſich dieſe Füße ſehr unordentlich unter einander vermiſchten: ſo, daß ich zuweilen in Gefahr ſtund, meinem Kopfe an einem großen Apfelbaume Schaden zuzufügen;

ſo ließ ich mich dieſes doch nicht abſchrecken. Ich glaubte, daß mein Verſehen, und nicht der Unterricht meines Schriftſtellers, hieran Urſache ſey: und ich wurde nur um ſo viel mehr angefeuret, alle die großen Dinge, wozu er Unterricht gab, zu unternehmen.

Mein Schriftſteller erwähnte hierauf ſeines Vaterlandes, und erzählte, daß es eine über alle Maaßen luſtige Inſel wäre. Er brachte ſo viel Wunderdinge von derſelben bey, daß er alle meine Aufmerkſamkeit an ſich zog. Ich wünſchte ſchon im voraus dieſes wunderbare Land ſelbſt in Augenſchein zu nehmen; und ich fieng bereits an verdrüßlich zu werden, als ich keine Mittel und Wege vor mir ſah, dahin zu gelangen. Allein, wie erfreut wurde ich nicht, als ich in den folgenden Blättern fand, daß dieſer treuherzige und ehrliche Mann auch denen Fremden die Art dahin zu reiſen, aus einer ruhmwürdigen Menſchenliebe deutlich vorgeſchrieben hatte.

Einige meiner Leſer möchten vielleicht glauben, daß ich ſie mit artigen Erfindungen zu unterhalten ſuche, und daß eine dergleichen Inſel niemals geweſen ſey. Wenn ich aber die Ehre hätte, daß mich dieſe Herren von Perſon kennen ſollten; ſo würden ſie geſtehen, daß ich zu dergleichen Erfindungen gar nicht geſchickt ſey. Allein um ihnen allen Argwohn zu benehmen, ſo will ich meines Schriftſtellers eigene Worte einrücken, in welchen er Anweiſung giebt, wie die Reiſe nach dieſer Inſel zu unternehmen ſey. Er ſpricht nämlich auf der 105ten Seite ſeines Buches, wie folget:

„Wenn jemand nach dieſer luſtigen Inſel reiſen
„will, ſo muß er ohngefähr eine Stunde vorher ein paar
„Maas alten guten Wein zu ſich nehmen: denn dieſes
„wird

„wird ihn vor dem Schwindel bewahren. Er muß ſodann
„ſich auf eine grüne Wieſe, in ein Gehölze, oder in
„einen Garten begeben, daſelbſt entweder ſteif vor ſich
„nieder- oder mit unverwandten Augen in die Höhe ſehen.
„Kann er eine Feder von einer ſiebenjährigen
„Gans, die am Freytage vor der Sonnen Aufgang ausgekrochen
„iſt, in den Mund nehmen, und daran kauen,
„ſo iſt es um deſto beſſer. Er muß hierbey 5 oder 7
„Worte (die ungerade Zahl hat etwas Geheimes in ſich)
„bey ſich ſelbſt ſprechen: Die erſten, ſo ihm beyfallen
„ſind die beſten. Nach dem letztern Worte muß er ſich
„mit einer Klapper hören laſſen, deren Verfertigung
„ich unten zeigen werde. Kaum wird er dieſes
„zehn- oder zwölfmal wiederholet haben; ſo wird ſich
„ein geflügeltes Pferd vor ſeinen Augen zeigen, benebſt
„einem Frauenzimmer von ungemeinem Liebreize. Dieſe
„letztere wird dem, der meiner Unterweiſung auf ſolche
„Art nachgekommen iſt, des Pferdes Zügel in die Hand
„geben, und ihn darauf ſetzen. Und das Pferd wird ihn
„ohne Anſtoß in die Inſel überbringen, u. ſ. w.

Kaum hatte ich dieſe Worte geleſen; ſo beſchloß ich auf der Stelle, dieſe Reiſe nach meines Schriftſtellers Anweiſung vorzunehmen. Ich geſtehe, es iſt eine große Verwegenheit ſich einem Thiere anzuvertrauen, deſſen Natur man nicht kennet, und welches noch darzu eine ſo ungewöhnliche Geſtalt hat. Allein dieſes konnte mich nicht abſchrecken. Ich war damals noch jung und feurig, und meine Gemüthsneigung war dieſem Alter ähnlich, das iſt, geneigt verwegene Dinge zu unternehmen.

Ich will meine Leſer nicht aufhalten, dasjenige zu wiederholen, was ſie bereits wiſſen, daß es zu meiner

Reiſe nöthig geweſen iſt. Ich habe auch in der That ſelbſt ſo ſehr geeilet, daß ich mir nicht einmal Zeit nahm, meinen Anverwandten meine Abweſenheit bekannt zu machen. Genug, ich kam der Vorſchrift meines Schriftſtellers in allen genau nach: Und kaum hatte ich, was mir am erſten einfiel, bey mir ſelbſt geſprochen, und nach den 5 oder 7 Worten allemal meine darzu verfertigte Klapper hören laſſen; ſo ſah ich ein geflügeltes Pferd vor mir, und ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit gab mir den Zügel in die Hand. Sie ſetzte mich mit ſolcher Geſchwindigkeit darauf, daß ich dieſe Stunde noch nicht weis, wie ich darauf gekommen bin.

Nun erhob ſich mein Pferd in die Luft mit einer ſolchen Behendigkeit, daß ich Seen, Flüſſe, Berge und Thürme in einem Augenblick aus dem Geſichte verlohr; dargegen kam ich dem Monde deſto näher. Ich habe nach der Zeit allemal bey mir ſelbſt lachen müſſen, daß einige unſrer Gelehrten mit einer Gewißheit, der man nicht widerſprechen ſoll, den Mond vor eine Welt, wie die unſrige, ausgeben. Gleichwie ich aber in dieſer Schrift nichts, als die Wahrheit, zum Augenmerk habe; ſo muß ich meine Leſer verſichern, daß er nichts weniger ſey, als das, was uns dieſe Herren überreden wollen. Er iſt gegentheils ein ungeheurer Klumpen Silber, deſſen Glanz durch ſein ſchnelles Herumdrehen in ſolcher Maaße auf unſre Welt fällt, als wir den Schein deſſelben wahrnehmen. Unſre Poeten reden demnach wahr, ohne daß ſie es vielleicht ſelbſt wiſſen, wenn ſie des Mondes niemals erwähnen, ohne uns dabey zu ſagen, daß ſein Schein ſilberfarben ſey. Ich muß hierbey meinem Schriftſteller zum Ruhme nachſagen, daß mir der Wein, den ich nach ſeiner Vorſchrift zu mir genommen hatte, ungemeine Dienſte gethan hat. Es iſt mir niemals ein Schwindel angekommen: da mir doch itzo allemal die Haut ſchaudert, wenn ich die Höhe erwäge, in welcher ich mich damals befand.

Mein geflügeltes Pferd läßt ſich endlich herunter; und ich ſteige an dem felſichten Strande eines Meeres ab. Das Pferd ſchwingt ſich in die Luft: und in einem Augenblick ſehe ich es nicht mehr. Dargegen ſtellet ſich oberwähntes Frauenzimmer meinen Augen wiederum dar. Sie ſaget mir, daß dieſe Inſel diejenige ſey, die ich ſuche, und daß ich ſie zu ſeiner Zeit in dieſer Inſel wieder ſehen würde. Sie verſchwindet. Ich aber eile nunmehro meiner Neubegierde eine Genüge zu leiſten, und die Inſel in Augenſchein zu nehmen.

Ich fand einen Fußſteig. Dieſer führte mich in ein Gebüſche. Und nachdem ich dieſes und einen kleinen Hügel zurückgeleget hatte; ſo ſah ich eine große Stadt vor mir liegen. Ich muß hier zum voraus ſetzen, daß ich die Landſchaften und Städte zum theil mit denen Namen, die ihnen ihre Einwohner geben, nicht benennen werde. Sie ſind ſo wunderlich, und verdienen dergleichen Benennung ſo wenig, daß ich Theil an ihrer Eitelkeit nehmen würde, wenn ich ihnen hierinnen folgen wollte. Ich werde ihnen aber die Namen beylegen, die man ihnen in dem vornehmſten Kraiſe dieſer Inſel, ich meyne in der Landſchaft **Dichtkunſt**, giebt. Daſelbſt heiſſet die Gegend in der ich mich damals befand,

Die

Landſchaft Knittelhartland,

und die Stadt, von der ich ſage, daß ich ſie erblicket habe, wird **Sprachverderb** genennet. Es iſt ſolches eine weitläuftige Stadt, die beynahe zwey Tagereiſen im Umkraiſe hat. Sie iſt die Hauptſtadt ihrer Landſchaft, und auf 37 Hügeln erbauet. Ihre Häuſer aber ſind ſehr elend, und die Bauart ihrer Gaſſen iſt ſo unordentlich, daß man ſie eher vor Horden eines Stammes aſiatiſcher Tartarn, als vor eine ordentliche Stadt, anſehen ſollte. Sie hat nicht einmal Mauren; ſondern ſie iſt bald mit einem Stück Zaun, bald mit einer Laimenwand, bald mit einer gewiſſen Art ſpaniſcher Reuter, bald mit einem Stück ſchlechter Mauer umgeben.

Man wird leicht erachten, daß bey dergleichen Beſchaffenheit eine Befeſtigung unmöglich ſtatt haben könne; dennoch aber ſind die Einwohner ſo thöricht, ſich vor allen feindlichen Anfällen ſicher zu halten. Sie ſind niemalen bekrieget worden; und hieraus wird vermuthlich ihre Zuverſicht erwachſen. Sie ſcheinen ſich aber auch auf eine ſchlechte Schanze zu verlaſſen, die gegen Mittag liegt. Sie wird **Uebelreim** genennet. Niemals hat man wider die Regeln der Kriegsbaukunſt ſo ſehr geſündiget, als bey Aufwerfung dieſer Schanze. Kaum hat ſie eine entfernte Aehnlichkeit mit den unſrigen. Sie haben öfters aus zwey Werken, deren jedes vor ſich höchſtnöthig iſt, ein einziges gemacht. Da man nun die Bauart von beyden wunderlich untereinander vermiſchet wahrnimmt; ſo iſt es in der That ſehr lächerlich anzuſehen.

ſehen. Man findet groſze Blößen, wo die Werke nicht hinreichen; und vor dieſe Oeffnungen haben ſie eine kleine Linie gezogen, die ſehr wunderlich ausſiehet. Dieſe Linie iſt ihre eigne Erfindung, und daher in unſrer Kriegsbaukunſt gar nicht bekannt. Sie wird Leim genennet. Ich werde unten von der Beſatzung dieſer Schanze reden: und man wird befinden, daß ſie ſich hierauf noch weniger zu verlaſſen haben. Es iſt alſo ſehr ſicher, daß ein Feind nicht eine Viertelſtunde davor zubringen würde. Unterdeſſen können ſie doch in groſſer Sicherheit leben: und ihre Zuverſicht iſt nicht ohne Grund. Denn es iſt ſehr gewiß, daß ſich niemand die Mühe nehmen werde ſie zu bekriegen.

Stadt und Schanze liegen an dem Fluſſe **Dumm**. Dieſes iſt unſtreitig der gröſte Fluß in der Welt, aber auch ohne Zweifel der häßlichſte. Sein Waſſer iſt ſo trübe und unrein, daß alle Sachen, ſo damit befeuchtet werden, deutliche Merkmaale der Unreinigkeit an ſich behalten; und der Geruch dieſes Waſſers iſt auch nicht der angenehmſte. Wie ich mir habe ſagen laſſen; ſo ſoll der Fluß **Dumm** auf dem Berge **Einfalt** entſpringen, und einige unterirrdiſche Zuflüſſe aus dem Meere **Unſinn** haben, das an die Küſte dieſer Landſchaft ſtößt. Ich glaube aber wahrſcheinlicher, daß alle Unreinigkeiten der heimlichen Gemächer in denen übrigen Landſchaften dieſer Inſel ſich durch unterirrdiſche Gänge in dieſer Gegend zuſammen ziehen, und dieſen Fluß zuwege bringen. Nichts hat mir demnach mehr Verwunderung erreget, als daß unter etlichen Millionen Einwohnern, die in dieſer Landſchaft leben, kein einziger einigen Abſcheu bezeiget, ſeine Speiſen aus dieſem Fluſſe zu kochen. Sie genieſſen

nießen dieſelben ſo vergnügt, als wir es bey Beobachtung aller unſrer Reinlichkeit kaum ſeyn können.

Die Landſchaft **Knittelhartland** iſt ſehr unfruchtbar. Es wird hier nichts gezeuget, als Eicheln, und eine Art unſchmackhafter Rüben. Die Schuld iſt aber nicht dem Boden beyzumeſſen, der gewiß ſo fruchtbar wäre, als irgend ein anderer in dieſer Inſel; ſondern es iſt lediglich die Nachläßigkeit der Einwohner hieran Urſache.

Dieſe ehrlichen Leute ſind mit dem, was die Natur von ſelbſt hervorbringet, ſehr vergnügt. Sie bitten einander zu Gaſte, und ſind bey ihren elenden Speiſen ſo vergnügt, als wir uns bey unſern koſtbaren und prächtigſten Gaſtmahlen kaum bezeigen können. Sie geſtehen ein, daß ſie kein herrliches Leben führen. Sie haben es aber auch niemals führen wollen. Und wenn es in dem Reichthume nur darauf ankommt, daß wir unſre Begierden erfüllen können; ſo ſind ſie ſehr reich. Dabey ſind ſie ungemein demüthig. Hier gebieret die Armuth ihre rechte Wirkung. Ein Fremder iſt bey ihnen in der größten Achtung; ſonderlich ſind es die aus denen andern Landſchaften dieſer Inſel. Sie bewundern ohne Unterſchied alles, was ihre Armuth übertrifft; und alſo auch dasjenige, was wir vor ſehr gering und elend halten. Man kann ihnen dieſes unmöglich verdenken, wenn man ihre elende Lebensart erwäget; und wenn man weis, wie beträchtlich uns ein kleines Vermögen ſcheinet, wenn wir ſelbſt ſehr arm ſind.

Dieſes Volk iſt gar nicht neidiſch; und ich bin ſehr verſichert, daß ſie es mit vielem Vergnügen geſchehen laſſen würden, wenn die ganze Welt auf einen Tag ihr Bürgerrecht

gerrecht annehmen wollte. Sie haben hierinnen eine denen andern Einwohnern dieſer Inſel ganz entgegengeſetzte Gemüthsart. Dieſe ſind gemeiniglich ſehr neidiſch; und ſie machen es demjenigen blutſauer, welcher ihr Bürgerrecht erlangen will. Alles iſt über einen ſolchen her; und die Probe, ſo er ablegen muß, wird erbärmlich gerichtet. Dieſer Neid entſpringet aus ihrem Hochmuthe, oder vielmehr aus ihrer Eigenliebe. Nach ſolcher hält ſich ein jeder nur allein würdig, ein Bürger ſeiner Landſchaft zu ſeyn: und es folget dannenhero ganz natürlich, daß er denjenigen verfolgt, der ſo unverſchämt iſt, und ſeinen Eigenſchaften ſo viel zutrauet, daß er ſich ihm gleich ſetzen will. Ein Knittelhartländer aber iſt von dieſer Leidenſchaft ganz frey: und in der That, er hat auch nicht die geringſte Urſache darzu, weil er keinen Abbruch zu beſorgen hat. Sein Land bringet Eicheln und Rüben in großem Ueberfluſſe hervor; und da ſie niemandes Kauf ſind; ſo kann er ſich mit ſeinem Vorrathe keinen Nutzen ſchaffen.

Unterdeſſen ſage ich doch nicht, daß alle Einwohner dieſer Landſchaft durchgängig dergleichen billige Gemüthsneigung haben. Es iſt unmöglich, daß ein ganzes Volk in der Welt einerley Sinn haben ſollte. Was ich geſagt habe, verſteht ſich nur von den meiſten. Denn es giebt einige eigenſinnige Köpfe unter ihnen, die ſich ſehr hoch dünken, und die allen Fremden mit Verachtung begegnen. Sie ſagen, daß ihre Vorfahren die erſten und rechtmäßigen Beſitzer geweſen wären; und ſie heißen die Einwohner der andern Landſchaften Aufrührer und Neulinge. Und wahrhaftig! wenn es uns nicht erlaubt iſt von der Einfalt und denen Sitten unſrer Vorfahren abzugehen; ſo haben ſie recht. Es iſt ſehr gewiß, daß in denen älteſten Zeiten alle Einwohner dieſer ganzen Inſel eben dergleichen Lebensart geführet haben, als itzo in **Knittelhartland** noch herrſchet. Es haben aber einige durch Reiſen in fremde Länder die Ergiebigkeit ihres Landes eingeſehen, und es nach und nach in den Stand geſetzet, in welchem es ſich itzo befindet. Diejenigen aber, die ſo eigenſinnig geweſen, die andern auszulachen, oder denen die Arbeit, die jene anwenden müſſen, zu ſauer geſchienen, haben ſich in dieſe Landſchaft zuſammen gezogen; und ihre Nachkommen genieſſen noch itzo das Vergnügen, ſo ihnen ihre Armuth giebt, in Ruhe.

Dieſes Land iſt, wie die meiſten Kraiſe dieſer Inſel, eine Democratie; und ein jeder Bürger hat an der Regierung des Landes Antheil. In der That aber fallen bey ihnen gar keine wichtigen Dinge vor. Denn da ſie noch niemals weder Krieg, noch Bündniß, mit denen Auswärtigen gehabt haben: und da ſie mit niemand Handel treiben; ſo bleibet ihrer Berathſchlagung faſt gar nichts übrig. Und wenn ſie Geſetze über ihre eigene Lebensart machen: ſo pflegen ſie gemeiniglich der Meynung derer ohne weiteres Nachſinnen beyzutreten, ſo ſich einiges Anſehen unter ihnen erworben haben. Dieſe treuherzigen Leute haben aber dem ohngeachtet nicht zu beſorgen, daß ſich ihre Regierungsform jemals verändern werde. Denn wenn jemand das höchſte Anſehen unter ihnen erlanget hat: ſo pflegt er ſich von hier wegzubegeben, und ſich in Nemiland, oder in einer Landſchaft dieſer Inſel, häuslich niederzulaſſen.

Ich habe viel Dinge erzählet, ohne daß ich geſagt habe, daß ich einen Fuß in die Stadt geſetzt habe. Meine

Leſer werden mir aber dieſes ſo wenig übel nehmen, als ich glaube, daß ihnen etwas daran liegen wird, zu wiſſen, ob ich zu dieſem oder jenem Thore hinein gekommen bin, ob ich zu Mittage in der Sonne geſpeiſet, oder zu Nacht in dem Monde geherberget habe. Ich habe mir auch vorgeſetzet in der ganzen Beſchreibung meiner Dichterinſel alſo fortzufahren: und ich werde meiner ſelbſt nicht eher erwähnen, bis es der Zuſammenhang der Erzählung erfordern wird. Ich komme nunmehr auf den Gottesdienſt dieſes Volks.

Man verehret in dieſer Landſchaft die Göttinn **Einfalt**, und hat zu ihrem Dienſte in der Hauptſtadt einen Tempel erbauet. Es iſt ein ſehr weitläuftiges und altes Gebäude, das den Einfall drohet: und ich vermuthe, daß es weit über tauſend Jahr geſtanden haben müſſe. Die Zeit hat an verſchiednen Orten ſchon Lücken darein gemacht; man iſt aber bemüht geweſen, ſolche mit einer Art bunten Steinen wieder auszubeſſern. Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſie in Frankreich gebrochen werden. Weil ſie aber durch die Ferne des Weges öfters in kleine Stücken zerbrechen: ſo tragen ſie zur Ausbeſſerung des Tempels wenig bey. Es iſt die gemeine Sage, daß ihn die erſten Ankömmlinge in dieſer Inſel, welches vermuthlich ein Schwarm Gothen oder Wenden geweſen, erbauet haben. Und es iſt dieſes um ſo eher zu glauben, weil die Zeit der groſſen Wanderung der Völker mit dem Alterthume dieſes Tempels übereinzuſtimmen ſcheinet. Die innern Wände des Tempels ſind mit alten Bildniſſen ausgezieret. Meines Erachtens ſind es Abbildungen derer heydniſchen Druiden, oder derer Barden. Die Einwohner halten ſie in groſſen Ehren; denn ſie geben vor, daß ſie die erſten Geſetzgeber und Errichter ihrer vortrefflichen Republik geweſen ſind.

Auf der Seite gegen Morgen ſiehet man die Göttinn Einfalt auf einem von Raſen aufgerichteten Altar. Sie ſtellet ein kleines Mägdchen vor, welches auf einem Affen reitet. Ihr Haupt iſt mit einer papiernen Mütze gezieret, woran ungefähr 10 bis 12 Schellen hängen. In der einen Hand hat ſie eine Klapper, in der andern aber ein Stückchen Glas, welches ſie mit groſſer Aufmerkſamkeit zu betrachten ſcheinet. Die Einwohner erzählen ſo viel Wunderdinge von dieſem Glaſe, daß ein witziger Schriftſteller einen ſtarken Folianten davon ſchreiben könnte. Wenn ich aber die verſchiedenen Farben ausnehme, ſo ſehe ich nichts, was es vom gemeinen Glaſe unterſcheiden könnte.

Der Gottesdienſt dauret ohne Aufhören in dieſem Tempel. Die Art aber, womit ſie ihn verrichten, hat etwas beſonders; und ich beſorge nur allzu ſehr, daß ſie meinen Leſern gar lächerlich ſcheinen werde. Es hat nämlich jeder Bürger ein geheiligtes Horn, welches unſern Kuhhörnern ſehr ähnlich iſt. Wenn ihm nun einfällt der Göttinn ſeinen Dienſt zu verrichten; ſo nahet er ſich dem Bildniſſe der Göttinn, und bläſet darauf viel oder wenig, nachdem er Eifer zu ihrem Dienſte hat. Er lachet ſodann überlaut, und küſſet den Affen der Göttinn. Dieſe aber pfleget alsdenn ihr Vergnügen durch die Klapper, oder durch Neigung des Haupts, wobey ſich die Schellen hören laſſen, kund zu geben. Man ſiehet es vor einen gröſſern Beyfall der Göttinn an, wenn ſie mit dem Kopfe nickt, als wenn ſie klappert; und ich habe angemerket, daß dieſes nicht ſelten Urſache zum Neide unter ihnen gegeben.

Deſ-

Oefters pflegen die Einwohner der übrigen Landſchaften zur Luſt anhero zu reiſen. Sie unterlaſſen alsdenn nicht, zum Zeitvertreib den Tempel der Göttinn zu beſuchen, und auf entlehnten Hörnern den Einwohnern dieſer Landſchaft nachzuahmen. Die Göttinn aber iſt viel zu klug, als daß ſie dieſen Spöttern ihres ehrwürdigen Dienſtes Beyfall geben ſollte. Die Eingebohrnen des Landes hingegen bilden ſich ein, daß dieſes ein Vorzug ſey, den die Göttinn nur allein ihnen angedeihen laſſe.

Da dieſe Landſchaft weder Krieg zu befürchten hat, noch von jemand in Bündniß aufgenommen wird; ſo kann man leicht erachten, daß ihre Kriegsverfaſſung ſehr ſchlecht beſchaffen ſeyn müſſe. Ich habe oben bereits die Schanze **Uebelreim** beſchrieben: ich habe dannenhero nur noch von deren Beſatzung zu reden. Weil ich ſie einigemal habe auf die Wacht ziehen ſehen; ſo bin ich um ſo eher im Stande, eine genaue Nachricht davon zu ertheilen. Es iſt ſolches der unordentlichſte Haufe von der Welt. Ich habe zwar noch keine Aufrührer geſehen, die wider ihren rechtmäßigen Oberherrn die Waffen ergriffen haben; allein nach der Abbildung, die ich mir von ihnen mache, müſſen ſie mit denen Soldaten dieſer Schanze eine große Aehnlichkeit haben. Sie waren weder an Kleidung, noch am Gewehr einander gleich; und ein Glied kam ſelbſt in dieſer Unordnung nicht mit einander überein. Hier ſah man einige mit Feuergewehr bewaffnet, und in dem Gliede hinter ihnen etliche, die mit Miſtgabeln große Heldenthaten zu verrichten glaubten. Auf dem rechten Flügel ſah man etliche mit großen Panzern: und man hätte aus ihrem Roſte und aus ihrer

Verfertigungsart muthmaßen können, daß dieſe fürchterlichen Rüſtzeuge vielleicht ſchon unter Aetius bey der großen Niederlage der Hunnen gute Dienſte gethan hätten. Hinter dieſen geharniſchten Männern aber wurde man halbnackende Menſchen gewahr, die aus einem Kriegsheere der Negers die Flucht ergriffen zu haben ſchienen. Ueberhaupt halten es ihre Kriegshäupter vor keine Nothwendigkeit, in ein Glied ſo viel Soldaten zu ſtellen, als in das andre. Sie ſtellen ſie, ohne einigen Ueberſchlag auf ihre Anzahl zu machen: und wenn zuletzt einige übrig bleiben; ſo müſſen dieſe ſo dichte in einander rücken, daß ſie kaum etwas mehr Platz einnehmen, als ein einzelner Mann.

Ich bin ſchon im Begriffe, Knittelhartland zu verlaſſen: und ich glaube, daß meine Leſer dieſe Eilfertigkeit nicht mißbilligen werden. Es iſt in der That verdrießlich, von nichts als armen Leuten zu hören: und ich weis aus der Erfahrung, daß die Nachricht von andrer Leute Elend ein ſchlechter Spas iſt. Wenn ich nicht beſorgt hätte, meine Nachricht unvollkommen zu machen, und der Pflicht, der ich mich unterzogen habe, zuwider zu handeln; ſo hätte ich Knittelhartland aus meiner Dichterinſel gar weggelaſſen. Man ſiehet alſo, daß es nicht bey mir geſtanden hat: und man wird es meiner Liebe zur Wahrheit vergeben, daß ich meine Nachricht mit unangenehmen Dingen anfangen müſſen. Ich ſchmeichle mir aber, daß ich werde im Stande ſeyn, die Herren, ſo mir die Ehre thun, meine Schrift zu leſen, in der Folge mit angenehmern Erzählungen unterhalten zu können.

Es giebt in dieſer Landſchaft noch einige Städte und eine ziemliche Menge Dörfer. Ich werde aber kaum ein paar Städte nennen, ſolche nämlich, die ich vor würdig halte, angeführet zu werden. Die übrigen wird man auf der Charte von dieſer Inſel mit leichter Mühe nachſchlagen können, die ich meinem Buche vorgeſetzt habe. Es iſt nicht nöthig, daß ich verſichere, daß ſie richtig ſey; denn es iſt meine Schuldigkeit, eine dergleichen zu liefern. Ich kann aber doch nicht unerwähnt laſſen, daß ſie mir unbeſchreibliche Mühe gekoſtet hat. Man wird ſich nämlich nicht einbilden, daß ich ſie zwanzigmal ändern müſſen, ehe ſie mir auf die Art gerathen iſt, wie ſie itzo vor Augen liegt.

Ich kann hier unmöglich den Streit verſchweigen, den ich bey Gelegenheit dieſer Charte mit meinen Leidenſchaften gehabt habe. Wenn ich nämlich denen erſten Regungen meines Ehrgeizes gefolget hätte; ſo würden meine Leſer dieſe Charte nicht wie itzo vor dem Titelblatte; ſondern bey dem Anfange der Beſchreibung von Knittelhartland finden: und ſtatt deſſen würden ſie vor dem Titel mein liebreiches Angeſicht nach dem Leben in Kupfer geſtochen erblicket haben. Ich bin ein Menſch; und, was ich den geneigten Leſer anzumerken bitte, voritzo ein Schriftſteller: es fehlte demnach nicht ein Haar, daß mich die Begierde, berühmt zu werden, nicht überwunden hätte. Und wahrhaftig, meine Thorheit wäre eben ſo gar auslachenswürdig nicht geweſen, wenn man bedenkt, daß ich ſchon darinnen ſo viele Vorgänger gefunden hätte. Zum wenigſten rieth es mir ein ſehr guter Freund ernſtlich an: und, wie ich ſchon damals wußte;

ſo war er willens, einige Verſe voller Lobeserhebungen vor mich, mir unwiſſend, darunter zu ſetzen. Allein, ich habe endlich alle dieſe Regungen überwunden; und ich hoffe dargegen, daß meine Beſcheidenheit bey meinen Leſern Gerechtigkeit erlangen werde. Mein vornehmſter Bewegungsgrund war, weil ich meinen Namen verſchweigen wollte, um den Neid zu vermeiden, den berühmte Scribenten allemal zu gewarten haben.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung komme ich wieder zu den Städten, die ich in **Knittelhartland** noch zu beſchreiben habe.

Verworren iſt eine ziemlich große Stadt, und faſt eben ſo groß, wie die Hauptſtadt. Sie iſt aber eben auch ſo unordentlich als dieſelbe; und man kann ſich dannenhero ihre Beſchaffenheit leicht vorſtellen. Sie liegt 8 Meilen von der Hauptſtadt gegen Mittag.

Weiberreimen, eine mittelmäßige Stadt, 4 Meilen von der Hauptſtadt gegen Abend, liegt an dem Fluſſe **Ausgelaſſen**, welcher endlich in den **Dumm** fällt. Die Weiber haben hier beſondre Freyheiten, die ſie in den andern Städten dieſer Landſchaft nicht haben. Eine jede hat das Bild der Göttinn **Einfalt** in ihrem Buſen: und verrichtet dannenhero den Gottesdienſt, wenn es ihr beliebt. Sie ſind weit eifriger, als die Männer. Dieſe gebrauchen ſich nur der Hörner in dem Tempel. Allein, die Weiber haben auch ihre Mahlzeiten dem Dienſte der Göttinn gewidmet. Sie ſegnen nämlich ihre Speiſen, ſonderlich die Lebern, der Göttinn zu Ehren ein; und gleichergeſtalt verfahren ſie mit dem Getränke. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Männer nicht auch hieran Theil nehmen ſollten. Ich bin aber ſehr verſichert, daß es nur dem ſchönen Geſchlechte zur Gefälligkeit geſchieht. Da ich die Ehre gehabt habe, mich einige Tage in dieſer Stadt aufzuhalten; ſo könnte ich die Einſegnungsworte von beyden hierher ſetzen. Ich kann auch nicht läugnen, daß ſie in meinem erſten Aufſatze ſchon ihren Platz gehabt haben. Allein, da ich gewohnt bin, meine tägliche Arbeit meiner Köchinn vorzuleſen; ſo ſagte ſie mir ausdrücklich, daß dieſe Worte dumm wären, und daß ich eben ſo närriſch handelte, wenn ich ſie meiner Schrift einverleibte. Ich bin nicht gewiß, ob ſie nicht für ihr Geſchlecht geeifert hat. Unterdeſſen, da ich auch das Urtheil der Geringſten ſcheue; ſo habe ich ihr gefolget.

Meine Reiſe gehet nunmehro in
die
Landſchaft Reimland.

Dieſe Landſchaft iſt ungleich beſſer angebauet, als die vorige. Man findet daſelbſt alle Früchte, die zur menſchlichen Nothdurft erfordert werden. Dem ungeachtet genießen die Einwohner der Bequemlichkeit des Lebens nicht ſo, wie ſie wohl könnten. Sie arbeiten zwar das Feld, aber nicht in ſolcher Maaße, als es zu Hervorbringung guter Früchte nöthig iſt. Denn ſie pflügen den Acker nur etwan Finger tief; das Getraide, welches ſie zeugen, iſt alſo nicht das beſte. Ihr ganzer Vorzug und alle ihr Ehrgeiz beſtehet darinnen, daß ſie eine Arbeit hurtig vollenden können. Es wird hier vor eine große Ehre gehalten, wenn man zwanzig Acker in einem Tage pflügen kann. Aber ob es tüchtig und auf die erforderliche Art gearbeitet ſey, darauf wird nicht geſehen. Man giebt ſich auch hier keine Mühe, die Früchte, die ohnedem nicht ſonderlich gut hervorgebracht werden, in der Zubereitung ſchmackhaftiger zu machen. Sie mahlen das Getraide nicht; ſie ſtampfen es nur; und dann iſt es gut genug, ihr Brod daraus zu verfertigen. Auf gleiche Weiſe verfahren ſie mit allen andern Früchten.

Ich bin unvermerkt auf die Natur der Einwohner gerathen; da ich nur die Beſchaffenheit ihres Landes erzählen wollte. Ich werde aber nunmehro fortfahren. Neben der Hurtigkeit, die ſie lieben, ſind es ſehr luſtige Leute; und ich glaube, daß niemand die Mühſeligkeit des lebens weniger empfindet, als ſie. Alles, was ſie verrichten, geſchieht mit Vergnügen: und ich will wetten, daß man noch niemals einen Traurigen oder Schwermüthigen unter ihnen wahrgenommen hat. Die Beobachtung der Reinlichkeit und der Zierlichkeit macht ihnen keine Bekümmerniß. Sie ſind zufrieden, wenn man ihrer Haushaltung eine mäßige Ordnung nicht abſpricht. Hierbey ſind ſie die geſelligſten Leute von der Welt. Sie beobachten nicht nur unter ſich alle Pflichten einer zärtlichen Freundſchaft; ſondern ſie möchten auch, wenn es möglich wäre, der ganzen Welt Freunde ſeyn. Man wird kaum zwey oder dreymal in ihrer Geſellſchaft geweſen ſeyn; ſo werden ſie uns ſchon ihren beſondern Freund nennen. Und dieſe ehrlichen Leute ſind nicht zufrieden, daß ſie in der Stille ihrer Neigung damit ſchmeicheln könnten: ſie wollen uns auch öffentliche Merkmaale ihrer Hochachtung geben. Ob ich gleich geſtehen muß, daß ich mit dem Kennzeichen ihrer Zärtlichkeit gerne verſchonet ſeyn möchte. Denn in der That, die Art, mit der ſie ihre Freundſchaft zu Tage zu legen vermeynen, hat mir ſehr lächerlich geſchienen; und ich will es meinen Leſern insgeheim ſagen: es haben mir mehr als einmal die Ohren davon weh gethan. Wenn man ſich nämlich einen Huth kauft, der einen beſſern Filz hat, als andrer Leute Huthe; wenn ſie an unſrer Peruque einen Zipfel mehr, als ſonſt, wahrnehmen; oder wenn wir aus einem Zimmer in das andre ziehen; ſo werden ſie ſich im Angeſicht aller Leute vor unſer Haus ſtellen, und auf kleinen Flöten, die nicht viel beſſer ſind, als die Pfeifen unſrer Lumpenſammler, ihr Vergnügen darüber zu erkennen geben. Sie würden ſodann aufhören, unſre Freunde zu ſeyn, wenn man nicht machte, daß ſie ihre Krauſe mit Bratenfett beträufeln, und einen Trunk mehr, als ſonſt, thun könnten.

Ich will mich nun zu ihrer Hauptſtadt wenden. Sie heißet **Gedankenarm.** Es iſt eine ſehr groſſe Stadt. Sie lieget in einer Ebene, dergleichen ich mich nicht erinnere jemals geſehen zu haben. Denn es iſt auf 6 Meilen weit um ſie herum kein Hügel, der ſie nur einen Augenblick unſerm Geſichte entzöge. Die Häuſer in dieſer Stadt ſind zwar an einander gebauet, und ſcheinen ordentliche Gaſſen auszumachen. Man wird aber kein einziges finden, das mehr als ein Stockwerk habe. Sie ſind dabey ſo klein und enge, daß man auf einen Blick die Vorder- und Hinterthüre im Geſichte hat. Die Einwohner glauben zu dieſer Bauart guten Grund zu haben. Sie ſagen, daß ein Haus mit erforderlichen Seiten- und Hintergebäuden ihnen ſo viel Platz und Zeit wegnehmen würde, als der Bau einer ganzen Straße. Dieſes wäre ihnen aber ungelegen. Sie wären zufrieden, wenn ſie wohnen könnten; und wenn man ihren Straßen die Ordnung nicht abſpräche. Es iſt wahr, daß jede Straße vor ſich in einer geraden Linie gebauet iſt. Wenn ich aber den Zuſammenhang aller Straßen in der Stadt betrachte; ſo iſt es der verwirrteſte Klumpen von der Welt; und ein Fremder hat in der That alle Aufmerkſamkeit nöthig, daß er ſich nicht verirre. Man braucht aber noch mehr Mühe, wenn man ein beſondres Haus finden will. Alle Häuſer ſind einander ſo ähnlich, wie ein Ey dem andern, und man findet in der ganzen Stadt kein groſſes Gebäude, dabey man ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen könnte. Ich habe angemerket, daß weder das Rathhaus, noch ihre Börſe, ein beſſer Anſehn gehabt hat, als ein Bürgerhaus.

Dieſe Stadt hat Mangel an benöthigtem Waſſer, denn der Fluß **Mager**, der mitten durchfließt, iſt nicht groß genug, allen Einwohnern hinlänglich Waſſer zu verſchaffen; und zu gewiſſen Zeiten des Jahres trocknet er gar ein. Er iſt ſo klein und ſo ſeichte, daß man aller Orten den Grund ſehen kann. Und obgleich ſein Waſſer ſehr klar iſt; ſo iſt es doch nicht das geſundeſte. Denn ich wäre ſelbſt im Stande, unterſchiedene Fremde zu nennen, die ſich hier das Erbrechen und den Schnupfen zugezogen haben. Dagegen betrifft dieſes die Einwohner gar nicht: denn es iſt bekannt, daß die Gewohnheit alle Sachen gut mache.

Man verehret in dieſer Landſchaft die Göttinn **Unwiſſenheit**; und in dieſer Stadt befindet ſich ihr Tempel. Es iſt ein langes ſchmales Gebäude; eben ſo niedrig als alle übrigen Häuſer. Er hat einige kleine Eingänge, die nicht größer ſind, als die Thüren der Bürgerhäuſer; und keinen andern Zugang des Tageslichts, als was ihm dieſe Eingänge mittheilen. Es herrſchet alſo eine dicke Finſterniß in dem Tempel; und man würde die Göttinn ſelbſt nicht ſehen können, wenn nicht Tag und Nacht eine Lampe vor ihr brennete. Der Schein dieſer Lampe aber iſt dennoch nur ganz wenig. Er erleuchtet nur einen kleinen Raum um den Altar herum; und kann keinen weitern Nutzen ſchaffen, als die Göttinn zu erkennen.

Die Göttinn **Unwiſſenheit** iſt wie eine andere Weibsperſon gebildet. Sie ſcheinet ungefähr in einem Alter von 17 bis 18 Jahren zu ſeyn. Sie hat große

Augen und den Mund ſolchergeſtalt offen, als eine Perſon, die aus Mangel der Erziehung über eine noch nie geſehene Sache vor Verwunderung aus ſich ſelbſt iſt. Ihr Leib zeiget ſich völlig nackend; nur ihr Schooß iſt mit einer ſchwarzen Binde umgeben. Ihr Haupt iſt mit einem Kranze von Eichenlaube gezieret, und ihre Naſe mit einer ungeheuren Brille beläſtiget. Sie hat in der einen Hand ein Buch von unbeſchriebenen Blättern; in der andern aber eine Papagayen-Feder. Die Einwohner glauben einmüthig, daß ſie die Herrſchaft über die ganze Inſel behaupten werden; ſo bald als die Göttinn dieſes Buch vollgeſchrieben haben wird. Sie hoffen dieſes vermöge einer uralten Prophezeihung; und ich wollte es niemand rathen, daß er hierüber einigen Zweifel bezeigte. Wenigſtens würde er ſich der Gefahr ausſetzen, von denen Lehrjungen geſteiniget zu werden.

Aus den Brüſten dieſer Göttinn fließt ein gewiſſer Saft; und ungeachtet man ihn für eine heilige Sache anſiehet; ſo läßt man doch geſchehen, daß er von einem unermäßlichen Schwarm Mücken verzehret wird. Die Einwohner halten dargegen dieſes Ungeziefer im hohen Werth. Der Gottesdienſt ſelbſt iſt mit demſelben unzertrennlich verknüpfet; und alles Anſehen, und aller Unterſchied des Standes entſpringet daher. Indem man vor der Göttinn niederfällt; ſo geſchieht es ganz gewöhnlich, daß man von einer oder mehr Mücken geſtochen wird. Was vor ein Glück iſt es nicht vor denjenigen, der auf ſolche geſegnete Art verletzet wird! Er gehet hin, und zeiget ſein Maal dem Oberprieſter. Dieſer zeichnet ſolch gültiges Ehrenzeichen in ein darzu verhandenes Buch auf, und giebet dem von ſeiner Göttinn geliebten

Bur-

Bürger eine Muſchel, ſo am Strande des Fluſſes trocken in großer Menge gefunden, und mit des Oberprieſters Petſchaft bezeichnet werden. Man hänget ſie ſodann an einem rothen Bande über die linke Schulter: und ich habe wahrgenommen, daß einer, der nur zwanzig Muſcheln hatte, vor einem andern, der mit vierzig Muſcheln gezieret war, acht bis zehn Schritte zuvor, ehe er an ihn kam, den Huth abgenommen hat.

Von dem Gottesdienſte dieſes Landes iſt es natürlich, auf deſſelben Prieſter zu kommen. Es giebt deren zwey Orden. Den erſten nennet man den Orden **Zunluſt**; den andern aber den Orden **Umsbrod**. Ich werde itzo von dem erſten reden. Die Prieſter dieſes Ordens halten ſich Tag und Nacht in dem Tempel auf, und erklären Fremden und Einheimiſchen alle Dinge, die ihnen zu Geſichte kommen. Sie werden uns über eine Thüre des Tempels, über einen Kieſelſtein, über ein Gänſeblümchen, über einen Neſſelſtrauch Gedanken herſagen, die uns nimmermehr eingefallen wären. Ich habe in der That einsmals in Gefahr geſtanden, über meinen Stockknopf eine weitläuftige Beſchreibung anhören zu müſſen. Ich entzog mich aber dieſem Verdruſſe, als ich ihm ſagte, daß ich alle ſeine Tugenden ſchon wüßte; und daß er mir dargegen einen größern Gefallen erzeigen würde, wenn er mir etwas zum Lobe ſeiner Gottinn erzählte. Er verſprach mir dieſes ein andermal zu thun; mithin wurde ich ihn los. Denn ich muß nicht vergeſſen zu gedenken, daß man die Religion und alle Höflichkeit über den Haufen werfen würde, wenn man dieſe ehrlichen Leute nicht anhören wollte.

Mit dem andern Orden **Unsbrod** hat es eine ganz andre Bewandniß. Es ſind erſt 20 Jahr, daß die **Reimländer** dieſen Orden zur Zierde ihres Landes aufrichten dürfen. Es war vorhero ein Vorzug der **Spielwerktaner**, denſelben in ihrem Lande zu haben. Nach einem 47jährigen blutigen Kriege aber zwiſchen dieſen beyden Landſchaften, von welchen ich unten weitläuftiger gedenken werde, haben die **Spielwerktaner** dieſen Orden den **Reimländern** überlaſſen müſſen; nachdem ihnen die letztern im Kriege ſo vielmal obgelegen waren.

Die Prieſter dieſes Ordens kommen nicht in den Tempel. Es hat aber ein jeder ſeine Hauskapelle, in welcher die Göttinn **Unwiſſenheit** auf einen prächtigen Altar aufgeſtellet iſt. Hier nehmen ſie von Fremden und Einheimiſchen Beſuch an. Die Fremden ſind entweder aus der **Liebes**- oder aus der **Freuden** oder aus der **Trauerinſel** gebürtig; und denſelben zu Gefallen verrichten ſie ihren Gottesdienſt. Die Einheimiſchen aber führen ſich nur als andächtige Zuſchauer dabey auf. Sobald ſie ſich erkundiget haben, woher die Fremden gebürtig ſind; ſo fangen ſie ihre Andacht an. Sie richten ſich aber nach der Landesbeſchaffenheit eines jeden, der ſie beſucht. Wohnet man in der **Liebesinſel**; ſo beläſtigen ſie ſich ſelbſt an Händen und Füßen mit Ketten, ſie ſcheinen verzweifeln zu wollen; ſie ergreifen einen Dolch, und machen Miene, ſich ſolchen unter vielem Seufzen in die Bruſt zu ſtoßen. Scheinet ihnen der Fremde etwas beträchtlich; ſo gebrauchen ſie ſich noch einer andern Ceremonie. Dieſe würde allen Beyfall bey mir finden, wenn ſie nicht ſchon zu gemein wäre. Sie wiſſen ein Kunſtfeuer zu machen, welches die fleiſchichten Theile unſers Körpers nicht verſehret, und welches nicht die geringſte ſchmerzhafftige Empfindung macht. Dieſes nimmt der Prieſter in den Mund, und läſſet vermittelſt deſſen helle Flammen herauslodern. Kommt der Fremde aus der **Freudeninſel** an; ſo wiſſen ſie auf eine artige Art zu lachen. Sie tanzen, ſie hüpfen, und leiſten ihrer Göttinn mit tauſend krummen Sprüngen ihren geheiligten Dienſt. Iſt aber der Fremde aus der **Trauerinſel** gebürtig; ſo fängt ſich der Götterdienſt mit neunmal ach! und zehnmal weh! an. Sie wiſſen in eine Ohnmacht zu fallen, die man faſt für natürlich halten ſollte: wenn ſie nicht zu Ende des Gottesdienſtes das gebräuchliche Opfer mit der größten Gemüthsruhe annehmen könnten. Denn derjenige, dem zu Gefallen die Andacht verrichtet wird, opfert ſodann der Göttinn, oder vielmehr dem Diener der **Unwiſſenheit** eine Gabe, die ſich aber ſelten über 16 Groſchen unſrer Münze erſtreckt.

Dieſe beyden **Orden**, von denen ich itzo geredet habe, hegen eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen einander. Der **Zurluſt** wirft dem andern ſeine niederträchtige Gewinnſucht vor; und dieſer rücket dem erſten vor, daß es noch ſchändlicher ſey, gar nichts zu verdienen; ſondern blos von andrer Leute Gnade und Allmoſen zu leben. Gleichwie nun dieſe Landſchaft eine Democratie iſt; und jeder Orden in der Regierung des Landes gleich viel zu ſagen hat: ſo werden durch ihre Uneinigkeit viele weiſe Rathſchläge gehindert. Und ich zweifle ſehr, daß dieſes Volk werde im Stande ſeyn, künftig ſeinem Feinde Widerſtand zu thun; geſchweige denn ſelbſt Eroberungen zu machen. Die **Sprichwerkianer** haben alſo gewiß einen klugen Staatsſtreich geſpielet, da ſie dieſer Landſchaft gedachter maaßen den Orden **Umsbrod** im Frieden überlaſſen haben. Denn ob dieſe gleich jener an Größe und Macht weit überlegen iſt: ſo hat doch **Sprichwerk** weiter nichts zu befürchten: weil die innerliche Uneinigkeit in **Reimland** ohne Aufhören dauren wird.

Reimland ſteht in keiner guten Kriegsverfaſſung. Die Hauptſtadt **Gedankenarm** iſt an ſich gar nicht befeſtiget. Sie iſt nur mit einer ſchlechten Mauer umgeben: und die Feſtung, ſo auſſerhalb derſelben gegen Morgen liegt, halte ich gar nicht vor beträchtlich. Sie wird **Nurreim** genennet. Die Einwohner glauben zwar, daß ſie die ganze Stadt hinlänglich beſchützen könne. Meine Leſer aber werden befinden, daß man allzu viel von dieſer Feſtung rühme. Sie iſt von zerbrochenen Ziegelſteinen aufgeführet. Man kann ſie aber in Anſehung andrer Feſtungen nur halb befeſtiget nennen. Sie hat keine Minen, keine Ausfälle, und nichts, was ihren Soldaten zur Bedeckung dienen könnte.

Die Soldaten ſelbſt ſind nicht darnach beſchaffen, daß ſie einem geübten Feinde Widerſtand thun könnten. Man nimmt hier jedermann ohne Unterſchied zu Kriegsdienſten auf, ohne dabey auf ſeine Stärke, Muth und Tapferkeit einigen Betracht zu machen. Alte Greiſe und junge Knaben, große und kleine Leute, Krüppel und ſtarke unterſetzte Kerls ſiehet man hier mit einander Dienſte thun. Wenn ſie nicht einerley Gewehr und Kleidung hätten; ſo würde es eben ein ſo unordentlicher Haufe ſeyn, als die Beſatzung der Schanze **Uebelreim**. Man findet zwar zuweilen etliche unter ihnen, die vollkommene Soldaten ſind: Allein, wenn man ſich genau nach ihnen erkundiget; ſo wird man erfahren, daß es Ausgeriſſene aus denen übrigen Landſchaften der Dichterinſel ſind. Denn die **Reimländer** bemühen ſich begierig dergleichen Leute in ihre Dienſte zu bekommen. Sonderlich ſtellen ſie denen Soldaten aus **Dichtkunſt** und **Schwulſt** ſehr eifrig nach; und ſie ſparen deßhalb keine Mühe noch Koſten.

Die Stadt **Wortreich**, ſo in dieſer Landſchaft 4 Meilen von der Hauptſtadt gegen Mitternacht lieget, hat zwar gleichfalls den Namen einer Feſtung; allein, ſie verdienet ihn ſehr wenig. In der That, wenn die überflüßigen Außenwerke eine Stadt befeſtigen; ſo kann man ihr dieſen Namen nicht abſprechen. **Wortreich** iſt damit zu ſeiner eignen Laſt überhäufet. Kein Werk aber hat mit dem andern den geringſten Zuſammenhang; noch vielweniger ſind ſie dergeſtalt angeleget, daß eines das andre beſchützen könnte. Es iſt alſo ſehr ſicher, daß ſich kein Feind vor dieſer vermeynten Feſtung eine halbe Stunde aufhalten würde. Die Beſatzung dieſer Stadt würde noch wenigere Heldenthaten verrichten. Sie haben nicht einmal einerley Kleidung und Gewehr. Nur deshalb ſcheinen ſie Soldaten vorzuſtellen, weil ſie eine unzählbare Menge Patronen bey und um ſich haben. Ich habe mir aber vor gewiß ſagen laſſen, daß ſie lediglich mit Pulver gefüllet ſind, und kein Bley in ſich halten.

Die Stadt **Niedrigkeit** liegt 6 Meilen von der Hauptſtadt gegen Abend. Es iſt eine mittelmäßige

Stadt von ſehr elenden Gebäuden. Man redet hier die Sprache des Landes am ſchlechteſten; und der Ausdruck iſt von dem, den man in den Dörfern findet, wenig unterſchieden. Ihre Einwohner ſind ſämmtlich Pöbelvolk. Denn ob ſich gleich einige vor vornehm halten; ſo ſind ſie es doch in der That nicht.

Reimtroſt iſt eine kleine Stadt und Schloß, 7 Meilen von der Hauptſtadt gegen Mittag gelegen. Der Fluß **Mager** entſpringt eine Stunde von dieſer Stadt. Sie iſt eines Zauberers wegen berühmt, der eine Viertelſtunde von hier auf dem Gebirge in einer großen Höhle wohnet. Sein Name, wie ich mir habe ſagen laſſen, iſt **Regiſter**. In denen andern Landſchaften dieſer Inſel wird er von dem Lande, in welchem er ſich befindet, **Reimregiſter** genennet. Zu dieſem berufenen Unhold nimmt das ganze Land in zweifelhaftigen Fällen ſeine Zuflucht, und fragt ihn um Rath. Wahrhaftig! die Macht des Teufels in den Kindern des Unglaubens muß ſehr groß ſeyn. Denn ich kenne viele Einwohner dieſes Landes, die ſich in ſehr verwirrten Umſtänden befunden haben; und dieſer Hexenmeiſter hat ihnen doch durch ſeinen Rath glücklich heraus geholfen. Nicht allen aber kommt dieſe Zauberey ſo glücklich zu ſtatten. Ich kenne auch einige, deren Sachen vollends ganz und gar verderben ſind, da ſie dieſen Unhold zu Rathe gezogen haben. So viel als ich jedoch von dieſer Zauberey habe erfahren können; ſo muß es viel auf die eigne gute Urtheilungskraft deſſen, der ſich bey ihm Raths erholen will, ankommen. Ich will es meinen Leſern mittheilen, was mir von den Umſtänden dieſer Hexerey wiſſend iſt. Man ſchreibt die Sache, ſo unſern Kummer verurſachet, auf einen Zettel, und übergiebt ihn dem Zauberer. Dieſer, nachdem er einen Krais gemacht, und viele unverſtändliche Worte hergemurmelt; giebt uns einige andre Zettel zurück: und auf einem jeden ſtehet ein Wort geſchrieben. Nun kommt es darauf an, daß man witzig genug ſey, einen Zettel zu erwählen, deſſen Innhalt unſre verwirrte Umſtände zu rechte bringen kann.

Ich beſorge nur allzu ſehr, daß mir dieſesmal viele meiner Leſer nicht glauben werden. Der Unglaube hat leider nun ſo weit Ueberhand in der Welt genommen, daß man alle Geſchichte verwirft, in welchen Hexen oder Geſpenſter vorkommen. Es iſt ein Glück vor dieſe Herren, die über alles lachen, was nach Erſcheinungen und Wundern ſchmeckt, daß ſie nicht zu den Zeiten unſrer Väter gelebet haben. Ich wollte nicht einen Pfennig verwetten, daß man nicht mit ihnen ſelbſt nach dem Scheiterhaufen zugewandert wäre. Und man vergebe es mir; man hätte hieran ſo ſehr Unrecht nicht gethan. Denn was iſt wohl billiger, als der Verdacht, daß derjenige ſelbſt ein Hexenmeiſter ſey, der vielleicht nur darum nicht zugeben will, daß eine dergleichen Art Menſchen in der Welt ſey, damit er ſelbſt deſto eher unentdeckt bleibe. Ich will aber liebreicher mit ihnen reden. Wenn doch dieſe Herren nur zurück denken wollten, wie viel wahrhaftige und treffliche Geſchichte ihnen in ihrer Kindheit die Wartefrau und der alte Schulmeiſter erzählet haben. Wenn ſie, ſage ich, dieſe nur gegen die Urſachen halten wollten, die ſie haben, dergleichen nicht zu glauben. Ich bin verſichert, der Unglaube würde verſchwinden: und ſie würden aufhören, dieſe ehrlichen Leute in ihrer Gruft zu kränken, die ſich ſo viel Mühe gegeben haben, dieſen ſo nöthigen Glauben beyzeiten in ihnen hervor zu bringen.

Drey Meilen von der Gränze von **Spielwerk** liegt das prächtige Luſtſchloß **Quodlibet**. Ich habe verſprochen, daß ich an der Eitelkeit der Einwohner in ihren Benennungen keinen Theil nehmen will: ich muß es alſo frey heraus ſagen, daß dieſes ſogenannte prächtige Luſtſchloß ein wahrhaftiges Tollhaus ſey. Meine Leſer werden ſich erinnern, was ich oben geſagt habe, daß die **Reimländer** ſehr luſtige Leute ſeyn; allein zu gewiſſen Zeiten überſchreiten ſie die Gränzen der Luſt. Sie ſind über die maaßen ausgelaſſen und unverſchämt, und in der That ihrer Sinnen nicht recht mächtig. Es geſchah dannenhero öfters, daß ſie ſich bey denen Fremden ſehr lächerlich machten; und ſich alſo viele Verachtung zuzogen. Die vornehmſten aus **Reimland** giengen hierüber zu Rathe, und ſuchten ein Mittel ausfindig zu machen, die Tollheit, die alle **Reimländer** zu gewiſſen Zeiten überfällt, zu bemänteln. Man ſchlug vor, daß ſie ſich binnen dieſer Zeit der Affenjagd in den Gränzen von **Spielwerk** bedienen wollten: und man fieng ſchon an, dieſen Vorſchlag ins Werk zu ſetzen. Allein, es entſtund hierüber ein Krieg, den ich bald umſtändlich beſchreiben werde, und deſſen Ausgang war, daß die **Reimländer** von dieſem Vorhaben abſtehen mußten. Man brachte endlich hierauf in Vorſchlag, ein Luſtſchloß in ihren Gränzen zu erbauen, wohin ſich ein jeder **Reimländer** währender Raſerey begeben, und nach aller Freyheit ſchwärmen könnte. Dieſer Vorſchlag wurde zu Werke gerichtet, und man gab dieſem Luſtſchloſſe, oder vielmehr Tollhauſe, den Namen **Quodlibet**. Hierher reiſen demnach die **Reimländer**, wenn ihnen die Raſerey ankommt, und wenn ſie in gröſter Freyheit närriſch thun wollen. Sie bemänteln indeſſen ihren Unſinn mit einer Luſtreiſe. Allein ſie richten bey verſtändigen Ausländern damit nichts mehr aus, als daß man ihnen zugeſtehet, daß ſie die Freyheit haben, zur Luſt närriſch zu ſeyn. In der That, man muß das unglückliche Schickſal dieſes Volks bedauren, wenn man ihren Handlungen gelaſſen zuſiehet. Sie ſind nicht vermögend, zehen Worte in einem richtigen Zuſammenhange zu ſagen. So ſehr ſind ihre Sinnen verrückt. Itzo reden ſie zwey Worte von der Pracht eines königlichen Thrones: den Augenblick fangen ſie von dem Hinterviertel eines Eſels an. Man kann demnach leicht erachten, wie ihre übrigen Handlungen beſchaffen ſeyn müſſen. Bey nichts geberden ſie ſich aber närriſcher, als bey ihren Mahlzeiten; und ich glaube, daß ihnen der Unſinn den Geſchmack ganz und gar geraubet habe. Denn ſie ſchütten alle Gerichte unter einander, und miſchen öfters ganz unflätige Dinge darunter. Sie ſchlagen mit den Händen darinnen herum, und geberden ſich überhaupt ſo übel, daß ein vernünftiger Zuſchauer vor Mitleiden über ihre Tollheit weinen möchte.

Ich bin nunmehro im Begriffe, auch **Reimland** zu verlaſſen. Die allgemeine Landſtraße führet mich über das **Affengebirge.** Dieſes Gebürge liegt ſchon in denen Gränzen von **Spielwerk**; und hat Gelegenheit zu dem blutigen Kriege gegeben, den ich bereits einige mal erwähnet habe, und den ich nunmehro erzählen werde. Es hat ſeinen Namen von denen vielen Affen, die ſich hier aufhalten. Ich habe kurz zuvor geſagt: daß einigen **Reimländern** die Affenjagd auf dieſem Gebirge ein geſchicktes Mittel dünkte, die Raſerey, die ſie zuweilen überfällt, zu verbergen. Sie wollten zu dem Ende ein Jagdſchloß erbauen. Ob ſie gleich kein Recht darzu hatten; ſo glaubten ſie doch durchzudringen, weil ſie jener Landſchaft an Macht weit überlegen waren. Sie fiengen an zu bauen: und jene zogen gewaffnet herbey, es zu verhindern. Allein, das Glück unterſtützet nicht allemal die gerechte Sache. Die Einwohner der Landſchaft **Spielwerk** wurden allezeit zurückgeſchlagen, und endlich von denen **Reimländern** mit einer großen Armee bis mitten in ihr Land verfolget. Der Bau des Jagdſchloſſes wurde unterdeſſen glücklich fortgeſetzet. Und da die aus **Spielwerk** in 47 Jahren, als ſo lange dieſer Krieg gedauret hat, mehr als zehenmal in öffentlichen Feldſchlachten überwunden worden waren: ſo hatte es das Anſehen, daß ſie dieſes Gebirge denen Feinden würden abtreten müſſen. Sie waren ſchon willens ihre Geſandten mit dieſem Vertrage nach **Reimland** abzuſchicken, als ſich ein unvermutheter Beyſtand vor ſie hervor that. Die Affen, welche merkten, daß die Reimländer auf eine gewaltſamere Art mit ihnen umgehen wollten, als ihre rechten Eigenthumsherren, die nur mit ihnen Kurzweil trieben, faßten den Entſchluß, ſich zu widerſetzen. Sie ließen ſich niemals einzeln finden, und wenn ſie dieſe muthwilligen Jäger verfolgten, ſo hielten ſie Stand, und ſtürmeten einmüthig auf ihre Verfolger ein. Sie tödteten diejenigen nicht, deren ſie ſich bemächtigen konnten; ſie beraubten ſie nur ihrer Mannheit, und ließen ſie liegen. Dieſes grauſame Verfahren machte die Reimländer kleinmüthig. Und da ihr Land durch die Laſt des Krieges ebenfalls ſehr erſchöpfet war; ſo ſehnten ſie ſich nach dem lieben Frieden. Sie machten ſolches den Einwohnern von Spielwerk wiſſend: und in der Friedenshandlung verlangten ſie nur die Koſten wieder, die ſie auf Erbauung des Jagdſchloſſes verwendet hatten. Endlich wurde es in dem Friedensſchluſſe ausgemacht, daß ſie ſtatt der Koſten den Orden Nungbrod in ihrem Lande haben ſollten; davon ich eben bereits gedacht habe. Ich habe dieſes Jagdſchloß auf meiner Reiſe in Augenſchein genommen. Es iſt ſehr koſtbar, und verdiente geſehen zu werden, wenn es ſchon kein Denkmaal eines ſo blutigen Krieges wäre.

Man kann von dieſem Gebirge

die

Landſchaft Spielwerk

größtentheils überſehen. Und ich kann das Vergnügen nicht verſchweigen, das mir der erſte Anblick eines ſo ſchönen Landes gemacht hat. Das ganze Land ſchien ein Luſtgarten zu ſeyn. Die Aecker, Weinberge, Wieſen und Gärten ſtelleten ſämmtlich gewiſſe Figuren vor. Dort zeigete ſich ein Kornacker wie ein Herz: an einem andern Orte ein Weinberg in der Figur eines Kranzes. Zur Linken wurde ich einer Wieſe gewahr, die die Geſtalt eines Schaafes hatte; und zur Rechten bey einem Dorfe erblickte ich Obſtgarten, die durch künſtliche Ordnung ihrer Baume das Bild eines Baumes vorſtelleten.

Ich weis nicht, mit was vor Recht Italien der Luſtgarten von Europa heiſſt; das bin ich aber verſichert, daß **Spielwerk** mit allem Recht der Luſtgarten der Dichterinſel genennet zu werden verdienet. Ich glaube nicht zu viel geſagt zu haben; wenn man ſich nur vorſtellet, was vor ein Vergnügen ein Land unſern Augen geben muß, das durch und durch mit dergleichen Figuren gezieret iſt, als ich itzo von **Spielwerk** angemerket habe. Unſre eigenſinnigſten Köpfe haben noch allemal ein Vergnügen an denen Luſtgärten gefunden: Hier befindet ſich aber das in größern, was ihren Augen in kleinern gefallen hat.

Es iſt jedoch nicht die natürliche Fruchtbarkeit des Landes, die man diesfalls erheben muß: denn ich zweifle gar nicht, daß **Spielwerk** ohne ſeine fleißigen Einwohner ein Land wie alle andre Länder in der Welt ſeyn würde; ſondern es ſind die Einwohner, die das Land in ſolchen betrachtungswürdigen Stand geſetzet haben; und denen man auch deshalb alles Lob beylegen muß.

Was ich geſaget habe, zeuget zwar von dem Fleiße der Einwohner: allein es iſt doch nichts ſonderbares. Man ſiehet unſre fleißigen Gärtner ihre Abtheilungen in gleiche Figuren bringen. Allein was ich nunmehr erzählen werde, iſt um ſo mehr verwundernswürdig. Ich habe Heerden Schaafe geſehen, die in ordentlichen Gliedern weideten; und auf beyden Flügeln jedes Gliedes, zuweilen auch in der Mitten deſſelben, ſind etliche Ziegen geſtellet, die niemals ihre Ordnung verlieren. Ich habe Heerden Schweine gefunden, die gleiche Ordnung beobachtet haben; und unter denen ein Ochſe allemal auf den rechten Flügel jedes Gliedes geordnet war, der niemals ſeinen Platz veränderte. Wenn man bedenket, was vor Geduld und Mühe die Hirten anwenden müſſen, ehe ſie dem ſonſt unbändigen Viehe dergleichen Ordnung angewöhnen, ſo wird es uns gar nicht leicht ſcheinen. Und ich kann es ſelbſt bezeugen. Ich habe einem Hirten, der gewiß ein kluger und praver Mann war, zugeſehen, daß er 4 Stunden in der Stube auf und nieder gegangen iſt, ehe er ausmachte, in welche Reihe der Schweine er ſeinen größten Ochſen ordnen wollte.

Die Einwohner dieſes Landes haben eine den **Reimländern** ganz entgegengeſetzte Gemüthsneigung. Jene eilen, daß ſie eine Arbeit hurtig zu Stande bringen: dieſe hingegen ſind vergnügt, wenn ſie in etlichen Tagen etwas weniges verrichten, wenn es nur dem Vorſatze gemäß iſt, den ſie ſich nach ihrer Neigung gemacht haben, nämlich etwas künſtliches zu verfertigen. Sie beſitzen in ihrer Arbeit eine faſt unglaubliche Geduld. Alle ihre Geduld aber entſpringet aus ihrem Ehrgeize: ſie wollen nämlich den Ruhm haben, daß ſie große Künſtler ſind. Es haben zwar alle Einwohner dieſer ganzen Inſel eine beſondere Ehrbegierde. Sie beſitzen ſie aber doch nicht in gleichem Grade. Ein Einwohner von Spielwerk hat alſo deren ein gut Theil mehr, als ein Reimländer: und einer aus dem Lande Schwulſt übertrifft den erſten hierinnen bey weiten noch. Ich weis einen Zolleinnehmer in Spielwerk, der dem Butterſchnitte, den er zu Mittage genießen wollte, die Form einer Schneppe zu geben willens war. Er hatte ſchon vier Stunden darüber zugebracht; und es war zwey Uhr nach Mittage, als das eine Bein unglücklicher Weiſe abbrach. Ehe er aber die Schande haben wollte, eine verſtümmelte Mahlzeit zu genießen; ſo gab er ſeine Arbeit dem Hunde, und nahm ſich die Geduld, noch drey andre Stunden zu faſten, bis er ſeinen Vogel unzerbrochen zu Stande gebracht hatte.

Ich komme nunmehr zur Hauptſtadt. Sie heißet Kunſt und iſt am Fluſſe Zwang erbauet. Sie iſt von mittelmäßiger Große. Niemals hat noch ein Volk ſeine Neigung in ſeiner Bauart mehr zu erkennen gegeben, als die von Spielwerk. Ihre Hauptſtadt iſt ihrem Sinne vollkommen gemäß. Alles, was uns in die Augen fällt, iſt künſtlich. Die Straßen, die öffentlichen Gebäude, die gemeinen Bürgerhäuſer, alles zeuget von ihrer Neigung. Ihre Hauptſtraße hat die Form einer gekrümmten Schlange: und mit dieſer Bauart haben ſie ein künſtliches Echo zu vereinbaren gewußt. Ihr Rathhaus ſtellet ein Ey vor: und ihre Börſe iſt in der Geſtalt eines Schiffes erbauet. Jede Hausthüre der Bürgerhäuſer ſtellet den Anfangsbuchſtaben von dem Namen des Beſitzers vor. Dieſe künſtliche Bauart macht den Eingang ſehr unbequem. Ein guter Freund aus **Romland** hatte mir an einen hieſigen anſehnlichen Mann, Namens **Zwinger**, Empfehlungsſchreiben mitgegeben; und ich weis am beſten, was es mir vor Mühe gekoſtet hat, ehe ich in ſein Haus gekommen bin. Ich habe bey dem Ein- und Ausgang in Gefahr geſtanden, durch die wunderliche Krümme ſeiner Hausthüre, daran der Anfangsbuchſtabe ſeines Namens Schuld war, meinen Körper zu verrenken. Denn es wäre eine Schande, (eine Sache, die ich nicht vergeſſen muß,) ſich aufs Kriechen zu legen.

Man verehret in dieſer Landſchaft den Gott **Falſchenwitz**: und in dieſer Stadt befindet ſich zu ſeinem Dienſt ein Tempel, der nach dieſes Volks Meynung ſehr prächtig iſt. Ich will deſſen Beſchaffenheit beſchreiben; und meine Leſer werden befinden, daß man allzuviel von ihm halte. Es iſt ein weitläuftiges Gebäude, gröſtentheils nach der gothiſchen Baukunſt aufgeführet. Es iſt zwar die korinthiſche Säulenordnung mit untergemiſchet: ſie iſt aber ſo unrecht angewendet, daß man alle Mühe hat, ſie zu entdecken. Er iſt von auſſen mit unzähliger Bildhauerarbeit verſehen: allein, weil man ſie in keiner Ordnung aufgeſtellet hat; ſo dienet ſie dem Gebäude zu ſchlechter Zierath.

Der Gott **Falſcherwitz** zeiget ſich in dieſem Tempel auf einem von Glaſe aufgerichteten Altar. Er hat eine Rieſengröße, und einen Kocher und Bogen auf dem

Rücken. In der linken Hand hat er einen ſtumpfen Pfeil, und in der rechten eine Steckenadel; und er ſcheinet dieſelbe dem Pfeil einzuverleiben, und ihm dadurch ſeine Schärfe geben zu wollen. Es kommt uns anfangs vor, als wäre er mit einem geldnen Stück bekleidet. Wenn man ihn aber genau betrachtet; ſo iſt ſein ganzer Körper mit roth und gelben Farben gemahlet. Auf ſeinem Schooſſe ſitzt der Fleiß: er hat eine Feder in der Hand, und eine brennende Lampe vor ſich.

Zur Rechten dieſes Gottes auf dem Altar ſtehet ein **Schleifſtein.** Die Einwohner nennen ihn den **Schleifſtein des Verſtandes.** Ich will aber beyläufig anmerken, daß er beſſer der **Schleifſtein des falſchen Witzes** genennet werden könnte. Nach demſelben werden alle Opfer beurtheilet. Jeder Einwohner, wenn er nicht vor einen Ketzer gehalten ſeyn will, iſt verbunden, wenigſtens alle acht Tage einmal zu opfern. Ihre Opfer beſtehen gröſtentheils in von Papier künſtlich ausgeſchnittenen Bildern. Ich habe aber auch Mäuler von Purpur, Brüſte von Eis, und Herzen von Stein opfern ſehen. Sobald man ſeine Gabe dem Oberprieſter überreichet hat; ſo nimmt ſie dieſer, und berühret damit den Schleifſtein. Dieſer drehet ſich ſodann von ſelbſten herum: und das Opfer wird vor angenehm und tüchtig erkannt, wenn er nichts daran verderbet, oder davon abnimmt. Ich muß jedoch meine Leſer verſichern, daß ich nicht geſehen oder gehöret habe, daß er jemals ſo grauſam verfahren hätte. Seine Gewohnheit gegen die Verehrer ſeines Gottes muß viel zu groß ſeyn, als daß er jemand durch Bezeugung ſeiner Verachtung beleidigen ſollte. Es brachte ein junger Menſch von einer frechen Miene die Bildniſſe eines Zepters, eines Hauſes und einer Saupeitſche in einem Bündel zuſammen gebunden: und ich erfreuete mich ſchon im voraus, wie ich die äuſſerſte Verachtung des Schleifſteins, durch Zertrümmerung derſelben, wahrnehmen wollte. Allein es geſchah nichts weniger als dieſes. Und der junge Menſch, der vielleicht meine Hoffnung angemerket hatte, verſicherte mich mit einer gewiſſen trotzigen Art, daß mehr Kunſt und Witz darinnen wäre, als ich vielleicht nicht einſehen könnte.

Es befindet ſich in dieſer Stadt eine berühmte hohe Schule; und ich muß zu ihrem Ruhme geſtehen, daß ſie die Mutter und Ernährerinn aller Künſtlichkeit des ganzen Landes ſey. Lehrer und Lernende verachten alle Wiſſenſchaften, die nichts künſtliches in ſich halten. Ich habe ſie bey meiner Ankunft in ungemeiner Betrübniß angetroffen. Ein vornehmer Mann, der öffentlicher Lehrer der Wortſpiele geweſen war, ſtarb unvermuthet, nachdem er ſich durch ſeine Weisheit und Künſtlichkeit dem ganzen Lande wie unentbehrlich gemacht hatte. Ich habe aber auch das Vergnügen gehabt, das ganze Land wieder fröhlich zu ſehen. Man hatte den berühmten **Tombumſibi** aus England zu Erſetzung der erledigten Stelle berufen, der ſich durch ſein Buch von Wortſpielen unſterblich gemacht hat: und bey meiner Abreiſe war man ſeiner Ankunft, unter allgemeinen Frohlocken, täglich gewärtig.

Dieſe hohe Schule beſitzet einen kleinen Wald, nahe bey der Stadt, eigenthümlich. Man heißt ihn, wo ich nicht irre, **Prophetenbuſch**; und es iſt nicht jedermann erlaubt, ſich darinnen zu ergötzen. Einige eigenſinnige Köpfe dieſer hohen Schule haben ſo gar verlanget, daß er vor heilig erkläret, und daß derjenige am Leben geſtraft würde, der ſich unterſtünde, ihn zu betreten. Da ſie es aber noch nicht haben ſo weit bringen können; ſo haben ſie ihn unterdeſſen mit einer ſtarken Mauer verwahren laſſen. Und in der That, dieſe Vorſorge iſt höchſtnöthig. Denn wenn dem gemeinen Volk erlaubet wäre, ihren Handlungen frey zuzuſehen; ſo würden ſie alles Anſehn verlieren, das ſie itzo noch haben. Der Pöbel nämlich würde gar bald eben das zu Stande bringen können, worauf bishero der Vorzug der Gelehrten beruhet hat.

Ich habe einmal ſo viel geſagt, daß ich mich nicht entbrechen kann, das Geheimniß dieſes Waldes bekannt zu machen. Ich bin dieſes zu thun vermögend. Mir iſt der Eintritt niemals verſaget worden, gleichwie er allen Bürgern der hohen Schule, vor deren Mitglied man mich anſah, frey ſtehet. Ich erinnere zum voraus, daß dieſer Wald nichts beſonders habe. Er hat Bäume und Gebüſche, wie alle andre Wälder. Nur gleich bey dem Eintritte findet ſich ein geraumer leerer Platz; und in demſelben beſtehet das ganze Geheimniß ihrer Kunſt. Dieſer Platz hat von Natur einen ſehr fruchtbaren Boden: und ſie wiſſen ihn überdies durch Kunſt ſolchergeſtalt zuzurichten, daß die darinnen eingegrabenen Bäume und Aeſte ganz leichtlich Wurzel faſſen. Wenn nun jemand willens iſt, ſich hervor zu thun, und ſeine Geſchicklichkeit ſehen zu laſſen; ſo nimmt er eine Anzahl Bäume, und pflanzet dieſelben dahin in einer geraden Linie. Er nimmt denn Aeſte von eben ſo viel andern Bäumen, und pflanzet dieſelben in einer andern Reihe unter die erſten. Dieſe letztern Bäume müſſen aber vorhero in dem Walde bey einander geſtanden haben. Wenn nun die Aeſte der andern Reihe eben ſo viel Blätter haben, als die Bäume in der erſten Reihe: ſo hat dieſe groſſe Kunſt ihre Richtigkeit. Sie können aber hierinnen ſo leicht nicht fehlen. Es ſtehet ihnen frey, auf eine Art zu zählen, wie es ihnen nur ſelber gefällt. Und da ſie, ohne ihrer Kunſt Abbruch zu thun, 9 und mehr Zahlen im Zählen überhüpfen können; ſo iſt leicht zu erachten, daß ihre ganze Kunſt nicht viel zu bedeuten habe. Dieſe Arbeit hat jedoch ihren groſſen Nutzen. Sie geben vor, daß ſie die erſten Bäume unter dem Namen eines Prinzen, oder andern vornehmen Mannes, dem ſie hierdurch Ehre erzeigen wollen, gepflanzet hätten: und ſie wären ſo glücklich geweſen, in ihrem Gehölze andre Bäume bey einander zu finden, die eben ſo viel Blätter hatten, als die erſten. Sie wollten daraus vor die vornehme Perſon viel Glück folgern; und, nach ihrem Vorgeben, haben die Fürſten ihr Leben und Wohlergehen gröſtentheils dieſer Kunſt zu danken.

Und in der That, die groſſen Herren haben wichtige Urſachen, es mit den Gliedern dieſer Univerſität ja nicht zu verderben. Sie beſitzen noch ein Geheimniß, woraus ihnen eben ſo viel Vortheil zuwachſen kann. Sie ſchreiben nämlich den Namen und Titel eines groſſen Mannes auf ein Blatt, und dann jeden Buchſtaben beſonders auf einen Zettel. Dieſe leeren Papiere werden in einen neuen darzu geweiheten Topf gethan, und wohl umgeſchüttelt: und ein ſiebenjähriger Knabe muß ſodann einen nach dem andern heraus ziehen. Es trifft gewiß allemal, daß die Buchſtaben, wenn ſie in der Ordnung, wie ſie aus dem Topfe herauskommen, zuſammen geſetzet werden, entweder Lobeserhebungen, oder glückliche Prophezeihungen in ſich halten. Dieſe werden dann freylich niemand biliger zugeeignet, als dem, von deſſen Namen ſie ſind. Ich kann zwar nicht läugnen, daß nicht einige die Buchſtaben nach aller Scharfſinnigkeit, die ihnen nur möglich iſt, zuſammen ſetzen ſollten. Allein, ich halte die erſte Art vor die beſte. Ein vornehmer Mann, bey dem ich im Hauſe geweſen bin, ſo lange, als ich mich allhier aufgehalten, verfuhr auf dieſe Weiſe: und er war gewiß kein Narr.

Dieſes Land iſt eigentlich eine Democratie. Die hohe Schule aber, und einige angeſehene Bürger, haben das meiſte in der Regierung zu ſprechen. Die übrigen folgen allemal der Meynung derſelben ganz willig: obgleich ein **Spielwerkianer**, wenn man mit ihm ſpricht, viel Weſens von ſeiner Freyheit machen wird.

Spielwerk kommt bey den übrigen Landſchaften dieſer Inſel, wenn ich **Knittelhartland** ausnehme, in keine ſonderliche Betrachtung. Ob es gleich von **Reimland**, in Anſehung der innerlichen Uneinigkeiten, die daſelbſt herrſchen, nichts zu beſorgen hat; ſo kann ſich doch auch **Spielwerk** gegen **Reimland** nicht im geringſten furchtbar machen. Es iſt allzu arm an Einwohnern, als daß es gegen das wohlbevölkerte **Reimland** etwas unternehmen konnte. Und es iſt auch nöthig, daß es künftig mit **Reimland** in genauer Verfaſſung ſtehe, damit es daher Verſtand zu gewarten habe, wenn dem Lande **Schwulſt** nach der Herrſchſucht, die es bey allen Gelegenheiten blicken läßt, eine Begierde ankommen ſollte, ſich von **Spielwerk** Meiſter zu machen. Am allermeiſten aber hat **Spielwerk** von der Landſchaft **Dichtkunſt** zu beſorgen: und es muß alle Vorſicht anwenden, zu verhüten, daß es dieſen mächtigen Staat nicht wider ſich reize. Es wird auch ſo leicht kein **Spielwerkianer** Gelegenheit zum Zwiſt geben. Ihr Unglück iſt noch zu neu, als daß ſie ſich nicht erinnern ſollten, wie plötzlich ihre Hoheit und Anſehen darnieder lag, als ſie von Dichtkunſt angegriffen wurden. Es iſt nöthig, daß ich die Geſchichte dieſes Krieges umſtändlicher erzähle.

Es ſind ohngefähr 70 Jahr, als ſich in Spielwerk ein Lehrer auf daſiger hohen Schule, mit Namen Chriſtian *), in Kopf ſetzte, die ganze Dichterinſel ſeinem Vaterlande unterthänig zu machen. Es war nöthig, daß er erſt unter ſeinem Volk ein großes Anſehen hätte, ehe er an ein ſo wichtiges Werk Hand anlegen konnte. Dieſes wußte er gar bald zu erhalten. Er grief ſeine Mitbürger an dem rechten Orte, nämlich an ihrer Liebe zum Künſteln an. Man war vorhero auf der hohen Schule noch gewohnt geweſen, öffentliche Reden zu halten. Dieſe ſchaffte er ab, und ließ an deren Statt eine Art von Schauſpielen aufführen. Er ſchaffte mit unſäglichen Koſten Elephanten, Löwen, Tieger, Bäre, königl. Kronen und Zepter herbey, und ſtellete ſie in dem Hörſaale zum Schau auf. Er ſtellete mit nicht geringern Unkoſten Triumphbögen, Pyramiden, Seen, Schiffe und ganze Berge und Wälder vor. Damit es aber doch noch das Anſehen einer Uebung vor die Studirenden hätte; ſo ließ er ſeinen Untergebnen zu jeden dieſer Dinge etliche Worte von einem beſondern Nachdruck ſprechen. Hiermit grief er ſeinen Mitbürgern ans Herz. Sein uneigennütziges und prächtiges Verfahren gefiel ihnen. Sie ſahen, daß er ſein ganzes Vermögen aufopferte ihre Neigung zu vergnügen. Ueberdies war er höflich, gegen jedermann

---

*) Chriſtian Weiſe.

mann liebreich und gaſtfrey: und was am meiſten in Betrachtung kam, er nahm ſich der gemeinen Sache mit größtem Eifer an. Sie wollten alſo ſolche beſondere Tugenden nach Würden vergelten; und er erhielt mehr, als er anfangs geſucht hatte. Nachdem er einigen angeſehenen Bürgern, die ſeine Erhebung aus Neid nicht zulaſſen wollten, ſein Vorhaben in Anſehung der Herrſchaft über die ganze Inſel offenbaret hatte; ſo wurde er durch einmüthige Stimmen des ganzen Volkes zum Beſchützer der Republik ernennet.

Als er ſich zu dieſer anſehnlichen Stelle erhaben ſahe; ſo arbeitete er aus allen Kräften, ſein Vorhaben auszuführen. Er verdoppelte ſeine prächtigen Schauſpiele. Er hielt offene Tafel: und da er zugleich verſchaffte, daß in **Spielwerk** alles wohlfeil war; ſo zog er dadurch eine Menge Fremde ins Land. Die meiſten ließen ſich darinnen häuslich nieder: und das Land wurde faſt vor ſeine Einwohner zu klein. Ganze Striche von denen angränzenden Ländern ſchlugen ſich zu **Spielwerk**, und erkenneten **Chriſtianen** auch vor ihren Beſchützer. Dieſer richtete vor allen Dingen aus der Menge ſeiner Burger einen beträchtlichen Kriegesſtaat auf: und nachdem er ſich in ſolche Verfaſſung geſetzt hatte, daß er ſich getrauete, der ganzen vereinigten Macht der übrigen Landſchaften gewachſen zu ſeyn; ſo machte er eine Schrift bekannt, in welcher er zu behaupten ſuchte, daß der Gott, den man in **Spielwerk** verehrete, einzig und allein der **wahre Witz** ſey. Er verlangte zugleich von denen übrigen Landſchaften unter angehängten Bedrohungen, daß ſie denſelben davor erkennen ſollten.

Reimland und **Knittelhartland**, denen es gleichviel ſeyn konnte, welche unter denen beyden Landſchaften **Spielwerk** und **Dichtkunſt** den **wahren Witz** hätte, machten keine Schwierigkeit ſich **Chriſtians** Verlangen gemaß zu bezeigen. Sie erklarten öffentlich, daß ſie völlig verſichert waren, daß kein Volk in dieſer Inſel, außer denen **Spielwerkianern**, den **wahren Witz** verehre. Nur die Landſchaft **Dichtkunſt**, und ihr damaliger Beherrſcher **Reimlieb**, konnten ſich unmöglich zu dieſer Erklarung verſtehen. Sie konnten jenen Gott nicht vor den wahren erkennen, ohne den ihrigen zugleich falſch zu heißen. Allein **Reimlieb** befand ſich damals in ſehr üblen Umſtanden. Es war gleich zu der Zeit, als der Pracht und der Ungehorſam ſeines Sohnes **Caſpars** auf das höchſte geſtiegen wär. Der innerliche Krieg war ſchon ſo gut, als ausgebrochen: und es war demnach gar nicht rathſam, ſich auch einen auswartigen Feind auf den Hals zu ziehen. Man mußte alſo in einen ſauren Apfel beißen, und den Beſchutzer von **Spielwerk** mit einer zweydeutigen Antwort zufrieden ſtellen. Man gab nämlich ſeinen Abgeordneten zur Antwort: Obgleich das Land **Dichtkunſt** jederzeit den Gott, ſo die **Spielwerkianer** verehreten, vor den falſchen **Witz** erkennet hätten: ſo könnte man ſich doch geirret haben. Sie wollten aber genau unterſuchen, ob es denen Eigenſchaften ihres Gottes nicht zuwider wäre, daß er in zwey ſo verſchiedenen Landſchaften ſeinen Tempel und Wohnung haben könnte: und unterdeſſen ſollten ſich ihre Burger aller bittern Ausdrucke gegen jenen Gott enthalten.

Chriſtian war mit dieſer Erklärung nicht allerdings zufrieden: und ich glaube, daß er der nachfolgenden Gelegenheit ſich bedienet, und zur Zeit des innerlichen Krieges einen Einfall in **Dichtkunſt** unternommen hätte; wenn er nicht gleich zu der Zeit geſtorben wäre, als der Krieg zwiſchen **Reimlieb** und ſeinem Sohn ausbrach. Unterdeſſen hatte er doch ſeinem Lande eine groſſe Macht und ein hohes Anſehen zuwege gebracht. Es galt damals ſelbſt in **Dichtkunſt** niemand, der ſich nicht einige Zeit in **Spielwerk** aufgehalten hatte. Viele nämlich, die keine rechte Kenntniß von ihrem eigenen Gotte hatten, glaubten, da **Reimlieb** einmal der Zeit hatte weichen, und obgedachte Erklärung thun müſſen, es wäre gar wohl möglich, daß **Spielwerk** den **wahren Witz** hätte. Es hatte alſo noch immer das Anſehn, **Spielwerk** würde endlich in der That die Herrſchaft über die ganze Inſ behaupten.

Allein alle Dinge ſind ihrem Sturz am nächſten, wenn ſie am höchſten geſtiegen ſind. Die **Spielwerkianer** konnten ſich in ihrer Hoheit nicht mäßigen. Sie ließen gegen die Einwohner der Landſchaft **Dichtkunſt** alle Zeichen der äuſſerſten Verachtung blicken: und ihre Prieſter erwähnten des **wahren Witzes** niemals, als in den bitterſten Ausdrücken. Dieſes Bezeigen fiel endlich der Landſchaft **Dichtkunſt** unerträglich. Dieſes Land befand ſich nach **Reimliebs** Tode, und nach dem Kriege mit denen Anhängern der Prinzeſſinn **Schwulſt**, in welchem die letztern bis aufs Haupt geſchlagen waren, in dem beſten Stande von der Welt. Und man glaubte, daß man nicht länger Anſtand nehmen könne, den Hohn zu rächen, der dem Gott **Witz** von denen Verehrern des **falſchen Witzes** täglich angethan würde.

Kaum war der Krieg in der öffentlichen Verſammlung des Volks in Verſchlag gebracht; als der Gott Witz ſein Wohlgefallen hierüber bezeigte. Er munterte ſeine Verehrer hierzu auf, und verſprach ihnen ſeinen mächtigen Beyſtand. Der Krieg wurde beſchloſſen: und man rückte mit einem nicht allzu zahlreichen, aber geübten Kriegesheere in die Gränzen von Spielwerk. Dieſes Land zog ſeine ganze Macht zuſammen, ſich zu beſchützen; und nach der Menge ihrer Krieger glaubten ſie mit dem kleinen Haufen ihrer Feinde bald fertig zu werden. Allein, da es zur Schlacht kam: ſo erſchien der Gott Witz ſelbſt an der Spitze ſeiner getreuen Völker. Es ſchoß ein Stral aus ſeinen Augen, welcher denen **Spielwerkianern** die Augen blendete: und ſeine Pfeile richteten eine entſetzliche Niederlage unter ihnen an. Sie nahmen mit vollem Haufen die Flucht: und das ſiegreiche Heer verfolgte ſie tief in ihr Land. Allenthalben, wo der Gott Witz hinkam, verdorreten durch den Stral ſeiner Augen ihre künſtlichen Felder, Wieſen, Weinberge und Obſtgärten: und das Land wurde einer Wüſteney gleich.

Es war nun an dem, daß ihre Hauptſtadt belagert werden ſollte. Sie hatten hier den Reſt ihrer geſchlagenen Armee und ihrer letzten Kraft zuſammen gezogen. Doch da ſie ihren Götzen bey ſich hatten, ſo getraueten ſie ſich noch eine Schlacht zu liefern. Sie ſtelleten ihn an die Spitze ihres Kriegsheeres. Er war mit einem prächtigen güldnen Stücke bekleidet. Kaum aber rückte der wahre Witz und die gegenſeitigen Kriegesvölker an; ſo fiel ihr falſcher Gott zuerſt. Es ſchoſſen Feuerflammen aus den Augen des Gottes Witzes auf ihn. Dieſe verzehrten ſeinen prächtigen Gewand, und er fiel nackend zur Erden. Die Spielwerkianer erlitten zum zweytenmale eine gänzliche Niederlage: und ſie retteten ſich nun hinter die Wälle ihrer Hauptſtadt.

Hier glaubten ſie den Feind noch eine Zeitlang aufzuhalten. Allein, wie beſtürzt wurden ſie nicht! als ſie ſahen, daß alle ihre koſtbaren und künſtlichen Feſtungswerke über den Haufen fielen, ſo bald, als ſich der Gott Witz denenſelben näherte. Es blieb ihnen alſo keine Hoffnung übrig, als in der Gnade der Ueberwinder. Sie fielen ihren Obſiegern zu Fuße, und bäten wehmüthig um Gnade. Einige der Vornehmſten aus der Landſchaft Dichtkunſt wollten ſie ganz und gar ausgerottet wiſſen. Der Gott Witz aber, den man dieſerhalb um Rath fragte, befahl: man ſollte ihren Staat und Götzendienſt erhalten, damit der Unterſchied ſeiner Macht und ſeines geheiligten Dienſtes um ſo eher wahrzunehmen wäre. Man geſtund ihnen alſo einen Frieden zu, in welchem ſie faſt die Halfte ihres Landes abtreten mußten. Ueberdies mußten ſie den Gott Witz, den man in Dichtkunſt verehret, vor den einzigen und **wahren** Witz erkennen, und ſie mußten ausdrücklich darinnen eingeſtehen, daß es nur kleine Geiſter wären, die ſich mit der Verehrung ihres Gottes beſchäfftigten.

Dieſes war ein harter Streich vor Spielwerk, wodurch das Land über die Hälfte an Macht und Einwohnern verringert wurde. Denn der Krieg hatte viele aufgerieben; ſie verlohren faſt die Halfte ihres Landes: und ein großer Theil Einwohner begab ſich nach dieſem ſchimpflichen Frieden aus dem Lande. Kurz hierauf entſpann ſich der blutige und langwierige Krieg mit

Reimland, von dem ich eben bereits geredet habe. Es iſt alſo gar kein Wunder, daß dieſes Land nicht ſonderlich bewohnt iſt.

Nach dem, was ich itzo geſagt habe, iſt es leicht zu erachten, daß **Spielwerk** in keiner ſonderlichen Kriegsverfaſſung ſtehen werde. Ihre Hauptſtadt wird vor befeſtiget gehalten. Sie iſt es aber nur mittelmäßig. Sie hat nur einige Werke, und gegen Morgen die Schanze **Unnützerfleiß**. Dieſe kleine Feſtung iſt von bunten Kieſelſteinen aufgeführet: und da ſie ſehr künſtlich zuſammen gefüget ſind; ſo ſiehet man dadurch alle Kriegsrüſtungen, die nur in der Welt gefunden werden, abgebildet. Ich geſtehe, daß dieſes denen Augen eine angenehme Beluſtigung giebt; allein es iſt ſehr gewiß, daß es zur Befeſtigung der Schanze nicht das geringſte beyträgt.

Die Beſatzung dieſer Schanze iſt ein ſehr arbeitſames Volk. Ob ſie ſich ſchon nicht auf der Wacht befinden; ſo ſind ſie dennoch nicht müßig. Einige verfertigen Schanzkörbe von Papier, oder Palliſaden von Rohr; und andre beſchäfftigen ſich, hölzerne Kanonen oder Stückkugeln von Thon zu machen. Sie ſind hierinnen ſo unermüdet, als wenn dieſe Dinge noch ſo viel zu ihrer Beſchützung beytragen könnten.

Augenfall iſt ein feſtes Schloß, 3 Meilen von der Hauptſtadt gegen Mittag, auf einem hohen Berge gelegen. Nach ſeiner Bauart iſt es eben ſo beſchaffen, als die Schanze **Unnützerfleiß**; nur mit der Beſatzung dieſes Schloſſes hat es eine andre Bewandniß. Ihre Befehlshaber ſind ſehr anſehnliche Perſonen: denn ich habe keinen wahrgenommen, deſſen Länge unter 4 Ellen geweſen

ſen wäre. Allein, die gemeinen Soldaten ſind Krüppel und unanſehnliche Leute. Die Art, womit ſie ihre Kriegsübungen machen, hat bey vielen Beyfall gefunden. Ich habe aber ihren Uebungen zugeſehen; und wenn ich die Wahrheit geſtehen ſoll; ſie ſind nicht nach meinem Geſchmack. Ich will meinen Leſern die Art erzählen, von der ich ein Zuſchauer geweſen bin. Sie ſtelleten ſich in ein Viereck; und in dem äußerſten Gliede auf allen vier Seiten ſowohl, als übers Kreuz, waren die Befehlshaber in einer gewiſſen Weite von einander zu ſehen. Der Zwiſchenraum aber, und die übrigen Glieder, waren von denen unanſehnlichen Gemeinen erfüllet, die noch darzu öfters, damit der Officier Platz bekam, ſehr dicke und unordentlich in einander treten mußten.

Die Stadt **Wortluſt** liegt 5 Meilen von der Hauptſtadt gegen Abend. Sie iſt nur mittelmäßig: und ich habe nichts gefunden, welches angemerket zu werden verdiente, als daß keine Straße und kein Haus in der Stadt zu finden iſt, welches nicht mit einem Echo verſehen wäre. Und dieſer Wiederſchall iſt ſo verſchieden, als er in keinem Orte in der Welt ſeyn kann. Bald wiederſchallet ein Wort ganz, bald halb, bald ein ganz ander Wort, das aber dem Thone des ausgeſprochenen in etwas ähnlich iſt. Bald wiederholet das Echo ein ausgeſprochen Wort zwey- und mehrmal nach ſeinem Klange, aber mit veränderter Bedeutung. Ich habe mich 2 Tage in dieſer Stadt aufgehalten: und binnen dieſer Zeit hätte ich alle übrige Sinnen entbehren können; nur das Gehör war mir unentbehrlich.

Ziſſern iſt eine kleine Stadt, 4 Meilen von der Hauptſtadt gegen Mitternacht. Sie beſtehet aus kleinen und ſchlechten Häuſern, die nur einen Stock haben. Ich würde dieſes Städtchens gar nicht gedenken, wenn ſich nicht ſieben anſehnliche Paläſte darinnen befänden. Sie liegen in der ganzen Stadt zertheilet: und da ſie in Anſehung der andern eine ausnehmende Höhe haben; ſo fallen ſie beſonders in die Augen. Sie gehören ſo viel adelichen Geſchlechtern: und ich habe mir ſagen laſſen, daß es die Herren von M-- D-- C-- L-- X-- V-- und I-- ſind, die ſie ſeit langen Jahren beſitzen. Man verwahret in dieſem Städtchen die Schriften der Republik Spielwerk, die die Geſchichte und Zeitrechnung anbetreffen. Ich habe es nur im Vorüberreiſen nach der Landſchaft Schwulſt angeſehen; ich eilte damals: und man wird es mir nicht übel nehmen, daß ich mich itzo gleichfalls nicht lange dabey aufhalte.

Ich bin vielmehr beſchäfftiget, nunmehro

das Land Schwulſt

in Augenſchein zu nehmen; und meine Leſer zugleich mit dahin zu führen. Drey Meilen hinter **Ziffern** fängt ſich das hohe **Meteoriſche** Gebirge an. Dieſes ſind Berge von einer erſtaunenden Höhe, deren Gipfel in die Wolken reichen. Der Weg darüber iſt ſehr beſchwerlich: und an einigen Orten kann man kaum zu Fuße fortkommen. Die Landſchaft **Schwulſt** iſt von allen Seiten mit dergleichen Gebirgen umgeben. Und da in der That nichts umſonſt iſt; ſo ſcheinen dieſe Berge nur darum entſtanden zu ſeyn, damit es nicht jedem neugierigen Fremdlinge ſo leicht wäre, die vornehmen und tiefſinnigen Einwohner dieſes Landes nach ſeinem Gefallen zu beunruhigen.

Als ich den letzten Berg überſtiegen hatte: und nunmehro in das platte Land von **Schwulſt** kam: ſo bin ich erſtaunt über die Wunderdinge, die ich ſehe. Ich hatte aus dem letzten Dorfe in **Spielwerk** einen Boten mitgenommen, der mir den Weg zeigen ſollte: und dieſen beſchuldige ich, daß er mich in ein bezaubertes Land geführet habe. Dieſer ehrliche Mann ſuchet alle ſeine Beredſamkeit hervor, mich zu verſichern, daß es wirklich das Land **Schwulſt** ſey, worinnen wir uns befinden: denn er merket, daß ich ihn ſelbſt vor einen Zauberer halte. Man wird über mein Bezeigen lachen. Allein ich glaube, daß jedermann, der an meiner Stelle geweſen wäre, nicht weniger würde gethan haben, als ich. Und man wird mir Recht wiederfahren laſſen, wenn ich die Gegenſtände meiner Bewunderung erzählen werde. Die Bäume trugen hier güldene Blätter; und ihre Früchte beſtanden aus Edelgeſteinen. Die Blumen ſchienen künſtliche Gewebe von Gold und Silber zu ſeyn; und der Geruch von ihnen erfüllete die Luft mit Ambra und Zibeth. Der Thau, der zu damaliger Morgenzeit an denen Bäumen, Blumen und Graſe hieng, war nichts anders, als Perlen eines unſchätzbaren Werths. Die Vögel hatten hier güldene Schnäbel; und die meiſten unter ihnen menſchliche Stimmen. Ich habe oftermals Seufzen in der Luft gehöret; und mein Begleiter verſicherte mich, daß hier die Winde-Botſchafter entfernter Liebhaber wären. Die Bäche führten Kryſtall bey ſich, und beobachteten in ihrem Geräuſche, wenn ſie über Felſen oder Kieſelſteine floſſen, gewiſſe Melodien. Die aufgehende Sonne ſchien wider die Spitze eines Felſens; und mein Begleiter wollte ſein Leben zum Pfande ſetzen, daß dieſer Fels damals in pures Gold verwandelt wäre. Kein Thier, das ich wahrgenommen habe, iſt den unſrigen vollkommen ähnlich. Die Hirſche und Rehe waren mit Flügeln verſehen; und die wilden Schweine hatten Elephantenzähne. Selbſt die Menſchen ſchienen von ganz andrer Natur zu ſeyn, als wir. Man kann meine Angſt ermäſſen, als ich in ein Dorf kam, und als aus den Augen einer Bauermagd, welche ausmiſtete, Blitz und Feuerflammen auf mich zuſchoſſen. Mein Begleiter machte mir wieder ein Herz, indem er ſagte, daß dieſes Feuer nicht verſehre; und ich verlohr endlich alle Furcht, als ich ſah, daß ſie lächelte.

Meine Leſer werden ſich auch ſchon im voraus von den Einwohnern dieſes Landes eine würdige Vorſtellung ge-

gemacht haben. Denn es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein ſo vortreffliches Land keine Einwohner haben werde, als die deſſen würdig ſind. Dieſe Folge iſt ganz natürlich, und die hieſigen Einwohner haben auch in der That was beſonders. Ich will ihrer prächtigen Kleidung nicht gedenken; denn es ſcheinet mir wahrhaftig lächerlich, den Werth eines Menſchen aus zufälligen Dingen zu beurtheilen, daran er ſelbſt keinen Theil hat. Wir ſollten die Geſchicklichkeit des Schneiders, und die Erfindungskraft des Webers bewundern, wenn wir ſehen, daß ihre Arbeit einem Menſchen einiges Anſehen giebt, den wir in einer ſchlechten Bedeckung vor ein ſehr elendes Weſen halten würden. Nein, der Vorzug der Schwulſtianer beruhet auf beſſern Gründen. Sie beſitzen eine Einſicht, die weit über die unſrige gehet. Sie entdecken in denen geringſten Dingen Seltenheiten, die wir durch alles unſer Nachſinnen wahrzunehmen nicht vermögend ſind. Sie wiſſen Eigenſchaften von einer Sache zu ſagen, die uns niemals beyfallen. Und daher kommt es, daß ſie in ihren Geſprächen gemeiniglich ſehr weitläuftig ſind.

Ich ſage dennoch nicht, daß die Natur in Austheilung der Kräfte der Seelen bey denen aus Schwulſt freygebiger, als bey uns, geweſen ſey; oder daß ſie in Gebrauch dieſer Kräfte zu einer größern Vollkommenheit gelangen könnten, als wir. Ich bin ein rechtſchaffener Patriot: und ich mochte nicht gerne ihren Vorzug auf unſre Unkoſten bauen. Sie müſſen eben ſowohl nachſinnen, als wir. Sie bringen es aber darinnen weiter; und alſo ſcheinen ſie doch vor uns einen Vorzug zu behaupten.

Ich will dieſen ehrlichen Leuten Recht wiederfahren laſſen, ohne uns herunter zu ſetzen. Es iſt bekannt, daß uns nichts ſo ſehr beleidiget, als wenn man unſern Verſtand und den rechten Gebrauch deſſelben in Zweifel ziehet. Wir werden aber weniger aufgebracht, wenn man unſre Gliedmaßen eines Mangels beſchuldiget. Ich will alſo ſetzen, daß die äußerlichen Werkzeuge der Sinne bey denen aus Schwulſt anders beſchaffen ſeyn, als die unſrigen. Es wird in ihren Augen etwas funkelndes ſeyn, welches ihnen alle Sachen glänzend vorſtellt; und vermöge deſſen ſie ſo weit ſehen können, als wir durch ein Vergrößerungsglas. Ich könnte die Beſchaffenheit der übrigen ſinnlichen Werkzeuge auf gleiche Art zeigen, wenn ich weitläuftig ſeyn wollte.

Die Einwohner aus Schwulſt ſind ſehr tiefſinnige Leute. Sie reden langſam, aber mit deſto größern Nachdruck; und es ſcheinet, als wenn ſie ſich ſelbſt gerne reden hörten. Dieſes iſt eine Frucht ihres Hochmuths. Denn alle hieſige Einwohner ſind in dieſer Leidenſchaft ganz unermäßlich. Es iſt ein untrügliches Merkmaal ihres Hochmuths, daß ſie auf Stelzen gehen. Sie wollen dadurch das Anſehen haben, daß ſie größer ſind, als alle andre Leute. Ich geſtehe, dieſe Gewohnheit hat mir gar nicht gefallen. Ich würde ſie aber nicht mißbilligen, wenn ſie eine Nothwendigkeit darzu verbände. Allein, es giebt in ihrem Lande gar kein Moraſt; und, was das lächerlichſte iſt, ſie gebrauchen dieſelben ſo gar in denen Häuſern. Ich habe einen Rathsherrn gekennet, der niemals ohne Stelzen in ſeiner Gemahlinn Wohnzimmer gieng. Und ein junger Edelmann, der mit ſeinem Hofmeiſter in ſeines Vaters Hauſe wohnte, würdeſ geglaubt haben, daß er den dümmſten Streich von der Welt begienge, wenn er ſeinen Aeltern einmal ohne Stelzen einen guten Morgen gewünſchet hätte.

Man bedienet ſich ihrer in allen menſchlichen Verrichtungen; und ſo gar die Schauſpiele ſind von dieſer lächerlichen Gewohnheit nicht frey. Alle ſpielende Perſonen ſind damit verſehen. Sie wiſſen, daß die Stelzen in denen Zeiten und Ländern, in welchen die Geſchichte, die ſie vorſtellen, geſchehen ſind, nicht üblich geweſen ſind: und dennoch iſt es ihnen unmöglich, ihre Gewohnheit nur in dieſem Falle zu unterlaſſen. Ich habe einen Tragiſchen Held geſehen, der die ehemals gewöhnlich geweſene Feuerprobe ausſtehen muſte: und er ſah ſich alſo genöthiget, ſeine Stelzen abzulegen. Ob er zwar unſchuldig war; ſo wurde er doch verletzet, und dannenhero verdammet. Dieſer geſetzte Mann, der ſich in allen ſeinen Handlungen groſmüthig und vernünftig aufgeführet, und ſelbſt in dieſer betrüglichen Probe mehr Geduld bezeiget hatte, als die Unſchuld gewöhnlichermaaßen hat, hatte nicht das Herz zu ſterben, wenn er nicht ſeine Stelzen wieder angeleget hätte. Dieſesmal hat mir der Gebrauch ihrer Stelzen am lächerlichſten geſchienen.

Ich ſchreite nunmehro zur Beſchreibung der Hauptſtadt. Man kann nichts gewiſſers vermuthen, als daß ſie der Vortrefflichkeit der Landſchaft und ihrer Einwohner gemäß ſeyn werde. Sie heiſſet Prunk; und ich muß bekennen, daß ich noch niemals ſo was prächtiges geſehen habe. Alle Häuſer ſind Paläſte; und diejenigen, ſo man von Marmor aufgeführet hat, ſind noch die wenigſten. Man hat ſie von Kryſtall und Edelgeſteinen aufgeführet; und ich will wetten, daß man in der ganzen Stadt nicht 10 Häuſer findet, ſo nicht mit Golde gedeckt ſind. Die Fenſter ſind Diamanten von einer unerhörten Größe; und das Holz, welches zum Bau der Häuſer nöthig geweſen iſt, hat man von Zimmet- und Muſkatenbäumen genommen. Alle Straßen ſind mit Marmor gepflaſtert; und ſtatt des Kothes lieget ein wohlriechendes Harz auf denen Gaſſen.

Der Fluß **Unähnlich** fließet mitten durch die Hauptſtadt. Dieſer Fluß iſt die Quelle aller ihrer Wunder, alles ihres Reichthums und aller ihrer Koſtbarkeiten. Gold, Silber, Perlen, Edelgeſteine, Kryſtall, Marmor, Alabaſter, Elfenbein, koſtbare Federn, Purpur, Seide und alle Dinge, die zu ihrer Pracht erfordert werden, bringt er im Ueberfluſſe mit. Er iſt mit dieſen Sachen dergeſtalt angefüllt, daß man Mühe hat, ſein Waſſer zu erkennen. Wenn mir nicht ſein Urſprung bekannt wäre; ſo wollte ich Tauſend gegen Eins verwetten, daß er in Salomons Ophyr entſpringen müßte. So aber weis ich es ſehr wohl, daß er in dieſem Lande, auf dem Berge **Ueblerbegriff**, ſeinen Urſprung nimmt. Er empfängt ſein meiſtes Waſſer aus der See des Vorurtheils, und überſchwemmt ſodann den Wald **Unnatürlich**, wo alle dieſe koſtbaren Sachen in Menge anzutreffen ſind.

Man dienet in dieſer Landſchaft dem Gott Vorurtheil; und in dieſer Stadt findet man zu ſeiner Verehrung einen prächtigen Tempel. Man findet in der Welt nichts, das dieſem Tempel nur einiger maaßen an Koſtbarkeit gleich käme. Er iſt von Jaſpis aufgeführet, und mit Gold gedeckt. Sein Eingang iſt keine Thüre; es iſt eine Ehrenpforte, an der man alles Mögliche der Pracht und der Kunſt verſchwendet hat.

Der Gott Vorurtheil ſtehet auf einem Altare von Porphyr; und er ſtellet nach ſeinen Geſichtszügen, und der Beſchaffenheit ſeiner Gliedmaßen, einen Mann vor, der zwar bey Jahren, aber noch bey vollen Kräften iſt. Man hat jedoch alle Mühe, ſein Geſicht zu erkennen: denn es ſchwebet beſtändig eine Art von Nebel um ihn herum, den man niemals hat vertreiben können. Die Einwohner geben ſich auch keine Mühe, eine Sache abzuſtellen, die ſie vor ein untrügliches Merkmaal der Heiligkeit ihres Gottes halten. An der Seiten dieſes Gottes befindet ſich der Eigenſinn. Man kennet ihn an ſeiner Miene; und eine Meerkatze ſitzet auf ſeiner Schulter.

Ich habe dieſen Tempel in der Geſellſchaft des Abgeſandten aus Dichtkunſt in Augenſchein genommen, der mich ſeiner beſondern Freundſchaft würdigte. Man wird mir dieſes vor keine Prahlerey auslegen: denn alle Einwohner in dieſem Lande ſind einander am Stande gleich; mithin ſind diejenigen nicht vornehmer, ſo zu denen auswärtigen Geſchäfften gebraucht werden. Dieſer erfahrne Mann machte dabey unterſchiedene für mich ſehr nützliche Anmerkungen. Er ſagte, daß er gewiß verſichert wäre, die Göttinn Wahrheit würde endlich noch dieſe Stadt und dieſen Tempel zerſtören; und die hellen Stralen, ſo von ihr abſchießen, würden dann auch den Nebel, der um den Gott Vorurtheil ſchwebet, vertreiben. Es wäre nämlich eine Prophezeihung vorhanden, daß bey dem erſten Kriege, der zwiſchen Dichtkunſt und Schwulſt künftig wieder entſtehen würde, der Untergang der Republik Schwulſt, durch den mächtigen Arm der Göttinn Wahrheit, erfolgen werde.

Ich hatte hierauf die Ehre, bey ihm zu Mittage zu ſpeiſen: und unſer Geſpräch verfiel gewöhnlicher maaßen auf das, was wir geſehen hatten. Er erwähnte öfters in ſeinen Erzählungen der Prinzeßinn Schwulſt: und daß dieſer Staat von ihr ſeinen Urſprung habe. Ich bezeigte ihm mein Verlangen, von der Geſchichte dieſer Prinzeßinn völlig unterrichtet zu ſeyn. Er verſprach mir, hiermit nach Tiſche die Zeit zu verkürzen. Und da dieſe Begebenheiten zur Nachricht von dieſem Staate und der Dicht-kunſt überhaupt, unumgänglich nöthig ſind; ſo will ich ſie meinen Leſern in den Worten mittheilen, wie ich ſie von dieſem Manne gehöret habe.

Nachdem wir abgegeſſen hatten, ſo fieng er alſo an: Die Begebenheiten des Prinzen Caſpars (*) ſind mit der Geſchichte dieſer Prinzeßinn ſo genau verknüpfet, daß ich euch die eine ohne den andern nicht erzählen kann. Ja, ich muß von dieſem Prinz den Anfang machen. Beſorget nicht, mein Freund! daß ich eure Geduld mißbrauchen werde: ich will mich durchgehends der Kürze befleißigen. Es iſt demnach

die Geſchichte des Prinzen Caſpars,

und

der Prinzeßinn Schwulſt,

die ich euch erzählen werde.

Die Vorſicht erweiſet ſich ſchon gütig genug gegen uns, wenn ſie uns durch eine edle Geburt in die Welt ſendet. Noch mehr aber ſind wir ihrer Güte verpflich-

---

*) Caſpar von Lohenſtein.

tet, wenn ſie uns ſolche Aeltern giebt, die uns durch eine vernünftige Auferziehung geſchickt machen, alle Glückſeligkeiten des menſchlichen Lebens zu erlangen. Wir haben dadurch vor vielen Tauſenden einen Vorzug, den ſich dieſe erſt durch viele Bemühungen erwerben müſſen.

Mit dieſen Vorzügen war der Prinz Caſpar verſehen. Sein Vater Reimlieb war der Beherrſcher eines glücklichen Landes. Und weil er ſelbſt tugendhaft war; ſo gieng ſeine größte Vorſorge darauf, dieſen ſeinen Sohn durch eine gute Erziehung ihm gleich zu machen. Seine Bemühung war nicht ohne Hoffnung. Der Prinz Caſpar ließ eine Fähigkeit blicken, die ſein Alter übertraf: und durch welche er der Vorſorge ſeines Vaters ſelbſt zu Hülfe kam. Er fällte ſchon in ſeiner mittlern Jugend von der Großmuth, von der Gerechtigkeit, und von einem geſchickten Betragen in Geſellſchaften, ſolche Urtheile, die der Hoheit ſeiner Geburt gemäß waren.

Der aufrichtige Reimlieb, der ſeine Arbeit nicht ohne Frucht ſah, hatte an ſeinem Sohne eine außerordentliche Freude. Zumal da der Prinz auch in allen anſtändigen Leibesübungen bereits eine beſondre Geſchicklichkeit ſehen ließ. Er beſchloß, ihn dannenhero in fremde Länder zu ſchicken. Seine größte Sorge war nun, ihm einen Hofmeiſter mit zu geben, der vermögend wäre, die Ausſchweifungen der Jugend, deren ſich junge Leute von guter Erziehung nicht allemal entſchlagen können, zu verhindern. Er hatte an ſeinem Hofe einen geheimden Rath, mit Namen Vernunft. Dieſer war ſein erſter Bedienter: und die Regierung ſeines Landes beruhete größtentheils auf demſelben. Dennoch hielt er vor beſſer, die Wohlfahrt ſeines Volks auf eine kurze Zeit zu verabſäumen, als es der Gefahr auszuſetzen, unter der ganzen Regierung ſeines Sohnes Sklaven eines Unbeſonnenen zu ſeyn. Er ſetzte demnach dieſen Mann ſeinem Sohn als Hofmeiſter vor. Es war zu ſeiner Abreiſe alles veranſtaltet. Kurz vor derſelben ließ er ſeinen Sohn noch einmal vor ſich kommen, und redete alſo zu ihm:

Mein Sohn! ihr wiſſet den Vorſatz, den ich habe, euch in fremde Länder zu ſchicken. Der Nutzen, den ich mir davon verſpreche, iſt, meinen Unterthanen nach mir einen Beherrſcher zu geben, unter deſſen Regierung ihr Wohlſtand auf das höchſte ſteigen möge. Ich gebe euch einen Mann mit, von dem euch nicht unbekannt ſeyn kann, daß ich ihn hochhalte; und daß ich mich in allen ſeines Raths bediene. Folget in allen euren Verrichtungen ſeiner weiſen Führung; ſo wird dereinſt euer Ruhm ewig dauren: und eure Unterthanen werden unter euch glückliche und jedermann gefällige Leute ſeyn. Ihr wiſſet, was euer Großvater, Gottfried, vor Mühe angewendet hat, aus unſinnigen Thieren, wenn ich ſo reden darf, die vorhero dieſes Land bewohnten, geſchickte Menſchen zu machen. Machet nicht, daß die Frucht ſeiner Bemühung unter euch zu Ende gehe! Sondern beſtrebet euch, ihn durch eure heilſame Bemühung zu übertreffen.

Vor allen Dingen ſeyd bedacht, euch die Alterthümer Roms und Griechenlands bekannt zu machen. Es ſind Bilder darunter, daraus ein Prinz eine beſcheidene und natürliche Stellung erlernen kann. Seyd aber vorſichtig in eurer Wahl. Denn es giebt auch Bilder daſelbſt, die übermüthige Tyrannen mit einer hoffärtigen

Miene vorſtellen. Allen Unterricht, den ich euch hierinnen und in allen euren Handlungen ertheilen kann, iſt dieſer: Bedienet euch durchgehends des Raths eures Hofmeiſters. Reiſet glücklich, Prinz, und lebet wohl!

Der Prinz verſprach dem allen genau nachzuleben; und, nachdem er ſich der Gnade ſeines Vaters empfohlen hatte, reiſete er mit ſeinem Hofmeiſter und einem Gefolge, das ſeinem Stande gemäß war, ab.

Ihre Reiſe war glücklich, und eine Zeitlang ohne ſonderbare Begebenheiten. Der Prinz folgte in allen ſeinem Hofmeiſter: und dieſer gab ihm Gelegenheit an die Hand, die guten und böſen Sitten der Völker, zu denen ſie kamen, einſehen und kennen zu lernen. Daß er vermeidete die letztern, und befliſſe ſich, denen erſten nachzuahmen. Ich glaube auch, daß er ſich, außer der unglücklichen Macht eines Zauberers, niemals geändert hätte. Ich halte vor nöthig, euch die Beſchaffenheit dieſes Unholds ausführlicher zu beſchreiben.

Sein Name war Vorurtheil. Er iſt ein Baſtard, den der Gott falſcher Witz mit dem Wiſſen erzenget hat. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich euch ausführlich ſagen wollte, durch was vor eine unglückliche Begebenheit das Wiſſen dahin gebracht worden, ſich mit dem falſchen Witze zu vermiſchen. Genug! Eine verfluchte Betriegerey des falſchen Witzes brachte dieſes zuwege. Dieſer Baſtard bemühete ſich aus allen Kräften, dem wahren Witze, als dem Feinde ſeines Vaters, Abbruch zu thun. Schon als der groſze Gottfried (*) die Republik Dichtkunſt errichtete, und die Verehrung des wahren Witzes feſtſetzte; ſo beſtrebte er ſich, dieſe gute Anſtalten zu verhindern. Er ſchlich ſich bey vielen, die kaum der Geſellſchaft des groſſen Gottfrieds beygetreten waren, unter einer andern Geſtalt ein; und ſuchte ihnen die Verehrung des falſchen Witzes angenehm zu machen. Es gelung ihm bey vielen. Sie trennten ſich von der kaum entſtandnen Republik Dichtkunſt ab; und machten eine eigne Geſellſchaft aus, daraus hernachmals das Land Spielwerk erwachſen iſt.

---

*) Gottfried Opitz von Boberfeld.

Der große Gottfried, der dieſen Unhold, ſeiner Verſtellung ungeachtet, allemal erkennte, verbannte ihn auf ewig aus den Gränzen von Dichtkunſt; und gab ſeinen Bürgern Gelegenheit an die Hand, die Verſtellungen dieſes Zauberers zu entdecken, und ſeine liſtigen Betrügereyen zu vermeiden. Dieſes Verfahren ſchmerzte den Zauberer; und dennoch ſah er keine Gelegenheit vor ſich, ſeine Rache an dieſem klugen Manne auszuüben. Nemlich ſchien die weiſen Regeln ſeines Vaters auch allzu wohl gefaßt zu haben, als daß er bey dieſem hätte etwas unternehmen können. Er faßte alſo den Vorſatz, ſein Heil an dem Prinz Caſpar zu verſuchen: und ſein Vorſatz gieng dahin, dem Prinz üble Sitten beyzubringen, und ihn von der Verehrung des wahren Witzes abzuziehen. Er glaubte, ſich an dem groſſen Gottfried genug gerochen zu haben, wenn er es dahin bringen könnte, daß ſeine Anſtalten unter der Regierung ſeines Enkels zu Grunde giengen; und wenn unter denſelben die Einwohner von Dichtkunſt von ihrer glücklichen Lebensart, und der Verehrung des wahren Witzes, abgebracht würden.

Des Prinzen Hofmeiſter ſchien ihm die einzige Schwierigkeit in Ausführung ſeines Vorhabens zu ſeyn.

Wenn er ſich öffentlich hätte zeigen wollen; ſo mußte er befürchten, daß ihn der Prinz, aus Rath dieſes Mannes, nicht anhören würde. Er hielt es alſo vor nöthig, ſich zu verſtellen.

Da er der größte Zauberer war, der jemals gelebet hat; ſo war es ihm leicht, alle Geſtalten anzunehmen, die er verlangte. Er verſtellte ſich alſo in des Prinzen Hofmeiſter. Es war Mitternacht. Der Hofmeiſter hatte ſich zur Ruhe begeben: und der Prinz Caſpar las in dem Buche eines gewiſſen ſtolzen Schriftſtellers, als er, der Zauberer Vorurtheil, in der erwähnten Beſchaffenheit, in des Prinzens Zimmer trat. Dieſes war das erſtemal, daß der Prinz wider das ausdrückliche Verbot ſeines Hofmeiſters handelte: denn dieſer hatte ihm unterſagt, dieſen Schriftſteller niemals, als in ſeiner Gegenwart, zu leſen. Ich will faſt als gewiß behaupten, daß der Zauberer nimmermehr ſo viel Macht gehabt hätte, den Prinzen zu verführen, wenn dieſer nicht ungehorſam geweſen wäre. Er hatte nicht nur wider ſeinen Hofmeiſter geſündiget: er hatte ein Verbrechen wider ſeinen Vater begangen, der ihm befohlen hatte, dem Hofmeiſter zu gehorſamen.

Caſpar erſchrack, als er den Hofmeiſter anzukommen glaubte: und er bemühete ſich, ſein Buch zu verſtecken. Itzt ſchien es dem Zauberer Zeit zu ſeyn, ſeine Perſon zu ſpielen. Warum erſchrecken ſie? Prinz! ſprach er: iſt es dieſes, daß ſie glauben wider meinen Rath gehandelt zu haben? Ich will aufrichtig mit ihnen reden: es hat nichts zu bedeuten. Mir iſt nicht unbekannt, daß junge Leute nur deſto begieriger werden, eine Schrift zu leſen: wenn ſie ihnen einiger maaßen verboten

ten iſt. Ich habe ihnen demnach zu dieſem vortrefflichen Buche nur deſto mehr Begierde erwecken wollen. Fahren ſie fort, mein Prinz. Wenn ſie dieſes zu Ende gebracht haben; ſo will ich ihnen ein Buch zu leſen geben, welches ihnen ungleich mehr Luſt, zugleich aber auch guten Nutzen verſchaffen wird.

Der Prinz, der über die ungewöhnliche Güte ſeines Hofmeiſters erfreuet war, bat, er möchte ihm dieſes Buch doch gleich ſehen laſſen. Der Zauberer wünſchte eben dieſes zu ſeinem Vorhaben. Er klingelte demnach einem Bedienten, und befahl ihm, dieſes Buch (er bemerkte ihm zugleich ſeinen Ort und ſeine Kennzeichen) unverzüglich herbey zu holen. Stellet euch das Erſchrecken dieſes Bedienten vor, mein Freund! als er in das Zimmer kam, und eine dem Hofmeiſter ähnliche Perſon im Bette liegen ſah, von dem er den Augenblick Befehl erhalten zu haben glaubte. Er kam ſo gleich zurück: und hatte vor Angſt kaum ſo viel Vermögen dem Prinzen und ſeinem vermeynten Hofmeiſter dieſe außerordentliche Begebenheit zu benachrichtigen. Der Prinz war außer ſich ſelbſt. Der Zauberer aber ſprach auf eine geſetzte Art: laſſet uns doch gehen, mein Prinz! zu ſehen, was vor ein Geſpenſt meine Perſon vorſtellen will. Er nahm ihn ſogleich bey der Hand: und der Prinz folgte ihm unter Furcht und Zittern nach.

Hier ſtellet euch das Entſetzen des ehrlichen Herrn Vernunfts vor, mein Freund! Er hatte den Bedienten mit einem Geſchrey zurück laufen ſehen: und nun trat der Prinz mit einem Geſpenſte herein, das ihm in allen ähnlich war. Hilf Himmel, Prinz! rufte er, was bringen ſie da vor einen Teufel, der meine Geſtalt angenommen hat. Was? Betrüger! verſetzte der Zauberer, du unterſtehſt dich meine Perſon verzuſtellen, und willſt überdies deinen Betrug mir ſelbſt aufbürden. Ihr Götter, welch eine ſeltſame Sache! Prinz! es iſt ein Zauberer, der ſie wider den Endzweck ihres Vaters verführen und zu Laſtern verleiten will.

Es würde zu lange fallen, euch ihr Gezänke nach der Länge zu erzählen. Der Prinz ſtund vor Schrecken als unbeweglich über dieſe wunderbare Begebenheit. Er faßte ſich jedoch, und befragte jeden beſonders über geſchehene Sachen. Es hatte aber, zu ſeinem Erſtaunen, der eine ſo gute Wiſſenſchaft darum, als der andre. Er unterſuchte alle Merkmaale, die er ehedem an ſeinem Hofmeiſter wahrgenommen hatte, um den wahren von dem falſchen zu unterſcheiden. Umſonſt! es war einer ſo gut damit verſehen, als der andre. Drey Tage war er mit ſeinem Zweifel beſchäfftiget. Es hatte aber der Zauberer ſchon einen groſzen Vortheil gewonnen, als er es ſo weit brachte, daß der unſchuldige Vernunft unterdeſſen in ein Zimmer eingeſperret wurde. Endlich fällte der Prinz das Urtheil auf Seiten des Zauberers; und ſein wahrer Hofmeiſter wurde zur Thüre hinaus geſtoßen. Er glaubte hierzu Grund zu haben, weil der falſche ſich um ſeine Perſon befunden, als der wahre erſt entdecket worden.

Merket euch hier, mein Freund! den andern Fehltritt des Prinzen. Zum wenigſten hätte er an keiner Seite den Ausſpruch thun ſollen. Er hätte mit beyden zu ſeinem Vater zurück reiten können, der den wahren von dem falſchen ohne Mühe würde unterſchieden haben.

Alſo befindet ſich Caſpar nunmehro unter der Gewalt dieſes Zauberers. Er wäre mehr zu bedauren, wenn er weniger Schuld gehabt hätte. Man kann ihn gar nicht rechtfertigen. Wenn der Prinz nur ein wenig Ueberlegung gebraucht hätte; ſo würde er den verdammten Betrug ſo man ihm ſpielte, wahrgenommen haben. Sein Hofmeiſter Vernunft hatte jederzeit unterſchiedne Fehler an ihm angemerket; und ihm ſolche auf eine ungeheuchelte und überzeugende Art vorgeſtellet. Niemals hatte er ihm mit Lobeserhebungen geſchmeichelt. Dieſer Betrüger aber bediente ſich ſchon in den drey Tagen, ehe der Prinz das ungerechte Urtheil fällte, ſo vieler niederträchtigen Schmeicheleyen über ſeine vermeynten Verdienſte, daß man ſich allerdings wundern muß, wie er den Betrug aus dieſem Unterſchiede nicht wahrgenommen habe.

Der Zauberer Vorurtheil hatte alſo ſein verfluchtes Vorhaben ausgeführet. Er ſetzte aber ſeiner Gottloſigkeit noch keine Gränzen. Er mußte allerdings befürchten, daß der verſtoßene Vernunft ſich zu des Prinzen Vater verfügen, und daß dieſer ſeinen Sohn unverzüglich zurück berufen, und ihn ſolchergeſtalt aus ſeinen Händen reißen würde. Der Weg, den er genommen hatte, war ihm unverborgen. Er paßte ihm demnach in einem Walde auf; und nachdem er ihm die Sprache genommen, und ihn alſo außer Stand geſetzet hatte, jemanden zu offenbaren, wer er wäre; ſo gab er ihm die Geſtalt einer gemeinen Dirne, und ließ ihn ſeines Weges ziehen.

Ihr werdet eine Zeitlang von dieſem unglücklichen Manne nichts hören. Glaubet aber nicht, daß er in dem verächtlichen Stande, worinn ihn der Zauberer geſetzt hat, ewig geblieben ſeyn. Er wird ſich wieder in einer Beſchaffenheit zeigen, die ſeiner Unſchuld und ſeiner Tugend gemäß iſt.

Kaum waren nach des Hofmeiſters Verſtoßung einige Tage verſtrichen, als der Zauberer anfieng, dem Prinzen einen beſondern Hochmuth anzugewohnen. Es war keine edle Ehrbegierde, die, wenn ſie mit Vernunft vergeſellſchaftet iſt, niemals tadelnswürdig iſt; ſondern es war eine eitle Hoffahrt, die allerdings lächerlich iſt. Alle Befehle, die er ſeinen Bedienten gab, mußten mit prächtigen Worten und einer gewiſſen hohen Miene geſchehen. Man hätte geglaubt, es wäre der Großſultan, oder der große Mogul, der etwas von ſeinen [illegible] verlangte: und dieſe mußten ihn nicht anders, als auf den Knien, bedienen. Nichts wurde dem Prinzen ſo bald eigen, als dieſe Lebensart. Er glaubte ſo gewiß, daß alle ſeine Handlungen prächtig ſeyn müßten, als wenn er von Jugend an darzu angewöhnet wäre.

Als der Zauberer ihn im Stande zu ſeyn glaubte, alles zu unternehmen, was er ihm vorſchlagen würde, redete er ihn eines Tages alſo an:

Sie wiſſen, mein Prinz! wie hoch mich ihr Herr Vater hält, und daß er alles von meinem Rathe erwartet. Er glaubt, daß ich viele Wiſſenſchaften beſitze; und er hat nicht unrecht. Diejenigen aber, ſo ihm bekannt ſind, ſind noch die geringſten. Ich habe noch andre Geheimniſſe, davon ich ihm niemals habe etwas merken laſſen. Und worzu hätte mir mein Geſtändniß genutzet. Er hat allzuwenig Feuer etwas Wichtiges zu unternehmen, und überhaupt nicht mehr Eigenſchaften, als zur

Regierung ſeines kleinen Landes nöthig ſind. Ich habe aber an ihnen, mein Prinz! einen hohen Geiſt, einen unerſchrockenen Muth, und alle große Eigenſchaften wahrgenommen, die erfordert werden, wenn man wichtige Dinge verrichten will. Hören ſie demnach mit Aufmerkſamkeit dasjenige, was ich ihnen offenbaren werde. Ich beſitze die Wiſſenſchaft, die Geiſter zu zwingen. Folglich iſt mir alles, was unter ihrer Aufſicht iſt, nicht unbekannt. Unter allem, was ſie bewahren, iſt nichts ſo ſchätzbar, als eine Prinzeßinn, mit welcher, außer ihrer unvergleichlichen Schönheit, beſondre Vorzüge verknüpfet ſind. Ihr Name heißt Edlerausdruck; und ſie ſtammet aus kaiſerlichem Geblüte. Ihr Vater war der Beherrſcher eines reichen Landes, als ein Schwarm barbariſcher Völker ſein Reich gänzlich zu Grunde richteten. Er ſtarb vor Kummer unter dieſer Unruhe. Dennoch hatte er noch ſo viel Vermögen und Zeit, ſeine einzige Tochter, ſeine Schätze und die glücklichen Geheimniſſe, die er beſaß, Gold, Silber und Edelgeſteine zu machen, in Sicherheit zu bringen. Die Barbaren hatten ſeine Gränzen großentheils verlaſſen: und ich glaube, daß die Tochter das Reich ihres Vaters aus ſeinem Verfall wieder hergeſtellet hätte; wenn ſie nicht unter die Gewalt eines Zauberers gerathen wäre. Dieſer Gottloſe, der eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen ihren Vater hatte, bemächtigte ſich ihrer. Er brachte ſie mit ihren Haabſeligkeiten in ein Schloß; und nachdem er ſie gewiſſen Geiſtern zu verwahren gegeben hatte; ſo verſenkte er ſie durch ſeine zauberiſche Gewalt in einen tiefen Schlaf, und machte dieſes Schloß unſichtbar. Ich habe Mitleiden mit dem Unglücke dieſer Prinzeßinn, und den Vorſatz, ſie, mein

Prinz! glücklich und groß in der Welt zu machen. Beydes kann durch ihre Befreyung, die ſie unternehmen müſſen, geſchehen. Stellen ſie ſich die Schwierigkeiten, dieſes zu bewerkſtelligen, nicht unüberwindlich vor. Meine Macht, ungeachtet ſie aus einem andern Grunde, nämlich aus der Kenntniß der Natur, herrühret, iſt nicht geringer, als die Macht jenes Zauberers. Alles wird darauf ankommen, daß ſie Muth genug haben, dasjenige zu Werke zu richten, was ich ihnen ſagen werde. Und ich verſichere ihnen, daß ſie nicht das geringſte Unglück daher zu beſorgen haben.

Hier hörte der Zauberer auf zu reden. Der Prinz aber verſprach ihm, nachdem er einige beſondre Fragen, die dieſe Sache betrafen, an jenen gethan hatte, der Prinzeßinn Befreyung nach ſeiner, des Zauberers, Vorſchrift zu unternehmen.

Ich muß, mein Freund! hier einige Anmerkungen machen. Der Zauberer mahlet dem Prinzen alles mit den ſchönſten Farben ab. Er betrügt ihn aber; und ſeine Erzählung hat nicht durchgehends Grund. Er nennet die Prinzeßinn Edlerausdruck: ſie heißt aber nach ihrem eigentlichen Namen Schwulſt. Ihr Vater war ein römiſcher Ritter; und es iſt nicht unmöglich, daß er mit einem römiſchen Kaiſer verwandt geweſen; weil auch Leute von niederträchtiger Herkunft den römiſchen Thron beſtiegen haben. Es iſt wahr, daß er den Ruhm eines weiſen Mannes hatte: und daß er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit zum Errichter eines neuen Reichs gemacht hat. Seine Unterthanen ſchienen geſegnete Leute. Allein die Scheide- und Probierkunſt, die zu den Zeiten Auguſtus auf das höchſte geſtiegen war, war damals wieder gefallen: und man konnte alſo den Werth oder Unwerth des Goldes, Silbers und der Edelgeſteine, die er machte, nicht einſehen. Sie ſind aber in der That falſch. Bald fehlet es ſeinen Koſtbarkeiten an der Härte, bald an der Schwere, und bey einer andern hat er einen falſchen Zuſatz genommen. Die Prinzen, die den Schaden, den ihre Unterthanen dadurch erlitten, endlich einſahen, und welche befürchteten, daß die Tochter die Welt, wie ihr Vater, damit erfüllen würde, erkauften alſo einen Zauberer, der ſie wirklich in den Stand geſetzet hat, der euch aus den Worten des Zauberer Vorurtheils ſchon bekannt iſt.

Nunmehro war es an dem, daß unſer Caſpar die Befreyung der Prinzeßinn Schwulſt bewerkſtelligen ſollte. Der Zauberer führte ihn an den Ort, wo ſie verwahret wurde. Er machte das Schloß durch ſeine Kunſt ſichtbar: und ſteckte ihm einen Ring an den Finger, der die Kraft haben ſollte, ſich dadurch alle Geiſter unterthänig zu machen. Nachdem er ihm nochmals allen nöthigen Unterricht gegeben, und einen Muth zugeſprochen: ſo trat der Prinz den Weg nach dem Schloſſe, jedoch nicht ohne alle Furcht, an.

Ich muß euch hierbey ſagen, daß der Ring, den der Prinz von dem Zauberer empfieng, die Kraft, die er ihm zueignete, in der That nicht hatte. Er hatte nur die Eigenſchaft, den Prinzen zu verblenden, und ihm die fürchterlichen Geſichter, die er ſehen würde, unter einer angenehmen Geſtalt vorzuſtellen. Ueberhaupt aber hatten die Geiſter, die ſie verwahrten, nicht das Vermögen, da das Schloß einmal ſichtbar war, jemanden zu verletzen, ſondern nur zu erſchrecken.

Der Prinz kam ohne Hinderniß in das Schloß. Er ſah zwey Leoparden, die auf beyden Seiten des Eingangs lagen, auf ihn zukommen, und ihm ihre Freude, durch Bewegung des Schwanzes, bezeigen. Dieſer Anfang gab ihm einen Muth. Er gieng alſo weiter in das Hauptgebäude, und weiter in das ihm von dem Zauberer beſchriebene Zimmer. Vor dem Eingange lag zwar ein Löwe; allein er ſchien ihm ſo wenig fürchterlich, als die erwähnten Leoparden. Hier ſah er ein Frauenzimmer auf einem koſtbaren Armſtuhl ſitzen. Sie ſchlief: und ihre Schönheit fiel dem Prinzen ſo reizend in die Augen, daß er ganz außer ſich ſelbſt war. Er ſtund, als unbeweglich: und ich glaube, daß er in ſeiner Unentſchloſſenheit noch länger geblieben wäre, wenn er nicht eine goldene Tafel auf ihrer Bruſt wahrgenommen hätte, auf der einige ihm unbekannte Buchſtaben eingegraben waren. Sein vermeinter Hofmeiſter hatte ihm geſagt, daß er dieſelbe wegnehmen müßte, wenn die Prinzeßinn erwachen ſollte. Man will anderwärts wiſſen, daß dieſe Buchſtaben nach ihrer Zuſammenſetzung, nichts anders als unnatürlich, geheißen hätten. Allein, hier eignet man ihnen unergründliche Geheimniſſe zu.

Als der Prinz dieſe Tafel von ihrer Bruſt weggenommen hatte, hörte er einen Seufzer von ihr; und bald hernach eröffnete ſie die Augen. Es iſt leicht zu erachten, daß die Prinzeßinn Schwulſt beſtürzt geweſen ſey, eine unbekannte Perſon vor ſich zu ſehen: und daß ihr der Prinz die Art ihrer Befreyung, und ſeine Abſicht, mit denen verbindlichſten Worten werde entdeckt haben. Ich bin nicht willens, euch eine Liebesgeſchichte zu erzählen: erwartet demnach ihre gewechſelten Reden nicht von mir. Alles, was ich ſagen kann, iſt, daß ihr der Prinz wohl hundertmal ſagte, daß ſie eine ausnehmende Reizung habe, daß ſie liebenswürdig ſey, daß er ſie ewig lieben wolle, und daß er ſein ganzes Leben zu ihrem Dienſte widmen werde. Ihr könnet nächſtdem nichts weniger vermuthen, als daß ihn die Prinzeßinn eben ſo vielmal ihren würdigen Erlöſer, und ihren unvergleichlichen Prinzen werde geheißen haben.

Sie hatte auch in der That nicht Urſache, ihn durch ein kaltſinniges Bezeigen umkommen zu laſſen. Denn außer dem durch den Zauberer Vorurtheil betrogenen Prinz Caſpar würde ſie vielleicht bis am jüngſten Tag alſo geſchlafen haben. Sie ergab ſich alſo völlig an den Prinzen: und ſie ſchwuren einander eine ewige Treue. -

Nachdem ſie ihre Koſtbarkeiten eingepackt hatte, führte ſie der Zauberer Vorurtheil, mit ihrem Gefolge und dem Prinzen, zurück an den Ort, wo die übrigen Bedienten geblieben waren. Hier legte ſie ſich Caſpar als Gemahlinn öffentlich bey. Er nahm ſie mit in Geſellſchaften: und ſie hatte das Glück, den meiſten zu gefallen. Man beneidete ſo gar den Prinzen, daß er ſo glücklich geweſen wäre, ſie zu erlöſen. Ich werde die Beſchaffenheit ihrer Gemüthsneigung und ihrer Sitten bey einer andern Gelegenheit beſchreiben.

Nunmehro ſchien es dem Zauberer Zeit, den Vater des Prinzen zu gewinnen; und ihn im voraus gewohnt zu machen, des Prinzen Ankunft mit ſeiner neuen Gemahlinn zu ertragen. Denn er hielt ihre Gegenwart, zu endlicher Ausführung ſeiner Abſichten, in Reimliebs Lande vor nöthig. Er machte ihm demnach die ganze

Begebenheit bekannt, und legte der Prinzeßinn Schwulſt eine Menge glücklicher Umſtände bey, daß der aufrichtige Reimlieb ſeinen Sohn noch glücklich ſchätzte, dieſe Heyrath getroffen zu haben. Er ſchrieb ſeinem vermeinten geheimden Rath Vernunft unverzüglich zurück, und billigte alles ſein Verfahren. Er bezeigte ein Verlangen, ſeine neue Schwiegertochter zu ſehen, und befahl ihm alſo, ſeinen Sohn des förderſamſten zurück an ſeinen Hof zu führen. Da der Zauberer nichts, als dieſen Befehl wünſchte; ſo kehrte er ſofort alle Anſtalten zu ihrer Reiſe vor. Sie reiſeten ab; und kamen an Reimliebs Hofe glücklich an.

Der alte Reimlieb empfieng ſeinen Sohn mit Bezeigung aller Zärtlichkeit; und der Prinzeßinn, ſeiner Gemahlinn, gab er alle Kennzeichen einer beſondern Hochachtung. Er war in voraus mit einer guten Meynung von ihr eingenommen; und an ihrer äußerlichen Aufführung fand er nichts, was dieſelbe verringert hätte. Man hat alſo weniger Urſache, ſein Bezeigen zu verdammen. Ich ſage nicht, daß er nicht ein gewiſſes eigenſinniges und hochmüthiges Betragen in Geſellſchaften an ihr wahr genommen hätte: Er legte aber die Schuld ihrer Erziehung und ihrem Geſchlechte bey, und hoffte, daß ſie die natürliche und ungezwungene Lebensart, die in ſeinem Lande herrſchete, mit der Zeit noch erlernen würde.

Eben ſo wenig Verdacht hatte er anfangs auf den Zauberer Vorurtheil. Er konnte den Unterſchied in Ertheilung ſeines Raths nicht wahrnehmen; denn er bat ſich auf eine aufrichtige Art aus, daß ihm Reimlieb erlauben möchte, beſtändig um den Prinz zu ſeyn. Er führte zu deſſen Behuf an, daß er ihn ſo ſehr liebte, und daß er ihm noch ſo viele nützliche Lehren beyzubringen hätte, die man nur unvermerkt und bey Gelegenheit eines beſtändigen Umgangs geben könnte, daß es Reimlieb unmöglich abſchlagen mochte.

Endlich fieng der Zauberer an, die letzte Hand an das Werk zu legen, zu welchem er bisher nur Vorbereitungen gemacht hatte. Er ſtund mit der Prinzeßinn Schwulſt in einer vertrauten Freundſchaft; und er hatte ihr ſchon mehr als einmal geſagt, daß man das natürliche Ende des alten Reimliebs unmöglich abwarten konnte. Es wäre allerdings nöthig, daß ihr Gemahl und ſie, die Prinzeßinn, auf den Thron geſetzet würden, damit er die hohen Abſichten, zu denen er ſie beſtimmt hätte, bey ſeinem Leben noch erreichen könnte. Reimlieb würde nur noch allzulange leben, und ihrem Glücke hinderlich ſeyn, wenn man nicht andere Mittel verkehrete, ihn des Thrones zu entſetzen. Er gab ihr und ihrem Gemahl ihres Verhaltens wegen allen nöthigen Unterricht; und ſie lebten dem ganz genau nach.

Gleich darauf unternahm Caſpar die Geheimniſſe, die er mit ſeiner Gemohlinn ererbet hatte, auszuüben. Er machte Gold, Silber und Edelgeſteine, und erfüllete das Land mit ſeinen falſchen Koſtbarkeiten. Alle Häuſer der Vornehmen waren damit überflüßig verſehen. Und der Zauberer wußte es ihnen auf eine ſolche Art einhändigen zu laſſen, daß ſie unumgänglich eine Verbindlichkeit gegen den Prinzen diesfalls haben mußten. Es macht demnach jedermann dem Prinzen und der Prinzeſſinn ſeine Aufwartung, und der Hof des alten Reimliebs wurde einer Einöde gleich. Alle Tage waren bey der Prinzeßinn Geſellſchaften. Man ſpielete bey ihr ſehr ſtark; und da ihr falſcher Reichthum kein Ende nahm; ſo verlohr ſie öfters freywillig, aber mit einer ſolchen Art, daß die andern nothwendig zur Erkenntlichkeit bewogen wurden.

Oefters fielen Reden in dieſen Zuſammenkünften, die dem alten Reimlieb ſehr nachtheilig waren. Einige Verwegene ſagten ohne Scheu, daß er nicht mehr geſchickt wäre, der Regierung vorzuſtehen. Das wenige Feuer, ſo er in ſeiner Jugend gehabt hätte, würde durch ſeine Jahre erſtickt; und es wäre doch hauptſächlich nöthig, daß ein Land einen muntern und feurigen Prinzen habe, der zu großen Verrichtungen geſchickt ſey. Die Zaghaftigſten wurden durch ſolche Reden beherzt gemacht; und diejenigen, ſo am billigſten und klügſten ſeyn wollten, ſtimmeten dahin, daß Reimlieb dem Prinzen zum wenigſten an der Regierung Theil laſſen müßte. Die letztern fanden endlich durchgehends Beyfall. Denn die, ſo am eifrigſten vor den Prinzen arbeiteten, glaubten, daß ſie nach dieſem Anfange ſchon weiter gehen könnten.

Man beſchloß alſo, dem alten Fürſten, im Namen der Stände eine Bittſchrift zu überreichen, und ihn zu erſuchen, daß er die Hälfte der Regierung ſeinem Sohne überlaſſen möchte. Die Aufrührer führten ſich in ihrem Schreiben ſehr demüthig auf. Sie ſagten, daß ſie nichts zum Augenmerk hätten, als ihm die Laſt der Regierung, die ihm ſein Alter allerdings beſchwerlich machen müßte, zu erleichtern: und daß der Prinz die weiſen Regeln, die ſeine Regierung ſo berühmt und glücklich gemacht hätten, noch bey ſeinem Leben, und unter ſeiner Aufführung, begreifen möchte. Dieſes aber könnte nicht füglicher geſchehen,

ſchehen, als wenn der Prinz ſelbſt mit Hand an das Regiment legte.

Reimlieb, der ſie ohne Falſchheit zu ſeyn glaubte, willigte in ihr Anſuchen. Und was würde ihm ſeine Weigerung geholfen haben? Die Vornehmſten und faſt jedermann hieng ſeinem Sohne an. Wenn er alſo gleich ihre aufrühriſchen Rathſchläge eingeſehen hätte; ſo würde er doch entweder nachgeben und ſich verſtellen, oder befürchten müſſen, daß man ihn mit Gewalt des Thrones entſetzet hätte. Denn ich glaube in der That nicht, daß es ihm damals möglich geweſen wäre, ſich, ohne eine ausländiſche Macht, auf dem Throne zu erhalten.

Nunmehro war Reimlieb ein Mann, der nichts zu bedeuten hatte. Man gehorchete ſeinen Befehlen nicht mehr, wenn ſie nicht durch ſeinen Sohn bekräftiget wurden. Etliche Verwegene trieben ihre Verachtung ſo weit, daß ſie vor ihm vorbey giengen, ohne den Huth abzunehmen. Das Beyſpiel der Prinzeßinn Schwulſt beſtärkete ſie in ihrem unbeſonnenen Beginnen. Dieſe hochmüthige Prinzeßinn hatte es bey ihrem Gemahl dahin gebracht, daß er ſie zur Mitregentinn erkläret hatte. Reimlieb merkte an dieſem Streiche, was er ſich zu ſeinem Sohne, und dem meiſten Theil ſeiner Unterthanen, zu verſehen hatte. Allein, er mußte ſich verſtellen, und die Sache geſchehen laſſen. Denn zwey bis dreye, die ihm annoch getreu waren, waren nicht vermögend, ihn dergeſtalt zu unterſtützen, daß er ſich mit Gewalt hätte widerſetzen können. Als ſie, die Prinzeßinn Schwulſt, ſich ſo hoch erhoben ſah, ſo ſetzte ſie ihrer Herrſchſucht und ihrem Hochmuthe keine Gränzen. Sie redete beſtändig verächtlich von dem alten Reimlieb; und ſie ſcheuete ſich nicht über ſeine Aufführung, die zwar nicht prächtig, jedoch natürlich und reinlich war, in ſeiner Gegenwart zu ſpotten.

Ihr werdet euch daraus von der Gemüthsart der Prinzeßinn einen Begriff machen. Eine ungemeſſene Ehrſucht, die ihr einen unerträglichen Hochmuth gab, war ihre Hauptleidenſchaft. Sie meinete es dabey mit niemanden in der Welt aufrichtig. Denn ob ſie wohl Leute von geringer Herkunft in einen prächtigen Stand geſetzet hat; ſo iſt doch ihr Endzweck niemals dabey geweſen, ihnen aufrichtig zu nützen. Sie hat ſie nur darum erhöhet, daß alle Welt von ihrer Macht und Hoheit überzeuget würde, vermöge welcher ſie aus nichts etwas groſſes machen könnte. Sie liebete den Pracht; und ſie verachtete alles, was nicht nach dieſem ihrem Geſchmack war. Da ſie ſich aber in ihrer Neigung keine Gränzen ſetzte; ſo wurde ſie, oftmals lächerlich. Mehr als einmal haben ihre Bedienten drey prächtige Röcke auf einmal anziehen müſſen.

Dieſe ſtolze Prinzeßinn war damit nicht zufrieden, daß ſie den ehrlichen Reinlich ſeiner Würde und ſeines Anſehens beraubet hatte, ſie wollte ihm vollends den Schatten und den Namen eines Fürſten nehmen, den er noch hatte. Es war ſchon unter der Hand veranſtaltet, daß einige von ihren eifrigſten Anhängern ſich ſeiner Perſon bemächtigen, und ihn in ein Kloſter ſperren ſollten. Einige unbeſonnene Kerls thaten ſo gar den Vorſchlag, man ſollte ihn darzu verdammen, daß er denen Bauern bey ihren Luſtbarkeiten mit ſeiner Cythar aufwarten müßte. Sie ſagten: Weil er dieſes Inſtrument wohl und gerne ſpielete; ſo würde er ſodann Zeit genug haben, ſeiner

Neigung nachzuhängen. Der Prinz aber widerſetzte ſich dieſem Rath aus einer wenigen Ehrfurcht, die ihm noch vor ſeinem Vater übrig geblieben war. In dreyen Tagen würden ſie alſo ihr Vorhaben gewiß ausgeführet haben: wenn ſich nicht, zum Glück vor den ehrlichen **Reimlieb**, die Geſtalt der Sachen geändert hätte.

Der Prinz **Caſpar** ſtarb plötzlich, zum größten Leidweſen aller ſeiner Anhänger. Die Beſtürzung, die dieſer plötzliche Todesfall verurſachte, machte, daß man an die Ausführung ihres verrätheriſchen Vorhabens nicht gedachte. Alles ſchien untröſtbar. Nur die Prinzeßinn **Schwulſt** war weniger betrübt, als alle andre. Sie hatte mehr Herrſchſucht, als Liebe. Sie bedauerte den Prinzen, als ihren Erlöſer: Sie wurde aber dadurch nicht verhindert, auf die Erhaltung und auf die Vermehrung ihrer Hoheit zu ſinnen. Der Zauberer **Vorurtheil** ſtund ihr hierinnen mit ſeinem Rath getreulich bey. Er hielt gleich anfangs vor nöthig, ſehen zu laſſen, daß die Prinzeßinn die Regierung nach dem Tode ihres Gemahls nicht würde fahren laſſen. Dieſe mußte alſo einen Befehl, ohne Vorwiſſen und Einwilligung des alten **Reimliebs**, gemein machen, worinnen ſie das Gedächtniß ihres Gemahls auf einen gewiſſen Tag zu feyren anordnete. Sie legte ſich darinnen alle Vorzüge einer Beherrſcherinn bey, und gedachte des alten **Reimliebs** mit keinem Worte. Kurz hierauf verſammleten ſich die Anhänger der Prinzeßinn **Schwulſt** von neuen. Die Beſtürzung über den Tod des Prinzen verlohr ſich nach und nach: und ſie beſchloſſen nun das Vorhaben auszuführen, welches dieſer Fall unterbrochen hatte.

Reim-

Reinlieb hätte den Tod ſeines Sohnes mehr bedauret, wenn er die Hoffnung, die er ſich von ihm gemacht hatte, beſſer erfüllet hätte. Es war dieſem Fürſten nichts verborgen. Zwey oder drey vornehme Bürger hatten Mitleiden mit dieſem unſchuldigen Fürſten, und entdeckten ihm alles. Sie unterrichteten ihn auch von dem von neuen beſchloſſenen Vorhaben, daß man ſich ſeiner Perſon bemächtigen wolle. Allein ihre Kräfte waren zu wenig, dieſen gebeugten Fürſten zu beſchützen. Dieſer ſtarb faſt vor Kummer: und er ſah nunmehro zu ſpät, wie ſchlecht die Hoffnung erfüllet worden war, zu der er ſeinen Sohn erzogen hatte. Das ganze Land war verderbet, und von der unſchuldigen und natürlichen Lebensart, die der große Gottfried eingeführet hatte, faſt keine Spur mehr darinnen anzutreffen. Alles war der Pracht und der Verſchwendung ergeben: und alle Handlungen der Einwohner geſchahen mit einer gewiſſen hohen Art. Dieſes aber kränkte ihn am meiſten, daß ihn eine fremde Prinzeßinn ſeiner Regierung, ſeiner Würde und ſeiner Freyheit berauben wollte: und daß er keine Mittel vor ſich ſah, ihrer Bosheit zu widerſtehen. Er war alſo entſchloſſen, ſich mit der Flucht zu retten, und ſich in auswärtigen Schutz zu begeben. Ich glaube auch, daß er dieſen ſeinen Vorſatz zu Werke gerichtet hätte, wenn ſich nicht der wahrhaftige geheimde Rath Vernunft unvermuthet vor ihm gezeiget hätte.

Er hielt ihn mit dem Zauberer Vorurtheil, der zeithero ſeine Geſtalt gemißbrauchet hatte, vor eine Perſon. Es war ihm nicht unbekannt, daß alles Unheil von dieſem Manne herrührete. Er ſtieß demnach in der Hitze ſeines Eifers alles aus, was eine gerechte Empfindlichkeit ſagen kann. Er ſchalt ihn einen Verräther, einen Betrüger, einen Undankbaren, der die Mühe, die der große Gottfried an ſeine Erziehung verwendet hätte, nicht werth wäre. Allein der wahrhaftige Vernunft wußte unſern Reimlieb gar bald zu beſänftigen, als er ihm den verdammten Betrug des Zauberer Vorurtheils nach der Länge erzählete. Er ſagte dem Fürſten, wie derſelbe ſeine Geſtalt angenommen, und ſich des Gemüthes ſeines Sohnes bemeiſtert hätte, der unvorſichtig genug geweſen wäre, den Zauberer zu behalten, und ihn zu verſtoßen. Er gab ihm auch von der Beſchaffenheit Nachricht, in welche ihn der Zauberer geſetzet hatte: und fuhr ſolchergeſtalt fort:

Ich bekümmerte mich nicht ſo ſehr, daß ich ſtumm war, daß ich von ihrem Hofe entfernet, und von dem Prinzen vertrieben war: ſondern die verächtliche Geſtalt, die ich hatte, war allein die Urſache meines Schmerzens. Alle rechtſchaffene Leute ſahen mich verächtlich an: und von einigen Unverſchämten habe ich mehr als einmal in Gefahr geſtanden, genothzüchtiget zu werden. Dieſe letztern glaubten nach meiner Geſtalt ein Recht zu mir zu haben: und, weil ich nicht reden konnte, ſo hielten ſie mein Unglück vor eine ſtille Einwilligung in ihr unzüchtiges Begehren.

Ueberhaupt aber habe ich Mühe gehabt, mein Leben kümmerlich zu erhalten. Ich habe in denen Coffeehäuſern aufwarten müſſen: und ich kann mich rühmen, daß ich die Urſach alles Witzes geweſen bin, den man daſelbſt gezeigt hat. Niemand war artig, oder hatte einiges Anſehen, der ſich nicht vor meinen Liebhaber ausgab. Allein viele dieſer anſehnlichen Gäſte haben oftmals ſehr grob mit mir verſahren. Ein berühmter Rechtsgelehrter war ungeſchickt genug, mich über den Hauſen zu ſtoßen, als er mir in den Buſen greifen wollte: und ein junger Edelmann rennte ſo ſtark wider meinen Kopf, als er mich zu küſſen ſuchte, daß das Merkmaal ſeiner Artigkeit vier Wochen an meiner Stirne zu ſehen war.

Ich bin noch mehr Gefahrlichkeiten ausgeſetzt geweſen, die mein Leben in Gefahr gebracht haben: und ich verzweifelte ſchon, ſie, mein Fürſt! jemals wieder zu ſehen, als mir die Göttinn **Wahrheit** unverhoft erſchien. Dieſe unvergleichliche Göttinn ſagte, daß ſie meine unglückliche Umſtände eingeſehen, und es ihren göttlichen Eigenſchaften gemäß gehalten hätte, mir zu Hülfe zu kommen. Sie gab mir meine rechte Geſtalt wieder. Sie eröffnete mir die traurige Beſchaffenheit ihres Hofes und ihres Landes, und befahl mir, unverzüglich zu dero Beyſtand herbey zu eilen. Weil du aber aus eignen Kräften zu ſchwach ſeyn dürfteſt, ihn von dem Falle, der ihn bedroht, zu erretten; (es ſind ihre eigene Worte, die ich itzo erzähle) ſo will dir mit meiner Macht zu ſtatten kommen. Hier haſt du ein Fernglas. Es wird darzu dienen, allen, die den Zauberer **Vorurtheil** dadurch anſehen, ſeine natürliche und ſcheußliche Geſtalt zu zeigen. Mit dieſem meinem Schwerdte aber wirſt du Wunder thun, und die Anhänger der Prinzeßinn **Schwulſt** überwinden. Sie verließ mich, als ſie dieſes geſagt hatte: und ich habe mich nicht geſäumt, ihre Gränzen zu erreichen.

Sobald, als ich angelanget bin, habe ich zu ihrem Vortheil gearbeitet. Ich habe mich vielen Vornehmen entdecket; und ich bin ſo glücklich geweſen, die meiſten zu gewinnen. Das Fernglas der Göttinn Wahrheit hat mir hierbey gute Dienſte gethan. Verſichern ſie ſich, mein Fürſt! daß ſie Beyſtand genug habe, wenn man die Verwegenheit haben ſollte, Gewalt zu gebrauchen, um ſie ihrer rechtmäßigen Würde zu berauben.

Reimlieb wußte ſeine Freude nicht genugſam auszudrücken, als er ſich nunmehro außer Gefahr glaubte. Er umarmte ſeinen getreuen Vernunft; und das wenigſte, was er ihm verſprach, war, daß er bey ſeiner Ehre ſchwur, ihn zeitlebens zu lieben und hochzuſchätzen.

Die Anhänger der Prinzeßinn Schwulſt hatten in der That die Verwegenheit, den beſchloſſenen Anfall auf Reimliebs Perſon zu thun. Sie wurden aber durch die getreuen Stände, ſo der rechte Vernunft gewonnen hatte, mit Gewalt abgetrieben. Es kam zu einer öffentlichen Feldſchlacht. Der wahrhaftige Vernunft führte die getreuen Unterthanen des rechtmäßigen Fürſten; und der Zauberer Vorurtheil die Aufrührer. Als die Schlacht ihren Anfang nahm, erſchien die Göttinn Wahrheit in eigner Perſon. Vor ihr her gieng ein hellglänzendes Licht, vermittelſt deſſen Reimliebs Kriegesheer den Zauberer, nach ſeiner wahren Geſtalt, erkennen konnte. Dieſer Unhold hatte noch ſo viel Macht, ſeine Anhänger zu verblenden, daß ſie weder die Göttinn Wahrheit ſehen, noch ihn, nach ſeiner natürlichen Geſtalt, wahrnehmen konnten. Seine Kunſt erſtreckte ſich aber nicht ſo weit, der Göttinn zu widerſtehen. Die getreuen Völker erhuben ein Freudengeſchrey, von welchem die Luft erſchallete. Sie ſetzten von allen Seiten mit ſolcher Wuth in ihre Feinde, daß jene mit vollem Haufen die Flucht ergriffen.

Man verfolgte ſie mit beſtändigen Scharmützeln. Und ob man ſie ſchon ganz leichtlich aus der ganzen Inſel hätte vertreiben können: ſo ließ doch der friedfertige **Reimlieb** geſchehen, daß ſie ſich in einen kleinen Strich Landes, der mit hohen Gebirgen umgeben iſt, feſt ſetzten. Man hat dieſes Ländchen Schwulſt genennet, nach der Prinzeßinn Namen, ſo zu dieſem Kriege Anlaß gegeben. Der Zauberer **Vorurtheil** behielt alles Anſehen unter dieſem Volke, wie zuvor. Man hat eine See nach ſeinem Namen genennet, und nach ſeinem Tode zu ſeiner Verehrung in der Hauptſtadt einen Tempel erbauet. Er aber und die Prinzeßinn Schwulſt, die beſtändig in einem guten Vernehmen geblieben ſind, haben vor ihrem Abſterben dieſe Landſchaft in denjenigen prächtigen Stand geſetzet, worinnen ſie ſich itzo befindet. Sie haben durch ihre Kunſt den Wald **Unnatürlich** zu einer unerſchöpflichen Quelle aller Koſtbarkeiten gemacht: und ſie ſind mit der vergnügten Verſicherung geſtorben, daß es ihren Verehrern an falſchen Reichthum nimmermehr fehlen werde.

Reimlieb hingegen hat ſeine Hauptſtadt, nach dem Namen ſeines getreuen geheimden Raths, **Vernunft** genennet: und ſeine Dankbarkeit gegen der Göttinn **Wahrheit** nur einigermaaßen zu bezeugen, hat er ihr Bildniß neben dem Witz, an der Seite dieſes Gottes, aufgeſtellet. Er hat zugleich ein ewiges Geſetz gemacht, daß ſie mit demſelben gleiche Verehrung genießen ſollte. Vor ſeinem Abſterben aber hat er ſein Land in eine Republik verwandelt,

delt, dergeſtalt, daß nunmehro jeder rechtſchaffene Bürger an der Regierung und denen Angelegenheiten des Landes Theil hat. Hier machte mein Freund

das Ende
der Geſchichte des Prinzen Caſpars,
und
der Prinzeßinn Schwulſt.
Und ich bezeugte ihm diesfalls meine Erkenntlichkeit.

Ich habe mich hierauf nur noch eine kurze Zeit in Schwulſt aufgehalten. Denn die Nachricht von der Landſchaft Dichtkunſt aus dieſer Erzählung hatte einen viel zu ſtarken Eindruck in mir gemacht, als daß ich nicht hätte eilen ſollen, dieſes angenehme Land ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Ich würde auch meine Leſer ſogleich hieran Theil nehmen laſſen, und die Beſchreibung dieſes Landes anfangen, wenn ich nicht noch von Schwulſt unterſchiedenes zu erzählen hätte. Man kann ſich aber verſprechen, daß ich mich der Kürze befleißigen werde.

In Schwulſt iſt die ariſtokratiſche Regierungsform eingeführet: und man hat in der Hauptſtadt einen hohen Rath, der aus denen Vornehmſten des Landes beſtehet. Es koſtet aber in der That ſehr viel, ehe jemand zu dieſem anſehnlichen Poſten gelangen kann. Er muß alles, was ihm möglich iſt, verſchwenden. Wenigſtens muß er dem Prinz Caſpar in der Pracht gleich kommen. Dargegen aber hat er ſich auch eine ungemeine Liebe und Ehrfurcht von denen übrigen Bürgern zu verſprechen.

Ich habe angemerket, daß ein junger Bürger vergeſſen hat, ſeine Mittagsmahlzeit zu ſich zu nehmen: nur daß er das Vergnügen haben möchte, ein Glied des hohen Raths länger anzuſehen, welcher in ſeinem Garten ſpeiſete.

Schwulſt ſtehet bey denen übrigen Staaten dieſer Inſel, ausgenommen der Landſchaft Dichtkunſt, in groſſem Anſehen. Es hat alſo ſo leicht nicht zu befürchten, daß es von Reimland oder Spielwerk mit Krieg angegriffen werden wird. Dargegen aber kann es auch gegen dieſe nichts unternehmen, ob es gleich dieſen Landſchaften bey allen Gelegenheiten mit der äußerſten Verachtung begegnet. Denn Dichtkunſt wird es nimmermehr geſchehen laſſen, daß Schwulſt gegen dieſe Länder einige Eroberungen unternehme. Und Schwulſt, wenn es ſeinen eignen Staat aufrecht erhalten will, hat ſich allzuwohl in Acht zu nehmen, daß es dieſen mächtigen Staat ſich nicht von neuen auf den Hals ziehe.

Unterdeſſen hat doch dieſer Staat eine ziemliche Macht auf den Beinen: und der hohe Rath iſt befliſſen, die Kriegshäupter durch Ehre und Würden zu groſſen Thaten deſtomehr anzureizen. Dieſe Ehrenbezeigungen koſten ihnen nichts. Sie ſind alſo ſowohl gegen ihre eigene, als fremde Kriegsbediente damit um deſto freygebiger. Ich zweifle aber, daß die Zeichen der Ehre und des Anſehens, die ſie austheilen, darnach beſchaffen ſind, daß ſie in der That zu ihrer Würde etwas beytragen. Mir ſcheinen ſie es wahrhaftig nicht zu ſeyn. Es iſt wahr, die öffentlichen Zeichen der Ehre ſind willkührlich: und es beruhet allerdings in dem Willen des Oberherrn, einen Vorzug auf ein Merkmaal zu gründen, das ihm gefällt. Allein, mich deucht doch, daß dieſe Zeichen unſern Verdienſten ähnlich ſeyn müſſen. Sie ſind öffentliche Gleichniſſe unſerer ausgeübten löblichen Handlungen. Niemals aber hat man noch eine That, die man erheben will, mit etwas geringern verglichen. Ein großer Gelehrter würde wahrhaftig übel zufrieden ſeyn, wenn ihm ſein Fürſt, zum Merkmaal ſeines Vorzugs in der Gelehrſamkeit, ein A, b, c, buch überſchickte, daß er ſolches an einem prächtigen Bande über die linke Schulter hangen ſollte.

Eben ſo könnte man die Ehrenbezeigungen des hohen Raths in Schwulſt übel nehmen, wenn ſie nicht bereits durch die lange Gewohnheit erträglich geworden wären. Sie geben nämlich demjenigen, den ſie vor andern ehren wollen, den Namen eines alten Helden, mit Goldfarbe geſchrieben: und dieſen muß er vorne an der Bruſt tragen. Die Namen Herkul, Achill, Hector, und andre, ſind es demnach, wodurch ſich der Vorzug ſo vieler braven Leute zu Tage legen ſoll. Ich glaube aber, daß ſie hierdurch vielmehr herunter geſetzet werden: und hierzu habe ich zulänglichen Grund. Troja würde gegen unſre Feſtung nur ein Dorf ſeyn: und ich will mein Leben zum Pfande ſetzen, ein heutiger General brächte nicht 10. Stunden davor zu. Es iſt demnach ſehr wahrſcheinlich, daß man allen denen vermeynten Helden, die ſich durch Eroberung und Vertheidigung dieſes Lumpenorts ſo berühmt gemacht haben, heut zu Tage keinen Corporalsplatz anvertrauen würde. Herkul aber würde in der That Noth haben, als Gemeiner Dienſte zu bekommen. Wir haben itzo kein Ungeheuer zu beſtreiten: und unſre Schiffleute, die doch alle Winkel der Welt durchkriechen, wollen niemals dergleichen gefunden haben. Ich kann es alſo einem

einem gewiſſen Kunſtrichter unmöglich verdenken, der mir ſeine Gedanken von der lernäiſchen Schlange eröffnete, daß er ſagte: er glaube gewiß, daß dieſes Ungeheuer nichts anders, als ein Rattenkönig, geweſen wäre, weil er wüßte, daß ein dergleichen Thier viele Köpfe hätte.

Ich ſchreite nunmehro zur Beſchreibung der Feſtungen dieſes Landes. Die Stadt **Prunk** wird von ihren Einwohnern vor unüberwindlich gehalten: und ich glaube, daß ſie ihr Vertrauen auf die vielen Schanzen ſetzen, mit welchen ſie umgeben iſt. Ihre gröſzte Zuverſicht aber beruhet wohl auf der kleinen Feſtung **Falſchgleichniß**, von deren Wällen man die Stadt gröſtentheils beſchieſſen kann. Es iſt wahr, dieſe Feſtung hat weit mehr Vertheidigungsmittel, als die unſrigen. Ihre Kanonen knallen und donnern nicht nur, ſie brüllen auch zugleich. Man hat hier, neben einem gewöhnlichen Zeughauſe, auch ein Zeughaus der Tapferkeit, wo dieſe ſchöne Tugend in eben ſolcher Menge anzutreffen iſt, als in den andern Kriegsrüſtungen. Man ſiehet hier nicht nur einen Pulverthurm: man findet auch einen Thurm des Schreckens; und ich glaube, daß man bey einer Belagerung aus einem ſowohl, als aus dem andern, laden werde. Allein nach dem, was ich von der Macht und dem Beyſtande der Göttinn **Wahrheit** weis; ſo habe ich ein allzu gutes Vertrauen, daß alle dieſe überflüßigen Vertheidigungsmittel die Stadt, gegen eine Belagerung von einem Kriegsheere aus **Dichtkunſt** nicht unüberwindlich machen werde.

Ueberflüßig Beywort iſt eine Stadt und Feſtung, drey Meilen von der Hauptſtadt gegen Mitternacht. Hier lieget das Leibregiment des hohen Raths von

Schwulſt in Beſatzung. Es iſt ſehr ſtark! denn es beſtehet wenigſtens aus 6000 Köpfen. Es iſt aber auch vielleicht das prächtigſte, ſo man jemals geſehen hat. So ſtark aber dieſes Regiment iſt; ſo wenig Erleichterung haben die Soldaten in ihrem Dienſt. Man ſtellet zwey bis drey Mann, ohne die geringſte Nothwendigkeit, auf eine Poſt. Der Pracht aber, den ſie machen müſſen, muß ihnen allerdings auch ſehr zur Laſt gereichen. Ich habe wahrgenommen, daß viele Soldaten, von der Laſt des Goldes und des Silbers, ſo ſie auf ihren Kleidern trugen, ganz gebückt einher gegangen ſind.

Auf meiner Reiſe nach dem Lande **Dichtkunſt** habe ich in einem Städtchen übernachtet, mit Namen **Hochlieb**. Es iſt prächtig erbauet: und man ſiehet ſogleich, daß es noch in den Gränzen des Landes **Schwulſt** liegt. Allein mit der Stadt **Prunk** iſt es gar nicht zu vergleichen. Es hat, aus Mangel des Fluſſes **Unähnlich**, bey weitem nicht ſo viele Koſtbarkeiten, als die Hauptſtadt. Denn der Fluß **Hochgetrieben**, der ihnen Waſſer giebt, hat einen andern Urſprung, als jener, ob er gleich einen wenigen Zufluß von dem erſten hat. Die Stelzen ſind hier nicht gewöhnlich: man trägt aber ſtatt deſſen Abſätze, die einer viertel Ellen lang ſind. Ein gewiſſer Bürger aus **Dichtkunſt** beſitzet hier ein Luſtſchloß, auf welchem er ſich größtentheils aufhält. Ich merke dieſes deshalb an, weil es ſonſt nicht gewöhnlich iſt, daß ein daſiger Bürger in **Schwulſt** Güter habe.

Es iſt nunmehro

das Land Dichtkunſt

dieſe angenehme Gränze, wo die Ruhe, das wahre Vergnügen, und die erlaubte Luſt herrſchet, dahin ich mich auf meiner Reiſe begeben: und wovon ich folglich itzo meine Leſer zu unterhalten die Ehre haben ſoll. Aber wahrhaftig! ich kann das Vergnügen nicht ſattſam ausdrüken, das mir dieſes ſchöne Land giebt. Es herrſchet hier keine abgeſchmackte Künſtlichkeit, noch unnatürliche Pracht; ſondern man läſſet die Natur in ihrer Einfalt wirken. Die Bäume haben hier keine güldne Blätter: und die Blumen beſtehen hier nicht aus Purpur, Gold und Silber. Die letztern haben die Farben, die ihnen die Natur giebt: und die erſtern werden in der Ordnung, wie es dieſer Mutter aller Dinge beliebt hat, an den Ufern der kleinen Bäche gefunden. Meine Augen haben an der lebhaftigen grünen Farbe der Bäume und des Graſes, an denen mannichfaltigen Farben der Blumen, und an der Klarheit der Bäche, einen angenehmen Wechſel. Dieſe letztern beobachten in ihrem Geräuſche keine Melodien. Ihr Getöne fällt aber den Ohren ſo angenehm, als kaum die angenehmſte Uebereinſtimmung muſikaliſcher Inſtrumente ſeyn wird. Man wird in kein Erſtaunen geſetzt. Man empfindet aber ein Vergnügen, welches weit über die Verwunderung erhaben iſt.

Die Heerden Schaafe haben keine Ziegen, oder Ochſen, unter ſich. Sie beobachten keine andre Ordnung, als die ihnen die Natur lehret, wenn ſie ihre Nahrung ſuchen. Sie gehorchen aber der Stimme ihres Hirten:

und es ſcheinet, daß ſie ſelbſt an dem Klange ſeiner Flöten einen Wohlgefallen haben: indem ſie ihre Augen, ſo lange, als er bläſt, mit Aufmerkſamkeit auf ihn richten.

Es war ein Thal, das ich bey meiner Ankunft in dieſes angenehme Land zuerſt betrat. Die Natur hatte alle ihre Schönheit mit einer edlen Einfalt, die ihr eigen iſt, daran verſchwendet. Ich müßte aber ſelbſt ein Eingebohrner dieſes Landes ſeyn, wenn ich meinen Leſern eine vollſtändige Abbildung davon mittheilen ſollte. Ich bekenne mein Unvermögen: und man wird dem Mangel, den mein Buch hat, nachſehen. Es iſt überhaupt leichter, der Natur Koſtbarkeiten anzudichten, die ſie nicht hat; als dasjenige abzuſchildern, was ſie in der That reizend macht.

Ehe man die Hauptſtadt erreichet, ſo kommt man auf ein Städtchen, welches Gutergeſchmack heißet. Ich ſcheine zwar wider die Ordnung zu handeln, auf die ich unvermerkt gerathen bin, daß ich dieſes Städtchens zuerſt erwähne. Allein, da ich meinen Leſern von denen Einwohnern dieſes Landes zuerſt den nöthigen Unterricht ertheilen muß; ſo verfalle ich diesfalls in keine Unordnung.

Die Eigenſchaften, die ich von denen hieſigen Bürgern erzählen werde, ſind allen Einwohnern dieſes Landes gemein. Es ſind aber die Bürger dieſes Städtchens geſittete, vernünftige und höfliche Leute. Die Tugend und eine ordentliche Aufführung ſind ihnen ſolchergeſtalt zur Gewohnheit geworden, daß ſie beydes ausüben, ohne ihre Beurtheilungskraft vorhero zu Rathe zu ziehen. Sie beobachten die Fehler andrer Leute mit gleicher Fertigkeit. Sie wiſſen, daß man gefehlet habe, ehe ſie unterſucht haben, worinn das Vergehen eigentlich beſtehe.

Ihr guter Verſtand giebt ſich in allen ihren Handlungen zu erkennen: und man muß geſtehen, daß er ſelbſt an ihrer Kleidung Theil habe.

Wenn ſie in ein Gewölbe kommen, um ſich den Zeug auszuleſen; ſo werden ſie zuweilen 10 Sorten verwerfen, ehe ihnen eine einzige gebracht wird, ſo ihnen gefällt. Der Kaufmann würde ſich nach denen Urſachen vergeblich erkundigen, die ſie zur Verwerfung der erſten gehabt hätten, wenn er ſie ohne Verzug wiſſen wollte. Sie würden ſie ihm endlich wohl ſagen können, jedoch zugleich geſtehen müſſen, daß ihnen dieſelben nicht eingefallen wären, als ſie die Zeuge verworfen hätten. Sie thun aber das aus Gewohnheit, was andre nach vieler Ueberlegung verrichten. Dennoch aber hat man niemals Urſache, ihnen vorzurücken, daß ſie ſich in ihrer Wahl geirret haben. Ich bin nicht in Abrede, daß nicht ihre natürlichen Gaben ein großes zu dieſer Fertigkeit beytragen. Man wird aber auch nicht läugnen können, daß ihre Fertigkeit in Erwählung der beſten Dinge nicht einmal mittelmäßig ſeyn würde; wenn ſie ſich das Vernünftige aus denen Sitten andrer Völker durch Reiſen nicht bekannt gemacht hätten. Denn in der That, es befindet ſich niemand unter ihnen, der ſich nicht einige Zeit in fremden Ländern aufgehalten hätte.

Ich habe ſchon geſagt, daß alle Einwohner dieſes Landes, ſonderlich der Hauptſtadt, eben die Gaben haben, die ich itzo erzähle. Man wird mir dieſes um ſo eher glauben, weil niemand in der Hauptſtadt ein Haus beſitzen kann, der nicht vorhero in Gutengeſchmack das Bürgerrecht erlanget hat. Es iſt hierüber ein altes Geſetz vorhanden, welches ſehr ſtrenge beobachtet wird. Die übrigen Einwohner dieſes Landes haben noch etwas zum voraus. Sie beſitzen eine fertige Erfindungskraft: und daher kömmt es, daß allhier viele gute Künſte ausgeübet werden, von denen man in andern Ländern nichts weis. Da ſie insgeſammt Bürger von Gutengeſchmack ſind; ſo wiſſen ſie auch allemal die beſten Dinge zu erwählen. Und ob ihnen gleich ihre reiche Vorſtellungskraft vielerley Bilder darbieten wird, daraus ſie ein neues zuſammen ſetzen könnten; ſo werden ſie doch allemal diejenigen heraus ſuchen, deren Aehnlichkeit es leidet, daß ſie mit einander vereiniget werden. Ueberhaupt aber haben ſie den Vorzug, daß ihre Erfindungskraft richtig ſey.

Alle Einwohner dieſes Landes ſind große Meiſter in der Muſik. Beſonders wiſſen ſie ein Inſtrument überaus geſchickt zu ſpielen, das unſern Flöten nicht unähnlich iſt. Ich geſtehe, ich habe vorhero niemals geglaubt, daß Orpheus mit ſeiner Leyer ſolche Wunder zuwege gebracht hat: ich habe es vielmehr allemal vor eine Fabel des grauen Alterthums gehalten. Allein nachdem ich weis, was die hieſigen Einwohner durch den Klang ihrer Flöten vermögen; ſo ſcheinen mir alle die Wunderwerke des Orpheus nicht mehr unmöglich. Ja man kann es mir nicht verdenken, wenn ich die Leyer dieſes alten Thraciers und die Flöten der hieſigen Einwohner vor einerley Inſtrumente halte. Ich muthmaße dieſes aus der Aehnlichkeit der Wirkung: und wenn ich weitläuftig ſeyn wollte; ſo könnte ich aus dem Homer viele Stellen beybringen, woraus meine Muthmaßung eine große Wahrſcheinlichkeit erhält. Allein es ſoll dieſes zu einer beſondern Schrift ausgeſetzt bleiben, wenn man mir etwa wider meine Muthmaßung Einwürfe machen ſollte. Itzo will ich nur von denen Wunderdingen reden, die die hieſigen Einwohner durch den Klang ihrer Flöten zuwege bringen.

Man ſagt von der Muſik überhaupt, daß ſie die Leidenſchaften errege. Wenn dieſes bey uns noch einigen Zweifel leidet; ſo iſt es doch in Dichtkunſt außer allen Streit. Die hieſigen Einwohner können durch den Klang ihrer Flöte zur Freude, zur Traurigkeit, zum Eifer, zum Lachen, und zu was ſie wollen, bewegen. Sie vermögen dieſes nicht nur, wenn das Gemüth von andern Leidenſchaften frey iſt; ſondern ſie können es auch, wenn das Gemüth von einer entgegen geſetzten Neigung eingenommen iſt. Ich will mich hier ſelbſt zum Beyſpiel anführen.

Bey meiner Reiſe aus **Reimland** nach **Spielwerk**, über das **Affengebirge**, hatte ich mir zu meiner Beluſtigung einen Affen erkauft. Ich folgte hierinnen der Gewohnheit dieſer Länder. Denn man findet daſelbſt keinen angeſehenen Bürger, der nicht ein dergleichen Thier in ſeinem Hauſe hätte. Gleichwie ich alle meine Leſer vor meine gute Freunde anſehe; ſo will ich offenherzig ſeyn. Ich will ihnen auch das nicht verſchweigen, was man mir zur Thorheit auslegen könnte. Dieſes Thier beſaß alle meine Gewogenheit. Ich kann nimmermehr glauben, daß ein Frauenzimmer ihr Mopshündchen ſo lieb habe, als ich meinen Affen hatte. Es ſey, daß die Luſt, ſo mir dieſes Thier machte, hieran Urſache war. Denn wir ſind allzu ſehr zur Luſt geneigt, als daß wir dem Gegenſtande unſrer Beluſtigung unſre Gewogenheit nicht ſollten angedeihen laſſen. Ich glaube aber auch, daß mein Ehrgeiz an der Liebe zu dieſem Thiere großen Theil nahm. Er bezeigte mir nämlich die äuſſerſten Zeichen der tiefſten Unterthänigkeit. Er ſchmeichelte mir bey aller Gelegenheit; und ich weis keinen Fall, in welchem er ſich meinem Willen nicht gemäß bezeiget hätte. Dieſer von mir ſo ſehr geliebte Affe ſtarb, nachdem ich mich kaum 3 Wochen in dieſem Lande aufgehalten hatte. Ich habe die Urſachen ſeines Todes genau unterſuchet. Ich habe aber keine andre ausfündig machen können, als daß die Luft in dieſem Lande dieſen Thieren ſchädlich ſeyn müſſe.

Man kann, nach der Maaße meiner Gewogenheit für meinen Affen, leicht erachten, daß meine Betrübniß nicht geringe geweſen ſey. In der That, ich ſchien über dieſen vor mich ſchmerzlichen Fall untröſtbar. Allein mein Wirth, der meine Traurigkeit wahrnahm, ergrief ſeine Flöte. Hier kann ich ſagen, daß ich die ungemeine Wirkung dieſes Inſtruments überzeugend erfahren habe. Meine Traurigkeit verließ mich: und ich dachte nun nicht mehr an meinen Affen. Mein Wirth ſpielte fort: und es fehlte in der That nicht viel, daß ich nicht ganz allein vor ihm eines herum getanzt hätte. Wahrhaftig! ich brauchte alle Mühe, daß ich mich hierinnen mäßigte.

Was ich bis itzo von denen Einwohnern dieſes Landes geſagt habe, ſind ſo viel Lobeserhebungen vor dieſelben, die ſie aber auch in der That verdienen. Es iſt aber vielleicht noch kein Volk in der Welt geweſen, das durchgängig alle gute Eigenſchaften an ſich gehabt, und dieſelben auch zugleich recht angewendet hätte. Die Dichtkunſtianer ſind alſo nicht die einzigen, die von allen menſchlichen Fehlern frey geblieben ſind. Die Pflicht eines Schriftſtellers, von der Gattung, darzu ich mich aufgeworfen habe, erfordert, daß ich unparteyiſch ſey. Ich muß alſo, ſo ungern ich auch, nach der Hochachtung, die ich vor dieſe Landſchaft habe, daran gehe, auch dasjenige erzählen, was bereits einige Fremde, und viele rechtſchaffene Bürger ſelbſt, an vielen Einwohnern dieſes Landes zu tadeln gefunden haben.

Es betrifft nicht ihre Eigenſchaften, die gewiß untadelhaftig ſind; ſondern das, was man ihnen verwirft, beſtehet nur in der unrechten Anwendung derſelben. Mein Wirth, der ein redlicher Mann und ein rechtſchaffener Bürger war, hat mir dieſe Ausſchweifung ſeiner Mitbürger zu erkennen gegeben. Denn ich geſtehe ganz gerne, daß ich dieſe Fehler vorhero niemals angemerket hatte. Ich will die Worte dieſes ehrlichen Mannes ganz herſetzen; und ich glaube, daß man von der Wahrheit deſſen, was er ſagt, überzeugt werden wird. Als ich ihm eines Tages den Eindruck zu erkennen gegeben hatte, den die guten Eigenſchaften der hieſigen Einwohner, und ihre untadelhaften Sitten in mir gemacht hatten; und daß ich meine Tage unter ſo vollkommenen Menſchen zuzubringen wünſchte; ſo fieng er folgendergeſtalt an:

Wollte der Himmel, daß alle Einwohner des Lobes ohne Unterſchied würdig wären, das ihr uns beyzulegen beliebet. Ich gehöre nicht unter diejenigen, die aus einer unſinnigen Neigung gegen ihr Vaterland alle Fehler deſſelben zu Tugenden machen. Ich will euch demnach frey entdecken, wodurch viele unter uns, ſowohl bey Fremden, als bey ihren Mitbürgern ſelbſt, die es mit ihrem Lande rechtſchaffen meynen, verwerflich werden. Ich will von den jungen ausgelaſſenen Kerls nicht reden, die ſich in ihrer Luſt keine Gränzen ſetzen; und die nicht nur zu dem Klange ihrer Flöten ſelbſt herum hüpfen, ſondern auch im Tanze ärgerliche und niederträchtige Geberden machen. Es ſind jederzeit nur wenige geweſen, die den Stand eines Bürgers von Dichtkunſt ſo weit herunter geſetzet haben. Sie ſind auch allemal, ihrer natürlichen guten Gaben ungeachtet, die ſie ſo übel angewendet haben, von allen Verſtändigen verächtlich angeſehen worden. Sondern ich will nur eines Fehlers gedenken, der, da er allezeit viele hingeriſſen hat, um deſtomehr beträchtlicher wird.

Es haben nämlich die meiſten unſrer jungen Bürger die Gewohnheit, daß ſie vor den Schäferinnen und andern Frauenvolke unſers Landes aufſpielen, und ſie zum Tanze anreizen. Sie beſtreben ſich hier mit allen Kräften, die ihnen nur möglich ſind; und ſie rechnen es ſich ſogar zur Ehre, wenn es ihnen gelingt. Es iſt aber in der That nichts ſo geringe, als die Ehre, die ſie daraus zu gewarten haben; wenn ſie ermäſſen wollten, was es vor Leute ſind, die ſie bewegen. Es ſind ſchwache Werkzeuge, Leute, die ohnedem zur Eitelkeit geneigt ſind; und deren Seelen ſelten geſetzt und groß genug ſind, der Anreizung zur Luſt zu widerſtehen. Dieſes würde ihnen wahrhaftig eine ungleich gröſſere Ehre geben, wenn ſie einen wütenden Tyrannen durch den Klang ihrer Flöten bewegen könnten, daß er von ſeiner Raſerey ablieſſe, und ihnen mit Aufmerkſamkeit zuhörete. So wenig Ehre aber ſie hiervon haben; ſo viel Schaden erwächſet dem menſchlichen Geſchlechte hieraus. Eben dieſe ſchwachen Menſchen, die ſie zur Ueppigkeit angewöhnen, ſind, wenn man ſie von einer andern Seite betrachtet, die fürchterlichſten und gewaltigſten Geſchöpfe. Sie haben durch ihre Reizungen die Herzen der Männer nur allzu ſehr in Händen. Nichts wird ihnen demnach leichter fallen, als ſie zu denen Laſtern, womit ſie eingenommen ſind, gleichfalls anzugewöhnen. Diejenigen, die alſo verfahren, haben ihr eigenes und ihres ganzen Geſchlechts Wohl gar nicht vor Augen. Sie bedenken nicht, wie viel Einfluß eine geſetzte und ordentliche Aufführung des gegenſeitigen Geſchlechts in die Glückſeligkeit unſers Lebens hat; und wie viel uns allen daran gelegen iſt, daß es nicht zu Ausſchweifungen in der Luſt angereizet werde. Dieſe Gewohnheit iſt zwar ein allgemeiner Fehler aller Länder geweſen. Sie wird aber darum nicht gerechtfertiget. Ich erinnere mich, daß ich auf meinen Reiſen von einem angeſehenen Manne in Eſtland gleiche Klage gehöret habe. Er ſagte nämlich (*):

„Man fängt ſchon an, wenn die Mägdchens das „vierzehende Jahr erreichet haben, ſie durch annehmliche „und ſchmeichelnde Worte zu verleiten. Hierdurch wird „ihnen in den Kopf geſetzt, daß ihr einziges Augenmerk „ſeyn müſſe, den Mannsperſonen zu gefallen. Es wäre „dannenhero nichts beſſers, als daß man ihnen in dem „Umgange und der Aufführung beybringen möchte, wie „ſie in der That um keiner andern Urſache willen geliebet, gelobet und hochgeſchätzet werden könnten, als wenn „ſie ſich, nebſt andern weiblichen Tugenden, auch der „Ehrbarkeit, Zucht und Eingezogenheit befliſſen.„

Ich hätte noch gar vieles zu erinnern. Beſonders, das Frauenvolk ſind eben ſowohl Menſchen, als wir. Eine vernünftige und tugendhafte Aufführung muß ihnen alſo eben ſowohl, als uns, eigen ſeyn. Es ſündigen dannenhero diejenigen gröblich, die ihrem Hochmuth und andern verderbten Leidenſchaften ſchmeicheln, und ihren Trieb zur Ueppigkeit um ſo mehr anreizen. Ich will aber nur dieſes noch gedenken, daß es am allerwenigſten bey uns entſchuldiget werden könne; bey uns, die wir uns dem Dienſte des Witzes und der Wahrheit gewidmet haben; und die wir den Vorzug unſrer Flöte denen, von welchen wir ihn haben, nämlich den Göttern zu Ehren, und zu weit würdigern und edlern Dingen anwenden ſollen.

---

*) Epictet. in Manual. Cap. LXII.

Ich will unſre Unterredung nicht weiter hier einführen, damit ich denen nicht verdrüßlich falle, die in ernſthaftigen Dingen keine angenehme Unterhaltung finden. Ich habe auch, deucht mir, genug geſagt, meinen Leſern von den Einwohnern dieſes Landes hinlänglichen Unterricht zu ertheilen.

Es iſt die Hauptſtadt, die ich nunmehro beſchreiben werde. Man weis ſchon, daß ſie Vernunft genennet wird, und der Fluß Natur giebt ihr das benöthigte Waſſer. Es herrſchet weder eine unmäßige Pracht, noch eine gezwungene Künſtlichkeit an ihren Gebäuden. Man findet hier die Baukunſt der alten Griechen und Römer, die die Welt noch itzo bewundert, und welche die abgeſchmackten Zierathen der Gothen niemals haben gänzlich vergeßlich machen können. Ihre Häuſer ſind zierlich und ordentlich; und dem Gebrauche gemäß, worzu man ſie beſtimmt hat. Die öffentlichen Gebäude ſind dannenhero mehr ausgezieret, als die gemeinen Bürgerhäuſer. Sie ſind größer: man hat aber die Ordnung an dem einen ſowohl beobachtet, als an dem andern. Ueberhaupt iſt jedes Gebäude das, was der Bauherr gewollt hat, daß es ſeyn ſoll. Dieſe Ordnung entſtehet daher: Der geheimde Rath Vernunft, der meinen Leſern aus der Geſchichte des Prinz Caſpars und der Prinzeſſinn Schwulſt noch bekannt ſeyn wird, hat eine unzählbare Menge Riſſe in dem Tempel des Witzes verwahrlich beygelegt. Ein jeder, der hier bauen will, iſt demnach gehalten, einen von dieſen Riſſen abzuholen, und ihm aufs genaueſte nachzugehen. Vor allen Dingen aber muß er ſeinen Kalk mit dem Waſſer des Fluſſes Natur löſchen, und zurechte machen. Man verſichert, daß dieſes Waſſer die Tugend habe, dem Kalke eine Feſtigkeit und weiße Farbe zu geben, die andre Waſſer ſo leichtlich nicht gewähren.

Da ich dieſes Fluſſes gedenke; ſo werden meine Leſer deſſen Beſchreibung erwarten. Er hat aber vor andern Flüſſen nichts beſonders. Sein Waſſer iſt helle; es übertrifft aber nicht die Eigenſchaft andrer Waſſer. Er hat in ſeinem Laufe eben ſo viel Krümmen, als alle andre Ströme. Und kurz: er iſt beſchaffen, wie ein Fluß, ſeinem Weſen nach, ſeyn ſoll.

Es iſt ſchon bekannt, daß man in dieſem Lande den Gott Witz verehret. Hier in der Hauptſtadt befindet ſich demnach der Tempel dieſes Gottes. Dieſes beſehenswürdige Gebäude iſt ganz und gar von großen viereckichten Steinen aufgeführet, deren Feſtigkeit die Hoffnung giebt, daß ſie ſelbſt dem Moder der Zeit widerſtehen werden. Wenn man nicht wüßte, daß die hieſigen Einwohner Bürger von Gutengeſchmack wären; ſo würde man es an der Bauart dieſes Tempels wahrnehmen können. Alles, was man ſieht, giebt ihre gute Wahl, und die Kenntniß der beſten Dinge zu erkennen. Die Zierathen

rathen des Gebäudes, und die vortreflichen Bilder, ſo man daran ſiehet, ſind in der Ordnung aufgeſtellet, als es das, was ſie vorſtellen, erfordert. Der Gott Witz ſtehet auf einem Altar gegen Morgen: und man weis nicht, ob man dem Tempel, oder dem Altar, den Vorzug zugeſtehen ſoll. So viel iſt gewiß, daß der Altar würdig iſt, in dieſem Tempel zu ſeyn: und der Tempel dürfte nicht ſchlechter ſeyn, wenn er nicht der Schönheit des Altars unähnlich ſeyn ſollte. Alle Ahnen des Gottes Witzes ſind durch die Hände der berühmteſten Künſtler, nach dem Leben und nach ihren Eigenſchaften, daran ausgehauen. Ich habe noch nie etwas ſchöners geſehen, als dieſe Bilder. Man ſiehet hier die **Erfindung**, die **Wahrheit** und die **Munterkeit**, als die vornehmſten unter den weiblichen Ahnen dieſes Gottes: und unter den männlichen wird man den **Nachſinn**, das **Urtheil** und den **Verſtand** gewahr.

Der Gott Witz ſelbſt iſt von einer angenehmen Geſichtsbildung, und einer ſehr muntern Miene. Seine Augen ſcheinen vor Lebhaftigkeit zu funkeln. Er hat einen Köcher voll Pfeile auf dem Rücken, und einen geſpannten Bogen in der Hand. Auf ſeinem Schooſſe ſitzt der **wahre Scherz**, ein würdiger Sohn dieſes Gottes, den er mit der **Fröhlichkeit** erzeuget hat.

Es wird meinen Leſern noch unentfallen ſeyn, daß die Göttinn **Wahrheit**, nach glücklich beygelegtem Kriege mit **Schwulſt**, zur Dankbarkeit vor ihren mächtigen Beyſtand, an der Seite des Gottes Witzes, beſonders aufgeſtellet worden. Dieſe unvergleichliche Göttinn iſt wohl gebildet. Sie ſiehet ernſthaftig und majeſtätiſch, aber dabey gar nicht fürchterlich aus. Von ihren Augen ſchießen feurige Stralen herab, welche alles um ſie herum wärmen und glänzend machen. Dieſe Stralen verſehren die Freunde und Verehrer der Göttinn im geringſten nicht: ſie fallen aber ihren Feinden ſchmerzlich und ſchrecklich genug, wenn ſie ihr zu nahe kommen. Niemand, wenn er nicht des Standes und der Vorzüge eines Bürgers von Dichtkunſt verluſtig werden will, darf dem Gott Witz ſeine Andacht bezeigen, ohne vorhero der Göttinn Wahrheit gleiche Verehrung erwieſen zu haben.

Es hat ſich in dieſer Stadt eine berühmte Geſellſchaft zuſammen geſchlagen. Ihre Glieder ſind die anſehnlichſten Bürger des Landes. Niemals hat noch eine Geſellſchaft die Hoffnung, die man ſich von ihr gemacht hat, beſſer erfüllet, als die, von der ich rede. Ihr Abſehen gehet eines Theils dahin, daß ſie die Uebereinſtimmung der Töne unterſuchen, die ſowohl ihre Mitglieder, als andre Bürger, auf ihren Flöten hören laſſen. Andern Theils aber bemühen ſie ſich, den Ausſchweifungen in der Kleidung abzuhelfen. In beyden hat ihr unermüdeter Fleiß und ihre Geſchicklichkeit die Ordnung eingeführet, die anitzo durchgängig bewundert wird. Sie würden es aber ſo weit nicht gebracht haben, wenn ſie nicht ſelbſt ihren Vorſchriften auf das genaueſte nachgelebet hätten. Ihrer glücklichen Bemühung haben wir es demnach größtentheils zu danken, daß die Einwohner in Dichtkunſt ihre Flöten nunmehro ſo rein ſpielen, als man es in denen vorigen Zeiten kaum hätte vermuthen können. Und es iſt eine Frucht ihres Fleißes, daß das Lächerliche in der Kleidung einmal abgeſchaffet worden.

Ich habe ſelbſt von vielen alten und vernünftigen Einwohnern dieſes Landes gehöret, daß ſie ſich der Zeiten noch gar wohl erinnern können, da man ſo unſinnig geweſen wäre, bunte Flecken auf die Kleider zu heften: und daß man in dieſer ungereimten Mode noch darzu einen beſondern Vorzug geſuchet hätte. Weil dieſe Gewohnheit noch bey vielen in Reimland Statt findet; ſo iſt ihnen um ſo eher Glauben beyzumäſſen. Desgleichen wäre nach der Zeit die Tracht aufgekommen, daß man zwar die Kleidungsſtücke von einerley Farbe getragen hätte, die ſich aber unter ſich ſelbſt gar nicht zuſammen geſchickt hätten. Denn ein gelber Rock, ein grün Camiſol, rothe Hoſen und blaue Strümpfe wären gar nicht ungewöhnlich geweſen. Man hätte dabey die Mode gehabt, ein langes Band um ſich herum zu binden, das niemand aufwickeln konnen; und man hat mich verſichert, daß die vornehmen Stutzer kaum ſelbſt das Ende hätten finden können. Alle dieſe ungereimten Gewohnheiten haben durch die lobenswürdige Bemühung dieſer Geſellſchaft aufgehöret: und der Vorzug eines hieſigen Einwohners leget ſich nunmehro nicht nur durch den Wohlklang ſeines Rohres, ſondern auch durch die Bequemlichkeit, und durch die gute Wahl ſeiner Kleidung, zu Tage. Man kleidet ſich kurz, bequem und zierlich, doch in ſolcher Maaße, daß die Kleider nicht aufhören das zu ſeyn, worzu ſie beſtimmt ſind, nämlich zur Bedeckung der Hitze und Kälte zu dienen.

Es wäre nur zu wünſchen, daß alle Einwohner dieſer ganzen Inſel, ſowohl als die von Sprachland, den wahren Nutzen und das Aufnehmen beyder Inſeln, das dieſe rühmliche Geſellſchaft lediglich zum Augenmerk hat, erkennen, und ſich nach ihren Vorſchriften richten wollten. Sie würden ſodann aufhören, den Stand eines Bürgers der Dichter- und Sprachinſel, den ſie führen wollen, zu beſchimpfen: und ſie würden ſodann würdige Einwohner dieſer edlen und vortrefflichen Länder werden.

Man findet in dieſem Lande noch einige andre Geſellſchaften, die nach dieſem Muſter errichtet worden. Es iſt weit gefehlt, daß ich nicht ihrem Eifer vor das gemeine Beſte recht wiederfahren laſſen, und ihnen deswegen alles Lob beylegen ſollte. Ich kann aber, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, unmöglich verſchweigen, daß ſie es in ihren Bemühungen noch lange nicht ſo weit gebracht haben, als die Geſellſchaft in der Hauptſtadt. Vielleicht ſind ihre Glieder in Erkenntniß der beſten Dinge noch keine Meiſter: denn ihre eigene Kleidung iſt nicht allemal vollkommen wohl ausgeſucht. Vielleicht aber werden ſie es in denen folgenden Zeiten höher bringen: und alle redlich geſinnte Bürger dieſes Landes wünſchen dem ungeachtet, daß ſie fortdauren mögen.

Es giebt einige wunderliche Köpfe, die ſich falſch vor Bürger dieſer Länder ausgeben. Dieſe möchten ſich gern nach ihrer verworrenen Einbildungskraft kleiden, und doch dabey das Anſehen eines dergleichen Bürgers haben. Ein ſolcher irrender Ritter, denn er iſt in der That nirgends zu Hauſe, wird ein unſinniges Geſchrey wider die Geſellſchaft in der Hauptſtadt erheben. Er klagt über Gewalt und Tyranney, und daß die allgemeine

Freyheit in Gefahr ſey, wenn der Beyfall in unſrer Kleidung von dem Urtheil und dem Muſter etlicher wenigen Perſonen abhängen ſollte. Er ſagt, daß dergleichen Kleinigkeiten unſre ſorgfältige Unterſuchung gar nicht verdieneten. Ich bin nicht geſonnen, mich mit Widerlegung dieſes Gewäſches aufzuhalten. Ich will nur erinnern, daß alle dieſe Helden in ihrer Kleidung, und in ihren Sitten ſelbſt, ſo unordentlich und ſo abgeſchmackt ſind, als es nur möglich iſt. Und in der That, ſie ſchreyen nur deshalb, weil ſie ſelbſt nicht gelernet haben, eine vernünftige Ordnung und eine gute Wahl von ſich blicken zu laſſen.

Es ſind kaum 120 Jahr, daß dieſes Land in einer ſehr ſchlechten Beſchaffenheit war. Es war nicht viel beſſer angebauet, als itzo Knittelhartland. Niemand würde ſich damals eingebildet haben, daß es möglich ſey, das Land in den vortrefflichen Stand zu ſetzen, in welchem es ſich itzo befindet. Der große **Gottfried** war es, der ein Werk unternahm, welches aller Menſchen Hoffnung überſtieg. Dieſer vortreffliche Mann hatte durch Reiſen in fremde Länder wahrgenommen, daß das Erdreich in dieſer Inſel nicht unfruchtbarer ſey, als in andern Ländern: und daß es nur an der Einwohner Nachläßigkeit liege, wenn es weniger ergiebig ſey. Er beſchloß das Land nach dem Muſter der Ausländer, die er ſich ſo wohl bekannt gemacht hatte, anzubauen. Da er ſelbſt unermüdet Hand anlegte; ſo war ſein Unternehmen nicht fruchtlos. Er ſah mit Luſt, wie die Früchte des Landes von Tage zu Tage ſchmackhafter wurden. Dieſe Hoffnung reizte ſeinen Fleiß um ſo vielmehr an: und er ließ von ſeiner Arbeit nicht ab, bis er ſeine Felder in den Stand geſetzet hatte, daß ſie denen fruchtbarſten Thälern der Ausländer nichts nachgaben.

Als er ſich mit allen benöthigten Dingen, die zu einem vergnügten Leben erfordert werden, ſo reichlich verſorget ſah; ſo war er auch bedacht, ſich dieſer Vorzüge in aller erlaubter Luſt zu bedienen. Nach der Vollkommenheit ſeiner Sitten und ſeiner Gemüthsruhe fiel ſeine Wahl auf die Muſik. Da ihm aber der rauhe Klang der ſchnarrenden Hörner, deren ſich die Einwohner zu ihrer Luſt bedienten, keine Gnüge that; ſo war er bemüht, ſich ein beſſer Inſtrument zu verfertigen. Nach dem, was er auf ſeinen Reiſen geſehen hatte, ſo war ihm dieſes nicht zu ſchwer. Er erfand alſo die Flöten, deren reizenden Ton Fremde und Einheimiſche noch itzo bewundern.

Gleichwie er aber, nach ſeiner ungemeinen Menſchenliebe, wünſchte, daß alle ſeine Mitbürger an ſeinem Vergnügen Theil nehmen möchten; ſo war er unabläſſig bemüht, ſie ſowohl in dem Ackerbau, als auf der Flöte, zu unterrichten. Da er ihnen öfters von den fetten Früchten ſeines Landes zu eſſen gab, und die reizenden Töne ſeiner Flöten hören ließ; ſo ermunterte er alle diejenigen, die den Vorzug einer ſo angenehmen Lebensart erkannten, daß ſie ſich eifrig beſtrebten, ihm in beyden gleich zu werden. Der Vortheil, den ſich dieſer redliche Mann in ſeiner Arbeit angemerket hatte, und den er allen an die Hand gab, kam ihrem Eifer zu ſtatten. Im kurzen ſetzten ſie ihre Felder in eben den Stand, wie Gottfried: und der Strich Landes, wo dieſer große Mann wohnete, erſchallete von dem Klange der hin und wieder ertönenden Flöten. Dieſe Gegend ſchien, in Anſehung der vorigen Umſtände, ein andres Paradies geworden zu ſeyn. Die Augen und die Ohren hatten hier alle Beluſtigung, die eine vernünftige Neigung erlaubt. Und kurz, nach und nach wurde durch den Beytritt anderer Einwohner, die Landſchaft Dichtkunſt hieraus, die noch itzo alle diejenigen mit Vergnügen betrachten, die eine Kenntniß der beſten Dinge haben.

Gottfried war immer mehr bemüht, die würdige bürgerliche Geſellſchaft, die durch ſein Beyſpiel entſtanden war, glücklich zu machen. Er bearbeitete ſich alſo unermüdet, die rohen Sitten vollends auszurotten, die ſeinen Mitbürgern von ihrer vorigen elenden Lebensart annoch anhiengen. Er bezeigte ſich aber nicht, als ein ſtrenger Geſetzgeber, ſondern als ein vernünftiger und liebreicher Freund. Seine freundlichen Erinnerungen wurden durch ſein untadelhaftes Beyſpiel unterſtützet. Sie hatten auch alle Wirkung, die eine oberherrliche Gewalt haben ſoll, die man aber von ihr vergeblich erwartet. Die Einwohner dieſes Landes wurden das, was ſie itzo ſind, nämlich geſittete, vernünftige und tugendhafte Leute.

Sie waren auch gegen den Urheber dieſer ihrer glücklichen Veränderung nicht undankbar. Sie trugen ihm mit einmüthiger Stimme die Herrſchaft über das ganze Land auf. Gottfried war nichts weniger, als eigennützig und herrſchſüchtig. Er wollte alſo dieſe Erhebung nicht annehmen. Er hielt ſich aber verbunden, ſeinen Mitbürgern mit Rath und einer guten Anordnung nicht zu entſtehen. Er verſprach ihnen demnach, daß er fortfahren wollte, wie er ſonſt zu thun gewohnt geweſen. Allein, ob er gleich den Namen eines Beherrſchers nicht führen wollte; ſo wurde er doch von allen Einwohnern davor erkannt. Sie bezeigten ihm eben die tiefe Ehrerbietung, die andre Völker ihren Prinzen erweiſen. Seine Erinnerungen waren ihnen eben ſo achtbar, als die geſchärfteſten Befehle der Fürſten ihren Unterthanen kaum ſeyn können: und nach ſeinem Tode haben ſie ſeinem Sohn Reitlieb eben dieſen Vorrang zugeſtanden.

Ich habe dem Engliſchen Zuſchauer meinen Beyfall nicht verſagen können, da er mit ſo vieler Gründlichkeit behauptet, daß den Bennamen des Großen niemand beſſer verdiene, als Peter der Erſte, Kaiſer von Rußland. Wahrhaftig! wenn wir erwägen, was vor Klugheit, Sorge und Arbeit darzu erfordert wird, aus rohen und wilden Einwohnern eines Landes vernünftige und geſittete Menſchen zu machen, und was für Vortheil der menſchlichen Geſellſchaft daraus zuwächſt; ſo iſt dieſer in der That große Monarch faſt allein dieſes Beywerts würdig. Ein großer Alexander aber iſt mit allen ſeinen denkwürdigen Siegen und Eroberungen, die dem menſchlichen Geſchlechte mehr Nachtheil, als Nutzen, bringen, ſehr klein gegen ihn. Aus eben dieſen Urſachen verdienet Gottfried der Große genennet zu werden. Ich wenigſtens gedenke niemals an ihn, als mit aller Neigung der Ehrerbietung und der Dankbarkeit, die ich ſeinen rühmlichen Thaten und Eigenſchaften ſchuldig zu ſeyn glaube: und ich geſtehe, daß er mir allemal der große Gottfried ſeyn wird.

Meinen Leſern wird noch erinnerlich ſeyn, daß dieſes Land nach Reinliebs Abſterben in eine völlige Democratie verwandelt worden. Dieſe Regierungsform beſtehet noch itzo: und kein Land kann ſich rühmen, daß es ſie ſo vollkommen beſitze, als Dichtkunſt. Man ſiehet in der Regierung des Landes auf kein Anſehen. Dieſes wird durch Klugheit und durch Tugend erworben: und mit denenſelben ſind dann die Mäßigkeit und Beſcheidenheit allemal vereiniget. Es geſchieht zwar, daß man demjenigen beyfällt, der ſeine Meynung über eine Sache zuerſt zu erkennen gegeben hat. Allein die Freundſchaft und die Parteylichkeit haben hieran keinen Antheil. Man tritt ihm nur deswegen bey, weil ſein Gutachten vernünftig iſt. Es dürften hier viele auf die Gedanken fallen, daß die Geſellſchaft, deren billiges Lob ich nicht habe verſchweigen können, in Betrachtung ihres Anſehens, auch an der Regierung des Staats den größten Theil haben werde. Es iſt aber nichts weniger, als dieſes. Die rechtſchaffnen Glieder, aus denen dieſe Geſellſchaft beſtehet, verlangen dieſes ſelbſt nicht. Die Liebe zu ihren Mitbürgern macht allen ihren Ehrgeiz aus. Sie ſuchen nicht ſowohl durch Vorſchriften, die den Schein eines Befehls haben, als durch ihr eignes untadelhaftiges Beyſpiel zu beſſern (*).

---

*) Seit der erſten Ausgabe meiner Dichterinſel ſind in der Landſchaft Dichtkunſt große innerliche Unruhen entſtanden. Ich erwarte davon von meinen Correſpondenten ausführliche Nachricht, und ich werde ſie in dem zweyten Bande dieſer Schriften beſonders mittheilen.

Dieſes Land iſt nicht allzu bevölkert. Ich will nicht unterſuchen, ob das Vorgeben einiger gegründet ſey, welche ſagen: die hieſige Luſt ſey Urſache, daß die Einwohner durch den ordentlichen Weg der Zeugung ſich nicht ſonderlich vermehren. Ich werde aber auch nicht der Meynung Beyfall geben, daß ein hieſiger Einwohner unter einem ſonderbar günſtigen Geſtirn gebohren werden müſſe: und daß ſeine Zeugung folglich nicht eher erfolgen könne, bis der Lauf der Geſtirne darnach beſchaffen ſey. Der Einfluß der Geſtirne in die menſchlichen Neigungen findet bey mir keinen Glauben. Ich laſſe es mir wahrhaftig nicht ausreden, daß ein Menſch zu allen Eigenſchaften fähig ſey, wenn er nur ſeine Vernunft richtig gebrauchen lernet.

Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die unglückliche Spaltung der Prinzeßinn Schwulſt dieſen Mangel verurſacht habe. Es ſind dem Lande eine Menge Einwohner entzogen worden: und ein ſolcher Abgang iſt nicht ſogleich wieder erſetzet. Das Land, ſo angenehm es iſt, ziehet doch nicht viel Fremde an ſich, daß ſie ſich hier häuslich niederließen. Es iſt wahr, man wird ſo leicht kein Land finden, worinn man die wahre Ruhe, und die erlaubten Ergötzlichkeiten des Lebens, beſſer genießen könnte, als in Dichtkunſt. Allein, es iſt ſehr bekannt, daß die meiſten Menſchen nichts weniger, als ein wahres Vergnügen in ihrem Leben ſuchen. Sie ſtreben nach Reichthümern, um ihre unordentliche Leidenſchaften vergnügen zu können. Da ſie nun dieſe Schätze, den Endzweck aller ihrer Bemühung, in Dichtkunſt nicht finden; ſo ſind auch gar wenige geneigt, ihre Lebenszeit allhier zuzubringen.

Dieſes Mangels an Einwohnern ungeachtet, iſt dieſe Landſchaft gegen die andern Staaten der Dichterinſel ſehr beträchtlich. Der Gott Witz aber und die Göttinn Wahrheit ſind es, die ſie den Nachbarn furchtbar machen. Der mächtige Arm dieſer beyden, den Spielwerk und Schwulſt zu ihrem Schaden erfahren haben, hat einen allzu ſtarken Eindruck bey ihnen gemacht, daß ſie nicht alle Gelegenheit vermeiden ſollten, mit Dichtkunſt in einen neuen Krieg verwickelt zu werden. Es iſt ſehr gewiß, daß ſie dieſes Land aufs äußerſte haſſen. Die Furcht aber thut bey ihnen das, was die Liebe wirken ſollte: nämlich, daß ſie ſich äußerlich alle Mühe geben, beſtändig in einem guten Vernehmen zu leben.

Die Kriegsmacht von Dichtkunſt iſt ſehr beträchtlich, ungeachtet ſie kein ſtarkes Kriegsheer auf den Beinen hat. Allein, was ihren Soldaten an der Menge abgehet, das erſetzet ihre Ordnung, ihre Fertigkeit und ihre Herzhaftigkeit. Es ſind eitel männliche Seelen, die dieſe Kriegsleute haben, wenn ich ſo reden darf; indem man heut zu Tage ohnedem nicht gewohnt iſt, das Vaterland durch Weibsperſonen zu vertheidigen. Ihr Anblick giebt uns das ſchon zu erkennen, was ſie ſind. Sie haben aber deswegen gar keine grauſame oder fürchterliche Miene. Alle ihre Blicke ſind erhaben und edel: und aus der Freymüthigkeit, mit der ſie jedermann unter die Augen gehen, ſiehet man, daß ſie Muth haben. Ihre Unerſchrockenheit wird aber niemals zur Grobheit, wie es in unſern Ländern oftmals geſchiehet; ſo wie ſich ihre Herzhaftigkeit niemals in Verwegenheit verwandelt.

Es iſt leicht zu erachten, daß dieſe unvergleichlichen Krieger eine anvertraute Feſtung heldenmäßig vertheidigen würden: wenn ſie auch an ſich ſelbſt ſo feſte nicht wäre. Da nun die Feſtungen dieſes Landes ohnedem in dem beſten Stande von der Welt ſind, ſo kann man ſie mit Recht vor unüberwindlich halten. Die Hauptſtadt verdienet allerdings, daß man ſie alſo nenne. Die Ordnung ihrer Feſtungswerke iſt wundernswürdig: und da ſie alſo angeleget ſind, daß allemal eines da[illegible]ndre beſchützen hilft; ſo iſt es nicht möglich, nur ein einziges zu erobern.

Vor allen andern aber verdienet die kleine Feſtung **Geſundergedanke**, daß man dieſe Hoffnung von ihr habe. Sie liegt eine halbe Stunde von der Stadt gegen Mitternacht. Diejenigen, ſo eine Kenntniß von der Kriegsbaukunſt beſitzen, werden auch die Streitigkeiten wiſſen, die über der ſogenannten unüberwindlichen Feſtung entſtanden ſind. Wenn deren Möglichkeit nicht gewiß wäre; ſo könnte man ſie mit der Feſtung **Geſundergedanke** beweiſen. Denn man hat in Erbauung derſelben mit den Grundſätzen des berühmten Ingenieurs, der die unüberwindliche Feſtung zuerſt behauptet hat, ſehr übereinſtimmend verfahren. Sie iſt nämlich von außen und innen befeſtiget. Wenn zwiſchen uns und der **Dichterinſel** nicht eine ſo große Kluft befeſtiget wäre; ſo wäre es wahrſcheinlich, daß die **Dichtkunſtianer** ihre Erfindung von der Anweiſung dieſes Mannes entlehnet hätten. Es iſt aber der geheime Rath **Vernunft**, der ſie zu Zeiten des großen **Gottfrieds** erbauet hat. Er hat in die Graben dieſer Feſtung das Waſſer aus dem

Fluſſe der **Natur** dergeſtalt zu leiten gewußt, daß es gar nicht möglich ſcheinet, wie ein Feind einen Sturm darauf unternehmen könne.

Edlerausdruck, eine Stadt und Feſtung, liegt 4 Meilen von der Hauptſtadt gegen Abend. Ich beſinne mich nicht, daß ich noch eine ſo reinliche und ſchöne Stadt geſehen hätte. Es iſt außer Streit, daß ſie die koſtbarſte unter allen Städten von **Dichtkunſt** ſey. Man nimmt hier viele Herrlichkeit und Reichthum wahr. Man darf ſich hierüber gar nicht wundern. Um dieſe Stadt iſt die ſchönſte Gegend von **Dichtkunſt**: und daher kommt es, daß die anſehnlichſten Einwohner des Landes allhier eigenthümliche Häuſer beſitzen. Man kann die Vorzüge eines **Dichtkunſtianers** nicht beſſer erkennen, als wenn er ſich in **Edlenausdruck** aufhält. Dieſe Zeit iſt zu ſeinem Vergnügen beſtimmt. Man verſpüret dannenhero allen Reichthum, den die Bequemlichkeit unſers Lebens erlaubt, ohne dabey in Verſchwendung zu verfallen, die gewiß allemal tadelnswürdig iſt. Ihre Handlungen ſind allemal weit über die Niederträchtigkeit und die Geringſchätzigkeit erhaben. Sie überſchreiten aber niemals die Natur ihrer Handlungen: und man wird nie finden, daß ſie prächtige Bilder in ihr heimlich Gemach aufſtellen.

Ordnung iſt ein artig Städtchen, 5 Meilen von der Hauptſtadt, gegen Mittag. Man wird ganz von Vergnügen eingenommen, wenn man ſich in dieſem Städtchen befindet. Alle Häuſer ſind einander an Höhe und Breite vollkommen gleich: und alle Straßen ſind in einer geraden Linie erbauet. Es hat 4 Thore, und auch ſo viel Hauptſtraſſen. Der Markt liegt in der Mitten. Wenn man ſich alſo im Mittel deſſelben befindet; ſo kann man alle 4 Thore auf einer Stelle ins Geſicht bekommen.

Als ich von Beſichtigung dieſes Städtchens nach der Hauptſtadt zurück eilte; ſo erſchien mir unterwegens das oben erwähnte liebreiche Frauenzimmer, die mir zu der Reiſe in dieſe Inſel ſo hülfreiche Hand geleiſtet hatte. Es war an dem Ufer der See, indem die allgemeine Landſtraſſe daſelbſt vorbey gieng. Sie ſagte, daß ich nunmehro alles zur Gnüge in Augenſchein genommen hätte: und daß es nunmehro Zeit ſey, dieſe Inſel zu verlaſſen. Ich wollte ihr ſchon einfallen, und bitten, daß es mir erlaubt ſeyn möchte, meine Tage unter den glücklichen Einwohnern dieſes Landes zuzubringen, als ſie fortfuhr, daß es die Geſetze des Landes nicht verſtatteten, daß ich noch zur Zeit das Bürgerrecht allhier erlangen könnte. Ich wäre nun zur Genüge unterrichtet, wie ein hieſiger Einwohner beſchaffen ſeyn müßte: ich ſollte mich demnach bemühen, ihnen gleich zu werden. Sobald als ich die erforderlichen Eigenſchaften hätte; ſo ſollte ich, ohne weiteres Anſuchen, in dieſes angenehme Land überbracht werden. Damit ich mich aber unterdeſſen in dem ruhigen Zeitvertreibe der hieſigen Einwohner üben könnte; ſo beſchenkte ſie mich mit einer Flöte, ſo wie ich ſie in dieſem Lande wahrgenommen hatte.

Sie winkte zugleich einem Schiffer, der mit ſeinem Kahne an dem Ufer der See hinfuhr, daß er anlanden ſollte: und befahl mir einzuſteigen. Ich gehorſamete.

Sie verſchwand: und mein Schiffer fuhr in den Wellen ſo behende mit mir fort, daß ich faſt in einem Augenblicke an einem andern Ufer der See ausgeſetzet wurde. Kahn, Schiffer und See entzogen ſich auf einmal aus meinen Augen: und ich weis dieſe Stunde noch nicht, wie es möglich ſeyn konnte, daß ich mich vor der Hinterthüre meines Gartens befand, die aufs Feld gehet.

Ich gieng in mein Haus, und fragte meine Kochinn um verſchiedne Umſtände meines Hausweſens. Sie war ſehr erfreut, daß ſie mich reden hörte. Sie ſagte, daß dieſes die erſten Worte wären, die ſie ſeit 10 Wochen von mir hörte. Man iſt es in meinem Hauſe ſchon gewohnt, daß ich ſehr wenig rede; mithin fragte ſie nicht weiter nach der Urſache meines Stillſchweigens. Ich war hingegen ſehr zufrieden, daß ich mich der Antwort entziehen konnte, weil ich ſelbſt nicht wußte, ob die wunderliche Art meiner Reiſe mit einer wirklichen Abweſenheit beſtehen konnte.

Unterdeſſen war ich doch durch meine Flöte ſehr überzeugt, daß es kein Blendwerk geweſen ſey, was ich geſehen hatte. Dieſes Inſtrument war mir ſo lieb, daß ich es nicht vor viele Schätze hingegeben hätte. Es iſt mir auch itzo noch eben ſo theuer, ob es ſchon bis heute mein täglicher Zeitvertreib geweſen iſt. Ich habe mich aber ſehr wohl in Acht genommen, daß es meine Nachbarn nicht hören möchten. Denn ich habe immer befürchtet, meine Unerfahrenheit würde mir ein Gelächter zuziehen. Nachdem mir aber meine Köchinn geſchworen hat, daß ſie keinen Leyermann wüßte, der ſo ſchön ſpielen könnte, als ich auf meiner Flöte: ſie kennet aber gar viele, weil ſie gern tanzet; ſo habe ich mir vorgenommen, des nächſten Abends einmal zum Fenſter heraus zu blaſen. Werden meine Nachbarn an meiner Muſik einen Gefallen haben; ſo werde ich mich erfreuen, daß ich etwas zu ihrem Vergnügen beygetragen habe. Wo nicht; ſo werde ich mich damit tröſten, daß ich es wenigſtens habe thun wollen.

Vierte Abtheilung.

Proſaiſche Oden,
Fabeln
und
Erzählungen.

I.

Der Krieg.

Eine Proſaiſche Ode.

Warum ſeufzet die Erde und warum klagen die Länder? Warum zittern die Völker? und warum iſt die Traurigkeit in denen Geſichtern der Menſchen abgebildet? Ich höre die Väter ſeufzen; und ich ſehe von den Wangen der Mütter geſalzene Thränenfluthen herab flieſſen. Dort ſtehen eine Menge Wittwen voller Verzweiflung, und wüten aus raſenden Schmerz, gegen ihre zerſtreuten Haare. Was iſt hier nicht vor ein klägliches Getümmel? Die Säuglinge weinen an der Bruſt ihrer Mutter, und die Unmündigen, voller Thränen und Wehmuth, rufen ohne Aufhören: Ach mein Vater! mein Vater! was bedeutet das Flüchten auf Erden? Ich ſehe, daß die Einwohner der Länder ihre Wohnungen verlaſſen. Sie eilen, die Furcht mit ihren ſchwarzen Flügeln treibet ſie fort. Bald wird ihrer Bruſt der Athem gebrechen. Was iſt es, das dieſen Jammer auf Erden erwecket? Alles Antwortet und ruft: der Krieg, der grauſame Krieg verzehret die Menſchen und zertritt mit ſeinen erſchrecklichen Füſſen die Länder.

Unſeliges Geſchöpfe! Menſch! wo iſt dein Vorzug, den du von der Hand der ewigen Vorſehung vor unzähligen andern Kreaturen empfangen haſt? Biſt du das edelſte, oder biſt du das elendeſte aller Weſen, die der unbegreifliche Schöpfer auf dieſe Kugel ſetzte, als er ſie durch den Wink ſeiner Allmacht, in dem unendlichen Weltgebäude ſchwimmend fortwälzte. Benimm mir dieſen Zweifel, o Menſch! Die Reihen weiſer Schlüſſe, die auf deinem Munde ſchweben, machen dich ſehr vorzüglich. Allein deine Begierden und deine Handlungen ſetzen dich weit unter die verächtlichſten Würmer. Wo iſt ein Wolf, der ſeine raubbegierigen Zähne in die Bruſt der Wölfe ſetzet: und brüllet wohl der Löwe in dem heißen Sande der Mohren nach dem Fleiſche andrer Löwen? Du ſchweigeſt. Vielleicht hat dich der dunkele Zweifel ſelbſt hingeriſſen. Vielleicht bedecket dich die Schwärze ſeiner Schatten, daß du dich ſelbſt nicht erkenneſt.

Allerweiſeſte Verſehung! Grund aller Dinge! Was hat dein unbegreiflicher Wink gewollt, daß der Menſch ſeyn ſoll? Haſt du ihn in der That der Vorzüge wegen, womit ihn deine unendliche Gütigkeit überſchüttete, zum Beherrſcher dieſer Weltkugel verordnet, oder haſt du ihn nur deshalb erhoben, daß ſeine Nichtswürdigkeit deſto eher in die Augen fallen ſoll? Hat der Menſch in der That Vernunft, oder iſt es etwan vernünftig, daß er ſeine blanken Mordſchwerder in der Bruſt ſeines Bruders umwendet? Iſt es klug, daß er die Erde mit dem Blute ſeines Nächſten färbet? Nein! die Vernunft verdammet dieſes Verfahren. Sie erzittert; und ziehet die erſtaunenden Blicke von dieſen blutigen Zeugniſſen der Nattern zurück. Lehre mich! Allerhöchſte Weisheit! woher entſtehet der Krieg, der vor vernünftige Geſchöpfe ſo unwürdig iſt? Ich will vor denen Menſchen davon ſingen.

Die Herrſchſucht ſiehet begierig nach den Gränzen ihrer Nachbarn. Sie hungert nach Ländern, aber nur aus Wolluſt. Die Bosheit vermiſcht ſich mit ihr. Nun gehet ſie mit Eroberungen ſchwanger. Sie ſinnet auf Windeln und Kleidung vor das Ungeheuer, das ſie unter ihrem Herzen träget. Wie leicht laſſen ſich nicht die vielfarbigten Rechte bewegen, Bedeckungen vor daſſelbe zu verfertigen. Die Herrſchſucht dinget unterdeſſen Menſchen, daß ſie ihrer verfluchten Brut dienen ſollen, oder deutlicher, ſie zwinget Menſchen, daß ſie Menſchen umbringen müſſen. Man unterrichtet ſie in der Kunſt, Unglück auf Erden anzurichten: und verſiehet ſie mit allen Mitteln, die Länder zu verwüſten und die Einwohner unſers Erdkörpers auszurotten. Endlich gebieret die Herrſchſucht. Ihr abſcheuliches Kind heißet der Krieg.

Erzittert ihr Völker! der Krieg kommt. Seine Heere rauſchen wie wilde Fluthen daher: und ihre Fußtapfen verderben das Land, das ſie betreten. Sehet! die Felder ſind mit Soldaten bedecket. Ihr Getümmel und das Wiehern der muthigen Roſſe erfüllet die Luft mit einem fürchterlichen Getöſe. Das Licht der Welt, die Sonne, ſcheuet ſich gleichſam, die blanken Werkzeuge des Mordens anzuſehen. Ihre Stralen lenken ſich von ihnen ab, und prallen mit einem fürchterlichen Glanz in eure Augen. Unglückliche Einwohner! Sie ſind vorhanden, die euer Brod verzehren, und das Mark eures Landes ausſaugen wollen. Sie ſind da, die euch peinigen werden. Rüſtet euch mit Geduld, oder fliehet!

Der

Der Zug gehet fort. Die Saat verſchwindet unter den Füßen der Krieger, und die ſtolzen Roſſe zertreten die Hoffnung des Ackermanns, die fruchtbaren Aehren. Ihre gefräßigen Mäuler verzehren die bunten Wieſen. Mitten im Sommer ſcheinet es, als wenn das kahle Kleid des Winters das Land überzogen hätte. Wo das Auge hinblickt; ſo entdecket es Verwüſtung und Jammer. Dort ſteiget ein dicker Rauch mit ſeinen geſchlängelten Zügen in die Wolken. Die krummen Flammen brauſen. Sie walzen ſich wie entſetzliche Berge fort; und die Gebäude ſinken mit fürchterlichen Krachen zu Boden. Hier wütet ein Haufen von dem Heere abgeſchlichener Krieger. Ihre begierigen Hände füllen ſich mit dem Vermögen des Landmannes vor ſeinen Augen. Vergeblich erhebet er die erſchrocknen Arme gen Himmel. Vergeblich ruft er: Ach Elend! ach Jammer! ach Gott!

Wehe dir Stadt! die du dich hinter deine hochmüthigen Wälle verbirgeſt, und nur mit deinen glänzenden Thürmen prangeſt. Der Zug iſt auf dich gerichtet; und dieſes erſchreckliche Heer hat ſich zu deinem Verderben gerüſtet. Siehe! die fürchterlichen Schaaren ſind dir ſchon im Geſichte; und in einem Augenblick werden ſie eine leinene Stadt, die Wohnung deines Untergangs, vor deinen Augen erbauen. Itzt durchwület der ſtarke Krieger die Erde, um die Mittel deiner Vertheidigung fruchtlos zu machen. Siehe die hohlen Erze, die gräßlichen Zerſtörer deiner Wälle ſind nun aufgeführet. Itzt wird ihre reißende Gewalt losbrechen. Wer wird ihr widerſtehen?

Der Blitz des verderblichen Pulvers erſcheinet, der donnernde Knall zertheilet die Lüfte, und dringet in die betaubten Ohren. Ein Blitz jaget den andern; und ein Schlag läſſet dem andern kaum Zeit, ſeinen entſetzlichen Schall auszubreiten. Der Erdboden erſchüttert. Die Berge ertönen. Die Menſchen zittern; und alle Augenblicke beweget ein neues Schrecken das zagende Herz. Himmel und Erden ſcheinen in ihren erſten Klumpen zu ſchmelzen. Hier ſtürzet die Gewalt der Kugeln einen prächtigen Thurm herab, deſſen hoffärtige Spitze ſich in die Wolken zu erheben ſchien; und dort zeiget ſich die verſteckte Macht der Bomben auf einmal mit ſolcher Wut, daß die herrlichſten Paläſte in ihren Schutt begraben werden, die hoffärtigen Wälle bekommen Oeffnungen; und zuſammen gehäufte Erde, welche die Stadt ſchützete, wird in der Luft umher getrieben.

Die Grauſamkeit des Krieges führet ein neues Trauerſpiel auf. Sie zwinget ihre Knechte, die ſteilen Wälle hinan zu klettern. Sie ſtürmen, und die getödteten Leichen ihrer Spiesgeſellen, mehr als die zuſammengebundenen Reiſer, füllen die tiefen Gräben. Dieſer gräßliche Weg dienet den Nachfolgenden, daß ſie ihren Tod auf einer nähern Stelle empfangen können. Das erhitzte Geſchrey der Stürmenden, das Heulen der Verwundeten, das Winſeln der Sterbenden, und das Wehklagen der belagerten Einwohner, die alle Augenblicke ein Raub der Feinde zu werden befürchten, vermiſchen ſich mit dem erſchrecklichen Krachen des donnernden Geſchützes: und dieſe grauſamen Töne ſind vermögend, den Beherzteſten, oder vielmehr den Grauſameſten unter den Kriegern, den verwegenen Muth nieder zu ſchlagen. Endlich erſchallet der ſchwirrende Ton der Trompeten, und die Stürmer ziehen ſich zurück.

Warum laſſet ihr ab? ihr Grauſamen! ſcheinet euch etwan das Menſchenblut zu koſtbar, als daß ihr die durſtige Erde damit tränket? Iſt euch etwan die Menſchenbruſt zu werth, als daß ihr ſie mit heiſſen Bley zerreißet? Nein! dieſes wäre zu viel Menſchlichkeit vor mich, ihr Menſchen! ihr begehret nur Athem zu holen, damit ihr hernach mit deſtomehr Mordbegierde ſchnauben könnet. Was wimmelt dort auf denen Bergen, und was blitzt dort vor ein Schimmer blanker Waffen in euren Augen? Sie ſind vorhanden, die Rächer. Sie kommen, die Feinde, ihrer beängſtigten Stadt Luft zu ſchaffen, und eure raſende Hitze in eurem eignen Blute abzukühlen. Trauriges Schauſpiel! um Menſchen zu beſchützen, muß man Menſchen aufopfern.

Das Mordgefechte nimmt ſeinen Anfang. Die Zerſtörung des menſchlichen Geſchlechts, die grauſamen Kanonen, ſpielen gegen einander. Hier machen ſie Lücken durch die Ordnung der ſtreitenden Krieger: und dort ſinken ganze Rotten durch ihre mörderiſche Gewalt zu Boden. Die erhitzten Schaaren rücken an einander: und die erhobenen Füſſe der wilden Roſſe brechen in die geſchloſſenen Glieder. Der ſcharfe Stahl ihrer Reuter hält hier eine blutige Erndte. Ganze Bäche von Blut rieſeln in dieſer traurigen Gegend: und die Leiber der Erſchlagenen bedecken die unglücklichen Felder. Die zerſtreuten Schaaren weichen. Sie ſetzen ſich wieder: und ſie verfolgen nun ihre Verfolger. Endlich wird die Unordnung allgemein, dieſe gebieret das Flüchten. Muth, Vorſatz, Wahlſtatt, Schlacht und Unternehmungen ſind vor den einen Theil verlohren. Nicht aber die Hoffnung. So bald die Lücken des geſchlagenen Heeres ausgebeſſert ſind; ſo ſinnet man auf ein neues Mordſpiel, das den Nachtheil des vorigen ausrotten ſoll.

Könige! die ihr über den Erdboden herrſchet, und mit eurem Wink die Völker lenket! Warum unterwarf euch die ewige Vorſehung Menſchen; und warum gab ſie ihr Blut in eure Hand? Vielleicht, daß ſie Schlachtopfer eurer Herrſchſucht werden ſollten? Vielleicht, daß ihr das Menſchenblut wie Waſſer auf Erden ausgießen dürfet? Nein! der ſchimmernde Zepter, mit dem eure Hand pranget, hat einen würdigen Endzweck. Der kühle Schatten eurer Krone ſoll die Völker erquicken; und eure Länder ſollen Wohnungen der Ruhe und der Glückſeligkeit ſeyn. Wer iſt ſo ein grauſamer Vater, der ſeine Kinder ſchlachtet, um ſich dadurch andre Kinder zu erwerben? Väter die ihr ſeyd! ſehet die Länder, eure Kinder heben die erſchrocknen Hände zu euch empor. Was erwarten ſie von euch? Liebe.

II.

Die Erlöſung
des menſchlichen Geſchlechts
in einer
Proſaiſchen Ode.

Die Erde ſeufzet; und die Laſt der Sünden, die ſie drücket, beginnet vor ihre Kräfte zu ſchwer zu werden. Sie heulet über die ſcheußliche Geſtalt, womit ſie die Schwärze der Miſſethaten überziehet; und ihre Schlünde ächzen, daß ſie den ſtinkenden Schaum der Laſter in ſich ſchlucken müſſen. Unſelige Geſchöpfe! Menſchen! was vor eine unglückſelige Verwandlung hat euch ſo abſcheulich gemacht? Wie? ſeyd ihr diejenigen, welche die Hand des allervollkommenſten Schöpfers nach einem unverbeſſerlichen Muſter bildete? Betrachtet euch doch, ihr Ungeheuer! Sehet! die Bosheit mit ihrem ſchwarzen Gifte erfüllet eure Adern: und ihre ekelhaftigen Flecken verſtellen eure Geſichte. Die Thorheit ſitzet auf eurer Stirne und verunreiniget mit ihrem gelben Eiter alle eure Handlungen.

Unglückſelige! wie ſitzt ihr ſo ruhig in eurem Elende? Vertreibet doch die abſcheulichen Flecken, die euch verſtellen; und reiniget euch von dem Unflath, der euch beſudelt. Habet ihr denn keine Aerzte, die euch heilen; und haben die aufgethürmten Wellen des unergründlichen Meeres nicht Waſſer genug, euch zu waſchen? Was hindert euch denn, daß ihr euer erſtes Bildniß nicht in voller Schönheit wieder herſtellet? Sehet doch die Banden der Sünden, die euch gefangen halten; und die Schlingen der Laſter, worinnen ihr euch verwickelt befindet! verſuchet euch doch loszureiſſen! Warum laſſet ihr itzt die verwegnen Hände ſinken, die ſich ſo ſtark bezeigen, wenn ſie mit Bosheit erfüllet ſind? Unſelige Kräfte der Menſchen! warum arbeitet ihr itzt nicht? Helfet doch. Wie? oder tauget vielleicht eure Hülfe hier nicht?

Freylich, ihr Elenden! eure matten Hände ſind zu wenig, dieſe unglücklichen Bande zu zerbrechen: und alle eure Weisheit befindet ſich hier in dem dickſten Nebel der Unwiſſenheit, wenn ſie euch hier aus der verderblichen Schlinge heraus ziehen ſoll. Heulet, ihr unglücklichen Geſchöpfe, und erzittert, ihr Völker auf Erden! ach ihr ſeyd verlohren! Sehet, die Hölle hat ihren erſchrecklichen Rachen aufgethan. Itzt wird ſie euch verſchlingen. Fliehet, fliehet, unſelige Menſchen! Sehet, der Würger verfolget euch! Der kalte Tod mit ſeinen grauſamen Armen wird euch ergreifen. Doch, wo wollet ihr hinfliehen? ihr Elenden! Dieſe unglückſeligen Schlingen, die euch umgeben, befinden ſich bereits in den mordbegierigen Händen eures Feindes. Itzt wird er euch in den fürchterlichen Schlund ſeines Bundesgenoſſen, der Hölle, hinabreiſſen. Wo ſucht ihr denjenigen auf Erden, der euch erretten kann? Ach vergeblich! Ach ihr ſeyd verlohren! auf ewig verlohren, ach!

Der unendliche Blick der ewigen Vorſehung überſiehet alles. Sie ſah auf den Erdkraiß; und die Erbarmung vermiſchte ſich mit ihren Blicken. Die elende Geſtalt der Menſchen beweget ihr Herz; und ihr ewiges Verderben rühretе die unausſprechliche Gütigkeit eines Schöpfers, welcher über das Unglück ſeiner Geſchöpfe allemal gerühret wird. Hoffet noch, verlohrne Menſchen! euer bejammernswürdiger Zuſtand erreget kein ohnmächtiges Mitleiden. Er erwecket die Erbarmung desjenigen, welcher der allermächtigſte iſt, euch zu helfen: und die Hülfe, die ihr auf Erden vergeblich ſucht, werdet ihr vielleicht in der unermäßlichen Macht des Himmels antreffen. Ja! ja! noch könnet ihr hoffen, ihr Sklaven des Todes und der Höllen! eure Errettung iſt nahe. Nur die allerhöchſte Gerechtigkeit eines Schöpfers widerſpricht noch ſeiner unendlichen Erbarmung. Dennoch wird ſie ſiegen. Ja! ſie ſieget. Eure Erlöſung iſt nun beſchloſſen.

Unendliche Gütigkeit! unausſprechliche Barmherzigkeit! was vor Armen der zärtlichſten Liebe breiteſt du aus gegen deine unwürdigen Geſchöpfe! Ungeheuern, welche die vortreffliche Geſtalt mit trotzigen Händen abriſſen, die du ihnen gegeben hatteſt, nachdem ſie abſcheulich geworden ſind, willſt du ihre erſte Schönheit wieder mittheilen. Ungehorſame, welche der Herrſchaft deiner unermäßlichen Gütigkeit mit verwegenen Füßen entflohen, nachdem ſie ſich in den Feſſeln der Höllen und des Todes befinden, willſt du wieder frey machen. Iſt es etwan leicht dieſe Scheuſale zu heilen, und die Ketten dieſer Aufrührer zu zerbrechen? Nein, die koſtbaren Hülfsmittel, und die Kräfte aller erſchaffenen Weſen ſind hier zu wenig. Du ſelbſt, Kraft aller Kräfte, mußt dich hierzu anwenden. Du ſelbſt, unausſprechlicher Theil der ewigen und untheilbaren Gottheit, mußt dich hierzu aufopfern. Unausdrückliche Erbarmung! Wer kann dich beſchreiben! Wer kann von dir würdig ſingen.

Der Erlöſer kommt. Die Hölle bebet; und die abgefallenen Geiſter, die grauſamen Kerkermeiſter des menſchlichen Geſchlechts ſehen ihm mit beſtürzten Augen entgegen. Der Tod erſchrickt: und ſeine kalten Knochen erzittern, daß ſie ihre erſchreckliche Kraft einbüßen ſollen. Dargegen beweget die Freude den Erdkraiß; und die Hoffnung, daß die beſchwerliche Laſt der Sünden von ihm abfallen wird, erneuert ſchon ſeine geſchwächten Kräfte. Die ſeufzenden Geſchöpfe frohlocken, und erheben die gefeſſelten Hände mit freudiger Bewegung gen Himmel. Die Munterkeit erfüllet ihre vorhin niedergeſchlagenen Augen; und der Troſt erleichtert ihre mit Traurigkeit und Angſt beſchwerten Herzen: die Sterne hüpfen in den blauen Lüften, und die Freude führet ſie auf ungewohnte Wege. Kurz! die ganze Natur nimmt Theil an dem Glück der Menſchen; und alles empfindet die freudigſten Regungen über die Erbarmung des allergütigſten Schöpfers.

Was vor ein neues Schrecken erfüllet die Welt? Warum bewegeſt du dich, Erde? Warum zittert dein Eingeweide, und warum öffnen ſich die fürchterlichen Schlünde? Was iſt das vor eine dicke Finſterniß, welche den Erdkraiß bedecket? ſollten denn die ſchwarzen Schatten der Nacht über den Tag ſiegen, ehe ihm die Natur befohlen hat, die Welt zu verlaſſen? Warum verbirgeſt du deine glänzende Stralen, o Sonne! oder was vor eine Macht kann dich abhalten, dein durchdringendes Licht auszubreiten? was beweget dich, herrliche Natur! daß du deine mächtige Hand gegen dich ſelbſt kehreſt? Siehe! die Menſchen erzittern vor deiner außerordentlichen Wirkung. Das Schrecken betäubet die Völker: und ihre furchtſamen Hände ſinken vor deinen Drohungen. Selbſt die Weiſen unter den Menſchen falten die zitternden Hände, und die Erſtaunung bemächtiget ſich ihrer geſetzten Herzen.

Unerhörtes Schauſpiel! der Erlöſer ſtirbt. Den ewigen Gott ſelbſt erblicken wir an dem Holze des Kreuzes; und ſeine allerheiligſten Gebeine werden mit ſpitzigen Eiſen durchlöchert. Verruchte Böſewichter dürſten nach dem Blute des Allerheiligſten; und Menſchen unterſtehen ſich, den allerhöchſten Gott zu verurtheilen. Der Ueberwinder des Todes und der Zerſtörer der Hölle wird ſelbſt von dem Tode hingeriſſen. Izt bläſt er den allerreinſten Odem aus, der mit den giftigen Dünſten der Sünden niemals beflecket wurde. Dies ſehen deine Blicke, mächtige Natur! dies erreget dein Entſetzen, du erſchrickſt über dies traurige Schauſpiel; nur daher entſtehen deine Unordnungen, worüber die Herzen der Menſchen mit Angſt und Beſtürzung erfüllet werden. Aber wird es genug ſeyn, erſchrockene Menſchen, daß eure Herzen für der Bewegung der Natur erbeben?

Nein! die Natur erzittert. Sie erzittert aber nicht ohne Urſache. Erhebet doch die beſtürzten Augen, betrübte Völker! und betrachtet den traurigen Anblick, worüber die Natur erſchrickt. Richtet die furchtſamen Blicke nach Golgatha: und ſehet den ewigen Gott mit Blut und Wunden bedeckt. Wie? oder gehet euch dieſes unerhörte Trauerſpiel nichts an? Allerdings! und wen mehr? Ihr, ihr ſeyd es, welche die Wunden geſchlagen haben, woraus ſein unſchuldiges Blut rieſelt; und eure Sünden haben die Dörner und Nägel geſpitzt, welche ſeine allerheiligſten Glieder zerreißen. Trauret! trauret ihr Menſchen! ruft den Schmerz, daß er eure Bruſt ſchlage, und winket der Wehmuth, daß ſie eure Herzen zerſchmelze! hier können ſie euch nicht zu viel ängſtigen, und ganze Fluten geſalzener Thränen können das Opfer nicht genug beweinen, das eure Miſſethaten verurſachen. Unſchätzbares unglaubliches Opfer! Gott ſelbſt muß ſterben.

Allein, jauchze nur nicht, o Hölle! dieſer Tod wird dich ſelbſt tödten; und dieſes unſchuldige Blut, welches du mit Freuden fließen ſieheſt, wird den Schlamm der Sünden und der Laſter abwaſchen, womit du die Menſchen beſudelt haſt. Frohlocke nur nicht, o Tod! dieſer Tod wird dir ein Tod ſeyn, und alle deine fürchterliche Kraft mit ins Grab legen. Sehet! die grauſamen Feſſeln zerſpringen ſchon, worinnen ihr das menſchliche Geſchlechte gefangen hieltet, und die unſeligen Schlingen ſind aufgelöſet, womit ihr die Menſchen berücktet. Dort ſinken deine ſtarken Pforten, o Hölle! und deine fürchterlichen Mauren ſtürzen darnieder. Siehe! die Gefangenen deines Vorhofes, die gläubigen Väter, ſchütteln ſchon die unglücklichen Ketten ab, die ſie feſſelten, und ihre Stimmen erheben ſich ſchon ihren Erretter mit einem durchdringenden Freudengeſchrey zu empfangen.

Menſchen! die ihr durch ein ſo theures Opfer erlöſet ſeyd, und deren Bande der Knechtſchaft durch ſo heilige Hände zerbrochen ſind, was vor Triebe wird dieſes große Werk eurer Erlöſung in euren Herzen rege machen? Wird es genug ſeyn, wenn ihr die Regungen einer freudigen Dankbegierde fühlet, und werdet ihr alle eure Pflichten erfüllen, wenn ihr das Gedächtniß dieſes großen Tages heilig haltet? Nein! ihr müſſet noch ein heiliges Feuer der Andacht in euren Seelen anfachen. Nahet euch mit heiliger Innbrunſt dem Altar der Gottſeligkeit, und opfert euch ſelbſt und eure Herzen demjenigen, dem ihr durch dieſe Erlöſung zu eigen gehöret. Verabſcheuet den Koth der Sünde, woraus euch euer Heyland gezogen hat, und fliehet die Schlingen der Laſter, wovon er euch frey gemacht hat. Bewahret das Siegel eurer Erlöſung unbeflecket, damit ihr dereinſt vor dem Throne des Lammes in weißen Kleidern der Unſchuld und der Heiligkeit glänzet.

III.

Das Pferd und der Hund.

Eine Fabel.

Nadi, die Einſamkeit und Haus und Mann verbannt,
Die täglich zweymal ſpricht: Iſt nun ſchon angeſpannt?
Und ſtets Beſuche giebt, ſetzt ſich einſt in den Wagen,
Der Kutſcher ſchickt ſich ſchon, nun raſſelnd fortzujagen.
Mops, den ein Halsband ziert, den Nadi nie vergaß,
Der ſie ſelbſt nie verließ, der ihr zur Seiten ſaß,
Bedachte damals recht den Gipfel ſeiner Ehren,
Aus Stolz, der ihn erfüllt, kann man ihn ſchnarchen hören.
So vernehm hat ſich nie ein Handwerksmann geſtellt,
Der heute Rathmann wird, als ihr Mops ſich hält.
Nadi befiehlt noch viel. Der Fuß der ſtolzen Pferde,
Aus Ungeduld erhitzt, zermalmet Stein und Erde.
Kaum hält des Kutſchers Fauſt des Hengſtes Ehrſucht auf;
Stolz hebt er ſich empor, ſtolz wünſcht er nur den Lauf.
Mops wird es kaum gewahr, als er ſich ſchnell entrüſtet:
Denn Mops verdammt den Stolz, weil er ſich ſelbſt hoch brüſtet.
Er fährt vor Eifer auf, der Hengſt erhebt ſich doch;
Schon zehnmal bellt er laut und zehnmal bellt er noch.

Durch Nadi Hand und Wort, die ſonſt ſehr viel vermögen,
So zärtlich ſie ihn ſtreicht, will ſich der Zorn kaum legen.
Aus Aerger knurrt er noch. Man weis nicht, was er ſprach,
Als ſein entbrannter Zorn in volles Bellen brach.
Vermuthlich ſchimpft er ſtark des Hengſtes Stolz zu ſchwächen;
Nun, da er langſam murrt, hört man ihn deutlich ſprechen:
Du Armer! biſt noch ſtolz, da dich dein Joch verſtellt,
Da dich des Kutſchers Fauſt in ſtrenger Zucht erhält,
Du, den der Stall und Koth und Stank faſt wie begraben,
Du, den zerſchnittnes Stroh und Heu und Hafer laben,
Du, der voll Staub und Schaum die harte Bahne bricht,
Du arm und niedres Thier! der Stolz gebühret dir nicht.
Mir kommt der Hochmuth zu, mir, dem die Hohen ſchmeicheln,
Den Nadi Gunſt erhebt, den ihre Hände ſtreicheln.
Ihr Schooß iſt nur vor mich und ich bin nur vor ſie;
Ich eſſe, was ſie ißt, ihr Zorn betrifft mich nie.
Wie? wenn ich itzt auf dich, daß ſich dein Hochmuth lege,
Der Nadi ſchweren Zorn und Hanſens Schlag errege.
Der ſtolze Hengſt wird nicht, als Mops ihn ſchimpft, geſtört;
Kaum, daß er ſich einmal verächtlich nach ihm kehrt.
Er ſchlägt und ſchnarrt und ſpringt. Doch da nun Mops in Gründen,
Den Vorzug, den er ſucht und ſeine Schmach zu finden,

Voll Eifer ſich bemüht; ſo brauſt er ſtark und ſpricht:
Die Ehre, die du rühmſt, giebt dir den Vorzug nicht.
Was du verächtlich hältſt, ſind meines Weſens Pflichten;
Man füttert mich davor; ſo muß ich ſie verrichten.
Die Niederträchtigkeit klebt nicht am niedern Stand.
Der Stoff zur Ehre liegt in einer jeden Hand;
Und es ſteht nur bey ihm, ſie aus ſich ſelbſt zu zeigen.
Elender! der du prahlſt, o wärſt du klug, zu ſchweigen!
Man liebt dich nur, weil du genug niederträchtig biſt;
Weil du dich bückſt und ſchmiegſt und Rock und Füße küßt;
Und weil du ſklaviſch kriechſt und aller Speichel leckeſt.
Die Poſſen, die du machſt, die Luſt, die du erweckeſt,
Und Schneller ohne Zahl, die deine Naſ' erduld,
Sieh! das iſt dein Verdienſt, der Grund von Nadi Huld.
Von Staub und Schaum bedeckt, will ich mich achtbar ſchätzen,
Als Vorzug Ehr und Stolz auf ſolche Gründe ſetzen.

Wie edel denkt das Pferd! Ein eitler Vorzug hinkt,
Wenn Grund und Weg dazu nach Schimpf und Schande ſtinkt.
O wunderbarer Trieb! der nach der Ehre trachtet,
Und, einſt geehrt zu ſeyn, die Ehre ſelbſt verachtet.

IV.

Der Ehefeind.

Eine Erzählung.

Therſites war der Sohn eines reichen Pachters, der ſich durch ſeine gute Wirthſchaft in dem ganzen Lande ſehr berühmt gemacht hatte. Ungeachtet dieſer guten Wirthſchaft fehlete es dem Herrn Vater nicht an Hochmuthe. Dieſe Leidenſchaft war vielmehr ein Antrieb zu der Begierde, die er hatte, Reichthum zu ſammlen. Denn er ſtellete ſich immer vor, wie vornehm er alsdenn thun wollte, wenn er die Herren Verpachter durch Geldvorſchuß endlich aus ihren Gütern herausgetrieben haben würde. Es gelung ihm auch bey einigen, die mit einer unaufhörlichen Geldaufnahme zugleich das Recht auf ihre Güter aufnahmen, daß ſie ſich endlich, bey einer vorfallenden Noth, mit einer kleinen Summe vollends austreiben laſſen mußten; und der Vater unſers Therſites wurde aus einem Pachter der Eigenthumsherr zweener Rittergüter.

Dieſer vornehme Mann ſetzte ſich vor, ſeinen Sohn ſtudiren zu laſſen. Man irret ſich, wenn man glaubt, daß er aus einer Hochachtung vor die Gelehrſamkeit dieſen Entſchluß gefaſſet habe. Nichts war ſo verächtlich in ſeinen Augen, als eben ein Gelehrter. Allein, er hatte den Endzweck, aus ſeinem Sohne zum allerwenigſten einen Hofrichter zu machen: und er bildete ſich ein, daß ſich dieſes ohne Studiren nicht thun ließe. Vielleicht, daß ihm dieſe Ehrenſtelle allein beträchtlich geſchienen hatte, weil er bey ſeinen häufigen Proceſſen erfahren hatte, was vor ein geringes Licht er vor dem hohen Richterſtuhle des Landes war.

Die Regeln einer guten Wirthſchaft hatte Therſites eben nicht allzuwohl gefaſſet, ungeachtet ſie ihm der Herr Vater ſo oft vorgeprediget hatte. Deſto leichter aber hatte er die Anweiſung zum Hochmuthe begriffen; und er hatte ſich in ſeinem ſechszehenden Jahre feſt vorgeſetzet, die Hofrichterſtelle, die ihm ſein Vater zugedacht hatte, nur als einen kleinen Anfang anzunehmen. Alle Menſchen waren geringſchätzig in ſeinen Augen; und er konnte gar bald eben ſo gut prahlen, als der älteſte Pachter des ganzen Landes. Da er unter vielen Schweſtern der einzige Sohn war; ſo beſaß er die vorzüglichſte Liebe ſeiner Aeltern. Alles mußte ihm alſo zum Befehl ſtehen; und er durfte weiter nichts in Betracht ziehen, als ſeinen Willen.

Jn dieſer Beſchaffenheit reiſete Therſites auf die Univerſität; und hier fand er nichts, was ihn nöthigte, ſeine Sitten und Neigungen zu ändern. Er hatte Geld genug; und was hätte ihn bewegen ſollen, ſeinen Willen nicht zu erfüllen. Ungeachtet er ſich eben nicht allzu oft in den Hörſälen der Lehrer ſehen ließ; ſo beſuchte er doch die Lehrſtunden am fleißigſten, in welchen man das natürliche Recht vortrug. Dieſes war ſeine liebſte Wiſſenſchaft. Denn er hatte aufgeſchnappt, daß die Menſchen in dem natürlichen Stande keinen Obern hätten; und dieſes kam ihm vor ſeinen Willen ungemein reizend vor. Er zog hieraus allerley Folgerungen, die wir bald hören werden. Endlich kam er mit dem Doctorhuthe beyder Rechte bepurpurt zu unausſprechlichem Vergnügen ſeiner Aeltern zurück.

Der Herr Vater bildete ſich nun nichts gewiſſers ein, als daß man nun ſeinen Herrn Sohn demüthig bitten würde, eine Hofrichterſtelle anzunehmen. Allein, wie erſchrack er nicht, als er hörte, daß dieſer niemals in einige Bedienung zu treten willens wäre. Er ſagte, daß er viel zu eine erhabene und edle Seele hätte, als daß er ſich jemanden in der Welt unterwerfen, und ſich der Vorzüge des natürlichen Standes der Freyheit begeben ſollte. Sklaviſche und niederträchtige Gemüther wären nur hierzu fähig. Ob nun zwar der Herr Vater anfangs gar nicht damit zufrieden war, daß er ſich ſeiner Hoffnung beraubet ſehen ſollte; ſo wurde er doch endlich von ſeines Herrn Sohnes erhabenen Gedanken ſo entzückt, daß er ſich glücklich ſchätzte, eine ſo große Seele gezeuget zu haben, welche größer wäre, als alle Hofrichter und Miniſters, vor denen er ſich ſchmiegen mußte. Er gab ſich um ſo viel eher zufrieden, da ſich die häufigen Berufungen zu Hofrichterſtellen noch nicht finden wollten: und endlich trat er ſeinem Herrn Sohne ein Rittergut ab, damit er deſto beſſer in dem Stande der natürlichen Freyheit leben könnte.

Der Herr Vater hätte es zwar gerne geſehen, wenn Therſites ſo gleich geheyrathet, und würdige Ebenbilder ſeiner großen Seele hervorgebracht hätte, die ihn Großvater hätten heißen können. Allein, Therſites lehnte es unter allerley Vorwande, beſonders, daß er noch zu jung wäre, von ſich ab. In der That aber hatte er ſich vorgeſetzt, niemals zu heyrathen. Dasjenige, was er am äußerſten haſſete, war der Eheſtand. Seine groſe Seele glaubte, daß man vor niemanden in der Welt Verbindlichkeit haben müßte. Er ſah alſo den Eheſtand vor die ärgſte Sklaverey an; und ſeinen Willen dann und wann nach dem Verlangen einer Frau einzurichten, ſchien ihm das Unerträglichſte von der Welt. Er glaubte, daß es alsdenn um ſeine beliebte natürliche Freyheit gänzlich gethan wäre: weil er doch ſeiner Frau, wenn er auch ſeine Herrſchaft noch ſo ſtandhaftig behauptete, von gewiſſen Handlungen, z. E. die die Eiferſucht erregen können, Rechenſchaft zu geben ſchuldig wäre. Dieſe ſeine Gedenkungsart eröffnete er in allen Geſellſchaften, wo ſein Vater nicht zugegen war; und ungeachtet er ſonſt eben nicht der Witzigſte war; ſo wußte er doch auf den Eheſtand mit einem anzüglichen Witze loszugehen, und die geringſten Kleinigkeiten als höchſt lächerlich, ſklaviſch und beſchwerlich vorzuſtellen, ſo, daß man ihn endlich in den Geſellſchaften daſiger Gegend nur den Eheſtand betitelte.

Diejenigen, welche den Therſites von Perſon kennen, haben mich verſichern wollen, daß ſeine beliebte natürliche Freyheit vielleicht nicht allein der Bewegungsgrund geweſen ſey, warum er nicht habe heyrathen wollen. Sie ſagen, er ſey weder von Perſon annehmlich, noch habe er gute Stellungen und Manieren an ſich; und wiſſe überhaupt nicht mit dem Frauenzimmer auf eine artige Art umzugehen. Vielleicht würde er alſo eine gute Kenntniß ſeiner ſelbſt beſeſſen, und ſich dahero nicht getrauet haben, die Gunſt eines Frauenzimmers von guter Geburt und Erziehung zu erwerben, noch ſich mit einer Frau im Eheſtande auf eine anſtändige Art zu betragen. Allein geſetzt, daß dieſes keine Verläumdung iſt;

ſo kann ich es doch keinesweges als eine Urſache ſeiner Verachtung des Eheſtandes anſehen. Es überſteiget allen Glauben, daß ein Menſch von Herrn Therſites Beſchaffenheit nicht ſollte eine ſchmeichleriſche Verſtellung von ſeinen Eigenſchaften gehabt haben: und wenn er auch ſo viel unerhörte Selbſtverläugnung gehabt hätte; ſo werden mir doch noch alle meine Leſer Recht geben, daß er, zumal in Anſehung ſeiner reizenden Eigenſchaft des Reichthums, ganz wohl hätte Frauenzimmer finden können, die entweder auf Annehmlichkeiten und ein artiges Bezeigen nicht ihr Hauptaugenmerk gerichtet hätten, oder die ihm ſelbſt in allen ähnlich geweſen wären.

Da Herr Therſites nunmehro auf ſeinem Gute ſeine eigne Wirthſchaft anfieng, ſo konnte dieſes freylich auf keine andre Art geſchehen, als daß er Ausgeberinnen, Köchinnen und dergleichen Weibesvolk um ſich haben mußte. Wenn man unſerm Helden hätte Schuld geben wollen, daß er überhaupt gegen das weibliche Geſchlecht eine Feindſchaft habe; ſo würde man ihm ſehr unrecht gethan haben. Man kann ihn eher in ſeiner Gewogenheit gegen das weibliche Geſchlecht verſchwenderiſch nennen. So bald hatte er nicht eine neue Ausgeberinn oder Köchinn erlanget, als er auch eine beſondre Gunſt und Hochachtung gegen ſie führte, und es verſtrichen kaum etliche Tage; ſo vertraute er ihr die beſondre Aufſicht über ſeine Perſon an. Dieſe beſtund darinnen, daß ihr Bette nicht weit von dem ſeinigen ſtehen durfte. Denn weil er beſtändig mit Steckflüſſen beladen war; ſo mußte er jemand in der Nähe haben, den er ſo gleich rufen konnte: und dieſen Steckflüſſen will man es in der Nachbarſchaft allein Schuld geben, daß die Haushälterinnen und Köchinnen in ſeinem Hauſe ſo oft ſchwanger wurden; ob ich gleich geſtehe, daß ich die phyſikaliſche Urſache davon noch nicht habe einſehen können. Kurz, es gieng in des Herrn Therſites Hauſe zu, wie es in den Häuſern gar vieler lediger Mannsperſonen zugehet, die mit Haushälterinnen oder Mägdchen wirthſchaften. Die Köchinnen oder Ausgeberinnen wurden mit harten Krankheiten und Geſchwulſten befallen. Sie reiſten weg, um ſich curiren zu laſſen. Sie kamen geſund wieder: und einige Zeit darauf befiel ſie die Krankheit aufs neue. Es war alſo eine abermalige Wegreiſe und Cur nöthig. Endlich nach ein paar ſolcher Reiſen wurden ſie öffentlich ausgeſtattet und verheyrathet, und der Platz einer Oberaufſeherinn über des kränklichen Herrn Perſon wurde mit einer friſchen beſetzt. Alles Dinge, worinnen die Philoſophen weder die phyſikaliſche Urſache, noch zulänglichen Grund einſehen können, warum dieſes öfters in denen Häuſern der ledigen Mannsperſonen, als in andern Häuſern geſchiehet.

Indem Herr Therſites binnen 20 Jahren, als ſo lange er mit Ausgeberinnen, und zuweilen auch nur mit Köchinnen, ohne jenen vorzüglichen Titel hausgehalten hat, wohl zwölfmal gewechſelt hat; ſo haben ſich viele Leute gewundert, wie es möglich geweſen ſey, daß er immer Perſonen gefunden habe, die ſeines Vertrauens und ſeiner Hochachtung würdig geweſen ſind. Allein, einer ſeiner alten Bekannten hat mir verſichert, daß er dem Herrn Therſites zum Ruhme nachſagen müſſe, daß er in ſeiner Wahl gar nicht leckerhaft geweſen wäre, und etwan nur ausgeſuchte Geſichter verlangt habe; ſondern er hätte ihnen ſeiner Hochachtung angedeihen laſſen, wie er ſie gefunden hätte.

Was das Verwundernswürdigſte iſt; ſo war Herr Therſites, dieſer außerordentliche Liebhaber und ſtrenge Verfechter der natürlichen Freyheit, der lediglich deshalb den Eheſtand verabſcheuete, damit er ſich ja niemals nach den Neigungen einer Frau zu richten Urſach hätte, ein wahrhaftiger Sklave ſeiner Haushälterinnen. Aus Furcht, daß ſie die geheimen Urſachen ſeiner Steckflüſſe verrathen möchten; ſo getrauete er ſich niemals, ihnen etwas zu ſagen, ſie möchten auch wirthſchaften, wie ſie wollten: und ſo hart er ſich auch ſeinen Kopf und ſeinen Eigenſinn ſelbſt einbildete; ſo war er doch gegen ſeine Haushälterinnen über alle Maaßen biegſam. Die liſtigen und abgefeimten Weibsbilder, die er nach der bekannten Beſchaffenheit ſeiner Dienſte habhaft werden konnte, wußten gar bald die Sache dahin einzurichten, daß er in allen ihren Willen gemäß lebte. Man weis ſich nicht zu erinnern, daß er jemals einen Vorſchlag oder guten Rath ſeiner Haushälterinnen verworfen hätte. Sie haben es faſt alle dahin zu bringen gewußt, daß er ſo gar ſeine Geſellſchaften nach ihren Willen erwählte, und der gutwilligſte Mann kann nicht mehr vor ſeine Frau thun, als Herr Therſites vor ſeine Köchinnen that.

Ungeachtet das Gut unſers Helden ziemlich beträchtlich war, und ungeachtet ihm ſein Vater, der endlich mit großer Betrübniß und Seufzen über ſeines Sohnes erhabene Seele verſtarb, noch überdies ein anſehnliches Vermögen verlaſſen hatte; ſo war doch ſein Vermögen in zwanzig Jahren weit über die Hälfte geſchmolzen. Man wird ſich hierüber nicht wundern, wenn man die großen Unkoſten bedenkt, die ſeine Haushaltung erforderte. Er mußte alle Unkoſten von ſeiner Haushälterinnen öftern Krankheiten tragen. Er ließ taufen. Er ließ begraben, ungeachtet ſich binnen dieſen 20 Jahren kein Kirchenregiſter rühmen kann, ſeinen Namen aufweiſen zu können. Er richtete Hochzeiten aus und brachte Ausſteuern zuſammen. Dem allen ungeachtet vergaßen die Haushälterinnen nicht, ſich noch beſonders zu bedenken, und ſo viel Geld vor ſich zu ſammlen, als nur möglich war. Sie erwarben und hielten ſich noch ihre beſondern Galans; und dieſes alles auf Herrn Therſites Koſten; ſo daß man ſich eher wundern muß, wie ſein Vermögen von ſo vielen Ausflüſſen nicht ganz und gar iſt erſchöpfet worden.

Nachdem unſer Held zwanzig Jahre alſo hausgehalten hatte; ſo erlangte er eine Haushälterinn, die alle diejenigen an Liſt und Verſchlagenheit übertraf, die er vorher gehabt hatte. Sie war eine Schulmeiſters Tochter; und man will, daß der Küſter Paul Philipp, dieſer große Staatiſte, den der berühmte Schwift verewiget hat, ihr Großvater geweſen ſeyn ſoll. Weil ich aber keine gewiſſe Nachricht davon habe einziehen können; ſo erzähle ich es meinen Leſern nur als ein fliegendes Gerüchte. Dieſes verſchlagne Weibesbild, welches bereits in unterſchiednen Wirthshäuſern ſehr berühmt geweſen ſeyn ſoll, fieng die Sache auf einen ganz andern Fuß an, als ihre Vorfahrerinnen. Als ihr Therſites die Aufſicht über ſeine Steckflüſſe anvertrauen wollte; ſo widerſetzte ſie ſich dieſem Anſinnen ſehr herzhaftig, und wollte durchaus nicht einwilligen. Sie ſchützte ſich mit ihrer Ehrlichkeit, mit ihrem guten Namen, mit ihrer Keuſchheit,

heit, und mit ihrer Wohlfahrt: und ſie ſoll ſo gar die Verwegenheit gehabt haben, ſich auf die Tugend und ein gutes Gewiſſen zu berufen. Therſites, der dergleichen Weigerungen gar nicht gewohnt war, wurde dadurch nur immer mehr angereizt, ſeinen Endzweck zu erreichen: und eben dieſer verſtellte Widerſtand machte ſie in ſeinen Augen verehrungswürdiger, als wie eine Köchinn darinnen geweſen war. Man meinet auch, daß ihn ſein herannahendes Alter, indem er beynahe fünfzig Jahr alt war, viel verliebter und zärtlicher gemacht habe. Kurz, er erklärte ſich, daß, wenn ſie ſchwanger werden würde; ſo wollte er ihr tauſend Thaler geben: und als ſie ſich hierauf noch nicht ergeben wollte; ſo verſprach er ſie zu heyrathen. Philippine, ſo ſoll ſie heiſſen, war auch ſo liſtig, daß ſie ihm hierüber eine ſchriftliche Verſicherung auszupreſſen wußte.

Hierauf giengen der Philippinen Abſichten lediglich dahin, daß ſie ſchwanger werden möchte. Ein Jahr hatte ſie bereits in der Nachbarſchaft ſeines Bettes geſchlafen, ohne daß ſich Kennzeichen davon einfinden wollten. Sie grief alſo die Sache von einer andern Seite an. Sie errichtete ein ſehr geheimes Liebesverſtändniß mit Hanſen, dem Großknechte; und dieſes hatte ſo gute Wirkung, daß ſie ſich bald ſchwanger verſpürte. Hierauf entdeckte ſie ihre Beſchaffenheit ihrem Herrn, und drang auf die Erfüllung ſeines Verſprechens. Anfangs war Herr Therſites nichts weniger als gemeinet, ſein Verſprechen zu halten; und er bot ihr eine neue Summe Geldes, wenn ſie ſich gefallen laſſen wollte, ſich in der Ferne curiren zu laſſen. Allein Philippine wollte davon nichts hören. Sie that untröſtbar. Sie fiel in Ohnmachmachten; ſie ſchrie als raſend, ſie drohete es öffentlich bekannt zu machen, ſie gab wieder gute Worte, ſie ſchärfte ſein Gewiſſen, und beſtürmte ſein Herz von ſo vielen Seiten, daß er gerührt wurde. Endlich da der Herr Vater der Philippine dazu kam, und ihm eine ſcharfe Geſetzpredigt hielt; ſo ergab er ſich: und er machte ſofort Anſtalten, daß ſie in der Stille getrauet wurden.

Einige Zeit darauf hatte endlich Therſites das Vergnügen, in ſeinem eignen Namen Kindtaufen auszurichten: und man kann die Zärtlichkeit nicht genug beſchreiben, womit er ſeinen vermeintlichen Sohn ohne Unterlaß geküſſet, und in ſeinen Armen getragen haben ſoll. Man verſichert aber, daß Hans, der Großknecht, mehr als einmal darüber überlaut gelacht haben ſoll.

Therſites, der ſchon ſeinen Köchinnen ſo viele Ergebenheit hatte blicken laſſen, war nunmehr viel zu ſchwach, als daß er ein gewiſſes Anſehen über ſeine liſtige Frau hätte behaupten können. Er überließ ſich alſo gar bald lediglich ihrem Willen; und was das Verwundernswürdigſte iſt, ich habe gewiſſe Nachricht, daß dieſer eigenſinnige Therſites, der über die Beſchwerlichkeiten des Eheſtandes in Anſehung der Kinder ſo unzählige mal geſpottet hat, itzo das Kind ſeines Großknechts mit der größten Gelaſſenheit wiegen und einwindeln ſoll.

V.

Die Witzige.

Eine Erzählung.

Niemals hat ein Frauenzimmer mehr Kräfte der Seelen beſeſſen als Adelwitz. Sie hat einen durchdringenden und fertigen Geiſt. Denn ſie kann auf den erſten Anblick alle Fehler einer Perſon entdecken. Man erinnert ſich nicht, daß ſie ſich jemals lange beſonnen hätte, wenn ſie reden will. Weil ihre Gedanken einander allemal gleich, das iſt, witzig ſind; ſo braucht ſie ſich über deren Wahl nicht zu ängſtigen. Sie hat eine lebhafte Einbildungskraft, weil ſie ſich ſehr eigentlich vorſtellen kann, was etwan in den Häuſern ihrer Bekannten vorgegangen ſeyn möchte, um in Geſellſchaften darüber zu ſcherzen: Sie beſitzt eine vollkommene Urtheilungskraft. Denn alle Handlungen der Menſchen ſind ihrem Tadel unterworfen. Aus dieſen vortreflichen Kräften der Seele entſpringet der Witz, mit dem ſich Adelwitz in allen Geſellſchaften hervor thut. Ich will meinen Leſern einige Beyſpiele hiervon erzählen.

Unſre Adelwitz ließ ſchon in ihrer erſten Kindheit viele Kennzeichen des Witzes von ſich ſpüren, den ſie niemals in der Welt zeigen würde. Die glücklichen Aeltern dieſes Kindes würden ſehr einfältig gehandelt haben: und in der That, ſie wären eines ſolchen Geſchenks nicht würdig geweſen, wenn ſie dieſe herrlichen Kräfte ſeiner Seele hätten unterdrücken wollen. Sie ließen alſo das kluge Kind reden, was es wollte, weil alles ſehr witzig war, was es vorbrachte. Kaum hatte ſie reden gelernet, ſo belegte ſie die Mägde mit unterſchiedenen Schimpfwörtern. Dummkopf, Hornvieh, Schandbalg, machte den erſten Zuruf aus, wenn ſie etwas von ihnen verlangte. Der Frau Mama wackelte das Herz für Freuden im Leibe, wenn ſie dieſes hörte. Sie lachte überlaut, und verſprach ſich eine würdige Tochter an ihr zu erziehen. Der Herr Papa aber nickte mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: das wird einmal ein kluges Mägdchen werden.

Als Adelwitz das ſiebende Jahr erreichet hatte, ſo mußte ihres Vaters Schreiber einen beſondern Gegenſtand für ihren Witz abgeben. Herr Schmierak, Herr Tintefaß, Herr Sandbüchſe, waren die gewöhnlichen Benennungen, die ſie gegen ihn gebrauchte. Mehr als 25 mal hat ſie ihm den witzigen Streich geſpielt, daß ſie ihm allerhand Bilder und andre lächerliche Dinge an ſeine Kleidung und Peruque geheftet hat, und einigemal hat ſie ihn gar damit über die Straſſen gehen laſſen.

Weil alle Ermahnungen der Mama und der Kinderfrau unter der Drohung geſchehen, daß ſie widrigenfalls keinen Mann bekommen würde, und weil alle Belohnungen, die man ihr verſprach, dahinaus lieſen, daß ſie einmal einen hübſchen Mann haben ſollte; ſo ſchloß Adelwitz nach ihrer fähigen Urtheilungskraft gar bald, daß doch ein Mann ein artiges Ding ſeyn müßte. Sie merkte, daß ſie ſelbſt und alle ihr Weſen keinen andern Endzweck hätte, als einen Mann zu erhalten. Sie hoffte alſo mit Schmerzen, daß ihr dieſer ſo längſt verſprochene Mann gegeben würde. In ihrem 9ten Jahre hörte ſie endlich, daß man erſtlich ein Ding haben müßte, welches ein Liebſter hieße, und daß daraus das artige Ding eines Mannes erwüchſe. Sie war alſo bedacht, ſich einen ſo genannten Liebſten anzuſchaffen. Da in ihres Vaters Hauſe viele Mannsperſonen aus- und eingiengen; ſo wußte ſie ſich gar bald bey einem unter denſelben durch ihr witziges Bezeigen einzuſchmeicheln. Kaum fragte ſie derſelbe, ob ſie ihn für ihren Liebſten annehmen wollte; ſo war ſie ungemein willig darzu. Sie ſagte, daß ſie einen ſo artigen Herrn mit Vergnügen zum Liebſten haben wollte: weil es doch nun bald Zeit würde, daran zu denken.

Die Mama unterrichtete ſie nun, was ein Liebſter und eine Liebſte für Schuldigkeiten gegen einander zu beobachten hätten. Nichts fiel unſer Adelwitz leichter zu erlernen, als dieſe verliebten Artigkeiten. Sie both ihrem Liebſten die Hand, wenn ſie den Fuß vor die Stubenthüre ſetzen wollte. Sie ließ ſich Hand und Mund küſſen, ſo oft es ihm gefällig war. Wenn er kam, ſo empfieng ſie ihn mit den zärtlichſten Ausdrücken, und in ihrem 12ten Jahre zeigte ſie ſo viel Anreizungen in ihren Augen, als die artigſte Buhldirne in ganz Deutſchland, das heißt, ſie hatte rechte witzige Augen.

Dem ungeachtet behielt die Begierde witzig zu ſeyn die Oberhand über alle ihre Zärtlichkeit. Man muß faſt auf die Gedanken fallen, daß ſie ſich nur verliebt bezeiget habe, um witzig zu ſcheinen. Allemal hat ſie ihre Liebhaber ohne die geringſte Reue ihrem Witz aufgeopfert. Niemals hat ſie ſich ein Bedenken gemacht, über die

Fehler ihrer Liebſten öffentlich zu ſpotten: und öfters hat ſie ihre Liebhaber in ihrer eignen Gegenwart lächerlich gemacht. Man erinnert ſich nicht, daß ſie ſeit ihrem 14ten Jahre in Geſellſchaften gegen einer Mannsperſon länger als vier Wochen eine beſondre Achtbarkeit hätte blicken laſſen. Dennoch äußerte ſich dieſelbe nur ganz mäßig; mitten in den zärtlichſten Liebeserklärungen hat ſie bald einer andern Mannsperſon mit der Hand gewinkt, bald einem vorbeygehenden einen witzigen Schlag mit ihrem Fächer verſetzt, bald einer in Geſpräch begriffenen Mannsperſon überlaut auf eine witzige Art zugerufen.

Oefters ſind die Mannsperſonen der Gefahr ausgeſetzt geweſen, öffentlich zum Gelächter zu werden, wenn ſie ein verliebtes Bezeigen gegen unſre Adelwitz geäußert haben. Vielmal hat ſie überlaut gerufen: ich bin itzo gleich im Begriff eine Liebeserklärung anzuhören: und mehr als zehnmal hat ſie einer andern Mannsperſon zugerufen: ob ſie nicht mit Schlagwaſſer verſorget wäre, weil ſie befürchten müßte, daß ihr Herr Nachbar alle Augenblicke für Liebe ſterben würde.

Nur zwey Jahr vor ihrer Verheyrathung hat man angemerkt, daß ſie mit ihren Liebhabern ſäuberlicher verfahren hat. Sie ließ ſich nicht das geringſte merken, wenn ſich eine Mannsperſon einigermaaßen um ihre Gunſt bewarb. Vielleicht, daß das erſte Feuer ihres Witzes matt wurde. Vielleicht aber auch, daß ihr 27 jähriges Alter den klugen Rath an die Hand gab, daß ſie nunmehr mit mehrerm Ernſt auf ihre Verheyrathung bedacht ſeyn müßte.

Es wollten zwar viele behaupten, daß ihr Witz nur öffentlich über ihre Liebe geherrſchet habe, und daß ſie in geheim alle Zärtlichkeiten ihrer Liebhaber ganz willig angenommen hätte. Allein, ich kann unmöglich glauben, daß ein ſo witziges Frauenzimmer jemals, außer der Begierde witzig zu ſeyn, einer andern Leidenſchaft die geringſte Herrſchaft über ſich eingeräumet habe.

Meine Leſer werden die Gütigkeit haben voraus zu ſetzen, daß ein ſo witziges Frauenzimmer nothwendig eine gute Erziehung gehabt haben müſſe. Man kann dannenhero unfehlbar vermuthen, daß Adelwitz in ihrer Jugend unterſchiedene muſikaliſche Inſtrumente zu ſpielen erlernet habe, und daß ſie ihre ohnedem unvergleichliche Stimme takt- und notenmäßig zu führen wiſſe. Was würden ihr aber dieſe Geſchicklichkeiten helfen, wenn ſie dieſelben nicht anwenden ſollte, die Vollkommenheit ihres Witzes zu erheben. Wenn ſie ſich alſo in Geſellſchaft befindet; ſo ſiehet ſie ſich ſo gleich nach einem Clavier um. Sie fängt an zu ſpielen, ehe es ſich ein Menſch in der Geſellſchaft verſiehet: und ihre angenehme Stimme macht die Behendigkeit ihrer Finger für die Geſellſchaft deſto aufmerkenswürdiger. Wenn es das Unglück füget, daß der Herr des Hauſes weder Clavier noch Davidsharfe beſitzet; ſo hat ſie wohl eher mitten in einer ernſtlichen Unterredung, zu nicht geringem Erſchrecken aller Anweſenden, die hellen Töne ihres unvergleichlichen Halſes hören laſſen. Man darf aber nicht glauben, daß ſie mit dieſen witzigen Beſchäfftigungen lange anhält. Die größte Vollkommenheit des Witzes beſtehet in einer unaufhörlichen Abwechſelung der witzigen Bemühungen. Selten wird ſie alſo eine Strophe aus einem verliebten Geſange zu Ende bringen. Sie bricht unverhofft ab, und nahet ſich auf eine witzige Art bald zu dieſem bald zu jenem aus der Geſellſchaft. Den einen fragt ſie z. E. ob ſie an ſeinem Geſpräch Theil nehmen darf. Ohne aber ſeine Antwort zu erwarten, wendet ſie ſich zu einem andern, und ſpricht: ich will alles verwetten, der Herr thut ſeiner ſchönen Nachbarinn eine Liebeserklärung.

Man kann nicht abſehen, warum die Aeltern unſrer Adelwitz unterlaſſen haben, einem ſo witzigen Kinde die franzöſiſche Sprache erlernen zu laſſen. Adelwitz ſah aber dieſen Mangel, der ihr an der Vollkommenheit ihres Witzes noch abgieng, gar bald ein. Sie fieng alſo in ihrem 20ſten Jahre an, ſich dieſe nöthige Eigenſchaft eines witzigen Frauenzimmers noch zu erwerben. Sie wußte in Geſellſchaften gar bald bekannt zu machen, was für eine groſſe Vollkommenheit zu erlangen ſie itzo im Begriff wäre. Allemal war das vierte Wort, das ſie redete, gewiß franzöſiſch: und ihre guten Freunde müßten ſehr einfältig geweſen ſeyn, wenn ſie daraus die Erlernung dieſer Sprache nicht wahrgenommen hätten. Da ſie vorher, nach Art aller witzigen Leute, den Bekannten von ihrem eigenen Geſchlechte die Titel: mein Schatz! mein Engel! mein Herz! und andre dergleichen artige Benennungen beylegte; ſo war ſie nunmehro darauf bedacht, eben dieſe zärtlichen Ausdrückungen auf Franzöſiſch zu geben. Sie hat es doch durch ihren unermüdeten Fleiß dahin gebracht, daß ſie nunmehr binnen acht Tagen eine franzöſiſche Zeitung noch ſo ziemlich verſtehen kann. Ganzer acht Jahr aber hat ſie bey Leſung derſelben ihre Lehrmeiſterinn allemal zu Hülfe nehmen müſſen. Man kann es in Geſellſchaften gleich wahrnehmen, daß man die Ehre hat, mit einem höchſtvollkommnen Frauenzimmer umzugehen. Denn ſo bald jemand eine Neuigkeit erzählet; ſo verſetzet ſie alſobald: ich kann es kaum glauben, mein Herr! wenn dieſe Nachricht Grund hätte; ſo müßte gewiß in den franzöſiſchen Zeitungen etwas davon geſtanden haben.

Ein großer Theil des Witzes, womit ſich Adelwitz in allen Geſellſchaften beliebt macht, beſtehet in einem angenehmen und witzigen Lachen. Man muß ſich gefallen laſſen, daß ſie faſt eine ganze viertel Stunde lacht, als wenn ſie gekützelt würde, ohne daß man den Gegenſtand ihres Witzes erfähret. Dieſes Verfahren iſt allen klugen Leuten, ſonderlich dem witzigen Frauenzimmer eigen. Denn wenn ſie erſt ſagen, warum ſie lachen; ſo fällt die ganze Urſache ihres Witzes, nämlich, daß ſie und ein guter Freund allein wiſſen, worüber ſie lachen, gänzlich hin. Man darf ſich alſo nicht wundern, warum kluge Leute mit dem Gegenſtande ihres Gelächters ſo ſehr an ſich halten. Man hat mir erzählt, daß Adelwitz einmal faſt eine ganze halbe Stunde ohne Aufhören gelachet habe. Niemand konnte die Urſache hiervon errathen. Endlich, als ihr der Athem gebrechen wollte, ſo kam es heraus, daß an der Peruque einer in der Geſellſchaft befindlichen Mannsperſon eine große Spinnewebe hienge.

Man darf nicht glauben, daß ſich der Witz allein in Worten äußern müſſe. Nein! wer die witzige Welt kennet, der wird nicht leugnen können, daß es gewiſſe Handlungen giebt, die einen beſondern Witz anzeigen. Ein ſanfter Backenſtreich, ein Schlag mit dem Fächer, ſind gewiß ſehr witzige Handlungen. Allein Adelwitz hat noch eine beſondre witzige That erfunden. Wenn eine Mannsperſon etwas erzählet, oder einen Scherz vorbringet, der nach ihrer beywohnenden tiefen Erkenntniß die Schamhaftigkeit beleidiget; ſo wird ſie allemal hingehen,

gehen, und ihm auf eine ungemein witzige Art das Maul zuhalten. Man hat angemerkt, daß es ihr nicht angenehm iſt, wenn man ſich dadurch wirklich abhalten läßt, in dem angefangnen Scherz fortzufahren. Denn man entziehet ihr dadurch das Vergnügen, eine ſo witzige Handlung zu wiederholen. Weil ſie ſich auch öfters dieſes Mittels bey Erzählungen bedienet, die außer einer gezwungenen Erklärung ganz unſchuldig ſind; ſo glaubt man nicht ohne Grund, daß ſie hierdurch mehr ihrem Witz als Schamhaftigkeit eine Genüge zu leiſten ſuchet. Wenn ſie eine Perſon zum erſten mal ſiehet, die einen dergleichen Scherz vorbringet; ſo unterſtehet ſie ſich zwar nicht, in eine ſo witzige Handlung auszubrechen: ſie wird aber doch die Seite ihres Geſichtes, wo der Scherz herkommt, allemal mit ihrem Fächer bedecken, und allerley witzige Bewegungen mit demſelben machen.

So bald ſie eine Perſon zum erſten mal ſiehet; ſo pflegt ſie auch ihr Urtheil von derſelben gegen eine andre Perſon, die ihr am nächſten ſitzet, oder ſtehet, zu eröffnen. Wir ſind alle fehlerhaft. Man kann demnach leicht erachten, daß wenig Menſchen das Glück haben, einem ſo vollkommenen Frauenzimmer zu gefallen. Bald gefällt ihr das Geſichte nicht: bald hat nur die Naſe dieſes Unglück; bald ſiehet eine Perſon nicht klug genug aus; bald hat ſie eine gezwungene Stellung. Gemeiniglich aber ſcheinet es ihr, daß die fremde Perſon wenig zu leben wiſſe. Sie macht ſich kein Bedenken, ihr Gutachten öfters ziemlich laut von ſich zu geben. Allemal aber gehet die Frage, wer die fremde Perſon iſt, ſo heimlich vorher, daß es dieſe, wenn ſie ſonſt keinen Mangel am Gehör hat, ganz wohl verſtehen kann. Man hat angemerkt, daß der Witz der Adelwitz ſteiget und abnimmt, nach der Maaße, wie ihre Kleidung prächtig iſt. Wenigſtens zeiget ſie zu Hauſe nicht halb ſo viel Witz, als wenn ſie ſich außer demſelben in Geſellſchaften befindet. Weil ihr Anputz zu Hauſe nur mittelmäßig iſt; ſo hat dieſe Anmerkung ſehr viele Wahrſcheinlichkeit vor ſich. Sie übertrifft ſich aber ſelbſt, wenn ſie ſich in ihrem großen Biegelrock und in ein Kleid mit goldnen Spitzen geworfen hat. Alle ihre Bekannten freuen ſich auf die Früchte ihres Witzes, wenn ſie in dergleichen Staat erſcheinet.

Seit ihrer Verheyrathung hat ſie ſich verſchiedener witzigen Handlungen nicht mehr bedienet. Sie hält itzo niemals einer Mannsperſon den Mund zu. Man muß ſchon ſehr ſtark ſcherzen, wenn man einen Schlag mit der Hand oder mit dem Fächer von ihr erhalten ſoll. Sie will itzo auch gebeten ſeyn, wenn ſie in Geſellſchaften ihre angenehme Stimme und ihre Geſchicklichkeiten auf muſikaliſchen Inſtrumenten hören laſſen ſoll. Allein ſie lacht noch eben ſo witzig, wie zuvor: und ich wollte es niemand rathen, vor ihr zu erſcheinen, wenn er ſich von ungefähr an der Naſe etwas ſchmutzig gemacht hätte. Wenigſtens würde man ſie der Gefahr ausſetzen, daß ſie in einer halben Stunde für Lachen nicht zu ſich ſelbſt kommen könnte.

Dargegen iſt ſie itzo deſto mehr bemüht, über die Handlungen andrer Leute zu urtheilen. Wenn ſie in einer Geſellſchaft erſcheint; ſo kann man ſich gewiß verſprechen, daß ſie eine neue Begebenheit weis, die ſich in der Stadt zugetragen hat. Sie würde nicht halb ſo witzig ſeyn, als ſie iſt, wenn ſie nicht die Geſellſchaft hiervon eine gute Stunde zu unterhalten, und die dabey verwickelten Perſonen lächerlich zu machen wüßte. Es iſt nur ein Unglück, daß ſich nicht alle Tage etwas zuträgt, woran ſie ihren Witz ausüben kann. Allein Adelwitz weis dieſen Mangel gar bald wieder zu erſetzen. Sie darf nur hören, daß ihr Nachbar geſtern ſeine Frau ſauer angeſehen habe; ſo ſtellet ſie ſich nach ihrer lebhaften Einbildungskraft ſo gleich vor, daß es darum geſchehen ſey, weil ihr Nachbar dazu gekommen ſey, daß ſeine Frau den Advokat Ohneſtreit geküſſet habe: und ſie ermangelt nicht alle Geſellſchaften, in denen ſie ſich befindet, von dieſer Sache, als von einer gewiſſen Begebenheit, zu unterrichten. So wohl die Gefälligkeit der Frau, als die Eiferſucht des Mannes, müſſen der Gegenſtand ihres Witzes werden.

Ihr Witz iſt die Urſache alles Zwiſtes, den ſie mit ihrem Manne hat. Sie hat einen vernünftigen Mann. Allein zum Unglück iſt er nicht witzig genug. Nach vielem Bemühen hat ſie es zwar dahin gebracht, daß er nunmehro in Geſellſchaften wenigſtens alle Viertelſtunden ſeine Uhr und ſeine Schnupftobacksdoſe in die Hände nimmt. Man ſagt auch, daß ſie ihm ſo viel Witz beygebracht habe, daß er nun einen verliebten Geſang mit ihr anſtimmen kann. Dennoch aber will es mit ihrer Unterweiſung in andern Arten des Witzes gar nicht recht fort. Er iſt zu ernſthaftig. Es iſt aber ausgemacht, daß die Ernſthaftigkeit mit dem Witze gar nicht beſtehen kann.* Adelwitz würde ihm aber dennoch dieſes Gebrechen nachſehen, wenn er nur erkennen wollte, daß er eine witzige Frau hätte. Zu dieſer Erkenntniß kann ſie aber ſein Herz niemals bewegen, ob es gleich der Mund dann und wann geſtehet: der gute Mann befürchtet zu viel zu verlieren. Denn wenn er einmal vollkommen überzeuget iſt, daß ſeine Frau witzig ſey; ſo folget unwiderſprechlich, daß er ſich nicht unterſtehen darf, ſich ihren witzigen Handlungen und Rathſchlägen im geringſten zu widerſetzen.

Wie vielmal hat ſie ihn nicht gebeten, daß er doch in Geſellſchaften ein paar Worte franzöſiſch mit ihr reden möchte, zumal wenn Leute gegenwärtig wären, die dieſe Sprache nicht verſtünden. Der Mann iſt aber auf keinerley Art zu dieſen Merkzeichen des Witzes zu bringen. Er behauptet ſehr hartnäckig, daß es nicht vernünftig ſey, in einer fremden Sprache zu reden, wenn nicht die Unterredung allgemein darinnen ſey, wie vielweniger, wenn ſie die Anweſenden gar nicht verſtünden. Gemeiniglich wirft ſie ihm hierauf vor, daß er nicht wiſſe, was Witz und Artigkeit ſey. Sie mag hundertmal ſagen, daß er doch mon coeur, mon ange, ma mignonne rufen möchte, wenn er etwas verlangte. Sie mag ihm noch ſo gründlich vorſtellen, daß es tauſend witzige Leute in der Welt gäbe, die dieſes thäten, ob ſie gleich überhaupt nicht zwölf Worte franzöſiſch könnten. Dem ungeachtet weichet er in allen ſeinen zärtlichen Benennungen nicht eine Sylbe von unſrer lieben teutſchen Mutterſprache ab. Er bleibt dabey, daß es ſich nicht ſchicke, den Anruf und das Begehren in zwey verſchiedenen Sprachen auszudrücken. Adelwitz aber läßt es ſich nicht ausreden, daß dieſes ungemein witzig ſey.

Oefters, wenn ſie beyde in der zärtlichſten Unterhaltung begriffen ſind, ſo giebt der Witz der Frau Adelwitz zu einem kleinen Zwiſt unter ihnen Anlaß. Sie ſpricht gemeiniglich zu ihrem Manne, daß ihr ſeine Liebesbezeugungen,

gungen noch einmal ſo angenehm ſeyn ſollten, wenn ſie nur verſichert wäre, daß ſeine Liebe aus der rechten Quelle entſpränge. Sie verlangte nur ihres Witzes wegen geliebt zu werden. Denn das bißgen gute Geſtalt konnte manche Bauermagd gleichfalls haben. Wenn alſo ſeine Liebe keinen andern Grund hätte; ſo hätte er eben ſo viel Urſache, hundert andre Geſichter in der Welt zu lieben. Der Mann befindet ſich wegen dieſer philoſophiſchen Grundſätze in tauſend Verwirrungen. Er ſpricht, daß er eine angenehme, eine liebenswürdige Frau habe, die er aller ihrer guten Eigenſchaften wegen liebe. Allein Adelwitz wird durch dieſe weite Erklärung nicht zufrieden geſtellt. Sie ſpricht: es ſey eben ihr größtes Unglück, daß ſie einen Mann habe, der nicht einſehen könne, daß ſeine Frau witzig ſey: und ſolcher Geſtalt iſt ein kleiner Zwiſt fertig.

Adelwitz ſoll ſehr bedauren, daß ſie keine gebohrne Franzöſinn iſt. Sie trauet dieſer Nation allein zu, daß ſie recht witzig ſey. Wenigſtens wünſcht ſie an einen Franzoſen verheyrathet zu ſeyn: denn ſie ſiehet nun, daß ſie mit aller ihrer Zucht aus ihrem Manne keinen Franzoſen machen wird. Hat ſie es wohl jemals dahin bringen können, daß er eine Bandſchleife um ſeinen Hals getragen hätte? Nein, alle ihre Vorſtellungen ſind in Wind geſchehen. Mit genauer Noth, daß ſie ihn dahin bewegen können, daß er nichts als Haarbeutel in den Peruquen und breit eingefaßte Hüthe träget. Wenigſtens hat ſie den Troſt daraus, daß er von hinten zu einem Franzoſen noch ſo ziemlich ähnlich ſieht. Neulich ſoll ſie ſich in öffentlicher Geſellſchaft ſehr beklaget haben, daß ihr Mann noch niemals recht aufgeräumt geweſen ſey.

Denn er habe noch kein einzigmal gepfiffen, oder von freyen Stücken zu ſingen angefangen.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Arten des Witzes erzählen wollten, wodurch ſich Adelwitz groß und berühmt in der Welt gemacht hat. Genug, ihr Witz iſt vollkommen. Er leget ſich dannenhero in allen ihren Handlungen zu Tage. Es giebt auch ſo viel Kleinigkeiten, bey welchen ſich ein rechter Witz äußern kann, die unmöglich alle erzählet werden können. Wer die Fähigkeit beſitzet, das Bezeigen der witzigen Schönen einzuſehen, die häufig in der Welt angetroffen werden, der wird ſich auch ganz leicht von allen witzigen Handlungen unſrer Adelwitz einen Begriff machen können. Vielleicht wird auch derſelbe gewahr werden, daß der Abriß, den wir in der Perſon der Adelwitz gemacht haben, unzählige Urbilder in der Welt findet.

T****

VI.

Die Geſchichte des Thamus.

Die alleräIteſte Religion der Menſchen iſt ohne Zweifel mit gar wenig Feyerlichkeiten und Ceremonien verknüpft geweſen. Die Patriarchen, welche eine richtige Erkenntniß von dem unendlichen Weſen, dem groſſen Schöpfer aller Dinge hatten, begnügten ſich, denſelben in der Stille zu verehren, und ihre Familie zu einer gleichen Verehrung anzuführen: und ſo gar die wenigen Ceremonien, die ein gelehrter Engländer in der Religion der Patriarchen durch ſo bündige Beweisthümer vor einigen Jahren der Welt vor Augen geleget hat, ſind nicht von den alleräIteſten Zeiten zu verſtehen. Als man die Erkenntniß des wahren Gottes nach und nach aus den Augen verlohr; ſo verfiel man auf die Verehrung der Sonne, des Mondes und der Geſtirne. Dieſe Abgötterey iſt nicht nur die natürlichſte, wegen der Wohlthaten, die dieſe Himmelskörper den Menſchen ſcheinbar erweiſen, wie alle Gelehrten angemerket haben; ſondern ſie iſt auch in der That die älteſte. Die Religion der Sabäer, die ſich faſt allein auf die Verehrung der Geſtirne gründete, iſt die älteſte, von der wir Nachricht haben. R. Moſes Maimonides, zu deſſen Zeiten ſie ſchon vor tauſend Jahren untergegangen war, beweiſet dieſes aus den älteſten arabiſchen Schriftſtellern auf das bündigſte. Allein es iſt kein Zweifel, daß dieſe Verehrung des Geſtirnes anfangs eben ſo einfältig und ohne alle Feyerlichkeiten geweſen iſt, als der Dienſt des wahren und einzigen Gottes. Man hat ſich begnüget, ſein Gebet an die wohlthätige Sonne bey ihrem Aufgange zu richten, in den längſten Tagen ein Freudenfeſt zu feyern, und den neuen Mond mit Freudengeſchrey und einigen Opfern zu bewillkommen. Ich könnte dieſes alles mit eben ſo ſtarken Gründen beweiſen, als vorerwähnter Engländer die patriarchaliſche Religion vorgeſtellet hat: und es geſchieht nur, um meinen Leſern gefällig zu werden, und ihre Erwartung auf meine Geſchichte nicht länger aufzuhalten, daß ich es vor itzo unterlaſſe.

Eine ſolche Beſchaffenheit hatte es mit der erſten Abgötterey, als das babyloniſche Reich entſtund. Allein die erſten babyloniſchen Monarchen und ihre Miniſters, oder wie es damals hieß, ihre Freunde, ſahen gar bald ein, daß dieſe einfältige und ungekünſtelte Religion mit der Verfaſſung eines Staats nicht gar wohl übereinſtimmete. Es entſtunden Städte und Gewerbe. Die Unterthanen mußten arbeiten, und der wenigſte Theil konnte mit halbem Müßiggange durch die bequeme Viehzucht ſeinen Unterhalt finden, als es ehedem geſchah. Man urtheilte alſo ſehr weislich, daß die Unterthanen zuweilen eine Erholung und Ergötzung nach ihrer ſchweren Arbeit nöthig hätten, und daß es den Göttern nicht mißfallen würde, wenn man gewiſſe mit Feyerlichkeiten verknüpfte Tage beſonders zu ihrem Dienſte widmete. Man verordnete demnach, daß der Göttinn Beltha oder der Venus, die man nach Sonne und Mond als das größte und lieblichſte Geſtirn erkannte, der zweyte Tag eines jeden

Monats geheiliget ſeyn ſollte, ſo wie der erſte Tag, oder der Neumond, dem Monde ſelbſt gewidmet war. Man ſetzte auch auf den funfzehenden eines jeden Monats zu Ehren des vollen Monden ein beſondres Feſt an: und weil man glaubte, daß die Seelen der Verſtorbenen von der Sonne und dem Mond, als liebreichen Gottheiten, aufgenommen würden; ſo verehrte man zugleich bey dieſem Feſte den Engel des Todes. Uebrigens richtete man zum Dienſte der Sonnen zwey große Feſte an, das eine, wenn die Tage am längſten waren, und ſie mithin ihre wohlthätige Wirkung am ſtärkſten mittheilete, und das andre, wenn ſie nach dem kürzeſten Tage die Menſchen mit ihrer Rückkehr erfreuete. Zu allen dieſen Feſten wurden beſondre Feyerlichkeiten verordnet. Man ſetzte einem jeden Geſtirne gewiſſe Prieſter, man beſtimmte die Opfer und die Ceremonien dabey, und kurz, man richtete einen ordentlichen Dienſt der Götter an, der durch die Geſetze des Staats, als die Religion des Landes, feſtgeſetzet wurde: und die babyloniſchen Monarchen konnten dieſes alles um ſo eher nach ihrem eigenen Gefallen anordnen; da ſie in die Stelle der Altväter in jeder Familie getreten waren, die allemal zugleich die Prieſter ihres Hauſes vorſtellten, und denen mithin ihre Familien in den gottesdienſtlichen Handlungen ohne Widerrede gehorcheten.

Kurz darauf lebte Belus. Dieſer Mann war der Sohn eines Prieſters der Beltha oder Venus: und gleichwie er von ſeinem Vater in einer großen Ehrfurcht gegen die Geſtirne erzogen war; ſo fand er ſein größtes Vergnügen, die himmliſchen Körper oder vermeynten Gottheiten zu betrachten. Da er einen fähigen Geiſt hatte; ſo glückte es ihm, daß er vermittelſt dieſer häufigen Beobachtungen endlich den Lauf der Geſtirne vollkommen zu beſtimmen lernte, welches man vorher nur von ohngefehr und muthmaßlich gewußt hatte. Er ſagte alſo den Babyloniern alle Himmelsbegebenheiten vorher. Er verkündigte ihnen lange zuvor, wenn eine Sonnen- oder Mondenfinſterniß, dieſe den Menſchen damals ſo erſchrecklichen Erſcheinungen, kommen würden. Er beſtimmte die Stunden des Neumonden und ſagte eine jede Stelle, wo die Geſtirne dieſen oder jenen Tag zu ſtehen kommen würden. Weil er nun dabey eine tugendhaftige und ſtrenge Lebensart beobachtete; ſo ſetzte er ſich dadurch bey Hofe und dem geſammten Volke in ein ganz ungemeines Anſehen. Alle ſeine Worte wurden als Götterſprüche aufgenommen, und der babyloniſche Monarch glaubte ſeine Hochachtung gegen einen ſo bewundernswürdigen Mann nicht beſſer bezeigen zu können, als wenn er die Vorſorge vor die Religion gänzlich ſeiner Anordnung überließe.

Als ſich Belus auf dieſen Punkt der Ehre geſetzet ſah; ſo war ſeine erſte Sorge, dem Dienſt der Göttinn Beltha oder Venus, deren Prieſter er und ſeine Anverwandten waren, recht hoch zu treiben. Er gab demnach vor, daß dieſe Göttinn ſich perſönlich die Mühe genommen, ihn in der Wiſſenſchaft der Geſtirne zu unterrichten, wobey ſie ihm offenbaret hätte, ſie ſey das Kind der Sonne und des Mondes, welchem beyde große Gottheiten mit der zärtlichſten Liebe zugethan wären, und die Vorſorge vor das menſchliche Geſchlecht beſonders überlaſſen hätten. Hieraus machte Belus den Schluß, daß die Beltha vorzüglich vor allen Gottheiten verehret werden

den müßte: und die Sonne und der Mond würden dieſe ihrem liebſten Kinde zu erweiſende Ehre ſo wenig übel aufnehmen, daß ſie ſich vielmehr eben dadurch am meiſten geehret erachten würden. Es wurde alſo der Gottinn Beltha monatlich ein dreytägiges Feſt angeordnet, welches mit dem erſten eines jeden Monats ſeinen Anfang nahm. Weil aber die Babylonier an den Dienſt des Monden vorzüglich gewohnt waren; ſo unterſtund er ſich nicht den monatlichen Dienſt des Monden ganz abzuſchaffen. Er verordnete demnach, daß das Feſt des Monden allemal den ſechſten eines jeden Monats gefeyert und dabey ein Ochſe geopfert werden ſollte.

Zugleich trug er dem Könige und Volke vor, daß die übrigen Geſtirne gleichfalls eine Verehrung erforderten. Man beſtimmte alſo den zwanzigſten eines jeden Monats zu einem Feſte der Geſtirne überhaupt: und es wurden auf dieſen Tag dem Monden, dem Saturnus und Mars, jedem ein Ochſe, jedem Planeten aber und dem Gott der Schutzgeiſter und der Stunden ein Lamm und mithin neun Lämmer geopfert. Den acht und zwanzigſten aber und den folgenden Tag verordnete er zu einem groſſen Feſte des Gottes Hermes, oder Merkurius, welchen er vor den Liebhaber der Gottinn Beltha ausgab, und dem er das beſondre Amt andichtete, daß er zur Zeit der Sonnen- und Mondfinſterniß dieſe erzürnten Gottheiten wieder begütigen und die Menſchen bey ihnen ausſöhnen müßte. Daher wurde auch der ganze Tag, auf welchen eine ſolche Finſterniß einfiel, mit Opfern und Beten zugebracht.

So viel neue Feſttage hatten demnach ihren Urſprung dem Belus zu danken, und da die alten Feſte gleichfalls beybehalten wurden, und überdies jeder Babylonier vor ſich ſeinem Schutzgeiſte alle Monat ein beſondres Feſt widmete, auch den Tag feyerte, an welchem ſein Vater geſtorben war; ſo hatten ſie ſich nicht zu beſchweren, daß ſie zu wenig Feſte hätten. Unterdeſſen wurden alle dieſe Anordnungen des **Belus** aufs heiligſte gehalten, und er ſtarb in eben der vollkommenſten Hochachtung, die er bey ſeinem Leben genoſſen hatte. Dieſe Hochachtung vergrößerte ſich vielmehr nach ſeinem Tode. Die Prieſter der **Beltha** hatten es ihrem Nutzen gemäß erachtet, bey ſeinem Abſterben und Begräbniſſe allerley Wunderzeichen vorzugeben: und das Volk glaubte dieſelben von einem Manne begierigſt, der es in ſeinem Leben ſo hochgeſchätzet hatte.

Funfzig Jahre nach dem Abſterben des **Belus** wurde **Thamus** gebohren. Sein Vater war ein Prieſter der Sonne. Damals war die Hochachtung des babyloniſchen Volks gegen das Andenken des **Belus** ſehr hoch geſtiegen. Er war ſchon ſo gut als vergöttert. Man ſah ſein Bildniß faſt in allen Häuſern: und die meiſten hatten ihm in kleinen Kapellen prächtige Altäre aufgerichtet. Man widmete ihm Gebet, Gelübde und Opfer: und man glaubte, daß man von einem Manne alles erlangen könnte, der in ſeinem Leben bereits einer ſo beſondern Kenntniß und vertrauten Umgangs der Geſtirne gewürdiget worden wäre. Es iſt wahr, den vernünftigen Babyloniern wollte dieſe angemaaßte Vergötterung des **Belus** nicht recht gefallen. Das Andenken, daß er ein Menſch geweſen war, war noch allzu neu. Der Staat hatte auch ſeine Vergötterung noch nicht geſetzlich vorgeſchrieben. Dieſes that erſt **Semiramis** hundert Jahre hernach, indem ſie dem Belus einen prächtigen Tempel bauete, auf welchem zugleich die Geſtirne beobachtet wurden, wie Herodot, Juſtinus und andre ſehr alte Geſchichtſchreiber erzählen.

Allein dieſes hinderte nicht, daß nicht Belus in den Augen des größten Theils des Volks alle Eigenſchaften hatte, die man den Gottheiten beyzumäſſen gewohnt war. Der Pöbel hat ſich zu allen Zeiten das Recht angemaaſſet, große und kleine Götter zu machen: und die Vernünftigen haben nicht eher eingeſtimmt, bis ſie durch die Vorurtheile der Erziehung und der allgemeinen Gewohnheit übertäubet worden ſind; da denn der Staat mit ſeinem Anſehen hinzugetreten iſt. In einer ſolchen Beſchaffenheit der Zeiten wurde Thamus gebohren: und ſie haben in ſein Leben einen allzuſtarken Einfluß gehabt, als daß wir dieſen Umſtand hätten mit Stillſchweigen übergehen können.

Thamus war von der Natur mit großen Gaben verſehen. Er hatte viel Verſtand und Urtheilungskraft; und ſeine Seele war ſehr reich an Erfindungen. Dabey hatte er eine große Begierde, ſich in der Welt hervor zu thun. Sein Vater hatte es auch an keinem guten Unterrichte ermangeln laſſen, um ſeine natürliche Gaben vollkommener zu machen. Er war in der Sternkunde und der Sittenlehre, als worauf die damalige Gelehrſamkeit hauptſächlich ankam, ſehr weit gekommen. Als er ſich überzeuget hielt, daß er es in der Sternkunde allen damaligen Gelehrten, oder welches einerley war, allen Prieſtern der Götter zuvor thäte; ſo wurde ſein Ehrgeiz durch die ganz ungemeine Hochachtung, die das babyloniſche Volk vor das Andenken des Belus hegte, gewaltig rege gemacht. Das Bild des Belus ſchwebte beſtändig vor ſeinen Augen: und er wünſchte nichts ſo eifrig, als daß er ſich eine gleiche Hochachtung erwerben konnte. Vermöge ſeiner Erkenntniß in der Sternkunde ſah er ein, daß Belus alle ſeine Erfindungen in dieſer Wiſſenſchaft ganz natürlich gemacht hätte, ohne eines vertrauten Umganges mit der Göttinn Beltha gewürdiget zu werden. Er glaubte, daß er darinnen weiter gekommen wäre, als Belus: und er hoffe mithin, daß es ihm nicht fehl ſchlagen ſollte, zu einem gleichen Anſehen zu gelangen. Er überlegte die Mittel, die er dazu anwenden müßte; er prüfte ſich, ob er die Kräfte und Gaben hätte, die zu dieſen Mitteln nöthig wären; und er glaubte endlich, daß er genugſame Geduld, Unempfindlichkeit, Verläugnung ſein ſelbſt und Verſtellung beſäße, um mit ſeinen Abſichten zu Stande zu kommen. Es iſt wahr, ſeine Natur empörte ſich zu verſchiedenen malen wider die Strenge der Lebensart, der er ſich unterwerfen wollte; allein ſein Ehrgeiz überredete ihn endlich, daß dieſer Preiß ziemlich wohlfeil wäre, wenn man dadurch die Ehrerbietung aller ſeiner Mitbürger und die Verehrung der künftigen Zeiten erwerben konnte. Er beſchloß alſo ſeinen Anſchlag auszuführen.

Sein ſterbender Vater beſtärkte ihn gar ſehr in ſeinem Vorſatze, und lenkte ihn auf den Endzweck, den er ſich eigentlich vorſetzen mußte. Niemand hatte ſich den neuen Anordnungen des Belus widerſetzet, und ſelbſt die Prieſter der Sonne und des Monden ließen es ohne das geringſte Mißvergnügen geſchehen, daß der Göttinn Beltha oder der Venus, dadurch ein ſo großer Vorzug beygeleget wurde. Man ließ es ſich damals noch nicht einfallen,

fallen, daß die Religion zum Deckmantel des Eigennutzes gebrauchet werden könnte, wie man an den nachfolgenden heidniſchen Prieſtern, und an den Ketzern in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten gar öfters wahrgenommen hat. Allein, als die Prieſter der Sonnen und des Mondes in den nachfolgenden Zeiten gewahr wurden, daß der vorzügliche Dienſt der Göttinn Beltha auch ihren Prieſtern mehr Anſehen und Einkünfte zuwege brachte; ſo fiengen einige Vernünftige darunter an, zu zweifeln, und den wahren Bewegungsgründen des Belus auf die Spur zu kommen. Zwar unterſtunden ſie ſich nicht, etwas von ihren Zweifeln zu äußern; die Hochachtung gegen den in den Augen des Volks bereits vergötterten Belus war allzugroß: allein ſie wurden deshalb von ihren Zweifeln nicht geheilet: und der Vater des Thamus, der von ſeinem Sohne öfters gehöret hatte, daß die Entdeckungen des Belus ganz natürlich waren, konnte ſich nicht entbrechen, auf ſeinem Todtenbette ſein Herz gegen ſeinen Sohn auszuſchütten. Dieſer vertraute alsdenn ſeinem Vater ſein beſchloſſenes Verhaben, und der Vater verſchied mit dem Troſte, daß ſein Sohn den Dienſt der Sonne und ihrer Prieſter in mehreres Anſehen bringen würde.

Nunmehro fieng Thamus an, ſich die Ausführung ſeines großen Vorhabens angelegen ſeyn zu laſſen. Er ſetzte ſich gar bald bey den Babyloniern in große Hochachtung. Seine tugendhaftige und ſtrenge Lebensart, und ſein liebreiches Bezeigen erwarb ihm eine allgemeine Liebe: und er befeſtigte ſein Anſehen vornehmlich dadurch, daß er den Anfang, die Dauer und das Ende der Sonnen- und Mondfinſterniſſe viel genauer vorher zu ſagen wußte, als Belus, der bloß den Tag hatte beſtimmen können, ohne die Stunden eben ſo genau zu treffen; indem alle Wiſſenſchaften in ihrem erſten Anfange unvollkommen ſind. Dasjenige aber, wodurch ſein Anſehen auf den höchſten Gipfel geſetzet wurde, war ein fürchterlicher Comet, der damals zu Babylonien und den umliegenden Ländern geſehen wurde. Er ſtund unter dem Jupiter in dem Zeichen des Schützen, und ſah wie ein großes feuriges Rad aus. Merkurius Trismegiſtus hat denſelben ausführlich beſchrieben, und Cäſius in ſeinem Verzeichniſſe der Cometen ſetzet denſelben in das Jahr 1732. vor Chriſti Geburt. Allein ich ſehe aus einem arabiſchen Manuſcripte, daß er ſich geirret hat, und ihn einige Jahrhunderte zu ſpät rechnet; indem nach einer genauen Zeitrechnung ſeine Erſcheinung auf das Jahr 1981. vor Chriſti Geburt fällt. Dieſer Comet ſetzte alles Volk in Furcht und Schrecken; und Thamus, der denſelben durch ſeine unaufhörliche Beobachtung des Himmels wahrgenommen hatte, als er noch den Menſchen nicht beſonders in die Augen fiel, der aber aus ſeinem Laufe und Annäherung auf ſeine künftige Größe ſchloß, verkündigte denſelben nicht nur vorher als einen Bothen der erzürnten Sonne; ſondern bediente ſich auch der allgemeinen Furcht ſehr geſchickt, um dem Volke vorzuſtellen, wie groß der Zorn der Sonne wäre, daß man allen übrigen Geſtirnen ſo häufige Feſte widmete; an dieſe große, wohlthätige und alles erquickende Gottheit aber jährlich nur zweymal gedachte. Er verſprach jedoch durch ſein Gebet und Opfer ſo viel auszuwirken, daß dieſer erſchreckliche Bothe binnen einer gewiſſen Zeit, die er nach dem Laufe des Cometen wahrſcheinlich errathen konnte, nicht mehr geſehen werden ſollte: und da dieſes eintraf; ſo würde Thamus von allen Babyloniern faſt angebetet.

Jedoch Thamus ſelbſt glaubte, daß er ſein Anſehen noch mehr befeſtigen müßte, ehe er mit ſeinen Abſichten herausrücken dürfte. Er bauete ſich demnach in einem nahe bey Babylon gelegenen Walde eine künſtliche Höhle, die verſchiedene verborgene Gänge und Abtheilungen neben und unter einander hatte. In die Haupthöhle ſetzte er das Bildniß der Sonnen, welches durch ein darinnen verborgen angebrachtes Feuer einen großen Glanz von ſich gab. Gerade über dieſer Höhle war der Aufenthalt des Thamus, und die Höhle war ſo künſtlich gebauet, daß er auf einer gewiſſen Stelle, wo die ſchneckenförmigen Oeffnungen und Höhlungen der unterſten Höhle ihren Ausgang hatten, alle Wörter des Gebets verſtehen konnte, die man in der unterſten Höhle an das Bild der Sonne ergehen ließ. Sein Bruder, der ihm dieſe Höhle bauen helfen, mußte überdies in hunderterley veränderten Geſtalten in Babylon ſowohl Tages als Nachts herum ſchleichen, und ihm die darinnen vorfallende Begebenheiten und den Zuſtand der vornehmſten Familien hinterbringen. Er war alſo im Stande, auf alle an die Sonne gerichtete Gebeter ſehr ſchickliche Antworten zu geben, wodurch ganz Babel und alle umliegende Gegenden in Erſtaunen geſetzet wurden, und den Thamus faſt als einen Gott verehrten. Sein Spiel gieng um ſo beſſer von ſtatten, weil er nur den Weibern die Annäherung zur Sonne geſtattete, unter dem Vorwande, daß die Sonne über die Männer, die ihren Dienſt vernachläßiget hätten, allzuſehr erzürnet wäre. Jedoch erlaubte er, daß ſie bis in den Eingang der Höhle gehen konnten, dergeſtalt, daß ſie die vor der Sonne auf dem Angeſichte liegenden Weiber im Geſichte hatten. Gleichwie nun das ſchöne Geſchlecht viel emſiger iſt, das Lob ſeiner Günſtlinge, und wunderbare Begebenheiten auszubreiten, und gleichwie die Weiber durch den ihnen von der Sonne zugeſtandenen Vorzug ſehr gerühret waren; ſo erreichte Thamus ſeinen Endzweck auf die vollkommenſte Art; und wenn er ſich zuweilen in Babylon ſehen ließ; ſo ſchrie alles Volk: Groß iſt der Prophet Thamus, ſeine Freundſchaft und Segen walte über uns!

Nunmehr ſchien es dem Thamus Zeit zu ſeyn, ſein Vorhaben auszuführen. Sein Vorſatz war gar nicht den Belus und den Dienſt der Göttinn Beltha unmittelbar anzugreifen. Ohngeachtet der groſſen Hochachtung, in welche er ſich geſetzt hatte, ſo blieb doch das Andenken des Belus allem Volke ehrwürdig: und man glaubte, daß man gar wohl eine gleiche Hochachtung gegen zwey Männer haben konnte, die das Vertrauen der Geſtirne ſo ſichtbarlich vor ſich hätten. Thamus begrief auch gar leicht, daß er den Belus keiner Betrügereyen und Unwahrheiten beſchuldigen könnte, ohne ſelbſt wider ſich gewiſſe Zweifel rege zu machen, die ſeinen Abſichten gar nicht gemäß waren. Er beſchloß alſo, den Belus vor gut und gültig paßiren zu laſſen, und nur den Dienſt der Sonnen in gröſſeres Anſehen zu bringen. Zu dem Ende war er Willens, ein monatliches groſſes Feſt der Sonne einzuführen: und gleichwie er den Lauf der Sonne in die zwölf Himmelszeichen am erſten erfunden und beſtimmt hatte; ſo ſollte das von ihm vorzuſchlagende monatliche Feſt allemal bey dem Eintritte der Sonne in ein neu Himmelszeichen gefeyert werden. Es war auch ſeine

Abſicht, daß das Feſt ſowohl der Sonne als jedem Himmelszeichen geheiliget werden ſollte, damit die Feyertage und die Opfer um ſo mehr vervielfältiget werden müßten, und er hoffete, daß alsdenn die große Verehrung der Göttinn Beltha von ſelbſt etwas nachlaſſen würde.

Zu der Zeit beherrſchte Belus der erſte das große babyloniſche Reich. Sein Vater hatte ihm dieſen Namen aus Liebe vor das Andenken des Belus beygeleget, den er noch im Leben gekannt und ungemein hochgeſchätzet hatte. Der König Belus war ein kluger und tapferer Monarch. Das babyloniſche Reich war von keinem großen Umfange, als er den Thron beſtieg. Allein durch ſeine Siege machte er ſich alle benachbarte Völker unterwürfig, ſo daß ein großer Theil von Aſien den babyloniſchen Zepter verehren mußte. Die meiſten Geſchichtſchreiber ſetzen ihn demnach unter den babyloniſchen Monarchen zuerſt: und ſie haben ganz recht, wenn ſie das babyloniſche Reich als die erſte große Monarchie betrachten. Sie irren aber, wenn ſie glauben, daß vor ihm keine Könige zu Babylon geweſen ſind. Daher geſchieht es auch, daß die Dauer der babyloniſchen Monarchie von den Geſchichtſchreibern gar verſchiedentlich angegeben, und bald auf funfzehnhundert, bald auf zwölfhundert, bald auf tauſend; bald nur auf zwölfhundert Jahre geſetzet wird. Alle dieſe verſchiedene Zeiten kommen heraus, wenn man entweder die babyloniſchen Könige überhaupt, oder die großen babyloniſchen Monarchen, oder eben dieſelben nur bis auf die Zergliederung des babyloniſchen Reiches in die Reiche der Meder und Aſſyrer rechnet. Jedoch dieſes nur beyläufig, wir kommen wieder zu unſrer Geſchichte.

Nachdem der König Belus das babyloniſche Reich durch ſeine Siege groß und vor ganz Aſien furchtbar gemacht hatte, ſo, daß er ſeine Staaten einer vollkommenen Ruhe verſichert halten konnte; ſo war er darauf bedacht, die innerliche Verfaſſung ſeines mächtigen Staats in einen guten Zuſtand zu ſetzen und ſeinen Unterthanen die Früchte des Friedens genießen zu laſſen. Er bauete dannenhero nicht allein verſchiedene Städte; ſondern machte auch allenthalben ſolche Anſtalten und Anordnungen, die er der Aufnahme ſeines Reichs und der Glückſeligkeit der ihm unterworfenen Völker gemäß zu ſeyn erachtete. Gleichwie er in der That über die Einſicht und die Denkungsart ſeiner Zeiten erhaben war; ſo ſtellete er zuweilen über die eingeführten vielen Feſttage ernſtliche Betrachtungen an. Er fand, daß viele Einwohner zu Babylon und in den umliegenden Gegenden ſehr verarmet waren, ohngeachtet der Raub von einem großen Theile von Aſien in dieſes Herz ſeines Reichs gefloſſen war. Es iſt wahr, die Verſchwendung hatte ſich zugleich mit dieſer reichen Beute eingeſchlichen: allein er urtheilte, daß dieſe allein keine Verarmung unter einem Theile der Einwohner verurſachen könnte, wenn ſie dabey arbeiteten; indem die Verſchwendung der Reichen vielen Gewerben Arbeit und Nahrung verſchaffete. Er glaubte aber, daß eben die vielen Feyertage die Verſchwendung vergrößerten: denn jeder wäre geneigt, an dieſen Feyertagen mehr aufzuwenden; dahingegen die Arbeit und der Verdienſt an dieſen Tagen unterbliebe. Er machte den Ueberſchlag! daß die Babylonier in der That den dritten Theil eines jeden Monats mit Feyertagen und folglich mit Müßiggange zubrächten: und daß in denenjenigen

Monaten, in welchen die großen Feſte der Sonnen einfielen, ſogar die Hälfte des Monats mit Feyertagen verſplittert würde. Er faßte alſo den Entſchluß dieſe Feyertage zu vermindern. Allein über die Art und Weiſe, wie er die Sache angreifen ſollte, konnte er gar nicht einig werden. Er wußte, daß das Volk ſolche als das Hauptwerk ſeiner Religion anſah; er befürchtete, daß man ihn einer ſchlechten Ehrerbietung gegen die Geſtirne beſchuldigen würde: und er begrief, daß er die Prieſter an dem empfindlichſten Orte angreifen würde. Alle dieſe Umſtände verurſachten ihm viel Unruhe in ſeiner Seele. Er verſchloß aber dieſe unruhigen Gedanken in ſich ſelbſt. Er vertrauete ſich gegen niemand, und er hoffete noch, ein Mittel ausfündig zu machen, wodurch er ſein Vorhaben ohne große Schwierigkeit hinaus führen könnte.

Unterdeſſen, da der König Belus auf Verminderung der Feyertage bedacht war; ſo hatte Thamus ganz entgegengeſetzte Abſichten, nämlich eine Menge neuer Feſte einzuführen: und es dünkte ihm nunmehro Zeit zu ſeyn, mit dem Endzwecke ſeiner zeitherigen Anſtalten herauszurücken. Er ſtund in ſo großem Anſehen, daß er weiter nichts nöthig zu haben glaubte, als dem babyloniſchen Monarchen die Einführung ſeiner neuen Feſte, als einen Befehl der Sonne, anzukündigen. Er begab ſich demnach zu dem Könige Belus, und trug ihm in einer nachdrücklichen Rede, in welcher er alle Eigenſchaften eines Bothen der Götter genugſam ſpüren ließ, dem Willen der Sonne vor, daß man ihr und den zwölf Himmelszeichen alle Monate zu der Zeit, wenn ſie in ein neues Zeichen eintreten würde, ein großes Feſt feyern ſollte. Er beſchloß ſeine Rede, wie nach ihm alle ſelbſt aufgeworſene Dolmetſcher der Abſichten der Götter unter den falſchen Religionen gethan haben, mit der Verheiſſung, daß er ein beſonderer Günſtling der Sonne ſeyn, und alle zeitliche und ewige Glückſeligkeiten zu genießen haben ſollte, wenn er den Befehlen der Sonne gehorchen würde: Dahingegen würde die erzürnte Sonne über ihn und ſein Reich alles Unglück ergehen laſſen, wenn er ſich ihrem Willen nicht gemäß bezeigen würde.

Man kann leicht erachten, was in der Seele des babyloniſchen Monarchen vorgieng, als er dieſe vermeynte Bothſchaft der Sonne anhörete. Er war willens, die ohnedem ſchon überhäuften Feyertage zu vermindern, und hier wurde ihm die Vermehrung derſelben angedeutet. Der Zorn wollte ſich ſeiner Seele bemächtigen; allein er hatte ſo viel Gewalt über ſich, daß er denſelben unterdrückte: denn er begrief, als ein kluger Monarch, daß er wegen des großen Anſehens des **Thamus** in dieſer Sache behutſam zu Werke gehen müßte. Er antwortete alſo mit angenommener Gelaſſenheit, daß dieſes eine Sache wäre, die viele Ueberlegung erforderte; weil ein Staat ohne Arbeit und Gewerbe nicht beſtehen könnte, die durch die vielen Feyertage ſehr gehindert würden. Er wollte alſo darauf denken, wie der Wille der Sonne ohne Nachtheil des gemeinen Weſens erfüllet werden könnte, und ihm von ſeinem Entſchluſſe Nachricht wiſſen laſſen.

Als ſich **Thamus** entfernet hatte; ſo machte König **Belus** über ſeinen Antrag ernſtliche Betrachtungen. Er war ſehr zweifelhaftig, ob er dieſem Befehl der Sonne glauben ſollte oder nicht. Er hatte noch nicht das Herz, dem **Thamus** eine Betrügerey beyzumäſſen: allein er konnte doch auch nicht begreifen, daß die Sonne, wenn ſie in der That ein gütiges und wohlthätiges Weſen gegen das menſchliche Geſchlecht wäre, verlangen könnte, daß die Menſchen, zum Nachtheil ihrer Nahrung, derſelben ſo viele Feyertage widmen ſollten. Bey weiterm Nachſinnen urtheilte er, daß die Einrichtung des Belus, und die itzigen Anforderungen des Thamus ſchwerlich beyde zugleich von dem Willen der Götter herrühren könnten, und daß mithin einer von ihnen den vorgegebenen Befehl der Geſtirne erdichtet hätte. Er beſchloß endlich den Oberprieſter der Göttinn Beltha rufen zu laſſen, und ihm das Anſinnen des Thamus bekannt zu machen. Er ſetzte ſich vor, ſich gegen denſelben zu ſtellen, als wenn er dem durch Thamus geäußerten Willen der Sonne ein Genüge leiſten wollte: und nach Maaßgebung ſeines Bezeigens wollte er ſeinen wahren Entſchluß in dieſer Sache faſſen. Ja es ſchien ihm, daß ihm dieſe Sache Gelegenheit geben könnte, die beſchloſſene Verminderung der Feyertage zu Stande zu bringen, ohne daß er nöthig hätte, dem Verlangen des Thamus zu willfahren.

Der Oberprieſter der Göttinn Beltha hieß Er, und war aus dem Geſchlechte des Belus. Sämmtliche Prieſter der Beltha waren ſchon ſeit geraumer Zeit, auf das Betragen des Thamus aufmerkſam: und es war gar nicht nach ihrem Geſchmacke, daß er den Dienſt der Sonne in mehrere Aufnahme bringen wollte, weil ſie daher vor ihr Anſehen und Einkünfte verſchiedenes Nachtheil befürchteten. Sie konnten aber keine Mittel ausfündig machen, womit ſie das Vorhaben des Thamus beſtreiten konnten: denn ſein Anſehen war durch ihre Unachtſamkeit bereits zu hoch gewachſen. Der Oberprieſter Er hörete alſo hoch auf, als ihm der König Belus von dem Anſinnen des **Thamus** Nachricht gab, und dabey äußerte, daß man ſchwerlich vermeiden könnte, dem Befehle der großen Sonne ein Genüge zu leiſten. Er antwortete dem Monarchen, daß man zwar in die Glaubwürdigkeit des **Thamus** keinen Zweifel ſetzte, daß man aber dennoch in einer ſo wichtigen Sache mit großer Ueberlegung und Vorſicht zu Werke gehen müßte. Wenn es demnach der König vor gut befände; ſo wollte er die Göttinn **Beltha** und die Sonne ſelbſt befragen, ob dieſes Vorgeben des **Thamus** in der That ihrem Willen gemäß wäre: denn **Belus** hätte die Anweiſung hinterlaſſen, wie ein zeitiger Oberprieſter in wichtigen Angelegenheiten die Götter zu Rathe zu ziehen, und ihrer Antwort verſichert ſeyn könnte. Der König erlaubte ihm dieſes ganz gern, und der Oberprieſter verſprach ihm in dreyen Tagen die Antwort der Götter zu hinterbringen.

Der Oberprieſter Er beſchied alle Prieſter der Göttinn **Beltha** auf die folgende Nacht in den Tempel dieſer Göttinn, und trug ihnen das Anſinnen des **Thamus**, die Neigung des Königes, ihm zu willfahren, und die nachtheiligen Folgen, die vor ihren eigenen Nutzen daraus entſtehen würden, in einer beweglichen Rede vor. Alle Prieſter der Beltha gaben ihren Widerwillen gegen das Unternehmen des **Thamus** zu erkennen. Man redete frey von ſeinen Abſichten, und man zweifelte endlich an ſeiner göttlichen Sendung. Die Aelteſten, die in der Sternkunde am geſchickteſten waren, wurden endlich offenherzig, und bekannten, daß auch **Belus** den Lauf der Geſtirne bloß durch menſchliche Erkenntniß erfunden hätte, ohne eines vertraulichen Umgangs mit den Göttern zu genießen. Das Vorgeben des **Thamus** ſey alſo offenbar falſch, und bloß auf die Schwächung ihres Anſehens und Nutzens abgezielet. Man müſſe alſo alles anwenden, um den König in ihrer Partey zu erhalten, und den Thamus zu ſtürzen. Man verabredete ein Wunder, um das Volk von der Partey des Thamus abzuziehen. Man wollte nämlich das Bild der Göttinn Beltha dergeſtalt zurüſten, daß es an ihrem in dreyen Tagen einfallenden Feſte blutige Thränen weinen ſollte, wobey man dem Volke zu verſtehen geben wollte, daß es der Betrügerey des Thamus halber geſchehe, und übrigens gab man dem Oberprieſter Vollmacht, den König auf alle mögliche Art zu gewinnen, daß er den Thamus aus dem Wege räumete.

Der Oberprieſter ſtellete ſich zu verſprochener Zeit bey dem Könige wieder ein, und verſicherte denſelben mit einer zuverſichtlichen Miene, daß die Göttinn Beltha, und ſelbſt die Sonne, den Thamus vor einen Betrüger erkläret hätten, der ihres Namens mißbrauchte, um ſein eigenes Anſehen und Nutzen zu befördern. Er rieth zugleich dem Könige, daß er ſich der Perſon des Thamus bemächtigen, und ſeine Höhle und das vorgegebene göttliche Bild der Sonne unterſuchen laſſen ſollte; ſo würde ſich ſein geſpielter Betrug von ſelbſt entdecken. Der babyloniſche Monarch, der durch dieſe Antwort alles Licht bekam, das er in dieſer Sache verlanget hatte, ſtellete ſich, als hätte er, wegen des großen Anſehens des Thamus bey dem Volke, große Bedenklichkeiten gewaltthätig wider ihn zu verfahren. Er ſchlug aber dem Oberprieſter vor, das beſte Mittel, die Abſichten des Thamus zu nichte zu machen, wäre, daß man einige Feyertage abſchaffe, und als ein ewiges und unverbrüchliches Geſetz bekannt machte, daß dieſelben niemals vermehret werden könnten. Er zeigte ihm ausführlich, daß die vielen Feyertage der Nahrung der Unterthanen, und mithin der Wohlfahrt des Staats nachtheilig wären. Er glaubte alſo, daß das monatliche Feſt der Göttinn Beltha auf zwey Tage, das Feſt des Hermes auf einen Tag, und das Feſt des Todtenengels auf einen halben Tag geſetzet werden könnte, ohne dem Dienſte der Götter Abbruch zu thun. Hierdurch würde dem Thamus alle Hoffnung benommen, mit ſeinen Feſten durchzudringen, weil man ſo gar die bereits gewöhnlichen Feyertage verminderte: und er ſetzte lächelnd hinzu, der Oberprieſter ſollte nur die Göttinn Beltha darum befragen, er zweifle nicht, daß ſie nicht einwilligen werde, weil ſie das babyloniſche Reich lieb habe, deſſen Wohlfahrt es alſo erfordere. Der Oberprieſter, welcher die Gedanken des Königs ziemlich einſah, hielt es vor rathſam, nachzugeben und verſprach, die Göttinn dieſe Nacht zu rathe zu ziehen.

Dieſe Nacht wurde angewendet, um eine abermalige Verſammlung der Prieſter anzuſtellen, und man hielt einmüthig davor, daß man ſich dem Willen des Königs bey ſo bedenklichen Umſtänden gemäß zu bezeigen hätte, um ſich ſeines Schutzes und ſeiner Gewogenheit zu verſichern. Den folgenden Morgen erſchien alſo der Oberprieſter vor dem Könige und die Göttinn Beltha hatte eingewilliget. Der König ließ ſo fort ſeine Miniſters oder vertrauten Freunde zuſammen berufen, und trug ihnen das Anſinnen des Thamus vor, der aber von den Göttern vor einen Betrüger erkläret worden wäre. Er zeugte, daß die vielen Feyertage der Wohlfahrt des Staats nicht gemäß wären. Er wäre demnach Willens, ſens, einen Theil davon abzuſchaffen und ein ewiges Geſetz zu machen, daß niemals neue Feſte eingeführet werden ſollten. Der Staatsrath billigte in allem die Meynung des Monarchen: und es wurden ſo fort die benöthigten Befehle ausgefertiget, die des folgenden Tages auf allen Straßen und Platzen zu Babylon öffentlich bekannt gemacht werden ſollten.

Unterdeſſen hatte ſich das große Wunder ereignet, daß das Bild der Göttinn Beltha Blut weinete. Ganz Babylon lief hinzu, eine ſo unerhörte Sache zu ſehen: und die Komödie war ſo gut eingerichtet, daß es in der That ein betrübter Anblick war. Die blutigen Thränen der Göttinn, die von Zeit zu Zeit über ihre Wangen herabrolleten, eine Menge Prieſter, die mit zerriſſenen Kleidern, mit Aſche auf ihren Häuptern und mit angezogenen Säcken vor der Göttinn auf der Erde lagen, viele andre Prieſter, die im Tempel umher liefen, und ſich bald auf ihre Bruſt ſchlugen, bald die Hände empor huben und weineten, hätten das unempfindliche Herz rühren können. Die weinenden Prieſter gaben dabey dem erſtaunten und nach der Urſache dieſer Thränen ämſig forſchenden Volke zu verſtehen, daß es Leute gäbe, die ſich fälſchlich vor große Propheten und Bothen der Götter ausgäben, die aber keine andre Abſicht hätten, als die Verehrung der großen Göttinn Beltha zu ſchwächen. Man enthielt ſich den Thamus zu nennen. Allein das Volk verſtund allzuwohl, wer dadurch gemeynet würde. Viele ließen ſich wider den Thamus einnehmen: viele aber hegten vor ihm eine ſo große Hochachtung, daß ſie eher geneigt waren, die Prieſter der Beltha einer Betrügerey zu beſchuldigen. Der Auflauf breitete ſich aus dem Tempel in ganz Babylon aus: und alles Volk verſammlete ſich auf den Gaſſen und öffentlichen Plätzen, um ſich von einem ſo großen Wunder zu unterhalten; da denn die Urtheile bald vor, bald wider den Thamus ausfielen. Die Nacht machte in dieſen Unruhen nur einen Stilleſtand.

Den folgenden Tag waren abermals alle Straßen mit Volk erfüllet, und der Auflauf wurde vermehret, als der vorhin gedachte königliche Befehl von Verminderung der Feyertage auf allen Gaſſen und Plätzen publiciret wurde. Die Urtheile fielen davon verſchiedentlich. Jedoch waren die meiſten mit dieſer Verminderung zufrieden, als ſie von den Prieſtern der Beltha höreten, daß dieſe Verminderung dem Willen der Göttinn gemäß wäre.

Thamus, der ſich nichts weniger, als eines ſolchen Ausganges der Sache verſehen hatte, war ſo lange ganz ruhig geblieben, bis er von dem Wunder der weinenden Beltha und den von ihren Prieſtern dabey geführten Reden hörete. Alsdenn giengen ihm die Augen auf, und er merkte, daß er mehr Schwierigkeiten finden würde, als er geglaubt hatte. Mit einbrechenden Abende ließ er ſeinen Bruder und einige andre Anverwandten zu ſich kommen: und man beſchloß, das Bild der Sonne wegzuthun, und alle Höhlen und Gänge bis auf die Haupthöhle zu verſchütten. Dieſes wurde auch dieſe Nacht in das Werk gerichtet, und ſein Bruder mußte den folgenden Tag alle Prieſter der Sonne verſammlen, ihnen die guten Abſichten des Thamus eröffnen, und ein genaues Bündniß mit ihnen errichten. Als des Morgens früh viele Babylonier hinaus kamen; ſo ſahen ſie mit Erſtaunen, daß das Bildniß der Sonne nicht mehr vorhanden war: und Thamus erzählte ihnen, daß dieſe

Nacht die Sonne ihr Bildniß weggenommen und dem undankbaren babyloniſchen Reiche den Untergang gedrohet hatte, weil man fortfahre ihren Dienſt zu verachten. Dieſe Zeitung breitete ſich bald in ganz Babylon aus, und jedermann lief hinaus, von dieſer erſchrecklichen Zeitung nähere Erkundigung einzuziehen. Hierdurch erfuhr Thamus zugleich die Nachricht von dem publicirten Geſetze, wegen Verminderung der Feyertage. Er wurde hierdurch überzeugt, daß ſich der babyloniſche Monarch mit den Prieſtern der Beliſa verſtund, und daß man ihm alle Hoffnung abſchneiden wollte, mit ſeinen Abſichten zu Stande zu kommen.

Thamus wurde hierdurch ſehr aufgebracht: und er beſchloß mit Gewalt durchzudringen. Er hielt eine bewegliche Rede an das häufig bey ſeiner Höhle verſammlete Volk, und ſtellete demſelben nachdrücklich vor, wie langmüthig bisher die Sonne die Babylonier zu ihrem Dienſte ermahnet hätte; weil aber dieſes alles keine Wirkung gehabt hätte; ſo hätte ſie nunmehr den Untergang des babyloniſchen Reichs beſchloſſen, und ihm befohlen, ſich aus dieſem undankbaren Lande zu entfernen. Alles Volk ſchrie hierauf, daß ſie bereit wären, dem Willen der Sonne in allem zu gehorchen, und daß man den König anhalten müßte, ein gleiches zu thun. Er ſollte dem Könige die Sache vorſtellen, und ſie alle wollten ihn begleiten.

Dieſes war eben, was Thamus ſuchte. Er gieng alſo voran nach Babylon, und alles Volk folgte ihm. Der ihm nachfolgende Haufe vermehrte ſich beſtändig, als ſie in Babylon eintraten, und [illegible] ſchrien, daß man dem großen Propheten Thamus folgen müßte, um den Untergang des babyloniſchen Reichs abzuwenden. Thamus ſtund auch zuweilen ſtille, und erneuerte ſeine Rede an das Volk, wodurch er ſich immer mehr Anhänger erwarb. Endlich langte er mit mehr als funfzigtauſend Menſchen, die ihm nachfolgeten, vor dem Palaſte des babyloniſchen Monarchen an. Man ſchrie, der König müſſe den groſſen Propheten Thamus hören, und ihm folgen, weil er und ſein Reich ſonſt untergehen würde. Der König Belus, der auf die erſte Nachricht von dieſem Tumulte die Zugänge ſeines Palaſtes hatte verwahren und mit ſeinen Leibwachten beſetzen laſſen, war über dieſen Auflauf ſehr beſtürzt, und es reuete ihn, daß er ſich nicht gleich anfangs der Perſon des Thamus bemächtiget hätte. Er hatte ſeine Miniſters bey ſich verſammlet und alle riethen, daß man den Weg der Gelindigkeit anwenden müßte, damit man erſt das tumultuirende Volk auseinander brächte. Man ſendete alſo an den Thamus, daß er vor dem König erſcheinen ſollte. Dieſer nahm zwanzig ſeiner vornehmſten Anhänger zu ſich, und trat vor den König in ſeiner Rathsverſammlung

Niemals hat vielleicht nach ihm ein Rebell an ſeinen rechtmäßigen König und Herrn eine verwegnere Rede gehalten, als hier Thamus that. Er drohete nicht allein dem Könige und allen ſeinen Staaten den Untergang; ſondern er hatte ſogar die Keckheit zu ſagen, daß Könige, die den Befehlen der Götter offenbar widerſtrebten, des Thrones unwürdig wären. So gerecht der Zorn war, welcher den babyloniſchen Monarchen bey dieſen unverſchämten Reden einnahm; ſo behielt doch ſeine Klugheit über ſeinen gerechten Unwillen die Oberhand. Er verſtellete ſich alſo, und antwortete dem Thamus, daß er bereit wäre, dem Willen der Sonnen in allem Folge zu leiſten: allein eine ſo wichtige Sache ließe ſich nicht mitten in dem Getümmel des aufgelaufenen Volks zu Stande bringen. Er wollte demnach auf den folgenden Tag eine große Verſammlung aller angeſehenen Prieſter der Götter in ſeinem Palaſte anordnen: und es ſollte alsdenn das monatliche Feſt der Sonne und der zwölf Himmelszeichen dergeſtalt feſtgeſetzet werden, damit dadurch dem Dienſte der übrigen Götter kein Abbruch geſchehe, weil es ſich gar öfters fügen würde, daß das monatliche Feſt der Sonne mit andern Feyertagen zugleich fallen würde. Er ermahnete zugleich den Thamus, das Unweſen des tumultuirenden Volks nicht weiter zu befördern, ſondern jedermann nach ſeiner Wohnung gehen zu laſſen: und in dieſem Falle ſollte er ſich aller königlichen Gnade zu verſprechen haben. Thamus, der wider dieſe vernünftige Antwort des Königs mit Beſtande nichts erwiedern konnte, war hiermit zufrieden. Er verkündigte dem unten verſammleten Volke des Königs Antwort, ermahnete ſie nach Hauſe zu gehen, und begab ſich in den Tempel der Sonne, woſelbſt er doch einige tauſend Mann auf alle Fälle zu ſeiner Sicherheit bey ſich behielte.

Als ſich Thamus aus dem Staatsrath entfernet hatte; ſo hielten alle Glieder einmüthig davor, daß dieſer verwegene Betrüger den Tod verdienet hätte. Der König Belus nach ſeiner gerechten Empfindlichkeit billigte dieſes Urtheil: und man war nur bedacht, ſolche Anſtalten zu machen, daß daraus keine größere Unruhen entſtehen möchten. Man überlegte die Sache mit dem Oberprieſter der Göttinn Beltha: und dieſer verſicherte, daß wenigſtens die Hälfte der babyloniſchen Einwohner auf ihrer Seite wären. Man fand alſo um ſo weniger Bedenklichkeit, und machte zu Ausführung der Sache alle nöthige Anſtalten. Man zog alle in Babylon befindliche Soldaten in die Gegend des Palaſtes. Man beorderte die nächſt bey Babylon befindlichen Kriegsſchaaren morgen Mittag in Babylon einzurücken: und die entfernten Völker wurden gleichfalls befehliget den Marſch dahin anzutreten. Uebrigens hatte man vor der Rache des Volks keine allzugroße Furcht, weil man angemerket hatte, daß der gröſte Theil des dem **Thamus** nachgefolgten Volks Weiber waren.

Den folgenden Tag gieng die Verſammlung der Prieſterſchaft wirklich vor ſich. Als ſich das Volk häufig wieder bey dem Palaſte einſtellete; ſo ließ der König ausrufen, daß ſich ein jeder bey Strafe des Todes in ſeine Wohnung verfügen und die Entſcheidung des Königs in Ruhe erwarten ſollte. Der Anblick der vielen gewaffneten Soldaten machte, daß das Volk ſofort Gehorſam leiſtete. In der Verſammlung der Geiſtlichkeit ſelbſt ſetzte es heftige Streitigkeiten. Man verlangte, **Thamus** ſollte ſeine göttliche Sendung beweiſen. Wenn **Thamus** böſe worden und mit den Prieſtern der Sonne davon gehen wollte; ſo ſchienen die übrigen etwas nachzugeben. Hierdurch wurde **Thamus** bis gegen den Abend aufgehalten, ſo wie es von dem Könige befohlen war. Alsdenn wurde der Saal der Verſammlung auf einmal mit gewaffneten Soldaten erfüllet. Man bemächtigte ſich des **Thamus** und der Prieſter der Sonne: und der König ließ ihm andeuten, daß er, als ein ruchloſer Betrüger und verwegener Aufrührer, zum Tode verurtheilet wäre: und ſofort führte man ihn in den innern Hof des Palaſtes, woſelbſt er mit einem Dolch erſtochen und ſeine Gebeine verbrannt wurden. Die Prieſter der Sonne legte man in das Gefängniß; die Prieſter der Beltha, des Hermes und des Mendes aber mußten dieſe Nacht in dem Palaſte zubringen, wie denn überhaupt niemand herausgelaſſen wurde. Zwey Prieſter der Sonne, die ſich verkleidet in den Palaſt eingeſchlichen hatten, fanden unterdeſſen dennoch Gelegenheit nach Mitternacht zu entwiſchen.

Des Morgens früh breitete ſich der Tod des Thamus, und zugleich ein neues Wunder in Babylon aus. Dieſe Nacht nämlich hätten ſich alle Bilder aus ganz Babylon vor dem Bildniſſe der Sonne in ihren Tempel verſammlet. Das Bild der Sonne hätte den übrigen Bildern erzählet, wie grauſam und verrätheriſch der König Belus ihren getreuen Propheten und Bothen hätte umbringen laſſen. Alle Bilder wären darauf niedergefallen und hätten den Tod des Thamus die ganze Nacht hindurch beweinet: und nur mit anbrechenden Morgen wäre jedes wieder davon und an ſeinen vorigen Ort gegangen. Dieſes hätten nicht nur die jüngſten Prieſter der Sonne, ſondern auch funfzig Mann von den Anhängern des Thamus, die im Tempel Wacht gehalten hatten, mit angeſehen. So lächerlich dieſes Gedichte war; ſo fand es doch bey den Anhängern des Thamus Glauben: und gegen Mittag hatten ſich dreyßig tauſend Mann bey dem Tempel der Sonne verſammlet, die bereit waren ſeinen Tod zu rächen. Beſonders erfüllten die Weiber die Luft mit einem erbärmlichen Geſchrey über den Tod des Thamus, ihres Lieblinges, und reizten die Männer an, das

Schloß zu ſtürmen, und die Mörder des **Thamus** zu beſtrafen. Allein die ausgeſchickten Kundſchafter brachten die Nachricht zurück, daß alle Gegenden des Palaſtes ſo wohl verwahret und mit Soldaten beſetzt wären, daß man ſchwerlich etwas ausrichten würde.

In der Unentſchloſſenheit, worinnen die Rebellen waren, kamen die Prieſter der Sonne aus dem Palaſte zurück in den Tempel. Der muthige babyloniſche Monarch, der ſich vor dieſen Aufrührern gar nicht fürchtete, hatte ſie losgelaſſen, nachdem er ihnen befohlen hatte, den aufrühriſchen Pöbel zu beſänftigen; widrigenfalls ſie mit ihrem Leben davor haften ſollten. Allein dieſe Ermahnungen machten keinen großen Eindruck, nachdem ſie ſich in Freyheit ſahen. Der Bruder und die Anverwandten des **Thamus**, die mit nichts als Rache und Wuth erfüllet waren, zogen alle übrige in ihre Partey. Nach einer langwierigen Berathſchlagung in dem Tempel der Sonne, worzu man die vornehmſten babyloniſchen Bürger von den Anhängern des **Thamus** gezogen hatte, beſchloß man ſich in dem Viertel der Stadt, worinnen der Tempel der Sonne lag, feſtzuſetzen, und zugleich in alle benachbarte Städte Abgeordnete zu ſchicken, um ſie in ihre Partey zu ziehen. Dieſer Anſchlag wurde die folgende Nacht mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit vollſtrecket. Man machte dieſe Nacht, Graben, Walle und Abſchnitte: und ſo gar die vornehmſten Weiber legten dabey mit einem erſtaunlichen Eifer Hand an. Die Rebellen, ſo in andern Vierteln der Stadt wohneten, ſchafften dieſe Nacht ihre Koſtbarkeiten in das Viertel des Sonnentempels: und den folgenden Tag plünderte man alle Häuſer derjenigen in dieſem Viertel, ſo es nicht mit ihnen halten wollten. Die ausgeſchickten Emiſſarien waren auch in ihren Verrichtungen nicht unglücklich geweſen. Es fanden ſich aus den benachbarten Städten viele ein, die ſich zu den Rebellen ſchlugen, ſo, daß ihre Anzahl binnen einigen Tagen bis auf funfzigtauſend wehrhafte Männer anwuchs.

Der König und ſein Staatsrath, welche ſich ſolcher ernſtlichen Anſtalten der Rebellen nicht verſehen hatten, wurden darüber nicht wenig beſtürzt. Man ſendete Bothen über Bothen aus, daß die entfernten Kriegsvölker ihren Marſch nach Babylon beſchleunigen ſollten. Als man ein vierzig tauſend Mann beyſammen hatte; ſo ließ man die Verſchanzungen der Rebellen verſchiedene mal angreifen. Allein es ſey, daß die Soldaten nicht Muth und Luſt genug hatten, oder daß ſich die Rebellen zu hartnäckig vertheidigten; genug, alle dieſe Angriffe waren vergeblich. Die Rebellen verſtärkten ſich immer mehr. Selbſt viele Soldaten giengen zu ihnen über, zu einem deutlichen Beweiſe, daß die Triebfedern des Aberglaubens ſtärker ſind als alle heilige Bande der Treue und des Gehorſams. Die Rebellen bemächtigten ſich ſo gar durch Liſt vieler benachbarten Städte, die von Beſatzung leer waren, weil ſie den größten Theil der Bürger in ihre Parten zu ziehen gewußt hatten. Sie unternahmen auch öfters Ausfälle und Streifereyen in die andern Viertel der Stadt und verfuhren daben gegen die Anhänger der Göttinn Beltha oder vielmehr ihrer Prieſter auf das grauſamſte.

Zum Unglück von Babylon that ſich eine dritte Partey darinnen hervor. Dieſe wollte zwar von den neuen Feſten des Thamus nichts wiſſen: ſie widerſetzte ſich aber der unternommenen Verminderung der alten Feyertage und verlangte, daß alles wieder in vorigen Stand geſetzet werden ſollte; ja ſie behauptete, daß es nicht in der Macht des Königs ſtünde, in Religionsſachen etwas zu verordnen. Dieſe neuen Rebellen bemächtigten ſich des Tempels des Gottes Hermes und des Viertels der Stadt, worinnen er lag: und viele von denen Soldaten ſchlugen ſich zu denſelben. Ein arabiſches Manuſcript giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß die Prieſter der Göttinn Beltha unter der Hand dieſe Rebellion angeſponnen; weil ſie glaubten, dadurch ſich der Verminderung der Feſttage zu entbrechen, worinnen ſie nur mit Widerwillen und aus Noth dem Könige nachgegeben hätten.

Ungeachtet alle dieſe Unruhen den babyloniſchen Monarchen ſehr bekümmerten; ſo ließ er doch deßhalb ſeinen großen Muth nicht ſinken. Er zog ſeine tapferſten und getreueſten Truppen aus den Granzplätzen des Reichs an ſich, und erſetzte deren Stelle mit neugeworbenen. Er ſtellete ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Kriegesheeres, und grief die Anhänger des Thamus nicht allein aus der Stadt, ſondern auch von der Landſeite an. Verſchiedene Angriffe hatten keinen glücklichen Erfolg. Endlich glückte es aber dem Monarchen, daß er durch einen gewaltigen und allgemeinen Angriff, wobey er ſelbſt als ein gemeiner Soldat fochte, das Viertel der Stadt, welches die Verehrer des Thamus inne hatten, eroberte. Zwanzig tauſend Rebellen fanden dabey ihren Untergang. Dennoch ſchlugen ſich über dreyßig tauſend Mann durch, und begaben ſich in die benachbarten Städte, die ſie in ihrer Gewalt hatten, wohin ſie ſchon vorher die Weiber und

Kinder von ihrer Partey in Sicherheit gebracht hatten. Hier befeſtigten ſich dieſelben auf das Beſte, und beſchloſſen ſich auf das Hartnäckigſte zu wehren. Sie erfülleten auch ihren Entſchluß in der That: und König Belus konnte mit aller ſeiner Macht, Tapferkeit und Klugheit in zwey Jahren kaum drey Städte erobern. Vier wichtige Plätze aber blieben noch in ihrer Gewalt.

Dieſe unſeligen Zeiten preßten allen vernünftigen Einwohnern zu Babylon, die ſich von dem Geiſte der Rotten und der Parteylichkeit nicht einnehmen ließen, betrübte Seufzer aus: und ſie wünſchten, daß dieſe unglücklichen Unruhen geſtillet werden könnten. Man ermahnte die Prieſter des Monden, die auf keinerley Art an dieſen Streitigkeiten Antheil genommen, ſondern ſich vollkommen unparteyiſch verhalten hatten, daß ſie an Beylegung derſelben arbeiten ſollten: und dieſe ließen ſich auch darzu bereitwillig finden. Sie begaben ſich von einer Partey zur andern, und ließen es an keinen vernünftigen Vorſtellungen ermangeln, um dieſe traurigen Zwiſtigkeiten beyzulegen. Man war auch auf allen Seiten darzu geneigt. Denn die rebelliſchen Verehrer des Thammus merkten wohl, daß die überwiegende Macht des Königs endlich alle ihre in Beſitz habende Städte erobern würde. Nur wollten ſie ihr Schickſal nicht auf die Willkühr und den Ausſpruch des Königs ankommen laſſen. Man brachte endlich in Vorſchlag, daß man die Sache von allen Seiten dem Ausſpruche des großen Weltweiſen Zeroaſters anheim geben ſollte. Man hielt dieſes vor genehm, und alle Parteyen ſchwuren, daß man ſeinem Ausſpruche auf das genaueſte nachleben wollte.

Dieſes war der erſte Zoroaſter, den man gemeiniglich den chaldäiſchen zu nennen pfleget, weil er in der beſondern, zu dem babyloniſchen Reiche gehörigen Landſchaft Chaldäa, in einer angenehmen Einöde ſich mit ſeinen Schülern aufzuhalten pflegte: denn ob man gleich öfters einen großen Strich von Ländern, ja das ganze Reich Chaldäa zu heißen pflegte, ſo war doch dieſer Name auch einer beſondern Landſchaft eigen. Niemals hat ein Weltweiſer eine größere und allgemeinere Hochachtung vor ſich gehabt, als dieſer Zoroaſter, und zwar eine Hochachtung, die ſich auf keinen Aberglauben, ſondern auf wirkliche Dienſte gründete. Er unterrichtete die Menſchen nicht allein in allen bürgerlichen Pflichten, Tugenden und Sitten, ſondern gab ihnen auch alle Vortheile zu ihren Nahrungsarten und geſellſchaftlichen Leben an die Hand. Dabey war er beſcheiden und leutſelig, und von einem unſträflichen Wandel. Der König Belus ſelbſt beehrte ihn mit dem Namen ſeines Freundes. Er wollte ſich aber niemals bewegen laſſen, an ſeinem Hofe zu wohnen. Er zog die Annehmlichkeit ſeiner Einöde aller Pracht des babyloniſchen Hofes vor.

Zoroaſter, der die unglücklichen Zerrüttungen des babyloniſchen Reichs längſt mit mitleidigem Herzen betrachtet hatte, ohne Beruf aber ſich dabey nicht einmiſchen wollte, war ganz willig ſeinem Vaterlande zu dienen. Er begab ſich nach Babylon, und von da weiter zu allen Parteyen der Rebellen und Widerſpenſtigen, und nachdem er die Gründe eines jeden Theils genugſam angehöret und erwogen hatte: ſo that er folgenden Ausſpruch:

1) Es iſt eine Unvernunft, wenn die Menſchen die den Göttern vermeyntlich angethanen Beleidigungen rächen

chen wollen. Hierüber können nur die Götter ſelbſt urtheilen, und ſie haben genugſame Macht darzu. Thamus mag alſo wirklich ein Prophet, oder ein Betrüger geweſen ſeyn; ſo hat kein Unterthan ein Recht, ſich deshalb ſeinem Monarchen zu widerſetzen.

2) Die Anordnung der Feſte hängt von der oberſten Gewalt im Staate ab: und ſie kann die Einführung der neuen Feſte verweigern, oder die eingeführten vermindern, wie ſie es dem Zuſtande des Nahrungsſtandes und der Wohlfahrt der Unterthanen gemäß erachtet. Es ſey denn, daß die Götter auf eine ganz ungezweifelte Art gewiſſe Feſte ausdrücklich anbefohlen hätten.

3) Es iſt vernünftig und billig, daß Feyertage eingeführet werden, damit man ſo wohl die Ehrfurcht gegen die Götter bezeuge, und ihrem Dienſte eine von allen Sorgen und der Unruhe der Geſchäffte befreyete Zeit widme; als den Unterthanen von ihrer ſchweren und mühſeligen Arbeit eine Erquickung und Erholung gönne.

4) Es kann aber kein Feſt, das monatlich gefeyert werden ſoll, ſich über einen Tag erſtrecken, weil ſonſt die Feyertage zum Nachtheile des Nahrungsſtandes allzuſehr vervielfältiget werden.

5) Es iſt jedoch vernünftig und billig, daß einige groſſe, auf etliche Tage ſich erſtreckende Feſte im Jahre gefeyert werden, damit die Unterthanen mit mehrerem Vergnügen und Zufriedenheit ſich zu den Göttern wenden können und Anverwandten und gute Freunde genugſame Zeit haben, zu einander zu reiſen und ſich auf er laubte Art mit einander zu ergötzen. Dergleichen g

Fe

Feſte müſſen aber nicht im Winter fallen, damit die traurige Zeit keinen entgegengeſetzten Einfluß in die den Göttern gewidmete Freude haben kann.

6) Da es einer weiſen Regierung anſtändig iſt, dieſe große Feſte nach der einmal eingeführten Religion einzurichten, und durch unnöthige Aenderungen nicht zum Mißvergnügen des Volks Anlaß zu geben; ſo kann in dem babyloniſchen Reiche das große Feſt des Mondes in dem erſten Vollmond des Frühlings, das große Feſt der Sonne in den längſten Tagen des Sommers, und der Göttinn **Beltha** in den erſten Tagen des Herbſtes gleichfalls ein großes Feſt gefeyert werden. Uebrigens aber wird einer jeden von dieſen Gottheiten ſo wohl als dem Gotte **Hermes** und den übrigen Geſtirnen überhaupt monatlich ein Tag geheiliget.

7) Der König **Belus**, als ein Weiſer und gütiger Regente, wird ſeinen widerſpenſtigen Unterthanen den aus Irrthum des Verſtandes begangenen Aufruhr vollkommen verzeihen, und ſie ohne alle künftige Rache bey dem Ihrigen ruhig ſchützen und wohnen laſſen: Dahingegen werden alle zeitherige Widerſpenſtige demſelben künftig einen genauen Gehorſam und unbrüchliche Treue leiſten. Dieſes erfordert ihr eigener Nutzen, weil ſie den Schaden, den innerliche Unruhen jedem Unterthanen zuziehen, genugſam erfahren haben.

8) Unterdeſſen weil der Irrthum des Verſtandes nicht durch fremde Einſicht, ſondern bloß durch eigene Ueberzeugung verbeſſert werden kann, die ſich ohne Tyrannen nicht erzwingen läßt; ſo ſoll es allen denenjenigen, welche

in der feſten Ueberzeugung ſtehen, daß der von dem Thammus vorgeſchlagene Dienſt der Geſtirne, und die dazu gewidmeten Feſte wirklich aus Befehl der Sonne herrühren, frey ſtehen, ſich mit ihren Familien und Gütern in eine Landſchaft an der Gränze dieſes Reichs zu begeben, und daſelbſt ihren Gottesdienſt und Feſte nach ihrem Belieben einzurichten. Jedoch ſollen ſie dem babyloniſchen Reiche treu verbleiben, und jährlich ein gewiſſes Schutzgeld entrichten.

Mit dieſem Ausſpruche des Zoroaſters war der König Belus vollkommen zufrieden. Die aufrühriſchen Verehrer des Thammus ließen ſich denſelben gleichfalls gefallen. Viele darunter hatten ſchon längſt gewünſcht mit Ehren aus dem Spiele zu kommen: und die Hartnäckigſten darunter wurden durch die Bedingungen vergnüget, daß ſie ſich in eine entfernte Landſchaft begeben, und daſelbſt ihre angenommenen Religionsmeynungen in Ruhe ausüben dürften. Diejenigen, ſo auf die Herſtellung der abgeſchafften Feyertage gedrungen hatten, waren zwar am wenigſten damit vergnügt. Allein viele darunter wurden durch den groſſen Ruhm des Zoroaſters, und durch die einleuchtende Billigkeit ſeines Ausſpruches auf beſſere Gedanken gebracht, und die übrigen ſahen wohl ein, daß ſie zu ſchwach waren, der groſſen Macht des Königs zu widerſtehen. Am mißvergnügteſten waren die Prieſter der Göttinn Beltha. Ihr Zorn aber, der aller Kräfte beraubet war, mußte ſich vergeblicher Weiſe in ſich ſelbſt verzehren: denn niemand hatte Luſt ihres Nutzens und Anſehens halber ſich in neues Ungemach zu ſtürzen. Die Ruhe wurde alſo in dem babyloniſchen Reiche vollkommen wieder hergeſtellet.

Es waren nur funfzehn tauſend Mann unter den Verehrern des Thamus ſo hartnäckigt, daß ſie lieber ihre Wohnung verändern, als den von Thamus vorgeſchlagenen Gottesdienſt entbehren wollten. Sie begaben ſich in das glückſelige Arabien, und baueten daſelbſt die Stadt Saba. Sie richteten ihren Gottesdienſt daſelbſt auf die Art ein, wie er vor dieſen Unruhen in Babylon gewöhnlich geweſen war. Hierzu ſetzten ſie das vom Thamus vorgeſchlagene Feſt ein. Dieſes hieß das Feſt der weinenden Weiber, und die Weiber beweineten auf demſelben den Tod des Thamus. Er wurde in der Mitte des vierten Monats gefeyert. Daraus ſind alſo die Sabäer entſprungen, welche von vielen Scribenten als die älteſte Religion unter den Abgöttern angeführet worden. Man will von ihnen behaupten, daß ſie viele Bücher von den Patriarchen beſeſſen haben, welches Vorgeben man auf ſeinem Werth oder Unwerthe beruhen läßt. Uebrigens hat dieſe Secte ſehr lange und bis einige Jahrhunderte nach Chriſti Geburt gedauret.

Ob ſich gleich diejenigen von den Verehrern des Thamus, ſo in Babylon blieben, der neuen Einrichtung der Feſte, ſo von dem Zoroaſter vorgeſchlagen waren, vollkommen unterwarfen; ſo behielten ſie doch allemal eine große Hochachtung vor das Andenken des Thamus, und pflanzten daſſelbe in ihre Familie fort. Es muß ſich auch einige Jahrhunderte hernach ein glücklicher Zeitpunkt vor ſeine Verehrer gefunden haben, daß ſie ſogar ſeine Verehrung haben öffentlich einführen können. Wenigſtens wiſſen wir aus dem Propheten Ezechiel, daß die Babylonier einen Götzen gehabt haben, der Thamus oder Thamuz genennet worden iſt. Man weis aber aus Mangel der Nachrichten nicht, wie und auf was Art, oder bey was für Umſtänden deſſen Vergötterung von dem Staate gebilliget worden iſt.

VII.

Das Leben Junker Hanſens,

eines Landedelmanns.

Junker Hans hat ſeine Geburt einem berühmten Geſchlechte zu danken. Wenigſtens hat er das Recht, ſeinen Urſprung daraus herzuleiten. Denn alles, was die alten Bauern ſeines Dorfs von der Vertraulichkeit ſeiner gnädigen Frau Mama mit ihres gnädigen Junkers Verwalter erzählen, iſt nicht hinlänglich, ihm ſeine adeliche Geburt ſtreitig zu machen. Wir würden demnach unrecht thun, wenn wir die lange Reihe Ahnen, die er erzählet, nicht ſeine Vorfahren nennten. Es ſey denn, wir wollen alle Ahnen des Hansbachiſchen Geſchlechts adeliche Vorfahren und Aeltern unſers Junkers nennen. Wenn wir ſagen, daß er Ahnen zählet; ſo verſteht es ſich nur, daß ſie andre Leute ſtatt ſeiner zählen, oder, daß er Ahnen zählen könnte, wenn er wollte. Junker Hans ſelbſt hat ſich niemals in der Geſchichte ſeines Hauſes vertiefet. Die Kenntniß ſeiner Ahnen iſt niemals über ſeinen Aeltervater geſtiegen. Es iſt ihm bekannt, daß derſelbe ein Edelmann geweſen iſt, und daß derſelbe einen adelichen Sohn gezeuget hat, welcher ſein adelicher Großvater geworden iſt. Er kann es auswendig herſagen, daß dieſer ſein adelicher Großvater abermals einen adelichen Sohn erzielet hat, welcher ſein adelicher Vater iſt. Ich wollte es aber niemand rathen, daß er einigen Zweifel bezeigte, Junker Hans ſey nicht der adeliche Sohn ſeines adelichen Vaters. Weiter kennet er niemand von ſeinem Geſchlecht. Er weis nur, daß ſeine Verältern vor 5 bis 600 Jahren berühmte Leute geweſen ſind, und ihren Adel durch Tugend und Verdienſte erworben haben. Dieſes kann ihm aber auch genug ſeyn. Wer wollte ihm zumuthen, daß er mehr wiſſen ſollte?

Weil es die Pflicht eines Geſchichtſchreibers erfordert, daß er ſich um das Geſchlecht ſeines Helden bekümmert: ſo bin ich nicht willens, mir hierinnen einen Vorwurf zuzuziehen. Ich habe mir demnach äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen, von den Thaten der adelichen Vorfahren unſers Junkers richtige Nachrichten einzuziehen. Ich finde auch, daß dieſes Geſchlecht vor einigen Jahrhunderten große Leute hervorgebracht hat. Die Geſchichte verſichern mich, daß Kanzler, Abgeſandten, kaiſerliche und churfürſtliche Räthe, Generals und Obriſten daraus entſproſſen ſind. Allein in den letzten 6 bis acht Zeugungen habe ich nichts mehr erfahren können, als daß die Vorfahren unſers Junkers gebohren ſind, daß ſie geheyrathet und Kinder gezeuget haben, und daß ſie geſtorben ſind. Ich vermuthe noch, daß ſie gegeſſen und getrunken haben. Denn da ich dieſe Nachricht groſtentheils aus den Kirchenbüchern habe nehmen müſſen: ſo habe ich darinnen gefunden, daß ein Pfarrherr bey dem Todestage eines Junkers aus dieſem Hauſe, noch zugleich ſeine

Verdienſte anmerket. Die Gaſtfreyheit macht hier ſeine vornehmſte Tugend aus. Der Pfarrherr rühmet, daß er allemal hätte dabey ſeyn müſſen, wenn der Seligverſtorbene die benachbarten Junker bewirthet hätte. Auch ſey er ſo chriſtlich geweſen, ihn, ſo lange als er dem Pfarramt verſtünde, wöchentlich zweymal zu Gaſte zu bitten; da er denn allemal bis in die ſpäte Nacht bey ihm bleiben müſſen. Nur der urälter Vater unſers Junkers iſt im Kriege ſo hoch geſtiegen, daß er Fähndrich geworden iſt. Allein weil ſein Regiment einem Feldzuge wider die Türken beywohnen ſollen; ſo hat er abgedankt. Ich finde an dem ruhigen und friedlichen Bezeigen der neuern Vorfahren unſers Junkers gar nichts zu tadeln. Dieſes Geſchlecht hatte bereits Verdienſte genug eingeſammlet. Wo hätte es ſo vielen Vorrath verwahren können, wenn die Nachkommen mehr Verdienſte zuſammengeſcharret hätten. Nein! es war ſehr wohl gethan, daß ſie von dem hinterlaſſenen Schatz der Verdienſte ihrer Vorfahren in der Stille zehrten. Sie haben Gott Lob noch keinen Mangel daran erlitten; und es iſt zu vermuthen, daß in der Schatzkammer des Hauſes noch ſo viel Ruhm, Tugenden und Verdienſte von ihren berühmten Vorfahren vorhanden ſind, daß ſich Junker Hanſens adeliche Kinder bis auf viele Zeugungen hinaus damit behelfen können.

Junker Hans ließ ſchon in ſeiner erſten Kindheit viel Fähigkeit von ſich blicken. Er gab ſchon damals zu erkennen, daß er dereinſt ein braver Edelmann werden wurde. Ich muß hier zum Verſtändniß meiner Leſer anmerken, daß für einen Edelmann keine andre Fähigkeit erfordert wird, als daß er weis, daß er ein Edelmann ſey. Dieſes macht ſeine Hauptwiſſenſchaft aus.

Wenn wir Edelleute finden, die ſich in ihrer Jugend auf andre Dinge befleißigen, oder, die gar die Verwegenheit haben, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen; ſo können wir ſicher ſchließen, daß ſie die Vorzüge ihres Standes nicht verſtehen. Unſer kleiner Junker hatte die Vorrechte ſeiner Geburt vollkommen inne, als er noch die erſten Hoſen trug. Mehr als hundertmal hat er den Bauerkindern, welche ſeine tägliche Geſellſchaft ausmachten, wenn ſie ſich ſeinem Willen nicht gemäß bezeigten, mit dürren Worten unter die Augen geſagt, daß er ein Junker, und daß er ein Edelmann wäre. Er beſaß dieſe nöthige Wiſſenſchaft eines Edelmanns in einem Grad, der ſein Alter übertraf. Niemals hat ein Edelmann in ſeiner Kindheit von den Eigenſchaften ſeines Standes richtigere Begriffe gehabt, als unſer Junker. Kaum hatte er das ſiebende Jahr ſeines Alters erreicht, als er zu dem Sohn eines benachbarten Edelmanns gleichen Alters, welcher auf ſeines Vaters Befragen zu erkennen gab, daß er ſich einmal dem Studiren widmen wollte, mit einer wohlanſtändigen Dreuſtigkeit ſagte: ob er denn ein Bärenhäuter werden wollte.

Die adelichen Aeltern unſers hoffnungsvollen Junkers ließen es an einer guten Erziehung gar nicht ermangeln, um ihn zu dem vorzüglichen Stande, den er in der Welt führen ſollte, würdig zu machen. Nächſt der Hauptwiſſenſchaft eines Edelmanns, die wir unſern Leſern angezeiget haben, ſind noch einige Nebenwiſſenſchaften nöthig. Jedes von den Aeltern bemühte ſich alſo zu ſeinem Antheil alles Ernſtes, dieſelben ihrem Kinde beyzubringen. Der gnädige Herr Papa lernte ihn zu Pferde ſitzen, das Gewehr auf einen Haſen loſen, mit einer

Wohlanſtändigkeit ein Glas Wein, oder auch im Fall der Noth ein Glas Bier trinken. Die gnädige Frau Mama aber zeigte ihm, wie er eine recht adeliche Beugung machen müſſe, und wie er eine adeliche Dame führen ſolle: und dieſes lehrbegierige Kind hatte einen ſo fähigen Kopf, daß er alle Arten der adelichen Flüche, deren ſich ſein gnädiger Herr Papa bediente, von ſich ſelbſt begrief. So fähig aber ſein Geiſt war: ſo koſtete es doch ſehr viel Mühe, ehe er ſich die Geſchicklichkeit erwarb, ein Gewehr loß zu ſchießen. Eine entſetzliche Furcht und ein ängſtliches Zittern überfiel ihn allemal, wenn er die Flinte in die Hand nehmen ſollte. Viele haben daraus gemuthmaßet, daß der Vorrath der Herzhaftigkeit in der Schatzkammer des Hauſes ſchon ſehr gering ſeyn müſſe. Allein ich kann ihrer Muthmaßung vielerley Urſachen wegen nicht beytreten. Genug, unſer Junker begrief endlich dieſe einem Edelmann ſo nöthige Wiſſenſchaft: und ſein Vater hatte eine ſo große Freude darüber, als ein bürgerlicher Vater nimmermehr haben kann, wenn ſein Sohn in Prima kommt, oder gar auf die Univerſität geht. Seit der Zeit hat niemand mit mehrerm Witz einen Haſen oder Rebhun ſchießen können, als Junker Hans.

Unter ſo vieler Hoffnung erreichte unſer Junker das funfzehende Jahr ſeines Alters. Man kann nicht leugnen, daß er in den Wiſſenſchaften, worinnen die verächtlichen bürgerlichen Kinder auferzogen werden, nicht das geringſte begriffen hatte. Kaum konnte er ſeinen Abendſegen leſen, und kaum konnte er ſeinen Namen ohne Fehler ſchreiben. Allein dieſes iſt auch überflüßig genug vor einen vollkommenen Edelmann. Wodurch würde ſich derſelbe ſonſt von einem bürgerlichen unterſcheiden, von dieſer nichtswürdigen Sorte der Menſchen, über die er unendlich weit erhaben iſt, und zu deren Seelen und Körpern bey weiten nicht ein ſo edler und würdiger Stoff iſt, als zu den Adelichen. Jene Elenden müſſen ſich durch Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaften in der Welt forthelfen. Allein ein Edelmann hat ſchon von Geburt ſo viel Fähigkeit und Vorzüge, daß er nichts mehr nöthig hat. Unſer Junker war alſo nach ſeiner Art vollkommen, da er mittelmäßig leſen und ein paar Worte ſchreiben konnte. Dieſe Wiſſenſchaft hatte er theils bey dem Dorfſchulmeiſter begriffen, der dann zur Belohnung ſeines unermüdeten Fleiſſes, wenn er ein ſo vornehmes Reiß zu ſeinem hohen Stande würdig, und der Republik nützlich gemacht hatte, den Ehrentitel Herr Cantor bekam. Theils hatte er auch vieles davon denen Studenten zu danken, denen der gnädige Herr Papa, nach Maaßgebung des adelichen Standes, allemal den Hofmeiſtertitel beylegte, davon aber keiner dieſem wichtigen Amt über ſechs Wochen vorſtund. Man glaubt, die gnädige Frau Mama unſers Junkers ſey Urſache geweſen, daß die Herren Hofmeiſters in ihren hohen Bedienungen nicht länger verharren wollten, oder durften. Sie hatte es nämlich unmöglich mit Gelaſſenheit anſehen können, daß ein Bürgerlicher, als ein ſo geringer Menſch, ihrem hochadelichen Sohne Befehle geben ſollte. Dagegen war ſie überzeugt, daß der Herr Cantor allemal ſehr viel Betracht vor den Adel machte: und daß ihr Sohn ausüben konnte, was er wollte.

Ich weis nicht, aus was vor Urſachen der Vater unſers Junkers damals für nöthig befand, ſeinen Sohn

Kriegsdienſte annehmen zu laſſen. Man iſt in der Nachbarſchaft noch nicht einig, ob ihn das Beyſpiel ſeines eigenen Großvaters hierzu aufgemuntert hat, welcher, wie ich bereits erzählet habe, ſich durch ſeine Tapferkeit bis zu dem Poſten eines Fähndrichs geſchwungen hat; oder ob er ſich gar ohne Grund von der Befürchtung einnehmen laſſen, daß endlich ſo wohl die zeitlichen, als die verdienſtlichen Güter ſeines Hauſes abnehmen würden, wenn ſein hoffnungsvoller Sohn nicht neue Schätze einſammlete. Genug! unſer Junker nahm wirklich Dienſte: und nachdem er vier Wochen die Flinte getragen hatte; ſo wurde er von dem Kriegsglücke ſo günſtig angeſehen, daß er die Stelle eines Fahnjunkers erlangte. Ein Pferd, womit der gnädige Herr Papa ſeinen Hauptmann beſchenkte, mag wohl zu dieſem Glück ſehr viel beygetragen haben.

Unſer Junker lebte einige Jahre in ſeinem neuen Stande ganz vergnügt. Ob zwar öfters in ſeinem Dienſte Fehler vorfielen, und ob ihm gleich die Kriegsübungen nicht recht in Kopf wollten; ſo war doch ſein Hauptmann und ſeine übrigen Officiers ſo gütig, daß ſie es allemal bey Ermahnungen bewenden ließen.

Der Herr Papa war nunmehr gar willens, ſeinem Sohn zu der Fähndrichsſtelle behülflich zu ſeyn. Er ſchrieb deswegen an den Hauptmann, und erboth ſich zu der dabey nöthigen Erkenntlichkeit. Der Hauptmann aber antwortete ihm ganz deutlich, daß bey der itzigen Beſchaffenheit ſeines Sohnes keine Hoffnung hierzu vorhanden wäre. Der Vater ſollte bedacht ſeyn, ſeinen Sohn hierzu fähiger zu machen. Er ſollte ihn die artigen Uebungen des Leibes lernen laſſen. Er ſollte ihn einem tüchtigen Menſchen untergeben, daß er nicht gar zu unwiſſend wäre, oder daß er wenigſtens einen geſchickten Brief ſchreiben lernte. Ungeachtet Vater und Sohn nichts weniger als auf Beobachtung dieſes Raths bedacht waren; ſo ließen ſie doch die Hoffnung zur Fähndrichsſtelle nicht ſinken. Sie wurden nur erſchrecklich böſe, daß der Hauptmann ſo ſchlechte Begriffe von den Vorzügen eines Edelmanns hatte. Im übrigen aber genoß unſer Fahnjunker bey ſeinem Soldatenleben noch immer eine glückliche Zufriedenheit.

Allein, wer kann ſich eines beſtändigen Glücks rühmen; und wo ſind jemals Stand, Vorzüge und Verdienſte kräftig genug geweſen, die Unglücksfälle abzuwenden. Der Hauptmann unſers Fahnjunkers, der ſich öfters zu Vierteljahren auf ſeinen Gütern aufhielt, und deſſen Compagnie bey einer allzugroßen Gelindigkeit der Officiers ganz verwilderte, hielt bey dem Obriſten des Regiments um einen andern Lieutenant an. Der Obriſte willfahrete ihm hierinnen. Der neue Lieutenant war ein ſcharfer, ordentlicher und arbeitſamer Mann, der ſeinen Untergebenen nicht zweymal einerley Fehler ſchenkte. Seine perſönlichen Eigenſchaften hatten ihn zu dieſer Stelle erhoben. Er hatte alſo nicht den geringſten Betracht vor die Vorzüge des Adels, ſondern allein die Beobachtung des Dienſtes und Verdienſte waren achtbar in ſeinen Augen. Man wird leicht vermuthen, daß er zum Unglück für unſern Fahnjunker ein Bürgerlicher geweſen ſey. Bey dieſem Manne erreichte das ruhige Soldatenleben unſers Fahnjunkers gar bald ſeine Endſchaft. Kaum waren vier Wochen verfloſſen, als ſchon ſcharfe Verweiſe vorfielen; und als dieſe nichts fruchten wollten; ſo machte endlich des Lieutenants Degen auf unſers Fahnjunkers Rücken ganz unſanfte Luftſprünge.

Je ungewöhnlicher unſerm Junker dergleichen Begegnungen waren, deſto ſchmerzlicher fielen ſie ihm. Er hoffte anfangs, der Lieutenant würde ſich eines beſſern bedenken, und in der Folge vor die Hoheit eines Edelmanns mehr Achtbarkeit haben, zumal da er ſelbſt keiner wäre. Allein es erfolgte nichts weniger als dieſes. Der Lieutenant fuhr fort, unſern Junker zu beſtrafen, wenn er in ſeinem Dienſt etwas verſah. Endlich konnte er dieſes unadeliche Verfahren nicht länger ausſtehen. Er ſchrieb dannenhero an ſeinen Vater nachfolgenden Brief:

Hochwohlgebornehr Herr

Gnätiger Herr Paba

Wenn Sie noch vein geſuhnd ſiend und die liebe Mama auch, und auch meine Frehlen Schweſter: ſo wiehrt es mihr angenehm ſiend. Lieber gnätiger Herr Paba, es keht mihr kanß ſchlecht, drum muß iq an Sie ſchreibe, die neie Leitenamt, den wir gekriegen haben, iſt kanß des teivels, der iſt ſo ſcharhf, daß es keun Menſche nich ausſtehen kan, ehr hat miq wohl, [illegible] mahl einen dummehn Schueit geheuſſen und hat miq auch ſchohn 41 mahl geſuechtelt, Geſtehrn hat ehr miq geſuechtelt, das iq dieſe Schmühlen auf dem Puckel habe, wen iq noch waß thuhte, ich thuhe kar nichs. Nichs als den Rabbert hatte iq gehſtern verſchlaven, darum hat ehr miq ſo tracdirt, wenn mahn ein Hunt wehre, ſo kente euner nich erger tracdirt werten, und der Leitenamt iſt doch nich einmahl nowel. Iq kan es nicht lenger ausſtehe, darum bitte iq laſen Sie miq doch nicht lenger unter den Soldaten. Iq werte doch liebr mich abzuziehen: thuhen Sie es ja, iq krebire mich ſonſt zu Tode, oder iq muſz kahe daſen lawen. Grießen Sie doch alle Edellende in der Nagbarſchaft und auch dem Herrn Pfarre. Der iq ferbleibe ſo lange als iq lewe

Meines gnätigen Herrn Paba.

gehorſamer Sohn.

Hanß von Haußbach.

Der gnädige Herr Papa wurde über dieſe üble Nachricht von ſeinem Sohne ſehr aufgebracht. In der erſten Hitze drohete er, den Lieutenant todt zu ſchießen. Ich glaube, daß er ſchon zu dieſem Ende den ganzen Vorrath der Herzhaftigkeit, den ſeine Vorfahren in der Schatzkammer des Hauſes hinterlaſſen haben, zu ſich genommen hatte. Allein, es ſey, daß dieſe Waare allzuverlegen war, oder daß ſich ſein Eifer aus andern Urſachen verminderte. Genug, er faßte einen andern Entſchluß. Er ſchrieb nur an ſeinen Sohn in folgenden Ausdrückungen:

Hochwohlgebohrner Herr

Liebber Sohn

Es thut mir ſähr leid mein liebber Sohn, daß dich dem Leutenant ſo übel tractirt. Es ergert mich nicht vor die lange Weile, daß ich ihm bald was anders gewieſen hätte; man ſiehet es ſchon, daß er ein Biergerlicher iſt, aus ſolcher Tractirung, denn wenn er nobel wehre: ſo würde er mehr Regard vor einem Edelmann haben, zumahl vor ſo ein altes Geſchlecht alß unſre Familie, Gott ſey Dank, iſt; vielleicht ſeyn die Vorältern dieſes niehtrigen Kärls bey unſer Ahnen Schuhbuter oder Träſcher geweſen: doch daß laß mir ſeyn liebber Sohn, der Kärl ſoll dir nicht länger zu commandiren haben, oder ich will meinen Kop nicht ſanfte legen, du ſollſt deine Dimiſſion haben, weil ich an den Obriſten ſchreiben will, laß dir underdeſſen auf 2 Monat Uhrlaup geben, wenn der Leitenamt nicht will, ſo labe ihn ja die Lunge nicht, daß du ihm gute Worte giebſt, ſondern gehe recte zum Obriſten. Ich verbleibe

Dein

Getreuer Vater.

Hanß, Chriſtoph von Hanßbach.

Ich beſorge, daß einige meiner Leſer über den Titel: Hochwohlgebohrner Herr, den hier der Vater ſeinem Sohne beylegt, gewaltig lachen werden. Allein mich deucht, daß ihnen dieſes Lachen ſehr gereuen ſoll. Vermuthlich werden es nur bürgerliche Leſer ſeyn, die ſich ſo weit vergehen. Ich ſehe mich demnach genöthiget, ihnen zu ſagen, daß ſie nicht den geringſten Begriff von der adelichen Schreibart haben. Es iſt nichts gewöhnlicher unter dem Adel, als daß ſich die Geſchwiſter unter einander, und die Aeltern gegen ihre Kinder des Titels: Hochwohlgebohren bedienen. Ich kann mich rühmen, daß ich die Gnade gehabt habe, mehr als zehn dergleichen Briefe zu ſehen, wo das Hochwohlgebohren niemals vergeſſen war. Ja ich bin ſo glücklich geweſen, einen Brief einer adelichen Mutter an ihren adelichen Sohn in Händen zu haben, der ſich mit: Hochwohlgebohrner Herr, gnädiger Herr Sohn, anfieng. Ich zweifle nunmehr gar nicht, daß alle meine Leſer nach dieſer Nachricht eine ſehr ernſtliche Miene annehmen werden.

Nach dieſer Anmerkung wenden wir uns wieder zu dem Held unſerer Geſchichte. Wir treffen denſelben nach erhaltenen Urlaub auf dem Rittergut ſeines Vaters an. Hier erweichte vollends die Erzählung ſeines erlittenen Unrechts das Herz ſeines gnädigen Herrn Papa; und die gnädige Frau Mama ergrimmete ſo ſehr über die Verwegenheit eines geringen bürgerlichen Menſchen, als gedachter Lieutenant war, daß ſie ihn aus gerechten Eifer mit den Zähnen zerriſſen hätte, wenn derſelbe in ihrer Gewalt geweſen wäre. Der alte Herr beſchloß endlich, ſeinen Sohn nicht weiter der grauſamen Kriegszucht zu überlaſſen: und mehr als einmal verdachte er es allen Potentaten der ganzen Welt, daß ſie den geringen bürgerlichen Menſchen Officierſtellen ertheilten, wodurch ſie öfters das Recht erhielten, über Edelleute zu befehlen. Er ſchrieb an den Obriſten des Regiments, und bat ſich den Abſchied vor ſeinen Sohn aus. Weil er haben wollte, daß ſein Sohn Gelegenheit haben ſollte, dereinſt in Geſellſchaften mit Ehr und Ruhm von ſeinen Kriegsdienſten zu reden; ſo hielt er an, daß man ihm in dem Abſchiede den Fähndrichstitel beylegen möchte. Der Glanz von dreyßig Ducaten, die der Herr Vater zugleich mit überſchickte, ſtärkten die Augen des Herrn Obriſten ſo ſehr, daß er alle Verdienſte unſers Junkers einſah, die ihn hierzu würdig machten. Er erhielt alſo, was er ſuchte. Allein Junker Hans hatte die Großmuth, ſich von den Bauren des Dorfs niemals Herr Fähndrich heißen zu laſſen. Er ſagte zu dem Dorfrichter, daß er die Hoheit ſeiner Geburt der Fähndrichſtelle weit vorzöge. Die Bauren ſollten ihn alſo nur gnädiger Herr heißen. Der Fähndrichstitel wurde alſo vergeſſen: und wenn man im Dorfe oder in der Nachbarſchaft von ihm redete; ſo pflegte man ihn nach wie vor Junker Hans zu heißen, oder auch den jungen Herrn zu nennen. Wir wollen alſo gleichfalls einen Titel fahren laſſen, den unſer Edelmann niemals hochgeachtet hat: und er ſoll ferner in unſerer Geſchichte Junker Hans heißen.

Nunmehr bemühete ſich unſer Junker mit Ernſt, ſich als ein rechter Edelmann in der Welt aufzuführen. Ungeachtet er die hierzu nöthigen Wiſſenſchaften bereits vollkommen begriffen hatte: ſo ſchämte er ſich doch gar nicht, alle Tage mehr zu lernen. Es gehöret allerdings zu den Eigenſchaften eines rechten Edelmanns, daß er Pferde und Wagen geſchickt regieren kann. Hilf Himmel! was würden nicht die gnädigen Fräuleins denken, wenn ein junger Edelmann nicht mit adelichen Geberden den Platz des Kutſchers einnehmen könnte. Sie würden gewiß an ſeinem alten Adel großen Zweifel tragen. Dieſe nöthige Geſchicklichkeit ermangelte noch unſerm Junker. Allein ſein unermüdeter Fleiß wußte ſich dieſelbe gar bald zu erwerben. Seines Vaters Sonntagskutſcher wurde gegen einige Kannen Bier ſein Lehrmeiſter. Er hatte es ſeinem fähigen Kopfe zu danken, daß er binnen acht Tagen dem bärtigſten Kutſcher in ganz Teutſchland nichts nachgab. Es war nur mit Luſt anzuſehen, wenn Junker Hans mit einem Wagen voll adelichen Frauenzimmers dahin rennte.

Seine Bemühung etwas zu lernen, erſtreckte ſich nicht allein auf eine geſchickte adeliche Aufführung: ſie hatte auch wichtigere Dinge zum Endzweck. Hieher gehöret die lobenswürdige Sorgfalt, ſchon bey Lebzeiten ſeines Herrn Vaters die Regierungskunſt über das ihm dereinſt anfallende Dorf und Unterthanen zu erlernen. Dieſes preiswürdige Beſtreben war nicht ohne Frucht. In einem halben Jahre wußte er ſo gut über die Bauren zu tyranniſiren, als der allerſtrengſte Alleinherrſcher eines Dorfs in ganz Teutſchland. Niemand durfte ſich unterſtehen, ſeinen Abſichten im geringſten entgegen zu handeln, wenn er nicht auf einen Tag in ein finſtres Loch geworfen werden wollte: und niemand durfte etwas an der, ihm und ſeinen Hunden ſchuldigen Ehrfurcht ermangeln laſſen, wenn er nicht mit dieſem Gefängniß bedrohet ſeyn wollte. Allemal, wenn er von der Jagd zurück kam, beſuchte er ſeines Vaters Frohner: und oftmals hat er ihnen mit nachdrücklichen Prügeln zu erkennen gegeben, wie ſcharf er dereinſt unter ſeiner gerechten Regierung die Nachläſſigen beſtrafen werde.

Ich getraue mir nun, meinen Junker als ein vollkommnes Muſter eines rechten Edelmanns aufzuführen. Alle zu dieſem Stande nöthige Eigenſchaften beſaß er im höchſten Grade. Niemals hat ſich ein Edelmann feindſeliger gegen die Haſen und Rebhüner erwieſen: niemals hat ein Edelmann vortreſſlichere Jagdhunde gehabt: niemals hat ein Edelmann das Getraide und den Rübeſaamen ſeiner Bauren durch die Jagd ſo ſehr verwüſtet: niemals hat ein Edelmann mehr Hunde in ſeinem Gehege todtgeſchoſſen: niemals hat ein Edelmann eine unumſchränktere Herrſchaft über ſeine Bauren ausgeübet: niemals hat ein Edelmann witzigere Flüche ausgeſtoſſen: niemals hat ein Edelmann mit größerer Wohlanſtändigkeit ein Glas Wein oder Bier austrinken können: niemals hat ein Edelmann zierlicher auf dem Kutſcherbocke geſeſſen: niemals, ſage ich, hat ein Edelmann alle dieſe adelichen Geſchicklichkeiten mehr, beſſer, artiger, und geſchickter ausgeübet, als Junker Hans.

In der Hauptwiſſenſchaft eines Edelmanns hat unſer Junker nie ſeines gleichen gehabt. Ich verſtehe dadurch, daß niemals ein Edelmann mehr gewußt habe, daß er Edelmann ſey, als der Held unſrer Geſchichte. Was würde ihm aber dieſe vortreffliche Wiſſenſchaft genutzt haben, wenn er dieſelbe nicht ausgeübet hätte. Nein, Junker Hans hat ſein Pfund nie vergraben. Alle bürgerliche Menſchen waren unendlich niedrig und verächtlich in ſeinen Augen. Er konnte es ſchmerzlich mit Gelaſſenheit anſehen, wenn ſich eine bürgerliche Manns- oder Weibsperſon eines Kleidungsſtücks oder einer neuen Mode bediente, die er und andre adeliche Perſonen zu tragen pflegten. Ob er zwar ſonſt nicht allzuberedt war, ausgenommen, wenn er ſich unter ſeinen Jagdhunden befand, ſo machte doch der angebohrne Eifer ſeine Sprachglieder ſo geſchickt, daß er mit einer verwundernswürdigen Beredſamkeit ſolche Verwegenheit richten konnte.

Wenn er ſich ja ſo weit erniedrigte, daß er Bürgerliche ſeines Umgangs würdigte; ſo geſchah es doch nur, wenn keine adeliche Geſellſchaft vorhanden war, oder wenn er Luſt hatte, gnädiger Herr, zu heißen.

Selbſt der neue Adel wurde über alle Maaßen geringſchätzig von ihm angeſehen. Man kann mit Grunde behaupten, daß er ſich ſelbſt übertraf, wenn in den altadelichen Geſellſchaften der neue Adel der Stoff der Unterredung war. Hier hat er oftmals Spöttereyen hervorgebracht, die für Junker Hanſen noch witzig genug waren. Nicht allein diejenigen wurden der Gegenſtand ſeines Spottes, die ſich für ihr gut Geld einen Brief voller Tugend und Verdienſte erkauft hatten, ſondern er verſchonte auch diejenigen nicht, die ſich durch ihre Verdienſte den Adel erworben hatten, und die wichtigen Aemter in der Republik bekleideten. Ja ſein Eifer vor dem alten Adel gieng ſo weit, daß er von dem neuen Adel derejenigen verächtlich redete, die ſich durch ihre Geſchicklichkeit und Weisheit ſo hoch erhoben hatten, daß die Geheimniſſe des Staats durch ihre Hände giengen. Man hat angemerkt, daß er ſein Ha! Ha! Ha! niemals zierlicher, als bey dergleichen Gelegenheiten ausgeſtoßen hat.

Acht Jahr verſtrichen unter dieſen ruhmwürdigen adelichen Verrichtungen. Wenn ich meinen Leſern keine beſondre Vorfälle mittheilen kann: ſo darf man mir hierbey nichts zur Laſt legen. Die Schuld liegt an dem Held meiner Geſchichte. Die Tage dieſer acht Jahre ſind einander in Anſehung der adelichen Beſchäftigungen ähſers Junkers ſo ähnlich geworden, als ein Rabe dem andern. Ich wüßte nichts, was Junker Hans binnen dieſer Zeit verrichtet hätte, davon ſich nicht ein jeder Leſer aus meiner Erzählung eine richtige Vorſtellung machen könnte. Ich weis zwar ſehr wohl, daß man in der Nachbarſchaft viel von unſers Junkers Liebesbegebenheiten mit ſeines Vaters Mägden erzählet. Man nennet zwey Viehmägde und eine Köchinn, die ſich binnen dieſen acht Jahren plötzlich vom Rittergute wegbegeben müſſen, weil ſie ſich geſegneten Leibes befunden. Allein, da ſich niemals eine von ihnen unterſtanden hat, die Frucht ihrer Liebe unſerm Junker öffentlich beyzumeſſen; ſo würde ich wider die Pflicht eines Geſchichtſchreibers handeln, wenn ich hiervon als von einer unfehlbaren Wahrheit reden wollte. Es mag demnach alles, was hierbey vorgegangen iſt, ein Geheimniß dieſer Verliebten bleiben.

Der Vater unſers Junkers beſchloß um dieſe Zeit den preiswürdigen Lauf ſeines Lebens. Hier fangt ſich ein ganz andrer Auftritt des Lebens unſers Junkers an. Wir ſehen, daß er im Begriff iſt, das mühſame Ruder der Regierung über ſechs Bauren und funfzehn Hinterſattler in die Hand zu nehmen, und ſich huldigen zu laſſen. Wir werden gewahr, daß er beſchäfftiget iſt, bey dem Antritt ſeiner glorwürdigſten Regierung wichtige Staatsveränderungen vorzunehmen. Wir finden ihn, daß er ſeinen erſten Staatsbedienten, ich will ſagen, ſeinen hochadelichen Gerichtshalter, der das Unglück gehabt hatte, ſich noch bey Lebzeiten ſeines Vaters ſeine Ungnade zuzuziehen, abſetzet, und dieſen wichtigen Poſten einem andern anvertrauet. Wir erblicken ihn endlich, daß er mit

Heyrathsgedanken umgebet, daß er das Verlangen und die Wünſche ſeiner getreuen Unterthanen erfüllet, welche einen Erben ſeiner Güter, ſeiner hohen Eigenſchaften und ſeiner Verdienſte von ihm haben wollen. Dieſe Vorfälle, und die Begebenheiten ſeines folgenden Lebens, ſind ſo wichtig, daß ſie bey einem Geſchichtſchreiber neue Kräfte erfordern. Wir werden alſo, ſo zu ſagen, hier Athem holen, und den erſten Theil von dem Leben Junker Hanſens beſchlieſſen. Weil wir noch einige Urkunden aus dem Archiv des Hauſes nöthig haben; ſo können wir nicht wiſſen, ob wir unſern Leſern in den nächſten zehen Monaten einen neuen Theil zu liefern im Stande ſind. Wir werden aber alle unſre Sorgfalt dahin gerichtet ſeyn laſſen, daß die Welt dieſe nützliche Geſchichte nicht allzulange entbehren müſſe.

Es iſt nöthig, daß wir noch ein Wort mit denenjenigen Edelleuten reden, die die entgegengeſetzten Eigenſchaften unſers Junkers an ſich haben. Dieſe werden freylich ſcheele Geſichter machen, daß in dem vortrefflichen Bilde, das ich ihnen in der Perſon des Junker Hanſens vorſtelle, nichts ähnliches von ihnen anzutreffen iſt. Allein wer kann ihnen helfen? Warum haben ſie ein ſo eigenſinniges Mißtrauen zu den Verdienſten ihrer Vorfahren, daß ſie dieſelben zu ihrem Vorzuge nicht hinlänglich halten? Warum bemühen ſie ſich, eigene Tugenden und Verdienſte zu erwerben? Warum befleißigen ſie ſich, einen richtigen Gebrauch ihrer Vernunft zu erlangen? Warum widmen ſie ſich den ſchönen Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit? Warum beſtreben ſie ſich, dem Vaterlande, in allerley

Bedienungen nützlich zu werden? Warum vergießen ſie ihr Blut zur Wohlfahrt des gemeinen Weſens? Wenn ſie dieſes alles unterließen; ſo würden ſie das Glück haben, meinem Helden ähnlich zu ſeyn. Unterdeſſen iſt es meine Schuld keinesweges. Man kann es einem Lebensbeſchreiber nicht verdenken, daß er ſich einen vollkommnen Gegenſtand vor ſeine Feder erwählet. Wenn ſie aber eigne Tugend und Verdienſte vor ſich haben; ſo ſind ſie allerſeits Stifter ihres eignen und folglich eines neuen Adels. Ich habe alſo unmöglich das Bild eines wahren, alten und vollkommnen Edelmanns aus ihren Mitteln nehmen können.

VIII.

Fortſetzung
Des Lebens
Junker Hanſens,
eines
Landedelmanns.

Wir ſind oftmals von einigen Gönnern unſrer Schriften ſo wohl mündlich, als ſchriftlich erinnert worden, das Leben Junker Hanſens fortzuſetzen. Wir geſtehen, daß wir gleich anfangs wenig dazu geneigt geweſen ſind: und wir gaben dieſes durch den genommenen zehnmonatlichen Aufſchub nicht undeutlich zu erkennen. Der Verfolg dieſer Geſchichte ſchien uns nämlich allzuverworren, als daß wir große Luſt hätten haben ſollen, ſolche aus ſo vielen unleſerlichen und mangelhaftigen Manuſcripten heraus zu klauben, und in einige Ordnung zu bringen. Wir konnten aus den damals in Händen habenden Nachrichten unmöglich ſehen, was aus Junker Hanſen noch werden würde. Einige halb verfaulte Blätter gaben uns zwar Hoffnung an die Hand, daß ſich Junker Hans vielleicht noch bekehret hätte. Allein er wurde darinnen nur beſtändig bey ſeinem Geſchlechtsnamen erwähnet. Da nun dieſe Blätter die Kennzeichen eines höhern Alterthums an ſich trugen, als nach meinem Erachten die Begebenheiten unſers Junkers geſchehen ſeyn konnten; ſo war ich zweifelhaftig, ob nicht darinnen von einem ältern Verfahren unſers Helden geredet würde. Endlich bin ich ſo glücklich geweſen, vor zwey Monaten einen eigenhändigen Aufſatz der Gemahlinn unſers Junkers in die Hände zu bekommen. Ich erlangte durch dieſen Aufſatz ſo viel Licht in der Geſchichte meines Helden, daß ich nun alle Lücken in denen bereits in Händen gehabten Manuſcripten mit leichter Mühe ausbeſſern konnte. Ich würde mir ſelbſt Vorwürfe zu machen gehabt haben, wenn eine gewiſſe Art der Nachläßigkeit Urſache geweſen wäre, daß der Ruhm der Bekehrung meines Helden der Welt verborgen geblieben wäre: und ich würde ihr vielleicht eines der erbaulichſten Beyſpiele entzogen haben, das vielleicht vielen Eindruck machen kann. Unterdeſſen will ich, nach den ſtrengſten Regeln eines Geſchichtſchreibers, alles mit den natürlichſten Farben abſchildern, was ſich mit ihm bis auf den groſſen und glücklichen Punkt ſeiner Beſſerung zugetragen hat, ohne von ſeinem nachfolgenden guten Bezeigen Anlaß zu nehmen, ihn zu ſchmeicheln. Doch ich halte mich vielleicht in einer Vorrede allzulange auf, die entbehrlich geweſen wäre.

Wir ſind in dem erſten Theile dieſer Lebensbeſchreibung dabey ſtehen geblieben, daß der Vater unſers Junkers von dem Tode hingeriſſen wurde. Ich würde der Wahrheit Gewalt anthun, wenn ich behaupten wollte, daß Junker Hans über dieſen hohen Trauerfall untröſtbar geweſen wäre. Ungeachtet er kein ſo ungerathner Sohn war, daß er den Tod ſeines Vaters wünſchte: und ungeachtet der alte Herr von Hansbach ſeinen Sohn, als das würdige Ebenbild seiner Verdienste, viel zu zärtlich liebte, als daß er ihm mit einer gewissen Art der Strenge und der Rauhigkeit vieler Väter hätte begegnen können; so sahen doch die Leidenschaften unsers Junkers bey diesem großen Riß auf einmal so viel reizendes für sich, daß er unmöglich zu einem hohen Grad der Betrübniß gelangen konnte. Er erhielt eine gänzliche Unabhängigkeit, indem die Frau Mama schon vor einigen Jahren das Erbbegräbniß der Familie zierte: und der alte Herr von Hansbach hatte die gewöhnliche Neigung des Alters an sich, nämlich an einer guten Haushaltung und an der Kunst zu sparen sein Vergnügen zu finden, eine Sache, die den ausschweifenden Begierden, und der Lust zur Verschwendung unsers Junkers eben nicht die angenehmste war. Mit so großer Betrübniß er also auch den väterlichen Segen und die letzte Ermahnung seines sterbenden Vaters annahm, die Ehre seines alten Geschlechts, wie er bisher rühmlich gethan, ferner zu erhalten, so bald verschwand doch seine Traurigkeit, als seine Leidenschaften Zeit hatten, sich in die Betrachtung seines Verlusts mit einzumischen.

Unterdessen vergaß er nicht, alle Anstalten zu machen, daß der erblaßte Leichnam seines Herrn Vaters auf eine würdige und anständige Art in die Gruft seiner Vorfahren eingesenket wurde. Er ließ den Hausraum oder das Vorhaus mit schwarzen Tuch ausschlagen: und das Kutsch und Ackergeschirr, das daselbst seinen Platz hatte, wurde indessen in die Gesindestube gebracht. Gleiche traurige Zierathen empfiengen auch die Kanzel und der Altar, so wohl als der hochadeliche Kirchstuhl in der Dorfkirche. Denn ob es zwar nur eine Filialkirche war; so hatte doch das Rittergut das Recht, allemal bey der andern Erledigung der Pfarre zwey Candidaten vorzuſchlagen, woraus einer erwählet werden mußte. Als der Tag des Begräbniſſes anbrach; ſo wurde mit zwey und dreyßig pfündigen Glocken zu läuten angefangen, und damit den ganzen Tag fortgefahren, um dem Dorfe und den Feldnachbarn dieſe traurige Feyerlichkeit anzukündigen. Zwey Klageweiber, über und über in weiße Leinwand verhüllet, und zwey Mannsperſonen in ſchwarzen Trauerkleidern mit bis auf die Erde hängenden Flöhren, die ſich nicht von ihrer Stelle bewegten und ein ſehr betrübtes Anſehen angenommen hatten, ſtunden den ganzen Tag über bey dem erblaßten Leichname und ſuchten, wie bey den meiſten anſehnlichen Trauerfällen, ein Leid auszudrücken, das niemand fühlte. Endlich auf den Abend erfolgte die Leichenbegleitung. Der Herr Paſtor hielt vorher in dem Hauſe eine Stand- und Trauerrede, worinnen die Verdienſte des hochſeligen Herrn von Hansbach ihr Recht empfiengen, und durch die Verdienſte ſeiner Vorfahren noch mehr ausgeputzet wurden. Sodann erfolgte unter dem traurigen Getöne der Glocken der Aufbruch mit der Leiche. Der Herr Schulmeiſter, als erſter Marſchall, führte die ganze Proceßion, der Schultheiß des Dorfs gieng als zweyter Marſchall vor der Leiche her, und der Bader des nächſten Dorfs, als dritter Marſchall, beſchloß den ganzen Zug, der von einer Menge helleuchtender Fackeln, welche die Jungen des Dorfes und der benachbarten Dörfer trugen, erleuchtet wurde. Solchergeſtalt wurde der hochadeliche Leichnam in die Gruft ſeiner Vorfahren in der Kirche eingeſenkt, und acht Tage darauf wurde eine Leichen- und Gedächtnißpredigt gehalten, davon ich die Erzählung der Feyerlichkeiten meinen Leſern ſchenken, und überhaupt dieſe traurigen Anſtalten verlaſſen will, wenn ich nur noch erwähnet habe, daß ein vierteljähriges Trauergeläute, und die Trauer des ganzen Dorfes, mit Unterlaſſung aller Muſik, auf ein halb Jahr angeordnet wurde.

Nachdem der Schmerz unſers Junkers über dieſen großen Trauerfall die erſten vier Wochen hindurch, auch in den Augen der Welt, einen guten Theil ausgedunſtet hatte; ſo hielt er ſich nunmehr für fähig, ſeine Sorgfalt auf die Einrichtung ſeiner glücklichen Regierung zu wenden. Er war auf eine wichtige Veränderung bedacht, die er ſchon lange bey ſeines Vaters Lebzeiten beſchloſſen hatte, nämlich einen andern Gerichtshalter anzunehmen. Derjenige, deſſen ſich ſein Vater bedienet hatte, war ſo unglücklich geweſen, ſich unſers Junkers Ungnade zuzuziehen; weil er ſich öfters geweigert hatte, die Strafgerechtigkeit nach ſeinem Verlangen einzurichten. Unſer Junker wollte nämlich diejenigen immer ſehr hart beſtrafet wiſſen, die ſich ſeinen Abſichten nicht vollkommen gemäß bezeigen wollten: und der rechtſchaffene Gerichtshalter wollte lieber des jungen Herrn Gnade verſcherzen, als die ihm vertrauten Gerichte zur Ungerechtigkeit mißbrauchen. Deshalb hatte alſo unſer Junker ſchon längſt beſchloſſen, ſich einen andern Gerichtshalter zu wählen, wenn er dereinſt die Regierung des Dorfes ſelbſt antreten würde. Dieſer war demnach itzo ſeine vornehmſte Sorgfalt. Er forderte zu dem Ende dem Gerichtshalter ſeine Rechnung ab: und dieſer, der ſeine Abſicht merkte, und ſelbſt keine Luſt hatte, bey den Gemüthsneigungen des Junkers, denen Gerichten weiter vorzuſtehen, bath bey Ueberſendung der Rechnung zugleich um ſeine Erlaſſung. Er erhielt ſie: und unſer Junker richtete, zu Erſetzung dieſer wichtigen Stelle, ſeine Augen auf einen jungen Menſchen, der kaum die Univerſität verlaſſen hatte, und der ſich durch ſein luſtiges und ausgelaſſenes Weſen in Geſellſchaften längſt ſeine Gewogenheit erworben hatte. Er unterrichtete ihn von der Gnade, die ihm zugedacht war; und er beſchloß das große Werk ſeiner Huldigung, und die Vorſtellung und Verpflichtung des neuen Gerichtsverwalters auf einen Tag vorzunehmen. Die Bauren wurden dazu vorgeladen: und ſo wenig gute Hoffnung ſie ſich von dieſer doppelten Veränderung machten; ſo mußten ſie doch den Gehorſam angeloben. Ich übergehe die dabey vorgefallenen Solennitäten. Sie waren ohnedem ſo beſonders nicht, außer daß unſer Junker ſtatt der Huldigungsrede denen Bauren mit ein paar Dutzend Flüchen die theure Verſicherung gab, wie ſehr er ſie züchtigen wollte, wenn ſie ſich ſeinem Willen im geringſten widerſpenſtig erzeigen würden.

Die Bauren wurden auch gar bald überzeugt, daß es keine leeren Worte geweſen waren, die ſie gehöret hatten. Der neue Herr Gerichtsverwalter wußte diejenigen auf alle Art zu drücken, mit welchen unſer Junker unzufrieden war. Es wurden Proceſſe wider ſie erreget. Man bürdete ihnen allerley Ungehorſam und Verbrechen auf: und ſie wurden entweder durch Verluſt ihres Geldes, oder durch Gefängnißſtrafe überzeugt, was das ſey, einen ungnädigen Junker zu haben. Ueberhaupt war es niemanden zu rathen, dem unumſchränkten Willen des Junkers im geringſten zu widerſtreben, wenn er nicht entweder alſobald, oder bey der Ankunft des Gerichtshalters, in einem finſtern Loche ſeine Hartnäckigkeit bereuen wollte. Selten aber, daß unſer Junker auf die Ankunft des Gerichtshalters wartete. Sein Kopf war ein allezeit fertiges Geſetzbuch, woraus er alle Strafe ohne die geringſte Mühe erkennen konnte: und der Herr Gerichtshalter fand wider die unvergleichlichen Geſetze, die darinnen enthalten waren, niemals etwas zu erinnern.

Da nun der Gerichtsverwalter ſolchergeſtalt eine vollkommene Ergebenheit in den Willen und Abſichten unſers Junkers hatte, da er ſich ohnedem ſchon vorher durch ſeine luſtige Aufführung in Geſellſchaften ſeine Gewogenheit erworben hatte: ſo war in kurzen unſerm Junker niemand ſo lieb und werth, als eben der Gerichtsverwalter: und da nichts ſo ſehr eine genaue Freundſchaft zu errichten vermögend iſt, als die Uebereinſtimmung der Neigungen; ſo werde ich nicht zu viel ſagen, wenn ich behaupte, daß eine beſondre Freundſchaft und Vertraulichkeit unter ihnen obwaltete.

Wenn demnach der Herr Gerichtshalter auf das Land kam, um Gerichtstag zu halten; ſo gieng es allemal ſehr luſtig zu. Die jungen Edelleute aus der Nachbarſchaft, die mit Junker Hanſen einerley Neigungen und Grundſätze hatten, fanden ſich alsdenn gemeiniglich bey ihm ein: und nachdem der Herr Gerichtshalter nach ſeiner beſondern Gabe, die Gerechtigkeit zu verwalten, ſich ein paar Stunden beſchäfftiget hatte, denen Bauren das ſchwere Gewichte der lieben Gerechtigkeit empfinden zu laſſen; ſo wurde das übrige Theil des Tages und gemeiniglich ein paar folgende Tage mit allen Ausſchweifungen zugebracht, welche Leute dieſer Art Vergnügungen zu nennen pflegen, und worunter ein unmäßiges Saufen und allerley Frevel und Muthwillen den oberſten Rang einnehmen.

Inſonderheit wohnten zwey junge Edelleute in der Nachbarſchaft eine Stunde von Junker Hanſens Gute, die unſerm Junker ſo ähnlich waren, daß man ſie vor die leibhaftigen Ebenbilder Junker Hanſens hätte anſehen und ſie in Ermangelung deſſelben zu Helden dieſer Geſchichte hätte erwählen können. Dieſe waren die tägliche Geſellſchaft unſers Junkers, wenn auch der Gerichtshalter nicht zugegen war. Bald beſuchten ſie Junker Hanſen und bald hatten ſie die Ehre den Beſuch unſers Junkers in ihres Vaters Hauſe zu empfangen. Sie waren eben ſo ſehr, als er ſelbſt, geſchworne Feinde aller Haſen und Rebhüner. Der Vormittag wurde alſo gemeiniglich mit der Jagd zugebracht: und der Nachmittag dem Bacchus und der Erfindung allerley muthwilligen Streiche gewidmet, womit ſie ſich beluſtigten. Sie waren ſo vertraut zuſammen, daß ſie einander das innerſte ihrer Herzen und alle ihre geheimſten Liebesangelegenheiten frey entdeckten. Nicht ſelten thaten ſie auch zuſammen eine Streiferey in die benachbarten Schenken und Wirthshäuſer, um etwan ein Stück Wild aufzuſuchen, das ſich von einer drey Meilen von ihnen entlegenen Univerſität zuweilen dahin verirrete: und alsdenn ſtieg ihre Vertraulichkeit und Verwandſchaft auf einen ſo hohen Grad, den ſie unter guten Freunden dieſer Art nur jemals erreichen kann.

Ungeachtet der Vater dieſer jungen Edelleute annoch lebte; ſo waren ſie doch vollkommen Meiſter über ſich ſelbſt und in ihren Vergnügungen gar nicht eingeſchränkt.

Dieſer alte prave Edelmann hatte den Grundſatz, daß man der Jugend eine Luſt gönnen mußte: und er erinnerte ſich beſtändig mit Vergnugen, wie wohl er ſeine jungen Jahre angewendet hatte. Er erzählete ſeinen Söhnen nicht ſelten alle Arten ſeiner in ſeiner Jugend genoſſenen Vergnugungen: und er lachte noch darüber dergeſtalt, daß er ſeinen wohlgemäſteten Körper allemal dabey halten mußte. Ja! wenn ihm das verteufelte Podagra und andre Zufälle ſeines ſchwachen Magens nicht beſchwerlich fielen; ſo wohnete er ſelbſt der luſtigen Geſellſchaft ſeiner Söhne bey, und ließ ſich ein Glas Wein oder auch ein Glas M.. Bier recht gut ſchmecken.

Nicht ſelten wurde auch die Geſellſchaft durch den Herrn Paſtor, welcher der Filialkirche auf Junker Hanſens Dorfe verſtund, vermehret. Dieſer rechtſchaffne Geiſtliche war gar keiner von denen abgeſchmackten Heiligenfreſſern, die alle Vergnugungen dieſes Lebens verdammen. Er wußte ein Glas Wein oder Bier zu vertragen und ſeinen Scherz in der Geſellſchaft ſo gut anzubringen, als der beſte Dorfjunker. Kurz, er war ein rechter umgänglicher Mann. Ja er bewies ihnen zuweilen aus dem Prediger Salomonis, daß Lachen, Tanzen und Trinken ſeine Zeit hätte und mithin gar wohl erlaubt wäre: und wenn er bey recht guter Laune war; ſo wußte er die Geſellſchaft mit ſinnreichen Auslegungen über das hohe Lied Salomonis auf eine angenehme Art zu unterhalten.

Junker Hans war bey ſeiner Lebensart vollkommen vergnügt: Doch fiel ihm dann und wann ein, wenn über lang einmal eine Stunde des Nachſinnens und der Ueberlegung kam, daß es vielleicht vor ſeine Wirthſchaft und vor ſeine

Wohlfahrt beſſer ſeyn würde, wenn er heyrathete. Diejenigen von ſeinen Bauren, die ihn ſchmeicheln wollten, ermahnten ihn öfters darzu, weil er noch faſt der einzige ſeines berühmten Geſchlechts wäre: und ſeine mütterlichen Anverwannten bemüheten ſich ſehr ernſtlich, ihn durch eine Heyrath von ſeinem unordentlichen Leben abzuziehen. Junker Hans ſelbſt war endlich auch nicht ungeneigt darzu. Nur glaubte er, daß es eine rechte reiche und anſehnliche Partie ſeyn müßte, die er zu erwählen hätte. Er ließ auch bey unterſchiedenen reichen Fräulein daſiger Gegend unter der Hand ſeine Abſicht zu verſtehen geben. Allein ſeine Abſicht wollte nirgends gelingen.

Junker Hans ließ ſich jedoch dieſe abſchlägigen Antworten in ſeinem Vergnügen wenig anfechten, und er würde vielleicht niemals weiter an eine Verheyrathung gedacht haben, wenn ſie nicht gleichſam wider ſeine Abſicht erfolget wäre. Der Vater dererjenigen jungen Edelleute, welche die luſtige Geſellſchaft unſers Junkers mit ausmachten, hatte ſeiner Schweſter Tochter bey ſich, ein Fräulein von vortrefflichen Leibes- und Gemüthsgaben. Allein ſie war nicht reich. Ihr ganzes Vermögen erſtreckte ſich noch nicht völlig auf tauſend Thaler. Ihr Vater, der ſo wohl als ihre Mutter bereits vor einigen Jahren geſtorben war, hatte eine Hofbedienung bekleidet. Der Staat, den er hatte führen müſſen, hatte ſein Vermögen zu Grunde gerichtet. Jedoch hatte er ſeiner Tochter eine gute Erziehung gegeben, die durch ihre eigene gute Neigungen befeſtiget wurde. Sie liebte die Tugend und eine vernünftige Lebensart. Ihr einziger Zeitvertreib beſtund, nebſt der Hauswirthſchaft, deren ſie ſich annahm, in Leſung nützlicher Bücher. Dieſe hatten ihr von allen Dingen richtige Begriffe erworben: und ihr weniges Vermögen, das Abſterben ihrer Aeltern, und die Härte, die ſie beſtändig von ihrem Vetter erdulden mußte, hatten ihr eine Sanftmuth, und ſtilles, und demüthiges Betragen angewöhnt, das nebſt ihrer reizenden Geſichtsbildung ſehr einnehmend war.

Junker Hans, der vermittelſt ſeiner luſtigen Geſellen öfters in ihres Vetters Haus kam, ſah dieſes angenehme Fräulein nicht ſelten, ob ſie gleich ſich von einer ſo wilden Geſellſchaft, als dieſe jungen Herren zuſammen ausmachten, ſo viel möglich zu entfernen ſuchte. Er war anfangs mehr geneigt ihrer zu ſpotten, als ſie hoch zu ſchätzen: weil ihm ihre wilden jungen Vettern von ihrer Tugend und ſittſamen Lebensart mehr als einmal einen lächerlichen Abriß gemacht hatten, ehe er ſie geſehen hatte. Allein die Tugend hat ſo was erhabenes an ſich, daß ſie auch die Laſterhaftigen hochſchätzen müſſen. Ihr ernſthaftes und ſittſames Betragen und die vernünftigen und nachdrucklichen Antworten ſchlugen alle Spöttereyen nieder, die er ſich bey ihr anzubringen vorgeſetzet hatte. Er fieng an, ihre Vernunft und Tugend zu bewundern: und ihre Annehmlichkeiten nahmen ihn mit einer beſondern Hochachtung gegen ſie ein. Er merkte endlich, daß es Liebe war, was er gegen ſie fühlte. Doch ich irre mich, wenn ich es Liebe nenne, was er gegen ſie fühlte. Es waren weiter nichts, als wollüſtige Regungen, wie er ſie gegen ſeine Köchinn fühlte, nur daß ſie mit vielmehr Hochachtung verknüpft waren. Seine Abſicht war nichts weniger als rein, und auf eine eheliche Verbindung gerichtet. Er ſuchte ſie nur zu verführen: und ſeine laſterhaftige Seele ſuchte ſich ſo wenig vor ſich ſelbſt zu verbergen, daß ſie ſich vielmehr die gröſte und herrlichſte That vorſtellte, wenn er uber eine ſolche geſetzte Tugend triumphiren könnte. Alles was er ihrentwegen beſchloſſen hatte, war, daß er ſie zu ſeiner Geſellſchaftsfräulein und Haushälterinn machen wollte; weil er doch niemals zu heyrathen nunmehr willens war. Allein er fehlte ſehr weit in ſeiner Hoffnung. Sie ſchlug ſeine freyen Scherze und Liebeserklärungen, wenn er kaum den Mund aufthat, auf eine ſo geſetzte und erhabene Art darnieder, daß er ſeinen eingebildeten laſterhaften Sieg gar bald vor verlohren ſchätzte, und ihr nur mit Ehrfurcht nahe zu kommen, ſich getrauete.

Unterdeſſen hatte dieſe Schöne einen allzuſtarken Eindruck in ihm gemacht, als daß er ſich ihrer entſchlagen könnte. Seine Sehnſucht wuchs vielmehr alle Tage. Er war unruhig, ſo bald er von Amalien, ſo hieß dieſes artige Fräulein, abweſend war. Er fand weder an ſeinen gewöhnlichen luſtigen Geſellſchaften, noch an der Unterhaltung mit ſeiner Köchinn ein Vergnügen. Er fühlte etwas, das er noch niemals empfunden hatte. Sein einziges Vergnügen war, an Amalien zu gedenken. Jhre Annehmlichkeiten und Vollkommenheiten ſchwebten ihm Tag und Nacht vor Augen. Er merke endlich, daß er ohne Amalien nicht leben konnte. Dieſe Unruhen ſeiner Seelen erweckten tauſend Vorſtellungen und Ueberlegungen in ihm. Er fand endlich, daß er glücklicher mit Amalien ohne Heyrathsgut, als nach ſeiner zeitherigen Art mit ſeinen Mägden leben würde. Dieſes brachte ihn auf den feſten Entſchluß, Amalien zu heyrathen. Er hatte ihr ſchon ſeit geraumer Zeit ſehr ehrerbietig begegnet. Jtzo wagt er es endlich, ihr ſeine reine Abſichten mit den zärtlichſten Ausdrückungen zu entdecken.

Amalia ſah ſeine Leidenſchaft in voller Stärke: und es konnte ihr kein Zweifel übrig bleiben, daß er es nicht redlich meynte. Sie überlegte nun, was ſie vor einen Entſchluß zu faſſen hätte. Unſer Junker war von Perſon nicht unannehmlich. Es deuchte ihr, daß ſelbſt ſein Verſtand nicht aller Fähigkeit beraubet ſey, ſondern daß es nur an dem Mangel der Ausbeſſerung liege. Sein Vermögen war ziemlich anſehnlich. Dargegen konnte ſie nach ihrem geringen Vermögen auf wenig, oder gar keine Partien hoffen. Sie hatte in dem Hauſe, wo ſie war, wenig Freude. Ihr Vetter und ſeine wilden Söhne ſahen ſie als eine Perſon an, die ihrer Gnade lebte: und dieſes war vor die edlen Gemüther Bewegungsgrund genug, ihr hart zu fallen. Dieſe Gründe neigten ſie auf die Seite, unſers Junkers Hand anzunehmen. Wenn ſie aber ſeine unordentliche Lebensart und ſeine Ausſchweifungen mit den Mägden betrachtete; ſo ſtellte ſie ſich ſo viel üble Folgen vor, die ihr dieſe Heyrath gänzlich widerriethen. Sie wagte es endlich bey fernerm Anhalten, ihm alle ihre Beſorgung frey heraus zu ſagen. Sie ſtellte ihm vor, daß ihre beyderſeitigen Neigungen nicht mit einander übereinzuſtimmen ſchienen. Sie liebte die Tugend, die guten Sitten und eine ſtille und ordentliche Lebensart, und ihr größtes Vergnügen ſey, ſich mit Leſung nützlicher Bücher zu beſchäfftigen. Dargegen habe ſie bey ihm ganz entgegengeſetzte Neigungen, und eine allzuungebundene Lebensart angemerket. Sie verſchwieg ihm auch die Beſorgung nicht, die ſie hatte, daß ſie ſein Herz nicht allein beſitzen würde.

Unſer Junker hörete hier nichts unerwartetes. Seine ſtarke Liebe hatte ihn bereits zu einer Selbſterkenntniß gebracht, die ihm vorher gänzlich unbekannt geweſen war. Er hegte die tiefſte Ehrfurcht gegen ihre Tugend: und ſeine einzige Furcht beſtund darinnen, daß ſie ſeine Liebe wegen ſeiner Ausſchweifungen nicht annehmen würde. Er hatte ſich demnach auf dasjenige ſchon vorbereitet, was ſie ihm ſagen würde. Er geſtund demnach ſeine Ausſchweifungen, allein mit allen Bewegungen des Herzens, die ſeine Reue ausdrückten. Er ſagte, wie hoch er ihre Tugend verehrte, und wie er hoffte, daß ihn ihr Beyſpiel gänzlich umkehren würde. Seine Liebe würde ihm hierinnen Beyſtand leiſten. Dieſes Geſtändniß ergötzte Amalien. Sie ſah ihn auf dem Wege der Beſſerung, da er ſeine Fehler ſo aufrichtig bereuete: und er ſchien ihr nunmehr um ſo liebenswürdiger, da er tugendhaft werden wollte. Seine ſtarke Liebe, von der ſie überzeugt war, gab ihr die Hoffnung an die Hand, daß ſie vermittelſt derſelben ſeine Bekehrung dauerhaft machen wollte. Sie nahm endlich mit Einwilligung ihres Vetters ſeine Hand an: und die Hochzeit wurde mit großem Vergnügen vollbracht.

Unſre Neuvermählten lebten über ein Jahr in vollkommner Glückſeligkeit. Der Junker vermied ſeine ausſchweifenden Geſellſchaften: und ſeine Leidenſchaften waren allzuſtark, als daß ihm der geringſte Gedanke der Untreue hatte einfallen ſollen. Er fieng an, einen Geſchmack an Leſung guter Bücher zu finden: und ſeine Hochachtung vor die Tugend wurde daher immer ſtärker. Seine Gemahlinn liebte ihn deshalb immer zärtlicher: und ſie glaubte, daß ſie die glücklichſte Wahl von der

Welt getroffen hätte. Allein, nach und nach fieng er an mit ſeiner Leidenſchaft bekannt zu werden. Da er ſeine Amalia beſaß, da er ihrer vollkommenen Gegenliebe verſichert war; ſo hatte er nichts mehr zu wünſchen und zu fürchten: und ſeine Liebe reichte nicht mehr zu, alle ſeine Beſchäfftigungen auszumachen. Denn auch der Geſchmack an Büchern war noch bisher ein Werk ſeiner Zärtlichkeit geweſen, weil er ſich dadurch gefälliger zu machen glaubte. Die Zeit wurde ihm alſo nunmehro lang: und er fieng an, um Zeitvertreib bekümmert zu werden. Er nahm dannenhero Beſuche und Reiſen vor: und er gerieth wieder in diejenigen luſtigen Geſellſchaften, die er zeither vermieden hatte. Es geſchah anfangs gar nicht in der Abſicht, ſeine vorige Lebensart wieder anzufangen. Allein ſeine Beſſerung war noch zu neu: und der Grund davon, der einzig und allein ſeine Leidenſchaft war, weil er von dieſer Seite nichts mehr zu wünſchen hatte, war nicht dauerhaft genug, ihn von den Ausſchweifungen zurück zu halten. Er ließ ſich anfangs die wilden Ergötzlichkeiten gefallen, ohne daß er eben willens war mit zu machen. Sein ehemaliger Geſchmack daran wurde aber wieder rege. Er nahm zuerſt einen geringen Antheil daran. Er ſchritte weiter, bis er endlich den Ausſchweifungen wieder ſo ergeben war, wie zuvor. Anfangs enthielt er ſich noch, dieſe wilden Geſellſchaften in ſeinem Hauſe zu halten. Allein, auch hierzu kam es nach und nach: und ſodann war die vorige unordentliche Lebensart in ihrem höchſten Grade wieder vorhanden: und das Sauſen wurde faſt höher getrieben, als vorher. Selbſt zu den Ausſchweifungen in der Wolluſt ſchien es bald wieder zu gelangen. Die Laſterhaften begnügen ſich niemals an einem Laſter. Sie ſind zu allem fähig: und worzu würde ein Menſch nicht fähig ſeyn, der dem Trunk ergeben iſt? Hier kann weder der Verſtand noch eine wahre Zärtlichkeit wirken. Junker Hans fieng an, mit ſeiner Frauen Kammermägden zu ſcherzen, und ihr von Liebe vorzuſchwatzen. Der Trunk wirkte dieſen Muthwillen. Nüchtern erſchrack er manchmal vor ſeinem Unternehmen: und ſeine Zärtlichkeit gegen Amalien beſchämte ihn. Dieſes währete nicht lange. Er ſuchte Entſchuldigungen: und wie leicht finden ſolche die Laſterhaften. Er glaubte, daß er ſich wohl, ohne Abbruch ſeiner Liebe gegen Amalien ſeine Veränderung machen könnte. Doch wollen wir hoffen, daß es nicht bis zum äußerſten gekommen iſt.

Amalia betrübte ſich ſehr über dieſe Veränderung. Doch ließ es ihre Sanftmuth, Beſcheidenheit und Liebe nicht zu, ihm dieſerhalb Vorwürfe zu machen. Sie ließ es zwar ſowohl im Anfange, als Fortgange dieſer wiederholten Laſterwege nicht an liebreichen Ermahnungen ermangeln. Allein unſer Junker entſchuldigte ſeine Irrwege mit einem unſchuldigen Zeitvertreibe, und daß er der Welt nicht ganz abſagen, und ſich gleichſam lebendig begraben könnte. Sie machte ihre Vorſtellungen dargegen. Sie ſtellete ihm vor, daß Vernunft, Tugend und Religion andre Ergötzungen erforderten. Er meynte aber, daß es für ſeine Jahre noch zu frühzeitig ſey, lediglich an einer düſtern Ernſthaftigkeit Geſchmack zu finden. Unterdeſſen verſprach er, ſich nach und nach davon abzuziehen. Allein, es erfolgte keine Erfüllung dieſer Zuſage. Amalia ſeufzete darüber. Sie mußte aber dasjenige geſchehen laſſen, was ſie allein zu ändern zu ſchwach war: und ſie erwartete von dem Beyſtande des Himmels die glückliche Zeit ſeiner Beſſerung.

So wenig Anſchein hierzu vorhanden war: ſo kam doch dieſe glückliche Zeit gar bald. Es erfolgte dasjenige, was bey ſeiner unordentlichen Lebensart faſt unvermeidlich war. Unſer Junker wurde nämlich von einer tödtlichen Krankheit angegriffen, bey welcher ihn die Aerzte ſchon vor verlohren gaben: und man konnte ihm endlich die Gefahr nicht länger verhehlen, in welcher er ſich befand. Er erzitterte vor dem groſſen Schritte zur Ewigkeit, den er thun ſollte: und ſein geführtes unordentliches Leben ſtellte ſich ihm in aller ſeiner Abſcheulichkeit vor Augen. Er verlangte nach einem Geiſtlichen. Die Pfarre ſeines Kirchſpiels war mit einem ſehr geſchickten und gottſeligen Mann beſetzet worden, weil der ehemalige Beſitzer derſelben geſtorben war. Dieſer hielt ihm die Gröſſe ſeiner Sünden nachdrücklich vor, und erweckte eine wahre Reue darüber in ſeinem Herzen. Er gab ihm aber auch die Hülfsmittel in die Hand, welche die Religion darbeut: und unſer Junker bereitete ſich auf eine ſehr erbauliche Art zu ſeinem Tode. Endlich ließ die Heftigkeit ſeiner Krankheit in etwas nach. Sie ſchien aber dagegen langwierig zu werden. Dennoch war er noch nicht auſſer aller Gefahr. Der Geiſtliche ſetzte ſeine Beſuche täglich fort. Er mahlte ihm die Schönheit der Tugend und Religion mit lebhaften Farben ab. Er zeigte, daß ſie um ihrer ſelbſt willen und ihrem Weſen nach liebenswürdig wären. Dargegen ſchilderte er ihm die Laſter, wie ſie ihrer Natur nach ſind, das iſt, mit den häßlichſten Farben: und bewies ihm, was für böſe Folgen ſie unumgänglich nach ſich ziehen müßten. Junker

Hans wurde hiervon um ſo eher überzeugt, weil ihm auch die Aerzte verſichert hatten, daß ſeine itzige Krankheit eine unumgängliche Folge ſeiner Lebensart wäre. Er beſchloß alſo ſehr ernſtlich, ſich zu beſſern, wenn ihm Gott wieder aufhelfen würde. Seine Gemahlinn, die bey den heftigen Anfällen ſeiner Krankheit untröſtbar geweſen war, und die beſtändig in ſeiner Krankheit die liebreichſte Zärtlichkeit blicken ließ, vereinigte ihre beweglichſten Vorſtellungen mit dem Unterrichte des Predigers: und er wurde dadurch ſo ſehr gerühret, daß ſein Vorſatz immer ſtärker wurde.

Endlich konnte unſer Junker das Bette verlaſſen. Seine Entkräftung und die Vorſchrift der Aerzte erlaubten ihm aber nicht, unter einem Vierteljahre aus dem Zimmer zu gehen. Dieſer Zeit bediente ſich der Prediger, das gute Werk ſeiner Bekehrung vollkommen dauerhaft zu machen. Er beſuchte ihn ſehr oft. Er brachte ihm angenehme und nützliche Bücher zu leſen: und in ſeinen Unterredungen zeigte er ihm, worinnen das Schöne derſelben beſtehe. Er ſtellte ihm das Annehmliche der Wiſſenſchaften vor Augen: und er vergaß nicht, ihm ferner von den Tugenden edle und angenehme Empfindungen beyzubringen.

Um dieſe Zeit kam ſeine Gemahlinn mit einem jungen Sohne nieder. Unſer Junker hatte eine außerordentliche Freude darüber. Gleichwie die Laſter von allen Gelegenheiten Entſchuldigungen aufzuraffen geneigt ſind; ſo hatte ihm auch der Mangel eines Erben in einem dreyjährigen Eheſtande zum Vorwande gedienet, ſein unordentliches Leben fortzuſetzen, weil er nicht Urſache zu haben glaubte vor Jemand zu ſparen. Nunmehr dachte er, daß er auch vor ſeinen Erben ſorgen müßte. Dieſes gab ihm eine Ermunterung in ſeinem guten Vorſatze. So bald als ſeine Gemahlinn ihre Kräfte in etwas erholet hatte; ſo wich ſie nicht aus ſeinem Zimmer. Sie unterſtützte dasjenige durch ihre liebreichen Unterredungen, was der Prediger ſo glücklich gebauet hatte: und ſie ſagte ihm alles Angenehme und Schöne vor, was ſie von der Tugend und den Wiſſenſchaften in ihrer eignen Seele empfand. Dieſes verband ſie mit Bezeigung aller ihrer Zärtlichkeit: und unſer Junker, deſſen Liebe gegen ſeine Amalia durch die Verſchaffung eines Erben ihren höchſten Grad erreichet hatte, lernte in dieſer Zeit ſeine Erholung an der Liebe zur Tugend und den Wiſſenſchaften und an der Zärtlichkeit gegen ſeine Frau und Kind ein reizendes Vergnügen zu genieſſen, von dem er geſtand, daß er vorher bey allen Ausſchweifungen nichts ſo rührendes empfunden hatte.

Unſer Junker war nunmehr ein ganz andrer Mann geworden. Er verabſcheuete ſeine vorige unordentliche Lebensart von ganzem Herzen: und es kam ihm nunmehr nichts ſo ſchön und angenehm vor als die Tugenden. Er liebte ſie alſo auch auf eine wahrhaftige und reine Art: und dieſe ſeine Liebe wurde durch eine recht feurige Begierde, ſeinen unſterblichen Geiſt mit Wiſſenſchaften auszuzieren, nicht wenig unterſtützet. Seine einzige Beſchäfftigung war das Bücherleſen: und er fand nunmehr ſo viel Vergnügen darinnen, als er vorher gegen das Bücherleſen Abneigung gehabt hatte. Durch die angenehmen Unterredungen des Predigers hatte er vornehmlich einen Gefallen an Erkenntniß der natürlichen Dinge gefunden: und binnen kurzen hatte er darinnen einen ſehr guten Fortgang. Es war ihm nicht anders, als wenn er nunmehr von einer gänzlichen Blindheit zu ſeinem Geſichte gelangte. Alles, was er ſah, erregte ſeine Bewunderung und Vergnügen: und er war mit ſich ſelbſt ſehr übel zufrieden, daß er vorher mit offenen Augen alle dieſe Dinge nicht geſehen hatte; ob er gleich mehr als tauſendmal ſeine Augen darauf gerichtet gehabt hatte. In den kleinſten und geringſten Dingen entdeckte er eine bewundernswürdige Schönheit und Vollkommenheit, ſo wohl als die unendliche Weisheit ihres Urhebers. Er lernte die Ordnung und Schönheit des Weltgebäudes einſehen: und er fand nunmehr allenthalben die reizende Pracht der Natur. Dieſes rührte ihn ungemein, und erfüllete ſeine Seele mit dem lebhaftigſten Vergnügen. Hierdurch erlangte er ganz natürlicher Weiſe einen erhabenen Begriff von der Größe Gottes: und er wurde mit der tiefſten Ehrfurcht gegen dieſes allerhöchſte Weſen eingenommen. Er ſah, daß er vorher nichts weniger als Gott gekennet hätte: und was konnte wohl ſeine Liebe zur Tugend kräftiger unterſtützen, als dieſe Erkenntniß?

Nichts kam ihm nunmehr ſo ergötzlich vor, als ſein Aufenthalt auf dem Lande. Er fand, daß das Landleben unzählige Vorzüge und Annehmlichkeiten hatte, die er vorher weder wahrgenommen, noch genoſſen hatte. Wenn er ordentlich nach Tiſche ſpatzieren gieng; ſo fand er an der bunten Pracht der Wieſen, an dem anmuthigen Geräuſche eines dabey fließenden Bachs, an dem ſtillen und angenehmen Schatten eines Gehölzes ein entzückendes Vergnügen: und die verſchiedenen Stimmen der ſingenden Vögel erregten ein angenehmes Getöne in ſeinen Ohren. Seine Augen wurden durch die grünen Felder, durch die Abwechſelung der Thäler, Berge und Gehölze, die er von weiten erblickte, auf eine rührende Art ergötzet. Er machte allemal vergnügte Betrachtungen darüber: und allemal wurde er auf den groſſen und weiſen Urheber ſo vieler Schönheiten der Natur zurück geführet. Wenn er zur Erndtenzeit ſeinen Weg auf die Felder nahm; ſo fand er eben ſo viel reizendes. Die mit allerley Arten des zur Reiſe gediehenen Getraides prangenden Felder, oder die bereits davon aufgethürmten unzähligen Reihen von Mandeln, die bemüheten Hände der Schnitter und Arbeiter gaben ihm zu eben ſo viel vergnügenden Betrachtungen Anlaß. Und dieſes Vergnügen ſchien ihm unſchätzbarer, wenn er die Unruhe, das Geräuſche und den unnöthigen Tand des Gepränges erwog, welche die Lebensart der Städte erforderte. Gewiß! beſchwerliche Dinge, welche durch Haß, Neid, und Mißgunſt, Verfolgung und dergleichen noch viel beſchwerlicher werden.

Ein andres Vergnügen gab ihm ſein Garten, um den er ſich vorher wenig oder gar nicht bekümmert hatte. Die verwundernswürdige Pracht ſo vieler Blumen, die wohleingerichtete Vermiſchung ſo vieler Farben an denſelben; die Schönheit ſo vieler Gewächſe und Früchte, die Mannigfaltigkeit ihrer Geſtalt und Bauart, ihre Zeugung, Wartung und Wachsthum, erweckten in ihm ſo viel rührende Betrachtungen, als das Anſehen derſelben und die Beſchäfftigung davon angenehm war.

Der würdige Herr von Hansbach bediente ſich ebenfalls noch der Jagd. Allein lediglich zu ſeinem Zeitvertreib und Vergnügen, und ſeinem Leibe die nöthige Bewegung zu geben. Sie geſchah dannenhero mäßig: und er war weit entfernt, ſeinen Unterthanen, oder Jemanden, in der Welt, dadurch Schaden zuzufügen.

Niemand war mehr geneigt, ſeinen Unterthanen die vollkommenſte Gerechtigkeit ausüben zu laſſen, als unſer nunmehr wahrhaftig edle Herr von Hansbach: und als der wilde Herr Gerichtshalter ſich dieſer guten Abſicht nicht vollkommen gemäß bezeigte, ſo wurde er abgeſchafft, und ſeine Stelle mit einem geſchickten und rechtſchaffenen Manne beſetzt. Wie hätte auch derjenige, deſſen Herz nunmehro mit wahrer Menſchenliebe ganz erfüllet war, ſeinen Unterthanen das geringſte Unrecht oder Bedrückung wiederfahren laſſen können? Er that ihnen vielmehr auf alle Art Hülfe und Vorſchub. Denen Vermögenden waren die ihm zu leiſtenden Frohndienſte keine Hinderniß, daß ſie nicht ihre Felder zu rechter Zeit bearbeiten konnten, und denen Armen und Nothleidenden gab er Vorſchuß und Vorſchläge, daß ſie ihren Lebensunterhalt reichlich verdienen konnten. Er war ein Vater ſeiner Unterthanen. Jedermann lebte alſo in ſeinem Dorfe glücklich und zufrieden: und der Herr von Hansbach war ein würdiges Beyſpiel, wie ſehr ein Landedelmann einer Geſellſchaft Menſchen, die ein Dorf zuſammen ausmachen, nützlich ſeyn kann, wenn er den Willen und Verſtand darzu hat. Er wurde auch von allen ſeinen Unterthanen ſo zärtlich geliebet und verehret, als ſie vorher ſeine Strenge und Ungerechtigkeit gefürchtet hatten. Seine Gütigkeit wurde in der daſigen Gegend ſo bekannt, daß viele unter ihm zu wohnen wünſchten: und da vor ſeiner Bekehrung bereits einige Anſtalt machten, wegzuziehen; ſo wurde nunmehr das Dorf durch ſeinen Vorſchub mit zwölf neuen Häuſern angebauet, mit einer ſo guten Einrichtung, daß er ſeinem Vermögen keinen Schaden zufügte.

Der Herr von Hansbach war ein zärtlicher Ehemann und liebreicher Vater. Durch ſeinen Fleiß und gutes Beyſpiel wurden die Kinder, mit welchen ihn die Güte des Höchſten nach und nach ſegnete, auf eine gute und würdige Art erzogen. Die ganze Familie lebte bis an ſeinen in einem hohen Alter erfolgten Tod in einer beſondern Einigkeit, Zufriedenheit und Glückſeligkeit bey einander: und ſeine Söhne ſind nach ihm beſtändig als ſchätzbare Muſter würdiger Landedelleute angeſehen worden.

IX.

Der von ſeinen Unterthanen geliebte König.

Manſor, König von Marocco, zog die Ruhe und Glückſeligkeit ſeiner Länder und Unterthanen der ſchädlichen Begierde nach Siegen und Eroberungen unendlich weit vor. Er hielt es für unvernünftig, ſich den Ruhm eines Ueberwinders durch das Blut ſeiner Unterthanen und durch die Erſchöpfung ſeiner Staaten zu erwerben. Er verabſcheuete den Titel eines Großen, den die Welt ertheilet, weil er wußte, daß er ganze Ströme Menſchenblut koſtet, ehe er erworben wird. Er ſuchte aber alle ſeine Größe in der Liebe ſeiner Unterthanen. Dieſe ſtunden ihm dieſe Eigenſchaften mit freudigen Herzen zu. Niemals iſt ein Monarche von ſeinen Unterthanen zärtlicher geliebet worden: und alle vernünftige Menſchen, die von ſeiner glückſeligen Regierung Nachricht hatten, verehreten ſeinen Namen. Bey dieſer preiswürdigen Beſchaffenheit ſeiner Seele bediente er ſich der Mittel, die vermögend waren, ſeine guten Neigungen und Abſichten zu befördern. Er bezeigte gegen alle benachbarte Prinzen eine ſolche Aufführung, die ihn bey allen ohne Unterſchied angenehm machte. [illegible] aber unterhielt er beſtändig eine ſolche [illegible] zulänglich war, der Regierung anderer Prinzen nach ſeinen Ländern abzuſchrecken. Seine Unterthanen lebten alſo unter ſeiner ruhmwürdigen Regierung in einer vollkommenen Ruhe und Glückſeligkeit.

Eines Tages hatte ſich derſelbe auf der Jagd verirret. Der Wind erhob ſich mit Ungeſtüm: und es regnete dergeſtalt heftig, daß es das Anſehen hatte, als wenn alle Wolken auf einmal herabſchießen und die Erde überſchwemmen wollten. Die Nacht, welche hereinbrach, machte dieſes Wetter durch ihre entſetzliche Dunkelheit deſto erſchrecklicher.

Manſor wußte nicht, was er machen ſollte. Die Gegend, wo er ſich befand, war ihm gänzlich unbekannt. Alle Rathſchlüſſe, die er faſſen wollte, ſchienen ihm endlich gefährlich. Wenn er an ſeiner Stelle verbleiben, wenn er unter den Bäumen Schutz ſuchen, wenn er ſich um einen Weg bemühen wollte; ſo ſtellte er ſich allemal unvermeidliches Ungemach und Gefährlichkeiten dabey vor.

Es war noch ungewiß, was er für einen Entſchluß ergreifen wollte, als er endlich von ferne ein Licht erblickte. Einen Augenblick hernach wurde er gewahr, daß es ein Fiſcher war, der nicht weit von dieſem Orte ſeiner Handthierung nachgieng. Der König näherte ſich demſelben. Er erkundigte ſich nach dem Wege, der nach des Königs Palaſt führe. Der Fiſcher antwortete, daß er über drey Meilen weit davon entfernet ſey. Manſor bath denſelben, daß er ihn dahin begleiten möchte.

Ich werde es nicht thun, ſagte der Fiſcher. Warum? verſetzte Manſor, ich bin ein vornehmer Bedienter des Königes. Deſto [illegible] erwiederte der Fiſcher: und wenn der König Manſor ſelbſt in Perſon [illegible] [illegible]

[illegible]

ſchließen. Denn ich würde befürchten müſſen, daß er durch einen ſo entſetzlichen Sturm und Finſterniß in ſo moraſtigen und gefährlichen Oertern umkommen würde.

Allein, verſetzte der König, was gehet es dich an, ob Manſor lebet, oder ob er nicht lebet. Wie? erwiederte der Fiſcher, was es mich angehet? Tauſend Leben wie das meinige und wie das eurige gelten nicht ſo viel, als der geringſte ſeiner Tage. Kein Fürſt verdienet die Liebe ſeiner Unterthanen mehr als derſelbe: und die Liebe, die ich für ihn habe, iſt ſo groß, daß ſie die Liebe zu mir ſelbſt übertrifft, wenn dieſe auch noch ſo groß wäre.

Du würdeſt nicht alſo reden, ſagte Manſor, wenn du nicht eine beträchtliche Wohlthat von ihm empfangen hätteſt. Gar nicht, antwortete der Fiſcher. Allein, was für eine wichtigere Wohlthat kann man von einem guten Regenten erwarten, als eine genaue und unpartheyiſche Gerechtigkeit, und eine weiſe und geruhige Regierung. Dieſe Eigenſchaften ſind nicht bey allen ohne Unterſchied anzutreffen, die der Allerhöchſte auf den Thron erhebt, und den Völkern als Beherrſcher vorſetzet. Da ſie nun der König Manſor in dem vollkommenſten Grade beſitzt: ſo verdienet er nicht allein meine und aller Unterthanen zärtlichſte Liebe, ſondern auch die Hochachtung der ganzen Welt.

Unter ſeinem Schutz genieſſe ich in Ruhe, was dem Allerhöchſten gefallen hat, mir zu geben. Ich gehe in meine Hütte, ich gehe heraus, wenn es mir beliebt: und ich habe noch keinen Menſchen gefunden, der mich beleidiget oder beunruhiget hätte. Die Furcht eines feindlichen Ueberfalls macht mich niemals beſtürzt. Ich kenne das Schrecken und die Furcht noch nicht, das dieſe Nachricht erreget. Ich weis von keinem Feinde, der ſich ſollte im Sinn kommen laſſen, mein Vaterland zu verwüſten. So arm ich bin, ſo vergnügt bin ich doch: und ich genieße eben die Wohlthat und eben den Schutz von ihm, den die allerreichſten von ſeiner Hand empfangen. Manſor kann nicht davor, daß mir Gott nicht mehr zugetheilet hat. Meine Zärtlichkeit darf alſo nicht geringer gegen ihn ſeyn, als die Liebe der Reichen.

Der Fiſcher führte den König mit ſich nach Hauſe. Er gab ſich alle Mühe, ihn ſo gut, als es ſeine Armuth vermochte, zu bewirthen. Den folgenden Tag begleitete er ihn nach ſeiner Hofſtatt. Kaum hatten ſie eine Meile zurück gelegt; ſo begegneten ihnen die Jagdbedienten des Königs, die ihn die ganze Nacht vergeblich geſucht hatten. Der König konnte ſich vor dem Fiſcher nicht länger verbergen. Er bezeigte ihm aber zugleich ſeine Erkenntlichkeit für ſeine Liebe und gute Bewirthung auf eine ſo großmüthige und freygebige Art, daß er und ſeine Nachkommen immer mehr und mehr Urſache hatten, den König Manſor zu lieben, und ſein Gedächtniß zu verehren.

Wie glückſelig ſind doch die Könige, wenn ſie die Ruhe, die Wohlfahrt und die Glückſeligkeit ihrer Unterthanen das einzige Augenmerk ihrer Regierung ſeyn laſſen: und wie preiswürdig ſind ſie nicht, wenn ſie unermüdet beſorgt ſind, daß Jedermann ohne Unterſchied eine gleiche und genaue Gerechtigkeit genieße! Eine zärtliche Liebe muß die Herzen aller Unterthanen gegen einen ſo verehrungswürdigen Monarchen einnehmen: und ein jeder unter ihnen wird ſein Leben mit Freuden aufopfern, wenn er dadurch die Glückſeligkeit und das Wohl ſeines Fürſten befördern kann. Millionen inbrünſtige Seufzer werden täglich für das Wohlergehen eines ſolchen liebenswürdigen Prinzen zu dem Thron des Allerhöchſten ſteigen: und Gott, dieſes allergütigſte Weſen, welchem nach ſeinen allervollkommenſten Eigenſchaften nichts ſo ſehr, als eine wahrhaftige Menſchenliebe, und eine aufrichtige Beförderung der Glückſeligkeit unſrer Nebenmenſchen gefallen muß, wird die Tage eines ſolchen Beherrſchers mit Segen und Vergnügen erfüllen.

Die wahrhaftige Größe eines Regenten beſtehet einzig und allein in der Liebe ſeiner Unterthanen: und der Titel eines Vaters des Vaterlandes iſt der prächtigſte, den ſich ein Beherrſcher erwerben kann. Gott hat die Könige eingeſetzt, die ihnen anvertrauten Völker zu ſchützen und glücklich zu machen, und eine genaue Gerechtigkeit zu handhaben. Die Vernunft erkennet außer dieſen zwey Pflichten keine andere: am allerwenigſten aber kann ſie die Begierde zu Eroberungen damit vereinigen. Dieſe iſt außer der Obliegenheit ſeines Amts: und alſo kann ihm auch bey dem glücklichſten Erfolg nicht das geringſte Verdienſt daraus zuwachſen. Dargegen iſt er allein groß, nach der Maaße, wie er dieſe zwey Pflichten erfüllet. Man wird aber erkennen, daß er ſie ausübet, und daß er folglich wahrhaftig groß ſey, wenn ſeine Unterthanen, wie in gegenwärtiger Geſchichte, eine zärtliche und wahrhaftige Liebe gegen ihn hegen.

* * *

X.

Der König und die Unterthanen.

Eine Erzählung.

In einer gewiſſen Gegend des Erdkraiſes war ein Monarche, der das gütigſte Herz von der Welt hatte. In dieſer Beſchaffenheit wünſchte er alle ſeine Unterthanen glücklich zu machen. Weil er aber die Unmöglichkeit einſah, ſolches bereits in einer errichteten Republik bewerkſtelligen zu können: ſo beſchloß er ein neues und beſonderes Reich aufzurichten, worinnen er die Wünſche ſeines gütigſten Herzens erfüllen könnte. Er war zugleich weiſe und gerecht: und er hatte die Mittel in Händen, welche ein ſo groſſer Vorſatz erforderte.

Er befand für gut, in ſeinem weitläuftigen Reiche Kinder von einigen Jahren aufzuſuchen, aus welchen die künftigen Unterthanen ſeines neuen Reichs erwachſen ſollten. Da er nach ſeiner groſſen Weisheit eine vollkommene Kenntniß der menſchlichen Gemüther beſaß: ſo las er nur ſolche Kinder aus, welche gütige und edle Seelen und überhaupt die beſten Eigenſchaften hatten, und von denen er verſichert war, daß ſie diejenige Glückſeligkeit nicht mißbrauchen würden, die auf ſie wartete. Er ließ ihnen an einem abgelegenen Orte ſeines Reichs eine ſolche Erziehung geben, die ſie zu ſeinem Endzwecke vorbereitete: und vor allen Dingen vermied er auf das ſorgfältigſte, daß ſie keine Kenntniß der Welt, der menſchlichen Bosheit und des Elendes und der Mühſeligkeiten dieſes Lebens erlangen könnten. Dennoch fand er für nöthig ihnen zu ſeiner Zeit Beyſpiele des Elendes und des Unglücks vor Augen zu ſtellen, damit ihnen durch Gegeneinanderhaltung ihrer Beſchaffenheit ihr Glück deſto größer und empfindlicher werden möchte. Er ſuchte demnach auch eine Anzahl ſolcher Kinder aus, die von böſer, trotziger und verwegener Gemüthsart waren, und von denen er voraus ſah, daß ſie dereinſt ihre Glückſeligkeit mißbrauchen und ſich wider ihn empören, mithin ſeine Gerechtigkeit wider ſich reizen, und ihr Unglück verurſachen würden. Dieſe bösartigen Kinder empfiengen mit jenen einerley Erziehung.

Unſer gütigſter Monarch errichtete nunmehr ſein glückliches Reich. Während der Erziehung dieſer Kinder hatte er auf einer luſtigen fruchtbaren Inſel bequeme Wohnungen und ordentliche Dörfer erbauen laſſen. Als nun dieſe ſeine beſtimmten glücklichen Unterthanen zu vernünftigen Jahren gekommen waren; ſo verſetzte er ſie in dieſe Dörfer, und er fand für rathſam, diejenigen bösartigen Gemüther, von denen er voraus ſah, daß ſie ihre Glückſeligkeit mißbrauchen würden, zuſammen in ein Dorf zu bringen.

Hier hatte er nun im voraus alle Anſtalten gemacht, welche das Glück und das Vergnügen ſeiner neuen Unterthanen befördern könnten. Er hatte hierzu die Mittel überflüßig in Händen. Er beſaß den wahrhaftigen Stein der Weiſen, eine Sache, der auſſer ihm kein Menſch jemals theilhaftig geworden iſt, ob es gleich viele Betrüger von ſich gerühmet haben: und da er alſo des Geldes im Ueberfluß hatte; ſo ließ er alles herbey ſchaffen, was nur zu einem angenehmen und vergnügten Leben erfordert wird. Er hatte in jedem Dorfe einen weiſen Mann zum Aufſeher verordnet: und dieſer mußte davor ſorgen, daß er ſeinen Einwohnern die angenehmſten Empfindungen verſchaffte, die nur möglich waren. Ja er mußte alle ihre Wünſche erfüllen, die ihnen nicht offenbar ſchädlich waren. Da ſie ſich nun in der luſtigſten Gegend von der Welt befanden, und da Ruhe, Friede und Eintracht unter ihnen herrſchte; ſo lebten ſie in der That ſehr glücklich.

Bey dieſer Glückſeligkeit verlangte unſer gütigſter Monarch nichts mehr, als daß ſeine Unterthanen ſeinen Befehlen gehorſamen ſollten. Dieſe beſtunden vornehmlich darinnen, daß ſie ſich über eine gewiſſe Weite von ihrem Dorfe niemals entferneten. Es waren zu dem Ende gewiſſe leicht in das Geſicht fallende Mahlzeichen geſetzt: und in einer abermaligen Weite hinter dieſen Mahlzeichen waren Gräben von einer ungemeinen Tiefe verfertiget, welche zwiſchen jedem Dorfe mit einer Zugbrücke und Wacht verſehen waren, um zu ſeiner Zeit die Nothwendigkeiten bis nahe an die Mahlzeichen eines jeden Dorfs zu ſchaffen. Man muß aber wiſſen, daß diejenigen Kinder, welche dereinſt in einem Dorfe beyſammen wohnen ſollten, gleich anfangs zuſammen erzogen worden, ohne daß ſie jemals von den übrigen Kindern die geringſte Nachricht empfangen hätten.

Die Unterthanen leiſteten den Befehlen ihres Königes einen genauen Gehorſam: und ſie lebten hierbey glücklich und vergnügt. Nur diejenigen bösartigen Gemüther, welche in einem Dorfe beyſammen wohnten, konnten ihre Glückſeligkeit nicht lange ertragen. Sie ſahen die Befehle ihres gütigen Königs als Feſſeln der Sklaverey an, worinnen man ſie gefangen hielte: und ſie bildeten ſich ein, hinter dieſen Mahlzeichen etwas ſehr angenehmes zu finden. Der Aufſeher hatte Befehl ihnen zu rathen, ſich aber ihrem Vornehmen niemals zu widerſetzen. Sie verachteten aber mit dem ihnen angebohrnen Trotz und Verwegenheit, ſowohl ſeine Warnungen als die Befehle ihres gütigen Königes: und ſie mißbrauchten die Freyheit, die ſie hatten, hinzugehen, wo ſie wollten, endlich dazu, daß ſie die geſetzten Mahlzeichen überſchritten. Sie fanden aber die unüberſteiglichen Gräben vor ſich: und ſie mußten voller Schaam und Verdruß wieder nach ihrem Dorfe zurückkehren.

Von der Stunde an wurde ihnen alles dasjenige entzogen, was ihnen ihr gütiger Monarch zeither gereichet, und dadurch die Bequemlichkeit, das Vergnügen und das Glück ihres Lebens verurſachet hatte. Diejenigen fruchtbaren Obſtbäume, welche die angenehmſten Alleen um ihr Dorf ausmachten, wurden durch die beſtellte Wacht in einer Nacht umgehauen und weggeſchafft: und es blieben ihnen nichts, als Eich- und wilde Obſtbäume. Der Aufſeher entfernte ſich: und dieſe Ungehorſamen waren nun lediglich ſich ſelbſt überlaſſen. Sie irreten traurig, niedergeſchlagen und voller Verzweiflung umher: und ſie fanden nichts, womit ſie ihr unglückliches Leben friſten konnten, als wildes Obſt, Eicheln und unſchmackhafte Wurzeln.

Dieſe Strafe hatte die Gerechtigkeit des Monarchen verhängt. Allein ſeine Gütigkeit hörte deswegen nicht auf, ſich dieſer Elenden zu erbarmen. Nach einiger Zeit ſendete er ihnen ſeinen Liebling zu. Dieſer ſollte eine Zeitlang gleiches Elend mit ihnen ausſtehen, und ihnen hierdurch einen Weg zeigen, ihren glücklichen Zuſtand auf eine andre Art wieder herzuſtellen. Er brachte allerley Saamen und Pflanzen mit ſich, und zeigte ihnen, wie ſie das Land bauen, und ſich dadurch eine bequeme und glückliche Art zu leben wieder verſchaffen müßten. Er verkündigte ihnen, daß alle diejenigen, welche durch ihren Fleiß ſolchergeſtalt ihr voriges glückliches Leben binnen einiger Zeit einigermaßen wieder herſtellen würden, die vollkommne Gnade ihres Königs und ſeine ehemaligen Wohlthaten zu ihrem glücklichen Leben wieder zu genießen haben ſollten.

Es waren nur ſehr wenige unter dieſen Rebellen, welche dem Lieblinge des Königs Gehör gaben, und welche verſprachen, ſeiner Vorſchrift zu folgen. Die meiſten verachteten und verfolgten dieſen Abgeſandten des Königs: und verſtopften die Ohren für ſeinem Ermahnen. Sie hielten die Mühe, die ſie anwenden ſollten, für weit unglücklicher als die elende Lebensart, in der ſie ſich befanden. Selbſt unter den wenigen, welche der Stimme des Geſandten Gehör gaben, ließen noch die meiſten ihr Unternehmen fahren, weil es ihnen allzumühſam und beſchwerlich vorkam: und ſie erwählten lieber, ſich mit dem großen Haufen mit Eicheln und Wurzeln zu ernähren.

Unter denenjenigen Urſachen, welche den Monarchen bewogen hatten, dieſe bösartigen Gemüther in ſeinem Reiche zuzulaſſen, war vornehmlich dieſe, daß er glaubte, das Unglück, worein ſich dieſe Rebellen ſtürzen würden, würde ſelbſt unter ihnen, durch die Bemühungen, die ſie ſich geben würden, ihren elenden Zuſtand zu verbeſſern, allerley angenehme Empfindungen hervorbringen. Es iſt wahr, dieſe Elenden verſuchten auf allerley Art ihr Unglück zu verbeſſern. Sie lernten ihre Eicheln und Wurzeln auf unterſchiedne Art ziemlich ſchmackhaft zuzurichten: und die Jagd einer gewiſſen Art bunter Caninchen verſüßte ihnen mancherley Stunden ihres Elendes. Man kann alſo nicht leugnen, daß ſie auch mitten in ihrem Unglück angenehme Empfindungen gehabt haben. Allein dieſe angenehmen Empfindungen dauerten nicht länger, als ſie gleichſam als Betrunkene ihren ehemaligen glücklichen Zuſtand ganz und gar vergeſſen hatten. So bald ſie ſich ihres ehemaligen Glücks erinnerten; ſo wurden ſie wieder nüchtern. Alle angenehme Empfindungen verſchwanden. Sie erkannten ihr Elend, und der Kummer, der Schmerz, die Traurigkeit und die Verzweiflung ſtellten ſich wieder ein. Eben ſo wohl freueten ſich die auf dem Wege ihrer Beſſerung und ihres neuen Glücks befindlichen Einwohner dieſes Dorfs über den anſcheinenden guten Fortgang ihres Unternehmens. Allein auch dieſe angenehme Empfindungen wurden niedergeſchlagen, ſo bald ſie ſich ihrer ehemaligen Glückſeligkeit erinnerten, und bedachten, wie weit und ungewiß ſie noch davon entfernet wären. Mich deucht alſo nicht, daß der Monarch dieſe vergnügten Zwiſchenzeiten ſeiner Rebellen, welche weiter nichts als die Vergeßlichkeit und eine taumelnde

Einbildung verurſachten, als wahrhaftig angenehme Em-
findungen hätte anſehen dürfen, die ihn hätten bewegen
onnen, dieſe bösartigen Gemüther in ſein glückliches
Reich aufzunehmen. Wie, wenn man glaubte, daß Gott
as Böſe in der Welt unter andern auch deshalb zuge-
aſſen hätte, weil die Menſchen aus der Ausübung der
Thorheit und Laſter nach ihrer taumelnden Einbildung
in Vergnügen und vermeyntliche angenehme Empfin-
ungen ſchöpfen?

Endlich war nunmehr die Zeit verfloſſen, welche der
ütigſte Monarch ſeinen ungehorſamen Unterthanen zu
rwerbung ſeiner Gnade und Erlangung ihrer vorigen
lücklichen Lebensart beſtimmt hatte. Sehr wenige hat-
n ſich hierzu würdig gemacht: und dieſe wurden in
hren vorigen glücklichen Zuſtand vollkommen wieder ein-
eſetzet. Die meiſten aber wurden nunmehr zur gerech-
n Beſtrafung gezogen: und nunmehr konnte der Mo-
arch ſeinen großen Endzweck erfüllen, weshalb er dieſe
ösartigen Gemüther in ſeinem glücklichen Reiche haupt-
ächlich zugelaſſen hatte. Er konnte nämlich ſeinen ge-
orſamen und glücklichen Unterthanen dieſe Elenden in
rer gerechten Beſtrafung vorſtellen, um ihnen dadurch
en Unterſchied ihres Glücks recht begreiflich zu machen,
nd weit angenehmere Empfindungen in ihnen hervorzu-
ringen. Es wurde demnach ein jeder von dieſen Re-
ellen in ein Dorf glücklicher Unterthanen geſendet, um
aſelbſt die verdiente Beſtrafung zu erleiden. Hier wurde
n jeder Rebelle nackend, und elend mit Ketten und Ban-
en beſchweret, vor den Augen der glücklichen Unterthanen
nes jeden Dorfs täglich herum geführet. Er war der
itze und zu gewiſſen Zeiten der Kälte ausgeſetzt. Er

muſte Hunger und Durſt erdulden: und ſeine Strafe beſtund vornehmlich darinnen, daß man nichts weniger als ſeine Begierden erfüllte, ſondern allemal das Gegentheil von dem that, was er wünſchte.

Es iſt wahr, die glücklichen Einwohner lernten nunmehr erkennen, daß ſich ein Unterſchied unter den Lebensarten befinde: und daß es in der That ein vorzügliches Glück ſey, was ſie genoſſen. In ſo weit war der Endzweck des Monarchen erfüllet. Allein es erfolgten nichts weniger als die angenehmen Empfindungen, die er ſich vorgeſtellet hatte. Eben dieſer Unterſchied des Glücks, den ſie erkennen lernten, verurſachte, daß ſie einſahen, wie es noch viel glücklichere Unterthanen geben könnte, als ſie wären, und ſie ſtellten ſich dieſe glücklichen Unterthanen nach den Graden des Glücks, davon ihnen dieſe Beyſpiele die Erkenntniß beygebracht hatten, lebhaftiger vor Augen. Sie wurden alſo durch dieſe Beyſpiele weder glücklicher, noch ihre Empfindungen angenehmer. Hierüber regte ſich der Trieb des Mitleidens gegen die Elenden, die vor ihren Augen gequälet wurden. Man hatte ihnen ihr Verbrechen erzählet und ſehr wohl vorgeſtellet, daß die Strafe vollkommen gerecht wäre, die ſie erduldeten. Allein jedes Weſen, wenn es nicht ſelbſt beleidiget wird, zumal wenn es gütig und liebreich iſt, kann ſich des Mitleidens gegen Elende, Unglückliche und Gequälte nicht entbrechen. Dieſes Mitleiden fühlten alſo die glücklichen Einwohner. Wer die Natur des Mitleidens kennet, der kann unmöglich leugnen, daß es eine Art des Mißvergnügens und der Traurigkeit iſt. Statt der angenehmern Empfindungen, die ihnen ihr gütiger Monarch verurſachen wollte, wurden alſo traurige und unangenehme in ihnen erreget.

Die Elenden, welche beſtraft wurden, erkannten endlich nach und nach die Abſicht, welche ihr König bey ihrer Aufnahme in ſein neues Reich gehabt hatte: und ſie glaubten gerechte Urſache zu haben, ſich über ihn zu beſchweren. Sie ſagten, daß er ſie aus ſeinem glucklichen Reiche hätte weglaſſen ſollen, da er ihre Gemuthsart hinlänglich gekannt hätte: und ihre Beſchwerden kamen ihnen um ſo viel gerechter vor, da die übrigen gehorſamen Unterthanen durch ihre Beſtrafung und Quaal weder glucklicher würden, noch angenehmere Empfindungen bekämen. Wer wird wohl ihre Klagen mißbilligen?

Ich erzähle dieſe Begebenheiten meinen Leſern, damit ſie urtheilen ſollen, ob dieſer König in der That gutig und gerecht genennet werden könne? und hierdurch werden ſie zugleich das Urtheil von dem neuen Lehrgebäude von dem Urſprunge des Böſen fällen, das Herr Böldicke in dem abermaligen Verſuch einer Theodicee vorgetragen hat. Was mich anbetrifft; ſo glaube ich, daß ein Lehrgebäude unmöglich richtig ſeyn könne, welches Gott aufbürdet, er habe zugelaſſen, daß etliche Geſchöpfe ewig unglückſelig würden, damit die ubrigen eine deſto gröſſere Glückſeligkeit genieſſen möchten.

XI.

Die Verfolgungen des Averroes,

eines arabiſchen Gelehrten.

Wenn man die gelehrten Geſchichte vor die Hand nimmt; ſo findet man, daß die größten Gelehrten, die zu Erleuchtung der menſchlichen Erkenntniß das meiſte beygetragen haben, auch den größten Verfolgungen ausgeſetzt geweſen ſind. Viele derer übrigen zu gleicher Zeit mit ihnen lebenden Gelehrten, die zu der Einſicht der Wahrheit am erſten fähig geweſen wären, haben ſich gemeiniglich hierinnen am eifrigſten bewieſen: und nicht ſelten haben nur die nachfolgenden Zeiten für die Verdienſte dieſer Männer, und für die von ihnen vorgetragene Wahrheiten, den Ausſchlag gegeben. Man muß ſich über dieſes Verfahren ſehr verwundern: und man ſollte faſt auf die Gedanken fallen, als wenn die Menſchen unmöglich vertragen könnten, daß man ihre Erkenntniß verbeſſere, den Irrthum ausrotte, und ſie zur Wahrheit führe. Wenigſtens haben ſie allemal zu erkennen gegeben, wie ſchwerlich Vorurtheil, Hochmuth, Neid und Eiferſucht neue Wahrheiten und die Verbeſſerung der Wiſſenſchaften vertragen können: und was dieſe Leidenſchaften für grauſame Entſchließungen in dem Gemüthe des Menſchen veranlaſſen, wenn ſie einmal aufgebracht ſind.

Europa iſt es nicht allein, dem man den gegründeten Vorwurf machen kann, daß es gegen die Verdienſte großer Männer in ihrem Leben ſchlechte Erkenntlichkeit bezeiget hat. Wir finden, daß die Gelehrten, von was vor einer Völkerſchaft und Religion ſie auch geweſen ſind, eben ſo unbillig gegen diejenigen geweſen ſind, die ſich über ſie und über ihre alte Meynungen zu erheben geſucht haben: und man wird daraus um ſo viel eher überzeugt, wie allgemein dieſe menſchliche Neigung ſey. **Averroes** ſoll uns gegenwärtig zum Beyſpiel dienen, daß die mahometaniſchen Gelehrten in Afrika eben ſo geſinnet geweſen ſind, als ſich viele Gelehrten in Europa bezeiget haben, und als ſich künftig viele vermuthlich allemal erweiſen werden. Wir wollen uns hierbey größtentheils der Nachricht des berühmten Bayle bedienen.

Dieſer gelehrte Araber lebte im dreyzehenden Jahrhundert. Er war öffentlicher Lehrer auf der hohen Schule zu Cordua, im Königreiche Marocco, und zugleich verordneter Richter daſiger Gegend. Er fieng zuerſt an, die ariſtoteliſche Philoſophie in dieſen Landen bekannt zu machen. Viele ſeiner Mitlehrer, und beſonders der Medicus Ibnu Zoar, beneideten ſeine Gelehrſamkeit, und den Beyfall, den er ſich erwarb. Sie wußten unterſchiedene Große des Hofes und Edelleute in ihre Partey zu ziehen: und dieſe beſchloſſen endlich, einen Proceß wegen der Religion wider ihn anzuſpinnen. Sie ſtifteten die jungen Studirenden an, daß ſie ihn bitten mußten, ihnen in der Weltweisheit Unterricht zu geben. **Averroes** ließ ihr Bitten ſtatt finden, und trug ihnen ſeine neuen ariſtoteliſchen Meynungen vor.

So fort ließen ſeine Feinde eine öffentliche Schrift verfertigen, darinnen er für einen Ketzer erklaret wurde. Dieſe Schrift wurde von mehr als hundert Zeugen unterſchrieben, und dem Könige Manſor zugeſendet, der damals über Marocco herrſchte.

Ungeachtet Manſor einer der gerechteſten und lobenswürdigſten mahometaniſchen Regenten geweſen iſt; ſo wurde er doch durch ſo viele Zeugniſſe eingenommen. Er entrüſtete ſich über den Averroes und rief aus: Es iſt offenbar, daß dieſer Menſch nicht von unſrer Religion iſt. Alſo bald ließ er alle ſeine Güter einziehen. Er beraubte ihn aller ſeiner Ehrenſtellen und gab Befehl, daß er ſich als ein Ketzer in dem Bezirk der Juden aufhalten ſollte. Averroes gehorchte. Dennoch unterließ er nicht, zuweilen in die Moſcheen zu gehen, um daſelbſt ſeine Andacht zu verrichten. Nachdem er aber, ſo bald er ſich denſelben näherte, von den Kindern mit Steinen verjagt wurde: ſo begab er ſich heimlich von Cordua nach Fetz, und hielt ſich daſelbſt verborgen.

Kaum hatte er ſich hier einige Tage aufgehalten; ſo wurde er erkannt. Man warf ihn ins Gefängniß, und befragte ſich bey dem Könige Manſor, was man mit ihm anfangen ſollte. Dieſer Prinz ſetzte einen großen Rath von Geiſtlichen und Rechtsgelehrten nieder: und verlangte unterrichtet zu ſeyn, was ein ſolcher Menſch für Strafe verdiene. Die meiſten urtheilten, daß er als ein Ketzer des Todes ſchuldig ſey. Einige andre aber hielten davor, daß es nicht rathſam ſey, eine Perſon mit der Lebensſtrafe zu belegen, die unter der Eigenſchaft eines Geiſtlichen und eines Geſetzgebers in der Welt bekannt ſey, und deren Todesſtrafe mehr unter der Benennung ſeiner Würden, als unter der Beſchaffenheit eines Ketzers ruchtbar werden würde. Sie glaubten, daß es ihrer Religion nachtheilig ſeyn würde, weil ſich viele abhalten laſſen könnten, darein zu treten, wenn die vornehmſten Lehrer einer Ketzerey und einer ſo ſchmählichen Beſtrafung fähig wären. Sie fügten noch hinzu, daß es den afrikaniſchen Lehrern ſelbſt keinen guten Ruf in der Welt machen würde. Man würde ſagen, daß ſie Gelegenheit ſuchten, einander zum Tode zu befördern. Endlich gaben ſie den Rath, man ſollte ihn vor die Thüre der groſſen Moſchee führen, und ihn fragen, ob ihm ſein Irrthum leid wäre. Sie hofften, daß ihm der König alsdann Gnade wiederfahren laſſen würde, wenn er öffentlich Reue bezeigte, und wiederrufte, weil alle Menſchen den Fehlern unterworfen wären.

Manſor ließ ſich dieſen letztern Rath gefallen. Er ertheilte Befehl nach Fetz, daß man ſolchergeſtalt mit dem Averroes verfahren ſollte. Dieſer unſchuldige Gelehrte wurde demnach an einem Freytage zur Gebetszeit vor die groſſe Moſchee geführet. Man ſtellte ihn daſelbſt mit entblößten Haupte an einen erhabenen Ort, und alle diejenigen, ſo in dieſen mahometaniſchen Tempel giengen, ſpyen ihm ins Angeſicht. Nachdem das Gebet verrichtet war, ſo kamen die Lehrer mit den Gerichtsperſonen und fragten dieſen Unglückſeligen, ob ihm ſeine Ketzerey leid wäre. Er antwortete mit ja; und man ließ ihn frey davon gehen. Er blieb zu Fetz, und fieng an, die Rechte daſelbſt zu lehren.

Einige Zeit hernach gab ihm Manſor Erlaubniß, nach Cordua zurück zu kehren. Er reiſete dahin ab.

Er lebte aber daſelbſt elend, von jedermann verachtet: und aller ſeiner Güter und Bücher beraubt.

Endlich fieng das Glück an, dieſen unſchuldigen Mann wieder zu begünſtigen. Der Richter, der ihm in ſeinem Amte nachgefolget war, erfüllete ſeine Pflicht ſehr übel. Die Gerechtigkeit lag ſo ſehr darnieder, daß jedermann darüber ſeufzete. Manſer bekam hiervon Nachricht: und weil er ſeine Unterthanen liebte: ſo wünſchte er dieſer Unordnung abzuhelfen. Er rufte ſeinen Rath zuſammen und trug ihm vor, daß er geneigt wäre, die Gerechtigkeit wieder unter die Hände des **Averroes** zu geben. Die meiſten fanden nichts darwider zu erinnern. Er gab alſo dem **Averroes** Befehl, daß er unverzüglich nach Marocco kommen ſollte, um daſelbſt über die Juſtizſachen von Cerdua die Oberaufſicht zu nehmen. **Averroes** kam mit ſeiner Familie ohne Verzug dahin. Der König ernennete ihn zugleich zum öffentlichen Lehrer an der hohen Schule zu Marocco, und überhäufte ihn nach und nach mit Ehrenſtellen. **Averroes** hat hier ſeine übrige Lebenszeit beſchloſſen. Er hat alle Schriften des Ariſtoteles in die arabiſche Sprache überſetzt: und ſeit dieſer Zeit bis hieher haben ſich die Araber derſelben ununterbrochen bedienet. Seine eigne Schriften ſind in dieſen Landen allemal in der größten Hochachtung geblieben. Man hat ſein Grabmaal eine lange Zeit gezeiget. Allein, ſein Andenken wird noch itzo von allen Gelehrten dieſer Lande verehret.

Das Schickſal vieler groſſer Männer in Europa, die man eben ſo unſchuldig verfolget hat, iſt von dem Unglück des **Averroes** ſehr wenig unterſchieden. In eben dieſem dreyzehenden Jahrhunderte verfolgte man den

Abellard, einen Mann, den wir als den erſten Wiederherſteller der Wiſſenſchaften anzuſehen haben. Man zwang ihn durch tauſenderley Ungemach, daß er ſelbſt ſeine Schriften öffentlich verbrennen mußte: und die Bosheit ſeiner Verfolger dichtete ihm die ſchwärzeſten Verleumdungen an, die elende Schriftſteller manchmal noch in unſern Tagen auf eine unvernünftige Art nachbeten. **Carteſius**, durch deſſen Lichtſpuren Newton und andre große Männer zur Erkenntniß dererjenigen nützlichen Wahrheiten gelanget ſind, die ſie vorgetragen haben, wurde aus Frankreich verbannet. Der vortreffliche **Paſcal** hat eben ſo viele Verfolgungen erfahren: und es hat gewiß nicht an den Jeſuiten und an den vornehmſten lüttichiſchen Geiſtlichen gelegen, daß der berühmte **Arnold** nicht mit dem Averroes einerley Schickſal gehabt hat. Der unſterbliche **Bayle** hat ſein Vaterland gleichfalls verlaſſen müſſen, und er lag in gewiſſermaaße unter den Verfolgungen eines elenden Jurieu. Der große **Voltaire** hat eine Zeitlang ein gleiches Verhängniß ausgeſtanden. Und wem ſind die ehemaligen Verdrüßlichkeiten des Herrn Kanzler **von Wolf** unbekannt? Kann man wohl nach dem Bezeigen ſeiner Feinde zweifeln, daß ſie den geringſten Anſtand genommen haben würden, ihn alles Ungemach des Averroes in voller Stärke empfinden zu laſſen, wenn ſie Gewalt und Eingang hierzu gefunden hätten. Wir übergehen andre Beyſpiele dieſer Art mit Stillſchweigen.

Wenn andre große Gelehrte dergleichen Verfolgungen nicht wirklich erlitten haben; ſo hat es ihnen doch an einer Menge Feinde niemals ermangelt. Die bittere und niederträchtige Art, womit man ſie in elenden Critiken angefallen hat, legen den guten Willen ihrer Gegner hinlänglich zu Tage, wenn ſie nur vermögend geweſen wären, eine höhere Gewalt auf ihre Seite zu ziehen. Ein Newton, ein Leibnitz, ein Thomaſius, ein Locke, würden nicht glücklicher als die vorigen geweſen ſeyn, wenn ihre ſchmähſüchtigen Feinde Gewalt über ſie erlanget hätten. Verabſcheuenswürdige Neigung der Menſchen, die diejenigen unglücklich zu machen ſuchet, die für das wahre Glück und Beſte des menſchlichen Geſchlechts arbeiten. Wir können dieſe Gedanken über die Verfolgungen des Averroes nicht beſſer ſchließen, als mit der Ermahnung des Voltaire *):

He bien! pauvre affligé, ſi ce fragile honneur,
Si ce bonheur d'un autre a dechiré ton coeur,
Mets du moins à profit le chagrin, qui t' anime,
Merite un tel ſuccès, travaille, efface, lime;
—— —— —— —— ——
La gloire d'un Rival s' obſtine à t' outrager,
C'eſt en le ſurpaſſant, que tu dois t' en vanger.

---

*) *Voltaire*, Tom. VI. Epitre de l'envie.

Bayerische

Des Herrn von Juſti

Scherzhafte
und
Satyriſche Schriften

Zweyter Band.

Joh. Heinr. Gottlobs von Juſti

Scherzhafte und Satyriſche Schriften

Zweyter Band.

Berlin, Stettin und Leipzig,
in Verlag Johann Heinrich Rüdigers.
1760.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Zufolge des, in der Vorrede des erſten Bandes dieſer Schriften gethanen, Verſprechens erſcheinet nunmehr der zweyte Band derſelben; und obzwar der dritte Band erſt zu bevorſtehender Oſter-Meſſe hätte erfolgen ſollen; ſo wird er doch nunmehr noch eher, und ſchon in 6 bis 8 Wochen, aus der Preſſe hervorgehen, ohne daß ich denſelben weiter mit einem Vorbericht begleiten werde.

Man kann zwar niemals von dem ſtarken Abgang eines Buches auf deſſen Güte ſchließen. Diejenigen Schriftſteller, welche dieſem Grunde von Herzen gern alle Gültigkelt zuzugeſtehen, geneigt ſind, werden durch den ſtarken Abſatz offenbar elender Schriften gar zu ſehr gedemüthiget; und diejenigen, deren Bücher Ladenhüter, oder Maculatur werden, erlangen dadurch einen ſtarken Troſt in ihrem Leiden. Allein, wenn ein Buch nicht eben vor dem Pöbel iſt, und mehr als ein paar Groſchen koſtet; ſo kann man aus dem guten Verkauf wenigſtens ſo viel ſchließen, daß das Publicum ſolches wohl aufgenommen hat. Mehr will ich mir alſo auch hier nicht zueignen; da der erſte Band binnen 10 bis 11 Wochen, denn er iſt erſt die letztern Tage der Michaelis-Meſſe fertig worden, einen ſo ſtarken Abſatz gehabt hat, als man, zumal in dieſen ſchlechten Zeiten, nicht leicht bey einem Buche finden wird.

Es hat mir dieſes natürlich zur Aufmunterung dienen müſſen, dieſen und den folgenden Band der geneigten Aufnahme des Publici immer würdiger zu machen; und es hat dannenhero ſehr zu meinem Mißvergnügen gereichen müſſen, daß in der zweyten und dritten Abtheilung dieſes Bandes, durch die groſſe Unaufmerkſamkeit des Correcteurs, eine groſſe Menge Druckfehler eingeſchlichen ſind. Es iſt dieſes in dieſer Art Schriften deſto unangenehmer, da ein Druckfehler, den der Leſer nicht ſofort einſehen kann, muntern und lebhaftigen Gedanken alles Salz und Annehmlichkeit entziehet. Ich habe es demnach vor billiger und aufrichtiger gehalten, ſolche gleich auf den erſten Bogen anzuzeigen, damit aufmerkſame Leſer ſolche an ihren Stellen ſelbſt verbeſſern können, als ſolche gar zu verſchweigen; wie es in unſern Tagen faſt überall zur Gewohnheit werden will.

Dieſes Werk wird in keiner ſchlechten Druckerey gedruckt. Allein, mich deucht, daß die meiſten unſrer heutigen Buchdrucker gar zu mechaniſch arbeiten, ohne ſich durch die Ehre, eine ſehr correcte Auflage gemacht zu haben, ſehr rühren zu laſſen. Die

Ehre, die Gryphius und andere Buchdrucker vor anderthalb Jahrhunderten darinnen ſuchten, wenn ſie ſagen konnten, daß man in zwey ſtarken Folianten nur vier Druckfehler finden würde, ſcheinet nicht nach dem Geſchmack der meiſten heutigen Buchdrucker zu ſeyn. Unterdeſſen hoffe ich auf Oſtern ein ſtarkes Werk über die Policey zu liefern, worinnen die Druckfehler eben ſo ſelten ſeyn werden; wie man denn verhoffentlich in der vierten Abtheilung dieſes Bandes, die ich ſelbſt corrigiret habe, keinen einzigen finden wird.

Es wird dieſer Sammlung ſofort eine andere von meinen moraliſchen und philoſophiſchen Schriften folgen, die gleichfalls aus drey Bänden groß Octav, jedoch noch etwas ſtärker, als die gegenwärtigen, beſtehen wird. Dieſe beyden Sammlungen werden alles in ſich enthalten, was ich in der muntern und ernſthaften Moral, in der Philoſophie und in denen ſchönen Wiſſenſchaften geſchrieben habe.

Vorbericht.

Es wird aus dieſen Sammlungen nichts herausbleiben, als das, ehedem der Dichter-Inſul angedruckt geweſene, Lob-Gedicht auf des Königl. Pohlniſchen Premier-Miniſter, Grafens von Brühl Excellenz, und einige andere ſchlechte Gedichte. Dieſes in meinem 19ten Jahre verfertigte, unreife und unüberlegte Lob-Gedicht konnte mir jetzt unmöglich würdig ſcheinen, der Welt wieder vergelegt zu werden; und ich erſuche diejenigen, die etwan nach meinem Tode Auflagen von meinen Schriften machen, ſolches auf ewig in ſeiner Vergeſſenheit begraben ſeyn zu laſſen.

Da die meiſten moraliſchen Abhandlungen in den Ergetzungen der vernünftigen Seele lebhaft geſchrieben ſind; ſo werden auch in denen moraliſchen Schriften viele muntere Abhandlungen vorkommen. Ueberhaupt hat die Gränz-Abtheilung beyderley Sammlungen nicht ſo genau geſchehen können, daß nicht in dem dritten Bande der Satyriſchen Schriften einige Abhandlungen vorkommen ſollten, welche mit eben dem Recht in der moraliſchen Sammlung hätten ſtehen können. Dieſes iſt es, was ich bey der Ausgabe dieſes Bandes noch zu erinnern gehabt habe. Geſchrieben den 3ten Jenner 1760.

Verzeichniß

derer, in dieſem zweyten Bande befindlichen, Abhandlungen.

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte und Satyriſche Briefe.

1. Schreiben an einen neu angehenden Arzt Seite 3
2. Schreiben der Schnürbrüſte an das Frauenzimmer 20
3. Antwort des Frauenzimmers an die Schnürbrüſte 31
4. Schreiben an einen neu angehenden Weltweiſen 39
5. Schreiben des Bias an die Verfaſſer der Ergetzungen 57
6. Antwort an den Herrn Bias 66
7. Schreiben von einer Academie der mechaniſch-phyſicaliſch-mathematiſchen Moral und Satyre 73
8. Aufrichtiger Glückwunſch an das ſämmtliche Frauenzimmer, wegen Erfindung der ſogenannten Commoden 80

Zweyte

Innhalt.

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

1. Nachricht und Probe von einer beſondern Zeitung vor das Frauenzimmer Seite 99

2. Gedanken von den Plauderern 116

3. Ob das Laſter einer Scheinheiligen, oder einer frechen Buhl-Dirne, ſchändlicher und abſcheulicher ſey 133

4. Beweiß, daß die Klugheit keinen Nutzen in der Welt habe 146

5. Schreiben über die vorhergehende Materie 171

6. Erinnerungen über vorſtehendes Schreiben 176

7. Betrachtung über die Verläugnung und Verachtung der Herkunft und Anverwandten 183

8. Vorſchlag, ohne Beſchwehrung des gemeinen Weſens, Findel- Wayſen- und armen Kinder-Häuſer zu errichten 204

9. Be-

9. Betrachtungen über den Schein der Laſter Seite 218

10. Beſondere Reguln über den Schein der Laſter 231

11. Das Tage-Buch eines Frauenzimmers 239

12. Betrachtung über den freyen Umgang zwiſchen Perſohnen beyderley Geſchlechts 255

13. Betrachtung über die kleinen Triebſedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen 274

14. Unterſchied des Caracters einer Spröden, und einer im Umgange mit Manns-Perſohnen behutſamen Schönen 289

15. Unterſuchung des Haupt-Bewegungs-Grundes in der ehelichen Verbindung 297

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

1. Die Beſchaffenheit und Verfaſſung der Republik der Gelehrten. Erſte Abtheilung Seite 341

Zweyte Abtheilung 359

2. Ein Traum von der Geſelligkeit 375

3. Der Tempel der Ehren 391

4. Ein Traum von einer Welt ohne Böſes . 419

Vierte Abtheilung.

Fabeln und Erzählungen.

1. Jupiter, die Schaafe und die Bären, eine Fabel 435

2. Das vernünftige Gebeth eines mahometaniſchen Regenten, eine Erzählung 440

3. Die Begebenheiten Herrn Naſens, von ihm ſelbſt entworfen 443

4. Die

Innhalt.

4. Die gütigen und ſträngen Väter, eine Erzählung Seite 459

5. Der Streit Herrn Weidlichs mit einem Buchbinder, eine Erzählung 485

6. Der Rath der Götter über das Elend der Menſchen, eine Erzählung 495

7. Das güldene Zeit-Alter, oder die reiſende Fabel 503

Druck-

Druckfehler,

Im zweyten Bande, welche der Verſtändlichkeit ſchaden.

S. 57.	Lin. 20.	anſtatt	Satzes	leſe man	Salzes
• 70.	• 8.	•	angreifen	•	ergreifen
• 92.	• 3.	•	männliche	•	menſchliche
• 93.	• 17.	•	euch	•	mich
• 116.	• 4.	•	diejenigen	•	denenjenigen
• 120.	• 6.	•	iſt	•	oft
• •	• 10.	•	unverſchämten	•	unverſchämteſten
• 160.	• 12.	•	Klugheit	•	Kühnheit
• 163.	• 8.	•	erklären	•	erkennen
• 167.	• 17.	•	ſich	•	ſie
• 209.	• 12.	•	beruhiget	•	berechtiget
• 211.	• 9.	•	erlangen	•	erlegen
• 233.	• 13.	•	Abſoy	• •	Abzug
• 250.	• 1.	•	hämiſch	•	höniſch
• 258.	• 29.	•	innerliche	•	einerley
• 274.	• 14.	•	geliefert	•	geleiſtet
• 287.	• 29.	•	wichtige	•	wichtig, und muß ein Punct folgen.
• 310.	• 11.	•	von den Geſellſchaften	•	von der Geſellſchafterin
• 355.	• 27.	•	annehmen	•	ausnehmen
• 356.	• 17.	•	Gelehrſamen	•	Gerechtſamen
• 361.	• 28.	•	noch	•	doch
• 366.	• 11.	•	gewiß	•	geneigt
• 373.	• 24.	•	Klugheit	•	Kindheit
• 408.	• 12.	•	den	•	der
• 417.	• 20.	•	Erlaſſung	•	Einlaſſung

* * *

Erſte

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte
und
Satyriſche Briefe.

I.

Schreiben
an
# einen neuangehenden Arzt.

Hochgeehrter Herr Vetter!

Weil mir Ihre Wohlfahrt lieb war; ſo iſt es mit meinem Willen gar nicht geſchehen, daß Sie die Arzneykunſt erwählten, als Sie ſich einer von den höhern Wiſſenſchaften zu widmen im Begriff waren. Sie wiſſen, daß ich Sie auf das ernſtlichſte davon abmahnte; und ich hatte hierzu hauptſächlich folgende Gründe. Ich glaubte, daß man ſo viel als möglich eine Lebensart vermeiden müßte, worinnen unſer Ruf und Anſehen nicht lediglich von unſrer Gelehrſamkeit abhängt, ſondern worinnen ungefähre Zufälle den größten Einfluß haben: und ich vermeynte in der heilſamen Kunſt vor andern Facultäten eine ſolche Beſchaffenheit zu finden. Laſſen Sie einen Arzt alles, was zu ſeiner Wiſſenſchaft erfordert wird, vollkommen begriffen haben, wenn er ſich itzo an einem Orte niederläßt, um ſeine Kunſt auszuüben; ſo wird es auf den groſſen Umfang ſeiner Wiſſenſchaften nicht allein ankommen, ſich Ruf und Anſehen zu erwerben, die zu ſeinem Lebensunterhalt unumgänglich nöthig ſind. Vieles, und vielleicht das meiſte, wird von dem Leben oder Tode der erſten Kranken abhängen, die unter ſeine Hände fallen: und wenn er ſo unglücklich iſt, daß etwan ſechs oder ſieben ſterben, die er unter ſeiner Cur gehabt hat; ſo wird binnen einer ziemlichen Zeit, und vielleicht auf immerdar, an dieſem Orte für ihn nichts weiter zu thun ſeyn. Iſt denn aber der Arzt Herr über Leben und Tod: und kann er wohl durch alle ſeine Wiſſenſchaft verhindern, daß die Seele einen Körper verläßt, den ſie nicht mehr bewohnen kann, und mit welchem ihr die ewige Vorſehung vereiniget zu ſeyn, nicht weiter erlaubet? Unterdeſſen richtet doch die Welt ihr Urtheil nach dieſen Verfallen ein; und wer kann ſie verdenken, daß ſie unſre Fähigkeit nach ihren Wirkungen beurtheilet? Denn alle Gelehrſamkeit eines Arztes hat doch lediglich die Heilung der Krankheiten zum Endzweck: und die Welt, deucht mich, fordert nicht ganz und gar mit Unrecht, daß ſich ihre Wirkung hierinnen offenbaren ſoll. Sie ſehen alſo, daß man ſich in dieſer Kunſt auf ſeine Gelehrſamkeit nicht ſehr verlaſſen kann, daß ſie unſer Glück machen werde, ohne daß man die Welt ungerecht heiſſen kann: und ich glaubte, daß man eben eine ſolche Lebensart ſo leicht nicht erwählen müßte.

Mein andrer Grund war, daß die Arzneykunſt ihrem Verehrer nicht viel Ehrenſtellen anbieten kann. Es ſind nur auf einer jeden Univerſität zwey oder drey Profeſſores der Arzneykunſt, und an einem jeden Hofe ein oder zwey Leibärzte, deren Bedienungen anſehnlich ſind, und die ſich einen hinlänglichen Unterhalt von ihrer Gelehrſamkeit verſprechen können: und auch in dieſen Ehrenſtellen iſt es an vielen Orten ungemein genau zugeſchnitten. Dieſe ſind aber gegen die häufigen Aemter und Bedienungen, welche die Gottesgelahrheit und Rechtsgelehrſamkeit ihren Nachfolgern anbieten, und mit welchen gröſtentheils ein ſehr reichlicher Unterhalt verknüpfet iſt, vor gar nichts zu rechnen. Ich weis zwar, daß ſich mein **hochgeehrteſter Herr Vetter**, wie alle andere junge Leute, von Ihrem Glück die ſüſſeſte Vorſtellung machen. Allein, der Erfolg ſtimmet öfters damit am allerwenigſten überein, und ich verſichere Sie, daß alle diejenigen, welche itzo das Elend und die Armuth drücket, eben alſo gedacht haben.

Endlich war eben dieſe Armuth der meiſten Aerzte mein dritter Grund, der mir Dero Wahl eben nicht annehmlich machte. Man durchgehe alle Städte. Wenn ſechs Aerzte in einer Stadt befindlich ſind: ſo wird kaum einer oder höchſtens zwey von der Ausübung ſeiner Kunſt bequemlich leben können. Von den andern wird kaum einer dreyſig oder vierzig Thaler jährlich verdienen: und wenn er ſonſt keine eignen Güter hat; ſo wird es ſehr wüſte in ſeiner Küche ausſehen. Die Urſachen hiervon fallen ſehr in die Sinne. In keine Wiſſenſchaft wird mehr gepfuſchet, als in die heilſame Kunſt: und das gemeine Volk, worunter doch ihrer Menge nach die meiſten Kranken ſeyn müſſen, wird immer ärmer.

Ich läugne nicht, daß mir vollends vor Ihre künftige Wohlfahrt entſetzlich bange wurde, als man anfieng von der Electricität einen für die Herren Aerzte ſo gefährlichen Gebrauch zu machen. Wenn es wahr wäre, daß die Electricität, wie uns viele verſichern wollen, vermögend wäre, die Heilung der meiſten Krankheiten zu befördern; ſo möchte der größte Theil von unſern Aerzten nur bey Zeiten den Wanderſtab in die Hand nehmen, um ſich in klein Aſien und Egypten niederzulaſſen, wo es an Meiſtern in der heilſamen Kunſt ſehr fehlen ſoll. Denn wenn die bemittelten Leute in ihren Krankheiten auf den Einfall gerathen ſollten, ſich Electriſiren zu laſſen; ſo würden die meiſten Aerzte kaum zwanzig Groſchen jährlich einzunehmen haben.

Ich weis zwar, daß mir mein **hochgeehrter Herr Vetter** einwenden, es käme in einer jeden Lebensart, die wir erwählen, auf unſer gutes Glück an: und vielleicht werden Sie noch hinzu zu ſetzen belieben, auf unſern Fleiß und die gute Meynung, die wir unſern Nebenmenſchen von uns beyzubringen wiſſen. Ich weis auch Ihre übrigen Einwürfe. Es iſt wahr, es giebt ſo viele arme Advocaten und unbeförderte Candidaten der Gottesgelahrheit, als dürftige Aerzte in der Welt ſind: und Gelehrſamkeit und Verdienſte ſind nicht allemal die Dinge, welche einen Gottes- und Rechtsgelehrten empor bringen. Allein, es bleibt doch allemal noch übrig, daß man hier der Welt einer Ungerechtigkeit beſchuldigen kann, die aber bey einem gelehrten Arzneyverſtändigen, der in ſeinen Curen unglücklich geweſen iſt, wegfällt. So viel kann ich Ihnen auch ganz gerne einräumen, daß ſich ein angehender Arzt vor der Electricität eben nicht bange ſeyn laſſen darf. Es giebt in der gelehrten Welt, wie in der bürgerlichen, gewiſſe Moden, die einen graulichen Lärm machen, ſo lange als ſie neu ſind, davon man aber in einer kurzen Zeit das Andenken kaum noch in den Jahrbüchern findet. Vielleicht würde es der Electricität bereits eben alſo ergangen ſeyn, wenn ſie der muſchenbroeckiſche Verſuch nicht wieder zu einer neuen Mode gemacht hätte. Gedulden Sie ſich aber nur, in einigen Jahren werden Sie wenig oder nichts mehr davon hören.

Unterdeſſen ſey es wie es will. Sie mögen wohl oder übel gewählet haben, ſo läßt ſich doch die Sache nunmehr nicht ändern. Sie haben bereits den mediciniſchen Doctorhut empfangen: und in dieſer Würde läßt es ſich nicht wohl ein Ueberläufer zu andern Wiſſenſchaften und ein Anfänger darinnen werden. Alles, was ich nunmehr thun kann, iſt, daß ich wünſche, daß die Ausübung der Arzneykunſt, die Sie itzo anfangen, zu Ihrer Wohlfahrt ausſchlagen möge. Sie wiſſen, was ich vermöge meiner Liebe zu Ihnen, vor Antheil an Ihrem Glücke nehme: und es würde mir ſehr leid thun, wenn ich meine Gründe an Ihrer Perſon wahr befinden ſollte. Ich will mir demnach die Freyheit nehmen, Ihnen einige Regeln an die Hand zu geben, die Sie in Ihrer neuen Lebensart anzuwenden haben: und ich getraue mir faſt die Gewähr zu leiſten, daß eine kluge Beobachtung derſelben den Fehler verbeſſern wird, der vielleicht in der Wahl Ihrer Lebensart vorgegangen iſt. Wenigſtens kenne ich unterſchiedne Männer, welche hierdurch große und berühmte Aerzte geworden ſind. Aus den Anmerkungen, die ich über den Wandel dieſer Männer gemacht habe, ſind dieſe Regeln geſchöpfet: Denn Sie wiſſen, daß ich ſelbſt kein Arzt bin. Sie haben alſo, wiewohl eine fremde, dennoch eine untrügliche Erfahrung zum Grunde: und dieſe iſt aus verſchiedenen Urſachen heilſamer, als wenn wir ſie aus unſern eignen Begebenheiten genommen haben, geſetzt, daß ſie die glücklichſten geweſen wären. Ich will hoffen, daß Sie die Mühe, die ich mir hierinnen gebe, nicht vergeblich machen werden.

Ohnfehlbar werden Sie vermuthen, mein hochgeehrter Herr Vetter, daß ich Ihre vortreſſliche Gelehrſamkeit in der heilſamen Kunſt und denen damit verwandten Wiſſenſchaften voraus ſetzen werde. Bewahre mich der Himmel, daß ich daran zweifeln ſollte! Allein, Sie irren ſich dem ohngeachtet: und ich werde niemals auf die wunderlichen Gedanken fallen, dieſe Sache zu erfordern. Es iſt hier die Rede gar nicht von Ihrer Gelehrſamkeit, ſondern von Ihrem Glück und von Ihrem reichlichen Lebensunterhalt, den Sie in der Welt finden ſollen: und es müßte viel ſeyn, wenn Sie in den Gedanken ſtünden, daß die Gelehrſamkeit hierzu eben etwas beſonders beytrüge. Nein! mein Herr, es werden zu dem Glück, das die Welt giebt, ganz andre Geſchicklichkeiten erfordert, als eine wahrhaftige Gelehrſamkeit: und gewiſſe Kunſtgriffe nutzen zu unſrer Beförderung und Wohlfahrt allemal mehr, als ein mit den nützlichſten Wiſſenſchaften erfüllter Kopf. Sehen Sie nicht alle Tage in der Gottes- und Rechtsgelahrheit Leute in der Welt ihr Glück machen, die nichts weniger, als eine große Gelehrſamkeit beſitzen? Dennoch iſt es ſehr ausgemacht, daß in allen Arten von Bedienungen, die man in dieſen Wiſſenſchaften erlangen kann, der Mangel der Gelehrſamkeit nur allzu ſehr in die Sinnen fällt. Wie viel weniger wird ſie alſo in der Ausübung der Arzneykunſt erfordert werden, die nach dem Urtheile aller vernünftigen Leute am allergeſchickteſten iſt, daß die Stümper in ihr verborgen bleiben können. Wer unterſuchet wohl die Arzneyen gerichtlich, ob ſie zu dieſer Krankheit heilſam oder ſchädlich geweſen ſind: und wer richtet wohl, ob der Arzt die Krankheit recht eingeſehen und gekannt habe? Wird nicht auch der allergrößte befreyte Mörder hinter dem gemeinen: Menſch, du mußt ſterben, die ſicherſte Schutzwehre und hinlängliche Entſchuldigung finden?

Nur in dem Falle, wenn Ihre Gelehrſamkeit, mein **hochgeehrter Herr Vetter**, eben nicht die größte wäre, welches ich aber nimmermehr hoffen will, weil dieſe Sache, ob ſie gleich zu unſerm Glück nicht unumgänglich nöthig iſt, dennoch auch nicht ſchädlich iſt, müßten Sie ſich ja niemals von der eiteln Begierde hinreißen laſſen, der gelehrten Welt durch Ihre vortreffliche Schriften bekannt zu werden. Ich kenne große Doctores der Arzneykunſt, deren Anſehen ſelbſt an dem Orte ihres Aufenthalts gefallen iſt, nachdem ſie ſich von dieſem wunderlichen Kützel hatten ſtechen laſſen. Wenn Sie dieſes heilig beobachten; ſo verſpreche ich Ihnen, daß Sie der größte und berühmteſte Arzt werden ſollen, der ſich jemals in einem Umkraiſe von drey Meilen befunden hat, geſetzt, daß auch Ihre Gelehrſamkeit noch ſo mittelmäßig wäre. Setzen Sie nur die Regeln, die ich Ihnen geben werde, niemals außer Augen. Es iſt Zeit, daß ich einmal damit anfange.

Vor allen Dingen, mein Herr, müſſen Sie einen guten Staat zu machen ſuchen. Vieles, und vielleicht das meiſte kommt auf den erſten Auftritt an, mit dem wir in der Welt erſcheinen: und eine widrige Meynung, zu der wir der Welt in dem Anfange unſrer Lebensart Gelegenheit gegeben haben, läßt ſich öfters in der ganzen Folge unſers Lebens nicht auslöſchen. Die Welt bewundert nichts, als was in die Sinne fällt: und eine wohl verſorgte Küche und ein klein wenig Staat wird Ihnen mehr Hochachtung erwerben, als alle Ihre Gelehrſamkeit. Sonderlich iſt dieſes bey einem Arzte unumgänglich nöthig. Die Eitelkeit, uns eines angeſehenen Mannes in den Krankheiten unſerer Familie zu bedienen, hat öfters an unſerer Wahl mehr Antheil als die Kanntniß ſeiner Wiſſenſchaften und das Vertrauen. Dieſes letztere iſt auch eine unzertrennliche Folge des Anſehens: und wie kann die Welt zu einem Arzte ein Vertrauen haben, der durch ſeine Haushaltung zu erkennen giebt, daß er kaum dreyßig Thaler jährlich verdienet. Je mehr Sie auch in der Welt eine anſehnliche Rolle ſpielen, je mehr werden Sie ſich Freunde erwerben und in angeſehene Geſellſchaften gezogen werden. Denn wie kann die Welt doch eines Menſchen Freundſchaft ſuchen, der ſelbſt nicht bemühet iſt, weder ſich ſelbſt noch ſeinen Tiſch beträchtlich zu machen. Man wird ſich alſo öfters aus Freundſchaft ihrer Hülfe bedienen, geſetzt, daß man keine andern Betrachtungen hätte. Sie werden zwar ſagen, daß Ihnen dieſes binnen einigen Jahren ihr ganzes Vermögen koſten würde. Allein, laſſen Sie ſich den Verluſt deſſelbigen nicht dauren. Es iſt beſſer, daß Sie ſich in einen Stand ſetzen, Ihre ganze Lebenszeit hindurch etwas erwerben zu können, als Ihr Vermögen zu erhalten, ohne etwas zu erwerben. Zu geſchweigen, daß Ihnen der Staat, den Sie machen, bey andern Gelegenheiten, z. E. bey Ihrer Verheyrathung gute Dienſte leiſten wird.

Wenn in dem Lande, worinnen Sie ſich niedergelaſſen haben, eine Vermögenſteuer ausgeſchrieben werden ſollte; ſo ſehe ich gerne, daß Sie Ihren Verdienſt ſo hoch angeben, als es ſich nur ohne eine recht unverſchämte Lügen thun läßt. Es gehöret dieſes mit zu denen Kunſtgriffen des Staats und des Anſehens: und Leute, die es von ohngefähr erfahren, werden angereizet zu einem Manne ihre Zuflucht zu nehmen, der ſchon ſo berühmt iſt, weil er ſo viel verdienet. Wenigſtens werden Sie ſich durch Ihren Eifer vor das gemeine Beſte berühmt machen. Ich kenne einige Advocaten, die ihren jährlichen Verdienſt auf dreyhundert Thaler angegeben haben, da er doch in der That kaum vierzig betrug: und es iſt kein Zweifel, daß ſie entweder auf die eine oder auf die andre Art ihren Zweck erreichet haben.

Hiernächſt müſſen Sie die Vorſicht haben, ſich fleißig auf den Straßen ſehen zu laſſen. Mein Gott! was vor Vertrauen kann man doch zu einem Arzte haben, der ſich beſtändig zu Hauſe befindet? Ich will Ihnen hier abermal ein Beyſpiel vieler Advocaten zum Muſter anpreiſen, die alle Tage bey Vormittags mit den Acten im Buſen auf das Rathhaus und in die Gerichtsſtuben laufen, ob ſie gleich ſeit 4 Wochen immer nach einer einzigen Sache fragen.

Ob ich zwar weis, **mein hochgeehrter Herr Vetter**, daß Sie von ſelbſt geneigt ſind, dem ſchönen Geſchlechte alle erſinnliche Gefälligkeiten zu erweiſen; ſo kann ich Ihnen doch dieſes zur Beförderung Ihres Ruhms nicht genug anpreiſen. Suchen Sie ſich ja auf das Beſte bey demſelben einzuſchmeicheln. Ihr munterer und ſcherzhafter Geiſt wird dieſes auf tauſenderley Arten bewerkſtelligen können. Laſſen Sie ſich immer die Anordnungen gefallen, die das Frauenzimmer im Hauſe bey den Kranken macht: und wenn Sie ſo glücklich ſind, daß Sie von ihnen ſelbſt zu Hülfe gerufen werden; ſo widerſetzen Sie ſich ihren Neigungen und Entſchlüſſen ja nicht! Das Frauenzimmer beurtheilet Sie nicht nach Ihren Wiſſenſchaften, ſondern nach den Gefälligkeiten,

keiten, die Sie vor ſie haben: und niemand iſt unſern Ruhm mehr zu befördern geſchickt, als das ſchöne Geſchlecht. Die Vorzüge eines Arztes ſind Dinge, die in ihren Unterredungen Platz finden: und auch der eigenſinnigſte Mann wird ſeiner Frau nachgeben müſſen, wenn es darauf ankommt, einen Meiſter in dieſer Kunſt zu erwählen.

Dargegen müſſen Sie ſich, mein Herr, gegen die Mannsperſonen, und gegen alle andre Leute geringern Standes eine vornehme und ehrwürdige Miene angewöhnen. Die Jugend iſt niemand mehr ſchädlicher als einem Arzte. Wenn Sie nun gar mit einer gemeinen Geſichtsmiene vergeſellſchaftet iſt; ſo wird das Bisgen Vertrauen vollends ganz und gar verdorben, das vielleicht noch jemand zu Ihnen haben konnte. Sie verſtehen mich ſchon; ich wünſche, daß Ihnen jedermann ſogleich anſehen möchte, daß Sie ein Doctor der heilſamen Kunſt ſind. Wenn Sie Ihren Spiegel fleißig zu Rathe ziehen; ſo werden vielleicht Ihre Bemühungen keinen unglücklichen Erfolg haben. Die Sprache muß hier gleichfalls gute Dienſte thun. Sie müſſen wenig, aber nachdrücklich und allemal als ein Doctor reden. Wenigſtens werden Sie alle Bauren, die Arzeneyen bey Ihnen holen, mit einer ehrerbietigen Verwunderung einnehmen. Ich weis zwar, daß ſich viele junge Aerzte einer groſſen Freundlichkeit und Beredſamkeit gegen dieſe Leute gebraucht haben. Allein, ich habe auch gefunden, daß ſie ihren Ruhm dadurch wenig befördert haben. Denn gemeiniglich machen dieſe Leute den ziemlich natürlichen Schluß, daß es mit einem ſolchen Arzte nicht viel zu bedeuten haben müſſe, der ſeine Freude über ihre Ankunft nicht bergen kann, und ſie bringen ihn zwar in Ruf, daß er ein freundlicher ſicher lieber Herr, niemals aber, daß er ein groſſer Doctor ſey.

Es iſt nöthig, daß Sie den gemeinen Leuten, die Arzeneyen bey Ihnen abholen, noch auf eine andre Art zu erkennen geben, was Sie vor einen vortrefflichen Mann vor ſich haben. Fallen Sie ja nicht auf die Gedanken, mein werther Herr Vetter, daß Ihnen hierinnen eine öffentliche Prahlerey gute Dienſte leiſten werde. Der Bauer iſt nicht allemal ſo einfältig, daß er Ihnen auf Ihr bloſſes Wort glaubt: und Sie befördern alſo öfters eine ganz entgegen geſetzte Wirkung. Nein! Sie müſſen es auf eine ganz feinere Art anfangen. Ich will Ihnen hier einen Kunſtgriff an die Hand geben, den ich der Vertraulichkeit eines alten ſiebenzigjährigen Arztes zu verdanken habe, und der ihm nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe zu einem groſſen Ruhme, und was noch beſſer, zu einem groſſen Vermögen geholfen hat. Als dieſer die Arzeneykunſt auszuüben anfieng: ſo hielt er allemal einen Brief mit 5, 6 bis 7 Louis d'or in Bereitſchaft: und ſeine Frau muſte ihm denſelben in Gegenwart fremder Leute, die Medicin abholten, einhändigen, als wenn er in ſeiner Abweſenheit eingelaufen wäre. Allemal kam er von einem Edelmanne, von einem Hofrathe, von einem Amtmanne: und gemeiniglich war es ein beſondres Geſchenke über den Werth der Arzeneyen, vor die Wundercuren, die er an ihnen gethan hatte. Denken Sie doch darauf, mein Herr, wie Sie dieſe nützliche Erfindung nachahmen wollen. Das Geld läßt ſich bey dergleichen Gelegenheiten unzählige mal gebrauchen, ohne, daß es abgenutzt wird.

Ich würde hieraus Gelegenheit nehmen, Ihnen vorzuſtellen, wie es nöthig ſey, daß Sie ſich fein bald nach einer liebenswürdigen Frau Gemahlinn bemühen müſſen, wenn ich nicht wüßte, daß dieſes eine der wichtigſten Urſachen wäre, die Sie zu eilfertiger Ergreifung des Doctorhuts veranlaſſet haben. Unterdeſſen kann ich mich doch nicht entbrechen, Sie in Ihrem guten Vorſatz ungemein zu beſtärken. Sie ſehen hieraus, wie unentbehrlich eine Frau Liebſte zu dem Ruhme eines jungen Arztes iſt: und vielleicht wird Ihnen dieſes noch mehr aus dem folgenden in die Sinne fallen. Ich ſetze voraus, daß Sie der Gewohnheit aller berühmten Aerzte folgen, und aus dem Waſſer der Kranken ein Haufen Wunderdinge entdecken werden. Sie dürfen mir gar nicht ſagen, daß Sie eben ſo wenig als ich darinnen wahrnehmen. Es iſt genug, daß es zu Ihrem Rufe ganz unentbehrlich iſt. Denn ein Arzt, welcher geſtehen wollte, daß er aus dem Urin die Krankheiten nicht erkennen könnte, würde von dem gemeinen Manne eben ſo wenig geachtet werden, als ein Kalender, worinnen das Wetter nicht angemerket wäre. Da ich Ihnen nun ganz gerne glaube, daß Sie nichts darinnen ſehen können; ſo muß Ihnen eben Ihre Frau Liebſte die beſten Dienſte thun. Sie verſtehen mich ſchon, **Herr Vetter**, der Herr Doctor muß ſich nicht ſo gleich ſehen laſſen, bis die Frau Liebſte den Boten erſt unvermerkt ausgeforſchet hat. Alsdenn werden Sie den armen Bauer in das äuſſerſte Erſtaunen, ſich ſelbſt aber in den Ruhm eines groſſen und vortrefflichen Arztes ſetzen können.

Ich überlaſſe Ihnen zwar, mein Herr, die Vorſorge, wie die Arzeneyen zubereitet werden müſſen, die Sie einmal zu einem trefflich berühmten Arzte machen ſollen. Allein, ich kann doch nicht unerinnert laſſen, daß hierunter unumgängliche Medicamenta von ihrer eignen Erſindung bung ſeyn müſſen. Was würden die Leute wohl vor ein Vertrauen zu einem Doctor der Arzeneykunſt haben können, wenn er ſich nur mit denjenigen Hülfsmitteln behelfen wollte, die bekannt und gewöhnlich in der Welt ſind, und bey deren Gebrauch hundert tauſend Menſchen jährlich dahin ſterben. Nein! Sie müſſen noch beſondre Arzeneyen haben, die Sie als Geheimniſſe vor ſich allein beſitzen. Stellen Sie ſich die Sache ja nicht ſchwer vor. Durch Miſchen und Zuſammenſetzen kommen allerley artige Dinge heraus: und geſetzt, daß es ſchon tauſendmal in der Welt auf eben dieſe Art geſchehen wäre: ſo haben Sie doch nicht die geringſte Verbindlichkeit, ſolches jedermann auf die Naſe zu hängen. Genug, daß Sie beſondre Arzeneyen ausgeben, und daß es die Welt indeſſen glauben muß. Wenn Sie aber in der That etwas ausfündig machen konnten, das noch nicht auf dieſe Art zuſammen geſetzet worden wäre, und wodurch folglich ihr Name in den Apotheken bekannt werden könnte; ſo würde es freylich ungleich beſſer ſeyn. Denken Sie darauf, **Herr Vetter.** Wenigſtens würde ich lebhaftig gerühret werden, wenn ich Dero werthen Namen mit einigen halbgriechiſchen Wörtern auf den Apothekerbüchſen erblicken werde. Einen guten Geſundheitsthee von Ihrer eignen Erfindung werden Sie gleichfalls nicht vergeſſen. So geringe dieſe Dinge ſcheinen, und ſo leicht ſie ſich bewerkſtelligen laſſen, ſo unentbehrlich ſind ſie doch zu dem Ruhme eines Arztes.

Es iſt zwar zu unſern ungläubigen Zeiten einem Arzte nicht zu rathen, daß er ſich mit der Erfindung einer Univerſalmedicin vor der gelehrten Welt ans Licht wage. Allein, es kann doch nicht ſchaden, wenn er ſich derſelben gegen Ungelehrte als ein hohes und ſonderbares

Geheimniß rühmet. Ich kenne unterſchiedne Aerzte, die durch dieſes Vorgeben einen groſzen Ruf erlanget haben. Es wäre auch gar nicht zu verachten, wenn Sie in der That auf ein allgemeines Arzneymittel bedacht seyn könnten, um ſolches zu ſeiner Zeit, wenn Sie alt und Vermögens ſatt ſind, zum Heil des gemeinen Volks und zur Verherrlichung ihres berühmten Namens, bekannt zu machen. Mich deucht nicht, daß ſolches groſze Schwierigkeiten haben würde, da man anfängt ein dergleichen Mittel gar nicht in raren Dingen zu ſuchen. Unterſuchen Sie doch die Kräfte einer wohlzubereiteten Eiſenſchwärze. Vielleicht iſt ſie wegen ihrer vitrioliſchen und ſalzigten Theilchen vor alle Krankheiten eben ſo heilſam als das Theerwaſſer.

Laſſen Sie ſich auch die Klugheit anbefohlen ſeyn, mein hochgeehrter Herr Vetter, daß Sie alle Krankheiten für ſehr gefährlich ausgeben, deren Heilung man Ihnen anvertrauet, geſetzt, daß ſie gar nicht viel zu bedeuten haben. Sie ſind hierzu berechtiget, weil es gar wohl möglich iſt, daß ſie in der Folge gefährlicher werden können. Vergeſſen Sie aber nicht Troſt anzubringen, daß Sie dem ohngeachtet mit der Hülfe Gottes durch ihre Wiſſenſchaft dem Kranken zu ſeiner Geſundheit verhelfen wollten. Sie werden hiervon einen gedoppelten Vortheil haben. Wenn der Kranke ſtirbt; ſo wird es Ihrem Ruhme nicht viel ſchaden, weil Sie die Gefährlichkeit der Krankheit vorher geſagt haben. Wird er aber wieder geſund; ſo wird Ihr Ruhm um ſo mehr zunehmen, weil Sie einen Menſchen errettet haben, welcher dem Tode ſchon im Rachen war.

Ueberhaupt ſetzen Sie die löbliche und wohlhergebrachte Methode, die Krankheiten zu heilen, ja niemals außer

Augen. Wie leicht könnten Sie Ihr Gewiſſen verletzen, wenn Sie davon abweichen wollten, und das Unglück fügte es eben, daß der Kranke ſtürbe? Es ſind bereits ſo viel Millionen Menſchen nach derſelben geſtorben und geſund worden, daß ſie es immer dabey laſſen können. Stirbt der Kranke ja, wie Sie ihn denn niemals halten können, wenn ſeine Seele ſonſt Luſt hat, den Körper zu verlaſſen; ſo haben Sie wenigſtens den Troſt, daß er methodice geſtorben iſt, und dieſes kann zu Beruhigung Ihres Gewiſſens allemal genug ſeyn.

Ich ſehe gerne, mein Herr, wenn Sie nicht allzu ſehr zum Aderlaſſen neigen wollen. Die Verwegenheit der Franzoſen, die öfters einem Kranken in einer Nacht 9 bis 12 mal zur Ader laſſen und ihm dennoch das Leben erhalten, findet zwar ohnedem in Teutſchland nicht viel Beyfall. Allein ſie können auch in dem, was unter uns gewöhnlich iſt, nicht behutſam genug ſeyn. Es iſt wahr, die Krankheiten, die von den Unordnungen des Geblüts herrühren, können öfters durch eine ſchleunige Oeffnung der Ader auf eine geſchwinde Art gehoben werden. Allein, werther Herr Vetter, ſind Sie wohl vermögend den Urſprung der Krankheit allemal ungezweifelt zu erkennen: und kann nicht durch das Blutlaſſen, wenn die Krankheit aus andern Urſachen entſpringt, groſſes Unheil und ſo gar der Tod befördert werden. Es iſt alſo weit ſicherer, Sie gehen hierinnen ungemein behutſam. Laſſen Sie auch den Kranken vier Wochen länger zubringen; ſo werden Sie doch Ihr Gewiſſen nicht verletzen, und Ihr Beutel wird zu gleicher Zeit keinen Schaden davon haben.

Es giebt zu unſern überklugen Zeiten Leute, die es für eine Schuldigkeit eines vernünftigen Menſchen halten, daß er die Beſchaffenheit ſeines Körpers und die darinnen vorgehenden Veränderungen kennen lerne, auch ſolchen, ſo viel als möglich, vorzubauen ſuche. Die Aerzte dürfen ſich zwar gar nicht bange ſeyn laſſen, daß ſich viele Menſchen finden werden, die ſich dieſer Arbeit unterziehen; noch weniger aber, die ſie mit einem guten Erfolg bewerkſtelligen werden. Unterdeſſen erfordert doch ihre Schuldigkeit, und die Sorge vor ihre Wohlfahrt, und die Aufrechterhaltung ihres Amts, daß ſie dieſe ſchädlichen Grundſätze auf alle Art zu vernichten ſuchen. Vereinigen Sie Ihr Bemühen, mein Herr, mit dem Eifer vieler Ihrer Mitbrüder. Sie werden wohl thun, wenn Sie die Sache in Anſehung dererjenigen, die keine Arzeneyverſtändige ſind, ſchlechterdings vor unmöglich ausgeben.

Ich weis zwar wohl, daß Sie zu Maßigung der Eßlüſte und Haltung einer guten Diät ohnedem nicht geneigt ſind, weil ich angemerkt habe, daß Sie ſelbſt ſo unordentlich leben, als nur möglich iſt. Allein, ich will Ihnen nur noch anrathen, daß Sie auch allen andern Leuten die Enthaltung der Ordnung im Eſſen und Trinken im geringſten nicht anpreiſen müſſen. Ich habe Aerzte gekannt, die den Grundſatz angenommen hatten, daß alles dasjenige unſchädlich ſey, worzu uns unſre Eßluſt anreizet. Sie werden nicht übel thun, mein Herr, wenn Sie dieſer Meynung beytreten, und ſolche gegen alle diejenigen zu erkennen geben, die Sie hierinnen um Rath fragen. Wenn Sie ſich nur auf einige ſeichte Gründe gefaßt halten: ſo können Sie ſich verſprechen, daß Ihnen jedermann, mit dem Sie umgeben, ganz gerne Beyfall geben wird. In dem, was unſern Neigungen ſchmeichelt, haben wir gar keiner groſſen Ueberzeugung nöthig. Vielleicht werden Sie einſehen, wie nöthig Ihnen die Ausbreitung dieſer Grundſätze iſt, weil man ſich ſonſt zu Ihrem äuſſerſten Nachtheile Ihrer Hülfe weit weniger bedienen würde.

Wenden Sie alle Ihre Geſchicklichkeit an, daß Sie von alten bemittelten Leuten zum Aufſeher über ihre Geſundheit geſetzt werden. Sie werden ihre Rechnung ſonderlich dabey finden, wenn Sie ihnen einbilden können, daß ſie auſſer Ihrer Vorſorge nicht lange mehr leben würden: und wenn ſie keine Kinder haben, ſo wird es Ihnen nicht ſchwer fallen, ſich zum Miterben ihrer Verlaſſenſchaft zu machen.

Dieſes ſind die Regeln, die ich zu Ihrer angehenden Lebensart vor nöthig halte: und deren genaue Beobachtung den Fehler ganz gewiß wieder gut machen wird, der vielleicht in deren Wahl vorgegangen iſt. Ich will hoffen, daß Sie dieſelben niemals auſſer Augen ſetzen werden. Ihre Wohlfahrt hänget lediglich davon ab. Dieſes, und der Theil, den ich daran nehme, können alſo ſchon zu groſſen Anreizungen dienen. In dieſer Hoffnung wünſche ich Ihnen zu Ihrer neuangehenden Ausübung der heilſamen Kunſt mit lebhaftigen Vergnügen Glück: und ich werde niemals aufhören mit beſondrer Achtung zu ſeyn

hochgeehrter Herr Vetter,

Dero

ergebner Diener.

II.

Schreiben
der Schnürbrüſte an das Frauenzimmer.

Edle, vernünftige und mitleidige Schönen!

So bald uns die mächtigen Hände der Schneider aus den möglichen Arten der Kleidungsſtücke heraus genommen und wirklich gemacht haben; ſo haben wir auch die traurige Beſchaffenheit, in der wir uns befinden, mehr als zu wohl empfunden: und wir ſind mit demjenigen Modenverſtande übel zufrieden geweſen, in deſſen Begriffen wir zuerſt entſtanden ſind. Wir haben auch allerley Verſuche gewagt, unſern betrübten Zuſtand zu erkennen zu geben. Wir haben geächzet: wir ſind öfters aus Ungeduld von einander geborſten, und wir haben manchmal gar ſo viel Kräfte gehabt, einen kläglichen Laut von uns zu ſtoſſen. Allein, alle unſre Bemühungen ſind vergeblich geweſen. Sie, vortreffliche Schönen, haben entweder ihre ſonſt mitleidigen Ohren vor unſern kläglichen Bemühungen verſchloſſen, oder Sie haben keine Achtſamkeit darauf gehabt: weil Sie ſich vielleicht die elende Beſchaffenheit nicht eingebildet haben, in der wir uns befinden. Wir ſehen alſo keinen andern Weg vor uns, als daß wir unſre Zuflucht zur Feder nehmen, um Ihnen in einem demüthigen Schreiben um Erbarmung zu bitten, und von dem Jammer einen wehmüthigen Abriß zu machen, der uns von allen Seiten dränget. O! daß wir doch rührende Ausdrücke genug finden könnten, um in den Herzen unſrer vernünftigen und mitleidigen Gebieterinnen einen Entſchluß zu veranlaſſen, den wir wünſchen, und der unſrer Noth allein ein Ende machen kann!

Wenn wir zur Bosheit und Grauſamkeit geneigt wären: ſo würde uns unſre Beſchaffenheit eben ſo gar elend nicht vorkommen. Es würde uns alsdenn ganz gleichgültig ſeyn, zu was vor Endzweck man uns gebrauchen wollte: und wir würden es ſo gar mit einem boshaftigen Vergnügen anſehen, daß wir Werkzeuge des Unglücks und des Mordes ſind. Allein unſre Natur iſt ſehr mitleidig und wehmüthig, ohngeachtet ſich der grauſame Vorſatz der Schneider beſtändig beſtrebet, uns unſerm Endzwecke gemäß, nämlich hart und unempfindlich zu machen. Wir haben aber nicht geglaubt, daß ſich eine ſolche Natur vor uns ſchickt, da wir die Ehre haben, ſolche edle und mitleidige Herzen zu umſchließen: und unſer Schutzgeiſt, der uns vorgeſetzet iſt, hat uns beſtändig in dieſer gütigen Natur zu erhalten gewußt. Stellen Sie ſich demnach, mitleidige Schönen, den traurigen Zuſtand vor, in dem wir uns befinden. Sie können dieſes am allerlebhaftigſten, weil ſie ſelbſt die gütigſten Herzen haben. Unſre Natur iſt gütig: und wir ſollen doch Unglück und Grauſamkeit ausüben. Welche betrübte Beſchaffenheit! Erlauben Sie aber, daß wir unſern Jammer umſtändlicher vor Ihnen ausſchütten dürfen.

So bald wir in Dero zarten Kleidern Ihre artigen Leiber umgeben; ſo müſſen wir auch die traurigſten Klagen und Vorwürfe von Dero Eingeweide anhören. Ein klägliches Aechzen und Winſeln, das wir beſtändig darinnen vernehmen, erregt ein wehmüthiges Mitleiden in uns: und die Unmöglichkeit, die wir vor uns ſehen, Ihnen zu helfen, iſt ſelbſt ein Schmerz, der uns auf das grauſamſte foltert. Hierbey fallen noch alle Ausbrüche des Zorns und des Schmerzens auf uns: und wir allein ſollen die Sünder und die Urheber des Unglücks ſeyn. Dero koſtbaren Eingeweide werfen uns auf das bitterſte vor, daß wir die Ordnung der weiſen Natur umkehren. Sie ſagen, daß wir die Geſetze des Wachsthums verändern, und Sie zwingen ihren Wachsthum an einem andern Orte auszubreiten, als den die Natur verordnet hat. Sie rufen Weh über uns, weil wir oftmals an Dero frühzeitigen Tode, liebenswürdige Schönen, einzig und allein Urſach wären: und Sie wünſchen, daß uns die Rache der mächtigen Natur, die wir beleidigen, zerſchmettern möge. Was vor ein betrübter Zuſtand vor uns, die wir wider unſern Willen unſchuldige Werkzeuge des Schmerzens und des Unglücks abgeben müſſen: und die wir ohnedem dadurch in die ſchmerzlichſte Wehmuth geſetzet werden!

Wenn Sie ſich vollends, vortreffliche Gebieterinnen, mit uns unglücklichen Werkzeugen zu Tiſche ſetzen; ſo können wir den Jammer nicht genugſam beſchreiben, von dem wir traurige Zeugen ſeyn müſſen. Wie vielmal ſind nicht Dero Magen und Gedärme, nach vielen jämmerlichen Klagen und Seufzen, endlich in dieſe ungeduldigen Worte heraus gebrochen: Was zum Henker ſind denn das vor verkehrte Dinge in der Welt! man ſtopfet in uns hinein und erfüllet uns, und dennoch verwehret uns ein verdammter Kerker, daß wir uns ausbreiten können. Siehet man denn nicht ein, daß wir Raum haben müſſen, wenn wir Speiſe einnehmen ſollen? Weiche doch, verfluchte Schnürbruſt! Was ſoll denn das verdammte Gedränge? Mörderiſche Tyranninn! Haſt du denn deine grauſame Luſt an unſerm Untergange, oder ſieheſt du nicht, daß du uns aufopferſt, wenn du nicht weichſt? Solche betrübte Klagen und Vorwürfe, die uns gleichſam das Herz durchbohren, müſſen wir anhören: und wir können ſie ganz wohl anhören; denn Dero zarte Haut und Hemde iſt keine große Hinderniß vor unſre leiſe Ohren. Vergeblich ſuchen wir uns mit der Unmöglichkeit zu ſchützen, und vergeblich ſtellen wir Ihnen vor, daß wir mit unſerm äußerſten Schmerz an Ihrem Unglück Urſache ſind. Wir läugnen es nicht, der traurige Zuſtand, worinnen wir uns befinden, hat uns öfters den verzweifelten Vorſatz eingegeben, die unglücklichen Bande zu zerreiſſen, die uns zuſammen halten. Allein, der unſelige Fleiß des Bortenwirkers hat ſie gemeiniglich ſo feſt gemacht, daß alle unſre Bemühung vergeblich iſt: und wenn es uns auch dann und wann gelingt; ſo iſt es doch nur eine Galgenfriſt, die wir uns und Dero äußerſt geplagten Eingeweide verſchaffen. Die grauſamen Hände der Kammerjungfern, oder der jungen Mägde, wiſſen den Schaden gar bald wieder auszubeſſern, und die vorige Pein wieder herzuſtellen.

Ohngeachtet es gar nicht zu vermuthen iſt, vernünftige Schönen, daß wir die Verwegenheit haben ſollten, ungegründete Klagen vor Dero Füße auszuſchütten; ſo können wir uns auf Ihr eigenes Zeugniß berufen. Sie empfinden die Quaal mehr als zu wohl, die Dero Eingeweide beängſtiget. Allein, ſtatt deſſen, daß Sie uns, die wir mit äußerſten Verdruß eine unſchuldige Urſache davon ſind, nicht die geringſte Schuld beymeſſen ſollten; ſo müſſen wir gleichfalls die Ausbrüche Dero Zorns, den die Schmerzen aufbringen, über uns ergehen laſſen. Wie oft haben wir nicht von Ihnen anhören müſſen: die verfluchte Schnürbruſt peiniget mich über alle Maaßen! Wir können nicht bergen, daß uns ſolche Worte auf das äußerſte kränken: und wenn es uns erlaubt iſt, zu ſagen, vernünftige Schönen, Sie handeln mit uns hierdurch ſehr billig. Nicht wir, ſondern Sie ſelbſt, und die verfluchte Mode ſind es, die Sie peinigen. Wir hingegen, die wir ohnedem in dem traurigſten Zuſtande von der Welt ſind, werden hierdurch vollends in einen Abgrund von Quaal und Herzeleid geſtürzet. Wenn uns ſo gar diejenigen verfluchen wollen, die uns wider unſern Willen zu ihren Abſichten gebrauchen, und die uns dadurch in eine ſehr betrübte Beſchaffenheit ſtürzen; ſo wiſſen wir weiter in unſerm Kummer und Elend keine Zuflucht: und wir ſind die Unglücklichſten aller Dinge, und die Elendeſten aller Schneiderkreaturen. Sollten wir ſo unglücklich ſeyn, daß unſre wehmüthige Vorſtellung keinen weitern Eindruck bey Ihnen machte; ſo bitten wir zum wenigſten demüthig, daß Sie uns nach Dero hohen Vernunft und Billigkeit mit dergleichen grauſamen Vorwürfen verſchonen, und nicht weiter zu beängſtigen die Gütigkeit haben wollen.

Dieſe Vorwürfe, ſo ſchmerzlich ſie uns ſchon rühren, ſind noch gar nichts gegen diejenigen, die wir erſt nach Dero frühzeitigen Tode anzuſtehen haben. Wenn Sie ſich, vortreffliche Gebieterinnen, durch uns unglückſelige, aber unſchuldige Werkzeuge das Leben ſelbſt abkürzen: ſo pflegen Dero Seelen alsdenn gar bald zur Erkenntniß der Urſachen Ihres frühen Todes zu gelangen. Haben

Sie nun dieſes Leben mit Verdruß verlaſſen: ſo fällt aller Zorn und Unwille auf uns geplagten Schnürbrüſte. Tauſend Vorwürfe und Scheltworte beſtürmen uns alsdenn. Wir werden verflucht, und der Tag unſrer Verfertigung wird unter die unglücklichſten Zeiten gezählet. Mörderiſche Schnürbruſt! heißt es alsdenn gemeiniglich, wenn Sie uns von ohngefehr antreffen, du, du allein biſt ſchuld daran, daß ich itzo einen liebenswürdigen Gemahl und eine einzige geliebte Frucht einer glücklichen Ehe ſo bald verlaſſen muß. Du! du! grauſame Brut einer tyranniſchen Gewohnheit! beraubeſt mich eines unſchuldigen Vergnügens, das ich noch lange hätte genieſſen können. O daß dich und dein verfluchtes Geſchlechte die gerechte Rache treffe, die ihr verdienet! O daß ihr doch und euer ganzes Andenken auf einmal von dem Erdboden ausgetilget würdet, worauf ihr ſo viel Unheil anrichtet. Gemeiniglich fallen alsdenn Dero abgeſchiedene Seelen mit der außerſten Wuth über uns her, um uns in tauſend Stücken zu zerreiſſen. Wie glücklich wären wir nicht, wenn ihr Vorſatz mit ihren Kräften überein käme. Wir wünſchen ja nichts mehr, als unſre gänzliche Vernichtigung. Allein, zum Unglück vor uns haben dieſe Seelen nur vergeſſen, daß ſie ihren Körper abgeleget haben; und alle ihre Wuth iſt nicht vermögend, einen einzigen Zwirnsfaden von uns zu zerſprengen. Wir bleiben alſo vorhanden. Allein, in dem beweinungswürdigſten Zuſtande von der Welt. Vom Verdruß und Schmerz genaget über den Endzweck, worzu wir beſtimmt ſind, und von Wehmuth und Jammer auf das außerſte gefoltert über das Unheil, das wir wider Willen verurſachen müſſen, ſollen wir noch den Gegenſtand des Zorns und der Verfluchung dererjenigen abgeben, die uns zu ihren Abſichten gebrauchen, ohne daß wir uns widerſetzen können.

Wir glaubten wenigſtens darinnen einen Troſt zu finden, daß vielleicht die letzten Vorwürfe wenig Grund haben konnten: und wir wären vielleicht eine ſehr entfernte Urſache des frühzeitigen Todes vieler Frauenzimmer. Die Vornehmſten unter uns, als ſie in einer Aſſemblee bey der Gräfinn von = = = verſammlet waren, trugen dannenhero unſerm Schutzgeiſt Amidor auf, ſich nach der Wahrheit dieſer Sache genau zu erkundigen: und wenn nur dieſes nicht wahr wäre; ſo beſchloſſen wir unſre übrige elende Beſchaffenheit mit groſſer Geduld zu ertragen. Allein, Amidor, der ſich in dem ihm aufgetragenen Geſchaffte viel Mühe gegeben hatte, verſicherte uns endlich, daß es leider nur allzu wahr wäre. Er zeigte uns ſehr deutlich, indem wir unglückſeligen Schnürbrüſte den Leib von Kindheit an einpreßten, und ihn zwängen, in eine ganz andre Form zu wachſen, als es der Natur gemäß wäre; ſo könnte es ſchlechterdings nicht anders möglich ſeyn, als daß die Eingeweide, die in dem obern Schmeerbauche ihren Wachsthum hätten ausbreiten ſollen, beſſer herunter in den untern Schmeerbauche wachſen müßten: und hieraus könnte nichts anders, als ein ungeſunder Leib, und endlich ein frühzeitiger Tod entſtehen. Er erwies uns, daß diejenigen Weiber, die uns von Kindheit angetragen hätten, tauſendmal mehr der Gefahr ausgeſetzet wären, in dem Kindbette zu ſterben, als Weiber von der Sorte des Pöbels, die ihren Leib nicht alſo mißgehandelt hatten. Hierbey hätte er ſorgfältige Betrachtungen über die Todesfälle in der Welt angeſtellet.

let. Er hätte befunden, daß Weiber von angeſehenen Stande in der That zehenmal mehr in dem Kindbette ſturben, als Weiber von der Klaſſe des Pöbels, ungeachtet ſich dieſe durch ihre harte Arbeit wahrſcheinlicher Weiſe weit eher verwahrloſen müßten. Er hatte wahrgenommen, daß unter den angeſehenen Leuten in einer jeden Stadt allemal eher zwanzig Männer gefunden würden, die mehr als eine Frau gehabt hätten, oder deren Weiber frühzeitig geſtorben waren, ehe man eine einzige Frau ausfündig machen konnte, die mit mehr als einem Manne verheyrathet geweſen wäre, da es doch wahrſcheinlicher wäre, daß mehr Männer frühzeitig ſterben müßten, in Anſehung des unordentlichen Lebens, womit viele Mannsperſonen in ihrer Jugend ihre Natur ſchwächen, und welches man hingegen bey dem Frauenzimmer nicht gewahr würde. Wir ſind alſo von dem Unheil leider! verſichert, das wir in der Welt anrichten. Wir ſind überzeugt, daß wir die Mörder vieler Frauenzimmer ſind. Unſelige Wirkung! die wir wider unſern Willen hervor bringen müſſen, und die uns in dem Reiche der Kleidungsſtücke zu dem allerunwürdigſten und abſcheulichſten Weſen macht! Allein, was vor Schmerz vor uns! Man zwinget uns, grauſame Ungeheuer zu werden, und wider ſo verehrungswürdige Geſchöpfe zu wüten; uns, die wir die gütigſte Natur haben, und die wir uns nichts weniger als grauſam bezeigen würden, wenn es möglich wäre, daß wir in einer andern Beſchaffenheit vorhanden ſeyn könnten.

In der That iſt es uns nicht länger möglich, ſolche grauſame Wüteriche und Scheuſale der Natur abzugeben: und in dieſer Abſicht geſchiehet es, daß wir uns, vortreffliche Schönen, zu Dero Füßen niederwerfen, und durch unſre wehmüthige Vorſtellungen Dero vernünftiges und mitleidiges Herz zu rühren, daß Sie einen Entſchluß faſſen, der unſre unſelige Beſchaffenheit aufhebet. Vernichtigen Sie uns doch! vernünftige Gebieterinnen! Wir ſuchen und wollen nichts mehr, als unſre Vernichtigung: und wir wollen mit Vergnügen aus der Wirklichkeit in die Arten der möglichen Kleidungsſtücke zurückkehren; wenn wir nur der abſcheulichen und grauſamen Dienſte entübriget ſeyn können, worzu wir uns zeither mit der ſchmerzlichſten Wehmuth haben gebrauchen laſſen müſſen.

Sie werden vielleicht einwenden, vortreffliche Gebieterinnen, daß Sie dieſen Entſchluß nicht faſſen könnten; weil wir zu Ihrer Schönheit etwas beytrügen, und eine Geſchicklichkeit des Leibes zuwege brachten. Erlauben Sie uns aber, daß wir uns in tiefſter Demuth die Freyheit nehmen, unſre gegründete Vorſtellungen dargegen zu machen.

Wir hoffen nicht, vernünftige Schönen, daß Sie es übel nehmen werden, wenn wir Ihnen in gehorſamſter Ehrerbietung ſagen, daß dieſe Geſchicklichkeit lediglich in der Einbildungskraft beſtehet. Es iſt ein Vorurtheil, wie tauſend andre Dinge in der Welt, woraus dieſe vermeynte Schönheit entſpringt: und die verblendeten Augen der Menſchen halten es vor ſchön, weil es ihnen die einmal eingeführte Gewohnheit alſo eingebildet hat. Was kann man vor Grund haben, einen Leib vor ſchön zu halten, der in der Gegend des Nabels etwan die Hälfte des Umfangs hat, die er in der Gegend der Bruſt ausmacht? In der That nicht den geringſten. So wohl in den Begriffen von der Schönheit und Geſchicklichkeit, als in den Begriffen von einem Leibe lieget nicht der geringſte Grund, der aus dieſer Sache eine wahre Schönheit machen könnte. Uns deucht vielmehr, daß gerade das Gegentheil daraus erfolgt. Die Schönheit iſt eine Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen. Wenn wir dieſes auf die Begriffe anwenden, ſo muß vielmehr ein ſtarker Abſatz oder Eindruck über den Hüften eine Häßlichkeit ausmachen. Denn es ſtimmet ohne Zweifel nicht mit dem Endzweck eines Leibes überein, daß er in der Gegend, wo er Eingeweide und Speiſen in ſich ſchließen ſoll, ſchmal und eingedruckt ſeyn kann. In der That, wer eine ſo genannte geſchickte Taille ohne das Vorurtheil der einmal eingeführten Gewohnheit betrachtet, dem kann es nicht anders als häßlich vorkommen, daß die Hüften eines Frauenzimmers eine halbe oder viertel Elle heraus ſtehen. Der Begriff von einem ſchönen Leibe bey allen andern Geſchöpfen in der Welt erfordert gerade das Gegentheil: und Don Quichotte würde ſonſt nicht geirret haben, daß er ſeinen Roſinante vor das ſchönſte Pferd in der Welt gehalten hätte.

Damit wir dieſe Wahrheit um ſo überzeugender machen; ſo wollen wir uns auf die weiſen Bildhauer berufen, die gewiß von der Geſchicklichkeit des Leibes einen guten Geſchmack haben. Haben Sie noch wohl jemals, vortreffliche Schönen, eine Statue eines Frauenzimmers von der Hand eines geſchickten Künſtlers geſehen, welche dieſe ſo genannte geſchickte Taille gehabt hätte: und würde wohl ein vortrefflicher Bildhauer unterlaſſen, ſeinen Werken dieſe Vollkommenheit zu geben, wenn es in der That eine Schönheit und Geſchicklichkeit wäre, daß ein Leib über den Hüften einen ſtarken Eindruck und ſchmälern Umfang hätte? Wenn Sie vollends auf eine recht ſinnliche Art überführet ſeyn wollen, daß dieſe Sache an ſich ſelbſt die gröſte Häßlichkeit iſt; ſo laſſen Sie ſich nur eine Drechslerpuppe holen, welche ein Frauenzimmer vorſtellet. Eben dadurch wird eine ſolche Puppe häßlich, weil die Drechsler nicht ermangeln, dieſe vermeyntliche geſchickte Taille nachzuahmen. Wie iſt es auch möglich, vernünftige Schönen, daß Ihnen der unumſtößliche Grundſatz unbekannt ſeyn kann, daß nichts ſchön in der Welt iſt, als was natürlich iſt.

Zufolge dieſes Grundſatzes muß alles dasjenige ganz unſtreitig häßlich ſeyn, was die Einrichtung und die Abſicht der Natur ändert. Betrachten Sie nunmehr dieſe Sache mit unparteyiſchen Augen; ſo werden Sie finden, daß wir zeither nicht zu Ihrer Schönheit, ſondern zu Ihrer Häßlichkeit etwas beyzutragen das Unglück gehabt haben. Wenn es in der That eine Schönheit wäre, um die Gegend der Hüfte einen ſchmalen Leib zu haben; ſo würde der weiſe Schöpfer, der ſeinem Geſchöpfe alle mögliche Vollkommenheit hat geben wollen, die Leiber der Frauenzimmer gewiß alſo gebildet haben. Warum ändern und künſteln Sie demnach, vernünftige Schönen, an den Werken Gottes, die allemal ſchön ſind, und an welchen die vermeynte Verbeſſerung nothwendig allemal zur Unvollkommenheit werden muß? Und wie kommen wir unglückſeligen Schnürbrüſte dazu, daß wir uns zu einer ſo üblen Abſicht gebrauchen laſſen müſſen? Wahrhaftig! wenn Sie nur ein klein wenig nachſinnen wollen; ſo ſind Sie viel zu vernünftig, als daß Sie uns nicht den Augenblick in unſer erſtes Nichts verwandeln ſollten.

Die Gewohnheit iſt ein grauſamer Tyrann, welcher den geſunden Verſtand der Menſchen unter ſein barbariſches Joch zwinget. Sie verblendet die Augen der Völker, daß ſie das Lächerliche in ihren eignen Gewohnheiten niemals wahrnehmen, ob ſie es gleich an andern Völkern ganz wohl einſehen. Was hat man nicht über die Scythen gelacht, daß ſie ſpitze Köpfe für eine Schönheit hielten, und dannenhero durch Drücken, und allerley Zwangsmittel die Köpfe ihrer Kinder in ſolche Form wachſend machten? Wie lachen nicht die Europäer über die Sineſer, deren Frauenzimmer ſehr kleine Füße vor eine große Schönheit anſehen, und alſo den Wachsthum der übrigen, durch Einpreſſung in Stock und Eiſen von Kindheit an verhindern? Iſt es uns erlaubt, die Wahrheit zu ſagen, vernünftige Schönen, ſo iſt es eben ſo lächerlich, wenn man ſeinem Leibe eine andre Geſtalt geben will, als ihm die Natur mitgetheilet hat, und als es ihre weiſe Abſicht erfordert, indem eben dieſe Gegend, die man unnatürlich einpreſſet, zur Beherbergung der Eingeweide und der Speiſen beſtimmt iſt, und alſo natürlicher Weiſe Ausdehnung nöthig hat. Dieſes glauben wir, iſt eben ſo lächerlich, ja gewiſſer maaßen weit lächerlicher, als wenn man ſpitze Köpfe und ungewöhnlich kleine Füße erzwingen will. O wenn Sie doch, vernünftige Gebieterinnen, Ihren ſonſt vortrefflichen Verſtand recht gebrauchen und die unglückliche Binde abreiſſen wollten, welche die tyranniſche Gewohnheit vor ihre Augen gezogen hat! Wir verſichern uns, daß Sie alsdenn einſehen würden, wie übel wir unglückſeligen Werkzeuge zur Vermehrung Ihrer Schönheit etwas beytragen, und unſre Erlöſung würde verhanden ſeyn.

Alles, womit Sie unſre ſo ſehnlich gewünſchte Verrichtung noch beſtreiten werden, wird vielleicht darinnen beſtehen, daß Sie uns zu gewiſſen Kleidungsarten unumgänglich nöthig haben. Allein, laſſen Sie ſich, mitleidige Schönen, durch dieſe ungegründete Urſache, von der Erbarmung gegen uns nicht abhalten. Sind Sie nicht unumſchränkte Herren über alle Moden und Kleidungstrachten? Wer zwinget Sie wohl, gewiſſe Kleidungsarten zu tragen, oder nicht zu tragen? Eben die Erfindung ſolcher unſeligen Trachten, die eine ſo genannte Taille erfordern, hat auch unſre unglückliche Erfindung und Wirklichkeit verurſachet. Es ſcheinet, als wenn die Modenwelt itzo um einen guten Theil vernünftiger geworden wäre. Die mehreſten Kleidungsarten ſind ſo beſchaffen, daß man gar nichts von einer ſo genannten guten Taille darinnen wahrnehmen kann. Sie haben alſo, vernünftige Schönen, von Seiten der Moden keinen unüberwindlichen Widerſtand zu gewarten. Sie haben nur noch einen Schritt zu thun, um uns ganz und gar zu vernichten. Wie ſelig würden wir die itzigen Zeiten preiſen, wenn dieſe vernünftige Aenderung darinnen geſchehen ſollte!

Befürchten Sie nicht, vortreffliche Schönen, daß Sie hierdurch die Hochachtung und Liebe der Mannsperſonen einbüßen werden! Es wäre in der That viel, wenn vernünftige Mannsperſonen nicht einſehen wollten, daß dieſe vermeynte Schönheit und Geſchicklichkeit lediglich in der Einbildungskraft, und in einem Vorurtheil beruhet. Denn entweder die ſo genannte Taille iſt der Bildung der Natur gemäß, oder ſie iſt ihr zuwider. Iſt das letztere; ſo kann ſie unmöglich eine Schönheit ſeyn. Denn

Gott hat ſeinen Geſchöpfen alle Vollkommenheiten gegeben, die möglich waren. Iſt aber die ſo genannte Taille der Bildung der Natur gemäß, und iſt ſie folglich eine wahre Schönheit; ſo folgt daraus unumgänglich, daß alle Mannsperſonen in dieſem Stücke häßlich und unförmlich wären. Gleichwie aber dieſes weder Mannsperſonen noch Frauenzimmer einräumen werden, weil auch die letztern noch immer Mannsperſonen finden, die ſie für ſchön halten, und bey denen ihnen der Mangel der Taille nicht unförmlich vorkömmt; ſo kann man auch unmöglich ſagen, daß der weiſe Schöpfer die Körper der beyderley Geſchlechter auf verſchiedne Art gebauet habe. Folglich iſt es ganz unſtreitig wahr, daß die vermeynte Schönheit der Taille weiter nichts, als ein elendes Vorurtheil iſt; und ein vernünftiger Menſch wird wohl niemand wegen Mangel einer ſolchen Schönheit, die einen ſo üblen Grund hat, weniger hochachten. An der Hochachtung und Liebe der Unvernünftigen wird Ihnen aber, vernünftige Schönen, vermuthlich wenig gelegen ſeyn. Am allerwenigſten aber werden Sie ſich dadurch anreizen laſſen, eine vermeynte Schönheit beyzubehalten, die Ihrer ſchätzbaren Geſundheit nachtheilig iſt. Sie ſind ohnedem nicht verſichert, ob nicht die Mannsperſonen dieſe vermeintliche Schönheit ehedem aus gewiſſen Abſichten erfunden, und dem Frauenzimmer eingebildet haben, ſo wie die falſche Schönheit der kleinen Füße, unter den aſiatiſchen Völkern nichts anders, als eine ganz bekannte Abſicht der Mannsperſonen zum Grunde hat. Laſſen Sie ſich demnach, mitleidige Schönen, durch dieſe ungegründeten Urſachen, nicht abhalten, unſerm traurigen Zuſtand ein Ende zu machen! Haben Sie Mitleiden mit dem Jammer und Elend, das uns von allen Seiten bedrängt? Vernichtigen Sie uns! Dieſes iſt die einzige Vergeltung, die wir vor ſo viel unſelige Dienſte erwarten, und wodurch Sie eine That unternehmen werden, die Ihnen ſelbſt, und uns heilſam iſt. Die Nachwelt wird Ihnen davor an unſrer Statt das höchſte verdiente Lob und Dank abſtatten, indem wir nicht lange mehr zu ſeyn hoffen

Dero

unglückliche und betrübte
Verehrer
die Schnürbrüſte.

T . . .

III.

Antwort (*)

des

Frauenzimmers an die Schnürbrüſte.

Ungerechte Schnürbrüſte!

Es kommt uns ſehr unnatürlich vor, daß Ihr eure Klagen gegen uns ſo weit treibet, daß Ihr eure Vernichtung wünſchet. Jedes Ding ſucht ſeine Erhaltung, und wir müßten ſehr irren, wenn wir nicht glaubten, daß Ihr durch die Ungeduld einiger unleidlichen angeſtimmet werden, uns ſolche bittre Vorwürfe zu machen. Sollet Ihr nicht vielmehr zufrieden ſeyn, daß man Euch nicht durchgängig verweiſt, obgleich einige unter Euch zum Gefängniß und Marter gereichen. Wir würden eben ſo ungerecht verfahren, als Ihr ſelbſt gethan habt, wenn wir des üblen Gebrauchs wegen, Euch alle, wie Ihr ſeyd, abgeſchaffet wiſſen wollten. Ihr habt wohl

---

*) Dieſe Antwort iſt von demjenigen ſchleſiſchen Anonymo, der ſo viel Beyträge zu denen Ergänzungen eingeſendet hat, und der, ſo viel ich unter der Hand erfahren können, der Herr Landrath von Spee zu Jehnsdorf geweſen iſt. Vermuthlich hat er dieſe Antwort nur zum Scherz verfertiget, weil er ſich hernach in einem andern in denen Ergänzungen eingedruckten Briefe erkläret, daß er die Klagen der Schnürbrüſte vor gegründet halte.

Euren Urſprung vergeſſen, und daß Ihr zu etwas beſtimmt ſeyd, welches die Härte des Schneiders ſo wenig, als die gezwungene Galanterie einiger Gernſchönen nicht tadelhaft machen können.

Unmöglich kann Euch unbekannt ſeyn, daß Ihr ſchon in unſrer Kindheit dasjenige ſeyn ſollt, was einem zarten Bäumchen eine Stütze iſt. Euer Planchet ſoll die Stelle eines Pfahls vertreten, woran die biegſamen Gewächſe eine gerade Höhe erreichen. Berufet Euch ja nicht auf den Wachsthum des Pöbels. Dieſe junge Zucht kreucht mehr als ſie getragen wird: ſie iſt den wilden Stämmen ähnlich, welche ohne Sorgfalt des Gärtners fortkommen. Ihr werdet uns freylich zur Gewohnheit: wir wiſſen es, daß wir Euch in unſern mannbaren Jahren hierzu nicht nöthig hätten; allein, eben die Gewohnheit machte Euch nothwendig, und Eure Abweſenheit würde hunderten zu Spaß gereichen, gegen eine, die Euch etwan vermiſſen möchte.

Wie könnt Ihr euch außerdem ſo unwiſſend ſtellen, daß Ihr zugleich zur Schutzwehre vor unverſchämte Naſcher dienen ſollt. Wißt Ihr nicht, daß man Bäume von einer feinen Rinde, für geluſtigen Haſen, am ſorgfältigſten zu verwahren hat.

Aber denkt nicht, daß wir Euch durchaus loben werden, wenn Ihr die Abſichten überſchreitet, wozu Ihr gewidmet ſeyd: ob Ihr gleich den Proceß nicht gewinnen ſollt, wenn Ihr euch größerer Verbrechen ſchuldig gebt, als Ihr angeklaget werdet. Der Eigenſinn iſt Schuld, daß Ihr unſre Leiber ungebührlich einſchränket, da Ihr [illegible] Natur nach vielmehr die Form eines geſchickten [illegible] erhalten ſollt. Der Bau des Körpers iſt eben ſo eingerichtet, als Ihr ſeyn ſollt, und es muß erſt eine ungeſchickte Hand über Euch kommen, welche Euch länger und enger zubereitet, als es der Schmeerbauch und die Kluft über den Hüften erlaubet, ehe Ihr unerträglich werdet. Es wäre denn, daß Ihr einem Puckel ſelbſt zu einer guten Stellung behülflich ſeyn ſolltet.

Werdet Ihr demnach gemißhandelt, ſo, daß Ihr unterſchiedliche Größen, in einerley Raum einſchließen ſollt: wird Euch zugemuthet, mehr als eine Perſon in einem einzeln Bezirk zu beherbergen: ſo ſeyd Ihr zu beklagen, aber diejenigen noch mehr, welche Euch muthwillig zur Unzeit gebrauchen.

Sollte man Euch deswegen alleſammt aus der Welt verbannen, ſo würdet Ihr viele Gefährten bekommen. Man würde die Halsbinden, womit ſich mancher die Kehle zuſchnüret, daß er erſticken möchte, die Strumpfbänder, welche die Sennen bis zur Lähmung fühlen, und andere Sachen mehr, welche der Mißbrauch ſchädlich macht, aus dem Reiche des Anzuges verbannen müſſen.

Ihr habt eure Fehler: es iſt wahr! allein, ich glaube doch, Euer Ankläger hat Euch verderblicher ausgegeben, als Ihr ſeyd. Wenigſtens ſind Eure Mordthaten ſo ſchrecklich nicht. Wir werden nicht wiſſen, daß kein Frauenzimmer vor eine Mannsperſon noch verwachſen ſind. Und wenn man bedenkt, daß allezeit mehr Wittwen, als Wittwer gefunden werden, ſo wird ſich eine ganz andre Urſache entdecken, warum ein Mann mehr Weiber, als dieſe Männer begraben laſſen. Vielleicht iſt es Zauber allein, der Euer überdrüſſig iſt, es iſt aber gewiß, Euer Schwellen wegen, zu hart geſchnürten Perſonen, würden die geringſte Anwartſchaft bekommen.

Wollt Ihr euch alſo künftighin über uns beſchweren, ſo klagt über Euren Mißbrauch, und bildet Euch ja nicht ein, daß Ihr einem ordentlichen Frauenzimmer einen Dienſt erweiſet, wenn Ihr euch einigen Schlampampen zu gefallen, Euren Abſchied befördern wolltet. Ihr ſollt unſer doch nicht los werden, denn wir ſind in vielen Stücken

Eure

verbundene
Das ordentliche Frauenzimmer
v. S . . .

IV.

Schreiben
an einen neuangehenden Weltweiſen.

Hochgeehrteſter Herr!

Da mir Dero ſeliger Vater einige Vorſorge vor die Einrichtung Ihres Studierens aufgetragen hat; ſo geſtehe ich, daß ich eben nicht gerne ſehe, daß Sie, wie Sie mir neulich gemeldet haben, die Philoſophie Ihr Hauptwerk ſeyn zu laſſen, beſchloſſen haben. Ich zweifle, ob Sie Ihre Rechnung in der Welt dabey finden werden. So einen erhabenen Begriff ich auch von der Philoſophie habe; ſo giebt es doch eine Menge Leute in der Welt, welche dieſe ganze Wiſſenſchaft vor unnützliche Subtilitäten, oder wohl gar vor Grillenfängereyen halten, welche das menſchliche Geſchlecht ganz wohl entbehren könnte: und wenn ſie ſehen, daß ſich einige ſchwache Seelen, ſo ſtark ſie ſich auch dünken, welche den vernünftigen Gottesdienſt über den Haufen zu werfen ſuchen, vor Philoſophen ausgeben; ſo möchten ſie lieber der Philoſophie ſelbſt alle Schuld geben, und ſie gar vor eine ſchädliche Wiſſenſchaft halten. Ich bekenne, daß ich mir eben keinen allzu großen Begriff von der Einſicht ſolcher Leute machen kann. Unterdeſſen beruhet doch öfters unſer Glück auf ihnen, oder ſie können uns wenigſtens viele Hinderniſſe in den Weg legen. Ich ſehe auch nicht, auf was vor ein Glück ſie ſich durch die Philoſophie Hoffnung machen. Denjenigen, von welchen das Glück der Gelehrten abhänget, liegt gemeiniglich ſehr wenig daran, ob dieſe Welt die beſte iſt, ob der Urſprung des Böſen mit der Güte Gottes beſtehen kann, und überhaupt, ob die Philoſophie Wahrheiten oder Gedichte in ſich enthalte. Wenn Sie alſo die Sache vorher mit mir überlegt hätten: ſo würde ich Ihnen eher zu allen andern Wiſſenſchaften, als zur Philoſophie gerathen haben. Nunmehr aber dürfte vielleicht mein Rath zu ſpät ſeyn. Wenn ich Sie anders recht kenne; ſo haben Sie eine ungemeine Standhaftigkeit in Ihren Entſchließungen: und Sie ſcheinen mir in ſo weit zum Philoſophen gebohren zu ſeyn. Alles alſo, was ich thun kann, wenn ich mein, Dero ſel. Herrn Vater gethanes Verſprechen erfüllen will, beſtehet darinnen, daß ich Ihnen mit meinem guten Rathe und Anweiſung zu ſtatten komme, wie Sie es angreifen müſſen, wenn Sie in der erwählten Wiſſenſchaft einen glücklichen Erfolg haben wollen, oder wenigſtens, wenn Ihnen Ihre Wahl nicht dereinſt gereuen ſoll.

Ich ſetze voraus, daß Sie den Vorſatz haben, durch die Philoſophie Ihr Glück in der Welt zu machen. Denn meines Wiſſens ſtudiren wir lediglich zu dieſem Endzwecke; und Ihr Herr Vater, bey allen ſeinen guten Eigenſchaften, beſaß die Gabe nicht, ſich ſo viel Glück in der Welt zu verſchaffen, daß ſeine Kinder kein weiteres Glück nöthig hätten. Und wenn Sie dieſes zu erwägen belieben; ſo halte ich Sie zu verſtändig, als daß Sie ſich lediglich deshalb der Weltweisheit widmen ſollten, um Gott, die Welt und ſich ſelbſt kennen zu lernen, um deſto geſchickter zu werden, Ihre Pflichten zu erfüllen und um Ihren unſterbſterblichen Geiſt mit Wiſſenſchaften zu erfüllen und auszuzieren. Ich ſage nicht, daß Sie dieſe Dinge gar nicht zum Endzwecke haben müſſen. Ich habe nur zu Ihrer Klugheit das gute Vertrauen, daß Sie ſich dieſelben nicht lediglich und allein zum Endzwecke vorgeſetzet haben. Denn ich müßte Ihnen alsdenn im Voraus ſagen, daß Sie dereinſt eine ſchlechte Figur in der Welt machen würden, und ich getrauete mir nicht wohl Ihnen in Hoffnung Ihres zukünftigen Glücks ſechs Pfennige zu lehnen. Ich ſetze alſo ganz gewiß voraus, daß Sie den Vorſatz haben, durch die Weltweisheit Ihr Glück zu machen. Nach dieſem Vorſatze muß ich demnach meinen guten Rath und die Anweiſung die ich Ihnen geben will, ſchlechterdings einrichten.

Wenn Sie als ein Philoſoph Ihr Glück finden wollen: ſo iſt unumgänglich nöthig, daß Sie ſich einen groſſen Namen und Anſehen in der Welt erwerben. Denn, wenn Sie die Wahrheiten noch ſo gründlich einſehen, wenn Sie den Zuſammenhang der Dinge und ſich ſelbſt noch ſo genau kennen, und wenn Sie alle Pflichten, wozu uns die Weltweisheit anführet, noch ſo vollkommen ausüben; ſo wird Ihnen dieſes alles, ohne einen groſſen Namen nicht das geringſte helfen. Niemand wird Ihnen deshalb die geringſte Bedienung oder Ehrenſtelle anbieten: und wenn ich mich in der Kenntniß der Welt nicht ganz und gar irre; ſo werden Ihnen alle dieſe Früchte Ihrer Philoſophie mehr ſchädlich als nützlich ſeyn. Man kann in dieſem Verſtande kein Philoſoph ſeyn, ohne eine Menge Gefälligkeiten gegen die Menſchen auſſer Augen zu ſetzen: und ſolche eigenſinnige Leute hat man weder in Bedienungen noch ſonſt gerne. Alles was Sie alsdenn von Ihrer

Philoſophie zu gewarten haben, iſt, daß Sie etwa ein paar Perſonen in der Gegend, wo Sie wohnen, vor einen wahren Philoſophen, und rechtſchaffnen Mann halten: aber dieſe Art von Glücke wird Ihnen wenig Beneider erwecken. Sie ſehen alſo, daß Sie ſich bey aller Philoſophie ohne einen groſſen Namen kein Glück in der Welt verſprechen können. Meine Bemühung muß alſo vornehmlich dahin gehen, Ihnen Anweiſung zu geben, wie Sie ſich dieſen groſſen Namen und Anſehen erwerben können.

Es giebt zweyerley Wege, wodurch ſich ein Philoſoph in Anſehen ſetzen, und einen groſſen Namen erlangen kann. Entweder er muß neue Meynungen und Lehrgebäude erfinden, oder er muß die Lehrſätze eines groſſen Philoſophen, der ſie nicht im Zuſammenhange vorgetragen hat, in Lehrbücher verfaſſen, mit neuen Beweiſen ausſchmücken, dasjenige weitläuftig vortragen, was jener mit ein Paar Worten geſagt hat, und alle philoſophiſchen Wiſſenſchaften über den Leiſten dieſes groſſen Mannes ausarbeiten. Auf dieſen zwey Wegen verfehlt man niemals ſeinen Endzweck, wenn man ſonſt ſeinen Sachen einigen Schein geben kann: denn von ſo verderbenen Gaumen iſt die Welt niemals geweſen, daß ſie hirnloſen und übel vorgetragenen Meynungen ihren Beyfall gegeben hat. Die Neuigkeit hat ohnedem etwas reizendes vor die Menſchen: und neue Lehrſätze brauchen nur einigen Schein zu haben, um angenehm zu ſeyn. Beſonders ergreifen ſie junge Gelehrte begierig. Da ſie einmal noch lernen müſſen: ſo iſt es ihnen einerley, was ſie annehmen, und wenn ſie neue Lehrſätze ergreifen: ſo gewinnet ihre Eigenliebe den Vortheil dabey, daß ſie ſich in Gedanken über viele alte Gelehrte hinaus ſetzen können. Es iſt wahr, neue Meynungen finden ſelten bey alten Gelehrten Beyfall. Sie widerſetzen ſich mit aller Macht. Es iſt nichts ſo natürlich als dieſes ihr Verfahren. Sie wollen nicht gerne auf ihre alten Tage und von Leuten etwas lernen, über die ſie weit weg zu ſeyn glauben. Sie können es unmöglich verdauen, daß ſie dasjenige vor falſch erkennen ſollen, was ſie ſo lange vor untrügliche Wahrheit gehalten haben. Horatius drucket dieſes aus, wenn er ſpricht:

> Vel quia nil rectum, niſi quod placuit ſibi ducunt,
> Vel quia turpe putant parere minoribus, et quae
> Imberbes didicere, ſenes perdenda fateri.

Daher entſtehet alſo allemal ſo viel Lärm und Widerſetzung, wenn neue Lehrgebäude und Meynungen zum Vorſchein kommen. Allein, wer ſonſt einige Kanntniß von dem Staate der Gelehrten hat, der wird ſich dadurch von neuen Erfindungen nicht abſchrecken laſſen. Dieſer Lärm währet nicht lange. Die alten Gelehrten gehen bald den Weg aller Welt. Die jungen Gelehrten, die uns Beyfall geben, ſind viel feuriger und lebhafter. Sie werden die alten bald durch ihr hitziges Geſchrey übertäuben: und gemeiniglich wiſſen ſie ihre Sache angenehmer vorzutragen. Es kann uns alſo auf dieſem Wege niemals fehlen, unſern Endzweck zu erreichen, nämlich Anſehen und einen groſſen Namen zu erlangen.

Der andre Weg iſt eben ſo unfehlbar. Man hat hier den Vortheil, daß der groſſe Philoſoph, deſſen Lehrſätze man in Lehrbücher verfaſſet und beſſer ausarbeitet, ſchon Anhänger in der Welt hat. Die Lehrbücher werden vornehmlich von Anfängern geſucht: und dieſe ſind ganz geneigt alle

Hochachtung auf den Verfaſſer zu wenden und die Quellen außer Acht zu laſſen, woraus wir geſchöpfet haben. Es ſind alſo nur einige Handgriffe nöthig, um unſer Anſehen eben ſo hoch zu treiben, als den Namen des großen Mannes, deſſen Lehrſätze wir ausarbeiten. Aber auf dieſem zweyten Wege ſind ſchlechterdings Neuigkeiten nöthig. Merken Sie ſich dieſes wohl, **mein Herr.** Wenn es alſo nicht mehr iſt; ſo muß man neue Wiſſenſchaften machen. Vielleicht verſtehen Sie mich ſchon, was ich hier ſagen will. Wenigſtens werden Sie zu keinem Philoſophen taugen, wenn Sie nicht errathen, daß man etwan einen Theil einer Wiſſenſchaft, der noch nicht allzu ſehr ausgearbeitet iſt, vor ſich nimmt, und ihn als eine beſondre Wiſſenſchaft vorträgt.

Sie können, **mein Herr,** von dieſen beyden Wegen erwählen, welcher Ihnen gefällig iſt. Meines Erachtens aber gehen Sie am ſicherſten, wenn Sie den zweyten Weg erwählen. Es wird eine beſondre Fähigkeit und Geſchicklichkeit erfordert, neuen Meynungen und Lehrgebäuden einen ſolchen Schein zu geben, daß ſie Beyfall finden. Ja! der Urheber muß bereits einiges Anſehen haben, wenn er ſich einen glücklichen Erfolg verſprechen ſoll; weil es ihm ſonſt ganz leicht gehen kann, wie Herr Kindermann mit ſeiner Lehre von den Kometen. Nun glaube ich Ihnen zwar ganz gerne, daß Sie von Ihren Fähigkeiten die beſte Meynung haben. Allein, die Zuverſicht, die wir zu uns ſelbſt haben, ſtimmet nicht allemal mit dem Erfolg überein. Wenigſtens iſt es der Klugheit gemäß, allemal den ſicherſten Weg zu erwählen.

Sollten Sie aber ein ſtarkes Vertrauen auf Ihre Geſchicklichkeit haben, daß Sie ſchlechterdings den erſten Weg betreten wollten: ſo rathe ich Ihnen wenigſtens wohlmeynend, daß Sie die herrſchenden Meynungen nicht eher angreifen, als bis Sie ſelbſt Ihre neue Erfindungen im Zuſammenhange und in ordentlichen Lehrbüchern vorgetragen haben. Die Angreifer der herrſchenden philoſophiſchen Meynungen werden allemal ſehr ſtrenge beurtheilet, weil jedermann wenig geneigt iſt, dasjenige ſo gleich fahren zu laſſen, was er ſo lange vor wahr gehalten hat. Dargegen gehet die Sache viel leichter, wenn man ſeine neuen Meynungen in beſondern Lehrbüchern vorträgt, ohne die herrſchenden Meynungen beſonders anzugreifen. Wenn wir unſre Sachen geſchickt einkleiden und im Zuſammenhange vortragen: ſo finden wir viel eher Beyfall. Die wenigſten Leſer haben die erforderliche Fähigkeit und Gedult, alles auf das genaueſte zu prüfen, und dasjenige was etwan unſern neuen Erfindungen entgegen ſtehet, aufzuſuchen und damit zuſammen zu halten. Der Sturz der herrſchenden Meynungen erfolgt alſo nach und nach von ſich ſelbſt, ohne daß der Verluſt der Welt allzu nahe gehet: weil ſie bereits etwas anders in Händen hat, woran ſie ſich beluſtiget. Verſuchen Sie es einmal, und nehmen einem Kinde eine Spielſache weg! Wie ſehr wird es nicht ſchreyen und lärmen? Allein geben Sie ihm vorher eine andre, die es noch nicht gehabt hat: ſo wird es die Wegnehmung der erſten ganz willig geſchehen laſſen. Wir ſind aber den Kindern, bey welchen die menſchlichen Neigungen ohne Verſtellung und Decke wirken, in allen unſern Handlungen nur gar zu ſehr ähnlich, ob wir es gleich nicht glauben, und ob wir uns gleich allemal vorſichern, ganz andre Abſichten und Urſachen zu haben, die aber weiter nichts als die Decke ſind, in welche ſich die menſchlichen Neigungen einhüllen.

Jedoch Sie mögen erwählen, welchen Weg Sie wollen; ſo iſt es meine Schuldigkeit, Ihnen einige Regeln und Kunſtgriffe an die Hand zu geben, bey denen Sie ſich, wie ich Ihnen aus einer wohlgeprüften Erfahrung verſichern kann, ſehr wohl befinden werden.

Vor allen Dingen tragen Sie ihre philoſophiſchen Lehrſätze und Meynungen, ſo dunkel als Ihnen nur immer möglich iſt, vor. Wir haben alle von unſerm Verſtande die beſte Meynung von der Welt. Ehe wir alſo bey uns ſelbſt bekennen, daß wir etwas nicht einſehen können; ſo bereden wir uns lieber, daß wir es verſtehen, ob wir es gleich nicht begreifen. Wir machen uns einen Begriff, den der Verfaſſer nichts weniger als gehabt hat: und indem es alſo unſer eigner Begriff iſt; ſo iſt es alſo ganz natürlich, daß wir ihn vor wahr halten. Man findet auch durch eine dunkle Schreibart noch auf eine andre Art Beyfall. Wenn von dergleichen neuen philoſophiſchen Meynungen in Geſellſchaften geſprochen wird; ſo bekennet niemand gerne, daß er ſie nicht verſtehet. Er wird alſo ohnfehlbar ſagen, daß er ſie vor wahr und richtig halte. Denn wenn er ſie der Falſchheit beſchuldigen wollte: ſo müßte er Gründe vorbringen und folglich müßte er ſie verſtehen. Es läßt ſich alſo nicht bequemer und beſſer mit Ehren davon reden, als daß man ſich davon überzeugt bekennet: und dieſes macht bey andern vielleicht gegenwärtigen jungen Leuten, die ſich noch keine eigne Einſicht zutrauen, einen ſolchen Eindruck, daß die meiſten Lebenslang geſchwornen Verehrer einer ſolchen Meynung bleiben; weil ſie einmal das Vorurtheil angenommen haben, daß ſie wahr iſt.

Sehen Sie alſo, wie geſchwind ſich der Beyfall bey einem dunkeln Vortrage ausbreiten kann. Man gewinnet auch den Vortheil, daß man ſich bey erfolgten Einwürfen eher aus der Sache heraus wickeln kann. Man kann alsdenn ſeinem Gegner mit allem Grunde vorwerfen, daß er die Sache nicht verſtehet: und man kann eine geſchickte Wendung machen, wie man es vor gut befindet. In der That erfordert es auch die Würdigkeit der Philoſophie, daß man ſie dunkel vorträgt. Was würde ein Gelehrter, und noch mehr, was würde ein tiefſinniger Philoſoph zum Voraus haben, wenn man die philoſophiſchen Wahrheiten ſo deutlich und begreiflich vortragen wollte, daß ſie ein jeder Bauer, der Bücher lieſt und etwas verſtändig iſt, verſtehen könnte.

Es iſt nöthig, daß ich hier eine Einſchränkung mache. Ihre Schriften müſſen nicht allenthalben und durchgängig mit Finſterniß und Dunkelheit eingehüllet ſeyn. Dieſes würde verurſachen, daß Ihre Schriften von niemand als von Alchymiſten geleſen würden, die ohnfehlbar eine Anweiſung zur Verfertigung des Steins der Weiſen darinnen ſuchen würden. Nein, mein Herr! Sie werden leicht einſehen, daß das Gewiſſe und Offenbare auch deutlich und begreiflich vorgetragen werden muß. Der ſchwarze Ton der Dunkelheit bleibt nur vor dasjenige übrig, was ungewiß iſt und wo es mit dem Beweiſen nicht recht fort will. Alsdenn, ſage ich, erſchlagen [illegible] die Früchte, die ich Ihnen itzo an den Fingern v[illegible] habe: und man wird dasjenige, was man nicht verſtehet, noch darzu bewundern und es vor wunderſchön und tiefſinnig halten. Ja, ſelbſt diejenigen, welche ſo viel Selbſtverläugnung haben, zu bekennen, daß ſie es nicht verſtehen, werden Sie deswegen nicht geringer ſchätzen. Jener vortrefliche Gelehrte ſagte von einem gewiſſen philoſophiſchen Buche: Dasjenige, was ich davon verſtehe, iſt vortreflich: und ich glaube, daß dasjenige, was ich nicht verſtehe, eben ſo vortreflich iſt. Geprieſen ſey er, und noch einmal geprieſen, daß er den Handwerksvortheil der Philoſophen ſo wohl verſtanden, und einen ſo güldenen Spruch unter den Gelehrten bekannt gemacht hat, der bereits das ſeinige in der Welt redlich beygetragen hat, manchen Philoſophen groß zu machen!

Sehen Sie, mein Herr, ein ſo vortrefliches Hülfsmittel hält die Dunkelheit in ſich. Dasjenige, was ich Ihnen nunmehr an die Hand geben will, iſt eben ſo herrlich und unfehlbar. Es beſtehet darinnen, daß Sie ſich befleißigen müſſen von den Wörtern und Sachen geſchickte Erklärung zu geben. Hierdurch werden Sie in den Stand geſetzet, alle Ihre neuen Erfindungen und was Sie nur wollen zu beweiſen. Ich müßte Ihnen keinen philoſophiſchen Kopf zutrauen, wenn ich Ihnen hier weitläuftigen Unterricht geben wollte. Sie werden ſchon von ſich ſelbſt einſehen, daß die Erklärungen ſo geſchickt verfertiget werden müſſen, daß dasjenige ſchon darinnen verborgen liegt, was man beweiſen will: und wie leicht laſſen ſich nicht alsdenn Schlüſſe daraus machen. Dieſes Mittel hat ſchon manchen Philoſophen groß gemacht: und durch deſſen mächtige Beyhülfe hat ein Weltweiſer dieſes, und der andere gerade das Entgegengeſetzte bewieſen.

Nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Erkenntniß hat man ſich davon auch allemal die gewünſchte Wirkung zu verſprechen. Wir kennen nur die äuſſern Schaalen von den Dingen. Wie leicht läßt ſich demnach der Begriff davon alſo einrichten, wie wir ihn zu unſerm Vorhaben nöthig haben! Die wenigſten Leſer ſind auch im Stande eine Erklärung zu beurtheilen: und nach dem Vorurtheil unſrer Zeiten wird derjenige vor einen gründlichen Philoſophen gehalten, der allenthalben Erklärungen anbringt: ſie mögen zu der Sache nöthig ſeyn, oder nicht. Ich brauche Ihnen hierbey nicht zu ſagen, daß die Erklärungen nicht allzu ſehr von den Begriffen der Menſchen abweichen müſſen, die Sie von der Sache haben. Ein einziges unmerkliches Wörtchen iſt oftmals zu ihrem Vorhaben hinlänglich. Da Sie ſich die Fähigkeit zutrauen einen Philoſophen abzugeben; ſo werden ſich dieſe und andre kleine Handgriffe in der Ausübung ſchon von ſelbſt finden.

So bald Sie ſich nur einiges Anſehen in der Welt erworben haben; ſo laſſen Sie ſich empfohlen ſeyn, ein Verzeichniß aller Schriften heraus zu geben, die Sie in Ihrem ganzen Leben verfertigen wollen: und dann können Sie bey einer andern Gelegenheit beyläufig erwähnen, daß Ihre Schriften ſämmtlich, ſo wohl gebohrne, als ungebohrne, einen unzertrennlichen Zuſammenhang mit einander hätten: und man könnte nicht wohl darüber urtheilen, wenn man ſie nicht in ihrem ganzen Zuſammenhange aufmerkſam betrachtete. Geſetzt nun, daß Sie ſo viel Schriften verſprechen, die Sie niemals verfertigen können, wenn Sie auch ein übermenſchliches Alter erreichten; ſo kommt es auch darauf gar nicht an, daß ſie eben wirklich zum Vorſchein kommen müſſen. Es werden ſich Leute genug finden, die ſich mit gläubiger Andacht verſichern werden, daß man von einer Schrift eines groſſen Mannes nicht eher urtheilen kann, als bis man ein paar Fuder Bücher von ihm zuſammen habe.

Wenn Sie bereits einiges Anſehen erlanget haben; ſo kann es auch nicht ſchaden, wenn Sie in Ihren Schriften den Nutzen erwähnen, den Ihre Bücher ſchon in allerley Ständen gewirket haben, und was Ihnen deshalb für Briefe nachgeſchrieben worden ſind. Sie können auch beyläufig erzählen, was vor Beyfall Ihre Schriften allenthalben finden, und wo über Ihre Bücher gelehret wird. Ich würde es ſo gar nicht mißbilligen, wenn Sie beſondre, in der Welt angeſehene Perſonen mit Namen nennten, die Ihren Sätzen beypflichteten. Vielleicht werden Sie einwenden, daß ſich dieſer Rath nicht eher ausüben ließe, bis ſich die Dinge wirklich alſo ereigneten. Allein ich hoffe nicht, daß Sie ſich um die Wahrheit ſolcher Nachrichten allzu genau bekümmern werden. Sie würden auf dieſen Fall ihren Vortheil ſchlecht verſtehen. Genug, daß es bey vielen Gemüthern Eindruck macht: und diejenigen, die Sie etwa mit Namen nennen, ſind ſelten ſo grob, daß ſie Ihnen öffentlich ins Geſicht widerſprechen ſollten. Auf dieſe Art, wenn Sie erſt einmal die Hand an den Pflug legen, ſich einen groſſen Namen in der Welt zu machen, werden ſich Ihnen noch viele andre Vortheile von ſelbſt zeigen, die Sie mit groſſen Nutzen gebrauchen können, und darzu Ihr fähiger Kopf keine Anweiſung und Vorſchriften nöthig haben wird.

Dieſes einzige muß ich Ihnen noch an die Hand geben, wie Sie ſich in der philoſophiſchen Streitbahn zu verhalten haben. Ob zwar das Reich der Gelehrten überhaupt an Kriegen ſehr fruchtbar iſt: ſo iſt doch die Philoſophie der Hauptkampfplatz der Gelehrten. Hier kann man faſt keinen Schritt thun, ohne Feind und Krieg vor ſich zu haben. Sie haben alſo nichts gewiſſers zu erwarten, daß Sie ſo bald nicht mit Ihren neuen Erfindungen erſcheinen werden, als ſich eine Menge Gegner darſtellen werden. Jedoch laſſen Sie ſich deswegen keine Furcht ankommen. Es kann niemand groß werden, ohne ſeine Stärke auf dieſen gelehrten Kampfplätzen gezeigt zu haben: und überdies koſten die gelehrten Kriege kein Blut. Sie koſten nur Dinte, die eben ſo theuer in der Welt nicht iſt. Ich werde Ihnen alſo nur einige Vortheile zeigen dürfen: ſo werden Sie allen dergleichen feindlichen Angriffen mit einem wahren Heldenmuthe entgegen ſehen, und die Siegspalmen werden nicht ſchwer zu erlangen ſeyn.

Ueberhaupt hat derjenige, der in gelehrten Streitigkeiten angegriffen wird, einen groſſen Vortheil vor ſich. Es hat ein groſſer General die Anmerkung gemacht, daß der Feind, der in ſeinen Verſchanzungen angegriffen wird, faſt allemal den Sieg erlangt. Wenigſtens hat er allemal einen groſſen Vortheil vor ſeinem Gegner. Der angegriffene Theil in den gelehrten Kriegen hat gewiſſe Verſchanzungen vor ſich, daraus ſich ein muthiger Widerſtand thun läßt, wenn ſeine Sache auch noch ſo verzweifelt ausſiehet. Er kann ſagen, daß der Gegner ſeine Beweiſe nicht in ihrer Stärke anführe, daß er vieles auslaſſe, worauf es mit ankomme, daß er ſeine Worte verſtümmele, oder gar verdrehe, daß er ſeinen Worten einen Verſtand andichte, den er niemals gehabt hat, daß er andre Begriffe mit den Worten verbinde, daß er in einen Wortſtreit verfalle, und was dergleichen allgemeine Schutzwehren mehr ſind, die, wenn ſie mit einigen neuen Gedanken von der Sache ausgezieret werden, ſchon eine gute Abfertigung eines Gegners ausmachen. In der That muß auch derjenige, der jemand angreift, eine ſehr große Aufmerkſamkeit und Einſicht haben, wenn er ihn ſolchergeſtalt faſſen will, daß er zu dieſen Schutzwehren keinen Schein übrig behalten ſoll. Die Welt aber iſt ſehr geneigt dem angegriffenen Theil beyzufallen, wenn er nur etwas zu ſeinem Schutze verbringt. Denn man bildet ſich gemeiniglich von dem angreifenden Theile ein, daß er ſeine beſondre Abſichten habe, warum er angreift.

Ich hoffe, **mein Herr**, daß Sie ſich der Verſchanzungen, die ich Ihnen itzo in etwas gezeigt habe, mit gutem Nutzen dereinſt gebrauchen werden. Sie können ſich hierbey noch des Mittels bedienen, daß Sie Ihrem Gegner vorwerfen, er verſtehe Sie nicht: und wenn Sie meinem oben ertheilten wohlmeynenden Rath, in Anſehung der dunkeln Schreibart folgen: ſo werden Sie dieſes mit allem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens thun können. Sie werden vielleicht ſelbſt nicht allemal wiſſen, was Sie haben wollen: und folglich iſt es unmöglich, daß es ein andrer wiſſen und verſtehen kann. Es kann auch nicht ſchaden, wenn Sie Ihrem Gegner ſagen, daß er Ihre Schriften zum Theil gar nicht oder nicht aufmerkſam genug geleſen habe: und dergleichen Vertheidigungsmittel mehr werden Ihrem fähigen Kopf nicht ſchwer ausfündig zu machen ſeyn.

Wenn jemand ſo liſtig iſt, daß er die Richtigkeit Ihrer Erklärungen angreift, und Sie können ſie nicht allzu wohl retten: ſo werfen Sie ihm wenigſtens vor, daß er ſelbſt keine andre Erklärungen gegeben habe. Befürchten Sie nicht, daß die Welt ſo gleich einſehen werde, daß derjenige, der nur Einwürfe machen und die Unrichtigkeit einer Meynung zeigen will, nicht unumgänglich nöthig hat, andre und richtigere Erklärungen zu machen, ſo lange ſein Vorſatz nicht iſt, die Sache ſelbſt abzuhandeln. Nach der Erklärungsſucht unſrer Zeiten wird dieſer Vorwurf dennoch allemal ſeine gute Wirkung thun. Es giebt Leute genug in der Welt, die eine Schrift nach der Maaße vor gründlich halten, als wenig oder viel Erklärungen darinnen vorkommen, und die ſich einbilden, man könne in philoſophiſchen Sachen keinen Schritt thun, ohne Erklärungen zu machen.

Vor allen Dingen befleißigen Sie ſich auf ein gutes Zeughaus voller Gleichniſſe. Hierinnen muß Ihre äuſſerſte und letzte Kraft beſtehen. Hier werden Sie aber auch allemal ein unfehlbares Vertheidigungsmittel finden, wenn alle andre Mittel vergeblich geweſen ſind. Es läßt ſich leicht eine Sache ausfündig machen, die in einigen Eigenſchaften eine ſolche Beſchaffenheit hat, als wir ſie zu unſrer Ausführung und deren Vertheidigung nöthig haben. Dieſe Aehnlichkeit hat vor die meiſten Leſer etwas Blendendes in ſich. Sie ſehen, daß dasjenige, was wir ausgeführet haben, doch gleichwohl bey einer andern Sache wahr iſt und ſich alſo verhält. Was ſollte ſie demnach abhalten, unſre Ausführung gleichfalls vor eine unſtreitbare Wahrheit anzunehmen? Denn zu allem Glück unterſuchen die meiſten Leſer den Unterſchied, der ſich unter zwey ähnlichen Sachen gewiß allemal befindet, ſo gar genau nicht: und es fällt ihnen nicht gleich in die Augen, warum das, was bey einem Dinge ſich alſo befindet, nicht auch bey dem andern Dinge angehet. Es kann alſo nicht fehlen, **mein Herr**, daß Sie nicht bey dem größten Theile das Anſehen erlangen werden, daß Sie ſich ſehr herrlich vertheidiget haben: und Ihr Name wird immer größer werden.

Endlich, wenn Sie einen ſo gefährlichen Gegner haben, wider den Sie auch mit der vollen Ladung der Gleichniſſe nichts ausrichten können, weil er Ihnen etwan gar zu klärlich zeigt, wo der Unterſchied zwiſchen beyden Sachen ſteckt, und warum das, was bey der einen Sache wahr iſt, nicht auch bey der andern ſtatt haben kann, und wenn Sie alle Hoffnung verlohren geben müſſen, Ihn mit einigem Schein antworten zu können: ſo will ich Ihnen dennoch ein Mittel an die Hand geben, wie Sie ſich mit Ehren aus dem Handel heraus wickeln können. Stellen Sie ſich, als wenn Sie ihm gar nicht antworten wollten. Verfertigen Sie aber im Namen eines Schülers, Handwerksmannes, oder dergleichen etwas, eine Antwort, worinnen Sie mit allen möglichen Beſchuldigungen wider ihn losziehen. Sie gewinnen hier den Vortheil, daß Sie dieſer erdichteten Perſon viele Dinge in den Mund legen können, die in Ihrem eignen Munde ſehr ſeichte und elend ſcheinen würden: und da Sie ſich gewiß verſprechen können, daß Ihr Gegner, wenn er vernünftig iſt, auf eine dergleichen Schrift nicht antworten wird; ſo erlangen Sie in den Augen der Einfältigen das Anſehen, daß Sie das letzte Wort behalten, und ihn zu guter Letzt noch recht gezüchtiget hätten. Entſchließet ſich Ihr

Gegner aber ja zu antworten: ſo wird er doch ſolches gewiß auf keine andre Art als unter einem gleichen angenommenen Charakter bewerkſtelligen. Alsdenn aber fällt der Streit in das Lächerliche; und die Welt wird darüber nicht wiſſen, auf welcher Seite der Vortheil geweſen iſt.

Dieſe Regeln, die ich Ihnen hier zu Ihren philoſophiſchen Streitigkeiten gebe, verſtehen Sie nur, wenn Ihr großer Name kaum hervor zu ſproſſen beginnet, oder doch noch fernern Wachsthum nöthig hat. So bald Ihr großer Name einmal zu ſeiner völligen Reife gelanget iſt; ſo brauchen Sie gar niemand mehr zu antworten, man mag Ihre Meynungen angreifen, mit was vor Waffen man will. Es iſt dieſes ein beſonders Vorrecht eines großen Namens. Es hat zwar ein jeder Gelehrter eine wohlgegründete Befugniß, Einwürfe und Widerlegungen, von den vernünftige Gelehrte von ſelbſt einſehen können, daß ſie nicht viel zu bedeuten haben, unbeantwortet zu laſſen, weil ſonſt niemand im Stande ſeyn würde, in den Wiſſenſchaften weiter fortzugehen, indem er ſeine Zeit auf dergleichen Widerlegungen verſchwenden müßte. Allein nur ein großer Name hat das vorzügliche Vorrecht, gar nicht zu antworten, die Welt mag die Widerlegungen vor erheblich halten, oder nicht: und ich wollte nicht gerne, daß Sie ein ſo wohl gegründetes Privilegium dereinſt etwan durch den Nichtgebrauch verlohren gehen ließen. Sie werden auch gar nicht nöthig haben, daß Sie ſich ſelbſt bemühen. Wenn ich nur anders von Ihren künftigen Anhängern eine gerechte Hoffnung machen darf; ſo werden ſie mit ſo viel Schimpfen und Loben zu Ihrem Beyſtande herbey eilen, daß Sie weder Hand noch

Fuß gegen einen ſolchen Verwegenen zu rühren nöthig haben.

Hier haben Sie die Regeln und Anweiſungen, die ich Ihnen bey Ihrem mir entdeckten Entſchluſſe, die Philoſophie zu dem Hauptendzwecke Ihres Studirens zu erwählen, aus wohlmeynenden Herzen und vermöge der Vorſorge, ſo mir Ihr ſeliger Vater aufgetragen hat, zu ertheilen vor gut befunden habe. In der Hoffnung, daß Sie meinen treuen Rath nicht außer Augen ſetzen werden; ſo billige ich Ihren Entſchluß, und wünſche Ihnen aufrichtig Glück dazu. Außerdem kann ich Ihnen nicht viel Glück bey Ihrem Vorſatze verſprechen: und es ſollte mir leid thun, wenn der Sohn meines beſten Freundes durch einen nicht gnugſam überlegten Entſchluß ſich ſelbſt an ſeiner Wohlfahrt in der Welt hinderlich ſeyn ſollte. Doch der würdige Trieb zur Ehre, den ich, wo ich nicht irre, bey Ihnen in aller Stärke wahrgenommen habe, wird ſchon meinen Vorſchlägen den erforderlichen Nachdruck geben: und ich werde vielleicht meine grauen Haare noch mit der Freude in die Gruft bringen, daß ich den Anfang Ihres großen Namens erlebet habe. Ich werde alsdenn um ſo mehr ſeyn

Dero

bereitwillig ergebener Diener.

✡ ✡ ✡

V.

Schreiben des Bias (*)

an die

Verfaſſer der Ergötzungen.

Hochgeehrteſte Herren!

Wenn ich Ihnen, meine Herren, in Entdeckung meiner Umſtände bald anfänglich wiſſend mache, daß ich der einzige Sohn eines wohlhabenden Vaters geweſen bin; ſo werden Sie ſich wundern, daß Sie mich itzo als den Unglückſeligſten erblicken müſſen. Schämen Sie ſich deswegen meiner nicht! ich gehöre mit zu denen Gelehrten, und dieſe Ehre giebt mir

---

*) Ich hatte in denen Ergötzungen verſchiedentlich behauptet, daß die Wiſſenſchaften um ihrer ſelbſt willen, nicht aber wegen des daraus entſtehenden Vortheils geliebet zu werden verdienten, der eben erwähnte ſchleſiſche Anonymus, um dieſen Satz auf eine ſcherzhaftige Art zu widerlegen, verfertigte dieſes Schreiben, welches ich aus gleichem Tone zu beantworten am dienlichſten fand. Weil nun mein Antwortſchreiben den größten Theil ſeines Satzes, wie ſich einige gelehrte Zeitungsſchreiber von demſelben alſo ausdrückten, verlohren hätte, wenn man es nicht ſo fort mit dem Schreiben, das darzu Anlaß gab, zuſammen halten könnte; ſo habe ich hier dieſe, obgleich fremde Arbeit mit einzurücken vor gut befunden.

noch die Kraft zu ſchreiben, da ich ſonſt vor Hunger und Kummer faſt kein Glied mehr regen kann. Erlauben Sie, Ihnen meine Lebensbeſchreibung von meiner Geburt an zu machen, wenn Sie das Elend einſehen wollen, welches mich drückt. Sie ſind die erſten, welchen ich meinen Mangel entdecke, und zwar darum, weil Sie Gelehrte ſind, kein Menſch ſoll ſonſt die Ehre haben, meine Dürftigkeit zu wiſſen.

Mein Vater war in einer volkreichen Stadt Rector. Ich glaube, mein gutes Herkommen leuchtet Ihnen ſattſam in die Augen: und ich führe nur obenhin an, daß er wohl 20000 thlr. im Vermögen gehabt, als er mich gezeuget. Man hat mich verſichert, daß er kein Verſchwender geweſen, ob er zwar auf ſein Handwerk ein vieles verwendet. **Meine Herren** werden vielleicht vermeynen, daß er ſein Geld zur Beförderung armer Gelehrten angewendet? Sie irren ſich. Ich habe ihn ſelbſt noch ſprechen hören, als ihn ein Studente um einen Freytiſch gebeten, gehe, Lumpenhund! wenn du nur darum zeither ſo fleißig geweſen biſt, daß ich dir forthelfen ſoll, ſo bin ich in der guten Meynung vor dich ſehr betrogen: ich hätte eine größere Seele in dir geſucht. Meines Vaters Hauptwerk war die Chymie. Ich muß bekennen, ohnerachtet ich wegen ſeiner koſtbaren Verſuche nicht einen Pfennig geerbet, daß die Erinnerung ſeiner hierdurch erlangten Ehre mir vielmalen zu einer Herzſtärkung gereichet. Meine Mutter war Urſache, daß er noch zuweilen mit übermäßigen Aufwand zurück hielt. Oft hat ſie ihn mit Thränen gebeten, er ſollte ſich und ſein einziges Kind (die gute Mutter meynte mich) doch nicht an den Bettelſtab bringen. Allein, hier wurde er allezeit ſehr entrüſtet. Einmal brach er gegen ſie in dieſe heldenmüthige Worte aus: „Niederträchtige Weiber ſchätzen „den Ruhm nach dem Vermögen: gelehrte Leute haben „eine andre Nahrung ihrer edelmüthigen Seele. Dieſe „Ehre läßt ſie an den Brodkorb nicht gedenken. Mein „Sohn, welcher hoffentlich dieſe Grundſätze mit der Zeit „einſehen wird, darf nicht klagen, wenn er auch mit leeren Händen aus dem Hauſe gehen wird; woſern er anders ſich der Ehre würdig macht, einen berühmten Vater gehabt zu haben. Ich wollte ihm den Kopf abreiſſen, wenn ich wüßte, daß er ſich ſo weit erniedrigen ſollte, „der zeitlichen Nahrung wegen einen Schritt zu thun.„ Meine Mutter ſchwieg zwar: allein, ſie zog ſich durch die Betrachtung derer armſeligen Umſtände, worinnen ſie mich einmal geſetzet wiſſen ſollte, einen frühzeitigen Tod auf den Hals. Mein Vater behielt dadurch freye Hand über das wenige Vermögen, und im kurzen war es verthan. Ich war ohngefähr zehn Jahr alt, als mein Vater in einer völligen Zufriedenheit über der erlangten Ehre, ſowohl ſeines Amts als ſeiner chymiſchen Erfindungen wegen, auf dem Bette der Ehren ſtarb.

Er hatte mich außer denen Wiſſenſchaften, welche mein Alter zu begreifen fähig war, in ſeinen Grundſätzen, welche die Ehre betreffen, ziemlich feſtgeſetzt. Ich hielte Ruhm und Ehre vor das höchſte Gut, ſo ein Gelehrter haben kann, und war Willens den Reſt meines väterlichen Vermögens zu einem ſolennen Begräbniß und Errichtung eines prächtigen Monuments anzuwenden, als die Gerichtsperſonen ſeine Verlaſſenſchaft verſiegelten, und durch Anmeldung vieler Gläubiger eine Schuldenlaſt von einer beträchtlichen Summe entdeckten. Ich erſtaunte demnach, als man mich mit harten Worten aus dem Hauſe wies, und meinen Vater als einen Betrüger ausſchrie. Dieſer Schmerz würde mir ohne Zweifel das Herz abgefreſſen haben, wenn ich nicht bedacht hatte, daß dieſe Schimpfreden von ungelehrten Leuten ausgeſtoßen werden.

Ich kann mich ohne Schmeicheley rühmen, daß ich eine ungemeine Begierde zu den Studien bey mir fand. Deswegen verſäumte ich nicht einen Augenblick, die Schule zu beſuchen. Nun fragte man mich zwar nicht, woher ich das Schulgeld bezahlen würde; aber mein Magen erinnerte mich gar bald, daß ich zu Tiſche gehen ſollte. Da ich nicht allein ſehr fleiſſig, ſondern auch der Nothſtand, worinnen ich mich befand, jedermann bekannt war; ſo wurde ich bald von dieſem, bald von jenem Schulherrn zu Tiſche geladen. Ich ſah dieſes als eine nothwendige Folge meines allezeit erlangten Lobes an, und war eben nicht dankbarer, als ein andrer, welcher vor ſein Geld daſelbſt ſpeiſete. Ich lag unermüdet meinem Studiren ob, und als der neue Rector mein gutes Talent und meinen auſſerordentlichen Fleiß gelobet, ſo both er mir zugleich ſeinen Tiſch und Wohnung an: jedoch mit dem Bedinge, ſeinen Kindern das A B C zu lehren.

Dieſe niederträchtige Art ſein Brod zu verdienen, war die erſte Probe meiner Standhaftigkeit. Ich bezeigte mich bey meinen jungen Jahren denen Regeln gemäß, die ich bey meinem Vater erlanget hatte. Ich lehrete die Kinder des Rectors das Alphabeth, aber meinen Sie, daß ich mehr zu ihm zu Tiſche gegangen? Keinesweges. Ich brachte ſie in kurzer Zeit zum Leſen, gewöhnte mich aber auch zugleich, zwey bis drey Tage zu

faſten:

faſſen: ſatt von dem Lobe, welches ich täglich genoß. Mein Körper wollte inzwiſchen mit der Nahrung der Seele nicht allerdings zufrieden ſeyn. Ich bemühete mich deswegen in das Convict zu kommen. Meine gute Aufführung verſchaffte mir gar bald dieſe mäßige Tafel. Wer war vergnügter als ich? Nachdem ich aber das Chor verſtärken, und vor denen Häuſern mit ſingen mußte; ſo wurde ich gewahr, daß bey jedem Hauſe, wo wir ſingen, Geld in einer Büchſe geſammlet wurde. Hätte man mir ein Zeichen gegeben, daß ich wohl ſingen könnte, ſo wäre ich vergnügt geweſen: aber ſo eigennützig meine Stimme zu gebrauchen, verdroß mich allzu ſehr. Ich verließ das Chor, und verlohr zugleich meinen Tiſch.

Es iſt wahr, ich habe zu verſchiedenen malen überlegt: ob es nicht beſſer ſey, ein Stück Brod zu verdienen, als mit eitelem Ruhme ſeinem Leibe Abbruch zu thun. Zu der endlichen Entſchließung aber brachte mich eine Krankheit, welche mich vierzehn Tage aufs Bette warf. Ein Hund, welcher ſeinem Herrn Dienſte thut, kam mir glückſeliger vor, als ich mich damals befand. Denn kaum daß mich einige Cameraden beſuchten, und einige Biſſen Brods reichten; ſo war ich von aller Welt verlaſſen. Warum? meine eigenſinnige Ehrbegierde hatte die Herzen meiner vorigen Wohlthäter abgeneigt, und ließ mich meinen Tod vor Augen ſehen.

Inzwiſchen erholte ſich meine gute Natur, und ich kam wieder zu meiner Geſundheit. Ich änderte meine Lebensart, und entſchloß mich bey einem Profeſſor zu famuliren. Ich hatte das ſechszehende Jahr zurück geleget, und ſchien ganz andre Dinge zu billigen, welche den Wohlſtand und gutes Auskommen eines Menſchen befördern können. Der Mangel an Büchern und Kleidern gab mir Gelegenheit, einen Theil meines väterlichen Vermögens zurück zu wünſchen, und ich ſchätzte deſſen erlangten Ruhm bey weiten nicht ſo hoch, als ich deſſen Fehler, mich unglücklich gemacht zu haben, nunmehr erniedrigte. O! ſagte ich öfters, hätte ich einen Nothpfennig! Wie viel freyer könnte ich itzt meinen Studien obliegen. Die ſcharfe Zucht meines Herrn Profeſſors preßte mir dieſe Klagen aus. Außer daß ich etwa vier Stunden des Tages ſeinen Lehrſaal betreten durfte, mußte ich Tag und Nacht abſchreiben. Ich wurde zu allen häuslichen Verrichtungen gebraucht, und es war ein Glück, daß ſich ein armer Schüler noch im Gnadenbrodte befand, welcher vor mich die Schuhe ſauberte. So brachte ich zwey Jahre zu. Nichts deſtoweniger machte mich das Schreibgebühr, ſo man mir reichte, zu einem reichen Manne. Ich kaufte mir Bücher, und meine Kleidung ward durch die Gütigkeit meines Herrn ſehr ordentlich.

Mein unermüdeter Fleiß und Arbeit machte mir ſo gar die Hoffnung, ein Stipendium zu bekommen. (Ich hätte bald vergeſſen zu melden, daß ich mich, um kein Schulfuchs mehr zu heißen, auf die Univerſität begab.) Ich kann es mit Wahrheit ſagen, daß ich ziemlich fertig in der Poeſie wurde. Ich bekam deswegen allerhand Arbeit vor andre zu thun, welche mir wohl bezahlet wurde. Ich machte Hochzeit und andre Gedichte, Lobreden und dergleichen, ja bald hätte ich mich gewagt, die Hand an Diſputationen zu legen. Da ich mir, wie geſagt, eine ziemliche Caſſe angeſchafft, ſo ſpottete ich nunmehro, durch die Erfahrung überzeugt, dererjenigen, welche Vortheils halber zu Studiren vor niederträchtig halten. Eine artige Begebenheit änderte auf einmal meine Gedanken.

Ich hatte einem jungen von Adel eine Lobrede auf den Landesfürſten verfertiget, und weil er mir dieſelbe mit einem Louis d'or bezahlte, alle Mühe angewendet, ſie vollkommen zu machen. Der junge Herr lernte ſie auswendig, und hielt dieſelbe in Anweſenheit des Fürſten mit ſo vielen Lobeserhebungen, daß man ihm die höchſten Ehrenſtellen zum voraus prophezeihte. Welche Veränderung zog dieſes in meinem Gemüthe nach ſich! Verfluchtes Geld! ſagte ich bey mir ſelbſt, welches mich in ſo eine Erniedrigung geſetzt, den Ruhm ſo ich verdient einem andern zu überlaſſen! Es hätte nicht viel gefehlt, ich hätte das Goldſtück wieder zurück gegeben, und mich als den Verfertiger dieſer Rede offenbaret. Zum wenigſten machte ich den Schluß, künftighin die Begierde nach Ruhm allen Schätzen vorzuziehen. Ich ſah jeden, der mir Geld anboth, als meinen ärgſten Feind an, und wenn ich etwas verfertigte, nahm ich mich wohl in Acht bezahlt zu werden.

Ich hatte bemerkt, daß in meinem Vaterlande die Gelehrten hinlänglich belohnt würden, daß man hier ſicher die Studien ergreifen dürfte, wenn man auskömmlich in der Welt leben wollte. Deswegen ward mir dieſer Aufenthalt unerträglich, ich verabſcheuete dergleichen Niederträchtigkeiten, und reiſete, ehe es ſich jemand verſah, nach Magershauſen. Und hier befinde ich mich noch itzo. Ich ſehe allhier den blühenden Zuſtand der gelehrten Republik, den Sie, meine Herren, in Ihrem erſten Bande abgeſchildert. Hier finde ich, daß die Münze, welche man vor die Gelehrten prägt, in Ruhm beſtehet, und daß diejenigen, welche in keinem Amte ſtehen, nichts, die Beamten aber ſehr wenig zu beißen haben. Virtus laudatur et alget. Könnte ſich wohl ein Ort beſſer vor die Gelehrten ſchicken?

Ich muß Ihnen aber bekennen, **meine Herren**, ohnerachtet ich dieſe Anſtalten hohen Seelen ſehr würdig halte, daß bey allen dieſen Ehrenbezeigungen, die ich hier genieße, meine Caſſe völlig erſchöpft iſt. Ich habe ohnlängſt in der Electricität einen außerordentlichen Verſuch gethan, und die Quadratura Circuli iſt von mir ſo gut als ausgemacht. Ich habe beyde Verſuche der Landesregierung dediciret. Ohnerachtet es wider meine Grundſätze iſt, und gelaufen wäre, eine Belohnung zu erwarten; ſo würde ich mich doch haben überreden laſſen, zum Behuf meiner Unterhaltung etwas anzunehmen. Allein, zu allem Glück war hierzu kein Fond vorhanden, und überhaupt iſt man hier mit der Vollkommenheit der Gelehrſamkeit ſowohl zufrieden, daß man ein Stück Geld, nur mittelmäßige Seelen zu vergnügen, vor fähig hält. Vielmehr hat man mir angetragen, Baron zu werden. Ich weis nicht, ob ich dieſes Ehrenwort nicht angenommen hätte, wenn ich im Stande geweſen wäre, die Sporteln davor abzutragen.

Bey dem allen kann ich Ihnen die Noth, worinnen ich mich befinde, und die Furcht, im Kurzen zu verhungern, nicht genugſam beſchreiben. Was das kläglichſte iſt, ſo befinde ich mich außer Stande, in denen Wiſſenſchaften fortzuſchreiten. Und wo ich nicht von Ihnen, **meine Herren**, ein Mittel erlange, außer Belohnungen, Gnadengehalten und beſondern Beförderungen in meinem Beruf fortzufahren; ſo werde ich mich im Kurzen ent-

entſchlieſſen müſſen, die Holzart in die Hand zu nehmen. Sie hegen mit meinem Vater faſt einerley Meynung, und ich zweifle nicht, daß wenn derſelbe länger leben ſollen, er mir ganz gewiß die Vortheile gewieſen haben würde, auch ohne Vermögen und Vorſchub wohlhabender Leute gelehrt und glücklich in der Welt zu werden. Nachdem mich aber derſelbe zu zeitig verlaſſen, und ich in Durchleſung Dero Ergötz. III B. S. 147 ff. mit Vergnügen befunden, daß Sie dergleichen Hülfsmittel, als die Belohnungen und dergleichen ſind, nur vor mittelmäßige Geiſter ſchicklich halten, Ruhm und Ehre aber vor hinlänglich achten, die Gelehrten zu ernähren, hingegen ich durch deren Genuß unmöglich mein Leben länger friſten kann; ſo erwarte ich dasjenige von Ihnen, weſſen ich mich zu meinem Vater verſehen können. Haben Sie doch die Barmherzigkeit vor einen Unglückſeligen, welcher ſich bereits ſeit geraumer Zeit mit Wurzeln ernähret, ſich näher zu erklären, und offenbar zu machen, wie es möglich iſt, daß man ohne natürliche Mittel in der gelehrten Welt ſich erhalten könne. Sie machen ſich nicht allein um das gemeine Weſen der Gelehrten, und ſonderlich deſſen nothdürftige Glieder, höchſtens verdient; ſondern erretten auch denjenigen von einer verzweifelten Entſchließung, welcher ſich noch eine Ehre macht zu ſeyn

Meiner Hochgeehrteſten Herren

ergebenſter Diener
Bias.

VI.

Antwort an den Herrn Bias.

Hochedelgebohrner Höchſtgelahrter, Sehr vortreflicher und ruhmwürdiger Gönner!

Wir ſind durch **Ew. Hochedelgeb.** höchſtgeehrteſte Zuſchrift auſerſt gerühret worden: und wir haben die Geſtalt der Welt ſchmerzlich beſeufzet, nach welcher die Groſe einer Seelen nicht hinlanglich iſt, auch in den Augen der Menſchen groß zu ſcheinen. Wenigſtens, dünkt es uns, ſollten doch mit einer groſen Seele allemal diejenigen Beſchaffenheiten vereiniget ſeyn, welche dieſe Groſe zu ihrer Nahrung unumgänglich erfordert.

So ſehr wir uns **Ew. Hochedelgeb.** Vertrauen zur Ehre rechnen; ſo müſſen wir doch bekennen, daß wir daſſelbe nicht verdienen. Es iſt uns niemals eingefallen zu behaupten, daß eine groſe Seele, zur Belohnung vor ihre Dienſte, ſchlechterdings nichts anders als Ruhm, Ehre und Hochachtung annehmen müſte; am allerwenigſten aber haben wir jemals geſagt, daß ſie Belohnungen, Beförderungen und dergleichen Dinge gleichſam mit Händen von ſich ſtoſen muß. Wir haben nur behauptet, daß Belohnungen, Beförderungen und eigennützige

Abſich

Abſichten nicht den erſten und einzigen Bewegungsgrund zu mühſamen Unternehmungen und zu den Wiſſenſchaften ausmachen: und in dieſem Gedanken beharren wir noch unbeweglich. Die Wiſſenſchaften müſſen um ihrer ſelbſt willen geliebet werden; und wir müſſen uns denſelben ergeben, um unſern unſterblichen Geiſt vollkommner zu machen. Hierzu kommt das Vergnügen, welches wir aus der anſchauenden Erkenntniß unſerer Vollkommenheiten genieſſen werden, und die Vorſtellung, daß ſie unſre vernünftige Nebenmenſchen gleichfalls einſehen, und aus ihrer anſchauenden Erkenntniß Luſt haben werden. Allein, alles andre ſind nur Nebenabſichten, die man aber deswegen nicht ſchlechterdings verwerfen, und von ſich ſtoſſen muß. Wir wenigſtens bekennen, daß **Ew. Hochedelgeb.** vor uns ein ganz unnachahmliches Beyſpiel ſind.

Unterdeſſen, da Dero groſſe Seele bereits einmal einen ſo erhabnen und edlen Weg erwählet hat; und da Dieſelben den Hauptbewegungsgrund zu den Wiſſenſchaften zu einer erſtaunenswürdigen Vollkommenheit getrieben haben; ſo ſind wir weit entfernt, Dieſelben von einem ſo preiswürdigen Vorhaben abzumahnen. Unſre Zeiten, welche leider den Eigennutz zum erſten und faſt einzigen Bewegungsgrund in den Wiſſenſchaften gemacht haben, bedürfen eines ſo erhabenen und reizenden Beyſpiels, als ſich **Ew Hochedelgeb** darſtellen. Hat es nicht Helden gegeben, welche in der That die Gränzen des Heldenmuths überſchritten haben? Allein, ſie ſind der Welt ungemein nützlich geweſen, weil ſie eine Menge andre zur Bewunderung und Nacheiferung erreget haben. Wer weis alſo, warum dieſelben in dieſen verderbten Zeiten erwecket worden ſind? Es iſt nichts gewiſſers, als daß Sie dereinſt in den Tempel des Nachruhms ein Bild abgeben ſollen, welches unſre ſpaten Enkel zur Nachahmung bewegen ſoll: und wenn ſie gleich die erſtaunliche Größe Dero Seele niemals erreichen; ſo kann doch ſchon ein geringer nachgeahmter Grad Dero Vollkommenheit wenigſtens darzu dienen, daß Sie den Eigennutz nicht zum Hauptzweck in den Wiſſenſchaften machen. Wir mußten alſo Feinde der Wiſſenſchaften und der richtigen Begriffe ſeyn, wenn wir dieſelben von Dero Vorhaben abziehen wollten.

Fahren Sie alſo fort, **Hochedelgeb. Herr,** auf der erhabnen Bahn der Ehren, die Sie einmal betreten haben, mit muntern Schritten zu wandeln: und laſſen Sie ſich durch nichts in der Welt auf Abwege verleiten. Verabſcheuen Sie die Wege der Belohnung und der Beförderung, am allerwenigſten aber erwählen Sie die Holzart, oder die Verzweifelung. **Ew. Hochedelgeb.** werden zwar vor allen Dingen Mittel, zu Friſtung Ihres Lebens, von uns an die Hand zu geben verlangen. Allein, wir glauben nicht, daß Sie ſehr nöthig ſind. Verſuchen Sie es nur mit dem Hunger bekannter zu werden. Da Dero große Seele eine ſo ungemein hohe Ruhm- und Ehrbegierde beſitzet: ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß Sie nicht endlich dem Körper von Ihrem erhabenen Weſen etwas abgeben wird, wenn nur die dicken und niedrigen Säfte, die eben dieſe Ruhmbegierde verhindern, nur in etwas vertröcknet ſeyn werden. In der That glauben wir, es ſey nicht ganz und gar unmöglich, daß endlich Ihr Körper eben ſo glorieux wird, als Dero große Seele bereits iſt.

Sollte **Ew. Hochedelgeb.** Körper zu dieſer Voll-
kommenheit gar nicht gebracht werden können; ſo iſt um-
ſo weniger Rath, daß Sie immer ſterben. Sie können
ich auf keine höhere Art großmüthiger und edler bezeigen,
als eben hierdurch. Muß denn ein wahrhaftig großer
Held fliehen, wenn er von einer Menge Feinden umgeben
ſt, und wenn er ſeinen Tod vor Augen ſiehet? Keines-
eges! Wir könnten Denſelben viele Beyſpiele von
elden dieſer Art vor Augen ſtellen: und eben hierdurch
ind Sie recht groß geworden. Stellen ſich **Ew. Hoch-
delgeb.** nur die Großmuth von dem Vater der drey be-
nnten Horatier vor. Zwey von denenſelben waren im
Streit umgekommen, und es war nur noch einer wider
en Feinde. Man brachte dieſem Vater die Nachricht,
aß zwey ſeiner Söhne umgekommen wären, und daß der
itte die Flucht ergriffen hätte, ob es gleich nur eine ver-
ſtellte Flucht geweſen war. Er war hierüber ungemein
rüſtet. Als man ihm nun vorſtellte, was denn ſein
Sohn hätte machen ſollen, da drey Feinde wider einen ge-
ſen: ſo antwortete er: ſterben hätte er ſollen: und
ele Schriftſteller haben geſagt, daß dieſe Worte recht
ßmüthig und römiſch geklungen hätten. Laſſen ſich
ieſelben dieſes Beyſpiel zur Ermunterung dienen. Dero
auſamer und gefährlicher Feind iſt der Hunger: und
lem Anſehen nach werden Sie wohl unter demſelben er-
gen. Allein, müſſen Sie deswegen einen Schritt zu-
ück weichen? Müſſen Sie Ihre Grundſätze, Ihre Groß-
uth und die erhabenen Begriffe Ihrer Seelen fahren
ſen? Nein! **höchſtgeehrter Herr**; ſterben müſſen
Sie. Wir wiſſen zwar, daß die Welt ungemein viel an
Ew. Hochedelgeb. einbüßen werde. Allein, hierdurch

werden Dieſelben eben ſo ein reizendes und erhabenes Muſter, als unſre verderbten Zeiten nöthig haben: und Sie können der Welt hierdurch weit mehr nutzen, als wenn Sie noch tauſend Jahre lebeten.

Wir zweifeln gar nicht, daß **Ew. Hochedelgeb.** dieſen unſern wenigen Rath, der Ihren Grundſätzen ſo gemäß, und Ihrer erhabenen Seele ſo würdig iſt, mit beyden Händen angreifen werden. Im Fall er aber dennoch unerwartete Schwierigkeiten finden ſollte: ſo wollen wir Denenſelben noch ein ander Mittel vorſchlagen: und wir wundern uns, daß Dieſelben nicht längſt darauf gefallen ſind. Ahmen Sie doch den alten Weltweiſen nach, beſonders demjenigen, deſſen preiswürdigen Namen Sie zu führen die Ehre haben. Haben Sie wohl jemals gefunden, daß der weiſe Bias, der alle ſein Vermögen mit ſich herumtrug, Sokrates und andre, Geld mit ihrer Gelehrſamkeit verdienet, oder ſich Belohnungen haben reichen laſſen? Dennoch lebten ſie, und ſie verfielen weder auf die Holzaxt, noch auf die Verzweifelung. Sie reiſeten aber von einem Orte zum andern: und vermuthlich haben ſie ſich ſelbſt allenthalben zu Gaſte geladen. Sehen Sie dieſes einer erhabenen Seele nicht vor ſchimpflich an. Es iſt dieſes ein Zoll, den die andern geringen und ungelehrten Menſchen großen Gelehrten ſchuldig ſind.

Wir wollen uns die Freyheit nehmen, noch einen Vorſchlag zu thun. Aber in der That nur verlohren. Denn es iſt uns ſelbſt nicht angenehm, wenn Sie denſelben annehmen ſollten. In Vorſchlägen aber ſoll man niemals zu ſparſam ſeyn. Die jüdiſchen und andre morgenländiſchen Gelehrten pflegen gemeiniglich noch dabey ein Handwerk zu erlernen, ohne daß ihrem Ruhme und ihrem Anſehen etwas abgieng. Sollte es nicht möglich ſeyn, daß dieſe Gewohnheit bey uns in Gang gebracht werden könnte, und ſollte es nicht vor viele arme Gelehrte ſehr heilſam ſeyn? Vielleicht könnten ſich **Ew. Hochedelgeb.** wenn unſre andre Vorſchläge nicht anſtändig wären, bey irgend einer nahrhaften Profeſſion aufdingen laſſen: und man würde vielleicht vor einen groſſen Gelehrten und eine ſo erhabene und fähige Seele den Betracht haben, Sie bald loszuſprechen. Sind unſre Vorſchläge ſo unglücklich, daß keiner darunter **Ew. Hochedelgeb.** gefällt; ſo bleibt uns nichts übrig, als Denſelben unſer aufrichtiges Mitleiden, zugleich aber unſre wahrhaftige und vollkommenſte Hochachtung zu verſichern, mit der wir uns vor eine Ehre ſchätzen lebenslang zu ſeyn

Ew. Hochedelgebohrnen

ganz gehorſamſter Diener
Die Verfaſſer der Ergötzungen.

VII.

Nachricht von einer neuen Akademie der mechaniſch-phyſikaliſch-mathematiſchen Moral und Satyre.

In einer Zuſchrift an die Verfaſſer der Ergötzungen.

Hochgeehrteſte Herren!

Sie haben in Ihrer Monatſchrift, zum Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft, unterſchiedene Vorſchläge zu neuen Einrichtungen gethan. Ich rechne dahin den Vorſchlag von Einrichtung eines weiblichen Schöppenſtuhls, und die Probe von einer beſondern Zeitung für das Frauenzimmer. Sie haben uns auch von allerley unbekannten Geſellſchaften gute Nachricht gegeben. Ich glaube demnach, daß unſre neuerrichtete Akademie ein Werk vor Dero Monatſchrift ſey: und ich verſpreche mir, daß Sie meiner Nachricht einen kleinen Platz nicht abſchlagen werden. Ich wollte aber nicht gerne, daß Sie unſre Akademie nur als einen puren Vorſchlag anſehen möchten. Das Werk iſt ſchon ganz eingerichtet: und es ſtößt ſich nur an einigen kleinen, in der That ſehr kleinen Schwierigkeiten, die ich Ihnen unten bekannt machen werde.

Sie werden vielleicht die Gewogenheit haben, mich unter die Gelehrten zu rechnen. Ich habe demnach über den verderbten Zuſtand der Menſchen öfters ſchwere Seufzer ausgeſtoſſen; und beſonders habe ich mich immer nicht genug verwundern können, wie es möglich iſt, daß ſich die Welt bey der überhäuften Anzahl der Sittenſchriften gar im geringſten nicht beſſert. Einige gelehrte Freunde, denen ich meine Gedanken eröffnet habe, ſind in eben dieſe Verwunderung gefallen. Wir machten einsmals einen Ueberſchlag, wie viel Sittenſchriften, ſowohl in groſſen Werken, als auch in Monat- und Wochenſchriften, ſeit 5 Jahren in Teutſchland die Preſſe verlaſſen haben. Wir rechneten eine jede Auflage ſehr mäſſig, nämlich nur zu 2000 Stück, und ſetzten voraus, daß durch ein jedes Exemplar von einer Sittenſchrift, jährlich nur ein einziger Menſch bekehret würde, eine Rechnung, die ſehr mäßig, in der That ſehr mäßig iſt, wenn man ſo viel groſſen Leuten nicht eine allzu geringe Frucht ihrer lebenswürdigen Arbeit zuſchreiben will: und wir befinden, nach einer ſehr richtigen Rechnung, daß ſich wenigſtens die Hälfte von Teutſchland in dem Stande ſeiner Beſſerung und Bekehrung befinden müßte. Wenn man nun nach der Vermuthung einer wahrhaftigen Menſchenliebe, die allemal das beſte hoffet, voraus ſetzt, daß die Hälfte der Menſchen vorher nicht laſterhaftig geweſen iſt; ſo müßten wir in unſerm Vaterlande nichts als tugendhafte Menſchen antreffen. Allein, weit gefehlet. Ich habe nicht nöthig Ihnen zu ſagen, daß die Tugendhaften von den Laſterhaften in der Anzahl unendlich übertreffen werden. Mich deucht, meine Herren, Sie ſind von dieſer groſſen Wahrheit lebhaftig überzeugt.

Wir konnten uns nicht überreden, daß die Urſache der Bekehrungshinderniſſe allein außer den Sittenrichtern zu ſuchen. Die Sittenſchriften bleiben doch nicht in den Buchläden liegen. Sie werden geleſen: und man müßte ſehr lieblos muthmaßen, wenn man ſich in den größten Theil der Leſer den boshaftigen Vorſatz einbilden wollte, daß ſie lehrreiche Schriften leſen, und ſich dennoch nicht beſſern wollten. Das Urtheil fiel alſo in unſrer Geſellſchaft, nach reifer Erwägung, wider die Sittenlehrer aus: und wir ſchloſſen, daß die Bekehrungshinderniſſe in dieſen anzutreffen wären.

Nunmehr bemüheten wir uns, dieſe Hinderniſſe einzuſehen. Wir ließen zu dem Ende alle neuere Sittenſchriften durch eine ſcharfe Muſterung gehen: und vergeben Sie, **hochgeehrteſte Herren**, Ihre Ergötzungen waren davon nicht ausgeſchloſſen. Der Fehler war viel zu ſinnlich, als daß er uns lange hätte verborgen bleiben können. Wir fanden demnach, daß die Sittenlehrer ihre Lehrſätze gar zu allgemein einrichteten: und daß ein Leſer deshalb an ſeine Beſſerung nicht mit Nutzen Hand anlegen konnte; weil ihm die moraliſchen Grade und Gewichte, die natürlichen Kräfte und Schwere der Laſter, und das Verhältniß eines Laſters gegen das andre, ganz und gar unbekannt wären. Wir beſchloſſen hierauf, daß wir der Sittenlehre und Satyre durch die Mechanik, durch der Phyſik und durch die höhern mathematiſchen Rechnungen zu Hülfe kommen wollten: und wir befanden zu unſerm unausſprechlichen Vergnügen, daß ſich dieſe Wiſſenſchaften in der Sittenlehre und der Satyre unvergleichlich anwenden ließen, und daß wir dadurch in denſelben ein ſehr helleuchtendes Licht aufſtecken würden.

Ein Einfall gebieret den andern. Wir fielen demnach darauf, daß ſich dieſer Vorſatz nicht beſſer als in einer Akademie der mechaniſch-phyſikaliſch-mathematiſchen Moral und Satyre bewerkſtelligen ließe: und wir hatten das Herz, uns der Einrichtung dieſes groſſen Werks zu unterziehen. Wir erwählten einen Präſidenten, wir warben noch einige Mitglieder, wir verglichen uns wegen der Geſetze und der Zuſammenkünfte, und hiermit war dieſes wichtige Geſchäfte, zum Nutzen des menſchlichen Geſchlechts, zu Stande gebracht. Ich will es Ihnen nicht wehren, meine Herren, wenn Sie für ſich muthmaßen wollen, daß ich bey der ganzen Einrichtung das meiſte gethan habe. Es ſind noch einige kleine Schwierigkeiten dabey. Allein, ſie haben gar nichts zu ſagen. Z. E. wir haben uns vorgeſetzt jedem Mitgliede zweytauſend Thaler jährlichen Gehalt zu geben. Da nun die Akademie aus einem Präſidenten und zwölf Mitgliedern beſtehen ſoll: ſo wäre hierzu ohngefähr ein Fond von 6 Tonnen Goldes nöthig. Unterſchiedene Vorſchläge, die man zu deſſen Ausfündigmachung gethan hat, ſind zwar einmüthig verworfen worden. Allein, wir gedenken mit dieſer Kleinigkeit ſchon noch zu rechte zu kommen. Sodann ſind uns Freyheitsbriefe nöthig, und daß uns ein groſſer Herr einen beſtändigen Sitz an irgend einem Orte, und etwan zu unſern Zuſammenkünften ein öffentliches Gebäude anweiſe. Allein, dieſes ſoll uns noch weniger Schwierigkeiten machen. Denn geſetzt, daß Deutſchland und Europa hierinnen eine unverantwortliche Undankbarkeit beweiſen ſollte; ſo haben wir uns vorgeſetzt, zu dem groſſen Kaiſer von Abyſſinien zu gehen.

Die Akademie beſteht gegenwärtig aus einem Präſidenten und ſechs Mitgliedern. Da nun ſolchergeſtalt noch ſechs Plätze unbeſetzt ſind: ſo habe ich die Ehre, Ihnen, **hochgeehrteſte Herren**, im Namen der Akademie 4 Stellen davon anzutragen. Wir ſind verſichert, daß Sie die hierzu erforderlichen Fähigkeiten beſitzen: und wir wollen nicht hoffen, daß Sie wegen der Annehmung dieſer Ehre, wozu wir eine Menge Competenten finden könnten, einiges Bedenken tragen werden.

Am jüngſt verwichenen 3ten Julii hat die Akademie ihre erſte Zuſammenkunft gehalten. Nachdem unſer vortrefflicher Präſident die Akademie mit einer langen und ſehr ſchönen Rede von dem beſondern und bisher unerkannten Nutzen der Mechanik, Phyſik und Mathematik in der Sittenlehre und der Satyre gleichſam eingeweihet hatte: ſo wurden folgende Abhandlungen abgeleſen:

Das erſte Mitglied unterſuchte nach den Grundſätzen der Naturlehre, ob die anziehende Kraft eines Federhuts oder einer Pariſer Haube, wenn ſie ſich zuſammen in einem Fenſter befinden, ſtärker ſey.

Das zweyte Mitglied verlas eine richtige Ausrechnung nach der Algebra, worinnen er die Quentchen und Grane der Ehre und des Schämens auf das genaueſte beſtimmt hatte, die eine beliebte Frau nöthig hat, welche ihre Liebeshändel mit unterſchiednen Galans öffentlich treibt, und durch ihre Handlungen zu erkennen giebt, daß ſie ein geringes Geheimniß daraus mache.

Das dritte Mitglied bewies nach den Grundſätzen der phyſikaliſchen Moral, daß der adliche Hochmuth einer Perſon von ſchlechter Erziehung, eine groſſe moraliſche

Schwere habe, und daß es dannenhero der Natur der Sachen nach nicht anders möglich ſey, als daß ein adeliches Fräulein von dieſer Art, ſie ſey auch ſo arm wie ſie wolle, einer bürgerlichen Perſon keine Verbeugung machen, ſondern höchſtens nur mit dem Kopfe nicken könne.

Das vierte Mitglied zeigte nach der Differentialrechnung, oder dem Lehrgebäude von den unendlich kleinen Dingen, daß ein Liebhaber, der nur dann und wann ein Geſchenke, z. E. ein Stück zum Anzuge giebt, in den Augen der Geliebten unendlich kleiner ſey, als ein andrer, der mit ſeinen Koſten die ganze Haushaltung erhält.

Das fünfte Mitglied bewies nach der geometriſchen Lehrart durch vier wichtige Gründe, daß es eine Mutter, welche ſelbſt in ihrer Jugend einem verliebten Umgange mit Mannsperſonen ergeben geweſen iſt, ihrer Tochter unmöglich übel nehmen könne, wenn ſie ſich gleichfalls auf dieſe Art die Zeit verkürzet.

Das ſechſte Mitglied zeigte nach den Regeln der Mechanik auf eine gründliche Art, wie viel die Verſorgung eines Kammermägdchens, in dem Gemüthe des Kirchen-Patrons, die Gelehrſamkeit eines Candidaten überwiege. Hierauf wurde beſchloſſen, auf den achten des Weinmonats eine neue Zuſammenkunft zu halten. Man berathſchlagte zugleich über die Abhandlungen, die jedes Mitglied verleſen wollte, und es wurden folgende feſtgeſetzt.

Das erſte Mitglied wird ſich deutlich zu erweiſen bemühen, daß die geilen Funken, ſo aus den frechen Augen der Clelia herausſpringen, wenn ſie durch das Anſchauen einer Mannsperſon auf eine merkliche Weiſe berühret werden, mit der wirklichen Electricität einerley Urſachen haben.

Das zweyte Mitglied wird auf eine demonſtrativiſche Art beweiſen, daß die moraliſche Bewegung der Laſter nicht ſtatt haben könne, wenn man nicht das Leere annimmt. Er wird ſeinen Satz durch das Beyſpiel einer Mutter ſehr geſchickt erläutern, die ſich allein in eine leere Stube begiebt, damit ihre Tochter mit dem Liebhaber freyen Platz haben möge.

Das dritte Mitglied wird zeigen, daß die Ungerechtigkeit der Obrigkeit gegen die Unterthanen aus den phyſikaliſch-moraliſchen Geſetzen erkläret werden könne, weil die erſten eine wirkende, die andern aber nur eine widerſtehende Kraft haben.

Das vierte Mitglied wird folgende mathematiſch-moraliſche Aufgabe auflöſen, nämlich, wie ſich das Gewiſſen eines böſen Advocaten gegen ein fett Schwein verhalte, das ihm der Gegentheil zum Geſchenke anbietet.

Das fünfte Mitglied wird eine mechaniſch-moraliſche Erfindung bekannt machen, womit er die Neigungen der Weiber von artigen jungen Herren abzuwinden ſich getrauet.

Das ſechſte Mitglied wird zu erweiſen ſuchen, daß die Liebe der Mutter gegen den Sohn eine ſolche anziehende Kraft habe, daß derſelbe unmöglich in der Fremde einer Bedienung verſtehen könne, ſondern ſich zu Hauſe mit dem Titel begnügen müſſe.

Weil auch die Akademie Preiſe in goldnen Medaillen von hundert Louis d'or auszutheilen beſchloſſen hat, nur mit dem Vorbehalt, daß ſich die Gewinner eine kleine Zeit bis zu Ausmachung des obbeſagten Fonds zu warten gefallen laſſen; ſo wurden folgende zwey Aufgaben erwählet, worüber die Gelehrten aus allen Theilen der

Welt entweder teutſch, lateiniſch und franzöſiſch ihre Abhandlungen einſchicken können.

1) Ob das Laſter einer ſcheinheiligen oder einer frechen Buhldirne mehr moraliſche Schwere habe.

2) Ob man nicht aus der Radicalrechnung zeigen könne, wie ſich ein Poſſenreißer gegen einen vernünftigen Mann verhalte, wenn der letztere an dem Umgange des erſtern Vergnügen findet.

Vielleicht iſt dieſer kurze Entwurf vermögend, Ihnen, **hochgeehrteſte Herren**, von der Vortrefflichkeit unſerer neuen Akademie und von der Nutzbarkeit unſers Endzwecks eine kleine Ueberzeugung beyzubringen. Ich ſchmeichle mir, daß Sie dieſen heilſamen Abſichten beytreten werden, wenigſtens in ſo weit, daß Sie dieſelben bekannt machen. Ich bin mit einer wahrhaftigen Hochachtung

Hochgeehrteſte Herren
Dero

ergebenſter Diener.

VIII.

Aufrichtiger Glückwunſch
an das
ſämmtliche Frauenzimmer
wegen Erfindung der ſogenannten Commoden.

Ich will nimmermehr hoffen, daß einige meiner Leſer die Verwegenheit haben werden, über die Urſache meines Glückwunſches zu lachen. Ohngeachtet ich mir beynahe eine ſo eiſerne Stirne angeſchafft habe, daß ich ſonſten gar wenig darnach frage, was die naſeweiſe Welt vor Geberden zu meinen Handlungen macht; ſo kann ich doch ſolches voritzo unmöglich vertragen. Die Wichtigkeit der Sache und die hochachtungswürdigen Perſonen, an die ich meinen Glückwunſch richte, leiden nicht das geringſte Geſpötte. Damit ich nun gleich Anfangs die Luſt hierzu gänzlich niederſchlagen möge; ſo erkläre ich hiermit, daß alle diejenigen, ſo über meinen Glückwunſch die Naſen rümpfen werden, gar nicht zu leben wiſſen.

Nach einer ſolchen Erklärung kann unmöglich jemand das Herz haben, nur eine hämiſche Miene zu machen. Ich habe dieſes Kunſtſtück von ſehr guter Hand: und von der Wirkung deſſelben bin ich hinlänglich verſichert. Einige unſrer Herren Geiſtlichen ſind hierinnen meine Lehrmeiſter geweſen. Wenn ſie ihre gelehrten und andern Thorheiten vor dem Geſpötte der verruchten Weltkinder verwahren wollen: ſo erklären ſie alle diejenigen, die das Herz haben über eine lächerliche That zu lachen, zum Voraus vor Religionsſpötter, vor Atheiſten, vor Verächter des geiſtlichen Standes, und ich weis nicht vor was vor böſe Leute. Ob ich mir gleich nicht einfallen laſſe, den Grund hiervon zu unterſuchen: ſo glaube ich doch, daß ich zu meiner Erklärung eben ſo triftige Urſachen, wo nicht noch beſſere habe. Es gehöret in der That zu einer guten Lebensart, daß man dem Frauenzimmer über alle Vorfälle, die ihnen nur in etwas angenehm ſind, ſeinen gehorſamſten Glückwunſch abſtatte. Ich kenne einen jungen Edelmann, welcher ſeiner Schönen über die geſegnete Niederkunft ihres kleinen Hundes mit fünf Jungen einen wohlmeynenden und artigen Glückwunſch ablegte. Man wird mir vielleicht einwerfen, daß mein hochwohlgebohrner Herr nicht zu leben gewußt habe. Allein zu geſchweigen, daß dergleichen Gedanken von einer adelichen Perſon einem Majeſtätsverbrechen nicht unähnlich ſeyn würde; ſo kann ich noch meine Leſer verſichern, daß ihn ſeine gnädige Frau Mama in kein Buch ſehen laſſen, damit ihn nicht etwan die Anführung der pedantiſchen Gelehrten anſtecken möchte.

Der Vorfall, der meinen gehorſamſten Glückwunſch erreget, iſt auch ſo anſehnlich, daß er gar wohl verdienet, durch allgemeine Freudensbezeugungen verherrlichet zu werden. Wenigſtens halte ich ihn doch vor eben ſo wichtig, als die Schlacht, ſo die Franzoſen bey Dornick erfochten haben: und wenn ich eine Armee zu meinen Dienſten hätte; ſo ſchwöre ich, daß ich ein dreymaliges Freudenfeuer veranſtalten wollte. Dieſer Sieg koſtet den

Franzoſen viel Blut: und wenn ich die Stadt Dornick gegen den Nutzen rechne, den das Frauenzimmer von Erfindung der Commoden zu gewarten hat: ſo hat das ſchöne Geſchlecht mehr Urſache Freudensbezeugungen anzuſtellen, als der König in Frankreich und der Erzbiſchof zu Paris hierüber jemals anordnen können. Die Freude kann um ſo viel wahrhaftiger ſeyn, weil mir nicht wiſſend iſt, daß dieſer anſehnliche Vortheil dem gegenſeitigen Geſchlecht einen einzigen Blutstropfen gekoſtet habe. Man kann den Schneider ausnehmen, wenn ſich derſelbe etwan bey Nehung der erſten Commode mit der Nehnadel verwundet hätte. Es iſt aber dieſes in Anſehung der bekannten Geſchicklichkeit dieſes Handwerks, und des klugen Gebrauchs der Fingerhüte, gar nicht zu vermuthen. Ich bin auch ſehr verſichert, daß nicht ein einziges Frauenzimmer, wenn ſie meinen aufrichtigen Glückwunſch lieſet, eine oder zwey ihrer Anverwandtinnen, die ihr die Urſache meiner Freude gekoſtet hat, in Geheim beſeufzen werde.

Ich bin ein ſo wahrhaftiger Freund des menſchlichen Geſchlechts, daß ich zweifle, ob man nach den Regeln einer, mit Vorurtheilen nicht eingenommenen Vernunft über einen Sieg, er ſey ſo groß er wolle, Freude empfinden dürfe. Der Nutzen eines Siegs bleibt allemal der Ungewißheit unterworfen, wenigſtens in Anſehung der künftigen Zeiten. Der unſchätzbare Verluſt aber des hierbey vergoſſenen Menſchenbluts leidet niemals den geringſten Zweifel. Ich verſtehe hier, durch eine richtige Vernunft, nicht diejenige, welche ihr Urtheil nach den Vorfallen richtet, wie ſie in der Welt zu geſchehen pflegen, ſondern eine Vernunft, die ſich durch die Geſtalt der heutigen Welt nicht hat einnehmen laſſen, ſondern die Dinge beurtheilet, wie ſie geſchehen ſollten.

Alle Begebenheiten, worüber die Großen dieſer Welt Freudensbezeugungen anſtellen, und Glückwünſche annehmen, ſind ſehr ungewiß, ob ſie eine wahrhaftige Freude verdienen. Eine Ehe, wo die Vermählung Millionen n Freudenfeſten gekoſtet hat, kann unglücklich werden: nd ein neugebohrner Prinz, bey deſſen Geburt Tonnen Goldes freudig verſchwendet werden, kann einmal der Wüterich ſeiner Unterthanen werden, und den Untergang ner Länder verurſachen. Von dieſer Ungewißheit iſt ie Erfindung der Commoden ganz und gar frey. Ihr Nutzen fällt jedermann in die Sinne: und man kann icht den geringſten Schaden abſehen, der in der Folge heraus erwachſen könnte. Ich bin demnach ſehr verſichert, daß dieſe vortreffliche Erfindung nicht allein meinen gehorſamſten Glückwunſch, ſondern auch ein allgemeines Frohlocken verdiene.

Meine männlichen Leſer mögen es mir nicht übel nehmen, daß ich mich nunmehr von ihnen beurlaube, und den übrigen Theil meines Aufſatzes, damit ich zeige, daß ich zu leben weis, an die liebreichen Kinder ſelbſt richte, die eine ſo glückliche Erfindung in unſern Tagen erlebt haben.

Erlauben Sie, unvergleichliche Schönen, daß ich einmal ein öffentliches Kennzeichen der wahrhaftigen Hochachtung ablege, die ich lebenslang vor Dero liebenswürdigen Eigenſchaften geheget habe. Die glückliche Begebenheit, die ihnen itzo aufſtößt, läßt es unmöglich zu, daß ich die ungemeine Freude länger in meiner Bruſt verſchließe, die ich allemal empfinde, wenn Dero hohe Vollkommenheiten noch einen Zuſatz erlangen. Wahrhaftig nichts hätte Dero wahren Wohlſtand höher treiben können, als die Erfindung der liebenswürdigen Commoden. Ehe ich aber meinen wohlausgeſonnenen Glückwunſch nach der in der artigen Welt hergebrachten Form gehorſamſt abſtatte, ſo will ich mir die Freyheit nehmen, die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit dieſer Erfindung deutlich zu beweiſen. Es geſchiehet dieſes nicht in der Abſicht, als wenn ich Ihnen, witzige Schönen, nicht zutrauete, daß Sie den Nutzen hiervon ſelbſt einſehen könnten. Dieſe ſtrafbaren Gedanken werden mir niemals einfallen. Ich will nur dem männlichen Geſchlechte den Vortheil zu erkennen geben, den ſo wohl ſie ſelbſt, als die liebenswürdigen Kinder, die ſie verehren, hiervon zu gewarten haben. Vielleicht wird ſich auch die Nachwelt aus meiner Schrift von der Glückſeligkeit unſrer Tage einen Begriff machen können.

Die großen Reifenröcke, verehrungswürdige Schönen, ſind die allgemeine Klage des männlichen Geſchlechts geweſen. Was vor Seufzer, was vor Verdruß, was vor bittre Spöttereyen hat nicht dieſe feindſelige Mode in den Herzen aller redlich geſinnten Männer erreget. Allein dieſer grauſame Feind iſt ſo hartnäckigt geweſen, anderthalb Jahrhunderte hindurch dieſes alles vor nichts zu achten, und den tapferſten Anfällen der Mannsperſonen nicht einen Schritt zu weichen. Vielmehr hat er ſich immer mehr und mehr ausgebreitet. Wir finden ſchon in dem Don Quichotte, daß der Verfaſſer deſſelben dieſer ver-

verhaßten Mode durch ſeine Spöttereyen den förmlichen Krieg ankündiget. Dieſes iſt weit länger als vor hundert Jahren geſchehen. Viele tauſend Mannsperſonen haben ſeit der Zeit an dieſem Kriege, entweder heimlich oder öffentlich Theil genommen. Alle ihre Kräfte aber ſind zu wenig geweſen, wider dieſen aufgeblaſenen Feind etwas auszurichten. Nur unſre Tage ſind ſo glücklich, daß er einiger maaßen zum Weichen genöthigt wird. Die Freude, die ich hierüber empfinde, iſt ſo groß, daß mein Herz nicht Raum genug hat, dieſelbe völlig bey ſich zu behalten. Ich kann mich alſo unmöglich bezwingen: ich muß im Namen des ganzen männlichen Geſchlechts, ehe ich weiter ein Wort ſage, jedoch nur in Gedanken, ausrufen: Sie ſind gefallen, ſie ſind gefallen, ſie haben einen großen Stoß erlitten, die verhaßten Bügelröcke.

Unſre Feindſchaft, artige Kinder, iſt nicht ungegründet geweſen, und die Staatsmaximen haben unſre Verfahren gut geheißen. Welcher erfahrner Herr wird es gern ſehen, daß ſich der Nachbar, den er gern in ſeiner Gewalt haben will, befeſtige. Es iſt ſehr bekannt, daß faſt ein jeder von uns Mannsperſonen unter dem ſchönen Geſchlechte einen liebenswürdigen Feind habe, deſſen er ſich zu bemächtigen ſuchet. Wie haben wir demnach mit gelaſſenen Augen eine Mode anſehen können, die einem Wall um den zur Seiten ſitzenden ſchönen Nachbar nicht unähnlich geweſen iſt, und die unſre Annäherung ſo ſehr verhindert hat.

Ich kann nicht anders glauben, als daß die erſte Urheberinn dieſer verdammten Mode eine abgeſagte Feindinn des ganzen männlichen Geſchlechts ſey. Ihr Werk hat die Bosheit ihres Herzens verrathen. Es iſt offenbar, daß ſie allen Umgang der Mannsperſonen mit dem ſchönen Geſchlechte zu verhindern willens geweſen iſt. Denn man hat, ohne die allergrößte Unbequemlichkeit auszuſtehen, und ohne einen unheilbaren Schaden an ſeinen Füßen zu befürchten, das Vergnügen nicht haben können ſeine Schöne zu führen. Dem Himmel ſey Dank, daß ihr boshaftiger Endzweck ſeine abgezielte Wirkung niemals erreicht hat. Die Mannsperſonen haben alle Unbequemlichkeit und Schmerzen mit großmüthiger Gelaſſenheit ertragen. Ich entſinne mich nicht, daß der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte, der das Glück unſrer Tage macht, nur den geringſten Abbruch erlitten hätte. Wir haben vielmehr unſre Bemühung verdoppelt. Es iſt dieſes Verfahren ſehr natürlich, die größten Schwierigkeiten feuren eine edle Seele zu hohen Unternehmungen nur deſtomehr an.

So vielen Vortheil die Mannsperſonen von dem Falle der großen Biegelröcke zu gewarten haben: ſo viel Nutzen wird ihnen, unvergleichliche Schönen, aus dieſer neuen Erfindung ſelbſt zuwachſen. Sie können verſichert ſeyn, daß eine jede unter Ihnen einen Mann, nach der Beſchaffenheit ihres Standes bekommen werde, ob ſie gleich tauſend Thaler weniger hat, als ſich ihr Gemahl ehedem zu erheyrathen vorgeſetzet hatte. Wir Mannsperſonen, ohngeachtet wir tauſend Thaler weniger mit kriegen, werden dennoch keinen Verluſt leiden. Wir werden noch Vortheil davon haben. Bey der vollen Mode der großen Reifenröcke mußten wir wenigſtens jährlich die Intereſſen von zweytauſend Thalern auf Kleidung mehr rechnen, als itzo. Unſre Liebſten genieſſen öfters die Ehre, davon wir aber auch unſern guten Theil einerndten, daß ſie die Herren Officiers und andre artige Herren, die zu leben wiſſen, führen. Wenn nun dieſe, wie man bey galanten Leuten allemal vorausſetzen muß, ihre Stiefeln in überflüſſigen gutem Stande halten: ſo kann man gewiß die Rechnung machen, daß das Kleid unſerer Eheweiber an jenem Ueberfluß allemal Theil nehmen werde. Dieſer Unkoſten werden wir künftig überhoben ſeyn können; weil es Mode iſt, daß man ſich beym Spatzierengehen der Commoden bedienet.

Ich habe eine geheime Muthmaſſung, daß die Erfindung der Commoden von einem Manne herrühret. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ein witziger Kopf, der die Unkoſten der jährlichen neuen Kleidung nicht mehr tragen können, weil ſeine Frau Gemahlinn von denen Herren Officiers öfters ſpatziren geführet worden, auf den Einfall gerathen ſey, ſich dieſer Ungelegenheit durch eine andre Tracht zu entſchütten. Ich will aber meine Meynung niemand aufdringen.

Eine Mannsperſon, die mit Heyrathsgedanken umgeht, kann nunmehr auch ganz gerne ein paar hundert Thaler Mitgift nicht anſehen, weil ſie verſichert iſt, daß die Frau nicht halb ſo viel Aufwand an Bügelröcken machen werde, als ehemals. Es iſt Mode, daß ſich das Frauenzimmer auf Reiſen der neuen Commoden bedienet. Wir wiſſen aber, wie viel Schaden die Reiſeröcke litten, wenn ein Frauenzimmer den Wagen nicht allein einnehmen ſollte. In Erwägung dieſer handgreiflichen Vortheile, die uns dieſe neue Erfindung verſchafft, ermahne ich alle und jede Mannsperſonen ſehr ernſtlich, ein paar tauſend Thaler in der Mitgift nicht in Betracht zu ziehen. Es würde ein Kennzeichen eines ſtrafbaren Geizes ſeyn, wenn ſie ferner ihre Wahl nach eigennützigen Abſichten einrichten wollten, da das Frauenzimmer von feiner Billigkeit und guten Wirthſchaft auf einmal ſo überzeugende Proben gegeben hat.

Die Bequemlichkeit der Commoden muß Ihnen noch, meine Schönen, den Vortheil deutlich zu erkennen geben, den Ihnen dieſe neue Erfindung zuwege bringt. Die Unbequemlichkeit der großen Biegelröcke iſt Ihnen ſelbſt am beſten bekannt. Ich habe viele unter ihnen über eine ſo beſchwerliche Mode ſeufzen hören. Die Vernünftigen haben ſich beklagt, daß ſie ſich von dem allgemeinen Strome hinreißen laſſen mußten. Weil ich mir ſo deutliche Worte nicht umſonſt ſagen laſſe; ſo habe ich ſchon längſt gemuthmaßet, daß dieſe beſchwerliche Mode am längſten geherrſchet haben würde, der Betracht der Eigenliebe, die alle Menſchen beſitzen, beſtärkte mich in meiner Vermuthung. Nach derſelben lieben wir unſre Bequemlichkeit. Da nun mit dem Vorzuge der Schönheit die Eigenliebe allemal im höchſten Grade verknüpft iſt; ſo war es ſehr leicht, den Schluß zu machen, daß endlich die Bequemlichkeit eine ſo üble Mode verdringen würde.

Meine Muthmaßung wurde durch die Cometen, die uns vor einigen Jahren erſchrecket haben, immer feſter gegründet. Wir ſahen in unſerer Gegend den größten von dieſen fürchterlichen Propheten zum erſtenmale in dem Zeichen der Jungfer. Ich und die beſten Staats- und

Prophezeihungsverſtändigen ſchließen dannenhero ſehr vernünftig, daß der Republik des Frauenzimmers eine große Veränderung bevorſtünde. Mich dünkt, daß es gewiß genug eingetroffen iſt. Wir hatten keine größre, aber auch keine glücklichere erleben können. Aus dieſem Beyſpiele habe ich die gute Hoffnung geſchöpft, daß die böſen Cometen ſich vielleicht einmal zu bekehren anfangen wollten. Sie können verſichert ſeyn, daß man ſie ſehr gerne ſehen wird, wenn ſie eitel ſolche angenehme Veränderungen vorher verkündigen werden.

Der Fall der großen Wiegelröcke war auch aus ihrer ungeheuren Größe ſicher zu ſchließen. Alle Dinge ſind ihrem Sturz am nächſten, wenn ſie am höchſten geſtiegen ſind. Die Erfahrung beweiſet dieſen Schluß: und ganze Monarchien haben denſelben mit ihren unglücklichen Beyſpielen beſtätigt. Die entſetzliche Weite dieſer Röcke war faſt nicht höher zu treiben. Es iſt bekannt, daß man dieſelben 10 Ellen weit getragen hat: und ich habe geheime Nachricht, daß eine verwegene Schöne willens geweſen, den ihrigen noch mit drittehalb Ellen zu erweitern. Ich zweifle aber, daß es hätte bewerkſtelliget werden können. Wenigſtens hätte man ihren Beſuch auf den Sälen annehmen müſſen, weil die Zimmer nicht groß genug geweſen wären, ſie einzunehmen.

Ich wünſche nichts eifriger, als die glückliche Erfinderinn der nie zu erhebenden Commoden zu wiſſen. Man kann ſich im voraus von ihrem Witz und von ihrem guten Verſtande den beſten Begriff machen. Beſonders aber leget ſich durch dieſe vortreffliche Erfindung eine ſehr billige Gemüthsneigung gegen das männliche Geſchlecht zu Tage. So viel lobenswürdige Eigenſchaften verdienen, daß ihr Name auf die ſpäteſte Nachwelt gebracht werde.

Wenn ich ſo glücklich bin, denſelben zu erforſchen; ſo bin ich willens, alle meine wenigen Kräfte zu ihrer Verewigung anzuwenden. Ich habe den Vorſatz gefaßt, ihr ein Ehrengedächtniß durch eine metallene Bildſaule ſetzen zu laſſen. Die Erfinderinn ſoll die Wahl haben, ob ſie ſich zu Pferde oder zu Fuß der Nachwelt zur Bewunderung darſtellen will. Weil es aber nöthig ſeyn würde, unſern Nachkommen ein Muſter ihrer lobenswürdigen Erfindung in ihrer eignen Kleidung zu hinterlaſſen; ſo wollte ich lieber ſehen, wenn ſie ſich gefallen ließe, zu Fuß vorgeſtellet zu werden. Dieſe artige Tracht würde ſodann beſſer in die Augen fallen. Ich werde zugleich unter ihren Füßen eine ſinnreiche Schrift eingraben laſſen, die der Nachwelt von der Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit ihrer Erfindung hinlängliche Nachricht geben ſoll.

Die hierzu erforderlichen Koſten würde ich herzlich gerne aus meinem Beutel beſtreiten, wenn er nur hierzu wichtig genug wäre. Allein, dieſer Mangel ſoll den löblichen Eifer, den ich habe, die Verdienſte zu belohnen, und edle Gemüther zu einer lobenswürdigen Nachahmung aufzumuntern, keine Hinderniß im Weg legen. Man wird ſo gut ſeyn, und meinem fähigen Kopfe zutrauen, daß er Mittel weis, dieſen Vorſatz zu bewerkſtelligen. Ich müßte nicht halb ſo witzig ſeyn, als man mich anſiehet, wenn ich nicht auf eine Lotterie fiele. Dieſes nützliche Mittel hat wohl andern Leuten, als ich bin, aus aller Noth geholfen. Ich werde demnach eine Lotterie vor das Frauenzimmer anrichten. Geldne und ſilberne Uhren, koſtbare Ringe, ſilberne und andre Schnupftobacksdoſen, verſchiedne andre artige Kleinigkeiten von Silber, allerhand Stoffe und Brocade, Commoden, Palatins, Laze, Hauben, Spitzen, Bänder und andre dergleichen Waaren, ſollen die Gewinnſte ausmachen. Nieten ſoll meine Lotterie nicht in ſich halten. Ich erkläre aber zum voraus, daß ich keinen einzigen großen Fiſchbeinrock unter die Gewinnſte bringen werde: und ehe ich mich hierzu verſtehen wollte: ſo bin ich willens, lieber mein ganzes heilſames Verhaben ins Stecken gerathen zu laſſen.

Es würde unbillig ſeyn, wenn ich dem Frauenzimmer die Koſten zu einer Belohnung aufbürden wollte, die man ihren Verdienſten ſchuldig iſt. Ich bin nicht von der Art dererjenigen Leute, die unſre Dienſte allemal aus unſerm eignen Beutel zu vergelten ſuchen. Nein, die Mannsperſonen, denen ich zutraue, daß ſie den Vortheil zu Herzen nehmen werden, den ſie aus dieſer vortrefflichen Erfindung genießen, ſollen in meine Lotterie einlegen, und hernach ihre Schönen mit den Gewinnſten beſchenken. Damit ich aber meinem Geſchlechte alle Gelegenheit zu einer ſchändlichen Undankbarkeit entziehe; ſo bitte ich ein jedes Frauenzimmer ins beſondre, ihren Liebhaber in Gedanken vor einen kargen Filz zu erklären, und ihm nichts als verächtliche Blicke zu geben, wenn ihr derſelbe bey dem dritten Beſuch, nachdem die Plans aller Orten zu haben ſind, nicht wenigſtens zwey Looſe überreichet.

Unterſtehe dich nicht, voreiliger Voltaire, ferner in deinen Schriften zu behaupten, daß die nützlichſten Erfindungen vor das männliche Geſchlecht nur in den barbariſchen und unwiſſenden Zeiten geſchehen wären; und daß zu unſern witzigen Zeiten dergleichen Entdeckungen nicht gemacht würden. Du ſollſt einmal dieſe Statua mit äußerſter Beſchämung anſehen. Sie ſoll dich eines beſſern überführen: und wenn du noch einiger maaßen die Wahrheit liebeſt; ſo bin ich verſichert, daß du an ihrem Fußgeſtell öffentlich wiederrufen wirſt.

Nachdem ich nunmehr meiner Dankbegierde durch ein ewiges Denkmaal ein Genüge geleiſtet, und die darzu erforderlichen Koſten ſchon ſo gut als aufgebracht habe; ſo kann ich mich mit deſto größrer Gemüthsruhe wieder zu Ihnen, meine liebenswürdigen Schönen, wenden. Sie können leicht erachten, daß ich nach ſo vieler Bemühung nicht gerne ſehen würde, wenn die nützliche Mode der vortrefflichen Commoden von keiner langen Dauer oder nicht allgemein wäre. Ich ſchwöre, daß ich die Abſchaffung dieſer glücklichen Mode mit gelaſſenen Augen nicht anſehen könnte. Weil aber meine Kräfte nicht hinreichen, es zu verhindern; ſo ſollte mir doch wenigſtens niemand verwehren, dieſen unſchätzbaren Verluſt ſchmerzlich zu betrauren. Es würde noch ein Zeichen meiner großmüthigen Gelaſſenheit ſeyn, wenn ich nur einen ſchwarzen Flor Lebenslang auf meinem bloßen Arme trüge.

Ich will nimmermehr hoffen, meine Schönen, daß Sie es ſo weit kommen laſſen werden. Die Gerechtigkeits- und Billigkeitsliebe eines ſo liebreichen Geſchlechts muß ein beſſeres Vertrauen in mir erregen. Die Commoden haben wenigſtens eben ſo viel Recht, als die groſſen Biegelröcke. Da ſich nun dieſe anderthalb Jahrhunderte erhalten haben; ſo können Sie dieſe neue Mode, ohne ſich an ihr groblich zu verſündigen, gleichfalls nicht eher abſchaffen. Alle Welt würde Ihnen auch vorwerfen, daß der Geiſt der Veränderung und der Neuigkeit weit ſtärker in ihnen wohne, als in allen ihren Vorfahren.

Nein, meine **liebreichen Kinder**, laſſen Sie ſich dieſes nicht nachſagen. Verletzen Sie nicht ſo offenbar die Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit. Rüſten Sie vielmehr die vortrefflichen Commoden mit hinlänglicher Stärke aus, daß ſie vermögend ſind, binnen kurzen die verhaßten groſſen Reifröcke aus Europa, oder wenigſtens aus ganz Teutſchland zu verjagen. Wenn Euch nicht alles treugt; ſo hoffe ich dieſe Freude nächſtens zu erleben. Es ſind ſchon ſechs Monate, daß ich die Kutſchen der Reiſenden, werinnen ſich Frauenzimmer befindet, mit groſſen Fiſchbeinröcken nicht mehr bedeckt wahrnehme.

Bilden Sie ſich nicht ein, meine **verſtändigen Schönen!** Daß ſich die Commoden zum vollen Staate nicht ſchicken. Dieſes iſt ein Vorurtheil, welches die liſtigen Biegelröcke ihren zarten Gemüthern einzuprägen gewußt haben. So bald als die rechtſchaffenen Commoden dieſen ſchädlichen Feind aus unſern Gränzen verjagt haben; ſo wird auch dieſes Vorurtheil aus ihren Seelen verſchwinden: und die ſiegreichen Ueberwinder werden eine Zierde der größten Gallatage ſeyn. Die Vernunft kann außer der eingeführten Mode keinen Unterſchied einſehen, warum die einen mehr als die andern zum völligen Anputz gehörten. Ich habe auch die Ehre, Ihnen vor mich und im Namen des ganzen männlichen Geſchlechts zu verſichern, daß die Commoden den großen Anputz weit beſſer zieren, als die allergrößten Fiſchbeinröcke. Mich deucht, daß wir allerdings mit unſerm Urtheil gehöret werden müſſen; weil doch alle Zierathen des weiblichen Geſchlechtes dem unſrigen zu Gefallen gebraucht werden. Wollten Sie aber allein mich verwerfen, unter dem Vorwande, daß ich den Staat nicht verſtünde; ſo würde ich dieſes gewaltig übel nehmen. Ich habe mir ohne Ruhm zu melden, in dem Putz des Frauenzimmers von Jugend an eine große Kenntniß erworben: und was das vornehmſte iſt, meiner Großmutter Bruders Frau iſt eine der berühmteſten Modecommiſſarinn in Paris geweſen. Faſſen Sie demnach nur ein Herz, unvergleichliches Geſchlechte! Zeigen Sie ſich in den Commoden mit Ihrem größten Putz. Ich ſchwöre, daß ſich außer der weiblichen Republik keine Maus darwider regen wird.

Sie haben, **meine Schönen,** in verwichner Leipziger Meſſe ſchon Vorgängerinnen in dieſer Herzhaftigkeit gehabt. Es war Dienſtags in der Zahlwoche um 11 Uhr, als ſich in Auerbachs Hofe zwey Damen in völligen Staat mit Commoden ſehen ließen. Eine tiefe Hochachtung nahm mich alſobald vor dieſe Schönen ein: und wenn es eine gewiſſe Blödigkeit zugelaſſen hätte, die mir immer noch von den pedantiſchen Büchern her anhängt, ſo würde ich Ihnen im Angeſicht aller Menſchen, die

Rede

Röcke geküſſet haben. Wahrhaftig! dieſe That hat mir eben ſo edel und ruhmwürdig geſchienen, als der Muth eines Generals, wenn er den Entſatz einer belagerten Stadt im Angeſicht einer feindlichen Armee verſuchet.

Ich zweifle nicht, daß meine triftigen Vorſtellungen den gewünſchten Nutzen haben werden. Die gänzliche Ausrottung der Fiſchbeinröcke, **unvergleichliche Schönen**, die ich nunmehr gewiß voraus ſehe, wird der gröſte Sieg ſeyn, den Sie jemals befochten haben. Gleichwie ich nun an allen glücklichen Begebenheiten, die Ihnen vorfallen, nach meiner wahrhaftigen Hochachtung vor Dero vollkommene Eigenſchaften freudigen Antheil nehme: ſo werde ich mich ſchon im voraus auf einen gehorſamſten Glückwunſch gefaßt halten.

Die Gewißheit, daß ich nächſtens abermals Gelegenheit haben werde, Ihnen ein Kennzeichen meiner guten Lebensart abzulegen, macht mich um ſo viel belebter, daß ich den gegenwärtigen Glückwunſch, den ich ſo lange auf dem Herzen gehabt habe, mit einer groſſern Wohlanſtändigkeit von mir geben kann. Es thut mir ſehr leid, **liebenswürdige Schönen**, daß Sie die artige Stellung nicht ſelbſt anſehen können, die ich itzo den Augenblick vor meinem Schreibepult annehme. Ich weis, Sie werden ſie dem würdigen Gegenſtande meines Glückwunſches gemäß halten. Bilden Sie ſich unterdeſſen ein, wenn Sie dieſes leſen, als wenn ich mit der galanteſten Stellung vor Ihnen ſtünde, und mit den geſchickteſten Beugungen folgendes ſagte:

Ich nehme mir in Unterthänigkeit die Freyheit, **verehrungswürdige Schönen**, Ihnen das lebhaftigſte Vergnügen auszudrücken, das ich über die glückliche Erfindung der vortrefflichen Commoden empfinde. Der gehorſamſte Glückwunſch, den ich Ihnen hiermit ablege, iſt ein ſchwaches Kennzeichen hiervon. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß dieſe herrliche Erfindung allen den groſſen Nutzen haben werde, den man hierbey voraus ſiehet. Ich will alſo nur unterthänigſt wünſchen, daß der Himmel die Vorzüge eines ſo vollkommenen Geſchlechts durch viele dergleichen glückliche Begebenheiten in den größten Glanz ſetzen wolle.

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

I.

Nachricht und Probe

von einer

beſondern Zeitung vor das Frauenzimmer.

Die Zeitungen haben ihren groſſen Nutzen in der Welt. Gott hat gewollt, daß eine unzählbare Menge vernünftiger Creaturen zu gleicher Zeit unſern Erdkörper bewohnen ſollen. Dieſe würden ihr Leben mit weniger Bequemlichkeit hinbringen: und ihre Menge würde ihnen unter ſich ſelbſt zur Laſt fallen, wenn nicht dieſes allerweiſeſte Weſen einem jeden unter ihnen einen Trieb zur Geſelligkeit eingepflanzet hätte. Aus dieſem Triebe ſtammet die Begierde ab, daß wir die Thaten und Handlungen unſrer vernünftigen Nebengeſchöpfe zu wiſſen verlangen. Dieſer Begierde wird durch die Zeitungen ein Genüge geleiſtet. Es iſt eine Art des Umganges, den wir mit den Creaturen unſrer Art haben. Sie mögen noch ſo weit von uns entfernt ſeyn: ſo erzählen ſie uns gleichſam die glücklichen und unglücklichen Begebenheiten, ſo ihnen zuſtoßen: und wir nehmen daran entweder traurigen oder freudigen Antheil, nach der Maaße, wie unſre Leidenſchaften gegen ſie beſchaffen ſind.

Dieſe Neubegierde, die wir die Neugierigkeit nennen, iſt allen Menſchen eigen. Es iſt nicht zu läugnen, daß es Leute giebt, die nicht den geringſten Gefallen an Leſung der Zeitungen finden. Allein, deswegen ſind ſie von der Neubegierde nicht frey. Es wird ihnen allezeit angenehm ſeyn, wenn ſie hören, was ſich in ihrer Nachbarſchaft zugetragen hat, oder wenn man ihnen ſonſt einen ſonderbaren Zufall erzählet. Wenn ſie ſich hieran begnügen, und die ordentlichen Zeitungen nicht lieben; ſo iſt es ein Kennzeichen, daß ſie kleine Seelen beſitzen, die ſich der Ehre des Umgangs vor unwürdig halten, die ihnen fremde Nationen, wovon ſie nicht die geringſte Kenntniß haben, erweiſen wollen.

Man kann die Neubegierde eben nicht tadeln, wenn ſie bloß aus dem Triebe der Geſelligkeit entſpringt, und wenn ſie keine andre Abſicht hat, als unſrer Seele eine Viertelſtunde Stoff zum Denken zu verſchaffen. Sie zeiget nur eine ſchwache Seele an, die keine Fähigkeit hat, ſich auf eine nützlichere Art vernünftig zu unterhalten. Die Neugierigkeit wird aber ſcheltenswürdig, wenn ſie aus boshaftigen Quellen abfließet: und wenn ſie den Neid, die Tadelſucht und eine Begierde zur Verläumdung zum Grunde hat. Ich weis viele Häuſer, worinnen beſondre alte Weiber als Zeitungsträgerinnen gehalten werden, damit ſich hernach der Neid und die Tadelſucht über die Fehler und Unglücksfälle andrer Menſchen beluſtigen, und die Schmähſucht und Verläumdung dieſelben ſodann aller Orten ausbreiten und vermehren könne. Es gilt dieſen Leuten gleich viel, ob ihnen Wahrheiten oder Lügen zugetragen werden. Genug, daß ſie Stoff vor ihre Bosheit empfangen. Es darf kein Bedienter, oder kein

Bothe von andern Leuten in dergleichen Häuſer kommen, daß man nicht frohlocket, Gelegenheit zu haben, von dem Thun und Laſſen ihrer Herrſchaft oder Leute, ſo ſie abſenden, etwas auszuforſchen. Dieſe armſelige Creaturen haben hernach das Vergnügen, daß ſie etwas wiſſen, wovon ſie ſowohl unter ſich ſelbſt, als aller Orten, wo ſie hinkommen, ein paar Tage reden können.

Dieſen Nutzen, den ein groſſer Theil Menſchen von ihrer boshaftigen Neugierigkeit haben, genieſſen eine andre Menge aus den ordentlichen Zeitungen. Sie leſen dieſelben nur, damit ſie in Geſellſchaften Stoff zum reden haben mögen. Wenn wir keine Zeitungen in der Welt hätten, ſo würden viele anſehnliche Männer, die itzo vor groſſe Redner gehalten werden, kaum drey Worte von dem Wetter reden können, wenn ſie nicht gar vor ſtumm gehalten werden wollten. Unter dreyßig Geſellſchaften iſt kaum eine einzige zu finden, wo ſich nicht die Unterredung aus den Zeitungen anfängt. Was werden die Alliirten in den Niederlanden machen? Werden die Oeſterreicher wieder in Schleſien eindringen? Wird der Herzog von Lothringen noch Kaiſer werden? So lauten ohngefehr die erſten Fragen, die man an einander abgeben läßt. Hierauf hat man ein weites Feld zur Unterredung vor ſich: und binnen einer Stunde wird ein wichtiges Unternehmen in den Niederlanden ausgeführet; die Bewegungen der Armeen in Böhmen, in Italien und am Rhein feſtgeſetzt, und dem Herzoge von Lothringen bey der Kaiſerwahl unendliche Schwierigkeiten gemacht, aber auch glücklich wieder aus dem Wege geräumet.

Weil die Zeitungen ſo großen Nutzen haben; ſo iſt man darauf bedacht geweſen, der Welt dergleichen aus verſchiednen Ständen und Wiſſenſchaften mitzutheilen. Man liefert uns von vielen Orten gelehrte Zeitungen: und die verſchiednen Monatſchriften von theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen, philoſophiſchen und ökonomiſchen Schriften und Sachen ſind ſo viel Zeitungen, die uns von dieſen Wiſſenſchaften und Ständen Nachricht geben.

Bey der Menge ſo vieler Zeitungen iſt es zu verwundern, daß wir noch keine beſondre Zeitung vor das Frauenzimmer haben. Das ſchöne Geſchlecht beſitzet den Trieb zur Geſelligkeit weit ſtärker als die Mannsperſonen. Es iſt den meiſten von ihnen unerträglich, wenn ſie ihre Zeit in der Einſamkeit zubringen ſollen. Es fallen auch ſo viel wichtige Dinge bey ihnen vor, daß dieſe liebreiche menſchliche Geſellſchaft gar wohl verdienet, durch eine beſondre Zeitung von ihren Angelegenheiten unterhalten zu werden. Wie viel Veränderungen der Moden geſchehen nicht täglich unter ihnen? Es iſt nöthig, daß ſie von dieſen großen Begebenheiten, worinnen die meiſte Beſchäfftigung ihres Lebens beſtehet, Nachricht haben. Wir ſehen eine Menge Frauenzimmer lediglich dieſer Urſachen wegen mit großen Unkoſten auf die Leipziger Meſſe reiſen. Dieſe Ungemächlichkeit und dieſen Aufwand würden ſie entbehren können, wenn man längſt auf eine dergleichen Zeitung bedacht geweſen wäre.

Wir Mannsperſonen pflegen es dem Frauenzimmer ſehr vor übel zu halten, daß ſie von Dingen, die in ihrer Stadt und Nachbarſchaft geſchehen, in ihren Geſellſchaften zu reden pflegen. Ich weis aber nicht, wo wir mit unſerm unüberlegten Urtheil hindenken. Was ich oben von einer boshaftigen Neubegierde geſagt habe, verſtehe ich nur von den Mannsperſonen. Ich werde das Frauenzimmer wegen ihrer Neubegierde niemals tadeln; ſie mag entſpringen, woher ſie will. Wenn man billig verfährt; ſo kann man ſich auch niemals ſo weit vergehen. Wollen wir denn verlangen, daß der gröſte Theil des ſchönen Geſchlechts gar ſtumm werden ſoll? Ich glaube nicht, daß uns damit etwas gedienet wäre. Eine groſſe Menge aber würde ſich in der That dahin gebracht ſehen, daß ſie in Geſellſchaften kein Wort reden könnten; wenn ihnen nicht erlaubet wäre, zu erzählen, was ſie durch ihre beſondre Aufmerkſamkeit von den Handlungen der Verliebten, von dem Zwiſt der Eheleute und von Führung der Haushaltung ihrer Nachbarn und Bekannten ausgekundſchaftet haben. Es iſt wahr, daß wir Männer durch die Unterredungen und Urtheile unſrer Weiber und Töchter öfters mit vielen Leuten in Uneinigkeit und Verdrußlichkeit geſetzet werden. Wir ſind aber gar nicht zu beklagen. Warum geben wir ihnen nicht andern Stoff zu ihren Geſprächen an die Hand? Dieſes kann nicht füglicher, als durch eine Zeitung von dergleichen Dingen geſchehen. Wenn die Schönen eine Liebesbegebenheit leſen, die zu Paris oder Genua geſchehen iſt; wenn ſie von einer neuen Mode Nachricht finden; ſo werden ſie in ihren Geſellſchaften reichliche Materie zur Unterredung haben, ohne daß wir die geringſte Ungelegenheit daraus befürchten dürfen.

Ungeachtet ich in dem vorhergehenden erſten Bande zur Ehre und Wohlfahrt des gegenſeitigen Geſchlechts den heilſamen Vorſchlag gethan habe, einen weiblichen

Schöppenſtuhl aufzurichten, welcher den Schönen nach Befinden frey geben ſollte, von dergleichen Dingen ſich zu unterhalten; ſo habe ich doch eingeſehen, daß viele unter ihnen durch die Urthelskoſten ganz und gar verarmen, oder den Verdruß ausſtehen mußten, in allen Geſellſchaften den Stummen ähnlich zu werden. Ich halte es demnach, vermöge meiner beſondern Hochachtung und Sorgfalt vor dieſelben, vor höchſt billig und nöthig, daß ich ihnen andre Materien zu ihren Unterredungen verſchaffe. Ich bin nach meiner fähigen Erfindungskraft auf eine Zeitung gefallen, die ihnen von Moden und Liebesneuigkeiten Nachricht ertheilen ſoll. Eine meiner guten Freundinnen, die ich darzu beredet habe, wird dieſes Geſchäffte über ſich nehmen. Sie hat ſich auf ihren Reiſen nach Italien, England und Frankreich die Bekanntſchaft von vielen Frauenzimmern erworben, die der Moden und Liebesbegebenheiten ſehr kundig ſind. Mit dieſen wird ſie einen ſichern und geſchwinden Briefwechſel unterhalten. Sie wird alſo im Stande ſeyn, alle Neuigkeiten, die ſich in ihren Ländern und in Teutſchland ereignen, ihren Leſerinnen noch ganz warm mitzutheilen, wenn ich ſo reden darf. Weil aber dieſes Geſchäffte viele Koſten erfordern wird: ſo muß ſie vorher von einem hinlänglichen Abgang ihrer Zeitung verſichert ſeyn. Die Schönen werden ſich vermuthlich nächſtens zur Erwählung der Beyſitzerinnen vor ihrem Schöppenſtuhl verſammlen müſſen. Sie können alſo bey dieſer Gelegenheit den Vorſchuß zu 500 Stück, jedes Stück jährlich zu einem Ducaten, auf ein Jahr ausbringen. Die Verfaſſerinn verſpricht wochentlich zwey Stück herauszugeben.

Es iſt mit großem Vorbedacht geſchehen, daß ich mich weder dieſes Werks ſelbſt unterzogen, noch ſolches einer andern Mannsperſon aufgetragen habe. Die Neigungen des weiblichen Geſchlechts ſind von den unſrigen ſehr unterſchieden. Eine Mannsperſon würde ihnen Neuigkeiten mittheilen, daran ſie nicht den geringſten Geſchmack fänden. Es iſt auch zu vermuthen, daß die neuen Moden in unſern Händen jämmerlich verſtümmelt würden. Sie würden als dergleichen Schmierereyen kaum ihres Anblicks würdigen: und der heilſame Zweck, den dieſe Zeitung erreichen ſoll, würde gänzlich hinwegfallen. Wenn ich eine einzige Mannsperſon in der Welt hierzu fähig hielte; ſo möchte ich dem Herrn Durfey dieſe Ehre allein zugeſtehen. Dieſer geſchickte Mann hat die Welt ſchon mit einer Art Zeitungen vor Zeitung unterhalten, die meinem Vorſchlage nicht unähnlich ſind. Allein es hätte ſich derſelbe müſſen gefallen laſſen, in ungebundener Rede zu ſchreiben. Das Frauenzimmer iſt ſchon hinlänglich unterrichtet, daß ihnen die Poeten Gegenſtände vorſtellen, die nur in der Einbildungskraft dieſer Herren ihren Grund haben. Sie wollen aber wirkliche Gegenſtände zu ihrer Beurtheilung und Unterhaltung haben.

Die geſchickte Verfaſſerinn wird die Moden- und Liebesnachrichten der Welt mittheilen, ohne ihr Urtheil der Welt mitzutheilen. Ich kann nicht läugnen, daß ich ihr dieſen Rath gegeben habe. Mich deucht, daß es lediglich die Pflicht eines Zeitungsſchreibers ſey, die Begebenheiten, die in der Welt vorfallen, unparteyiſch zu erzählen. Hernach beruhet es bey dem Leſer, darüber zu urtheilen, Schlüſſe, Folgerungen und Muthmaßung daraus zu ziehen. So bald alſo ein Zeitungsſchreiber ſein

Urtheil anhängt: ſo greift er ſeinen Leſern in ihr Amt: und es iſt in der That eine ſchlechte Höflichkeitsbezeugung, die er ihnen erweiſet. Er giebt öffentlich zu erkennen, daß er ihnen die Fähigkeit nicht zutraue, ſelbſt hierüber vernünftig zu urtheilen. Wenn ein Leſer eine Zeitung liebet, die ſeine Vorrechte ſo offenbar verletzet; ſo kann man den ſichern Schluß machen, daß die Kräfte ſeines Verſtandes ſehr geringe ſind. In Anſehung aber vieler dergleichen Leſer kann man einem Zeitungsſchreiber dieſen Fehler einiger maaßen nachſehen, wenn er gründlich und witzig urtheilet. Er verdienet aber nicht die geringſte Verzeihung, wenn er uns ſeine lächerlichen Gedanken, einfältigen Spöttereyen, und die unzähmbaren Bewegungen ſeiner Leidenſchaften, unter den Begebenheiten der Welt mit verkauft. Aus dieſem Grunde habe ich die Erlangiſchen Zeitungen allemal mit äußerſter Verachtung angeſehen. Ganz anders aber iſt es mit den gelehrten Zeitungen beſchaffen. Weil dieſe größtentheils aus Nachrichten von neuen Büchern beſtehen; ſo würde dem Leſer wenig damit gedient ſeyn, wenn er nicht im Voraus unparteyiſch benachrichtiget würde, was er ſich von dergleichen Schriften zu verſprechen habe.

Ich ſchmeichle mir, daß die Schönen aus der Bemühung, die ich mir mache, zu Beförderung Ihres Nutzens und Wohlfahrt dienliche Mittel zu erfinden, von meiner aufrichtigen Geſinnung gegen ſie bereits überzeugt ſind. Es iſt dannenhero zu vermuthen, daß meine itzige Erfindung ihren allgemeinen Beyfall erhalten werde. Wenn aber auch dieſe Zeitung nicht von ſo guter Hand käme; ſo würde ſie doch ihrer eignen Vortrefflichkeit wegen überall beliebt in der weiblichen Welt werden.

Unterdeſſen, ſo groß auch mein Anſehen bey dem Frauenzimmer bereits ſeyn muß, ſo kann ich doch, ohne eine Grobheit zu begehen, nicht verlangen, daß ſie zu einer Sache unbeſehens und ohne von ihrer Güte Proben zu haben, Vorſchuß thun ſollen. Ich habe demnach die künftige Verfaſſerinn dahin zu bewegen gewußt, daß ſie ein Stück zur Probe verfertiget hat: und ich habe die Ehre ſolches meinen Schönen hiermit vor Augen zu legen.

Der
galanten Correſpondentinn
Moden- und Liebeszeitung.
Erſtes Stück.

Montags den 23ſten Auguſt 1745.

Paris den 15den Auguſt. Heute hat ſich die Herzoginn von Rohan in einem Kleide mit aufgeſchnittenen Aufſchlägen in dem Garten von Orleans gezeiget. Die Aufſchläge lieſen ſtark in eine ovale Rundung und waren mit ſilbern Stück gefuttert. Man ſpürte unter den anweſenden Damen eine ſolche Bewegung, als wenn Prinz Karl noch zwey Meilen von Paris ſtünde. Eine große Anzahl fuhren, ohngeachtet des angenehmen Wetters, nach Hauſe. Dieſen Augenblick erhalte ich die Nachricht, daß die Herzoginn von Richelieu, die Marquiſinnen von Villeneuve und Bellencour in der italianiſchen Comedie mit eben dergleichen Aufſchlägen erſchienen ſind. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie binnen drey Tagen allgemein ſeyn werden.

Genua den 14den Auguſt. Man trägt ſich in der ganzen Stadt mit einer Begebenheit, die ſich am Mittwochen zur Nacht in dem Hauſe des Ritters Peria zugetragen hat. Dieſer Herr glaubte Urſache zu haben, an der Treue ſeines Freundes des Herrn Cäſar Meranige, welcher der Sigisbée von ſeiner Gemahlinn war, zu zweifeln. Die Unruhe ſeiner Seelen ließ ihn dieſe Nacht nicht ſchlafen. Als er ohngefähr um 1 Uhr auf der Gallerie ſeines Pallaſts ſtund, ſo wurde er gewahr, daß ein Frauenzimmer eine Mannsperſon durch den Hof nach dem Garten führete. Er entdeckte, ſo viel als die Nacht verſtattete, daß es die Kammerfrau ſeiner Gemahlinn war. Nach dem Argwohn, der ſeine Seele bereits eingenommen hatte, vermuthete er hierunter etwas nachtheiliges vor ſeine Ehre. Er begab ſich alſo ſogleich hinunter, dieſe beyden einzuholen. Als er in den Garten kam, ſo begegnete ihm die Kammerfrau bereits auf dem Rückwege. Er bedrohete ſie mit dem Tode, daß ſie ihm ſagen ſollte, wer die Mannsperſon geweſen ſey, die ſie durch den Garten begleitet habe. Sie ſagte unter Furcht und Zittern, daß es ein Liebhaber von ihr geweſen ſey. Ungeachtet die Kammerfrau noch nicht in dem Alter war, worinnen man der Liebe abſaget: ſo konnte doch der Ritter ihr Vorgeben nicht ſchlechterdings glauben. Er führte die Kammerfrau in das Gartenhaus und ſetzte ihr den Dolch auf die Bruſt, daß ſie die Wahrheit geſtehen ſollte. Er verſuchte Gelindigkeit und Verſprechungen. Alles aber war anfänglich nicht vermögend, ſie zu einem andern Bekenntniſſe zu bringen. Endlich ſtieß er dieſelbe mit dem Dolch durch die Seite. Das Blut, das aus ihrer Wunde floß, erweichte ihre Hartnäckigkeit. Sie geſtund, daß es der Herr Meranigo geweſen ſey, den ſie von ſeiner Gemahlinn zurück geführet habe, und fügte hinzu, daß derſelbe ſchon ſeit drey Jahren ihre Frau wöchentlich ein paar mal zu beſuchen gewohnt ſey. Der Ritter Peria lief hierauf voller Wuth nach dem Zimmer ſeiner Gemahlinn; und es iſt zu vermuthen, daß er ſie ſeiner Rache aufgeopfert hätte. Allein, ob er gleich alle ſeine Bedienten zu Hülfe nahm; ſo ſuchte er ſie doch in dem ganzen Hauſe vergeblich. Man wurde nur in dem unterſten Zimmer ein Fenſter gewahr, welches offen war; und der Ritter vermiſſte das Schmuckkäſtgen ſeiner treuloſen Frau. Er eilte hierauf mit ſeinem Bedienten nach dem Hauſe ihres Liebhabers und ſeines ehemaligen Freundes. Seines entſetzlichen Lärmens aber ungeachtet zeigte ſich niemand, der aufmachen wollte. Der Ritter ließ endlich die Wache kommen; und dieſe machten Miene, die Thüren mit Gewalt aufzubrechen, als man dieſelben eröffnete. Allein, weder Cäſar Meranigo, noch die Gemahlinn des Ritters waren darinnen zu finden. Die Bedienten wollten behaupten, ihr Herr wäre bereits geſtern verreiſet. Man glaubt, daß die Frau Peria den eilfertigen Weg ihres Gemahls in den Garten wahrgenommen, und alles übrige errathen haben müſſe, warumdero ſie ſich zu ihrem Liebhaber begeben, und mit demſelben eine eilfertige Flucht erwählet habe. Ungeachtet man dieſen Flüchtigen auf allen Straßen nachſetzet; ſo hat man doch nicht die geringſte Nachricht von ihnen einziehen können. Dieſe Begebenheit verurſachet, daß die

Hoch

Hochachtung und das gute Vertrauen vor die Sigisbees bereits in der ganzen Stadt über die Hälfte gefallen iſt. Alle Männer fangen an, ihre beſondre Aufmerkſamkeit auf das Bezeigen ihrer Weiber mit dieſen Scheinliebhabern zu richten: und man glaubt, daß einige ſchon auf üble Vermuthungen gefallen ſind.

Aſchaffenburg vom 10den Auguſt. Die Frau von Brüchten hat wider ihre Gewohnheit neulich ſehr gottſelige Gedanken gehabt. Sie hat in öffentlicher Geſellſchaft geſprochen: es ſey offenbar, daß Gott Teutſchland wegen ſeiner Miſſethaten mit Krieg heimſuche. Es ſey aber doch noch eine Gnade Gottes, ja in der That eine rechte groſſe Gnade, daß ſolches durch die Franzoſen geſchehe. Dieſe artige Nation ſey auch gegen ihre Feinde ungemein höflich und leutſelig: und ſonderlich habe ſich das Frauenzimmer von ſo liebreichen Feinden nicht das geringſte Leid, wohl aber die gröſten Höflichkeitsbezeugungen zu verſprechen. Man glaubt, daß ſie ins geheim eine groſſe Gelübde gethan habe, wenn es den Alliirten niemals gelingen würde, die Franzoſen aus Teutſchland zu vertreiben.

Verſailles den 16den Auguſt. Ihro Majeſtät die Königinn ſollen beſchloſſen haben, ſich niemals eines Bügelrocks wieder zu bedienen. Allen Hofdamen, und allen, die vor Ihro Majeſtät gelangen wollen, iſt auch unterſagt, in dergleichen Röcken zu erſcheinen. Die Gelegenheit zu dieſer Entſchlieſſung ſoll folgende geweſen ſeyn. Als ſich den Tag vor dem Aufbruch des Königs zur Armee nach Flandern, der ganze Hof bey Ihro Majeſtät der Königinn verſammlet hatte; ſo rieſen Ihro Majeſtät den Kriegsminiſter Argenſon. Der König ſtunden einige Schritte hinter der Königinn, und redeten mit dem Prinzen von Elboeuf. Argenſon, nach ſeiner gewöhnlichen muntern Art, eilete, ſich Ihro Majeſtät zu nähern. Weil aber die Königinn einen groſſen Biegelrock trugen, und einen groſſen Theil des Zimmers einnahmen; ſo hatte der Miniſter das Unglück, mit ſeinen Schuhſchnallen an Ihro Majeſtät Kleidern hängen zu bleiben, und einen ſchweren Fall zu thun. Es war noch ein Glück, daß der Herr von Argenſon dem Könige durch ſeinen Fall keinen Schaden verurſachte, ſintemal er nicht einen Zoll breit von Ihro Majeſtät Füſſen niederfiel. Jedoch erſchracken der König über dieſen unvermutheten Fall ſehr. Unterdeſſen da dieſe Kleidung gar leicht Gelegenheit zu Verletzung des Königs geben, oder doch den Tod eines dem Reiche nützlichen Mannes verurſachen können: ſo haben der Königinn Majeſtät gegen dieſe ſchädliche Tracht, der ſie bereits vorhin nie geneigt geweſen, den äuſſerſten Widerwillen gefaſſet.

Ziegenhals den 15den Auguſt. Die Frau des hieſigen Advocat Schmierers kann das Fahren nicht vertragen. Wenn ſie nun mit ihrem Liebſten Spatzieren fährt; ſo ſiehet ſich der Advocat Schönfeld, der Herzensfreund des Mannes, der dieſe Eheleute allemal zu Pferde zu begleiten pflegt, aus Höflichkeit genöthiget, dieſe artige Frau vor ſich auf das Pferd zu nehmen. Sein Pferd beſitzet ſehr viel Ehrbegierde. Je mehr es beſchweret wird, je mehr ſuchet es ſeine Stärke zu zeigen. Wenn es alſo dieſe gedoppelte Laſt fühlet; ſo verdoppelt es auch ſeinen Lauf. Weil es ſehr hartmäulig iſt; ſo kann der Zaum und die Hand des Herrn Advocat Schönfelds ſeine Ehrbegierde nicht mäßigen. Es pflegt dannenhero nicht ſelten zu geſchehen, daß ſie binnen einigen Stunden unmöglich wieder zu der Cariol des Mannes gelangen können. Bey der geſtrigen Spatzierfahrt haben dieſe Reuter das Unglück gehabt, daß ſie ſich in drey Stunden unmöglich, ungeachtet alles äußerſten Bemühens, nicht wieder bey dem Herrn Advocat Schmierer einfinden können. Dieſer vernünftige Mann iſt ſo großmüthig, daß er ſich über ein unvernünftiges Thier niemals ärgert. Er iſt vielmehr bey ihrer Zurückkunft erfreuet, daß die Reitenden keinen Schaden genommen haben, und daß das Pferd die Rückkehr endlich einmal geſchehen laſſen.

P. S. Die Unbändigkeit des Pferdes muß geſtern außerordentlich, und das Erſchrecken der Frau Schmiererinn und des Herrn Advocat Schönefelds größer als jemals geweſen ſeyn. Denn dieſen Augenblick erhalte ich die Nachricht, daß ſich dieſe beyden auf des Herrn Advocat Schönefelds Stube der Aderlaſſeur bedienet haben.

Orleans den 13den Auguſt. Die Baroneſſinn von Ablancour hat mit ihrem Liebſten, dem Marquis Vermaille, mit dem ſie binnen einigen Wochen vermählt werden ſollen, öffentlich gebrochen, weil ihr derſelbe verwehren wollen, ſich mit ihrem Gewiſſensrathe, dem Pater Beaufranc, alle Morgen einige Stunden in ihrem Zimmer zu verſchließen. Dieſe Begebenheit macht hier viel Aufſehens. Sie iſt bereits vor das Parlament gediehen. Die Geiſtlichen beſorgen vor die Religion üble Folgerungen, wenn es den Ehemännern und Liebſten erlaubt ſeyn ſollte, durch eine närriſche Eiferſucht die Andacht zu verhindern.

London den 9ten Auguſt. Die Ladi Stapesogle iſt am verwichenen Donnerſtage bey Hofe erſchienen in einem franzöſiſchen Kopfzeuge. Es war vier Zoll breit um den Kopf herum ganz hinterwärts gebogen, und die Schnepfe ragte wenigſtens zehen Zoll von dem Kopfe gerade in die Höhe. Man hat angemerkt, daß ihr Geſichte mit dieſem Zierath 21 Zoll im Durchſchnitte betragen hat. Sie iſt aber von der Königinn Majeſtät in dieſem Putze gar nicht gnädig angeſehen worden: und die Hofdamen fiengen bereits an, dieſe Tracht durch ein verſtelltes Lob öffentlich zu verſpotten, als ſie den Rückweg nach Hauſe erwählte. Sie hat ſich ſeit dem nicht wieder bey Hofe ſehen laſſen. Wenigſtens glaubt man nicht, daß ſie in dieſem Aufzuge wieder dahin kommen werde.

Paris den 11ten Auguſt. Die Gemahlinn des Grafen von Fontauban iſt geſtern nach Flandern abgereiſet, um den Marquis von Chateauneuf zu beſuchen, welcher in einem Scharmützel gefährlich verwundet worden. Die Welt hält dieſen Officier vor einen Liebhaber der Gräfinn, der aber nur ein ſehr vertrauter Freund von derſelben und von ihrem Gemahl iſt. Die Gräfinn weis, daß ihr Gemahl die Gemächlichkeit liebt. Sie hat dannenhero alles angewendet um ihn zu vermögen, daß er vor diesmal die Pflichten der Freundſchaft der Liebe zur Bequemlichkeit vorziehen, und ſeinen verwundeten Freund beſuchen möge. Allein alle ihr Zureden iſt vergeblich geweſen. Sie hat ſich dannenhero genöthiget geſehen, ſelbſt dahin zu reiſen, um den Verwundeten und aller Welt zu bezeugen, daß die Geſetze der Freundſchaft allen andern Betrachtungen vorgehen müſſen.

Straßburg den 13den Auguſt. Die Mademoiſelle de la Bellire iſt neulich in einer Geſellſchaft in eine Ohnmacht gefallen, als ſie geſehen, daß der Herr von Mirepoix einem andern Frauenzimmer die Hand geküßt. Dieſer Herr hatte ſich eine Zeitlang angelegen ſeyn laſſen, derſelben bey allen Gelegenheiten Zeichen ſeiner beſondern Hochachtung zu geben. Seit einiger Zeit aber hatte ſich dieſer Eiſer gemindert, welches vielleicht dieſem Frauenzimmer nicht gleichgültig geweſen iſt. Die ganze Geſellſchaft wurde über dieſen Zufall äußerſt beſtürzt, und der Herr von Mirepoix war einer der erſten, der herbey eilte, ihr beyzuſpringen. Als ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt: ſoll ſie denſelben auf eine ſo rührende Art angeſehen haben, daß ſie alle vorige Hochachtung wieder in ihm rege gemacht hat. Man mußte ſie nach Hauſe bringen. Der Herr von Mirepoix begleitete ſie dahin: und während der Unpäßlichkeit, die einige Tage nach dieſem Zufalle dauerte, hat ſie derſelbe täglich beſuchet. Man ſpricht nun von einem ehelichen Bündniſſe, das zwiſchen beyden nächſtens vor ſich gehen ſoll.

Leipzig den 26ſten Auguſt. Ein hieſiges Frauenzimmer hat ſeit geraumer Zeit allen ihren Witz und Erfindungskraft angewendet, eine neue Mode für die Pudelköpfe zu erfinden. Nach langen Nachſinnen und vielen vergeblichen Proben iſt es ihr endlich gelungen, ihren Haarlocken die Geſtalt der Herzen zu geben. Sie hat bey jeder Haarlocke ein rothes Bändgen ſehr geſchickt anzubringen gewußt, welches dieſelbe befeſtiget. Die zwey Enden des Bandes ragen aus dem Herzen hervor,

vor, und geben demſelben einen ungemeinen Zierath. Weil ſie in der Mythologie ſehr erfahren iſt; ſo glaubt man, daß ſie hierdurch zwey Pfeile vorſtellen wollen, wie ſie der kleine Liebesgott in die Herzen abzuſchieſſen pfleget. Nächſtens wird ſie mit dieſer neuen Mode öffentlich erſcheinen, und die Zeit wird es lehren, was ſie vor Beyfall in der weiblichen Welt erhalten wird.

II.

Gedanken
von den Plauderern.

Pythagoras hat gewiß ſo ſehr unrecht nicht verfahren, daß er diejenigen, die ſich ſeiner Unterweiſung untergeben haben, vor allen Dingen ein langwieriges Stillſchweigen auferleget hat. An ſtatt unvernünftig und lächerlich zu reden, muß es tauſendmal beſſer ſeyn, gar nichts zu reden: und wenn die Worte Zeichen unſrer Gedanken ſind; ſo folgt ganz natürlich, daß diejenigen von Rechts wegen gar nicht, oder doch nur ſehr wenig reden ſollten, die noch nicht gelernet haben, durch einen richtigen Gebrauch ihrer Vernunft recht und ordentlich zu denken. Die Alten haben behauptet, daß derjenige nicht zu reden wüßte, der nicht vorher ſchweigen gelernet hätte:

> Loqui ignorabit, qui tacere nesciet.
>
> *Auſonius.*

Und man kann ihren Ausſpruch nicht mißbilligen. Es iſt unſtreitig gewiß, daß wir ungereimte Dinge reden müſſen, wenn wir ohne Aufhören reden wollen, und derjenige, der ſich nicht ſo viel Zeit nimmt, nachzuſinnen, ob er vernünftig oder unvernünftig redet, muß folglich gar nicht denken. Wenn nun die Reden Ausdrückungen unſrer Gedanken ſind; ſo muß derjenige allerdings nicht reden, nämlich nicht ordentlich und vernünftig reden können,

nen, der niemals zu ſchweigen gelernet hat, nämlich dasjenige vorher ordentlich und richtig zu denken, was er reden will.

Die gröſten Plauderer, oder diejenigen groſſen Schwätzer, die in Geſellſchaften allein das Wort führen, und in ihren Erzählungen niemals das Ende finden, müſſen alſo unſtreitig gar nicht reden können. In dem Verſtande, worinnen wir das Wort: reden, nehmen, iſt die Sache ſehr ausgemacht. Man höre nur einem rechten berühmten Plauderer eigentlich zu; ſo wird man gewahr werden, daß er mit allem demjenigen, was er ein paar Stunden ohne Aufhören geſagt hat, keinen einzigen geſunden und richtigen Gedanken verknüpfet haben muß. Alles was er herplaudert, ſind gewiß nichts als thörichte und ungereimte Dinge, närriſche Urtheile, Narrenspoſſen und Eitelkeiten, niederträchtige Verläumdungen ſeines Nächſten, Lügen und Aufſchneidereyen, Ausbreitungen der Geheimniſſe, die man ihm anvertrauet hat, und wenn er recht zierlich reden will, zierliche Flüche und ärgerliche und läſterliche Redensarten. Wahrhaftig! alles Dinge, die mit einem geſunden und richtigen Gedanken nicht beſtehen können. Wenn er am allerernſthaftigſten und vernünftigſten plaudert; ſo wird er alte verlegene Geſchichte, ſeinen eignen Lebenslauf, oder die Geſchichte ſeiner Anverwandten erzählen. Hierzu hat er nichts weniger als ordentliche Gedanken nöthig. Es iſt ein Werk des Gedächtniſſes, welches in der Seele von der Urtheilungskraft, die richtige Gedanken in uns hervorbringt, weit unterſchieden iſt.

Die Urſache dieſes Laſters iſt ſonder Zweifel die Eigenliebe, die einen unvernünftigen Ehrgeiz in ihnen gewirket hat. Dieſe Herren bilden ſich ein, Wunder, was ſie uns vor ſchöne Sachen erzählen: und ſie glauben, daß niemand eine Geſellſchaft auf eine ſo angenehme Art zu unterhalten geſchickt ſey, als eben ſie. Sie ſtehen in den Gedanken, daß es eine ganz beſondre Ehre zuwege bringe, wenn man in einer Geſellſchaft ganz allein das Wort führet: und ſie verſprechen ſich nichts gewiſſers, als ſich bey denenjenigen, die ihnen nur lediglich zuhören, eine ungemeine Hochachtung und Anſehen zu erwerben. Mit dieſen ſchmeichleriſchen Gedanken ſattelt ſich ihre flüchtige Zunge, und läuft in vollen Rennen dahin. Mitten in ihrem vergnügten Jagen bekümmert ſie ſich nicht, was um ſie vorgehet: und alle Verſuche, womit ſie die Geſellſchaft im Zaume zu halten ſuchet, ſind vergeblich. Sie wird nicht eher aufhören, bis ihr Saft vertrocknet und ihre Sennen matt werden.

Wenn wir uns nun um den Urſprung dieſes Laſters bekümmern; ſo müſſen wir denſelben in der üblen Kinderzucht ſuchen. Da die Freude allzu groß iſt, wenn das kleine Hänsgen reden lernet; ſo bemühet man ſich auf alle Art, den kleinen Knaben immer plauderhaftiger zu machen. Je thörichtere Dinge er vorbringt, deſto mehr bewundern die meiſten Aeltern den Witz ihres Kindes: und der artige Narre muß immer mehr ſchwatzen. Er wird nach und nach größer, und die Kurzweile dauert immer noch fort, er mag plaudern was er will. Der kleine Bube gewöhnt ſich hierüber an, nur immer zu reden; weil er ſiehet, daß man Freude darüber hat. Wenn nun die Aeltern, wie ein großer Theil zu thun pflegen, ihre Kinder in Gegenwart fremder Leute reden laſſen, was ſie wollen, ohne ſie anzuhalten, daß ſie vernünftig reden ſollen; ſo erwächſt endlich ein großer unverſchämter Plauderer hieraus, der weiter nichts ſucht, als nur immer zu reden, es mag heraus kommen wie es will, und man mag es gerne ſehen, oder nicht. Auf dieſes letztere hat er nicht einmal einige Achtung. Denn er iſt von den Vorurtheilen ſeiner Erziehung allzu ſehr eingenommen, als daß er ſich einfallen laſſen ſollte, es ſey unanſtändig, beſtändig zu reden.

Die Alten haben dieſes Laſter mit beſondern Abſcheu angeſehen. Homer, der in der Perſon des Therſites faſt alle Laſter abſchildert, hält ſich bey keinem Laſter dieſes ungeſtalten und boshaftigen Menſchen ſo lange auf, und beſchreibt es ſo ſorgfältig, als da er ihn als einen unverſchämten Plauderer vorſtellt. Man ſiehet es recht, daß er hier aus den Bewegungen ſeines Herzens ſchreibt, die dieſes Laſter verabſcheuen, und an einem andern Orte läßt er ihm von dem Könige Agamemnon ſeines unerträglichen Plauderns halber, mit dem Zepter einen derben Schlag über den Kopf verſetzen. Horaz und andre Schriftſteller des Alterthums, geben hin und wieder ihren beſondern Haß wider dieſes Laſter zu erkennen.

Es iſt auch in der That ein Laſter, welches mit Recht verabſcheuet wird, und die Plauderer ſind für die menſchliche Geſellſchaft die beſchwerlichſte und unerträglichſte Sorte Menſchen. Alle Menſchen empfinden einen gewiſſen Trieb zur Geſelligkeit: und eine vernünftige und angenehme Geſellſchaft iſt eine wahrhaftige Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens. Allein, dieſe unerträglichen Schwätzer zerſtören alle Annehmlichkeit des Umgangs, der uns zum Vergnügen gereichen ſoll. Was kann man vor Vergnügen an einer Geſellſchaft haben, wo man uns gleichſam mit Gewalt des erſten Endzwecks der Geſellſchaften beraubet. Wenn Menſchen in eine Unterhaltung zuſammen treten; ſo muß ſonder Zweifel die erſte Abſicht davon ſeyn, daß ein jeder die Freyheit haben ſoll, an den vernünftigen Geſprächen uneingeſchränkten Antheil nehmen zu können, ſo iſt es ihm beliebt. Widrigenfalls fällt alle Annehmlichkeit der Geſellſchaft hinweg: und diejenigen, die man nur zum Zuhören verdammt, können keine andre als eine höchſt verdrießliche Rolle ſpielen. Die unverſchämten Plauderer ſind aber diejenigen, die uns durch ihr unaufhörliches Geſchwätze gleichſam mit Gewalt ein Stillſchweigen auferlegen, und uns nur zu ihren Zuhörern machen. Sie rauben uns alſo alle Annehmlichkeit der Geſellſchaft. Sie entziehen uns das Vergnügen, das wir uns daraus verſprochen hatten: und an deſſen Statt belegen ſie uns mit einem empfindlichen Verdruſſe. Sie zerſtören folglich einen Theil der Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens, und Leute von dieſer Art werden nicht unbillig gehaſſet.

Die Sachen, die ſie vorbringen, ſind auch keinesweges von der Natur, daß ſie uns dadurch dieſen Verdruß erſetzen könnten. Wir haben eben gezeiget, daß diejenigen, die ohne Aufhören plaudern, mit ihrem Geſchwätze unmöglich richtige Gedanken verknüpfen können. Es ſind nichts als Thorheiten und eine Menge unnützer Worte, die ihre arbeitſame Zunge heraus ſtößt. Mein Gott! was liegt mir doch daran, zu wiſſen, was ſie vor Streithändel in ihrem Leben gehabt haben: und was werde ich vor Vergnügen daran haben, wenn ſie mir ihre eigne und ihrer Bekannten Thorheiten erzählen, oder ihre Feinde mit den giftigſten Verläumdungen anſchwärzen.

Dennoch unterbrechen ſie wegen ihrer Narrenspoſſen die nützlichſten und angenehmſten Geſpräche. Es darf keine Sache zum Vorwurfe der Unterhaltung erwählet werden, daß ihnen nicht den Augenblick etwas einfälle, das ſich, nach ihrer Einbildung, unvergleichlich darauf ſchickt, und womit ſie die ganze Unterhaltung zu nichte machen. Allemal haben ſie ganz beſondre, verwundernswürdige und unerhörte Vorfälle zu erzählen; und kaum haben ſie ein Dutzend Worte geſagt, daß nicht die Aufmerkſamkeit der allergeduldigſten Ohren ſchon müde gemacht iſt. Ihre ganz ungemeinen Begebenheiten ſind gemeiniglich von der Art, daß man ſie mit einer weit beſſern Annehmlichkeit und Ordnung in den Kalendern leſen kann.

Es iſt wahrhaftig eine rechte Pein, wenn man das Unglück hat, ſich bey einem dergleichen Schwätzer allein zu befinden. Da ſitzt nun der Plauderer mit einer Menge Wind und nichtsbedeutender Worte geladen vor mir, und ich ſoll das unglückliche Ziel ſeyn, worauf er ſeinen unreimlichen Verrath losſchießet. Es iſt nicht genug, daß er mir ſeinen eignen ganzen Lebenslauf an den Hals wirft, ich mag wollen oder nicht; ſo muß ich noch die Geſchichte ſeiner Verwandten und Bekannten anhören. Wenn das Glück gut iſt; ſo wird er mich noch mit dem Geſchlechtsregiſter ſeiner ganzen Familie beſchenken, es mag mir wohl oder übel dabey werden. Allein, was kann ich machen. Sitze ich voller Verdruß ſtille, und ſage kein Wort zu allen den wichtigen Nachrichten, die er mir entdeckt, ſo glaubt er, daß ich ihm mit einer Aufmerkſamkeit, die der Erſtaunung ſehr nahe kömmt, zuhöre: und er wird um deſto mehr aufgemuntert, immer eine Geſchichte mit der andern ohne Aufhören zu verbinden. Mache ich mir hier und dar etwas zu ſchaffen, daß er meinen Verdruß merken ſoll; ſo iſt er weit entfernt, ſich die geringſten Gedanken hiervon einfallen zu laſſen. Wie kann ſich doch ein Schwätzer einbilden, daß man ſein ergötzendes Geſpräch nicht gerne hören möchte. Gehe ich gar auf einen Augenblick zur Stube hinaus, ſo läßt er ſich hierdurch ſo wenig irre machen, daß er vielmehr nach meiner Zurückkunſt mit der größten Freymüthigkeit fortfährt, nachdem er mir geſagt hat: Ich muß ihnen doch das vollends auserzählen. Freylich möchten die ſchönen Sachen in ſeinem Bauche verſchimmeln, wie die Sprüchwörter bey den Sancho Panſa: und was könnte hieraus nicht dem ehrlichen Manne vor ein Unglück zuwachſen. Ich bin alſo dem vorigen Verdruß aufs neue unterworfen. Kurz, alle meine Bemühungen ſind vergebens, mich von einer Pein zu entledigen, die mir mehr als zu ſchmerzlich fällt, bis der Schwätzer auf die glücklichen Gedanken fällt, mich zu verlaſſen.

Die Sitten der Welt ſcheinen die Unerträglichkeit der Plauderer allzuſehr zu begünſtigen. Die Höflichkeit und eine gute Lebensart verdammen mich einigermaaßen, daß ich mir alles dasjenige Verhängniß gefallen laſſen muß, das ein unverſchämter Schwätzer über meine Ohren beſchloſſen hat. Die Höflichkeit ſcheinet es nicht zu erlauben, daß ich jemanden in ſeinen Erzählungen unterbrechen darf: und es iſt einer guten Lebensart nicht gemäß, jemanden unter das Geſichte zu ſagen, daß mir die Materie ſeiner Sprache nicht gefällt. Der Gebrauch der Welt giebet mir alſo keine Mittel an die Hand, wodurch ich mich des Verdruſſes entledigen könnte, den mir ein

Plauderer zuzufügen im Begriff iſt. Alles, was die guten Sitten in der Welt erlauben, iſt, daß ich eine gewiſſe Verdrüßlichkeit annehmen kann, die aber nicht einmal allzu merklich ſeyn darf. Läßt ſich der Schwätzer hierdurch nicht abſchrecken: ſo iſt kein andrer Rath vor mich vorhanden, zumal, wenn ich andrer Urſachen halber einigen Betracht für ihn haben muß, als daß ich mich in Geduld anſchicke, einige Stunden lang das Ziel ſeiner geläufigen Zunge abzugeben.

Allein, wir können uns unmöglich überreden, daß dieſe Sitten der Welt in der Vernunft gegründet ſind. Wenigſtens finden wir keine einzige hinlängliche Urſache, die uns auferlegte, uns aller Rechte der Geſellſchaft und einer angenehmen Unterredung zu begeben, ſo bald als ein unverſchämter Plauderer Luſt hat, eine unaufhörliche Reihe leerer Worte hinter einander auszuſpeyen. Wenn ein Schwätzer mit Wind und nichtsbedeutenden Tönen bis eben an erfüllet iſt, daß er platzen will, warum ſoll ich eben der Gegenſtand ſeyn, gegen den er ſie hervorröchelt, oder warum ſoll eben eine Geſellſchaft ſo lange andächtig zuhören, bis der Paroxiſmus vorüber iſt? Uns deucht nicht, daß eine wahre Höflichkeit ſo weit gehen ſollte, der Geſellſchaft, in der ſich ein Plauderer befindet, ein ſo hartes Joch aufzulegen. Wenn er ja dieſe Dinge von ſich geben muß, mit denen er angefüllet iſt, warum kann er nicht an einen einſamen Ort gehen, und ſo viel hervorröcheln oder herauspumpen, als er für ſeine Geſundheit zuträglich befindet? Oder warum ſoll ihn eine Geſellſchaft eben anhören, wenn ja vielleicht dieſe Sachen an einem einſamen Orte nicht ſo gut von ihm gehen, als in einer

Geſellſchaft? Kann er nicht ſo viel von ſich geben als er will, ohne daß die Geſellſchaft eben verbunden iſt, ihre Unterredung deshalb unterbrechen zu laſſen.

Dem ſchönen Geſchlecht fällt ein Schwätzer oder eine Schwätzerinn bey weiten nicht ſo verdrüßlich, als ſie den Mannsperſonen werden. Die Urſache iſt ſonder Zweifel, weil ſich das Frauenzimmer an die Sklaverey unſrer Sitten nicht bindet. Die Höflichkeit und Sitten erfordern bey ihnen nicht unumgänglich, daß die andern ſo lange ſtillſchweigen, als eine aus der Geſellſchaft redet. Nein, wenn ihrer gleich ein Dutzend beyſammen ſind; ſo bedienet ſich doch eine jede der Freyheit zu reden, zu eben der Zeit, wenn ſie die andern ausüben. Eine ſchöne Schwätzerinn, die unaufhörlich redet, macht ihnen alſo keinen Ueberlaſt. Die übrigen laſſen ſich dadurch keinesweges einſchränken. Sie reden dem ohngeachtet, wovon es ihnen gefällt, und ſo oft es ihnen beliebet. Wir billigen dieſes Verfahren ſehr: und wenn wir nicht befürchteten, daß die Geſellſchaften die Geſtalt der Judenſchulen überkommen würden; ſo wollten wir nicht einen Augenblick Anſtand nehmen, dieſes Verfahren des ſchönen Geſchlechts den Mannsperſonen als ein Muſter zur Nachahmung anzupreiſen.

Ueberhaupt iſt alles dasjenige, was wir von den Plauderern geſagt haben, nur von Mannsperſonen zu verſtehen. Wir unterſtehen uns nicht zu ſagen, daß es unter dem ſchönen Geſchlecht eine einzige Plauderinn giebt. Man iſt es ſchon gewohnt, daß in den Geſellſchaften des weiblichen Geſchlechts mehr geredet wird, als in den Zuſammenkünften der Mannsperſonen: und in Geſellſchaften von Perſonen beyderley Geſchlechts wird man niemals verdrüßlich, wenn ſich das Frauenzimmer lebhaft und beredt bezeiget. Wenigſtens hat ein Frauenzimmer niemals zu befürchten, daß ſie vor eine Plauderinn gehalten werden wird, ſo lange als ſie noch jung und annehmlich iſt. Geſetzt, daß ſie auch gern allein das Wort führet, und nicht allemal die klügſten Sachen vorbringet; ſo wird man ſie doch eher vor belebt und beredtſam, als für plauderhaft halten. Die Schönheit und Annehmlichkeiten haben ſo was reizendes in ſich, daß wir geneigt ſind, alles vor artig und ſinnreich zu halten, was von einem ſchönen Munde kommt. Nur wenn ſie häßlich ſind, oder alt werden, ſo iſt es rathſam, daß ſie ihre Beredſamkeit mäßigen, wenn ſie nicht bey Mannsperſonen vor Schwätzerinnen gehalten werden wollen. Es iſt auch in der That nicht möglich, daß ein Frauenzimmer in Geſellſchaften der Mannsperſonen ſo unerträglich plauderhaft ſeyn kann, als gewiſſe Perſonen unſers Geſchlechts ſind. Sie haben weder Kriegsdienſte noch Reiſen gethan, daß ſie Gelegenheit haben könnten, jede Materie des Geſprächs zu unterbrechen, und mit den Begebenheiten, die viele Plauderer aus der Erfahrung zu haben vorgeben, hervor zu rucken. Bey vielen Gegenſtänden der Geſpräche fehlet ihnen die nöthige Kenntniß, um allein das Wort führen zu können, und man wird wenig Frauenzimmer finden, die geneigt ſind, ihre eigne Begebenheiten, und die Geſchichte ihrer Anverwandten zu erzählen. Eine gewiſſe Blödigkeit, die ihnen allemal eigen iſt, erlaubet es auch nicht, in einer gemiſchten Geſellſchaft von Frauenzimmer und Mannsperſonen eine lange Zeit öffentlich und allein zu reden. Sie werden ſich eher mit den Perſonen ihres Geſchlechts auf einen Winkel ſetzen, und von Putz und Moden reden, als daß ſie in der ganzen Geſellſchaft das Wort allein an ſich reiſſen ſollten. Wir reden hier nicht von den öffentlichen Stadtklatſchen, die von Hauſe zu Hauſe gehen, und auf einer Stelle ohne Athem zu holen, vier Stunden fortplaudern. Es ſind gemeiniglich nur Handwerksweiber, die dieſes Laſter an ſich haben. Es iſt alſo nicht zu läugnen, daß unter dieſer Sorte des weiblichen Geſchlechts Plauderinnen genug zu finden ſind. Allein, wir beſtimmen unſre Schriften vor vernünftige Seelen: und dieſe ſind ſchon von ſelbſt der Gelegenheit und der Gefahr entriſſen, dergleichen unerträgliche Weiber anhören zu müſſen.

Allein, ſollten denn wider die männlichen Plauderer gar keine Mittel vorhanden ſeyn, ohne daß man die Höflichkeit und die Sitten der Welt beleidiget, und iſt denn nicht der geringſte Schutz wider die Pein ausfündig zu machen, womit uns ein unverſchämter Schwätzer belegen will? Wir müſſen über dieſen Punkt noch unſre Gedanken mittheilen.

Der vortreffliche Swift in ſeiner Satyre: Zuſchrift an einen groſſen Mann, die Zuſchriften betreffend, glaubt, daß die Krankheit der Plauderer, die in einer unbändigen Bewegung der Kinnbacken, und in einem unaufhörlichen Röcheln der Kehle beſtehet, wie ein ſtinkender Athem, nur auf eine einzige Art geheilet werden könne, nämlich, wenn man ein gewiſſes Band, welches man eine Halfter oder Strick nennet, um des Patienten Hals bindet, und ihn ſo lange damit gürtet, bis dieſe Krankheit endlich aufhöret. Allein, weil dieſes Mittel das Leben vieler tauſend ſeiner Landsleute in Gefahr ſetzen möchte: ſo iſt er ſo behutſam, daß er daſſelbe nicht anrühmen will; und wir ſind gleichfalls allzu gute Patrioten, als daß wir dieſes Mittel anrathen könnten.

Ein nicht ſo gefährliches Mittel iſt es, das er vorſchlägt, demjenigen, der mit einer ſo heftigen Aufſteigung der Worte gequälet wird, daß er ſolche nothwendig durch den Hals von ſich geben muß, ein Becken unterzuhalten, oder auch nur zuzurufen: zum Becken, zum Lecken! Er glaubt, daß ſich alsdenn vielleicht die Aufſteigung legen, und dem Speyredner beſſer werden würde. Allein, wir glauben nicht, daß ſich dieſes Mittel mit der Höflichkeit der artigen Welt, und den guten Sitten verträgt. Wir können es alſo gleichfalls nicht anpreiſen.

Vielleicht würde dasjenige überhaupt vor alle Plauderer ein geſchickteres Mittel ſeyn, das er nur vor diejenigen anrathet, die des Schreibens unerfahren ſind. Er ſchlägt nämlich vor, dieſer Art von Plauderern Federn, Dinte und Pappier zu bringen, und ſie zu fragen, ob ſie dasjenige was ſie ſagen, nicht ſchriftlich von ſich geben wollen. Er glaubt, daß ſie hierauf wieder zu ſich ſelbſt kommen würden, weil ſie ſich für dieſen Dingen ſcheueten. Allein, dergleichen Mittel, die auf eine öffentliche Beſchimpfung abzielen, laſſen ſich ganz leicht im Scherz vorſchlagen. Sie ſind aber nicht von der Art, daß ſie in den menſchlichen Geſellſchaften, wo man offenbare Beleidigungen vermeiden muß, wirklich in Erfüllung gebracht werden können. Wir müſſen alſo im Ernſt auf ein Mittel denken, wodurch man ſich des Verdruſſes, den uns die Plauderer verurſachen, entledigen kann: und wir glauben nicht, daß es ſchwer ſeyn wird, dergleichen Mittel ausfündig zu machen.

Es iſt unſtreitig den Sitten der Welt nicht entgegen, und man beleidiget die Regeln der Höflichkeit keinesweges, wenn man ſich über dasjenige, was ein andrer erzählet, Erklärungen ausbittet, und ſich ſeinen Vortrag durch allerley Fragen begreiflich zu machen ſuchet. So lange man nicht eine neue Materie zum Vorwurf des Geſprächs macht, ehe der andre ausgeredet hat, ſo wird er nicht unterbrochen: und er hat folglich keine gegründete Urſache, ſich über Unhöflichkeit zu beſchweren. Wenn demnach eine Geſellſchaft merkt, daß ein Plauderer unter ihr befindlich iſt, der das Wort allein führen will; ſo darf ſie ſich nur vereinigen, ihn mit ſo viel Fragen zu beängſtigen, daß er in ſeinen Erzählungen unmöglich fortgehen kann. Ueber einen jeden Umſtand der Dinge, die er erzählet, kann ſie ſich Zweifel machen, und ſeine Erklärung darüber ausbitten. Man muß ihm inſtändig anliegen, daß er doch die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft nicht halb, ſondern ganz ſättigen, und ihr folglich alle Kleinigkeiten ſeiner Erzählung begreiflich machen ſoll. Und was kann nicht eine verſtellte Erſtaunung vor Fragen ausfündig machen, wenn man mit jemand ſeine Luſt treiben will. Man muß nicht leiden, daß er über den geringſten Umſtand ſeiner Erzählungen mit einer kurzen Nachricht hinwiſchen darf. Nein, mein Herr, muß man ihn gemeinſchaftlich anreden, Sie müſſen unſer Vergnügen vollkommen machen. Sie beruhren hier nur einen Umſtand ganz kurz, der uns ſehr ergötzlich ſcheinet. Bleiben Sie hier in Ihrer Erzählung ſtehen, und geben Sie unſerer Neugierigkeit erſt hiervon eine vollkommne Nachricht. Wir werden noch zeitig genug den Erfolg Ihrer übrigen Erzählung anhören. Sagen Sie uns doch, wie gieng denn dieſes zu. Auf ſolche Art muß man ihn, ſo zu ſagen, keinen Schritt in ſeinen Erzählungen thun laſſen, daß man ſich nicht eine weitläuftigere Nachricht ausbittet, und die Geſellſchaft muß ſo viel Fragen aufwerfen, daß der Plauderer für Angſt nicht weis, wem er zuerſt antworten ſoll. Hat er einige Fragen unbeantwortet gelaſſen; ſo muß man ihn daran erinnern, und ſich erſt die Auflöſung ſeines Zweifels ausbitten, ehe er weiter fortfähret. Geſetzt nun auch, der Plauderer iſt ſo einfältig, daß er nicht merkt, daß man ihn ſpottet: ſo hat doch die Geſellſchaft nicht den Verdruß, daß ihnen ein Plauderer den Mund zuſchließet, und daß der ſeinige allein in voller Bewegung ſeyn kann. Selbſt dieſes Mittel wird ihnen ein ſo unſchuldiges Vergnügen erwecken, als ſie von der angenehmſten Unterhaltung genießen, und der Endzweck der Geſellſchaft wird nicht verlohren gehen. Wir wenigſtens haben dieſes Mittel einigemal wider die allerunverſchämteſten Plauderer von einer glücklichen Wirkung gefunden.

Eben dieſes Mittel kann nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn man ſich allein mit einem Plauderer in Geſellſchaft befindet, und ſeine Ohren dem Getöſe ſeines Halſes unterwerfen ſoll. Es müßte nicht gut ſeyn, wenn man nicht den allerfertigſten Schwätzer durch ſo mancherley Fragen und Zweifel dergeſtalt abmatten, und in Verwirrung ſetzen könnte, daß er von ſelbſt aufhören, und dem Himmel noch danken müßte unſern Händen zu entrinnen, ohne daß er ſich vor beleidiget halten kann.

Wir glauben ganz gerne, daß noch tauſend andre Mittel ausfündig zu machen ſind, wodurch man ſich die unerträglichen Plauderer vom Halſe ſchaffen, oder ſie zum Stillſchweigen bewegen kann, wenn man nicht geſonnen iſt, ſie im geringſten zu ſchonen, ſondern ihnen offenbare Zeichen ſeiner Verachtung geben will. Allein, wir zweifeln, daß es leicht ſey, ein andres zu erfinden, ohne daß man ſie allzu merklich beleidiget. Es iſt nicht zu vermuthen, daß die Plauderer ſelbſt ein Verlangen tragen ſollten, ſich zu beſſern und ihre Waſchhaftigkeit loß zu werden. Die Begierde ohne Aufhören zu reden, wenn ſie einmal eingewurzelt iſt, wird mit Recht für eine Neigung gehalten, die ſchwerlich ausgerottet werden kann: und dasjenige, was ſie beynahe unheilbar macht, iſt, daß die Plauderer weit entfernt ſind, ihren Fehler zu erkennen. Wenn ja einer dieſer Herren auf die ſeligen Gedanken fallen ſollte, ſich zu beſſern und ſich dannenhero um Mittel, ſein Laſter auszurotten, bekümmern wollte; ſo können wir ihm kein geſchickter Mittel vorſchlagen, als daß er ſich ein unverbrüchliches Geſetz mache, niemanden in der Welt in das Wort zu fallen. Wir verſichern ihn, daß er bey Beobachtung dieſes Geſetzes niemals vor einen Plauderer gehalten werden wird. Damit ſich auch dieſe Herren über den Mangel der Heilungsmittel nicht beſchweren können: ſo wollen wir ihnen noch zum Ueberfluß das Arzneymittel des Herrn Swifts anrathen, das er wider dieſe Krankheit vorgeſchlagen hat. Wir wollen dieſes in ſeinen eigenen Worten nach der teutſchen Ueberſetzung bewerkſtelligen, und unſre Gedanken mit denſelben beſchlieſſen.

„Als ein Specificum wider die abſcheulichen Wirkungen dieſer garſtigen und allgemeinen Seuche, wollte „ich demnach dem kranken Körper verordnen, ſich, ſo „bald ihn der Paroxiſmus überfällt, welches er an einer „unbändigen Bewegung in ſeinen Backen, und an einem unaufhörlichen Röcheln in ſeiner Kehle bald merken wird, aus der Geſellſchaft wegzumachen, und dieſe „unermüdlichen Werkzeuge der Sinnen zu Ueberleſung „ein oder zwey Kapitel in der Bibel anzuwenden. Ich „weis, die Leute, und inſonderheit meine Patienten, werden ein abſcheuliches Geſchrey wider die Unannehmlichkeit dieſes Mittels erheben. Allein, dieſes kann kein „Einwurf wider deſſen Nutzen ſeyn, ſintemal oft die „bitterſten Arzneyen die beſten Wirkungen thun. Ueberdies iſt es bekannt genug, daß alle Arzneyen, welche „den Schlaf befördern, herbe und unangenehm ſind. „Von dieſer Art ſind die zahlreichen und mächtigen „Opiata, welche täglich aus der Preſſe und von der Kanzel kommen. Eine Doſis oder zwey Schrift, wenn „man ſich nur bereden wollte, ſie zu nehmen, (Sed hic „labor, hoc opus eſt) würden dieſe Convulſiones der „Kinnbacken und dieſen Durchlauf der Sprache, welchen man bisher vor unheilbar gehalten hat, bald ſtillen. Jedoch es verzweifle nur niemand unter ihnen. „Denn ob ſchon ihre Mäuler vertrocknet, und ihre Lippen

„durch das beſtändige Purgiren der Beredſamkeit und
„des Speichels wund ſind; ob ihnen ſchon die Köpfe vom
„Schütteln, und die Augen vom Winken weh thun; ja
„ob ſchon ihre Kehle vom ſtarken Ausſpucken, und ihre
„Windpfeiſen von allzu ſtarken Anſtrengen geſpalten
„ſeyn ſollten; ja wenn auch ſo gar ihre Arme von der
„Auslegung ihrer Hiſtorien ſchwach und müde, und ihre
„ſpaniſchen Röhre in dem Eiſer ihrer Reden, durch Deuten
„und Weiſen ganz abgenutzt wären; ſo will ich doch,
„als ein Doctor, durch den Seegen der Bibel
„mit meiner Arbeit eine vollkommne Cur
„zuwege bringen.„

III.

Ob das Laſter einer ſcheinheiligen oder einer frechen Buhldirne ſchändlicher und abſcheulicher ſey?

Laſſet uns doch einmal von der Buhldirne reden! Wir ſehen dieſes luſtige Geſchöpfe unter menſchlicher Geſtalt alle Tage vor unſern Augen in der Welt herum wandeln: und es muß doch ein artiges Thierchen ſeyn, weil es die Geberden vernünftiger Menſchen noch ſo ziemlich nachahmen kann. Ob es nun zwar in den Augen eines Weltweiſen ein ſehr verächtliches Weſen iſt, ſo iſt doch nichts ſo elend und geringe, das uns nicht zu allerhand nützlichen Betrachtungen Gelegenheit geben kann.

Wir reden hier nicht von denjenigen unwürdigen Geſchöpfen, die öfters in den Gaſthöfen großer Städte, und der dabey gelegenen Dörfer und andern liederlichen Häuſern, oder des Nachts auf den Straßen mit allerley kurzweiligen Geberden herum laufen, und, weil ſie doch vernünftigen Menſchen die Sprache abgelernet haben, dieſelbe wenigſtens darzu mißbrauchen, daß ſie jedermann ihre unzüchtigen und verabſcheuenswürdigen Dienſte anbieten. Nein, dieſe verächtlichſten Weſen unter allen erſchaffenen Dingen ſind viel zu unwürdig, als daß ſie ein Sittenlehrer zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung erwählen könnte, und ein Schriftſteller muß ſeine Leſer viel zu lieb haben, als daß er ihnen durch ſolche Scheuſale der menſchlichen Natur Ekel und Abſcheu erregen ſollte. Dasjenige Ding, das wir hier unter dem Namen der Buhldirne verſtehen, iſt zwar ſehr geringſchätzig. Allein, weil es ſich doch beſtrebet, die Handlungen vernünftiger Menſchen nachzumachen; ſo kann man ſich ſchon mit ſeiner Betrachtung beluſtigen, und wer weis, ob es ſich nicht dereinſt gar beſtrebet, denken zu lernen, wenn es höret, daß dieſes eine Eigenſchaft vernünftiger Weſen iſt. Wenigſtens iſt noch nicht, wie bey jenen, alle Hoffnung verlohren.

Vor allen Dingen muß ich meinen Leſern die Buhldirne, von der ich rede, näher kennen lernen. Wir wollen demnach einen kleinen Abriß davon entwerfen.

Die Buhldirne iſt ein Geſchöpf, das in Frauenzimmerkleidung unter den Menſchen herum wandelt, die aber nicht das geringſte von denenjenigen edlen Neigungen und zärtlichen Empfindungen beſitzet, welche dieſem Geſchlechte ſonſt eigen ſind. Sie hat ſich ihren unordentlichen Begierden gänzlich überlaſſen, und ſuchet nichts als dieſelben zu vergnügen. Sie bietet ſich alſo durch ihre Mienen und Geberden mit einer beſondern Frechheit jedermann an, mit wem ſie umzugehen Gelegenheit hat, und der erſte iſt vor ihre wollüſtigen Regungen auch allemal der beſte. Sie wählet ſelbſt ohne diejenigen Urſachen, welche ſonſt die unordentlichen Begierden anfeuern, und der Häßliche iſt ihr ſo angenehm als der Wohlgebildeſte. Die Beſtändigkeit iſt ihren unordentlichen Begierden gänzlich unbekannt: und der Liebhaber, der ſie dieſen Augenblick verläßt, iſt ihr ſo gleichgültig, als wenn ſie denſelben niemals geſehen hätte. Alle Angenblicke iſt ſie zum Wechſel fertig: und es iſt ihr etwas leichtes, zwey und mehr Liebhaber zu gleicher Zeit zu unterhalten.

Schaam und Ehre ſind Dinge, die ihr nichts angehen, und die härteſten Unglücksfälle ſind viel zu wenig, ihr menſchliche Empfindungen beyzubringen, oder ſie nur eine kleine Zeit von dem Endzwecke ihres Lebens, nämlich von der Vergnügung ihrer unordentlichen Begierden abzuziehen. Endlich wird ſie alt, und ſie verlieret die Mittel, nicht aber den Willen, ihre wollüſtigen Regungen zu befriedigen. Der letzte zeiget ſich alſo wenigſtens noch darinnen geſchäfftig, daß ſie ihren Töchtern oder andern Perſonen zu einer gleichen Lebensart Gelegenheit macht. Dieſes iſt ein kurzer Abriß der Buhldirne, den wir in der Folge erläutern und deutlich machen werden.

Es giebt zweyerley Arten von dieſen Geſchöpfen in der Welt. Die eine Art ſind die ſcheinheiligen Buhldirnen, und die andre nennet man die frechen Buhldirnen. In den Haupteigenſchaften, die wir beſchrieben haben, ſind ſie einander vollkommen gleich. Nur dieſer Unterſchied waltet unter ihnen vor, daß ſich die Scheinheilige beſtrebet, allen andern Menſchen, ausgenommen ihren Liebhabern, die Meynung beyzubringen, daß ſie ſehr keuſch, tugendhaft und ſittſam ſey. Dahingegen läßt ſich die Freche von dergleichen Sorgen nichts anfechten. Sie iſt wenig bekümmert, ihre Liebesſtreiche geheim zu halten, oder was die Welt davon urtheilen möchte; ſondern ſie übet ſolche mit einer unerhörten Frechheit vor jedermanns Augen aus.

Es fragt ſich demnach, welche unter dieſen zweyerley Arten der Buhldirnen ſchändlicher und abſcheulicher ſey. Wir haben dieſes zum Gegenſtande unſerer Abhandlung erwählet: und wir werden dieſes in der Folge unterſuchen. Wir wollen doch zuerſt die Eigenſchaften der frechen Buhldirnen betrachten.

Wir läugnen nicht, daß unſre Abſchilderung der Buhldirne ſehr nach der teutſchen Einfalt der Sitten ſchmeckt. Wenn wir nur in etwas den Sitten einer ſo artigen Nation, als die Franzoſen ſind, ergeben wären, ſo würde die Beſchreibung der Buhldirne ganz anders lauten. Wir würden unfehlbar ſagen. Dasjenige, was viele unſeer rauhen Landesleute eine freche Buhldirne nennen, iſt ein artiges, muntres und belebtes Frauenzimmer, das ſich den Annehmlichkeiten dieſes Lebens ergeben hat. Man ſiehet ſie öfters in den Geſellſchaften der Mannsperſonen, wo die Freude und die Luſt herrſchet, und ſie weis ſie durch ihre artigen Stellungen und durch ihr edles und freyes Weſen ungemein an ſich zu ziehen. Weil ſie die Annehmlichkeiten dieſes Lebens recht genieſſen will, ſo macht ſie ſich kein Bedenken, von einem jeden Liebeserklärungen anzuhören, und dieſem oder jenem einige Gunſtbezeigungen zu ertheilen. Da ſie auch ihr Vergnügen uneingeſchränkt genieſſen will; ſo iſt ſie von einer verdrüßlichen und einfältigen Beſtändigkeit weit entfernt. Die Mannsperſonen ſind ihr demnach in ſo weit alle gleichgültig, und ſie erweiſet ſich bald gegen dieſen, bald gegen jenen, günſtig, nach der Maaße, wie es ihr Vergnügen erfordert. Endlich bekümmert ſie ſich nicht, was ihre einfältigen Nebenmenſchen von ihr urtheilen, die von dem zärtlichen Geſchmacke in den Süßigkeiten dieſes Lebens weit entfernt ſind.

So würde unſre Abſchilderung der frechen Buhldirne ausſehen, wenn wir nur in etwas von der Artigkeit der Franzoſen und vieler unſrer Landsleute an uns hätten. Allein, zum Unglück ſind wir viel zu ungeſchickt die Vortrefflichkeit dieſer Sitten einzuſehen, geſchweige dieſelbe anzunehmen. Es iſt doch verwunderungswürdig, daß die Begriffe der Menſchen von einerley Sache ſo gar verſchieden ſind. Wenn ich eine Mutter, deren Tochter eine freche Buhldirne iſt, erſuchte, daß ſie mir doch einen kleinen Abriß von derſelben geben ſollte, ſo würde er ohnfehlbar alſo lauten:

Meine Tochter iſt ein artiges Frauenzimmer, das von jedermann geliebet wird. Ich habe ſie etwas frey erzogen; weil es die Artigkeit der Welt ſo erfordert; und ſie iſt recht wohl eingeſchlagen. Wenn ſie dieſelbe nur ſehen ſollten. Sie iſt recht manierlich und beſtändig etwas frey und munter. Ihre Stellung und ganzes Anſehen iſt unvergleichlich belebt und angenehm: und ſie weis ſich recht wohl aufzuführen. Sie wird dannenhero von Vornehmen und Geringen geehret und geliebet, und in alle artige Geſellſchaften gezogen. Jedermann verlanget ihren Umgang.

So würde ſie unfehlbar eine halbe Stunde fortfahren, wenn ich dabey eine ehrerbietige Verwunderung bezeigte. Allein, ich habe nun einmal beſchloſſen, die freche Buhldirne weder nach den Begriffen des artigen Franzoſen, noch nach der Gedenkensart der Mutter, ſondern nach meinen eignen Vorſtellungen, die ich mir von ihr mache, zu betrachten. Ich habe feſt beſchloſſen, dieſem nichtswürdigen Geſchöpfe den Namen eines Menſchen niemals beyzulegen. Es iſt wahr, die menſchliche Natur neiget zur Unart, der gröſte Theil der Menſchen läßt ſich von den Laſtern hinreißen, auch die Tugendhaften un ter den Menſchen ſind den Fehlern und gewiſſer maaßen den Laſtern unterworfen: und wenn man nur den Namen Menſchen denenjenigen zugeſtehen wollte, die von ihrem Verſtande und Willen, als dem Weſentlichen der Menſchen, einen richtigen Gebrauch machten, ſo würde dieſer Name gewiß vor ſehr wenige übrig bleiben. Allein nicht alle Laſter ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie Verſtand und Willen ganz und gar unnütze und verderblich, und den ganzen Endzweck des Lebens ſchändlich machen.

Dieſes geſchieht aber bey dem Laſter der Buhldirne. Hier hat nicht etwan dieſe oder jene Neigung und Leidenſchaft den Willen nur zum Theil eingenommen, und den Verſtand nur in ſo weit unter das Joch gebracht, daß ſie noch in vielen Umſtänden des Lebens ihre richtige Wirkung veroffenbaren können: ſondern beyde ſind ganz und gar Sklaven der unreinen Begierden, und der ganze Endzweck des Lebens wird von dieſen ſtinkenden Begierden hingeriſſen.

Die Buhldirne hat ſo gar keine andre Neigungen und Leidenſchaften, als die Vergnügung ihrer niederträchtigen Wollüſte, und geſetzt: daß ſie noch andre Neigungen und Leidenſchaften empfände; ſo können ſie doch keine andre Gewalt über ihre Seele erlangen, als die verächtlichen wollüſtigen Begierden erlauben, und dieſe Gewalt iſt ſo geringe, daß ſie außer ihr niemand wahrnehmen kann.

So gern ich mir auch die freche Buhldirne hochmüthig und ehrgeizig vorſtellen wollte; ſo kann ich doch dieſe Leidenſchaft in ihr nicht finden. Wenn ſie den verächtlichen alten Kupplerinnen ſchmeichelt; wenn ſie zu ihren Galans zu ungewöhnlichen Stunden auf die Stuben gehet,

het, ungeachtet ſie weis, daß die ganze Stadt davon ſchimpflich redet; wenn ſie von ihren eignen und ihres Galans Bedienten allerley Vorwürfe erduldet, nur daß ſie ſchweigen ſollen; wenn ſie ſich von ihrem Liebhaber zu unanſtändigen Verrichtungen, zum Exempel in der Küche, gebrauchen läßt, wie ich Buhldirnen von dieſer Art eine Menge gekannt habe; wenn ſie, wie auf hohen Schulen öfters geſchieht, eine ſchimpfliche Nachtmuſik nach der andern bekömmt, ſo iſt ſie wohl ohne Zweifel weder ehrgeizig noch hochmüthig.

Zwar ſie kann die Geberden der Hochmüthigen noch ſo ziemlich nachahmen. Sehet nur, wie ſie ſich brüſtet! was ſie vor eine erhabene Miene annimmt! und wenn ſie in einer kleinen Stadt erzogen iſt, ſo tritt ſie wohl gar in die Thüre, und ſtößet die Armen in die Seite. Allein, ich kann mich zur Zeit noch nicht überreden, daß das Weſen des Hochmuths und des Ehrgeizes in der Stellung und in einer Geſichtsmiene beſtehen ſollte. Kurz, ſie hat keine andre Begierden, als die unreinen: ihr ganzes Leben hat kein andres Augenmerk, als die Befriedigung derſelben, und ſie weis ſo gar von keinem andern Laſter, als allein von demjenigen, nämlich eine Buhldirne zu ſeyn.

Allein, von was vor einem erſchrecklichen Umfange iſt nicht dieſes Laſter! Sehet doch die unverſchämte Frechheit, die aus ihren Augen funkelt, und betrachtet doch die leichtſinnige Stellung, mit der ſie in der Geſellſchaft erſcheinet! Merket doch die geilen Blicke, die ſie auf die Mannsperſonen abſchießen läßt, und die faſt eben ſo deutlich reden, als der Mund der gemeinen Nachtnymphen! Sind dann etwan die Augen unſerer lüſtern jungen Mannsperſonen ſo blöde, daß ſie nicht wahrnehmen ſollten, wie leicht dieſe Eroberung ſeyn werde, oder ſind ſie alle ſo geſetzt, daß ſie die verführiſchen Anlockungen der frechen Buhldirne unbeweglich anſehen könnten? Nein, leider! ſie folgen dieſen Anreizungen nur allzu willig, und die Eroberung einer Feſtung wird keine Schwierigkeit machen, die ſich zu ergeben verſpricht, ehe ſie aufgefordert wird. Die freche Buhldirne verlanget keine große Umſchweifungen zur Genugthuung ihrer Ehre. Sie erfordert nicht, daß die großen Stücke aufgeführet und abgebrannt werden, ehe ſie die weiße Fahne ausſteckt. Nein! ſie iſt den Augenblick fertig, ſich zu ergeben. Verſuchet es einmal, ſie in öffentlicher Geſellſchaft zu küſſen, nachdem ihr ſie eine halbe Stunde habt kennen lernen, bittet euch des andern Tages die Erlaubniß aus, des Nachts bis um zwölf Uhr auf ihrer Stube zu bleiben, es werden ſich gewiß keine Schwierigkeiten hierbey ereignen. Verſuchet es, ſage ich, allein, wenn ihr klug ſeyd, nur von ihrer Schändlichkeit überzeugt zu werden, und ſie hernach mit deſto größern Abſcheu anzuſehen.

Man kann leicht erachten, daß ſie dieſes nicht thun würde, wenn ſie noch das allergeringſte Theilchen von Schaam und Ehre beſäße. Allein die Schändlichkeit ihres Laſters hat dieſe Eigenſchaften längſt verzehret. Sie weis, daß die Leute von ihrer Ehre unmöglich vortheilhaft urtheilen können, wenn ſie beſtändig mit dieſen oder jenen jungen Herren allein bis zur ſpäten Nachtzeit ſpatieren fahret oder gehet; wenn ſie ſo lange mit ihnen allein auf den Gartenhäuſern zubringt, wenn ſie dieſelben bis um Mitternacht und länger bey ſich auf der Stube behält, oder wohl gar auf den Stuben ihrer Liebhaber bis um dieſe Zeit Beſuch abſtattet. Dieſes alles rühret ſie aber ſo wenig, daß ſie ſich um das Urtheil der Menſchen von ihrer Ehre nicht die geringſte Bekümmerniß macht. Ja, weil ſie von der Schaam nicht die geringſte Empfindung hat, ſo nimmt ſie ſich wohl kein Bedenken, ihren Liebhaber auf öffentlicher Straße am hellen Tage zu küſſen.

Wie ſchändlich iſt nicht das Laſter einer frechen Buhldirne, allein, wie ſchädlich iſt es auch nicht vor die menſchliche Geſellſchaft. Beynahe finde ich, daß der Unterſchied zwiſchen ihnen und den allgemeinen Dirnen ſo groß nicht iſt, als ich eben geglaubt habe. Bildet euch aber ja nicht ein, ihr thörichten Mannsperſonen, die ihr den Anreizungen der frechen Buhldirne folgt, daß ihr von ihr geliebet werdet! Vielleicht ſchwöret ſie tauſend Eyde, daß ſie euch ſehr zärtlich liebet, und daß ſie euch ewig lieben will. Vergebliche Zuverſicht! Was vor eine Verbindlichkeit zur Liebe kann diejenige geben, der auch ſo gar der Schatten von dem Weſen der Liebe unbekannt iſt. Indem ihr bey ihr ſeyd, ſo fühlet ſie wollüſtige Regungen: und dieſes iſt es, was nach ihren Empfindungen Liebe heiſſet. Da ſie euch alſo Liebe zuſchwöret, ſo verſteht ſie nichts anders, als ihre ſtinkenden Begierden. Allein, werdet ihr allezeit bey ihr ſeyn, und werden ſich keine andre Gelegenheiten dieſelben zu erregen ereignen? Hat ſie etwan in der unordentlichen Liebe einen ſo guten Geſchmack, daß ſie ſich nur von ſchönen Geſichtern und von anſehnlichen Perſonen anfeuern läßt, und wird euch alſo eure gute Geſtalt die Beſtändigkeit ihrer Begierden verſichern? Nichts weniger. Erkundiget euch nur nach dem verfloſſenen Laufe ihres Lebens! laſſet euch die Liebhaber abſchildern, die ſie ſchon gehabt hat, ſo werdet ihr finden, daß ihr ſchöne und häßliche Geſichter, gute und ſchlechte Geſtalten ganz einerley geweſen ſind, und daß nichts als die Gelegenheit ihre Begierden wallend macht. So bald ihr demnach einige Schritte aus ihren Augen entfernet ſeyd, und ſo bald ſich ihren geilen Blicken ein ander männliches Geſichte vorzuſtellen Gelegenheit hat; ſo ſeyd ihr derſelben ſo gleichgültig, als der Liebhaber, der ſie ſeit zehn Jahren nicht geſehen hat, und der Schwur wird ihre Begierden am wenigſten aufhalten. Es iſt möglich, daß Mörder und Straßenräuber Treu und Glauben unter einander halten, niemals aber, daß eine Buhldirne den Geſellſchaften ihres Laſters beſtändig bleibe.

Wie weit iſt nicht die Buhldirne von den edlen Neigungen und den zärtlichen Empfindungen entfernet, welche die feinen Seelen des ſchönen Geſchlechts beſitzen. Sie iſt eitel. Allein nur weil ſie ſiehet, daß andre Frauenzimmer ihres Standes eitel ſind, jedoch ohne den geringſten Geſchmack an der Eitelkeit zu haben. Dieſer hat ſich alle zu den fleiſchlichen Lüſten gewendet. Sie ahmet nach, was ſie ſiehet, nicht aber in der Abſicht ſich auszuzieren, ſondern nur um Nahrung für ihre unreinen Begierden zu erwerben. Sie liebet keinen andern Scherz, als der ſinnlich iſt, und ihre Seele weis nicht den geringſten Witz zu äuſern, als wenn es darauf ankömmt, eine Mannsperſon in ihr ſchmutzigtes Garn zu locken. Freundſchaft und Zärtlichkeit ſind ihr unbekannte Dinge. Wie kann eine Buhldirne hierzu fähig ſeyn; da die edlen Neigungen, welche dieſe Eigenſchaften veranlaſſen, in ihrer Seele niemals gefunden werden.

Großmuth und Tapferkeit ſind für ſie nicht darnach beſchaffen, daß ſie ihre Bewunderung an ſich ziehen könnten. Die großmüthigſten Handlungen höret ſie mit kaltem Blute an, und bey der Erzählung der Tapferkeit eines Generals, denkt ſie, ob er auch wohl ein guter Galan ſeyn würde. Selbſt das Mitleiden und die zärtliche Empfindlichkeit, welche dem ſchönen Geſchlechte ſonſt ſo gewöhnlich ſind, werden in ihrer Bruſt nicht angetroffen. Ich muß allemal lachen, wenn ich wahrnehme, daß die Secte der Stoiker unter den alten Weltweiſen die größte Stärke ihrer Weltweisheit in einer harten Unempfindlichkeit, und man kann wohl ſagen, einiger maaßen in der Verläugnung der Menſchlichkeit geſucht haben. Hätten ſie doch die freche Buhldirnen betrachten können, ſo würden ſie gefunden haben, daß ihr dasjenige ohne Mühe eigen ſey, nach deſſen Erlangung ſie es ſich ſo ſauer werden ließen? Das ſchöne Ungeheuer, von dem ich rede, wird zwar die Ehre, die ich ihr erweiſe, indem ich ſie den Stoikern an die Seite ſetze, ſehr höflich abzulehnen ſuchen. Allein ich habe beſchloſſen, ihr auch wider ihren Willen die Eigenſchaft einer Unempfindlichen beyzulegen, die auch die härteſten Unglücksfälle zur menſchlichen Empfindlichkeit zu bewegen nicht vermögend ſind.

Unterdeſſen eigne ich ihr gar nicht zu viel zu. Laſſet einmal zwey Liebhaber ſich aus toller Raſerey um ihrentwegen verwunden, oder gar tödten; ſetzet einmal, daß ihr Mann ihren Galan umbringet, und daß er darauf flüchtig werden muß. Bildet euch alle andre Unglücksfälle ein, die ſie angehen, oder wozu ſie Gelegenheit gegeben hat, und ſtellet euch vor, daß ſolches auf einer Luſtreiſe oder Spatzierfahrt geſchehen iſt. Wett geſetzt, daß ſie bey ihrer Zurückfahrt in die Stadt traurig und niedergeſchlagen in dem Wagen ſitzen ſollte: ſie iſt auch hier die freche Buhldirne, und ihre Augen ſind ſo leichtfertig und brennen von eben der unverſchämten Frechheit, als wenn ſie von einem luſtigen Balle, oder von der Eroberung eines neuen Liebhabers zurück käme. Weit gefehlt auch, daß allein ihre Augen an der Beſchaffenheit ihres Herzens keinen Antheil nehmen ſollten! Nein! ihr Herz ſelbſt wird durch dergleichen Vorfälle nicht gerühret. Sie ſind ihr ſo gleichgültig, als wenn ſie einen Liebhaber abdankt: und wenn ihr Mann ſtirbt, ſo betrübt ſie ſich nicht etwan ſeines Todes wegen, ſondern des Unterhalts halber, den ſie verlieret. Ja auch dieſerwegen läßt ſie ſich von der Betrübniß nicht hinreißen. Giebt es doch raſende Mannsperſonen genug, die einer frechen Buhldirne zu Gefallen ihr ganzes Vermögen aufopfern. Wenn dieſes nicht eine mehr als ſtoiſche Unempfindlichkeit und eine wirkliche Verläugnung der Menſchlichkeit iſt, die dieſes Ungeheuer blicken läßt; ſo geſtehe ich gerne, daß ich von der Unempfindlichkeit keine Begriffe habe.

Ich bin müde, dieſes Ungeheuer der menſchlichen Natur ferner zu betrachten. Laſſet uns nun von den Eigenſchaften der ſcheinheiligen Buhldirne reden, wodurch ſie ſich von der frechen unterſcheidet. In allen andern Eigenſchaften ſind ſie einander ſo ähnlich, wie ein Rabe dem andern. Nur hierinnen gehet die ſcheinheilige Buhldirne von der Beſchaffenheit der frechen ab, daß ſie alles dasjenige ſorgfältig vermeidet, was die Leute von ihrer Ehre übel zu urtheilen bewegen möchte. Ihre Augen haben ſich ſehr ſittſame Bewegungen angewöhnet, wenn ſie Perſonen ihres Geſchlechts oder Mannsperſonen vor ſich haben, auf deren Eroberung ſie ſich keine Rechnung machen können. Sie redet in dergleichen Geſellſchaften nichts als von Tugend, Keuſchheit, Chriſtenthum und Gewiſſen; und wer ſie zum erſten mal höret, ſollte ſchwören, daß hier ein lebendiger Tempel der Keuſchheit anzutreffen wäre. Kommt man in ihr Haus, ſo findet man den Tiſch mit geiſtlichen Büchern bepflanzt; wenn man ſie öffnet, ſo iſt es unfehlbar Cubachs Gebetbuch, Müllers Liebeskuß, oder gar der Cabinetsprediger. Die ſcheinheiligen Buhldirnen wiſſen uns ein Haufen Dinge von der Unterhaltung vorzuſchwatzen, die ſie mit Gott haben, und nach ihrem Vorgeben wird das Vertrauen, das ſie auf ihren Schöpfer haben, von nichts übertroffen. Unterdeſſen wird ſie ihre buhldirneriſchen Streiche ingeheim ſehr wohl zu ſpielen wiſſen.

Sie nehmen von ihren Galans in der Stille Beſuche an, und ſie gönnen ihnen die Ehre ihres Beſuchs zur Nachtzeit gleichfalls. Denenjenigen, die im Hauſe wohnen, oder die ſonſt dahinter kommen, ſuchen ſie die Sache ganz unſchuldig abzubilden. Es iſt ein naher Herr Vetter, ein vertrauter Freund ihres verſtorbenen Vaters, oder Mannes, oder es iſt ihr Liebſter, mit dem ſie ordentlich und chriſtlöblich verlobt ſind, von dem ſie Beſuch annehmen, überhaupt aber ein frommer, chriſtlicher tugendhafter und ſtiller Menſch; und wie kann auf zwey ſo tugendhafte Perſonen Verdacht fallen?

Ich läugne nicht, daß das Laſter der ſcheinheiligen Buhldirne ſehr abſcheulich iſt. Sehet doch die Verwegene will mit Gott bekannt thun, mit dieſem allerhöchſten Weſen, das ſie mit ihrem ſchändlichen Laſter alle Augenblicke betrübet, und die reine Unſchuld und Frömmigkeit ſoll die Decke ihrer ſtinkenden Laſter ſeyn. Sie ſuchet ihre Nebenmenſchen hinter das Licht zu führen, und wenn es möglich wäre, ſo möchte ſie gern den allwiſſenden Gott ſelbſt betriegen. Sehet! dieſer Abſchaum der Bosheit wundert ſich itzo, wie es möglich ſeyn kann, daß Leute durch Hurerey Gott beleidigen, ihre Ehre in Wind ſchlagen können, und noch in einem Athem gehet ſie in die Kammer, wohin ſich ihr Galan verſteckt hat, und tröſtet ihn, mit ihrer baldigen Ankunft ſeine Einſamkeit zu verſüßen. Was für ein Abgrund der Bosheit! Wie wird ſie ihre unſchuldigen Nebenmenſchen ärgern, wenn ſie erfahren, zu was vor ſtinkenden Laſtern diejenigen fähig ſind, welche die Tugend ſelbſt zu ſeyn ſcheinen, und ſie werden es gewiß erfahren, denn das Laſter der Buhldirne iſt nicht von der Art, daß es ewig geheim bleiben kann.

Allein, dieſes hindert mich dem ungeachtet nicht, daß ich nicht das Laſter der frechen Buhldirne tauſendmal ſchändlicher und abſcheulicher anſehen ſollte. Es iſt wahr, die ſcheinheilige Buhldirne beleidiget Gott, deſſen heilige Geſetze und Namen ihr Mund mißbrauchet, ungeachtet ihr Herz weit davon entfernet iſt. Sie ſuchet ihren Nächſten unter einer falſchen Geſtalt zu betrügen: und der Abfall dieſer betrügeriſchen Larve wird ihm ohne Zweifel Betrübniß und Aergerniß zuziehen. Allein, ſie hat doch noch Schaam, und in ihrer Seele iſt doch noch ein kleiner Schatten der Ehre übrig geblieben, weil ſie vor ihren guten Namen Sorge trägt. Dargegen bekümmert ſich die freche Buhldirne um Gott gar nicht, und vielleicht betrachtet ſie den allerheiligſten Willen und die Geſetze ihres Schöpfers mit eben der Verachtung, als ſie die Urtheile der Menſchen anſiehet. Doch, was ſage

ich

lich vielleicht? Sie thut es in der That! Ihre Handlungen ſind hiervon unverwerfliche Zeugniſſe.

Sie ärgert nicht nur ihre vernünftigen Nebenmenſchen. Sie ſpricht ihren Begriffen von einer vernünftigen Lebensart ins Angeſicht Hohn. Vernunft, Religion, Gewiſſen, Tugend und gute Sitten, tritt ſie vor den Augen aller Welt mit Füßen, und zwar mit einer unverſchämten Frechheit, die alles übertrifft, was Unvernunft, Thorheit, Laſter und Bosheit jemals Verwegenes ausgeheckt haben. Die Schaam iſt in ihr gänzlich abgeſtorben. Die Frechheit trotzet auf ihrer verhärteten Stirne allen Urtheilen der Menſchen: und die Schändlichkeit ihres Laſters hat auch nicht den geringſten Schatten von der Ehre übrig gelaſſen. Man müßte denn die Gütigkeit vor die freche Buhldirne haben, und die Ehre in Dinge ſetzen, worinnen ſie jene buhldirniſchen Schweſtern ſuchten, ſie ſetzten nämlich, daß ſie vor allen andern Frauenzimmern die Ehre genöſſen, von feinen Herren Officiers bedienet zu werden.

Wie ſchädlich iſt auch nicht die freche Buhldirne der menſchlichen Geſellſchaft? Was für Verführungen unter thörichten Mannsperſonen kann ihre Frechheit nicht anrichten? Da ſich hingegen die Scheinheilige ihrem Charakter nach weit eher mäßigen muß. Tauſend und tauſendmal ſchändlicher und abſcheulicher iſt alſo die freche Buhldirne vor der ſcheinheiligen. O daß ich ſie doch ſchändlich und abſcheulich genug hätte abſchildern können!

* * *

IV.

Beweis,

daß die Klugheit keinen Nutzen in der Welt habe.

Wenn wir uns einen Sokrates vorſtellen, wie er auf dem Markte zu Athen ausruft: Kommt her, ihr Menſchen! und wie er hernach das herbey gelaufene Volk mit dem Prügel von ſich wegjagt, mit dem Bedeuten, daß er ſie vor keine Menſchen erkennen könnte; ſo muß uns dieſe edle Einfalt der alten Weltweiſen, wenn ſie die Sitten ihrer Mitbürger zu beſſern geſucht haben, allerdings ſehr wunderlich vorkommen: und die Geduld der damaligen Zeiten muß eben ſo viel Verwunderung in uns erregen. Es iſt gewiß, daß eine ſolche Verfahrungsart eines Sittenlehrers in unſern Tagen der nächſte Weg wäre, ihn lebenslang in ein Tollhaus zu bringen. Unterdeſſen ſind doch die Menſchen heut zu Tage nicht mehr und beſſere Menſchen, nämlich, vernünftige und kluge Menſchen geworden, als damals: und wenn Sokrates bey uns ausrufen ſollte: Kommet her, ihr vernünftigen und klugen Menſchen! ſo würde er nicht Prügel genug finden können, diejenigen abzutreiben, die es nicht ſind.

Wahrhaftig! es iſt ſehr zweifelhaftig, ob die wahre Klugheit an einem Orte in der Welt anzutreffen iſt. Man kann die wahre Klugheit nicht anders erklären, als daß ſie ſey eine Fähigkeit unſers Verſtandes, unſre Handlungen dergeſtalt einzurichten, daß ſie unſre, und unſrer vernünftigen Nebengeſchöpfe wahrhaftige Glückſeligkeit befördern. Die wahrhaftige Glückſeligkeit aber, wie wir bereits ehemals ausgeführet haben (*), kann keinen andern Grund haben, als die Beruhigung und Zufriedenheit unſrer Seelen. Nun zeige man uns einmal einen klugen Menſchen, der dieſer Erklärung ähnlich iſt. Man zünde tauſend Wachskerzen an, und ſuche mit dem Diogenes Menſchen dieſer Art. Man gehe in die Palläſte der Großen, oder man durchſuche die Schäferhütten! Man beſuche die Städte, oder durchwandre die Dörfer! Man durchreiſe Europa, oder ſchiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und in die abgelegenſten Winkel von Amerika! Allenthalben wird man ausrufen müſſen: Wo ſoll man einen Weiſen finden, da keiner weiſe iſt.

Die ganze Beſchaffenheit der Welt würde auch mit dieſer Klugheit nicht beſtehen können. Wir würden bey einer wahrhaftigen Klugheit weder Regenten noch Obrigkeit, noch Richter, noch Advocaten, noch Aerzte, noch Soldaten, noch Handelsleute nöthig haben. Wenn wir klug wären; ſo würden wir unſern Nächſten nicht beleidigen. Wir würden weder nach ſeinem Leben, noch nach ſeinen Gütern ſtehen. Wir würden keinen Gefallen an Zank und Streit haben; und vielweniger würden wir uns ſelbſt und unſern Nächſten dadurch arm zu machen ſuchen. Die Völker würden ihre Gränzen nicht zu erweitern ſuchen. Wir würden folglich auch keines Schutzes bedürfen: und Regenten, Obrigkeiten, Richter, Advocaten und

---

*) Ergötzungen erſter Band, zweytes Stück, S. 192.

Soldaten würden ganz überflüßig in der Welt ſeyn. Wenn wir klug wären; ſo würden wir uns durch ein unmäßiges und unordentliches Leben keine Krankheit zuziehen, und die Aerzte würden ganz wohl entbehrlich in der Welt ſeyn. Wenn wir klug wären, ſo würden wir den größten Theil der Waaren, die man uns zuführet, und die wir nur brauchen, weil wir eitel, hoffärtig, verſchwenderiſch, wollüſtig und leckerhaft ſind, nicht verlangen.

Die Kaufleute würden alſo gleichfalls nicht vorhanden ſeyn; ſondern alles, was wir von einander nöthig hätten, würden wir durch einen einfältigen und aufrichtigen Tauſch von einander erlangen. Kurz, wenn wir klug wären; ſo würde aller Unterſchied der Stände wegfallen: und eine Menge andrer Handthierungen und Lebensarten würden gleichfalls nicht gefunden werden.

Allein, was würde wohl die Welt alsdenn ſeyn, wenn dieſe Klugheit die Oberhand in ihr behalten hätte? Nichts als eine Einöde voller lebendigen Geſchöpfe, und eine Wohnung des Mißvergnügens, des Verdruſſes und der Traurigkeit. Man würde weder Hoffahrt noch Kleiderpracht, noch Verſchwendung, noch niedliche Gerichte, noch fremde Weine, noch Bälle, noch Luſtbarkeiten darinnen finden. Man würde weder Titel noch Ehrenſtellen darinnen beſitzen. Man würde weder über einander herrſchen, noch das Vergnügen haben, einen andern unterdrücken zu können. Man würde weder Frauen noch Jungfern verführen, noch durch die Huren ergötzet werden; man würde weder einander verſpotten noch verläumden: und man würde tauſend andre Laſter nicht ausüben, woran unzählige Menſchen ein Vergnügen finden.

In der That eine rechte elende Geſtalt der Welt, wenn alle dieſe Dinge nicht in ihr anzutreffen wären! Man frage einmal den gröſten Theil der Menſchen, ob ſie ſich eine ſolche Einrichtung der Welt wünſchen! Sie werden nicht den geringſten Anſtand nehmen, mit Nein zu antworten. Was uns anbetrifft, ſo ſind wir zwar weit entfernt, eine Welt, die alſo beſchaffen wäre, und worinnen nur eine wahrhaftige Klugheit herrſchete, vor unangenehm, verdrüßlich und traurig zu halten. Wir ſind nun einmal ſo wunderlich, daß wir glauben, alle dieſe angenehmen Dinge der itzigen Welt entbehren zu können, ohne daß uns an unſrer Glückſeligkeit etwas abgehen würde. Ja! wir ſind ſo einfältig, daß wir denken, wir wollten in einer ſolchen Verfaſſung der Welt, unſern kleinen Strich Feldes, den Gott zu unſerm Unterhalt beſtimmet hätte, mit dem gröſten Vergnügen ſelbſt pflügen. Allein, wir bitten die meiſten Menſchen ganz inſtändig, daß ſie ſich an uns nicht kehren wollen.

Wie glücklich ſind die Menſchen demnach nicht, daß dieſe verdrüßliche Klugheit niemals, oder doch nur eine kurze Zeit Platz in der Welt gefunden hat! Wir ſtellen uns immer lebhaft vor, wie es mit unſrer Jungfer Nachbarinn ausſehen würde, wenn eine ſolche Einrichtung die Oberhand in der Welt behalten hätte. Wenn wir den Stand und den Titel ihres Vaters von ihr wegnehmen, wenn wir ſie ohne Kutſche und Pferde, ohne Kleid mit goldenen Spitzen, ohne einen groſſen Biegelrock, ohne pariſer Haube, ohne Palatin, ohne Budelkopf betrachten, wenn wir ſie ihres Fächers, ihrer ſilbernen Schnupftobacksdoſe, ihres kleinen Hündchens, und der L'Hombrecharte berauben, alles Dinge, die zu der itzigen Einrichtung der Welt gehören: ſo deucht uns immer, daß ſie bey einer andern Verfaſſung nicht viel Verdienſte übrig behalten, und demnach bey einer wahrhaftigen Klugheit der Welt allzu viel verlieren würden. Allein, dem Himmel ſey Dank! es iſt nicht die geringſte Hoffnung vorhanden, daß ſie, und viele tauſend andre Menſchen, eine ſo tiefe Erniedrigung jemals erdulden werden. Man würde auch von dieſer unangenehmen Klugheit, welche der Welt ſo ſchädlich ſeyn würde, nicht einmal ein Wort hören, wenn ſie nicht ein wunderlicher Schriftſteller dann und wann wieder aufwärmte. Wir werden demnach weiter kein Wort von derſelben erwähnen.

Wir ſind auch ſo weit entfernt, dieſe wahrhaftige Klugheit vor nöthig in der Welt zu halten, daß wir vielmehr auch diejenige Klugheit, die noch in der Welt etwas gilt, vor überflüßig, entbehrlich, und vor eine Sache anſehen, die nicht den geringſten Nutzen hat. Wenn man dieſe gemeine und etwas gewöhnliche Klugheit erklären ſoll; ſo iſt ſie nichts anders, als eine Beſchaffenheit der Seele, ſeine Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten. Die Vernunft aber kann hier nichts anders heißen, als die Erkenntniß, ob unſre Handlungen gut oder böſe, lobens- oder tadelnswürdig ſind. Wir getrauen uns in der Folge zu beweiſen, daß ſo gar dieſe Klugheit nicht den geringſten Nutzen in der Welt habe.

Es iſt abermals ein beſondres Glück vor die Welt, daß dieſe unnütze Klugheit wenig ausgeübet wird. Es giebt nur hier und da einige blöde und wunderliche Menſchen, die aus dieſer Klugheit etwas machen. Sie legen alle ihre Handlungen auf die Waage der Vernunft. Sie unter=

unterſtehen ſich nicht, auf dem breiten und ſichern Wege der Welt einen Schritt zu thun, aus Furcht, daß ſie ſtraucheln möchten, wenn ſie nicht vorher die Vorſchrift der Vernunft mühſam und bedachtlich durchgeſehen haben: und ſie haben nicht einmal das Herz ein Wort zu reden, bis ſie erſt lange genug überlegt haben, ob auch ſolches der Vernunft gemäß ſey. Wer ſiehet nicht, daß die Blödigkeit und Zagheit mehr Antheil an ihrem Verfahren habe, als der Vorſatz, ihre Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einzurichten. Und was würde wohl aus der Welt werden, wenn dieſe nichtswürdige Klugheit überall einreißen wollte. Alle Annehmlichkeiten des Lebens würden dabey verlohren gehen. Man würde ſich in Geſellſchaften ſchlecht die Zeit verkürzen können. Die Welt würde alle Freude und Luſt einbüßen: und tauſend Vortheile und Bereicherungen würden uns aus den Händen gehen, wenn wir erſt allemal mühſam unterſuchen wollten, ob eine Redensart oder Handlung mit der Vorſchrift der Vernunft übereinſtimme.

Nein, ſo einfältig iſt die Welt nicht geweſen, daß ſie ſich einem ſo ſchädlichen und verdrüßlichen Joche unterworfen hätte. Sie hat aber eine andre Klugheit eingeführet, die weit vortheilhaftiger, annehmlicher und ungemein leicht auszuüben iſt. Wir wollen dieſe die Weltklugheit nennen, und ſie folgendergeſtalt erklären: Die Weltklugheit iſt eine Fertigkeit unſrer Seele, dienliche Mittel zu ergreifen, welche die Vergnügung unſrer Leidenſchaften befördern. Vermittelſt dieſer vortrefflichen Klugheit werden die meiſten und wichtigſten Geſchäffte der Menſchen zu einem Ende gebracht. Man ſiegt und erobert ganze Länder dadurch. Man ſchwingt ſich vermittelſt derſelben zu den anſehnlichſten Poſten. Man erwirbt durch ihre Hülfe Titel und Bedienungen. Man rächet ſich durch ſie an ſeinen Feinden. Man wird reich dadurch, und lebt endlich vergnügt, angenehm, prächtig, verſchwenderiſch, herrlich und in Freuden. So viel Vortheil und Annehmlichkeit auf der Seite der Weltklugheit, und ſo viel Nachtheil und Unluſt auf der Seite der rechten Klugheit, können zwar alle Welt überzeugen, daß die letztere ganz und gar unnützlich ſey. Allein, wir wollen zum Ueberfluß unſre Leſer noch durch beſondre Gründe zu überführen, und allen Zweifel mit der Wurzel auszurotten ſuchen.

Es iſt ein ungezweifelter Grundſatz, daß alles dasjenige ganz und gar unnützlich ſey, was unſern Zuſtand nicht vollkommner macht. Die Vollkommenheit unſers Zuſtandes kann man unmöglich anders verſtehen, als nach dem Begriff unſrer Welt. Denn da wir weder im Mond, noch im Jupiter leben; ſo müßte man wunderlich ſchlüßen, wenn man eine andere Vollkommenheit erzwingen wollte, als die in unſerm Weltkörper gültig iſt. Allein, man ſehe nur einen Anhänger der ſo genannten rechten Klugheit an, ob er wohl ſeinen Zuſtand in der Welt vollkommner machen wird. Da er nach der Vorſchrift ſeiner Vernunft den Betrug, die Ungerechtigkeit und den Geiz verabſcheuet; ſo wird er lange warten müſſen, ehe er reich wird. Da ihm ſeine Vernunft befiehlet, daß er niemals niederträchtige und laſterhafte Mittel erwählen ſoll, um Titel, Aemter und Bedienungen zu erlangen; ſo darf er ſich nicht bange ſeyn laſſen, daß man ihn damit überhäufen werde. Da ihm ſeine Vernunft ſaget, daß er ſeine wolluſtigen Begierden im Zaum halten ſoll; ſo wird er bey den gefälligen Jungfern und bereitwilligen Weibern wenig Freude haben können. Da er es ſeiner Vernunft gemäß findet, weder zu verſchwenden, noch zu prahlen, noch ſich dem Kleiderpracht zu ergeben; ſo wird ſich niemand etwas aus ihm machen. Allein, nachdem er ſich weder Reichthum, noch Ehre, noch Anſehen, noch Freunde durch ſeine Klugheit erwirbt; ſo kann man nicht ſehen, wodurch ſein Zuſtand vollkommner wird. Alle weltkluge Menſchen werden mit uns einig ſeyn, daß man ſich einen wunderlichen Begriff von der Vollkommenheit unſers Zuſtandes machen müſſe, wenn man glaubt, daß es außer Reichthum, Ehre, Wolluſt und Anſehen noch andre Dinge giebt, die denſelben befördern.

Wir merken, was uns hier ein Anhänger der Klugheit einwerfen wird. Er wird ſagen, er läugne gar nicht, daß die Weltklugheit, Reichthum, Ehre, Wolluſt, Anſehen und dergleichen Dinge zu erwerben ſehr geſchickt ſey; allein, es ſey weit gefehlet, daß dieſe Dinge unſern Zuſtand vollkommner machen könnten. Die Vollkommenheit unſers Zuſtandes beſtünde in Erreichung des Endzwecks, worzu uns der große Schöpfer erſchaffen hat, in Beobachtung unſrer Pflichten und in dem rechten Gebrauch unſrer Vernunft und der Kräfte der Seelen. Man irre ſich aber gewaltig, wenn man die Vollkommenheit unſers Zuſtandes in Dingen ſuchen wolle, welche der größte Theil der Menſchen hochſchätzet. Dieſe hätten hier nicht den geringſten Einfluß. Sie würden aber verwerflich und haſſenswürdig, wenn ſie durch niederträchtige und laſterhaftige Mittel erlangt wären. Uebrigens könne es einem klugen Manne gleich viel ſeyn, ob der größte Theil der Menſchen ſeine Klugheit hochſchätze oder nicht. Die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt und das Vergnügen, mit dem er zu ſich ſelbſt ſagen könne, daß er den Endzweck ſeines Schöpfers erfülle, und ſeine Pflichten beobachte, könne ihm ſtatt alles Anſehens ſeyn.

Wir geſtehen, dieſe Einwürfe ſind ſehr wichtig. Allein, weil wir den Beyfall und Beyſtand des größten Theils der Menſchen vor uns haben; ſo dürfen wir uns noch nicht erſchrecken. Wir hoffen alſo, dieſe ganze Schlußkette, ſo fürchterlich ſie auch iſt, zum Troſt und Beruhigung aller Weltklugen ganz geſchicklich zu zerſtreuen. Wenn die Vollkommenheit unſers Zuſtandes in der Erfüllung des Endzwecks Gottes, in der Beobachtung unſrer Pflichten, und in dem rechten Gebrauche der Vernunft und der Kräfte unſrer Seelen beruhet; ſo ſind dieſes alles Dinge, die man nicht ſehen kann, daß ſie erlangt werden: und davon man folglich nicht überführet werden kann. Der Nutzen der ſogenannten rechten Klugheit bleibt alſo immer noch im Streit. Man kann den Weltklugen ein Haufen Dinge angeben, welche die Klugheit wirkt. Sie ſind aber deshalb nicht ſchuldig, ſolche auf des Verbringers bloßes Wort zu glauben. Sie fordern beſſern Beweis: und wer wollte es ihnen doch verdenken, daß ſie ſo lange, bis dieſer erfolgt, ihre Klugheit allen andern vorziehen. Der Nutzen davon fällt allzu deutlich und handgreiflich in die Sinne, als daß ſie ſolchen wegen eines angeblichen und unſichtbaren Nutzens fahren laſſen könnten.

Mit dem angegebenen Vergnügen aber über ſich ſelbſt, denken wir noch weit eher fertig zu werden. Man darf dieſes nicht ſchlechterdings auf das Wort des

Gegners glauben. Wir werden unten zeigen, daß es ſehr zweifelhaftig iſt; und daß man weit wahrſcheinlicher ſchlüßen kann, daß ihnen ihre Klugheit zur Laſt und Unluſt werden muß. Geſetzt aber auch, daß ſie eine ungemeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt haben; ſo werden ſie doch dadurch wenig oder nichts gewinnen. Hat man wohl jemals geſehen, daß ein Weltkluger, oder ein reicher, geehrter, wollüſtiger und angeſehener Mann, nachdem ſeine Klugheit ihre Wirkung gethan hat, nämlich, nachdem er die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft erlangt hat, mit ſich ſelbſt übel zufrieden geweſen iſt. Im geringſten nicht: und die ganze Schaar der Weltklugen kann jedermann Trotz bieten, nur ein einziges dergleichen Beyſpiel anzuführen. Sie befinden ſich vielmehr in einer unausſprechlichen Zufriedenheit. Sie erfreuen ſich über die Erreichung ihrer Abſichten: und ſie ſagen mit dem größten Vergnügen zu ſich ſelbſt, daß ihre Klugheit ganz herrliche Wirkungen gethan hat. Man ſiehet alſo hieraus, daß die Weltklugen von dem Nutzen der gegenſeitigen Klugheit nach wie vor wenig überzeugt ſeyn können. Wir ſind nun im Stande, mit der größten Gelaſſenheit zu unſerm andern Beweiſe zu ſchreiten.

Unſre Weltkugel iſt nicht mit einem einzigen Menſchen beſetzt; ſondern ein Menſch hat eine unzählige Menge vernünftiger Geſchöpfe ſeiner Art um und neben ſich. Es leidet alſo nicht den geringſten Zweifel, daß ſich ein jeder Menſch beſtreben muß, die Hochachtung und Freundſchaft ſeiner vernünftigen Nebengeſchöpfe zu erwerben: und es iſt eben ſo gewiß, daß alles dasjenige unnützlich und verwerflich ſey, was zu Erlangung dieſer Hochachtung und Freundſchaft nicht das geringſte beyträgt.

trägt. Wir wollen nun hieraus eine Anwendung auf die Klugheit machen, und ſehen, ob dieſelbe geſchickt ſey, ihrem Anhänger Hochachtung und Freundſchaft unter ſeinen Nebenmenſchen zuzuziehen. Wir getrauen uns mit Nein zu antworten: und die Erfahrung beſtärket das, was wir ſagen. Wie kann ſich auch ein Menſch Hochachtung erwerben, der gerade das Gegentheil von dem thut, was in der Welt eingeführet iſt, und der dasjenige nicht billiget, was die mehreſten Menſchen vornehmen. Die Hochachtung erfordert Verdienſte. Allein, wird wohl ein Weltkluger einräumen, daß ein Menſch Verdienſte haben könne, der nicht reich iſt, der keine Titel und Ehrenämter beſitzet und der wenig Anſehen in der Welt hat. Eben ſo windicht ſiehet es um die Freundſchaft aus. Wie kann ein ſo genannter kluger Menſch Freunde haben, wenn er die Verſchwendung, das Vollſaufen, das Spielen und tauſend andre Dinge haſſet und meidet, die in der Welt beliebt ſind, und uns Freunde erwerben. Was ſollten auch ſeine Freunde vor Unterhaltung bey ihm finden, wenn er alle ſeine Worte auf die Goldwaage legt, wenn er keine Narrenspoſſen macht, wenn er keine ſo genannten derben Redensarten vorbringt, wenn er nicht im Stande iſt, der Geſellſchaft mit Erzählung ſeiner Laſter und Thorheiten auf eine angenehme Art die Zeit zu vertreiben. In der That! man ſiehet nur allzu ſehr, daß die Klugheit nichts weniger als geſchickt iſt, Hochachtung und Freundſchaft zu erwerben: und der Schluß bleibt unumſtößlich, daß ſie nicht den geringſten Nutzen habe.

Allein, hier fällt mir ein Kluger in das Wort und ſpricht: Er räume uns ganz willig ein, daß ſich ein kluger Menſch von den meiſten Menſchen wenig Hochachtung

tung und Freundſchaft zu verſprechen habe. Es folge aber hieraus bey weitem nicht, daß er deſſen nicht würdig ſey. Unſre Handlungen wären hochachtungswürdig, wenn ſie nach der Vorſchrift der Vernunft eingerichtet wären, nämlich, wenn ſie unſre und unſrer Nebenmenſchen Wohlfahrt beförderten. Die Gleichgültigkeit der meiſten Menſchen können dem Werth ihrer Verdienſte nichts benehmen. Weil ſie ſelbſt nicht der Klugheit folgten; ſo wären ſie auch nicht im Stande, über die Handlungen der Klugen zu urtheilen. Es könnte auch einem Klugen wenig daran liegen, ob er unter den meiſten Menſchen Hochachtung und Freundſchaft fände oder nicht. Genug, wenn ihn einige vernünftige Menſchen hochſchätzten, und ihn mit ihrer Freundſchaft beehrten. Dieſes wäre ein beſſer Zeugniß von ſeinen Verdienſten, als wenn ihn alle Thoren der Welt liebten und verehrten.

So nachdencklich dieſe Worte auch klingen; ſo ſind ſie doch nicht vermögend, uns und die Weltklugen irre zu machen. Man müßte ſehr einfältig ſeyn, wenn man nicht ihre Schwäche allenthalben einſehen wollte. Alles kommt darauf an, daß etliche wenige oder doch der kleineſte Theil der Menſchen die Verwegenheit haben, zu behaupten, ſie hätten das Recht, den größten Theil der Menſchen zu überſtimmen. Es würde ſchön in der Welt ausſehen, wenn man erſt dieſes gelten laſſen wollte. Was würde man nicht vor wunderliche Dinge in der Welt einführen, wenn die meiſten Stimmen der Menſchen oder der Beyfall des größten Haufens gar nicht mehr in Betrachtung kommen ſollte. Man weis, was ſich etliche wenige Menſchen manchmal vor närriſche Dinge in Kopf ſetzen können, alles unter dem Vorwande, daß es der Vernunft gemäß ſey. Wenn nun die übrigen Menſchen ihre Hirngeburten ſo fort annehmen ſollten; was würde daraus werden. Nein, ſo einfältig dürfen dieſe kluge Herren die Welt nur nicht anſehen.

Sie verdienen auch um ſo weniger gehöret zu werden, da ſich unter den Weltklugen ſo viel große, vortreffliche, vornehme, reiche und angeſehene Männer befinden. Dennoch ſollen alle dieſe und der gröſte Theil der Menſchen gar nichts gelten, bloß weil einige Naſeweiſe und Ueberkluge denken, daß ſie ihre Handlungen nach der Vorſchrift der Vernunft einrichten. Nein! wer die Klugheit hat, ſich ſelbſt vor ſo viel andern einen ſo unendlichen Vorzug herauszunehmen, der verdienet nicht weiter, daß man ihn widerlege: und es iſt am beſten, daß ſich die Weltklugen gar nicht mehr um ſie bekümmern; ſie mögen auch denken und plaudern was ſie wollen.

Aus eben dem letzt angeführten Grunde, nämlich, weil ſich eine unzählbare Menge vernünftiger Geſchöpfe unſrer Art, zu gleicher Zeit auf unſerm Erdkörper befinden, folget unwiderſprechlich, daß es eine unſrer vornehmſten Pflichten iſt, uns gegen dieſelben gefällig zu erweiſen, und alles, was in unſern Kräften iſt, zu ihrem Vergnügen beyzutragen. Folglich iſt es unſre Schuldigkeit, alles dasjenige zu unterlaſſen, was ihnen mißfällig, beſchwerlich und verdrüßlich iſt.

Hier haben wir einen neuen Beweis, daß die Klugheit nicht allein unnützlich, ſondern auch ſo gar verwerflich und tadelnswürdig ſey. Man frage einmal die Weltklugen, ob es ihnen nicht unangenehm ſey, daß jene nur allein die Vernunft zur Richtſchnur der menſchlichen

Handlungen machen wollen? Man frage ſie einmal, ob es ihnen nicht höchſt beſchwerlich ſey, daß ſie dennoch manchmal aus Furcht vor dieſen eigenſinnigen Köpfen unterlaſſen müſſen, ihre Klugheit, nämlich die Beförderung der Befriedigung ihrer Leidenſchaften auszuüben, oder daß ſie doch wenigſtens die Mittel geheim zu halten genöthiget werden, die ſie hierzu angewendet haben. Man frage ſie einmal, ob es ihnen nicht höchſt verdrießlich iſt, daß ſie in Geſellſchaften ihre Worte und Handlungen weit behutſamer einrichten müſſen, wenn ſich einer dieſer überklugen Herren gegenwärtig befindet. Man frage ſie einmal, ob ſie nicht gewaltig beleidiget werden, wenn einer von dieſen naſeweiſen Klüglingen ſeinen Mißfallen über ihre Handlungen, wo nicht öffentlich, dennoch in geheim und durch ſeine Mienen bezeuget, und man frage ſie nur, ob es ihnen überhaupt nicht ſehr nahe geht, wenn ſie hören, daß die ganze Ausübung ihrer Klugheit dem Tadel dieſer eigenſinnigen Leute mehr als zu ſehr unterworfen iſt. Wir ſind ſehr verſichert, daß ſie alle im Herzen einmüthig ja ſagen werden: und weiter brauchen wir nicht das geringſte Zeugniß.

Hier deucht uns, daß wir einen Klugen folgendergeſtalt antworten hören: Was für abentheuerliche Forderungen! Weil die meiſten Menſchen nicht klug ſind; ſo ſoll man ſelbſt nicht klug ſeyn. Weil die meiſten Menſchen Laſter und Thorheiten ausüben; ſo ſoll man die Augen feſt zudrücken, daß man nicht das geringſte davon gewahr werde. Oder, wenn wir unſre Augen gebrauchen dürfen, verlangen etwan die ſo genannten Weltklugen, daß wir glauben ſollen, zweymal zwey mache nicht viere, oder dreymal drey weniger als neune. Wahrhaftig! dieſes heißt Gefälligkeiten auf eine unverſchämte Art verlangen. Wenn wir aber nicht blind ſeyn ſollen, und wenn wir unſre Urtheilungskraft ausüben dürfen; ſo können wir unmöglich die Handlungen der Weltklugen billigen; vielweniger denenſelben Beyfall geben, oder ſie gar loben. Wir würden uns ihrer Laſter und Thorheiten ſelbſt theilhaftig machen, wenn wir nicht unſer Mißfallen darüber einiger maaßen äußerten. In der That, die Herren Weltklugen haben hohe Urſach, mit unſrer Mäßigung zufrieden zu ſeyn. Wir machen ſchon vor die Geſtalt der Welt allzu viel Betracht. Denn wir würden ihnen ſonſt alle Augenblicke unter die Augen ſagen müſſen, wie ſehr ſie bey ihren Handlungen die Vorſchrift der Vernunft und ihre Pflichten aus den Augen ſetzen.

Recht ſo! Nun ſind ſie überwunden, die Weltklugen. Was wollen ſie wohl hierauf antworten? Sie müſſen verſtummen: und es bleibt ihnen nichts übrig, als ſich zu beſſern, und ihre Klugheit fahren zu laſſen. Wer wollte ſich doch unterſtehen, derſelben in Gegenwart ſo vortrefflicher Sittenrichter noch einen Augenblick anzuhängen? Sehen ſie nicht, daß unſre glückliche Zeiten Männer hervorbringen, welche die Sitten der Welt und alle Weltklugheit über den Haufen werfen.

Aber höret doch, ihr Herren Klugen! Wer hat euch denn geſagt, daß ihr allein ſcharfſichtig, klug und untadelhaftig ſeyd? Wer hat euch denn aufgetragen, daß ihr allein über die Sitten und Handlungen eurer Nebenmenſchen richten ſollet? Wer hat euch denn befohlen, daß ihr ſie nicht mit Gleichgültigkeit anſehen, ſondern ſie tadeln, oder doch euer Mißfallen darüber zu erkennen geben ſollet?

Und wer hat euch doch nur die Macht gegeben, daß ihr die Geſtalt der Welt in der Form eures eigenſinnigen Kopfes umſchmelzen, und eine andre, nach eurer wunderlichen Einbildungskraft, hervorbringen möget? Die Vernunft befiehlet dieſes alles: werdet ihr antworten. Ein unvergleichlicher Grund! Gerade, als wenn die Welt ſchuldig wäre, alle die Mißgeburten ſo gleich ehrerbietigſt anzunehmen und zu erklären, die man ihr unter dem Namen der Kinder der Vernunft aufbürden will.

Zum Glück kehren ſich die Weltklugen nicht daran, dieſe eingebildeten Sonderlinge mögen urtheilen, ſittenrichten, tadeln, murren, und der Welt eine Geſtalt anwünſchen, wie ſie wollen. Sie bekümmern ſich wenig um ihre wunderliche Grillen. Sie lachen darüber: und ſie können ihre Verachtung nicht beſſer zu Tage legen, als wenn ſie in der Ausübung ihrer Weltklugheit immer fortfahren, ohne ſich im geringſten ſtören zu laſſen, jene mögen auch ſchreyen wie ſie wollen. Wenn ſich die Klugen über die ſchlechte Wirkung ihres Sittenrichtens und ihres Tadelns ärgern; deſto ſchlimmer iſt es für ſie. Die Weltklugen werden ihre Klugheit immer höher treiben, wenn ſich jene auch gar zu Tode eifern ſollten. Im geheim geſprochen; wir ſehen dieſes vor ein gutes Mittel an, daß man ſich dieſe wunderlichen Leute mit guter Art vom Halſe ſchaffen könnte. Denn entweder ſie werden ſich zu Tode ärgern, oder ſie müſſen doch einmal müde werden, und ihre ſo genannte rechte Klugheit fahren laſſen, wenn ſie ſehen, daß ſie nicht den geringſten Nutzen und Wirkung hat.

Man muß ſich nur verwundern, daß die Anhänger dieſer wunderlichen Klugheit nicht längſt vor Aergerniß umgekommen ſind, oder wenigſtens, daß ſie nur noch einen Augenblick bey derſelben aushalten. Sie ſehen, deucht uns, deutlich genug, daß ſie keinen Nutzen davon haben. Sie werden nicht reich. Sie erwerben ſich weder Brod noch Unterhalt dadurch. Sie erlangen weder Ehre noch Beförderung dadurch. Wer wollte auch Leuten Bedienungen anvertrauen, die von den Sitten der Welt ſo üble Meynung haben? Sie würden ſchöne Händel anfangen, wenn ſie einige Gewalt in Händen hätten. Man achtet ſie nicht. Sie werden ſo gar verachtet: und ſie müſſen ſich das einmüthige Urtheil der Welt gefallen laſſen, daß ſie eigenſinnige und wunderliche Leute ſind. Ihre Klugheit hat auch bey ihren Nebenmenſchen nicht den geringſten Nutzen. Alle ihre Urtheile, ihr Mißfallen, ihr Tadel, ihr Eifer ſind lächerlich in den Augen der Weltklugen. Was aber ihre Standhaftigkeit bey der elenden Fahne der Klugheit am wunderwürdigſten macht, die Klugheit iſt ihnen ſelbſt beſchwerlich, und die Ausübung derſelben verurſachet ihnen ſelbſt ſehr viel Beſchwerlichkeiten. Wir wollen hieraus noch einen andern Beweis nehmen, daß die Klugheit ganz und gar unnützlich ſey.

Wenn ſie ihre Klugheit in der That recht ausüben wollen; ſo müſſen ſie vor allen Dingen ihre Leidenſchaften bezwingen. Nun fragen wir aber alle Weltklugen, ob dieſes nicht die allerunangenehmſte, beſchwerlichſte und verdrüßlichſte Sache von der Welt ſey. Aller Zwang iſt beſchwerlich. Wie beſchwerlich muß demnach nicht die Bezwingung der Leidenſchaften ſeyn, eine Sache, die uns ſo natürlich iſt. Hilf Himmel! wie verdrüßlich muß es nicht ſeyn, wenn man nicht hoffärtig, nicht ſtolz, nicht ehrgeizig, nicht verſchwenderiſch, nicht unmäßig, nicht betrunken, nicht wollüſtig, nicht rachgierig, nicht zornig, nicht neidiſch, nicht verläumderiſch ſeyn ſoll!

Und geſetzt, daß ſie, ohngeachtet aller dieſer Beſchwer- und Verdrüßlichkeiten, dennoch Ueberwinder geworden ſind, welches ihnen aber niemand ſo leicht glauben wird, was vor neue Mühſeligkeiten ereignen ſich in der fernern Ausübung ihrer Klugheit? Sie müſſen allemal mühſam unterſuchen, ob auch ihre Worte und Handlungen mit der Vorſchrift der Vernunft übereinſtimmen. Sie müſſen alſo beſtändig in Sorge, Angſt und Furcht leben, daß ſie ja dieſe eingebildete Vorſchrift nicht aus den Augen ſetzen. Man weis aber nur allzu ſehr, wie traurig, beſchwerlich und verdrüßlich ein ſolches Leben iſt. Was aber am beträchtlichſten iſt; ſie müſſen ſich wegen ihrer vermeyntlichen Klugheit alle Annehmlichkeiten des Lebens aus den Händen gehen laſſen. Wer hieraus nicht gewahr wird, daß ihnen die Ausübung der Klugheit ſelbſt beſchwerlich und verdrüßlich iſt, der muß nicht der geringſten Einſicht fähig ſeyn.

Die Klugen mögen nun ſagen, wie ſie wollen, daß die Bezwingung der Leidenſchaften im geringſten nicht verdrüßlich, ſondern das höchſte Vergnügen ſey, das ein vernünftiger Menſch erlangen könne. Sie mögen uns vorſchwatzen, wie ſie wollen, daß alle ſo genannte Annehmlichkeiten des Lebens dieſen Titel nicht verdienen, ſo bald als wir die Vernunft zu Rathe ziehen, und daß dieſe allein das Vergnügen unſers Lebens ausmache; ſo ſind wir doch nicht ſchuldig, uns hierauf einzulaſſen, bis ſie uns vollkommen überführen, es ſey möglich, daß die Menſchen von einerley Sache ganz entgegengeſetzte Begriffe haben können.

nen. Sie werden aber dieſes zu bewerkſtelligen ſo bald noch nicht im Stande ſeyn.

Dargegen, wie annehmlich, wie ſüße, wie leicht und wie bequemlich iſt nicht die Weltklugheit! Unſre Leidenſchaften dürfen ja nur wollen; ſo giebt uns dieſe Klugheit dienliche Mittel an die Hand, ſolche zu vergnügen. Wo kann dennoch bey ihr Zwang, Beſchwerlichkeit und Verdruß verfallen? Es iſt wahr, ein Weltkluger kann nicht alle ſeine Leidenſchaften ohne Unterſcheid vergnügen. Er ſcheinet alſo nicht von allem Verdruſſe frey zu ſeyn. Allein, hieraus kann auf die Klugheit ſelbſt weder Beſchwerlichkeit noch Unannehmlichkeit fallen. Es liegt nur an ihm, weil entweder ſeine Leidenſchaften allzu unmäßig ſind, und ſeine Beſchaffenheit überſteigen, oder weil er die rechte Weltklugheit nicht in ſeiner Gewalt hat, nämlich, weil er nicht dienliche Mittel ausfindig zu machen weis, welche die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft in der That befördern. Schlagen auch die Mittel, die ihm ſeine Klugheit an die Hand giebt, in einer Leidenſchaft fehl, ſo werden ſie in unzählig andern die glücklichſte Wirkung haben. Was vor Annehmlichkeiten des Lebens, was vor ſüßen Zeitvertreib, was vor Luſt, was vor Vergnügen kann er nicht auch vermittelſt dieſer Klugheit ohne große Mühe erlangen. Aller Vortheil iſt demnach auf der Seite der Weltklugheit, und allenthalben leuchtet aus ihr hervor, wie luſtig, wie annehmlich und wie reizend ſie iſt.

Wir unterſtehen uns ſo gar, zu behaupten, daß die Narren unendlich angenehmer und bequemer leben, als jene eigenſinnige Klugen. Wie angenehm, wie vergnügt und wie klüglich lebt nicht ein Narr, der weder auf geſchickte Mittel ſinnet, ſeine Leidenſchaften zu vergnügen, noch ſich um dasjenige bekümmert, was die Ehrbarkeit, die Sitten und die Gewohnheit der Welt erfordern. Er iſt ſtolz, hochmüthig, ehrgeizig, ohne die geringſten Abſichten, und ohne ſich um die geringſten Mittel zu bemühen, die dieſen Leidenſchaften einigen Grund und Nahrung verſchaffen könnten. Alle ſeine Leidenſchaften befriediget er nicht, um ſie zu befriedigen; ſondern in der größten Sorgloſigkeit, bloß, weil ſich die Gelegenheit hierzu ereignet. Er redet, was ihm zuerſt in den Mund kömmt, und die Ehrbarkeit und Sitten ſind Dinge, die ihn nichts angehen. Er redet und thut alles, was ihm gefällt, ohne nachzuſinnen, ob auch jemand durch ſeine Worte und Handlungen beleidiget werden könnte: und wenn er endlich handgreiflich überzeugt wird, daß er jemand beleidiget habe; ſo macht ihm dieſes nicht den geringſten Kummer. Alle andre Menſchen ſind vor ihm nicht in der Welt: ſo weit iſt er entfernt, einigen Betracht auf ſich zu machen. Er lebet in der allervergnügteſten Sorgloſigkeit. Nichts macht ihm Unruhe. Schaam und Schande ſind Dinge, die ihn niemals rühren. Alle Verweiſe ſeiner Anverwandten, und alles Bitten und Erinnern ſeiner guten Freunde verdienen bey ihm nicht die geringſte Achtung. Er iſt einmal unumſchränkter Herr ſeiner Handlungen. Ueber alle andre Menſchen iſt er in ſeinen Gedanken unendlich erhaben. Er hat ſie ſchon in der Gelehrſamkeit, oder in ſeiner Handthierung weit hinter ſich gelaſſen, geſetzt, daß ſeine Wiſſenſchaften die allerelendeſte Beſchaffenheit von der Welt hätten. Seine Weisheit und ſeine geſchickte Aufführung wird von nichts übertroffen, wenn er ſich auch wie ein kleiner Bube aufführte. Wie kann er ſich demnach etwas einreden laſſey. In dieſen ſüßen Träumereyen gehet er beſtändig ſeinen großen Weg der Narrheit mit unerſchrocknen Schritten fort. Die deutlichſten, vernünftigſten und beweglichſten Vorſtellungen können alſo keinen Eindruck bey ihm machen. Er lacht, pfeift und ſingt darzu: und iſt dabey frölich und guter Dinge. Wenn dieſes nicht angenehm, bequem und vergnügt leben heißt; ſo ſiehet man nicht, was man mit dieſem Namen belegen ſoll.

Wir haben nunmehr den letzten Beweis vorzutragen. Dieſer iſt der wichtigſte: und wir haben ihn mit Fleiß bis hieher verſparet, damit derſelbe unſern Leſern deſto eher in Erinnerung bleiben, und alſo nicht den geringſten Zweifel wider die Wahrheit unſers Satzes übrig laſſen möge. Die Vernunft, dieſer ſo ſehr gerühmte einzige Grund der Klugheit, hat ſelbſt keinen Nutzen in der Welt. Wie kann demnach die Sache, ſo darauf gebauet wird, die geringſte Nutzbarkeit haben. Man bezeige mir auf die Vorfälle in der Welt einige Aufmerkſamkeit; ſo wird man gewahr werden, wie wenig man ſich nach der Vernunft richtet, und wie unnützlich ſie demnach ſey.

Wie viel Moden haben wir nicht, die gewiß nicht mit der Vernunft übereinkommen? Allein, man ſtelle ſolches einmal noch ſo deutlich vor; ſo wird es heißen: die Vernunft gilt hier nicht. Es iſt nun einmal ſo Mode. Was vor eine Menge Gebräuche und Gewohnheiten hat man nicht an vielen Orten, die ſich mit der Vernunft nicht zuſammen reimen laſſen? Allein, man zeige dieſes noch ſo gründlich; ſo wird es heißen: Die Vernunft gilt hier nicht. Dieſe Gewohnheit, dieſer Gebrauch iſt nun einmal bey uns eingeführet.

Man wende ſich hierauf zu den Groſſen dieſer Welt, und zu ihren Staatsbedienten, und ſtelle ihnen auf die allerehrerbietigſte, beweglichſte und überzeugendeſte Art vor, daß es der Vernunft, der Billigkeit und der Menſchenliebe nicht gemäß ſey, wegen einer kleinen, nichtsbedeutenden Beleidigung, oder wegen ihrer perſönlichen Abſichten und Anforderungen, Kriege anzufangen, ganze Ströme Menſchenblut zu vergieſſen, die Länder zu verheeren, und ſo viel tauſend Menſchen flüchtig, elend, arm und unglücklich zu machen. Wenn ſie ſich auch gefallen lieſſen, dergleichen Vorſtellungen anzuhören; ſo würde es doch heiſſen: Die Vernunft gilt hier nicht. Sie iſt zu ohnmächtig, Regenten Geſetze vorzuſchreiben.

Man rede hierauf mit den Herren Geiſtlichen in allen Religionen, und ſage ihnen: Dieſes oder jenes von euren Glaubensgeheimniſſen kann mit der Vernunft nicht beſtehen. Es ſcheinet wider alle Vernunft zu ſeyn, und iſt mir ganz unbegreiflich. So gleich wird abermals die Antwort lauten: Hier gilt die Vernunft nicht. Nehme der Herr ſeine Vernunft gefangen. Hier muß er nur glauben.

Man gehe zu den Rechtsgelehrten, und zeige ihnen mit trifftigen Gründen, daß die Vernunft dieſes oder jenes Geſetz nicht billigen kann. Sie werden antworten: Es iſt wahr. Allein die Vernunft gilt hier nicht. Es iſt nun einmal ſo Rechtens.

Man ſage einmal einigen der Herren Aerzte noch ſo deutlich und überzeugend, es ſey nicht vernünftig, daß ſie alle Krankheiten aus dem Urin erkennen wollten, da man doch nach der Vernunft nur bey einigen wenigen Krankheiten einige Urſache hiervon ausfindig machen könnte. Sie werden antworten: Es iſt wahr. Allein, es iſt doch bey den meiſten unter uns ſo gewöhnlich.

Kurz, man durchſuche alle Stände. Allenthalben wird man gewahr werden, daß die Vernunft wenig oder nichts gilt, und alſo nicht den geringſten Nutzen habe. Es iſt alſo ganz natürlich, daß die Klugheit, als eine Wirkung der Vernunft, weit weniger nutzbar ſey.

Da die Vernunft nach dem einmüthigen Geſtändniſſe der meiſten Menſchen wenig oder nichts gilt; ſo deucht uns, wäre es wohl am beſten, daß man ſie ganz und gar abſchaffte. Allein, die Mittel, wodurch man ſich dieſelbe von Halſe ſchaffen könnte, ſind ſchwer ausfindig zu machen. Die Gefangennehmung will uns vieler Urſachen wegen nicht gefallen. Wie bald könnte ſich die eingekerkerte Vernunft nicht durchbrechen, und hernach nur deſto mehr Unheil anrichten. Es möchte alſo wohl am beſten ſeyn, wenn man ſie mit guter Manier in geheim vom Leben zum Tode zu bringen ſuchte.

Nachdem wir nunmehr deutlich und gründlich bewieſen haben, daß die Klugheit nicht den geringſten Nutzen in der Welt hat; ſo wäre es unſre Pflicht, alle Welt zu ermahnen, dieſe unnütze Klugheit zu verlaſſen, und davor die angenehme, luſtige, leichte, bequemliche und nützliche Weltklugheit zu erwählen. Allein, wir finden die meiſten Menſchen ſchon von ſelbſt auf einem ſo guten Wege, und in einer ſo rühmlichen Neigung gegen dieſe letztere Klugheit, daß unſre Ermahnungen überflüſſig ſeyn würden.

* * *

V.

Schreiben (*)

an die

Verfaſſer der Ergötzungen

über die vorhergehende Materie.

Hochgeehrteſte Herren!

Zweymal hatte ich Ihren Beweis, daß die Klugheit in der Welt keinen Nutzen habe, völlig durchgeleſen, ohne die geringſte Aenderung meines Gemüths zu empfinden. Ich las Ihre beweglichen Ermahnungen mit einer gewiſſen Kaltſinnigkeit, welche Ihnen den Sieg über mein Herz ziemlich ſchwer zu machen ſchien. Und hätte ich es hierbey bewenden laſſen; ſo würde ich itzo nicht nöthig haben, mich über Sie zu beſchweren. Doch mein Schickſal hatte es alſo beſchloſſen, mich durch einen traurigen Zufall zu warnen, künftig Dero gefährlichen Beweiſe ungeleſen zu laſſen.

Eine gewiſſe Verdrießlichkeit nöthigte mich einen Abend, alle gar zu ernſthafte Betrachtung und Bemühung bey Seite zu ſetzen, und eine gewiſſe Unruhe verhinderte mich am Schlafe. Dieſes brachte mich auf den Einfall, mein Gemüthe durch Leſung angenehmer und nützlicher Schriften wieder in etwas aufzuräumen. Sogleich fiel meine Wahl auf die Ergötzungen, und zu allem Unglück ergrief ich das dritte Stück des zweyten Bandes. Und kurz, ich las Ihren Beweis von der Klugheit nunmehr zum dritten male.

---

*) Dieſes Schreiben iſt in der That von fremder Hand eingeſendet worden. Allein wegen des Zuſammenhanges mit dem Folgenden müſſen wir es hier mit einrücken.

Ich weis nicht wie es kam, daß mir dieſesmal Ihre Folgerungen weit ſtärker und bündiger ſchienen, als da ich ſie die erſten beyden male geleſen hatte. Ehre, Wolluſt und Reichthum, welche Sie, meine Herren, aus der itzigen Weltklugheit herleiten, ſchienen mir ſehr reizende Güter, welche man unmöglich mit gleichgültigen Augen anſehen könnte. Kaum hatte ich die Hälfte Ihrer Abhandlung geleſen, ſo legte ich ſie weg, und war im Begriffe, Sie zu erſuchen, der Welt meine Bekehrung bekannt zu machen, ich machte mich alſo über eine Ode, um denen geſammten Weltklugen meine Bekehrung deſto glaublicher zu machen, und zugleich meine vorigen Gedanken zu wiederrufen. Zu allem Glück floſſen mir dieſen Abend die Verſe ſehr ſchlecht, daß ich bey der ſiebenden Strophe aufhören mußte.

Nichts ließ ich mir nun mehr angelegen ſeyn, als meine erlernte Weltklugheit in Uebung zu bringen. Ich überlegte ſchon bey mir, wie ich mir die Ehrenämter, die ich mir in kurzen durch meine Künſte zuwege bringen würde, zu Nutze machen wollte. Ja ich ſann ſchon auf eine neue Erfindung eines Geldkaſtens, worinnen ich meine bald zu erwerbende Schätze ſicher verwahren könnte. Das nöthigſte, meinen Zweck zu erreichen, ſchien mir, mich in große Geſellſchaft zu machen, wo ſollte ich ſolche bequemer antreffen, als auf den öffentlichen Häuſern, wo ein jeder frey vor ſein Geld leben kann. Meine erſte Ausflucht geſchah auf eines der berühmteſten Coffeehäuſer allhier, ich miſchte mich dieſes mal nicht ſehr in die Bemühungen derer Anweſenden. Meine Abſicht war, ihnen unvermerkt die Grundregeln einer Wiſſenſchaft, in welcher ich mich nur noch vor einen Schüler ausgeben konnte, abzulernen. Mein Vorhaben gieng mir ziemlich von ſtatten: die Art einen im Spiele durch allerhand Kunſtgriffe das Geld, als das Beſchwerlichſte unter den Scheingütern, unvermerkt abzunehmen, die Art zu pralen, wenn man auch kein Geld im Schubſacke hat, und wohl gar den mit Silber beſchlagenen Modeſtock dem Coffeeſchenken zum Pfande laſſen muß, die Art zu küſſen, die Art, die engſte Freundſchaft und Vertraulichkeit, mit Leuten die man in ſeinem Leben vorher niemals gekannt hat, einzugehen. Dieſes und noch mehreres hatte ich ſchon ziemlich begriffen, und ich würde mich ſehr bemühet haben, das, was mir noch etwa unbekannt war, in kurzem zu begreifen, wenn mich nicht eine verdrießliche Begebenheit, wovon ich Ihnen bald die betrübte Meldung thun werde, gänzlich von meinem Vorhaben abgebracht, und den größten Abſcheu vor der Weltklugheit in mir erregt hatte.

Ich wollte nunmehro doch auch gerne zeigen, daß ich meine Zeit und mein Geld nicht vergeblich angewendet, ich nahm mir alſo vor, mich in ein Spiel einzulaſſen. Meine Abſicht aber war nicht, das Geld zu verlieren, ich bediente mich alſo einiger Kunſtgriffe, welche ich zuvor den berühmteſten Spielern abgeſehen hatte. Allein, ich konnte mich entweder in dieſe wilde Art der Klugheit nicht recht ſchicken, oder mein Gegner war mir zu ſchlau. Er merkte einigemal, daß ich falſch ſpielte, und dieſes war genug, ihn in den Harniſch zu bringen, und ich würde ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen ſeyn, wenn mir nicht die Furcht des Todes die Flucht gerathen hätte. Ein andermal wechſelte ich mir von einigen guten Freunden falſch Geld um ein geringes ein, in der Abſicht, meine Gläubiger, oder ſonſt jemand damit zu betrügen. Meinen erſten Verſuch machte ich mit einem Gulden. Da ich ihn vorhero gehörig zugerichtet hatte; ſo ſchickte ich ihn meinem Kaufmanne, aber er war ſo höflich, und ſchickte mir ihn zerbrochen mit empfindlichen Reden und Drohungen wieder zurück. Ich hatte gehöret, daß es eine Hauptregel der Weltklugheit ſey, auf den Schein mit andern Leuten gut zu thun, und doch hinterwärts vor allen Leuten Uebels von ihnen zu reden, ich dachte, dieſes müſte mir auch angehen. Doch einige von meinen Hauspurſchen verſtunden Unrecht, und wollten mich bey der Obrigkeit verklagen, ich ſah mich zu meiner größten Schande genöthiget, ihnen ſolches wieder abzubitten. Sehen Sie, mein Herr, ſolchen Unheil können Sie mit Ihren Beweiſen machen. Sie werden alſo am beſten thun, wenn Sie ſolche künftighin völlig aus Ihrer Monatſchrift verbannen. Es giebt ja ſonſt Dinge genug, wovon man einige Blätter anfüllen kann. Wo Sie aber ja nichts anders haben ſollten; ſo überſetzen Sie einige Liebeshiſtörchen, oder Mährchen, dieſe werden den Leſern, wo nicht ein ſo groſſes Vergnügen, als Ihre bisherige Abhandlungen erwecken, doch weniger gefährlich ſeyn. Doch machen Sie es, wie Sie wollen, ich werde Ihre Monatſchrift beſtändig, doch aber mit größerer der Behutſamkeit hinführo leſen. Indeſſen will ich Ihnen doch die Ode, welche ich in meinem vorigen Zuſtande, zum Lobe der Weltklugheit angefangen, ſo weit ich Sie fertig habe, überſchicken, um Ihnen zu zeigen, wie vortheilhafte Begriffe ich damals von dieſer Göttinn hatte. Der ich mit aller Hochachtung beharre

Hochgeehrteſte Herren,

Dero

Jena den 9ten Apr.
1746.

Ergebenſter
M**.

VI.

Erinnerungen
über vorſtehendes Schreiben.

Wir wundern uns nicht, daß die Stärke unſers Beweiſes erſt bey der dritten Durchleſung diejenige glückliche Wirkung über das Gemüthe des Herrn Verfaſſers des vorſtehenden Schreibens erreicht hat, die wir ſeiner Wohlfahrt wegen ſo ſehnlich wünſchten. Solche tiefſinnige Wahrheiten laſſen ſich freylich nicht bey dem erſten und andern Anblick einſehen. Allein, wir wundern uns billig, daß derſelbe nach einer ſo glücklichen Ueberzeugung von der einmal erkannten Wahrheit keinen geſchicktern Gebrauch gemacht hat.

Wir bedauren von Herzen, daß der Herr Verfaſſer durch dieſe unrechte Anwendung in ſo viel Verdrießlichkeiten verfallen iſt. Uns aber und unſerm Beweiſe, wenn er billig ſeyn will, wird er das daraus entſtandene Unheil nicht beymeſſen können. Die Ehre unſers Beweiſes erfordert es, daß wir dieſes durchaus nicht zugeben, und wir getrauen uns den Herrn M · · zu überführen, daß alles an ihm ſelbſt und an dem unrechten Gebrauche der erkannten Wahrheiten gelegen hat.

Wir haben die Weltklugheit als eine Fertigkeit unſrer Seelen erkläret, dienliche Mittel zu ergreifen, um die Vergnügung unſrer Leidenſchaften zu befördern. Wenn wir die Mittel betrachten, die der Herr Verfaſſer angewendet

wendet hat, ſeine Leidenſchaften zu vergnügen; ſo ſind ſie weder dienlich noch geſchickt, dieſen Endzweck zu befördern. Wir ſehen, daß er eine Leidenſchaft gehabt hat, reich zu werden. Es iſt wahr, das Spielen iſt kein undienliches und ungeſchicktes Mittel, die Vergnügung dieſer Leidenſchaft zu befördern. Wir kennen unterſchiedne geſchickte Spieler, die durch dieſes Mittel zu ganzen halben Tonnen Goldes Reichthum zuſammengebracht haben, ohne was eine herrliche Lebensart unterdeſſen vor Koſten verurſachet hat. Allein dasjenige, was vor den einen ein geſchicktes Mittel iſt, wird öfters vor den andern das allerungeſchickteſte. Der Herr M - - hätte vorher die Beſchaffenheit ſeiner Seele unterſuchen ſollen, ob er nämlich Verwegenheit genug hätte, alle diejenigen an den Hals zu ſchmeiſſen, und vor die Klinge zu fordern, die ihm ſeine Kunſtgriffe vorrücken würden. Denn wer bey dergleichen Verfällen ſein Heil in der Flucht ſuchen will, der iſt zu einem vollkommnen Spieler, der dadurch reich zu werden ſuchet, ſo geſchickt, als der Elephante zum Seiltanzen. Er ſiehet demnach ganz offenbar, daß er zu Befriedigung ſeiner Begierde nach Reichthum das allerundienlichſte Mittel erwählet hat.

Eben ſo ein ungeſchicktes Mittel, ſeine Begierde nach Reichthum zu vergnügen, iſt die Kramerey mit falſchem Gelde. Ein Weltkluger muß in Erwählung der Mittel voraus ſehen, daß die Welt mit Leuten ſeiner Art erfüllet iſt, die ſich durch ein Mittel nicht leicht betrügen laſſen, das jedermann gar leicht in die Sinne fällt. Solche Mittel, worüber das Strafamt der Obrigkeit wachet, wird auch ein Weltkluger ſchwerlich zu Befriedigung ſeiner Leidenſchaften ergreifen.

Wir werden aus dem Beyſpiele des Herrn Verfaſſers gewahr, wie nöthig es wäre, wenn irgend ein gelehrter und erfahrener Mann ſich die Mühe nehmen wollte, aus einer rühmlichen Neigung vor das Beſte des menſchlichen Geſchlechts eine praktiſche Anleitung zur Weltklugheit zu ſchreiben. Vielleicht werden ſich noch eine Menge Anfanger mit dem Herrn Verfaſſer in einerley Beſchaffenheit befinden, daß ſie zwar von der Nutzbarkeit und Nothwendigkeit der Weltklugheit überzeugt, dennoch aber nicht vermögend ſind, diejenigen geſchickten Mittel zu erwählen, die zu der Ausübung derſelben ganz unumgänglich erfordert werden. Wir wurden uns zu dieſer nützlichen Schrift ſelbſt anheiſchig machen, wenn unſre Krafte und Erfahrung hierzu hinlänglich wären. Allein, wir können uns doch nicht entbrechen, dem Herrn Verfaſſer einige geſchicktere Mittel vorzuſchlagen, als diejenigen ſind, worauf er in ſeiner Bekehrung gefallen iſt. Vielleicht kömmt dieſes heilſame Werk, das bereits einen ſo glücklichen Anfang gehabt hat, völlig zu Stande, wenn er die Geſchicklichkeit unſrer Mittel zu verſuchen belieben wollte.

Wir wollen demnach den Fall ſetzen, Herr M.. giebt der Wahrheit die Ehre und erkennet die Stärke unſers Beweiſes von neuem; ſo wird ſich ohne Zweifel eine Begierde zum Reichthum abermals einfinden. Zu deren Vergnügung kann er folgende geſchickte Mittel anwenden. Wir getrauen uns faſt vor deren gute Wirkung die Gewähr zu leiſten, weil wir viel wohlhabende Männer in der Welt kennen, die ſie mit einem glücklichen Erfolg angewendet haben.

Er muß ſich bey alten begüterten Leuten in Gunſt zu ſetzen ſuchen, die keine Kinder haben, die aber von ihrer Gruft kaum noch einen Schritt entfernet ſind. So bald er ſich einiger maaßen bey ihnen eingeſchmeichelt und ein Vertrauen gegen ſich erwecket hat; ſo muß er ihre Anverwandten, die einmal ihre Erben werden ſollen, auf alle erſinnliche Art ſchwarz zu machen ſuchen. Er muß den Alten beybringen, daß ihre Anverwandten nur auf ihren Tod hoffen, und in Geſellſchaften allerley nachtheilige Redensarten führten. Wenn man ſich mit den Anverwandten ſelbſt in Bekanntſchaft ſetzen, und dergleichen Redensarten von ihnen heraus locken kann, um auf den Nothfall das Zeugniß andrer Leute anführen zu können; ſo wird dieſes Mittel deſto wirkſamer und unfehlbarer ſeyn. Hierbey iſt es nöthig, daß man den Alten alle nur erſinnliche Gefälligkeiten und Schmeicheleyen erweiſet, und das ehrlichſte Herz von der Welt blicken läßt. Man muß ſich in den Unterredungen mit ihnen ganz beſonders verwundernd bezeigen, wie eine ſolche Undankbarkeit von Leuten möglich ſey, die einmal von ihnen ein ſo ſchönes Vermögen zu gewarten hätten. Es wird nicht undienlich ſeyn, hinzu zu ſetzen, daß man die Alten auf den Händen tragen wollte, wenn man an ihrer Stelle wäre. Wenn man nun vollends die Alten an der Schwäche ihrer Leidenſchaft angreift, und dieſe zu vergnügen ſuchet, z. E. den Geizigen allerley anſcheinende Vortheile verſchafft, und den Ehrgeizigen ganz beſondre Ehre erweiſet; ſo wird man ſich gar bald, mit Hintanſetzung der Anverwandten, ganz, oder wenigſtens großentheils zum Erben eingeſetzt ſehen.

Vielleicht wird auch folgendes Mittel gute Wirkung thun. Man muß ſich an diejenigen machen, ſo Geld ausleihen, und anfänglich einige kleine Summen auf eine kurze Zeit borgen. So bald als der Tag der Zahlung vorhanden iſt; ſo muß man unausbleiblich damit erſcheinen, und neben den Zinſen ein gutes Geſchenke überſenden. Einen Schuldner von dieſer Art werden ſie ohne Zweifel lieben, und kein Bedenken tragen, ihm gegen einen Wechſel eine wichtige Summe Geldes vorzuſchieſſen, zumal wenn er vorher von ſeinem Vermögen auf eine gute Art zu prahlen gewußt hat. Wenn endlich der Zahlungstag kommt; ſo braucht man weiter nichts, als den Wechſel abzuſchwören, eine Sache, die einem Weltklugen ungemein leicht ankommen muß.

Wir wären im Stande, noch unterſchiedne andre geſchickte Mittel anzuführen, welche die Vergnügung der Begierde nach Reichthum befördern. Allein es mag dieſes genug ſeyn, den Herrn M — — zu überführen, daß die Weltklugheit Mittel in ihrer Gewalt hat, die ihre abgezielte Wirkung ſelten verfehlen, und vielleicht würde die neue Erfindung eines Geldkaſtens nicht vergeblich geweſen ſeyn, wenn er dergleichen kluglche Mittel anzuwenden gewußt hätte.

Zu Vergnügung der Begierde nach Ehrenſtellen und Bedienungen muß ein Weltkluger eben ſo geſchickte Mittel ausfündig machen können. Unſer Herr Correſpondent hat zwar in dem Stande ſeiner Bekehrung groſſe Hoffnung gehabt, ſich dergleichen durch ſeine Künſte zuwege zu bringen. Allein, wir denken immer, dieſe Künſte würden keine beſſere Wirkung gethan haben, als diejenigen, die er zum Vergnügen ſeiner Begierde nach Reichthum verſucht hat. Wir halten uns demnach in unſerm Gewiſſen verbunden, denſelben auch hierinnen mit einigen Vorſchlägen an die Hand zu gehen.

Wenn man Luſt hat Ehrenſtellen und Bedienungen zu erhalten: ſo kann freylich das Geld, ach! das mächtige Geld! alles hierbey thun. Allein, wir wollen den Fall ſetzen, ein Weltkluger iſt damit nicht verſehen. Soll er deswegen den Muth ſinken laſſen, und ſeine Leidenſchaft unterdrücken? Nein! Keinesweges. Die Unterdrückung der Leidenſchaften geziemet ſich nicht vor einen Weltklugen. Wenigſtens muß er alle mögliche Mittel verſuchen. Wenn er eine gute Erfindungskraft beſitzt: ſo werden ihm vielleicht folgende beyfallen.

Er wird in dem Hauſe eines vornehmen Herrn mit den Bedienten bekannt zu werden ſuchen. Es ereignen ſich alsdenn tauſend Gelegenheiten, mit dem Herrn ſelbſt bekannt zu werden. Wenn man ſich durch ſeine Treue und Dienſtfertigkeit ein Vertrauen erworben hat: ſo kann man ganz leicht der geheime Rath in deſſen Liebesangelegenheiten werden: und dann iſt unſre Beförderung gewiß. Hat man eine ſchöne Schweſter, die das Glück hat, einem vornehmen Herrn zu gefallen: ſo iſt dieſes wohl einer der kürzeſten Wege zu Ehrenſtellen zu gelangen. Wenigſtens ſollte man vielleicht viele angeſehene Männer in der Welt finden, die hierdurch alles dasjenige ſind, was ſie in der Welt vorſtellen. Ein Weltkluger verfähret auch nicht unrecht, wenn er das liebſte Kammermägdchen einer vornehmen Frau heyrathet, deren Gemahl an dem Ruder eines Landes Theil hat. Wenn man die gnädige Frau auf eine ſo herzrührende Art anzugreifen weis; ſo iſt unſer Glück vollkommen gemacht.

Wenn ſich alle dieſe Mittel vor einen Weltklugen nicht ſchicken wollten; ſo wüßten wir ihm keinen beſſern Rath zu geben, als daß er eine Livree anziehet und ſich in eines vornehmen Herrn Dienſt begiebt. Wie bald verſtreichen doch nicht ein paar Jahre, und dann kann man verſichert ſeyn, daß man eine Bedienung erhält, in welcher man ſelbſt einen kleinen vornehmen Herrn vorſtellen kann. Hierinnen verſehen es eben die ſogenannten rechten Klugen, daß ſie ſich niemals entſchließen können, ein Kleid anzuziehen, wovon ſie die Farbe nicht nach ihrem Kopfe gewählet haben. Sie plaudern uns immer viel von Unterdrückungen der Leidenſchaften vor. Dennoch aber können ſie ſelbſt ihren Hochmuth niemals bezwingen. Wir wiſſen zwar wohl, daß ſie das Ding mit dem Namen der Ehrliebe beleget wiſſen wollen. Allein, ſie mögen es denn auch haben, und mit ihrer ſchönen Ehrliebe vielleicht bis in Ewigkeit auf ihre Beförderung warten.

Gegenwärtige Erinnerungen haben wir für nöthig gehalten, dem Schreiben des Herrn M - - beyzufügen. Wir glauben, daß wir dadurch unſern Beweis von allen Einwürfen gerettet haben: und vielleicht wird Herr M - ſelbſt einſehen, daß es nur der Wahl der Mittel beyzumeſſen iſt, die er zu Vergnügung ſeiner Leidenſchaften getroffen hat, daß dieſelben ſo widrig ausgeſchlagen ſind. Vielleicht, daß nach unſern Vorſchlägen das einmal angefangne gute Werk ſeiner Bekehrung glücklicher von ſtatten gehet.

* * *

VII.

Betrachtung

über die

Verläugnung und Verachtung der Herkunft und der Anverwandten.

Jedermann möchte gern Ehre in der Welt haben. Dennoch kommt es unſern Leidenſchaften gewaltig ſauer an, wirkliche Verdienſte, und folglich eine wahrhaftige Ehre zu erwerben. Die Welt, die in allen dieſen Dingen über alle maaßen ſinnreich iſt, hat dannenhero auf gemächlichere Dinge geſonnen, woraus ſie ſich eine Ehre beylegen könnte. Ihre Bemühungen haben einen verwunderungswürdigen Erfolg gehabt. Was iſt ihr gewöhnlicher in der Welt, als daß wir aus Dingen eine Ehre ziehen, wozu wir entweder gar nichts beygetragen haben, oder welche zu erhalten keine große Mühe koſten. Wir machen uns eine Ehre aus unſerer guten Geſichtsbildung, eine Sache, die von unſern Bemühungen keinesweges herrühret. Wir legen uns einen beſondern Vorzug aus unſerer Herkunft bey, ohngeachtet es ein bloßer Glücksfall gefüget hat, daß unſre Voreltern keine Dreſcher geweſen ſind. Wir halten uns vor ſehr vorzüglich, wenn wir ein ſchönes und wohlgemachtes Kleid tragen, ohngeachtet wir alles der

Erfindungskraft des Webers oder des Färbers, und der Geſchicklichkeit des Schneiders zu verdanken haben.

Ja wir gehen gar ſo weit, daß wir aus Dingen einen Vorzug vor uns erzwingen, die uns ſelbſt nichts angehen. Wir kennen die Frau eines ehrlichen Handwerksmanns, die ehedem ihren Staat über ein kurzes Wamſt niemals erſtreckte. Allein, nachdem ihrer Mutter Bruder Gerichtshalter bey einem Edelmann geworden iſt, und ſie folglich die Ehre hat, die Anverwandtinn eines ſo vornehmen Mannes zu ſeyn, ſo hat ſie allemal lange Wämſter getragen. Alle dieſe Dinge, die uns gegenwärtig Ehre in der Welt machen, ſind ſehr gemächlich. Sie koſten uns weder Mühe noch Arbeit: und wir können ſie zu allen Zeiten unſern Nebenmenſchen entgegen halten, um ihre Hochachtung gegen uns zu erregen. Allein, wir zweifeln ſehr, daß ſie uns eine wahrhaftige Ehre zu erwerben hinlänglich ſind.

Es iſt ein allgemeines Vorurtheil der Menſchen, daß uns eine vornehme Geburt Ehre machet. Wir ſehen tauſend Menſchen in der Welt, die keine andre Verdienſte haben, als daß ſie von Aeltern gebohren ſind, die einiges Anſehen in der Welt hatten. Dennoch erweiſet man ihnen Ehre, wenn ſie ſich nur durch ihre Kleidung und durch ihre Haushaltung von dem Pöbel unterſcheiden. Was giebt es nicht vor eine Menge Edelleute in der Welt, die ſich keiner andern Verdienſte rühmen können, als daß ſie der Sohn einer adelichen unnützen Erdenlaſt, der Enkel einer adelichen unnützen Erdenlaſt, und der Urenkel einer adelichen unnützen Erdenlaſt ſind. Dennoch ſtünde niemand zu rathen, daß er es an Ehrenbezeigungen ermangeln ließe. Der gnädige Junker würde entſetzlich böſe werden: und wenn jemand die Verwegenheit hätte, in den Gränzen ſeines Reichs, nämlich auf ſeinem Dorfe, es daran fehlen zu laſſen: ſo hätte er etwas weit ärgers zu befürchten. Die Welt iſt auch einmal dermaaßen an dieſes Vorurtheil gewöhnt, daß es einem unnützen Menſchen, der eine angeſehene Geburt hat, wenn er ſich nur den Augen der Welt einigermaaßen, auf eine ſeine Herkunft gemäße Art, vorſtellen kann, an Ehrenbezeigungen niemals ermangeln wird. Ja, wenn er auch nicht in einem Aufzuge erſcheinet, der ſeiner Geburt ähnlich iſt; ſo werden doch alle diejenigen, denen ſeine Abkunft bekannt iſt, mehr Hochachtung vor ihm haben, als vor einem Menſchen in eben dergleichen Kleide, der von geringern Aeltern in die Welt gebohren iſt.

Ein vernünftiger Mann würde ſeiner Eigenſchaft wenig gemäß handeln, wenn er dieſem Vorurtheile der Welt beytreten wollte. Die Vernunft muß uns überzeugen, daß uns weiter nichts Ehre macht, als wenn wir den Endzweck unſers Daſeyns erfüllen, nämlich uns ſelbſt vollkommner machen, und unſerm Nächſten wahrhaftig nützlich werden, kurz, wenn wir Tugenden und Verdienſte haben. Sie lehret uns, daß eine Sache, worzu wir ſelbſt nicht das geringſte beygetragen haben, unmöglich weder Tugend noch Verdienſt vor uns ſeyn, und folglich keine Ehre vor uns ausmachen kann. Haben wir aber wohl das geringſte darbey gethan, daß wir von angeſehenen Aeltern zur Welt gebohren ſind? Konnte nicht das Kind des ärmſten Tagelöhners, oder des Bettlers, an unſrer Stelle ſeyn, wenn es der Wink der ewigen Verſehung gewollt hätte: und können wir wohl aus dieſem unerforſchlichen Rathſchlüſſe des weiſen Schöpfers vor uns ein perſönliches Verdienſt machen. Wir glauben es nicht: und wer nur ſeiner Vernunft in etwas mächtig iſt, muß die Wahrheit hiervon einſehen können.

Wir finden nicht einmal in der Vernunft, daß eine vornehme Geburt unſre Ehre vergrößere, wenn wir ſelbſt Verdienſte beſitzen, ohngeachtet die meiſten Sittenlehrer ſo viel Hochachtung vor die Vorurtheile der Welt haben, daß ſie dieſes behaupten. Wenn wir nicht den, außer den Gränzen der Religion, höchſt irrigen Grundſatz vorausſetzen, daß uns fremde Verdienſte zugerechnet werden können; ſo gehen uns die Tugenden und Verdienſte unſrer Vorfahren ſo wenig an, als die Thaten des Schach Nadirs mit uns den geringſten Zuſammenhang haben. Wir haben zu dem einen ſo wenig beygetragen als zu dem andern. Sie ſind beyde außer uns: und unſre perſönliche Eigenſchaften, die uns nach einer wahrhaftigen Vernunft allein Ehre zuwege bringen, werden deshalb nicht um ein Haar verbeſſert. Wir können alſo nicht einen Gran mehr Ehre verdienen, als unſre eigne Thaten würdig ſind, wenn auch unſre Voraltern, ſeit tauſend Jahren, die berühmteſten und verdienſtlichſten Leute geweſen wären. Umgekehrt muß man dieſen Satz allemal gelten laſſen. Die Ehre der Aeltern nämlich, wird durch den Ruhm und die Verdienſte ihrer Kinder jederzeit vergrößert. Allein, wer ſiehet nicht, daß ſie durch die vernünftige Auferziehung ihrer Kinder, wovon allemal die gegründete Vermuthung vorhanden iſt, mitwirkenden Theil daran haben.

Wenn man dieſe ungezweifelten Wahrheiten erwäget; ſo muß man ſich allerdings verwundern, daß es

Leute in der Welt giebt, die ohngeachtet aller ihrer Verdienſte, wegen ihrer Ehre vor den Vorurtheilen der Menſchen in einer groſſen Furcht ſtehen. Man findet faſt uberall, daß diejenigen, ſo ſich von niedriger Abkunft zu anſehnlichen Ehrenſtellen erhoben haben, ihre Geburt, Herkunft und Anverwandten verläugnen. Sie dichten ſich einen Urſprung an, welcher den Vorurtheilen der Welt nicht allzu verächtlich ſcheinen kann: und manche hochgeſtiegene Thoren haben gar die Verwegenheit gehabt, ihre Abkunft durch ſelbſt erſonnene Geſchlechtsregiſter von den berühmteſten Häuſern abzuleiten. Selbſt die vernünftigſten und verdienſtlichſten Männer, ob ſie gleich nicht die Thorheit haben, ihre Herkunft ganz und gar zu verläugnen, werden doch auf alle Art zu vermeiden ſuchen, von dem Stande ihrer Aeltern und Anverwandten zu reden. Wir ſind entſchloſſen, über dieſes Verfahren gegenwärtig einige Betrachtungen zu machen.

Die menſchliche Eigenliebe, welche öfters ganz ausſchweifende Wirkungen hervorbringt, veroffenbaret ſich hier am allermeiſten. In der trunkenen Hochachtung, die wir vor uns ſelbſt haben, ſcheinen uns diejenigen, von denen wir das Leben haben, unwürdig zu ſeyn, uns gezeugt zu haben: und wir möchten gerne die Weisheit der ewigen Vorſehung meiſtern, daß ſie keine beſſere Aeltern beſtimmet hat, uns in die Welt zu bringen. Thörichte Forderungen! Hätten wir uns etwan widerſetzen können, den Eingang in die Welt auf eine Art zu nehmen, die unſern künftigen hohen Eigenſchaften ſo wenig gemäß war, oder wie Schwift ſagt: Gerade, als wenn es auf uns ankäme, wenn wir einmal in der Welt ſind, auszumachen,

chen, wer uns hineinzuſehen würdig geweſen wäre. War uns denn der große Schöpfer, da er uns nach ſeinem ewigen Rathſchluſſe die Wirklichkeit gab, noch etwas mehr ſchuldig: und würden wir wohl durch eine höhere Geburt würdiger geworden ſeyn, ſeine weiſe Abſichten zu erfüllen? Siehe, allerweiſeſter Schöpfer! diejenigen vernünftigen Geſchöpfe, welche du unter der unausſprechlichen Menge möglicher denkenden Weſen die Wirklichkeit beſtimmet hat, ſcheinen von dir zu verlangen, daß du, in Anſehung des Weges zu ihrer Wirklichkeit, etwas mehr Betracht hätteſt vor ſie haben ſollen.

Diejenigen, ſo aus Furcht vor den Vorurtheilen der Welt ihre Herkunft und Anverwandten verläugnen, oder doch ſorgfältig vermeiden, etwas davon in der Welt bekannt werden zu laſſen, verfahren nicht viel vernünftiger. Nur ihr gutes Herz verdienet einige Verzeihung. Wenigſtens erkennet man, daß ſie alle ihre Pflichten gegen ihr Geblüte erfüllet haben würden, wenn ſie nicht durch ihre Verdienſte vornehm geworden wären. Allein, da man ihren großen Eigenſchaften hat Recht wiederfahren laſſen; ſo muß es ihnen freylich bitter eingehen, zu geſtehen, daß ſie mit geringen Leuten einerley Vater oder Großvater haben. Sie geben ihren Verdruß deutlich genug zu erkennen, daß ſie dieſes harte Verhängniß erdulden müſſen, und ſie veroffenbaren hinlänglich, daß ſie in ihren Herzen wünſchen, ihre Ehre und ihre Verdienſte möchten dieſen Mangel nicht haben. Sie billigen alſo die thörichten Vorurtheile der Welt: und geſetzt, daß ſich einige in ihren Gedanken darüber erheben; ſo geben ſie doch öffentlich eine Achtbarkeit davor zu erkennen, die einem vernünftigen Manne ſehr unanſtändig iſt.

Alle diejenigen aber, ſo ihre Geburt und Herkunft verläugnen, unternehmen gerade das Gegentheil, von dem, was ihnen rühmlich iſt. Die Stifter berühmter Geſchlechter müſſen allemal in den Augen vernünftiger Menſchen, welche die Begebenheiten der Welt ohne Vorurtheile zu betrachten gewohnt ſind, weit vorzüglicher ſeyn, als ihre Nachkommen, die nichts weiter thun, als daß ſie die Familie in demjenigen Glanze erhalten, worinnen ſie ſich einmal befindet. Jedermann muß einſehen, daß das erſte rühmlicher iſt, als das andre. Was vor unüberwindliche Hinderniſſe hat man nicht zu überſteigen, wenn man ſich aus einem niedrigen Stande zu anſehnlichen Ehrenſtellen erheben will. Alle Mittel und Wege, die Leuten von vornehmer Geburt ihre Beförderung ſo leicht machen, ſind einem Menſchen von geringer Abkunft verſagt, und ſeine Erziehungsart iſt ihm zu ſeinem Vorhaben mehr hinderlich als beförderlich. Wenn er demnach dem ohngeachtet zu erhabenen Stellen hindurch dringet; ſo muß man allerdings von ihm vermuthen, daß er Verdienſte beſitze: und dieſe Verdienſte, worzu er nicht die geringſten Hülfsmittel in Händen gehabt hat, müſſen ihm weit mehr Ehre machen, als wenn er dieſelben durch die Vortheile ſeiner Geburt mit geringerer Mühe erworben hätte. Es iſt wahr, es giebt Stifter der Familien, die ihre Erhebung mehr den Glücksfällen, als ihren Eigenſchaften zu verdanken haben. Allein, wenn man erwäget, daß alle Begebenheiten der Welt ihre Urſachen und ihren Zuſammenhang haben müſſen; ſo iſt es ſchlechterdings nicht möglich, daß das ſo genannte Glück Leute erheben kann, die nicht die geringſten Verdienſte vor ſich haben. Ein kleiner Verdienſt aber in einem geringen

Menſchen, der aller Hülfsmittel beraubet iſt, gilt mehr, als ein mittelmäßiger in einem Menſchen, der mit allem verſehen iſt, was die Erlangung der größten Verdienſte erleichtert.

Es iſt nicht zu vermuthen, daß vornehme Leute von geringer Herkunft, die ihr Geſchlechte verläugnen, ihre Erhebung lediglich einem blinden Glücke zuſchreiben wollen. Vielmehr kann man ſehr verſichert ſeyn, daß ein jeder Luſt hat, vor ſeine eignen Verdienſte dieſe Erkenntlichkeit zu haben. Wenn man das letzte glauben ſoll, warum verläugnen ſie ihre Abkunft? Warum ſuchen ſie eine Sache geheim zu halten, die ihnen am allerrühmlichſten ſeyn muß? Sehen ſie nicht, daß ihre Ehre und Verdienſte nur noch mehr vergrößert werden müſſen, wenn ſie freymüthig geſtehen, daß ſie aller Hülfsmittel beraubt geweſen ſind, Ehre und Verdienſte zu erwerben? Sehen ſie nicht, daß es ihnen unendlich rühmlicher iſt, daß ſie alles, was ſie ſind, lediglich ſich ſelbſt ſchuldig ſind, als wenn ſie die größte Hälfte ihrer Erhebung ihrem anſehnlichen Geſchlechte, und den Verdienſten ihrer Vorfahren zu verdanken hätten? Und ſehen ſie nicht, daß es in den Augen vernünftiger Menſchen mehr Ehre machen muß, einen vornehmen Stand zu erwerben, als denſelben nur unvermindert zu erhalten?

Eine geringe Geburt kann einem angeſehenen Manne, der Verdienſte beſitzet, unmöglich Vorwurf oder Schande verurſachen. Wir haben alle einerley Urſprung, und das Daſeyn des vornehmſten, wie des geringſten Menſchen, hat ganz einerley Endzweck. Gott hat uns allen einerley Pflichten aufgegeben, und uns zu deren

Erfüllung einerley Mittel und Kräfte gereichet. Wie kann demnach der niedrige Stand den Menſchen verächtlich machen? Wie kann eine Sache zu unſrer Schande das geringſte beytragen, die wir durch allen unſern Fleiß und Geſchicklichkeit niemals haben verhindern oder abändern können? Es iſt auch weit gefehlet, daß ein niedriger Stand in den Augen vernünftiger Menſchen verächtlich oder ſchändlich ſeyn ſollte. Sie halten ſich zwar berechtiget, gegen einen geringen Menſchen einige unnütze Gebräuche und geſchminkte Redensarten zu unterlaſſen, welche die Gewohnheit gegen andre Menſchen nothwendig gemacht hat. Deswegen halten ſie ihn aber niemals verächtlich. Es bleibt ihr Nächſter, ihr vernünftiges Nebengeſchöpfe, gegen den ſie Pflichten auf ſich haben: und wenn er Bosheit und Laſter vermeidet, und nach ſeiner Art den Endzweck Gottes erfüllet; ſo geſtehen ſie ihm zu ihrer Hochachtung eben ſo viel Recht zu, als einem Menſchen ihres Standes, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie gegen den letztern einige Gebräuche beobachten: und wer wird behaupten, daß das Weſen der Hochachtung darinnen beſtehe. Da nun der niedrige Stand ſelbſt nichts verächtliches und ſchändliches in ſich hat, wie kann er demjenigen zum Vorwurf gereichen, der ſich doch durch ſeine gute Eigenſchaften und Verdienſte bereits daraus erhoben hat. Wir finden alſo auch auf dieſer Seite nicht die geringſte Urſache, die einen angeſehenen Mann bewegen könnte, ſeine armen und geringen Aeltern zu verläugnen, wenn ſie nur ehrliche Leute geweſen ſind.

Geſetzt aber auch, daß ſeine Aeltern einige Unehre an ſich ſitzen hätten; ſo kann ihm dieſes doch wenig oder nicht zum Vorwurfe gereichen. Wenn ſeine Aeltern und

nach

nächſten Anverwandten boshaft geweſen ſind, und Laſter und Miſſethaten ausgeübet haben; ſo iſt weiter nichts, als einige Vermuthung wider ihn vorhanden, daß ſie ihn auf eine Art erzogen, oder Grundſätze eingeflößet haben werden, die ihren ſchändlichen Neigungen gemäß geweſen ſind. Er braucht alſo weiter nichts, um dieſen Vorwurf von ſich abzulehnen, als daß er durch ſeine Handlungen zu Tage leget, wie weit die Beſchaffenheit ſeines Herzens, und ſeiner Neigungen, von den ſchändlichen Leidenſchaften ſeiner Aeltern und Anverwandten unterſchieden iſt. An ſich ſelbſt macht uns nichts Schande, als unſre eigne verwerfliche Handlungen. Auf nichts, als auf unſre eigne Thaten kann ſich die Hochachtung und die Verachtung unſrer vernünftigen Nebengeſchöpfe gründen: und gleichwie uns die Verdienſte und die Ehrenſtellen unſrer Anverwandten nicht zur Ehre angerechnet werden können; ſo kann auch aus den ſchändlichen Handlungen, und der Unehre unſrer Anverwandten, wenn wir das Gegentheil zu Tage legen, weder Vorwurf noch Schande vor uns entſpringen.

Allein, wird man einwenden, die Welt macht uns doch in der That dergleichen Vorwürfe. Sie ſpottet über unſre niedrige Herkunft, und ſie hat wohl gar die Verwegenheit, dieſelbe in unſrer Gegenwart auf eine beiſſende Art in Erinnerung zu bringen. Sollten wir dannenhero nicht befugt ſeyn, unſre geringe Abkunft, ſo viel als möglich, geheim zu halten. Dieſer Einwand wird ſchlechte Schwierigkeit machen. Eben aus der Geheimhaltung der niedrigen Geburt entſpringet der Spott und der Vorwurf der Welt. Sie will zeigen, daß ihr dasjenige hinlänglich bekannt iſt, was man vor ihr ſo ſorgfältig zu verbergen bemühet iſt.

Ein anſehnlicher Mann von geringer Geburt darf nur jedermann ſagen: Ich bin eines Dreſchers, eines Tagelöhners Sohn, mein Vater iſt ein Schneider, ein Schuſter, ein Becker, allein ein ehrlicher Mann geweſen; meine Frau iſt eines Bierſchenkens, eines Branteweinbrenners, eines Müllers Tochter. Ich rechne mir es aber zur Ehre, daß man mich in der Welt erhoben hat, da ich keine Hülfsmittel vor mir gehabt habe, die ſonſt die Beförderung ſo leicht machen. Wir ſind ſehr verſichert, daß bey dieſer Sprache alle Vorwürfe aufhören, und alle Spötter verſtummen werden. Sehet ihr nicht, daß euch die Welt nur demüthigen will, indem ſie eine Sache in Erinnerung bringt, die euch ſo unangenehm iſt. Allein, breitet es nur ſelbſt aus, geſtehet es gegen jedermann, verſichert alle Welt, daß ihr es vor eine große Ehre rechnet, ſo werdet ihr euren Feinden und Spöttern die Waffen wider euch auf einmal aus den Händen reißen. Sie ſehen, daß ſie nun keinen Vorwand mehr haben, daß ihr ihren unbilligen Vorwürfen Trotz bietet, und daß ihr über ihre falſchen Begriffe unendlich erhaben ſeyd. Dieſer vernünftige Ehrgeiz wird alle ihre Eitelkeit, und ihren närriſchen Hochmuth zu Boden ſchlagen; und niemand wird ſich ferner unterſtehen, davon zu reden, als auf eine Art, die euch viel Ehre bringen muß.

Die Welt iſt ſo gar ungerecht nicht; und ſie tritt alle vernünftige und richtige Begriffe nicht ſo gar ſehr mit Füßen, als man ſich einbildet. Wenn ſie die geſunde Vernunft und die Billigkeit zu verlangen ſcheinet;

ſo hat ſie gemeiniglich einen Bewegungsgrund vor ſich, den man nicht allemal mißbilligen kann, der aber nicht jedermann in die Sinne fällt. Sollte man öfters diejenigen angeſehenen Männer, denen ſie wegen ihrer niedrigen Geburt Vorwürfe macht, aufmerkſamer betrachten; ſo würde man vielleicht gröſtentheils finden, daß ſie einen unmäßigen Ehrgeiz und Hochmuth beſitzen, und denenjenigen, die nach ihrem itzigen Stande niedriger, als ſie ſind, mit der gröſten Geringſchätzigkeit begegnen. Wir Menſchen, ohngeachtet wir an Ständen ſo weit von einander unterſchieden ſind, haben doch die natürliche Gleichheit ſo ſehr noch nicht vergeſſen, daß wir ein verächtliches Bezeigen gegen uns gelaſſen anſehen könnten. Wir leiden es nur mit dem äuſſerſten Mißvergnügen von denenjenigen, die ihrer Geburt und Stande nach unendliche Vorzüge vor uns beſitzen. Am allerwenigſten aber können wir es von Leuten erdulden, die ihrer Herkunft nach, nichts mehr, oder vielleicht viel weniger waren, als was wir ſind. Ein närriſcher Hochmuth, ein unerſättlicher Ehrgeiz, Grauſamkeit, Unterdrückung und Verfolgung des Nächſten, und verächtliches Bezeigen gegen die geringern Menſchen, ſind Laſter, die in den Augen der Welt allemal haſſens- und verabſcheuungswürdig ſind. Sie werden aber ganz und gar unerträglich, wenn ſie von Menſchen ausgeübet werden, die ſich wegen ihrer niedrigen Herkunft mehr als andre der Leutſeligkeit, der Demuth und der Menſchenliebe befleißigen ſollten.

Wenn alſo ein anſehnlicher Mann von geringer Abkunft allen, die in etwas unter ſeinem itzigen Stande ſind, geringſchätzig und unfreundlich begegnet, wenn er ſeinen Nächſten verfolgt und unterdrücket, wenn er mehr Ehre verlangt, als ihm ſeinem Stande nach gebühret, wenn er den Titel Excellenz, und vielleicht vielmehr annimmt, da ihm doch kaum das Ehrenwort Hochedelgebohren, und wohl weniger gehöret; wenn er freudig geſchehen läßt, daß niederträchtige und hungrige Menſchen von ſeinen Verdienſten allzu unmäßige und übertriebene Lobeserhebungen machen, da lacht die Welt, da höhnet ſie, da rümpfet ſie die Naſe: und ſie weis ſich nicht beſſer zu rächen, und ſeine Narrheit zu demüthigen, als daß ſie über ſeine ſchlechte Herkunft ſpottet, und ſich darüber allenthalben luſtig macht. Wer kann dieſes Verfahren ganz und gar mißbilligen? Wenigſtens macht es der gerechte Schmerz, und das Mißvergnügen über die unendlichen Vorzüge, die ſich jemand ungerechter Weiſe vor uns anmaaßet, einiger maaßen verzeihlich. Wenn demnach ein angeſehener Mann von niedriger Geburt nur aus ſeiner Herkunft kein Geheimniß macht, keinen narriſchen Hochmuth von ſich blicken läßt, nicht mehr Ehre verlangt, als ihm ſeinem Stande nach gebühret, und ſich der Leutſeligkeit und der Menſchenliebe befleißiget, alles Eigenſchaften, die in einem vernünftigen Manne ohne dies erfordert werden; ſo kann er ſehr verſichert ſeyn, daß die Welt niemals ſo ungerecht ſeyn wird, ihm ſeine niedrige Abkunft zum Vorwurf und zur Schande anzurechnen.

Der Pabſt Sixtus der Fünfte iſt ein reizendes Beyſpiel von einem der größten Männer der Welt, die ihre geringe Herkunft niemals geheim gehalten haben. Er läugnete es nicht, daß ſein Vater ein elender Winzer und Tagelöhner geweſen war. Er verheelte es niemals, daß er in ſeiner Jugend die Schweine gehütet hätte, und er rechnete es ſich zur größten Ehre, daß er ſich dem ohngeachtet bis zum höchſten Ruder der Kirchen geſchwungen hatte. Hierdurch benahm er denenjenigen, ſo über ſeine ſtrenge Gerechtigkeit mißvergnügt waren, alle Waffen, womit ſie ihm hätten wehe thun können: und alle vernünftige Männer haben nach der Zeit dieſes wahrhaftig recht großmüthige Geſtändniß, und dieſen gegründeten Ehrgeiz unter allen ſeinen großen Eigenſchaften vor eine der vortrefflichſten gehalten.

Der richtige Gebrauch der Vernunft, und die Verachtung der menſchlichen Verurtheile, hat ſo was rührendes an ſich, daß auch die eitelſten und thörichſten Menſchen vor dieſem Damme zurück prallen, wenn ſie ſehen, daß man über ihre ungereimten Grundſätze bereits weit erhaben iſt: und wenn alle angeſehene Männer, die eine niedrige Herkunft haben, dieſes reizende Beyſpiel nachahmen wollten; ſo würden ſie gewahr werden, daß eine ſo edle Freymüthigkeit und großmüthige Einfalt allen Vorwürfen der eitelſten Menſchen gar bald ein ewiges Stillſchweigen auflegen würde.

Die Verachtung der Anverwandten iſt gemeiniglich ein andres Laſter, welches der Verläugnung der Geburt und Herkunft unzertrennlich zu folgen pfleget. Wenn ein angeſehener Mann die thörichte Eitelkeit hat, ſein Geblüte zu verläugnen, wenn er die trunkene Hochachtung vor ſich ſelbſt hat, daß er ſeine Aeltern vor unwürdig hält, ihn gezeugt zu haben; ſo iſt es ganz natürlich, daß er ſeine geringen Blutsverwandten vor ſo verächtliche Geſchöpfe halten muß, die der Freundſchaft und der Liebe eines Mannes von ſo hohen Eigenſchaften ganz und gar unwürdig ſind. Wir finden dannenhero allenthalben, daß vornehme oder angeſehene Männer ihren geringen Blutsverwandten ernſtlich verbieten, vor niemand in der Welt zu ſagen, daß ſie Anverwandte von ihnen ſind. Man unterſagt ihnen, daß ſie niemals zu ihrem vornehmen Herrn Vetter kommen ſollen: und wenn ſie ſich ja ſo weit vergehen, ſo werden ſie nicht vor ihn gelaſſen. Genieſſen ſie ja hier und dort dieſes Glück; ſo würdiget man ſie kaum des Anſehens, und dennoch müſſen ſie die äußerſten Zeichen der Demuth und der Unterthänigkeit zu Tage legen. Allenthalben aber würde es ein unvergebliches Verbrechen ſeyn, wenn ſich ein armer Blutsverwandter der Wörter Herr Vetter, oder Frau Muhme bedienen wollte. Dieſes Laſter iſt ſo gemein, aber auch ſo verabſcheuungswürdig, daß es noch unſre beſondre Betrachtung erfordert.

Alle diejenigen, die ein ſo unvernünftiges Betragen gegen ihre nächſte Verwardten gebrauchen, können hierdurch der vernünftigen Welt nichts anders, als eine ſchlechte Meynung von ihren Verdienſten beybringen. Was kann derjenige vor wahrhaftige Verdienſte haben, der einen ſo ſchlechten Gebrauch ſeiner Vernunft, und eine ſo üble Beſchaffenheit ſeines Herzens veroffenbaret? Was vor einen Begriff kann man ſich von der Vernunft eines Menſchen machen, der die Vorurtheile der Welt, die ſo offenbar thöricht und lächerlich ſind, als wir gezeigt haben, nicht einſiehet: und was kann man vor Ausübung der Pflichten von einem Manne erwarten, der aus einem närriſchen Hochmuth, und aus einer thörichten Eitelkeit, die allgemeinen Triebe der Menſchheit und die Pflichten der Anverwandſchaft, die bey den wildeſten Völkern die vornehmſten und heiligſten geweſen ſind, zu verletzen im Stande iſt? Wie ſchlecht muß es alſo nicht um ſeine guten Eigenſchaften, und um ſeine Verdienſte ausſehen, die doch ſeinen Ehrgeiz ſo taumlend gemacht haben? Höchſtens ſind es nur Scheinverdienſte, die er beſitzet: und auch dieſe werden durch ein ſo haſſenswürdiges Laſter gänzlich verdunkelt.

Ein verächtliches Bezeigen gegen unſre Nebenmenſchen, ſie ſeyn ſo arm und niedrig, als ſie wollen, wenn ſie nicht durch ihre ſchändliche Thaten alles Recht verlohren haben, die Beobachtung unſrer Pflichten von uns fordern zu dürfen, kann niemals entſchuldiget werden. Es iſt aber ein abſcheuliches Laſter, wenn wir es gegen unſre Blutsverwandten äußern. Selbſt die Triebe der Menſchheit, und die Regungen der Natur machen uns diejenigen lieb und ſchätzbar, die mit uns einerley Aeltern oder Großältern, und folglich ihr Geblüt aus eben dem Urſprunge haben, woven das unſrige herrühret. Da wir nach der Wirkung der Eigenliebe vor uns ſelbſt Hochachtung haben; ſo iſt es ganz natürlich, daß wir auch einen Trieb empfinden müſſen, denenjenigen einen Antheil unſrer Hochachtung zuzuwenden, deren Geburt, Geblüt und ganzes Weſen mit uns einerley Urſprung und Stoff, und überhaupt eine ſo genaue Gleichheit hat.

Niemand kann auch unſre Hochachtung und Liebe mit ſo gegründetem Recht fordern, als unſre nächſten Anverwandten. Wenn es wahr iſt, daß wir gegen alle unſre Nebenmenſchen Pflichten auf uns haben, die uns zur Hochachtung, Liebe und Freundſchaft gegen ſie verbinden; ſo müſſen wohl diejenigen am ſtärkſten ſeyn, die uns gegen unſre Blutsfreunde obliegen. Unter allen unſern Nebenmenſchen ſind ſie uns in Anſehung des Urſprungs und des Geblüts am allernächſten: und wenn wir Liebe, Freundſchaft und Gefälligkeiten ausüben ſollen: ſo ſind ſie berechtiget, ſolche am allererſten zu fordern. Die allergrauſamſten und ungeſittetſten Völker haben auch hier allemal die Regungen der Natur gefühlet: und ſo weit ſie ſonſt in allen ihren übrigen Handlungen von den Trieben der Menſchheit entfernet geweſen ſind, ſo ſind doch Liebe und Zärtlichkeit gegen ihre Anverwandten allemal die erſten Pflichten geweſen, die ſie eingeſehen, und vor unverletzlich und heilig gehalten haben. Wir wollen doch unterſuchen, ob dieſe ſo natürliche Pflichten durch die Erhebung in einen vornehmern Stand abgeändert werden.

Wir glauben nicht, daß ſich dieſe Herren einfallen laſſen werden, zu behaupten, ihr vornehmer Stand habe in ihrer Geburt, in ihrem Körper, und in ihrem ganzen Weſen eine Aenderung gemacht. Wir hoffen vielmehr, daß ſie ſo billig ſeyn werden, zu geſtehen, daß ſie noch von eben den Aeltern gebohren ſind, denen ſie ehemals dieſes Glück zugeſtanden haben, daß es noch eben das Geblüt ſey, das ſie ehedem hatten, und daß in ihrem Weſen und Wirklichkeit keine Veränderung vorgegangen iſt. Eben ſo wenig wollen wir glauben, daß ſie ſich einbilden werden, ein vornehmer Stand entbinde uns, die Triebe der Menſchheit und unſre natürlichen Pflichten zu beobachten. Wenn aber durch ihre Erhebung weder ihre Geburt, noch ihr Weſen abgeändert iſt, wenn dadurch ihre natürlichen Pflichten nicht aufgehoben werden; ſo können ſie ſich, ohne ein abſcheuliches Laſter zu begehen, gegen ihre nächſten Anverwandten auf eine ſolche Art nicht betragen. Ein unmäßiger Ehrgeiz, und ein närriſcher Hochmuth ſind allemal tadelnswürdig. Gegen unſre Blutsverwandten aber iſt es lächerlich und thöricht. Wir mögen ſo hoch ſteigen, als wir wollen; ſo bleibet zwiſchen uns und unſern Anverwandten beſtändig eine Art der Gleichheit übrig. Dieſe beſtehet darinnen, daß ſie mit uns einerley ſo nahen Urſprung, einerley Stoff und Geblüte haben. Sie ſind berechtiget, vor allen andern Menſchen unſre Liebe und Freundſchaft fordern zu können, und uns deucht nicht, daß ſich Ehrgeiz und Hochmuth mit Liebe und Freundſchaft, ihrer Natur nach, zuſammen vertragen können. Wenn alſo angeſehene Männer nicht die Triebe der Menſchheit, die Regungen der Natur, und ihre natürlichen Pflichten erſticken wollen, welches eines der abſcheulichſten Laſter iſt; ſo können ſie gegen ihre Blutsverwandten unmöglich ein verächtliches Bezeigen von ſich blicken laſſen.

Wahrhaftig! man muß ſich wundern, daß Leute, ſo ihrer Vernunft mächtig ſeyn wollen, auf dergleichen Thorheiten verfallen können. Sehen ſie nicht, daß ſie durch ein verächtliches Bezeigen gegen ihre Anverwandten ſich ſelbſt am allermeiſten beſchimpfen? Selbſt nach ihren eignen Grundſätzen, welche fremde Verdienſte, als ihre eignen anſehen, und die aus der Herkunft einen groſſen Theil ihrer Verdienſte machen, iſt ihnen dieſes Verfahren ſchimpflich. Geben ſie nicht dadurch zu erkennen, daß ſie ſo unwürdige Menſchen zu ihren Blutsverwandten haben? Da ſie mit denſelben an Urſprung und Geblüte die allergenaueſte Gleichheit haben? Belehren ſie nicht die Welt, daß eine Zeit geweſen iſt, worinnen ſie eben ſo verächtliche Creaturen waren, als ſie itzo ihre Anverwandten halten? Und meinen ſie wohl, daß die Welt, über ein ſo geringſchätziges Bezeigen gegen ihre Anverwandten, ihre niedrige Herkunft vergeſſen wird? Mit nichten; ſondern da alle Menſchen einen natürlichen Trieb zur Erbarmung gegen die Unterdrückten empfinden; ſo wird man vielmehr die Schmach der Anverwandten durch ein luſtiges Geſpötte über ihre erſte Gleichheit, mit ihnen zu rachen ſuchen.

Dieſes Laſter hat ſo viel Arten in der Welt, daß wir noch einige Bogen anfüllen müßten, wenn wir eine jede beſonders betrachten wollten. Wir erinnern uns nur einer beſondern Art, die in vielen angeſehenen Häuſern herrſchet. Man braucht die armen und geringen Anverwandten dazu, daß ſie dem Herrn Vetter und der Frau Muhme, oder wohl gar dem Herrn Bruder und der Frau Schweſter, ſolche Titel geben müſſen, die ihnen bey weiten nicht zukommen, und die ſie ſelbſt von ihren niederträchtigſten Schmeichlern nicht erwarten können. Wenn zum Exempel ein angeſehener Mann, oder deſſen Frau Gemahlinn, mit närriſchem Ehrgeiz ſchwanger gehen und lüſtern ſind, den Titel Excellenz zu empfangen, ohngeachtet zwiſchen ihnen und denenjenigen Perſonen, welche die Geſetze und die Gewohnheit zu dieſem Titel berechtigen, ein ſo gewaltiger Unterſchied iſt, daß ſich niemand unterſiehet, denſelben gegen ſie zu gebrauchen; ſo müſſen die armen und geringen Anverwandten ſich ſo weit erniedrigen, und nichts als Excellenzen, mit den äuſſerſten Merkmaalen der Demuth, oder vielmehr der Niederträchtigkeit, im Munde führen. Thörichter Hochmuth! wohin verleiteſt du die Menſchen? Und ſollen nun diejenigen, die uns der Urſprung und das Geblüte gleich gemacht hat, und denen wir Liebe und Freundſchaft ſchuldig ſind, deine taumelnden Wünſche vergnügen!

Ein Laſter von dieſer Natur, ſo verabſcheuenswürdig es iſt, muß doch zugleich vernünftigen Leuten lächerlich vorkommen, wenn es von Leuten ausgeubet wird, die durch die Erlernung der Wiſſenſchaften ſich niemals einigen Begriff von der Sittenlehre und der Bezwingung der Leidenſchaften gemacht, oder die ſich über eine handwerksmäßige Erlernung der Gelehrſamkeit niemals erhoben haben. Allein, ein vernünftiger Mann muß mit äuſſerſter Wehmuth eingenommen werden, wenn er ſiehet, daß große Gelehrte, die durch ihre vortreffliche Schriften eine wahrhaftige Vernunft und die richtigſten Grundſätze in der Sittenlehre veroffenbaren, in ihren Handlungen von ihren Lehren und Worten ſo himmelweit entfernet ſind. Man hat uns von einem groſſen Weltweiſen unſrer Zeiten vor gewiß erzählen wollen, daß er ſeinen, einen fernen Weg zu ihm gekommenen Bruder, einen ehrlichen Handwerksmann, nicht einmal vor ſich gelaſſen, ſondern ſechzehn Groſchen überſendet habe, mit dem Bedeuten, daß er wieder ſeines Weges ziehen könnte. Wenigſtens ſind wir ſo viel verſichert, daß es dieſer Bruder, den man in ſeinem Vaterlande vor keinen boshaften und ſchändlichen Menſchen hält, vor jedermann erzählet, wer es hören will. Wir ſind bey dieſer Erzählung mit einer wehmüthigen Betrübniß eingenommen worden, und wir wünſchen zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts aufrichtigſt, daß es nicht wahr ſeyn möge. Großer Gott! was ſoll man ſich von dem menſchlichen Geſchöpfe vor einen Begriff machen, wenn diejenigen, denen du den richtigſten Gebrauch der Vernunft, und die höchſte Erkenntniß verliehen haſt, wozu wir Menſchen hier gelangen können, ihrer Einſicht und ihren Lehrſätzen ſo ſehr entgegen handeln?

Ein wahrhaftig ſo erſchreckliches Beyſpiel hemmet alle unſre weitere Betrachtungen: und wenn es wahr iſt; ſo ſollen alle übrige eitle und hoffärtige Menſchen zur Hälfte entſchuldiget ſeyn.

VIII.

Vorſchlag,

ohne Beſchwerung des gemeinen Weſens Findel- Wayſen- und Armenkinderhäuſer zu errichten.

Wenn die Republiken und diejenigen Reiche, worinnen das Volk an der Mitregierung Theil nimmt, vor der Alleinherrſchaft auf einer Seite einigen Vorzug haben; ſo äuſſert er ſich unter andern darinn, daß man daſelbſt eher beſorgt iſt, ſolche Anſtalten und Einrichtungen zu machen, wovon der Nutzen unmittelbar auf das Volk fällt. Beförderungen zur Aufnahme der Manufakturen und des Handels; kräftige Anſtalten wider das Betteln, gute Einrichtungen zu Erziehung der Findlinge und andrer armen Kinder, findet man daſelbſt eher, als in Ländern, wo das Volk bey der Regierung nichts zu ſagen hat.

Sonderlich fehlet es an den letztern Einrichtungen faſt allenthalben, dennoch iſt es gewiß, daß dergleichen Kinder dem gemeinen Weſen allemal zur Laſt ſind. Werden ſie nicht durch gute Anſtalten verſorget; ſo müſſen ſie auf andre Art von dem gemeinen Weſen ernähret werden, die weit beſchwerlicher iſt. Einmal leben ſie, und erhalten ſich. Es geſchieht alſo entweder durch Betteln, oder durch kleine Diebereyen, oder durch andre Kunſtgriffe.

griſſe. Dieſe Art des Unterhalts iſt weit beſchwerlicher, und bringet dem gemeinen Weſen gedoppelten Schaden. Man kann verſichert ſeyn, daß auf die leztere Art eben ſo viel Böſewichter und Taugenichts aufwachſen. Entweder ſie betteln bis in ihr Alter fort, und greifen niemals zu einer Handthierung, wovon ſie ſich rechtſchaffen ernähren könnten, oder es werden Diebe oder ander unnützes Geſindel aus ihnen: und nicht ſelten ſind alle dieſe Eigenſchaften mit einander vereiniget. Man kann ſicher darauf wetten, daß die Kinder eines Bettlers beſtändig Bettelleute bleiben: und wenn auch eine Stadt oder Gemeinde einen Findling, oder armes Kind, bis in ſein 12tes oder 14des Jahr ernähret; ſo bekümmert man ſich doch wenig um ſeine Erziehung, am allerwenigſten denſelben eine ehrliche Handthierung erlernen zu laſſen. Wenn es ſich alſo nach dieſer Zeit ſelbſt überlaſſen iſt; ſo wird doch gemeiniglich ein Taugenichts daraus. Dargegen, wenn das gemeine Weſen Anſtalten macht, dergleichen Kinder erziehen, und ihnen eine Handthierung erlernen zu laſſen, davon ſie ſich dereinſt ehrlich ernähren können; ſo gereichen ſie doch nicht die ganze Zeit ihres Lebens zur Laſt. Ich glaube alſo, daß in allen wohleingerichteten Republiken alle Kinder, die betteln gehen, ſie haben Aeltern oder nicht, ſo fort weggenommen, und von dem gemeinen Weſen erzogen werden müßten.

Hieraus deucht mich, läßt ſich die Nothwendigkeit der Findel- Wayſen- und Armenhäuſer genugſam erkennen. Zureichende Anſtalten hierzu laſſen ſich ſo leicht nicht hoffen. Die Regenten und ihre Miniſtres haben immer auf ganz andre Dinge ihre Sorgfalt zu richten, die ſie näher angehen, und dem gemeinen Weſen würde es auf einmal gar zu beſchwerlich fallen. Indem ich über das eheloſe Leben allerley Betrachtungen gemacht habe; ſo ſind mir Vorſchläge eingefallen, wie dergleichen Anſtalten ohne Beſchwerung des gemeinen Weſens getroffen werden könnten. Sie ſcheinen mir zu wichtig, als daß ich ſie mit mir ins Grab nehmen ſollte. Hier folgen ſie:

Da dergleichen Einrichtungen vor das gemeine Weſen ſo nothwendig und heilſam ſind; ſo deucht mir, ſollten ſich diejenigen am allererſten den Mangel, den man hierinnen allenthalben wahrnimmt, zu Herzen gehen laſſen, die viele ſolcher armen Kinder in die Welt ſetzen, und alſo dem gemeinen Weſen dieſe Laſt mit zuziehen.

Ich glaube nicht, daß man einen Schlüſſel nöthig haben wird, zu verſtehen, daß ich hier diejenigen Mannsperſonen meyne, welche das eheloſe Leben, aus Liebe zu einer eingebildeten Freyheit, und aus vielen andern unbekannten Urſachen, dem Eheſtande vorziehen. Man ſetzet die Liebe des Nächſten nicht ſehr außer Augen, wenn man ſich feſte verſichert, daß zwey Drittheile dieſer Mannsperſonen das gemeine Weſen mit Findlingen oder andern armen Kindern beſchenkt haben. Wenn ſie genug Herzhaftigkeit und Lebensart beſitzen, wenn ſie ſich ihre Triumphe zur Ehre rechnen, und ſich alſo an Frauenzimmer von einigem Anſehen machen, das iſt, wenn ſie aus dem Orden der Eroberer ſind; ſo hat das gemeine Weſen gemeiniglich Findlinge zu gewarten. Sind ſie aber ſo beſcheiden, daß ſie ſich an ihren Haushälterinnen, Köchinnen und Mägden begnügen; ſo kann ſich die Republik gewiß auf arme Bettelkinder Rechnung machen. Das Geld, wodurch ſie ſich mit dergleichen Dirnen in geheim abſinden, iſt bald verſplittert: und dann werden die Kinder betteln geſchickt. Eine gleiche Bewandniß hat es, wenn dergleichen Dirnen heyrathen. Es ſind gemeiniglich luſtige Brüder, die ſich zu einer ſolchen Heyrath entſchlieſſen, die ſich dadurch ein paar hundert Rthlr. zu verzehren anſchaffen wollen: und wie bald ſind ſie damit fertig. Hernach gehet das angekaufte Kind vielleicht in Geſellſchaft einiger andern, die nachgefolget ſind, vor den Thüren herum. Mich deucht alſo, die Folge iſt ungemein billig und gerecht, daß diejenigen, welchen man einen groſſen Theil der Urſachen ſolcher armen Kinder beymeſſen muß, auch dem Mangel des gemeinen Weſens, den es an denen zu ihrer Erziehung nöthigen Anſtalten hat, abhelfen ſollten.

Ich wünſchte demnach, daß in allen Ländern ein Geſetz gegeben würde, daß alle Mannsperſonen, die nach dem 30ſten Jahre nicht heyrathen, den 10den oder 12ten Theil ihrer Einkünfte zu Findel und armen Kinderhäuſern ſteuren müßten. Diejenigen, welche dem gemeinen Weſen zur Laſt dergleichen Kinder in die Welt ſetzen, würden ſich über die Ungerechtigkeit dieſes Geſetzes zu beſchweren keine Urſache finden: und ſie würden ſelbſt auf einer andern Seite Vortheil davon haben. Sie würden alsdenn mit ihren Haushälterinnen und Mägden deſto wohlfeiler contrahiren können, weil ſie ihre Kinder auf alle Fälle verſorgt wüßten. Ob ich nun zwar nicht läugne, daß dieſes allgemeine Geſetz auch viele unſchuldige Contribuenten machen würde; ſo höret doch deswegen mein Geſetz nicht auf, auch in Anſehung dieſer gerecht zu ſeyn. Ich getraue mich meine Leſer davon zu überzeugen.

Wenn zur Wohlfahrt des gemeinen Weſens Geſetze gegeben werden ſollen; ſo kann der Nachtheil, den einige Privatperſonen unſchuldig dabey leiden, in nicht den geringſten Betracht kommen: und die Geſetze hören deswegen nicht auf gerecht zu ſeyn. Die Unvollkommenheit aller menſchlichen Einrichtungen macht keine andre Geſetze möglich: und ſelbſt in den Strafgeſetzen auf Verbrechen, die im Verborgenen ausgeübet werden, ſiehet ein weiſer Geſetzgeber kein ander Mittel vor ſich, als die Strafe auf gewiſſe äuſſerliche Handlungen zu ſetzen, die gemeiniglich bey den Verbrechen vorhanden zu ſeyn pflegen. Denn ich kann mich nicht überreden, daß es ein weiſer Geſetzgeber in verborgenen Verbrechen lediglich auf das Bekenntniß des Verbrechers ankommen laſſen muß. Jedoch die Gerechtigkeit meines vorgeſchlagenen Geſetzes, in Anſehung der unſchuldigen Contribuenten, läßt ſich noch auf andre Art erweiſen.

Es iſt wahr, das natürliche Recht verbindet nicht eine jede einzelne Perſon in den Eheſtand zu treten, um zu Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts Kinder zu zeugen. Die Verbindlichkeit des natürlichen Rechts zu Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts gehet überhaupt auf alle Menſchen: und ſo lange nicht Mangel an Menſchen erſcheinet; ſo iſt niemand vor ſeine Perſon hierzu verbunden. Allein, da zu der Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts nicht allein die Zeugung, ſondern auch eine vernünftige Erziehung gehöret; ſo muß die allgemeine Verbindlichkeit des natürlichen Rechts, die alle Menſchen angehet, wenigſtens ſo viel wirken, daß eine jede einzelne Perſon, ſo viel in ihrem Vermögen ſtehet, zu einer vernünftigen Erziehung des menſchlichen Geſchlechts beytragen muß. Wenn es nun Perſonen giebt, die aus allerley Urſachen und Abſichten zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts durch den Eheſtand keine Luſt haben; ſo können ſie ſich doch der Pflichten nicht entbrechen, die ihnen das natürliche Recht auferleget, vor eine vernünftige Erziehung der Menſchen nach ihrem Vermögen Sorge zu tragen. Es giebt aber eine Menge Kinder, die entweder aus Mangel der Aeltern, oder wegen ihrer Armuth dieſer Verſorge bedürfen: und die Republik, welchen die oberſte Vorſorge vor eine vernünftige Erziehung ihrer kunftigen Mitglieder oblieget, iſt auf die vollkommenſte Art beruhiget, von denjenigen, welche in dem Eheſtande zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts nichts beytragen wollen, einen ſo mäßigen Beytrag zu fordern, als der zehnte Theil ihrer Einkünfte iſt, da die übrigen Mitglieder des gemeinen Weſens vor die Erziehung ihrer eignen Kinder Sorge tragen müſſen, oder doch in ihrem Eheſtande noch Hoffnung dazu haben, oder wenigſtens den Willen darzu gehabt haben.

Aus eben dieſen Gründen wäre ein Geſetz zu wünſchen, daß alle diejenigen, ſo ohne Kinder verſterben, den vierten Theil ihres Vermögens dem gemeinen Weſen zu Erziehung ſolcher armen Kinder hinterlaſſen müßten, ohne daß ſie ſich einiger Verfügung und Anordnung darüber anmaaßen könnten. Da ſie ſich entweder nicht in den Eheſtand begeben haben, oder da ihnen Gott keine Kinder hat geben, oder bis zu ihrem Abſterben laſſen wollen; ſo ſind ſie diejenigen, welche am erſten die Pflichten einer vernünftigen Erziehung armer Kinder befördern können: und wenig Menſchen ſind geneigt, eine vernünftige und ihren Pflichten gemäße Anordnung über den Gebrauch ihres Vermögens nach ihrem Tode zu machen. Es iſt alſo nichts ſo billig und gerecht, als daß ihnen die Republik durch Geſetze verſchreibt, daß ſie ihr einen Theil ihres Vermögens zu einem ſolchen vernünftigen Gebrauche überlaſſen müſſen.

Gleichwie nun ſolchergeſtalt ein Geſetz, das den unverehlichten Mannsperſonen nach dem 30ſten Jahre ihres Alters einen gewiſſen Beytrag zu Erziehung armer Kinder auferleget, über alle maaßen billig und gerecht iſt; ſo wollte ich nicht gerne, daß bey dieſem Geſetze viele Ausnahmen gemacht würden. So geringe auch die Einkünfte einer unverehelichten Mannsperſon ſeyn können; ſo wird ihnen doch die Abgabe des zehenden Theils wenig oder nichts ſchaden. Vielleicht werden ſie zum Nutzen der Republik zu deſto mehrern Fleiß angereizet.

Ich bin zweifelhaftig, ob man die Candidaten der Gottesgelahrheit dieſem Geſetze unterwerfen ſoll. Ohne Zweifel werden ſie einwenden, daß ſie leider nicht heyrathen könnten; ſo gern auch die meiſten wollten: und ob mich zwar dieſer Einwand wenig rühret; ſo muß man doch bekennen, daß die Republik vielleicht auf einer andern Seite Nachtheil darunter leiden würde. Bey unſern itzigen wohlfeilen Zeiten der Gelehrſamkeit ſind die Herren Principale nicht geneigt, die Weisheit, die man ihren Kindern beybringt, theuer zu verkaufen: und wenn man das wenige was ſie genießen, noch mit Abgaben belegen wollte; ſo würden ſie entweder den vor einen Herrn Hofmeiſter, oder jungen Magiſter, ſo nothwendigen galanten Putz unterlaſſen, oder ſich aller Bücher entſchlagen müſſen, welches, wenn ſie doch über lang oder kurz befordert werden, dem gemeinen Weſen gar nicht vortheilhaftig ſeyn würde. Aus ſo wichtigen Gründen könnte man ſie von dieſem Geſetze ausnehmen. Allein, weil gar zu triftige Urſachen nicht erlauben, daß ſie ganz und gar ohne Unterſchied frey ſeyn können; ſo wäre vielleicht dieſe Mäßigung nicht undienlich, daß alle diejenigen, welche ſich als Candidaten mit Mägdchens verlobet haben, nach ihrer Beförderung überhaupt ein 30 oder 40 Rthlr. zu dieſen löblichen Anſtalten erlangen müßten: und mich deucht nicht, daß alsdenn viele frey ausgehen würden.

Dargegen kann ich geſchehen laſſen, daß in katholiſchen Staaten die ganze Geiſtlichkeit von dieſem Geſetze ausgenommen iſt. Da ſie das Gelübde einer ewigen Keuſchheit auf ſich haben; ſo kann man ohne Läſterung nicht vermuthen, daß ſie jemals das gemeine Weſen mit armen Kindern beſchweren: und wenn auch jemand unter ihnen ſeine Gelübde außer Augen ſetzen ſollte, welches vermuthlich ſehr rare Beyſpiele ſind: ſo muß man ihnen doch zum Ruhme nachſagen, daß ſie ihre Kinder allezeit wohl zu verſorgen pflegen.

So offenbar gerecht es vielleicht wäre, den ganzen Soldatenſtand an dieſes Geſetz zu verbinden; ſo ſiehet man ſich doch genöthiget, die Unterofficiers und Gemeinen ſchlechterdings hiervon auszunehmen. Man ſiehet keine Möglichkeit, wie ſie eine dergleichen Abgabe bey ihrem ſehr genau zugemeſſenen Gehalt leiſten können. Sie würden entweder an ihrem Lebensunterhalte Mangel leiden, und folglich diejenige Munterkeit verlieren, die ihnen als eine Quelle der Tapferkeit zum Heil der Republik ſo nöthig iſt, oder ſie würden den Abgang ihres Unterhalts auf andre Art ſuchen: und das gemeine Weſen

ſen würde nur deſtomehr beſchweret werden. Allein, die Herren Officiers können von dieſem Geſetze auf keinerley Art frey geſprochen werden. Geſetzt, daß ſie nach ihrer Beſchaffenheit nicht allemal heyrathen können und dürfen; ſo folgt deswegen nicht, daß das gemeine Weſen von der gegründeten Befugniß dieſen Beytrag zu fordern abgehen muß: und ein ſo kleiner Abgang an ihrem Gehalt kann in Anſehung der ſchönen Erfüllung ihrer Pflichten in keinen Betracht kommen. Allenfalls kann es ihnen auch als ein Liebeswerk angerechnet werden.

Es iſt kein Zweifel, daß eine ſolche Abgabe der unverheyratheten Mannsperſonen, benebſt dem vierten Theile der Erbſchaft aller derjenigen, ſo ohne Kinder verſterben, der Republik ſchon wichtige Summen zu Erziehung armer Kinder verſchaffen würde. Allein, man könnte dergleichen nützliche und in einer wohleingerichteten Republik ſchlechterdings unentbehrliche Einrichtungen noch auf viele andre Art befördern.

Ich will hierzu noch einige Vorſchläge thun. Ich kann mich noch nicht überzeugen, daß die Strafe, welche eine geſchwächte Weibsperſon leiden, oder mit Gelde abtragen muß, vor die Republik vortheilhaftig iſt. Wenn ſie aber ja ſeyn ſoll; ſo ſehe ich nicht, warum man ſie der Gerichtsobrigkeit überläſſet. Sie iſt eine von denjenigen Urſachen, warum ſolche Dirnen in die äuſſerſte Armuth und Elend verſetzet, und dahin gebracht werden, daß ſie ihre Kinder vor den Thüren andrer Leute dem Mitleiden überlaſſen müſſen: und wenn dieſes geſchieht; ſo bekümmert ſich die Gerichtsobrigkeit allemal ſehr wenig, wie dergleichen Kinder erzogen werden können, ohne andern Leuten beſchwerlich zu fallen. Man laſſe alſo dieſe Strafe denen Anſtalten zu Erziehung ſolcher armen Kinder anheim fallen, wo ſie alsdenn auch ihre Erziehung finden werden, wenn ſie die Mutter nicht bewerkſtelligen kann. Mich deucht auch, daß auf dieſe Art allerley Unordnungen und üble Folgen vermieden würden: und jener Edelmann würde nicht mit eigner Hand in ſein Gerichts-Protocoll haben eintragen können.

Dieſes Jahr über iſt Gott Lob! „an (Huren) Brüchen (Leinwand, Flachs, Getraide und was ſonſt in der „Küche ſpendiret worden, nicht gerechnet,) allein an baaren Gelde 115 Rthlr. alſo ein reicher Segen eingegangen.

Es würde auch vielleicht ſehr heilſam ſeyn, wenn man verordnete, daß diejenigen Mannsperſonen, ſie ſeyn ledig oder verehliget, die von geſchwächten Weibsperſonen zum Vater ihres Kindes angegeben werden, und nur einige Anzeigungen, allein keine Beweiſe, wider ſich haben, nach Maaßgebung ihres Vermögens ſtatt eines unnützen Proceſſes, überhaupt ein 20, 30 bis 50 Rthlr. zu dergleichen heilſamen Anſtalten erlegen müßten. Dergleichen Proceſſe haben keinen andern Nutzen, als daß ſie Richter und Advocaten bereichern. Gemeiniglich endigen ſie ſich mit einem Meineide: und weder die geſchwächte Perſon noch das Kind erhalten etwas. Oefters iſt es vielmehr der Weg, der der Mutter vollends das wenige raubet, wovon ſie ihr Kind erziehen könnte. Das Kind gehet endlich dennoch betteln: und den angegebenen Vater hat es weit mehr gekoſtet, als die vorgeſchlagne Abolitionsſumme, wobey überdies öfters das theuerſte, nämlich ein gutes Gewiſſen verlohren gehet. Mich deucht alſo, daß beyde Theile dabey beſſer fahren würden, und die Republik würde zu Erziehung der armen Kinder einen guten Beytrag erlangen.

Es iſt gewiß, daß die Wein und Caffeehäuſer, die Gaſthöfe und Schenkhäuſer zur Ueppigkeit und denen daraus entſpringenden fleiſchlichen Sünden groſſen Anlaß geben, und öfters ſind ſie die Werkſtätte, woraus diejenigen armen Kinder kommen, welche hernach dem gemeinen Weſen zur Laſt ſind. Es giebt ſehr wenig Wirthe in dergleichen Häuſern, die nicht ihres Eigennutzes wegen bey den offenbarſten Laſtern und Schandthaten durch die Finger ſehen ſollten: und es iſt gar nichts unbekanntes, daß es ehrvergeſſene Leute darunter giebt, die ſo gar liederliche Dirnen zu einem ſchändlichen Endzwecke bey ſich aufhalten laſſen. Alle Geſetze in der Welt ſind viel zu wenig, dieſen Unordnungen gänzlich zu ſteuren.

Wohlan denn! ſo laſſe man wenigſtens alle dieſe Häuſer jährlich ein jedes 5, 10 bis 20 Rthlr. zu den Anſtalten der Erziehung armer Kinder beytragen: ſo wird doch die Laſt, welche dergleichen Häuſer dem gemeinen Weſen mit aufwälzen, gemindert: und die aus ſolcher Bosheit entſproſſene Kinder werden vielleicht nicht abermals Böſewichter.

Ich bin verſichert, daß dieſes alles ſo erkleckliche Summen eintragen würde, daß in einem jeden Bezirke von 4 Meilen eine Anſtalt errichtet werden könnte, worinnen Findel- Waiſen- und andre armen Kinder zur ungemeinen Erleichterung des gemeinen Weſens vernünftig erzogen würden. Sollten wider Vermuthen dieſe Einkünfte zu dem erforderlichen Aufwande noch nicht zureichen;

reichen: ſo könnte man nur ein paar Laſter mit einer Strafe belegen, die mit der Sache eine große Verwandſchaft haben, und die täglich in der Welt ohne alle Strafe ausgeübet werden.

Man findet wenig luſtige Geſellſchaften, worinnen es nicht Leute giebt, welche die Anweſenden mit ihren ſo genannten Liebesbegebenheiten unterhalten, das iſt, welche ſich eine Ehre daraus machen, die ärgerlichſten Schandthaten zu erzählen, die ſie ehemals ausgeübet haben wollen. Ohne die geringſte Unterſuchung anzuſtellen, ob ihre Erzählungen wahr oder wahrſcheinlich ſind; ſo ſollte man den Helden der Geſchichte um 5 Rthlr. beſtrafen. Die abſcheuliche Thorheit, ſich ſelbſt Laſter und ſchändliche Thaten anzudichten, verdienet eine weit größre Strafe. Sind ſeine Heldenthaten aber Wahrheiten: ſo iſt es ſehr billig, daß er zu den Anſtalten vor die armen Kinder etwas beyträgt. Ich bin noch zweifelhaft, ob man den Orden der Eroberer von dieſem Geſetze ausnehmen ſoll, weil ſonſt dieſe berühmte Geſellſchaft ihrem Untergange nahe zu ſeyn ſcheinet.

Es giebt allenthalben Leute, die ſich ein Vergnügen daraus machen, Zoten und unflätige Redensarten von ſich hören zu laſſen. Es iſt gewiß, daß ſie dadurch ſo wohl ſich ſelbſt, als auch die Ohren andrer vernünftigen Menſchen beleidigen: und man kann verſichert ſeyn, daß dieſe Herren entweder den unordentlichen Lüſten bereits ergeben, oder doch alle Augenblicke fertig ſind, diejenigen Ausſchweifungen zu begehen, wodurch das gemeine Weſen mit Ernährung armer Kinder beläſtiget wird. Derjenige, welcher geſagt hat, wes das Herz voll iſt, des gehet der Mund über, hat das menſchliche Herz nach allen ſeinen innerſten Beſchaffenheiten überſehen. Man belege alſo eine jede Zote und ärgerliche Redensart, zum Beſten der Anſtalten für arme Kinder, nur mit ſechszehen Groſchen Strafe. Was vor beträchtliche Einkünfte würden nicht daraus entſtehen? Ich kenne ein paar anſehnliche Männer, deren ganzes Vermögen binnen einigen Jahren unfehlbar den Findel- und Wayſenhäuſern anheim fallen würde.

Vielerley Urſachen wegen finde ich nicht vor gut, dem weiblichen Geſchlechte einigen Beytrag zu dieſen Anſtalten aufzulegen, ungeachtet vielleicht viele glauben werden, daß eine geheimnißvolle Reiſe, eine Wallfahrt, um ſich von der Waſſerſucht curiren zu laſſen, ein nächtlich angenommner Beſuch von Mannsperſonen, u. d. g. die Auflegung einer milden Beyſteuer ganz wohl verdienen. Es laſſen ſich in dergleichen Dingen ſehr wenig allgemeine Regeln geben, und noch weniger ſind ſie zu entdecken. Dieſe ſchwachen Geſchöpfe ſind faſt allemal die Verführten; und auf ihrer Seite enthält das Verbrechen in ſeinen Folgen ſchon Strafen genug in ſich. Sie haben auch keine Verbindlichkeit auf ſich, zu den Anſtalten des gemeinen Weſens etwas beyzutragen, daß man daher zu allgemeinen Geſetzen Urſache nehmen könnte. Die Sache erfordert alſo den Beytrag hauptſächlich an den Mannsperſonen beyzutreiben.

Man kann verſichert ſeyn, daß dieſe Anſtalten zu allen Zeiten ihre reichlichen Einkünfte haben werden. Die vorgeſchlagnen Quellen vertrocknen ſo leicht nicht. Vor die Beſſerung aller Menſchen darf man ſich nicht leid ſeyn laſſen: und troz aller Abgaben wird es allemal Mannsperſonen geben, welche aus allerley Gründen gegen den Eheſtand Abneigung haben werden.

Wenn man alſo wider meinen Vorſchlag einwenden wollte, daß er die Mannsperſonen allzu ſehr zum Eheſtande antreiben, und alſo die Welt zu ſehr mit Menſchen überhaufen würde, ſo kennt man die menſchlichen Gemüther noch nicht, und geſezt, man müßte dieſe Folge vermuthen; ſo ſehe ich nicht, daß ſie übel iſt. Ich bin verſichert, daß noch einmal ſo viel Menſchen auf der Welt ſeyn könnten, und ich kann mich nicht überreden, daß eine allzu große Menge Einwohner einem Lande jemals ſchädlich ſeyn könne. Man muß nur denen Leuten Arbeit verſchaffen. Handlung und Manufacturen müſſen blühen. Hierzu gehöret Vorſorge. Dieſe Dinge kann man nicht gehen laſſen, wie es will. Am wenigſten darf man ſie mit Abgaben unterdrücken, und doch durch ein Wunderwerk ihren Wachsthum erwarten.

IX.

Betrachtung
über den Schein der Laſter.

Die Sittenlehrer laſſen gemeiniglich eine Sache ihrer Aufmerkſamkeit entwiſchen, die derſelben vor vielen andern würdig wäre. Sie ſagen nämlich nicht, mit was für Augen wir den Schein der Laſter betrachten ſollen, den viele Menſchen von ſich geben; oder was wir in Anſehung dieſer Sache vor Pflichten auf uns haben. Wenigſtens haben wir in des Freyherrn von Wolf und einigen andern Sittenlehren kein Wort hiervon angetroffen. Laſſet uns doch einige Betrachtungen hierüber anſtellen.

Unſre vernünftige Nebenmenſchen können auf keine andre Art, als nach unſern äuſerlichen Handlungen von uns urtheilen. Unſre innerliche Vollkommenheiten können von ihnen nicht betrachtet werden: und dieſe haben auch die äuſerlichen Vollkommenheiten allemal zu unzertrennlichen Begleitern. Sie ſind alſo berechtiget, nach dem Schein, den wir von uns geben, zu urtheilen. Ueberhaupt iſt die Natur der meiſten Laſter dergeſtalt beſchaffen, daß ſie nur im Verborgenen ausgeübet werden. Wenn es nun nicht erlaubet wäre, von gewiſſen äuſerlichen Handlungen auf die Ausübung verborgner Laſter zu ſchlieſſen: ſo würden die Tugendhaftigen vor den Laſterhaftigen weiter keinen Vorzug in der Welt haben.

Ein groſſer Antrieb, ſeine Handlungen dem natürlichen Geſetz gemäß einzurichten, würde wegfallen: und es würde faſt einerley ſeyn, ob man Tugenden oder Laſter ausübete. Da nun die Menſchen berechtiget ſind, nach unſern äuſſerlichen Handlungen von uns zu urtheilen; ſo vermuthen ſie, daß wir Laſter ausüben, wenn wir gewiſſe äuſſerliche Merkzeichen von uns blicken laſſen, die ſonſt mit gewiſſen Laſtern vereiniget zu ſeyn pflegen; oder wenn unſre äuſſerliche Handlungen ſolchergeſtalt beſchaffen ſind, als man in der Welt aus der Erfahrung weis, daß ſie bey der Ausübung eines Laſters entweder vorhergehen oder nachfolgen; und dieſes iſt es, was wir den Schein der Laſter zu nennen pflegen.

Dieſe Kennzeichen der Laſter ſind nicht alle von einerley Beſchaffenheit. Es giebt äuſſerliche Merkmaale der Laſter, die ganz untrüglich ſind, und von denen man auf die Ausübung des Laſters ſo gewiß ſchlieſſen kann, als auf ſein eignes Seyn. Es giebt dargegen andre, die zwar eine ſehr ſtarke Anzeige des begangenen Laſters ſind, die aber dennoch fehlen können. Endlich findet man auch ſehr ſchwache und betrügliche Kennzeichen, die nur eine entfernte Anzeige der Laſter ſind: und eine jede Klaſſe iſt nach der verſchiednen Beſchaffenheit der Menſchen nicht ohne Ausnahme. Ueberhaupt iſt es ſehr ſchwer, hierinnen etwas gewiſſes zu beſtimmen. Gleichwie die Vernunftskunſt des wahrſcheinlichen allemal nicht ohne Schwierigkeiten und Zweifel bleiben wird, ohngeachtet ſich geſchickte Leute in unſerm Jahrhundert viel Mühe darüber gegeben haben; ſo wird es auch allemal ſchwer ſeyn, den Schein der Laſter in ungezweifelte Sätze und Klaſſen zu bringen. Unterdeſſen kann ein Verſuch hiervon nicht unangenehm ſeyn. Wenigſtens wollen wir in der folgenden Abhandlung einige Regeln von der Sache geben. Vernünftige Menſchen ſchließen nur aus den Merkzeichen der erſten Klaſſe, daß jemand laſterhaftig iſt. Bey den Kennzeichen der andern Klaſſe zweifeln ſie, und verſchieben ihr Urtheil. Bey den Merkmaalen aber der dritten Klaſſe hoffen ſie allemal, nach der ihnen beywohnenden wahrhaftigen Menſchenliebe, das Beſte.

Es giebt Leute in der Welt, die entweder durch Fortſetzung derejenigen äußerlichen Handlungen, die eben ihre Nebenmenſchen vor Kennzeichen der Laſter angeſehen haben, oder wohl gar mit dürren Worten zu erkennen gegeben, daß ſie ſich aus den Urtheilen der Menſchen nichts machen, und daß es ihnen folglich einerley iſt, ob ſie den Schein der Laſter, oder der Tugenden ausüben. Ja, ſie ſagen wohl gar, daß ſie den Urtheilen der Menſchen zum Trutz eben dieſe Handlungen ferner ausüben wollten. Bey dieſen iſt die allergrößte Gewißheit vorhanden, wie ſie nur in menſchlichen Dingen erlanget werden kann, daß ſie die Laſter ohnfehlbar begehen, deren Schein ſie von ſich geben: und man kann ſich ſo gewiß, als von ſeinem eigenen Seyn verſichert halten, daß ſie diejenigen Böſewichter in der That ſind, wovor man ſie in der Welt anſiehet.

Wenn wir nicht ganz und gar in Laſtern und Bosheiten erſoffen ſind; ſo iſt unſer guter Name und Gerüchte das vornehmſte, worauf wir unſre Sorgfalt wenden: und ſo bald wir nur in etwas anfangen, die Tugend, oder welches einerley iſt, die Vernunft, lieb zu gewinnen: geſetzt, daß wir noch an vielen Laſtern kleben; ſo ſchämen wir uns der Laſter und Bosheiten auf das äuſſerſte: und es iſt ein ſchmerzlicher Verdruß vor uns, wenn wir hören, daß wir vor laſterhaftig angeſehen werden. Folglich würde wohl jedermann diejenigen äuſſerlichen Handlungen alſobald unterlaſſen, weswegen man ihn vor laſterhaftig hält, wenn er in der That dieſe Laſter nicht begienge.

Es iſt alſo die allerelendeſte Entſchuldigung, die jemand vorbringen kann, wenn er ſagt, daß er ſich an das Urtheil der Leute nicht kehren, oder ihnen zum Trotz eben dieſe Handlungen ferner ausüben wolle: und es iſt eben ſo gut, als wenn er ein aufrichtiges Bekenntniß ablegte: Ja ich bin derjenige Böſewicht, wofür ihr mich anſehet; ich habe aber nicht die geringſte Luſt mich zu beſſern.

Unterdeſſen muß man aus der Fortſetzung derjenigen Handlungen, woraus die Menſchen urtheilen, daß jemand dieſes oder jenes Laſter ausübet, nicht allemal auf die ganz ohnfehlbare Gewißheit des Laſters den Schluß machen. Man muß vorhero ſorgfältig unterſuchen, ob ihm die Urtheile ſeiner vernünftigen Nebenmenſchen in der That zu Ohren gekommen ſind. Es iſt möglich, daß jemand eine groſſe Sorgloſigkeit vor ſich ſelbſt, und eine grobe Unachtſamkeit auf ſeine eignen Handlungen haben kann. Es iſt wahr, dieſe Unachtſamkeit iſt ſehr tadelnswürdig, und nichts weniger als vernünftig. Allein, ſie iſt doch möglich: Und es kann jemand unachtſamer Weiſe eine lange Zeit Handlungen ausüben, die den Schein der Laſter von ſich geben, ohne daß er dieſe Laſter ſelbſt begehet, wenn ihm nämlich die Urtheile der Menſchen davon unbekannt bleiben. So bald er aber hiervon benachrichtiget iſt, und er unterläßt dennoch dieſe Handlungen nicht, ſo iſt in der Welt nichts gewiſſers, als daß er die Laſter, die man ihm aufbürdet, in der That ausübet.

Wir haben aber eine ganz unläugbare Verbindlichkeit, den Schein der Laſter zu vermeiden. Die Vollkommenheit unſers Zuſtandes beſtehet in der Beobachtung des Geſetzes der Natur: und das Geſetz der Natur befiehlet, daß wir dasjenige unterlaſſen ſollen, was unſern Zuſtand unvollkommner macht. Da wir nun an dem Menſchen einen gedoppelten Zuſtand wahrnehmen, einen innerlichen und einen äußerlichen; ſo müſſen wir auch dasjenige unterlaſſen, was unſern äußerlichen Zuſtand unvollkommner macht. Unſer äußerlicher Zuſtand wird aber in der That unvollkommner, wenn wir Handlungen unternehmen, welche den Schein der Laſter von ſich geben, geſetzt, daß wir dieſe Laſter ſelbſt nicht begehen. Unſer guter Name leidet darunter in den Augen unſrer Nebenmenſchen: und wer wollte läugnen, daß derſelbe zu unſerm äußerlichen Zuſtande und zu den Vollkommenheiten deſſelben gehöret?

Ferner iſt es außer Streit, daß wir noch keine wahre Vollkommenheit haben, ſo lange unſer innerlicher und äußerlicher Zuſtand nicht mit einander übereinſtimmen. Da nun dieſe Uebereinſtimmung ohne Zweifel nicht vorhanden iſt, wenn gewiſſe äußerliche Handlungen der Beſchaffenheit unſrer Seele widerſtreiten, oder doch zu widerſtreiten ſcheinen; ſo müſſen wir uns folglich beſtreben, unſre äußerliche Handlungen ſolchergeſtalt einzurichten, daß ſie keinen Schein der Laſter von ſich geben.

Die Vollkommenheit unſers Zuſtandes beſtehet in der Beobachtung des Geſetzes der Natur: und wir müſſen eine Fertigkeit haben, unſre Handlungen dieſem Geſetze gemäß einzurichten, wenn wir tugendhaftig ſeyn wollen. Man kann aber nicht ſagen, daß wir dieſe Fertigkeit beſitzen, wenn wir Handlungen unternehmen, welche unſre Nebenmenſchen auf die Vermuthung bringen können, daß wir dem Geſetze der Natur zuwider handeln. Da wir uns nun beſtreben müſſen, alle mögliche Fertigkeit zu erlangen, unſre Handlungen dem Geſetz der Natur gemäß einzurichten: ſo iſt es unſre Schuldigkeit, diejenigen Handlungen zu unterlaſſen, die einen entgegen geſetzten Schein von ſich geben.

Die Beobachtung des Geſetzes der Natur hat den Endzweck, unſre Vollkommenheit zu befördern: und die Luſt, die wir aus der anſchauenden Erkenntniß unſrer Vollkommenheit ſchöpfen, gebieret denjenigen Zuſtand einer beſtändigen Freude, worinnen die Glückſeligkeit oder die natürliche Seligkeit beſtehet. Allein, es iſt nicht genug, daß wir allein an der anſchauenden Erkenntniß unſrer Vollkommenheit Luſt empfinden. Eine jede Vollkommenheit muß ſolchergeſtalt beſchaffen ſeyn, daß ſie auch von andern erkannt werden kann: und ihre anſchauende Erkenntniß muß auch in andern die Luſt hervorbringen. Ja ſie höret ſo gar auf, eine Vollkommenheit zu ſeyn, wenn diejenigen, ſo die Kräfte und den Willen haben, eine Vollkommenheit einzuſehen, ſie nicht davor erkennen können: Folglich ſind es gar keine Vollkommenheiten, wenn unſre äuſſerliche Handlungen ſo beſchaffen ſind, daß unſre vernünftige Nebenmenſchen dieſe Vollkommenheiten nicht gewahr werden können, oder wohl gar daraus das Gegentheil ſchließen müſſen. Wir haben demnach eine unſtreitige Verbindlichkeit, dieſe Handlungen zu unterlaſſen. Kurz, es iſt nicht genug, in verborgenen tugendhaftig zu ſeyn; ſondern alle unſre Handlungen müſſen damit übereinſtimmen, und wir ſind ſchuldig, unſern Nebenmenſchen eben dieſe Meynungen von uns beyzubringen. Dieſes fließet aus den vorhergehenden Sätzen: und die Pflichten, die uns die menſchliche Geſellſchaft auferleget, und überhaupt die Begriffe von einem geſelligen Leben, laſſen bey dieſer Wahrheit nicht den geringſten Zweifel übrig.

So unläugbar die Verbindlichkeit iſt, die wir haben, den Schein der Laſter zu vermeiden; ſo iſt noch eben dieſer Schein der Laſter, wenn wir die Sache naher betrachten, ſelbſt ein Laſter, ohngeachtet das Laſter nicht wirklich ausgeübet wird, ſondern wovon nur gewiſſe äußerliche Merkzeichen vorhanden ſind. Die Schuldigkeit, dieſen Schein zu unterlaſſen, iſt alſo um ſo gewiſſer. Laſſet uns dieſes deutlicher machen.

Es folget ſchon aus dem, was wir kurz vorher geſagt haben, daß der Schein der Laſter unſern innerlichen Zuſtand unvollkommner macht, weil er verhindert, daß unſre vernünftige Nebenmenſchen unſre innerliche Vollkommenheit nicht wahrnehmen können. Eine Vollkommenheit aber, die niemand einſehen kann, iſt gar keine Vollkommenheit mehr. Alles dasjenige aber, was unſern innerlichen Zuſtand unvollkommner macht, iſt ein Laſter. Allein, es läßt ſich dieſes noch auf eine andre Art zeigen.

Das Geſetz der Natur befiehlet, daß wir unſern Zuſtand vollkommner machen ſollen. Dieſes Geſetz ſchließſet zugleich in ſich, daß wir auch die Vollkommenheit des Zuſtandes unſers Nächſten befördern ſollen. Denn wir können dem Geſetz der Natur nicht gemäß leben, wenn unſre Handlungen nicht dieſen Endzweck haben. Was nun den Zuſtand unſers Nächſten mehr unvollkommner als vollkommner macht, daſſelbe iſt ohne Zweifel ein Laſter. Dieſes werden wir in dem Schein der Laſter allenthalben gewahr. Indem wir gewiſſe Merkzeichen der Laſter von uns blicken laſſen, und folglich ſelbſt vor laſterhaftig gehalten werden müſſen; ſo geben wir denenjenigen, ſo um uns ſind, ein böſes Beyſpiel: und wenn wir von einigem Anſehen oder die Vorgeſetzten andrer ſind; ſo können wir viel böſe Anreizungen verurſachen, welche den Zuſtand vieler Menſchen unvollkommner macht. Indem wir auch den Schein der Laſter von uns geben; ſo können wir wenigſtens mit dieſen Handlungen keines Menſchen Zuſtand in der Welt vollkommner machen. Wir hätten aber ſtatt dieſer Handlungen andre ausüben können, welche dieſes zu bewerkſtelligen vermögend geweſen wären. Die Unterlaſſung unſrer Pflichten aber iſt allemal ein Laſter.

Oefters verurſachen wir auch durch den Schein der Laſter, daß zugleich der gute Name einer andern Perſon darunter leidet, und welche folglich an ihrem äußerlichen Zuſtand unvollkommner wird. Wir wiſſen aber, daß alles, was den Zuſtand unſers Nächſten unvollkommner macht, ein Laſter iſt. Wenn wir den Schein der Laſter, den wir in der Welt gewahr werden, mit einiger Aufmerkſamkeit betrachten: ſo werden wir finden, daß dadurch gemeiniglich jemand beleidiget wird. Es würde uns leicht fallen, dieſes zu zeigen, wenn wir weitläuftig ſeyn wollten. Ein Vater, ein Ehemann wird ohne Zweifel beleidiget, wenn jemand durch ſeine äußerlichen Handlungen Gelegenheit giebt, zu vermuthen, daß er mit ihrer Tochter oder Frau einen verbothenen Umgang führe, oder wenigſtens ſuche. Es iſt einerley, ob man jemand mit Vorſatz oder aus Unachtſamkeit beleidiget. Die Unachtſamkeit ſchließt die Beleidigung nicht aus. Sie iſt ſelbſt ein Laſter: und ein vernünftiger Menſch iſt ſchuldig, ſo viel Achtſamkeit und Sorgfalt auf ſeine Handlungen zu richten, daß dadurch niemand beleidiget wird. Da nun alles, wodurch unſre Nebenmenſchen beleidiget werden, zur Klaſſe der Laſter gehöret; ſo iſt es offenbar, daß der Schein der Laſter ſelbſt ein wahrhaftiges Laſter iſt.

Der Schein der Laſter hat auch alle Kennzeichen und Folgen der Laſter. Wenn wir gewiſſe äußerliche Merkzeichen in unſern Handlungen ſehen laſſen, die ſonſt gemeiniglich mit gewiſſen Laſtern vergeſellſchaftet ſind, und folglich verurſachen, daß uns unſre vernünftige Nebenmenſchen ſelbſt vor laſterhaftig halten; ſo betrüben wir unſern tugendhaften und vernünftigen Nächſten, weil er von uns nothwendig denken muß, daß wir böſe und laſterhaftig ſind. Wir geben alſo ein unſtreitiges Aergerniß: und es iſt einerley, ob die Laſter wirklich geſchehen, oder ob es nur ein Schein der Laſter iſt. Die Natur des Aergerniſſes wird dadurch weder aufgehoben, noch vermindert.

Wenn wir erfahren, daß uns unſre vernünftige Nebenmenſchen aus gewiſſen äußerlichen Merkzeichen, die wir eine Zeit her von uns haben blicken laſſen, vor laſterhaftig halten; ſo muß daraus ohnfehlbar eine große Unluſt entſtehen. Die Unluſt entſpringet aber aus der anſchauenden Erkenntniß unſrer Unvollkommenheit, und ſie iſt allemal eine Folge derſelben. Der Schein der Laſter hat alſo auch von dieſer Seite mit den wirklichen Laſtern ganz einerley Wirkungen und Folgen. Die Laſter ſtürzen uns endlich in den Zuſtand eines dauerhaftigen Mißvergnügens: und wir ſehen, daß der Schein der Laſter eben dieſes verurſachet.

Da nun der Schein der Laſter ein wirkliches Laſter iſt; ſo iſt er auch der Ahndung der Obrigkeit unterworfen. Ja, es wird zu einer wohleingerichteten Republik unumgänglich erfordert, daß die Geſetze den Schein der Laſter beſtrafen. Er iſt der Wohlfahrt der Republik gewiſſer maaßen eben ſo nachtheilig, und er ſtöret die Ruhe der menſchlichen Geſellſchaft eben ſo ſehr, als die wirklichen Laſter, wovon er den Anſchein von ſich giebt.

Demjenigen, der den Schein gewiſſer Laſter und Verbrechen von ſich blicken läßt, geſchieht auch gar kein Unrecht. Ein jeder vernünftiger Menſch muß ſo viel Aufmerkſamkeit auf ſeine eigne Handlungen haben, daß er ſie ſolchergeſtalt einrichtet, daß keine äußerliche Merkmaale der Laſter daraus herverſcheinen. Thut ers nicht; ſo hat er den üblen Erfolg, der daraus entſtehet, lediglich ſich ſelbſt beyzumeſſen. Aus dieſem Grunde hat der Allerdurchlauchtigſte Sächſiſche Geſetzgeber in den neueſten Deciſionen, ſehr weislich verordnet, daß die Inquiſitionskoſten aus des Inquiſiten Vermögen genommen werden ſollen, wenn er gleich die Anzeige, oder den Schein, ſo wider ihn waren, durch die Tortur abgelehnet hat. Da die Peinigung, außer einem ſehr ſtarken Schein oder Anzeigen, niemals erkennet wird; ſo iſt dieſes eine Strafe des Scheins der Laſter und der Verbrechen, den er von ſich hat blicken laſſen. Dieſe Strafe iſt ſehr gerecht, geſetzt, daß er auch ganz und gar unſchuldig iſt. Denn der Schein der Laſter iſt ſelbſt ein Laſter: und es hat bey ihm geſtanden, ſich deſſelben zu enthalten.

Man kann ſich auch von den bürgerlichen Geſetzen wenigſtens ſo viel verſprechen, daß ſie jemand durch Strafen anhalten werden, einen Schein der Laſter zu unterlaſſen, der uns beleidiget. Unterdeſſen iſt nicht zu laugnen, daß ein weiſer Geſetzgeber über den Schein der Laſter noch viele heilſame Verordnungen machen könnte, die den Wohlſtand einer Republik ſehr befördern, und die wirkliche Ausübung vieler Laſter ſehr verhindern würden. Wir wollen nur ein einziges Exempel anführen.

Vielleicht ſollten wohl allenthalben Beyſpiele gefunden werden, daß Mannsperſonen, die in eben dem Ort wohnen, wenn ſie Beſuch bey Frauenzimmer abgeleget haben, des Nachts über in ihrem Hauſe verbleiben, ohngeachtet der Vater oder Ehemann nicht zu Hauſe iſt. Was iſt wohl ſtärker als dieſer Schein eines Laſters? Es iſt ſchon den Regeln einer guten Aufführung und einer ehrbaren Lebensart zuwider, wenn ein Frauenzimmer in Abweſenheit ihres Vaters oder Ehemannes von Mannsperſonen Beſuche annimmt, die in eben dem Orte wohnen, und die es folglich wiſſen können, daß derjenige nicht zu Hauſe iſt, mit dem ſie einen unverdächtigen Umgang haben können.

Es iſt auch dieſen Regeln einer vernünftigen und geſitteten Lebensart eben ſo ſehr zuwider, wenn jemand, der in einerley Ort wohnet, in eines andern Hauſe übernachtet, obſchon derjenige Freund zu Hauſe iſt, den er beſuchet oder mit dem er einen freundſchaftlichen Umgang hat. Eine erlaubte und wahrhaftige Freundſchaft, ſie ſey auch ſo ſtark und zärtlich als ſie wolle, kann uns nicht abhalten, zu gehöriger Zeit unſre Wohnung wieder zu ſuchen. Durch das Gegentheil werden alſo die Geſetze des Wohlſtandes und der guten Sitten offenbar beleidiget.

Wenn nun vollends diejenige Mannsperſon nicht anweſend iſt, die den Vorwand der Beſuche und der Freundſchaft allein abgeben kann; ſo iſt der allerſtärkſte Schein des Laſters vorhanden. Es iſt hier die allergrößte Gewißheit, wie ſie in menſchlichen Dingen nur erlanget werden kann, daß ſolche Perſonen Unzucht mit einander treiben. Warum ſollten alſo die Geſetze nicht verfügen können, daß alle diejenigen, ſo gleich vor wirkliche Huren gehalten werden ſollten, die einen ſo ſtarken Schein dieſes Laſters von ſich geben. Es würde nichts gerechters ſeyn, als dieſes Geſetz: und geſetzt, daß dann und wann ein Frauenzimmer unſchuldig wäre, welches aber ſchwerlich zu vermuthen iſt; ſo würde ihr gar keine Ungerechtigkeit wiederfahren. Ein Frauenzimmer, das die Erbarkeit, die guten Sitten und ihre Ehre ſo weit außer Augen ſetzen kann, verdienet nicht das geringſte Mitleiden. Sie müßte offenbar raſen, wenn ſie den Nachtheil nicht einſähe, der ihrem guten Namen dadurch zugezogen wird: und wenn ſie noch nicht unkeuſch iſt; ſo kann man gewiß verſichern, daß ſie es in Willens hat zu werden.

Eben ſo wohl könnte eine Mutter, die dergleichen nächtliche Beherbergung in Abweſenheit ihres Ehemannes, oder vor ſich allein, wenn ſie Wittwe iſt, wiſſentlich geſtattet, des Lenocinii, oder der Verkuppelung ihrer Töchter durch die Geſetze vor ſchuldig erkläret werden, ohne daß ihr eine Ungerechtigkeit wiederführe. Und was ließen ſich nicht über den Schein andrer Laſter vor weiſe Anordnungen machen, die der Wohlfahrt der Republik und der menſchlichen Geſellſchaft ungemein heilſam ſeyn würden.

X.

Beſondere Regeln über den Schein der Laſter.

Wir haben in der vorhergehenden Abhandlung verſprochen, Regeln über den Schein der Laſter zu geben. **Indem** wir uns dieſer Arbeit unterziehen wollen: ſo finden wir, daß allgemeine Regeln ſehr ſchwer und gewiſſer maaßen unmöglich ſind. Die verſchiednen Handlungen ſo vieler Laſter, die in ihren äuſſerlichen Kennzeichen ſehr wenig überein kommen, laſſen ſich nicht wohl in allgemeine Sätze und Regeln bringen. Wenigſtens konnten dieſer allgemeinen Regeln nur ſehr wenige ausfindig gemacht werden. Es iſt z. E. eine allgemeine Regel über den Schein der Laſter: Alle Handlungen, welche vor der Obrigkeit und unſern Nebenmenſchen geheim gehalten werden, geben einen ſtarken Schein der Laſter von ſich. Desgleichen: Wer in ſeinen Worten und Geberden eine groſſe Frechheit und Verwegenheit blicken läßt, giebt dadurch einen ziemlich gewiſſen Schein der Laſter. Allein, alle dieſe Regeln, deren ohnedem nicht viel mehr ſeyn werden, ſind gewaltigen Ausnahmen und Einſchränkungen unterworfen. Wir wollen demnach nur über den Schein beſondrer Laſter einige Regeln geben. Wir werden uns dabey keiner andern Ordnung bedienen, als wie ſie uns einfallen.

Hier ſind ſie:

1) Eine Frau, die in Abweſenheit ihres Mannes von Mannsperſonen öfters Beſuche annimmt, läſt einen ſehr ſtarken Schein der Untreue von ſich blicken: und wenn ſie dieſe Beſuche vor ihrem Mann geheim hält; ſo iſt dieſer Schein ganz untrüglich.

Anmerkung a): Man kann hier bey proceß- und zankſüchtigen Frauenzimmern die Beſuche des Hrn. Vormunds und derer Herren Advocaten ausnehmen. Man muß aber dieſe Ausnahme mit Behutſamkeit machen. Denn öfters iſt eben dieſes der Deckel des Laſters.

b) Bey ſchwermüthigen und angefochtenen Seelen unter dem weiblichen Geſchlecht kann man noch die Beſuche derer Herren Geiſtlichen ausnehmen. Ich ſähe aber gerne, wenn ſie ihre Troſtgründe in Anweſenheit des Mannes anbrächten.

2) Wenn eine Frau eine Mannsperſon, die in Abweſenheit ihres Mannes Beſuch bey ihr abgeleget hat, vor ihm verſtecket, wenn er von ohngefähr darzu kommt; ſo giebt ſie einen ganz untrüglichen Schein von ſich, daß ſie eine Ehebrecherinn iſt.

3) Eben dieſer Schein iſt ganz ohnfehlbar, wenn ſich eine Frau mit einer Mannsperſon einſchlieſſt, oder das Geſinde entfernet.

4) Ein Frauenzimmer, das von Mannsperſonen nächtliche Beſuche annimmt, oder ihnen geſtattet, daß ſie des Nachts über in ihrem Hauſe bleiben dürfen, iſt ganz gewiß eine Hure.

5) Wenn ſich ein Frauenzimmer in großen Städten zur Nachtzeit in ein Haus tragen läßt, welches berüchtiget iſt, daß darinnen verliebte Zuſammenkünfte gehalten werden; ſo kann ſie von ihren Nebenmenſchen nicht verlangen, daß ſie dieſelbe vor etwas anders, als vor eine Buhldirne halten ſollen.

6) Mannsperſonen, die mit Mägden haushalten, und ſie ordentlich ausſtatten, geben einen ganz untrüglichen Schein von ſich, daß ſie Unzucht mit ihnen treiben.

Anmerkung: Man kann die Alten ausnehmen, ſonderlich, wenn ſie in ihrer Jugend ſehr unordentlich gelebet haben. Denn dieſe ſuchen gemeiniglich nur eine Abiſoy von Sunem, oder laſſen ſich die Füße reiben, daß ſie einſchlafen können.

7) Wer öfters langwierige Reiſen antritt, ohne daß er bekannte Geſchäffte hat, und Uhren, Silberwerk, koſtbare Kleider und andre Koſtbarkeiten mitbringt, und dieſe Dinge etwan geheim hält, oder vorgiebt, daß er ſie von groſſen Herren geſchenkt bekommen, von dem kann man ganz gewiß verſichert ſeyn, daß er ein Dieb iſt.

Anmerkung: Wenn er vor einen tüchtigen Narren gebraucht werden kann, ſo wird die Sache etwas zweifelhaftiger.

8) Wer nichts im Vermögen hat, und bekannter maaſſen wenig oder nichts verdienet, dennoch aber koſtbar lebt und viel aufgehen laßt, der iſt ganz ohnfehlbar ein Dieb, ein falſcher Münzer oder ſonſt dem gemeinen Weſen ein höchſt ſchädlicher Menſch, er ſey auch von was für Stande er wolle. Es wäre zu wünſchen, daß die Obrigkeit in dieſen beyden Fällen auf einen ſo

untrüglichen Schein der Laſter mehrere Aufmerkſamkeit hätte.

9) Eine Frau, die ohne Geſellſchaft ihres Mannes, mit andern Mannsperſonen ſpatzieren fährt, oder die gerne ohne ihren Mann verreiſt, giebt einen ziemlich ſtarken Schein des Ehebruchs von ſich. Wenigſtens hat ſie große Luſt, eine Ehebrecherinn zu werden.

10) Ehemänner, die öfters bey jungen Wittwen Beſuche ablegen, ohne ihre Weiber mitzunehmen, laſſen einen nicht gar zu fehlbaren Schein des Ehebruchs von ſich blicken.

Anmerkung: Man kann die Herren Aerzte ausnehmen, weil die jungen Wittwen gemeiniglich öfters unpäßlich ſind.

11) Wenn ein lediges Frauenzimmer von Ehemännern, die nach dem Ausdruck der Welt vor galant gehalten werden, koſtbare Geſchenke annimmt; ſo giebt ſie einen ſtarken Schein von ſich, daß ihre Keuſchheit eben nicht die koſtbarſte Sache iſt, die ſie bewahren will.

12) Frauenzimmer, die von jungen Herren öfters Beſuche annehmen, und ſich in dergleichen Geſellſchaften fleißig finden laſſen, geben nicht undeutlich zu erkennen, daß ſie einer unordentlichen Liebe ergeben ſind, oder doch darzu neigen.

Anmerkung: Wenn ſie Väter oder Brüder haben, die den Vorwand der Beſuche abgeben können; ſo kann man den Schein, vorwaltenden Umſtänden nach, um die Hälfte vor geringer halten.

13) Wenn eine Mutter geſchehen läßt, daß ihre Töchter in ihrer Gegenwart von jungen Herren geküſſet werden;

den; ſo giebt ſie ſchon zur Hälfte eine untrügliche Anzeige der Kuppeley von ſich.

14) Ein Frauenzimmer, das bey einem jungen Herrn, der mit ihr in einem Hauſe wohnet, auf die Stube gehet, giebt einen ziemlichen Schein der Unkeuſchheit von ſich; wenigſtens bezeuget ſie, daß ſie groſze Luſt hat, ihre Ehre zu verlieren.

Anmerkung: Wenn ſie nicht in eben dem Hauſe wohnet, und ſie thut es ohne Begleitung anderer unverdächtigen Geſellſchaft; ſo wird man ihr nicht zu viel thun, wenn man ſie bereits vor eine liederliche Dirne hält.

15) Wittwen, die ledige Mannsperſonen in die Koſt nehmen, und einen faſt beſtändigen Aufenthalt in ihrem Hauſe geſtatten, laſſen einen ſtarken Schein von ſich blicken, daß ſie entweder ſelbſt unkeuſch ſind, oder doch nicht viel darnach fragen, wenn es ihre Töchter werden.

Anmerkung a): Man kann die Herren Vettern ausnehmen. Ich ſehe aber nicht gern, wenn man auch hierunter die weitläuftigen, oder ſolche rechnen wollte, die nur den Leuten die Augen zu verblenden, die Freundſchaft von Japhet herleiten.

b) Wenn keine andre Gelegenheit der Koſt an einem Orte zu haben iſt; ſo wird die Ausnahme ſo ſtark, daß bey vielen Vorfällen gar kein Schein übrig bleibt.

16) Ein Ehemann, der den Mägden ohne der Frauen Vorwiſſen anſehnliche Geſchenke macht, giebt einen ſtarken Schein des Ehebruchs von ſich. Wenigſtens

iſt ſo viel untrüglich gewiß, daß er entſchloſſen iſt, ein Ehebrecher zu werden.

Anmerkung: Man kann diejenigen Ehemänner ausnehmen, die zornige, ſtürmiſche und geizige Weiber haben, welche andrer Geſtalt kein Geſinde behalten können. Ich wollte aber nicht gerne, daß man dieſe Beſchaffenheit der Frauen dem Manne auf ſein Wort glaubte. Wenn er es ſelbſt ſagt; ſo kann man ſich nur verſichern, daß es nicht wahr iſt.

17) Ein Einnehmer ungewiſſer herrſchaftlicher Einkünfte, der nur eine mäßige Beſoldung und bekannter maaßen ſelbſt nichts im Vermögen hat, dennoch aber koſtbar lebet, ſtark ſpielt und verſpielt, und zu ſeiner Luſt Pferde auf der Streue hält, dieſer giebt einen Schein von ſich, daß er in ſeiner Einnahme Betrügereyen und Unterſchleif macht.

18) Wer öfters geheimnißvolle Gäſte hat, die ſich vor niemand ſehen laſſen wollen, des Abends ankommen und lange vor Tage wieder abgereiſet ſind, dieſer läßt einen ſehr ſtarken Schein der Diebeswirthſchaft von ſich blicken. Hier könnten die Obrigkeiten aufmerkſamer ſeyn.

19) Wer andern Leuten beſtändig ins Wort fällt und alles beſſer wiſſen will, der äußert ſehr ſtark, daß er ein hochmüthiger Narr iſt, dem das Wiſſen den Bauch zerſprengen will.

20) Ein Richter, welcher wiſſentlich geſchehen läßt, daß die Parteyen noch ein beſonders gerichtliches Verfahren vor ſeiner Frauen in der Küche anſtellen, giebt einen ſtarken Schein der Ungerechtigkeit von ſich.

21) Wer angeſehenen Leuten kaum danket, wenn ſie ihn grüßen, oder doch ſeinen Rücken ſo werth hält, daß er den Kopf nur etwas neiget, der läßt einen ziemlichen Schein eines närriſchen Hochmuths von ſich blicken.

Anmerkung a): Man kann diejenigen ausnehmen, die einen ſehr kurzen Leib und eine hohe Bruſt haben.

b) Wenn man will: ſo kann man auch bey denenjenigen eine Ausnahme machen, die eine ſchlechte Erziehung gehabt haben. Was mich aber anbetrifft, ſo traue ich dieſen den allernärriſchſten Hochmuth zu.

22) Eine Jungfer, welche das Amt einer Haushälterinn bey einer ledigen und jungen Mannsperſon übernimmt, bezeuget eine über alle maaße große Luſt, entweder eine heimliche oder öffentliche Hure zu werden.

Anmerkung: Hier muß man eine allgemeine Ausnahme unter nahen Anverwandten machen.

23) Wenn ſich ein Frauenzimmer in öffentlichen Geſellſchaften von Mannsperſonen küſſen läßt, ſo giebt ſie einen ziemlichen Schein einer frechen Buhldirne von ſich.

Anmerkung: Von dieſer Regel ſollen alle Adeliche ausgenommen ſeyn. Denn in den adelichen Geſellſchaften gehet es freylich weit freyer und lebhaftiger zu, als in den einfältigen und gezwungenen bürgerlichen Geſellſchaften.

24) In einem Hauſe, wo öfters Geſellſchaften junger Herren ſind, will ganz ohnfehlbar entweder die Mutter oder die Tochter nach dem Ausdrucke der Welt vor galant angeſehen werden: und ich verſichre ſie, daß man ihnen in der That Recht wiederfahren läßt.

Anmerkung: Ich will aus denen nur itzt angeführten Urſachen abermals die adelichen Häuſer ausnehmen. Die bürgerlichen aber ſollten von Rechts wegen ſo billig ſeyn, in die Vorzüge des adelichen Standes nicht einzugreifen.

Es würde ganz leicht fallen, noch ein paar hundert ſolcher Regeln über den Schein der Laſter ausfindig zu machen. Als eine Doſis aber können dieſe zwey Dutzend ſchon genug ſeyn. Ein geſchickter moraliſcher Arzt muß in ſeinen moraliſchen Purganzen ebenfalls Behutſamkeit gebrauchen, damit er die ſchwächliche Natur der Welt auf einmal nicht ſo hart angreife, und einen allzu ſtarken Ausguß der Unreinigkeiten veranlaſſe. Vielleicht giebt es Leute, welche Erläuterungen und Beweiſe dieſer Regeln verlangen. Was mich anbelanget; ſo halte ich ſie ganz und gar vor unnöthig. Wer die Natur der Menſchen und der Laſter kennet, und in den Begebenheiten der Welt kein Fremdling iſt, der wird ſich unzählige Erläuterungen und Beweiſe ſelbſt machen können.

XI.

Das Tagebuch eines Frauenzimmers.

Wenn die Regierungskunſt auf der Verſtellung beruhet, wie einige Monarchen behauptet haben; ſo iſt das Frauenzimmer allein würdig, Kronen und Zepter zu führen. Es iſt ſehr gewiß, daß wir es in dieſer Kunſt bey weiten nicht ſo hoch gebracht haben, als das gegenſeitige Geſchlecht. Ein Frauenzimmer, das ihrem Geſchlechte Ehre macht, wird uns niemals ihr Herz in ſeiner natürlichen Geſtalt zeigen. Ein dicker Vorhang verbirgt allemal ihre Abſichten: und ihre wahrhaftigen Neigungen liegen ſehr tief in ihrer Bruſt verborgen. Man kann ſich demnach glücklich ſchätzen, wenn man zu unſern Tagen das Herz eines Frauenzimmers, das zu leben weis, ohne Decke ſiehet. Ich habe dieſes Glück genoſſen. Ein Frauenzimmer, das ich aber nicht kenne, hat mir ihr ganzes Herz, und deſſen geheimſte Regungen vor Augen geleget. Meine Leſer werden glauben, daß ich Luſt habe mit ihnen in Räthſeln zu reden. Sie werden aber alles errathen, wenn ich ſage, daß ich das Schmuckkäſtchen dieſer Schönen gefunden habe. Es war auf der öffentlichen Landſtraße. Die Poſt und ein andrer Wagen hatten mir kurz zuvor begegnet.

Weil ich willens habe, es ſeinem Eigenthumsherrn wieder zuzuſtellen; ſo verſchweige ich mit Fleiß die Größe und die Geſtalt des Käſtchens, damit ſich nicht jedermann ohne Unterſchied zum Herrn deſſelben angeben könne. Ich werde aber die darinnen gefundenen Sachen benennen: und mich deucht nicht, daß ſich die Eigenthümerinnen werde irren können, ob es das ihrige ſey, oder nicht. Das Käſtchen war offen. Vielleicht iſt das Schloß wandelbar geweſen. Vielleicht hat es auch die Gewalt des Falles aufgeſprengt. Die darinnen gefundenen Sachen aber ſind folgende:

1) Ein Häubchen mit hinten herunter hängenden Zipfeln von Spitzen.
2) Ein Paar ſeidne Strümpfe.
3) Ein Paar lederne Handſchuh in Pappier gewickelt, die durch und durch ſehr fettig waren.
4) Eine Seifkugel und eine andre weiße Kugel, deren Natur und Gebrauch ich nicht kenne, benebſt einer Schnupftobacksdoſe mit Zinnober angefüllt, zuſammen in ein Pappier geſchlagen.
5) Ein Gläsgen, worinnen ein weiſſes Oel.
6) Ein Gemälde, ohngefähr einer Hand groß, welches eine Mannsperſon vorſtellet, und worunter die Buchſtaben J. C. v. L.
7) Ein Paar Ohrengehenke, jedes mit 9 wachsperlenen Glocken, wiegen beyde ¼ Pfund.
8) Ein Halsband von Schmelz, mit dergleichen Armbändern.
9) Ein Spiegel mit einem Futteral, worinnen ein bleyerner Kamm.
10) Zwey Spiele franzöſiſche Karten.
11) Ein Manuſcript.

Dieſes letztere iſt es, was mir das Herz ſeiner Verfaſſerinn ohne Decke zu erkennen giebt. Ich glaube nicht, daß es meinen Leſern unangenehm ſeyn werde, dieſe Schrift in ihrem unverrückten Innhalte zu leſen. Ich will demnach ſolche ganz einrucken, was vor Feindſchaft ich mir auch darüber von der Urheberinn zuziehen dürfte. Die kleinen Fehler wider die Rechtſchreibung, die ſie begangen hat, werde ich nicht beybehalten. Sie führte den Titel:

Nachricht von mir ſelbſt.

Und war von Wort zu Wort folgender Geſtalt geſtellet:

„Ich bin den 24ſten März 1703 gebohren, und alle „Leute haben meinem ſel. Vater Glück gewünſchet, ſo eine „ſchöne Tochter zu haben. Meine Mutter hat mir erzählet, daß der Herr Pfarrherr über dem Kindtaufenſchmauſe geſagt: er habe ſo ein ſchön Kind noch nicht „getauft, wie mich: und er iſt doch ſchon 30 Jahre im „Amte geweſen, der brave Mann. Ich habe mich in „meiner Kindheit gegen meine Spielgeſellen immer als „ihre Herrſchaft aufgeführet. Meine Mutter ſpricht: „ich hatte recht klug gethan, und nicht anders, als wenn „ich es wirklich geweſen wäre. Ich glaube es. Denn „mich deucht, daß ich einen hohen Geiſt und viel Verſtand habe. Weil ich hubſch ſchreiben gelernet habe; „ſo will ich aufſchreiben, was mir ſonderliches begegnen „wird. Wer weis, wozu es einmal dienet, und ich lerne „es nur immer beſſer.

„Heute, den 24ſten März 1716, bin ich 13 Jahr alt. „Der Herr Commiſſionsrath M ‥ hat mir darzu gratuliret: und weil meine Mutter draußen war, ſo ſagte

„er, ich wär ein rechtes hübſches Frauenzimmer, wenn er
„keine Frau hätte, ſo wollte er mich heyrathen. Ich bin
„ihm ganz gut: ich würde ihn aber doch nicht nehmen.
„Wenn er nur zum wenigſten ein Edelmann wäre. Ich
„möchte doch gar zu gerne an einem Hofe ſeyn. Meine
„Mutter weis viele Geſchichte, daß Fürſten ſchöne Bürgermägdchen
„geheyrathet haben. Ich hoffe nun eben
„auf keinen Fürſten; es wäre aber doch nicht unmöglich.

„Den 24ſten März 1717. Heute bin ich 14 Jahre
„alt. Im vorigen Jahre iſt nichts ſonderliches paſſiret,
„außer daß mich die Mannsperſonen, mit denen ich in
„Compagnie bin, immer küſſen wollen, und ſprechen, ich
„wäre recht ſchön. Ich mache mir aber nun nichts
„mehr daraus, denn alle Leute ſagen es.

„Den 12ten Auguſt. Geſtern ſind wir bey der Frau
„Hofräthinn S – – zu Gaſte geweſen. Ihr Bruders=
„ſohn, der Herr von L – – war auch da. Er iſt ein
„rechter artiger Herr, denn er muß recht wohl tanzen,
„weil er einen niedlichen Gang hat: und er hat auch ein
„roth Kleid an. Er wird mich wohl haben wollen,
„denn er hat mir mehr als zehnmal die Hände geküßt.

„Den 27ſten Auguſt. Ich bin nun dem Herrn von
„L. recht gram. Er hat bey der Frau von H – – geſagt,
„meine Naſe wäre gar zu groß: und alle Leute ſprechen
„doch, ich hätte eine recht wohlgemachte Naſe. So
„einen Narren möchte ich haben! Er hat auch keine hübſche
„Taille.

„Den 3ten Decembr. Ich bin geſtern mit dem
„Herrn Lieutenant von T. in Compagnie geweſen. Es
„iſt lauter Leben in dieſem Herrn. Wie ſind doch die
„Soldaten ſo angenehm. Sie ſind gar nicht blöde. Er

„ſpricht, er müſſe mich heyrathen, oder der Teufel ſoll ihn holen. Er könnte ohne mich nicht leben. Wenn nur ſein Vater todt wäre. Vielleicht, wenn mich ſein Vater ſehen ſollte, würde er einwilligen.

„Den 4ten Febr. 1718. Der Herr Amtsſchreiber B . . . hat um mich bey meiner Mutter angehalten. Sie hat aber geſagt, daß ich noch zu jung wäre. Ja wohl zu jung vor einen kahlen Amtsſchreiber.

„Den 6ſten May. Der Herr Lieutenant von T . . . iſt ſeit 14 Tagen wieder hier. Er iſt faſt alle Tage bey uns. Er hat meiner Mutter ſeine Liebe zu mir eröffnet. Sie will es zugeben, die liebe Mutter. Wenn ſein Vater die Heyrath mit mir nicht erlauben will; ſo will er mich dennoch heyrathen. Er ſpricht, er machte ſich den Teufel aus dem Alten; wohnte er doch weit genug von hier; er würde nicht herkommen, und die ſchlimmen Briefe wollte er nicht einmal leſen.

„Den 18ten May. Mein lieber Lieutenant kann recht niedlich küſſen. Ich halte nun ſtille, weil wir doch einander heyrathen werden. Er iſt wieder nach ſeiner Garniſon gereiſet.

„Den 11ten Julii. Der Herr Doctor H . . . hat um mich gefreyet. Weil ich ihn nicht haben wollen; ſo hat meine Mutter geſagt, daß ich noch nicht heyrathete. Man ſpricht, daß er ein gelehrter und vernünftiger Mann ſey. Allein, er iſt gar nicht luſtig und recht blöde. Er hat mir nicht einmal die Hand geküſſet. Behüte mich der Himmel vor ſo einem Kahlmäuſer!

„Den 7ten Novembr. Mein Lieutenant reiſet ab und zu. Er ſpricht, er wartet auf Briefe von ſeinem Vater, wir ſind aber ſchon ſo gut als verlobt.

„Wenn er nur Hauptmann wäre, mich deucht, es klingt nicht recht: Frau Lieutenantinn. Denn gnädige Frau heißen einen doch nicht alle Leute.

„Den 16ten Febr. 1719. Der junge Herr von L - - - iſt wieder angekommen. Er iſt Kammerjunker geworden. Der böſe Menſch hat ſich über meinen Umgang mit dem Lieutenant aufgehalten. Er hat geſagt, ſo jung als ich wäre, ſo ſchiene es, daß mir das Löffeln recht wohl gefiele. Es wird ihn gewiß verdrießen, daß er nicht an des Lieutenants Stelle iſt.

„Den 18ten April. Wir ſind bey der Frau von H - - zu Gaſte geweſen. Der Herr geheimde Rath von D - - befand ſich auch daſelbſt. Es iſt ein unvergleichlicher Herr. Er hatte ein Kleid an, das über und über bordirt war. Er hieß mich nur ſeine artige Schöne, und zog mich allen andern Frauenzimmer vor. So lieb ich meinen Lieutenant habe, ſo wäre mir dieſer doch lieber.

„Den 3ten Julii. Wir haben nun reſolvirt, daß der Lieutenant abdanken ſoll. Er will ein Amt pachten, und will ſich den Titel als Amtshauptmann geben laſſen. Meine Mutter will den Vorſtand machen. Er ſtehet ſchon wegen des Amts in Tractaten.

„Den 31ſten Auguſt. Der Lieutenant hat ſeinen Abſchied nunmehr erhalten. Meine Mutter hat ihm 800 Rthlr. gegeben, die er auf Abſchlag des Vorſtandes zahlen ſoll. Er iſt nach Hofe gereiſet.

„Den 20ſten October. Der gottloſe Menſch, der Lieutenant, iſt durchgegangen. Meine Mutter hat nach Hofe geſchrieben, er iſt niemals daſelbſt angekommen, hat auch um kein Amt zu pachten angehalten. Es iſt nur gut, es weis niemand, daß wir ihm Geld gegeben haben.

„Wir werden auch keinen Lärm machen. Meine Mutter „grämet ſich ſehr.

„Den 6ten März 1720. Meine Mutter iſt geſtern „in dem Herrn ſelig verſtorben. Der Verdruß über die „verfluchte Affaire mag vieles darzu beygetragen haben, „der böſe Kerl. Ich will mich nun eingezogen halten, „ſonderlich, weil meine Trauer wahrt.

„Den 13ten Novembr. Ich fange nun wieder an „auszugehen. Der Kommerjunker von L addreſſiret „ſich ſtark an mich. Allein, ich kann ihm nicht wieder „gut werden. Die Rede wegen des Löffelns mit dem „Lieutenant möchte noch hingehen, wenn er ſich nur nicht „über meine Naſe aufgehalten hätte.

„Den 27ſten Febr. 1721. Es melden ſich hier und „dar hübſche Parthien, allein ich mag nicht heirathen, „wenn es nicht ein Edelmann iſt.

„Den 18ten Auguſt. Der Kammerjunker iſt recht „eifrig mich zu bedienen. Er weis einem Frauenzimmer „recht wohl zu ſchmeicheln. Allein, ich habe doch noch „einen kleinen Groll wegen der Naſe.

„Den 3ten Septemb. Ich habe endlich alles dem „Kammerjunker vorgehalten. Er ſpricht, er wollte ſich „völlig rechtfertigen, ich ſollte ihm nur erlauben, auf den „Abend zu mir zu kommen. Mich deucht nicht, daß ich „ihm dieſen unſchuldigen Zutritt abſchlagen darf, zumal „wegen einer ſo wichtigen Urſache, weil wir andrer Ge„ſtalt nicht recht mit einander reden können.

„Den 4ten Sept. Er hat alſo nicht von mir geſpro„chen, als man mir erzählet hat. Ich bin nun völlig „mit ihm zufrieden. Er will mich heirathen, und ich „bin ihm auch recht ſehr gut.

„Den 13ten Jan. 1722. Ich bin mit dem Kammerjunker faſt alle Tage in Geſellſchaft bey ſeiner Tante, der Frau Hofräthinn F . . . oder bey dem Herrn Commiſſionsrath M . . . Wir haben uns in geheim verſprochen, die alte Lieſe, die Gürtlerinn, iſt darbey geweſen.

„Den 8ten Octobr. Der Kammerjunker iſt nach Hauſe gereiſet, weil ſein Vater geſtorben. Nun denke ich ihn bald zu bekommen. Wir haben Abrede genommen, uns fleißig zu ſchreiben.

„Den 11ten Jan. 1723. Ich habe einen zärtlichen Brief von dem Kammerjunker erhalten.

„Den 19ten April. Heute ſchreibet der Kammerjunker, daß wir auf den Herbſt Hochzeit machen wollen.

„Den 1ſten Aug. Er iſt 14 Tage hier geweſen. Er wird immer artiger.

„Den 6ſten Dec. Es iſt doch keinem verfluchten Edelmanne zu trauen. Der Kammerjunker hat geheyrathet. Ich ärgre mich faſt zu Tode. Das Ding, das er genommen hat, ſoll gar nicht ſchön ſeyn, der Narre!

„Den 15ten Januar. 1724. Ich habe nun beſchloſſen, einen Bürgerlichen zu heyrathen, jedoch muß es zum wenigſten ein Doctor ſeyn.

„Den 3ten Apr. 1724. Ich bin willens, von hier weg zu ziehen. Die Leute reden von meinen Hiſtorien mit dem Lieutenant und dem Kammerjunker. Ich werde mich bey meinen Herrn Vetter nach W . . . machen.

„Den 8ten Junii habe ich mich auf den Weg begeben, und den 10ten um Mittag bin ich in W . . angelanget. Der Herr Profeſſor R . . aus * * war mit mir auf der Poſt. Ich merkte, daß er in mich verliebt

„war; er erkundigte ſich nach allen meinen Umſtänden. „Weil er meinen Vetter kennte; ſo trat er bey ihm ab. „Er hielt ſo wohl bey mir, als bey meinem Vetter um „mich an. Allein, ich lehnte es höflich ab. Er war „noch ſpaßhaftig genug. Wenn er noch ein wenig luſti„ger und nur zwanzig Jahr jünger geweſen wäre, ſo hätte „ich ihn genommen.

„Den 17ten Nov. Ich fange an hier bekannt zu „werden. Der Doctor G - - bemühet ſich um mich. „Mein Vetter ſpricht, daß er gelehrt, vernünftig und in „guten Umſtänden ſey, welches doch alles das Vergnü„gen des Eheſtandes nicht ausmacht. Er iſt aber gar „nicht recht ſcherzhaft, und auch nicht allzu proper in „Kleidung. Ich werde ihn aber doch wohl nehmen. Er „ſiehet recht gut aus, und das iſt eins; er kann auch „recht gut ſchmeicheln, und küſſet auch recht gerne. Ich „denke ihn ſchon munterer zu machen, und zum wenigſten „muß er ſich ein ſchön roth Kleid anſchaffen, und eine bor„dirte Weſte.

„Den 3ten März. Geſtern habe ich öffentlich Ver„löbniß mit dem Doctor G. gehabt, und gegen den Herbſt „ſoll Hochzeit werden.

„Den 2ten Sept. Eine verteufelte Suite wird wohl „wieder einen Strich durch meine Hochzeit machen. Ich „war geſtern mit meinem Bräutigam bey dem Secre„tär F - -. Ein gewiſſer Amtmann K - - befand ſich „gleichfalls da. Dieſes war ein allerliebſter Herr, ſo „luſtig wie ein Engel. Seine Reden waren pure Kurz„weile. Er war ein wenig betrunken, allein das kann „eine Frau dem Manne ſchon nachſehen, wenn er nur „luſtig iſt. Es iſt nur ſchade, daß er eine Frau hat. Er

„ſcherzte mit mir, ich ſpaßte wieder. Er küßte mich, ich küßte ihn wieder. Allein es geſchah doch in allen Ehren, und vor der öffentlichen Compagnie. Darüber iſt mein Bräutigam tolle geworden. Er hat mir heute einen naſeweiſen Brief geſchrieben, darinnen er viel von Vernunft prediget. Ich hätte aber den Geyer von ſeiner Vernunft, wenn ich nicht mit Leuten ſcherzen ſoll, die mir gefallen. Ich mag ihn nicht haben, wenn er ſo ein eiferſüchtiger Narre iſt.

„Den 6ſten Octobr. Doctor G - - - iſt ſeit der letzten Affaire nur einmal bey uns geweſen. Er hat mir unter die Naſe geſagt, wenn ich ihn nicht beſſer lieben könnte: ſo wäre es beſſer, daß wir aus einander blieben. Weil ich ihn auch brav kappte; ſo haben wir uns ſehr gezankt: und ich habe ihm ſeinen Mahlſchatz wieder gegeben.

„Den 4ten Nov. Mein Vetter und meine Muhme ſind ſeit der Affaire mit dem Doctor G - - - nicht mehr ſo freundlich. Ich kann mir aber nicht helfen.

„Den 20ſten Jul. 1726. Ich weis nicht, der Doct. G - - - muß mich bey allen Leuten angießen. Es will keiner recht anbeißen. Alle Mannsperſonen ſcheinen in mich verliebt zu ſeyn. Sie ſchmeicheln mir: ſie rühmen mich; allein es redet keiner von Heyrathen. Je nun! ich bin noch nicht veraltert, und mein Geſicht iſt doch recht gut. Ich nehme doch keinen ſchlechten Mann, und auch keinen ernſthaften.

„Den 28ſten Jan. 1727. Der Paſtor an der P - - - kirche Magiſter A - - - hat mich haben wollen. Aber ich nehme durchaus keinen Geiſtlichen. Es ſchickt ſich nicht, daß dieſe Leute luſtig ſeyn dürfen, wenn ſie gleich

„wollten: und eines Predigers Frau darf auch nicht „allzu frey ſeyn. Man verdenkt es ihnen auch, wenn ſie „Muſik in ihren Häuſern haben. Nein! einen ſolchen „Mann mag ich nicht. Wenn ſie nur zum wenigſten „dürften bunte Kleider tragen: wer wollte doch immer „einen Schwarzrock um ſich haben.

„Den 12ten Mar. Der Kriegscommiſſarius S . . . „gehet itzo ſtark bey uns aus und ein. Er redet viel von „ſeiner Liebe gegen mich. Es iſt ein rechter ſpaſhaftiger „Mann; wenn er Ernſt braucht, ſo will ich ihn nehmen. „Man ſpricht zwar, er ſey ein Näſcher, der mit allem „Frauenzimmer ſchöne thäte. Ich mache mir aber „nichts daraus, wenn er es auch gleich thut, wenn ich ihn „habe: wenn er mich nur auch ſcherzen läßt, mit wem „ich will.

„Den 1ſten Aug. Es ſcheinet was zu werden mit „dem Kriegscommiſſario.

„Den 6ſten Oct. Der allerliebſte Amtmann K . . . „iſt wieder hier. Ich bin alle Tage bey der Frau Secretärinn F . . . das iſt doch der allerangenehmſte „Mann von der Welt.

„Den 12ten Oct. Der Amtmann iſt noch hier. Ich „werde mit ihm zu ſeiner Schweſter fahren, ſo drey Meilen von hier wohnet. Ich denke doch nicht, daß die „Leute übel davon reden werden: er iſt doch verheyrathet.

„Den 5ten Dec. Die Leute ſind doch gar des Teufels. Sie haben gräulich raiſonnirt über meine Reiſe „mit dem Amtmanne. Als wenn man gleich an einem „kleben bliebe. Man darf doch gar nichts thun, was „einem Vergnügen macht. Der Kriegscommiſſarius

„iſt auch verflucht höhniſch darüber geweſen, mir ins „Geſichte.

„Den 8ten Jan. 1728. Er redet nun nicht mehr vom „Heyrathen.

„Den 5ten März 1729. Seit meiner Reiſe mit dem „Amtmanne K - - - hat ſich mir ein Actuarius gemeldet: „ich bin aber entſetzlich höhniſch darüber geweſen.

„Den 18ten Sept. 1730. Ich habe nun reſolvirt, „den erſten den beſten Studirenden zu nehmen, der da „kommt: allein, einen Juriſten, und der ein wenig aufgeräumt iſt. Ich kann ihn noch allemal laſſen Doctor „werden.

„Den 6ten Febr. 1731. Ein Dorfpfarrherr hat ſich „gemeldet. Allein, ich bleibe noch bey meinen Gedanken wegen der Geiſtlichen. Ich kann ſchon noch ein „paar Jahr warten, ehe ich einen Dorfpfarrherrn nehme.

„Den 8 Apr. 1732. Ich weis nicht, es will niemand „Ernſt brauchen. Es finden ſich Lecker genug. Ich „denke immer: der wird ernſtlich anhalten, jener wird „ernſtlich anhalten, es wird aber nichts daraus. Es wird „nun hohe Zeit ſeyn: ich werde den erſten den beſten „nehmen.

„Den 9 Septemb. Ich bin mit einem luſtigen Studenten bekannt geworden. Es iſt ein rechter artiger „Menſch. Er kommt dem Amtmanne K - - - faſt gleich. „Die Leute ſprechen zwar, er ſey liederlich, und habe nichts „gelernt. Allein, die Leute reden viel. Er iſt nur luſtig, und läßt ſich nicht auf dem Maule herum trumpfen. Ueberdem weis er zu leben, und hat recht gut „Mundwerk. Er wird ſich ſchon ernähren in der Welt.

„Den 3ten Nov. Ich bin nun mit meinem Studenten richtig. Ich werde ihm 300 Rthlr. geben, daß er „Doctor werden kann. Er iſt ein Juriſte.

„Den 21ſten Jan. 1733. Geſtern iſt mein Schatz „abgereiſet auf die Univerſität, um Doctor zu werden.

„Den 17ten Febr. Die 300 Rthlr. reichen nicht zu. „Ich habe heute noch 150 Rthlr. nachſchicken müſſen. „Er will ſich nicht ſchimpfig aufführen bey ſeiner Promo„tion, weil er Ehre im Leibe hat.

„Den 18ten März. Eine traurige Zeitung. Mein „Liebſter iſt auf der Univerſität erſtochen worden, drey „Tage vor ſeiner Promotion. Er hat einen naſeweiſen „Kerl hinter die Ohren geſchmiſſen. Sie ſind heraus „gegangen, und jener hat ihn auf einmal todt geſtochen. „Daß Gott erbarm! wenn er nur dießmal nicht losge„ſchmiſſen hätte. Ach! der böſe Kerl, der ihn todt ge„ſtochen hat! Ach ich armes Kind! Ach mein Geld! „wenn er nur noch lebte, das Geld ſollte mich nicht „dauren.

„Den 11ten May. Ich muß allen Leuten auf dem „Maule herum tanzen, wegen des traurigen Falls mit „meinem Liebſten. Ich werde von hier wegziehen. Ich „habe in L-- eine Muhme. Sie iſt eine Wittwe, eine „gute Frau. Ich werde mich zu ihr machen.

Bis hierher hat es meiner artigen Schriftſtellerinn gefallen, ihr Leben aufzuzeichnen. Es kann ſeyn, daß ſie auf einem andern Pappiere fortgefahren hat, weil das gegenwärtige überall beſchrieben war. Es kann aber auch ſeyn, daß ſie die Fortſetzung aus Verdruß unterlaſſen hat, damit ſie den entſetzlichen Abfall nicht ſchriftlich bekennen müßte, den vielleicht ihre hohen Gedanken in der Folge noch erstatten haben. Ich darf mir nicht schmeicheln, der Welt durch Mittheilung dieſer Schrift etwas Neues und Sonderbares vorgelegt zu haben. Wer nur dasjenige mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet, was in der Welt täglich vorgehet, der wird eine unzählige Menge Frauenzimmer gefunden haben, die mit unſrer Verfaſſerinn einerley Gedanken hegen. Unſre Schönen haben nur die Vorſicht, ihre Neigungen und die Regungen ihres Herzens nicht aufzuzeichnen. Ihre Handlungen aber ziehen den Vorhang hinweg, hinter welchen ſie ihre Neigungen zu verbergen haben.

Wir ſehen tauſend Heirathen in der Welt ſchließen, davon die Bewegungsgründe nicht klüger ſind, als unſre angenehme Schriftſtellerinn zu erkennen giebt. Eine ungezähmte Frechheit, ein prahleriſches Wort, ein artiger Gang, ein reiches Kleid, eine mit Gold beſetzte Weſte, machen mehr Eindruck in dem Herzen vieler Frauenzimmer, als Witz, Verſtand, Gelehrſamkeit und eine wahrhaftig geſchickte Aufführung. Ihr Verfahren iſt aber ganz natürlich. Weil wir uns ſelbſt unmöglich haſſen können: ſo pflegen wir auch dasjenige zu lieben, was uns ähnlich iſt.

Unſre Verfaſſerinn iſt auch nicht die einzige, die von ſich ſelbſt und von ihrem Glücke ſo hohe Gedanken heget. Sie hat tauſend Mitſchweſtern in der Welt. Der mehreſte Theil unſers jungen Frauenzimmers hat von ſeiner Schönheit und andern Gaben eine ſo hohe Einbildung, daß ſie ſich ſchmeicheln, einen Mann zu bekommen, der weit über ihren Stand iſt. Dieſe Hoffnung vermindert ſich, wie ihre Jahre zunehmen. Es wäre weit beſſer, wenn keine Exempel vorhanden wären, daß vernünftige Männer geringe Mägdchens geheurathet hätten. Dergleichen Beyſpiele unterſtützen ihren Hochmuth. Wir ſind aber auch ſelbſt Urſache, daß ſich das gegenſeitige Geſchlechte mit ſo vieler Hoffnung ſchmeichelt.

Wenn ein Mägdchen nur nicht häßlich iſt; ſo ſagen wir derſelben tauſend Lobeserhebungen von ihrer Schönheit vor, ob wir gleich ihre Bildung ſelbſt nur für mittelmäßig halten. Wir Menſchen ſind ſehr geneigt, das zu glauben, was wir gerne hören. Unſer junges Frauenzimmer nimmt demnach die Schmeicheleyen der Mannsperſonen vor ſo viel baare Wahrheiten an. Und ſie halten ſich berechtiget, unſer Lob, als einen Zoll vor ihre Schönheit, von allen ohne Unterſchied fodern zu dürfen. Daher kommt es alſo, daß ſie ſo ſehr aufgebracht werden, wenn man ihre Geſtalt tadelt. Ein eitles junges Frauenzimmer wird es eher verzeihen, wenn man ihre Tugend, als wenn man ihre Schönheit in Zweifel ziehet.

Ich bin gar nicht willens, die Liebe ohne Unterſchied zu verwerfen und lächerlich zu machen. Hierinnen haben es viele Moraliſten und Theologen verſehen. Es iſt unmöglich, daß wir die Liebe ganz und gar aus unſrer Bruſt verbannen können. Alles was ich wünſche, iſt nur, daß ſie in Ordnung gebracht, und eine vernünftige Leidenſchaft würde. Ich werde vielleicht einmal in einer andern Abhandlung hierinnen einige Regeln vorzuſchreiben ſuchen. Ehe ich mich aber dieſer wichtigen Arbeit unterziehe; ſo iſt es nöthig, daß ich erſt den rechten Grund einer vernünftigen Liebe anzeigen muß. Alſo

Unter

Unterſuchung wird nicht leicht fallen. Ich werde mir die Beyſpiele einiger meiner guten Freunde, deren Zärtlichkeit nie lächerlich geweſen iſt, zu Nutze machen müſſen: und einige vernünftige Eheleute, die ich hochachte, ſollen mir abweſend ihre Gedanken hiervon mittheilen. Solchergeſtalt hoffe ich diejenige lächerliche Leidenſchaft, die wir heut zu Tage mit dem Namen der Liebe belegen, von dem Weſen einer wahren Liebe zu unterſcheiden, und den Grund der letztern anzuzeigen. Eine Sache, woran die Ruhe unſers Lebens hängt, verdienet dergleichen ſorgfältige Betrachtung: und eine unzählbare Menge trauriger Beyſpiele ſollten uns allerdings bewegen, den Grund einer vernünftigen Liebe in unſrer Wahl zu beobachten.

XII.

Betrachtung über den freyen Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts.

Die Menſchen finden faſt ohne Ausnahme an dem Umgange mit einander ein beſondres Vergnügen. Ohne zu unterſuchen, ob ſie durch einen beſondren eingepflanzten Trieb der Geſellſchaft hierzu angereizet werden; ſo kann man die Urſachen leicht einſehen, warum ihnen der Umgang angenehm iſt. Die Eigenliebe, die alle Menſchen unſtreitig haben, ſtrebet ganz natürlicher Weiſe nach der Hochachtung und Liebe der vernünftigen Nebengeſchöpfe. Dieſe können wir aber nicht erhalten, wenn wir nicht denſelben bekannt werden. Es kann auch der Natur eines denkenden Weſens nicht anders als gemäß ſeyn, daß es ſich bemühet, ſeine Gedanken andern Weſen mitzutheilen. Es muß nothwendig ein Vergnügen empfinden, ſo viel Nutzen von ſeinem Denken zu erlangen, als es möglich iſt. Es kann ſich alſo unmöglich beruhigen, daß es ſich ſelbſt ſeiner Gedanken bewußt iſt: ſondern es muß ſich nothwendig Mühe geben, auch andern dasjenige Vergnügen ſchmecken zu laſſen, welches ihm ſeine Gedanken verurſachen. Hierzu kommt noch, daß ein denkendes Weſen, ſeiner Natur nach, ſich nicht immer mit einerley Gegenſtänden beſchäfftigen kann. Sobald es alles dasjenige an einer Sache wahrgenommen zu haben glaubte, was an derſelben vorhanden iſt; ſo muß ihm durch eine ganz natürliche Folge verdrüßlich fallen, ſich mit dieſer Sache weiter zu beſchäfftigen. Aus dieſer Urſache muß der Umgang einer Menge Menſchen angenehm ſeyn, welche der Einförmigkeit ihres Lebens, und der darinnen vorkommenden Gegenſtände, die ihrem flüchtigen Denken nichts neues mehr darſtellen, überdrüßig ſind; indem ihnen der Umgang und die Geſellſchaften tauſend Veränderungen und Gegenſtände darbieten, die ihnen wenigſtens durch die Abwechſelung eine Zeit lang angenehm werden.

So wenig man erweiſen kann, daß uns Gott einen beſondern Trieb der Geſelligkeit eingeleget habe; ſo können wir doch leicht begreifen, daß der Umgang und die Geſellſchaft der Menſchen ſeinen weiſen Abſichten gemäß iſt. Man ſtelle ſich einen Menſchen vor, der von allem Umgang und Geſellſchaft entfernet iſt; ſo wird man ihn alle Augenblicke der Nothwendigkeiten des Lebens beraubet finden: und dasjenige wird er gar nicht beſitzen, was das Leben erleichtert, bequem und angenehm macht. Da nun der Schöpfer ohnfehlbar nicht haben will, daß wir auf eine elende und traurige Art in der Welt leben ſollen; ſo muß der Umgang und die Geſellſchaft der Menſchen ſeinen weiſen Abſichten allerdings gemäß ſeyn. Zu dem Ende haben wir auch gewiſſe Pflichten auf uns, die wir unſern vernünftigen Nebengeſchöpfen erweiſen ſollen: und obzwar hieraus nur ein Umgang in weitläuftigen Verſtande folgt; ſo iſt doch auch derjenige freundſchaftliche und angenehme Umgang, den wir zu unſerm Vergnügen und zu Ausübung der Freundſchaftspflichten mit unſern Nebenmenſchen haben, hierunter begreifen. Es iſt kein Zweifel, daß Gott haben will, daß wir uns in unſerm Leben aller Arten eines wahren und unſchuldigen Vergnügens gebrauchen ſollen.

Dieſe Art des Umganges, von der wir hier eigentlich reden, hat auch in der That ihren beſondern und guten Nutzen. Wenn wir mit unſern vernünftigen Nebengeſchöpfen, vor die wir entweder ihres Standes, oder ihrer perſönlichen Eigenſchaften wegen eine Hochachtung haben, einen freundſchaftlichen Umgang pflegen; ſo beſtreben wir uns nach einer natürlichen Folge, uns denenſelben gefällig zu machen, und uns gleichfalls ihre Gegenhochachtung zu erwerben. Wir können dieſes auf keine andre Art erlangen, als wenn wir uns guter Sitten befleißigen und unſern Verſtand zeigen. Folglich werden durch den Umgang ſo wohl unſre Sitten, als unſer Verſtand gebeſſert. Man erwirbt ſich eine Gegenwärtigkeit des Geiſtes: und indem wir das Bemühen gefällig zu werden auch bey denjenigen wahrnehmen, mit denen wir umgehen: ſo kann es nicht fehlen, daß wir uns eine gewiſſe Lebhaftigkeit und Munterkeit eigen machen. Dieſe Eigenſchaften ſind ſchon als ein Vorzug und Vergnügen des Geiſtes ſchätzbar: und ſie werden uns in tauſend Vorfällen des Lebens treffliche Dienſte leiſten.

Wenn man dieſen Nutzen des Umganges erwäget; ſo werden die Urſachen nicht ſchwer zu finden ſeyn, warum öfters große Gelehrte, die ihre Lebenszeit hindurch mit den Büchern auf ihrer Studierſtube umgegangen ſind, eine über alle Maaßen ſchlechte Figur machen, wenn ſie einmal in anſehnliche Geſellſchaften kommen. Es fehlt ihnen alsdenn an der Gegenwärtigkeit des Geiſtes, an der nöthigen Munterkeit, und öfters wiſſen die größten Männer, die von dem Umgange und den Geſellſchaftspflichten ſehr ſchön geſchrieben haben, alsdenn kein Wort zu ſagen. Man kann ihrem großen Namen nichts ähnliches in ihnen entdecken: und ſelbſt die ſtarken Beſchützer und Gönner eines ſolchen großen Gelehrten, wenn ſie auf alle ihre ſchmeichleriſche Begegnungen ſo gar kein Wort zur Antwort erhalten können, müſſen alsdenn gegen ihres gleichen bekennen, daß es eben ſo viel wäre, als wenn ſie neben einem alten Schuſter geſeſſen hätten. Ich weis nicht, ob es rathſam iſt, daß wir uns der Gelehrſamkeit alſo ergeben, daß ſie auf einer andern Seite unnütze wird: und mich deucht, daß ein großer Gelehrter durch lehrreiche Unterredungen eben ſo viel Nutzen ſchaffen könnte, als vielleicht manche von ſeinen Schriften nicht verſchaffen. Wie will man auch die Welt kennen lernen, auf welche Kenntniß ſich doch die meiſten von unſern Schriften, wenn ſie Nutzen ſchaffen ſollen, gründen müſſen, wenn man unfähig iſt mit ihr umzugehen. Es iſt auch kein Zweifel, daß man ein großer Gelehrter ſeyn, und doch alle Annehmlichkeiten des Umganges beſitzen kann. Leibnitz, Locke und andre haben dieſes durch ihr Beyſpiel gnugſam bewieſen.

Den Nutzen alſo, der aus dem Umgange unſtreitig abfließet, kann man auch dem Umgange mit dem gegenſeitigen Geſchlechte nicht abſprechen, weil hier innerliche Urſachen vorhanden ſind: und ich bin ſo gar geneigt, dieſer Art des Umganges in gewiſſer Maaſſe einen größern Nutzen beyzulegen.

Wenn ein Frauenzimmer nicht ganz und gar unwiſſend iſt, wenn ſie geneigt iſt, von etwas mehr zu reden, als von Spitzen, Bandern, neuen Moden und den Begebenheiten, die ſich jüngſt in der Stadt zugetragen haben; ſo ſcheinet mir der Umgang mit derſelben noch einen vorzüglichern Nutzen zu haben. Man hat faſt durchgängig angemerkt, daß ein Frauenzimmer von dieſer Art, weil ihr die Ueberbleibſel einer pedantiſchen Erziehung nicht ankleben, einen feinern und edlern Geſchmack beſitzet: und was kann man nicht in vernünftigen Unterredungen hieraus vor Vortheil ziehen. Jemehr wir auch den natürlichen Neigungen nach einen Trieb empfinden, dem ſchönen Geſchlecht gefällig zu werden, ein Trieb, der bey vernünftigen Menſchen allemal unſchuldig bleiben kann; jemehr werden wir unſern Witz und die Kräfte unſrer Seelen anfeuren, uns ihrer Hochachtung würdig zu machen.

An ſich ſelbſt enthält auch der Umgang mit dem ſchönen Geſchlechte nichts in ſich, was uns bewegen könnte, denſelben als verwerflich anzuſehen. Die Vernunft erkennet diejenigen Gründe nicht vor richtig, weshalb man das Frauenzimmer einzukerkern ſuchet. Eiſerne Stäbe vor den Fenſtern, oder gar zugenagelte Fenſterladen, verſchloſſene Thüren und dergleichen Mittel werden niemals das Herz eines Frauenzimmers beſſern: und wollen wir ſie nur zu den Geſellſchaften unter ſich ſelbſt verdammen; ſo werden wir vielleicht der Thorheit und den Laſtern nur einen größern Eingang verſchaffen, und ihnen den

Weg zur Vernunft nur immermehr verſchlieſſen. Wir würden uns auch ſelbſt über alle Maaßen ſchwach erkennen müſſen, wenn wir uns ohne Unterſchied einem Umgange entziehen wollten, der unſchuldig ſeyn kann, und der doch unſre Geſellſchaften lebhaftiger und angenehmer macht.

Es iſt alſo ſo weit gefehlt, daß ich einem geſetzten jungen Menſchen den Umgang mit vernünftigen Frauenzimmern abrathen ſollte, daß ich vielmehr ſeinen Sitten, ſeinem Witz und Verſtande daher den vortheilhafteſten Wachsthum verſichern kann. Eben ſo wenig kann man einem Frauenzimmer, welches Luſt hat, vernünftig zu werden, rathen, daß ſie vor dem Anblick einer Mannsperſon erzittern und die Geſellſchaft mit demſelben, als wie eine Peſt fliehen ſoll. Auf dieſem Wege wird ſie ihren Verſtand nicht ſonderlich verbeſſern: und nichts iſt vielleicht hierzu weniger geſchickt, als Geſellſchaften, die aus niemand als Perſonen ihres Geſchlechts beſtehen.

Doch deucht mir, wird der Endzweck des Umganges um ſo viel würdiger in die Augen fallen, wenn ſich eine Mannsperſon oder ein Frauenzimmer nicht eben junge Perſonen des gegenſeitigen Geſchlechts zu ihrer Geſellſchaft erwählen. Wenn ſich keine geheimen Triebfedern unrechter Abſichten mit einmiſchen; ſo glaube ich, daß ihre Wahl eher auf Perſonen von reifern Jahren verfallen muß. Denn in beyderley Geſchlechtern werden ſie bey dergleichen Perſonen eher dasjenige finden, weshalb ihnen der Umgang nützlich iſt.

So vortheilhaft mir alſo der Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts vorkömmt, ſo kann ich doch den freyen Umgang zwiſchen beyderley Geſchlechte nicht mit eben dieſen Augen betrachten. Ich bin ſonſt wenig geneigt, mich in Abhandlungen dieſer Art um Erklärungen der Wörter ängſtlich zu bekümmern. Allein, vor dieſesmal finde ich es unumgänglich nöthig, meinen Leſern zu erklären, was ein freyer Umgang iſt.

Da nicht zu befürchten iſt, daß jemand mit dem Worte Umgang falſche Begriffe verbinden werde; ſo kommt es alles auf die wahre Bedeutung des Wortes: frey, an. In der That kann es eben nicht ſchwer fallen, die natürliche Bedeutung dieſes Wortes einzuſehen. Mich deucht, daß es hier die Erlaubniß anzeigt, welche Perſonen beyderley Geſchlechts haben, ungehindert mit einander umzugehen, und es folgt von ſelbſt, daß ſich dieſe Erlaubniß in den Schranken der Ehrbarkeit, der guten Sitten und der Tugenden halten muß. Man wird auch nicht unrecht thun, wenn man zugleich ein gewiſſes, ungezwungenes, freymüthiges und wohlanſtändiges Bezeigen, ſo wohl in Worten als Geberden darunter verſtehet, welches einer furchtſamen Blödigkeit, und einem gezwungenen Weſen in Geſellſchaften entgegen geſetzt iſt.

Allein, gleichwie die Worte, wie die Münzen, in der Welt gelten, bey welchen es nicht allemal auf ihre innerliche Beſchaffenheit ankömmt; ſo hat es der Gebrauch der Welt gleichſam nothwendig gemacht, daß man mit dem Worte: frey, einen ganz andern Verſtand verbinden muß. Frey kann man nach dem Begriffe, die die Welt davon angenommen hat, nicht anders erklären, als ſich alles vor erlaubt halten, was unſern verderbten Neigungen zur Luſt einfällt: und ein mürriſcher Sittenrichter, wenn er dieſes Wort in ſeine Sprache überſetzen ſollte, würde es nicht anders als durch frech geben können. Statt eines freyen Frauenzimmers wird er alſo ohnfehlbar ein freches Frauenzimmer ſagen; und ſo wird es allemal in ſeiner Sprache lauten, wenn ſich die artige Welt des Wortes: frey, bedienet. So alt dieſe Anmerkung vielleicht iſt: ſo kommt ſie mir doch wichtig vor, daß ſie meine Leſer hier ſchon noch einmal finden können: und mich deucht, daß ihnen nunmehr ganz begreiflich ſeyn muß, was ein freyer Umgang iſt. Vielleicht wird ſich die Sache folgendergeſtalt faſſen laſſen.

Ein freyer Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts iſt nichts anders, als die geſellſchaftlichen Zuſammenkünfte der artigen Perſonen von beyderley Geſchlecht, worinnen ſie die Luſt und die Annehmlichkeiten des Lebens auf eine ungebundene Art genieſſen, das iſt nach der Sprache eines verdrüßlichen Sittenlehrers, worinnen ſie ihre verderbten Neigungen vergnügen, und ihren Ausſchweifungen alles vor erlaubt halten, ohne ſich zu bekümmern, ob es der Ehrbarkeit, den wahren guten Sitten und den Geſetzen der Vernunft gemäß ſey. Folgende Beyſpiele werden die Sache deutlicher machen.

Chloris dränget ſich in alle Geſellſchaften, wo ſie weis, daß ſie artige und luſtige Mannsperſonen findet: und ſie hat das Kunſtſtück gelernet, dergleichen Geſellſchaften durch allerley Nachrichten und Einladungen zu veranlaſſen. Hier weis ſie durch ihre Munterkeit und freymüthiges Weſen denen Mannsperſonen gar bald Herzhaftigkeit genug beyzubringen, daß ſie auf eine freye Art mit ihr umgehen. Sie nähert ſich bald dieſem bald jenem, und weis ſich mit jedem etwas zu ſchaffen zu machen. Sie ſinget herzbrechende Liederchen: und ihre beredten Augen wirken in den Herzen der Mannsperſonen eine große Ueberzeugung. Sie hat endlich das Vergnügen, daß ſie dasjenige anhöret, was ſie ſuchet, nämlich Schmeicheleyen und Liebeserklärungen, und die freyeſten Scherze. Sie unterhält ſich bald mit dieſem bald mit jenem allein an den Fenſtern: und ihr Gelächter giebt zu erkennen, daß man ihr angenehme Sachen erzählet. Die liebreichen Strafen, die ſie alle Augenblicke bald mit der Hand bald mit dem Fächer austheilet, geben genugſam zu erkennen, daß ſie, als ein weiſer Richter, von demjenigen eine genaue Erkenntniß beſitzet, was ſie beſtrafet, und ſie ſiehet es als eine Schuldigkeit an, daß man dieſe aufgebrachte Hand, die niemals gewütet hat, mit Küſſen wieder verſöhnet. Das iſt, dünkt mir, ein ziemlich freyer Umgang.

Galathee beſuchet die Schauſpiele, die Bälle, die Maſqueraden: und bey allen dieſen Gelegenheiten hat ſie eine Menge von Mannsperſonen um ſich. Ohne eine weitere Abſchilderung von dieſer Lebensart zu geben; ſo bin ich verſichert, daß dieſes jedermann vor einen ſehr freyen Umgang halten wird.

Dorimene nimmt in Abweſenheit ihres Mannes die täglichen Beſuche der Mannsperſonen in ihrem Gartenhauſe an. So heilig als es daſelbſt zugehen kann: ſo kann ich mich nicht entbrechen, es vor einen freyen Umgang anzuſehen.

Aemilie nimmt die Beſuche der Mannsperſonen vor ihrem Nachttiſch an: und die Mode bewegt mich nicht, daß ich es nicht vor einen freyen Umgang halten ſollte.

Selinde hat weder Vater, Mann noch Bruder, und doch beſtändig Geſellſchaften von Mannsperſonen in ihrem Hauſe, die vor Mitternacht niemals aus einander gehen. Ohne die Beſchaffenheit dieſer Geſellſchaften zu betrachten; ſo iſt es gewiß ein freyer Umgang.

Ich brauche dieſe Beyſpiele nicht weiter fortzuſetzen. Man darf nur die artige und galante Welt kennen; ſo wird man nach dieſen Muſtern eine Menge Exempel ausfündig machen können, die unſtreitig einen freyen Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts in ſich enthalten. So ſehr ich zur Geſelligkeit neige: ſo kann ich doch auf keinerley Art finden, daß man ſie bis dahin erſtrecken ſollte. Laſſet uns die Sache näher betrachten.

Der freye Umgang kann mit dem vernünftigen Endzwecke der Geſellſchaften nicht beſtehen. Wir wollen nach denſelben unſern Verſtand und unſre Sitten beſſern. Wir wollen uns aus den lebendigen Beyſpielen eine Erfahrung erwerben, und dieſelbe zu unſerm Nutzen und Beförderung unſrer Vollkommenheit anwenden: wir wollen die Hochachtung unſrer vernünftigen Nebengeſchöpfe erlangen, und uns eine mäßige Munterkeit und wahres Vergnügen des Geiſtes verſchaffen. Allein, dieſes alles finden wir nicht bey dem freyen Umgange. Wir gerathen vielmehr auf einen Weg, der von dieſen vernünftigen Abſichten entfernet iſt. Unſer Verſtand wird durch eine ausgelaſſene Freyheit nicht gebeſſert. Es iſt weit gefehlt, geſehlt, daß ein ausſchweifender Scherz eine Frucht des Verſtandes ſeyn ſollte. Die guten Sitten müſſen vornehmlich die Regeln der Klugheit und einen vernünftigen Wohlſtand zum Grunde haben.

Hiermit kann aber ohne Zweifel nicht beſtehen, daß wir uns alles ohne Ausnahme vor erlaubt halten, und auf die Urtheile unſrer vernünftigen Nebengeſchöpfe keinen Betracht machen. Was werden wir aber aus einem ſolchen Bezeigen vor Nutzen haben? In der That gar keinen. Solche Beyſpiele, die wir hier ſehen, ſind keine Erfahrungen, die wir in dem Lauf unſers Lebens nutzen, und dadurch unſre Vollkommenheit befördern können: und bey einer ſolchen ausgelaſſenen Freyheit in Geſellſchaften dürfen wir uns keine vernünftige Unterredungen verſprechen.

Man ſiehet auch leicht, daß ein freyer Umgang nicht ſo beſchaffen iſt, daß wir uns dadurch die Hochachtung unſrer vernünftigen Nebenmenſchen erwerben können: und es braucht keines Erinnerns, daß die Munterkeit und das Vergnügen, welche aus einem freyen Umgange entſpringen, nicht Vergnügen auf eine wahre Art ſind, wovon ſie den Namen führen.

Vielmehr führet uns der freye Umgang zu nichts anders, als unſre verderbten Neigungen zu vergnügen. Indem wir uns denſelben überlaſſen: ſo ſind wir ſchon mit dieſen verderbten Neigungen erfüllet. Wenn wir fähig ſind, den Wohlſtand und die guten Sitten aus den Augen zu ſetzen, wenn wir an laſterhaften Vergnügen finden, wovon wir uns keinen wahren Nutzen verſprechen

ken

können; ſo ſind unſre Neigungen ſchon verderbt: und auf dieſem Wege, worauf wir uns befinden, haben wir nichts anders zu gewarten, als daß ſie immer böſer und unordentlicher werden. Wenn wir uns dem freyen Umgang ergeben; ſo haben wir uns ſchon von der Eitelkeit hinreiſſen laſſen.

Die Freyheit, die wir darinnen finden, iſt alsdenn eine reizende Sache vor uns. Werden wir wohl der Gelegenheit zu Laſtern, die ſich uns hier ſo reichlich darbietet, mit geſetztem Muthe widerſtehen können? Ich halte es nicht. Es iſt nichts gewiſſers, als daß wir ſie ergreifen werden. Wir werden immer nach und nach weiter ſchreiten: und ehe wir es uns verſehen; ſo werden wir uns den Laſtern und Ausſchweifungen vollkommen ergeben haben. Wer kennet nicht das menſchliche Herz und die Begierden, die uns ankleben. Nicht die Gelegenheiten, die wir ihnen darbieten, ſind es, welche uns vor denſelben ſicher ſtellen, ſondern die Flucht und Vermeidung der Gelegenheiten.

In der That hat auch ein freyer Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts allemal ſolche Folgen. Man habe nur auf diejenigen Perſonen Achtung, die ſich deſſelben bedienen; ſo werden ſich entweder die Laſter endlich in ihren Folgen offenbar zu Tage legen, oder es wird endlich alle moraliſche Gewißheit, wie ſie in dergleichen Dingen nur zu haben iſt, vorhanden ſeyn, daß ein ſolcher freyer Umgang zu Laſtern und Ausſchweifungen verführet habe. Ein Frauenzimmer, welches keine andre Abſicht hat, als ſich Liebhaber zu erwerben, oder welches einerley iſt, Schmeicheleyen oder Liebeserklärungen und die freyeſten Scherze anzuhören, wird dieſe wohl weit entfernet ſeyn, ſich den Ausſchweifungen zu überlaſſen? Es wird ſich niemand in der Welt überreden laſſen, daß derjenige gegen die Verführungen ſtandhaftig genug iſt, der ſich der Verführungen ſelbſt darbietet.

Ueberhaupt wird ſich die vernünftige Welt niemals überreden laſſen, daß ein freyer Umgang vollkommen unſchuldig und tugendhaft ſeyn kann, am allerwenigſten aber, daß er einen nützlichen und guten Endzweck habe. Wenn man vernünftige und nützliche Unterredungen zur Abſicht hat, wenn man ſeinen Verſtand beſſern will, was ſollen die einſamen Beſuche hierzu beytragen? Kann dieſes nicht viel glücklicher und beſſer in ganzen Geſellſchaften von vernünftigen Leuten geſchehen, von denen man weis, daß ſie hierzu fähig ſind, und von denen man verſichert iſt, daß ſie die Beſcheidenheit, den Wohlſtand und die guten Sitten niemals außer Augen ſetzen? Wie kann ſich wohl ein Frauenzimmer, das ſich von Mannsperſonen in die Schauſpiele führen läßt, und die daſelbſt nichts thut, als ſcherzen, und durch ihre geſuchten Anforderungen ein Heer von Mannsperſonen um ſich verſammlet, das alle Bälle beſucht, und bis 3 Stunden nach Mitternacht alle Ueppigkeiten von der Welt begehet, da ſie denn von ihren Liebhabern, vielleicht wenn ſie der Tag an das Aufhören erinnert, nach Hauſe gebracht wird, das ſich der Maſqueraden bedienet, um ſich deſto ausgelaſſener frey bezeigen zu können, wie, ſage ich, kann ſich wohl ein ſolches Frauenzimmer einfallen laſſen, daß vernünftige Menſchen glauben werden, ſie habe nichts als die Tugenden zum Augenmerk, und ſich an ihren Sitten und Verſtande vollkommner zu machen?

Meines Erachtens muß ein vernünftiges Frauenzimmer, das ſich von dem Wege der Tugend nicht zu entfernen wünſchet, niemals vorſetzlich Geſellſchaften von Mannsperſonen ſuchen. Am allerwenigſten aber ſolche, die nichts als Eitelkeit und Luſtbarkeiten zum Endzweck haben. Ich habe mich eben erkläret, daß ich ihnen die Geſellſchaften mit Mannsperſonen nicht abrathe. Nur deucht mich, müſſen ſie ſich nicht ſelbſt darnach bemühen. Dieſe Bemühung würde einen Trieb anzeigen, vor den ich nicht gerne ſtehen möchte, daß er in der Folge allemal unſchuldig bleiben wird. Alles, was ſie thun können, iſt, daß ſie nicht davor fliehen: und wenn ſie in der That den Endzweck haben, ihren Verſtand und ihre Kenntniß zu vermehren; ſo wird ihnen das Urtheil nicht ſchwer fallen, ob eine Geſellſchaft, in welche ſie unvermuthet gerathen ſind, ſolchergeſtalt beſchaffen iſt, daß ſie ſich dieſen Nutzen davon verſprechen können. Von dieſem Urtheil aber wird es abhängen, ob ſie eine Geſellſchaft ins künftige vermeiden, oder die Gelegenheit darzu ferner ergreifen ſollen.

Was die Beſuche von Mannsperſonen anbetrifft, ſo iſt es gewiß, daß ſich ein Frauenzimmer nicht allemal derſelben entſchlagen kann. Ernſtliche Geſchäfte und der Wohlſtand erfordern öfters unumgänglich, daß man ſie annehmen muß. Allein, ich kann in der Welt keine Nothwendigkeit einſehen, warum dergleichen, zumal einſame Beſuche, mehr als einmal geſchehen müßten. Die Wiederholung der Beſuche iſt allemal zu vermeiden: und die einem Frauenzimmer über alle maaßen nöthige Behutſamkeit in der Aufführung, und ihr guter Nachruf giebt ihnen ein vollkommnes Recht, ſie abzuwenden, ohne, daß es eine vernünftige Mannsperſon übel nehmen kann. Ein vernünftiges Frauenzimmer iſt auch ſchuldig alſo zu verfahren, wenn ſie anders nicht in einen freyen Umgang verfallen will, von dem die übeln Folgen nicht ſchwer einzuſehen ſind.

Ueberhaupt dünkt mich, muß ein tugendhaftes Frauenzimmer, ohne Vorwiſſen ihrer Aeltern weder die Beſuche der Mannsperſonen in ihrem Hauſe annehmen, noch außer demſelben ſolchen Geſellſchaften beywohnen. Da die Verführungen in der Welt leider allzu zahlreich und gewiß ſind: ſo ſind dieſe Klippen allzu gefährlich, als daß ein junges Frauenzimmer vor ſich ſelbſt ſtark genug wäre, allemal, ohne zu ſcheitern, vorbey zu ſegeln. Unterdeſſen verſehen unzählige Aeltern hierinnen. Sie bekümmern ſich wenig oder nicht, wo ihre Töchter hingehen, und was ſie vor Geſellſchaften haben. Allein, die Beyſpiele ſind auch gar nicht ſelten, daß ſie endlich den betrübten Erfolg davon empfinden. Ihre Töchter, die eine ſo üble Aufſicht vollends dreiſte macht, erwählen nicht allemal die vernünftigſten Geſellſchaften. Sie gerathen in einen freyen Umgang: und Fehltritte und Ausſchweifungen, die den Aeltern Herzeleid verurſachen, ſind ganz natürliche Folgen, oder ſie werden ſich wenigſtens in Liebesverbindniſſe einlaſſen, die den Abſichten der Aeltern nichts weniger als gemäß ſind.

Ich habe mich eben hinlänglich erkläret, daß ich weder das Frauenzimmer eingekerkert zu ſehen wünſche, noch daß ich ſie von den Geſellſchaften der Mannsperſonen gänzlich auszuſchließen, und lediglich zu dem Umgange mit ihrem eignen Geſchlechte zu verdammen begehre.

Das leztere würde vielleicht dem Unverſtande und der Eitelkeit, und auch vielleicht den Laſtern um ſo viel mehr Thür und Thor öffnen; und durch das erſte werden ihr Wille und Begierden nichts weniger als gebeſſert. Wenn man ſo vielen Geſchichten Glauben beymeſſen ſoll, ſo ergreifet das Frauenzimmer in den Ländern, wo ſie eingekerkerte Sklaven der Eiferſucht ſind, um ſo viel eher alle, und öfters die unwürdigſten Gelegenheiten, ihre Begierden zu vergnügen, und dieſes Verfahren hat keine andre Wirkung, als daß ſie bey ereigneter Gelegenheit deſto unverſchämter allemal den erſten Schritt thun. Allein, ungeachtet dieſer Grundſäze, die ich habe, ſo kann ich doch nicht finden, daß es vor die guten Sitten vortheilhaft iſt, daß unſre Ergözlichkeiten und Luſtbarkeiten allemal unter Perſonen zweyerley Geſchlechts geſchehen müſſen.

Warum iſt es ſchlechterdings nöthig, daß allemal 2 Perſonen beyderley Geſchlechts mit einander herum tanzen müſſen. Mich deucht, daß die Begierden dadurch unumgänglich angereizet werden. Man erhizt ſich, das Blut kommt in außerordentliche Wallung, die Lebensgeiſter werden rege, das Tanzen ſchließt ſchon eine Begierde in ſich, der gegenſeitigen Perſon, mit der man tanzet, zu gefallen, man befindet ſich in einer Art von Vertraulichkeit mit derſelben; ſollten hierdurch nicht die Begierden angefeuert werden? Ich läugne gar nicht, daß geſittete Perſonen, ſo wohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, ſtandhaft genug ſind, dieſes alles ohne Aufſteigung ihrer Begierden zu bewerkſtelligen. Allein, dieſe haben ſchon ihren Verſtand und Willen gebeſſert. Das geſetzte Weſen, das ſie zeigen, iſt ſchon etwas, das über die natürlich verderbte Unart der Menſchen erhoben iſt. Ihr geſetztes Weſen iſt alſo eine Ausnahme: und nach der natürlichen Verderbniß der Menſchen muß das Tanzen allerdings die Begierden anfeuern. Sollen wir denn aber die Grundregeln unſrer Sitten nach der Ausnahme einrichten? Haben wir nicht vielmehr Grund, ſolche nach demjenigen feſt zu ſetzen, was natürlich und gewöhnlich geſchieht. In der That, deucht mich, kann man gar nicht läugnen, daß dergleichen Luſtbarkeiten ſchon zu unzähligen Ausſchweifungen und Laſtern Gelegenheit gegeben haben.

Ich verwerfe das Tanzen keinesweges. In ſo weit es den Endzweck hat, ſeinen Leib geſchickt tragen zu lernen, und ſich eine zur Geſundheit dienliche Bewegung zu verſchaffen, halte ich es nicht nur vor unſchuldig und erlaubt, ſondern auch ſo gar vor nothwendig. Allein, werden wir nicht alle dieſe unſchuldigen und nützlichen Endzwecke erlangen, wenn wir Mannsperſonen vor uns allein tanzen, und wenn das Frauenzimmer dieſe Luſtbarkeit gleichfalls nur unter ſich allein anſtellt? Mich deucht, allerdings, und niemand in der Welt kann ſehen, warum Perſonen beyderley Geſchlechts hierzu nöthig ſind.

Es iſt gewiß, daß in dem Alterthum viele geſittete Völker in ihren Luſtbarkeiten alſo verfahren haben: und die Einwohner in Georgien und daſiger Gegend ſollen es noch heutiges Tages alſo halten. Ich erinnere mich auch in den jüdiſchen Briefen des Hrn. Marquis d'Argens geleſen zu haben, daß er ein gleiches von den heutigen Juden unter uns erzählet, daß nämlich bey ihren Hochzeiten und Luſtbarkeiten nur die Perſonen von einerley Geſchlecht zuſammen tanzen. Dagegen haben mich andre, die ſich um die Feſte und Hochzeiten der Juden unter uns bekümmert haben, ein andres verſichern wollen. Unterdeſſen iſt gewiß, daß eine ſolche Einrichtung ſehr vernünftig, und den wahren guten Sitten ungemein vortheilhaft iſt, und wenn die Gewohnheit der Juden wahr iſt; ſo wird man vielleicht darinnen eine Urſache finden, warum man an den Judenweibern, ohne eingekerkert zu ſeyn, faſt ohne Ausnahme eine vollkommne Ehrbarkeit und Keuſchheit rühmen muß. Denn, daß eine Jüdinn ihrem Manne untreu werden ſollte, iſt gewiß eine der allerrareſten Begebenheiten, welches man zu Beſchämung einer großen Menge unſers Frauenzimmers um ſo viel mehr bewundern muß, da die häufigen Beyſpiele unter uns, und überhaupt unſre Ueppigkeit große Anreizung zur Verführung an die Hand geben könnten.

Vielleicht wird man hierwider einwenden, daß alsdenn das Tanzen kein Vergnügen mehr ſeyn, und folglich gar aufhören würde. Allein, dieſes rühret mich ſehr wenig. Ich glaube vielmehr, daß dieſer Einwurf unwiderſprechlich beweiſet, daß ich recht habe. Denn daß die nützlichen Endzwecke des Tanzens, nämlich die geſchickte Tragung des Leibes, und die zur Geſundheit dienliche Bewegung erlanget werden können, wenn ſich gleich ein jedes Geſchlecht nur unter ſich des Tanzens bedienet, iſt gar keinem Zweifel unterworfen. In ſo weit aber das Tanzen ein Vergnügen iſt: ſo muß dieſes Vergnügen, wenn es anders unſchuldig ſeyn ſoll, unter Perſonen einerley Geſchlechts eben ſo vollkommen ſeyn. Beſtehet aber das Vergnügen nur allein darinnen, daß 2 Perſonen beyderley Geſchlechts mit einander tanzen; ſo iſt es ja ſonnenklar, daß dieſes Vergnügen eben dasjenige iſt, was man an dem Tanzen mit Recht verdammen muß, nämlich die Anfeurung der Begierden. So deutlich dieſe Wahrheit demnach iſt: ſo iſt dennoch wenig Hoffnung vorhanden, daß ſie in unſern Sitten jemals eine Veränderung wirken werde. Alle vernünftige Menſchen, die das Heil der menſchlichen Geſellſchaft lieben, wurden jedoch dieſen kleinen Fehler unſrer Sitten und eines freyen Umganges vor erträglich halten, wenn ſie nur das Vergnügen hätten, zu ſehen, daß ſo viel grobe Ausſchweifungen, die der freye Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts unter uns wirket, einmal aufhöreten.

XIII.

Betrachtung

über die

kleinen Triebfedern der wichtigſten Handlungen der Menſchen.

Wir Menſchen ſind ſehr geneigt, uns und unſre Angelegenheiten als die wichtigſten Dinge anzuſehen, womit ſich vorzüglich jedermann beſchäfftigen ſoll, den wir dabey nöthig haben. Suchen wir etwas; ſo ſcheinet uns unſre Sache ſo beträchtlich, daß wir es nicht anders, als mit Mißvergnügen aufnehmen, wenn ſie unter dem Vorwande wichtigerer Geſchäffte bey Seite geſetzet wird. Glauben wir etwas vorzügliches geliefert zu haben; ſo bilden wir uns ein, die Augen der ganzen Welt müßten auf uns und unſre Geſchicklichkeit gerichtet ſeyn. Ja ſo gar unſer äußerliches ſcheinet uns vor allen andern die Aufmerkſamkeit aller unſrer Nebenmenſchen zu verdienen: und es iſt vielleicht keine Dienſtmagd, die, wenn ſie einen neuen Rock anzieht, nicht in den Gedanken ſteht, die Augen der ganzen Stadt müßten bloß auf ſie, und auf ihren neuen Rock ſehen.

Wir verlangen dieſe Aufmerkſamkeit auf uns und unſre Sachen, nicht allein von unſern Nebenmenſchen; wir fordern ſie ſo gar auch von dem allerhöchſten Weſen. Wenn alle Menſchen vernünftig wären, und wenn ſie über ihre ernſtlichſten Gebete, die ſie dem unendlichen Weſen vortragen, vernünftige Betrachtungen zu machen im Stande wären; ſo würden ſie gar oft finden, daß ſie von dem groſſen Gott verlangen, er ſoll die Erfüllung ihrer Begierden, und andrer nichtswürdigen Kleinigkeiten vor die wichtigſten Dinge anſehen, um derentwillen er die Vorſorge vor ſo viel andre Menſchen, und die weislich angeführte Ordnung der Weltbegebenheiten ſogar hinten an ſetzen könnte; ja im Grunde ſind es öfters ſo gar Laſter, die das allerhöchſte Weſen vor ſo wichtig anſehen ſoll, daß er ſie mit ſeinem beſondern Schutz und einem glücklichen Fortgang begünſtige. Wie viel Wollüſtige, wie viel Betrüger, wie viel Wucherer werden nicht mit jenen bey dem Lucan geſeufzet haben:

Pulchra Laverna
Da mihi fallere, da juſtum ſanctumque videri,
Noctem peccatis et fraudibus objice nubem.

Man kann nicht glauben, was dieſe thörichte Einbildung der Menſchen, nach welcher ſie ſich und ihre Angelegenheiten allemal am wichtigſten halten, dem geſellſchaftlichen Leben vor Nachtheil zuzieht. Wie viel Feindſchaften mit ihren ſchädlichen Folgen entſtehen nicht blos aus der Urſache, weil unſre Nebenmenſchen unſre Sache nicht vor ſo wichtig halten, und aus einem ſolchen Geſichtspunkte abhandeln, als wir ſie ſelbſt anſehen? Was vor Unrecht und Unbilligkeit wird nicht ausgeübet, weil wir einmal gewohnt ſind, dasjenige, was uns ſelbſt betrifft, als wichtig und gut zu betrachten, und nach dieſen Vorurtheilen die Angelegenheiten unſrer Nebenmenſchen zu beurtheilen? Was vor Gutes, was vor Pflichten werden nicht vernachläſſiget, weil wir unſre kleinſten Umſtände vor ſo wichtig anſehen, daß wir vor dieſelben weit eher ſorgen, als wir unſern nothleidenden Nächſten zu Hülfe kommen, oder die Obliegenheiten unſers Amts erfüllen, geſetzt, daß der Wohlfahrt des gemeinen Weſens noch ſo viel daran gelegen wäre. Vielleicht iſt es kein allzu ſeltener Verfall, daß ſich ein Miniſter in ſein Zimmer verſchließet, um die Rechnung von eines ſeiner Güter durchzuſehen, oder ſeine Gränzſtreitigkeit mit dem benachbarten Edelmanne zu unterſuchen, da unterdeſſen das Kriegsheer, die Commercien, die Manufakturen, die Stadt- und Landwirthſchaft, und überhaupt der geſammte Staat wegen tauſenderley Mängel, die ſie drücken, ſeine Vorſorge nicht erlangen können.

Die Quellen dieſes fehlerhaften Geſichtspunktes, aus welchem wir uns und andre Dinge anſehen, iſt unſtreitig die menſchliche Eigenliebe, und der daraus abfließende Hochmuth. Man ſchätzet ſich und dasjenige, was uns angeht, allein hoch: und alle andre Dinge außer uns ſind in unſern Augen viel zu geringſchätzig, als daß ſie der geringſten von unſern Angelegenheiten vorgehen könnten. Es iſt aber auch gewiß, daß die Unwiſſenheit eben ſo viel Antheil daran hat, als die Eigenliebe. Der Stolz iſt eben ſo ein Abkömmling der Unwiſſenheit, als er es von der Eigenliebe iſt. Je weniger Erkenntniß man hat, und je weniger man einſieht, was die Dinge außer uns ſind, deſto weniger iſt man geneigt, ſie hoch zu ſchätzen: und indem uns der Mangel dieſer Erkenntniß verhindert, unſre eigne Beſchaffenheiten gegen andre Dinge zu mäſſen: ſo fehlet uns auch die Selbſterkenntniß. Die Eigenliebe hat folglich freye Hände, das liebenswürdigſte

Bild von ſich zu entwerfen, das der Einbildungskraft nur einfallen kann. Dieſe Wahrheit iſt ſo wenig Zweifel unterworfen, daß man ſich niemals irret, wenn man von einem beſondern Hochmuthe und Stolze auf eine grobe Unwiſſenheit ſchlieſſet: und der Satz, daß es der Unwiſſenheit zuzuſchreiben iſt, wenn man ſich und ſeine Umſtände allein vor vorzüglich hält, iſt ſo allgemein wahr, daß er in allen und jeden Beſchaffenheiten gilt. Ich habe Leute in kleinen Städten gekennet, wo eben nicht das bequemſte und glücklichſte Leben war, die ſich aber dennoch nicht überreden lieſſen, daß es Städte gäbe, wo man ein bequemeres und vergnügteres Leben führen, und mehr Nahrung finden könnte. Die Urſache war, weil ſie nicht viel andre Städte geſehen hatten.

Dieſe Krankheit des Verſtandes, nach welcher wir uns und unſre Angelegenheiten allein vor vorzüglich und wichtig halten, kann demnach nicht beſſer geheilet werden, als daß wir uns eine genugſame Kenntniß der Welt, ſowohl ihrer itzigen als vormaligen Beſchaffenheit erwerben. Wer die Welt kennet, der wird gar leicht einſehen, was vor eine kleine und nichtsbedeutende Rolle er darinnen ſpielet: und es müßte in der That viel ſeyn, wenn auch die wahrhaftigen und weſentlichſten Verdienſte bey einer ſolchen Kenntniß auf den Hochmuth und Stolz verfallen könnten. Man findet allenthalben Menſchen, die uns an guten Eigenſchaften, Verdienſten und Geſchicklichkeiten gleich ſind: und geſetzt, daß jemand etwas auſſerordentliches leiſtete; ſo darf er nur in die Kenntniß der vergangenen Zeiten zurück gehen; ſo wird er, er mag ein Held, ein Staatsmann, ein Gelehrter, oder gar ein Weiſer, ein Tugendhafter ſeyn, ſo viel groſſe und erhabene Beyſpiele finden, daß in Vergleichung derſelben alle ſeine großen Vorzüge gar ſehr in das kleine herunter fallen werden.

Ja wenn dieſes ſeinen Stolz noch nicht zurück halten ſollte; ſo darf er nur bedenken, was unſer ganzer Weltkörper, auf welchem, nach unſerm Erachten, ſo viel wichtige Dinge vorgehen, vor ein kleiner und nichtsbedeutender Punkt in dem großen und unermäßlichen Weltgebäude iſt. Selbſt in unſerm eigenen Sonnenſyſtem kennen uns nur die wenigſten Weltkugeln als einen kleinen und blaſſen Stern erkennen: und ſo viel tauſend Millionen Welten, deren Sonnen wir in dem unbegreiflichen Weltraume ſchimmern ſehen, wiſſen nicht einmal, daß wir vorhanden ſind. Wenigſtens ſollten uns dieſe Gedanken abhalten, dem allerhöchſten Weſen, welches vor ſo unzählige Welten zu ſorgen hat, unſre Angelegenheiten, als Sachen von Wichtigkeit, vorzutragen.

Wenn wir vollends die wichtigſten menſchlichen Begebenheiten in ihren Quellen und in ihren erſten Triebfedern unterſuchen; ſo findet der menſchliche Stolz immer weniger Nahrung: und man kann unmöglich ferner das vor beträchtlich anſehen, was einen ſo unmerklich kleinen und nichtswürdigen Bewegungsgrund hat. In der That ſcheinet es, als wenn die göttliche Vorſehung, den Menſchen die unausſprechliche Kleinigkeit ihres Weſens recht empfindlich hätte zu Gemüthe führen wollen, indem ſie die wichtigſten menſchlichen Begebenheiten gemeiniglich aus Triebfedern entſtehen läßt, die unbeſchreiblich klein und geringſchätzig ſind.

Was kann vor die menſchliche Beſchaffenheit wichtiger ſeyn, als Krieg und Frieden? Das Schickſal der

Völker, die Verwüſtung, oder der Wohlſtand der Reiche und Länder, das Vermögen, die Glückſeligkeit und das Leben ſo vieler tauſend Menſchen hänget davon ab. Dennoch iſt die Urſache der Kriege, wenn wir ſie bis in ihre erſte Quelle verfolgen, öfters ſo gering und nichtswürdig, daß man über den Zuſtand der Menſchen, der von ſolchen Dingen alle ſein Wohl oder Weh herleiten muß, entweder recht herzlich lachen, oder mitleidige Thränen zu vergießen genöthiget wird.

Ein unterlaſſenes Kennzeichen der Achtung, ein Fehler in dem Ceremoniel, ein Rangſtreit, ein Wort in dem Titel, eine Eiferſucht, ein nachtheiliges Gemählde, und hundert andre ſolche Kleinigkeiten, weshalb, wie Montague ſagt, nicht einmal zwey Heringsweiber einander in die Haare gerathen ſollten, bringen zwey Monarchen wider einander auf. Man fällt einander in das Land; man führet Kriegsheere von hundert tauſend Mann gegen einander auf; und dieſe, welche, wenn ſie die erſten Triebfedern des Kriegs wüßten, einander aus vollem Halſe anlachen ſollten, brechen einander getroſt die Hälſe. Sie thun dieſes mit ſo vieler Wuth, Feuer und Muthigkeit, als wenn ein jeder eine eigne wichtige Urſache, ſeinen Feind darnieder zu ſchlagen, vor ſich hätte.

Wenn allemal die erſten Veranlaſſungen bey den Monarchen ſelbſt entſtünden; ſo würde vielleicht etwas weniger darwider zu ſagen ſeyn. Wir ſind es einmal gewohnt, daß unſer Schickſal von dem Willen und Winke der Monarchen abhängt. Allein, öfters ſind es die kleinen Angelegenheiten der oberſten Staatsbedienten, oder der Günſtlinge der Monarchen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die ſolche wichtige Begebenheiten ver das menſchliche Geſchlecht veranlaſſen. Ein engliſcher Miniſter verliebt ſich in eine Königinn in Frankreich, die ihn wie billig auslacht: und ſiehe, er rächet ſich mit Kriege. Ein Richelieu will ſich ſeinem Herrn unentbehrlich machen: und was kann zu ſeinen Abſichten dienlicher ſeyn, als daß er ihn in weitläuftige Kriege verwickelt. Eine Maitreſſe möchte gern ihren Anverwandten oder Liebhabern die höchſten Kriegsbedienungen verſchaffen: und damit dieſes deſto ſchleuniger bewerkſtelliget werden kann; ſo muß ein benachbartes Volk mit Krieg angegriffen werden.

Es iſt noch ein Glück vor das menſchliche Geſchlecht, daß dieſe kleinen Triebfedern nicht allemal wichtige menſchliche Begebenheiten hervor bringen, die ſchädlich ſind. Sie veranlaſſen zuweilen auch wichtige Begebenheiten, die nützlich ſind. Der Friede, welcher vor das menſchliche Geſchlecht ſo viel Güter mit ſich führet, entſtehet öfters gleichfalls aus ſo nichtswürdigen Bewegungsgründen. Die Maitreſſe kann die Unbequemlichkeiten und die Weitläuftigkeiten nicht länger ausſtehen, womit ſie die neuen Moden und Stoffe kommen laſſen muß: der Miniſter braucht Weine aus dem feindlichen Lande, oder es fehlen ihm einige Nothwendigkeiten auf ſeinem Nachtiſch, und ſiehe! es wird Friede.

Dieſe erdichteten Umſtände ſcheinen etwas übertrieben zu ſeyn: allein, wenn wir die Beyſpiele in den wirklichen Geſchichten erwägen: ſo finden wir daſelbſt eben ſo kleine Triebfedern, die nicht weniger unglaublich ſind, und ſich dennoch wirklich ereignet haben. Ich hoffe, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich einige beſondre Begebenheiten dieſer Art erzähle.

Nichts iſt ſo bekannt, als der Krieg, den Anton und Auguſt, die ſich nach dem Tode Cäſars zu Oberhäuptern der römiſchen Republik aufgeworfen hatten, mit einander geführet haben. Anton hatte die Kräfte von ganz Aſien und Egypten zu ſeinen Dienſten: und Auguſt bot die römiſche Macht von Europa und Africa wider den Anton auf. Es erfolgten blutige Treffen, in welchen viele tauſend brave Leute ihr Leben laſſen mußten.

Man würde ſich ſehr irren, wenn man glaubte, daß die Wohlfahrt der römiſchen Republik, die Anton zu vernachläſſigen beſchuldiget wurde, oder ein perſönlicher Haß zwiſchen dieſen beyden großen Römern, die Urſache dieſes Krieges geweſen ſey. Die erſte Triebfeder deſſelben war eine verſchmähte Liebe. Anton gründete ſeinen Ruhm eben nicht auf die Treue gegen ſeine Gemahlinn. Er fand verſchiedne Gegenſtände, die ihn reizten. Unter andern liebte er die Comödiantinn Cytheris, die vermuthlich auch Glaphire genennet wurde. Seine Gemahlinn, die Fulvia, wollte ſich an ihm rächen, und ihn mit gleicher Münze bezahlen, eine Rache, die denen Schönen ziemlich natürlich iſt. Sie erwählte den Auguſt zum Werkzeuge ihrer Rache, und gab ihm ihre Neigung genugſam zu verſtehen. Allein dieſer, ob er gleich den Ausſchweifungen in der Liebe ſehr ergeben war, konnte doch an der Fulvia keinen Geſchmack finden: und alle ihre Bemühungen waren vergebens.

Dieſe verſchmähte Liebe gebahr die Rache in dem Herzen der Fulvia: und nachdem ſie ihm vergeblich mit einem Bürgerkriege bedrohet hatte, wenn er ihre verliebte Sehnſucht nicht befriedigen würde: ſo ſtreuete ſie den Saamen der Uneinigkeit zwiſchen ihrem Gemahl und dem Auguſt aus, und erfüllete ihre Drohungen wirklich. Auguſt ſelbſt ſpottet über die kleine Triebfeder einer Begebenheit, die den größten Theil der damals bewohnten und bekannten Welt in die fürchterlichſte Bewegung ſetzte. Er hat ein Sinngedichte darüber gemacht, welches uns Martial aufbehalten hat.

Die Ausdrücke dieſes Sinngedichts ſind ein wenig zu ſtark, als daß man ſie wörtlich überſetzen könnte. Ich will mich alſo der Umſchreibung bedienen, die der Herr von Fontenelle in ſeinen Todtengeſprächen gemacht hat, und nach welcher dieſes Sinngedicht, nach des Herrn Profeſſor Gottſcheds Ueberſetzung, mit einer kleinen Veränderung folgendergeſtalt ausfällt:

Glaphyrens Reizungen bezaubern den Anton,
Darum will Fulvia, ich ſoll ſie gleichfalls küſſen.
Anton iſt ungetreu, ganz gut! ich weis es ſchon;
Allein, warum ſoll ich vor ſeine Fehler büßen?
Soll ich ihr günſtig ſeyn, bloß weil es ihr gefällt?
So würde ja aus aller Welt,
Ein ungezählter Haufen
Geplagter Weiber zu mir laufen.
Liebt! ſpricht ſie: oder ſchlagt! Wohlan! es iſt bedacht;
Sie ſieht ſo häßlich aus, Trompeter blaſt zur Schlacht!

Dieſer Begebenheit aus den alten Zeiten will ich eine andre aus dem mittlern Zeitalter an die Seite ſetzen. Man weis den blutigen und langwierigen Krieg, der damals zwiſchen England und Frankreich mit abwechſelnden Glücke und verſchiednen kurzen Friedens- und Stillſtandszeiten über hundert Jahr lang geführet wurde. Als Karl der ſiebende, König von Frankreich, zur Regierung kam: ſo war es mit dieſem Reiche ſo auf das äuſſerſte gekommen, daß die Engländer ganz Frankreich bis auf eine einzige Stadt im Beſitz hatten: und Karl, der keine Mittel vor ſich ſah, ſich weiter zu vertheidigen, war bereits ſo niedergeſchlagen, daß er ſeine Sache völlig aufgeben, den ſiegenden Engländern Frankreich überlaſſen, und ſich in eine gebirgigte Landſchaft verbergen wollte.

Dieſer Entſchluß war nicht nach dem Geſchmacke der Agnes Sorel, die Karls Maitreſſe war. Sie hatte gar keine Luſt mit ihrem Coridon in den Gebirgen und Wäldern einſam herum zu irren. Um nun dem Könige dieſen Entſchluß aus dem Kopfe zu bringen; ſo ließ ſie einen Sterndeuter holen, mit dem ſie heimlich das Benöthigte verabredet hatte. Dieſer mußte ſich ſtellen, als wenn er das künftige Schickſal der Agnes Sorel unterſuchte, und mußte ihr in Gegenwart des Königs ſagen: Wenn ihn nicht alle Geſtirne betrögen: ſo würde ſie einen großen König noch ſehr lange Zeit vergnügen.

Agnes ſagte hierauf zu dem Könige: Er würde es alſo nicht übel nehmen, daß ſie ſich an den engliſchen Hof begäbe: denn da er den Entſchluß gefaſſet hätte, nicht länger König zu bleiben; ſo ſey es nicht möglich, daß dieſe Prophezeihung und ihr Schickſal durch ihn erfüllet werden könnte. Die Furcht, ſeine Geliebte zu verlieren, brachte alſo Karln darzu, daß er ſich entſchloß, König zu bleiben, daß er wieder Muth ſchöpfte und auf Mittel dachte, ſich den Engländern zu widerſetzen.

Nachdem man dem Könige einmal Muth gemacht hatte; ſo war es nöthig, auch das niedergeſchlagne Herz des Volks wieder aufzurichten. Man erfand alſo die

Comedie mit dem Mägdchen von Orleans, die ſich göttlicher Offenbarung rühmen muſte: und ſo klein und närriſch alle dieſe Triebfedern waren: ſo hatten ſie doch die Wirkung, daß die Engländer aus Frankreich getrieben und dieſes ſeinem Untergange ſo nahe Reich wieder beruhiget und hergeſtellet wurde.

In der That haben alſo die Herren Franzoſen, wie der Herr von **Fontenelle**, der dieſe Begebenheiten in ſeinen **Todtengeſprächen** ausführet, ſelbſt ſagt, der Galanterie ſehr viel zu danken, und ſie müſſen allerdings viel darauf halten, wenn es auch nur aus Erkenntlichkeit geſchehen ſollte.

Damit man aber nicht glaube, daß nur allein die ältern Zeiten ſo einfältig geweſen ſind, die allerwichtigſten Begebenheiten aus ſo unausſprechlich kleinen Triebfedern entſtehen zu laſſen, ſo will ich noch eine Begebenheit aus unſern heutigen Zeiten, aus unſerm itzigen erleuchteten Jahrhunderte anführen; in welcher ſich eine noch viel nichtswürdigere Triebfeder veroffenbaren wird, als die beyden vorhergehenden Geſchichte in ſich haben. Ich werde ſolche aus dem Antimachiavell nehmen: und auf den Glauben des großen Verfaſſers deſſelben kann man ſchon etwas nacherzählen.

Zu Anfange des itzigen Jahrhunderts entſtund der ſpaniſche Succeſſionskrieg, weil Frankreich die Erbfolge in dieſer Monarchie dem Hauſe Oeſterreich mit Unrecht entzogen hatte. Faſt ganz Europa nahm Theil an dieſem Kriege wider die unzähmbare Herrſchſucht Ludwig des Vierzehenden; und beſonders ließ ſich England eifrig angelegen ſeyn, die ſinkende Freyheit von Europa zu retten. Der engliſche Feldherr Marlborough hatte ſich in dieſem

Kriege durch ſo viele und wichtige Siege einen unſterblichen Ruhm erworben: und gleichwie die Königinn Anna gegen ſeine Verdienſte erkenntlich war, und ſie mit den höchſten Ehrenſtellen belohnte; ſo war auch die Gemahlinn des Marlboroughs erſte Ehrendame bey der Königinn, und ſonſt bey ihr in dem größten Anſehen.

Mitten in dieſer Geſtalt der Sachen begab es ſich, daß eine franzöſiſche Handſchuhmacherinn in London ankam, die dem Hoffrauenzimmer Handſchuhe nach einer neuen Mode anboth. Die Königinn Anna beſtellte ſich ein Paar bey derſelben: und eben dieſes that auch die Herzoginn von Marlborough. Gleichwie aber die Königinn eben keine ſonderbare Begierde nach dieſen Handſchuhen bezeugte, ſo befahl die Herzoginn der Handſchuhmacherinn, daß ſie die ihrigen zuerſt machen ſollte. Unterdeſſen fiel es der Königinn ein, ihre Handſchuh bald zu haben. Sie ſchickte darnach: und da ſie ihre Empfindlichkeit zu erkennen gab, daß ſie noch nicht fertig waren; ſo ſah ſich die Handſchuhmacherinn genöthiget, zu ihrer Rechtfertigung anzuführen, daß ſie die Handſchuh vor die Herzoginn von Marlborough zuerſt machen müſſen.

Die Feinde des Marlboroughiſchen Hauſes, woran es den Verdienten und den Gunſtbezeigungen der Monarchen niemals fehlet, und inſonderheit die Madame Maſham, die ſich bey der Königinn einzuſchmeicheln anfing, ermangelten nicht, der Königinn dieſe Sache, als einen Vorzug, den ſich die Herzoginn anmaaßen wollte, und als das wichtigſte Verbrechen mit den häßlichſten Farben abzumahlen, und die Königinn wurde auch in der That ſo ſehr aufgebracht, daß ſie die Herzoginn vom Hofe jagte, und ihren Mann einen Theil ſeiner Bedienungen entſetzte, welchen die gänzliche Beraubung des Commando über das Kriegsheer und ſeiner andern Ehrenſtellen bald nachfolgte.

Die Sache hatte noch andre ſehr wichtige Folgen. Es kam eine ganz andre Parthey bey Hofe an das Bret: und das ganze Miniſterium wurde verändert. Dieſes hatte in Anſehung des vorigen ganz entgegengeſetzte Grundſätze. Es neigte auf die Seite des Prätendenten, und hatte folglich an dem Kriege mit Frankreich keinen Gefallen. Der Krieg war auch um deshalb nicht nach ihrem Geſchmacke, weil man ſonſt bey widrigen Fällen einen Helden, wie den Marlborough, wieder hervor ſuchen können.

Man gieng alſo von der öſterreichiſchen Verbindung ab, und ſchloß einen beſondern Frieden mit Frankreich, eine Sache, die dem Hauſe Oeſterreich und der Wohlfahrt von Europa ſehr nachtheilig war. Eine ſo nichtswürdige Kleinigkeit, als ein paar Handſchuhe ſind, verurſachte alſo nicht nur, daß ſich das Haus Oeſterreich mit einem gar geringen Theile von der ſpaniſchen Monarchie abſpeiſen laſſen mußte: und daß ſo viel wichtige und herrliche Siege der Alliirten vergeblich waren; ſondern ſie brachte auch die Uebermacht des Hauſes Bourbon zuwege, davon ſchon Europa die Wirkungen empfunden hat, und wovon ſich die Folgen auf viele Jahrhunderte hinaus erſtrecken werden.

Man darf auch dieſe kleinen Triebfedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen nicht allein an den Höfen und in den Kriegs- und Friedensbegebenheiten ſuchen. Ein jeder vernünftiger Menſch, der über die wichtigen Ver-

Vorfälle ſeines Lebens Betrachtungen anzuſtellen, und den Zuſammenhang derer Begebenheiten, die ſich mit ihm eräugnen, bis in ihre erſte Triebfedern zu unterſuchen, vermögend iſt, wird gar leicht finden, daß die erſten Veranlaſſungen derer Veränderungen, die in ſeinen Lebensumſtänden vorgehen, gemeiniglich nichts würdige Kleinigkeiten ſind, die damals, als ſie ſich zutrugen, haben nicht der geringſten Aufmerkſamkeit würdig zu ſeyn ſchienen. Ich wenigſtens, der ich in dem noch kurzen Laufe meines Lebens beſondre Vorfälle erfahren habe, entdecke bey den wichtigſten Veränderungen meines Lebens ſo unausſprechlich kleine Triebfedern, daß ich mich oft ſelbſt des Lachens darüber nicht enthalten kann.

Allein, iſt das nicht vor uns Menſchen ſehr betrübt, daß unſer Glück, unſere Ehrenſtellen, unſere Reichthümer und Vergnügen, ja unſer Leben ſelbſt von ſo kleinen und nichtswürdigen Veranlaſſungen abhängen ſoll. Freylich muß das vor Menſchen eine verdrüßliche Sache ſeyn, die mit der ſchmeichleriſchen Einbildung von ihrer Hoheit und Würde erfüllet ſind. Allein, ein Weiſer läßt ſich dadurch überzeugen, daß wir Menſchen überhaupt mit unſern prächtigſten Umſtänden gar nichts wichtiges ſind: und gleichwie er ſolche kleine Triebfedern mit allen ihren großen Folgen unmöglich überſehen und nach ſeinen Abſichten lenken kann; ſo lernt er auch die wichtigen Begebenheiten, die ihn treffen können, mit Gelaſſenheit anzuſehen, und ſich in ſolche Verfaſſung zu ſetzen, daß ſeine Gemüthsruhe dadurch nicht geſtöret wird. Dieß allein hält er vor wichtig: Ehrenſtellen, Reichthümer und alle andre Glücksgüter lernet er gleichgültig anſehen: und wie können ihm dieſe Dinge wichtig ſcheinen, da er weis, daß ſie von ſo kleinen und nichtswürdigen Triebfedern abhangen.

Vor allen Dingen aber lernet er hierinnen die unbegreifliche Vorſehung des unendlichen Weſens verehren. In der That kann uns der allein große Gott die unendliche Kleinigkeit unſers Weſens nicht beſſer begreiflich machen, als wenn er diejenigen Dinge, die wir in der Welt am wichtigſten und ſchätzbarſten halten, von einem jeden kleinen Lüftgen bewegen und über den Haufen werfen läßt. Er giebt uns dadurch nachdrücklich zu erkennen, daß unſer wichtiges Augenmerk allein auf ihn gerichtet ſeyn ſoll: und indem wir von ſeiner unendlichen Weisheit verſichert ſeyn können, daß ſich im ganzen Zuſammenhange der Weltbegebenheiten nichts ereignen wird, was nicht ſeinen allgemeinen Abſichten und der unausſprechlichen Güte gemäß iſt, womit er vor alle ſeine Geſchöpfe ſorget; ſo müſſen wir in allen unſern Begebenheiten, und auch in ihren kleinſten Triebfedern, diejenige allerweiſeſte Vorſehung verehren, die allemal anbetenswürdig iſt.

XIV.

Unterſchied
des
Charakters einer Spröden
und
einer im Umgange mit Mannsperſonen behutſamen Schönen.

Laſſet uns doch den Charakter zweyerley Schönen von einander abſondern und hinlänglich kennen lernen, die um ſo öfters in der Welt mit einander vermenget werden, je mehr ſie von einander unterſchieden ſind! Laſſet uns nämlich die Züge einer ſogenannten Spröden lebhaftig abſchildern, damit wir ein vernünftiges, und in dem Umgange mit Mannsperſonen behutſames Frauenzimmer deſto näher kennen lernen! Zuerſt wollen wir uns von der Spröden einen richtigen Begriff zu machen ſuchen.

Eine Spröde iſt ein Frauenzimmer, das ſich aus einer ſcheinbaren Unempfindlichkeit und Verachtung gegen das männliche Geſchlecht vor der Welt eine Ehre zu machen ſuchet. Wenn man dieſen Begriff zum Grunde legt, und die Urbilder, die man in der Welt findet, zu Hülfe nimmt: ſo wird die Abſchilderung einer Spröden nach dem Leben gerathen: und man wird ſich niemals mit einem Frauenzimmer vermengen, welche nach den

Grundſätzen einer wahren Vernunft und Klugheit in dem Umgange mit Mannsperſonen Behutſamkeit gebrauchet. Eine Sache, welche in allen unſern Umgange nöthig iſt; wie vielmehr alſo auf einer Bahn, welche der Vorſicht um deſto eher bedarf, je ſchlüpfriger ſie iſt.

Die Eigenliebe, dieſe allgemeine Schmeichlerinn des menſchlichen Geſchlechts, welche die Mannsperſonen ſtreichelt und dem Frauenzimmer ungemein liebkoſet, dieſe, wenn ſie einen hohen Grad erreichet, iſt es, welche eine Spröde hervor bringt. Sie hat ſich in ſich ſelbſt und ihre Geſtalt verliebt: und mit einer groſſen Zuverſicht ſpricht ſie zu ſich ſelbſt, daß ſich alle Mannsperſonen gleichfalls in ſie verlieben müſſen. Sie koſtet ſchon in Gedanken den Triumph, den ſie über die beſiegten Herzen ſo vieler Mannsperſonen hält: und damit ſie ihre Siegesgepränge in den Augen der Welt deſto herrlicher machen möge; ſo will ſie die Welt überreden, daß ſie bey ſo vielen Anfällen dennoch unempfindlich iſt. Sie ſtellt ſich alſo es zu ſeyn, und ſie will denen Menſchen weiß machen, daß ſie ein Geſchlecht verächtlich halte, der doch ſo viel an ihm gelegen iſt.

In der That iſt ſie nichts weniger als unempfindlich. Sie heget nichts weniger als Verachtung gegen das männliche Geſchlecht: und ſie thut ſich in allen ihren Bezeugungen einen auſſerordentlichen Zwang an. Allein, die Ehre, die ihr die Eigenliebe in den Augen der Welt zu erlangen einbildet, giebt ihr hinlängliche Stärke.

Ganz anders aber iſt die vernünftige und behutſame Schöne geſinnet. Sie macht ſich von ihren Vollkom

men

menheiten keine übertriebene Verſtellung. Sie prahlet nicht mit einer ſcheinbaren Unempfindlichkeit. Sie verachtet die Mannsperſonen nicht. Sie glaubt aber der Klugheit, noch mehr aber ihrer Ehre und Tugend und gutem Ruf ſo viel ſchuldig zu ſeyn, daß ſie in dem Umgange mit dem männlichen Geſchlechte mit vorſichtigen Schritten wandelt.

In der Beſchaffenheit, worinnen ſich die Spröde befindet, bezeiget ſie ſich hochmüthig und trotzig gegen die Mannsperſonen, ehe man ihr Urſache darzu gegeben hat. Sie ſpricht ihnen Hohn, ehe ſie weis, ob man ſie angreifen wird. Nur daß ſie die Welt überreden will, wie viel Anfälle ſie habe. Sie fordert zum Kampf auf, und wünſchet denſelben: nicht daß ſie zu überwinden begehret, ſondern nur, daß ſie das Anſehen haben will, als ob ſie immer ſtreiten müßte.

Allein die behutſame Schöne iſt weder hochmüthig noch trotzig. Sie bezeiget ſich gegen jedermann liebreich, in ſo weit es die Sittſamkeit und ihr guter Leumund geſtattet. Sie wehret ſich nicht eher, als bis ſie angegriffen wird: und ſie wünſchet vielmehr, daß ſie niemals Urſache haben möchte, vor ihre Tugend und guten Ruf zu wachen; nämlich, daß ſich die Gelegenheit zur Gefahr niemals ereignen möchte.

Die Spröde wünſchet nicht allein die Gefährlichkeiten: ſie ſuchet ſie ſelbſt auf. Statt deſſen, daß ſie Mannsperſonen vermeiden ſollte, welche zu Anfällen auf das ſchöne Geſchlecht geneigt ſind; ſo gehet ſie vorſetzlich in ſolche Geſellſchaften, wo ſie ſich auf dergleichen Anfälle Rechnung machen kann.

Die behutſame Schöne aber vermeidet alle Geſellſchaften, worinnen ſie einen Angriff auf ihre Tugend vermuthet. Sie will lieber die Gefahr gar nicht kennen lernen, als ſich durch die ausgeſtandenen Gefährlichkeiten berühmt machen. Sie hält es vor keine Ehre, verſucht zu werden. Sie ſiehet es vielmehr als einen Vorwurf an, wenn ſie ihre Geſellſchaften mit ſo geringer Vorſichtigkeit gewählet haben ſollte.

Wenn die Spröde dasjenige gefunden hat, was ſie ſuchet, nämlich Mannsperſonen, die ſie beſtürmen ſollen; ſo ſtellet ſie ſich vor Entſetzen ganz außer ſich ſelbſt zu ſeyn. Sie will dasjenige nimmermehr vermuthet haben, was ſie doch ſo gewiß erwartete. Allen Umgang des männlichen Geſchlechts ſcheuet ſie: und ſo gar die Geſichter der Mannsperſonen ſind ihr verdrießlich. Alle Augenblicke ſagt ſie ihrer Geſpielinn ins Ohr, daß ſie gewiß nicht gekommen wäre, wenn ſie gewußt hätte, wen ſie hier finden würde.

Allein, eine vernünftige Schöne läßt nichts weniger, als eine ſo lächerliche Furcht blicken. Wenn ſie Verwegene vermuthet, ohne daß ſie ſich durch eigne Wahl bey ihnen befindet: ſo ſucht ſie dieſelben vielmehr durch ein ernſthaftes und geſetztes Weſen in den Schranken der Ehrerbietung zu halten, als daß ſie ſich wie ein ſchüchternes Wild dem Jäger von ſelbſt entdecken, und ihn zur Verfolgung anreizen ſollte. Am allerwenigſten aber nimmt ſie ſich eines thörichten Haſſes und Abſcheues gegen alle Mannsperſonen an. Vielmehr ſiehet ſie einen vernünftigen Umgang mit den Perſonen des gegenſeitigen Geſchlechts vor vortheilhaftig an: ſo lange ihr guter Ruf nichts zu beſorgen hat.

Eine Spröde haſſet nichts weniger als einen freyen Scherz. Dennoch glaubet ſie, daß ſie ſich nach dem einmal angenommenen Charakter, den ſie führet, ungeberdig darüber ſtellen muß. Sie rümpfet alſo die Naſe: ſie bedecket ihr Geſicht mit dem Fächer: und wenn ſie ſich gegen ihre Geſpielinnen wendet: ſo ſchwöret ſie, daß ſie ſich kaum der Ohnmacht habe enthalten können.

Ganz anders iſt es, wenn eine vernünftige Schöne wider ihre Abſicht in eine ſolche Geſellſchaft gerathen iſt. Sie bleibet bey ihrem geſetzten Weſen, und thut vielmehr, als wenn ſie keine Aufmerkſamkeit gehabt hätte, als daß ſie ſich bloß geben ſollte, daß ihr dasjenige ſo unbekannt eben nicht ſey, worauf man zielet.

Mich dünkt, daß nichts ſo abgeſchmackt iſt, als eine Spröde. Dort ſitzt ſie mit ſteifem Halſe: und indem ſie ſich einer allgemeinen Bewunderung ſo verſichert hält; ſo glaubt ſie, daß es überflüßig hinlänglich iſt, die Mannsperſonen zur Verehrung und zur Liebe anzureizen, wenn ſie dann und wann einige erhabene Blicke auf ſie herabſchießen läßt. Sie redet ſehr wenig: und wie könnte ſie als eine Spröde mit Mannsperſonen reden? Weil ſie ſelbſt nicht redet; ſo iſt auch dasjenige nicht nach ihrem Geſchmacke, was man redet. Sie rümpfet alſo alle Augenblick die Naſe: und ſie hat einige beſondre Geſichtsmienen in ihrer Gewalt, welche, ob ſie gleich die Verachtung aller andrer Menſchen ausdrücken ſollen, doch keine andre Bedeutung leiden, als: ſehet, ich bin eine Spröde. Beſonders ärgert ſie ſich, wenn ſie ſiehet, daß andre Frauenzimmer mit Mannsperſonen liebreich reden. Sie ärgert ſich aber nur, weil ſie glaubt, daß die Mannsperſonen dadurch abgehalten werden, ſie zu bewundern und zu verehren.

Wenn es ſo weit kommt, daß ihr eine Mannsperſon einige Schmeicheleyen verſagt, oder gar eine Liebeserklärung thut: ſo hat ſie ſeit langer Zeit einige Redensarten auswendig gelernet, welche ihren Triumph verherrlichen ſollen: und die ſo beſchaffen ſind, daß die Sache bey der Geſellſchaft unmöglich ein Geheimniß bleiben kann. Sie ſchlägt entweder ein höhniſch Gelächter auf, oder ſie ruft ihrer Geſpielinn, weil ſich der Herr in der Perſon irre, oder ſie ruft gar nach Schlagwaſſer oder dem Riechfläſchgen; weil ſie befürchtete, daß ihr Herr Nachbar vor Liebe ſterben möchte, und was dergleichen verächtliche Formelchen mehr ſind, die eben keinen groſſen Witz erfordern. Hernach wird ſie es gewiß die nächſten vier Wochen hindurch in allen Geſellſchaften unter allerley höhniſchen Ausdruckungen ausposaunen.

Von einem dergleichen Bezeigen iſt die vernünftige und behutſame Schöne weit entfernt. Sie begehret die Schmeicheleyen und Liebeserklärungen nicht. Sie begegnet aber auch denenjenigen nicht höhniſch und verächtlich, die ſie vorbringen. Sie ſuchet dieſelben durch ihr geſetztes Weſen im voraus zurück zu halten. Geſchehen ſie aber dennoch; ſo prüfet ſie die Quelle, woraus ſie abſtammen: und ſie lehnet ſie entweder auf eine beſcheidene Art ab, bis ſie kräftigere Proben der ehrlichen Geſinnung vor ſich hat, oder ſie erkläret ſich, daß ſie nicht gewohnt ſey, dergleichen Reden anzuhören.

Auf nichts ziehet die Spröde ſo anzüglich los, als auf die Liebe. Hierauf hat ſie recht ſtudiret, widrige und verhaßte Abſchilderungen davon zu machen. Eine vernünftige Schöne vermeidet die Gelegenheit, von dieſem Gegenſtande zu reden: und ob ſie zwar die Liebe mit keinen ſüßen Abbildungen erhebet; ſo ſchmähet ſie doch auch nicht darauf, denn ſie iſt verſichert, daß vernünftige Menſchen von einer geäußerten Verachtung der Liebe allemal das Gegentheil glauben.

In der That glaube ich, daß dieſes bey einer Spröden allemal eintrifft. Sie ſchmähet auf die Liebe, weil ſie im geheim nur allzu ſehr brennet: und ſie bezeiget eine Verachtung gegen alle Mannsperſonen, weil ſie ſich auf dieſe Art am erſten zu verkaufen gedenket. Es iſt ihr um nichts anders zu thun, als daß ſie in den Augen der Welt die Ehre genießen will, daß ſich eine Menge vergeblich um ſie bemühet haben; und dieſes ſoll von ihren Vollkommenheiten eine hohe Vorſtellung wirken und um ſo eher jemand anlocken, der nach ihrem Geſchmack iſt. Ich halte eine Spröde vor fähiger, ihre Keuſchheit ohne die geringſte Schwierigkeit aufzuopfern, wenn ſie nur verſichert wäre, daß es vor den Augen aller Menſchen auf ewig verborgen bliebe.

Einen ganz andern Endzweck hat ein vernünftiges Frauenzimmer. Sie iſt um ihrer Selbſtwillen behutſam. Die Liebe zur Tugend, zur Ehre, und zu ihrem guten Namen iſt die Urſache, warum ſie in dem Umgange mit Mannsperſonen die Vorſichtigkeit nicht außer Augen ſetzet.

Gemeiniglich verfehlen die Spröden ihres Endzwecks. Ein Bezeigen von dieſer Art iſt ſo wenig vermögend, die Mannsperſonen anzulocken, als eine Ausſchweifung und allzu große Freyheit und Sorgloſigkeit in dem Umgange. Endlich werden ſie des Zwanges überdrüßig. Sie greifen demnach zu dem erſten dem beſten, der ſich anbietet: und nicht ſelten haben ſie ſo lange gewählet, bis ihre Wahl unreif und unglücklich iſt. Dahingegen ein behutſames und vernünftiges Frauenzimmer, welches auf dieſen Wegen nach den Grundſätzen einer wahren Vernunft und Klugheit wandelt, ſehr ſelten Urſache finden wird, ihre Wahl zu bereuen.

XV.

Unterſuchung

des

Hauptbewegungsgrundes in der ehelichen Verbindung.

Indem ich itzo den vornehmſten Bewegungsgrund in der ehelichen Verbindung unterſuchen will, ſo bringt mir dieſes die Unterredung in Erinnerung, die ich ehemals mit zwey vornehmen Officiers auf einer Luſtreiſe von einigen Meilen über dieſen Gegenſtand gehabt habe. Der grauſame Krieg, der vor Kurzem in hieſigen Gegenden gewütet hat, hat ſie beyde mit weggerafft, ohngeachtet ihre Verdienſte eines längern Lebens ſehr würdig waren. Ich darf alſo um ſo weniger Bedenken tragen, ihre damals geäußerten Meynungen zu erzählen. Der eine, den ich den Obriſtlieutenant von G — nennen will, verband mit den edelſten Neigungen ſeiner Seelen eine ſehr geläuterte Vernunft, und eine nicht gemeine Kenntniß der meiſten Wiſſenſchaften. Ich werde ſein Gedächtniß einmal in dieſen Blättern der Vergeſſenheit zu entreiſſen ſuchen, und ich bin ſehr verſichert, daß er es eher verdienet, als manche halb gelehrte öffentliche Lehrer auf hohen und niedern Schulen, an deren Verewigung man in Criticken und auf mancherley Art gearbeitet hat.

Der andre, welcher der Obriſte von D - - - heiſſen ſoll, beſaß neben einigen Wiſſenſchaften, eine groſſe Einſicht und Fähigkeit in den Welthändeln, und ſehr viel Witz und Vernunft, ſo wie ſie die Welt erfordert. Kurz, er war ein Herr, wie viele groſſe Männer in der Welt ſind, nämlich, die ſich die Einſicht eines groſſen Verſtandes nicht anders bedienen, als durch den Verhang ihrer Leidenſchaften. Dieſe kleine Abſchilderungen dieſer Herren habe ich vor nöthig gehalten.

Weil dieſe Herren gewohnt waren, ſich mit etwas mehr, als mit der Erzählung von Pferden, Hunden, Jagen, Luſtbarkeiten, und ihren Liebesbegebenheiten zu unterhalten, Dinge, die ſonſt vor viele Herren ihres Standes den wichtigſten Stoff der Unterhaltung ausmachen; ſo verfiel die Unterredung auf den Gegenſtand, den ich ſchon berühret habe.

Der Obriſte von D - - - glaubte, daß ein vernünftiger Mann, beſonders ein Edelmann, in der ehelichen Verbindung durchaus keinen andern Endzweck haben könnte, als ſeine eigne Wohlfahrt, die Verbeſſerung ſeiner zeitlichen Umſtände, und das Aufnehmen ſeiner Familie. Alle andre Beſchaffenheiten einer zu erwählenden Ehegattinn könnten höchſtens nur Nebenzwecke ausmachen, die aber den Hauptendzweck niemals verdringen müſten. Er ſuchte dieſe Meynung mit unterſchiednen Gründen zu befeſtigen. Er ſagte, die Pflicht eines jeden vernünftigen Mannes gegen ſich ſelbſt, welche unter unſern Pflichten eine der vornehmſten wäre, erforderte, daß er nach einer ſolchen Beſchaffenheit trachten müſte, die ihn und die Seinigen vor allem Mangel, und der daraus fließenden Verachtung in Sicherheit ſetzen könnte. Am allermeiſten aber ſey dieſes die Schuldigkeit eines Edelmannes, als deren Vorzug und Glanz, ohne die Unterſtützung des Vermögens oder anſehnlicher Bedienungen, wenig oder nichts bedeutete.

Er verwarf zu dem Ende in der ehelichen Verbindung den Endzweck der Schönheit und der Liebe ganz und gar: und er fügte hinzu, daß man ſich in eine Maitreſſe ſo unſinnig verlieben könnte, als man wollte; allein, gegen diejenige, die man zur Frau beſtimme, müßte die Liebe nicht die geringſte Gewalt über uns gewinnen, bis wir erſt verſichert wären, daß der Hauptzweck, nämlich die Verbeſſerung ſeiner Umſtände, nicht fehlſchlagen würde.

Er erwähnte hierauf, daß ſein Bruder von dem Endzwecke der Liebe ſehr eingenommen wäre. Als er ihm jüngſthin ſeine bevorſtehende anderweitige Verehelichung perſönlich bekannt gemacht hätte: ſo hätte er ſich nicht entbrechen können, weil ihm ſeine Neigung ſchon bekannt geweſen wäre, die Frage an ihn ergehen zu laſſen, wie viel er Heirathsgut mit ſeiner künftigen Frau bekommen würde. Sein Bruder hätte ihn benachrichtiget, daß ſich ihr Vermögen ohngefähr auf zwey tauſend Thaler erſtreckte. Er hätte ihm hierauf vorgeſtellet, daß dieſes Geld nicht einmal die Unterhaltung einer Kammermagd dann abwerfen würde. Sein Bruder hätte dieſes nicht beſtreiten können; allein, er hätte hinzu geſetzt, daß er ſie liebte. Hierauf hätte er, der Obriſte, ſich nicht bezwingen können, ihm zu ſagen: O! wenn du ſie liebeſt, ſo mußt du freylich nicht den geringſten Anſtand nehmen, einen einem ſo ſchönen Endzwecke zu folgen. Allein, ich bedaure nur, daß vielleicht die Welt hiervon in dir und deinen Nachkommen häßliche Wirkungen wahrnehmen wird.

Der Obriſtlieutenant von G — — ſuchte dieſe Meynung mit unterſchiednen Gründen zu beſtreiten. Er läugnete nicht, daß ein vernünftiger Mann, vornehmlich ein Edelmann, vor die Erhaltung und Vermehrung ſeines Vermögens, und vor das Aufnehmen ſeiner Familie zu ſorgen ſchuldig wäre. Er verwarf aber die Folge, nämlich, daß ſich dieſe Verſorge zum Tyrannen über unſre eheliche Verbindung aufwerfen, und den Hauptbewegungsgrund in derſelben wirken müßte. Er zeigte ſehr gründlich, daß dieſes Dinge wären, die ganz wohl von einander getrennet werden könnten, und daß ein vernünftiger Mann auf tauſenderley Art die Verbeſſerung ſeiner Umſtände befördern könnte, ohne daß dies eben unumgänglich durch die Verheyrathung zu bewerkſtelligen wäre.

Endlich gab er zu erkennen, daß eine gute und wahrhaftige Vernunft in der zu erwählenden Perſon allein diejenige Eigenſchaft wäre, worauf unſer Hauptendzweck gerichtet ſeyn müßte. Er ſagte, daß das Wohl und das Weh unſers Lebens nicht von unſerm Vermögen, oder unſerm reichlichen Auskommen, ſondern von der vernünftigen Aufführung derjenigen Perſon abhänge, mit der wir unſre Lebenszeit zubringen müßten: und er ſetzte hinzu, daß er nicht glauben könnte, daß jemand in der Welt gefunden würde, der, wenn er entweder ein geringes Vermögen, oder ein beſtändiges Mißvergnügen wählen ſollte, ſeine Wahl in der That auf das letztere richten würde.

Ich trat damals den Gründen dieſes Herrn bey. Man wird aber doch in der Folge wahrnehmen, daß ich nunmehr in etwas davon abgehe.

Dieſe Meynungen, welche dieſe Herren damals von dem Hauptendzwecke in der ehelichen Verbindung äuſſerten, ſind nicht diejenigen, welche allein in der Welt ſtatt finden. Es giebt noch viele andre Eigenſchaften, welche von vielen Menſchen zum erſten Bewegungsgrunde ihrer ehelichen Verbindung geleget werden, und Bedienungen, ein hoher Stand, Witz, Munterkeit, anſehnliche Stellungen und Geberden, die Wiſſenſchaft der Haushaltungskunſt, Frömmigkeit, und ſo gar öfters Einfalt ſind diejenigen Beſchaffenheiten, welche viele Candidaten des Eheſtandes zur Haupturſache ihrer Wahl machen. Ueberhaupt kann man von dem Endzwecke in der ehelichen Verbindung dasjenige ſagen, was wir ehemals von der Liebe behauptet haben, nämlich unſre Leidenſchaften zwingen ihn unter das Joch, und dasjenige, was unſrer Hauptleidenſchaft gemäß iſt, wird auch allemal unſern Hauptendzweck in der ehelichen Verbindung ausmachen.

Man kann nicht läugnen, daß faſt in einem jeden Endzwecke der ehelichen Verbindung Bewegungsgründe vorhanden ſind, die man nicht verdammen kann. Dieſes rühret daher, weil eine Perſon, die ſich eine andre zur ehelichen Verbindung erwählet, ſo wohl auf die Güter der Seelen, als des Leibes und des Glückes zu ſehen berechtiget iſt; ja es iſt ſo gar eine Schuldigkeit eines vernünftigen Menſchen gegen ſich ſelbſt, dieſes nicht auſſer Acht zu laſſen. Alle Endzwecke aber, die ſich die Menſchen in ihrer Verheyrathung verſehen, ſind unter dieſen drey Arten von Gütern begriffen.

Es iſt außer Streit, daß ein vernünftiger Menſch vor ſeiner ehelichen Verbindung die Betrachtung machen muß, ob auch die zuerwählende Perſon ſo viel Vollkommenheiten der Seele beſitzet, als zu einer unzertrennlichen Geſellſchaft mit derſelben erfordert werden. Da er ſeine Glückſeligkeit, oder, welches einerley iſt, die Zufriedenheit ſeiner Seelen, befördern will: ſo muß er genau unterſuchen, ob die zu erwählende Perſon ſo viel Vernunft beſitzet, daß ſie durch ihre vernünftige Handlungen, und tugendhaftige und ordentliche Aufführung nicht nur dieſe Zufriedenheit der Seelen nicht ſtören wird, ſondern auch zu deren Vermehrung etwas beytragen kann. Er muß in Obacht nehmen, ob auch ihr Verſtand ſo lebhaft und fertig ſey, daß ſie durch ihre Munterkeit und wahrhaftigen Witz in einer ſo langwierigen Geſellſchaft, welche durch allerley widrige Begebenheiten mit Mißvergnügen und Verdruß erfüllet werden kann, zur Wiederherſtellung des Vergnügens Gelegenheit zu geben vermögend ſey. Er muß ſehr ſorgfältig in Betracht nehmen, ob auch die Neigungen ihrer Seelen ſo beſchaffen ſind, daß ſie mit den Seinigen, wenn ſie unverwerflich ſind, übereinſtimmen, welches zur Zufriedenheit der Seele ganz unumgänglich nöthig iſt.

Eben ſo wohl iſt eine Aufmerkſamkeit nöthig, ob die zu erwählende Perſon mit ſolchen Vollkommenheiten des Leibes begabet ſey, als wir wünſchen. Da wir nicht nur in einer unzertrennlichen Geſellſchaft mit derſelben leben wollen, ſondern auch eine beſondre körperliche Vereigung mit derſelben zum Endzwecke haben; ſo ſiehet man leicht, daß ſie nicht nur keinen Ekel und Widerwillen in uns erwecken, ſondern daß ſie auch gewiſſe Annehmlichkeiten an ſich haben muß, deren anſchauende Erkenntniß Luſt in uns erwecken kann. Es iſt alſo weit gefehlt, daß die Betrachtung der Schönheit, der Geſchicklichkeit der Glieder und gute Stellungen, und annehmliche Geberden, eitle und verwerfliche Abſichten in der ehelichen Verbindung ſeyn ſollten, daß ſie vielmehr vor einer ſolchen unzertrennlichen und körperlichen Vereinigung unumgänglich vorher gehen müſſen.

Endlich ſind auch die Betrachtungen der Güter des Glücks, die eine zu erwählende Perſon beſitzet, vor einen vernünftigen Menſchen ebenfalls ganz unentbehrlich. Es iſt wahr, daß es eine Pflicht eines vernünftigen Menſchen gegen ſich ſelbſt iſt, alle erlaubte Mittel anzuwenden, ſein Vermögen zu vermehren, um ſich vor den Mangel, und der daraus fließenden Verachtung in Sicherheit zu ſtellen. Denn ob zwar dieſe Verachtung in der That ein Vorurtheil der Menſchen iſt; ſo ereignet ſie ſich doch wirklich, und wir ſind gewiſſer maaßen ſchuldig, alles dasjenige zu vermeiden, was uns in den Augen unſrer Nebenmenſchen verächtlich machen kann, wenn es ohne Verletzung der natürlichen und bürgerlichen Geſetze möglich iſt.

Es iſt auch eine Pflicht eines jeden vernünftigen Menſchen, der ſich in Eheſtand begeben will, daß er vorher ſorgfältig erwäget, woher er denjenigen Unterhalt nehmen will, der alsdenn vor ſich und die Seinigen erfordert wird. Wenn nun weder er noch die zu erwählende

Perſon ſo viel Vermögen beſitzet, als hierzu nöthig iſt; wenn er ſich weder von ſeinen Bedienungen, noch durch ſeinen Verdienſt die hierzu erforderlichen Einkünfte verſprechen kann; ſo hat er eine ganz unläugbare Verbindlichkeit auf ſich, die Verehelichung zu unterlaſſen: weil er ſonſt an dem Unglück ſeines Ehegatten und der Seinigen Urſache ſeyn würde. Wer wollte demnach behaupten, daß die Aufmerkſamkeit auf die Güter des Glücks, die der andre Theil beſitzet, in der ehelichen Verbindung verwerflich wäre?

Wenn nun viele Menſchen in der Welt wären, welche die Vorzüge des Genies mit den Vollkommenheiten des Leibes und den Gütern des Glücks vereinigten; wenn diejenigen nicht ungemein rar wären, die zugleich vernünftig, witzig, tugendhaftig, edel an Neigungen, ſchön, annehmlich, geſchickt, von ziemlichen Vermögen, oder auf andre Art ihren hinlänglichen Unterhalt zu erwerben geſchickt ſind; wenn, ſage ich, dieſes alles ganz leicht in einer Perſon zugleich angetroffen werden könnte; ſo dürften wir uns wegen Unterſuchung eines Endzwecks in der ehelichen Verbindung keine Mühe machen, ſondern alles dieſes zuſammen würden ganz außer Streit die Abſichten ſeyn, die ein jeder vernünftiger Menſch bey ſeiner Verheyrathung vor Augen haben müßte.

Allein, wer weis nicht, wie ungemein wenig Perſonen beyderley Geſchlechts gefunden werden, denen man alle dieſe Eigenſchaften in der That auch nur in einem ſehr mäßigen Grade zugeſtehen kann. Wenn wir Mannsperſonen uns nicht ſelbſt offenbar ſchmeicheln wollen; ſo werden wir bekennen müſſen, daß man ſich wohl vergeblich bemühen würde, wenn man zugleich alle dieſe Güter bey jemanden unter uns vereiniget antreffen wollte: und das Frauenzimmer wird die Gütigkeit haben, dieſes freymüthige Bekenntniß wiederholt zu thun. Gemeiniglich, und ich kann wohl ſagen, allemal fehlet es einer Perſon des ſchönen Geſchlechts an einer oder der andern von den Eigenſchaften, welche zuſammen den Bewegungsgrund in der ehelichen Verbindung ausmachen ſollten.

> Rara avis in terris nigroque ſimillima cygno:
> Quis feret vxorem cui conſtant omnia?
>
> *Iuuenal. Sat. 6.*

Da es nun ſchlechterdings nicht möglich iſt, alle diejenige Eigenſchaften in einer Perſon beyſammen anzutreffen, welche man in der Verheirathung vor Augen haben müßte, ſondern bald dieſe bald jene, und öfters die meiſten von dieſen Beſchaffenheiten ermangeln: ſo entſpringt freylich die Frage: Welche Eigenſchaft in der Wahl eines vernünftigen Menſchen bey ſeiner Verheirathung den Vorzug haben muß, kurz, was den Hauptendzweck in der ehelichen Verbindung ausmacht, worauf man vornehmlich zu ſehen hat, daß er vorhanden ſey. Ich will mich bemühen, dieſes in gegenwärtiger Abhandlung zu unterſuchen, und ich glaube, daß ich dieſes nicht ſicherer und gründlicher bewerkſtelligen kann, als wenn ich eine richtige Erklärung der ehelichen Verbindung oder des Eheſtandes und einiger hierzu erforderlichen unumſtößlichen Grundſätze voraus ſetze.

Der Eheſtand iſt eine beſtändige Geſellſchaft zweyer Perſonen beyderley Geſchlechts, um ihre Glückſeligkeit gleichmäßig zu befördern und Kinder zu erzeugen und zu erziehen. Ich bediene mich hier ſtatt des gleichmäßigen Beyſtandes, den die Herren Rechtsgelehrten gemeiniglich zum Grunde ihrer Erklärung legen, des Ausdrucks einer gleichmäßigen Glückſeligkeit: und ich glaube, daß es die Natur der Sachen unumgänglich erfordert. Alle Geſellſchaften haben keinen andern Endzweck, als daß einer des andern Glückſeligkeit befördern ſoll: und ſelbſt in der großen menſchlichen Geſellſchaft ſind wir hierzu unſtreitig verbunden. Wie kann denn alſo die Natur des Eheſtandes, dieſer weit engern und vertrautern Geſellſchaft, durch einen bloßen gleichförmigen Beyſtand erſchöpfet werden. Ich räume auch der Beförderung einer gleichmäßigen Glückſeligkeit mit Bedacht den erſten Platz ein, weil dieſer Endzweck allemal gewiß iſt, und deſſen Erfüllung in unſern Mächten beruhet. Dahingegen die Erzeugung der Kinder von einem ungewiſſen Erfolg und der Gütigkeit eines höhern Weſens abhängt.

Es iſt außer Streit, daß eine wahrhaftige Glückſeligkeit in der beſtändigen Zufriedenheit und Vergnügen unſrer Seelen beſtehet, oder, wie der Herr Kanzler von Wolf ſagt, ſie iſt der Zuſtand einer beſtändigen Freude. Weil wir uns keine Glückſeligkeit vorſtellen können, wenn unſre Seele nicht ein Vergnügen darüber empfindet, und weil dieſes Vergnügen dauerhaft ſeyn, und ſich nicht in Mißvergnügen verwandeln muß, wenn es ein wahres Vergnügen ſeyn ſoll; ſo iſt dieſe Erklärung ſehr richtig. Da nun der Eheſtand eine gleichmäßige Beförderung der Glückſeligkeit zum Endzweck hat; ſo muß dieſe Glückſeligkeit in einer beſtändigen Zufriedenheit und Vergnügen der Seele beſtehen.

Ich will noch einen zweyten Grundſatz vorausſetzen, der eben ſo unumſtößlich iſt. Da der Eheſtand die Beförderung einer gleichmäßigen Glückſeligkeit zum Endzweck hat, und folglich ein Theil ſo wohl als der andere gleichen Antheil daran nehmen muß; ſo kann keine Eigenſchaft der zu erwählenden Perſon den Hauptbewegungsgrund in der ehelichen Verbindung ausmachen, die nur dem einen Theile eine Glückſeligkeit zuwege bringt. Dieſer Schluß iſt unüberwindlich, und man wird nicht das geringſte darwider einwenden können.

Laſſet uns nun die verſchiedne Beſchaffenheit einer zu erwählenden Perſon, welche die meiſten Menſchen zur Haupturſache ihrer Wahl machen, nach der Reihe betrachten, und ſie gegen dieſe Grundſätze halten; ſo werden wir befinden, ob dieſer vernünftige Bewegungsgrund in ihnen beruhet, und wir werden beſtimmen können, was es vor eine Eigenſchaft ſey, welche in der ehelichen Verbindung das erſte Augenmerk eines vernünftigen Menſchen erfordert, und welche niemals ermangeln darf, wenn gleich ein oder das andere von denjenigen Gütern fehlen, die ſonſt überhaupt zu dieſer Verbindung nöthig ſind.

Weil die meiſten Menſchen den Reichthum oder das Vermögen zum Hauptgrunde ihrer Wahl ſetzen; ſo wollen wir dieſe Beſchaffenheit zuerſt betrachten. Es iſt wahr, wir ſind ſchuldig auch unſern äuſſerlichen Zuſtand vollkommner zu machen. Das Vermögen gehöret unter dieſe Art der Vollkommenheiten. Da nun die anſchauende Erkenntniß unſrer Vollkommenheiten der Seele Vergnügen macht; ſo kann das Vermögen in der That unſrer Seele ein wahres Vergnügen geben. Allein, ob gleich dieſes Vergnügen ein wahres Vergnügen iſt; ſo kann es uns doch ohne Verſchulden durch tauſenderley Zufälle genommen werden. Es beruhet alſo nicht in unſern Mächten, daſſelbe dauerhaft zu machen. Da nun die Glückſeligkeit in einem beſtändigen Vergnügen und Zufriedenheit der Seele beſtehet; ſo ſiehet man leicht, daß das Vermögen der Hauptbewegungsgrund in der ehelichen Verbindung vor einen vernünftigen Menſchen keinesweges ſeyn kann.

Weil die Vollkommenheit unſerer Seelen und unſers Leibes uns näher beruhen, als diejenigen, die außer uns ſind; ſo ſind die Vollkommenheiten unſers äußerlichen Zuſtandes die geringſten: und weil uns die Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen in unſern äußerlichen Beſchaffenheiten kein wahres Vergnügen geben kann, wenn nicht das Mannigfaltige unſerer innerlichen Beſchaffenheiten übereinſtimmet, ſo kann man die Güter des Glücks vor ſich allein nicht einmal Vollkommenheiten nennen. Dieſe Wahrheit fällt ſehr in die Sinne, indem uns die Erfahrung alle Tage zeiget, daß die Güter des Glücks mit der Unvollkommenheit der Seele, und denen daher entſpringenden Laſtern und Unluſt, ſowohl als mit den Unvollkommenheiten des Leibes, und denen daher rührenden Schmerzen und Ungemach vereiniget ſeyn können. Da nun die eheliche Verbindung ein beſtändiges und wahres Vergnügen erfordert, ſo iſt es außer Streit, daß die geringſte Vollkommenheit, und welche öfters in der That niemals eine Vollkommenheit geweſen iſt, die Hauptabſicht in derſelben nicht ausmachen kann.

Wir dürfen auch nur auf diejenigen Acht haben, welche in der Wahl ihres Ehegattens das Vermögen, als den vornehmſten Bewegungsgrund angeſehen haben, ſo werden wir in den meiſten gewahr werden, daß ſie nichts weniger als eine gleichmäßige Glückſeligkeit, nämlich ein dauerhaftiges Vergnügen ihrer Seelen, befördert haben. Zank, Widerwärtigkeiten und tauſenderley daraus entſpringender Verdruß, ſind öfters die Folgen dieſer Abſichten, und das iſt mithin der unglückliche Zuſtand, worinnen ſich ihre Seelen ſtatt einer beſtändigen Zufriedenheit befinden. Wenn ihnen nun vollends das Vermögen, dieſer einzige Endzweck ihrer Wahl, deſſen anſchauende Erkenntniß noch zuweilen ihr Vergnügen verurſachte, durch eine üble Haushaltung oder durch Unglücksfälle entzogen iſt; ſo bleibt ihnen ſo gar nichts übrig, das zu ihrer Glückſeligkeit Gelegenheit geben konnte, daß ſie ſich dannenhero in dem allerunglückſeligſten Zuſtande befinden.

Indem wir das Vermögen zur Hauptabſicht unſrer Wahl machen; ſo kann es ganz leicht geſchehen, daß wir auf eine Perſon verfallen, die nicht die geringſten innerlichen Vollkommenheiten mit demſelben vereiniget; eine Beſchaffenheit, in welcher die äuſſerlichen Vollkommenheiten, wie wir bewieſen haben, dieſen Namen verlieren: und in dieſem Falle iſt es unwiderſprechlich gewiß, daß wir ſtatt der Glückſeligkeit, die wir in dem Eheſtande erwarten, eine ganz ohnfehlbare Unglückſeligkeit erlangen werden. Da wir Menſchen allemal Eigenliebe haben, und da wir ſolche ohne die Vollkommenheit unſers innerlichen Zuſtandes unmöglich in Schranken halten, und dieſelbe zu einem würdigen Gebrauch anwenden können:

ſo iſt es ganz natürlich, daß ſich dieſe Eigenliebe unter ihren Beſchaffenheiten etwas auserſehen muß, deſſen ſie ſich erhebet. Weil wir nun mehr als zu wohl wiſſen, daß wir Vermögen haben, und weil uns bekannt genug iſt, daß es unter die Vorzüge gerechnet wird, dergleichen zu beſitzen; ſo kann die Eigenliebe keinen Anſtand nehmen, auf dieſen Vorzug zu trotzen, und allerley tolle Leidenſchaften und Ausſchweifungen hervor zu bringen, die nicht allein einem vernünftigen, ſondern einem jeden Menſchen ein tödtliches Mißvergnügen und Verdruß erwecken muß, wenn er dieſelben von den Geſellſchaften ſeines Lebens erdulden ſoll.

Wenn demnach ein Frauenzimmer eine Mannsperſon zu ihrem Ehegatten erwählet, der außer einem beträchtlichen Vermögen, keine innerliche Vollkommenheiten beſitzt; ſo kann ſie gewiß verſichert ſeyn, daß ſie ſich ein hartes Joch auf ihre Schultern legen wird, und ſie hat unfehlbar zu gewarten, daß er ihr eine tyranniſche Herrſchaft und die Ausbrüche ſeines Hochmuths und ſeines Eigenſinnes mit vollem Nachdruck wird empfinden laſſen.

Eben alſo wird es einer Mannsperſon ergehen, die ein Frauenzimmer ihres anſehnlichen Vermögens wegen zur Ehegattinn ausſucht, wenn ſie mit derſelben keine Vollkommenheit der Seele vereiniget. Er darf ſich nur im Voraus gefaßt machen, daß er ſich der unumſchränkten Herrſchaft ihres Eigenſinns geduldig unterwerfen muß, er mag ſich widerſetzen wie er will: und es wird ihm nichts als der elende Troſt übrig bleiben, daß er ſich doch nicht umſonſt in die härteſte Sklaverey geſtürzet, ſondern eine anſehnliche Mitgift in Händen aber nicht in ſeiner Gewalt habe.

> Argentum accepi, dote imperium vendidi.
>
> *Plaut.* Aſin.

wird er bey ſich ſelbſt, niemals aber laut, ſeufzen müſſen.

Ob ich zwar die vermögende Mannsperſonen, die mit keinen Gütern der Seelen verſehen ſind, von einem dergleichen Verfahren gegen ihre Ehegatten nicht ausgenommen habe; ſo kann ich doch nicht läugnen, daß man häufigere Beyſpiele dieſer Art unter dem Frauenzimmer findet. Ich will eben die Urſachen hiervon nicht beſtimmen. Allein, wer die Welt nur einiger maaßen kennet, der wird mir vielleicht Beyfall geben, daß man mit gutem Rechte auch dasjenige in unſern Tagen behaupten könne, was ſchon die Alten geſagt haben, nämlich, daß nichts unerträglicher als eine reiche Frau ſey.

> Intolerabilius nihil eſt, quam foemina dives.
>
> *Iuuenal.* Sat. 6.

Vielleicht, daß das ſchöne Geſchlecht mehr Eigenliebe als die Mannsperſonen beſitzet: und dieſer Grund würde in der That nicht ſchwer zu beweiſen ſeyn, weil ſie in der Erziehung weit mehr zur Eitelkeit und ſorgfältiger Auszierung ihrer Perſon, und folglich mehr zur Eigenliebe angeführet werden, als wie Mannsperſonen.

Vielleicht aber iſt auch ihre Begierde zur Herrſchſucht hieran Urſache, die alle Gelegenheiten begierig ergreift, welche derſelben zu einigem Vorwande dienen können. Selbſt diejenigen, denen man nicht alle Vollkommenheiten der Seelen abſprechen kann, ſind von dieſem

Fehler nicht ganz und gar frey. Wenigſtens werden ſie denſelben in Vorwürfen geäußert haben. Wenn jemand erzählet, daß eine reiche oder vermögende Frau ihrem Manne, der gar kein oder weit weniger Vermögen gehabt hat, ihres Reichthums und ſeiner Armuth halber niemals einige Vorwürfe gemacht habe, ſo kann man dieſe Erzählung ganz ſicher unter die Fabeln rechnen. Sie hat alle Eigenſchaften der Fabel, denn es iſt hier nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden.

Mich deucht, daß man aus allem dem hinlänglich überzeugt ſeyn muß, daß das Vermögen einer zu erwählenden Perſon unmöglich die vornehmſte Eigenſchaft ſeyn kann, die einen vernünftigen Menſchen zur ehelichen Verbindung mit ihr anreizen ſoll.

Diejenige Beſchaffenheit, die es mit dem Vermögen oder Reichthum hat, hat es zwar überhaupt mit den Gütern des Glücks, und ſie können weder in der ehelichen Verbindung ein dauerhaftes Vergnügen der Seelen, noch, wenn ſie ohne Begleitung der Vollkommenheiten unſers innerlichen Zuſtandes vorhanden ſind, ein wahres Vergnügen zuwege bringen. Der Hauptbewegungsgrund der ehelichen Verbindung vor einen vernünftigen Menſchen kann alſo in ihnen unmöglich anzutreffen ſeyn. Allein, wir wollen doch von der Beförderung und Ehrenſtellen, die viele Menſchen zum vornehmſten und einzigen Grund ihrer Verheyrathung ſetzen, noch ein paar Worte reden.

Die Beförderung zu wichtigen Aemtern und Ehrenſtellen gehöret zwar in der That zu den Vollkommenheiten unſers äußerlichen Zuſtandes. Allein, man muß die

Einſchränkung hinzu thun, wenn wir ſie durch unſre Verdienſte erlangen. Sie ſind Belohnungen unſrer Verdienſte: und da die wahre Ehre an ſich ſelbſt in dieſen Dingen nicht beſtehet, ſo können ſie aber unſre Nebenmenſchen keine andre Wirkung haben, als daß ſie die Vollkommenheiten und das Gute in Erinnerung bringen, das wir an uns haben. Wenn nun unſern Nebenmenſchen, bey unſern Bedienungen und Ehrenſtellen einfällt, daß wir ſie nicht durch unſre Verdienſte, ſondern durch unſre Verheyrathung erworben haben; ſo müſſen ſie uns nothwendig mehr Schande als Ehre zuziehen, und wenn wir gleich in der That Verdienſte beſitzen; ſo wird doch der Weg, wodurch wir die äuſerlichen Kennzeichen derſelben erlangt haben, unſern Nebenmenſchen keine allzu vortheilhafte Meynung davon beybringen. Ich kann alſo nicht einmal finden, daß Beförderung und Ehrenſtellen auf dieſe Art in der That unſern äuſerlichen Zuſtand vollkommner machen, und da ein vernünftiger Menſch an Gütern dieſer Art kein wahres Vergnügen empfinden kann; ſo iſt es weit gefehlt, daß er ſie zum Hauptbewegungsgrund ſeiner ehelichen Verbindung machen könnte.

Laſſet uns nun die Vollkommenheiten des Leibes unterſuchen, ob vielleicht in denſelben der Hauptbewegungsgrund zur ehelichen Verbindung anzutreffen ſeyn wird! Es iſt wahr, die Güter des Leibes ſind wahre Güter. Sie ſind alſo in der That Vollkommenheiten: und da wir aus der anſchauenden Erkenntniß der Vollkommenheiten einer Perſon Luſt empfinden; da auch hieraus die Bereitſchaft erwächſt, uns an denſelben zu vergnügen; ſo können ſie in der That zu dem Zuſtande eines beſtändigen Vergnügens oder der Freude, und folglich zu unſrer Glückſeligkeit ſehr viel beytragen. Sie ſcheinen auch um ſo eher den Hauptbewegungsgrund in der ehelichen Verbindung auszumachen, weil dieſe Art von Vollkommenheiten am allererſten in die Sinne fällt. Da nun die Sinne das Werkzeug aller unſrer Erkenntniß ſind; ſo ſcheinet es faſt, daß wir hierinnen vermuthlich eine beſtändige Glückſeligkeit finden würden: weil ſich dieſe Vollkommenheiten beſtändig unſrer Erkenntniß vorſtellen.

Allein, wir werden dem ohngeachtet in der Folge wahrnehmen, daß ein vernünftiger Menſch hierinnen den Hauptgrund ſeiner Wahl keinesweges ſetzen kann. Wir werden finden, daß diejenigen Grundſätze, die wir voraus geſetzet haben, in dieſer Art der Vollkommenheit nicht anzutreffen ſind. Die Güter des Leibes einer zu erwählenden Perſon können uns kein beſtändiges Vergnügen geben, weil ſie den Veränderungen und den Zufällen unterworfen ſind: und dieſer Endzweck iſt nicht alſo beſchaffen, daß er ſeinen Einfluß in beyde Ehegatten erſtrecken, und alſo eine gleichmäßige Glückſeligkeit wirken könnte. Dennoch ſind dieſes die Beſchaffenheiten, welche in dem Hauptbewegungsgrunde zur ehelichen Verbindung, wie wir oben gezeiget haben, vorhanden ſeyn müſſen.

Es iſt wohl kein Zweifel, daß die Schönheit und eine gute Geſtalt, wie alle andre körperliche Dinge, der Veränderung und dem Verderben unterworfen ſind. Diejenigen ſchönen und muntern Augen, die uns reizten und unſre Luſt waren, werden endlich finſter und trübe: und ihre Reizungen verlieren ſich. Die Roſen und Lilien blühen nicht immer auf den Wangen unſers Ehegatten.

Sie verwelken, und man ſiehet ſelten die Spur und den Ort, wo ſie geſtanden haben. Diejenige annehmliche Bildung, deren Anſchauen uns Vergnügen verurſachte, wird endlich durch die Runzeln und andre Folgen des Alters verderbet, und eine zarte und weiſſe Haut wird öfters binnen kurzen in ein gelbes und verſchrumpftes Leder verwandelt. So gehet es mit allen andern Arten der Schönheit und der Annehmlichkeiten. Nichts iſt ſo vergänglich als dieſe Dinge.

> Forma bonum fragile eſt: quantumque accedit ad annos,
> Fit minor: et ſpatio carpitur ipſa ſuo.
> Nec ſemper violae, nec ſemper lilia florent.
> Et riget amiſſa Spina relicta roſa.
> Et tibi jam venient cani, formoſe, capilli.
> Iam venient rugae, quae tibi corpus arent.
>
> *Ouidius.*

Nicht nur der ordentliche Lauf der Natur, nämlich das herannahende Alter, verdirbt die Schönheit und die gute Geſtalt, ſondern wir ſind dieſes Vergnügens, das wir aus dem Anſchauen derſelben genieſſen, nicht einmal bis dahin völlig verſichert. Tauſend Zufälle können die Schönheit und die gute Geſtalt unſers Ehegatten vor der Zeit verderben: und unſer Vergnügen kann aufhören, wenn wir ſolches nach einer ſehr langen Zeit zu empfinden gedenken.

Wie viel Begebenheiten ſind nicht möglich, die allerley Schäden und Narben hinterlaſſen, und die beſte Geſtalt gänzlich verwüſten und verderben können? Was vor eine Menge Krankheiten können nicht alle Schönheit zu nichte machen? Dieſe Fälle ſind auch gar nicht rar in der Welt. Wir ſehen alle Tage Männer vor unſern Augen, welche, indem ſie dieſen Bewegungsgrund lediglich gehabt haben, über der Schönheit ihrer kaum erlanzten Gemahlinn äußerſt vergnügt ſind, und ſich vor die glücklichſten unter den Menſchen ſchätzen, als itzo die Blattern oder andre unheilbare Zufälle herein brechen, und alle diejenigen Vollkommenheiten verwüſten, deren anſchauende Erkenntniß ihnen allein Vergnügen verurſachte.

Gemeiniglich iſt noch bey dem Verluſte der Schönheit das Unglück, daß alle andre Eigenſchaften dieſer Perſon dadurch verringert werden, die wir ſonſt an ihr wahrgenommen hatten. Wir ſind gar zu ſehr geneigt vortreffliche Eigenſchaften an einer Perſon zu entdecken, deren Schönheit uns einmal eingenommen hat. Allenthalben entdecken wir das Vernünftige in ihren Handlungen. Die Plauderey ſcheinet uns eine unvergleichliche Beredſamkeit zu ſeyn: und die gemeinſten Sprüchwörter werden zu vortrefflichen Merkmaalen des Witzes.

Dieſes alles verlieret ſich alsdenn zugleich mit der Schönheit. Unſre Augen, welche durch die Stralen der Schönheit geblendet waren, erlangen ihre natürliche Kraft wieder. Wir erkennen ſie, wie ſie in der That iſt: und da ihr ſonſt alles ſo wohl anſtund, was ſie that; ſo will ſich nun gar nichts mehr ſchicken, was ſie unternimmt. Ich habe Frauenzimmer gekannt, die von jedermann vor ſehr witzig und geſchickt gehalten wurden, und mit denen jedermann gerne umgehen wollte. Als ſie ſich aber nach den Blattern wieder ſehen ließen, ſo verlohr ſich das vorige Urtheil, man ſah ſie vor plump und vor thörichte Närrinnen an, und niemand ſehnte ſich nach ihrer Geſellſchaft.

Was vor ein Unglück vor einen Mann, der nicht allein die Schönheit ſeiner Frauen, ſondern mit derſelben alle andre vortreffliche Eigenſchaften, die er bewunderte, an ihr vermiſſet! Alles dasjenige, was ſeine Wahl veranlaſſet hatte, und was ihm ein entzückendes Vergnügen gab, iſt nun verſchwunden. Wo ſoll nun die beſtändige Glückſeligkeit herkommen, welche der Eheſtand erfordert? Wird er nicht ſeine Tage mit Mißvergnügen an der Seiten einer Frau zubringen, die ihm dasjenige nicht mehr gewähren kann, weshalb er ſie an erſten Platz ſetzte. Und geſetzt, daß die Krankheiten und andre Zufälle die Schönheit und gute Geſtalt unſers Ehegatten unbeſchädiget laſſen, wird nicht endlich das Alter eben dasjenige wirken? Sollen wir denn aber nur etwan zwanzig Jahr glücklich ſeyn; und werden wir vielleicht hernach dasjenige ohne Verminderung unſrer Glückſeligkeit vermiſſen können, worauf dieſelbe allein gegründet war?

Die Schönheit kann um ſo weniger den Hauptbewegungsgrund in der ehelichen Verbindung ausmachen, da die anſchauende Erkenntniß derſelben, wenn ſie nicht mit andern Vollkommenheiten der Seele und des Leibes vergeſellſchaftet iſt, nicht einmal Luſt und Vergnügen in uns zu erwecken vermögend iſt. Wenigſtens kann dieſe Luſt nicht größer ſeyn, als diejenige, die wir aus dem Anſchauen eines ſchönen Gemähldes oder Bildſäule empfinden. In der That, wenn ein ſchönes Geſichte nicht wenigſtens von einigen annehmlichen Stellungen und Geberden,

berden, und einigen Kennzeichen des Witzes und der Lebhaftigkeit begleitet wird, ſie mögen nun von einem wahren oder falſchen Witze abſtammen; ſo iſt dieſe Schönheit nicht um den geringſten Grad vorzüglicher, als diejenige, die wir an einer ſchönen Bildſaule wahrnehmen.

Ja die Schönheit einer Bildſaule kann noch mehr Vergnügen in uns verurſachen, weil die Kunſt des Bildhauers zugleich eine geſchickte Stellung gegeben hat: und ob ſie gleich weder Hand noch Fuß regt; ſo beweget ſie doch dieſelben wenigſtens nicht zum Nachtheil ihres Geſichts auf eine ungeſchickte Art, wie dergleichen durch die Erziehung verwahrloſete Schönen. Wenn die Bildſaule nicht redet, ſo bringt ſie doch wenigſtens keine einfältigen Dinge vor, welches die Luſt, ſo uns ein ſchönes Geſichte macht, um die Hälfte niederſchlagen. Allenthalben finden wir alſo weniger Luſt an einer ſolchen Schönen, als an einem ſchönen Gemählde oder Bildſaule.

Ich habe ehemals einen guten Freund gehabt, der von dieſer Wahrheit vollkommen überzeugt wurde. Dieſer ſah einige mal ein Frauenzimmer vor ſeinem Fenſter vorbey gehen, deren ganz beſondre Schönheit ihn äuſſerſt rührte. Alle Geſichtszüge waren regelmäßig, und nichts war der blendenden Weiße einer ſehr zarten Haut, die mit der annehmlichſten Röthe untermiſcht war, zu vergleichen. Weil ſeine Neigungen gegen ein ſchönes Geſichte ſehr heftig waren; ſo ſchickte er ihr auf dem Fuße nach, und er erfuhr, daß ſie die Tochter eines Landpredigers wäre. Zum Glück war ſie in dem Hauſe eines ihres Verwandten abgetreten, mit dem mein Freund ſehr wohl bekannt war. Er eilte mit einer Geſchwindigkeit, die ſeiner Begierde gleich war, dahin.

Allein, nach einigen Stunden ſah ich ihn mißvergnügt und traurig zurück kommen. Er erzählte mir, daß ſich ſeine feurigſten Begierden in Verdruß und Mitleiden verwandelt hatten, und er erklärte ſich endlich, daß, wenn dieſes Frauenzimmer gefallen ſollte; ſo müßte es mit ihren Gliedern nicht die geringſte Bewegung machen. Vornehmlich müßte es weder reden noch lachen, und dann könnte es zwiſchen einer Allee, in einem ſchönen Garten den Vorbeygehenden vieles Vergnügen verurſachen.

Indem wir die Schönheit zur Haupturſache unſrer ehelichen Verbindung machen; ſo ſetzen wir uns in Gefahr, daß die Benzoe und der ſpaniſche Flor zu dieſem erſten Bewegungsgrunde werden. Man weis nur allzu ſehr, wie gebräuchlich dieſe Dinge und viele andre Schmiereyen in der Welt ſind, und wie viel giebt es nicht arme und betrogne Männer, die, indem ſie die vortreffliche Schönheit zu küſſen glauben, in der That an nichts anders, als an dieſen nichtswürdigen Quackſalbereyen ein entzückendes Vergnügen haben?

— — et hinc miseri viscantur labra mariti.

Iuuenal.

Ob aber dergleichen Dinge zu dem beſtändigen Vergnügen oder der Glückſeligkeit eines vernünftigen Mannes etwas beytragen können, iſt gar nicht ſchwer zu beantworten. Unſers wenigen Erachtens iſt dasjenige eine elende Vollkommenheit des Leibes, die man in dem Kramladen, oder der Apotheke, vor ein paar gute Groſchen abwiegen kann: und uns deucht, dasjenige kann gar kein Geſicht mehr genennet werden, welches allerley Salben und Firniſſe aus unſern Augen entzogen haben.

Sed quae mutatis inducitur atque fouetur.
Tot medicaminibus, coctaeque Siliginis offas.
Accipit et madida: facies dicatur, an ulcus?

Juvenal.

Hieraus veroffenbaret ſich nun mehr als zu deutlich, daß die Schönheit und gute Geſtalt keine beſtändige und dauerhaftige Vollkommenheit iſt: und öfters iſt ſie nichts weniger als eine Vollkommenheit: ſondern ſie hat nur den übertünchten Schein von derſelben angenommen. Folglich kann auch das Vergnügen, welches aus deren anſchauenden Erkenntniß entſtehet, gleichfalls nicht beſtändig ſeyn. - Ich will nunmehr noch zeigen, daß auch aus derſelben vor beyde Ehegatten keine gleichmäßige Glückſeligkeit entſpringt, und daß demnach der Hauptgrund der ehelichen Verbindung um ſo weniger in ihr beruhen kann.

Geſetzt, daß wir an keiner geſchmierten, ſondern an einer wahrhaftigen Schönheit Vergnügen finden; geſetzt, daß dieſes Vergnügen, wo nicht beſtändig, dennoch eine lange Zeit dauerhaftig iſt; geſetzt, daß jemand keine längere Glückſeligkeit begehrete; ſo kann doch niemand die Schönheit zum Hauptbewegungsgrunde ſeiner Wahl machen, als derjenige, welcher ſchön iſt, und welcher verſichert iſt, daß die zu erwählende Perſon an ſeiner Schönheit ein gleichmäßiges Vergnügen finden werde. Denn was hilft es doch unſern Ehegatten, daß wir an ſeiner Schönheit ein entzückendes Vergnügen finden? Was hilft es ihm, daß wir ihn auf das zärtlichſte lieben, ja faſt anbeten, wenn er ſelbſt an uns nichts findet, was ihm ein gleichmäßiges Vergnügen verſchaffen kann? Er wird ſich zwar die eifrigſten und zärtlichſten Bemühungen, wodurch wir ihm unſer Vergnügen über ſeine Vollkommenheiten zu erkennen geben, gefallen laſſen. Er wird aber in geheim dabey beſeufzen, daß er ſelbſt nicht mit einer Perſon verbunden iſt, die ihm dieſe Luſt gleichfalls zuwege bringen kann. Und was vor eine elende Geſtalt wird endlich nicht ſelbſt unſer Vergnügen gewinnen, wenn wir gewahr werden, daß alle unſre zärtliche Bemühungen vergeblich ſind, daß wir ohne wahrhaftige Gegenliebe lieben, und daß wir das Herz unſers Ehegatten durch unſre Vollkommenheiten niemals rühren können? Mein Gott, was vor ein tödtlicher Schmerz vor ein zärtliches Herz! Werden nicht alsdenn die Vollkommenheiten unſers Ehegatten mehr eine tiefe Wehmuth und Traurigkeit, als einen dauerhaften Zuſtand der Freude in unſrer Seele hervor bringen, und werden wir nicht wünſchen, daß wir an dieſen Vollkommenheiten niemals ein Vergnügen gefunden hätten? Fälle von dieſer Art ſind gar nicht rar in der Welt: und die Ausſchweifungen entweder des einen oder des andern Theils ſind gemeiniglich die Folgen hiervon, weil man ſich auf dieſe Art von ſeinem Mißvergnügen und Traurigkeit zu befreyen gedenkt.

Ich weiß zwar wohl, daß wir alle, wenn wir itzo im Begriffe ſind, zu unſrer Verheyrathung zu ſchreiten, von unſrer Schönheit und guten Geſicht die ſüßeſte Einbildung von der Welt haben. Allein, mit dieſem Einwande wird man die gleichmäßige Glückſeligkeit der Ehegatten ſchlecht beweiſen. Ich möchte nicht gern die Gewehr leiſten, daß viele unſrer Nebenmenſchen mit uns allemal einerley Gedanken haben. Am allerwenigſten aber möchte ich immer Bürge werden, daß unſre zu erwählende Ehegatten eben alſo denken.

Vielleicht werden viele auf die Gedanken verfallen, daß ich die Liebe aus dem Eheſtande ganz und gar verbannen will, weil ich die Schönheit und gute Geſtalt als den Hauptbewegungsgrund unſrer Wahl nicht zugebe. Dieſe Gedanken aber werden mir niemals einfallen. Ich bin von der Nothwendigkeit der Liebe in der ehelichen Verbindung ſehr lebhaft überzeugt. Allein, ich kann nur nicht finden, daß dieſes eine wahrhaftige Liebe iſt, welche die Schönheit des Leibes zum einzigen oder vornehmſten Vorwurfe genommen hat. Alles, was ich hier gewahr werde, ſind die wollüſtigen Vergnügungen.

Wir wollen itzo unſern Leſern nur folgenden Schluß vor Augen legen: Wer aus der anſchauenden Erkenntniß nur einiger und der geringeren Vollkommenheiten an einer Sache Luſt empfindet, der hat keine gegründete und folglich keine wahre Luſt, die ſich nicht in Unluſt verkehren könnte. Der Beweis hiervon wird ganz leicht ſeyn. Wenn unſre Luſt wahrhaftig und dauerhaftig ſeyn, und ſich nicht in Unluſt verwandeln ſoll; ſo muß ihre anſchauende Erkenntniß wahre Vollkommenheiten zum Gegenſtande haben. Man kann aber nicht ſagen, daß wir wahre Vollkommenheiten erkennen, wenn wir das Ganze noch nicht unterſucht haben.

Die Vollkommenheit iſt eine Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen: und die Uebereinſtimmung der vollkommenen Theile macht die Vollkommenheit in dem Ganzen aus. Wie können wir aber wiſſen, ob das Mannigfaltige in dem Ganzen übereinſtimmet, wenn wir nur eine oder die andre Art deſſelben in den Theilen betrachtet haben? Derjenige, der alſo eine wahrhaftige und dauerhaftige Luſt haben will, muß ſich durch die anſchauende Erkenntniß des Ganzen dazu bewegen laſſen. Weil nun die Vollkommenheiten des Leibes die Vollkommenheit des Ganzen in dem Menſchen noch nicht ausmachen: und weil ſie nicht einmal die vornehmſten Vollkommenheiten ſind, indem ihnen die Vollkommenheiten der Seele, als des edlern Theils, ohnſtreitig vorgehen: ſo kann ſich derjenige bey weiten keine wahre und dauerhaftige Luſt verſprechen, der ſich nur an den Vollkommenheiten des Leibes vergnüget. Dennoch erfordert das wahre Weſen der Liebe eine ſolche Luſt.

Wer demnach an dem erſten Anblicke der Schönheit und guten Geſtalt einer Perſon Luſt empfindet, ohne daß er noch ihre übrigen Eigenſchaften unterſucht hat, wer in dieſer Unterſuchung den Vollkommenheiten des Leibes vor den Vollkommenheiten der Seele den Vorzug giebt, der kann gewiß verſichert ſeyn, daß er nichts weniger als Liebe, ſondern wollüſtige Regungen bey ſich empfindet.

— — Retinet malus ardor amantem.

Ovid.

Und was ſind in dieſer Sache philoſophiſche Beweiſe nöthig, die von ſelbſt in die Sinne fällt. Nichts iſt ſo natürlich und begreiflich, als das, was ich geſagt habe. Wenigſtens wird derjenige, welcher die Schönheit ſeiner Frau zum Hauptbewegungsgrunde ſeiner Wahl macht, niemals ſagen können, daß er ſeine Frau liebe. Man kann wohl außer Streit nicht behaupten, daß man das Ganze liebt, wenn man nur einen Theil deſſelben liebt. Das Geſichte iſt es alſo, nicht die Frau, welche geliebt wird, wenn man die Sache bis auf den Grund betrachtet.

> Si verum excutias, facies, non uxor amatur.
>
> *Juvenal.*

Alle diejenigen Gründe, welche nicht zugeben, daß die Schönheit und gute Geſtalt der Hauptbewegungsgrund in der ehelichen Verbindung ſeyn können, ſtreiten auch wider die annehmlichen Stellungen und Geberden und andre Geſchicklichkeiten des Leibes. Sie ſind den Veränderungen der Krankheiten und der Zufälle unterworfen. Die Lähmung eines einzigen Gliedes kann die beſte Stellung verderben, und wenn uns das Alter ſchwach und gebückt macht: ſo läßt ſich der Körper ſchwerlich auf eine geſchickte Art regieren. Sie ſind eine der geringſten Vollkommenheiten des Menſchen, und derjenige, welchen die Unvernunft zu dem Unvollkommenſten macht, kann in dieſen Dingen eine große Fähigkeit beſitzen. Folglich kann die anſchauende Erkenntniß derſelben weder eine dauerhaftige noch eine wahre Luſt zuwege bringen. Und geſetzt, daß ſie ein beſtändiges und wahrhaftiges Vergnügen verſchaffen könnten: ſo würden ſie es doch nur, wie wir eben bey der Schönheit gezeigt haben, in einem einzigen Ehegatten erwecken: und die Urſache einer gleichmäßigen Glückſeligkeit kann in ihnen niemals gefunden werden.

Ich habe Leute gekannt, welche annehmliche Stellungen und Geberden ſehr hoch geſchätzet, und der Schönheit weit vorgezogen haben. Ich habe auch Frauenzimmer geſehen, die ſich, ungeachtet ihrer abgenommenen Schönheit und ihres herannahenden Alters, durch ihr

beſtel

ſchicktes Weſen bey allen denjenigen gefällig und ſchätzbar gemacht haben, die mit ihnen umgegangen ſind. Es ſcheinet dieſes meinen Satz zu beſtreiten, daß dieſe Eigenſchaften den Veränderungen des Alters unterworfen wären. Allein, wenn man ſie aufmerkſam betrachtet hat, ſo haben ſie ſich mehr durch ihr vernünftiges, witziges und gefälliges Bezeigen als durch ihre Stellungen angenehm gemacht: und die erſten, wenn man ſie auf den Grund erforſchet hat, haben durch dasjenige, was ſie der Schönheit vergeſſen haben, mehr die mit den alten Stellungen vereinbarte Lebhaftigkeit und Munterkeit, als dieſe Stellungen und Geberden ſelbſt verſchaffen. Weil aber dieſes eigentlich zu den Vollkommenheiten des Geiſtes gehöret, ſo iſt es noch nicht Zeit, daß wir davon reden können.

Ich muß hierbey anmerken, daß viele Leute von den annehmlichen Stellungen und Geberden einen ſehr unrechten Begriff haben. Sie halten diejenigen Stellungen und Geberden vor annehmlich, die doch entweder frech oder ſtolz ſind. Weil ſie geſehen haben, daß es nicht wohl läßt, wenn man die Augen aus Blödigkeit zur Erde niederſchlägt, oder damit niemand anzuſehen ſich getrauet; ſo glauben ſie, daß es ſehr annehmlich ſey, wenn ſie vor Frechheit oder Geilheit funkeln, und wenn man jedermann ſolchergeſtalt betrachtet, als wenn er vor uns durch die Muſterung gehen müßte. Weil ſie gefunden haben, daß es keine geſchickte Stellung iſt, wenn man den Kopf hängt: ſo glauben ſie, daß man ſich damit ein trotziges und ſtolzes Anſehen geben müſſe. Weil ſie wahrgenommen haben, daß man bey einer guten Stellung die Füße nicht nach ſich ſchleppen oder unordentlich unter einander werfen muß; ſo glauben ſie, daß man die Knie nicht bewegen darf, ſondern die Schritte nach rheiniſchen Zollen abmeſſen muß, und ſie kommen wie die geſchnitzten Puppen auf eine poſſirliche Art einher gewandelt.

Viele andre Geberden und Stellungen werden vor annehmlich gehalten, die es doch in der That nicht ſind. Vernünftige Leute werden zwar keine Geberden und Stellungen vor annehmlich anſehen, als diejenigen, die natürlich ſind, und die eine ſolche Beſchaffenheit des Menſchen anzeigen, welche zu einem geſitteten und vergnügten geſellſchaftlichen Umgange erfordert werden. Dennoch ſind hierinnen überhaupt noch ſehr ungewiſſe Regeln vorhanden: und der Hauptbewegungsgrund zur ehelichen Verbindung kann wohl ohne Zweifel in keiner Sache beſtehen, die ſelbſt noch keinen gewiſſen Grund hat.

Ob ich zwar hier nur größtentheils von den Mannsperſonen geredet habe, daß ſie Schönheit und andre Güter des Leibes nicht zum vornehmſten Bewegungsgrunde ihrer Wahl machen ſollten; ſo iſt doch dieſes auch von dem ſchönen Geſchlechte zu verſtehen. Ein Frauenzimmer kann eben ſo wohl Schönheit, gute Stellungen und dergleichen Dinge zur Haupturſache ihrer Wahl machen, und leider! wir ſehen, daß es geſchicht. Ein Stutzer, ein artiger junger Herr, iſt ein ſehr gefährliches Geſchöpfe vor die Herzen der meiſten Schönen: und wenn es der Eigenſinn ihrer Aeltern und Anverwandten erlaubte, die zum Unglück ſelten mit ihnen einerley Gedenkensart haben, ſo werden ſie die Beſchaffenheit eines ſolchen angenehmen Herrn allen andern Betrachtungen in ihrer Verheirathung vorziehen.

Ich geſtehe, daß ich in dieſer Beſchaffenheit diejenige Glückſeligkeit gar nicht finden kann, welche der Eheſtand erfordert, und die ſie ſich doch darinnen nothwendig vorſtellen müſſen; weil ein jeder Menſch, und eben ſo wohl das Frauenzimmer, ſeine Glückſeligkeit ſuchet. Iſt es ſeine Schönheit und gutes Anſehen; ſo verſichre ich ihnen, daß dieſelbe gemeiniglich von dem Fleiße des Friſierers und der Geſchicklichkeit des Schneiders abhängt, und daß er im Schlafrocke und den Papilloten bey Licht der Wachskerze, worinnen ſie ihn doch nach der Verheirathung am meiſten zu ſehen bekommen werden, eben keine ſonderliche Perſon vorſtellen wird? Iſt es eben dieſer ſein Staat und andre Kennzeichen der Verſchwendung; ſo verſichre ich ihnen abermals, daß dergleichen galante Herren am allerſeltenſten in eine Beſchaffenheit kommen, worinnen ſie die, zur Dauer der Verſchwendung nöthigen Koſten erwerben können? Iſt es ſeine Lebhaftigkeit und andre Kennzeichen ſeines Verſtandes, die ſie vor Witz halten; ſo können ſie ſich gewiß darauf verlaſſen, daß dieſelben mit dem dritten Hochzeittage ihre Endſchaft erreichen werden.

Denn aller Witz eines Stutzers beſtehet darinnen, daß er ſich nach einem Frauenzimmer bemühet, und Liebeserklärungen und hochgetriebne Lobeserhebungen vorbringet. Wenn ihm nun hierzu durch die Gegenliebe die Gelegenheit benommen iſt, ſo iſt die Quelle ſeines Witzes verſtopft. Sie werden alſo das Vergnügen nicht gar lange haben, ihn munter und witzig zu ſehen, ſie müßten denn erlauben, daß er in ihrer Gegenwart ein ander Frauenzimmer zum Gegenſtande ſeiner Liebe und ſeines Witzes machen dürfte; eine Sache, die ſie noch überlegen können, ob ſie eben zu ihrem Vergnügen viel beytragen wird.

So wird es gleichergeſtalt mit den Gefälligkeiten und Schmeicheleyen ergehen, die ihnen itzo ſo ſüß vorkommen, und es müßte in der That viel ſeyn, wenn ſie nicht vier Wochen nach der Hochzeit ihren letzten Zeitpunkt erreichet hätten. Mich dünkt alſo nicht, daß eine Schöne bey einer ſolchen Beſchaffenheit eben allzu wohl ankommt; geſchweige, daß ſie hierinnen, wenn ſie nur in etwas vernünftig ſeyn will, den Hauptgrund ihrer Wahl ſetzen könnte.

Es ſind nun noch die Vollkommenheiten der Seele übrig: und es iſt kein Zweifel, daß wir hierinnen den Hauptbewegungsgrund zur ehelichen Verbindung antreffen müſſen. Sie ſind die Edelſten und Vorzüglichſten in der Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen, welche die ganze Vollkommenheit des Menſchen ausmacht: und wenigſtens ſind ſie in ſo weit beſtändig und dauerhaftig, daß ſie den Veränderungen und Zufällen, die außer uns ſind, nicht unterworfen ſind. Das Vergnügen, welches aus ihrer anſchauenden Erkenntniß entſtehet, iſt alſo gleichfalls in ſo weit beſtändig und dauerhaftig. Da ſie auch vor ſich allein beſtehen können, und durch die Vollkommenheiten des Leibes und der äußerlichen Umſtände weder verringert noch vermehret werden; ſo ſind ſie auch vermögend, eine wahre Luſt zu erregen, wenn ſie gleich mit andern Vollkommenheiten nicht vereiniget ſind. Wir llen dieſe Vollkommenheiten nach einander betrachten, mit wir dasjenige beſtimmen können, was dieſen endzweck ausmacht.

Dieſe Vollkommenheiten der Seele werden ganz natürlich in Witz, in Vernunft, und in edle Neigungen eingetheilet. Man darf ſich nicht wundern, daß wir der Tugenden nicht erwähnen. Die Tugend iſt eine Fertigkeit, ſeine Handlungen dem Geſetze der Vernunft gemäß einzurichten, oder kurz, ſie ſind Uebereinſtimmungen unſrer Handlungen mit der Vernunft. Folglich ſind ſie Wirkungen und Folgen der Vernunft, und unter derſelben im weitläuftigen Verſtande ſchon begriffen. Laſſet uns von einer jeden dieſer Vollkommenheiten der Seele beſonders handeln.

Nicht alles iſt Witz, was in der Welt davor ausgegeben wird; und das wenigſte iſt wahrer Witz. Der Witz iſt eine Fertigkeit der Seele, die Aehnlichkeit der Dinge wahrzunehmen; und wenn die Seele hiervon einen vernünftigen Gebrauch macht: ſo iſt es wahrer Witz; bey einem unvernünftigen Gebrauche dieſer Fertigkeit aber entſtehet der falſche Witz.

Man kann leicht erachten, daß eine ausgelaſſene Freyheit im Reden, Narrenspoſſen, ein unſinniges Gelächter, und dergleichen Dinge, welche nicht einmal zu dem falſchen Witz gerechnet werden können, keine ſo vorzügliche Eigenſchaft der Seele ſind, daß man ſich auf eine wahre Art daran vergnügen, und dieſe Eigenſchaft zu dem Hauptzwecke der ehelichen Verbindung ſetzen könnte. Die anſchauende Erkenntniß dieſer Dinge kann uns keine wahrhaftige Luſt erwecken, als wenn unſre Seele von der gröbſten Art der Eitelkeit ganz trunken iſt. Man ſiehet auch in der That wenig in der Welt daraus machen: und es wird ſich wohl niemand durch dieſe Eigenſchaft zu Erwählung eines Ehegatten bewegen laſſen, als vielleicht einige verwahrloſete Gemüther unter den Schönen, die ſelbſt gerne die größte Ausgelaſſenheit blicken ließen, wenn ſie nicht einige Betrachtungen ihres Standes zurück hielten, und die alſo doch an der Ausübung dieſer Dinge in ihrem Manne eine Luſt finden wollen, die ſie ſelbſt zu begehen ſich nicht allemal getrauen.

Der falſche Witz kann den Hauptbewegungsgrund der ehelichen Verbindung gleichfalls nicht abgeben. Es kann keine wahre Vollkommenheit der Seele ſeyn; wenn man von einem Gute derſelben einen ſolchen Gebrauch machet, daß er wider das erſte Gut der Seele, nämlich wider die Vernunft ſtreitet: und ein vernünftiger Menſch kann hieran unmöglich eine wahre und dauerhaftige Luſt finden.

So gar der wahre Witz kann die Haupturſache dieſer Wahl keinesweges werden, nämlich in ſo weit, daß er allen andern Betrachtungen vergeben müßte. Es iſt wahr, er iſt eine wahre Vollkommenheit der Seele, und die Luſt, welche aus ſeiner anſchauenden Erkenntniß entſtehet, iſt eine wahre und dauerhaftige Luſt. Ein Ehegatte, der dieſe Eigenſchaft beſitzet, kann auch in allen Verfällen und Mühſeligkeiten des Lebens zu der beſtändigen Zufriedenheit unſrer Seele viel beytragen. Allein, weil der Witz beſtehen kann, ohne daß er mit der höchſten Vollkommenheit der Seele, welches die Vernunft, und die daraus abfließende Einrichtung unſrer Handlungen nach derſelben iſt, unumgänglich vereiniget ſeyn muß: und weil wir alle Tage ſehen, daß Leute, die einen wahren Witz beſitzen, dennoch nicht allemal vernünftig leben; ſo dürfen wir bey dieſer geringern Vollkommenheit noch nicht ſtehen bleiben, ſondern wir müſſen den Hauptgrund unſerer Wahl in einer höhern Vollkommenheit der Seele ſuchen.

Es folget hieraus gleichfalls ganz natürlich, daß uns Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geiſtes zur Verheyrathung nicht hauptſächlich veranlaſſen können. Sie ſind entweder Wirkungen des wahren oder des falſchen Witzes, in welchen beyderley Arten wir die Haupturſache unſerer Wahl nicht gefunden haben. Es iſt wahr, dieſe Eigenſchaft kann jemand bis in ſein hohes Alter bey jedermann beliebt machen, wenn ſie mit einem vernünftigen und gefälligen Betragen in Geſellſchaften verbunden iſt. Allein, deswegen kann eine ſolche Perſon die Vollkommenheit ihres Zuſtandes in ihren übrigen Handlungen bey weiten noch nicht erreicht haben: und derjenige, der in Geſellſchaften ſehr artig und gefällig iſt, kann es gegen ſeinen Ehegatten gar nicht ſeyn.

Wir ſchreiten nunmehro zur Haupteigenſchaft der Seele, der Vernunft, und hier wird jedermann ſchon im Voraus glauben, daß wir den Hauptbewegungsgrund der ehelichen Verbindung darinnen antreffen werden. Man wird ſich auch nicht ſehr irren. Wir erhalten durch unſre Handlungen die wahre Vollkommenheit unſers Zuſtandes. Dieſe Handlungen müſſen nach dem Geſetze der Natur, oder nach der Vorſchrift der Vernunft eingerichtet ſeyn: und hierinnen allein beſtehet die höchſte Vollkommenheit und Glückſeligkeit eines Menſchen. Niemand aber kann hierzu gelangen, als wer die Wahrheit in ihrem Zuſammenhange einſiehet, und dieſes iſt es, was wir eigentlich Vernunft nennen. Folglich iſt die Vernunft die höchſte Vollkommenheit eines Menſchen: und deren anſchauende Erkenntniß muß ihm ſelbſt und andern dasjenige wahre und dauerhaftige Vergnügen geben, worinnen der Zuſtand einer beſtändigen Freude oder die Glückſeligkeit gegründet iſt.

Nichts iſt auch fähiger diejenige Glückſeligkeit zu wirken, welche der Eheſtand zum Endzwecke hat, als die Vernunft. Derjenige, der alle ſeine Handlungen dahin richtet, ſich ſelbſt und andre glücklich zu machen, wie ein vernünftiger nothwendig thun muß, wird wohl ohne Zweifel ſeine erſte Sorgfalt auf die Glückſeligkeit derjenigen richten, mit welchem er eine unzertrennliche Geſellſchaft des Lebens eingegangen hat: und da er in ſeinen Handlungen die Geſetze der Vernunft beobachtet, und alle Tugenden ausübet; ſo kann er nichts begehen, was ſeinem vernünftigen Ehegatten zum Mißvergnügen Anlaß geben könnte.

Eine ſolche Beſchaffenheit oder Vollkommenheit muß demnach ohne Zweifel die erſte Abſicht unſrer ehelichen Verbindung ausmachen. Dieſe muß nothwendig und hauptſächlich vorhanden ſeyn, und keine andre Eigenſchaft muß ſo viel Wirkung über uns haben können, daß ſie derſelben vordringen dürfte, wenn wir anders unſre Glückſeligkeit wahrhaftig vor Augen haben wollen. Ich würde auch nicht im geringſten Anſtand nehmen, den Hauptbewegungsgrund unſerer Wahl ganz ohne Einſchränkung hierinnen zu ſehen, wenn mich nicht noch einige andre Betrachtungen zurück hielten. Es ſind aber dieſe folgende:

Wo ſind diejenigen Menſchen, welche dieſe Vollkommenheit der Seele erreichet haben? Wo ſind diejenigen, welche in allen ihren Handlungen das Geſetz der Vernunft beobachten? Wo ſind diejenigen, deren Thaten einzig und allein dahin abzielen, ſich und ihre Nebenmenſchen glücklich zu machen? Wo ſind diejenigen, welche die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange ohne Fehler einſehen können? Wo ſind ſie? Gewiß auf der Welt wird man dieſelben vergeblich ſuchen.

Es iſt wahr, es giebt hin und wieder vernünftige Menſchen, welche eine wahre Liebe vor die Tugend haben, und welche ſich äuſerſt beſtreben, die Vorſchrift der Vernunft in ihren Handlungen zu beobachten. Es iſt wahr, man findet edle Seelen, die nicht allein ihre Handlungen zu Beförderung ihrer eignen Glückſeligkeit einrichten, ſondern die auch darinnen die Glückſeligkeit ihrer Nebenmenſchen wahrhaftig zum Endzwecke haben. Allein diejenigen, welche nicht ſtraucheln, welche nicht dann und wann die Vorſchrift der Vernunft aus ihren Augen verlieren, welche nur deshalb ihre Glückſeligkeit ſuchen, daß dadurch auch ihre Nebenmenſchen glücklich werden ſollen, und welche Kräfte genug haben, den Zuſammenhang der Wahrheiten auch nur in den Begebenheiten der Welt allemal einzuſehen. Dieſe, ſage ich, ſollen noch erſt gefunden werden.

Die Urſachen ſind nicht ſchwer ausfindig zu machen. Tauſend Verhinderungen legen ſich unſerm Wollen und dem Bemühen unſers Geiſtes in den Weg. Die grobe irrdiſche Materie, die unſern edlen Geiſt in ſich faßt, und die Vorſorge, die er vor dieſelbe und vor ihre Unterhaltung haben muß, die Sinnen, welche uns öfters ſelbſt an der Einſicht der Wahrheit verhindern, und ein Heer von Leidenſchaften, das ſich wider die Vernunft alle Augenblick empöret, laſſen es nicht zu, daß wir dieſe höchſte Vollkommenheit der Seele allemal erreichen können, die uns erſt nach dieſem Leben beſtimmet iſt, und ein Theil derjenigen ewigen Glückſeligkeit ausmachen wird, welche auf uns wartet.

Man muß demnach zufrieden ſeyn, wenn man nur ſolche Menſchen in der Welt findet, welche das Geſetz der Vernunft nicht vorſetzlich aus den Augen ſetzen, und welche die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange größtentheils einſehen können. Allein, bey dieſer Beſchaffenheit muß es gar oft geſchehen, daß auch vernünftige Menſchen nicht allemal ſolche Handlungen vornehmen, welche das Vergnügen und die Glückſeligkeit ihrer Nebenmenſchen befördern, und folglich können auch unter zwey vernünftigen Eheleuten allerley Dinge vorfallen, die zwar gerade wider das Geſetz der Vernunft nicht ſind, die aber dennoch der Ruhe und Zufriedenheit ihrer Seele nachtheilig ſind.

Dieſes bewegt mich alſo, die Vernunft der zu erwählenden Perſon, als den Hauptbewegungsgrund unſrer ehelichen Verbindung nur mit einiger Einſchrankung zuzulaſſen. Ueberhaupt iſt es ſehr begreiflich, daß man die Menſchen in ihrer Verheyrathung nicht ohne Einſchränkung auf eine Sache verweiſen kann, die ſo, wie ſie zur wahrhaftigen Glückſeligkeit erfordert wird, in dieſem Leben ſchlechterdings nicht erlanget werden kann.

Ich werde hierinnen um ſo mehr beſtärket, wenn ich die edlen Neigungen der Seele, als die dritte Art ihrer Vollkommenheiten betrachte. Wenn die Seele aus der Ausübung eines gewiſſen Guten oder auch nur aus der öftern Vorſtellung deſſelben Luſt empfunden hat; ſo fühlet ſie eine gewiſſe Bemühung bey ſich, dieſe Empfindung wieder hervor zu bringen, die ihr gleichſam zur Gewohnheit wird: und dieſes iſt es, was wir eine gute oder edle Neigung nennen. Da ſehr viel Arten des Guten und der Tugenden ſind; ſo ſiehet man leicht, warum die Menſchen an den guten Neigungen ſo verſchieden ſind. Dieſe Neigungen ſind gleichfalls Vollkommenheiten der Seele, und ſie ſind nichts als eine Fertigkeit in der Luſt zu gewiſſen Tugenden: und Vollkommenheiten dieſer Art verdienen in der ehelichen Verbindung eine hauptſächliche Betrachtung.

Vielleicht wird man nun bereits einſehen, daß ſie denjenigen Zuſatz ausmachen werden, den man zu dem Hauptbewegungsgrunde in der ehelichen Verbindung, nämlich der Vernunft, hinzu ſetzen muß. Ich will aber meinem Leſer die Sache deutlich zu machen ſuchen.

Da die edlen Neigungen Fertigkeiten der Seele in der Luſt an gewiſſen Tugenden ſind; ſo ſiehet man leicht, daß es ſo viel verſchiedne edle Neigungen giebt, als Tugenden vorhanden ſind. Dieſe edle Neigungen können in zwey Perſonen durchaus verſchieden von einander ſeyn, ohne daß man weder den einen noch den andern eines Fehlers oder Unrechts beſchuldigen kann. Die Urſache iſt leicht begreiflich. Die Seele des einen kann ſich die

Luſt an ganz andern Tugenden öfters vorgeſtellet haben, als die Seele des andern. Die Bemühung iſt ihr alſo gewöhnlich worden, dieſe Empfindungen wieder hervor zu bringen; dahingegen dieſe Bemühung der andern Seele auf ganz andre Tugenden gerichtet iſt. So kann z. E. jemand eine Neigung zur Gutthätigkeit haben, wenn der andre zur Sparſamkeit neiget. So kann jemand eine Neigung zu dieſer Wiſſenſchaft haben, wenn ſie jener zur ganz andern hat. Beyde, wenn ſie das Weſen und die Schranken dieſer Tugenden nicht überſchreiten, begehen nichts unrechts, und beyde Neigungen ſind edel und lobenswürdig.

Ich brauche nicht weitläuftig zu beweiſen, was dieſe Neigungen vor Einfluß in die Glückſeligkeit zweyer Eheleute haben. Sind ſie vernünftig, und ihre Neigungen ſtimmen überein, ſo kann nichts glücklichers als eine ſolche Ehe gefunden werden. Sind aber ihre Neigungen ſehr von einander unterſchieden, ſo mögen ſie auch ſo vernünftig ſeyn, ſo wird ſich doch allemal ein geheimes Mißvergnügen einmiſchen. Ich will ein Beyſpiel von der Sache geben.

Ein gelehrter und vernünftiger Mann heyrathet ein vernünftiges Frauenzimmer. Er, weil er die Welt voller Falſchheit, und die wahrhaftigen Freunde ungemein ſelten findet, iſt geneigt, ſeine Zeit größtentheils der Gelehrſamkeit zu widmen, und nur ſelten in Geſellſchaften zu gehen. Sie iſt von dieſer Beſchaffenheit der Welt gleichfalls überzeugt. Sie neiget aber zu Geſellſchaften, und ſie glaubt, daß man auch mitten unter der Falſchheit der Welt die vernünftigſten und vergnügteſten Betrachtungen anſtellen könne.

Beyde ſind nicht tadelnswürdig. Wenn bey dem einen keine Menſchenfeindſchaft, und bey dem andern keine Luſt zur Eitelkeit, die Triebfedern ſind. Wie wollen ſie aber ihre entgegengeſetzte Neigungen vergnügen? Wir wollen den Fall ſetzen, das Frauenzimmer unſers Verſuchs will aus unterſchiedenen Betrachtungen der Vernunft, und aus Liebe und Hochachtung vor ihrem Mann, nicht allein in Geſellſchaften gehen. Wird ſich aber dennoch nicht ein geheimes Mißvergnügen ihres Herzens bemeiſtern, daß ſie ihre Neigung, die untadelnswürdig iſt, nicht befriedigen kann: und wird ſich dieſes Mißvergnügen nicht auch auf den Mann erſtrecken, wenn er es gewahr wird, es ſey nun, daß er ſeine eigne Neigung bezwingen, oder daß er ſeine Frau, die er liebet, mißvergnügt ſehen ſolle? Man muß allerdings mit Ja antworten.

Wir haben nur ein Beyſpiel von einer geringern Art der unterſchiedenen Neigungen gegeben; und man ſiehet leicht, daß man Exempel von weit mißvergnügtern Folgen anführen könne. Es iſt wahr, dieſes Mißvergnügen würde leicht zu heben ſeyn, wenn die höchſte Vollkommenheit der Vernunft, als welche nichts unternimmt, was nicht ihren eignen und ihrer Nebenmenſchen Zuſtand vollkommner macht, in der Welt wirklich Platz fände. Allein, wir können uns nun einmal auf dieſe Vollkommenheit nicht die geringſte Rechnung machen.

Folglich wird nunmehro der Hauptbewegungsgrund, den ein vernünftiger Menſch in ſeiner Verheyrathung vor Augen haben muß, ſehr deutlich. Es iſt die gute und wahrhaftige Vernunft der zu erwählenden Perſon, mit der Einſchränkung, daß er noch die Uebereinſtimmung ihrer beyderſeits Neigungen gewahr werden muß. Kurz! Vernunft und Uebereinſtimmung der Gemüther iſt das erſte und vornehmſte Augenmerk eines vernünftigen Menſchen, das er bey ſeiner Verheyrathung niemals aus dem Geſichte verlieren muß, und alle andre Güter und Vollkommenheiten ſind nur Nebenabſichten, die aber den erſten und vornehmſten Endzweck niemals verdringen müſſen.

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

I.

Die Beſchaffenheit und Verfaſſung der Republik der Gelehrten.

Erſte Abtheilung.

So bald eine Anzahl Menſchen zuſammen treten, in einer Verbindung und gewiſſen Zuſammenhange mit einander zu leben, ſo machen ſie ein gemeines Weſen aus: und ſo bald einige Menſchen ein Geſchäffte einerley Art treiben, ſo erwächſt eine Geſellſchaft hieraus. Keines von beyden kann nicht beſtehen, wenn nicht eine gewiſſe Verfaſſung oder Einrichtung zum Grunde gelegt wird. Es iſt nicht nöthig, daß dieſe Einrichtung vorher allemal durch die dabey eingeflochtenen Perſonen feſtgeſetzet werde. Die Vernunft giebt gewiſſe Grundſätze an die Hand, die man annimmt, ohne daß eine allgemeine Einwilligung vorhergehet, und die Gewohnheit kann einige andre Einrichtungen allgemein machen.

Man kann demnach leicht erachten, daß die Gelehrten, dieſe große menſchliche Geſellſchaft, die einerley Geſchäffte treiben, und die in Anſehung der Gelehrſamkeit zuſammen treten, mit einander in einem gewiſſen Zuſammenhange zu leben, wenn ſie auch noch ſo weit von einander entfernet ſind, gewiſſe Grundregeln der Vernunft und gewiſſe Gewohnheiten ſtillſchweigend angenommen haben müſſen, die ihre Einrichtung und Beſchaffenheit ausmachen. Wir wollen uns bemühen, dieſe Beſchaffenheit und Verfaſſung des gelehrten Weſens unſern Leſern in gegenwärtiger Abhandlung vorzulegen.

Die Gelehrten, in ſo fern man ſie nicht als Bürger und Einwohner eines gewiſſen Landes, ſondern nur als Gelehrte betrachtet, ſind eben ſo frey, als die gröſten Monarchen der Welt. Gleichwie dieſe niemand als Gott und das Schwerdt für ihren Oberherrn erkennen; ſo erkennet auch ein Gelehrter, in Anſehung dieſer Eigenſchaft, niemand als die Vernunft und eine mächtigere Feder vor ſeinen Obern. Er kann als ein Gelehrter denken, ſchlieſſen, glauben, lehren und ſchreiben, was er will, wenn er ſich daſſelbe nur vor dem groſſen Richterſtuhle der Vernunft zu verantworten getrauet, und wenn ihn keine mächtigere Feder dergeſtalt in die Enge treibt, daß er der Gewalt ihrer Schlüſſe nachgeben und gehorchen muß.

Man kann nicht läugnen, daß dieſe Freyheit in ſo weit eine Einſchränkung leidet, daß er nichts öffentlich lehren oder ſchreiben darf, was dem Staat, worinnen er lebet, nachtheilig iſt. Allein, dieſen Zwang duldet er nicht als ein Gelehrter, ſondern als ein Bürger deſſelben Staats, der deſſen Wohlfahrt nicht aus den Augen zu ſetzen verpflichtet iſt. Wenn er ſich nicht in dieſem Lande befände, ſo würde ſeine Freyheit hierinnen uneingeſchränkt ſeyn.

Da nun dieſe freyen Gelehrten durch die tägliche Gemeinſchaft, die ſie der Gelehrſamkeit wegen mit einander haben, zuſammen treten, und die gelehrte Republik ausmachen; ſo erkennet dieſe keinen Oberherrn über ſich. Sie iſt, als gelehrte Republik, den größten Monarchen der Welt nicht unterworfen: und wenn es möglich wäre, daß ſich ein Prinz die ganze bewohnte Welt unterthänig machen konnte; ſo würde doch das gelehrte Weſen von ſeiner Bothmäßigkeit ausgenommen ſeyn. Es iſt wahr, er konnte anbefehlen, daß man gewiſſe Wahrheiten nicht vor wahr halten ſollte. Allein, niemand würde ihm gehorchen: und ob er gleich durch Gewalt und Tyranney verhindern konnte, daß dieſe Wahrheiten nicht öffentlich gelehret würden; ſo würden ſie doch deswegen nicht aufhören vor wahr gehalten zu werden.

Man wird ſehr zweifelhaftig, wenn man unterſuchet, was die gelehrte Republik vor eine Regierungsform habe. Weil die Gelehrten niemals einigen unter ihnen die Beſorgung ihrer Angelegenheiten aufgetragen haben; ſo ſiehet man leicht, daß ſie nicht ariſtocratiſch ſeyn kann. Dennoch aber ſcheinet es keine pure Democratie zu ſeyn. Wenn eine Wahrheit in der gelehrten Republik durch die mehreſten Stimmen ausgemacht würde; ſo würden abendtheuerliche Schlüſſe herauskommen. Die wahre Schönheit der Dichtkunſt würde den Augenblick von dem gelehrten Erdboden vertilget werden: und die Reime würden ſich an ihren Platz ſetzen. Denn es iſt ſehr gewiß, daß die elenden Poeten und die Reimenſchmiede die wahrhaftigen Dichter an der Anzahl in vielen tauſenden übertreffen.

So würde es in allen andern Wiſſenſchaften ergehen. Wenn man einen Ueberſchlag machen wollte, wie viel wahrhaftig Gelehrte und wie viel gelehrte Stümpler in der gelehrten Republik leben; ſo würde man finden, daß ſich die erſtern gegen die letztern ungefähr wie 9 gegen 9845 verhalten. Wenn nun die Stimme eines gelehrten Stümplers eben ſo viel gelten ſollte, als die Stimme eines wahrhaftig Gelehrten; wie würde es um das gelehrte Weſen ausſehen?

Die elenden Scribenten könnten nichts vortheilhaftigers wünſchen. Sie würden unerträglich haushalten. Die grauſamſten Tyrannen würden nicht ärger wüten können. Sie würden die gelehrte Republik mit gelehrten Mord, Brand, Raub und Verwüſtung erfüllen. Endlich würde ſie durch gelehrte Peſtilenz und theure Zeit ihren Untergang finden.

Man kann ſich aus dieſem Zweifel nicht heraus helfen, ſo lange man den gelehrten Stümplern das Bürgerrecht in der gelehrten Republik zugeſtehet. Allein, es iſt weit gefehlt, daß ſie dieſes vorzügliche Recht beſitzen. Sie ſind nur Schutzverwandten und Hausgenoſſen in der gelehrten Republik; und ſie können die Eigenſchaft eines wirklichen Bürgers nicht eher erlangen, bis ſie ſich eine wahrhaftige Gelehrſamkeit erworben haben. Bis dahin ſind alſo ihre Stimmen nicht von dem geringſten Gewichte.

Ich kann nicht läugnen, daß ich ehedem gewünſchet habe, die gelehrte Republik möchte einen Theil ihrer Freyheit verlieren, dieſen nämlich, daß nicht ein jeder gelehrter Stümpler ſeine elenden Hirngeburten drucken laſſen dürfte. Ich wünſchte nämlich, daß ein jeder großer Herr in ſeinem Lande eine Geſellſchaft errichtete, die aus den größten Gelehrten beſtünde. Ich hatte den Entwurf gemacht, daß kein Buch gedruckt werden durfte, das nicht von dieſer Geſellſchaft gebilliget worden. Dieſe Gelehrten müßten aber nicht allein dahin ſehen, daß keine gefährliche Meynungen vor die Wohlfahrt des Staats gedruckt würden; ſondern ſie müßten ihr Augenmerk vornehmlich dahin richten, daß der Schriftſteller dasjenige leiſtet, was er übernimmt, nämlich, daß er nützliche Wahrheiten auf eine witzige, angenehme, gründliche und deutliche Art vorträgt: kurz, ſie müßten Acht haben, daß nur die Werke der guten Schriftſteller gedruckt würden. Ich habe ſo gar gewünſchet, daß alle in den Buchladen befindliche Bücher einer Unterſuchung unterworfen, und die elenden Schriften ganz und gar ausgerottet würden. Der Nutzen, den ich mir davon vorſtellte, war ſehr beträchtlich.

Es iſt ſehr gewiß, daß die Bücher der elenden Scribenten den Anfängern eine große Hinderniß in Erwerbung einer wahrhaftigen Gelehrſamkeit in Weg legen. Was vor eine Menge unnützer Bücher muß man nicht leſen, ehe man die guten von den ſchlechten unterſcheiden lernet, und ehe man einen guten Geſchmack in denen Wiſſenſchaften erlangt. Das Gedächtniß wird öfters hierüber geſchwächt: und die munteren Jahre, da die Kräfte der Seelen in voller Stärke ſind, haben ſich verlohren, wenn man nunmehro im Stande wäre, die Erlangung einer wahrhaftigen Gelehrſamkeit mit einem guten Erfolg anzugreifen.

So groß aber der hieraus zu hoffende Nutzen iſt; ſo habe ich doch nach der Zeit meine Meynung geändert.

Ich habe die gelehrte Republik viel zu lieb, als daß ich ihr eine Art der Sklaverey auf den Hals wünſchen wollte. Die Gelehrten, die man ſolchergeſtalt zu Richtern über ihre Mitbrüder ſetzte, ſind Menſchen, und folglich nicht ohne Leidenſchaften. Sie würden demnach in denen Schriften ihrer Anverwandten und guten Freunde, oder derer die ſich durch Geſchenke beliebt zu machen gewußt hatten, viele Vortrefflichkeiten wahrnehmen, die außer ihnen niemand einſehen konnte: und die gelehrte Welt würde bald abermals unter der Laſt der unnützen Schriften ſeufzen.

Es würde vielleicht ein großer Bewegungsgrund vor ſie ſeyn, die herrlichſten Schriften des Drucks unwürdig zu erkennen, blos, wenn ſie etwan von ihren Feinden herrühreten. Die gelehrte Republik würde alſo viele vortreffliche Werke entbehren müſſen, und überhaupt ein hartes Joch auf ihren Schultern fühlen. Man findet auch in den Schriften der mittelmäßigen Scribenten, die endlich durch ihren fortdaurenden Fleiß gute Schriftſteller werden, zuweilen einige unvergleichliche Gedanken: und ihre Schriften verdienen ſchon deshalb der Welt mitgetheilt zu werden. Vielleicht würde man aber in dieſer gelehrten Richterſtube auf einige gute Stellen keinen Betracht machen.

Und geſetzt, daß die Richter der Gelehrten alle Leidenſchaften unterdrücken könnten, was vor eine Menge Menſchen würden nicht durch die Erfüllung dieſes Vorſchlags unglücklich werden? Der größte Theil der Buchhändler, Drucker und Correcteurs würden an dem Bettelſtab gerathen: und der übrige Theil würde gewiß magere Biſſen eſſen muſſen. Was aber am beträchtlichſten iſt, man würde nicht ſicher auf der Straſſe gehen können. Die elenden Scribenten, die vor Begierde brennen, ihre herrlichen Einfälle der Welt bekannt zu machen, wenn ſie des Mittels der Druckerey beraubt wären, würden den Eifer der elenden Poeten zu Rom, ihre Gedichte den Leuten vorzuleſen, den uns Horaz beſchreibt, weit höher treiben. Sie würden die Menſchen, und ſonderlich die Gelehrten, auf den Gaſſen anfallen, bey dem Ermel halten, und nicht eher loslaſſen, bis ſie ihre vortreffliche Arbeit mit einer ehrerbietigen Bewunderung angehöret hätten.

Die Vernunft iſt die höchſte Göttinn in der gelehrten Republik, und ihre Verehrung macht den Gottesdienſt der Gelehrten aus. Ich verſtehe hierdurch nicht, daß ein Gelehrter keine andre Religion, als die Vernunft, habe. Behüte mich der Himmel, was würde ich vor Anfall haben, wenn ich die Verwegenheit hätte, dieſes zu behaupten. Nein, als ein Menſch und als ein Bürger eines gewiſſen Standes, kann er einer von denen in der Welt befindlichen Religionen wahrhaftig zugethan ſeyn. Allein, weil ein Heyde, ein Mahometaner, ein Jude, ein Chriſt, ohne Unterſchied der Religion ein Mitglied der gelehrten Republik ſeyn kann; ſo iſt es offenbar, daß keine von allen dieſen Religionen die allgemeine Art des Gottesdienſtes der Gelehrten iſt; ſondern die Vernunft, die große Beherrſcherinn aller gelehrten Handlungen, iſt das höchſte Weſen, das ein Gelehrter, als ein Mitbürger der gelehrten Republik anbeten muß.

Es giebt noch einige Untergottheiten, die gleichfalls in der gelehrten Republik verehret werden. Dieſe ſind der Witz, der gute Geſchmack, die Gründlichkeit und die Deutlichkeit. Allein, die Vernunft iſt der groſſe Jupiter der Gelehrten: und die andern Gottheiten ſind entweder Ausflüſſe aus ſeinem Weſen, oder ſie müſſen ſich doch wenigſtens der Beherrſchung der groſſen Gottheit, der Vernunft unterwerfen. Man iſt hierüber in der Gottesgelahrheit der Gelehrten noch nicht einig.

Es ſind keine öffentlichen Tempel in der gelehrten Republik, worinnen man ſeinen Gottesdienſt abwarten könnte; ſondern ein jeder Gelehrter glaubt, daß die höchſte Göttinn, die Vernunft, ihr Heiligthum in ſeinem Gehirn aufgeſchlagen habe, und daß ſie darinnen mit allen Untergottheiten leibhaftig zugegen ſey. Gedanken und Schlüſſe ſind die Opfer, die man ihr bringt: und man bittet die groſſe Göttinn, daß ſie zu erkennen geben ſoll, ob ihr dieſe Dinge angenehm ſind. Der Darbringer des Opfers iſt zugleich der Dollmetſcher ihres heiligen Willens. Weil wir Menſchen nun allemal das am leichteſten glauben, was wir wünſchen: ſo wird ſich ein Gelehrter wundern, ſelten ein ſauer Geſicht von ſeiner Göttinn vorſtellen.

Man kann demnach leicht erachten, warum die elenden Scribenten ſo entſetzlich böſe thun, wenn man ihnen vorwirft, daß ihre Opfer der groſſen Göttinn der Vernunft nicht angenehm geweſen ſind. Sie ſchäumen vor Eifer, weil ſie ſich eines beſſern überzeugt halten. Sie tragen nach ihrem Erachten das Heiligthum der Göttinn in ihrem Kopfe. Sie ſind verſichert, daß ſie daſelbſt leibhaftig gegenwärtig iſt. Sie haben es ſo zu ſagen mit ihren Augen geſehen, wie freundlich die Göttinn ihr Opfer angelacht hat. Dennoch aber will man ſie des Gegentheils überreden. Wahrhaftig, es wäre kein Wunder, wenn ſie vor Aergerniß ein Gallenfieber bekämen.

Allein, weil ſich doch die elenden Scribenten in der That irren; ſo iſt es nöthig, daß wir den Grund ihres Irrthums unterſuchen. Man muß demnach wiſſen, daß ſich gemeiniglich das Vorurtheil, der Feind der Göttinn Vernunft, des Gehirns der kleinen Geiſter bemächtiget. Das magere Wiſſen locket dieſen ſeinen Freund ſo lange, bis er an ſeiner Seite Platz nimmt. Es iſt vorlängſt in der Naturlehre der Gelehrten ausgemacht, daß das magere Wiſſen mehr Schwere hat, als alle andre gelehrte Körper. Wenn demnach ein kleiner Geiſt eine ſo große Laſt in ſeinem Kopfe fühlet; ſo glaubt er, daß unmöglich etwas anders, als die gelehrten Gottheiten, ſo viel Gewichte haben können. Er ſiehet alſo ſein Gehirn, als einen Tempel der Vernunft, und als eine Wohnung des Witzes, des guten Geſchmacks, der Gründlichkeit und der Deutlichkeit an: und das beträchtliche Vorurtheil iſt liſtig genug, die Perſon der Göttinn Vernunft zu ſpielen, und in ihrem Namen alle Opfer zu billigen, die ihr der elende Scribent darbringt.

Eine Republik kann ohne Gewerbe nicht beſtehen. Geſetzt, daß auch ein Staat vor ſeine Wohlfahrt ſo wenig Sorgfalt bezeigte, und mit den Auswärtigen nicht den geringſten Handel triebe; ſo haben doch die Bürger ſelbſt allerley Dinge von einander nöthig, die ſie durch Kauf oder Tauſch erlangen müſſen. Da ſich die gelehrte Republik in dem beſten Stande befindet: ſo kann man leicht erachten, daß ſie nicht ohne Gewerbe und Handlung ſeyn werde. Sie treibet aber ſo wohl in fremden Ländern, als in ihren eignen Gränzen, ſtarke Kaufmannſchaft.

Die vornehmſte Waare, die in den Gränzen der Republik gewonnen wird, iſt die Gelehrſamkeit. Dieſe wird ſo wohl auswärts verfahren, als auch in den gelehrten Ländern der Republik ſelbſt vertrieben. Wenn kluge gelehrte Kaufleute dieſe Waare in der bürgerlichen Welt mit Vortheil zu verkaufen wiſſen; ſo bringen ſie daher die ſehr koſtbaren Waaren des Reichthums und der Ehrenſtellen mit zurück. Ich ſage mit Bedacht, kluge gelehrte Kaufleute. Denn viele, die mit ihrer Waare in die bürgerliche Welt reiſen, um ſie zu verhandeln, müſſen Gott danken, wenn ſie ſolche gegen ein wenig beträchtliche Waare, das kümmerliche tägliche Brod genannt, umſetzen können.

Man hat mir geſagt, daß die klugen gelehrten Kaufleute beſondre Arten der Zubereitung wüßten, womit ſie ihrer Waare ein Anſehen geben könnten. Wenn ich mich nicht irre; ſo werden dieſe Arten der Zubereitung, Geld, vornehme Anverwandten, Schmeicheley, niederträchtige Dienſtleiſtung und Gelegenheit genennet. Man kann unter dieſen Zubereitungen keiner den Vorzug geben. Sie ſind alle gleich gut. Es kommt nur auf die Neigungen der Kaufleute an.

In der gelehrten Republik ſelbſt wird die Waare der Gelehrſamkeit öffentlich vor Geld verkauft. Ich verſtehe ſehe hierdurch das gelehrte Geld. Man muß aber wiſſen, daß die gelehrte Republik eine Art Münze ſchlagen läßt, welche der Ruhm genennet wird. Nach der Maaße, wie die Waare tüchtig iſt, hat man viel Geld zu gewarten. Die Art des Verkaufs iſt beſonders. Ich muß ſie meinen Leſern erzählen:

Man öffnet ſeinen gelehrten Laden, und leget die Waare der Gelehrſamkeit darinnen wohl ausgeputzt, und von der beſten Seite öffentlich aus. Die Vorübergehenden betrachten ſie ſehr genau, und wenn ſie ihnen ganz oder zum Theil gefällt: ſo werfen ſie dem gelehrten Kaufmann einige Stücken der gelehrten Münze zu, viel oder wenig, nach der Maaße, wie ſie ihnen tüchtig geſchienen hat: und ein Kaufmann, der viel dergleichen Münzen beſitzet, wird daher ein berühmter Mann genennet. Wenn aber die Waare das Unglück hat, einem Vorbeygehenden nicht zu gefallen: ſo gehet er davon, lächelt und ſchüttelt den Kopf, oder bewirft ſie wohl gar mit dem gelehrten Koth, der häufig auf allen gelehrten Gaſſen gefunden wird, und der, wo ich nicht irre, in der Sprache des Landes Tadel heißt. Hingegen iſt der Vorübergehende ſelbſt ein Kaufmann, und die Waare hat ihm beſonders wohlgefallen; ſo läßt er wohl zuweilen auf den andern Kaufmann eine beſondre Münze prägen, und leget ſie unter ſeinen eignen Waaren zu jedermanns Betrachtung mit aus. Dieſe Münze heißt in der gelehrten Sprache: Einen andern mit vielem Ruhm in ſeinen Schriften erwähnen.

Es giebt in der gelehrten Republik, wie in allen andern Ländern, Handlungsgeſellſchaften. Allein, ſtatt

deſſen

heiſſen, daß der Endzweck der bürgerlichen Kaufleute, wenn ſie mit einander in Geſellſchaft treten, dahin gehet, daß ſie ihre Waaren zuſammen mit Nutzen verkaufen, und das gewonnene Geld unter ſich theilen wollen: ſo iſt die Abſicht der gelehrten Kaufmannsgeſellſchaften dahin gerichtet, daß ſie einander Geld über Geld auszahlen wollen. Wenn man demnach wahrnimmt, daß einige gelehrte Kaufleute einander mit gelehrten Münzen reichlich beſchütten, und beſonders die letzterwähnte Art gelehrter Münze häufig auf einander prägen laſſen, und dieſelben in ihrem Laden öffentlich auslegen; ſo kann man alſobald ganz ſicher den Schluß machen, daß ſie in einer gelehrten Handlungsgeſellſchaft zuſammen ſtehen.

Man kann aus dem, was ich bereits geſagt habe, leicht wahrnehmen, daß die Schriftſteller dieſe Kaufleute ſind, die in den Gränzen der Republik handeln. Ich läugne nicht, daß die Scribenten nicht auch ihre Waaren außer Landes, in die bürgerliche Welt verfahren ſollten. Allein, die Hauptabſicht ihres Handels iſt doch dahin gerichtet, daß ſie eine Menge des Ruhms, als des gelehrten Geldes zuſammen bringen wollen.

So ſehr auch einige gelehrte Kaufleute dieſe Abſicht zu verbergen ſuchen, indem ſie ihre Waaren auslegen, ohne ihren Namen bekannt zu machen; ſo iſt es doch in der That niemals eine andre als dieſe. Wenn ihre Waare Beyfall erlangt, und mit der gelehrten Münze beworfen wird; ſo thun ſie nichts weniger, als daß ſie dieſes Geld in andre Hände kommen laſſen. Sie leſen es voller Freuden zuſammen: und öfters ſäumen ſie ſich alsdenn nicht lange, ihren Namen vor ihr Gewölbe zu heften.

Gleichwie es in der bürgerlichen Welt allerley Geſindel giebt, die die Menſchen um ihr Geld zu bringen ſuchen, ohne daß ſie ihnen nutzbare Waaren dafür geben, ſo iſt auch die gelehrte Republik von dergleichen Leuten nicht frey geblieben. Die elenden Scribenten ſind aber die Marktſchreyer, Zahnärzte, Taſchenſpieler, Seiltänzer und Klopffechter der gelehrten Republik. Sie ſind diejenigen, die die gelehrten Affen und Murmelthiere bey ſich führen, und vor das gelehrte Geld ſehen laſſen. Sie ſingen die gelehrten Wunder und Mordgeſchichte ab, und laufen mit der gelehrten magiſchen Laterne auf den Straßen herum. Wenn ich wahrnehme, daß ein elender Scribent auf einem prächtigen Titel eine Menge nützlicher Wahrheiten verſpricht, und doch in der Schrift ſelbſt nicht das geringſte leiſtet; ſo deucht mich nicht anders, als wenn ich einen Marktſchreyer auf ſeinem Gerüſte Wunderdinge verſprechen hörte, der doch in dem Erfolg kaum eine Warze vertreiben kann; oder, ich ſtelle mir vor, daß ich einen Klopffechter oder Marxbruder vor mir ſehe, der mit ſeiner Lanze allerhand Luftſtreiche macht.

Allein, es gehet mit dieſem gelehrten Geſindel, wie mit dergleichen Leuten in der bürgerlichen Welt. Vernünftige Menſchen ſehen ſie mit Verachtung an, und würdigen dergleichen Poſſen nicht einen Augenblick ihrer Aufmerkſamkeit. Dieſes hindert aber nicht, daß nicht der gelehrte Pöbel in Menge zuläuft, und dergleichen Leuten ſeinen Pfennig gelehrter Scheidemünze mit freudigem Herzen zuwendet. Boileau (*) ſaget von den elenden Scribenten ganz recht: Ein Narr findet allemal einen größern Narren, der ihn bewundert.

Ein jeder gelehrter Bürger beſitzet das Münzrecht, und kann vor ſeine Mitbürger ſo viel prägen, als ihm beliebt. Die Münzſorten, die die wirklichen Bürger ſchlagen, werden auch allemal vor gültig und reichhaltig gehalten. Dieſe wollen aber eben dieſes Recht jenen gelehrten Stümpern, als bloßen Schutzverwandten und Hausgenoſſen, nicht zugeſtehen, ungeachtet ſich dieſelben dieſe Befugniß mit aller Gewalt anzumaaßen ſuchen. Gleichwie ſich die gelehrten Stümper durchaus als rechte Bürger der gelehrten Republik aufführen wollen: ſo unterlaſſen ſie auch nicht, täglich eine große Menge Ruhm zu prägen. Allein, er iſt nicht von gutem Schrot und Korn: und die wahrhaftigen Bürger werden ſich dieſer geringhaltigen Münze in ihrem Handel und Wandel niemals bedienen. Alles, was ſie den gelehrten Schutzverwandten und Hausgenoſſen einräumen, iſt, daß ſie eine geringe Scheidemünze ſchlagen dürfen, welche die Bewunderung genennet wird. Man ſiehet auch dieſe kleine Münze täglich unter dem gelehrten Pöbel aus einer Hand in die andre gehen: und dieſe iſt es, die ſich die elenden Scribenten von ihren Brüdern, den gelehrten Stümpern, vor ihre Narrenpoſſen und unnütze Waaren zu verſprechen haben.

Es

---

*) *Boileau* Sat. VII. Un ſot trouve toujours un plus ſot, qui l'admire.

Es iſt etwas ſonderbares, daß kein Einwohner der gelehrten Republik die Münze, die er ſelbſt ſchlägt, zu ſeinem eignen Gebrauch anwenden darf: ſondern aller Reichthum, womit ein gelehrter Bürger oder Schutzverwandter prahlen will, muß von ſeinen Mitbürgern und Mitſchutzgenoſſen herrühren. Es iſt ein hartes Geſetz hierüber vorhanden. Wer wider daſſelbe ſündiget, der wird in das ſogenannte Narrenhäusgen der gelehrten Republik eine Zeit lang eingeſperret und von allen Vorbeygehenden ausgelacht. Es pflegt ſelten zu geſchehen, daß man dieſes Verbrechen öffentlich begehet. Deſto mehr aber geſchiehet es heimlich. Sonderlich pflegen die elenden Scribenten nicht eher andern von ihrem Gepräge etwas auszuzahlen, bis ſie vor ſich ſelbſt ſo viel geringhaltige Münze des Ruhms, und kleine Scheidemünze der Bewunderung verfertiget haben, daß ſie nicht mehr wiſſen, wo ſie damit hinwollen.

Dem ungeachtet ſind die elenden Scribenten gar nicht geizig. So lange wir einen Reichthum aus unſern eignen Mitteln zuſammen bringen, ohne von anderer Menſchen Vermögen den geringſten Pfennig dazu zu nehmen; ſo iſt die Eigenſchaft des Geizes nicht vorhanden. Allein, die großen Gelehrten oder die wirklichen Bürger ſind die Geizhälſe der gelehrten Republik. Sie ſcharren das gelehrte Geld ihrer Mitbürger häufig zuſammen. Sie bedenken ſich aber ſehr lange, ehe ſie einen einzigen Thaler wieder ausgeben. Man muß den Fall ausnehmen, wenn ſie mit jemand in einer Handlungsgeſellſchaft ſtehen. Alsdenn ſind ſie ungemein freygebig. Sie laſſen ſich ſo gar die Scheidemünze des gelehrten Pöbels ganz wohl gefallen. Ungeachtet ſie dieſelben niemals ihren Mitbürgern in ihren Handlungsgeſchäfften vorrechnen oder damit pralen; ſo geizen ſie doch auch dieſe zuſammen, und ein Theil ihres Reichthums beſtehet hierinnen. Nur wider die Geſetze ſündigen ſie nicht, und ihr eignes Gepräge behalten ſie niemals.

Dargegen ſind die gelehrten Stümper mit ihrer Münze gar nicht karg. So bald ſie ſich ſelbſt genug verſorgt haben: ſo ſchütten dieſe gutherzigen Leute ihre milde Hand ſo wohl gegen ihre Mitbrüder, als gegen die groſſen Gelehrten öfters ſehr reichlich aus. Man kann von ihnen ſo viel Ruhm und Bewunderung haben, als man verlangt. Nur muß man nicht in Zweifel ziehen, daß ihr Gehirn ein wahrhaftiges Heiligthum der Göttinn Vernunft ſey, und daß ſie Bürger der gelehrten Republik ſind. Nein, wer ihre Vorzüge und Gelehrſamen beſtreitet, hat nicht einen Pfennig von ihnen zu gewarten. Mich deucht alſo, daß ich ſchlechte Hoffnung auf ihre Freygebigkeit ſetzen darf.

Gleichwie in groſſen Handelsſtädten die vornehmſten Kaufleute vor Anfang der öffentlichen Märkte zuſammen treten und den Preiß der Waaren beſtimmen; ſo pflegen auch einige gelehrte Kaufleute ſich dieſes Geſchäffts zu unterziehen. Dieſes ſind die ſo genannten Kaufrichter. So bald jemand ſein gelehrtes Gewölbe eröffnet hat: ſo pflegen eine groſſe Menge dieſer Herren hineinzutreten und alle darinnen befindliche gelehrte Waaren auf das genaueſte zu betrachten. Sie wickeln die gelehrten Ballen aus einander und betrachten die Waaren bald von dieſer, bald von jener Seite. Es geſchicht ſehr ſelten, daß ſie ihnen gefallen. Gemeiniglich finden ſie etwas zu tadeln, ungeachtet ihre eigne Waaren öfters ſelbſt die Fehler haben, die ſie anmerken: und ſie beſtimmen faſt allemal einen ſehr geringen Preiß, vielleicht, daß ſie ihre eignen Waaren deſto theurer verkaufen können. Wenn ſie aber gar nichts zu tadeln finden; ſo ſchleichen ſie ſich davon, ohne ein Wort zu ſagen, und übergehen den Preiß der Waaren mit Stillſchweigen.

Wir müſſen die gelehrten Zeitungsſchreiber nicht mit Stillſchweigen übergehen. In der Verfaſſung der Republik der Gelehrten iſt hier ihre eigentliche Stelle. Dieſe betrachten die Waaren der andern Gelehrten ſehr genau, wenigſtens iſt dieſes ihre Schuldigkeit, und verfertigen hernach einen Preiß oder Taxzettel hierüber. Ihr ganzer Laden beſtehet aus dergleichen Zetteln. Da es ſich nicht thun läßt, daß ſie auf ihren kleinen Pappieren alle Urſachen und Bewegungsgründe des beſtimmten Preiſes ausdrucken können; ſo müſſen ſie als ehrliche, aufrichtige und unparteiiſche Männer in der gelehrten Republik bekannt ſeyn. Die gelehrte Welt muß überzeugt ſeyn, daß ſie nichts als die Wahrheit beweget, wenn ihre Taxe einem andern Gelehrten zu einiger Richtſchnur dienen ſoll. Auf dieſen Fall kann man ihnen die Eigenſchaft der Kunſtrichter, und folglich der Schätzer und Taxirer der gelehrten Waaren nicht abſprechen. Wenn ſie aber den geringern oder doch nur mittelmäßigen gelehrten

Waaren ihrer guten Freunde den höchſten Preiß zuerkennen: wenn ſie vor eine [illegible] einen Taxzettel ausfertigen, wie man nur ſelber wünſchet, wenn ſie gegen ihre Feinde eine unvernünftige Bitterkeit blicken laſſen, und allen ihren gelehrten Waaren ohne Unterſchied den verächtlichſten Preiß beylegen; wenn ſie alle Waaren ganzer gelehrten Geſellſchaften, die ſie zum Theil nie betrachtet haben, mit der äuſſerſten Verachtung zu erniedrigen ſuchen; ſo ſind ſie nichts anders als die Mackler der gelehrten Republik, die ſich kein Gewiſſen machen, allerley Betrug und Niederträchtigkeiten zu begehen, wenn ſie nur ihren Vortheil und ihre Abſichten dabey erreichen.

Zweyte Abtheilung.

Die Univerſitäten ſind die großen Handelsſtädte der gelehrten Republik. Hier befinden ſich die Hauptniederlagen und die Börſen der gelehrten Kaufleute. Hier iſt der Sitz der gelehrten Zünfte, und hier befinden ſich zugleich die berühmteſten Fabriken, in welchen die Waaren der Gelehrſamkeit in Menge verfertiget wird. Dieſe Fabriken ſind die Hörſäle der Lehrer; und man giebt ſich in denenſelben alle Mühe, ſowohl die Waare der Gelehrſamkeit zu verfertigen, als auch die Lehrlinge zu deren Verfertigung anzuführen. Beyderley Abſichten ſind allemal unzertrennlich mit einander vereiniget, und der eigne Nutzen des Fabrikanten und die Anführung der Lehrlinge haben gleichen Antheil an ſeinem Bemühen.

Da das Anſehen der gelehrten Fabrikanten von der Anzahl ihrer Lehrlinge größtentheils abhänget, die ſie haben; ſo bedienet man ſich allerley Mittel, dieſelben an ſich zu ziehen. Kein Mittel aber iſt ſo untrüglich, als wenn man die Verfertigung der gelehrten Waaren unter Lachen und Scherzen beybringen kann; und eine luſtige Geſchichte iſt öfters anmuthiger vor die gelehrten Lehrlinge, als wenn ihnen die Verfertigung der wichtigſten Waaren gezeiget wird. Man darf ſich hierüber gar nicht wundern. Wie begreiflich iſt nicht eine lächerliche Begebenheit. Man braucht ſie nur zu hören, um ſie zu verſtehen. Da hingegen die Erlernung der Verfertigung der gelehrten Waaren öfters ſo viel Nachſinnen erfordert, daß man ſich den Kopf faſt müde denken muß, ehe man ſie gründlich faſſet. Diejenigen alſo, die ihren Kopf viel zu lieb haben, als daß ſie ihn damit martern ſollten, haben doch wenigſtens den Troſt, daß ſie etwas aus der Lehrſtunde, nämlich ein artig Hiſtörchen behalten haben.

Man kann hieraus leicht abnehmen, daß man in der That von der Anzahl der Lehrlinge auf die Geſchicklichkeit der Fabrikanten keinen Schluß machen kann. Derjenige, der zwey oder drey Lehrlinge durch allerley Wohlthaten gleichſam beredet, daß ſie ſeine gelehrte Fabrike beſuchen ſollen, damit ſie nicht gar eingehe, kann eben ſo viel Fähigkeit in Verfertigung der gelehrten Waaren beſitzen, als einer, deſſen Hörſaal beſtändig mit einer Menge neuer Ankömmlinge und artiger Stutzer erfüllet iſt.

Wenn diejenigen, ſo ſich der gelehrten Republik widmen wollen, die erſten Handgriffe erlernet haben, die ſie bey Verfertigung der Gelehrſamkeit nöthig haben; ſo begeben ſie ſich in dieſe groſſe Handelsſtädte, um daſelbſt ihre Lehrjahre ordentlich auszuſtehen. In der Zunft der Rechtsgelehrten war ehedem eine gewiſſe Zeit von fünf Jahren beſtimmet. Allein, weil die Welt immer fähigere Köpfe hervor bringt; ſo kann man heut zu Tage ſo wohl in dieſer, als in allen andern Zünften, mit einer weit kürzern Zeit los kommen: und überhaupt drey Lehrjahre machen ſchon einen tüchtigen Geſellen aus, den man allenthalben vor voll anſehen muß. Wenn es zwar auf den Willen einiger Lehrlinge ankäme; ſo würden ihre Lehrjahre zugleich die Jahre ihres Lebens ſeyn. Allein, die Aeltern und Anverwandten ſind mehrentheils ſo eigenſinnig, daß ſie ſich der edlen Begierde, die ſie haben, bis in ihr hohes Alter immer etwas zu lernen, widerſetzen, und dieſe lehrbegierigen Lehrlinge nach Hauſe rufen.

Man wird leicht erachten, daß dieſe Lehrjahre nicht unangenehm ſeyn müſſen, weil viele Lehrlinge niemals daraus zu treten wünſchen. Die luſtige Lage, die dieſe gelehrten Handelsſtädte haben, iſt aber allein die Urſache, die ſie ſelbſt und die Zeit, die man darinnen zubringt, dieſen Lehrlingen angenehm macht. Sie liegen ſämmtlich in dem Reiche der Freyheit, und die Länder der Frechheit, der Ausgelaſſenheit, des Zeitvertreibs und der Wolluſt gränzen allemal mit denenſelben. Da nun in dem Reiche der Freyheit kein Zwang ſtatt findet: ſo können ſie zu ihrer Luſt in die angränzenden lieblichen Länder ſo oft reiſen, als es ihnen beliebt. Die gelehrten Handelsſtädte und die Lehrjahre ſelbſt halten nichts Reizendes vor dieſe Lehrlinge in ſich.

Eben deshalb aber ſind ſie um ſo weniger zu verdenken, daß ſie ſich der Annehmlichkeiten der angränzenden Länder bedienen: und da die Verfertigung der gelehrten Waaren allzu viel Verdrießliches in ſich begreift; ſo kann man es nicht mißbilligen, daß ſie ihre Lehrbegierde in dieſen Ländern auf eine angenehmere Art zu vergnügen ſuchen. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie nicht in denſelben beſtändig etwas zu lernen finden ſollten. Unterdeſſen ſind ſie doch gelehrte Lehrlinge geweſen. Sie gehören zur gelehrten Republik: und dieſe mag wollen oder nicht; ſo muß ſie dieſelben noch vor ihre Schatzverwandten erkennen. Mehr aber haben ſie niemals verlangt.

Titel und Würden ſind Zeichen unſrer Verdienſte: und durch dieſelben werden wir zu weitern löblichen Handlungen angereizt. Da es nun ein weſentlich Stück einer wohleingerichteten Republik iſt, die Verdienſte zu belohnen, und ihre Bürger zu edlen Thaten aufzumuntern; ſo kann man ſchon im voraus vermuthen, daß die gelehrte Republik hierinnen keinen Mangel haben werde. Man kann nicht laugnen, daß dieſer Fehler in der Kindheit und in dem Jünglingsalter der gelehrten Republik wirklich vorgewaltet habe. Man findet nicht, daß Homer und Virgil gekrönte Poeten geweſen ſind, oder daß Ulpianus jemals den Doctorhut erlanget habe. Allein in ihrem männlichen Alter hat ſie hierinnen ihre Einrichtung verbeſſert.

Sie hat ſchon ſeit geraumer Zeit diejenigen von ihren Mitgliedern, die ſich um ſie verdient machen, für Meiſter und Fabrikanten erkläret: und ſie hat hierzu die Doctor, Licentiaten, Magiſter, gekrönte Poeten und andre Titel ausfündig gemacht. Ja, da ſie numehro einem Greis ähnlich iſt, der gemeiniglich die Sparſamkeit liebet; ſo läßt ſie ſich alle dieſe Würden mit Geld bezahlen.

So wenig ich ſonſt geneigt bin, andre zu tadeln, und ſo unwürdig ich auch bin, die gelehrte Republik Fehler zu beſchuldigen; ſo kann ich doch nicht bergen, daß mir dieſes Verfahren ihres hohen Alters gar nicht gefällt. Die Pflicht, der ich mich unterzogen habe, ihre Verfaſſung zu beſchreiben, kann die Arbeit, mit der ich meines Herzens Gedanken frey heraus ſage, einiger maaßen entſchuldigen. Mich deucht nicht, daß es der gelehrten Republik anſtändig iſt, in ihren innern Regierungsgeſchäften, dahin die Belohnung der Dienſte, die man ihr leiſtet, allerdings gehöret, das bürgerliche Geld gelten zu laſſen. Es iſt den einzeln Gliedern der gelehrten Republik erlaubt, ihre Waaren der Gelehrſamkeit in die bürgerliche Welt zu verhandeln, und von daher die Waare des Geldes, und was ſie nur erhalten können, mit zurück zu bringen. In der gelehrten Republik ſelbſt aber und in dem Handel, den ihre Mitglieder unter einander treiben, können die Waaren der bürgerlichen Welt unmöglich in Betracht kommen.

Die gelehrte Republik hat ihr eigenes Geld, das von dem Gelde der bürgerlichen Welt himmelweit unterſchieden iſt. Dieſes iſt der Ruhm; und ob ſie ſich zwar ihre Briefe, wodurch ſie Titel und Würden ertheilt, wie in der bürgerlichen Welt geſchieht, bezahlen laſſen könnte; ſo ſollte doch ſolches nur mit gelehrtem Gelde geſchehen. Mit einer Lobrede auf die gelehrte Zunft, nämlich auf die Facultät, welche die gelehrte Würde ertheilt, müßte man alſo alle Doctor-Licentiaten- und Magiſterbriefe bezahlen können. Ich wenigſtens habe einen ſo hohen Begriff von der gelehrten Republik, daß ich gar nicht einſehen kann, wie ſich der Gebrauch des geringen bürgerlichen Geldes in dem Gewerbe, das man mit ihr hat, beſonders aber in dem Belohnungsgeſchäffte, nur im geringſten reimen könne. Da ſie mir nun ohnedem durch die Nothwendigkeit des bürgerlichen Geldes, das ich zu vielen andern Dingen, als ein Mitglied der bürgerlichen Welt, höchſt nöthig brauche, die Erlangung ihrer Würde koſtſamer gemacht hat; ſo werde ich wohl mit ihren Titeln niemals prangen können.

Die gelehrten Zünfte, die ſich in den groſſen Handelsſtädten der gelehrten Republik befinden, ertheilen dieſe gelehrten Würden, und jede macht in ihrer Kunſt Meiſter und Fabrikanten. Weil es Belehnungen der Verdienſte ſeyn ſollen: ſo iſt es ſehr billig, daß die Zunft vorher die Verdienſte unterſuchet, ehe ſie ſolche belehnet.

Dieſe Unterſuchung heißt in der gelehrten Sprache examen rigorosum. Sie iſt aber nur noch der Schatten von der Einrichtung, welche die gelehrte Republik in ihrem männlichen Alter beliebte: und es iſt gewiß, daß itzo das Geld das hauptſächlichſte Verdienſt iſt, das man haben muß. Dieſes zählet, wieget, betrachtet und unterſuchet man ſehr genau: und die gelehrten Verdienſte ſind nur zufällige Dinge, die in Ertheilung der Würde nichts ausmachen, ſie mögen vorhanden ſeyn oder nicht.

Man hat ſo gar in den gelehrten Zünften eine gewiſſe Anzahl der Geldverdienſte beſtimmt: und die meiſten ſind ſo unbarmherzig, daß ſie nicht einen Thaler nachlieſſen, wenn auch ein Candidat, (ſo heiſſen in der gelehrten Sprache diejenigen, ſo dieſe Würden verlangen,) vor Sehnſucht darnach umkommen ſollte. Man muß aber auch vielen gelehrten Zünften zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſo billig ſind, und mit ſich handeln laſſen.

Gleichwie in den meiſten bürgerlichen Zünften Meiſterſtücke erfordert werden, ehe man das Meiſterrecht erlanget; ſo haben die gelehrten Zünfte dieſes ebenfalls vor nöthig gehalten. Dieſe gelehrten Meiſterſtücke beſtehen in den ſo genannten Diſputationen und in der Vertheidigung derſelben. Man kann nicht läugnen, daß ſie zu einem Beweiſthum der gelehrten Verdienſte des Candidaten eingeführet ſind. Allein, mich deucht, daß ſie heute zu Tage nichts weniger als dieſes beweiſen. Die Widerſacher, die das Meiſterſtück anfallen wollen, ſind öfters ſo chriſtlich oder doch ſo großmüthig, daß ſie ihren Feind unerwarteter Dinge und mit unvermutheten Waffen nicht zu überfallen begehren. Sie machen alſo öfters dem Vertheidiger, zumal wenn er zu Erhaltung ſeines gelehrten Lebens darum anſuchet, die ganze Art bekannt, womit ſie ihn angreifen werden, und ſetzen ihn dadurch in den Stand, vorher zu ſeiner Beſchützung alle heilſame und dienliche Mittel vorzukehren.

Da es auch gewöhnlich iſt, daß ſich der Vertheidiger gemeiniglich unter den Obermeiſtern einen Beſchützer ausſuchet; ſo braucht er, aus Bekümmerniß über die Vertheidigung, niemals grau zu werden. Wenn er ſich auch noch ſo ſchwach vertheidigte; ſo wird ihm doch der Obermeiſter mit ſtärkern Waffen allemal zu Hülfe eilen. Wenigſtens hat doch der Vertheidiger allemal eine Art Waffen in ſeiner Gewalt, welche in der gelehrten Sprache: velum ut probes minorem, genennet werden: und dieſe ſind auf ſeiner Seiten allemal hinlänglich das Meiſterſtücke wider die Anfälle der Widerſacher zu retten. Ja! wenn ihm auch dieſe Waffen mangelten; ſo wird man ihm dem ungeachtet die Meiſterwürde nicht verſagen. Die Miene, die man macht, es zu vertheidigen, nämlich die Stelle, die man einnimmt, iſt zu ihrer Erlangung ſchon hinlänglich.

Die Vertheidigung der gelehrten Meiſterſtücke iſt auch auf einer andern Seite ein ſchlechter Beweis. a den gelehrten Verdienſten des Vertheidigers. Wenn er keine Fertigkeit des Geiſtes hat, oder wenn ihn die Blödigkeit hinreißt, ungeachtet er noch ſo viele Verdienſte beſitzet: ſo wird er doch die Anfälle der Widerſacher ſchlecht abwenden.

Dem ungeachtet behält man die Ablegung der Meiſterſtücke beſtändig bey: und ob man gleich vermuthet, daß ein Candidat ſchlechte Heldenthaten in der Vertheidigung erweiſen, mithin alle Welt überführen werde, daß es in Erlangung der gelehrten Meiſterwürde hierauf nicht ankömmt: ſo iſt man doch nicht gewiß, hierinnen das geringſte nachzulaſſen. Die Urſache iſt ſonder Zweifel, daß die gelehrte Republik von der äußern Einrichtung ihres männlichen Alters nicht abgehen will, ungeachtet die innern Bewegungsgründe in ihrem hohen Alter bereits längſt aufgehöret haben.

Vielleicht will ſie auch dieſe Gewohnheit deßhalb nicht fahren laſſen, weil es eine allzu ſchöne Gelegenheit vor ihre Bürger iſt, eine Menge Ruhm zu prägen. Man weis ſchon, daß die beſchützenden Obermeiſter die Meiſterſtücke gemeiniglich ſelbſt verfertigen, ob ſie gleich die Gütigkeit haben zu erlauben, daß der Vertheidiger ſeinen Namen verſetze. Aller gelehrter Reichthum, nämlich der Ruhm, den die Diſputation erwirbt, fällt alſo auf den vorſitzenden Obermeiſter zurück: und bey den Höflichkeitsbezeigungen, die beyde ſtreitende Parteyen gegen einander gebrauchen, wird gewiß nicht wenig Ruhm geſchlagen.

Gleichwie zwey Kriegsheere aus dem Donner des groben Geſchützes gegen einander ſpielen, ehe der blutige

Streit recht ſeinen Anfang nimmt: ſo ſpielen die gelehrten Streiter mit Lobeserhebungen gegen einander, ehe der Anfall und die Vertheidigung des Meiſterſtücks vor ſich gehet. Die Gegner verſichern den beſchützenden Obermeiſter allemal mit den ausgeſuchteſten Ausdrückungen, daß er einen großen gelehrten Reichthum beſitze, d. i. daß er ein berühmter Mann ſey, wozu ſie denn ihr Geringe mit willigen Herzen gleichfalls beytragen: und die Antwort des Obermeiſters läuft gemeiniglich dahin aus, daß er nicht zweifle, die Gegner ihres Theils würden auch einmal begüterte Leute, das iſt, berühmte Männer werden.

Aus eben dieſem groben Geſchütze der Lobeserhebungen begrüßet man den Vertheidiger. Man redet ihm einen Haufen von ſeiner Geſchicklichkeit vor, die er in Verfertigung der Waaren der Gelehrſamkeit beſitzet, daß der ehrliche Mann, der manchmal nur allzuſehr des Gegentheils überzeuget iſt, blutroth darüber wird.

Die gelehrte Republik ſtehet mit der bürgerlichen Welt in Bündniß. Hierinnen hat ſie ſich anheiſchig gemacht, durch die Waare der Gelehrſamkeit, die in der gelehrten Republik gewonnen wird, die Wohlfahrt der bürgerlichen Welt zu befördern: und dieſe hat ſich hinwieder verbindlich gemacht, gewiſſe Ehrenſtellen mit Mitgliedern der gelehrten Republik zu beſetzen. Einige glauben zwar, daß die bürgerliche Welt vermöge dieſes Bündniſſes gehalten ſey, die Waaren der Gelehrſamkeit mit ihrem Gelde zu bezahlen, oder mit der Waare des Lebens Unterhalts umzuſetzen. Allein dieſe Schuldigkeit leidet noch großen Zweifel. Demungeachtet darf ein Mitglied der gelehrten Republik ſeine Waare der Gelehrſamkeit niemals in dieſer Abſicht verfertigen; ſondern die Beſſerung ſeiner ſelbſt, die Vergnügung ſeines unſterblichen Geiſtes, die Verehrung der großen Göttinn Vernunft, und die Wohlfahrt, ſo wohl der gelehrten, als der bürgerlichen Welt, können allein einen untadelhaſtigen Endzweck ausmachen.

Niemals hat die gelehrte Republik Krieg mit auswärtigen Mächten. Ihre Gränzen ſind dergeſtalt befeſtiget, daß ſie vor jedermanns Anfällen ſicher ſind. Sie ſelbſt aber heget ſo friedfertige Abſichten, daß ihre Nachbarn niemals einen Friedensbruch zu beſorgen haben. Obgleich die bürgerliche Welt denen eingegangenen Verträgen nicht allemal gemäß lebet, ſondern die Ehrenſtellen, die ſie Mitgliedern der gelehrten Republik anvertrauen ſollte, lediglich mit ihren eignen Bürgern beſetzet; ſo iſt doch dieſe ſo friedliebend, daß ſie ſich niemals darwider reget. Und was wollte auch die ohnmächtige gelehrte Republik gegen die mächtige bürgerliche Welt ausrichten. Sie würde es dennoch gelaſſen geſchehen laſſen müſſen, wenn auch die bürgerliche Welt alle Ehrenſtellen, die ihr gebühren, mit der geringſten Sorte von ihren eignen Mitgliedern bekleidete.

Deſtomehr innerliche Kriege aber hat die gelehrte Republik. Man hat verlängſt angemerket, daß ihre Mitglieder gemeiniglich zornige, zänkiſche und unruhige Leute ſind. Das geringſte und unannehmliche Wort, ein Ausſpruch und ſelbſt ein kaltſinniges Lob jaget ſie in Harniſch: und wehe! wenn ſie ihren Harniſch einmal anziehen und ſich zum Streite rüſten. Sie ſind nicht zu beſänftigen, ſo lange ſie noch Athem holen können.

Wenn wir der Urſache dieſes Bezeigens nachſinnen; ſo iſt ſie lediglich in dem Hochmuthe zu ſuchen, der gelehrten Bürgern eigen iſt. Ein Gelehrter kann in ſeiner äuſſerlichen Aufführung und in allen ſeinen bürgerlichen Handlungen eine ſonderbare Demuth von ſich blicken laſſen. Allein, als ein Mitglied der gelehrten Republik und in ſeinen gelehrten Handlungen iſt es nicht möglich, daß er ſich des Hochmuths entſchlagen kann. Man weis, was die Vernunft allemal vor erhabne Gedanken von ſich ſelbſt heget: und wie ſehr ſie auf den Vorzug trotzet, mit dem ſie ſich ſchmeichelt. Die Vernunft iſt die vorzüglichſte Eigenſchaft der Menſchen. Hierdurch ſind wir das, was wir ſind. Es iſt möglich, daß wir uns aller andern Gaben nicht erheben können. Wegen der Vernunft aber werden wir uns allemal einen Vorzug beylegen. Sie iſt das Weſentliche der Menſchen, und alſo muß die Eigenliebe auf dieſen Gegenſtand vorzüglich verfallen. Die allereinfältigſten Menſchen, wenn ſie alle andre Begegnungen gelaſſen aufnehmen, werden ſich allemal entrüſten, wenn man ihre Vernunft in Zweifel ziehet. Die Gelehrten aber glauben, die große Göttinn Vernunft mehr zu verehren, als alle andre Menſchen: und ein jeder verſichert ſich, daß ſie ihr inneres Heiligthum in ſeinem Gehirn aufgeſchlagen haben.

Es iſt alſo ganz natürlich, daß ſie ſich wegen einer Sache einen gröſſern Vorzug beylegen werden, die ſie mehr als andre Menſchen zu beſitzen vermeynen, da ſich deren alle Menſchen erheben. Der Zorn, der Verdruß, der Eigenſinn, die Empfindlichkeit und alle andre Triebfedern des Zanks und Streits haben lediglich ihren Grund in dem Hochmuthe: und wir werden allemal nach der Maaße zornig, empfindlich und eigenſinnig ſeyn, wie wir hochmüthig ſind. Da nun die Gelehrten mehr Hochmuth beſitzen, als alle andre Menſchen; ſo folget unwiderſprechlich, daß ſie zu Zank und Streit gleichfalls mehr geneigt ſeyn müſſen.

Die täglichen Beyſpiele können uns von dieſer unruhigen Geſinnung der Gelehrten überzeugen. Wohin wir nur in der gelehrten Republik unſer Augenmerk richten; ſo werden wir nichts als Zank und Streit gewahr. Dort liegen ein paar hitzige gelehrte Klopffechter einander in den Haaren. An einem andern Orte haben ein paar gelehrte Kämpfer die fürchterlichen gelehrten Mordſchwerdter auf einander gezückt. Hier haben ſich ein paar gelehrte Ringer mit ſtarken Armen umfaßt, und bemühen ſich einander zu Boden zu ſchmeißen. In jener Gegend ſehen wir ein paar aufgebrachte Gelehrten, die ſich dergeſtalt mit gelehrtem Kothe beworfen haben, daß man ſie vor Unſauberkeit nicht mehr erkennen kann: und nicht weit davon ſtehen ein paar andre, die ſich mit auserleſenen Schimpfwörtern angreifen.

Zwar dieſe hitzigen gelehrten Streiter werden es niemals geſtehen, daß ſie aus Hochmuth einander in den Haaren liegen. Nein, ſie können nur nicht leiden, daß ein andrer ſeine Waare der Gelehrſamkeit nicht nach ihrem Kopfe verfertiget: und daß er die große Göttinn Vernunft auf eine Art verehret, die ſie nicht billigen. Aus Liebe zur Wahrheit raufen ſie ſich alſo, und aus einer tiefen Ehrerbietung gegen die Göttinn Vernunft machen ſie ſich lächerlich.

In der That wird eine groſſe Mäßigung erfordert, wenn man in Ruhe und Frieden in der gelehrten Republik handeln will. Man iſt keinen Augenblick vor gelehrten Anfällen ſicher. Die gelehrten Klopffechter ſchwärmen Tag und Nacht auf den gelehrten Gaſſen herum. Dieſes ſind die elenden Scribenten, denen die groſſe Göttinn Vernunft im Zorn die Gabe gegeben hat, daß ſie einige armſelige Spöttereyen hervorbringen können.

Gemeiniglich hat der gute Geſchmack das Unglück, daß ſie ſich zu ſeinen Beförderern und Beſchützern aufwerfen: und wehe allen denen, die ihnen begegnen, wenn ſie nicht den guten Geſchmack auf die Art verehren wollen, mit der ſie ihn anbeten. Ihre groſſen Schlachtſchwerdter ſind gezuckt, und ſie fordern jene mit allen Anzüglichkeiten heraus, die nur ein lächerlicher Witz hervor bringen kann. Entweder man muß nun ein paar Gänge mit ihnen wagen, oder man muß ſie in den ſchmeichelhaftigen Gedanken laſſen, daß ihre Bemühungen zu Verehrung und Beförderung des guten Geſchmacks ungemein heilſam und nützlich ſind. Diejenigen, die keine feigen gelehrten Memmen ſeyn wollen, und die ſich befleißigen, eine gelehrte Herzhaftigkeit zu äuſſern, erwählen gemeiniglich den erſten Weg: und auf dieſe Art iſt ein hitziger gelehrter Streit fertig. Diejenigen aber, ſo viel Mäſſigung haben, daß es ihnen einerley iſt, was dieſe gelehrten Marxbrüder von ſich denken, erwählen den letztern und wahrhaftig einen ungleich vortheilhaftern Weg. Wir wenigſtens, wie wir ſchon mehrmalen zu erkennen gegeben haben, werden von dieſer Bahn niemals abweichen.

So unzählige Streithändel von dieſer Art in der gelehrten Republik täglich vorgehen, ſo machen ſie doch die innerlichen Kriege der gelehrten Republik noch nicht aus. Wollte die große Göttinn Vernunft, daß ſich die Zankſucht der Gelehrten an ſolchen kleinen Händeln begnügen ließe: ſo würde die gelehrte Republik keinen ſonderlichen Schaden davon empfinden. Sie würde es ohne große Bewegung anſehen können, wenn ein paar gelehrte Don Quichotten auf Abentheuer ausziehen, und zu Ehren ihrer Göttinn, der Critik, die ſie, wie Don Quichotte ſeine Dulcinea, nicht einmal kennen, einen gelehrten Speer mit einander brechen. Die übrigen Mitglieder der gelehrten Republik würden das Vergnügen haben, daß ſie ſolche erhitzte Ritter zu Fortſetzung des Streits aufmuntern, und dieſem luſtigen Gefechte eine lange Zeit zuſehen könnten. Dieſe Herren Abentheurer aber würden doch einmal von einander ablaſſen müſſen. Denn geſetzt, daß ſie auch einander aus dem Sattel heben, und ſich die Hälfte ihres Lebens im Kothe herum wälzen: ſo gebrechen ihnen doch endlich der Athem und die Kräfte, und ſie ſehen ſich genöthiget, wo nicht Frieden doch Stillſtand zu machen.

Allein, die gelehrte Republik iſt von weit gefährlichern innerlichen Kriegen erſchüttert worden: und die Kriegsfeuer haben mit ſolcher Heftigkeit in ihrem eignen Eingeweide gewütet, daß ſie mehr als einmal dem Untergange nahe geweſen iſt. Wenigſtens hat ſie in Gefahr geſtanden, daß die innerlichen Spaltungen und Rotten ihren großen Staatskörper zertrennen, und in kleine Theile zergliedern würden.

Man hat öfters auf allen Seiten die gelehrte Trommel gerühret. Man hat Völker angeworben. Man hat blutige Streifereyen unternommen. Man hat die gegenſeitige Partey mit Feuer, Schwerdt und Verwüſtung heimgeſucht: und man iſt gar mit ordentlichen Kriegsheeren gegen einander zu Felde gezogen. Die Oberhäupter haben ihre Anhänger durch wohlgeſetzte Reden zur Tapferkeit aufgemuntert. Die Mordtrompete iſt erſchallet, und die Schlacht hat ihren Anfang genommen. Hier iſt ein gelehrter Held durch das Schwerdt der Anzüglichkeit gefallen. Dort iſt ein verdienſtlicher Mann durch die Geſchwindſchüſſe der Satyre erlegt, und an einem andern Ort iſt ein Befehlshaber durch die Bomben des Schimpfes zerſchmettert worden. Die Carthaunen und Feldſchlangen des Auslachens haben ganze Glieder weggenommen: und wo man nur die Augen hingerichtet hat, iſt man Gefallene, Flüchtige und Verwundete gewahr werden. Endlich haben ſich beyde Kriegsheere allemal den Sieg zugeeignet: und ſie haben ein Freudengeſchrey erhoben, davon die abgelegenſten Winkel der gelehrten Republik ertönet ſind.

Die innerlichen gelehrten Kriege ſind in allen Zünften vorgefallen. Beſonders aber hat die Zunft der Weltweiſen, ſeit der erſten Kindheit der gelehrten Republik, durch Rotten, Spaltungen und innerliche Kriege beſtändig viel Jammer und Verwüſtung in derſelben angerichtet: und die Zunft der Kunſtrichter hat ſeit einigen Jahrhunderten faſt ohne Aufhören durch Heerzüge und feindliche Streifereyen zum äuſſerſten Schmerzen der gelehrten Republik mitten in ihrem Eingeweide gewütet. Es würde zu weitläuftig fallen, wenn wir alle dieſe innerlichen Kriege umſtändlich beſchreiben wollten. Dieſe Dinge gehören auch nicht zur Verfaſſung und Beſchaffenheit, ſondern zur Staatsgeſchichte der gelehrten Republik: und wir machen uns hiermit anheiſchig, ſolche dereinſt in beſondern Abhandlungen zu liefern.

Unterdeſſen iſt kein Mittel vorhanden, wodurch die gelehrte Republik dieſes Elend verhindern könnte. Die unruhigen gelehrten Köpfe nehmen weder Vorſtellung noch Vermahnung an: und wenn ſie ſich mit ihrem Anſehen darzwiſchen legen wollte; ſo iſt zu befürchten, daß ſie ſich ihren Anordnungen mit gewaltſamer Hand widerſetzen würden. Sie thut alſo am beſten, daß ſie die ſtreitenden Parteyen machen laſſet, was ſie wollen. Wenn ſie ſich aus dem Athem und von Kräften gefochten haben; ſo geben ſie ſich endlich ſelbſt zur Ruhe. So lange aber als die gelehrte Republik beſtehen wird, werden die innerlichen Kriege in ihr nicht aufhören. Die Hoffnung einer vollkommnen Ruhe in der gelehrten Welt überſteiget alle Wahrſcheinlichkeit. Wir wollen alſo nicht einmal wünſchen, daß künftig keine gelehrten Kriege ſeyn möchten.

II.

Ein Traum von der Geſelligkeit.

Einer meiner guten Freunde, welcher gewohnt iſt, alle Fehler der Menſchen von der ſchönſten Seite vorzuſtellen, wollte jüngſthin aus dem Triebe der Geſelligkeit allerley der richtigen Sittenlehre nachtheilige Folgerungen erzwingen, und daraus unterſchiedne Fehler der Menſchen ſehr klein machen, die mir doch ſehr wichtig ſchienen. Weil ſeine Grundſätze in der Sittenlehre den meinigen ganz entgegen geſetzet ſind: ſo glaubte ich, daß ich ſeine nachtheilige Folgerungen auf keine kürzere Art entkräften könnte, als wenn ich forderte, daß er mir die Wirklichkeit dieſes menſchlichen Triebes der Geſelligkeit erſt beweiſen ſollte. Es war mir leicht, dasjenige zu widerlegen, was er zu dieſem Behuf vorbrachte.

Als er mich verlaſſen hatte, ſo ſann ich der Sache weiter nach: und ich fieng an im Ernſt daran zu zweifeln, daß der menſchlichen Seele in der That ein ſolcher Trieb eingeleget ſey. Ich fand, daß man vieles, was man als Wirkungen dieſes Triebes anſiehet, auf die Rechnung der Eitelkeit ſetzen müſte. Wie oft befinden wir uns nicht, lediglich um ein gewiſſes Anſehen zu behaupten, um die Ehre zu haben, mit jemand umzugehen, und um unſern Staat und Pracht ſehen zu laſſen: und wenn man die Geſelligkeit nicht lediglich aus dieſer Quelle herleiten kann; ſo wird der Mangel des Zeitvertreibs gewiß dasjenige ſeyn, was alle übrige Geſellſchaft wirket. Leute, die vor langer Weile nicht wiſſen was ſie anfangen ſollen, ſuchen freylich Geſellſchaften, um die Zeit, die ihnen ſo überläſtig iſt, hinzubringen: und Menſchen, die ſo ſchwach ſind, daß ſie bey ſich ſelbſt keinen vernünftigen und ergötzlichen Stoff zum Denken finden können, müſſen freylich in Geſellſchaften aus allerhand Neuigkeiten, und den Urtheilen über ihren Nächſten Anlaß bekommen, daß ſie etwas denken können. Es iſt wahr, man findet Leute, welche mit Geſchäfften überhäuft ſind, und dennoch Geſellſchaften lieben. Allein, die Eitelkeit kann den meiſten Antheil daran haben: und ſogar eben der Mangel des Zeitvertreibs kann noch immer die Urſache davon bleiben. Ihre Geſchäffte ſind ihnen viel zu einförmig und verdrüßlich, als daß ſie beſtändig Vergnügen daran finden könnten. Dieſes waren meine Gedanken nach dem Abſchiede meines Freundes, als ich mich itzo zur Ruhe begeben wollte. Ich hielt ſie nicht vor genug entſcheidend: und beſchloß dannenhero denſelben ein andermal weiter nachzuſinnen, und eine eigne Abhandlung davon zu liefern.

Mit dieſen Gedanken war ich eingeſchlafen: und meine Seele beſchäfftigte ſich im Schlafe gar bald mit demjenigen, was wachend der letzte Gegenſtand ihrer Betrachtungen geweſen war. Mir träumte, daß ich mich auf einer groſſen Wieſe befände, welche die Welt hieß. Es waren eine Menge Gezelte auf derſelben aufgeſchlagen: und ſie war überall mit Menſchen erfüllt, die ſich ein Gewerbe und Beſchäfftigung mit einander machten, um, wie ſie ſagten, dem Triebe der Geſelligkeit ein Genüge zu leiſten, den ſie alle bey ſich fühlten.

Nach den unordentlichen Vorſtellungen meiner Seelen kam mir dieſe Wieſe als ein großer Jahrmarkt vor. Mir träumte, daß man hier die Waare der Geſelligkeit zum feilen Kauf ausſtellte. Ich ſah auch, daß es mit dem Handel bey vielen zur Richtigkeit kam. Allein, dieſe Waare hatte eine wunderliche Beſchaffenheit. Sie verſchwand, wenn ſie die Käufer am gewiſſeſten zu haben vermeynten: und ſie verwandelte ſich in ein wenig Flittergold, welches ſchönes Anerbiethen hieß. Dieſe Waare war von einem ſehr geringen Werth: und niemand wollte etwas davor geben.

Ich ſah auch wirkliche Kaufleute auf dieſem großen Jahrmarkte. Sie rühmeten ſich, daß ſie ihre Waaren mit großer Mühe und Gefahr aus weit entlegenen Ländern herbey geſchaffet hätten, lediglich um ihren Nächſten zu dienen: und wie es ſchien; ſo wollten ſie dieſes vor einen untrüglichen Beweis ihrer Geſelligkeit ausgeben. Allein, ich wurde gewahr, daß viele ihre Waaren verfälſchten, und eine Menge Schwüre verſchwendeten, um ihre Waaren den Leichtgläubigen ſo hoch anzuſchlagen, als es nur möglich war. Ich ſah hinter den meiſten zwey liſtige Schatten, welche der Vortheil und der Betrug hießen: und dieſe miſchten ſich in alle ihre Handlungen.

Ich beſchloß, dieſen großen Jahrmarkt zu durchwandern. Allein, nach der Maaße, wie ſich mein Unternehmen anließ; ſo würde ich ein halb Jahr haben träumen müſſen, ehe ich mein Verhaben hatte bewerkſtelligen können. Alle Menſchen, die mir begegneten, näherten ſich mir mit einer geſelligen Miene. Bald konnte man das Vergnügen nicht genugſam ausdrücken, das man empfände, mich bey gutem Wohlergehen zu ſehen, bald ſchätzte man es ſich vor eine beſondre Ehre und Vergnügen, mich kennen zu lernen. Da ich nun nach den Regeln der Geſelligkeit und Höflichkeit einem jeden antworten mußte; ſo hatte ich in einer guten Stunde kaum dreyßig Schritte zurück geleget.

Ich gerieth demnach auf den Einfall, meine reinliche Kleidung mit dem Kittel eines Bettelmannes zu verwechſeln. Ein ehrlicher alter Greiß, der mich um eine Gabe anſprach, verſchaffte mir bald Gelegenheit, meinen Vorſatz zu erfüllen. Nun konnte ich meinen Weg ohne alle Hinderniß fortſetzen. Es war kein Vergnügen mehr, mich zu ſehen, oder kennen zu lernen. Alles dieſes hatte nicht mir, ſondern meiner Kleidung gegolten. Ich bemerkte ſo gar, daß einige Bekannten, die mich gar wohl erkannten, ihren Kopf auf die Seite wendeten, aus Furcht, daß ich ſie anreden möchte.

Ich muß hier eine kleine Ausſchweifung machen. Viele Kunſtrichter werden meinen Traum nicht vor natürlich halten, weil er öfters gar zu ordentlich und überlegt ausſiehet. Denn dieſe Herren ſtehen in den Gedanken, daß die menſchliche Seele im Traume auf nichts, als auf verwirrtes und ausſchweifendes Zeug verfallen kann. Allein, ich bitte ſie hierdurch demuthig, daß ſie ſo billig ſeyn wollen, nicht alle menſchliche Seelen nach den ihrigen zu beurtheilen. Meine Seele verfährt im Schlafe ganz ordentlich: und wenn ſie nicht lachen wollten, ſo könnte ich ihnen die Verſicherung geben, daß meine Seele im Schlafe faſt allemal in derjenigen Materie ordentlich fortmeditirt, bey der ich des Abends ſtehen geblieben bin. Scheinet ihnen das Zeugniß von mir ſelbſt verdächtig; ſo kann ich ſie verſichern, daß ich einen nahen Anverwandten habe, der im Schlafe öfters laut zu reden pfleget. Mehr als einmal im Traum habe ich ihn Reden halten hören, die gewiß noch etwas bündiger geweſen ſind, als diejenigen Reden, womit uns die jungen Rednergeſellſchaften in Teutſchland bey vollkommnen Wachen und Munterkeit hin und wieder erfreuen.

Ich bin unfähig, die Urſache anzugeben, warum manche Seelen ordentlich, und manche verwirrt und ausſchweifend träumen. Mich deucht aber, daß die Urſache bey der Seele eines Kunſtrichters ganz offenbar iſt. Dieſe ſpringt im Wachen immer von einem koſtbaren Biſſen des Alterthums, und von einer gelehrten Brocke zur andern: und ſeine Augen ſind ſchon über alle Maaſſen ausſchweifend gewöhnt, damit ſie die Fehler andrer fein hurtig entdecken können. Was iſt es alſo Wunder, daß auch ſeine Seele im Traume immer von einem Gegenſtande zum andern abſpringt?

Nachdem ich hierdurch mein Herz um ein groſſes erleichtert habe; ſo kann ich nunmehr in meinem Traume, oder vielmehr in der Erzählung deſſelben deſto hurtiger fortfahren. Nach meiner Vorſtellung konnte ich nun alle Handlungen der Menſchen deſto freyer und ungehinderter beobachten; denn niemand bekümmerte ſich um mich. Ich fand, daß das Vergnügen und die Ehre, die man bey meiner Begegnung zu erkennen gegeben hatte, ganz allgemein auf dieſer Wieſe war. Alles was ſich begegnete, blies einander die Ausdünſtungen der Ehre und des Vergnügens entgegen, welches ſie fühlten, einander zu ſehen.

Ich habe aber bis dieſe Stunde die Natur dieſer Ehre und dieſes Vergnügens noch nicht einſehen können. Einige mußten hierbey viele ſchmerzhafte Verzerrungen und Convulſiones in den Geſichtslinien gewiß auszuſtehen haben. Denn ich nahm wahr, daß ſie ſich einen Augenblick hernach, nachdem ſie dieſe Ehre und dieſes Vergnügen zu erkennen gegeben hatten, auf die Seite kehreten, und daſelbſt erſchreckliche Geſichter machten. Bey andern mußte die Materie der Ehre und des Vergnügens ſo gering, und die Ausdünſtungen ſo ſtark ſeyn, daß ſie auf einmal durch den Hals davon flogen. Denn ich hörte, daß ſie eine kurze Zeit hernach, von eben derjenigen Perſon, der ſie ſo viel Ehre und Vergnügen entgegen geblaſen hatten, nachdem ſie ſich entfernet hatte, mit einer großen Verachtung und Bitterkeit redeten: und das gelindeſte Urtheil, was ich hörete, lief dahinaus, daß es eben keine Ehre und Vergnügen wäre, eine ſolche Perſon zu ſehen.

Ich fieng nun an auf die Zelte meine Aufmerkſamkeit zu richten: und ich fand, daß die Menſchen hier hauptſächlich bemühet waren, ihrem Triebe zur Geſelligkeit eine Genüge zu leiſten. Allein, weil vielleicht damals meine Seele ſehr verwirrt und ausſchweifend träumete; ſo deuchte es mich, daß ich ganz verkehrte Endzwecke der Geſelligkeit hörte. Man ließ einander ſagen, daß man Luſt hätte, in den Augen des Volks einen prächtigen

tigen Aufzug zu machen: man würde ſich alſo die Ehre geben, einen Beſuch in des andern Zelt abzulegen. Man ließ einander wiſſen, daß man ſich gerne vor den Menſchen das Anſehen geben wollte, daß man vertraut mit ihm umgienge; derohalben wollte man ſich das Vergnügen machen, ihn zu beſuchen. Man ließ einander vermelden, daß man durch eine vorzüglichere Equipage ſeinen Neid und Eiferſucht erregen wollte; derohalben ließ man ſich die Ehre ausbitten, in ſein Zelt kommen zu dürfen: und ich hörte gar, daß man ſagen ließ, man hätte Luſt, des andern Hausgeräthe zu beurtheilen, und ſich darüber aufzuhalten; man verlangte alſo die Ehre zu haben, deshalb einen Beſuch abzuſtatten, und was dergleichen wunderliche Endzwecke der Geſelligkeit mehr waren, die ſich meine Seele zu hören einbildete.

In einigen groſſen übergüldeten Zelten mußte man eine unbeſchreibliche Luſt zur Geſelligkeit haben: denn ich ſah, daß man vorher ſolche ſorgfältige Vorbereitungen machte, als wenn man wider den Feind zu Felde ziehen wollte. Hernach ließ man einander ſagen, daß man ein überaus groſſes Verlangen trüge, dem Triebe der Geſelligkeit ein Genüge zu leiſten, und den andern zu beſuchen. Allein, man hatte lieber beſchloſſen, ihm den verdrießlichſten Zwang anzuthun, der nur möglich wäre. Man wollte ihm nämlich alle Schritte und Bewegungen vorſchreiben, die er währenden Beſuchs thun ſollte: und man würde es ſehr übel aufnehmen, wenn er im geringſten darwider handelte. Ich ſah auch in der That, daß aus dieſem Triebe der Geſelligkeit öfters ein groſſer Lärm entſtund.

Je mehr ich die Zelte durchſtrich, deſto mehr Arten der Geſelligkeit entdeckte ich auch. Vor einigen Zelten hiengen einige kleine gemahlte Bilderchen; und ich ließ mir ſagen, daß man in dieſen Zelten eine überaus große Luſt zur Geſelligkeit hätte, und deswegen dieſe Bilderchen aushienge, um die Menſchen zur Geſelligkeit anzureizen. Ich ſtund einige Zeit vor dergleichen Zelten: und alle Anmeldungen, welche geſchahen, lauteten nicht anders, als dieſer oder jener empfande einen beſondern Trieb zur Geſelligkeit gegen die kleinen gemahlten Bilderchen, und er hatte Luſt, ſolche einige Stunden in ſeiner Hand zu bewundern. Er wollte ſich alſo die Ehre geben, ſolches in des andern Zelt zu bewerkſtelligen. Nicht den Eigenthümer, ſondern den Bilderchen galt alſo der Beſuch.

Ich gieng vor einem Zelte vorbey, worinnen ich eine ſtarke Geſellſchaft und ſehr laut ſprechen hörte. Indem ich etwas ſtehen blieb; ſo hörte ich, daß man darinnen beſtimmen wollte, ob Maſtricht belagert werden ſollte: und ob die Franzoſen in Italien eindringen würden. Die Meynungen waren ſehr getheilt: und wenn ich die Anzahl der Stimmen rechnen darf; ſo wird gewiß keines von beyden ſo leicht nicht geſchehen. Die Geſellſchaft wurde alle Augenblicke vermehret: und bey dem Eintritte hörte ich, daß ſich die Ankommenden allemal beklagten: ſie könnten nichts zu Denken ausfindig machen; derohalben hätte ſich der Trieb der Geſelligkeit bey ihnen geregt.

Ich blieb vor einem andern Zelte ſtehen, worinnen ich eine geraume Zeit ein lautes Gelächter hörte. Endlich vernahm ich, daß es eine Geſellſchaft witziger Köpfe war, die ſich beſtändig einander zu ſchrauben und durch-

zuhe

zuhecheln ſuchten. Sie beleidigten einander durch grobe Scherzreden und empfindliche Vorwürfe, lediglich, um dem Triebe der Geſelligkeit ein Genüge zu leiſten.

Als ich von dieſem Zelte weggieng: ſo ſah ich eine groſſe Bande Menſchen herumſchwärmen, welche bald in dieſes, bald in jenes Zelt hinein gehen wollten. Vermuthlich mußten aber die Eigenthümer nicht zu Hauſe ſeyn, denn ich ſah ſie allenthalben aus den Vorzelten wieder heraus kommen. Endlich erkannte ich ſie vor die ehrwürdige Schmarotzergeſellſchaft, die ich ehemals in dieſer Sammlung beſchrieben habe, und die ſich vermuthlich ſeit der Zeit anſehnlich vermehret hat. Man ſagte mir, daß dieſe Bande einen unmäßigen Trieb zur Geſelligkeit hätte. Ich fand keine Urſache daran zu zweifeln; zumal da ſie beſtändig aus vollem Halſe rufen: es lebe die Geſelligkeit!

Da ſich allzu viel Gegenſtände meiner Betrachtung vorſtellten; ſo war ich ſchon willens, etwas eiliger fortzugehen. Allein ein Bedienter, der in dem Zelte, vor dem ich vorbey gieng, ſeine Herrſchaft zum Beſuche anmeldete, zog abermals meine Aufmerkſamkeit an ſich, oder vielmehr das außerordentliche Compliment, das er zu beſtellen hatte, machte mich aufmerkſam. Er ſagte, ſeine Frau wüßte vor langer Weile nicht, was ſie dieſen Nachmittag anfangen ſollte, und darneben hatte ſie ſo viel Materie zur Verleumdung und üblen Nachrede geſammlet, daß ſie es unmöglich länger auf dem Herzen behalten könnte. Sie wollte demnach eine Probe ihrer Geſelligkeit ablegen, und ſich die Ehre geben, die Frau des Zeltes zu beſuchen. Man kann leicht erachten, daß ein ſo angenehgenehmer Endzweck des Beſuchs mit Freuden aufgenommen wurde. Ich hatte aber keine Luſt, dieſe Dame zu erwarten, und eilte weiter.

Ich kam hierauf auf einen geraumen Platz, auf welchem ich ein erſchreckliches Getümmel wahrnahm. Allein, meine Seele muß damals ſo ausſchweifende Vorſtellungen gehabt haben, daß ich nicht einmal habe behalten können, was ich hier geſehen habe. Es kleben mir nur noch einige verwirrte Begriffe von Scheinbeſuchen, von tiefen Beugungen, von Neid, von Verleumdungen, von Verfolgungen, von Parteyen, von Steigen und Fallen im Gedächtniſſe, die ich unmöglich zuſammen reimen kann: und das iſt es alles, was ich davon behalten habe.

Indem ich meinen Weg weiter fortſetzte; ſo gelangte ich auf einen andern geraumen Platz, auf welchem ſich eine Menge Tafeln befanden. An einer jeden dieſer Tafeln ſaß ein Haufen ehrwürdiger Männer: und man ſagte mir, daß es Leute wären, die ſich zuſammen in Geſellſchaften begeben hätten, um dem Triebe der Geſelligkeit deſto beſſer ein Genüge zu leiſten, und mit vereinigten Kräften an einerley Endzweck zu arbeiten. Ich wurde auch durch das Betragen einer jeden von dieſen Geſellſchaften, auf das lebhaftigſte gerühret: und ich verſicherte mich ſchon, daß die Pflichten der Geſelligkeit nicht beſſer erfüllet werden könnten, als ich hier gewahr wurde. Allein, indem ich meine Augen mit einer ehrerbietigen Bewunderung auf dieſe Tafeln gerichtet hatte, ſo ſah ich, daß viele dieſer ehrwürdigen Männer ſpitzige Stacheln bey ſich hatten, mit welchen ſie ihre Mitglieder unverſehens in den Rücken ſtachen: und ſelten, daß dieſe wußten, von wem der Stich geſchehen war. Ich weis nicht, warum mir dieſes Verfahren nicht gefallen wollte.

Ich kam hierauf an einen etwas abgelegnen Ort dieſes großen Jahrmarkts: und ich hörte in einem kleinen Zelte zwey Perſonen ſehr vertraut mit einander ſprechen. Ich freuete mich ſchon im Voraus über die Geſelligkeit, die ich hier antreffen würde: und ich ſchlich mich hinter die eine Wand des Zeltes, wo ich alles in demſelben wahrnehmen konnte. Es waren hier in der That zwey Herzensfreunde beyſammen, durch deren gemeinſchaftliche Zärtlichkeit und Vertraulichkeit ich lebhaftig eingenommen wurde. Allein, ehe ich es vermuthete, ſo ſetzte der eine unvermerkt ſeinem Freunde ein Bein unter: und der gute Mann that einen ſchweren Fall. Es hieß, er wäre über einen Zeltpfahl gefallen: und der andre konnte ihm anfangs ſein Mitleiden nicht genugſam ausdrucken. Kurz aber darauf verließ er ihn mit allen Zeichen der Verachtung.

Dieſe Begebenheit erbitterte mich ſo ſehr, daß ich beſchloß die Wieſe zu verlaſſen. Allein indem ich mich auf einer andern Seite nach dem Ausgange herum wenden wollte; ſo gerieth ich in eine der lebhafteſten Gegenden derſelben. Ich ſah eine Menge artig gekleideter junger Herren, welche die Geſelligkeit ſelbſt zu ſeyn ſchienen. Sie naheten ſich einem jeden, der ihnen begegnete, mit der liebreichſten und geſelligſten Miene von der Welt: und ſie trugen einem jeden, ob ſie ihn gleich niemals geſehen hatten, ihre Geſelligkeit und Dienſte mit ſo ſtarken und verſichernden Ausdrucken an, daß ich glaubte, hier hätte ich die beſten Herzen von der Welt angetroffen. Es war mir nur bange, ob dieſen gütigen Seelen ſo viele Verſprechungen zu erfüllen nicht ſchwer fallen würde. Allein, ehe ich es mich verſah, ſo brachen ſie ab, ehe ihnen der Fremde einmal vor ihre ſchöne Anerbietungen hätte danken können. Sie verließen ihn mit einem lauten Gelächter. Sie ſungen, ſie trillerten, ſie tanzten, ſie pfiffen: und der erſte ankommende Unbekannte war abermals der Gegenſtand ihrer Anerbietungen, den ſie eben ſo bald verließen.

Ich merkte an, daß dieſe artige junge Herren alle von einerley Gegend dieſer Wieſe herkamen, und nachdem ſie ihre Anerbietungen unter die ankommenden Fremden abgeſchoſſen hatten, ſich wieder dahin machten. Ich war neubegierig, dieſe Gegend zu beſehen, und ich wendete mich nach derſelben. Kaum war ich hundert Schritte gegangen; ſo kam ich an ein vergoldetes Gitter, und kurz darauf an ein prächtiges Thor, welches folgende Ueberſchrift hatte: **Menſch! der du den edlen Trieb der Geſelligkeit fühleſt, gehe hinein zu dieſem glücklichen Thore! Du findeſt hier die angenehme Gegend des freyen Umganges unter Perſonen beyderley Geſchlechts: und wenn du einen Geſchmack an dem wahren Vergnügen dieſes Lebens empfindeſt; ſo wirſt du ſie hier antreffen.** Dieſe Worte mahlten mir dieſe Gegend allzu reizend ab, als daß ich ſie nicht hätte beſehen ſollen. Ich gieng alſo durch dieſes glückliche Thor hinein.

Wie ich mir habe ſagen laſſen; ſo wird dieſe angenehme Gegend in zwey Quartiere eingetheilet. Das erſte wird der ehrbare freye Umgang genennet: und das andre heiſſet der ausſchweifende freye Umgang. Es war das erſte Quartier, welches ich nach dem Eingange betrat.

Es fielen mir alſo bald unterſchiedne Geſellſchaften von Perſonen beyderley Geſchlechts in die Augen. Es iſt wahr, dasjenige was ich hier anfangs ſah, beſtärkte den vortheilhaften Eindruck, den die Ueberſchrift des Einganges in mir gemacht hatte. Man unterhielt ſich mit angenehmen Geſprächen. Man befliß ſich allerley Arten der Höflichkeit, und einer guten Lebensart, um gefällig zu werden. Man ſcherzte, man lachte, man ſuchte ſich munter und aufgeräumt zu bezeigen, und man ſchärfte ſeinen Verſtand, indem man witzig ſcheinen wollte. Bey allen dieſen wurde die Ehrbarkeit und die guten Sitten nicht verletzet: und ich verſicherte mich ſchon, daß ich hier eine wahrhaftige Geſelligkeit und die angenehmſten und erlaubteſten Vergnügungen des Lebens vor mir ſähe. Allein, ich weis nicht, wie es kam, daß ſich die Vorſtellungen meiner Seele auf einmal änderten. Vielleicht geſchah es, weil es anfieng Tag zu werden und die Lebensgeiſter bald ermuntert, mithin die Vorſtellungen der Seelen immer unordentlicher wurden. Doch dem ſey wie ihm wolle. Ich erzähle den weitern Verlauf meines Traums.

Auf einmal traten die Herzen aller Perſonen, die in dieſen Geſellſchaften waren, heraus vor ihre Bruſt, und ich konnte ganz deutlich wahrnehmen, was darinnen vorgieng. Ich ſah darinnen eine Begierde zu gefallen, die ſich nicht auf wahre Verdienſte gründete; ſondern die auf die Schalen der Verdienſte gerichtet war, und die ſich mit verborgenen Triebe vermiſcht hatte, welche noch nicht genug aus einander gewickelt und kenntbar waren. Kurz darauf erſchien ein bunter Schatten, welcher die Eitelkeit hieß. Dieſer legte alle Herzen der Geſellſchaft in Feſſeln, und leitete ſie an ſeinen Stricken.

Hierauf erſchien ein andrer Schatten, welcher die Wolluſt hieß. Dieſer blies denen Herzen eine Art von Regungen ein, deren Natur ich anfangs nicht erkennen konnte. Allein, ſie bläheten ſich immer mehr und mehr auf: und ich ſah endlich, daß ſie zu unordentlichen Begierden wurden. Die Perſonen dieſer Geſellſchaft merkten nicht, was in ihnen vorgieng. Ein luſtiger Schatten, welchen ich vor die Freyheit erkannte, war beſtändig befliſſen, ſie auf eine angenehme Art zu kitzeln, ſo, daß ſie die Empfindungen ihrer Herzen nicht fühlen, und dieſelben unterdrücken konnten. Das falſche Vergnügen ein ander Geſpenſt, blies beſtändig einen dicken Nebel um ihre Vernunft, damit dieſelbe nicht wahrnehmen konnte, was um ſie geſchah. Endlich kamen eine Menge ſchwarzer Furien, welche die Laſter hießen. Dieſe umſtrickten die meiſten Perſonen der Geſellſchaften, und zogen ſie nach ſich.

Ich wurde hierauf ein ganz andres Betragen in dieſen Geſellſchaften gewahr. Die Munterkeit verwandelte ſich in Narrenspoſſen und der Scherz in unflätige Redensarten. Statt der Höflichkeit und guten Lebensart nahm ich unkeuſche Nachſtellungen wahr. Endlich zogen dieſe Geſellſchaften zu ganzen Schaaren in das andre Quartier, welches, wie man ſchon weis, die Gegend des ausſchweifenden freyen Umgangs heiſſet.

Ich wollte mich auch von der Beſchaffenheit dieſer Gegend unterrichten. Ich folgte ihnen alſo nach. Ich werde aber meine Leſer nicht lange dabey aufhalten. Dieſe Gegend wurde mir ſo gar im Traume zum Ekel, und ich beſchloß, ſie bald zu verlaſſen. Ich werde alſo ihre Beſchaffenheit ganz kurz erzählen.

So bald die Geſellſchaften, denen ich gefolgt war, dieſes andre Quartier betreten hatten; ſo verſteinerte die Frechheit ihre Stirne: und nun konnten ſie allen Urtheilen ihrer Nebenmenſchen Trotz bieten. Die Unverſchämtheit nahm ſie ſodann in ihre Stricke, und die Schande begleitete ſie. Dieſe beyden verjagten die Schaam und die Ehre, die ihnen noch von ferne nachgefolget hatten, und nun übten ſie alle Ausſchweifungen aus, die ein unordentlicher Umgang zwiſchen zwey Perſonen beyderley Geſchlechts nur hervor bringen kann. Ich hörte einen Scherz, welcher die Ohren beleidigte: und der Zeitvertreib beſtund in unflätigen Poſſen. Die Geſellſchaften theilten ſich mehrentheils in zwey Perſonen: und das Frauenzimmer nahm die einſamen Beſuche einer Mannsperſon an. Ja ſie ſtatteten wohl gar dergleichen Beſuche bey den Mannsperſonen ab. Man wurde einander untreu. Das Frauenzimmer wechſelte mit ihrem Liebhaber; und dieſe mit ihren Liebſten. Kurz, ich ſah einen ausſchweifenden freyen Umgang, der eben nicht ſo ſeltſam iſt, daß er beſchrieben werden müßte, wenn man ihn kennen wollte.

Es waren häufige Gruben in hieſiger Gegend: und es geſchah gar oft, daß das Frauenzimmer einen ſchweren Fall that. Allein, dieſes Unglück, dem alle andre Einwohner dieſer Gegend ſo nahe waren, erregte nichts weniger, als das Mitleiden der übrigen. Sobald als ein Frauenzimmer einen ſolchen unglücklichen Fall gethan hatte; ſo ſchlug jedermann ein entſetzliches Gelächter auf. Man zog ſie nicht heraus, um ihr zu helfen; ſondern um ſie aus dieſer Gegend zu verbannen. Hinter dieſer Gegend war ein finſtres Thal, welches das Thal der Geſchwächten genennet wurde. In daſſelbe wurden ſie verbannet, und aus der Gegend des freyen Umgangs durch eine enge Pforte hinaus geſtoſſen. Es geſchah damals gleich, daß ein Frauenzimmer einen ſolchen unglücklichen Fall that. Hierauf erhub ſich in der ganzen Gegend ein ganz unſinniges Gelächter. Dieſes mochte eine ſo lebhaftige Vorſtellung meiner Seelen ſeyn, daß ich darüber aufwachte, als ich ohnedem nicht länger träumen wollte.

III.

Der Tempel der Ehren.

Nichts iſt ſo häufig in der Welt anzutreffen als Ehre. Wo ſich nur das Auge hinkehret, ſo finden wir Menſchen, die Ehre vor ſich haben: und die Geringſten und Unwürdigſten unter den Menſchen halten ſich an ihrer Ehre angegriffen, wenn ſie beleidigt ſind. Sie müſſen alſo unumgänglich vorausſetzen, daß ſie Ehre beſitzen. Bey dieſer unausſprechlichen Menge der Ehre, die in der Welt anzutreffen iſt, bin ich noch nicht im Stande geweſen, den Grund der Ehre ausfindig zu machen. Bald kann ich nicht anders ſchließen, als daß alle Handlungen der Menſchen ohne Unterſchied den Grund der Ehre ausmachen müſſen: bald werde ich überzeugt, daß dieſer Grund in zufälligen Dingen beſtehet, und bald muß ich auf die Gedanken fallen, daß die Ehre gar keinen Grund habe, ſondern den Menſchen von Natur eigen ſey. Diejenigen von meinen Leſern, welche die Geſtalt der Welt aufmerkſam betrachten, werden vielleicht in eben dieſe Verwirrung gerathen, wenn ſie den Grund der Ehre unterſuchen wollen.

Wenn alles ſeinen zureichenden Grund haben muß; ſo kann freylich die Ehre deſſelben nicht beraubet ſeyn. Allein, ich habe beſchloſſen mir hierüber den Kopf niemals zu zerbrechen. Ich bin auch viel ein zu wahrhaftiger Freund des menſchlichen Geſchlechts, als daß ich

durch

durch eine mühſame Unterſuchung vielleicht einen Grund heraus bringen ſollte, der ſich etwan nicht auf alle Menſchen ſchickte, und folglich einem guten Theil derſelben die Ehre abſpräche. Ich bin alſo ſehr wohl zufrieden, daß das menſchliche Geſchlecht ſo glücklich iſt, daß alle ſeine Mitglieder Ehre beſitzen.

Allein mitten in dieſer angenehmen Ehre, die ſich alle Menſchen zueignen, geſtehet man noch einigen Menſchen eine beſondre und vorzügliche Ehre zu. Ungeachtet ich ſonſt alle Grundſätze von Herzen gerne billige, welche die Welt einmal angenommen hat: ſo werde ich doch beſtändig wider meinen Willen von einem ſtarken Zweifel hingeriſſen, ob auch diejenigen Handlungen, weshalb man vielen Menſchen eine ſehr vorzügliche Ehre einräumet, ſo beſchaffen ſind, daß ſie in der That Ehre verdienen. Je mehr ich mich dieſes thörichten Zweifels zu entſchlagen ſuchte, je mehr werde ich davon eingenommen. Es iſt mir immer, als wenn mir jemand in die Ohren murmelte: Keine Handlung der Menſchen verdienet Ehre, als wenn ſie lobenswürdig iſt, keine That aber iſt lobenswürdig, als die gerecht iſt.

Ich bitte meine Leſer ſehr inſtändig, daß ſie mir den Beweis dieſer Worte nicht zumuthen wollen. Da ich um nichts eifriger bemühet bin, als dieſe unglücklichen Sätze aus meinem Gedächtniſſe auszurotten, die mich aus derjenigen ruhigen Gelaſſenheit herausſetzen, mit der ich die Meynungen der Menſchen anſehe, und bey der ich mich ſo wohl befinde; ſo können ſie leicht erachten, daß ich mich um die Wahrheit derſelben niemals bekümmert habe. Geſetzt, daß mir auch die verwegenen Gedanken

ein=

eingefallen wären, durch eine weitläuftige Demonſtration, die Wahrheit dieſer Worte herauszubringen; ſo würde ich dem ungeachtet hiedurch meine Seele nicht beruhiget haben. Ich bin gar nicht von derjenigen Art Menſchen, die ſich klüger dünken, als ihre vernünftigen Nebengeſchöpfe: und ich bin allzu wohl überzeugt, wie betrüglich unſre elende Vernunft iſt, wenn ſie ſich den wohlgegründeten Meynungen und löblichen Gewohnheiten der Welt entgegen ſtellen will. Ich ſehe alſo ſehr wohl ein, daß ich nur von dieſer Seite wenig Beruhigung in meinem Zweifel zu verſprechen habe.

Unterdeſſen iſt es doch nicht rathſam, daß ich mich mit einem Zweifel, der ſich täglich erneuert, ewig quäle. Alles aber, was ich zu Hebung deſſelben ausfindig machen kann, iſt, daß ich wünſche, den Tempel der Ehren ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Ich habe von dieſem Gebäude ſo viel in den Schriften der Dichter geleſen, daß ich ohnedem neugierig bin, denſelben zu beſehen: und wenn ſich alle diejenigen in der That darinnen befinden, welche die mächtigen Dichter dahin verſetzet haben; ſo bin ich auf die allervollkommenſte Art überzeuget, daß man vielen Menſchen mit höchſtem Rechte eine ſehr vorzügliche Ehre beyleget, und alle meine Zweifel werden dadurch aus einander gewickelt werden, und die unglücklichen Einblaſungen aufhören. Ja ich getraue mir alsdann zu verſichern, daß die Welt noch viel zu karg in Beylegung einer vorzüglichen Ehre iſt. Wohlan denn, es ſey gewagt, ich will die Reiſe nach dem Tempel der Ehren unternehmen, um mich dadurch zu beruhigen: und weil es nicht unmöglich iſt, daß ſich viele meiner Leſer in einer ähnlichen Beſchaffenheit mit mir befinden; ſo werde ich die Nachrichten von meiner Reiſe getreulich mittheilen, und auch die geringſten Umſtände nicht verſchweigen, geſetzt, daß ſie mit der Urſache meiner Reiſe keine Verwandſchaft hätten. Es iſt dieſes die Pflicht eines Reiſebeſchreibers: und vielleicht werden meine Nachrichten nicht ohne Nutzen ſeyn.

Es ſind mir vielerley Wege bekannt, wodurch man in Länder gelangen kann, von welchen man ein Haufen Wunderdinge erzählen will. Wenn ich ſonſt wollte: ſo könnte ich zu Schiffe gehen. Ich könnte einen gewaltigen Sturm erregen und mich nach erlittenem Schiffbruche an ein unbekanntes Land antreiben laſſen. Wer wollte es mir verwehren, wenn ich Luſt hätte, eine allegoriſche Gottheit herbey zu rufen, und mich durch ſie hinbringen zu laſſen, wohin ich wollte: und wenn ich tyranniſch verfahren wollte: ſo könnte ich gar die Fama zwingen, welches die ordentliche Poſt nach dem Lande und dem Tempel der Ehren iſt, daß ſie mich auch wider ihren Willen dahin ſchaffen müſte.

Allein, ich habe beſchloſſen, mich vor diesmal des allereinfältigſten Weges nach dem Tempel der Ehren zu bedienen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß dieſes andern witzigen Schriftſtellern zu keinem Nachtheile gereichen ſoll. Ich werde zu Fuß dahin gehen: und ich hoffe nicht, daß ich mich verirren werde. Es ſind mir aus den Dichtern alle Wege und Stege nach dem Tempel ſo genau und eigentlich bekannt, als ich alle Fußſteige eine Meilenweges um meinen Geburtsort im Kopfe habe. Ich weis einen ſo nahen Weg, daß ich kaum fünfhundert Schritte werde zu gehen haben, um

die

ie Granze des Landes der Ehren zu erreichen. Itzo egebe ich mich auf die Reiſe, und nun habe ich die Gränze es Landes ſchon überſchritten. Ich kann alſo mit meinen Nachrichten ohne Verzug den Anfang machen.

Das erſte, was mir auf meiner Reiſe aufſtieß, nachem ich die Gränzen des Landes erreicht hatte, war ein Haufen Volk, die ſich ihrer Kleidung nach in etwas von em Pöbel zu unterſcheiden ſchienen. Wenn mir recht ſt: ſo beſtund er größtentheils aus ſolchen Perſonen, die man in der Welt ganz feine Leute zu nennen pflegt. Sie eobachteten ein Haufen Ceremonien und Wortgepränge gegen einander: und ſie erwieſen ſich unter einander alle rſinnliche Ehrenbezeigungen.

Weil mir der kleinſtädtiſche Gebrauch, daß diejenigen einander grüßen, die einander doch nicht kennen, niemals gefallen hat; ſo gieng ich vor ihnen vorbey, ohne en Huth abzunehmen. Wie es ſchien, ſo nahmen ſie mein Verfahren ſehr übel auf. Einige lächelten, einige huſteten, und einige redeten einander heimlich in die Ohren. Endlich gieng mir einer aus der Geſellſchaft nach.

Um Vergebung, mein Herr, rief er, wo gedenken ſie hin? Ich antwortete, daß ich willens wäre den Tempel der Ehren zu beſuchen. Ey! ſagte er, warum unterlaſſen ſie denn der Geſellſchaft die gewöhnlichen Ehrenbezeigungen zu machen. Mich deucht doch, daß Leute von unſrer Beſchaffenheit ſchon ſo viel Ehre verdienten. Sie würden geſehen haben, daß wir ihnen ein klein wenig Ehrenbezeigung mit reichem Wucher wieder erſtattet hätten.

Weil der vermuthlich Abgeordnete des Haufens mein Bezeigen nicht wegen der Sitten der Welt, noch wegen der gewöhnlichen Höflichkeit tadelte; ſo verſetzte ich, daß ich deswegen meine Reiſe unternommen hätte, um mich von dem Grunde der Ehre zu unterrichten. Weil er nun vor ſeine Geſellſchaft Ehrenbezeigung von mir forderte: ſo würde ich ſehr vergnügt ſeyn, wenn er die Gütigkeit haben wollte, mir den Grund der Ehre anzuzeigen, worauf ſeine Begleitung Anforderung machte. Ey Poſſen! erwiederte derſelbe, ſind ſie nicht ein wunderlicher Menſch? Von was vor einem Grunde der Ehren reden ſie? Iſt es ihnen denn nicht genug, daß ſie ſehen, wie es alles ganz feine Leute ſind, denen ſie begegnen? Er verließ mich hierauf dem Anſehen nach, mit einigem Unwillen, und ich ſetzte meinen Weg gleichergeſtalt fort.

Als ich kaum ein paar hundert Schritte weiter gegangen war; ſo begegnete mir ein Haufen von Perſonen beyderley Geſchlechts, an welchen ich insgeſammt annehmliche und zum Theil recht ſchöne Geſichter wahrnahm. Die Mannsperſonen ſungen Lieder zum Lobe der Schönheit, worinnen ſie behaupteten, daß die Vollkommenheiten der Natur allein Ehre verdienten. Weil ich durch die vorige Begebenheit um einen guten Theil klüger geworden war; ſo nahm ich meinen Huth ſehr tief ab. Vielleicht war auch das Geſichte eines ſchönen Frauenzimmers, das mich vor allen andern einnahm, der Bewegungsgrund von meiner fertigen Hochachtung.

Man erwiederte meine Ehrenbezeigung auf eben dieſe Art: und weil man vielleicht mit meiner guten Kenntniß der Verdienſte zufrieden war; ſo umgaben mich einige aus der Geſellſchaft. Sie werden vermuthlich nach dem Tempel der Ehren reiſen, redete man mich an. Wenn ſie unſerm Rathe folgen wollen; ſo kehren ſie mit uns um. Wir verſichern, daß ſie nichts darinnen finden, was ihrer Aufmerkſamkeit würdig wäre; und überdies werden ſie nicht einmal eingelaſſen. Machen ſie ſich aber deshalb keinen Kummer. Der Tempel der Ehren verdienet nicht, daß man einen Schritt darnach thut. Wir verlangen niemals hinein zu gehen. Dennoch genießen wir von denenjenigen, welche die Vorzüge der Schönheit einſehen, alle Ehre, die wir verlangen können. Ich bezeigte ihnen meine Erkenntlichkeit vor die Nachrichten, ſo ſie mir zu geben ſich die Mühe nehmen wollen. Ich gab ihnen aber zu verſtehen, daß ich eben deshalb den Tempel der Ehren in Augenſchein nehmen wollte, weil er es nicht verdiente. Sie lachten, und ich verfolgte meinen Weg.

Ich entdeckte hierauf rechter Hand an der Straße ein großes Haus. Als ich näher kam; ſo hörte ich, daß die Bedienten voller Geſchäffte waren. Weil es beynahe 11 Uhr war; ſo vermuthete ich, daß der Herr deſſelben im Aufſtehen und Ankleiden begriffen ſey. Ich irrete nicht. Ich hörete eine gebieteriſche Stimme ganz deutlich rufen: Chriſtian, weil meine Haare ſo wohl gerathen ſind, ſo bringe mir das blaue Kleid mit Golde. Ich habe beſchloſſen heut beſondre Ehre zu erwerben.

Ich war neugierig, den Einfluß der wohlgerathenen Haare und des blauen Kleides mit Golde, in die Ehre kennen zu lernen. Ich blieb dannenhero ſtehen, und erwartete den Ausgang eines Herrn, der einen ſo edlen Vorſatz hatte. Er erſchien, als kaum einige Augenblicke verfloſſen waren. Ich wurde gar bald überzeugt, daß die wohlgerathenen Haare und das blaue Kleid mit Golde in Anſehung der Ehre nicht ohne Wirkung ſeyn müßten. Jedermann, der ihm begegnete, bückte ſich ungemein tief vor demſelben. Ich ſelbſt war nicht vermögend, dem Eindrucke zu widerſtehen, den dieſe Dinge in mir machten. Als er gegen mich kam; ſo bückte ich mich eben ſo tief, als alle andre, die ihm begegnet waren: und ich verſpürte in meiner Seele eine gewiſſe Anreizung, mir einen Grund der Ehre zu verſchaffen, den ich ſonſt niemals geachtet hatte, der mir aber nunmehr ungemein beträchtlich ſchien.

Als ich mit dieſen Gedanken meinen Weg ungefähr eine Viertelſtunde fortgeſetzet hatte; ſo wurde ich linker Hand einen großen Pallaſt gewahr. Es war eines der prächtigſten und vortrefflichſten Gebäude, das ich jemals geſehen habe. Ueber dem Eingange las man mit güldenen Buchſtaben: Die Wohnung der Reichen. Ich ſah, daß die Vorübergehenden vor dieſen Worten auf die ehrerbietigſte Art den Huth abnahmen, oder ihre Ehrenbietung mit einer tiefen Verbeugung zu Tage legten, wenn ſich gleich niemand an den Fenſtern zeigte.

In dem Pallaſt ſelbſt herrſchte allenthalben der Ueberfluß. Das Hausgeräthe und die Auszierungen der Zimmer zeigten etwas mehr als den Reichthum der Beſitzer; ſie gaben ihre Verſchwendung zu erkennen. Es war nun Mittag, und die Reichen hatten ſich zur Tafel geſetzt. Der Pöbel verſammlete ſich in großer Menge vor dem Pallaſte, und wartete auf die abgetragenen Speiſen, die ihnen größtentheils zu Theil wurden. Allemal, wenn ihren Händen die Herrlichkeit der Reichen ſo wohl begreiflich gemacht wurde; ſo ruften ſie, daß die Luft ertönte: Groß iſt die Ehre und Herrlichkeit der Reichen. Nach aufgehobner Tafel wurden allerley kleine Münzen unter das Volk ausgeworfen; und meine Ohren wurden von dieſen ſchmeichleriſchen Ausrufungen abermals betäubet.

Neben dieſem Pallaſte war der Grund zu einem andern Gebäude geleget, wovon der Anfang zu erkennen gab, daß es weit prächtiger werden würde. Ich erkundigte mich nach dem Endzweck dieſes Gebäudes, und man ſagte mir, daß die Reichen Vorhabens wären, hier einen neuen Tempel der Ehren zu erbauen, der allein vor ſie gewidmet ſeyn ſollte. Sie waren nämlich ſeit langer Zeit mit dem alten Tempel der Ehren ſehr übel zufrieden, weil man von ihnen etwas mehr als Reichthum erforderte, ehe man ſie einlaſſen wollte. Ungeachtet ſie nun zwar demſelben beſtändig aus Verachtung den Rücken zugekehret hatten; ſo glaubten ſie doch, daß ihrer Ehre noch etwas abgienge, wenn ſie nicht einen Tempel der Ehren in ihrer Gewalt hätten, worinnen ſie ſich der Nachwelt zur Bewunderung darſtellen könnten. Sie hatten ſich dannenhero zu dieſem neuen Gebäude entſchloſſen. Sie müſſen aber einen ſehr ungeſchickten Plan erwählet haben, weil man ſeit viel Jahrhunderten noch nicht mit dem Grunde hatte zu Stande kommen können. Denn ehe man den Grund an einem Orte ausgebeſſert hatte; ſo wurde er an einem andern ſchadhaft. Einige erfahrne Baumeiſter hatten ihnen zwar den Vorſchlag gethan, daß ſie den Grund mit einer Art Steinen legen ſollten, welche Verdienſte und lebens-würdige Handlungen genennet würden. Allein, weil ſie ſehr mühſam zu brechen wären; ſo hätten ſie ſich noch wenig Mühe deshalb gemacht. Ich bedauerte, daß ein ſo rühmliches Vorhaben Hinderniſſe fände: und ich verfolgte nun mit eilfertigen Schritten meinen vorhabenden Weg.

Ich war von dem Pallaſte der Reichen noch nicht weit entfernet, als mir eine Menge Menſchen von guten Anſehen aufſtießen. Sie trugen an ihren Hälſen koſtbare Bänder, woran allerley theils gedruckte, theils geſchriebne Papiere hiengen, die mit großen Siegeln beſtärket waren. Indem ich vor ihnen übergieng; ſo umgab mich der ganze Haufe und nöthigte mich mit großer Höflichkeit, daß ich ihre Schriften leſen ſollte. Ich entſchuldigte mich ſehr demüthig, daß ich niemals gewohnt wäre, mich um die Angelegenheiten anderer Leute, die mich nichts angiengen, zu bekümmern, und bat dannenhero gehorſamſt, daß ſie mich damit verſchonen möchten. Allein, alle meine Entſchuldigungen halfen mir nichts.

Man zwang mich, jedoch mit der größten Höflichkeit, daß ich auch wider meinen Willen leſen mußte: und man gab mir zu verſtehen, daß man mich meines eignen Beſtens wegen unmöglich ungeleſen fortgehen laſſen könnte, weil ich ſonſt gar leicht in eine Menge Injurienproceſſe verfallen könnte. Da es nun nothwendig geleſen ſeyn mußte; ſo las ich: und ich fand, daß der eine Theil wegen ſeiner beſondern Gelehrſamkeit zu Doctoribus, Licentiaten und Magiſtern war gemacht worden: und der andere Theil war wegen ſeiner rühmlichen Eigenſchaften zu allerley Räthen, Commiſſarien, Procuratoren, Confidenten,

ten, und ich weis nicht zu was mehr in höchſten Gnaden ernennet werden. Nachdem ich endlich alle Schriften mit Angſt und Zittern geleſen, und einem jeden die ſchuldige Höflichkeitsbezeigung, wiewohl wegen der Zerſtreuung, worinnen ich war, ziemlich verwirrt gemacht hatte; ſo war es mir nun erlaubt, meine Straße fortzuwandern.

Ich glaubte nunmehr ohne weitere Hinderniß bey dem Tempel der Ehren anzulangen. Allein, ich irrete. Es iſt in dieſem Lande gefährlicher zu reiſen, als ich vorher glaubte. Kaum hatte ich mich von meiner Angſt in etwas erholet, als mir zwey angeſehene Herren mit einer hoffärtigen Miene und großen Federbüſchen begegneten. Sie ſchienen ziemlich entrüſtet zu ſeyn, und ihr Geſpräch war ſehr eifrig. Sind ſie ein Bürgerlicher, mein Herr, redete mich der eine an, als ich bey ihnen vorbey gehen wollte. Ich antwortete mit: Ja. Sagen ſie uns doch, fuhr er fort, ob ſie glauben, daß ein Bürgerlicher Ehre verdient? Ohngeachtet mir bey dieſer Frage angſt und bange zu werden begunnte; ſo hatte ich doch noch ſo viel Herz, daß ich verſetzte: Weil die Ehre nach meinem Erachten in den Kennzeichen der Hochachtung beſtünde, die uns unſre Nebenmenſchen, wegen unſrer lobenswürdigen Handlung erzeigten; ſo glaubte ich nicht, daß die Bürgerlichen davon ausgeſchloſſen werden könnten, wenn ſie in der That lobenswürdige Handlungen ausgeübet hätten.

Ja, ja, Herr Bruder! Hier haſt du die bürgerlichen Grundſätze, redete er hierauf zu ſeinem Geſellſchafter mit einem bittern Lächeln. Wiſſet! fuhr er fort, indem er ſich gegen mich kehrte, daß euer Stand nicht der geringſten Ehre fähig iſt. Wer macht denn den Höfen der Könige und der Fürſten Ehre, vielleicht, wenn ihre vornehmſten Bedienungen mit Bürgerlichen oder neugebackenen Edelleuten beſetzt ſind? Nein, guter Freund, ich bin es immer noch, gegen den der aufgebrachte Herr redet, der gute alte Adel iſt es, der ihnen Ehre macht. Wenn man euch und eures gleichen in die höchſten Bedienungen ſetzt; ſo werdet ihr doch dadurch keine wahrhaftige Edelleute: und man wird wenig Ehre von euch zu gewarten haben. Gehet nur hin in den Tempel der Ehren, es ſoll euch erlaubt ſeyn. Nachdem ich itzo mit meinen Augen geſehen habe, daß ein Bürgerlicher eingelaſſen worden iſt; ſo wird kein Edelmann mehr Verlangen tragen eingelaſſen zu werden. Bey meinen Ahnen, Herr Bruder, (er redete ſeinen Begleiter wiederum an,) ich will öffentlich bekannt machen, daß es kein rechtſchaffner Edelmann iſt, wer hinein gehet.

Die erzürnten Junkers verließen mich endlich: und ohngeachtet ich wider ihre Grundſätze vieles einzuwenden gehabt hatte, ſo hielt ich es doch vor rathſamer, ihren Zorn gegen die Bürgerlichen nicht weiter zu reizen. Ich war vielmehr zufrieden, daß ich aus dieſem gefährlichen Handel noch mit einem blauen Auge kam, und ich reiſete auf meiner vorhabenden Straße weiter.

Der Tempel zeigte ſich bereits von ferne: und ich glaubte nunmehr allen Gefährlichkeiten entriſſen zu ſeyn. Demnoch war bereits der Augenblick vorhanden, der mich in den Abgrund einer neuen Gefahr, und zwar in eine der allergrößten ſtürzen ſollte, die ich auf meiner Reiſe ausgeſtanden habe.

Ich gieng nahe an einem Walde vorbey. Wie ich hernach erfahren habe; ſo wird dieſer Wald Ehrenzwang genennet: und es hat mit demſelben folgende Bewandniß. Neben dem Tempel der Ehren iſt der geheiligte Palmen- und Lorbeerwald, woran die Gerechtigkeit die Kränze der Ehren windet und die Palmenzweige bricht, womit ſie diejenigen vorher ſchmücket, die ſie vor würdig erkennet, in den Tempel der Ehren einzulaſſen. Kein Sterblicher hat noch dieſen Wald betreten; ſondern die Hand der Gerechtigkeit bricht die Zeichen der Ehre, ſelbſt, die ſie austheilet.

Gleichwie aber die verwegene Ehrſucht der Menſchen alles in der Welt verſuchet, diejenige Ehre dennoch zu erhalten, die ihnen öfters der Ausſpruch der Gerechtigkeit verſaget; ſo hat es auch mehr als einmal tollkühne Menſchen gegeben, die wider das ausdrückliche Verbot der Gerechtigkeit in den geheiligten Palmen- und Lorbeerwald einzudringen verſucht haben. Diejenigen, die wichtige Ehrenſtellen ohne Tugenden und Verdienſte beſitzen, haben gemeiniglich die Frechheit, daß ſie ſich mit Gewalt mit den Zeichen der Ehre auszieren wollen. Allein, die Gerechtigkeit weis wider dieſe Verwegnen geſchwinde und kräftige Hülfsmittel zu gebrauchen. Sie ſchlägt dieſelben mit Blindheit. Anſtatt daß ſie alſo glauben in den geheiligten Palmen- und Lorbeerwald einzudringen; ſo gerathen ſie in den ohnweit davon liegenden Wald, Ehrenzwang: und es ſind Eichen- und Weidenzweige und Diſteln, womit ſie ihre Hände ſchmücken.

Bey dieſem Walde war es, da ich eine neue gewiß ſehr harte Gefährlichkeit ausſtehen ſollte. Ich gieng, wie ich bereits geſagt habe, nahe an demſelben vorbey: und faſt in einem Augenblick ſah ich mich von einer Menge Männer umgeben, die alle Weidenzweige in den Händen hielten, und mit Kränzen von Eichenlaube gezieret waren, und die ich ihrer prächtigen Kleidung und wohl friſirten Staatsperuquen nach, vor vornehme Leute halten mußte. Verſuche der Herr von meinen Pillen, redete mich einer nach dem andern an. Es ſind die Pillen der Ehrerbietung. Ich bin geheimer Rath, Canzleydirector, Hofrath, Amtmann, Burgermeiſter, hörte ich ein verwirrtes Getöne vor meinen Ohren, und ich weis nicht, was ſie alle mehr vor anſehnliche Bedienungen nennten. Schlucke der Herr dieſe Pillen nur ein, fuhren ſie fort; ſie ſind ihm ſehr nöthig: und ſie werden eine herrliche Wirkung über ihn haben.

Ich ſtellte ihnen allerſeits ſehr wehmüthig vor, daß ſich mein Körper in einer vollkommnen Geſundheit befände, und daß ich dannenhero keinerley Art von Arzneyen nöthig hätte. Allein, meine Vorſtellungen fanden nicht das geringſte Gehör. Man befahl mir, daß ich nur ohne Umſtände den Mund aufſperren ſollte, oder man würde ſich hierzu zwey Zangen bedienen, die man gleich bey der Hand hatte, und die Unterdrückung und Verfolgung genennet würden. Man machte bereits Miene, mit dieſen fürchterlichen Inſtrumenten über mich herzufahren: als ich es endlich rathſamer befand, mich gutwillig hierzu zu bequemen. Ich verſchluckte alſo die Pillen der Ehrerbietung: und den Augenblick empfand ich ein gräuliches Reißen in meinem Unterleibe, dergeſtalt, daß ich mich eine lange Zeit ſehr tief bücken mußte. Meine Herren Aerzte ſchienen mit der Wirkung ihrer Arzney zufrieden zu ſeyn, und verließen mich mit einer halbvergnugten und halb erhabenen Mine.

Nach einer ſo ſchlimmen Begebenheit, die mir noch Angſt und Bangigkeit verurſachet, wenn ich daran gedenke, eilte ich um deſto mehr, daß ich den Tempel erreichen mochte. Denn ich hoffte doch wenigſtens daſelbſt mehr Sicherheit zu finden, als auf den offentlichen Straſſen. Ich langte auch in der That endlich ohne weitern Anſtoß bey demſelben an. Da ich noch ſo viel wichtige Dinge zu erzahlen habe, die ich hier geſehen, ſo werde ich mich mit Beſchreibung des Gebaudes ſelbſt nicht aufhalten. Es iſt genug, wenn meine Leſer wiſſen, daß der Tempel der Ehren ein zwar altes, dennoch aber ein vortreffliches Gebaude iſt, woran ſich Ordnung und Schonheit allenthalben zu erkennen geben. Alle Tugenden und lobliche Eigenſchaften, weshalb uns ſonſt unſre vernunftigen Nebenmenſchen Kennzeichen der Hochachtung erweiſen, ſind an demſelben in den ſchonſten Bildern aufgeſtellet, die man auf den erſten Anblick fur dasjenige erkennet, was ſie vorſtellen ſollen.

Der Tempel der Ehren hat nur einen einzigen Eingang: und die Gerechtigkeit befindet ſich an demſelben, um alle diejenigen zuruck zu weiſen, welche die Einlaſſung verlangen, ohne die erforderlichen Eigenſchaften und Verdienſte zu beſitzen. Ich wurde gar bald uberzeugt, daß die Gerechtigkeit in ihrer Unterſuchung ſehr ſtrenge verfuhr, und ich verlohr demnach gleich anfangs die Hoffnung, alle diejenigen in dem Tempel der Ehren anzutreffen, welche die gefalligen Dichter dahin zu verſetzen die Gutigkeit gehabt haben. Unterdeſſen ſollen meine Leſer ſelbſt hiervon urtheilen, indem ich ihnen von allem, was ich geſehen habe, hinlänglichen Unterricht geben werde.

Der Vorhof des Tempels war mit einer großen Menge Volks erfüllet. Ich ſtellte mich in einen Winkel nahe an dem Eingange, wo ich nicht allein den ganzen Vorhof überſehen, ſondern auch ganz eigentlich hören konnte, was an der Pforte vorgieng. Kaum hatte ich einige Augenblicke geſtanden, als ſich ein kleines Männchen mit ſeitwärts hängendem Haupte dem Eingange näherte. Ich erkundigte mich bey einem Nebenſtehenden, wer dieſes ſey: und ich erfuhr, daß es Alexander der Große wäre, der bereits mehr als zwey tauſend Jahr in dem Vorhofe herum gewandelt hatte. Wohlan! ſtrenge Göttinn, redete er die gerechte Richterinn der Ehre an, willſt du mir nicht einmal die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mir diejenige Stelle in dem Tempel der Ehren gönnen, die mir die Schriftſteller und die nach mir folgende Zeiten längſt eingeräumet haben. Nein, verſetzte die Gerechtigkeit, ich würde eben ſo viel Grund haben, einen berüchtigten Räuber, der viele Länder mit Räubereyen und Mordthaten erfüllet hatte, als dich einzulaſſen. Dennoch würdeſt du ihm den Vorrang laſſen müſſen. Denn es iſt mir unter den grauſamſten Häuptern der Räuber niemand bekannt, der ſo viel Thorheiten ausgeübet, der ſeine vertrauteſten Freunde ermordet, und der ſeine beſten Spielgeſellen hatte umbringen laſſen. Ich merke, ließ ſich Alexander der Große vernehmen, daß ich die Schwierigkeit des Eingangs auf keine andre Art werde heben können, als ich den gordiſchen Knoten aufgelöſet habe. Erinnere dich, Alexander, erwiederte die Gerechtigkeit lächelnd, daß die Verwegenheit und Tollkühnheit hier nicht die geringſte Wirkung habe.

Eine lange anſehnliche Perſon war dem Alexander auf dem Fuße gefolget. Wie ich von den Umſtehenden erfuhr, ſo war es Julius Cäſar, der, gleichwie er ſich Alexandern in ſeinem Leben zum Vorbilde ſeiner Ehrbegierde erwählet hatte, auch demſelben allemal nach dem Eingange des Tempels folgte, in der Hoffnung, daß der Augenblick, in welchem Alexander eingelaſſen wurde, auch vielleicht vor ihn günſtig wäre. Werde ich nicht glücklicher ſeyn, grauſame Göttinn, redete er die Gerechtigkeit an. Vielweniger, ließ ſich die Gerechtigkeit vernehmen. Du biſt weit tadelnswürdiger, fuhr ſie fort, weil du deine räuberiſche Hand gegen die Republik ausgeſtrecket haſt, der du doch, als ein Bürger, Ehrerbietung und Gehorſam ſchuldig wareſt. Pompejus zwang mich hierzu, entſchuldigte ſich Julius Cäſar. Aber auf keine andre Art, erwiederte die Gerechtigkeit, als weil du ihm den Raub der Freyheit der Republik nicht gönneteſt, den du dir ſelbſt vorgeſetzet hatteſt. Ihr ſeyd nichts anders, fuhr ſie fort, als zwey große Räuber, die ſich über den Raub nicht vertragen konnten, und wovon der Verwegenſte dem andern den Hals gebrochen hat.

Pompejus, der nicht weit davon ſtund, gieng bey Anhörung dieſer Worte mit niedergeſchlagenem Geſichte hinweg. Julius Cäſar konnte ſich aber noch nicht entſchließen zu weichen. Er redete die Gerechtigkeit von neuem an: Ich habe aber 52 Feldſchlachten gewonnen, und was kann man mir bey meinen Siegen über die Gallier und Teutſchen zur Laſt legen? Dieſes, antwortete die

Göttinn, daß deinen Siegen die Reinigkeit des Endzwecks ermangelt hat, und wiſſe, daß die Ehre der vorhergehenden löblichen Handlungen der Menſchen durch ihre nachfolgende ungerechte Thaten wieder ausgelöſchet wird. Cäſar ſchien mit dieſer Antwort wenig zufrieden zu ſeyn. Er entfernte ſich aber dennoch.

Auguſtus war unterdeſſen herbeygekommen. Aus dieſen Worten ſchöpfe ich Hoffnung, große Göttinn, fieng er zur Gerechtigkeit an. Weil die nachfolgenden ungerechten Thaten die Ehre der vorhergehenden lobenswürdigen Handlungen wieder auslöſchen: ſo werden auch wohl die vorigen ungerechten Thaten der Ehre den nachherigen lobenswürdigen Handlungen wenig ſchaden: und die Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten, die ich in meinem Triumvirat begangen habe, werden folglich durch meine nachherige Reue und Güte völlig ausgetilget ſeyn.

Keinesweges, verſetzte die Gerechtigkeit: Die Ehre erfordert zu allen Zeiten lobenswürdige Handlungen; wenigſtens muß man ihr niemals niederträchtige oder grauſame und unmenſchliche Thaten entgegen ſtellen können. Du haſt aber in dem Triumvirat mehr Raubereyen und unmenſchliche Mordthaten ausgeübet, oder wenigſtens deine Einwilligung darzu gegeben, als zehn Erzräuber niemals begangen haben, die man der ſchändlichſten Todesſtrafe unterworfen hat. Deine Beſſerung und Reue iſt auch mehr eine Heucheley zu nennen. Denn da du deinen Hauptraub, nämlich die Freyheit, der Republik niemals zurückgegeben haſt, ſo kann ſie niemand für ernſtlich halten.

Die Republik hat ſie nicht wieder annehmen wollen, entſchuldigte ſich Auguſtus. Weil ſie wußte, daß es dem Ernſt nicht war, erwiederte die Gerechtigkeit, und erinnere dich noch der Ausſchweifungen und Ungerechtigkeiten in der Wolluſt, die du mitten in deiner anſcheinenden Beſſerung und löblichen Thaten begangen haſt. Auguſtus ſeufzete hierbey, und begab ſich wieder in den Vorhof des Tempels.

Ich ſah hierauf unterſchiedne Helden aus den neuern Zeiten, denen man in der Welt eine ſehr vorzügliche Ehre zugeſtanden hat, und welche die ſchmeichleriſchen Dichter nicht allein in den Tempel der Ehren, ſondern gar unter die Sterne geſetzet haben, an dem Eingange des Tempels erſcheinen. Sie wurden aber von der Gerechtigkeit ſämmtlich zurück gewieſen. Ich hörte, daß ſie dem einen vorwarf, daß er durch ſeine ungerechten Kriege Millionen Menſchen aufgeopfert, und arm und unglücklich gemacht hätte, dem andern, daß er die Pflichten der Natur verletzet, und denjenigen ins Elend gejagt hatte, dem er Ehrerbietung und Erhaltung ſchuldig war; dem dritten, daß ihn ſeine verdammliche Ruhmſucht zu unterſchiedenen unmenſchlichen Grauſamkeiten verleitet hätte: und ich vernahm, daß ſie hinzu ſetzte: Erinnere dich der Flammen von A - - - die du entweder befohlen, oder doch gebilliget haſt. Viele andre wurden ganz kurz abgewieſen, weil es offenbar war, daß ſich ihre wenigen lobenswürdigen Handlungen durch weit mehr Laſter ausgetilget befanden.

Ungeachtet dieſer Zurückweiſung ſo vieler groſſen Helden wurde doch das Gedränge nach dem Eingange des Tempels allgemein. Ich hörte, daß der eine die Einlaſſung aus dem Grunde forderte, weil er bey ſeinem gnädigſten Fürſten und Herren in die zwanzig Jahr geheimder Kammerrath geweſen wäre, und die hochfürſtlichen Einkünfte mit 10000 Rthlr. jährlich vermehret hätte. Ein andrer verlangte den Eingang aus der Urſache, weil ihn das ganze Land als einen Abgott hätte verehren müſſen, indem er das Herz ſeines gnädigſten Landesherrn gänzlich in Händen gehabt hätte. Ein dritter begehrte den Eintritt in den Tempel der Ehren, weil er das Recht gehabt hätte, über mehr als hundert elende Bauern zu tyranniſiren, die ihm und ſeiner Peitſche alle Ehre erzeiget hätten, die nur möglich wäre. Wieder ein andrer vermuthete nichts gewiſſers, als die Einlaſſung, weil er ein Haufen gedruckter Gedichte in Händen hielt, worinnen ihn ſeine Schreiber, die Lehrmeiſter ſeiner Kinder und andre Schmeichler, die etwa auf ein kleines Amt vertröſtet waren, mit dem Tempel der Ehren und der Nachwelt ſchon ziemlich bekannt gemacht hatten: und eine Menge andre hatten eben ſo wichtige Gründe, warum ſie den Eingang mit Recht fordern konnten.

Allein, die Gerechtigkeit jagte dieſen Schwarm von ſich, ohne ſie einer Antwort zu würdigen: und als ſich ein gewiſſer Parteygänger ſehr trotzig bezeigte, unter dem Vorwande, daß man doch gleichwohl in allen Zeitungen von ihm geſchrieben hätte; ſo antwortete ihm die Gerechtigkeit ganz kaltſinnig: Guter Freund, dein Herr hat dir Freyheit geben können, auf eine unſchändliche Art zu ſtehlen. Dieſes hat dich in ſeinen Gerichten von aller Strafe ausgenommen. Allein, du irreſt gewaltig, wenn du deine Thaten in den Augen der Gerechtigkeit vor untadelnswürdig, zu geſchweigen vor ehr- und ruhmwürdig halten willſt.

Kaum hatten dieſe Anforderer die Pforte des Tempels verlaſſen, als ein Menſch von einem barbariſchen Anſehen in größter Eil auf den Tempel zugelaufen kam, und Miene machte, ſich die Thüre ohne Anfrage zu eröffnen. Wohin ſo eilfertig? rufte die Gerechtigkeit. Bedarf es auch noch einer Frage? antwortete der trotzige Herr. In den Tempel der Ehren, davon ich den Eingang mehr als einmal verdient habe. Auf was Art, guter Freund? fragte die Gerechtigkeit. Zum Henker, verſetzte der böſe Herr, (denn ich merkte, daß er anfieng zornig zu werden,) ich bin Lieutenant geweſen, und habe [illegible] Feldſchlachten und 21 Belagerungen beygewohnet, und zum Ueberfluß bin ich auf dem Bette der Ehren geſtorben: ſollte man mich bey dem Eingange in den Tempel der Ehren noch lange fragen?

Die Gerechtigkeit lächelte und ſagte: gehe nur, kleiner Auswurf des Kriegsgottes! wiſſe, daß keine verwerflichere und unruhigere Lebensart iſt, als derjenigen, die ohne Abſichten auf die Gerechtigkeit der Sache, nur des Soldes wegen ſtreiten (*). Ich hörte hierauf, daß der kleine Held allerley Arten von Flüchen ausſtieß. Allein die Gerechtigkeit wurde hiedurch wenig gerühret, und da

---

*) Man wird dieſe Worte der Gerechtigkeit nicht zur Laſt legen. Viele vernünftige Männer, davon ich nur *Grot.* lib. 2. cap. 24. num. 9. ſeq. und *Ziegler* [illegible] lib. I. cap. 33. §. 58. anführen will, ſtimmen mit dieſen Gedanken und Worten der Gerechtigkeit vollkommen überein.

da er endlich mit äuſſerſter Wuth davon gieng, um mit Gewalt in den geheiligten Wald einzudringen: ſo vermuthete ich gleich, daß ihn die Göttinn mit Blindheit ſtrafen würde. Ich habe ihn auch in der That auf meiner Rückreiſe mit einer groſſen Diſtel in der Hand prangen geſehen.

Zwey angeſehene Männer giengen nunmehro mit langſamen und abgemeſſenen Schritten auf den Eingang des Tempels los. Man ſagte mir, daß es zwey Gelehrte von der erſten Gröſſe wären: und ich erinnerte mich auch, den einen perſönlich gekannt zu haben, ich vermuthete nichts gewiſſers, als daß ich itzo den Tempel einmal eröffnen ſehen würde. Allein, meine Hoffnung ſchlug zu meiner äuſſerſten Verwunderung fehl. Sie wurden beyde abgewieſen. Ich hörte, daß die ſtrenge Thürhüterinn dem einen vorwarf, daß er ſeine Gelehrſamkeit zur Parteylichkeit gemißbrauchet, und eine ganze Wiſſenſchaft durch Verwirrung und Verfälſchung der Geſchichte allein in die Form des Nutzens und der Anforderungen ſeines Herrn zu zwingen geſucht hätte: und dem andern wurde vorgerückt, daß ſein Lebenswandel ſeinen vortrefflichen Lehren und Schriften wenig gemäß geweſen wäre: ein Mangel, wobey die gröſte Gelehrſamkeit ihrem Beſitzer nicht die geringſte Ehre bringen könnte. Dieſe beyden Gelehrten bezeigten ſo viel Groſmuth, daß ſie ohne Murren davon giengen.

Ich verſpürte hierauf eine groſſe Bewegung in dem Vorhofe des Tempels. Alles wendete ſich nach der Seite des geheiligten Waldes zu: und der Auflauf wurde immer gröſſer. Ich war ſchon willens meinen

Platz zu verlaſſen, um mich nach der Urſache dieſes Lermens zu erkundigen, als ich ſah, daß man das Bild eines Menſchen auf einer langen Stange einher trug, und damit nach dem Eingange des Tempels zueilte.

Ein Haufen Volk war mit dieſem Bilde angekommen, und dieſes hatte zu dem Auflaufe Gelegenheit gegeben. Ich hörte ein verwirrtes Geſchrey von vielerley Stimmen unter einander, und als ſie näher kamen: ſo wurden mir endlich dieſe Stimmen deutlicher. Ich verſtund ganz eigentlich, daß man rufte: Es lebe Schach Nadir der Große, der Siegreiche, der Ueberwinder, Platz vor dem Sieger, groß iſt die Ehre des Königs von Perſien, machet die Thore in dem Tempel der Ehren weit: und was dergleichen Ausrufungen mehr waren, die ich nicht behalten habe.

Endlich gelangte der Schwarm vor dem Eingange des Tempels an: und als ſich der Aufſeher gewundert hatte, daß er die Pforte noch nicht offen fände: ſo verlangte er einen Platz vor das Bildniß ſeines ſiegreichen Königs in dem Tempel der Ehren, bis derſelbe einmal zu ſeiner Zeit ſelbſt kommen würde, um die ihm gebührende Stelle einzunehmen.

Ich hoffte, daß die Gerechtigkeit hier keine Schwierigkeit machen würde. Allein, ich irrete abermals. Sie antwortete: gehet, ihr Elenden, und ſuchet euch einen Tempel der Ehren, wo man die ungerechten Sieger aufnimmt. Hier wird die Gerechtigkeit diejenigen niemals einlaſſen, die nur allein ihrer Ehr- und Herrſchſucht wegen die Erde mit Menſchenblut gefärbet, und die Länder mit Verwüſtung erfüllet haben.

Der ganze Haufe war mit dieſer Antwort ſchlecht zufrieden. Ich hörte ein verwirrtes Murmeln: und da ſie die Siege ihres Königs übermüthig und verwegen gemacht hatten: ſo fiengen ſie an zu ſchimpfen, und den Eingang mit Gewalt zu verſuchen. Allein, die Gerechtigkeit zuckte ihr glänzendes Schwerdt, von deſſen Anblick meine Augen ganz verblendet wurden. Sie that einige Luftſtreiche, und in einem Augenblicke waren Bildniß und Ueberbringer nicht mehr vorhanden.

Ich zweifle, daß man ſich einfallen laſſen wird, die Gewalt noch einmal anzuwenden, weil die Nachrichten über Archangel mitgebracht haben, daß man allenthalben in den perſiſchen Ländern kleine Tempel der Ehren erbauet hat, worinnen das Bildniß dieſes Siegers mit vieler Pracht und Lobeserhebungen aufgeſtellet worden iſt.

Die Bewegung, die durch dieſe Begebenheit in dem Vorhofe des Tempels entſtanden war, hatte ſich nun wiedergeleget, als ſich die zwen Cardinäle und Staatsminiſters von Frankreich, Richelieu und Mazarin nach dem Eingange des Tempels begaben. Werden wir noch lange warten müſſen? fragte Richelieu die Gerechtigkeit. Ewig, ohne Hoffnung der Einlaſſung, antwortete dieſe gerechte Richterinn der menſchlichen Handlungen.

Wir haben aber Frankreich auf denjenigen Gipfel der Hoheit und der Macht gebracht, erwiederte Mazarin, womit es itzo ganz Europa fürchterlich iſt. Unglückſelige, verſetzte die Gerechtigkeit, glaubt ihr denn, daß es in den Augen der Gerechtigkeit und der vernünftigen Menſchen eine lobenswürdige Handlung iſt, die Freyheit eines

Volks zu unterdrücken, und die Unterthanen zu Sklaven des Regenten zu machen? Ihr irret euch. Nein, dieſes verdienet eben ſo wenig Ehre, als die Kunſt, Treu und Glauben zu verletzen, und die Nachbarn durch allerhand Verſprechungen und falſche Ueberredungen hinter das Licht zu führen, die ihr ſo glücklich ausgeübt habt: und die ſo wenig Weisheit erfordert, daß man ſie manchen Bauer in ſeiner Art gegen ſeinen Nachbarn eben ſo geſchickt bewerkſtelligen ſiehet, ungeachtet eure und vieler anderer Staatsminiſter ganze Geſchicklichkeit, wodurch ſie groß und berühmt in der Welt geworden ſind, hierinnen beruhet hat. Vielleicht war die Wahrheit dieſer Worte ſo mächtig, daß dieſe beyden großen Männer ohne Widerrede, und, wie es ſchien, einiger maßen beſchämt, die Pforte des Tempels verließen.

Ich bildete mir ſchon ein, daß der Tempel der Ehren ganz und gar leer ſeyn würde, als ſich ein gewiſſer deutſcher Reichsfürſt, wie man ſagte, dem Eingange näherte. Die Gerechtigkeit kam ſeinem Verlangen zuvor. Sie ſagte ihm, daß er würdig wäre, in den Tempel der Ehren einzugehen. Sie pries die lobenswürdigen Handlungen öffentlich, die er ausgeübet hatte. Die zärtliche Liebe vor ſeine Unterthanen wurde ihm zum größten Verdienſte angerechnet. Sie konnte es nicht genug rühmen, daß er lieber ſeine gerechten Anforderungen fahren, als ſeine Unterthanen die traurigen Wirkungen des Kriegs erfahren laſſen. Sie lobte ſein Verfahren, daß er lieber von ſeinem Hofſtaate etwas einziehen, als ſeine Unterthanen mit neuen Abgaben beſchweren wollen.

Nachdem ſie ſein Haupt mit einem Lorbeerkranze geſchmückt hatte: ſo eröffnete ſie die Thüre des Tempels, und befahl ihm, daß er ſich an die Seite des Kaiſers Antonins ſetzen ſollte, der, um die Gränzen ſeines Reichs ohne Beſchwerde ſeiner Unterthanen zu vertheidigen, alle ſein koſtbares Hausgeräthe in einem öffentlichen Ausrufe verkaufen laſſen, und es nach ſeiner wahrhaftigen Liebe vor ſein Volk vor rathſamer befunden hat, die römiſchen Bürger mit ſeinen Koſtbarkeiten prangen zu ſehen, als ihnen neue Laſten aufzulegen.

Ein berühmter Feldherr unſrer Zeiten erſchien hierauf an dem Eingange des Tempels. Die Gerechtigkeit erklärte ſich alſobald, daß er verdiene, in den Tempel der Ehren eingelaſſen zu werden. Sie rühmte, daß ſein Muth allemal mit Klugheit vergeſellſchaftet geweſen wäre, und daß er den Ruhm der Tapferkeit, nicht wie viele andre, der Verwegenheit und dem ungefähren Glücksausſchlage zu danken hatte. Sie ſagte, daß er der ungerechten Sache niemals gedienet, noch jemals in ſeinen Kriegsunternehmungen Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten ausgeübet hatte. Sie ſprach dannenhero das Urtheil, daß er eines Platzes unter den wahrhaftigen Helden vollkommen würdig wäre. Sie ſchmückte ihn mit Palmen und Lorbeeren: und nachdem ſie die Thüre eröffnet hatte: ſo befahl ſie ihm, den ihm gebührenden Platz auf der Bank der Helden einzunehmen.

Ein alter ehrwürdiger Greis meldete ſich hierauf bey der Pforte des Tempels. Man ſagte mir, daß es ein alter Rath eines Fürſten wäre, der endlich abgeſetzt worden ſey, ungeachtet er dem fürſtlichen Hauſe und dem lande eine lange Zeit nützliche Dienſte geleiſtet hatte. Die Gerechtigkeit war ſo gleich willig, ihn einzulaſſen. Sie ſagte, daß er ſich durch ſeine wahrhaftige Gerechtigkeitsliebe, und durch den Schutz, den er Wayſen, Wittwen und Bedrängten geleiſtet hatte, zu dieſer Ehre längſt würdig gemacht hatte, wenn auch nicht eine That hinzu gekommen wäre, weshalb er die Hochachtung der Nachwelt beſonders verdiente, nämlich, daß er ſich denen zum Verderben der Unterthanen gereichenden Anſchlägen eines ſogenannten Plusmachers männlich widerſetzt hatte, und lieber ſeinen Dienſt meiden und allerley Schmach erdulden, als dieſelben billigen wollen.

Nachdem ſie ihn mit den gewöhnlichen Ehrenzeichen ausgeſchmückt, und den Eingang eröffnet hatte; ſo befahl ſie ihm, daß er ſich zwiſchen den römiſchen Rechtsgelehrten Papinianus und den engliſchen Kanzler Thomas Morus ſetzen ſollte, die beyde lieber den Tod erwählet haben, als daß ſie Ungerechtigkeit und Grauſamkeit hätten gut heißen ſollen.

Weil ich dieſe Beyſpiele der Erlaſſung vor mir hatte; ſo machte ich mich näher zum Eingange, um vielleicht bey einer neuen Oeffnung Gelegenheit zu haben, mich von der innern Beſchaffenheit des Tempels zu unterrichten. Allein die Gerechtigkeit hatte meine Annäherung nicht ſo bald wahrgenommen, als ſie mich anredete: Du biſt ziemlich verwegen, guter Freund. Unter was vor Hoffnung näherſt du dich? Ungeachtet ich über dieſe Anrede ſehr beſtürzt wurde; ſo erholte ich mich doch, daß ich folgendergeſtalt antworten konnte: Große Göttinn, ich bin von meiner Unwürdigkeit nur allzu ſehr überzeugt.

Ich habe dannenhero dieſe Reiſe keiner andern Urſache halber unternommen, als die Dinge, die hier vorgehen, ſelbſt wahrzunehmen, und die Welt als ein Geſchichtſchreiber davon zu unterrichten. Iſt es mir nicht erlaubt, unvergleichliche Göttinn, die innere Beſchaffenheit des Tempels dieſer Urſache wegen in etwas in Augenſchein zu nehmen?

Sie ſagte mir aber, daß die Welt dieſes mein Unternehmen vielleicht eben ſo verwegen finden würde, und ſie rieth mir an, daß ich mich voritzo mit dem begnügen ſollte, was ich geſehen hatte. Ich getrauete mir nicht, dieſem Rathe zuwider zu leben. Ich trat demnach ohne Verzug meine Rückreiſe an; und weil mir auf derſelben nichts merkwürdiges zugeſtoßen iſt, ſo befinde ich mich bereits wieder zu Hauſe. Auf die Fortſetzung der Beſchreibung des Tempels der Ehren kann ich meinen Leſern keine andre Hoffnung machen, als mit dem Vorbehalte, wenn mir einmal die Gerechtigkeit erlauben wird, dieſes Gebäude von innen zu beſehen.

U [illegible].

IV. Ein

IV.

Ein Traum
von einer Welt ohne Böſes.

Nichts kömmt der menſchlichen Vernunft ſo ſchwer zu begreifen vor, als warum Gott das Böſe in der Welt zugelaſſen hat. Es iſt gewiß, daß andre Welten, und darunter auch eine Welt ohne Böſes möglich geweſen wären: und es iſt eben ſo gewiß, daß Gott nach ſeiner Allmacht eine andre Welt hätte erſchaffen können. Da nun Gott nach ſeinen vollkommenſten Eigenſchaften das Böſe haſſen muß: da er als die höchſte Güte an nichts als dem ſeligen und vollkommnen Zuſtande ſeiner Geſchöpfe einen Gefallen haben kann: ſo muß es der menſchlichen Vernunft allerdings keine allzu leichte Sache ſeyn, einzuſehen, warum Gott dennoch eine Welt erwählet hat, in welcher das Böſe herrſchet.

Man kömmt aus dieſen Schwierigkeiten nicht heraus, wenn man ſagt, daß Gott das Böſe nur zugelaſſen habe. Derjenige, der etwas Böſes zuläßt, wenn er die Macht hat, es zu verhindern: und wer wollte Gott dieſe Macht abſprechen? ſcheinet eine geringe Entſchuldigung vor ſich zu haben. Will Gott das Böſe nicht, kann man ſagen, warum verhindert er es nicht? Iſt es nicht einerley, ob man ſelbſt der Urheber des Böſen iſt, oder ob man geſtattet, daß die Laſter die herrlichſten Dinge verderben, da man es doch verhindern könnte? Will Gott, daß die Menſchen in Unſchuld leben ſollen, warum hat ſeine Allmacht nicht davor geſorgt, daß ſein heiliger Wille geſchehen könnte? Es iſt dieſes eben das, was ſchon *Prudentius* vorgetragen hat, wenn er ſpricht:

> Si non vult Deus eſſe malum, cur non vetat, inquit:
> Non refert autor fuerit factorue malorum.
> Anne opera in vitium ſceleris pulcherrima verti,
> Cum poſſit prohibere ſinat; quod ſi velit omnes,
> Innocuos agere omnipotens, ne ſancta voluntas
> Denegeret, facto nec ſe manus inquinet ullo?

Dieſe Schwierigkeiten werden vermehret, wenn man ſiehet, daß die Böſen und Laſterhaften faſt allemal die Glücklichſten in der Welt ſind. Sie blühen und wachſen: und die Tugendhaftigen werden ganz ungeſtraft von ihnen unterdrückt. *Claudianus* hat dieſes ſchon angemerkt, wenn er ſpricht:

> Adſpicerem, laetosque diu florere nocentes
> Vexarique pios. — — — —

Oder, wie der teutſche Dichter ſagt:

> Ich ſahe Narren blühn und kluge Leute ſchrauben.

So gehet es beſtändig in der Welt zu: und wer kann ſich alſo der Zweifel gänzlich entſchlagen, warum Gott das Böſe in der Welt, wenn er es ja zuzulaſſen vor gut befunden hat, durch ſeine Vorſehung nicht ſolchergeſtalt beherrſchet, als es ſeiner Gerechtigkeit und Gütigkeit gemäß zu ſeyn ſcheinet. Es ſcheinet aber ſeiner Gerechtigkeit und Gütigkeit allerdings gemäß zu ſeyn, daß er die Laſterhaſten nicht in vollem Glücke und Wohlergehen ihre Bosheit ausüben und über die Unſchuld und Tugend triumphiren laſſe.

So wichtige Zweifel findet die menſchliche Vernunft, wenn ſie den Urſprung und die Geſtalt des Böſen in der Welt erwäget: und ſie ſuchet den Faden öfters vergeblich, der ihr aus dieſem Labyrinthe heraus helfen kann.

Wenn die alten heydniſchen Weltweiſen dieſe Schwierigkeiten erwogen haben: ſo ſind ſie entweder auf die Lehre von einem guten und böſen Urweſen der Dinge, oder auf andre mit dem Begriffe von einem allerhöchſten Weſen wenig übereinſtimmende Lehrſätze gefallen. Chryſippus, einer der vortrefflichſten aus der Schule der Stoiker, iſt faſt der einzige unter ihnen geweſen, welcher von dem Urſprunge des Böſen nach der Geſtalt der damaligen Zeiten ſehr geſunde und den Gedanken unſerer heutigen beſten Weltweiſen ſehr nahe kommende Begriffe gehabt hat. Jedoch ehe er zu dieſer Einſicht gelanget iſt: ſo iſt er eine geraume Zeit von eben denjenigen Zweifeln gequälet worden, die wir itzo vorgetragen haben: und die geheime Geſchichte der Gelehrten erzählet dasjenige von ihm, was wir itzo unſern Leſern mittheilen wollen.

Als Chryſippus einige Tage über das Böſe in der Geſtalt der Welt betrachtet, ſeinen Urſachen und Urſprunge nachgeſonnen und ſich ängſtiglich, wiewohl vergeblich bemühet hatte, ſolches mit der Güte und Weisheit der Götter zuſammen zu reimen: ſo brach er endlich, als er ſich itzt zur Ruhe begeben wollte, in dieſe Worte aus: Großer Jupiter, Beherrſcher des Himmels und der Götter! Wir finden ſo viel Urſachen, daß wir allerdings verſichert ſeyn müſſen, du beſitzeſt die höchſte Güte und Weisheit. Allein, meine Seele erſtickt unter der Laſt der Zweifel, wenn ich die Welt betrachte, wie ſie iſt. Konnte deine Allmacht, welche die Unermeßlichkeit der Himmel unendlich übertrifft, keine andre Menſchen erſchaffen, als diejenigen ſind, die auf dem Erdboden wandeln? Mußten die Menſchen laſterhaft, thöricht, grauſam und ungerecht ſeyn? Konnte ſie nichts anders, als Böſewichter, Feinde und Verfolger ihres Nächſten werden? Warum gabeſt du denn den Menſchen keine beſſre Neigungen? Waren denn keine tugendhafte, weiſe, gütige und gerechte Menſchen möglich, oder wolteſt du ſie, o höchſte Güte! nicht alſo erſchaffen? Und wenn dich, o Vater der Götter! weiſe Urſachen verbanden, die Menſchen zu erſchaffen, wie ſie ſind: warum haſt du in das Buch des Verhängniſſes geſchrieben, daß Narren und Böſewichter glücklich in der Welt ſeyn ſollen? Warum geſtatteſt du, daß die Tugend leiden muß, daß die Unſchuld unterdrückt werden kann, und daß die gerechte Sache und die gute Abſicht am meiſten mißlinget? Liebeſt du etwan die Tugend nicht, oder haſt du nicht Macht genug, ſie zu ſchützen? Beydes erlaubt mir der Begriff, den ich von deinen anbetenwürdigen Eigenſchaften habe, nicht zu glauben. Lehre du mich alſo, großer Jupiter! ehe ich unter ſo vielen bangen Zweifeln erliege. Du allein kannſt meinen verfinſterten Verſtand erleuchten, und meine bekümmerte Seele unter der Laſt, die ſie drücket, hervorziehen.

Chryſippus, nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, ſchlief endlich unter ſo quälenden Gedanken ein: und ſeine Seele beſchäftigte ſich im Schlafe mit demjenigen fort, was wachend der letzte Gegenſtand ſeiner Beſchäftigung geweſen war, oder, wie man damals glaubte, die Götter wollten ihn in der That von demjenigen unterrichten, was ſeine Zweifel verurſachte. Er träumte ihm, daß ihm Merkurius erſchien, um ihn in den Rath der Götter abzuholen. Nach einer kurzen und angenehmen Reiſe befand ſich auf einem weiten Felde, das von einer ungemein ſanften und erquickenden Luft durchſtrichen wurde, und welches von einem purpurfarbenen Glanze erfüllet war,

> Largior hic campos aether et lumine veſtit
> Purpureo — — —
>
> *Virgil.*

So viel feurige und glänzende Weltkugeln, die man hier gleichſam in der Nähe überſehen konnte, ſetzten unſern Chryſippus in Entzückung, noch mehr aber, als er den großen Jupiter, den Herrn der Götter, auf ſeinem Throne erblickte, mit einer Pracht und Glanze, die kein Sterblicher vertragen kann, und mit einer großen Reihe andrer Götter umgeben, die bereit waren, ſeine Befehle auszurichten. Chryſippus fiel, vor entzückendem Vergnügen über die Herrlichkeit, die er ſah, in eine Ohnmacht. Allein, ſein Gefährte, Merkurius, tauchte ſeinen Schlangenſtab in den Becher des Ganymedes, und träufelte einen Tropfen auf ſeine Zunge. Von dieſem Götterſafte erholte er ſich wieder, ob er ſich zwar nicht ferner getrauete, ſeine Augen auf den Thron des Jupiters zu richten.

Er hörte aber, daß ihn dieſer König der Götter alſo anredete: Höre, Sterblicher! ob ich zwar die Verwegenheit verwerfe, die ſich unterſteht, die Wege meiner Verſehung zu tadeln: ſo haſſe ich doch nicht diejenigen,

die

die ſich Mühe geben, die Uebereinſtimmung meiner Verſehung mit meiner Güte und Weisheit zu begreifen. Ich habe die Zweifel, die dich ängſtigen, geſehen: und ich will dich unterrichten. Gehe hin zu meiner Tochter Pallas. Sie wird dir den Tempel der Weisheit zeigen, und du wirſt meine Wahl preiſen.

Merkurius führte ihn hierauf in einem Augenblicke in den Tempel der Weisheit. Es war ein vortreffliches Gebäude, deſſen Schönheit und Glanz alles übertraf, was man ſich vorſtellen kann. Die göttliche Tochter des Jupiters, die der Größe ihres Vaters am nächſten kommt, weil ſie aus ihm ſelbſt gezeuget iſt,

> An quia de capitis fertur ſine matre paterni
> Vertice cum clypeo proſiluiſſe ſuo.
>
> *Ouid.*

ließ ſich mit einem majeſtätiſchen Glanz vor ihm ſehen, den ich nicht würde haben vertragen können, wenn er nicht vorher durch den Götterſaft wäre geſtärket worden. Chryſippus, redete ſie ihn an: mein Vater liebet dich. Er hat die Zweifel geſehen, die dich martern: und er will, daß du von mir unterrichtet werdeſt. Komm mit mir! Du wirſt ſeine Güte und Weisheit eben ſo wohl, als ſeine Allmacht anbetungswürdig finden.

Chryſippus folgte ihr: und Pallas führte ihn in ein Zimmer, deſſen Anblick unſern Weltweiſen in ein angenehmes Erſtaunen ſetzte. Du haſt ganz Recht, Chryſippus, ſagte Pallas, daß mein Vater eine andre Welt hätte ſchaffen können. Gleichwie die Geſtalten der Dinge und der Zuſammenhang der Begebenheiten in der Welt auf unzählige Art hätten verändert werden können;

ſo iſt es leicht einzuſehen, daß unendlich viel andre Welten möglich ſind. Allein, du irreſt, wenn du glaubſt, daß eine Welt ohne Böſes beſſer geweſen wäre, als die Welt, die wirklich iſt. Mein Vater, ehe er die Welt erſchaffen hat, hat hier in dieſem Tempel von allen möglichen Welten Abriſſe verfertiget: und die Schönheit der wirklichen Welt hat über alle andre den Platz behalten. Dieſer Tempel iſt meiner Aufſicht anvertrauet; und ſo oft Jupiter den Göttern erlaubet hieher zu kommen, und die Abriſſe der möglichen Welten zu betrachten; ſo müſſen ſie ſeine Weisheit und ſeine Wahl bewundern. Siehe, dieſes Zimmer ſtellet dir eine Welt ohne Böſes vor. Betrachte ſie ſelbſt und ſprich, ob ſie beſſer, als die wirkliche Welt, geweſen wäre.

Unſer Weltweiſe ſah hier gleichſam in einer theatraliſchen Vorſtellung, obgleich mit einer ungleich größern Deutlichkeit, alles, was in dieſer Welt geſchehen ſeyn würde, wenn ſie wirklich gemacht worden wäre. So reizend dieſe Vorſtellung ſeinen Augen vorkam; ſo bemerkte er doch gar bald, daß eine ungemeine Trägheit und Einfalt unter den Menſchen in dieſer möglichen Welt herrſchete: und er fand nicht, daß gute und lobenswürdige Handlungen unter ihnen geſchahen. Alles, was er an ihnen wahrnahm, war eine Begierde ihr Leben zu erhalten. Jeder lebte gleichſam nur vor ſich auf die einfaltigſte und einförmigſte Weiſe: und alle andre Menſchen ſchienen ihn gar nichts anzugehen. Es war kein andrer Zuſammenhang unter den menſchlichen Begebenheiten, als daß ſie einander begegneten und ſich zuweilen drängeten, wenn ſie ihre Nahrung ſuchten. Keiner hatte

Empfindung oder Mitleiden von des andern ſeinem Zuſtande. Es war keine Menſchenliebe, keine Begierde einander zu gefallen, und zu dienen, kein Antrieb ihr gemeinſchaftliches Glück zu befördern, unter ihnen: und niemand begehrte des andern Hochachtung oder einen Vorzug vor dem andern zu erlangen. Kurz, Chryſippus ſah nichts Böſes in dieſer möglichen Welt. Er fand aber auch in den Handlungen der Menſchen nichts, was er hätte gut heiſſen können.

Er gerieth über das, was er ſah, in ein tiefes Nachdenken: und er wollte ſich eben der Pallas Erklärung ausbitten, als ſie, die ſeine Gedanken ſah, ſeinem Verlangen zuvorkam. Chryſippus, ſagte ſie, du weißt, daß das Böſe der Menſchen aus ihren Begierden und Leidenſchaften entſpringt. Wenn nun dieſes Böſe nicht erfolgen ſollte: ſo müſſten auch dieſe Quellen nicht vorhanden ſeyn. Dieſe möglichen Menſchen haben demnach nichts, als eine Begierde ihr Leben zu erhalten. Alle andre Begierden und Leidenſchaften fehlen ihnen, ob ſie gleich nach dieſer Beraubung kaum Menſchen genennet zu werden verdienen. Du ſieheſt aber hier die unumgängliche Folge dieſer Beraubung. Die Begierden und Leidenſchaften, ob ſie gleich das Böſe in den Menſchen hervorbringen, ſind doch zugleich lediglich der Urſprung des Guten in den menſchlichen Handlungen.

Wenn die Menſchen kein Mitleiden, kein Erbarmen fühlen, wenn ſie keine Ehrbegierde haben, wenn ſie keinen Trieb empfinden, ſich einen Vorzug zu erwerben; ſo können ſie unmöglich eine Anreizung haben, ihren eignen und ihrer Nebenmenſchen Zuſtand vollkommner zu machen;

chen: ſie können weder ſich ſelbſt, noch andre lieben. Denn die Bewegungsgründe der Hochachtung und des Vorzugs ſind ihnen unbekannt: und von Mitleiden empfinden ſie nichts. Es iſt alſo nicht möglich, daß ſie eine einzige gute und lobenswürdige Handlung verrichten können.

Selbſt der Verſtand der Menſchen muß nach der Beraubung der Begierden und Leidenſchaften ſehr geringe ſeyn. Die Anreizung und die Gegenſtände, den Verſtand zu beſſern, ermangeln. Er kann alſo nicht entſtehen, wenn er nicht durch ein Wunderwerk hervorgebracht würde.

Große Göttinn, antwortete Chryſippus: Ich begreife die Folgen, die aus der Beraubung der Begierden und Leidenſchaften entſtehen. Allein, konnte denn nicht dein göttlicher Vater nach ſeiner unendlichen Macht den Menſchen nur die guten Begierden geben, ohne daß ſie zugleich die böſen haben mußten? Die guten und böſen Begierden, verſetzte Pallas, haben einerley Quellen in den Menſchen: und es kommt auf den Mißbrauch und den freyen Willen an, wenn böſe Begierden aus dieſer Quelle entſpringen. Wenn nun mein Vater die böſen Begierden hätte verhindern wollen: ſo hätte er den Menſchen durch ein Wunderwerk den freyen Willen zum Böſen nehmen mögen; unterdeſſen, da er es nach ſeiner Allmacht hätte thun können, ſo komm und ſiehe, wie eine ſolche Welt beſchaffen geweſen wäre.

Die Göttinn führte ihn darauf in ein andres Zimmer. Es war abermals eine mögliche Welt, die darinnen vorgeſtellet wurde. Chryſippus wurde [illegible] über die Schönheit derſelben, und über die ununterbrochene Reihe von eitel guten und lobenswürdigen Handlungen, die er wahrnahm, ganz entzückt. Er verwunderte ſich aber, als er ſah, daß die Menſchen dieſe Handlungen nicht von ſich ſelbſt hervorbrachten, ſondern daß ſie unmittelbar durch einen Faden gewirket wurden, mit dem Jupiter einen jeden Menſchen lenkte, wie er es vor gut befand. Noch mehr aber minderte ſich ſein Vergnügen über die Schönheit dieſer möglichen Welt, als ihm Pallas die Augen mit einer göttlichen Salbe beſtrich, daß er nun in den Verſtand und die Gedanken dieſer möglichen Menſchen einſehen konnte. Er fand, daß ihr Verſtand kaum dieſen Namen verdiente. Sie hatten keine Erkenntniß des Guten und Böſen. Alle ihre Handlungen waren ihnen gleichgültig. Sie verrichteten ſie bloß aus einem natürlichen Triebe: und ſie empfanden kein Vergnügen über die guten Handlungen, die ſie thaten.

Meyneſt du wohl, Chryſippus, fieng Pallas hierauf an, daß dieſes Puppenwerk der Weisheit und Güte meines Vaters anſtändig geweſen wäre? Sollte er wohl an Geſchöpfen Gefallen haben können, die keinen freyen Willen haben, in denen er ſelbſt alles unmittelbar thun muß, und die folglich eben das ſind, als wenn ſie gar nicht vorhanden wären, und bey welchen keine Zurechnung ſtatt findet. Und glaubſt du wohl, daß dieſe Menſchen ſelbſt glücklich ſeyn würden? Betrachte ihren Verſtand, wenn er dieſen Namen verdienet. Da ſie keinen freyen Willen haben: ſo können ſie auch keine Erkenntniß des Guten und Böſen beſitzen: und kann man eine ſolche Beſchaffenheit Verſtand nennen?

Dieſe Erkenntniß, die ihnen fehlet, vermindert den Werth ihrer Handlungen, wenn ſie auch dieſelben ſelbſt hervorbrächten. Wo keine Erkenntniß des Böſen und der Laſter iſt, da kann auch nichts Gutes und keine Tugenden ſeyn. Es iſt etwas ganz gleichgültiges. Denn eben deshalb wird etwas gut, weil man erkennet, daß an deſſen ſtatt etwas Böſes hätte geſchehen können. Und was vor Nutzen würden die Menſchen aus ihren guten Handlungen ziehen, wenn ſie ihnen nicht zugerechnet werden können? Das Bewußtſeyn einer guten Handlung und die Zufriedenheit, die daraus entſtehet, iſt die größte Belohnung und Glückſeligkeit, die ein jedes Geſchöpfe erlangen kann. Hiervon würden aber dieſe unglückliche Menſchen nichts empfinden, weil ſie keine Erkenntniß des Guten und Böſen haben.

Ich könnte dir noch viele andere Abriſſe von möglichen Welten ohne Böſes zeigen, fuhr Pallas fort, die denenjenigen, die du geſehen haſt, mit einiger Veränderung ähnlich ſind. Sie haben aber eben dieſelben und noch wichtigere Fehler, als diejenigen, von denen du nunmehro überzeugt ſeyn wirſt. Du ſieheſt alſo, Chryſippus, daß meinen Vater eine weiſe Nothwendigkeit verbunden hat, eine Welt zu erſchaffen, in welcher Böſes befindlich wäre: und du wirſt nunmehr einſehen, wie wohl ſeine Güte und Weisheit mit dem Böſen in der Welt übereinſtimmet.

Groſſe Göttinn, antwortete Chryſippus, ich erkenne nunmehr, daß dein Vater in der Einrichtung ſeiner Werke allemal verehrungswürdig iſt: und ich werde künftig ſeine Güte und Weisheit eben ſo ſehr bewundern, als ich ſeine Allmacht anbeten werde. Meine Zweifel über das Böſe in der Welt ſind nunmehr verſchwunden: und ich begreife, was für weiſe und gütige Urſachen deinen Vater genöthiget haben, die Welt, wie ſie iſt, zu erſchaffen. Ich bin überzeugt, daß ſie das allervortrefflichſte iſt, was ſein unendlicher Verſtand hat erfinden können: und ich weis, daß meine fernern Zweifel weiter nichts, als Fehler meiner elenden Vernunft ſind. Allein, da ich armer Erdenwurm ſo glücklich bin, von den Rathſchlüſſen der ewigen Gottheit unterrichtet zu werden: ſo unterſtehe ich mich, große Göttinn, dich noch um eine einzige Erklärung zu bitten. Wenn das Böſe in der Welt nöthig war, warum gefiel es aber der ewigen Verſehung, die Böſen in der Welt glücklich zu machen? und warum muß die Tugend und gerechte Sache öfters unterdrücket werden?

Wiſſe, ſagte Pallas, daß die Böſen, weil ſie gewaltſamere und wirkſamere Mittel anwenden, der Natur der Sachen nach über die Unſchuld und Tugend triumphiren: und mein Vater würde den natürlichen Erfolg der Dinge alle Augenblicke durch Wunderwerke haben unterbrechen müſſen, wenn er dieſes nicht hätte wollen geſchehen laſſen. Gleichwie aber dieſe Unterbrechung ſeiner Weisheit wenig gemäß war: ſo hat er hingegen das Glück der Gottloſen in eine ſolche Verbindung der Begebenheiten geſetzet, die ſeine allgemeine Güte der Welt ſchuldig war, nämlich, er läßt allemal gute und glückliche Erfolge vor den mehrern Theil der Geſchöpfe daraus entſpringen. Komm mit mir, fuhr ſie fort, ich will dir die wirkliche Welt ſehen laſſen, und du wirſt hiervon überzeuget werden.

Sie führte hierauf unſern Weltweiſen in das oberſte Zimmer des Tempels; und er wurde von ſo vielen unausſprechlichen Schönheiten, die er vor ſich ſah, dergeſtalt geblendet und in Entzückung geſetzt, daß ihm die Göttinn mit einer beſondern Stärkung zu Hülfe kommen mußte. Siehe, Chryſippus, das Glück der Gottloſen, (redete ſie ihn an) und betrachte die guten Erfolge, die ſie in dem Zuſammenhange der Welt haben.

Chryſippus richtete ſeine Augen auf viele ihm bekannte Beyſpiele von glücklichen Böſewichtern; und erſtaunte über das Gute, das daraus in dem Zuſammenhange der Begebenheiten entſtund. Willſt du noch mehr überzeugt ſeyn, fuhr Pallas fort: ſo wähle dir einen berühmten Böſewicht, der insgeheim über die Unſchuld triumphiret hat; berühre den Abriß, der ihn vorſtellt, mit deiner Hand; ſo werden ſich alle Folgen, die daraus bis in die ſpäteſten Zeiten entſpringen, deinen Augen vorſtellen, und du wirſt ſehen, was ſeine glückliche Bosheit in dem Zuſammenhange der Dinge genutzet hat.

Chryſippus fiel mit ſeinen Augen von ohngefähr auf das Bildniß des Pygmalions, Königs zu Tyro, der aus unerſättlichem Geize ſeinen Schwager vor dem Altare der Götter ermordet, und ſeine Schweſter flüchtig gemacht hat. Er berührte den Abriß, der ihn vorſtellte; und alsbald erhoben ſich die guten Folgen, die daraus entſtanden, daß ſie vor allen andern Begebenheiten der Welt in die Augen fielen. Er ſah, daß die Erbauung der Stadt Carthago daraus entſtund, daß dieſe Stadt ſich ausbreitete, und ſich viele Völker unterwarf, daß ſie dieſen Völkern die Kaufmannſchaft, gute Künſte und Sitten lehrete, daß ſie die Eiferſucht Roms wider ſich erreget, daß Rom, welches zu großen Dingen beſtimmt war, dadurch zur Tapferkeit und Tugenden ermuntert wurde: und ſo erſtreckten ſich die guten Folgen aus dieſer verruchten That weiter bis in die ſpäteſten Zeiten hinaus.

Chryſippus verſuchte dieſes mit noch mehr berühmten und glücklichen Böſewichtern der vergangenen und künftigen Zeiten: und allemal fand er, daß die weiſe und unerforſchliche Vorſehung die beſten und glücklichſten Folgen daraus entſtehen ließ. Er wurde hierdurch ſo lebhaftig gerühret, daß er ſich der Gottinn zu Füßen warf und ausrief: Ewige Weisheit, gütigſte Vorſehung, wie groß und verehrungswürdig ſind deine Wege? Er wollte weiter reden. Allein, die ſtarken Bewegungen ſeines Herzens ermunterten ihn. Er erwachte alſo: und er war von Vergnügen über dieſe Vorſtellungen ſeiner Seele ganz eingenommen. Das Andenken davon war ſo ſtark, daß er ſeine ganze Lebenszeit hindurch die tiefſte Verehrung gegen die Güte, Weisheit und Vorſehung der Gottheit behielt.

Vierte Abtheilung.

Fabeln
und
Erzählungen.

I.

Jupiter, die Schaafe und die Bären.

Eine Fabel.

Als noch die zahmen Thiere mit denen wilden beyſammen lebten; ſo hielten ſich in einem Walde in Phönicien, welcher voller anmuthigen Thäler war, die ein ewiger Frühling ſchmückte, und zwiſchen welchen klare Bäche ſanft hinrieſelten, eine groſſe Menge Schaafe auf. Sie waren mit denen muntern Hirſchen, mit denen luſtigen Rehen und denen hüpfenden Ziegen die älteſten Bewohner des Waldes; und die bejahrteſten Mutter Schaafe wolten von ihren Vorfahren gehöret haben, daß die ſchwarzen und unangenehmen Schweine, welche die einzige fürchterliche Art von Thieren in dem Walde waren, nur erſt in jüngern Zeiten Bewohner deſſelben geworden wären.

Allein das Schickſal wolte es, und was es will, iſt unvermeidlich, daß ein heißhungriger Bär, die damals am meiſten in denen warmen Erdſtrichen lebten, aus einem nicht weit entfernten Arabiſchen Walde von denen brennenden Empfindungen ſeines Magens bis in dieſen ſtillen Aufenthalt ſanftmüthiger Thiere getrieben wurde. Begierig wünſchte ſein erſchrecklicher Rachen zehen mal mehr Schaafe, als er zu Befriedigung ſeines heißhungrigen Magens nöthig hatte; und freudig eilt er zurück, ſo viel es ſein vollgepfropfter Wanſt geſtattete, um denen andern Bären eine, denen Thieren dieſer Art ſo wichtige, Nachricht zu überbringen.

Heere von Bären eileten ſofort herbey, und nahmen den gebürgigten Theil des Waldes ein, wo dickverwachſene Cedern und ſtachlichte Dornen die Schaafe abſchreckten, einen Aufenthalt zu erwählen, der ihrer ſanften Wolle ſo nachtheilig war. Von hier thaten die erſchrecklichen Bäre unaufhörliche Streifereyen in die anmuthigen Thäler der Schaafe, und verübten ſolche Grauſamkeiten unter ihnen, daß ihr ſanftmüthiges Herz vor ſo viel Abſcheulichkeiten erzitterte, und ſich der ſchwarze Schatten eines ewigen Schreckens über ihr elendes und trauriges Leben ausbreitete.

Damals war es, als der groſſe Jupiter lüſterne Augen auf die ſchöne Phöniciſche Prinzeſſin Europa warf; nachdem die Juno durch eine wüthende Eiferſucht alle ſanfte Regungen der Zärtlichkeit in ſeinem Herzen gegen ſich erſticket hatte. Beſorgt vor der Eiferſucht der Juno, denn auch der Fürſt der Götter fürchtete ſich vor ſeiner Gemahlin, und voller Anſchläge eines Liebhabers, um die Europa mit Liſt in ſeine Gewalt zu bekommen, verwandelte er ſich in einen ſchönen Stier; und weidete zuweilen in dem Ausgange dieſes Phöniciſchen Waldes, der auf eine, mit denen ſchönſten Blumen bunt geſchmückte, Wieſe ſtieß, wo ſich die ſchöne Europa nicht ſelten mit ihren Geſpielinnen ergetzte.

Eben nach dieſem Ausgange des Waldes hatten ſich die erſchrockenen und verſcheuchten Schaafe hingeflüchtet;

flüchtet; und kaum, daß ihnen die Nähe von Tyrus vor ihren erſchrecklichen Feinden ſo viel Sicherheit verſchafte, daß ſie einige Stunden in Ruhe weiden konten. Hier ſahen ſie den, in einem Stier verwandelten, Jupiter, und da ſein göttlicher Hauch, der alle wohlriechenden Ausdünſtungen der Blumen unendlich übertraf, die ganze Gegend mit einer himmliſchen und erquickenden Duft erfüllete; ſo erkanten die unglücklichen Schaafe daran den Fürſten der Götter.

Groſſer Jupiter! ſchrien ſie, erbarme dich der unglücklichſten aller Geſchöpfe. Die grauſamen Bäre verjagen uns aus unſern ſtillen Thälern, wo ehedem die Ruhe und die Unſchuld herrſchten. Eine Menge von uns haben ihrem erſchrecklichen Rachen zum Raube dienen müſſen; und es iſt faſt niemand unter uns, welcher nicht einige Kennzeichen ihrer Wuth an ſich trüge. Siehe! hier unſre elenden zerfleiſchten Leiber! Betrachte die zerſtreueten Gebeine, und die mit Wolle bedeckten Thäler und Gebüſche, die traurigen Ueberbleibſel unſrer elendiglich erwürgten Neben-Schaafe, welche dieſen, ehedem ſo anmuthigen, Aufenthalt zu einer Wohnung des Schreckens und zu einem abſcheulichen Anblick vor uns gemacht haben! Erbarme dich groſſer Jupiter! und laß uns nicht länger denen Mordbegierigen Klauen und dem abſcheulichen Muthwillen unſerer grauſamen Feinde ausgeſetzet ſeyn!

Jupiter, welcher die Europa und ihre Geſpielinnen eben nach Tyrus zurück gehen, und mithin ſeinen Anſchlag dieſen Tag vergeblich ſahe, wolte denen Schaafen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Sein allmächtiger Wink zog ſofort alle Bären herbey; und nachdem er denen Schaafen ihre traurigen Klagen wiederholen laſſen; ſo befahl er denen Bären darauf zu antworten.

Dieſe wüthenden Thiere erſchracken zwar anfangs vor dem Anblick des Gottes, und ſchienen vor Beſtürzung und Beſchämung zu verſtummen. Allein ein halsſtarriger Bär, der in der Bosheit und Grauſamkeit grau geworden war, beſprach ſich mit denen ſtärkeſten ſeiner Mitbrüder, und nahm hernach folgender Geſtalt das Wort.

Wir ſind, groſſer Jupiter! in dieſen Wald gekommen, um unſere Wohnung darinnen zu nehmen; weil deine unendliche Güte allen Thieren auf den Erdboden gleiches Recht gegeben hat, ſich überall auszubreiten. Allein, dieſe boshaftigen Schaafe, wenn ſie einen Bär allein ertappeten, ſind über ihn hergefallen, und haben ihn umgebracht; und das hat freylich anfangs unſere Rache veranlaſſet. Aber doch haben wir uns hernach bald beſänftiget, und ihnen weiter kein Leid zugefüget. Die Verheerung unter denen Schaafen, davon alle dieſe Gegenden allenthalben die Spuhren an ſich haben, und die Wunden, die ſie vorzeigen, haben nicht wir, ſondern ihre eigenen aufrühriſchen Widder verurſachet.

Jupiter lächelte; allein ſein Lächeln war die Wirkung eines verborgenen Zornes, der ſein Herz aufſchwellend machte. Nichtswürdigen! ſagte er, eure Entſchuldigungen, die offenbar ungereimt und lügenhaftig ſind, erregen meinen Zorn, und verderben eure Sache. Hättet ihr euch auf euren Hunger und auf eure grauſame Natur berufen; ſo würdet ihr eher Verzeihung erhalten haben. Gehet! mein gerechter Zorn verſtößt euch in den kalten Norden. Ihr ſollet euch denen anmuthigen Thälern eines immerwährenden Frühlings, die mir meine geliebte Europa mit ihren Schritten angenehm macht, niemals wieder nähern. Ewiges Eiß ſoll eure Höhlen bedecken; und eine traurige, halbjährige Nacht ſoll euer Leben mit Dunkelheit und Elend erfüllen. Jupiter ſagt es, und ſein allmächtiger Arm verſetzte ſie ſofort alle in den kälteſten Norden, wo das vornehmſte Geſtirn bald mit ihren Nahmen beleget wurde.

Die Schaafe aber hieß Jupiter in ihren vorigen anmuthigen Thälern ruhig weiden. Er verſprach ihnen, daß er ſich ihrer ſanftmuthigen Natur allezeit erinnern wolte; und wenn ſie künftig ferner von grauſamen Thieren verfolget werden ſolten; ſo wolte er die Menſchen zu ihrem Schutze erwecken, die ihnen an verwahrten Oertern wider alle wilden Thiere Sicherheit verſchaffen ſolten.

II.

Das vernünftige Gebeth eines mahometaniſchen Regenten.

Eine Erzählung.

Der Calife Malecſas war einer von denen vernünftigen Monarchen, welche überzeugt ſind, daß die Unterthanen nicht um ihrentwillen vorhanden ſind, ſondern daß ſie Gott um der Unterthanen willen eingeſetzet hat. Die wahre Wohlfarth derſelben, war alſo ſein einziges Augenmerk: und die Arabiſchen Geſchicht-Schreiber haben viele Thaten von ihm aufgezeichnet, die dieſer vernünftige Grundſatz gewirket hat.

Dieſer preißwürdige Fürſt verrichtete einſtmals eine Wallfarth nach dem Grabe des Ali. Als er ſich an dieſem Orth befand, und mitten in ſeiner Andacht begriffen war; ſo brachte ein reuthender Bothe die unangenehme Nachricht, daß ſich ſein Bruder Niſa wider ihn empöret hätte, und im Begriff wäre, mit einem zahlreichen Krieges-Heer, das er verſammlet habe, ihm Reich und Krone ſtreitig zu machen.

Der Groß Vezier dieſes Monarchen, welcher ihn auf dieſer Wallfarth begleitete, ergriff die Gelegenheit, ſeinen Eiſer vor die Sache ſeines Herrn zu erkennen zu geben. Er ſagte zu den übrigen anweſenden Bedienten, daß, weil ſie an dieſem heiligen Orthe gegenwärtig wären, da dieſe unglückliche Nachricht einlieſe; ſo ſolten ſie Gott anruſen, dem Beherrſcher der Gläubigen, Sieg wider ſeinen Bruder zu geben, und ihm mit ſeiner Gnade beyzuſtehen, daß er dieſen Aufruhrer zu wohlverdienter Strafe ziehen könte.

Der vernünftige Calife, der dieſes hörete, fiel ſeinem Vezier in das Wort, und redete folgendergeſtalt: Nein, ſo ſollt ihr nicht bethen! Wenn ihr aber Gott dieſerhalb anruſen wollet: ſo verrichtet es auf die Art, mit der ich gleich jetzo dem allmächtigen Gott dieſe Sache vorgetragen habe. Ich habe aber alſo gebethet:

Groſſer Gott! wenn du nach deiner unerforſchlichen Allwiſſenheit voraus ſieheſt, daß mein Bruder die Glückſeeligkeit meiner Länder, und die wahre Wohlfarth meiner Unterthanen, durch ſeine Regierung beſſer als ich zu befördern im Stande iſt: ſo gieb ihm Sieg wider mich; ſo laß ihn den Thron beſteigen, deſſen er ſo würdig iſt! und ich will entweder mit Vergnügen gehorchen, oder auch ohne Verdruß mein Leben einbüſſen. Wenn du aber nach deiner allerhöchſten Weisheit findeſt, daß ich die mir anvertrauten Länder und Unterthanen glücklicher machen werde, daß ich zu ihrer Wohlfarth mehr beytragen kann, als mein Bruder; ſo laß meiner Hand das Scepter, das ſie führet; ſo gieb mir Gnade, daß ich meinen Bruder überwinde: ſo mache, daß er gehorchen, und ſich mir unterwerfen muß!

Eine angenehme Verwunderung und ein geheimes Vergnügen, daß ſich beſſer empfinden, als ausdrucken läßt, nimmt allemal meine Seele ein, wenn ich an dieſes wahrhaftig großmüthige und vernünftige Gebeth gedenke. Ich finde eine edle und lobenswürdige Menſchen-Liebe darinnen, die uns allemal reizend ſcheinen muß; weil ſie die vornehmſte Eigenſchaft unſrer Seele, als eines denkenden Weſens, ſeyn ſoll.

Eine Begierde, die Glückſeeligkeit der Menſchen zu befördern, ein Abſcheu vor der Ungerechtigkeit und vor einer grauſamen Unterdrückung der vernünftigen Geſchöpfe, die wir hier gewahr werden, muß uns allemal einnehmen, wenn wir würdige Begriffe von uns ſelbſt und von dem Endzwecke haben, weshalb wir in der Welt ſind.

O! daß doch alle Regenten ohne Unterſchied den vernünftigen Grundſatz dieſes mahometaniſchen Prinzen die einzige Richtſchnur aller ihrer Handlungen ſeyn ließen! Wie viel Feindſchaft! wie viel Kriege! wie viel Blutvergießen! wie viel Seufzer! wie viel Thränen! wie viel Verfolgungen! wie viel Unterdrückungen! wie viel Ungerechtigkeit! wie viel Tyrannen würden nicht in der Welt nachbleiben; und wie glückſeelig würden nicht ſelbſt die Monarchen ſeyn! Man würde nicht vor ihnen erzittern. Man würde ſie aber lieben und anbethen; und das Herz eines jeden Unterthanes würde einen Ehren-Tempel vor ſie abgeben, worinnen ihnen die Dank-Begierde täglich eine wahrhaftige und gerechte Lobrede halten würde.

◆

III.

Die Begebenheiten des Herrn Naſens, von ihm ſelbſt entworfen.

Indem ich die Begebenheiten des Herrn Naſens der Welt mittheile; ſo kann ich dadurch auf einmal zwey wichtige Pflichten, die mir obliegen, ganz gemächlich erfüllen. Ich beobachte nämlich meine Schuldigkeit auf dieſen Monat, gegen die Geſellſchaft, von der ich die Ehre habe, ein Mitglied zu ſeyn, und liefere derſelben eine Schrift, die ihrer Abſicht vollkommen gemäß iſt. Ich mache mich aber auch dadurch von der Verbindlichkeit loß, die ich gegen den Herrn Naſen habe. Es iſt nöthig, daß ich mich hierüber deutlich erkläre.

Es ſind ohngefehr 4 Monat, daß ich bey dem Herrn Amtmann C = = = zu Gaſte war. Herr Naſe befand ſich gleichfals daſelbſt. Wir werden unten von ihm ſelbſt hören, daß man ihn mit beſondern Speiſen in artigen Schüſſeln bewirthet. Die Neugierigkeit trieb mich an, eine Schüſſel von Porcellain, die vor ihm beſtimmt war, in die Hände zu nehmen, um ſie recht zu betrachten. Weil ich in meinen Handlungen ſehr munter, oder etwas übereilt, verfahre; ſo hatte ich das Unglück, daß ich ſie auf die Erde fallen ließ. Man wird leicht vermuthen, daß ſie in viel Stücken zerbrach, und daß die darinnen befindlichen Speiſen verſchüttet wurden.

Herr Naſe bezeugte ſich hierüber ſehr empfindlich; Er glaubte, daß ich ſie mit Vorſatz zerbrochen hätte, um ihn zu beſchimpfen, und ſeiner Speiſen zu berauben. Er kündigte mir dannenhero alle Freundſchaft auf, und drohete ſo gar mich gehörigen Orths zu verklagen, In einer guten Stunde war an unſre Verſöhnung nicht zu gedenken. Meine Vorſtellungen konnten nicht den geringſten Eindruck bey ihm machen.

Endlich aber ließ er das Zureden unſrer beyderſeits Freunde ſtatt finden. Er verſprach mir die alte Freundſchaft wieder angedeihen zu laſſen, jedoch unter der Bedingung, daß ich eine Schrift, worinnen er ſein Leben und Beſchaffenheit beſchreiben wolte, auf meine Koſten zum Druck befördern ſolte. Ich machte mich hierzu anheiſchig, und ſolchemnach war unſer Zwiſt beygelegt.

Seit der Zeit habe ich wenig an mein Verſprechen gedacht. Allein, vor etlichen Tagen überreichte mir meine Köchin einen Brief, der in meiner Abweſenheit eingelaufen war. Als ich ihn erbrach; ſo fand ich, daß er von dem ehrlichen Herrn Naſen war. Er ermahnete mich mit zwey Worten, daß ich meiner eingegangenen Verbindlichkeit nachkommen, und die beygeſchloſſene Schrift drucken laſſen ſolte. Den Augenblick gerieth ich auf den glücklichen Einfall, daß ich ſolche in unſre Geſellſchaft einliefern, und dadurch zweyerley Schuldigkeiten auf einmal erfüllen könnte.

Man darf gar nicht glauben, daß mich die wenigen Koſten abgehalten haben, dieſe Schrift beſonders drucken zu laſſen. Ich bin verſichert, daß ich meine Pflichten nicht beſſer hätte beobachten können. Unſre Monats-Schrift kann ſich hiervon einen beſondern Vorzug verſprechen; weil ich überzeugt bin, daß man die Beſchaffenheit des Herrn Naſens mit Vergnügen leſen wird. Dieſer ehrliche Mann aber kann unmöglich mit mir von neuem zürnen. Wenn ich dieſen Weg nicht ergriffen hätte: ſo wäre ich genöthiget worden, die wichtigen Nachrichten, die er uns mittheilet, den Landſtreichern anzuvertrauen, ſo die Mord-Geſchichten abſingen. Dieſes würde ihm aber nicht viel Ehre gemacht haben.

Ich werde nun kein Wort mehr ſagen, ſondern dieſe Schrift nach ihrem völligen Titul und Inhalt einrücken.

Meine eigne Beſchaffenheit und Lebens-Umſtände.

Ich Adam Naſe habe dieſes geſchrieben.

„Ich bin etwas jünger, als die Welt iſt, und eben ſo alt wie Adam. Ich bin mit in dem Garten Eden geweſen, davon man zu gegenwärtigen Zeiten ſo viel Lerm macht. Meine Nachrichten könnten die Gewißheit vieler Dinge beſtimmen, darüber man mit einer groſſen Heftigkeit ſtreitet. Allein, ich halte es nicht vor billig, einen anſehnlichen Theil unſrer Gelehrten müßig zu machen, und der Welt eine Menge Schriften zu entziehen, die ſie deshalb noch zu gewarten hat. Ich bin mit dabey geweſen, als Eva den unglückli-

„chen Apfelbiß that. Ich habe mich aber nicht gelüſten laſſen, mit zu naſchen. Denn ich habe den Apfel nur berühret; und mich deucht nicht, daß dieſes ein ſo großes Verbrechen ſey.

„Wenn die Blöſſe ein Zeichen der Unſchuld iſt; ſo bin ich allezeit in dieſem Stande geblieben. Ich habe mich niemals bekleidet; und dieſe Stunde gehe ich noch nackend. Man hat mich wohl dann und wann in eine Masque geſteckt; allein ich habe meine Empfindlichkeit allemal darüber zu erkennen gegeben.

„Ich weis nicht, was der Schaam iſt. Dieſes könnte abermal ein Zeichen meiner Unſchuld abgeben. Ob mich zwar manchmal eine artige Närrin mit der Hand bedeckt, wenn ſie durch ihre lächerlichen Geberden den Schein der Unſchuld von ſich geben will, dadurch ſie aber nur der Welt das Gegentheil vergewiſſert; ſo bezeuge ich doch hiermit, daß ich keinen Theil daran nehme, und daß ich es wieder Willen geſchehen laſſen muß.

„Weil ich niemals Kleidung trage: ſo kann mich Gold, Silber und Seide, welche in vielen kleinen Seelen einen lächerlichen Hochmuth wirken, gar nicht rühren. Allein, ich bin nicht geſonnen, mich durch dieſe Schrift ganz unſchuldig zu machen. Ich muß dannenhero geſtehen, daß ich von dem Falle, und denen daher entſtehenden Laſtern, nicht ganz frey geblieben bin.

„Der Hochmuth klebet mir demnach gleichfalls an, wiewohl auf einer andern Seite. Ich nehme manchmal eine gewiſſe hoffärtige Miene an: und daher pflegen die Menſchen zu ſagen: Herr Naſe trägt ſich hoch.

„Auch der Schimmer der Edelgeſteine hat mich öfters geblendet. Ich habe mich in America und Aethiopien damit behänget. Dieſer Hochmuth iſt mir aber allemal theuer zu ſtehen gekommen. Ich habe mir große Löcher in meinen Cörper machen laſſen, damit ich dieſe vermeinten Koſtbarkeiten an mir befeſtigen könnte; und der Schmerz, den ich dabey ausgeſtanden habe, iſt eine gerechte Vergeltung meiner Narrheit geweſen.

„In Spanien bin ich ehemals gar vor Hochmuth halb närriſch geweſen. Ich trug bey allen Gelegenheiten ein paar große Ferngläſer auf dem Rücken. Dieſer Zierrath ſchien mir ſo vortreflich zu ſeyn, daß ich mir ſehr viel darauf einbildete, und mit einer hohen Miene einher trat. Wenn ich Beſuch ablegte: ſo hätte man ſchwehren ſollen, daß ich der gröſte Sternſeher wäre, der jetzo hingienge, alle Gegenden des Himmels genau auszumeſſen.

„Ich bin ſehr zum Zorn geneigt. Wenn man mir etwas zuwider thut, oder wenn ich mit einer Sache nicht zufrieden bin, ſo nimt eine heftige Hitze den Augenblick meinen ganzen Cörper ein. Man kann dieſes aus der Röthe abnehmen, mit der ich überall überzogen werde. Man pflegt dannenhero zu ſagen: Herr Naſe wird ſo roth, wie ein welſcher Hahn.

„Ich erſcheine in vielerley Geſtalten in der Welt, bald bin ich groß, bald klein, bald mittelmäßig. In der leztern Beſchaffenheit ſiehet man mich am liebſten. Man haſſet mich aber, wenn ich groß bin; und in

„dieſer Geſtalt bin ich auch in der That ein ungeſchickter
„Kerl, zumal, wenn ich einen Buckel habe, den ich mit
„einer ungeheuren Größe gemeiniglich vereinige. Ich
„erinnere mich, daß mir einſtmals ein Fuhrmann auf
„freyen Felde entgegen rief: ich ſolte nicht ſo nahe an
„der Straße bleiben, damit er mit ſeinem Wagen vor=
„bey konnte.

„Wenn ich ſehr klein erſcheine, ſo bin ich gleichfals
„verhaßt;“ und man iſt gewohnt, mich ſodann aus
„Spott nur Herr Näsgen zu nennen.

„Meine ungeheure Größe iſt ſonderlich den Ver-
„liebten zuwieder. Ich ſchwehre, daß ich über ihren
„Scherz gar nicht eiferſüchtig werde. Ich verſichere
„Ihnen auch, daß mir das Maul niemals voll Waſſer
„läuft, wenn ſie ſich küſſen. Es müßte denn ſeyn, daß
„ich lange nicht geſchwitzt hätte, und alſo viele Feuch-
„tigkeiten bey mir führte. Dennoch aber beſchwehren
„ſie ſich, daß ich ihnen ſehr hinterlich bin, wenn die
„Lippen mit dieſer zärtlichen Arbeit beſchäftiget ſind.
„Vielleicht habe ich dieſen Fehler unwiſſend begangen.
„Weil ich aber gar nicht abgünſtig bin: ſo wolte ich
„wünſchen, daß ich ihn vermeiden könnte. Ich ſähe
„alſo gerne, wenn ſie mich allemal zu verſtändigen
„wüßten, daß es Zeit wäre, mich zu entfernen; und
„ſie würden wohl thun, wenn ſie mir die Seite anzeig-
„ten, auf welche ich mich wenden ſolte.

„Die Welt hatte vor einiger Zeit noch nicht ausge-
„macht, ob ich einen Cörper hätte, der wirklich Spei-
„ſen zu ſeiner Nahrung bedürfe. Man unterhielt
„mich alſo lediglich mit Geruch, wenn ich zu Gaſte ge-
„laden wurde. Ich erfahre aber mit Recht, daß die

„Welt immer klüger wird. Seit geraumer Zeit hat „man endlich eingeſehen, daß mein Korper eben ſowohl „Speiſen nothig hat, als alle andere. Man ſetzet mir „nunmehro grune, gelbe und braune Pulver zur Speiſe „vor, und trägt mir ſolche in goldenen, ſilbernen und „andern artigen Schuſſeln auf. Ich bezeige hiermit „offentlich, daß ich mit der Achtbarkeit zufrieden bin, „die man vor meine anſehnliche Perſohn, und vor mei„nen Geſchmack bezeiget; und will davor der jetzigen „Zeiten allemal mit vielen Ruhm bey den ſpäteſten „Nachkommen gedenken. Man hätte in der That „nichts beſſers erfinden können. Denn dieſe Pulver „verurſachen meinem Geſchmack eine angenehme Kutze„lung. Ich muß aber doch bekennen, daß ſie nicht „alle von einerley Güte ſind. Weil man ſich nun ein„mal bemuhet, mir auf alle Art gefallig zu werden: „ſo erklahre ich hiermit, daß mir nichts angeneh„mers iſt, als wenn man mich mit braunen Pulver be„wirthet.

Ich kann hierbey unmöglich verſchweigen, daß „ich auf dem Punct ſtehe, mit meinem Hausgenoſſen, „dem Herrn Mund, uber meine neuen Speiſen zu zer„fallen. Ich bin in meinen Eſſen etwas unmaßig. „Man kann mir dieſes unmoglich verdenken, wenn „man erwäget, daß ich vorher ſo lange Zeit gefaſtet ha„be. Wenn ich nun ſehr viel zu mir genommen habe; „ſo gehet es ſo leer nicht ab, daß ich nicht wieder etwas „von mir geben ſolte. Herr Mund wohnet in dem „unterſten Stockwerk. Weil ich nun ofters zum Fen„ſter hinaus ſehe; ſo pfleget es nicht ſelten zu geſchehen, „daß ich ſeine Thurſchwelle und Wetterdach beſudele.

„Er hat mich dannenhero öfters ſehr hart zur Rede geſetzt; und zuletzt hat er mir gar gedrohet, daß er mich mit der Action de effuſis & dejectis belangen wolle. Allein, ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, deswegen mäßiger zu ſeyn. Ich ſehe ſchon, daß er eine unrechte Klage erwählen wird, denn mich deucht, daß die erwehnte wieder den Hauswirth ſelbſt nicht ſtatt habe. Da ich nun viele Herren Advocaten zu Freunden habe, die mich öfters ſehr köſtlich bewirthen: ſo getraue ich mir durch ihren Beyſtand meinen Wiederpart ganz gerne ein paar hundert Jahre aufzuhalten; und ich werde unterdeſſen in ſtolzer Sicherheit ſo viel eſſen können, als es mir beliebt.

„Ich habe mich nur noch zu beſchwehren, daß man mir nichts zu trinken anbiethet. Ich mag eben nicht grob ſeyn, und fordern: ich ſähe es aber doch gerne, weil mir manchmal der Hals von ſo vielen trocknen Speiſen entſetzlich dürre wird. Zwar, wenn ich eine Unpäßlichkeit bezeige: ſo iſt man ſo mitleidig, daß man mir viele köſtliche Waſſer eingießet, welche Höflichkeit ich auch mit vieler Dankbarkeit erkenne. Allein, ſo verfähret die Welt. Die Kranken, ſo nicht eſſen und trinken können, überhäuft man mit dergleichen Waaren, aber denen Geſunden, ſo es genießen könnten, biethet niemand etwas an.

„Ich bin ſehr zärtlich in Anſehung des Geruchs. So ſehr mir alle wohlriechende Dinge angenehm ſind: ſo ſehr ſind mir die übelriechenden zuwieder. Meine Fenſter ſtehen gewöhnlicher maaßen offen. Allein, ich bin gleich fertig, dieſelben zuzuhalten, und mein Mißvergnügen darüber zu erkennen zu geben, wenn

„ich einen üblen Geruch auf der Gaſſe merke. Weil „ich in groſſen Anſehen bin: ſo müſſen ſich viele Leuthe in ihrer Haushaltung einen Zwang anthun, damit ſie mich nicht beleidigen.

„Ein anſehnlicher Mann, der in der Straſſe hinter mir wohnet, und deſſen Eigenſchaften der berühmte Schwift beſchrieben hat, kann es nach ſeiner Handthierung nicht vermeiden, dann und wann einigen „Geſtank in der Stadt zu verurſachen. Dieſer leidet „in ſeinen Geſchäften viele Hinderniß, weil ich allemal „meine Empfindlichkeit darüber bezeuge. Er hat mir „viele Vortheile anbiethen laſſen; wenn ich es zugeben „würde, daß er ſein Handwerk frey ausüben dürfte. „Allein, meine Zärtlichkeit hat es zur Zeit nicht zulaſſen wollen, ſein Erbiethen anzunehmen. Wir haben „zwar ſchon ehedem mit einander einen ſtarken Proceß „darüber geführet; und der Kayſer Claudius fällete ein „Urtheil zu ſeinem Vortheil. Allein, ich habe es nicht „rechtskräftig werden laſſen: und ſeit der Zeit hat kein „Richter meinen Gegner weiter hören wollen.

„Nachdem ich oben meine Laſter erzählet habe: ſo „wird man mir es vor keine Ruhmredigkeit auslegen, „wenn ich auch meine Tugenden und Vorzüge beybringe. Ich muß viel Klugheit beſitzen, weil man eine „Art kluger Leuthe in der Welt die Naſeweiſen nennet. Dieſe Herren und Frauenzimmer mögen es „ausmachen, ob ſie, oder ich die meiſte Ehre von dieſer Benennung zu gewarten haben. Wenigſtens „würde ich es ſehr übel nehmen, wenn ſie ſich den Zuſatz meines Nahmens vor eine Schande anrechnen „wolten. Ich will aber hoffen, daß ſie mit dieſem Ti-

„tel zufrieden ſind; und ich kann ihnen verſichern, daß ich vor mein Theil mir viel Ehre daraus mache, daß mein ſchlechter Nahme zu Vermehrung ihres Anſehens etwas beytragen ſoll.

„Ich bin gar nicht verliebt: und ich glaube, daß niemand ſeine Keuſchheit ſo unbefleckt erhalten hat, als ich. Auch in Anſehung des Küſſens bin ich ohne Flecken geblieben; und ich zweifle, daß ein Frauenzimmer in der Welt zu finden ſey, das ſich eben dieſes rühmen könnte. Ich bin aber auch nicht viel in Verſuchung geführet worden. Ein einzig mal kann ich mich erinnern, daß ein vollgeſoffener Kerl, der zu dem Herrn Mund wolte, ſich verirrte, und in meinen Vorſaal geſtolpert kam. Dieſer machte Mine, mich zu umarmen. Allein, ich gab ihm meinen Verdruß darüber zu verſtehen. Und als er Ernſt gebrauchen wollte; ſo ließ ich ihn dergeſtalt an meinen ſpitzigen Kopf anlaufen, daß er davon ganz nüchtern wurde, und den Weg zu Herr Munden ohne Mühe finden konnte.

„Mein Anſehn iſt nicht geringe in der Welt. Wenn ich eine Art eines Brauſens von mir hören laſſe: ſo habe ich allemal eine Menge Wünſche und Beugungen zu gewarten. Allein, weil es mir öfters wiederfährt, wenn ich über meiner Mahlzeit begriffen bin, und wenn mich meine Speiſen am beſten kützeln, da ich denn nur verhindert werde, alle angenehme Empfindungen recht zu genieſſen; ſo mache ich hiemit öffentlich bekannt, daß ich es vor eine Freundſchaft annehmen werde, wenn man mich künftig zu dieſer Zeit mit Höflichkeitsbezeugungen verſchonen wird.

"Es iſt auch ein Zeichen meines Anſehens, daß alle Leuthe ſehr weit ausweichen, wenn ich Mine mache, die Unreinigkeiten, ſo ich in meiner Haushaltung ſammle, auf die freye Straſſe zu werfen. Man erweiſet mir dadurch allzuviel Höflichkeit, weil es meine Schuldigkeit erforderte, wenigſtens Kopf weg, zu rufen. Ich verſpreche alſo hiemit, daß ich es künftig allemal beobachten werde.

"Man kann noch das Anſehen, daß ich in der Welt habe, daraus abnehmen, daß die Beraubung meiner berühmten Perſohn vor die gröſte Beſchimpfung gehalten wird. Wenn ſich jemand durch ſeine ſchändliche Thaten des ehrlichen Namens unwürdig gemacht hat: ſo wird er von mir abgeſondert, und es wird mir auf ewig verbothen, ferner einige Gemeinſchaft mit ihm zu haben.

"Die höchſten Reichs Geſetze ſind ſo gar auf Vermehrung meines Anſehens bedacht geweſen. Sie haben verordnet, * daß ich bey gewiſſen feyerlichen Handlungen der Notarien gegenwärtig ſeyn ſoll. Ich bin aber gar nicht zufrieden, daß der Notarius ſelbſt nicht nöthig hat, mich um Rath zu fragen, ſondern, daß ich nur meine Meinung den Zeugen zu ſagen habe. Dieſe verſtehen meine deutſche Sprache gar nicht recht; und überdem ſind es gemeiniglich nur gemeine Leuthe.

"Ich werde auch von vielen Leuthen vor einen berühmten Wahrſager gehalten. Wenn ich ungefähr drey Blutstropfen fallen laſſe, ſo glaubt man, daß dem-

---

* In der Notariats Ordnung Kayſer Maximilian des Erſten §. 12.

„demjenigen, bey dem ich mich aufhalte, ein groſſes Unglück betreffen wird. Ich will eben dieſe Meynung nicht verwerfen, weil ein Theil meines Anſehens hierauf beruhet. Allein, da ich nicht gerne ein Vorbothe des Unglücks ſeyn möchte; ſo werde ich mich bemühen, wenn künftig ein klein Aedergen in meinem Körper zerſpringt, niemals drey, ſondern allezeit zwey, oder einen Blutstropfen zu verlieren. Dargegen kann ich mir den Glauben gefallen laſſen, daß dem Wirth etwas neues wiederfahren, oder, daß ein guter Freund zu ihm kommen wird, wenn ich ein Jucken empfinde. Ich bilde mir aber gar nichts darauf ein, weil es gemeiniglich nur Pöbelvolk iſt, das ſich dieſe Prophezeyung von mir macht.

„Ich genieſſe ſehr viele Liebe in der Welt, ob ich gleich bey dieſen und jenen in einer ungeheuren Gröſſe erſcheine, und in der That eben nicht angenehm bin; ſo ſind doch dieſe meine Wirthe allemal ſo gefällig gegen mich, daß ſie meine üble Geſtalt nicht wahrnehmen, ſondern mich dem ohngeachtet recht zärtlich lieben. Ich habe oben nicht geleugnet, daß die Leuthe meine Häßlichkeit gar wohl wahrnehmen, und mich deswegen haſſen. Allein, nur der, bey dem ich mich aufhalte, iſt ſo gütig, oder verſtehet vielmehr die Regeln des Gaſt-Rechts, ſo wohl, daß er mir alle Freundſchaft und Gewogenheit angedeihen läßt.

„Man kann demnach leicht erachten, was ich vor Zärtlichkeit zu gewarten habe, wenn ich wirklich in einer angenehmen Geſtalt bey jemand einkehre. Ich weiß, wie ſehr ich öfters innerlich lachen muß, wenn man mich an die Hand nimmt, und mit mir vor den Spiegel tritt. Ich könnte einen ganzen Folianten mit Lobſprüchen anfüllen, die man mir an dieſer Stelle ertheilet hat. Nur neulich mußte ich mit einem jungen Edelmann vor den Spiegel wandern. Nachdem er ſeiner Leibes-Geſtalt, ſeiner Stellung, und ſeiner Geſichts-Bildung Recht hatte wiederfahren laſſen; ſo klopfte er mir endlich auf die Achſeln, und ſagte: und mein Herr Naſe iſt auch ein rechter ſchöner Purſche; aber wer nur Geld hätte. Ich verſchweige mit Fleiß, was ich letzthin von einem artigen Frauenzimmer bey dieſer Gelegenheit gehöret habe.

„Ob ich gleich ſolchergeſtalt viel Liebe genieſſe: ſo weiß man doch ſchon, daß ich auch meine Feinde in der Welt habe. Ich beklage mich über den Haß gar nicht, der mich wegen meiner üblen Geſtalt betrift. Allein es ſind Leute in der Welt, die mich ohne Unterſcheid, ich mag ausſehen wie ich will, verfolgen, und zu beſchimpfen ſuchen. Es giebt hitzige Kerls, die mich bey aller Gelegenheit heftig ſtoſſen; und eine andere Art toller Menſchen, macht ſich eine unſinnige Freude daraus, wenn ſie mit dem Finger wider meinen Körper ſchnellen können. Wieder andere glauben, die gröſte Heldenthat zu verrichten, wenn ſie mir nur damit drehen. Dieſes Verfahren nehme ich mit Recht vor die gröſte Beſchimpfung an, ſo mir wiederfahren kann; und ich wolte viel Geld darum geben, wenn ich mich rühmen könte, daß ich dieſe Schmach niemals erlitten hätte.

„Ich bin ſehr bekümmert, wie ich mich vor dieſen Schimpf künftighin in Sicherheit ſtellen kann. Ob

„mich gleich die Geſetze wider dergleichen Verfolgungen in Schutz genommen haben; ſo ſcheinet mir doch dieſes Mittel noch nicht kräftig genug zu ſeyn. Es giebt Menſchen, welche die Geſetze nicht zähmen können. Ich habe dieſes zu meinem Schaden erfahren. Ich hatte zwar einſtmals beſchloſſen, daß ich allen, die Miene machen würden, mir ſo unvernünftig zu begegnen, die Unreinigkeit aus meiner Haushaltung ins Geſichte gieſſen wolte. Allein dieſe Beſchimpfung begegnet mir öfters ſo plötzlich und unvermuthet, daß ich nicht allemal Zeit habe, dieſe Gegenwehr zu ergreifen; und dann und wann bin ich auch nicht bey Vorrath.

„Ich mache demnach hiermit öffentlich bekannt, daß derjenige von mir 100000 Rthlr. zur Belohnung erhalten ſoll, der ein ſicheres und anſtändiges Mittel ausfindig machen wird, mich vor dieſem tollen Verfahren gänzlich zu bewahren. Die Erfinder brauchen nur ihre Entdeckungen mit Bemerkung ihres Nahmens und des Orthes, wo ſie wohnen, durch den Druck bekannt zu machen. Ich werde dieſe Schriften ſammlen; und mein gelehrter Freund und ſehr werther Gönner, Herr Ovidius Naſo, ſoll den Ausſpruch thun, welches Mittel am kräftigſten iſt. Der Preis aber ſoll ſodann dem Urheber der beſten Erfindung richtig von mir ausgezahlet werden.

„Es giebt noch eine Sorte frevelhafter Kerls in der Welt, die mir ſehr übel mitſpielen. Sie ſetzen einen ſpitzigen Degen, eine groſſe Stange, und andere dergleichen gefährliche Sachen auf mich; und ich muß ſolche zur Verwunderung und zum Gelächter der Zu-

„ſchauer aufrechts herum tragen. Ich weiß am beſten, „was ich vor Angſt und Schmerzen bey dieſen fürchterlichen Verrichtungen ausſtehen muß. Mich deucht „nicht, daß ſolches billig ſey. Am wenigſten aber glaube „ich zu dem Ende in der Welt zu ſeyn, daß ich den „Leuten zum Gelächter diene. Ich rufe alſo hiemit „den mächtigen Schutz der höchſten und hohen Obrigkeiten an, daß ſie durch heilſame und ſcharfe Geſetze mich vor dieſen Freveln in Sicherheit ſtellen „wollen.

„Ich habe mich noch über den Pöbel zu beſchwehren. „Dieſer beleget mich öfters mit Vorwürfen, die ich gar „nicht verdiene, und muthet mir Dinge zu, die mir „ſehr unanſtändig ſind. Bald ſoll ich mich begoſſen „haben; bald ſoll ich ſo tief in den Bier-Krug ſehen; „bald befiehlet man mir an ſchlimme Oerther zu gehen; und endlich will man mir aufbürden, Jedermanns Wegweiſer zu ſeyn. Ich bin nicht geſonnen, „dergleichen fernerhin zu erdulden. Ich rathe demnach jedermänniglich wohlmeinend, künftig davon „abzuſtehen. Widrigenfalls würde ich mich genöthiget ſehen, über ſolche frevelhafte Begünſtigungen hohern Orths Beſchwehrde zu führen.

„Weil mir keine beſondere Vorfälle in der Welt zugeſtoſſen ſind; ſo kann das, was ich hier aufgezeichnet habe, zu meiner Geſchichte genug ſeyn. Ich bin „ſehr erfreuet, daß ich einmal Gelegenheit gefunden „habe, ſowohl meine Beſchaffenheit der Welt bekannt „zu machen, als auch desjenigen mich zu entledigen, „was mir zeithero auf dem Herzen gelegen hat. Ich „kann nun ganz gerne tauſend Jahr vorbey ſtreichen

„laſſen, ehe ich meine Begebenheiten wiederum entwerfe, und das 2745ſte Jahr ſoll mich daran erinnern.“

Hier gehet die Schrift des Herrn Naſens zu Ende; und ich werde nur noch ein paar Worte hinzufügen. Ein guter Freund, dem ich ſie bereits gezeiget habe, iſt in dem Streit, in welchen Herr Naſe mit ſeinem Hausgenoſſen, dem Herrn Mund, gerathen iſt, ſehr eifrig auf des erſten Seite. Er glaubt, daß Herr Mund gar nicht Urſache habe, die Beſudelung ſeiner Thür-Schwellen und Wetter-Dachs ſo ſehr übel zu nehmen; ſondern hält dafür, daß er gar füglich abrechnen konte; weil der Rauch, ſo aus ſeiner Wohnung heraus kommt, und in Herr Naſens Fenſter ziehet, eben ſo beſchwehrlich ſey.

Ich finde dieſe Erinnerung ſehr gegründet; und die Unbilligkeit, ſo Herr Mund dadurch merken läßt, nimmt mich ſelbſt wider ihn ein. Ich bin demnach entſchloſſen, allen denenjenigen zum Troſt, ſo in dieſem Streit auf Herr Naſens Seite treten werden, welches ich von vielen vornehmen Herren vermuthe, nächſtens eine ſehr bittere Spott-Schrift wider Herr Munden zu verfertigen; und man kann ſich verſprechen, daß ſie alles übertreffen ſoll, was man jemals beiſſendes in dieſer Art geſehen hat.

* * *

IV.

Die gütigen und ſträngen Väter.

Eine Erzählung.

In den Zeiten, als die Menſchen noch in dem Stande der natürlichen Freyheit lebten, und die Altväter zugleich Väter und Regenten ihrer Familien waren, befanden ſich unter den älteſten Celten zwey Altväter, die ihre Familien nach ganz entgegen geſetzten Grundſätzen regierten. Geroch war ein ſehr liebreicher Vater. Er liebte alle ſeine Kinder, Enkel und Urenkel, mit einer ungemeinen Zärtlichkeit. Er begegnete ihnen dannenhero mit einer außerordentlichen Sanftmuth und Gelindigkeit; und in allen ſeinen Befehlen und Anordnungen zeigte ſich der zärtliche Vater.

Lewigud hingegen, ein anderer Altvater, der Nachbar des vorigen, war in allen ſeinen Handlungen gerade das Gegentheil von Geroch. Er beherrſchte ſeine Familie mit einer überaus groſſen Stränge. Er erforderte in allen ſeinen Anordnungen den genaueſten Gehorſam; und niemand aus ſeiner Familie, der es an ſeiner Schuldigkeit hatte ermangeln laſſen, oder welcher den geringſten Fehler begangen hatte, durfte ſich auf Verzeihung Rechnung machen. Alles erzitterte, auch bey ſeinem bloſſen Namen, und die Kinder in den Hangmatten, (man hatte damals noch keine

Wiegen,) unterſtanden ſich nicht, ferner einen Schrey zu thun, ſo bald der Altvater Lewiqud genennet wurde.

Weder eine, noch die andere Familie, war mit ihrem Altvater zufrieden. Beyde wurden von ihren Kindern getadelt. Wir werden vielleicht in der Folge ſehen, welche Familie die meiſte Urſache darzu gehabt hat.

Nach der groſſen Gütigkeit und Gelindigkeit des Gerochs gegen ſeine Familie, hatte jedermann Freyheit, nach ſeinem Wohlgefallen zu handeln, wenn er in gewiſſen Schranken blieb. Dieſe Schranken aber waren ziemlich weit geſetzt; und die Kinder und das Haus-Geſinde ermangelten nicht, ſich der Freyheit, die ihnen ihr gütiger Altvater gönnete, in voller Maaſſe zu gebrauchen: ſie gingen nicht ſelten bis zu Ausſchweifungen. Sie hielten beſtändig Freuden-Tänze; ſie ſtelleten allerley Mummereyen und Aufzüge an; ſie trieben den Scherz und Spöttereyen ziemlich weit gegen einander, und nicht ſelten ließen ſie ihren Witz mit den Fäuſten gegen einander aus.

Geroch begnügte ſich, bey ſolchen Gelegenheiten liebreiche Ermahnungen zu gebrauchen. Er wollte mit Fleiß keine ernſtlichen Maaßregeln anwenden, die dem Syſtem der Gütigkeit, das er ſich zur Vorſehung ſeiner Familie gemacht hatte, ſo ſehr zuwider waren. Seine Familie war auch treflich mit ihm zufrieden. Allein es ereigneten ſich Gelegenheiten, worüber ſie die Gütigkeit ihres Altvaters zu tadeln anfiengen.

Geroch, der einen weitläuftigen Strich Landes mit ſeiner Familie bewohnete, hatte mit ſeinem Nachbar Lewiqud beſtändig Streitigkeiten. Bald war es

nun

um die Weide in einem ſchönen Thale zu thun, das ſich beyde Familien zueignen wollten; bald betraf es die Jagd in einem Walde; bald ſtritte man um einen Brunnen zur Vieh Tränke. Man weiß ſchon aus der Bibel, wie es zwiſchen zwey Patriarchen, die eine groſſe Familie haben, herzugehen pfleget: und Lewigund und ſeine Familie, die ſich immer weiter ausbreiten wollten, waren gar ſehr zu Händeln geneigt.

Einſtmals wolten Lewigunds Leute einen Brunnen wegnehmen, den die Familie des Gerochs wieder von neuen ausgeräumet hatte, und der ihren Heerden ſehr zur Erfriſchung dienete, wenn ſie aus der Wüſten zurück kamen. Geroch ſchickte ſeinen Sohn Nigb mit einer Anzahl Knechten hin, um Lewigunds Hirten davon weg zu treiben. Allein Nigb, der keine groſſe Luſt zu ſtreiten hatte, und der ſich auf ſeines Vaters Gütigkeit verließ, hielt ſich lange unterwegens auf. Bald jagte er einem Haaſen nach; bald machte er einen Vogel-Heerd, oder ſtellte einen Meiſe Kaſten auf; und als er endlich bey dem Brunnen ankam; ſo begnügte er ſich, den Hirten Lewigunds mit geballten Fäuſten zu drohen, und zog wieder zurück. Der Brunnen ging alſo verlohren.

Da hätte man ſehen ſollen, was die ganze Familie vor ein Geſchrey wider ihren Bruder Nigb erhob. Man drohete, ihn mit den Zähnen zu zerreiſſen, und tadelte den Altvater öffentlich, daß ſeine groſſe Gütigkeit Urſache wäre, daß ſeinen Befehlen keine Folge geleiſtet, und in keiner Sache rechte Anſtalten gemacht würden. Geroch, der ſeine Kinder mit einer verwundernswürdigen Langmuth vertrug, ſtellete ihnen liebreich vor, daß bey denen Grundſätzen der Gütigkeit, die er angenommen hätte, und die ihnen ſelbſt ſo wohl gefielen, dergleichen Erfolge nicht allemal zu vermeiden wären.

Bald darauf ſuchte Lewiguds Hausgeſinde in ein fruchtbares Thal einzudringen, das lange Zeit zwiſchen beyden Familien ſtreitig geweſen war. Unterdeſſen hatte doch Lewigud verſprochen, in dieſes Thal mit ſeinen Heerden nicht weiter zu kommen; und beyde Familien hatten zum Andenken dieſer Sache einen Steinhaufen aufgerichtet. Allein Lewigud kehrte ſich nicht viel an ſeine Verſprechungen. Als er ſich nun dieſes Thals bemächtigen wolte; ſo ſchickte Geroch einige ſeiner Kinder und Knechte dahin, und befahl denen Haushaltungen ſeiner Kinder, die nächſt an dieſem Thale ihre Wohnplätze hatten, daß ſie gleichfalls die Waffen ergreifen, und Lewiguds Hirten und Knechten das Eindringen in dieſem Thale verwehren ſolten. Allein, eine Haushaltung hieß es immer der andern, daß ſie wider Lewiguds Knechte ausziehen ſolten; und jede antwortete: Nein, ich mag nicht, du ſollſt gehen; ſo wie es ungezogene Kinder zu machen pflegen. Darüber ging das ſchöne Thal verlohren, und Lewiguds Knechte ſetzten ſich darinnen feſt.

Mein Gott! was vor ein Geſchrey hörte man nicht in Gerochs Familie. Man tadelte dieſen ehrlichen Altvater öffentlich. Alle Schuld wurde ihm und ſeiner Gütigkeit beygemeſſen. Es hieß, die älteſten Söhne und Enkel, die um des Altvaters Perſon wären, und der übrigen Familie ſeinen Willen und Befehle verkündigten, verließen ſich auf ſeine groſſe Gütigkeit, und wären über die Maaſſen nachläßig. Man unterſtund ſich ſogar, zu ſagen, Lewigud, das wäre ein

Mann, der einer Familie vorzuſtehen wüßte; der wiſſe ſeinen Befehlen Gehorſam zu verſchaffen; da wären ganz andere Anſtalten, und in ſeinem Hauſe würden die Unternehmungen, die man vorhatte, geheim gehalten, und nicht alles ausgeplaudert.

Geroch, deſſen Weisheit eben ſo groß, als ſeine Sanftmuth und Gütigkeit war, ertrug auch dieſes Geſchrey ſeiner Kinder. Er ließ jedoch die älteſten davon zuſammen kommen, und redete ſie mit ſeinem gewöhnlichen liebreichen Weſen folgender Geſtalt an:

„Meine Kinder! ihr wiſſet in der That nicht, was „ihr ſchreyet. Ich habe beſchloſſen, euch blos nach „Grundſätzen der Gütigkeit und Gelindigkeit zu regieren. Dieſe Grundſätze haben euch gefallen, und ſind „euern eignen Wünſchen gemäß. Ein ſolches Syſtem „der Gütigkeit iſt ganz einfach, und muß in allen Theilen unſrer Familienangelegenheiten übereinſtimmend „ſeyn. Ich kann nicht in einigen Dingen eine große „Stränge bezeugen, und in andern Dingen den „Grundſätzen der Gütigkeit folgen. Dieſes Verfahren würde bald die Stränge in allen Maaßregeln „nach ſich ziehen. Mit was vor Grunde könnet ihr „verlangen, daß ich gegen einige meiner Kinder eine „ausnehmende Stränge bezeugen ſoll? Würde euch „die Reihe, euch mit Stränge zu begegnen, nicht „gleichfalls treffen, wenn ich euch die Angelegenheit „der Familie auszurichten auftrüge? Ich weiß es gar „wohl, daß ein ſolches Syſtem der Gütigkeit Fehler „und Gebrechen in unſern Angelegenheiten nach ſich „zieht; allein, ihr verlanget zu viel von mir, wenn ich „dieſe Fehler verhüten und abſtellen ſoll. Ich würde

„dieſes nicht thun können, ohne mein ganzes Syſtem zu verlaſſen, und die entgegen geſetzten Grundſätze der Stränge zu ergreifen. Euch! euch kommt es zu, dieſe Fehler zu vermeiden. Ein jeder von allen meinen Kindern muß mit wahren Eifer vor unſere gemeinſchaftliche Angelegenheiten erfüllet ſeyn; ein jeder muß die gemeine Sache redlich und ohne allen Eigennutz vor Augen haben. Solte euch nicht die Erhaltung unſerer Familie, in welcher ihr ſo viel Gütigkeit und Vorzüge genieſſet, hierzu anreizen? Ich geſtehe euch gerne, daß ohne dieſem Eifer und Redlichkeit, die euch alle erfüllen muß, das Syſtem der Gütigkeit, das ich erwählet habe, ſehr fehlerhaft iſt, und daß unſere Familie nothwendig zu Grunde gehen muß. Unterdeſſen wird keiner unter euch ſeyn, der nicht lieber mit Gütigkeit und Gelindigkeit, als mit Stränge regieret ſeyn will. Ich überlaſſe euch alſo die Entſcheidung ſelbſt, was ihr künftig zu thun habt.„

So liebreich und vernünftig die Vermahnung unſers Altvaters Gerochs war; ſo machte ſie doch bey ſeiner Familie wenigen Eindruck. Nur einige wenige, die vernünftig waren, wurden dadurch gerühret. Die meiſten unterlieſſen deshalb nicht, ihren ungegründeten Tadel und Beſchwerden fortzuſetzen. Ich will mich nicht einlaſſen, alle Unbilligkeiten von Gerochs Familie zu erzählen. Ich will nur noch einen einzigen Umſtand davon beybringen.

Man erfuhr, daß Lewigand einen Einfall in die innerſten Wohnplätze der Gerochiſchen Familie unternehmen wollte. Die Familie hielt ſich zu ſchwach, daß ſie genugſamen Wiederſtand thun konnte. Geroch hatte mit ſeiner erſten Gemahlin Kinder erzeuget, die in einer abgeſonderten und entfernten Gegend bey andern von ihren mütterlichen Anverwanten wohnten. Die Familie des Gerochs erſuchte ihren Altvater, die Kinder von ſeiner erſten Gemahlin, nebſt einigen Anverwanten, zum **Beyſtand** wider Lewiguds angedroheten Einfall kommen zu laſſen. Geroch war hierzu willig. Dieſe Hülfe kam; und Lewigud fand vorrathſam, den Einfall zu unterlaſſen.

Allein, kaum ſchien die Gefahr vorbey zu ſeyn; ſo bezeigte ſich die Familie des Gerochs ſehr unbillig wieder ihre Anverwanten. Sie verſchloſſen ihnen ihre Häuſer, verſagten ihnen alle Bequemlichkeiten, und wolten ſich einer gebieteriſchen Herrſchaft über ſie anmaaßen. So ſonderbar iſt die menſchliche Natur. Diejenigen, welche die Freyheit ſo hoch ſchätzten, wolten ihren Halbbrüdern und Verwanten nicht eben die Freyheit genieſſen laſſen.

Geroch erduldete auch dieſe Unbilligkeit. Damit aber ſeine Familie nicht weiter das Gaſtrecht verletzen, und ſich dadurch ein böſes Gerüchte bey den Nachbarn zuziehen möchte; ſo ſendete er die Kinder von ſeiner erſten Gemahlin und ihre Verwanten wieder nach Hauſe. Ja! er erſtreckte ſeine Gütigkeit auf einen ſo hohen Grad, welcher vielen unglaublich ſcheinen wird.

Weil das Geſchrey über ſeine älteſten Söhne und Enkel, die um ſeine Perſohn waren, um ſeine Befehle auszurichten, immer fortdauerte, ſo wolte er ſeiner Familie auch dieſen Vorwand benehmen, und entfernte ſie von ſich; ohngeachtet er überzeugt war, daß ſie ſein

Vertrauen ſehr wohl verdieneten. Dahingegen nahm er diejenigen zur Ausrichtung ſeiner Befehle in ſein Haus auf, auf welche ſeine Familie das meiſte Vertrauen ſetzte.

Dieſes iſt eine der merkwürdigſten Begebenheiten in Gerochs Geſchichte, welche denen nachfolgenden Zeiten, als ein ſo ausnehmendes Merkmahl der höchſten Güte und Weisheit in die Augen gefallen iſt, daß die Druiden und Barden viele Jahrhunderte hernach in ihren Liedern davon geſungen haben, um das Andenken einer ſo preiswürdigen Güte beſtändig zu erhalten. Die Lieder waren nämlich damals ſtatt der Jahrbücher.

Laſſet uns nunmehr auch das Betragen des Lewiguds gegen ſeine Familie etwas ausführlicher betrachten! Wir haben ſchon oben erwehnet, mit was vor Stränge er ſich Anſehen und Gehorſam in ſeiner Familie zu verſchaffen wußte. Eine ungemeſſene Ehr- und Herrſchſucht waren die Triebfedern aller ſeiner Handlungen; und die gemeinſchaftliche Wohlfarth der Familie war nur der Deckmantel, worunter er ſeine Leidenſchaften verbarg. Es rührte ihn ſehr wenig, wenn ſeine Kinder und Knechte in Ausrichtung ſeiner Befehle umkamen, wenn er nur ſeine Abſichten dabey erreichete.

Oefters haben ſie ſteile Felſen hinan klettern müſſen, um Vogelneſter und Bienenſtöcke auszunehmen, die er hernach ſeinen Nachbarn ſchenkte; und er ſah es ganz gelaſſen an, wenn viele von ſeinen Kindern und Hausgeſinde herunter ſtürzten, und den Hals brachen. Wenn ein Feuer auskam, welches er, wie man ihm nachredete, öfters ſelbſt anzündete; ſo muſten ſich ſeine Leute in das volle Feuer wagen, und das brennende Haus niederreiſſen. Zuweilen kleidete er ein fürchterliches Geſpenſt aus, und ſchickte ſeine Enkel und Knechte in halbverfaulten Kähnen damit fort, um die benachbarten, inſonderheit die Gerodhiſche Familien, damit in Furcht zu ſetzen; dabey denn viele von dieſen ſchlechten Kähnen untergiengen, und ein groſſer Theil ſeiner Leute umkamen.

Dennoch durfte ſich niemand unterſtehen, wider ſeine Befehle zu murren, oder ſich in Ausübung derſelben nachläßig zu bezeigen. Die Stränge der Strafe war es, die jedermann in Furcht hielt. Lewigund hatte nahe bey ſeinem Hauſe eine finſtere Höle, in welche er alle diejenigen ſtecken ließ, die ſeinen Befehlen im geringſten ungehorſam waren.

Dieſe Höle, welche Tebchal genennet wurde, war in einem Felſen gehauen, und das fürchterlichſte Gefängniß, das vielleicht jemals geweſen iſt. Da es viele Abtheilungen hatte; ſo waren etliche voller Kröten und Schlangen, und andere voller Schlamm und Unreinigkeiten; und die erleidlichſten waren wegen der böſen Dünſte und der dicken Finſterniß fürchterlich. Nur wenige Abtheilungen hatten ein ſchwaches Licht durch die Ritzen und Spalten der Felſen. In dieſer Höle wurden ſeine ungehorſamen Kinder und Knechte öfters etliche Jahre eingeſchloſſen; und die Furcht vor derſelben war ſo groß, daß, ſo bald jemand den Tebchal nennen hörete; ſo war er ſofort willig, Lewigunds Befehle auszurichten, wenn er auch darüber hätte umkommen ſollen.

Diejenigen, ſo geringe Verſehen begangen, oder nur ſeine Gewogenheit verſcherzet hatten, wurden in die Wüſten verbannet. Es wurde ihnen dabey anbefohlen, daß ſie ſich über zwey oder dreyhundert Schritte von dieſem, oder jenem Baume nicht entfernen ſollten. Ein Stück Baumrinde mit einer Blume gemahlt, war das Zeichen dieſer Verbannung; und Lewigud ſah dieſes vor eine ſo leichte Strafe an, daß er ſeinen älteſten Söhnen und Enkeln, die um ſeine Perſohn waren, eine Menge ſolcher Verbannungs-Rinden im voraus übergab, damit ſie ſich derſelben gegen diejenigen, ſo ein Verſehen begiengen, oder die nicht mit Freuden Gehorſam leiſteten, ſofort bedienen konnten, ohne ihm einmal die Sache vorher vorzutragen.

Seine Söhne und Enkel, die ſeine Befehle ausrichteten, ließen auch dieſe Verbannungs-Rinden zu keiner verlegenen Waare in ihren Häuſern werden. Sie wußten ſich derſelben gar wohl zu gebrauchen; und das geringſte Murren, ein unachtſames Wort gegen ihre Perſohnen, oder die unterlaſſene tiefe Demuth, waren Verbrechen, welche dieſe Verbannung nach ſich zogen.

Bey aller Stränge mußten die meiſten von Lewiguds Familie und Knechten ſehr kümmerlich leben. Alle einzelne Haushaltungen mußten ihr Vieh und Früchte drey bis viermal des Jahres mit dem Altvater theilen. Bald mußte der zehende, bald der zwanzigſte, bald der funfzigſte, bald der hundertſte Theil an Lewigud abgegeben werden. Bald wurde dieſe, bald eine andere Nothdurft der geſammten Familie vorgegeben. Lewigud überließ die Erhebungen an Vieh und Früchten etlichen ſeinen Kindern und Enkeln, die ihm überhaupt eine gewiſſe Summe davor entrichteten, und die hingegen ihre Brüder und Verwandten in der Theilung unter tauſenderley Vorwänden meiſterlich zu bevortheilen wußten; worüber ſich niemand regen durfte. Es geſchah dannenhero, daß die guten Leute zu ihrer Nothdurft wenig übrig behielten.

Lewigund ſuchte ſeiner Familie einzubilden, daß ihre Glückſeeligkeit in der Ehre und dem Anſehen ihres Altvaters beſtunde. Einige waren ſo einfältig, daß ſie dieſes glaubten. Sie nahmen ein Stück Brod, oder ein paar wilde Aepfel in die Hand, und ſahen denen Aufzügen, Mummereyen und Freuden-Feſten in Lewigunds Hauſe von ferne zu; ſie pfiffen, waren luſtig und guter Dinge, und hielten ſich in dieſem Zuſtande vor glücklich.

Allein, die meiſten ſahen nur allzuwohl ein, daß ihr Zuſtand keinesweges glücklich, ſondern überhaupt betrachtet, ſehr elend war. Sie fanden tauſend Dinge an dem Betragen ihres Altvaters auszuſetzen. Sie glaubten allenthalben wahrzunehmen, daß nicht die Liebe zu ſeinen Kindern, ſondern der Ehrgeitz und die Herrſchſucht die Triebfedern ſeiner Handlungen wären. Sie ſeufzeten darüber, ſie murreten ſogar, aber nur in dem Innerſten ihres Herzens, oder höchſtens, wenn vertraute Freunde bey verſchloſſenen Thüren beyſammen waren. Die Furcht vor dem Trübſal, oder der Verbannung, verbot ihnen den Mund, ſich öffentlich zu beklagen.

Die Vernünftigen und Weiſen von der Familie mußten zwar bekennen, daß die Art und Weiſe, womit Lewigund ſeine Familie regierete, ſehr geſchickt wäalle grobe Ausſchweifungen und Unordnungen zu verhindern; ſie mußten geſchehen, daß alle Angelegenheiten der Familie auf das pünctlichſte ausgerichtet würden, und daß Lewigud vermöge der genauen Befolgung ſeiner Befehle vielmehr auszurichten im Stande wäre, als andere in daſiger Gegend wohnende Altväter, wannenhero auch derſelbe ein vorzügliches Anſehen unter ihnen erlanget hätte.

Allein, ſie waren auch bey ſich ſelbſt überzeuget, daß ihre ganze Familie in einer wahren Knechtſchaft lebte, und daß ſie alle nichts anders, als Sclaven ihres Altvaters wären. Dieſer Preis ſchien ihnen zu theuer zu ſeyn, daß man davor die gute Ordnung zu Hauſe, und das Anſehen unter den auswärtigen Familien, erkaufen müßte. Die Freyheit, die ſie gänzlich vermißten, ſchien ihnen das ſchätzbarſte Gut der Menſchen zu ſeyn. Unterdeſſen blieb auch dieſen Vernünftigen und Weiſen nichts anders übrig, als zu ſeufzen.

Wenn man alles dieſes zuſammen nimmt, was wir zeither von den Grundſätzen dieſer beyden Altväter, und dem Zuſtande und Angelegenheiten ihrer Familien, erzählet haben; ſo ſcheinet der Erfolg und die Wirkung dieſer beyden, ſo ſehr verſchiedenen, Grundſätze folgender zu ſeyn.

Lewigud machte mehr Aufſehens unter allen damals lebenden Altvätern; und konnte auch zuweilen in der That mehr ausrichten, weil ſeine Befehle aus Furcht vor der Strenge genau und pünctlich befolget wurden; allein, ſeine Familie überhaupt betrachtet, war ſehr elend und unglücklich, und die meiſten lebten in der äuſſerſten Armuth. Denn auch diejenigen, welche Lewigand zur Ausrichtung ſeiner Befehle gebrauchte, ob ſie zwar unter der Armuth nicht ſeufzeten, waren deshalb nicht viel glücklicher; weil die Strenge und der ungewiſſe Stand, worinnen ſie ſich befanden, ihnen allemal einen guten Antheil von dem allgemeinen Elende der Lewigandiſchen Familie empfinden ließ.

Dahingegen hatte Gerod in der That weniger Anſehen unter denen damals lebenden Altvätern; und ſeine Unternehmungen wurden nahe ſchon rückgängig, weil die allzugroſſe Gütigkeit und Gelindigkeit des Altvaters bey vielen von ſeiner Familie den Erfolg hatte, daß ſie ſich ſehr nachläßig in Ausrichtung ſeiner Befehle bezeigten. Allein, überhaupt betrachtet, war Gerods Familie ſehr glücklich. Sie lebten faſt alle in einem geſegneten Zuſtande, und genoſſen alle Annehmlichkeiten, welche die wahre Freyheit und die Gütigkeit der Obern gewähren kann.

Unterdeſſen war auch dieſer Erfolg, den die beyderſeitigen, ſo verſchiedenen Grundſätze in Anſehung des äuſſerlichen Anſehens und der Anwendung der Befehle hatten, keine anhaltende, dauerhaftige und endliche Wirkung; ſondern es war nur ein kurzer, zeitiger und zum Theil erzwungener Erfolg. Wir werden dieſes deutlicher wahrnehmen, wenn wir die weitern Begebenheiten und den Zuſtand und die Angelegenheiten beyder Familien betrachten.

Der äuſſerliche Glanz, die Pracht und die Verſchwendung, die in des Altvater Lewigands Hauſe herrſchte, konnte natürlicher Weiſe keine andere Wirkung haben, als daß ſeine Söhne und Enkel, die er zu Ausrichtung ſeiner Befehle gebrauchte, ſeinem Beyſpiele nachahmeten, und ihre Glückſeeligkeit in nichts als Wolleben, Tanzen und Springen ſetzten. Da nun Lewiqud dieſen ſeinen Söhnen und Enkeln, die um ſeine Perſohn waren, eine groſſe Gewalt über ihre Brüder auszuüben ließ: ſo hätten dieſelben eine überaus groſſe Tugend, Mäßigung und Billigkeit beſitzen müſſen, wenn ſie dieſe Gewalt nicht hätten mißbrauchen wollen, um die ganze übrige Familie auf tauſenderley Art zu bedrücken, damit ſie die Mittel zu ihren Verſchwendungen aufbringen möchten; und der Zuſtand der ganzen Lewiqudiſchen Familie war allzu verderbt, als daß nicht dergleichen Tugend und Mäßigung höchſt ſeltene Beyſpiele geweſen wären. Die Familie des Lewiquds war alſo in der That höchſt elend daran. Sie mußte nicht allein die Mittel zu der Pracht und Verſchwendung des Altvaters, und zu tauſend chimäriſchen Unternehmungen, die ihm einfielen, verſchaffen; ſondern ſie war auch unzähligen Plackereyen und Bedrückungen derjenigen von ihren Brüdern ausgeſetzt, die bey dem Altvater in Gunſt ſtanden, und entweder ſeine Befehle ausrichteten, oder ſeine Zehenden und andere Einkünfte, die er ſeinen Kindern abzwang, gepachtet hatten. Wir werden die Folgen von dieſen Bedrückungen bald vernehmen.

Die ausſchweifende Neigung, welche Lewiquds Familie zur Verſchwendung und Luſtbarkeiten hatte, mußte natürlicher Weiſe endlich auch die ſchlechte Ausrichtung ſeiner Befehle und Unternehmungen nach ſich ziehen; indem ſie Tag und Nacht auf nichts ſonnen, als ſich luſtig zu machen, und die ihnen aufgetragenen Befehle nur obenhin vollzogen. Dieſes wird allemal der natürliche Erfolg ſeyn, wenn die Ueppigkeit, und inſonderheit diejenige, die nicht bloß auf Pracht und Aufwand, der mit gewiſſen Regeln des Wohlſtandes verknüpfet iſt, ſondern lediglich auf Tanzen, Hüpfen und andere ſinnliche Ergötzlichkeiten gerichtet iſt, auf einen hohen Grad anwächſt. Wenn man den Kopf mit nichts als Narrenspoſſen erfüllet hat; ſo kann man ſchwehrlich diejenige Application haben, die zu ernſtlichen Geſchäften erfordert wird.

Ueberdies, damit die in Gunſt ſtehenden Kinder ihren Verſchwendungen und Luſtbarkeiten ein Genüge leiſten konnten; ſo zwackten ſie ihren Brüdern und Knechten, die mit ihnen auf Unternehmungen ausgeſchickt waren, von ihrem Unterhalte ein vieles ab, oder ſteckten ſonſt von denen, zur Unternehmung gewidmeten, Koſten einen groſſen Theil in ihren Beutel; und die Unternehmungen und Abſichten konnten alſo nicht anders als ſchlecht ausgeführet werden. Alles dieſes zeigte ſich vornämlich in folgender Expedition, die Lewigud vornahm.

Als Lewigud ſahe, daß es ihm ſchwehrlich möglich ſeyn würde, in die innern Wohnplätze von Gerochs Familie einzudringen; ſo beſchloß er, die Kinder von ſeiner erſten Gemahlin zu überfallen, die obgedachter maaſſen von Gerochs übrigen Familie etwas entfernet ihre Wohnungen hatten. Er ſendete demnach den hellen Haufen ſeiner Kinder und Knechte wider ſie aus; und die Sache ſchien anfangs recht glücklich zu gehen, weil Gerochs Kinder von der erſten Gemahlin einem ſo groſſen Haufen nicht widerſtehen konnten. Allein die ausſchweifende Neigung zur Luſtbarkeit, die in Lewiguds Familie eingeriſſen war, verderbte alles wieder.

Die in Gunſt ſtehenden Söhne und Enkel, denen die Führung dieſer Unternehmung aufgetragen war, ſchleppeten eine groſſe Menge von Kochen, Zuckerbeckern, Poſſenreiſſern, Seiltänzern, Nähtermägden, und Verfertigern von allerley wohlriechenden Oelen und Salben, als worinnen damals die Galanterie in Lewiguds Familie beſtand, mit ſich, daß der Haufen unnützer Mauler, die ſie bey ſich führeten, gröſſer war, als der Haufen der ſtreitbaren Männer und Knechte. In allen Wohnplätzen von Gerochs älteſten Kindern, wo ſie hinkamen, waren ſie nicht ſobald eingerückt, als ſie allerley Tänze, Mummereyen, Aufzüge und Spiele anſtelleten; ſo, daß man hatte glauben ſollen, ſie wären zu keinem andern Endzwecke gekommen, als Gerochs Kinder eine Luſt und etwas zu lachen zu machen, wenn ſonſt ihre feindliche Abſicht nicht offenbar geweſen wäre.

Um nun dieſe unnützen Mäuler und Poſſenſpieler zu unterhalten, und ſich zugleich zu Anſtellung künftiger ſolcher Luſtbarkeiten zu bereichern; ſo wurde zwar Gerochs Kindern faſt alles genommen. Allein, weder dieſes noch dasjenige, was Lewigud zu den Koſten dieſer Unternehmung beſtimmet hatte, wurde zu ernſtlichen Maaßregeln, und zu Ausrüſtung der ſtreitbaren Männer und Knechte angewendet; ſondern Lewiguds Knechte gingen in recht elender Geſtalt einher. Die Barden haben davon ein witziges Lied gemacht, indem ſie Lewiguds Knechte mit zerlumpten Röcken, die ſtatt der Knöpfe mit Bindfaden zugebunden ſind, mit

Schuhen und Strümpfen, die allenthalben durchlöchert und mit Baſt geflickt ſind, auf eine lebhaftige und witzige Art vorſtellen.

Als Gerochs Kinder dannenhero die ſchlechte Beſchaffenheit von Lewiquds Waffen, und überhaupt die üble Einrichtung und Anordnung ihrer Anführer wahrnahmen; ſo faßten ſie ein Herz, giengen mit groſſem Muthe auf ihre Feinde loß, und ob ſie gleich an der Anzahl weit geringer waren; ſo jagten ſie doch des Lewiquds ganzen Hauſen aus ihren Wohnplätzen fort, und verfolgten ſie bis an die eigenen Wohnungen der Lewiquidiſchen Familie. Dieſe vergaſſen damals alle ihre Luſtbarkeiten. Die Furcht bemeiſterte ſich ihrer Herzen: und ſie lieſen ſo ſchnell, daß ſie viele von ihren Maſchinen zum Steinwerfen, und von ihren Brodſäcken, im Stiche lieſen.

Man darf ſich über dieſen Erfolg gar nicht wundern. Die ausſchweifende Neigung zu Luſtbarkeiten, machte nicht allein Lewiquds Familie zu allen ernſthaftigen Unternehmungen unfähig, ſondern die groſſen und unaufhörlichen Bedrückungen, welche der gemeine Hauſen von Lewiquds Familie ausſtehen muſte, ſchlugen endlich alle ihren Muth darnieder. Die Härte der Bedrückungen, und das daraus entſtehende Armuth und Elend muß endlich natürlicher Weiſe allemal dieſe Wirkung nach ſich ziehen.

Es iſt vielleicht die allernichtigſte Art der Ehre, die ſich auf die Gröſſe, den Pracht, und den Glanz unſerer Obern gründet; und die Menſchen laſſen ſich zwar eine Zeitlang von dieſem lächerlichen Geſpenſte bethören, daß ſie ſowohl ihren Muth dadurch anfeuren laſſen, als den Nachtheil ihres Vermögens nicht achten, um dieſe chimäriſche Ehre zu behaupten. Allein, wenn die Bedruckungen gar zu hart und anhaltend werden; wenn ſie wahrnehmen, daß die Gröſſe und der Glanz ihrer Obern nichts als ihr eigenes ſtärker anwachſendes Elend nach ſich ziehet; ſo thut endlich die Empfindung ihrer Noth die natürliche Wirkung. Das eitele Geſpenſt der Ehre verſchwindet; und ſobald die Hofnung der Beſſerung aufhöret; ſo liegt auch ihr ganzer Muth zu Boden. Sie werden ſowohl zum Fleiſſe in ihren Geſchäften, von welchen ſie ſehen, daß er ihnen nichts hilft, als zu tapfern und edlen Thaten, als zu welchen ihnen das Feuer und die Triebfedern ermangeln, ganz und gar unfähig.

Dieſer gedoppelten Urſache war es demnach beyzumeſſen, daß Lewiquds Familie ſowohl bey dem Anfall auf Gerochs Kinder von der erſten Gemahlin, als bey verſchiedenen andern Vorfällen, gar nicht mehr die Herzhaftigkeit, und die genaue Pünctlichkeit, in Ausrichtung ihres Altvaters Befehle, bezeigten, die ſie vorher ſo vielmal hatten ſehen laſſen; und die noch fortdauernde Stränge hatte nunmehr wenig Wirkung mehr. Als ſie vor Gerochs Kinder flohen; ſo wurde der Trübſal treflich angefüllet; und dennoch ſah man bey einigen folgenden Gelegenheiten nicht, daß dadurch eben ihre Tapferkeit angeſtränget worden war.

Bey dieſer Beſchaffenheit mußte endlich auch Lewiquds Anſehen unter den übrigen Altvätern ziemlich in Abfall gerathen. Als Lewiqud durch tauſenderley Bedruckungen ſeine Familie arm machte; ſo mußte er wohl nicht überleget haben, daß er dadurch zugleich ſich ſelbſt in die Armuth ſtürzte. Allein, ſo wird es allemal denjenigen ergehen, die andern Menſchen zu ſchaden, ihnen gewiſſe Vorzüge und Vortheile zu benehmen ſuchen, und ſich zu dem Ende in tauſenderley liſtige Händel einlaſſen. Alle dergleichen liſtige Streiche, da man jemand eine Grube graben, einem andern ein Bein unterſchlagen, hier eine Falle aufſtellen, und dort zum Nachtheil eines dritten eine geheime Mine anlegen will, führen ihren Urheber gemeiniglich viel weiter, als er Anfangs ſich einzulaſſen willens geweſen iſt; und wenn die Sache noch ſo gut gehet: ſo geſchiehet es doch nicht ohne groſſen Aufwand und Koſten; nicht ſelten aber pfleget der Schaden und das Unglück, das man einem andern zuzurichten gedenket, über des Anſtifters eigenen Kopf zuſammen zu ſchlagen. Daher werden dergleichen Leute der Natur der Sachen nach beſtändig ihr Vermögen verringern, bis ſie endlich in gänzliche Armuth gerathen.

So war es dem Altvater Hyppil ergangen, der kurz vor Lewiquds Zeiten ſich gleichfals in tauſenderley Händel mengete, und daher ein groſſes Anſehen unter den übrigen Altvätern erlangte, der aber, ohngeachtet er in ſeinen Wohnplätzen eine reiche Goldgrube hatte, endlich ſo arm wurde, daß er einen förmlichen Banquerut machen mußte, ſo, daß die griechiſchen Kaufleute, die ihm groſſe Summen hergeſchoſſen hatten, einen groſſen Verluſt bey ihm erlitten; und er hinterließ ſeine Kinder ſo arm, daß dieſelben nicht einmal Bogen und Pfeile hatten, um die wilden Thiere von ihren Heerden abzuhalten, ſondern ſolche von ihren Nachbarn entlehnen mußten.

Ohngeachtet dieſes ſehr merkwürdigen Beyſpiels fiel doch Lewiqud in eben dieſen Fehler; und es war demnach kein Wunder, daß er eben dieſes Schickſal hatte. Sein groſſes Anſehen, das er eine Zeitlang unter den übrigen Altvätern durch tauſenderley erregte Händel und geſpielte Streiche behauptet hatte, lief endlich dahin aus, daß Lewiqud ſeine ganze Familie, und folglich auch ſich ſelbſt, in groſſe Armuth geſtürzet hatte. Er war ſchon dergeſtalt entkräftet, daß, nachdem ſeine Kinder, die Kaufmannſchaft trieben, alle ihre Caſſen hatten herſchieſſen müſſen, und nachdem er ſeine Zehenden in viele Jahre voraus aufgenommen hatte; ſo wußte er gar nichts mehr aufzutreiben; und es würde noch frühzeitiger zum öffentlichen Ausbruch ſeiner Armuth, und nachher zum gänzlichen Verluſt ſeines Anſehens unter den Altvätern gekommen ſeyn; wenn nicht einige von Gerochs ungetreuen Kindern aus groſſer Gewinnſucht ſich die Augen hätten ſolchergeſtalt verblenden laſſen, daß ſie dem Feinde ihrer Familie in Geheim gegen übermäßige Zinſen groſſe Summen darliehen.

Unterdeſſen konnte doch dieſes den öffentlichen Ausbruch der gänzlichen Verarmung Lewiquds nicht gar lange zurück halten. Er ließ zwar keine Hülfsmittel unverſucht, um ſich aus ſeinen ſchlechten Umſtänden heraus zu reiſſen. Er beſchwehrte ſeine Familie, die ſchon ohnedem äuſſerſt verarmet war, von neuen mit tauſenderley Zehenten und Beyträgen. Von allen ihren Geſchäften und Handlungen mußten ſie dem Altvater etwas abgeben. Diejenigen, die ſich in einem Tragſeſſel tragen lieſſen, mußten dieſe Bequehmlichkeit, oder Hochmuth, theuer an den Altvater bezahlen.

ken. Kurz, es blieb ihnen nichts, als die Luft frey. Ja er griff ſogar zu dem äußerſten Mittel, daß er ſeinen liebſten Söhnen und Enkeln, die ſeine Zehenten und Einkünfte gepachtet hatten, und die aus den obgedachten Urſachen ſehr reich waren, die geſchloſſenen Verträge nicht hielt, und ſie unter allerley Vorwand zwang, daß ſie ihm von neuem große Summen herſchießen mußten; ohngeachtet ſie alles auf viele Jahre ſchon voraus bezahlet hatten.

Allein alle dieſe Hülfsmittel konnten ihn aus ſeinen ſchlechten Umſtänden nicht heraus retten. Da ſeine Händel und Streifereyen wider den Altvater Geroch allenthalben ſehr unglücklich abliefen; ſo ſahe er ſich endlich genöthiget, ſeine äußerſte Armuth ſeiner ganzen Familie öffentlich zu bekennen. Er nahm alles Gold und Silber, was zeither zur Pracht ſeines Hauſes gedienet hatte, ließ es einſchmelzen, und Geld daraus machen; und befahl ſeiner ganzen Familie, daß ſie ihm gleichfalls ihren Schmuck und alle ihre goldenen und ſilbernen Geräthe bringen ſollten: weil er ſonſt kein anderes Mittel wüßte, ſich zu erhalten, und der Gerochiſchen Familie Widerſtand zu leiſten. Er verſprach, daß er ihnen gute und kräftige Verſchreibungen auf ſtarken Thier-Häuten davor geben wolte, bis er einmal wieder reich würde, welches nach ſeiner Hofnung bald geſchehen würde; alsdann ſollten ſie anderes Gold und Silber davor haben, das eben ſo gut und ſchön wäre.

Jemand war ſo liſtig, daß er hinzuſetzte, er wolle hieraus beurtheilen, wer ihn von ſeinen Kindern und Enkeln lieb hätte; und dieſe Worte verurſachten, daß ſich die ganze unglückliche Familie drängete, ihr Gold und Silber in Lewiguds Hände zu liefern. Man würde ſich ſehr irren, wenn man daraus die groſſe Liebe dieſer Familie gegen ihren Altvater urtheilen wollte. Die Furcht vor dem Trübſal, und daß er es denenjenigen gedenken würde, welche nicht eilfertig den elenden Reſt ihres Vermögens herbey brächten, war der einzige Bewegungsgrund ihres Zutringens.

Dieſes war demnach der endliche Erfolg, den die harten, ſträngen und hochmüthigen Grundſätze des Altvaters Lewiguds hatten, ob ſie gleich Anfangs den Anſchein zu einer ziemlich guten Wirkung gegeben hatten; und eben alſo war die endliche Wirkung von Gerochs gütigen, gelinden und billigen Grundſätzen viel beſſer und glücklicher, als ſie Anfangs das Anſehen gehabt hatten. Wir wollen doch dieſen Erfolg und die letztern Begebenheiten der Gerochiſchen Familie noch in der Kürze vorſtellen.

Die Menſchen können ſich zwar eine Zeitlang verblenden, und von ihren Leidenſchaften hinreiſſen laſſen, daß ſie dasjenige tadeln, und darwider murren, was offenbar zu ihrem eigenen Beſten gereichet; aber ſelten iſt dieſe Verblendung ſo anhaltend und beſtändig, daß ſie nicht endlich die Augen eröfnen, und die Anſtalten zu ihrer Wohlfarth billigen ſollten. Eben alſo erging es in der Gerochiſchen Familie.

Die letztere, oben gemeldete preißwürdige und überaus großmüthige Handlung ihres Altvaters, daß er diejenigen von ſeinen Söhnen und Enkeln, die er zeither zu Ausrichtung ſeiner Befehle gebraucht hatte, von ſich entfernete, ohngeachtet er ſie ſehr liebte, und dargegen diejenigen zu Beſorgung ſeiner Angelegenheiten in ſein Haus aufnahm, auf welche ſeine Familie das meiſte Vertrauen ſetzte, rührte ſeine ganze Familie auf das lebhafteſte, und nahm gänzlich ihr Herz ein. Sie ſahen, daß er lauter Liebe und Güte war, und daß er nichts als ihr wahres Beſtes ſuchte; weil er ſeine eigne Neigungen verläugnete, und gern geſchehen laſſen wollte, daß andere unter ihm die Familien Angelegenheiten beſorgten, wenn ſie dadurch glücklicher verwaltet werden könnten.

Um nun ihre Erkenntlichkeit gegen dieſe edlen Geſinnungen zu erkennen zu geben; ſo veranlaßete die Familie unter der Hand den Altvater, daß er einige von ſeinen ehemaligen Vertrauten wieder zurück berufte, und zugleich einige von denenjenigen zu Ausrichtung ſeiner Befehle beybehielte, auf welche ſeine Familie das meiſte Vertrauen ſetzte. Hierdurch wurden beyde Theile vergnügt, und es entſtund eine ſolche Einigkeit in Gerochs Familie, von der man in weitläuftigen Geſchlechtern wenig Beyſpiele hat, und die von den Barden andern Familien beſtändig als ein herrliches Muſter angeprieſen worden iſt. Der Altvater genoß von ſeiner ganzen Familie die allerzärtlichſte Liebe und Ehrerbietung, und wenn einige wenige obgedachter maaßen an Lewigns Geld beyſchoſſen; ſo verhinderte ſie mehr der Eigennutz, als daß es ihnen an Liebe und Hochachtung gegen ihren Altvater ermangelte.

Zu gleicher Zeit ermunterte ſich auch die Gerochiſche Familie zu mehrerer Tapferkeit gegen Lewigns Anfälle. So, wie die endliche Würkung der Strenge und Bedrückungen iſt, daß ſie den Muth der Menſchen gänzlich darnieder ſchlagen; ſo können zwar Gütigkeit und Gelindigkeit, und die daher entſpringende Freyheit und Wohlſtand, Ausſchweifungen und Ueppigkeiten erzeugen, welche zuweilen eine Hinterniß in kriegeriſchen Geſchäften ſind; allein die natürliche Wirkung der Freyheit und des Wohlſtandes iſt doch allemal, daß ſie Muth gebähren; und wenn die Bedrückten durch das Unglück immer mehr niedergeſchlagen werden; ſo hat hingegen ein unglücklicher Streich bey Menſchen, die in Freyheit und Wohlſtande leben, die Wirkung, daß ſie ſich ermuntern, daß ſie ihre Nachläßigkeit einſehen, und daß ihre Tapferkeit rege gemacht wird, ſich bey dem koſtbaren Guthe der Freyheit und ihrem geſegneten Zuſtande zu erhalten.

So war auch die Wirkung der Freyheit und des Wohlſtandes in Gerochs Familie. Ihr Muth wurde rege; ſie machten beſſere Anſtalten, als worzu ſie überflüßig die Mittel in Händen hatten; und ſie trieben nicht allein Lewigunds Anfälle zurück, ſondern ſie beunruhigten ihn auch in ſeinen eigenen Wohnplätzen, und nahmen verſchiedene abgelegene Wieſen wieder ein, deren ſich Lewigunds Hirten und Knechte vor einiger Zeit bemächtiget hatten.

Der Erfolg von dem erneuerten Muth und Tapferkeit der Gerochiſchen Familie war ſo groß, daß er die Erwartung aller benachbarten Altväter und Familien überſtieg. Ohngeachtet die Lewigundiſche Familie viel zahlreicher, und gewiß noch einmal ſo ſtark war, als die Gerochiſche; ſo trieben ſie doch alle Anfälle der Lewigudiſchen Familie auf ſich und ihre Verwannten mit bewundernswürdiger Tapferkeit zurück; und es war eine Luſt anzuſehen, wie noch einmal ſo viel von Lewiguds Kindern und Knechten, vor kaum halb ſo viel von der Gerochiſchen Familie und ihren Verwannten, öfters viele tauſend Schritte flohen, ohne ſich einmal umzuſehen, oder Athem zu ſchöpfen, damit ſie nicht noch einmal wackere Schläge bekommen mochten.

Wenn aber dieſe beyden Familien auf Kähnen an einander geriethen; ſo gab es vollends was rechts zu lachen. Die Lewigudiſchen Kinder und Knechte durften ſich gar nicht auf dem Fluß wagen, der beyde Familien von einander ſchied, ſondern verſteckten ſich mit ihren Kähnen hinter das Rohr und die Sträuche. Da lauerten ſie, bis die Gerochiſchen Kähne nicht mehr zu ſehen waren, alsdenn kamen ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Allein die Gerochiſchen Fiſcher waren gemeiniglich nicht weit. So bald ſie ſich ſehen ließen; ſo flohen die Lewigudiſchen Kähne wieder nach ihren Schlupfwinkeln. Sie konnten ſie aber ſelten erreichen, daß ſie die Gerochiſchen Kähne nicht einholeten, wackere Schläge unter ſie austheilten, und viele Kähne wegnahmen, und in Stücken zerſchlugen. Bey dieſen Umſtänden bemächtigte ſich die Gerochiſche Familie aller entfernten Wieſen und Thäler, welche die Lewigudiſche Familie ſeit langer Zeit eingenommen und in ihre Gewalt gebracht hatte. Einen ſolchen glücklichen Erfolg hatten endlich die gütigen und geſunden Grundſätze des weiſen Gerochs.

O! daß doch meine Erzählung bey allen Vätern und Obern einigen Eindruck haben möchte! Wenn ſie doch einſehen wollten, daß die Grundſätze der Gütigkeit, der Freyheit, der Gerechtigkeit und Billigkeit, die ihren Kindern und Untergebenen die angenehmſten und nützlichſten ſind, auch vor ſie ſelbſt gewiß die erſprießlichſten und heilſamſten ſind, die ſie unter allen andern ergreifen können!

V.

Der Streit Herrn Weidlichs mit einem Buchbinder.

Eine Erzählung.

Herr Weidlich, der bekannte Verfaſſer eines Rechtsgelehrten-Lexicons, der ſo manchen hoch einhertrabenden Bartolus und Baldus eine heilſame Priſe Schnupftoback gereichet hat, wodurch ihm der Schwindel auf eine Zeitlang vergangen iſt, fuhr einſtmals an einem ſchönen Winter Tage in Begleitung eines guten Freundes nach Leipzig. Sie kehreten in dem groſſen Joachims Thale ein; und da es ſchon Nachmittag war; ſo fanden ſie daſelbſt eine ziemliche Geſellſchaft, die ſich bey einem Glaſe Wein mit allen denenjenigen Unterredungen vergnügten, wodurch ſich eine Geſellſchaft in einem öffentlichen Hauſe von einer andächtigen Verſammlung bey dem Herrn M. S** oder von einer weiſen Geſellſchaft ſauertöpfiſcher Sittenlehrer unterſcheidet.

Zwey neuankommende Fremde in einer ſolchen Geſellſchaft, nachdem die wichtigen Fragen von der Beſchaffenheit des Weges und der Witterung erörtert ſind, wobey man allemal auf eine kluge Art erforſchet, woher die Fremden kommen, pflegen ſich gemeiniglich Anfangs nur allein mit einander zu unterhalten, bis ſich ihre Ausdünſtungen mit denen Ausdünſtungen der übrigen Geſellſchaft nach und nach bekannt machen; da denn die Unterredung allgemein wird. Herr Weidlich redete alſo mit ſeinem Freunde Anfangs über verſchiedene Vorfälle ihrer Reiſe, wobey ihn ſein Freund einige mal bey ſeinem Nahmen nennete.

Der Nahme Weidlich machte den Herrn Buchbinder F · · aufmerkſam, welcher an eben dem Tiſche ſaß. Dieſer gelehrte Mann, der nie ein teutſches Buch gebunden hat, das er nicht vorher durchgeleſen hätte, war mit dem Spotte des Herrn Weidlichs über dem Herrn Profeſſor Jänichen, in welchem er die Buchbinder gemiſchet hatte, gar nicht zufrieden. Der Herr Profeſſor Jänichen hatte nämlich vor die Regiſter über des Herrn von Leyſers Meditationes ad ff eine beſondere Dedication gemacht; und indem Herr Weidlich über ein ſo weislich ausgeſonnenes Unternehmen ſpottet; ſo fügt er hinzu, daß es endlich noch ſo weit kommen würde, daß die Buchbinder vor ihre Bände beſondere Dedicationen machen würden.

Dieſer Spott war es, der gar nicht nach dem Geſchmack des Herrn Buchbinders F · · war. Dieſer gelehrte Mann urtheilete ſehr tiefſinnig und critiſch, daß Herr Weidlich hier die Buchbinder ganz zur Unzeit und ohne zureichenden Grund mit eingemiſchet hätte: Denn der Satz des zureichenden Grundes war dieſem groſſen Bücher Kenner gar nicht unbekannt. Er beſchloß dannenhero, den Herrn Weidlich deshalb zur Rede zu ſetzen; und nachdem er durch einige Fragen verſichert war, daß er den rechten Mann vor ſich hätte; ſo fieng er folgendergeſtalt an:

Um Vergebung! Herr Weidlich! ſie ſind ein witziger Kopf. Ich habe mich öfters rechtſchaffen ergötzet, wie ſie die Herren Rechtsgelehrten ſo brav gewürzet haben. Aber, mit ihrer Erlaubniß! ſie hätten uns Buchbinder wohl aus dem Spiel laſſen können, als ſie ſich über Herr Jänichen luſtig machten. Denn ich ſehe da gar nichts ungereimtes, wenn wir Buchbinder Dedicationen vor unſere Bände machten. Sind wir es nicht, welche denen Büchern erſt den rechten Werth geben, und zu Erhaltung derſelben das meiſte beytragen; weil ſich ein gebundenes Buch vor den grauſamen Händen der Materialiſten und Höcker doch wenigſtens einige Jahrhunderte länger ſchützet. Ja! unter uns geſagt, unter zwanzig Büchern ſind gewiß allemal funfzehen, die ihren wahren und einzigen Werth durch die Bände erlangen

Sie wollen ohnfehlbar ſatyriſiren, verſetzte Herr Weidlich: aber wo meinen ſie denn wohl, daß ihre Dedication ihre Stelle haben ſollte?

Ich rede in allen Ernſt, erwiederte Herr F••. Die Stelle würde leicht ausfündig zu machen ſeyn. Was meinen ſie? ſollte es nicht gut laſſen, wenn man auf denen Rändern der Engliſchen und Franzöſiſchen Bände, ſtatt einer goldenen Leiſte die Worte leſe: Dem Wohlgebohrnen, Hochgelahrten Herrn, Herrn N. N. dem Wunder der Gelehrſamkeit, dem Lichte der Wiſſenſchaften, dem Atlas der gelehrten Welt; oder dem Hochwohlgebohrnen Herrn N. N. der Stütze des Staats, dem Weiſeſten unter den Staats-Männern, der rechten Hand des Fürſten, widmet dieſe ſeine Arbeit in tiefſter Ehrerbietung der Buchbinder N. N.

Sie würden doch, ſagte Herr Weidlich lächelnd, allemal demjenigen ihre Arbeit dediciren, der das Buch einbinden ließe; denn ſonſt würde es der Eigenthümer ſehr übel nehmen, wenn ſie den Nahmen eines andern auf ſein Buch ſetzen wollten.

Und warum ſollte er das übel nehmen können? erwiederte der Buchbinder F · ·. So wenig er es übel nehmen kann, daß er einen fremden Titul und Nahmen erblicket, ſo bald er das Titul-Blatt umwendet; eben ſo wenig wird er böſe werden können, wenn er einen fremden Titul und Nahmen um den Rand des Bandes erblickte: wenn er nur davor nichts mehr bezahlen muß. Mein Vorſchlag wäre, daß ein jeder Buchbinder vor die Arbeit eines Jahres einen Mecänaten erwählen ſollte; und alle Engliſchen und Franzöſiſchen Bände, die er dieſes Jahr über verfertigte, müßte er dem, in ſeiner Werkſtatt vor dieſes Jahr regierenden, Gönner dediciren.

Sie vertheidigen ihre Sache nicht übel, verſetzte Herr Weidlich; und ſie werden mich faſt zum Wiederruf bringen. Ich geſtehe, daß die Dedication eines Buchbinders eine ſo ſchickliche und gründliche Sache iſt, als immer die Dedication eines Schriftſtellers ſeyn kann; und wer weiß, was die Zueignungs-Schrift eines Buchbinders nicht noch ſonſt vor verborgenen und mir unbekannten Nutzen haben dürfte?

O wahrhaftig! daran wird es nicht fehlen, ſagte der Buchbinder F · ·. Würde nicht ein Criticus eine wichtige Entdeckung machen, wenn er irgendwo den Nahmen des Buchbinders des Cicero fände? Wahrhaftig! er würde ſich eben ſo ſehr freuen, als die Kinder über den heiligen Chriſt. Sehen ſie! durch die Dedicationen bringen wir Buchbinder unſere Nahmen auf die Nachwelt; und ſollte denen ſpäteſten Zeiten nicht eben ſo viel daran liegen, den Nahmen eines geſchickten Buchbinders in dem Alterthume zu wiſſen, als irgend eines Mahlers, oder Kupferſtechers, die doch ſehr beſorgt ſind, ihre Nahmen auf die Nachwelt zu bringen.

Hier nahm der Kupferſtecher G‥ das Wort. O! was das anbetrift; ſo vergehen ſie ſich, Herr F‥. Sie ſollten ſich nicht heraus nehmen, ſich mit uns in Vergleichung zu ſtellen. Das Kupferſtechen iſt eine Kunſt, welche die Nachwelt allemal hoch ſchätzen, und über die mechaniſche Arbeit eines Buchbinders weit hinaus ſetzen wird. Ich will ihre Gründe vor die Dedicationen der Buchbinder eben nicht beſtreiten. Allein, wenn es vor einen Buchbinder ſchicklich iſt; ſo hat ein Kupferſtecher weit mehr Recht, die in einem Buche befindlichen Kupfer einem beſondern Mecänaten zu dediciren.

Und worinnen ſollte wohl dieſer Vorzug beſtehen? ſagte der Buchbinder F‥. Ey! laſſen ſie doch ihre Gründe hören! redete Herr Weidlich. Vermuthlich werde ich hier abermals etwas neues lernen.

O! das wird leicht zu erweiſen ſeyn, erwiederte der Kupferſtecher G‥. Die Bücher erlangen ihren größten Werth durch die Kupfer. Die meiſten Leſer ſind den Kindern ähnlich, die allemal die Bildergen mehr lieben, als die Schrift; und wie viel Bücher haben wir nicht, die ihren einzigen Werth durch die ſchönen Kupfer erlanget haben, und die von denen

Gewürzkrämern längſt vernichtet wären, wenn ſie nicht noch durch die Kupfer vor ihrem Untergange geſchützet würden. Warum ſollten wir Kupferſtecher alſo nicht ein gegründetes Recht haben, unſere Arbeit einem Mäcenaten zu dediciren?

Ich räume ihnen ſo viel ein, verſetzte Herr Weidlich, daß ein Kupferſtecher das Recht hat, zu dediciren; wenn er der eigentliche Urheber des Werkes iſt, nämlich wenn er die Abbildungen von natürlichen Dingen, Gemählden, Gallerien und dergleichen herausgiebt, und ſich nur eines Schriftſtellers bedienet, um einige Erklärungen darzu zu machen. Allein, wenn ein Schriftſteller ſelbſt der Urheber eines Werkes iſt, und die darinnen nöthigen Kupfer ſelbſt erfindet, und an die Hand giebet: ſo hat meines Erachtens der Kupferſtecher, deſſen Grabſtichel er ſich bedienet, eben ſo wenig Recht zur Dedication, als der Buchdrucker, in deſſen Druckerey er ſein Werk drucken läßt.

Ey! warum ſollte ein Buchdrucker kein Recht zur Dedication haben, fiel ihm hier der Buchdrucker H‥ in das Wort. Ein ſauberer und ſchöner Druck giebt denen Büchern eben ſo viel Werth, als ſchöne Kupferſtiche. Die meiſten Leſer ſehen gar zu ſehr auf das Aeußerliche der Bücher. Man kann mit Grunde behaupten, daß der ſchöne Breitkopfiſche Druck, der vor dreyßig Jahren deſto mehr Aufſehens in Teutſchland machte, weil er damals noch ungewöhnlich war, zu dem guten Abgang der Schriften des Herrn Profeſſor Gottſcheds, und dem Anſehen, das er dadurch erlanget hat, ſehr viel beygetragen hat.

Sagen ſie das nicht ſo laut, redete hierauf Herr Weidlich. Ich glaube, der Herr Profeſſor Gottſched wurde das übel aufnehmen, wenn er es hörete.

Wie ſo? übel nehmen? fieng hier der Herr Profeſſor Müller an, der an dem Ofen auf ſeiner gewöhnlichen Stelle ſaß, auf welcher von 4 Uhr Nachmittags bis um 10 Uhr, ſeit dreyßig Jahren nie ein anderer lebender Menſch geſeſſen, und welcher zeither mit ſeiner gewöhnlichen philoſophiſchen Ernſthaftigkeit dieſem Streite zugehöret hatte, ohne etwas darein zu reden. Nein! fuhr er fort, das kann der Herr Profeſſor Gottſched gar nicht übel nehmen. Der groſſe Scaliger hat gewiß einen ſo würdigen und anſtändigen Hochmuth gehabt, als je ein Gelehrter in der Welt haben kann; und dennoch bekennet er in einem lateiniſchen Briefe an den geſchickten Buchdrucker Sebaſtian Gryphius zu Lion, daß ſeine, des Scaligers, Bucher, die er, Gryphius, gedruckt hätte, von denen Gelehrten eben ſowohl wegen der Schönheit ihres Druckes, als wegen der Gute, die ihnen Scaliger hätte geben können, geſucht wurden. Der Herr Profeſſor Gottſched iſt auch viel zu beſcheiden, als daß er nicht mit Scaligern einerley Gedenkensart haben ſollte.

Meine Herren, rief hierauf der Buchhändler J**, Sie haben alle ſehr ſchöne und ſtarke Grunde vor ihr Recht zu denen Dedicationen beygebracht. Es fehlet ihnen alſo an nichts, als daß die Sache noch nicht eingefuhret iſt. Allein wir Buchhändler befinden uns ſchon ſeit undenklichen Zeiten im geruhigen Beſitz der Dedicationen. Wir haben hierinnen mit denen Schriftſtellern gleiche Gerechtſame. Wenn der Verfaſſer keine Dedication vor ſein Buch machen will; ſo fällt ſein Recht auf uns; und wir ermangeln nicht, uns deſſelben zu bedienen, wie davon viele tauſend Beyſpiele vorhanden ſind.

Um Vergebung! ſagte Herr Weidlich, das Recht der Buchhändler zu denen Dedicationen iſt gar nicht ſo uneingeſchränkt, als ſie ſich wohl einbilden. Wenn ſie eine neue Auflage von einem alten Claßiſchen Schriftſteller herausgeben, wenn ſie eine alte Handſchrift durch den Druck bekannt machen; alsdann fällt alles Verdienſt, das dadurch um das gelehrte Weſen erworben wird, auf den Buchhändler; und man kann ihnen alſo auch leicht das Recht der Dedication gönnen. Allein auſſer dieſen Vorfällen ein Buch zu verlegen, iſt nur ein ſolches Verdienſt, als der Papiermacher hat, der ſeines Vortheils halber das Papier zu denen Büchern verfertiget. Ich muß ihnen alſo frey ſagen, fuhr Herr Weidlich fort, daß ein Buchhändler gar kein Recht hat, eines noch lebenden Gelehrten Buch zu dediciren; es ſey denn, daß ihm derſelbe ſolches erlaubet. Wider den Willen und die Abſicht des Verfaſſers aber ſein Buch zu dediciren, das iſt ein ſolches Verfahren, das ich nicht gerne bey ſeinem rechten Namen nennen möchte.

Herr Weidlich wollte weiter reden; allein eben öffnete ſich die Thüre. Jedermann ſah nach derſelben; und ſiehe es war der groſſe Satirenſchreiber, Herr Rabner, welcher herein trat. Sofort rief die ganze Geſellſchaft, daß man Herr Rabnern die Entſcheidung dieſes Streits überlaſſen müßte.

Nachdem Herr Rabner ſich erkundiget hatte, um was vor eine Sache es hier zu thun wäre; ſo ſetzte er ſich in einem Armſtuhl an das Fenſter, und mit aller Majeſtät eines Richters, bey welchem die ſchalkhafte Mine eines Juvenals zuweilen hervorblickte, hieß er jeden ſeine Sache mit aller möglichen Kürze, Deutlichkeit und Gründlichkeit noch einmal vortragen.

Meine Herren! ſagte er endlich, nachdem er ſie alle angehöret hatte: ich finde, daß ſie bey ihrer gelehrten Streitigkeit einen groſſen Fehler begangen haben. Sie hätten vor allen Dingen eine Erklährung geben ſollen, was eine Dedication eigentlich iſt; und ſo lange dieſes nicht geſchiehet; ſo kann man die Sache unmöglich gründlich entſcheiden.

Herr Weidlich erwiederte, daß es ihm, als erwählten Richter, zukäme, eine Erklährung der Dedication zu geben. Denn, wenn ſie der eine, oder der andere von denen ſtreitenden Partheyen machen wollte; ſo dürfte der Gegentheil gar viel darwider zu erinnern haben. Er vor ſein Theil wolle hiermit im Voraus erklähren, daß er des Herrn Rabners Definition als gültig annehmen wollte. O! ſagte der Herr Profeſſor Müller, dieſe Herren alle werden in Herrn Rabners Erklährung compromittiren. Ja! riefen ſie, wir compromittiren.

Nun wohlan denn! ſagte Herr Rabner, nach meiner Erklährung iſt eine Dedication der Weyrauch eines Thoren, den ein gleichmäßiger, oder doch nicht viel kleinerer, Thor annimmt; und nach dieſer Erklährung muß ich das Urtheil fällen, daß Schriftſteller, Regiſtermacher, Correcteurs, Buchhandhändler, Buchdrucker, Kupferſtecher, Buchbinder, daß ſage ich alle gleiches Recht haben, ihre Arbeit einem Mecänaten zu dediciren. Denn ein Thor findet immer einen andern Thoren, den er bewundert, oder wie Boileau ſagt:

Un ſot trouve toûjours un plus ſot, qui l'admire.

Hier entſtand ein groſſes Gelächter in der Geſellſchaft, welches dieſem wichtigem gelehrten Streite ein Ende machte.

VI.

Der Rath der Götter über das Elend der Menſchen.

Eine Erzählung.

In einem, von unſerm jetzigen überaus glücklichen Zeitalter ſehr entfernten, Jahrhundert befanden ſich einſtmals die Menſchen auf dem ganzen Erdboden unausſprechlichen Elend und Jammer ausgeſetzet. Der Krieg mit ſeinen erſchrecklichen Folgen wüthete in allen Welt Theilen; und ganze Erdſtriche reichten die zitternde Hände gen Himmel, wegen der Grauſamkeiten und Abſcheulichkeiten, die ſie von unmenſchlichen Kriegern ausſtehen muſten, und rufen um die Erbarmung der Götter. Dort ſeufzeten Millionen Menſchen über das harte Joch einer tyranniſchen und deſpotiſchen Regierung, die ihnen kaum ſo viel übrig ließ, daß ſie ihr mühſeeliges und elendes Leben, als die beſchwerlichſte Laſt ihres Daſeyns, mit fortſchleppen konnten. Hier ſtießen große Reiche und Länder wehmüthige Klagen über die Verſchwendung und Pracht ihrer Regenten und Miniſters aus, welche eine unausſprechliche Laſt der Abgaben und alle Bedruckungen tyranniſcher Regierungen nach ſich zogen; und in einer andern Gegend des Erdbodens klagten die Menſchen über die Blödſinnigkeit und Narrheit ihrer Regenten, welche ſich und die Wohlfarth ihrer Unterthanen denen Händen nichtswürdiger Weibes Bilder, und geiziger, verſchwenderiſcher und unwiſſender Lieblinge überließen, wodurch Ketten von Unglückſeeligkeiten und Fluthen von Elend über die Länder verbreitet wurden. Kurz! der ganze Erdboden ſeufzete; und die Wehklagen aller Menſchen wurden endlich ſo groß, daß ihr Jammer die Herzen aller Götter rührte, und ſanfte Regungen des Mitleidens darinnen hervorbrachte.

Die bewegten Götter wendeten ſich an dem Jupiter. Ein jeder bath vor diejenigen Länder, worinnen ſeine Tempel und Altäre rauchten; und geſchlängelte liebliche Dämpfe in die Wolken ſchickten; alle aber ſtelleten ſie ihm einmüthig vor, daß das Elend der Menſchen auf einen ſo hohen Punct geſtiegen wäre, daß es ein ernſtliches Einſehen verdiente. Jupiter beſchloß hierauf eine allgemeine Rathsverſammlung aller Götter zu halten; und er befahl, daß ein jeder ſeine Meinung frey herausſagen ſollte, wie er meinte, daß dieſem groſſen Elende der Menſchen abgeholfen werden könnte.

Der göttliche Sohn der Latona, der weiſe Apollo redete zuerſt: Fürſt der Götter und der Sterblichen! ſagte er. Alles Unglück und Elend, worunter die Menſchen ſeufzen, entſtehet aus denen erſchrecklichen Waffen, die ſie erfunden haben. Hierdurch reiben ſie ſich nicht allein unaufhörlich in bluthigen Kriegen auf; ſondern das ſind auch die abſcheulichen Werkzeuge, worauf ſich die Deſpoterey und Tyranney, die Bedrückungen und alle Ungerechtigkeiten unter den Menſchen, ſtützen. Der ungerechteſte und grauſamſte

Tyrann muß ſofort gerecht, gütig und ſanftmüthig werden: wenn er nicht im Stande iſt, ſich zu beſchützen. Wohlan! Vater der Götter! Laß uns dieſe erſchrecklichen Waffen ausrotten! Laß uns alle Materien vernichten, die ſie zu ihren abſcheulichen Rüſtungen anwenden! Der Verſtand aller Künſtler, die in dieſen ſchädlichen Materien arbeiten, verwirre ſich; und alle Hände werden durch ein Wunderwerk gelähmet, die ſich inskünftige mit dieſen verdammlichen Künſten beſchäfftigen wollen! Soll man wohl in den Händen unverſtändiger Kinder Werkzeuge laſſen, womit ſie ſich ſo leicht Schaden zufügen können? Sind aber wohl die Menſchen etwas anders als Kinder, da der Gebrauch ihrer Vernunft niemals zu ſeiner Vollkommenheit gedeihet?

Das ernſthaftige Geſicht des Krieges Gottes hatte ſich bey Anhörung dieſes Vortrages mehr als einmal mit noch finſtereren Zügen umnebelt. Großer Jupiter! brach er nunmehr aus, die Erfüllung dieſes Rathſchlages würde das Elend der Menſchen wenig mindern. Erinnere dich, Beherrſcher des Himmels! der Zeiten, in welchen die Menſchen mit ihren Zähnen und Klauen, und mit hölzernen Waffen nicht minder grauſame Kriege führeten. Die innerliche Wuth und Grauſamkeit der Menſchen wird ſich allemal äuſſerliche Werkzeuge verſchaffen. Viel eher wollte ich rathen, daß wir die Wiſſenſchaften und Künſte, dieſe verſchmitzten Verführer des menſchlichen Verſtandes, gänzlich ausrotteten. Dieſe ſind es, welche die Ungerechtigkeit und Bosheit liſtig genug machen, um ihre Neben-Menſchen zu unterdrücken, und mit Elend zu überhäufen. Stehet es nicht in dem Buche des Verhäng hängniſſes geſchrieben, daß nach einigen tauſend Jahren ſelbſt Gelehrte auftreten ſollen, die mit ernſthaftigen Gründen beweiſen werden, daß die Wiſſenſchaften und Künſte die Haupt-Urſache von allen Verderben und Unglück in der Welt ſind?

Ein bitteres Lächeln zeigte ſich hier in dem heitern Geſichte der weiſen Minerva, dieſer göttlichen Tochter des Jupiters, welche das vollkommenſte Bild ſeiner Weisheit iſt, weil ſie aus ihm ſelbſt erzeuget wurde. Ja! ſie werden dieſes thun, ſagte ſie. Allein, du weiſt, unendlicher Vater, daß das Verhängniß will, ich ſoll dieſen Gelehrten in meinem Zorn, und zu ihrer Schande, alle dieſe Scheingründe eingeben. Nein, die Menſchen würden von denen Thieren in nichts unterſchieden ſeyn, wenn wir ihnen die Wiſſenſchaften und Künſte entziehen wollten. Mein Rath iſt vielmehr, daß wir die Reichthümer von dem Erdboden vertilgen. Das ſind die Quellen, woraus alle Bosheit und Ungerechtigkeit der Menſchen in ſchwarzen Ströhmen hervorſtrudelt. Das iſt der tödliche Gift, welcher alle Handlungen der Menſchen, und ſelbſt die Wiſſenſchaften, mit einem faulen und ſtinkenden Geifer beflecket, und ſogar die Tugend mit einer unheilbaren Mattigkeit anſtecket. Dieſe ſind es, welche den geizigen Krieger grauſam machen, um durch hölliſche Martern ſeinem unglücklichen Feinde alle Güther auszupreſſen.

Die erſchreckliche Juno, die ſo ſehr zum Zorne neiget,

Suſtinet ire illuc, cœleſti ſede relicta,
Tandum Odiis iræque dabat, Saturnia Juno.

Ovid. metamor.

hatte bey Anhörung dieſer Worte ihre Stirne mit finſtern Falten umzogen. Was? ſagte ſie, die Reichthümer ſollten das Elend der Menſchen verurſachen? Der ehrliche Pluto ſchüttelte gleichfalls den Kopf; und nicht anders, als ſollte er ein Duo mit der Juno abſingen, wiederhohlten ſie alle beyde: Was, die Reichthümer ſollten die Menſchen unglücklich machen? Nein, Gemahl! fuhr die Juno fort, die Reichthümer befördern vielmehr die Glückſeeligkeit der Menſchen: wenn nur ſonſt deine weiſe Tochter ihre Pflichten beſſer beobachtete, und denen Menſchen einen vernünftigen Gebrauch derſelben lehrete. Aber, ich weiß wohl, woher das Elend der Menſchen entſtehet. Die Wollüſte ſind es, welche die Menſchen zu dem Mißbrauch der Reichthümer bewegen. Dieſe ſind es, wodurch die erſchrecklichſten Tyrannen gebildet worden ſind. Sie haben ihre Unterthanen mit entſetzlichen Bedrückungen beſchwehret, bloß um ihren, von Wollüſten entflammten, Herzen, und ihrer Neigung zur Ueppigkeit und Verſchwendung, eine Genüge zu leiſten.

Hier erhoben ſich Venus, Cupido, Hymen, Lucina und viele andere Gottheiten, und riefen verwirrt unter einander, daß es die Herrſchſucht und der Ehrgeiz wären, welche die Welt gegenwärtig in das unausſprechlich groſſe Elend geſtürzet hätten. Allein Jupiter winkte mit ſeinem erſchrecklichen Zepter, wovor ſowohl die Götter, als die Menſchen erzittern; und nachdem ſein allmächtiger Wink eine tiefe Stille hervorgebracht hatte; ſo redete er folgender geſtalt:

Weder die Waffen, noch die Wiſſenſchaften, noch die Reichthümer, noch die Vergnügungen der Liebe, und die Annehmlichkeiten des Lebens, noch die Ehrbegierde und Herrſchſucht, ſind es, welche die Menſchen an und vor ſich ſelbſt unglucklich machen. Das menſchliche Geſchlecht wurde alle dieſe Dinge haben konnen, ohne ſich in das Elend zu ſturzen, wenn es ſolche mit Vernunft zu gebrauchen wuſte. Allein, da meine ewige und weiſe Vorſehung denen Menſchen kein anderes, als ein ſehr eingeſchranktes, Weſen geben konnte; ſo iſt es unmoglich, daß dieſe ſterblichen Geſchopfe jemals zu dem Gebrauche einer vollkommenen Vernunft gelangen konnen.

Unterdeſſen haben ſie doch allemal ſo viel Verſtand und Einſicht, als erfordert wird, daß die Welt keine Geſtalt erreichen kann, wodurch die meiſten Menſchen unglucklich und elend werden. Allein, eben hieran lieget der Fehler, daß die meiſten Menſchen ihre Einſicht verlaugnen; ſo bald es auf ihren beſondern Vortheil und die Befriedigung ihrer Leidenſchaften ankommt. Die wahre und einzige Urſache, warum zuweilen das Ungluck und Elend die meiſten Reiche und Staaten in der Welt, durch die Schwehre ſeiner Laſt zu Boden zu drucken, im Begriff iſt, kommt darauf an, daß Niemand nach Grundſatzen der gemeinſchaftlichen Wohlfarth handelt; ſo bald es auf ſein eignes Intereſſe und Vortheil ankommt.

Laſſet die Regenten immerhin herrſchſuchtig, wolluſtig, verſchwenderiſch, ungerecht und tyranniſch ſeyn! Laſſet ſie immerhin die Abſicht haben, die Wohlfarth ihrer Volker, wegen Befriedigung ihrer Leidenſchaften, auſſer Augen zu ſetzen! Laſſet die Miniſters der Furſten immerhin eine Begierde haben, zum Nachtheil des Volkes unermäßliche Summen zuſammen zu häufen, und ihre Familien groß zu machen! Laſſet ſie immerhin allezeit fertig ſeyn, die Ruhe und Wohlfarth des Staats ihren Neben Abſichten aufzuopfern! Alles dieſes würde die ſchwarzen Schatten des Unglücks und des Elendes niemals über die Länder ziehen, wenn nicht ſo viele andere Menſchen ſofort bereit wären, ihres ſtinkenden Eigennutzes halber, denen Leidenſchaften und denen Laſtern der Regierenden zu ſchmeicheln, und das gemeinſchaftliche Beſte, ihres eigenen Vortheils halber, auſſer Augen zu ſetzen. Nehmet einmal an, daß alle andere Bedienten, Bürger und Einwohner eines Staats wahrhaftig mit Grundſätzen des gemeinſchaftlichen Beſten erfüllet ſind, und dabey ſtandhaftig beharren; ſo werden alle böſe Neigungen und Leidenſchaften der Regenten und ihrer Miniſters viel zu ohnmächtig ſeyn, das geringſte Unglück dem Lande zu verurſachen.

Jupiter wendete ſich hierauf zu der Minerva. Alles, meine Tochter, ſagte er, was du thun kanſt, um das Unglück und Elend der Menſchen zu vermindern, iſt, daß du alle Menſchen mit einem Eifer vor das gemeinſchaftliche Beſte erfülleſt; und du, mein Baſe Themis, fuhr er fort, kanſt ihr hierinnen am beſten Beyſtand leiſten. Flößet denen Menſchen nur ein, daß ſie alle diejenigen von Herzen verachten, die ſich durch ungerechte Wege Vorzüge und Reichthümer erwerben, oder die ihren Leidenſchaften und Neben Abſichten das gemeinſchaftliche Beſte aufopfern! Lehret ihnen, daß ſie einen Miniſter, welcher den Schweiß der Unterthanen verſchwendet, oder der Millionen zuſammen geſcharret hat,

hat, die er unmöglich rechtmäßiger Weiſe erworben haben kann, als ein Ungeheuer, und alle ſeine Nachkommen, als ein ewig verabſcheuenswürdiges Geſchlecht, betrachten; alsdenn wird das Unglück und Elend nicht ſo viel Seufzer und Wehklagen auspreſſen, als ſeit einiger Zeit die Menſchen gen Himmel geſchicket haben.

Pallas und Themis verſprachen, dieſem Befehl Jupiters nachzuleben. Allein, ſie haben bis auf den heutigen Tag wider den Eigennutz der Menſchen und die Hochachtung, die ſie vor die Reichthümer haben, wenn ſie auch auf die offenbar ungerechteſte Weiſe erworben ſind, noch nicht viel ausrichten können.

VII.

VII.

Das guldene Zeit-Alter, oder die reiſende Fabel.

Die Fabel, dieſe edle Tochter des Witzes, die er mit der Einfalt, der Tochter der Natur, erzeugte, befindet ſich faſt immer auf Reiſen. Wenn ſie die Handlungen, ſowohl der Thiere, als der Menſchen, beobachten ſoll, um daraus Stoff zu ihren einfältigen, aber lehrreichen Unterweiſungen zu nehmen, ſo kann ſie nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben. Es ſind beynahe zwey tauſend Jahre, als ſie ſich einſtmals auf die Reiſe begab, um ihre gewöhnlichen lehrreichen Bemerkungen anzuſtellen.

Sie gieng in tiefen Gedanken vor ſich hin, und beſeufzete das erſchreckliche Verderben der damaligen Zeiten, in welchen ſie nichts als böſe Beyſpiele fand, die ſie nur zu einer fruchtloſen Warnung aufſtellen konnte. Sie beklagte, daß ſie niemals lehrreiche Muſter der Tugend gewahr wurde, die ſie zur Ermunterung und Anreizung aufführen konnte: ſo, daß ſie alle ſolche Beyſpiele zur Anreizung der Tugend von den Thieren nehmen mußte. Sie war dergeſtalt in dieſe Gedanken vertieft, daß ſie endlich, in einer gänzlichen Vergeſſung ihrer ſelbſt, ausrief: Guldnes Zeit Alter! wo biſt du geblieben? Damals konnte ich kein einziges böſes Beyſpiel aufbringen, und nun habe ich Mühe, ein einziges gutes zu finden! Welche unglückliche Veränderung!

Kaum hatte ſie dieſe Worte ausgeſtoſſen, als ſie jemand mit ſtarken Schritten hinter ſich hörete. Sie ſahe ſich um, und wurde mit Erſchrecken gewahr, daß es die Unverſchämtheit, eben dieſe unſeelige Verderberinn der Zeiten, war. Sie kannte dieſes böſe Geſchöpfe gar wohl, obgleich die Fabel der Unverſchämtheit nicht bekannt war. Wenn die Fabel aber auch die Unverſchämtheit nicht erkannt hätte; ſo würde ſie doch an ihren prächtigen Kleidern, an ihrem ſtolzen Bezeigen, an ihrer kühnen Stirne, und an ihren frechen Geberden gar leicht haben errathen können, wer ſie ſey.

Die Unverſchämtheit, welche die Worte der Fabel gehöret hatte, redete ſie ſofort mit einer zuverſichtlichen Miene, die ihr ſo eigen iſt, folgender geſtalt an: Wie? meine Frau! Du rufeſt das guldene Zeit Alter zurück? Wie ſoll ich das verſtehen? Mich deucht, wir leben eben itzo in dem guldenen Zeit Alter. Denn wahrhaftig! meine gute Frau! vor alle diejenigen, welche Verſtand haben, ſind itzo die wahren guldenen Zeiten. Die Einfältigen aber ſind niemals beſtimmt, glücklich zu ſeyn; die Zeiten mögen beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Die Fabel antwortete hierauf: Es konnte ſeyn, daß ſie unter die Einfältigen gehörte; denn ſie müſſe geſtehen, daß ſie in den itzigen Zeiten keine Glückſeeligkeit finden konnte.

Die Unverſchämtheit verſetzte: Nun! weil du es denn ſelbſt geſteheſt; ſo nimm mir es nicht übel, mein liebes Kind! wenn ich dir ſage, daß man es dir anſiehet, daß du ein wenig einfältig biſt. Komm her! Ich habe Mitleiden mit dir. Ich will dich ein wenig klüger machen, damit du die Glückſeeligkeit der heutigen guldenen Zeiten gleichfalls genieſſen kannſt. Seye immer ein gutes Vertrauen auf mich. Du haſt ſchon Urſache darzu. Ich bin es eben, welche die Menſchen ſo klug gemacht hat, daß ſie alle mögliche Glückſeeligkeit zu genießen wiſſen. Mein Nahme iſt edle Dreiſtigkeit, und wenn du nur einige Kenntniß der Welt haſt; ſo kannſt du nicht zweifeln, daß ich aus einem ſehr vornehmen und erlauchten Geſchlecht abſtamme. Die Fabel ſchwieg hierzu ſtille, weil ſie doch ſehen wollte, wie weit die Unverſchämtheit ihre Frechheit treiben würde: und dieſe, welche dieſes Schweigen vor eine Einwilligung aufnahm, fuhr hierauf folgender geſtalt fort:

Die Menſchen ſind anfangs überaus einfältig geweſen, noch weit einfältiger als du, mein gutes Kind, das kann ich dir wohl ſagen. Sie lebten in den Wäldern, und weideten ihr Vieh an den Waſſerbächen, in elenden, ſchattichten und finſtern Thälern. Da war kein Gold und Silber, keine niedliche Tafel, keine Vergnügung des Lebens, und, was vernünftige Menſchen über alles ſchätzen, da war kein Vergnügen zu befehlen. Die Einfältigen nennen dieſes das güldene Zeit-Alter. Allein, das iſt wahrhaftig zum Lachen. Ich traue dir doch einen beſſern Verſtand zu, als daß du nicht einſehen ſollteſt, daß das unmöglich ein güldenes Zeit-Alter ſeyn kann, wo es gar kein Gold und Silber giebt. Kaum hatten die Menſchen damals Eiſen, oder doch gewiß ſehr wenig, etwan zu Fiſch-Angeln und zu Aexten, die Bäume damit umzuhauen. Nein' ich und alle andere vernünftige Leute nennen dieſes das eiſerne Zeit-Alter, und kaum verdienet es dieſen Nahmen, man ſollte es gar das irdene heißen.

Die Menſchen fiengen nach gerade an, über die Bequemlichkeiten des Lebens die Augen aufzuthun. Sie legten ſich auf den Ackerbau, und baueten ſich feſte Wohnungen. Sie führten das Eigenthum ein, und lernten einſehen, daß es gut ſey, mehr eigenes zu beſitzen, als man zur ſtrengen Nothdurft des Lebens nöthig habe: weil man ſich alsdenn allerley Bequemlichkeiten und Vergnügungen verſchaffen könne. Doch waren ſie noch ziemlich einfältig dabey. Sie ſahen es als etwas ſchändliches an, Ungerechtigkeiten zu begehen, und eines andern Eigenthum an ſich zu reißen. Siehe! meine Freundin, das nennen wir klugen Köpfe das eherne Zeit Alter, obgleich die Einfältigen es das ſilberne benennet wiſſen wollen.

Nunmehro erſchien mein Vater, der edle Stolz; und das ſilberne Zeit Alter fieng ſich an, welches die Dummköpfe das eherne nennen. Mein wertheſter Vater gab ſich viele Mühe, den klugen Köpfen unter den Menſchen über ihre Vorzüge die Augen zu öfnen. Er lehrete ihnen die gröſte unter allen menſchlichen Vergnügungen, nämlich das Vergnügen über andere Menſchen zu herrſchen, und ſich ihrer Dienſte zu Vergröſſerung unſers Vermögens, zu unſern Ergötzlichkeiten, und zu unſern Wolluſten zu gebrauchen. Er brachte ihnen bey, daß die klugen und ſtarken Menſchen ein Recht hätten, die einfältigen und ſchwachen Menſchen zu regieren, und nach ihren Abſichten zu zwingen. Natürlicher Weiſe entſtanden dannenhero allerley Streitigkeiten, und gegen einander lauffende Abſichten, welche die Menſchen Beleidigungen nennen.

Unterdeſſen konnte es doch mein Vater nie dahin bringen, daß ſie offenbar gegen einander dasjenige außer Augen ſetzten, welches die Schwachen, ihres eigenen Vortheils halber, Gerechtigkeit und Billigkeit zu nennen pflegen. Es iſt wahr, mein Vater machte einige Proſeliten. Allein, die Vorurtheile waren damals noch ſo ſtark, daß dieſe wenigen, welche die ſogenannte Gerechtigkeit und Billigkeit offenbar beleidigten, offenbar mit Abſcheu angeſehen wurden. Das groſſe Werk, die Menſchen vollkommen klug zu machen, und die güldene Zeit einzuführen, war mir vorbehalten. Mein Vater erzeugte mich zu Ausgange des ſilbernen Zeit-Alters, durch eine glückliche Verbindung mit der Verachtung der Vorurtheile, die aus einem ſehr edlen Stamme entſproſſen war; ob ſie gleich einige dumme Philoſophen die Verachtung der vernünftigen Urtheile nenneten.

Mein Vater hatte mir ſo gut vorgearbeitet, daß ich keine übermäßige Arbeit nöthig hatte, um das güldene Zeit-Alter mit groſſen Schritten einher treten zu laſſen. Ich bewies denen Menſchen, daß, wenn ſie wahrhaftig glücklich leben wollten; ſo müßten ſie ſich mit einer edlen Kühnheit über die Urtheile ihrer Neben-Menſchen hinaus ſetzen. Ich lehrete ihnen, daß ſie ein Recht hätten, die Vergnügung ihrer Leidenſchaften allen andern Betrachtungen vorzuziehen; daß die Begriffe von Gerechtigkeit und Billigkeit leere und nichts bedeutende Worte wären, welche die Schwachen und Einfältigen zu ihrem Schutz erfunden hätten; daß dieſe Schwachen und Einfältigen eben alſo denken würden, wenn ſie an unſrer Stelle wären, die Macht in Händen hätten, und ſie zu gebrauchen wüßten; und daß man endlich die Leute reden laſſen müſſe, was ſie wollten, ohne ſich darum zu bekümmern, wenn ſie uns nur machen ließen, was wir wollten.

Dieſe Grundſätze machten allenthalben ſtarken Eindruck; und du ſieheſt die Folgen davon, meine werthe Gefährtin. Allenthalben Pracht, Reichthümer, Vergnügungen des Lebens, und die allerreizendeſte Wolluſte. Wahrhaftig! das heiſt mit Recht ein güldenes Zeit Alter; und ich traue dir ſo viel Gelehrigkeit und Verſtandes-Kräfte zu, daß du nunmehr einſehen wirſt, daß man nicht ohne Einfalt die erſte Wildheit der Menſchen, und die allerelendeſte Lebens-Art, ein güldenes Zeit Alter nennen kann.

Die Fabel ſchwieg noch immer; und ſie befanden ſich eben bey einem ſehr prächtigen Landhauſe des Euläus, oberſten Miniſters in Egypten, als die Unverſchämtheit ſolchergeſtalt fortfuhr: Siehe hier ein vortreffliches Beyſpiel meiner Lehren, ein Beyſpiel, das dir ſtatt aller Beyſpiele ſeyn kann! Euläus würde nicht den zehenden Theil ſo glücklich ſeyn, wenn er ſich nicht über den furchtſamen Ausdruck der kleinen Geiſter, (was werden die Leute denken, oder ſagen?) ſehr weit hinaus geſetzet hätte. Er hat nichts gehabt; dennoch hat er über die wichtigen Güther, die ihm die Egyptiſchen Könige geſchenket haben, vor mehr als drey tauſend Attiſche Talent[*] Güther an ſich gekauft. Er hat überdies alle ſeine Brüder groß und reich gemacht. Wenn dieſer Mann nicht einer meiner beſten Schüler wäre, der mich faſt ſelbſt übertrift; ſo könnte er dieſe unermäßlichen Güther entweder gar nicht haben, oder er würde ſie mit tauſend unruhigen Gedanken beſitzen.

Ein Kind kann einſehen, daß er dieſe Güther nicht erworben haben kann, ohne entweder ſeine Monarchen be-

---

[*] Tauſend Attiſche Talente machen ungefähr eine Million Thaler Hamburger Courant.

beſtehlen zu haben, oder die Länder, durch Nehmung von Geſchenken und andern Griffen, bedrücket zu haben, oder die Wohlfarth des Reichs andern Mächten, ſeines eigenen Intereſſe halber, aufgeopfert zu haben. Wenn man alles zuſammen rechnet, was dieſer Miniſter in ſeinem Leben an Beſoldungen gezogen hat; wenn man alles hinzuſetzet, was er nur einiger maaſſen mit Gerechtigkeit erwerben haben kann; und wenn man dabey annimmt, daß dieſer Mann die groſſe Kunſt beſeſſen hat, ſeine ganze Lebenszeit über vom Winde zu leben; ſo würde doch nicht der zehende Theil von der Summe herauskommen, welche dieſer Miniſter an Güthern, an koſtbaren Pallaſten, Gärten, unbeſchreiblichen Mobilien darinnen, und dergleichen beſitzet; oder wenigſtens was ihm dieſes alles gekoſtet hat. Unterdeſſen iſt es gar nicht die Sparſamkeit, die man unter die Eigenſchaften dieſes Mannes rechnen kann. Man ſtehet gar nicht in Gefahr, zu irren, wenn man behauptet, daß er in ſeinem Leben dreymal ſo viel verſchwendet hat, als er itzo Vermögen beſitzet. Seine Pracht und Verſchwendung hat den Aufwand vieler umliegenden Könige weit übertroffen.

Alle dieſe Betrachtungen aber machen dieſem meinen würdigen Lehrlinge gar keinen Kummer. Er iſt über das Sagen und Denken der Leute unendlich weit erhaben. Wenn er einen ſo kleinen Geiſt hätte, daß er ſich daran kehrte: ſo müßte er gar viel nicht thun, was itzo zu ſeinem Vergnügen gereichet. Er hat alle Gewalt an ſich geriſſen. Es iſt keine einzige wichtige Bedienung im ganzen Lande, die er nicht an ſich gezogen, und mit ſeiner Perſon vereiniget hat. Man hat eine viertel Stunde Zeit nöthig, um die Menge ſeiner

Bedienungen abzuleſen. Sollte er ſich hier an die elenden Betrachtungen kehren, daß das eine Habſucht ohne Gränzen anzeiget; und daß ein Mann unmöglich allen Arten von ſo verſchiedenen Geſchäften, als ſeine Bedienungen erfordern, vorſtehen kann! Ja! da würde ein groſſer Geiſt viel zu thun haben, wenn er ſich mit ſolchen Gedanken beunruhigen wollte. Nein, dergleichen Ueberlegungen machen meinem vortreflichen Eulaus gar keinen Kummer.

Die ganze Welt ſagt, daß er durch ſeine ſchlechte und unüberlegte Aufführung, den jetzigen Krieg, wodurch Egypten auf das äuſſerſte ruiniret würde, veranlaſſet habe.* Allein, alles dieſes rührt ihn gar nicht. Er läßt ſich dadurch in dem Genuß ſeiner Glückſeeligkeit im geringſten nicht ſtöhren; und ſo muß es auch ſeyn, wenn man eine vollkommene Glückſeeligkeit genieſſen will.

---

* Dieſe Geſchichte des Euläus, der nach dem Tode Ptolomäi Epiphanes, unter der Regentſchaft der Königin, Hofmeiſter des jungen Königes Ptolemäus Philometors, und hernach deſſen Premier Miniſter war, gründet ſich auf die Nachricht des Polybius, Juſtinus, Diodorus Siculus und vieler andern Geſchicht-Schreiber, die uns alle dieſen Euläus als einen böſen, eigennützigen, und zugleich wenig weiſen Miniſter beſchreiben, der bey der damaligen ſchlechten Verfaſſung von Egypten dennoch wider das Syriſche Reich machinirte, um dieſem Reiche einige Provinzen zu entreiſſen, die ehedem eine Zeitlang zu Egypten gehöret hatten, wodurch er ſeinen König und Egypten ſehr unglücklich machte, indem der König eine lange Zeit den Zepter verlohr, Egypten aber äuſſerſt verwüſtet wurde. Die Achaiſchen Geſandten ſagten damals öffentlich, daß Euläus durch ſeine ſchlechte Aufführung Urſache des Krieges war.

Die Fabel, die zeither mit Erſtaunen zugehöret hatte, brach endlich das Stillſchweigen. Das Beyſpiel, ſagte ſie, das du mir da erzähleſt, erreget in der That mein Erſtaunen, und ich glaube, daß Euläus, wenn er in den Augen der rechtſchaffenen und vernünftigen Leute nur in etwas den Schein eines ehrlichen und redlichen Mannes behalten wollte, wenigſtens von dem Könige in Egypten eine öffentliche Erklährung auswirken müſte, daß der König und ſein Vater dem Euläus die Reichthümer, womit er ſich ſo groſſe Güther angekaufet hat, und die Mittel zu ſeiner Verſchwendung, geſchenket hätten.

Ey! was du da ſageſt, antwortete die Unverſchämtheit. Du kützelſt dich vielleicht über den klugen Einfall, den du da vorbringeſt; und er iſt doch von Herzen einfältig. Wenn der König eine ſolche Erklährung thun wollte; ſo müſte Euläus nicht allein groſſe und ungezweifelte Verdienſte um den Staat haben, und außerordentlich wichtige Dinge, die offenbar die Wohlfarth von Egypten ausnehmend befördert hätten, zu Stande gebracht haben; und die übertriebenſte Schmeicheley kann dergleichen von dem Euläus nicht ausfindig machen, ſondern Egypten müſte ſich auch in dem allergeſegnetſten und glücklichſten Zuſtande befinden. Die Schatzkammern müßten ſtark gefüllet, alle Anſtalten und Unternehmungen, den Staat vortreflich einzurichten, und den Nahrungsſtand blühend zu machen, müßten ſchon alle zu Stande gebracht ſeyn; die Unterthanen müßten mit ſehr mäßigen Abgaben beſchweret ſeyn, und kein einziger müßte in Hunger und Elend ſeufzen. Außerdem würde der König durch eine ſolche Erklährung ſich und ſeinen Vater ſelbſt verdammen, daß er mit Außerachtſetzung ſeiner Pflichten, gegen den Staat und ſeine Unterthanen, und ohne allen zureichenden und gerechten Grund, an einen Minister, der es nicht verdienet hat, unermäßliche Schätze verſchwendet hätte.

Siehe! das würde der Erfolg deines klugen Rathſchlages ſeyn. Allein, wenn ſich ſowohl der König, als Euläus nach meinen Grundſätzen verhalten; wenn ſie dasjenige mit einer edlen Dreuſtigkeit verachten, was die Welt von ihnen urtheilen kann; ſo fahren ſie weit beſſer. Sie haben alsdann gar keine Erläuterung nöthig, die ſie beyde nur in groſſere Verlegenheit ſtürzen würde. Es iſt Schade, meine gute Freundin! daß du nicht wenigſtens um ein halb tauſend Jahr eher auf die Welt gekommen biſt. Da würden deine Grundſätze noch etwas mehr gegolten haben. Es iſt wahr, wenn Eulänus nur vor vier hundert Jahren, zu den Zeiten des Pſammitichus, oder des Necos, gelebet hätte: ſo würde er ſich haben rechtfertigen müſſen, oder alle vernünftige und tugendhafte Menſchen würden ihn vor einen ſehr verächtlichen Mann gehalten haben. Allein heutiges Tages iſt das gar nicht nöthig. Erkenne alſo den Vorzug unſers glücklichen und güldenen Zeit Alters, in welchem man alle erſinnliche Mittel zu ſeiner Glückſeeligkeit ergreifen kann, ohne daß man nöthig hat, auf die Urtheile der Menſchen den geringſten Betracht zu machen.

Endlich konnte ſich die Fabel nicht länger mäßigen, ſondern ſie redete die Unverſchämtheit folgender geſtalt an: Wiſſe! freches und boshaftiges Weſen, daß ich das wahre güldene Zeit Alter beſſer kenne, als du. Ich ſelbſt habe es geſehen, und ich bin es, die das Andenken davon aufbewahret. Ich bin zwar nur die Fabel, die eine Tochter des Witzes und der Einfalt iſt; aber die Aeltern meiner Mutter waren Natur und Wahrheit. Du geſteheſt es ſelbſt, daß du die Urheberin der itzigen unſeeligen Zeiten biſt. Aber wiſſe, daß es noch unzählige vernünftige und tugendhafte Menſchen giebt, welche dich und deine Anhänger verabſcheuen! Noch mehr aber erzittere vor den künftigen Zeiten! In funfzig Jahren werden alle die Betrachtungen nicht mehr vorhanden ſeyn, welche itzo die Vernünftigen zu reden und zu ſchreiben verhindern, und dann werden deine Anhänger in aller ihrer ſchändlichen und ſcheußlichen Geſtalt zum Vorſchein kommen. Als ſie dieſes geſagt hatte, verließ ſie die Unverſchämtheit, und ging mit ſtarken Schritten auf einem Seitenwege fort.

Die Unverſchämtheit lachte aus vollem Halſe, und rief hinter der Fabel her: Gehe nur, kleine Närrin! du wirſt meinen Anhängern keinen groſſen Kummer machen. Es iſt ja nur die Fabel, die da redet.

Joh. Heinrich Gottlobs von Juſti

Scherzhafte
und
Satyriſche Schriften,

Dritter und letzter Band.

Berlin, Stettin und Leipzig,
in Verlag Johann Heinrich Rüdigers
1760.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innhalt.

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte und Satyriſche Briefe.

1. Schreiben an den Herrn Verfaſſer der jüdiſchen Briefe über die Frage: ob wir Teutſche wahrhaftig lieben Seite 3

2. Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen über die Schönpfläſterchen 26

3. Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen von Sophia Ungenannt 31

4. Antwort auf das vorhergehende Schreiben 39

5. Schreiben von denen elenden Dichtern 45

6. Glückwünſchungs-Gedichte auf der Herzogin von Braunſchweig Königl. Hoheit Geburthsfeſt 52

7. Lobſchreiben an eine Kaufmanns-Frau wegen ihrer Standhaftigkeit im Unglück 54

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

1. Die lächerliche Eitelkeit alter Leute S. 67

2. In wie weit ein vernünftiges Frauenzimmer Liebes-Erklärungen anhören ſoll 84

3. Die gelehrten Moden 104

4. Vorſchlag zu einer Zeitung von den Zeitungen 116

5. Verſuch einer Lobrede auf einen großen Eroberer in einer zahlreichen Verſammlung von Menſchen-Feinden gehalten 132

6. Von der Rechthaberey 154

7. Unterſuchung, ob eine monarchiſche Regierungsform dem Wachsthum der Wiſſenſchaften zuträglich ſey 166

8. Betrachtung über die Schönpfläſterchen S. 188

9. Erweis, daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte 202

10. Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte 232

11. Beantwortung der vorhergehenden Einwürfe 253

12. Verſuch einer Lobrede auf die Romanſchreiber in einer Verſammlung von ſauertöpfiſchen Sittenlehrern gehalten 279

13. Von den niederträchtigen Mitteln den Ehrgeiz zu vergnügen 304

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

1. Die bezauberte Schaale oder das Land der Krummäuler S. 319

2. Staats- und Kriegsgeſchichte der Bienen 351

Vierte Abtheilung.

Fabeln und Erzählungen.

1. Der Fuchs, der Kater und die Taube, eine Fabel 391

2. Der Wolf und die ſtreitenden Ziegen, eine Fabel 395

3. Der Landmann und der kranke Leoparde, eine Fabel 397

4. Der dicke Land-Edelmann und die magern Pferde, eine Fabel 400

5. Die

Innhalt.

5. Die unfruchtbare Henne, eine Fabel S. 405

6. Die Geſchichte zweyer Schweſtern, der Iris und der Agrippine 407

7. Der Urſprung der Tulipanen, eine Erzählung 421

8 Der Urſprung der Lilie, eine Erzählung 424

9. Die Roſe, eine Erzählung 428

10. Der Urſprung der Kayſer-Krone, eine Erzählung 430

11. Die Thiere wider den Löwen, eine Fabel 436

12. Die Schaafe und der Landmann, eine Fabel 440

13. Die reiche Eule, eine Erzählung 447

14. Pſammitichus, eine Erzählung 449

15. Eine Fabel, weil die Begebenheit unglaublich, obgleich ſehr wahr iſt S. 454

16. Die beſchämten Gelehrten, eine Erzählung 460

17. Eine wahre Geſchichte eines Zerſtreueten, oder ſich ſelbſt Vergeſſenden 466

18. Eine kleine Begebenheit, welche jedoch beweiſet, wie nothwendig und anſtändig ein klein wenig Kenntniß der natürlichen Dinge vor einen anſehnlichen Staats-Bedienten iſt 471

19. Die Reiſe durch die Welt im Traum, eine Erzählung 478

Erſte Abtheilung.

Scherzhafte und Satyriſche Briefe.

I.

Schreiben

an den

Herrn Verfaſſer der jüdiſchen Briefe

über die Frage:

Ob wir Teutſche wahrhaftig lieben.

Mein Herr!

Wundern Sie ſich nicht, daß ich noch über dasjenige gelehrte Händel mit Ihnen anfangen will, was Sie ſchon vor ſo vielen Jahren geſchrieben haben. Es iſt nun einmal nicht anders in der gelehrten Republik. So lange als wir leben, ſind wir niemals vor Streitigkeiten ſicher: es ſey denn, daß wir eine mehr als ſtoiſche Unempfindlichkeit annehmen. Ja wir können ſogar in unſern Grabe keine Ruhe haben. Auch da werden wir noch immer angezapfet, und wenn wir einen muthigen Champion finden: ſo können wir auch nach unſern Tode gelehrte Kriege führen.

Es iſt eine allgemeine Anmerkung, mit welcher auch Ew. ꝛc. einverſtanden ſind, daß die Völker ſich durch gewiſſe Eigenſchaften und Leidenſchaften von einander unterſcheiden. Es iſt bekannt, daß man den Spaniern durchgehends einen beſondern Hochmuth beymißt: und man weis, daß die Italiäner vor hinterliſtig und eiferſüchtig, die Franzoſen aber vor leichtſinnig gehalten werden. Man würde zu weit gehen, wenn man allen ohne Unterſcheid, die in dieſen Ländern gebohren werden, dergleichen Eigenſchaften zuſchreiben wollte. Man kann aber nicht läugnen, daß die mehreſten unter dieſen Völkern die angemerkten Neigungen beſitzen.

Die Liebe iſt eine allgemeine Leidenſchaft aller Menſchen. Allein, es iſt ſehr gewiß, daß die Hauptneigung eines Volkes einen groſſen Einfluß in dieſelbe hat: und das Verfahren ſo ein Volk bey der Liebe äuſſert, pfleget nicht ſelten eine allgemeine Leidenſchaft zu erkennen zu geben. Sie, mein Herr, haben in Dero jüdiſchen Briefen von der Beſchaffenheit der Liebe bey vielen europäiſchen Völkern einen Abriß gemacht; und das iſt der Punct, worüber ich itzo wider Sie zu Felde ziehe. Die Kriegesreguln in der gelehrten Republik erfordern, daß ich gleichſam in einem Manifeſt dasjenige vorausſetze, was Sie damals geſchrieben haben, und was nunmehr die Urſache meines Angriffs iſt. Laſſen Sie ſich alſo gefallen, daß Sie dasjenige hier in teutſcher Sprache leſen, was Sie von der Beſchaffenheit der Liebe bey denen verſchiedenen europäiſchen Völkern ehedem franzöſiſch geſchrieben haben. Dero Gedanken (*) lauten in der Ueberſetzung folgendergeſtalt:

---

*) Lettres juives 46. Tom. 2.

„Der Franzos ſtellet ſich weit verliebter, als er in „der That iſt. Er iſt ſeinem Temperamente nach unzüchtig, und ſeiner Natur nach flüchtig, leichtſinnig und „unbeſtändig. Er tanzt demnach, er ſpringt, er pfeift, „er ſingt, er macht allerley Poſſen bey ſeiner Geliebten: „und wenn ſie ſich günſtig gegen ihn erweiſet; ſo verläßt „er ſie bald. Iſt ſie aber grauſam, ſo weis er ſich hierüber gleichfalls zu tröſten. Eine Strophe eines Liedes „wider ſeine Schöne vergilt ihm alle Mühe, die er verlohren hat; und er ſpielet bey dem erſten Frauenzimmer „eben die Rolle, die er bey ſeiner Unempfindlichen geſpielet hat. Nichts kann ſeine Unbeſtändigkeit aufhalten. „Seine Liebe wird durch den Genuß vertilget, und durch „die Stränge abwendig gemacht.

„Der Italiäner, welcher feſt in ſeinem Vornehmen „und ſtandhaft in ſeinen Entſchließungen iſt, belagert „ein Herz, wie der General eines Kriegesheeres eine Feſtung. Er legt ſeine Batterien an, und befeſtiget ſich „durch Beyhülfe der Kunſt auf alle mögliche Art. Er „bemühet ſich das Haus ſeiner Geliebten einzuſchließen, „und allen ſeinen Mitbuhlern den Eingang zu verwehren. Er unterhält ein geheim Verſtändniß in der Feſtung, und ſuchet die Kammerfrau, oder einen andern „Bedienten auf ſeine Seite zu bringen. Wenn es ihm „in ſeiner Belagerung gelinget: ſo verſchließt er ſeine Geliebte auf ihre künftige Zeit des Lebens; und zur Vergeltung vor ihre Zärtlichkeit, raubt er ihr die Freyheit. „Siehet er ſich aber genöthiget die Belagerung aufzuheben: ſo rächet er ſich ſowohl an ſeinen Mitbuhlern, die „er zu vergiften ſuchet, als auch an dem Gegenſtande ſeiner Liebe, der nunmehr der Vorwurf ſeines Haſſes

„wird, und die er durch die gröbſten Verleumdungen „um ihre Ehre bringet.

„Der Engländer liebet nur aus Hochmuth. Er „hält ſich viel zu vollkommen, als daß er glaubte einige „Verbindlichkeit vor die Neigung haben zu dürfen, die „man gegen ihn heget. Wenn er geliebt wird; ſo bildet „er ſich ein, daß er es verdienet: und wenn man ihn „nicht liebet; ſo tröſtet er ſich ganz leicht durch die Hoffnung, andere Frauenzimmer anzutreffen, die gegen ſeine „Verdienſte empfindlicher ſeyn werden. Er miſſet ſein „Glück nach den Reichthümern, und urtheilet von einem „Herzen nach den Guineen, die es ihm koſtet.

„Der kaltſinnige Teutſche iſt ſchwehr zu bewegen. „Sein langſames, kaltes, bedachtſames und tiefſinniges „Temperament macht ihn wenig geſchickt, empfindlich zu „werden. Er liebet nicht eher, als bis er durch die „Wirkungen des Bachus fröhlich gemacht werden. „Seine Leidenſchaft wird mit dem Wein gebohren, und „verflieget mit den Dünſten deſſelben. Wenn er ja einmal ſeine Natur zwinget; ſo kommt er doch bald wieder zu ſeiner erſten Kaltſinnigkeit: und die Liebe bey „den Teutſchen iſt mit den Eißſchollen des kalten Nords „untermiſcht.

„Der hochmüthige Spanier bildet ſich ein, bis zum „Unſinn zu lieben. Er qualet ſich, er peiniget ſich, er „ſeufzet des Tages in der Kirchen, und des Nachts „unter dem Fenſter ſeiner Geliebten. Er ſpielet „hier auf der Zitter während dem Carneval, und peitſchet ſich eben daſelbſt ſehr andächtig während der Faſten

„ſten (*). Alles dienet ſeiner Liebe. Er ziehet die Heiligen in ſeine Liebesgeſchäffte, und läßt den heiligen Franciſcus und Antonius anrufen, daß ſie das Herz ſeiner Geliebten empfindlich machen ſollen. Wenn er vom Himmel keinen Beyſtand erlangt; ſo nimmt er ſeine Zuflucht zu der Hölle. Er fragt die Wahrſager, die Zauberer und die Hexen um Rath, und die Liebe unterdrucket in ihm alle Furcht zur Inquiſition. Iſt er glucklich, ſo vergißt er gar bald allen ſeinen Schmerz und Mühe: und was noch mehr iſt, alle ſeine Zärtlichkeit. Er ermordet öfters die Perſon die er anbetet. Allein, ſeine Eitelkeit hat mehr Antheil an ſeinen Verbrechen, als die Eiferſucht.„

Ich will mich hier gar nicht darum bekümmern, ob der Abriß den Ew. ꝛc. von andern Völkerſchaften gemacht haben, mit ſeinen Urbildern übereinkommt oder nicht, und ich überlaſſe es einem tapfern Ritter unter dieſen Völkern, deshalb mit ihnen einen Speer zu brechen. Allein, ich kann es ohnmöglich ſo gelaſſen anſehen, daß Sie uns Teutſchen ohne alle Barmherzigkeit alle verliebte Empfindlichkeit abſprechen. Wenn Sie allein von dem wahren Weſen der Liebe redeten; ſo wurde ich kein Wort darwider zu erinnern finden. Allein, ich kann es ohnmöglich verſchmerzen, daß Sie uns ſo gar die wollüſtigen Regungen und Begierden nicht einmal einräumen wollen.

---

*) Es iſt die Gewohnheit in Spanien, in der Marterwoche des Nachts Umgänge zu halten. Es giebt daſelbſt viel Leute, die ſich zur Buſſe auf den Gaſſen geiſeln: und wenn ſie unter das Fenſter ihrer Geliebten kommen, ſo bleiben ſie ſtehen und geben ſich zu ihrer Ehre und Ruhm ungefähr ein hundert Peitſchenſtreiche.

Das heißt allzu ſehr als ein Franzos ſchreiben, und aus dem Teutſchen einen guten Kloß machen. Mein Eifer wider dieſen allzu kühnen Abriß iſt deſto gröſſer, je mehr ich durch mein eignes Beyſpiel nur allzu ſehr des Gegentheils überzeuget bin.

Mein Herz iſt in meinen jüngern Jahren ſo empfindlich geweſen, daß es öfters in Gefahr geſtanden hat, vor groſſer Liebe wie warme Butter zu zerſchmelzen. Kaum bin ich manchmal aus der Hitze der groſſen ſchwarzen Augen der Clelia in den Schatten entfernen geweſen; ſo hat es nicht viel gefehlt, daß nicht die feuerreichen blauen Augen der Cloris meinen Herzen eben ſo viel Glut verurſachet hätten. Ein angenehmes Lächeln, ein artiger Gang, ein niedlicher Fuß, eine allerliebſte kleine weiße Hand, ein reizendes rothes Mündchen, ſind ſo viel Blaſebälge vor mich geweſen, die eine ſolche Menge Funken um mein armes Herze getrieben haben, daß es allemal in äußerſter Gefahr geſtanden hat, in Aſche verwandelt zu werden.

Ew. ꝛc. ſind gewiß damals noch niemals in Teutſchland geweſen, als Sie dieſes geſchrieben, und die Teutſchen ohne alle verliebte Empfindlichkeit abgeſchildert haben. Wenn Sie doch ſchon damals unſre verliebte junge Herren geſehen hätten, die täglich zehenmal in ihrem völligen Anputz vor den Fenſtern ihrer Schönen vorbey gehen, die ſie öfters noch niemals geſprochen haben! Wenn Sie doch in unſern Comödien und ſo genannten Aſſembleen geweſen wären, wo die Mannsperſonen eine ungemeine Lebhaftigkeit ihrer Liebe zu erkennen geben! Wenn Sie ſich doch wenigſtens in unſern Kirchen einen

Augenblick befunden hätten, wo öfters die Verliebten die feurigſten Blicke auf einander abſchießen laſſen! Wenn Sie doch die Klagen des Damons und die verliebte Verzweiflung des Daphnis gewußt hätten, der ſich ſchon ſeit einem halben Jahre um einen ſtarken Aſt bekümmert, woran er ſeiner verliebten Quaal ein Ende machen könne! Wenn Sie doch alle Herzensfreunde der Männer kenneten, die gemeiniglich unter dieſem ſchönen Firniß das zärtlichſte Liebesverſtändniß mit ihren Weibern unterhalten! Wenn Ihnen doch eine Menge ſo genannter Maitreſſen bekannt wären, die entweder von ihren vornehmen Liebhabern mit herumgeführet, oder in beſondern Häuſern unterhalten werden! Wahrhaftig! mein Herr, Sie würden alsdenn vielleicht einen ganz andern Abriß von der Empfindlichkeit der Teutſchen gemacht haben: und es würde Ihnen niemals eingefallen ſeyn, zu ſagen, daß die Liebe bey den Teutſchen mit dem Eis des kalten Nords untermenget ſey. Vielleicht ſind auch Ew. ꝛc. nunmehr, da Ihnen Teutſchland beſſer bekannt iſt, einer ganz andern Meinung.

Ohngeachtet ſich alſo hieraus eine verliebte Empfindlichkeit nur allzu ſehr äußert; ſo bin ich doch weit entfernt zu glauben, daß wir Teutſchen wahrhaftig lieben, und wenn Ew. ꝛc. uns eine wahre Liebe abgeſprochen hätten; ſo würden Sie vor meinen Angriff ganz ſicher haben ſchlafen können. Wenn zwar das Weſen der wahren Liebe in einigen wollüſtigen Empfindungen, und in unkeuſchen Begierden beſtünde: ſo könnte man den Teutſchen eine wahre Liebe nicht abſprechen: und vielleicht würde ſie in Dreßden auf der Brücke, in Leipzig in den Kohlgärten, und in Berlin auf den Straßen am heftigſten anzutrefſen ſeyn. Allein, es iſt weit gefehlt, daß dieſe edle Leidenſchaft, welche nach ihrem wahren Weſen das höchſte Glück der Menſchen ausmachet, hierinnen beſtehen ſollte. Ew. ꝛc. erlauben, daß ich mich über dieſen Punct etwas umſtändlicher herauslaſſe. Vermuthlich werden Sie mir nunmehr zugeſtehen, daß die Liebe in Teutſchland ſo gar kalt nicht ſey. Allein, laſſen Sie uns doch aus den verſchiedenen Beyſpielen, die wir alle Tage gewahr werden, unterſuchen, ob die Teutſchen auch wahrhaftig lieben?

Es iſt außer Streit, daß die eheliche Verbindung hauptſächlich eine wahrhaftige Liebe zum Bewegungsgrunde haben ſollte. Wenn wir aber auf die Urſachen Acht haben, die täglich unter uns die Heyrathen wirken; ſo werden wir nichts weniger, als eine wahrhaftige Liebe darunter gewahr. Unter hundert Heyrathen, die jährlich in einer Stadt geſchloſſen werden, befinden ſich nicht fünfe, die etwas anders, als die Verbeſſerung der zeitlichen Umſtände zum Grunde haben. Ich zweifle nicht, daß Ew. ꝛc. hiervon überzeuget ſeyn werden.

Da die Liebe faſt die einzige Leidenſchaft iſt, die uns der groſſe Schöpfer in die Seele geleget hat, ſo muß keine andre Leidenſchaft über ſie herrſchen, wenn ſie wahrhaftig ſeyn ſoll. Allein, wenn wir unſer Verfahren bey der Liebe betrachten; ſo iſt die Liebe eine dienſtbare Leidenſchaft, die ſich faſt nach dem Wink einer jeden andern richten muß. Der Geiz, die Unkeuſchheit, der Hochmuth, die Ehrſucht zwingen ſie alle Tage unter ihr barbariſches Joch: und öfters muß ſie eine Dienſtmagd der Trunkenheit, des Zorns, der Eitelkeit und der Einfalt werden.

Ew. ꝛc. werden wenig Heyrathen finden, die nicht entweder die Verbeſſerung der zeitlichen Umſtände zum Augenmerk haben, oder da ſich nicht die Liebe von einer andern Leidenſchaft hinreiſſen laſſen muß. Alle Beyſpiele die wir ſehen, laſſen ſich unter dieſe zwey Klaſſen bringen: und wohin wir nur unſre Betrachtung richten; ſo finden wir nichts weniger, als eine wahrhaftige Liebe.

Die höchſten Würden dieſer Welt ſind hievon nicht ausgenommen. Ein Prinz, der die Wohlfarth ſeines Landes in einem groſſen Staatsrath zum Grunde ſeiner Liebe geleget hat, oder deſſen verliebte Regungen von dem Wink ſeines Vaters abhangen müſſen, der öfters den Gegenſtand ſeiner Liebe nur aus dem Bildniß kennet, woran die Einbildungskraft des Mahlers eine Menge Annehmlichkeiten verſchwendet hat, und welcher die Eigenſchaften ſeiner künftigen Gemahlinn nur aus dem betrüglichen Ruf beurtheilen muß, der hohen Perſonen gemeiniglich zu ſchmeicheln pfleget, kann ſich nichts weniger als einer wahrhaftigen Liebe rühmen. Es iſt demnach kein Wunder, daß der Erfolg ſeiner Liebe mit ihrem Anfang übereinſtimmet. Die Geſchichte ſind voll von dergleichen Beyſpielen: und die Verachtung und die Untreu haben nicht ſelten ihren Urſprung daher empfangen.

Ein Hofmann, ein vornehmer Kriegsbedienter, deſſen Hauptleidenſchaft die Ehrſucht iſt, und der vor Begierde brennet, ſein Glück auf das höchſte zu treiben, merket, daß ein gewiſſes Frauenzimmer die vollkommene Gnade der Fürſtinn beſitzet. Dieſe Gnade iſt die Triebfeder aller ſeiner Zärtlichkeit. Er liebt ſie, weil er die Ehrſucht liebet, und weil er die Befriedigung dieſer Leidenſchaft durch ſie erwartet. Alle andre gute Eigenſchaften, die nicht allemal bey denenjenigen anzutreffen ſind, welche die Hohen dieſer Welt begünſtigen, ſind nur zufällige Dinge. Sie könnten allenfalls gar nicht vorhanden ſeyn, ohne daß ſeine Sehnſucht zu dieſer Verbindung den geringſten Abbruch litte.

Ein andrer der ſich aus dem Staube zu einer anſehnlichen Bedienung erhoben hat, braucht eine Summe Geldes, um reich zu werden. Denn was iſt doch der vornehme Stand in den Augen der Welt, wenn man ihn nicht durch den Glanz der Rittergüter ſchimmernd macht, und wenn der Pöbel nicht den Ueberfluß in unſerm Hauſe gewahr wird? Wenn man vornehm wird: ſo wünſchet man ſeine Nachkommen in dieſer Eigenſchaft zu erhalten. Allein, wo iſt dieſes möglich, wenn man nicht die kluge Vorſicht hat, eine gute Menge Geldes zuſammen zu bringen? Die Kinder ſind nicht allemal Erben der väterlichen Eigenſchaften, ſo, wie ſie ſeiner Reichthümer ſind. Oefters würde man dem Sohn eines Generals keinen Corporalsplatz anvertrauen, wenn nicht der Vater ſo klug geweſen wäre, eine Tonne Goldes vor ihn zuſammen zu ſcharren. Aus Liebe zu ſeinen Nachkommen, die er noch nicht hat, oder daß ich deutlicher rede, aus Luſt der Errichter einer berühmten Familie zu werden, wirft er demnach ſeine verliebte Zärtlichkeit auf die Tochter eines reichen Kaufmanns oder Wechslers: und hundert tauſend Thaler, die ihr der Vater zuwieget, ſind ein größerer Bewegungsgrund vor ſeine Verbindung, als wenn ſie alle Eigenſchaften beſäße, die eine wahrhaftige Liebe wirken können. Ew. ꝛc. werden ſich gar leicht auf eine Menge

Beyſpiele dieſer Art beſinnen können. Doch laſſen Sie uns weiter gehen!

Nerundo hat von ſeinem Vater ein Pergament voller Tugenden und Verdienſte mit einem groſſen Siegel ererbet. Sie ſind noch ſo rein und unbefleckt, daß ihnen nicht einmal ein ſchmutziger Finger das geringſte von ihrem Werth und Anſehen entzogen hat. Ohne die Reichthümer ſeines Vaters, iſt er nur der Erbe ſeiner Eitelkeit und Hochmuths geworden. Der Geiz aber, oder höflicher, die Sparſamkeit ſeines Vaters, iſt vor einen Edelmann im andern Grad zu unwürdig. Dieſe Eitelkeit flößet ihm vor ein Frauenzimmer von alten guten Adel eine ungemeine Zärtlichkeit ein. Alle andre Eigenſchaften kommen nicht in Betrachtung, wenn nur der groſſe Stammbaum ſeiner Gemahlinn die zwey Aeſte ſeines eigenen mit überſchattet, und ſie dem höhniſchen Anblick der Menſchen, die eben ſo eitel als er ſelbſt ſind, auf einen Augenblick entreißt.

Seladon hat eine mäßige Bedienung und noch weit mäßigere Geſchicklichkeiten. Deſto ungemeſſener aber iſt ſeine Ehrſucht. Er ſiehet die Tochter eines höhern Bedienten, der bey dem Prinzen oder ſeinem vornehmen Miniſter etwas gilt, vor ſehr geſchickt an, ſich dadurch eine Menge Fähigkeiten zu erwerben, die zu Erhaltung einer höhern Ehrenſtelle beförderlich ſeyn können. Dieſe Abſicht macht alle ſeine verliebte Empfindungen aus. Denn er kann ſich gewiß verſichern, daß der Herr Vater in ſeinem Schwiegerſohn einen Haufen Verdienſte entdecket, die er dem Prinzen oder ſeinen höchſten Bedienten vorzutragen nicht ermangeln wird.

Pilas hat auf hohen Schulen ſeinen Fleiß in der Gottesgelahrheit auf den Dörfern und in den Hurenhäuſern ganzer vier Jahre über rühmlich ſehen laſſen. So dumm er in ſeinem ganzen Leben geweſen iſt, und ſo wenig vernünftige Sorgfalt er auf hohen Schulen vor die künftige Zeit ſeines Lebens gehabt hat; ſo fällt ihm doch nunmehr die kluge Vorſicht ein, auf ſeinen Lebensunterhalt zu denken. Dieſe Gedanken welche die vernünftigſten ſind, die er in ſeinem Leben gehabt hat, bringen die Liebe in ihm hervor. Er ſiehet ſich nach der armen Muhme eines Conſiſtorialbeyſitzers, oder nach dem Kammermägdchen eines Kirchenpatrons, oder nach der Tochter eines Landpredigers um: und ſo bald eine Pfarre ledig werden, oder ſo bald ſich der Vater erkläret, daß er ihn zum Gehülfen und Nachfolger ſeines Amts beſtätigen laſſen will: ſo iſt ſeine Zärtlichkeit in voller Stärke gebohren.

Herr Pfündner, deſſen Witz in ſeinen Contobüchern beſtehet, und der ſehr klug iſt, wenn er ſeine Caſſe zählet, hält es vor nöthig zu ſorgen, daß ſeine Klugheit niemals aufhören möge. Mitten in dieſer Sorgfalt bemühet er ſich um ein reiches Mägdchen, die ihm noch eine Quelle Witzes und Verſtandes zubringen kann: und wenn er von dieſer Eigenſchaft überzeugt iſt, die alle Urſache ſeiner Liebe in ſich enthält; ſo ſind ihm alle andre ganz gleichgültig.

Hier werden Ew. ꝛc. ohne Zweifel erachten, daß ich ſtille ſtehen muß. Denn wir würden den geringern Ständen zuviel Ehre erzeigen, wenn wir nur einräumen wollten, daß ihnen das wahre Weſen der Liebe bekannt wäre. Außer den wollüſtigen Empfindungen und Begierden verſiehen ſie nichts, als den bloßen Thon des Wortes Liebe. Ein Künſtler, ein Handwerksmann ſiehet in ſeiner Verheyrathung auf nichts, als auf die Verbeſſerung ſeiner Nahrung und ſeines Vermögens. Selten, zumal, wenn er nach ſeiner Art klug ſeyn will, daß er einmal ſeine Begierden zu Rathe ziehet. Ein Pachter, deſſen Klugheit nach der Maaße wächſt, wie er reich wird, hat bey ſeiner Verehligung nichts zum Augenmerk, als eben dieſe Gabe bey ſeiner Liebſten anzutreffen, damit er ſelbſt deſto witziger werden möge. Hiernächſt verlanget er noch die Eigenſchaft einer guten Haushälterinn, nämlich daß ſie über die Mägde tyranniſiren kann. Die Liebe eines Bauermanns gründet ſich auf die Anzahl Aecker, die ſeine Verlobte zu gewarten hat: und die Zärtlichkeit eines Tagelöhners auf die gute Leibesbeſchaffenheit und auf die Stärke der Fäuſte der Magd, die er heyrathen will, damit er eine tüchtige Arbeiterinn an ihr erlange. Ueberhaupt iſt die Sorgfalt vor unſern Unterhalt und Vermehrung unſers Vermögens größtentheils das Weſen derjenigen Liebe, die wir von uns wahrnehmen laſſen.

Die Herrſchaft, welche die andern Leidenſchaften über die Liebe ausüben, und die das wahre Weſen der Liebe verhindert, iſt eben ſo gewöhnlich unter uns. Wo wir uns hinwenden; ſo finden wir Beyſpiele dieſer Art. Ein Geiziger forſchet, außer dem Puncte des Reichthums ſehr ſorgfältig, ob auch die Perſon die er heyrathen will, ihm ſelbſt ähnlich ſey. Das iſt, ob ſie den Miſt auf der Straßen zuſammen ſcharret, und ob ſie aus einem Ey, zwey Mahlzeiten zubereitet. Ein Ehrſüchtiger bekümmert ſich, ob auch ſeine künftige Liebſte vornehme Anverwanten hat: und ob ſich nicht wenigſtens von der mütterlichen Seite ein paar Tröpfgen adeliches Bluthes in ihren Adern befinden. Ein Hochmüthiger und Rangſüchtiger wird einen groſſen Bewegungsgrund vor ſeine Liebe daher nehmen, wenn er höret, daß das Frauenzimmer, ſo er wählen wolle, ihren Rang allemal bis zum Schimpfen vertheidiget habe.

Ein Zorniger wird zwar dieſe Eigenſchaft in ſeiner Braut niemals verlangen. Seine Leidenſchaft wird aber dem ohngeachtet nicht weniger über ſeine Liebe herrſchen. Er wird ſich um ein geduldiges Schäfgen bemühen, das alle Ausbrüche ſeiner Raſerey mit Geduld ertragen kann. Ein Eiferſüchtiger wird ſich nach einer Perſon umſehen, welche vor Furcht zittert, wenn ſie eine Mannsperſon anredet, und von der er erwartet, daß ſie ſich auf ihre ganze Lebenszeit willig einkerkern laſſen wird. Ein Scheinheiliger verlangt, daß ſeine zukünftige Liebſte den Kopf ſehr andächtig zu hängen wiſſe, und daß ſie in einer Viertel Stunde neun heilige Ach! und zehen fromme: o du lieber Gott! bey den geringſten Kleinigkeiten ausſtoſſen kann.

Ein eitler Stutzer, ein artiger junger Herr, deſſen Lebhaftigkeit in ſeiner Uhr, und deſſen Klugheit in ſeiner Schnupftobacksdoſe beſtehet, und der ſehr witzig iſt, wenn er ſeine himmelblaue Weſte mit güldenen Franzen trägt, wird ein Frauenzimmer weit eher ſeiner Liebe würdigen, wenn ſie mit ihrem groſſen Bügelrock die gröſte Stärke ihres Witzes anziehet, wenn ſie durch den Gebrauch ihres Fächers viele Fertigkeit des Geiſtes zeiget, und wenn ſie noch der Maaße klug iſt, wie ſich ihr Budelkopf friſirt befindet.

Ein luſtiger Kauz, ein Poſſenmacher, wird ein Frauenzimmer, das für Lachen über ſeinen artigen Scherz in einer halben Stunde nicht zu ſich ſelbſt kommen kann, einer ernſthaftigen weit vorziehen.

Kurz, unſre Hauptleidenſchaften werden ſich allemal die Liebe unterthänig machen: und wenn dieſe bey der getroffenen Wahl ihre Rechnung finden; ſo wird man ſich um andre Eigenſchaften, die eine wahre Liebe gebähren, wenig bekümmern. Ew. ꝛc. werden gewiß die Wahrheit dieſer Sätze in tauſend Beyſpielen geſehen haben: und wenn Sie aufrichtig ſeyn wollen; ſo werden Sie eingeſtehen müſſen, daß ſie in Frankreich eben ſo wahr ſind als in Teutſchland. Jedoch wir haben es itzo nur mit den Teutſchen zu thun.

Wir können noch eine dritte Klaſſe von Heyrathen hinzufügen, die von einer wahrhaftigen Liebe eben ſo weit entfernet ſind: und vielleicht werden wir hierdurch alle Verbindungen die wir ſchließen, eben vollends erſchöpfen, dergeſtalt, daß eine wahrhaftige Zärtlichkeit kaum vor etliche wenige überbleiben wird.

Ew. ꝛc. werden mir Recht geben müſſen, daß die Verſtellung und der Betrug mit einer wahrhaftigen Liebe nicht beſtehen kann. Wenn wir aber eine Menge Heyrathen betrachten, die unter uns zu Stande gebracht werden; ſo finden wir nur allzu ſehr, daß ſie durch die Wirkungen dieſer gleißenden Decken geſchloſſen worden. Die mehreſten Liebhaber bemühen ſich ihrer Geliebten und deren Aeltern eine Menge guter Eigenſchaften und angenehmer Umſtände von ſich beyzubringen. Man verhehlet ſeine Fehler. Man verbirgt ſeine Schuldenlaſt.

Man legt ſich Reichthümer bey, die man niemals beſitzet. Man prahlet mit Patronen, die man nicht einmal kennet. Man rühmet ſich mit mächtigen Anverwanten, die uns nichts angehen, als daß ſie einerley Namen mit uns führen. Man macht Hoffnung zu Beförderungen, die vielleicht ewig außen bleiben.

Auf der Seite des Frauenzimmers ſind Verſtellung und Betrug nicht ungewöhnlicher. Es iſt ohnedem außer Streit, daß es das weibliche Geſchlecht in der Verſtellung viel weiter gebracht hat, als das unſrige. Diejenige wird alſo öfters eine ziſchende Otter, die ein frommes Lamm geſchienen hat: und aus einer reinen und unſchuldigen Taube wird öfters ein ſtinkender Wiedehopfe. Wir bekommen eine Verſchwenderinn, wenn wir uns die beſte Haushälterinn vermuthet hatten: und aus vielen Tauſenden, mit denen man uns unter der Hand geſchmeichelt hat, werden kaum ſo viel hundert. So gehet es bey vielen Heyrathen auf beyden Seiten, davon Ew. ꝛc. gewiß eine Menge Beyſpiele erlebet haben werden. Nachdem man einige Zeit unter Zwang und Heucheley mit einander umgegangen iſt; ſo ziehet ſich endlich der Vorhang weg, welcher die rechte Geſtalt der Sachen verbirgt: und ein immerwährender Verdruß iſt hernach die rechte Vergeltung einer kurzen Verſtellung, die von dem wahren Weſen der Liebe ſo weit entfernet iſt.

Wenn man auf die Dinge, die täglich unter uns vorgehen, einige Aufmerkſamkeit richtet; ſo muß man überzeugt ſeyn, daß ſie nicht anders geſchehen, als ich angeführet habe. Man wird alſo nicht finden können, daß die Mannsperſonen bey ihren Verehligungen eine wahrhaftige Liebe zum Augenmerk haben. Laſſen Sie uns doch noch unterſuchen, mein Herr, ob das Frauenzimmer vor uns etwas zum Voraus hat, und ob wir hier das Weſen einer wahren Liebe antreffen werden.

Das Frauenzimmer iſt gewiß am allerwenigſten fähig, eine wahrhaftige Liebe bey ihren Verbindungen zu beobachten. Die Gewohnheit verdammet ſie zu Unterdrückung ihrer Zärtlichkeit: und ein tyranniſcher Gebrauch erlaubet ihnen nicht den erſten Schritt zu thun, wenn ſie von einer verliebten Neigung eingenommen ſind. Es iſt nichts in ihrer Gewalt, als die Wahl, die auf ſie gefallen iſt, zu billigen, oder zu mißbilligen. Wenn diejenigen, ſo ſich um ſie bemühen, nicht darnach beſchaffen ſind, daß ſie ihnen eine wahrhaftige Liebe zuwenden können; ſo ſind ihnen weiter keine Mittel übrig, ſich einen würdigen Gegenſtand vor eine wahrhaftige Zärtlichkeit auszuſuchen.

Vielleicht haben Ew. ꝛc. in Teutſchland ſo wie in Frankreich bemerket, daß die unverheyratheten Frauenzimmer in jeder Stadt die ledigen Mannsperſonen um ein Drittheil, ja öfters gar um die Hälfte übertreffen. Wo will es anders möglich ſeyn, wenn jährlich eine Menge Mannsperſonen durch den abſcheulichen Krieg aufgeopfert werden? Es wäre gar kein Wunder, wenn endlich der Geduldsfaden des ganzen weiblichen Geſchlechts zerriſſe, und wenn ſie ſich den Kriegen, die allein Urſache ſind, daß eine große Menge unter ihnen ihre Jungferſchaft, oder doch wenigſtens ihre Einſamkeit im geheim beweinen müſſen, mit allen ihnen von Gott verliehenen Kräften widerſetzten.

Allein, da die liebreichen und ſanftmüthigen Schönen zu dergleichen gewaltſamen Mitteln ſo leicht nicht ſchreiten werden; ſo kann man ihnen wenigſtens nicht zur Laſt legen, daß ſie ſich nicht lange beſinnen, wenn ihnen eine mittelmäßige Partey vorfällt. Durch ein eigenſinniges Warten, bis ſich eine Perſon meldete, gegen welche ſie eine wahre Liebe hegen könnten, würden ſie vielleicht verurſachen, daß ſie hernachmals gar in dem ängſtlichen und ſeufzerreichen ledigen Stande ihre Lebensjahre zubringen müßten.

Wegen dieſes bedauernswürdigen Mangels der Mannsperſonen ſuchet demnach der größte Theil des ſchönen Geſchlechts nichts, als wie ſie mit Ehren an einen Mann kommen mögen: und wenn ſie bey einem Liebhaber ihren zeitlichen Umſtänden nur mittelmäßig gerathen ſehen: ſo greifen ſie mit beyden Händen zu. Es iſt ſchon ein Merkzeichen einer groſſen Seele unter dem Frauenzimmer, wenn ſie einen Liebhaber wegen einer unannehmlichen Geſichtsbildung ausſchlägt. Die Begierde einen Mann zu haben, iſt aber auch bey vielen ſo wirkſam, daß ſie ihnen an ihren Liebhabern ſchon ſo viel Annehmlichkeiten einzubilden weis, als zu einigen wollüſtigen Empfindungen erfordert werden. Das wahre Weſen der Liebe hingegen, das ihm ohnedem größtentheils unbekannt iſt, können und dürfen ſie bey ihren Verbindungen niemals in Betrachtung kommen laſſen.

Ew. ꝛc. haben, wie alle andre Sittenlehrer, vorlängſt angemerkt, daß das Frauenzimmer weit mehr Eitelkeit beſitzet, als die Mannsperſonen. Wir dürfen uns hierüber nicht wundern. Unter tauſenden haben zehen keine andre Erziehung, als daß ſie bey Zeiten zu der Eitelkeit angeführet werden. Man unterrichtet ſie in angenehmen Mienen und Stellungen. Man bringt ihnen bey, daß ſie auf Erhaltung ihrer Schönheit bedacht ſeyn müſſen. Man lernet ihnen, ſich mit ihrem Anputz zu beſchäftigen, und dadurch die Annehmlichkeit ihrer Perſon zu erheben. Man unterweiſet ſie, wie ſie ſich in Geſellſchaften und bey Mannsperſonen zu verhalten haben.

Dieſes alles hat nichts als die Eitelkeit zum Grunde: und damit dieſe Leidenſchaft ja die einzige Triebfeder ihrer Handlungen werden möge; ſo geſchehen von der erſten Kindheit an alle Vermahnungen unter der Verwarnung, daß ſie widrigenfalls keinen Mann bekommen ſollen. Sie bilden ſich alſo ganz zeitig ein, daß ihr ganzes Weſen keinen andern Endzweck als dieſe eitle Sache habe: und die Eitelkeit wird die Beſchäfftigung ihres ganzen Lebens.

Der gröſte Bewegungsgrund eines Frauenzimmers zur ehelichen Verbindung, iſt demnach die Befriedigung ihrer Eitelkeit, und Ehrenſtellen, Titel, prächtige Kleider, die Verſprechung eines Kammermägdchens oder Bedientens, und Pferde und Wagen ſind öfters Dinge, worüber ſie den Mangel einer wahren Liebe ganz leichtſinnig verſchmerzen.

Aminte bekommt einen Liebhaber, der funfzig Jahr alt iſt. Die Pocken haben eine entſetzliche Verwüſtung in ſeinem Geſicht angerichtet: und aller Witz, den er ſehen läßt, und alle andre gute Eigenſchaften beſtehen in einem zierlichen Ha! Ha! Ha! das er ausſtößt. Aminte iſt ſo einfältig nicht, daß ſie dieſes nicht wahrnehmen ſollte. Sie fühlt nicht die geringſte Regung bey ſeinem Anblick, und ein funfzigjähriges Alter bringet ihr allerhand Zweifel in Anſehung des ehelichen Vergnügens bey. Allein, ſie erinnert ſich der Kutſche, die er zu unterhalten zulänglich Reichthümer beſitzet. Es iſt doch eine allerliebſte Sache um eine Kutſche, ſpricht ſie bey ſich ſelbſt, und ein Laquais in propren Livrey, der den Schlag aufmache, iſt ſchon werth, daß man um ihn etwas thut. Wie viel tauſend Frauenzimmer meines Standes müſſen zu Fuße gehen, oder können höchſtens eine Sänfte bezahlen. Dieſe würden eine Gelegenheit, wodurch ſie ihre eigne Equipage erlangen könnten, mit offenen Armen ergreifen. Mitten in ihrer Zärtlichkeit vor Pferde, Wagen und Bedienten, verbindet ſie ſich alſo an ihn, ohne die geringſte Neigung vor ihn ſelbſt zu haben.

Chloris wird von einer Mannsperſon zur Ehe geſucht, die nebſt einem Titel ein ziemliches Vermögen beſitzet. In ſeiner Geſichtsbildung und in ſeinen Eigenſchaften findet ſie nichts, das ſie rühren könnte. Sie ſiehet ihn alſo nicht einmal verſtohlen an. Allein, ſeine mit Geld reichlich beſetzte Weſte iſt viel zu rührend, als daß ſie ihre Blicke davon abziehen könnte. Da ſie ſelbſt von Kindheit an allen ihren Vorzug in der Kleidung geſucht hat; ſo hat die Weſte allzu viel vorzügliches in ſich, als daß ſie nicht ihre völlige Hochachtung verdienen ſollte. Der Titel iſt ein andrer mächtiger Verſuch für ihre Eitelkeit, und nachdem ſie ſich in Gedanken wohl zehenmal Frau Kriegescommiſſariuſinn geheißen hat; ſo kann ſie ſo viel einnehmenden Eigenſchaften unmöglich länger widerſtehen. Sie giebt ihm die Hand, und mitten in den verführeriſchen Gedanken von dem Titel und der Weſte, erinnert ſie ſich nicht einmal, ob es nöthig ſey, daß ſie ihren Mann wahrhaftig liebe.

Celinde hat einen Amtmann zum Freyer. Seine groſſe Naſe und ſein ſchwarzbraunes Geſicht halten nichts reizendes vor ein Frauenzimmer in ſich: und ſein grauſames und unartiges Bezeigen gegen ſeine vorige Frau iſt allzu bekannt, als daß er wegen ſeiner guten Eigenſchaften liebenswürdig ſeyn ſollte. Unterdeſſen aber iſt er doch hochfürſtlicher Herr Amtmann: und eine groſſe Menge Bauern verehren ihn wie einen Götzen, vielleicht wie gewiſſe Heyden den Teufel verehren, nämlich weil er ihnen ſchaden kann. Dieſes iſt der einzige Bewegungsgrund, warum ſie ſeinen Antrag nicht ausſchlägt: und da ſie nicht die geringſte Liebe vor ihn empfindet; ſo fühlet ſie doch deſto mehr Begierde, an der ſklaviſchen Ehrfurcht der Bauern Theil zu haben.

Ich weis, daß Ew. ꝛc. ſchon zufrieden ſeyn werden, daß ich es an dieſen Beyſpielen bewenden laſſe. Ich würde noch einen groſſen Raum bedürfen, wenn ich alle Arten der Eitelkeiten, die unſre Schönen zu ihren Bündniſſen bewegen, mit Exempeln erläutern wollte. Das groſſe Buch der täglichen Begebenheiten, iſt auch ſo voll von dergleichen Beyſpielen, daß mehrere anzuführen ſehr überflüßig ſeyn würde; und wer daſſelbe mit einiger Aufmerkſamkeit durchblättert, der wird nicht finden, daß das Frauenzimmer vor uns Mannsperſonen in dem wahren Weſen der Liebe einigen Vorzug habe.

Ueberhaupt folget aus dem, was ich hier ausgeführet habe, ganz deutlich, das wir Teutſchen im geringſten nicht wahrhaftig lieben. Unterdeſſen ſehe ich nicht gerne, wenn Ew. ꝛc. deshalb glaubten, daß wir Teutſchen allein Sünder in der Liebe wären, und daß andre Völker das wahre Weſen der Liebe mehr bewieſen. Vielleicht ſind ſie weit verbrechbarer in einer wahrhaftigen Zärtlichkeit als die Teutſchen. Allein, da ich von ihrem Verfahren nicht ſo überzeugt bin, als von den Begebenheiten, die alle Tage unter uns vorgehen, ſo glaube ich, daß wir beſſer thun, daß wir ſo lange nur von uns ſelbſt reden.

Ich glaube ganz gerne, daß man eine Menge Einwürfe wider gegenwärtige Unterſuchung machen wird. Man wird ſagen, daß das Weſen einer wahren Liebe in der Folge des Eheſtandes ſich einfinden könne, ungeachtet die Verbeſſerung unſrer Umſtände, oder unſre übrige Leidenſchaften den Urſprung deſſelben ausgemacht haben. Man wird eine Menge Beyſpiele von Eheleuten wiſſen, die ſelbſt in Geſellſchaften die zärtlichſte Liebe gegen einander äußern. Alle dieſe Einwendungen aber haben nichts zu bedeuten. Sie werden auf ſehr wenige Beyſpiele ankommen, die die Entſcheidung meiner Frage nicht über den Haufen werfen. Denn wenn man von einem Volk redet; ſo verſtehet ſich allemal nur der größte Hauſe deſſelben. Es iſt unmoglich, daß eine ganze Völkerſchaft, niemand ausgenommen, einerley Sitten und Laſter an ſich haben ſollte.

Ew. ꝛc. ſelbſt, wenn Sie die Eiszacken des kalten Nordens an der Liebe der Teutſchen wahrgenommen zu haben glauben, haben hier wohl ohne Zweifel nur den größten Theil unſeres Volkes verſtanden. Allein, ich hoffe, daß Sie nunmehr von dieſem Irrthum ziemlich geheilet ſeyn werden. Ich habe Ihnen aus Liebe zum Frieden nachgegeben, daß wir Teutſche eben nicht wahrhaftig lieben, ob ich gleich deshalb von recht patriotiſchen Teutſchen vielleicht ſcheele Geſichter zu gewarten habe. Geſtehen Sie uns alſo nur immer auch zu, daß unſre Liebe nicht alles Feuers und Hitze beraubet ſey. Und ſo iſt unſer ganzer Streit gehoben. Wir ſind ganz einig; ſo wie ganz Teutſchland in der Hochachtung mit mir einig iſt, die Sie ſo wohl verdienen, und mit welcher ich allezeit wahrhaftig ſeyn werde

Mein Herr

Dero

gehorſamſter Diener.

II.

Schreiben
an den
Verfaſſer der Ergötzungen.

Mein Herr!

Ungeachtet ich Dero Ergötzungen allemal mit Vergnügen leſe, ſo hat doch Dero beißende Betrachtung über die Schönpfläſterchen (*) ein ganz unausſprechliches Vergnügen in mir erwecket. Ich habe ſo gar eine Art eines öffentlichen Triumphs und Siegesfeſts darüber angeſtellet. Wiſſen Sie, wie ich es gemacht habe? Ich bat alle meine gute Freundinnen zuſammen, und ehe ſie es ſich verſahen, ſo hielt ich mein Siegesgepränge, das iſt, ich las Dero Abhandlung öffentlich ab. Dieſes Räthſel wird Ihnen noch zu dunkel ſeyn. Ich muß mich deutlicher erklären.

Ich habe zeither die unvernünftige Mode der Schönpfläſterchen ſehr gehaſſet, und ſolche in allen Geſellſchaften mit denjenigen Gründen, die ich nach den engen Schranken meiner Einſicht habe vorbringen können, auf das lebhaftigſte beſtritten. Da dieſe Mode in meiner Vaterſtadt gar zu viel Anhänger hat; ſo können Sie leicht

---

(*) Dieſe Abhandlung befindet ſich in der folgenden Abtheilung dieſes Bandes No. VIII.

leicht erachten, daß ſich eine Menge Gegner wider mich dargeſtellet haben. Man hat meine Gründe auf alle Art zu entkraften geſucht. Man hat mir eine Menge Einwürfe gemacht. Man hat mich des Eigenſinnes, und ich weis nicht was mehr beſchuldiget; und wenn man nicht weiter hat kommen können; ſo hat man mich durch ein allzu gemeines Geſchrey: es iſt nun einmal ſo Mode, zu betäuben geſucht. Ich war vornehmlich willens, Sie, mein Herr, zu meinem Beyſtande anzurufen, als ich eben dieſe Abhandlung in Dero Monatſchrift fand. Sie werden ſich nunmehro die Freude vorſtellen können, die ich darüber gehabt habe; und da ich meine Meynung durch einen Schriftſteller von Dero Anſehen, und zwar mit ſo lebhaften und durchdringenden Gründen vertheidiget ſahe; ſo konnte ich mit größten Fuge den Triumph anſtellen, den ich oben erzählet habe.

Ich wünſche, daß Sie dieſem Siegesgepränge hätten beywohnen können; ſo würden die Abwechſelungen der Leidenſchaften, und die Bewegungen der Gemüther, die man in der Geſellſchaft wahrnahm, zu Ihrem Vergnügen ein großes beygetragen haben. Erſtlich als man den Titel und den Eingang Ihrer Abhandlung ablas, ſo lachte man, und einige machten ziemlich hämiſche Geſichter. Gegen die Mitte Dero Abhandlung merkte ich eine ziemliche Beſtürzung in der Geſellſchaft, und die meiſten wurden feuerroth. Nahe am Ende brach einigen meiner Freundinnen der Angſtſchweiß aus, und indem ſie ſich abwiſchten; ſo wiſchten ſie die Schönpfläſterchen mit hinweg. Endlich riefen die meiſten aus, Nein, das iſt zu arg. Es erhub ſich ein Getümmel, daß ich innen halten mußte: und ich hörte unterſchiedene hitzige Redensarten gegen den Herrn Verfaſſer ausſtoßen.

Nach der Zeit habe ich ſorgfältig Achtung gegeben, was Dero Abhandlung vor Wirkung haben würde. Die meiſten erſchienen ohne Schönpfläſterchen. Einige wenige, welche das Herz hatten, ſich derſelben fort zu bedienen, wurden in Geſellſchaften von den Mannsperſonen ſo aufgezogen, daß ſie endlich ihre Hartnäckigkeit fahren laſſen mußten: und binnen 14 Tagen waren alle Geſellſchaften von dieſem abſcheulichen ſchwarzen Flecken geſäubert. Die einzige Aemilia iſt wider Dero Abhandlung ſo erbittert, daß ſie die Schönpfläſterchen Ihnen zum Trutz lebenslang tragen will. Sie arbeitet itzo an einer heftigen Vertheidigungsſchrift der Schönpfläſterchen. Sie wird Ihnen dieſelbe einſchicken, und wenn Sie dieſelbe nicht in die Ergötzungen einrücken: ſo ſchwehret ſie hoch und theuer, daß ſie dieſe Schutzſchrift in den Hamburgiſchen Correſpondenten ſetzen laſſen will. Nach der einzigen Seite zu urtheilen, die ſie fertig hat, und die ich geſehen habe, ſo wird Ihnen die Behauptung Ihrer Gründe keine Mühe machen; und es wird auch allem Anſehen nach mit dieſer Vertheidigungsſchrift ſo eilig eben nicht zugehen.

Damit Sie aber das Frauenzimmer in dieſer Sache nicht allein vor Sünder halten; ſo will ich Ihnen, mein Herr, eine Nachricht geben, die Sie vielleicht nicht vermuthen werden. Auch die Mannsperſonen haben Schönpfläſterchen getragen. Wenigſtens kann ich dieſes von unſrer Stadt ganz ſicher behaupten. Was meinen Sie wohl, ſollten die Frauenzimmer nicht um die Hälfte Entſchuldigung verdienen, wenn die Mannsperſonen ſich ſolcher unvernünftigen Eitelkeiten gelüſten laſſen? Wenigſtens werden Sie mir zugeſtehen, es ſey billig, daß ſie ein paar derbe Streiche der ſatyriſchen Peitſche mehr empfangen, als das Frauenzimmer; und wenn nicht eine ſo außerordentliche Thorheit alle ihre Vermuthung überſtiegen hätte; ſo weis ich gewiß, daß Sie zugleich in Ihrer Abhandlung eine derbe Züchtigung empfangen haben würden. Was das Erſtaunenswürdigſte iſt: ſo kenne ich Mannsperſonen, die ſich zur Klaſſe der Gelehrten rechnen, welche auf eine ſo außerordentliche Thorheit verfallen ſind.

Es ſind hier ein paar Herren Hofmeiſters, die ſich ſonderlich mit den Schönpflaſterchen hervorgethan haben. Es ſind ein paar Herren, die vom Fuß bis auf die Schenkel galant ſind, und die mit ihren Complimenten im Stande ſind, einem vernünftigen Menſchen eine gefährliche Krankheit auf den Hals zu ekeln. Das iſt ihnen genug Abriß. Anfangs glaubte ich, daß ſie eine Nothwendigkeit zu den Schönpflaſterchen verbunde. Allein, nach einer ſorgfältigen Erkundigung, wurde ich des Gegentheils überzeugt. Endlich, nachdem ſie alle Tage vor meinem Fenſter vorbey giengen; ſo wurde ich gewahr, daß dieſe Schönpflaſterchen, wie die Irrſterne, einen unordentlichen Lauf an dem Geſichtshorizonte hielten, und bald da, bald dorthin zu ſtehen kamen. Jedoch nach achttäglichen aufmerkſamen Beobachtungen war ich, wie der große Caſini, im Stande, einen ziemlich richtigen Lauf dieſer Irrſterne vorher zu beſtimmen. Drey Tage vorher, ehe Dero Abhandlung hier ankam, hatte ich durch meine Ausrechnungen gefunden, daß der ſchwarze Irrſtern des einen galanten Herrn auf den morgenden Tag unter einen Winkel im 21ſten Grad der Naſe zu ſtehen kommen würde: und ſiehe es traf, zu Erſtaunung meiner guten Freundinnen, vollkommen ein.

Denken Sie doch darauf, mein Herr, wie Sie ſolchen artigen Stutzern ein paar derbe Peitſchenſtreiche geben, oder verbiethen Sie ihnen wenigſtens, daß ſie ſich, ſo thöricht ihre Eitelkeiten auch ſeyn mögen, doch nicht unterſtehen, in das Reich der weiblichen Eitelkeiten Einfälle zu thun. Die Eitelkeit und Thorheit eines jeden Geſchlechts ſollte doch von rechtswegen ihre beſtimmte Gränzen haben: und es ſollte gar nicht ſo gleichgültig ſeyn, dieſelben zu überſchreiten. Wenigſtens haben Sie die Gütigkeit, meinen Brief in Dero Ergötzungen mit einrücken zu laſſen, wenn Sie ihn anders hierzu für würdig halten. Ich bin mit vieler Hochachtung

Mein Herr

Dero

ergebene Dienerinn

Phillis.

III.

Schreiben (*)

an die

Verfaſſer der Ergötzungen.

Hochgeehrteſte Herren!

Da ich mir die Freyheit nehme an Sie zu ſchreiben, ſo werde ich nöthig haben, mich der Kürze zu befleißigen, damit Sie deſto geſchwinder den Vortrag überſehen, und von der Wichtigkeit der Sache gerühret werden mögen, ehe Sie von ihren gewöhnlichen Vorurtheilen hingeriſſen werden, vermöge deren Sie unſerm Geſchlechte eben nicht viel zuzutrauen pflegen.

Ich werde deswegen nicht mit Ihnen zanken, daß Sie etwa in dem Tagebuche des Frauenzimmers unſerer geſpottet; auch werde ich mich darüber nicht entrüſten, was Sie in dem Schreiben der Emilia uns aufgebürdet; ich werde Ihnen nicht vorwerfen, daß Sie in der Betrachtrachtung der Liebe, ungleichen Standes (*), uns allzu ſehr eingeſchränkt; noch werde ich Sie zur Rede ſetzen, daß Sie in dem Unterricht eines jungen Frauenzimmers allzu nachtheilig geſcherzt haben; ſondern ich finde nur vor nöthig, wegen der Buhldirne mich mit Ihnen einzulaſſen.

---

*) Dieſes Schreiben iſt von dem ſchleſiſchen Herrn Correſpondenten, dem Herrn von Speer, der ſo ſtark an denen Ergötzungen mitgearbeitet hat. Die Abhandlung, wider welche es gerichtet iſt, befindet ſich im zweyten Bande dieſer Sammlung p. 133. Er hat hernach geſtanden, daß er meinen Gründen nachgeben müſſe.

Sie halten, meine Herren, die Scheinheilige lange nicht ſo abſcheulich, als die Freche. Nehmen Sie nicht übel, daß ich Ihnen widerſpreche. Belieben Sie eine Begebenheit zu leſen, woran ich leider Antheil nehme, und ich zweifle nicht, Sie werden auf andre Gedanken kommen.

Ich habe ein Mägdchen von meiner Verwantſchaft in meiner Pflege. Es iſt ein junges munteres Geſchöpfe, welches die Geſellſchaft liebt: und ich bin ſelbſt der Meinung nicht, daß man junge Leute in einem beſtändigen Gefängniß halten ſolle. Gleichwie ich aber höchſt ſorgfältig geweſen, ihr eine Geſellſchaft auszuſuchen, alſo habe ich nicht ermangelt, alle mögliche Prüfung anzuſtellen. Es giebt in unſrer Stadt freche Dirnen, welche durch ihre unordentliche Aufführung wenig Geſpielinnen von ehrlichen Frauenzimmer bekommen. Selbſt meine artige Pluine hat allemal einen Abſcheu vor ihnen bezeiget. Hören Sie nur, wie unglücklich dem ohngeachtet meine Vorſicht ihren Zweck erreicht.

Es befindet ſich eine Jungfer von guten Anſehen, und von einer äuſſerlichen untadelhaften Aufführung in meiner Nachbarſchaft. Sie iſt eine Tochter eines Geiſtlichen, und kurz, ſie iſt diejenige, welche ihrer ſcheinheiligen Buhldirne vollkommen ähnlich ſiehet, wenn man ſie nämlich ohne Larve ſiehet, wie ich ſie leider! kennen lernen. Ich erzittere, wenn ich daran gedenke, was mir mit ihr begegnet iſt. Der gute Ruf, worinnen ſie ſtehet, machte mir kein Bedenken, ſie von meiner Tante oft beſuchen zu laſſen.

---

*) Dieſe Abhandlung wird in der bald erſcheinenden Sammlung meiner moraliſchen und philoſophiſchen Schriften vorkommen. Die übrigen hier erwehnten Stücke befinden ſich in der gegenwärtigen Sammlung.

Eines Tages, als meine Pflegbefohlne wider Gewohnheit bis zur Abenddemmerung außen blieb, veranlaßte mich meine Aufmerkſamkeit, ſie abzuholen. Ich meinte, ſie würde etwan im Nähen oder Zeichnen beſchäfftiget ſeyn, und gedachte ſie ganz gewiß in einer Verrichtung zu finden, welche man von ehrbaren Frauenzimmern nur vermuthen darf. Hilf Himmel! wie erſchrack ich, als ich die Thür verſchloſſen fand, und nichts als ein leiſes Gemurmel vernehmen konnte.

Ich ſahe durch eine kleine Oeffnung mein verführtes Kind auf dem Schooße eines Unbekanten ſitzen. Schaam, Zorn und Verzweiflung ſtritten mit der Liebe, ſo ich vor mein loſes Mägdchen hatte. Ich pochte mit aller Macht an die Thüre. Der unbekante Liebhaber verſteckte ſich, und mein verirrtes Täubchen eröffnete mir den Eingang ſo dreuſte, als wenn es nichts zu beſorgen hätte. Sie willkommete mich ganz freymüthig, und war im Begriff ihre Geſpielinn aus der Kammer zu rufen; als ich ſie mit Thränen bey der Hand nahm, und ſie nach Hauſe führte. Wohl zehenmal fragte ſie mich unterwegens, was mir Leides wiederfahren, und ihre Weichherzigkeit brachte ſie zum Weinen; mehr wegen meiner Thränen als ihrer unartigen Aufführung halber.

Kaum war ich mit ihr allein; ſo nahm ich alle Kräfte zuſammen, ihr das Vergehen, wovon ich Zeuge ſeyn müſſen, abſcheulich vorzuſtellen. Kaum war ich im Stande meinen Zweck zu erreichen. Endlich fieng ihr armes Herz an, als aus einem Traum zu erwachen, und noch der Ueberzeugung fähig zu ſeyn, daß ihre Unſchuld auf der Spitze geſtanden, verlohren zu gehen. Sie ſahe endlich noch ein, daß ſie wider die Regeln der Keuſchheit und Ehrbarkeit gehandelt, und verfluchte ihre vertraute Schweſter. Die offenherzige Entdeckung der begangenen Fehler folgte der Reue, und ich bekam Anlaß, die Abſcheulichkeit dieſer ſcheinheiligen Buhldirne nach ihrer wahren Beſchaffenheit zu betrachten.

Können Sie nun wohl, meine Herren, an der Größe der Abſcheulichkeit eines Laſters annoch zweifeln, welches faſt die Auserwählten zu verführen im Stande iſt. Zwar, Sie halten eine ſcheinheilige Buhldirne vor abſcheulich! doch lange nicht vor ſo abſcheulich, als ſie wirklich iſt.

Sie werden mir zugeſtehen müſſen, daß der Grad der Abſcheulichkeit nach der Größe des Uebels abzumeſſen ſey. Nun wagen die Sittenlehrer, meines Erachtens, das Böſe nach demjenigen Einfluß ab, ſo es in unſern Zuſtand hat; alſo, daß jemehr unſer Zuſtand leidet, deſto wichtiger das Böſe geachtet wird. Folglich erwachſen, nach Beſchaffenheit der Arten unſers Zuſtandes, mannigfaltige Arten des Böſen, folglich wird nach der Menge und Größe derer Laſter eine Perſon, ſo dieſelben an ſich hat, abſcheulicher als die andre. Nun ſagen Sie mir, wo mehr und gröſſere Laſter als bey einer ſcheinheiligen Buhldirne beyſammen angetroffen werden?

Sie rechtfertigen ſelbſt in etwas die Freche, wenn Sie behaupten, ſie wären weder hochmüthig noch ehrgeizig (*). Sehen Sie wohl, je weniger Laſter, je weniger Abſcheulichkeit. Wie gar viel böſer iſt die Scheinheilige. Sie bildet ſich bey ihren Laſtern Vollkommenheiten ein. Sie will, daß man ſie deßhalb in Ehren halte. Iſt denn Hochmuth und Ehrgeiz was lobenswürdiges? Ach nein, ſie verdienen den Abſcheu der Menſchen, wie andere Laſter.

Die Freche verlangt keine groſſe Umſchweife und Bemühungen von ihren Bedienern (**). Weniger gefehlt; als wenn die Scheinheilige ihren Liebhabern nebſt der Zufriedenheit der Seele, auch die Zeit und das Vermögen raubet. Hat die Freche weder Schaam noch Ehre (***); ſo ſündiget ſie ohne Ueberlegung, und eine Maria Magdalena iſt eher einer Bekehrung fähig, als eine Scheinheilige.

Die Freche iſt veränderlich, und giebt ihre Geilheit bald zu erkennen (****). Wie weniger verführt ſie demnach als die Scheinheilige, welche die wahre Liebe nachzuäffen ſucht, und den beſten Menſchen, unter dem Schein der Liebe, in ihr Garn zu verſtricken fähig iſt.

---

*) Satyr. Schrift. 2ten Band S. 139.

) S. 140. *) S. 140. ****) S. 141.

Ein Leibnitz, Newton und Pope haben ſich gewiß nicht den Frechen blos gegeben (*).

Reizet die Freche allerhand Leute (**); ſo ſind es allemal ſolche, welche ihren Lüſten den Zügel ſchieſſen laſſen, und ſchon bereit ſind, aus jeder Pfütze zu trinken: allein, die Scheinheilige verführt auch diejenigen, welche aus unſchuldiger Neigung einen Umgang mit dem Frauenzimmer ſuchen.

Sagen Sie noch, die Freche iſt eine Heidinn, welche von Gott nichts weis; wie viel ärger iſt die Scheinheilige, welche Gottes Wort im Mund nimmt, und doch Zucht heißt. Ich werde nicht zu viel ſagen, wenn ich die Scheinheilige gar dem Teufel vergleiche. Sind ihre Mienen ſittſam, ihre Reden keuſch, ihr Hausrath ehrbar, der Umgang ſtille, ihre Sittenlehren ernſthaft (***); was kann ich verteufelter nennen, als die Verſiellung in ein Kind des Lichts. Der erſte Anblick iſt vergiftet, die Unterhaltung verführeriſch, der Beſuch zum Falle geſchickt, der Umgang ohne Rettung, und ihre Sittenlehre ein Deckmantel der Laſter (****). Sie mißbraucht den heiligſten Namen Gottes, wie weit beſſer wäre es, ihn nicht zu nennen? Sie ſchämet ſich öffentlich vor denen Leuten; handelt ſie nicht im finſtern wider ihr Gewiſſen? Sie ergreift einen Schatten der Ehre; betreugt ſie ſich nicht abſcheulich? Sie will fromm ſcheinen: hintergeht ſie nicht ihren Nebenmenſchen? Dürfen Sie wohl noch dieſe Beſitzerinn der gröbſten Laſter einer frechen Buhldirne vorziehen?

---

*) II Band der Ergötz. S. 407.

**) Satyr. Schrift. 2ter Band S. 141

) S. 145. *) S. 146.

Müßte ich nicht befürchten, Ihre keuſche Ohren zu beleidigen; ſo wollte ich Sie, durch Erzählung eines Geſprächs, ſo ich mit meinem verlohrnen Schäflein nachhero gehalten, noch mehr überzeugen, daß eine Freche bey weitem ſo abſcheulich nicht ſeyn kann, als eine Scheinheilige iſt. Zum wenigſten würde ich Sie in Erſtaunen ſetzen, wenn Sie daraus erſehen würden, wie dieſer Abſchaum unzüchtiger Weibsperſonen, unter der Decke der Religion, Freundſchaft, Liebe, Lebensart, erlaubten Luſt, artigen Umganges und dergleichen, die dem weiblichen Geſchlechte ſchimpflichen Handlungen zu rechtfertigen geſucht. Kein Girard kann mit ſeinem andächtigen Frauenzimmer ſo gottlos gehandelt haben, als die Brut mit meiner Pflegetochter zu Werke gegangen.

Ich weis, meine Herren, Sie werden mir Recht wiederfahren laſſen, wo Sie nicht dasjenige noch abhalt; daß eine Freche mehr Aergerniß, als eine Scheinheilige anrichten ſoll. Meines Erachtens iſt deswegen die Scheinheilige nicht weniger abſcheulich. Wie mich deucht, ſo iſt das Wort Aergerniß und Ergerniß zweyerley. Wo ich nicht irre, ſo bedeutet das erſte eine Gelegenheit, wodurch andre zum Böſen gereizet werden. Bedenken Sie wohl, wer von beyden Buhldirnen die ärgerlichſte iſt! reizet die Freche, ſo ſind es Leute von ihrer Gattung, denn wer hat einen Funken der Ehre, und handelt ſo niederträchtig? Was aber die Scheinheilige ausrichten kann, habe ich eben bereits dargethan.

Glauben Sie vielleicht, das Ergernüß, da ich mich über ein Uebel, ſo ich nicht ändern kann, betrübe, mache die Freche abſcheulicher, als die Scheinheilige? Ich glaube das Gegentheil. Je gröſſer und mannigfaltiger das Uebel; deſto gröſſer iſt das Ergernüß bey wohlgeſitteten Menſchen. Habe ich nun gezeiget, daß die Scheinheilige im höhern Grade böſe vor der Frechen iſt; wie leicht iſt der Schluß zu machen!

Sie haben nichts mehr vor ſich, meine Herren, Ihren Satz zu rechtfertigen. Und ich hoffe ins künftige die ſcheinheilige Buhldirne in Dero Schriften viel abſcheulicher abgeſchildert zu finden, als es bereits geſchehen. Dieſes wird mich in meinem Ergernüß tröſten, und mir Anlaß geben, mit einem weit gröſſern Zutrauen auf Dero aufrichtige Menſchenliebe zu ſeyn,

meiner hochgeehrteſten Herren

gute Freundinn
Sophia Ungenandt.

IV.

Antwort
auf das vorhergehende Schreiben.

So wichtig dieſe Gründe ſcheinen; ſo haben ſie doch nicht den erforderlichen Eindruck in uns gemacht, uns zu bewegen, daß wir die ſcheinheilige Buhldirne vor ſchändlicher und abſcheulicher als die Freche halten ſollten. Nicht die Hartnäckigkeit, dasjenige, was wir einmal beſchrieben haben, auf das äußerſte zu vertheidigen, ſondern die Liebe zur Wahrheit, welche die Triebfeder aller unſrer Schriften iſt, beweget uns in unſern Gedanken zu verharren, und wir hoffen ſelbſt, unſre vernünftige Correſpondentinn von der Wahrheit unſers Satzes zu überzeugen.

Obgleich der Grundſatz, den unſre ſehr werthe Correſpondentinn zu Ausmeſſung der Abſcheulichkeit eines Laſters angenommen hat, untadelhaftig iſt: ſo glauben wir doch, daß man noch die Größe eines Uebels, und folglich der Abſcheulichkeit deſſelben nach der Verderbniß ausmeſſen müſſen, den es in dem Zuſtand und den Sitten der Welt hervor bringt. Die Nothwendigkeit und Richtigkeit dieſes Zuſatzes iſt ungemein begreiflich; und unſre vernünftige Correſpondentinn wird denſelben um ſo eher gelten laſſen müſſen, da ſie ſelbſt ihre Schlüſſe darauf gebauet hat. Laſſet uns nun unſre Streitfrage darnach beurtheilen!

Uns deucht, daß diejenige in dem Zuſtande der Welt und der Sitten unendlich mehr Verderbniſſe anrichten müſſe, die alle ihre Künſte öffentlich und ohne Scheu anwendet, die Mannsperſonen zu verführen, die alle ihre Reizungen mit der größten Frechheit zum feilen Kauf darſtellt, die jedermann locket, und die ſich durch ihre geile Augen und ihr ganzes Bezeigen von ſelbſt anbiethet; als diejenige, die zufolge der angenommenen Scheinheiligkeit alle dieſe Dinge unterlaſſen muß.

Wie viel Umſchweiſe hat die Scheinhellige nicht nöthig, ehe ſie Eroberungen macht, und wie ſparſam ereignet ſich nicht die Gelegenheit darzu? Dahingegen ſtehen der Frechen alle Gelegenheiten ohne Unterſchied offen. Sie gehet in alle Geſellſchaften. Sie giebt ihre verführeriſche Reizungen gleichſam öffentlich preiß: und faſt niemals verfehlet ſie ihrer Abſicht. Es iſt wahr, eine vernünftige Mannsperſon wird ſich ſelten von einer frechen Buhldirne einnehmen laſſen. Allein, gewiß eben ſo ſelten von einer Scheinheiligen. Die unſchuldige Neigung zum Umgange mit Frauenzimmer, und die Hochachtung vor eine vernünftige und tugendhaftige Schöne, können bey einer vernünftigen Mannsperſon, wenn ſie in der That dieſe Eigenſchaft hat, nicht länger dauren, als bis die Scheinheilige die Maſque abziehet: und dieſe Abziehung iſt nöthig, wenn ſie ihn verführen will. So bald ſie ſich aber in ihrer natürlichen Geſtalt zeiget, ſo muß er ſie mit Abſcheu anſehen.

Geſetzt auch, daß die ſcheinheiligen Buhldirnen vernünftige Mannsperſonen verführen könnten: wie viel giebt es deren in der Welt? Sollte man wohl einen gegen zehen antreffen, die es nicht ſind, und die ſich bey den erſten Anreizungen ihren Lüſten überlaſſen? Der Schade, den die freche Buhldirne in dem Zuſtande der Welt und der Sitten verurſachet, muß alſo gegen das Verderbniß, welches die Scheinheilige anrichtet, unermeßlich größer ſeyn. Zu geſchweigen, daß die Lebhaftigkeit und gute Lebensart, worunter ſich die Freche verbirgt, deren ſich die Scheinheilige aber nicht bedienen kann, auch Mannsperſonen von edlen und lobenswürdigen Neigungen einnehmen kann.

Es iſt wahr, Hochmuth und Ehrgeiz ſind Laſter; allein, ſie ſind zugleich die Bande, welche viele Menſchen, die nicht tugendhaftig ſind, von einer Menge andrer Laſter zurück halten. Es gereicht alſo der frechen Buhldirne gar nicht zum Vortheile, daß ſie dieſe Laſter nicht beſitzet. Sie iſt demnach nicht weniger laſterhaftig, ſondern, weil eben dieſe Bande nicht vorhanden ſind; ſo haben ſich eine unzählige Menge andrer Laſter an deren Stelle geſetzt. Ueberhaupt iſt es ein ganz unumſtößlicher Grundſatz: wer erſt keine Schaam mehr beſitzet, der iſt ſchon allen abſcheulichen Laſtern und Bosheiten ohne Unterſchied ergeben.

Die meiſten Menſchen laſſen ſich nicht aus Liebe zur Tugend von vielen Laſtern abhalten; ſondern die Schaam und die Furcht vor den Urtheilen der Nebenmenſchen wirket dieſes. Wer nun dieſe Gebiſſe ſeiner Laſter abgeleget hat, und wer mit unverſchämter Stirne allen Urtheilen ſeiner Nebenmenſchen Trotz biethet, der muß ſchlechterdings alle Laſter ohne Unterſchied ausüben. Vernunft und Liebe zur Tugend beſitzet er nicht. Die

Schaam, als ein Kappzaum vieler Laſter, iſt gleichfalls nicht mehr vorhanden.

Es iſt alſo natürlich, daß gute Sitten, Wohlanſtändigkeit, Treue, Glaube und Gerechtigkeit weit von ihm entfernt ſind: und ſo gar die Rückkehr und Beſſerung iſt nicht einmal möglich. Denn diejenigen, welche die Tugenden nicht lieben, muß man gewiß durch Vorſtellungen von Schaam und Ehre zurück halten, wenn man ſie beſſern will. Wenn ſie demnach dieſe Dinge gleichſam mit Füßen treten, wie ſollte ihre Beſſerung möglich ſeyn? Da nun die freche Buhldirne durch ihre Handlungen zu erkennen giebt, daß ſie nicht das geringſte Fünkchen von Schaam und Ehre mehr beſitzet; ſo iſt der Schluß ganz leicht zu machen.

Daß die Scheinheilige die wahre Liebe nachäffet, kann ſie unmöglich abſcheulicher machen. Es muß allemal beſſer ſeyn dieſe nachzuahmen, als ſich ſeinen Leidenſchaften wie eine läufige Betze, oder eine andre unvernünftige Beſtie zu überlaſſen. Ueberhaupt äuſert unſre angenehme Correſpondentinn, indem ſie die Scheinheiligkeit, und die Verſtellung in einen Engel des Lichts, als weit größere Abſcheulichkeiten erfüllet anſiehet, Grundſätze, welche den unſrigen ganz entgegen geſetzt ſind. Die Leſer ſollen richten, welches die beſten ſind.

Wir glauben, daß der Schein der Tugend beſſer iſt, als gar keine Tugend. Ein gleiches urtheilen wir auch in Anſehung der Frömmigkeit. Allein im vorſtehenden Briefe äußert man gerade das Gegentheil. Wenn man betrachtet, was der Zuſtand der Welt und die Sitten leiden, wenn nicht einmal der Schein der Tugend und der

Frömmigkeit vorhanden iſt, und wie hernach die Laſter und Bosheiten ſo gar nicht das geringſte vor ſich haben, was ſie zurück halten könnte; ſo werden vielleicht die Leſer auf unſre Seite treten. Wir glauben, daß wir unſrer billigen Correſpondentinn die Sache durch folgendes begreiflich machen werden.

Es iſt gewiß, daß die mehreſten Chriſten weiter nichts als Maul- oder Scheinchriſten ſind, und vielleicht könnten ganze Länder ſolcher Art gefunden werden. Wenn nun der Schein abſcheulicher iſt, als die Sache gar nicht zu beſitzen; ſo müßte es folglich nothwendig beſſer ſeyn, wenn dieſe Scheinchriſten die chriſtliche Religion ganz und gar verläugneten, und wenn ganze Städte und Länder das Chriſtenthum völlig ausrotteten. Uns deucht aber nicht, daß dieſes jemand behaupten wird, am allerwenigſten aber unſre wertheſte Correſpondentinn. Wir würden ſie ſonſt bitten, eine bekante ſehr lebhaftige Satyre des berühmten Swifts zu leſen, die hiervon handelt.

Aus dem, was wir hier ausgeführet haben, wird es auch ſehr begreiflich, daß ſo wohl das Aergerniß, als das Ergerniß auf Seiten der frechen Buhldirne weit größer ſey, als dasjenige, was die Scheinheilige wirket.

Wir hoffen noch unſre vernünftige Correſpondentinn aus dem eignen Beyſpiel ihrer Pflegetochter zu überführen, daß die Freche weit abſcheulicher ſey. Glaubet ſie denn wohl, daß die Bekehrung ihrer Muhme ſo leicht geweſen ſeyn würde, wenn ſie einer frechen Buhldirne in die Hände gerathen wäre? In der That unendlich ſchwehrer und vielleicht gar unmeglich. Sie haben ganz unrechte

Begriffe von der Sache, meine Tante, würde ſie geſagt haben. Sie wiſſen die Artigkeit und Galanterien nicht, welche die heutige Welt erfordert. Die Lebhaftigkeit, die Munterkeit und die gute Lebensart ſind Dinge, die ſie nicht verſtehen. Eine ſo blöde Aufführung, als vielleicht in ihren jüngern Jahren gewöhnlich geweſen iſt, wird itzo vor lächerlich gehalten. Wenigſtens würde ſie doch ſo gedacht haben, wenn ſie die Furcht abgehalten hätte, alſo zu reden: und ſie würde gegen alle Vorſtellungen verſteckt geblieben ſeyn.

Iſt es nicht wahr, der erſte Eindruck, den ſie ihrer Pflegetochter gemacht haben, iſt durch die Begriffe von der Schaam und der Ehre geſchehen. Wenn aber dieſe Dinge unter der Anführung ſeiner frechen Buhldirne ganz und gar verlohren gegangen wären, womit hätten ſie dieſelbe wohl rühren wollen? In der That durch nichts. Ihre verſteinerte Stirne hätte allen ihren Vorſtellungen und Urtheilen Trotz gebothen. Vielleicht daß wir hierdurch ſo glücklich geweſen ſind, unſre vernünftige Correſpondentinn und unſre Leſer von der Wahrheit unſrer erſten Ausführung zu überzeugen.

V.

Schreiben
von denen elenden Dichtern.

Hochgeehrteſte Herren!

Ich habe Dero Erweis, daß die Dichtkunſt (*) nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſollte, gleich anfangs meinen Beyfall nicht verſagen können: und Dero Antwort auf die Einwürfe des geſchickten ſchleſiſchen Herrn Correſpondenten hat mich vollkommen vergnügt. Wenn Dero Gründe noch einiger Unterſtützung nöthig hätten; ſo ſollte es mir nicht ſchwehr fallen, noch viele andere Vortheile an die Hand zu geben, welche der Welt zuflieſſen würden, wenn nur das Frauenzimmer die Dichtkunſt ausübete.

Nur einen einzigen anzuführen: ſo bin ich ſehr verſichert, daß die Dichtkunſt alsdenn nicht ſo weit erniedriget ſeyn würde, der Betteley frohnen zu müſſen, wie es geſchiehet, und wovon der Mißbrauch weit höher geſtiegen ſeyn würde, wenn nicht die Patronen in unſern Tagen ſo unverſtändig geworden wären, daß ſie größtentheils den Endzweck nicht einſehen, den ſich der poetiſche Bettler vorgeſetzet hat.

---

*) Dieſe Abtheilung findet man in der folgenden zweyten Abtheilung.

Ja, meine Herren! Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, daß die Welt nicht das geringſte einbüßen würde, wenn auch die Mahlerey und Muſik lediglich von dem Frauenzimmer getrieben würden. Es würde vielmehr der menſchlichen Geſellſchaft weit vortheilhaftiger ſeyn. So bald dieſe an ſich ſchönen Künſte in Anſehung des größten Theils ordentliche Handwerke ſind, dadurch elende Kerls ihr Brod verdienen wollen; ſo verunehren ſie ihren Endzweck; und der Welt iſt dergleichen Hunzerey zu nichts nütze, als daß viele Narren ihr Geld vertändeln. Wir würden auch vielleicht in der Mahlerey nicht ſo viel unzüchtige Stücke zu ſehen bekommen, welche ſo wohl die guten Sitten, als den Geſchmack verderben: und die edle Muſik, wenn wir keine Leute hätten, die ſich davon ernähren wollen, würde nicht der Ueppigkeit und den geilen Regungen zur Ermunterung dienen müſſen.

Alle Einwürfe, die man hierwider machen kann, ſind von keiner Erheblichkeit. Sie haben auch dieſelben bereits hinlänglich beantwortet. Nur einen einzigen will ich noch berühren. Ich würde mich nicht unterſtehen, denſelben anzuführen, wenn ihn nicht der ſchleſiſche Gelehrte vergeſſen hätte. Wenn man die Mannsperſonen von der Dichtkunſt, Mahlerey und Muſik ausſchließen wollte; ſo ſcheinet es, daß ſie auch den guten Geſchmack verlieren würden: und hieraus würde auch ein Verfall der übrigen Wiſſenſchaften erfolgen.

Allein, ſo wichtig dieſer Einwurf ſcheinet; ſo glaube ich doch nicht, daß er eben viel zu bedeuten hat. Ich habe denenjenigen guten Freunden, die mir dieſen Einwurf wider Dero Abhandlung immer gemacht haben, verſetzet, daß ſie mir nur erſt ſagen ſollen, worinnen der gute

Geſchmack beſtehet, oder was er iſt. Denn wenn man ſagt, daß der gute Geſchmack mit dem Nichtgebrauch einer Sache verlohren gehen wird; ſo muß man vor allen Dingen erſt ſagen, was er iſt, damit man einſehen kann, ob auch dieſe Dinge in der That dergleichen Wirkungen und Folgen gegen einander haben. Allein, die Erklärung meiner guten Freunde hat mir niemals hinlänglich geſchienen: und ich läugne nicht, daß mir auch unſre Schriftſteller von dem guten Geſchmacke noch keine Genüge gethan haben.

Jedoch ohne mich in eine weitläuftige Unterſuchung von dem Weſen des guten Geſchmacks einzulaſſen; ſo glaube ich, daß dem ohngeachtet dieſer Einwurf ganz wohl beantwortet werden kann. Mich deucht, es lehret uns die Erfahrung, daß wir eben nicht die Dichtkunſt, Mahlerey und andre freye Künſte ſelbſt ausüben müſſen, wenn wir einen guten **Geſchmack** darinnen erlangen oder behalten wollen. Wenn der angeführte Einwurf wahr wäre; ſo müßte daraus folgen, daß alles dasjenige Frauenzimmer, welches zeither die freyen Künſte nicht getrieben hat, auch keinen guten Geſchmack darinnen hätte zeigen können.

Allein, dieſem widerſpricht die tägliche Erfahrung. Wie viel giebt es nicht erhabene Schönen, die in der Dichtkunſt und Mahlerey einen ſehr guten Geſchmack geäuſſert haben, ob ſie gleich dieſe Künſte ſelbſt niemals ausgeübet haben. Ich ſetze voraus, daß es ein guter Geſchmack geweſen iſt, was ſie geäuſſert haben, weil ſie eben ſo geurtheilet haben, als die größten Kenner und Kunſtverſtändigen. Wenn alſo die Mannsperſonen die freyen Künſte nicht mehr ausübeten; ſo würden ſie ſich an den Platz des Frauenzimmers ſetzen, ohne daß ſie darinnen den guten Geſchmack verlieren würden. Es iſt dieſes bey dem männlichen Geſchlechte weit weniger zu befürchten, da ihnen die übrigen Wiſſenſchaften bey dem guten Geſchmack groſe Dienſte leiſten würden, ein Vortheil, den zeither das Frauenzimmer wenig gehabt.

Ohngeachtet ich nun ſolchergeſtalt Ihrer Meinung, meine Herren, vollkommen beytrete, ſo habe ich doch beſchloſſen, Ihnen einen Einwurf von einer andern Seite zu machen, den Sie gewiß nicht vermuthen ſollen. Sie ſagen, daß die Dichtkunſt zum Endzweck habe, das Vergnügen zu befördern. Es ſey alſo vernünftig und billig, ſie demjenigen Geſchlechte zu überlaſſen, welches überhaupt unſer Vergnügen zu befördern zum Endzweck habe: und in der Folge geben Sie zu erkennen, daß alsdenn das aus der Dichtkunſt flieſſende Vergnügen gröſſer ſeyn würde. Vergeben Sie mir, Hochgeehrteſte Herren, ich glaube vielmehr, daß die Welt an dieſem Vergnügen ſehr viel einbüſen würde.

Wenn die Dichtkunſt den Endzweck hat, das Vergnügen zu befördern; ſo ſind diejenigen die beſten Gedichte, welche das gröſte Vergnügen befördern. Mich deucht nicht, daß ein Menſch in der Welt wider dieſen Schluß etwas einwenden kann. Hieraus aber will ich klärlich zeigen, daß wir zeither die ſchönſten Gedichte mit Unrecht vor die beſten gehalten haben.

Die ſchönen Gedichte erwecken eigentlich kein Vergnügen, ſondern was ſie wirken iſt die Bewunderung. Alle neue und unerwartete Dinge bringen die Bewunderung in uns hervor; und ein ſchönes Gedichte muß neue und unerwartete Gedanken in ſich enthalten, wenn es in der That ſchön ſeyn ſoll. Nach der Bewunderung über ein ſchönes Gedichte entſtehet erſt entweder das Vergnügen, oder der Neid, oder die Begierde zu tadeln, oder irgend eine andre Leidenſchaft zu Folge der Gemüthsbeſchaffenheit, in der wir uns befinden. Wenn ein G – aber das ſchönſte Gedichte machte; ſo würde es bey vielen Leuten nichts weniger als ein Vergnügen erwecken.

Dargegen verurſachet das allerſchlechteſte und albernſte Gedichte ein gewiſſes und durchgängiges Vergnügen: und je dümmer es iſt, je gröſſer iſt das Vergnügen. Dieſe müſſen alſo ohnfehlbar die beſten ſeyn.

Ich berufe mich auf Ihr eigen Urtheil, meine Herren, Sie werden vermuthlich viel albernes Zeug von Reimen geleſen haben. Iſt es nicht wahr, je dümmer ſie geweſen ſind, deſto gröſſeres Vergnügen haben Sie daraus geſchöpfet. Wenigſtens will ich wohl eine allgemeine Erfahrung in dieſem Stück aufbringen können. Ich weis' alberne Gedichte, wovon das Exemplar zu einem Bogen mit einem Thaler bezahlet worden iſt. Wiederfähret wohl dieſe Ehre den ſchönen Gedichten? Was vor ein groſſes Vergnügen muß man ſich nicht daraus verſprochen haben?

Allein, wie wird es nun mit Ihrem Grunde ausſehen. Mich deucht immer, daß es durchfallen wird. Denn ich bin feſte verſichert, daß es nur unter den Mannsperſonen Leute giebt, die die beſten, nämlich recht alberne Gedichte machen können. Wenn Sie auf die von mir bewieſenen beſten Dichter Achtung gegeben haben; ſo werden Sie befunden haben, daß es ungemein groſſe Pedanten geweſen ſind, die ihr Bißgen Wiſſenſchaften bey der wohlhergebrachten Schulmethode unter einem Orbilio mit Angſt und Noth aufgeraft haben, ohne weder ihre Urtheilungs- noch Erfindungskraft zu ſchärfen, die vielmehr das Gedächtnißwerk ihres Lernens immer mehr niedergeſchlagen hat. Ja, meine Herren, dieſes ſind allemal die beſten Dichter, welche das gröſte Vergnügen zu erwecken im Stande ſind.

Dahingegen iſt es gar nicht möglich, daß das ſchöne Geſchlecht ſolche gute Dichter hervor bringen kann. Sie ſtudiren ſich niemals zu Pedanten. Die Schulmethode macht ihnen keine bleyernen Köpfe; ſondern wenn ſie etwas lernen wollen; ſo müſſen ſie ihre eigne Urtheilungskraft anſträngen. Ueberhaupt ſind ſie viel lebhaftiger: und die Erziehung und der Umgang, den ein Frauenzimmer, das ſich der Dichtkunſt widmet, nothwendig genoſſen hat, macht ihren Geſchmack, Witz und Einbildungskraft viel feiner.

Ich getraue mir wohl die ganze Welt aufzufordern, mir nur ein einziges ſo albernes Gedichte aufzuweiſen, als ich von Mannsperſonen eine Menge vorzeigen kann: und die Nachwelt ſoll mich einmal Lügen ſtrafen, wenn das ſchöne Geſchlecht, geſetzt, daß Dero Beweis Eindruck machen ſollte, jemals eine einzige ſolche alberne Dichterinn hervor bringen wird. Da nun die dümmſten Gedichte ein gewiſſes und das gröſte Vergnügen verſchaffen; ſo verlieren Sie ihren Grund, meine Herren: und die Ausübung der Dichtkunſt von dem ſchönen Geſchlechte würde keinesweges ein gröſſeres Vergnügen wirken.

Damit ich Sie, Hochgeehrteſte Herren, um deſto vollkommner überzeugen möge; ſo gebe ich mir die Ehre, Ihnen das allerbeſte Gedichte beyzulegen, das Sie vielleicht noch jemals geleſen haben. Leſen Sie es, meine Herren, mehr verlange ich nicht. Das Vergnügen, das

Sie empfinden werden, muß alles übertreffen: und urtheilen Sie einmal ohne Vorurtheile, ob wohl ein Frauenzimmer jemals fähig ſey, ein Gedichte zu machen, das mehr, oder nur ein gleiches Vergnügen, erwecket.

Nein, ich ſehe Sie vor beſſere Liebhaber der Wahrheit an, als daß Sie mir dieſes läugnen ſollten. Alle Zeilen laufen von der Quelle des Vergnügens über: und alle die es noch geleſen haben, ſind von Entzückung eingenommen worden. Selbſt hohe Perſonen haben es mit Vergnügen und Vergeltung aufgenommen: und ein ganzer Hof hat eine Ergötzung darinnen gefunden, davon alles Frauenzimmer der ganzen Welt nichts ähnliches zuſammen ſchmieden könnte. Ein ſolches Zeugniß iſt ſo ſtark, daß ich kein Wort mehr ſagen darf. Hier iſt es. Ich bin vollkommen

Hochgeehrteſte Herren

Dero

Br. . . .
den 5ten May 1747.

ergebener Diener
A. B. C.

VI.

Glückwünſchungsgedichte
auf der
Herzoginn von Braunſchweig Königl. Hoheit
Geburtsfeſt.

Folgendes Carmen entdecket am Amen
Unſerer Hoheit fürtrefflicher Namen
Wünſchet der Herzoginn Hoheit viel Guts,
Jeder es leſe voll freudigen Muths.
Plötzlich laß, Hoheit, mich Deinen Knecht ſehen.
Hüpfenden Verſeleins Gnade ergehen.
Innerlich über Dir fröhlich ich bin,
Luſtig ich dichte und ſchreibe dies hin.
Itzo, da wieder bey freundlichen Mienen
Prächtig Dein hohes Geburtslicht erſchienen,
Preiß ich und lobe den oberſten Herrn,
Iauchze auch ofte, daß ſolcher hat gern
Nächtlich und täglich in vorigen Zeiten
Allemal wollen aufs ſchönſte Dich leiten.
Chriſtus in Gnaden ſtets fahre ſo fort!
Herrlich er bleibe Dein Führer und Hort!
Achtzigmal ſehe noch dieſes Licht ſcheinen!
Reichliche Freude er bringe den Deinen.
Lange ergötze den theuren Gemahl,
Ofte ſchau Prinzen auf fürſtlichem Saal,

Treflich die ſchönſten Prinzeſſinnen umarmen
Tröſtlich, ihr Leſer, ich ſchlieſſe dies Carmen.
Amen! Sind, fragt ihr, die Namen nun da?
Antwort:
Forne herunter erſcheinen ſie ja.

Anhang.

Lenket auch itzo die Augen zur Seite,
Sehet was ferner ich heute bereite,
Nämlich, ob unter dem Date das Jahr,
Letzlich auch ſtehe der Name ganz klar.
Meine entſtandene Freude im Herzen,
Ueber der Hoheit Geburtslicht und Kerzen,
Scheinende dieſen dreyzehnten im Merz
Kräftig benimmt mir den Kummer und Schmerz.
Iahrzahl L. ergötze, VVo bIſt DV gebLIeben,
Stehſt DV, o ſag es! hIer gar nICht geſChrIeben,
Zähle nVr, ſag ICh, ſo ſiehe ICh hIer,
Gerne ICh gebe Ihr Vater ReVIer.
Willſt Du, o Hoheit den Dichter gern kennen,
Magſt Du wohl hören beym Nahmen ihn nennen,
Freylich, erhält er, ſein Aemtgen anbey
Nennen ſoll ſolcher das Oertgen auch frey.
Welches er folgender maaſſen präſtiret.
Nahme, ich rathe, komm hurtig marſchiret.
Aemtgen! auch findet dein Nahme hier ſtatt,
Oertgen dein Nahme beſchlieſſe dies Blatt.

Chriſtian Salomo Schröter,
Subconrector bey der Hochfürſtl. Schule zu Schöningen.

VII.

Lobſchreiben
an eine Kaufmannsfrau,
wegen
ihrer Standhaftigkeit im Unglück.

Madame!

Da mir Dero Andenken allezeit ſchätzbar bleiben wird, und da ich mich noch immer der angenehmen Stunden erinnere, die ich bey meinem Aufenthalte zu   in denen Aſſembleen Dero glänzenden Hauſes zugebracht habe; ſo nehme ich in der That, als ein wahrer Freund, an dem Unfall Antheil, der Dero Handlung abermals betroffen hat. Sie haben zwar, Madame, mir nichts davon geſchrieben. Allein, Sie kennen die Welt, die ſich mit den widrigen Begebenheiten groſſer Häuſer nur gar zu gern unterhält; und Sie können alſo leicht erachten, daß der kleine Zufall, welcher Dero Herrn Gemahl betroffen hat, ſeit einigen Wochen hier der Stoff der Unterredung in allen Geſellſchaften iſt.

Aber, um des Himmels willen! Madame, was macht der Mann? Sie haben mir doch ſelbſt geſagt, daß Ihnen ihre Haushaltung nicht höher, als zwölf tauſend Thaler jährlich zu ſtehen kommt. Und das iſt in der That eine Kleinigkeit, wahrhaftig eine elende Kleinigkeit, gegen die Ehre, die Sie ihm davor machen. Sollte er bey einer ſo anſehnlichen Handlung, und denen einträglichen Negozien, worinnen er ſtehet, nicht ein ſolches Bagatell ohne einen Schaden zur Haushaltung hergeben können; zumal da Sie, Madame, ſolches mit ſo vieler Ehre und Anſtändigkeit auszugeben wiſſen? Ich kenne wirklich viele Häuſer groſſer Kaufleute, die zwanzig bis fünf und zwanzig tauſend Thaler, wie ich gewiß weis, jährlich aufwenden, und die ſich doch ſo wenig Ehre damit erwerben, daß ich wohl ſagen kann, ihre Haushaltungen ſehen gegen die ihrige nicht anders aus, als wie das Haus eines kleinen Krämers zu A * * *

Der gute Mann wird ſich freylich die itzige Härte ſeiner Gläubiger nicht vorgeſtellet haben; da ſie ihn ſchon zweymal mit ſo guter Art aus dem Spiel gelaſſen haben; einmal gegen funfzehn und das anderemal gegen achtzehn Pro Cent. Man erwäge doch nur! Gegen fünf und zwanzig Pro Cent wollen ſie ſich itzt nicht vergleichen! Das iſt in der That erſchrecklich; und ohngeachtet ſo billiger Bedingungen haben ſie die grauſame Abſicht, Ihren Herrn Gemahl zur Haft zu bringen, und nöthigen einen der galanteſten Kaufleute von ganz Teutſchland in denen benachbarten Staaten unerkannt herum zu wallen. Nein! das iſt unerhört. Dieſe Gläubiger müſſen gar keine chriſtlichen Herzen haben.

Aber Geduld, Madame! Ich hoffe, daß es dieſen unbarmherzigen Gläubigern dereinſt gar ſehr gereuen ſoll. Dieſe Leute müſſen gar keine Ueberlegung haben. Sie wiſſen, daß Sie, Madame, funfzig tauſend Rthaler Eingebrachtes haben. Das Haus mit aller prächtigen Ausmeublimeublirung gehöret Ihnen gleichfalls zu. Beydes können Sie durch die allerbündigſten Urkunden beweiſen, die, Gott ſey Dank! Ihres Orts in denen Rechten eine unumſtößliche Gültigkeit haben. Sie ſind nicht ſo einfältig geweſen, daß Sie kahle Papiere mit Ihrem Herrn Gemahl zugleich unterſchrieben haben ſollten. Sie wiſſen Ihre edle Zeit beſſer anzuwenden. Laſſen Sie nur immer die Sache zum Concurs kommen. Die Gerichte werden gewiß ſo viel Klugheit haben, daß ſie bey einem ſo fetten Braten miteſſen und zuerſt die beſten Stücke vor ſich herunter ſchneiden. Man kann alles verwetten, daß dieſe einfältigen Glaubiger nach einigen Jahren nicht zehen Pro Cent empfangen werden; und da werden ſie ſehen, was ſie durch ihre unvernünftige Härte ausgerichtet haben. Gewiß! ſie werden ſich ſehr hinter den Ohren kratzen.

Befürchten Sie nicht, Madame, daß ich hier die Abſicht habe, Ihnen mit einem Troſtſchreiben aufzuwarten. Bewahre mich der Himmel! ich habe gar zu gute Nachricht, mit was vor Standhaftigkeit Sie ihr gegenwärtiges Unglück ertragen; und das ſind allemal ſehr abgeſchmackte Tröſter, die uns durch ihre elenden Gründe überreden wollen, uns in chriſtlicher Geduld zu faſſen, wenn wir ſelbſt Muth und Standhaftigkeit genug haben, denen Stürmen des Unglücks Trotz zu biethen, und alle unglückliche Zufälle mit Verachtung anzuſehen. Nein, mein gegenwärtiges gehorſamſtes Schreiben hat eine ganz andre Abſicht. Ich will Ihrer heldenmüthigen Standhaftigkeit Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und Ihrer Großmuth, womit Sie dieſes Unglück ertragen, den gebührenden Weyrauch ſtreuen.

Nicht allein die geſchwätzige Fama hat mir viele bewundernswürdige Nachrichten von Dero großen Standhaftigkeit vorgeplaudert; ſondern ich habe auch geſtern Dero gute Freundinn, die Frau von D*** allhier geſprochen, die erſt ehegeſtern allhier angekommen iſt, und die mich verſichert hat, daß ſich die Größe ihrer Seele noch nie in ſo vollen Glanze gezeiget habe, als ſeit dem letztern Unfalle, welcher Dero Herrn Gemahl betroffen hat. Ich weis alſo, daß Sie nicht das geringſte an der Pracht Ihres Hauſes vermindert haben; daß die Aſſembleen in denſelben eben ſo oft und glänzend gehalten werden, als vormals, und daß vielmehr bey Ihren Soupees denen Gäſten noch nie ſo viel theure Delicateſſen vorgeſetzet worden ſind, als ſeit den wenigen Wochen, da ſich Ihr Herr Gemahl abweſend befindet.

Die Frau von D*** hat mich verſichert, daß Ihr Betragen bey dieſem Unglücke ganz allerliebſt wäre. Sie kann mir die Heiterkeit und Munterkeit Ihres Geſichts und das fröhliche, das angenehme und vergnügte Weſen, das ſie ſeit der Zeit mehr als verdoppelt angenommen haben, nicht reizend genug abſchildern. Noch nie, ſprach ſie, hatten Sie die Geſellſchaften mit ſo viel Witz und Artigkeit unterhalten, als itzt. Sie hat mir auch den Spaß erzählet, mit was vor Fertigkeit des Geiſtes Sie den groben Gläubiger Ihres Mannes abgewieſen haben, der Ihnen in Geſellſchaft bey dem Herrn B*** einige dummdreuſte Vorwürfe machen wollen. Wahrhaftig! ich habe darüber gelachet, daß ich meinen Bauch, Sie wiſſen wie anſehnlich er iſt, mit beyden Händen habe halten müſſen.

Wenn ich mich mit gelehrten Unterſuchungen aufhalten wollte, die, wie ich weis, gar nicht nach Dero Geſchmack ſind; ſo könnte ich demonſtrativiſch erweiſen, daß Dero überaus großmüthiges Betragen bey dieſem Unglücke, noch etwas mehr als Standhaftigkeit iſt. Ich will Ihnen, Madame, mit keinen ſchulfüchſiſchen Erklärungen von der Standhaftigkeit beſchwerlich fallen. Allein, ſo viel ſehen Sie von ſelbſt ein, daß zur Standhaftigkeit weiter nichts erfordert wird, als daß man nur nicht bey einem Unglücke den Muth ſinken läßt, den Kopf hänget, oder gar die Hände ringet, und wie eine Bauerfrau, welcher der Thorſchreiber die Butter genommen hat, ſich verzweiflungsvoll die Haare aus dem Kopfe reißet. Nein, man iſt allemal ſchon ſtandhaftig, wenn man bey einem Unglücke ein gelaſſenes Weſen, eine ruhige Mine und alle Geſichtszüge in ihren alten Falten beybehält. Allein, daß man bey einem Unglücke die Munterkeit und Freudigkeit verdoppeln müſſe, das gehöret gar nicht zur Standhaftigkeit; das iſt in der That mehr als Standhaftigkeit; und ſehen Sie, Madame, Dero Betragen iſt alſo eine Sache, welche ſo gar die Standhaftigkeit ſelbſt übertrifft.

Ein ſo bewundernswürdiges Beyſpiel verdienet alle Lobſprüche. Es ſollte mit einer Feder der Nachwelt überliefert werden, welcher die gefräßige Zeit niemals etwas abgewinnen kann, wenn ſie ſich auch alle Zähne daran ausbeißen wollte; und die muntern Dichter ſollten von Rechtswegen alle ihre Flöthen und Schallmeyen ſtimmen, um Dero gerechtes Lob der Nachwelt ſo laut vorzublaſen, daß es durch tauſend Echo allen künftigen Jahrhunderten in den Ohren erklinget. Jedoch wir wollen ſehen, was wir thun können. Ich werde wenigſtens meine Feder mit allen Gleichniſſen, Figuren und Hyperbolen ausſchmücken, die, wie wir nunmehr aus der Erfahrung wiſſen, am meiſten geſchickt ſind, der gefräßigen Zeit die Zähne zu ſtumpfen.

Wie viel Dichter und Redner hat es nicht gegeben, welche die Standhaftigkeit, ſo die Könige, die Fürſten, die Miniſters und andere große Männer im Unglück bezeiget haben, bis an den Himmel erhoben haben. Wenn etwan ein Regent von vielen Feinden auf einmal angegriffen worden iſt; wenn ein Fürſt einem ſtärkern Feinde nicht hat Widerſtand leiſten können, wenn er ſich genöthiget geſehen hat, wegen der Obermacht ſeines Feindes ſein Land zu verlaſſen; und er hat dennoch den Muth nicht ſinken laſſen; ſondern er hat noch immer ſo viel Widerſtand gethan, als er gekonnt hat, ohne um den Frieden zu bitten, und ſich gleichſam des Siegers Gnade zu überlaſſen; ſo hat man allemal ſolches, als ein außerordentliches Beyſpiel der Standhaftigkeit angeſehen. Mein Gott! Was haben die Dichter und Redner und alle andere Schriftſteller nicht vor Aufhebens davon gemacht! Man hat ihre Tugend der Standhaftigkeit bis an den Himmel erhoben, und ſie allen andern zum Beyſpiel und Muſter angeprieſen. Eben ſo viel Lobſprüche hat man verſchwendet, wenn ein Miniſter durch ſeine ſchlechten Rathſchläge das Land ins Unglück geſtürzet und dennoch auf dem einmal ergriffenen Wege ſtandhaftig beharret hat; ohne wieder umzukehren, oder einen Ausweg zu ſuchen, wodurch er den Wagen des Staats aus dem Moraſte wieder heraus ziehen könnte.

Ich bin ſehr überzeugt, Madame, daß Sie allen dieſen vortrefflichen Beyſpielen an die Seite geſetzt zu werden verdienen. Ohnfehlbar werden Sie mir hierinnen auf mein Wort glauben; denn ich habe befunden, daß Ihnen der Himmel die Gabe verliehen hat, daß Sie immer mit ſich ſelbſt ſehr wohl zufrieden geweſen ſind. Allein, wenn etwan ſeit meiner Abweſenheit dieſes koſtbare Geſchenke des Himmels in etwas vermindert ſeyn ſollte; ſo ſehen Sie hier die vollkommne Aehnlichkeit, welche zwiſchen Ihnen Madame, und jenen vortrefflichen Regenten, Prinzen und Miniſters verwaltet.

Ein Regent, deſſen Länder zum Theil von dem Feinde eingenommen werden, oder der alle ſeine Länder mit dem Rücken anſehen muß; und mithin ſeine Einkünfte verliehret; ein Miniſter der bey ſolchen Gelegenheiten ſeine Güter in Feindes Hände fallen ſiehet, der ſeine Beſoldungen nicht ziehen kann, und was noch mehr iſt, welcher die ſchönen Sportuln verliehret, die er ſich bey Ausübung ſeiner Bedienung machen kann, leidet allerdings ein groſſes Unglück; und ſeine Standhaftigkeit verdienet mithin ihr gebührendes Lob. Allein, ſolche Regenten und Miniſters verliehren deshalb nicht alle Quellen, ſich zu helfen. Es finden ſich allemal Leute, die ihnen auf die Hoffnung der Wiedererlangung ihrer Länder und Güter Geld vorſchieſſen. Sie verliehren alſo dadurch nichts von ihrer Bequemlichkeit, ſondern ſie leben vor wie nach in aller Gemächlichkeit, die ſie nur verlangen.

Bemerken Sie nunmehr, Madame, die Aehnlichkeit, die Dero itzigen Umſtände mit denen Beſchaffenheiten ſolcher Regenten und Miniſters haben. Sie haben die Herrſchaft über ihre Waarenniederlagen und Caſſen verlohren.

lehren. Ihre geizigen und aufmerkſamen Gläubiger haben ſolche verſiegeln laſſen. Die anſehnlichen Spiel- und Taſchengelder, welche Ihnen Ihr Herr Gemahl ſo großmüthig reichte, bleiben mithin itzo aus; wenn Sie nicht die Klugheit gehabt haben, ſich aus der Caſſe auf eine geraume Zeit in voraus bezahlt zu machen. Dies iſt in der That ein großes Unglück; und der Muth und die Standhaftigkeit, womit Sie ſolches ertragen, verdienet alle Bewunderung. Allein Sie leben dem ohngeachtet noch in aller Gemächlichkeit und Glanze, wie Sie verlangen. Sie haben noch gnugſame Quellen ſich zu helfen; und wenn Sie heute von dem ehrlichen Wolf Moſes zehentauſend Thaler haben wollen; ſo wird er ſie Ihnen gegen zehen Pro Cent Intereſſe und Douceurgelder nicht abſchlagen. Denn der kluge Mann verſiehet ſo viel von den Rechten, daß er urtheilet, die Sachen müßten eine wunderliche Geſtalt gewinnen, wenn ſie nicht Ihr Eingebrachtes aus den Klauen der Gläubiger Ihres Mannes erretten ſollten.

Laſſen Sie uns, Madame, in unſrer Vergleichung weiter fortgehen. Wenn Regenten und Miniſter ihre Länder gegen den Feind nicht vertheidigen können; ſo müſſen ſie ihre Unterthanen der Gewalt und allen Drangſalen des Feindes überlaſſen; und das iſt ohne Zweifel ein großes Unglück. Je mehr Regenten und Miniſters die Völker lieben, denen ſie vorgeſetzet ſind; deſto mehr muß es ihnen ſchmerzen, ſich von ihrer geliebten Heerde getrennet, und ſolche allen grauſamen Bedruckungen des Feindes ausgeſetzt zu ſehen; und wahrhaftig! es gehöret keine gemeine Standhaftigkeit darzu, daß man ſich wider den Eindruck und das Mitleiden mit gnugſamer Stärke ausrüſtet, welche das Unglück und das Elend geliebter Unterthanen ſo natürlicher Weiſe zu erregen vermögend iſt. Unterdeſſen iſt doch niemals eine Liebe ſo ſtark und ein Band ſo enge, daß man nicht zwiſchen Ich und Du einen Unterſchied machen ſollte. Man hat freylich mit denenjenigen, mit welchen wir in enger Verbindung ſtehen, allemal Mitleiden. Allein dieſes Mitleiden iſt doch nicht die nämliche Empfindung, als wenn wir ſelbſt leiden.

Auch hier, Madame, können Sie die Aehnlichkeit leicht einſehen, die Sie mit dieſen Beyſpielen an ſich haben. Ihr geliebter Gemahl, Ihre andre Hälfte, mit welchem Sie in der engſten Verbindung ſtehen und den Sie ſo zärtlich lieben, befindet ſich auf der Flucht. Die grauſamen Gläubiger verfolgen ihn, und nöthigen ihn aus einer Stadt in die andre in den benachbarten Staaten unerkannt herum zu wallen; und wer weis, ob ſie ihn nicht ſchon in ihren Klauen haben. Das iſt ohne Zweifel ein groſſes Ungluck. Ich bin gewiß verſichert, daß Sie ein überaus groſſes Mitleiden gegen die Umſtände Ihres geliebten Gemahls empfunden: und daß Sie von Herzen wünſchen, daß das alles nicht geſchehen wäre. Gegen alle dieſe zärtlichen Empfindungen ſich mit Standhaftigkeit zu waffnen, und denen Gläubigern abzuſchlagen, noch fünf Pro Cent zu denen fünf und zwanzig hinzu zu thun und ihr eigen Vermögen davor zu verburgen; dazu gehöret ein eben ſo geſetztes Weſen, als wenn ein Regent oder Miniſter keinen Frieden eingehen will, der ſeinen Abſichten nicht gemäß iſt. Unterdeſſen, ſo bewundernswürdig eine ſolche Standhaftigkeit auch iſt; ſo kann man doch einſehen, daß ſie nicht die menſchliche Natur uberüberſteiget. Zwiſchen Ihnen, Madame, und Dero Herrn Gemahl iſt doch noch allemal der Unterſchied zwiſchen Ich und Du; und wenn er ängſtlich herum irrt, oder gar im Gefängniſſe ſeufzet; ſo haben Sie dabey keine andre Empfindung, als des Mitleidens und die Vorſtellung einer fremden Noth. Sie ſitzen indeſſen mit allem Glanze in Ihren Aſſembleen und haben an allen Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens keinen andern Abbruch, als daß Ihnen zuweilen eine mitleidige Erinnerung aufſteiget. Zwiſchen Mitleiden und eignen Leiden bleibet aber allemal der große Unterſchied, der zwiſchen Ich und Du iſt.

Ich könnte dieſe Vergleichung viel weiter fortſetzen, und ſo gar in den kleinſten Umſtänden zeigen, wie ähnlich Sie, Madame, unglücklichen Regenten, Miniſtern und andern großen Leuten ſind. Allein ich würde mich dabey genöthiget ſehen, viele grobe Vorwürfe Ihrer Gläubiger zu zergliedern, und ſo geſchickt und bündig ich ſie auch widerlegen möchte; ſo ſind doch dergleichen Materien niemals angenehm. Sie ſehen ſchon, Madame, daß dieſe Aehnlichkeit allenthalben ſehr groß iſt; und ich erinnere mich aus unſern mündlichen Unterredungen noch gar wohl, daß weitläuftige Briefe gar nicht nach Dero Geſchmack ſind.

Wenn nun, Madame, die Standhaftigkeit, welche Regenten, Miniſter, und andre große Leute in Unglücksfällen des Krieges bezeugen, eine überaus große Tugend iſt, die ſehr viel Lob verdienet; ſo iſt Dero Standhaftigkeit, die Sie bey dem itzigen Unfalle Ihres Gemahls ſehen laſſen, gleichfalls eine Tugend, die nicht weniger geprieſen zu werden würdig iſt. Nun kann ich Sie verſichern, Madame, daß ſehr wenig Menſchen leben, die nicht jene Tugend der Standhaftigkeit vor ſehr preißwürdig halten ſollten: folglich können Sie gar nicht zweifeln, daß Sie nicht anitzo eine Tugend zeigen, die nicht alle dichteriſche und redneriſche Zungen auf eine würdige Art beſchäfftigen könnte.

Vielleicht haben Sie ſich nicht eingebildet, Madame, daß dasjenige, was Sie bloß nach Antrieb Ihrer Leidenſchaften thun, eine ſo große Tugend iſt. Allein, wenn Sie wirklich dieſe Gedanken geheget haben: ſo kennen Sie die Natur vieler menſchlichen Tugenden noch nicht, davon in der That gar viele von eben dieſer Art ſind, ohne daß Sie deshalb von Ihrer Preiswürdigkeit etwas verliehren. Ohne Zweifel werden Sie nicht verlangen, daß ich Ihnen dieſes weitläuftiger erklären ſoll. Ich will es alſo hierbey bewenden laſſen, daß ich Ihrer Standhaftigkeit diejenigen Lobeserhebungen, als ein ſchuldiges Opfer unſrer ehemaligen Bekanntſchaft gebracht habe, die ſie ſo wohl verdienet. Sie müſſen dadurch um deſto mehr überzeugt werden, daß ich mir es noch immer zur Ehre rechne, mich ohne Ausnahme zu bekennen

Madame

Dero
ergebenſter Diener.

* * *

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Satyren.

I.

Die lächerliche Eitelkeit
alter Leute.

Wenn man denen Menſchen die Eitelkeit beymißt; ſo legt man ihnen eine Eigenſchaft bey, die einen ſehr weitläuftigen Umfang hat. Es iſt gewiſſer maaßen ſchwer, die Gränzen zu beſtimmen, welche dieſes Wort in ſeiner Bedeutung hat. Die Eitelkeit begreift nicht allein alles dasjenige unter ſich, was man mit einer Neigung zum ſinnlichen Vergnügen ausdrucket, ſondern ihre Gränzen gehen viel weiter. Alle verderbte Leidenſchaften gehören unter ihr Reich; und alle Handlungen, welche den Endzweck haben, uns in der verderbten Geſtalt der Welt einen Vorzug zu erwerben, entſpringen aus dieſer Quelle.

Und was wird nicht vollends ein heiliger Schwärmer und Blödſinniger der Eitelkeit vor einen Umfang zugeſtehen. Er wird das ganze Reich der Wiſſenſchaften in ihre Gränzen ſetzen: und unſre vernünftigſten Unterredungen, bey welchen wir nicht tief genug Athem holen, und die Augen nach ſeiner Art verdrehen, werden ihm immer noch eitel ſcheinen.

Ueberhaupt kann man ſagen, daß die Eitelkeit eine Neigung iſt, ſeine Handlungen nach der verderbten Beſchaffenheit der Menſchen einzurichten: und eine wahre und reine Vernunft kann allein diejenige Richterinn ſeyn, welche erkennet, ob unſre Handlungen dieſe verderbte Beſchafſchaffenheit, oder allein ihre Geſetze, zur Richtſchnur haben. Daher geſchiehet es, daß wir ſo verſchiedne Urtheile haben, ob etwas eitel iſt, oder nicht. Ein jeder, nämlich, hält ſeine Vernunft vor die wahre und reine, und überſiehet die Flecken, womit ſie von ſeinen herrſchenden Leidenſchaften verunreiniget iſt.

Ein Geiziger wird daher die Pracht, die Schmauſereyen und Luſtbarkeiten vor ſehr eitle Sachen halten; und er iſt weit entfernet, zu glauben, daß ſeine Bemühungen eben ſo eitel ſind. Ich habe eine Dame gekennet, die nichts vor ſo eitel anſah, als das Tanzen und die Beſuchung der Schauplätze. Allein, ſich Wangen und Haare zu färben, und mit einem modeſten Putze, wie ſie zu ſagen beliebte, vier Stunden des Tages vor dem Spiegel zuzubringen, ſchien vielleicht ihrer Vernunft keine eitle Beſchäfftigung zu ſeyn.

Alle Menſchen ſind eitel. Niemand iſt von den verderbten Leidenſchaften gänzlich befreyet. Wir alle kleben an dem Irrdiſchen. Wir alle neigen zum ſinnlichen Vergnügen, und haben einen Trieb, uns, nach den Begriffen der Welt, einen Vorzug zu erwerben: und wenn ein ſcheinheiliger Quäcker, ein Mennoniſte, ein Herrenhuter, die Annehmlichkeiten der Welt und ihre Vorzüge zu verachten ſcheinet; ſo hat vielleicht eben ſeine Eitelkeit nur allzu großen Antheil daran.

Allein, es giebt gewiſſe Grade der Eitelkeit: und nicht alle Menſchen ſind in gleichem Grade eitel. Es giebt Arten der Eitelkeit, welche nicht ſo ſehr in die Sinne fallen. Man gehet vor einer Menge eitler Menſchen vorwerden, ohne, daß man wahrnimmt, daß ſie eitel ſind. Ein Gelehrter, der auf nichts, als die Ausbreitung ſeines Ruhms ſinnet, und dem nichts ſo ſehr, als die Auszierung ſeines Bücherſaals am Herzen liegt, kann auf ſeiner Studierſtube, ungeachtet ſie ihm gleichſam zum Gefängniß wird, ſo viel Eitelkeit treiben, als die ärgſte Buhldirne: und derjenige, welcher an einer Tafel den unterſten Platz einnimmt, kann mit ſehr vieler Eitelkeit daſelbſt ſitzen.

Nur diejenigen eiteln Menſchen, welche in den ſinnlichen Ergötzlichkeiten ihr gröſtes Vergnügen finden, welche die Auszierung ihres Körpers ihr vornehmſtes Augenmerk ſeyn laſſen, und welche auf eine allzu merkliche Art nach Anſehen und Vorzug in der Welt ſtreben; dieſe ſind es, deren Eitelkeit uns am meiſten in die Augen fällt: und nach der gemeinen Bedeutung werden ſie hauptſächlich unter der Benennung: eitler Menſchen, verſtanden.

Wenn dieſe Art der Eitelkeit, da wir alle eitel ſind, einige Nachſicht und Verzeihung verdienet, ſo iſt es bey jungen Perſonen. Die Munterkeit und das Feuer eines blühenden Alters ſetzet die Leidenſchaften in ihre volle Stärke: und der Verſtand iſt noch nicht reif und mächtig genug, ſie zu unterdrücken. Es mangelt ihnen hinlängliche Erfahrung, die Folgen zu überſehen, die aus ihren Eitelkeiten entſtehen. Unſre Erziehung iſt leider! durchgängig ſo beſchaffen, daß wir entweder ſelbſt dadurch zu den Eitelkeiten angeführet, oder doch nicht genugſam vor der Luſt dazu verwahret werden: und es erfordert ſehr reife Jahre, ehe die Vernunft den reizenden Eindruck auslöſchen kann, den die Eitelkeiten in unſern jugendlichen Jahren in uns gemacht haben.

Dieſer Eindruck iſt nur gar zu leicht. In dieſen Jahren kann uns, der menſchlichen Beſchaffenheit nach, nichts gefallen, als wovon wir angenehme Empfindungen haben. Dieſe geben uns die Eitelkeiten. Wenigſtens können wir, nach der Maaße, was wir in der Welt ſehen und hören, keine andre Empfindungen davon bekommen, und ſelten iſt unſre Kindheit ſo glücklich, daß man uns nur von nützlichen und vernünftigen Handlungen angenehme Empfindungen beybringt. So viel Gründe ſind vorhanden, welche die Eitelkeit bey jungen Perſonen einiger maaßen verzeihlich machen: und man könnte deren mehr finden, wenn es rathſam wäre, ihnen Entſchuldigungen an die Hand zu geben. Allein, mich deucht nicht, daß die Eitelkeit, auch bey betagten und alten Perſonen, ſo viel Nachſicht und Verzeihung verdienet.

Alle dieſe Entſchuldigungen fallen in dem betagten Alter hinweg. Der Verſtand iſt reif genug oder wenigſtens könnte er es ſeyn, die Nichtigkeit der Eitelkeit einzuſehen. Er iſt mächtig genug, die Leidenſchaften zu unterdrücken, oder ſie wenigſtens zu mäßigen; und ſie ſind von den Empfindungen ihrer Kindheit allzu weit entfernet, als daß dieſe von Rechts wegen noch eine Gewalt über ihre Handlungen haben ſollten. Hierinnen werden ſie noch von einer vieljährigen Erfahrung unterſtützet: und die mancherley Zufälle ihres Lebens, und die verſchiednen Folgen ihrer Handlungen ſollten einen ganz andern Eindruck in ihnen gemacht haben.

Vor allen Dingen aber ſollte ihnen vor Augen ſchweben, daß ſie dem Ziele ihres Lebens, und der wichtigen Reiſe in die Ewigkeit nahe ſind: und ſie mögen ſeyn, von was vor Religion ſie wollen; ſo müſſen ſie einſehen, daß ſie hierzu ernſthaftigere Vorbereitungen nöthig haben, als ihnen dergleichen Eitelkeiten ſelbſt vorkommen müſſen. In der That iſt es ganz unbegreiflich, wie ſich dergleichen Leute an der Thüre der Ewigkeit mit Dingen beſchäfftigen können, von denen ſie ſchlechterdings einſehen müſſen, daß ſie gerade das Gegentheil von dem ſind, worauf ſie ihr einziges Augenmerk richten ſollten.

Es iſt wahr, wir Menſchen ſind allemal dem Grabe nahe: und der munterſte Jüngling kann ſo bald vom Tode hingeraffet werden, als ein begreiſter Alter. Allein, eine junge Perſon hat doch noch allemal Hoffnung vor ſich, ihre Tage bis an das gewöhnlichſte Ziel des menſchlichen Alters zu erſtrecken. Dargegen iſt keine Hoffnung in der Welt vorhanden, unſer Alter höher, als auf diejenigen Jahre zu bringen, von welchen wir aus der täglichen Erfahrung wiſſen, daß ſich unſer Leben ohne alle Ausnahme mit denſelben beſchließt. Wenn man ſich nun dennoch an dem Ende dieſer Jahre mit ſo nichtswürdigen Eitelkeiten beſchäfftigen kann; ſo ſcheinet mir dieſes eine Thorheit zu ſeyn, die ihres gleichen gar nicht hat.

So unüberlegt und thöricht alſo betagte Perſonen verfahren, wenn ſie ſich denen Eitelkeiten annoch überlaſſen; ſo ungemein übel ſtimmet auch ein ſolches Verfahren mit ihrer Beſchaffenheit überein: und ſo lächerlich kommt es an ihnen heraus. Ihre Thorheit führet ihre gerechte Strafe unmittelbar mit ſich; indem das Alter, welches ſonſt in den Augen vernünftiger Menſchen ehrwürdig iſt, dadurch verächtlich wird. Laſſet uns die verſchiednen Arten der Eitelkeit, welche hauptſächlich mit dieſem Namen in der Welt beleget werden, beſonders betrachten; ſo werden wir das Lächerliche ohne Mühe entdecken, welches ſie in ihrer Vereinbarung mit alten Leuten hervorbringen.

Das Tanzen iſt allemal eine Eitelkeit. Wenn es auch den Endzweck hat, ſeinen Leib geſchickt tragen zu lernen; ſo iſt es doch im ſtrengen Verſtande eine Eitelkeit. Denn man will ſich dadurch in der verderbten Geſtalt der Welt einen Vorzug erwerben. Hat es aber das ſinnliche Vergnügen, die Ueppigkeit und Wollüſte zum Augenmerk; ſo iſt es kein Zweifel, daß es auch im gemeinen Verſtande eine Eitelkeit iſt. Ich kann denenjenigen nicht beypflichten, welche das Tanzen überhaupt vor abgeſchmackt und lächerlich halten: und die Ungerechtigkeit dieſes Urtheils iſt offenbar, wenn es den erſten Endzweck hat. Allein, alsdenn veroffenbaret ſich das Lächerliche mehr als zu deutlich, wenn alte Leute tanzen.

Derjenige Endzweck, welcher das Tanzen in den Augen der Vernunft einiger maaßen rechtfertiget, iſt bey ihnen nicht mehr vorhanden: und es iſt in der That abgeſchmackt, daß ein Leib geſchickte Bewegungen machen ſoll, welcher vor Alter krumm und gebückt einher gehet. Wie lächerlich läßt es nicht, wenn diejenigen Füße, welche mit genauer Noth die Laſt ihres eignen Körpers unterſtützen können, eine Hurtigkeit zeigen wollen, die ſie doch nicht beſitzen: und wie ungereimt muß es nicht einem jeden in die Augen fallen, wenn ein paar dürre, zitternde und ausgezehrte Schenkel allerley krumme Luftſprünge machen wollen. Da bey alten Perſonen keine Geſchicklichkeit des Leibes mehr erhalten werden kann; ſo können ſie keinen andern Antrieb haben, als das ſinnliche Vergnügen, die Ueppigkeit und Wollüſte. Allein, wenn dieſe Dinge bey jungen Perſonen der Vernunft nicht gemäß ſind; ſo werden ſie gewiß in einem Körper lächerlich, der bereits durch die Beugung ſeines Rückens und Hauptes von ſelbſt zu erkennen giebt, wo er nächſtens ſeine Verweſung finden werde.

Wenn die Eigenſchaft einen Petit-Maiters in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich iſt; ſo muß es unendlich lächerlicher ſeyn, wenn ſich ein alter Narr in dieſer Beſchaffenheit der Welt darſtellet. Ein flüchtiges Weſen reimet ſich nicht zu Gliedern, welche das Alter ſtumpf und ſchwehr gemacht hat: und der Scherz und die Ausgelaſſenheit eines jungen Stutzers ſchicken ſich nicht in einem Munde, der ſich nicht aufthun kann, ohne die Welt durch den Verluſt ſeiner Zähne zu überzeugen, daß er die wenige Zeit, die er noch zu reden hat, zu etwas anders, als zu Narrenspoſſen, anwenden ſollte.

Die Frechheit, welche zu der Eigenſchaft eines Petit-Maiters ſo nothwendig erfordert wird, iſt wenigſtens vor einen Jüngling kein unnatürliches Laſter. Allein, einer Stirne voller Runzeln, die gleichſam Reihen von Erfahrungen abmahlen, und die der Natur nach, ein ernſthaftes und geſetztes Weſen anzeigen, kann ſie unmöglich anders, als höchſt unnatürlich ſeyn. Dieſe Frechheit alter Perſonen iſt alſo ein Zwang, der ihnen allerdings ein lächerliches Anſehen geben muß.

Und was ſoll man vollends ſagen, wenn ein alter Narr die Bezeugungen eines jungen Stutzers gegen das

Frauenzimmer nachäffen, oder von ſeiner Jugend an, in dergleichen Aufführung fortfahren will. Ein mit Schnee bedecktes Haupt, und das Feuer, welches die Galanterien eines jungen Stutzers belebt, reimen ſich ungemein ſchlecht zuſammen: und ſich gegen alles Frauenzimmer, das man ſieht, verliebt zu bezeugen, macht mit einem ausgezehrten Körper eine ſehr üble Uebereinſtimmung aus. Zum Unglück iſt das Frauenzimmer gegen ihre Galanterien allzu unaufmerkſam, als daß ſie dadurch in einen beſſern Geſichtspunct geſetzt werden könnten. Verliebte Schmeicheleyen aus einem abgelebten Munde machen immer einen gar zu geringen Eindruck bey den Schönen, ſo gerne ſie auch ſonſt ſolche hören.

Es iſt ohne Zweifel eine Eitelkeit, wenn man ſeine vornehmſte Sorgfalt auf die Auszierung ſeines Leibes richtet: und alte Leute können ſich dieſer Art der Eitelkeit nicht ergeben, ohne daß uns das Lächerliche davon in die Augen fällt. Würde man es nicht in der Welt vor eine auslachenswürdige Narrheit halten, wenn jemand alle ſeine Sorgfalt anwendete, eine elende Hütte auszuzieren, von der er gewiß verſichert wäre, daß ſie nächſtens uber den Haufen fallen würde? Iſt aber nicht ein ſolch Verfahren alter Leute mit dieſem ganz einerley?

So lächerlich aber dieſe ihre Eitelkeit uberhaupt iſt; ſo ungereimt iſt ſie in dem beſondern. Wenn ich einen alten Körper unter der Laſt Goldes, womit alle Näthe ſeines Kleides beſetzt ſind, hin und her wanken ſehe; wenn ich wahrnehme, daß ein alter kalter Schenkel, mitten in der Strenge des Winters, dem Froſte ausgeſetzt wird, um einen ſeidenen Strumpf zu tragen; wenn ich finde, daß ein ſchon halb verdorrter Fuß in einem engen Schuh eingepreſſet wird, vielleicht, daß er nicht ſo ungeſchickt wachſe: ſo beklage ich das Ungemach, das man dadurch auszuſtehen hat. Ich kann mich aber nicht enthalten, über ſolche widerſinniſche Art der Eitelkeit ein wenig zu lächeln.

Die Modenſucht entſpringet aus keiner andern Quelle, als daß man eine allzu große Sorgfalt auf die Auszierung des Leibes richtet: und es iſt gewiß, daß dieſe Sorgfalt vor einen Körper, der ſeinen nahen Zerfall unfehlbar zu beſorgen hat, eine lächerliche Thorheit iſt. Die Modenſucht iſt ſchon ihrer Natur nach ſo beſchaffen, daß ſie in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich ſcheinen muß. Wenn nun vollends eine betagte Perſon alle ihre Sorgfalt, ihr Vergnügen, ihre Vorzüge, ihre Ehre, und ich weis nicht was mehr, auf ſolche nichtswürdige Tändeleyen ſetzen kann, die kaum bey der unerfahrnen, und zur Eitelkeit erzogenen Jugend eine kleine Nachſicht verdienen; ſo zweifle ich, ob etwas thörichters in der Welt gefunden werden kann.

Mich deucht, daß es ſehr abgeſchmackt heraus kommt, wenn ein alter Greis in ſeiner Seele nicht ruhig ſeyn kann, bis er einen Stoff erhalten hat, den ſeit 14 Tagen alle galante junge Herren tragen: und wenn er mit einem Kleide zum Vorſchein kommt, wovon der Schnitt vor 3 Tagen aus Paris angekommen iſt, oder wenn er über alle ſeine Manchetten ein grauſames Urtheil ſpricht; blos weil er ſiehet, daß ein paar junge Stutzer die ihrigen einen halben Zoll länger tragen.

Das betagte Frauenzimmer begehet in dieſem Stücke ohne Zweifel mehr lächerliche Ausſchweifungen, als man an bejahrten Mannsperſonen wahrnimmt. Das ſchöne Geſchlecht ſcheinet ihre größten Vorzüge auf die Jugend zu ſetzen: und man trifft wenig Perſonen unter ihnen an, die ſich nicht in der Rechnung ihres Alters um ein, fünf, ſechs, oder mehr Jahre irren ſollten. Vielleicht entſpringt die Modenſucht, die man an alten Frauenzimmer ziemlich häufig findet, aus dieſer Quelle, und vielleicht haben ſie die Abſicht, daß man in dem Urtheile von ihrem Alter ein, zehen oder zwanzig Jahr fallen laſſen ſoll, wenn man ſiehet, daß ſie ſich der thörichten Eitelkeit der Jugend in allem gleich ſtellen.

Allein, ich zweifle, daß die Welt dieſe Gefälligkeit vor ſie haben wird. Ihre Modenſucht hindert gar nicht, daß man nicht mitten unter den Thorheiten der Jugend die Merkmaale des Alters erkennen ſollte: und ihre Bemühungen, je weniger ſie ſich mit ihren Jahren reimen, werden um deſto lächerlicher. Wenn ich eine Dame, die ihr gutes Schock Jahre bald erfüllet hat, mit einem Kopfzeuge, das die Größe von ein paar Gulden nicht viel überſteiget, aufgezogen kommen ſehe; ſo laſſe ich mich nicht abhalten, zu denken, daß entweder in der Wahl des Kopfes, oder des Kopfzeuges ein Irrthum vorgefallen iſt: und ich beklage dieſes ehrwürdige Haupt, deſſen ſchwächlicher Zuſtand eines bereits ſo lange gebrauchten Gehirnes, vielleicht einer größern Bedeckung ſehr nöthig hätte, daß es unter dieſem Irrthum leiden, und der Strenge der Kälte und der Heftigkeit der Sonnenſtrahlen ausgeſetzt ſeyn ſoll. Ja, wenn auch die ehrwürdige Farbe der Haare ſchwarz gefärbet, und das Geſicht mit dem ſchönſten Weiß und Roth angeſtrichen wäre; ſo deucht mir doch immer, daß ich das alte Gemäure, wie an einem alten Gebäude, woran kein Kalk mehr haften will, hervorblicken ſehe: und der Aufzug ſcheinet mir immer lächerlicher.

Ich verlange gar nicht, daß ſich alte Perſonen in die Tracht unſrer Altväter kleiden ſollen. Ein ſolches Bezeigen ſchmeckt entweder nach der Einfalt, oder nach dem Eigenſinne: und man kann auf dieſer Seite eben ſo lächerlich in die Augen fallen. Allein, mich deucht doch nicht, daß betagte Perſonen ihren Modencorreſpondenten halten, und alle kleine Modentändeleyen der ſtolzen und eiteln Jugend mitmachen müſſen. Ich glaube nicht, daß es ihrem Charakter anſtändig iſt, in dem frechen und prächtigen Aufzuge einer jungen Buhlerinn zu erſcheinen, die keinen andern Endzweck hat, als ſich zum Schau und zum feilen Kauf auszuſtellen.

Man braucht nicht altväteriſch einher zu treten; es giebt allemal gemäßigte und beſcheidene Kleidungsarten, deren ſich tauſend vernünftige Leute bedienen, ohne daß man ihre Trachten vor einfältig anſiehet. Man darf nur nicht alles dasjenige nachäffen, was die eitle Jugend zu Befriedigung ihrer Modenſucht erſinnet, welches zwar in dieſen feurigen Jahren einige Nachſicht verdienet, das ſich aber deshalb mit einem begreiſten Haupte, und mit abgelebten Gliedern, ohne den Verwurf der Ungereimtheit, keinesweges verträget.

Ein betagtes Frauenzimmer, welches die Vernunft, ihren Charakter und ihre Jahre vor Augen hat, wird ſich niemals mit denjenigen Kleinigkeiten von Spitzen, Bändern, Halsſchleifen und Blumen behängen, womit ein junges Mägdchen aufgezogen kömmt: und ſie wird gewiß in der Wahl der Farbe von ihren Bändern und

Kleidern eine beſondre Vorſicht gebrauchen. Es iſt wahr, alle Farben ſind gleichgültig. Es beruhet in den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Menſchen: und dasjenige, was bey uns vor eine lebhaftige und Freudenfarbe gehalten wird, kann bey andern Völkern eine tiefe Trauerfarbe ſeyn.

Allein, einmal beherrſchen uns dieſe Gewohnheiten. Wir wiſſen, daß gewiſſe Farben der muntern Jugend als eigen angeſehen werden: und diejenige alte Dame, die ſich ein gelb oder roth Kleid anſchafft, thut es gewiß nicht aus der Urſache, weil dieſe Farben bey andern Völkern Trauerfarben ſind. Sie kann keinen andern Endzweck haben, als ſich der Jugend gleich zu ſtellen: und da ſie ihre Jahre eines andern erinnern ſollten; ſo wird ihr Unternehmen allerdings ungereimt und lächerlich. Vor allen Dingen aber wird eine betagte Perſon, welche der Vernunft folget, diejenigen Moden vermeiden, die offenbar thöricht und unvernünftig ſind. Ich will mich hierüber erklären. Man muß mir aber erſt erlauben, eine kleine Ausſchweifung zu machen.

Ungeachtet jedermann davor hält, daß unſre itzigen Zeiten vor den verfloſſenen in der Vernunft und guten Sitten ein vieles zum voraus haben; ſo deucht mich, finden wir doch in unſern heutigen Moden ſo ſchlechte Merkmaale davon, daß man vielmehr nothwendig ſchließen muß, wir entfernten uns immer weiter von der Vernunft und guten Sitten. Indem ich von unſern Zeiten gleichfalls eine ſo ſchmeichleriſche Vorſtellung gehabt habe; ſo hätte ich vor einigen Jahren alles in der Welt verwettet, daß die unſinnige Mode der Schönpfläſterchen niemals wieder im Schwang kommen würde. Allein, ich bin nunmehr leider! überzeugt, wie ſehr ich mich geirret habe: und ich ſehe noch immer ſolche lebendige Gaſthöfe, welche die jungen Stutzer durch die ausgehängten Zeichen zur Einkehr anlocken.

Eben ſo hätte ich vor einigen Jahren alles zum Pfande geſetzt, daß die raſende Mode, mit entblößten Halſe und Brüſten zu gehen, niemals wieder aufgebracht werden würde. Allein, auch hierinnen habe ich mich leider! gröblich geirret. Ich habe in verwichner Leipziger Meſſe mit Betrübniß und allem Eifer eines Sittenlehrers wahrgenommen, daß dieſe ausſchweifende Mode abermals in vollem Schwange iſt: und es iſt eine überall bekannte Sache, daß man dieſesmal in Auerbachs Hofe eine Waare ausgelegt hat, die darinnen ſeit vielen Jahren nicht geſehen werden iſt.

Ich war erſt entſchloſſen, dieſe unſinnige Mode mit einer beißenden Satyre zu verfolgen. Allein, nach reiferer Ueberlegung habe ich meinen Vorſatz fahren laſſen. Ich habe gefunden, daß ſie ganz und gar vergeblich ſeyn würde. Es fällt ganz offenbar in die Sinne, daß dieſe ausſchweifende Mode eine der größten Ueppigkeiten iſt, und nothwendig zum Aergerniſſe und unreinen Begierden Gelegenheit geben muß: und ein Frauenzimmer müßte nicht drey zählen können, wenn es nicht begreifen wollte, daß es der Vernunft, Tugend, Ehrbarkeit, Schaamhaftigkeit und guten Sitten unmöglich gemäß ſeyn kann, dasjenige öffentlich zum Schau auszulegen, was ein Gegenſtand der unordentlichen Luſte iſt, und was die Natur in unſern Ländern verdeckt haben will, aus eben der Urſache, warum ſie uns andre zu Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts nöthige Glieder zu verbergen befiehlt.

Wenn ſich nun ein Frauenzimmer, ungeachtet ihr dieſes alles einfallen muß, dennoch eine ſo unſinnige Mode gefallen laſſen kann; ſo muß ſie eine Frechheit, eine Schaamloſigkeit, und eine Neigung zur Ueppigkeit haben, die alles übertrifft: und an einer ſo unverſchämten Stirne werden auch die Pfeile der ſchärfſten Satyre niemals haften. Es ſind auch bereits in denen ehemaligen Zeiten ſo viele Satyren wider dieſe ausſchweifende Mode zum Vorſcheine gekommen: und man hat ſie in Predigten und moraliſchen Schriften ſo abſcheulich und ſchändlich abgemahlt, daß alle Hoffnung verlohren iſt, auf dieſem Wege etwas auszurichten.

Ob ich nun zwar ſolchergeſtalt dieſe ausſchweifende Mode ihrer eigenen Schande zur Beſtrafung überlaſſen muß; ſo muß ich doch mit dem Frauenzimmer in Sachſen, das ſich dieſer ſaubern Mode ergiebt, noch ein Wort reden. Ungeachtet aller ihrer Schaamloſigkeit, können ſie doch in dieſen Landen ſo gar verwegen und ſorglos ihre Waaren nicht feil tragen. Ich muß ihnen ſagen, daß ein altes ziemlich unbekantes Buch in Sachſen vorhanden iſt, und vielleicht hier und dar unter den Bänken der Gerichtsſtuben liegt, welches die Policeyordnung vom Jahr 1661 genant wird. Nach derſelben ſoll ihre ſo beliebte Mode mit dreyßig Thalern oder mit zehen Tage Gefängniß beſtraft werden.

Ich muß ihnen ferner ſagen, daß dieſes Buch, ſo alt und unbekant es auch iſt, dennoch ein noch heut zu Tage gültiges Geſetzbuch iſt. Wenn nun ungefähr ein alter mürriſcher Richter, dem das Alter die Hochachtung und den Betracht vor das ſchöne Geſchlecht aus dem Herzen verbannet hat, dieſes Geſetzbuch, wie zu den Zeiten Joſias,

ſias, unter der Bank hervor ziehen ſollte, und ſich einfallen ließe, dieſe Strafe an ihnen zu vollſtrecken; ſo wollte ich nicht gut davor ſeyn, daß ſie ſich derſelben entziehen könnten.

In der That ſehe ich kein ander Mittel übrig, dieſer raſenden Mode zu ſteuren, als eben die Erfüllung dieſer Strafe: und ich erſuche alle Sr. Königl. Majeſt. Räthe und Amtleute, wie auch alle diejenigen, die in dieſen Landen mit Gerichten beliehen ſind, hierdurch ſehr gehorſamſt, vor die Tugend, Ehrbarkeit und guten Sitten ſo viel Liebe zu bezeigen, und dieſes heilſame Geſetz wieder in Ausübung zu bringen. Sie thun hierdurch nicht allein ihren Pflichten ein Genüge; ſondern ſie werden ſich auch den nicht geringen Ruhm machen, der bis zu ewigen Zeiten dauren wird, daß in der Mitte des achtzehenden Jahrhunderts Richter im Lande geweſen ſind, welche über das Anſehen der Geſetze gehalten haben.

Wenn etwan einer oder der andre das Buch nicht bey der Hand haben ſollte, oder damit ich ihnen wenigſtens im Nachſchlagen keine Mühe mache; ſo will ich die hieher gehörige geſetzliche Verordnung von Wort zu Wort hier einrücken, und durch einen neuen Abdruck bekanter machen. Sie lautet nach dem 22 Tit. und zwar dem 35 §. folgendergeſtalt:

„Dieweilen ferner das adeliche und andere Frauenzimmer
„bis anhero, ungeachtet derer Geiſtlichen eiferigen
„Strafpredigten, ſich dennoch gelüſten laſſen,
„mit entblößten Halſen und Brüſten zu gehen, denen
„auch geringere Standesperſonen und gar die Mägde
„nachgefolget, gleichwohl ſolches zu nicht wenigen Aergerniß
„gereichet; ſo wollen wir das ehrliebende

„Frauenzimmer, um ihres guten Glimpfs und Ver-
„meidung aller Ueppigkeit halber, vermahnet haben,
„von nun an mit bedeckten Hälſen und Brüſten zu
„gehen, die aber, ſo ſolch unſer Verordnung verächt-
„lich hindan ſetzen, jedesmal mit dreyßig Thalern
„Strafe, und die gemeinen Bürgerſtandes und derer
„Handlungsleute Weiber und Töchter, auch Dienſt-
„mägde mit zehen Tage Gefängniß belegt wiſſen.„

Ich komme nunmehro wieder zu meinem Vorhaben. Eine ſolche unvernünftige Mode, wie diejenige iſt, von der ich itzo geredet habe, wird eine betagte Perſon, welche die Vernunft nicht ganz und gar aus den Augen ſetzet, niemals mitmachen. Wenn eine ſolche Mode ſchon an ſich ſelbſt ſchändlich und ausſchweifend iſt; ſo iſt ſie gewiß an einer betagten Perſon die thörichſte und lächerlichſte Sache von der Welt. Einen gelben Hals voller Runzeln, und ein paar verwelkte Brüſte zum Schau auszulegen, und ſich vielleicht gar die Hoffnung zu machen, daß dieſe Waare Liebhaber anreizen werde, das iſt eine ſo auslachenswürdige Thorheit, die ihres Gleichen unmöglich in der Welt haben kann.

Ich habe auch an jüngſt verwichener Meſſe Gelegenheit gehabt, einen ſo lächerlichen Auftritt mit anzuſehen. Indem es bey einer gewiſſen Gelegenheit regnete, ſo mußten ſich eine große Anzahl Leute unter einem wenigen Obdache behelfen. Es entſtund alſo ein Gedränge: und indem nicht genug Wagen und Sänften ſo gleich herbey geſchafft werden konnten; ſo mußte man eine geraume Zeit aushalten.

Hier fügte es das Glück, daß ich bey einer Dame zu ſtehen kam, die ſich gewiß ſeit einem halben Jahrhunderte und länger ihrer eigenen Begebenheiten erinnern konnte: und dieſe ließ mich die ſchöne Mode der Entblößung der Brüſte in ihrem weiteſten Umfange und in ihrer größten Vollkommenheit bewundern. So wenig ich ſonſt zum Lachen neige, ſo unmöglich war es mir, mich deſſelben zu enthalten: und was das Lächerlichſte war; ſo entdeckte man die Stützen von alten Lappen gar zu merklich, welche die hängenden Gebäude empor hielten.

Ich hätte noch vielen Stoff übrig. Ich will aber hier ſchließen. Wenn doch alte Leute erwägen wollten, daß ſie am Ende aller Eitelkeiten ſind; ſo würden ſie gewiß die ausſchweifende Luſt zu denſelben ablegen. Es iſt wahr, das Alter iſt ehrwürdig. Allein nur wenn es mit Ernſthaftigkeit, mit geſetzten Weſen, mit Mäßigung und Beſcheidenheit, mit Weisheit und Liebe zur Tugend verbunden iſt, eine Verbindung, die ihrer Erfahrung und langen Jahre wegen allemal vorhanden ſeyn ſollte. Allein, wenn ſich das Alter allen Thorheiten der Jugend ähnlich bezeugt; ſo kann unmöglich etwas vorhanden ſeyn, was es ehrwürdig macht; ſondern eben dieſe Thorheiten, und doch der Mangel der jugendlichen Gaben und Kräfte, muß es vielmehr als ſehr lächerlich darſtellen.

II.

In wie weit ein vernünftiges Frauenzimmer Liebeserklärungen anhören ſoll.

Nichts ſcheinet vielleicht ſo vergeblich, als in der Liebe Regeln zu geben. Die Liebe iſt ſelten geneigt, weder in ihrem Anfange, noch in dem Fortgange, Geſetze und Vorſchriften anzunehmen. Die geheimen Regungen, welche gemeiniglich Urſachen zum Grunde haben, die die Liebenden ſelbſt nicht genugſam anzuzeigen wiſſen, ſind immer ein ſtärkeres Geſetz, als alles was ihnen die Vernunft vorſchreiben kann. Dieſes iſt es vielleicht, was der Dichter hat ausdrücken wollen, wenn er ſchreibt:

> Quis legem det amantibus
> Major lex amor eſt ſibi.
>
> *Boeth.*

Allein, deshalb ſcheinet mir dieſe meine Bemühung doch nicht ganz und gar unnütze zu ſeyn. Ich unterſtehe mich nicht, der Liebe ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben. Ich will nur auf dem Wege zur Liebe, der ſo ungemein ſchlüpfrig iſt, einige verſicherte Tritte zeigen. Dennoch mache ich mir nicht Hoffnung, daß meine Regeln gar zu viel Beobachter finden werden.

Ich würde eine verwegene Forderung machen, wenn ich verlangen wollte, daß ſich die verſuchten Schönen nach meinen Vorſchriften richten ſollten. Diejenige, die ſchon ein paar Dutzend Liebhaber an den Fingern herrechnen kann, hat eine allzu große Erfahrung, als daß ſie einiger Anweiſung bedürfte: und ich bin zufrieden, daß alle diejenigen Schönen, welche bereits empfunden haben, wie ſüſſe eine Liebeserklärung in den Ohren klingt, meine Regeln gänzlich außer Augen ſetzen.

Ich ſchreibe nur vor diejenigen jungen unerfahrnen Schönen, die itzo erſt im Begriff ſind, auf dem Schauplatze der großen Welt zu erſcheinen, und die ein Verlangen tragen, ihre Rolle nach der Vorſchrift der Vernunft und nach dem Endzweck ihrer wahren Wohlfarth zu ſpielen. Iſt meine Bemühung ſo glücklich, daß ſie nur einigen wenigen von denſelben zur Richtſchnur dienet, wie ſie ſich gegen eine Menge von verſtellten Schauſpielern zu verhalten haben, die weiter nichts ſuchen, als ſie in ihrer aufhabenden Rolle irre zu machen; ſo wird meine Arbeit genugſame Frucht haben.

Ich habe in dem vorhergehenden zweyten Bande den Unterſchied unter einer Spröden, und einer im Umgange mit Mannsperſonen behutſamen Schönen gezeiget: und ich habe über den freyen Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts eben daſelbſt gleichfalls meine Betrachtungen mitgetheilet. Man kann dieſes als Vorbereitungen der gegenwärtigen Abhandlung anſehen: und ich hoffe nun dieſe einer jungen Schöne ſo nöthige Materie völlig zu erſchöpfen, wenn ich gegenwärtig unterſuche, in wie weit ein vernünftiges Frauenzimmer denen Liebeserklärungen der Mannsperſonen Gehör geben ſoll.

Nichts iſt ſo ſchlüpfrig, als der Weg zur Liebe, nämlich, die Liebeserklärungen: und wenn ein Frauenzimmer ohne alle Vorſicht darauf wandelt, und ihre Ohren allen denenjenigen angenehmen und verführiſchen Thönen, die ſich hören laſſen, ohne Unterſcheid darbiethet; ſo kann ihr Fuß nur allzu leicht ausgleiten. Schmeicheleyen und Liebeserklärungen ſind vor die Ohren eines Frauenzimmers gar zu reizende Sachen. Die Eigenliebe und die Eitelkeit finden hier ihre Rechnung allzu gut, als daß ſie nicht ein weiteres Verlangen darnach bezeugen ſollten.

Mitten unter dem Vergnügen, das man daran empfindet, ſchleicht ſich ſchon die Liebe ſelbſt in das Herz ein: und indem es nur die Eitelkeit und die Eigenliebe ſind, die ſich gerühret befinden; ſo wird man alle andre Betrachtungen, die man bey einer vernünftigen Wahl in der Liebe vor Augen haben muß, unvermerkt darüber vergeſſen. Man wird denjenigen Mund, der uns mit ſo vieler Artigkeit Schmeicheleyen verſagen kann, als reizend anſehen, ohne zu erwägen, ob er auch ſonſt weiſe und vernünftig redet: und man wird diejenigen geſchickten Stellungen und Geberden, die die Seele in der Luſt, worinnen ſie ſich befindet, wahr zu nehmen glaubt, vor liebenswürdig halten, ohne zu unterſuchen, ob die Eigenſchaften der Seele, oder die Beſchaffenheit der Glücksumſtände eben ſo liebenswürdig ſind.

Man wird alſo von der Liebe gegen eine Perſon eingenommen werden, deren Verbindung unſre Glückſeligkeit ſchlecht befördern wird, oder man wird ſich in Liebesverſtändniſſe einlaſſen, die durch ihre kurze Dauer eine nur allzu lange Reihe von unglücklichen Folgen nach ſich ziehen. Es giebt nur allzu viel Mannsperſonen in der Welt, die mehr der Unſchuld eines Frauenzimmers, als ihrer Hand zu einer rechtmäßigen Verbindung Netze ſtellen; und dieſe ſind es, die am fertigſten und geſchickteſten Liebeserklärungen vortragen.

Wenn nun ein Frauenzimmer allen Liebeserklärungen ohne Unterſchied ihr Ohr widmet; ſo kann ſie unvermerkt in Netze verwickelt werden, in welchen ſie ihre Tugend und Ehre entweder in geheim, oder mit thätigen Folgen, verliehret, oder ſie wird ſich gar bald von ihrem flüchtigen Liebhaber verlaſſen ſehen, welches eben ſo unglücklich vor ſie ſeyn wird. Denn ſie wird ſich unfehlbar durch Erſetzung ſeiner Stelle rächen wollen, und darüber wird ſie ihr Herz immer von einer Hand in die andre wandern laſſen, ohne daß es jemand behalten will, bis ſie endlich, aus halber Verzweiflung, es einem einfältigen Tropf aufhängt, oder ſonſt eine unglückliche Wahl trifft.

Indem nun alſo die Liebeserklärungen ſo gefährlich ſind; ſo werden vielleicht viele urtheilen, daß es beſſer ſey, man ſchaffe ſie ganz und gar ab, und verheurathe ſich allemal durch den Antrag eines dritten. Dieſer Vorſchlag ſcheinet ſo unrecht nicht zu ſeyn: und er hat den Vortheil vor ſich, daß er ſchon ziemlich in der Welt eingeführet iſt. Es giebt eine Menge Leute, die im Stande ſind, gegen einen Kuppelpelz von fünf oder zehen Thalern, oder im Nothfall vor ein fein Hembde, Ehen genug zuſammen zu lügen: und wie viel giebt es nicht Mannsperſonen, die auf acht bis zehen Meilen nach einer Frau herumſchreiben, und ſo großmüthig ſind, daß ſie dieſelbe vorher nicht einmal zu ſehen verlangen.

Wenn die Verheyrathung durch den Antrag des dritten Mannes allgemein würde; ſo könnten dieſe auf eine viel leichtere Art dazu gelangen. Sie könnten nur in die Zeitungen ſetzen laſſen, daß ſie ſo und ſo viel Geld nöthig hätten, und ſie erböten ſich, im Fall es an dieſem oder jenem Ort zu erlangen wäre, eine Frau mitzunehmen. Zugleich aber würden ſie nicht vergeſſen, einen wohlgerathenen Abriß von ihren Glücksumſtänden, Leibes- und Gemüthsgaben hinzuzufügen.

In der That habe ich eine ſolche Abſchilderung geſehen, die ein Edelmann zu dem Endzweck der Heyrath von ſich ſelbſt entworfen hatte, und welcher eine uneingeſchränkte Vollmacht beygefüget war, die Heyrath zur Richtigkeit zu bringen, wenn ſo und ſo viel Geld dabey zu ziehen wäre. Wenn ich einen guten Freund bewegen kann, der dieſen Aufſatz in Händen hat; ſo will ich meinen Leſern dereinſt das Vergnügen machen, ihnen dieſe wohlgerathene Mahlerey in der Copey vorzulegen.

Vor diejenigen edeln Herren aber, welche ein Frauenzimmer ſo wohl nach ihren Leibes- und Gemüthsgaben, als nach ihrem Gelde kennen lernen wollen, ehe ſie dieſelbe zu heyrathen begehren, würden ſich ſchon allerley weiſe Einrichtungen treffen laſſen, daß dennoch die Verheyrathung durch den Antrag eines dritten allemal ſtatt finden könnte. Z. E. Man könnte die Herren Mahler in Pflicht nehmen, daß ſie die Bildniſſe der Frauenzimmer nach der genaueſten Wahrheit ſchilderten; und was die Gemüthsgaben anbetrifft: ſo könnte man die Herren Dichter, die ohnedem bey der Republik keine Verrichtungen haben, in Beſoldung nehmen, daß ſie die moraliſchen

Bildniſſe der Schönen allemal nach Pflicht und Gewiſſen verfertigten. Und ſolchergeſtalt könnte ſich das Frauenzimmer ganz bequem verheirathen, ohne ſich den Gefährlichkeiten der Liebeserklärungen auszuſetzen.

Allein, gleichwie ich denenjenigen nicht beypflichten kann, welche der Vernunft gern das Genicke brechen möchten, weil ihr Mißbrauch allerley Unheil anrichtet; ſo kann ich auch denenjenigen keinen Beyfall geben, welche die perſönlichen Liebeserklärungen gern mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten, weilen ſie vielen unvorſichtigen Schönen Gefahr bringen. In einer ſo unauflöslichen Verbindung, als die Ehe iſt, kann die Eigenſchaft der Glücksgüther vor vernünftige Menſchen unmöglich der einzige Bewegungsgrund ſeyn: und eine Sache, wovon das Wohl und Weh unſers Lebens abhänget, iſt zu wichtig, als daß man ſich in Anſehung der Leibes- und Gemüthsgaben auf ein bloßes Herſagen, oder auf die Nachricht und Abſchilderung anderer Leute verlaſſen könnte.

Es iſt zu einer vernünftigen und guten Wahl eine vollkommne Kenntniß und Einſicht der Tugenden und Gemüthsneigungen derjenigen Perſon, mit der wir uns verbinden wollen, nöthig: und ich kann mich unmöglich überreden, daß ſich dieſe Kenntniß auf einen einzigen Anblick im Vorbeygehen, oder wenn man einmal in Geſellſchaften mit einander geweſen iſt, erlangen läßt. Es wird ſchlechterdings einiger Umgang dazu erfordert: und ich möchte wiſſen, was Aeltern vor Gedanken und Vorſtellungen haben müſſen, wenn ein ſogenannter Freywerber kommt, und um ihre Tochter vor einen Menſchen anhält, der ihre Tochter noch gar nicht, oder doch nur etwan auf dem Kirchwege geſehen hat. Sie müßten ganz aberwitzig ſeyn, wenn ſie nicht begreifen wollten, daß er unmöglich ihre Tochter, ſondern lediglich ihre Glücksgüther lieben kann. Denn, wie kann man etwas lieben, was man nicht kennet?

Da nun ſolchergeſtalt bey vernünftigen Perſonen, die ſich einander ehelichen wollen, ein perſönlicher Umgang ſchlechterdings erfordert wird, um ſich eine Kenntniß von beyderſeits Gemüthsgaben und Neigungen zu erwerben; ſo kann man auch die Liebeserklärungen nicht verdammen. Sie ſind ganz unvermeidlich. Denn derjenige, welcher eine Luſt an denen Vollkommenheiten eines Frauenzimmers hat, und nach reifer Ueberlegung die Verbindung mit derſelben ſeinen Umſtänden und der Beförderung ſeiner Glückſeligkeit gemäß befindet, wird ihr freylich dasjenige zu entdecken ſuchen, was in ſeinem Herzen vorgehet.

Man kann auch nicht ſagen, daß die Entdeckung gegen die geliebte Perſon ſelbſt unnöthig iſt, und daß man ſich vielmehr zu den Aeltern und Anverwandten wenden ſolle. Dieſer Schritt würde vor eine vernünftige Mannsperſon viel zu übereilet ſeyn; wenn er noch nicht einigermaaßen wußte, ob die Neigungen eines Frauenzimmers mit ſeinen Abſichten übereinſtimmen. Alles kommt demnach darauf an, was vor Vorſicht und Behutſamkeit ein vernünftiges Frauenzimmer auf dieſem gefährlichen Wege zu gebrauchen nöthig hat, und in wie weit ſie die Liebeserklärungen der Mannsperſonen anhören ſoll.

Ich weis einen vernünftigen Mann, der einem ſeiner Freunde, welcher durch ſeine Gutherzigkeit und gutes Vertrauen öfters berücket worden war, den Rath gab, daß er alle Menſchen vor Betrüger und Falſche anſehen ſollte, ſo lange bis er durch hinlängliche Beweisthümer eines andern überzeugt wäre. Es iſt wahr, dieſer Rath, den ich nicht gänzlich billige, ſcheinet ſehr hart zu ſeyn: und er iſt derjenigen Rechtsregel gerade entgegen, welche will, daß jedermann als ehrlich und gut vermuthet werden ſoll, bis das Gegentheil erwieſen iſt. Allein, dieſe Regel hat zwar in der Ausübung der Gerechtigkeit ihren vollkommenen Grund: und hier muß man ſo wohl in der Beſtrafung, als in Entſcheidung der ſtreitigen Gerechtſame allerdings dieſe Vermuthung haben, bis ein anderes erwieſen iſt.

Man muß aber hiervon die Sittenlehre und die Klugheit, ſeinen Lebenswandel zu führen, ſehr wohl unterſcheiden. Die Gerechtigkeit kann keine andre Vermuthung haben; weil ſonſt vielen Menſchen Gewalt und Unrecht geſchehen würde. Allein, dieſes iſt nicht zu befürchten, wenn man in ſeinem Wandel aus einer nöthigen Vorſicht dieſen Grundſatz annimmt. Man beleidiget dadurch niemand: und es iſt gewiß, daß die meiſten Menſchen entweder Böſewichter ſind, oder doch die Abſicht haben, ihre Endzwecke mit eines andern Schaden hinauszuführen. Die Vorſicht machet aber die Regel nach dem, was am meiſten geſchieht: und das übrige gehöret zur Ausnahme.

Man kann aber allerdings von denenjenigen, denen man unvollkommene Pflichten erweiſen ſoll, verlangen, daß ſie uns überzeugen ſollen, ſie ſind deren würdig: und ſie können es uns nicht verdenken, wenn wir ſo lange alle Vorſicht gebrauchen. Denn unſer gutes Vertrauen würde ſonſt von unzähligen Böſewichtern zu unſerm Schaden gemißbrauchet werden. Ich habe ehedem einen Lehrer gehabt, der von der Sache ganz ähnliche Gedanken hatte: und er bediente ſich noch eines andern Grundes. Er ſagte: alle Menſchen würden als Böſewichter gebohren. Die Beſſerung ſey alſo facti, wie die Juriſten zu reden pflegen; und könne folglich nicht vermuthet, ſondern müſſe bewieſen werden. Mich deucht aber nicht, daß dieſer Grund eben ein ſonderliches Gewichte hat.

Es fehlet nichts, daß ich nicht allem vernünftigen Frauenzimmer einen ähnlichen Rath gebe, nämlich, daß ſie alle Mannsperſonen, als ſolche anzuſehen haben, die entweder ihrer Tugend Netze ſtellen, oder ſich über ihre Leichtgläubigkeit luſtig machen wollen, ſo lange bis ſie durch hinlängliche Proben eines andern überzeugt ſind. Wenn der Rath, alle Menſchen als Betrüger und Falſche anzuſehen, nicht völlig gebilliget werden kann, weil er zu allgemein iſt, und alle Fälle in ſich ſchließet, ſo wird ſich derſelbe in dieſem beſondern Falle viel eher vertheidigen laſſen.

Es iſt gewiß, daß es eine Menge Mannsperſonen giebt, welche durch ihre Schmeicheleyen und Liebeserklärungen nichts anders ſuchen, als die Tugend eines Frauenzimmers zu verführen: und wie viel andre findet man nicht, die ſich eine Luſt und Zeitvertreib daraus machen, dem Frauenzimmer von Liebe vorzureden, um hernach über ihre Leichtgläubigkeit zu ſpotten? Man ſiehet es vor eine vermeinte Artigkeit unſrer Zeiten und vor eine belebte Lebensart an, Schmeicheleyen und Lobeserhebungen gegen die Schönen zu gebrauchen, und ihnen von Hochachtung und Liebe vorzuſchwatzen: und viele junge Stutzer würden in Geſellſchaften die Zunge als ein unbrauchbares Glied im Munde haben, wenn ihnen dieſer fruchtbare Gegenſtand nicht Materie zu reden an die Hand gäbe.

Da nun dieſes ſo gewöhnlich in der Welt iſt: ſo würde ein Frauenzimmer ſehr unvorſichtig handeln, wenn ſie ſogleich feſtiglich überzeugt ſeyn wollte, daß es derjenige, der ihr zum erſtenmal von Liebe vorredet, aufrichtig und unſchuldig meinet. Dieſes würde der Weg ſeyn, ſich allen Verführern und Spöttern zum Raube zu überlaſſen: und ſie müßten den Endzweck haben, ſo viele Beyſpiele verführeter, betrogener und verlaſſener Schönen zu vermehren, an ſtatt daß ſie ihnen zur Warnung dienen, und eine nöthige Vorſicht in ihnen erwecken ſollten.

Ueberdies erfordert es noch die Pflicht eines jeden vernünftigen Frauenzimmers, über ihre Unſchuld und Tugend zu wachen: und alle Menſchen ohne Unterſchied haben eine ungemeine Vorſicht nöthig, ſich vor Laſtern und Ausſchweifungen zu bewahren. Niemand wird auf einmal laſterhaft. Man thut allemal erſt einen geringen Schritt, und endlich gehet man unvermerkt weiter und weiter. Wie leicht begehet die menſchliche Schwachheit dieſen Schritt nicht, wenn wir nicht alle Wachſamkeit anwenden? und in was vor Leidenſchaften ſind wir wohl ſchwächer, als in denenjenigen, welche gewiſſer maaſſen Triebe der Natur ſind?

Eine vernünftige Mannsperſon kann auch dieſe Vermuthung und dieſe Vorſicht einem Frauenzimmer gar nicht übel nehmen. Es geſchieht ihm dadurch kein Nachtheil, und er kann nicht verlangen, daß ſeine Redlichkeit, die nicht allzu häufig in der Welt angetroffen wird, den Grund zu einer Regel abgeben ſoll, wodurch unzählige leichtgläubige Schönen verführt und unglücklich werden. Iſt ſeine Abſicht in der That aufrichtig und unſchuldig; ſo kann er deshalb nicht verlangen, daß ſich ein Frauenzimmer auf den erſten Schlag ergeben ſoll: und er hat tauſenderley Mittel in Händen, ſeine Schöne durch unabläßige Bemühungen von ſeiner Redlichkeit zu überzeugen.

Man kann alſo nicht ſagen, daß es unrecht ſey, aus der Beſchaffenheit eines groſſen Theils der Mannsperſonen eine allgemeine Vermuthung zu machen, und ſo viel Redliche mit den Verführern und Spöttern in eine Klaſſe zu ſtellen. Es geſchiehet denen aufrichtigen Liebhabern kein Nachtheil: und alsdenn nur können wir eine üble Vermuthung der Ungerechtigkeit anklagen, wenn wir deshalb etwas nicht erlangen, was wir zu fordern berechtiget ſind.

Wenn nun ein vernünftiges Frauenzimmer alle Mannsperſonen als Verführer und Spötter ihrer Leichtgläubigkeit, und folglich gewiſſer maaſſen als Feinde, anzuſehen hat: ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie den verliebten Schmeicheleyen und Liebeserklärungen kein geneigtes Gehör geben muß. Man hat ſchon längſt eine Vergleichung gemacht, welche die Sache ſehr wohl ausdrückt. Man ſpricht nämlich: Eine Feſtung, die ſich mit dem Feinde in Unterredung einläßt, bezeuge ſchon, daß ſie ſich ergeben wolle, und ſey ſo gut, als gewonnen: und eben ſo ſey es mit einem Frauenzimmer beſchaffen, welches die Liebeserklärungen mit einer gefälligen Miene anhöret; und ſich darüber in Unterredung einläßt, geſetzt, daß ſie auch die erſte Aufforderung abſchlägt. In der That zeiget es ſchon ein gewiſſes Vergnügen an, das man über die Sache empfindet, wenn man ſich mit derſelben beſchäfftiget: und alsdenn iſt man nicht weit entfernet, dieſelbe völlig zu ergreifen.

Aus dieſer Urſache muß ich es vor eine ſehr gefährliche Mühe anſehen, die ſich ein Frauenzimmer giebt, wenn ſie ihren Liebhaber, der ſich etwan vor ihre Beſchaffenheit nicht ſchickt, durch Gründe überreden will, von ſeiner Liebe abzulaſſen. Es iſt eben das, als wenn Unterthanen ſich mit den heimlich Abgeſchickten der Feinde, die ſie zum Aufruhr wider ihren Regenten anreizen wollen, deshalb in Unterredung einlaſſen wollten, damit ſie dieſelben überreden könnten, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Eine ſo unnütze Bemühung hat allemal einen ganz entgegengeſetzten Erfolg. Sie zeiget die Luſt an, die wir zu der Sache haben, wenn wir nur ſonſt könnten und dürften: und dieſe Urſachen ſind hernachmals niemals ſo ſtark, daß ſie unſrer Neigung hinlänglichen Widerſtand thun könnten.

Ich weis eine Geſchichte, daß ein Frauenzimmer einem Menſchen, der ſich lange Zeit um ſie Mühe gegeben hatte, den ſie aber vor ihren Aeltern zu heyrathen ſich nicht getrauen durfte, endlich eine Zuſammenkunft verſtattete, aus keiner andern Abſicht, als ihm die Unmöglichkeit ſeines Endzwecks durch hinlängliche Gründe vorzuſtellen. Allein, ihre Beredſamkeit muſte ſehr ſchlecht geweſen ſeyn; weil ſie in eben dieſer Stunde denjenigen Fehltritt that, der ſie hernach auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich machte.

Allein, wie ſoll ſich ein Frauenzimmer bezeigen, wenn ihr nun in der That Liebeserklärungen geſchehen? Es iſt weder einer guten Lebensart noch ihrem eignen Vortheil gemäß, dieſelbe mit Ungeſtüm und Unhöflichkeit abzuweiſen, weil ſie ſich dadurch alle Gelegenheiten zu heyrathen berauben würde. Ich billige auch nicht, wenn ein Frauenzimmer ſich über die Liebeserklärungen, die ihr geſchehen, luſtig macht, und denjenigen ſpöttiſch und verächtlich hält, der ſie vorbringt. Der Charakter einer Spröden iſt nicht derjenige, den ein vernünftiges Frauenzimmer erwählen muß: und mich deucht, daß ein ſolches Verfahren allemal nicht eine allzu gute Gemüthsbeſchaffenheit anzeigt. Was vor ein Verhalten iſt es alſo, das ein Frauenzimmer hier zu beobachten hat? Ehe ich darauf antwerte, ſo muß man mir erlauben, eine kleine Ausſchweifung zu machen.

Ich habe eine Anmerkung gemacht, und ich habe noch nicht gefunden, daß ich mich darinnen betrogen habe. Nämlich, wenn ein Frauenzimmer, von denenjenigen artigen jungen Stutzern, die entweder weiter nichts, als ihre Unſchuld zu verführen, oder doch in dem verliebten Bezeigen gegen das Frauenzimmer ihre vornehmſte Beſchäftigung ſuchen, wenn ſie, ſage ich, von dieſen Liebesanfälle erfähret; ſo iſt gewiß ihr eignes Bezeigen daran Urſache.

Man kann darauf verwetten, daß ſie eine allzu große Gefälligkeit gegen die Mannsperſonen in ihrem Umgange blicken läßt. Ihre Mienen und Geberden und eine gewiſſe Art des Betragens gegen die Mannsperſonen verrathen ſchon, daß ihr Herz nicht von Marmor iſt: und ein geheimes Feuer in ihren Augen iſt eine Art der Anreizung, die einen Gegenſtand ſuchet, vor dem dieſes Feuer brennen möchte. Der Verwegenſte unter den jungen Stutzern wird ſich nicht ohne Unterſchied an alles Frauenzimmer wagen: und der tapferſte Held in dem Orden der Eroberer wird vorher einige Aufmerkſamkeit auf den Ort richten, den er anfallen will. Wenn ihm nun das Bezeigen eines Frauenzimmers nicht einige Hoffnung an die Hand giebt; ſo wird er ſich niemals erkühnen, einen Anfall zu thun.

Eine Ernſthaftigkeit ohne Stolz und ohne murriſches Bezeigen, ein geſetztes Weſen, und die Vernunft und Tugend, die aus den Handlungen eines Frauenzimmers hervor leuchten, enthalten eine gewiſſe Hoheit in ſich, vor welchen auch die Verwegenheit und das Laſter ſelbſt Ehrerbiethung tragen: und die Laſterhaftigen werden ſich niemals unterſtehen, uns in ihr Bündniß zu ziehen, wenn ſie nicht eine Neigung dazu, und eine Uebereinſtimmung gewahr werden.

Allemal alſo hat das eigne Bezeigen des Frauenzimmers einige Schuld, wenn ihr von Verführern und Spöttern von Liebe vorgeredet wird: und ich habe dieſe Anmerkung ſo oft als richtig befunden, daß ich ſie vor ganz unfehlbar halte. Wenn nun ein jedes Frauenzimmer im Stande wäre, über ihre eigne Handlungen und Bezeigen allemal ein genaues und vollkommen richtiges Urtheil zu fällen; ſo würde ſich ganz leicht entſcheiden laſſen, was ſie vor Begegnungen gegen Liebesanträge zu beobachten hätten.

Sie dürften nur unterſuchen, ob ſie durch ein allzu freyes und gefälliges Bezeigen zu denen Liebeserklärungen Anreizung gegeben hätten, oder nicht. In dem erſten Fall hätten ſie ihr Bezeigen abzuändern, und dergleichen Verwegene durch ein ernſthaftes und geſetztes Weſen abzuweiſen. In dem andern Falle aber könnten ſie von der redlichen Abſicht desjenigen, der ihnen einen Liebesantrag thut, ſchon vollkommen verſichert ſeyn. Sie hätten alſo ihre Begegnungen auch darnach einzurichten, nach der Maaſſe, wie ſich die Perſon vor ſie ſchicket, oder ihnen anſtändig iſt, oder nicht. Allein, die Eigenliebe erlaubet ſelten, oder niemals, ein ſo genaues und richtiges Urtheil von unſern eignen Handlungen zu fällen. Ich will ihnen alſo einige Regeln an die Hand geben, wornach ſie diejenigen zu beurtheilen haben, die ihnen von Liebe vorreden.

Mich deucht, es kömmt viel darauf an, daß ſie beobachten, ob ſie bereits mit einer Mannsperſon einige Zeit Umgang und Bekantſchaft haben, oder nicht. Denn ſagt ihnen jemand verliebte Schmeicheleyen vor, mit dem ſie das erſte oder andremal in Geſellſchaft ſind: ſo können ſie ſicher überzeugt ſeyn, daß er entweder ihrer Tugend Netze ſtellen, oder ihrer Leichtgläubigkeit ſpotten will. Man kann, ohne ſich zu irren, allemal einen in Liebesbegebenheiten verſuchten Helden vermuthen, wenn jemand ein Frauenzimmer, das er zum erſten oder andernmale ſiehet, von Liebe unterhält. Eine redliche Abſicht iſt nicht ſo voreilig: und eine gewiſſe Art der Blödigkeit, welche bey der Wichtigkeit des Vorhabens faſt unvermeidlich iſt, iſt faſt allemal mit einem wahren Endzwecke zur ehelichen Verbindung vergeſellſchaftet.

Ich läugne nicht, daß es Fälle giebt, daß ſich eine fremde Mannsperſon aus redlicher Abſicht in ein Frauenzimmer verliebt, das er das erſtemal ſiehet. Allein, derſelbe pfleget auch ſeine Abſicht durch mehrere Bemühungen, als durch einen flüchtigen Liebesantrag, zu Tage zu legen: und dieſe Fälle ſind überhaupt ſo rar, daß ſich ein Frauenzimmer ſehr betrügen würde, wenn ſie dieſelben zum Grunde einer Regel legen wollte, um ihr Bezeigen darnach einzurichten.

Hiernächſt deucht mich, muß ein vernünftiges Frauenzimmer beſonders anmerken, ob derjenige, der ihr einen Liebesantrag thut, ſchon vorher Kennzeichen einer vorzüglichen Hochachtung und Gefälligkeit gegen ſie geäußert hat. Eine wahre Liebe und damit verknüpfte redliche Abſicht entſtehet nicht auf einmal. Sie fängt ſich mit einer beſondern Hochachtung an: und verwandelt ſich nach und nach in die Liebe: und auch, wenn die Liebe ſchon vorhanden iſt; ſo ſchreitet man nicht den Augenblick zur Entdeckung. Die mit einer wahren Liebe verknüpfte Furchtſamkeit und Blödigkeit läßt ſolches nicht zu; ſondern man ſuchet gemeiniglich vorher Kennzeichen ſeiner vorzüglichen Hochachtung zu Tage zu legen, und die Handlungen und das Feuer der Augen haben einem ſcharfſichtigen Frauenzimmer gewiß allemal vorher die Liebe bereits entdecket, ehe der Mund ſo viel Dreuſtigkeit hat. Wenn alſo ein Frauenzimmer dieſe vorzügliche Hochachtung an einer Mannsperſon niemals wahrgenommen hat; ſo hat ſie allen Grund von der Welt, ihren Liebesantrag einer unrechten Abſicht zuzuſchreiben.

Ein vernünftiges Frauenzimmer wird auch unfehlbar erwägen, wie ſich derjenige, der ihr von Liebe vorredet, vorher gegen andre Frauenzimmer bezeiget hat: und ob er alles Frauenzimmer ohne Unterſchied in Geſellſchaften mit verliebten Schmeicheleyen zu unterhalten gewohnt iſt. Es wird ihr nicht ſchwehr fallen, zu unterſuchen, ob er ſich ſchon gegen andre Frauenzimmer einer Liebe angemaaßet habe: und daraus wird ſie leicht den Schluß machen können, was ſie ſich von ſeiner Abſicht zu verſprechen hat.

Denn ich wollte nicht gern, daß ſich ein Frauenzimmer die Hoffnung machte, die ihnen die Eigenliebe und eine geheime Neigung nur gar zu oft einbildet, daß derjenige, der andern ungetreu geworden iſt, und der ſeinen einzigen Zeitvertreib in den Liebesangelegenheiten ſucht, wohl gegen ſie eine redliche Abſicht haben und treu bleiben könne. Dieſe Hoffnung iſt ſo thöricht, als eine in der Welt ſeyn kann: und eine Menge haben ſich dadurch am Ende in ihrer Rechnung ſehr betrogen gefunden.

Wenn nun ſolchergeſtalt die Vermuthung vorhanden iſt, daß derjenige, der einen Liebesantrag thut, keinen aufrichtigen Endzweck hat: ſo bedarf ein vernünftiges Frauenzimmer keiner Erinnerung, daß ein ſolcher Antrag nicht die geringſte Aufmerkſamkeit verdienet. Eine kurze Abfertigung und ein ernſthaftiges und geſetztes Weſen werden hinlänglich genug ſeyn, ſolche Verwegene abzuſchrecken, und ihren Vorſatz ſinkend zu machen. Ueberhaupt,

haupt, wenn ein vernünftiges Frauenzimmer diejenigen Betrachtungen vor Augen hat, die wir über den freyen Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts gemacht haben; ſo werden ſich ungemein wenig Fälle ereignen, worinnen ſie dergleichen Verſuchen ausgeſetzt werden. Wenn ſie keine einſame Beſuche annehmen, und die ausſchweifenden Geſellſchaften vermeiden; ſo wird die Gelegenheit ungemein rar ſeyn, die ſie dergleichen Anfällen unterwirft.

Allein, wie hat ſich ein Frauenzimmer zu verhalten, wenn ſie die gegründete Vermuthung haben kann, daß es eine Mannsperſon mit ſeiner Liebeserklärung redlich und aufrichtig meint? So wohl die Geſetze des Wohlſtandes, als auch die nöthige Vorſicht und Behutſamkeit, die ſie niemals bey Seite ſetzen muß, erfordern von ihr, daß ſie dem erſten Antrage keine Aufmerkſamkeit widmen muß. Sondern ſie wird wohl thun, wenn ſie mit einem geſetzten Weſen die Sache vor Scherz erklaret, und das Geſpräch auf eine andre Materie wendet.

Laſſen hierauf die Bemühungen ihres Liebhabers nach; ſo iſt es ein überzeugender Beweis, daß ſein Endzweck nicht lauter und ernſtlich geweſen iſt: und ihr Verfahren iſt das weiſeſte geweſen, das ſie hat erwählen können. Hat ſich aber der Liebhaber dem ohngeachtet nicht abſchrecken laſſen: und alle andre Proben und Umſtände zeigen es, daß ſeine Abſicht wahrhaftig iſt; ſo, deucht mir, hat ein vernünftiges Frauenzimmer ihren Liebhaber bey weitern Liebeserklärungen zu ihren Aeltern und Anverwanten zu verweiſen: und dieſes wird zugleich eine neue Probe ſeiner Beſtändigkeit ſeyn. Denn die jungen

Eltern, und alle, die unrechte Abſichten haben, pflegen dieſen Schritt ſehr zu vermeiden.

Eben dieſer Urſachen wegen wünſchte ich, daß niemals ein Frauenzimmer die Gründe ihres Liebhabers erheblich genug fände, weshalb er dieſes Anhalten bey den Aeltern und die Verheyrathung ſelbſt noch eine Zeitlang aufzuſchieben gedenkt. Gemeiniglich iſt eine falſche Abſicht darunter verborgen: und wenn er einwendet, daß er noch keine Frau ernähren könne; ſo ſollte ein vernünftiges Frauenzimmer erwägen, daß er ſolchergeſtalt ſich um eine Frau zu bemühen, auch nicht Urſach habe.

Denn die Abſicht ſey auch ſo redlich, als ſie wolle, ſo taugen doch dergleichen Bündniſſe, deren Erfüllung ſich in die Länge verziehen ſoll, gar nichts. Faſt allemal werden ſie wieder rückgängig; und es kann auch faſt nicht anders ſeyn, weil die Sache von tauſenderley Umſtänden abhängt, die durch die Zeit und die Verleumdung verändert werden: und wenn endlich die Sache wieder zurück gehet, was vor glückliche Gelegenheiten hat man nicht auf beyden Seiten verſcherzet, die ſich niemals wieder zu ereignen pflegen.

Die Liebesbriefe haben mit der Sache ſo genaue Verwandſchaft, daß ich noch ein paar Worte davon reden muß. Man kann leicht erachten, daß ich die Annehmung derſelben keinesweges, am allerwenigſten aber deren Beantwortung billigen werde. Ein Frauenzimmer, das im geheim Liebesbriefe annimmt, und dieſelben lieſet, giebt deutlich genug zu erkennen, daß ſie ein Vergnügen an der Sache empfindet: und ſie iſt nicht einen Schritt weit entfernet, ſich in alles dasjenige Verſtändniß einzulaſſen, was der Liebhaber ſuchet. Geſetzt, daß ſie auch bey dem einen ſich nicht weiter einflechten läßt; ſo zeiget es doch eine geheime Luſt an, dergleichen ſchöne Sachen von ſich zu leſen, und ſich darüber zu vergnügen: und bey einer anſtändigern Gelegenheit wird ſie keinen Anſtand nehmen, in dergleichen Verſtändniſſe einzutreten. Ich ſchließe mit den ganz ähnlichen Gedanken, die Moliere von der Sache hat:

> Une fille d'honneur doit toujours ſe defendre
> De lire les billets, qu'un homme lui fait rendre
> La curioſité, qu'on fait lors éclater,
> Marque un ſecret plaiſir, de s'en ouïr conter.

III.

Die gelehrten Moden.

Die Moden ſind in der gelehrten Welt eben ſo eingeriſſen, als ſie in der bürgerlichen Welt herrſchen. Ich getraue mir, die Wahrheit dieſes Satzes in der Folge zu erweiſen. Eine Mode, wenn man ſie allgemein betrachtet, iſt nichts anders, als ein allgemeiner Gebrauch einer neuen Erfindung, welche den Werth und das Anſehen einer Sache vermehren ſoll. Wenn man dasjenige mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet, was in der gelehrten Welt vorgegangen iſt, und noch geſchieht; ſo kann man unmöglich läugnen, daß man gewiſſe Erfindungen ſehr häufig gebraucht und nachgeahmet hat, um den Werth und das Anſehen einer Schrift dadurch zu vermehren. Dieſe Erfindungen ſind in Anſehung der Einrichtung, des Innhalts, des Titels, des Kupfers, der Zueignungen und der Vorreden der Bücher gemacht worden, und man wird mir Recht geben müſſen, wenn ich die Nachahmungen mit unverwerflichen Beyſpielen erläutere.

Nichts iſt mehr nachgeahmet worden, als die Einrichtung des Zuſchauers. So bald England mit dieſer neuen Falte an dem Häubchen der Sittenlehre hervor trat; ſo fand dieſer neue Zierath aller Orten Beyfall. Der Patriote, der Tadler, die Tadlerinnen, und eine unzählige Menge andrer dergleichen Schriften beweiſen zur

Gnüge, was ſich die Gelehrten in Teutſchland vor eine Ehre daraus gemacht, dieſe Mode zu tragen. Und ungeachtet ſonſt eine neue Tracht in 30 Jahren ſehr altväteriſch zu werden pfleget: ſo kann ſich doch dieſe artige Falte noch immer erhalten. Wir ſehen wöchentlich eine Menge Sittenſchriften die Preſſe verlaſſen, welche den Eifer zu erkennen geben, den man in Teutſchland hat, die Mode des Zuſchauers annoch in vollen Glanz zu erhalten.

Man darf nicht glauben, daß allein gute Schriften zur Mode werden. Dieſe Ehre iſt auch ſchlechten Büchern wiederfahren. Als Hübner ſeinen hiſtoriſchen Catechiſmum herausgegeben hatte: ſo ſah man eine Zeitlang in den ſchönen Wiſſenſchaften nichts als Schriften heraus kommen, die in dergleichen erbaulichen Fragen und Antworten abgefaſſet waren.

Diejenigen, welche in ihrer Schrift die Einrichtung eines andern Buchs zum Vorbilde nehmen, würden ſehr wohl thun, wenn ſie auf dem Titel anzeigten, nach welcher Mode das Buch geſchrieben ſey. Sie würden ſich dadurch vor vielen Verweiſen bewahren, weil ſie ſich ſichere Rechnung machen können, daß es ein vernünftiger Leſer dennoch allemal entdecken wird. Es ſind Schriftſteller geweſen, die ſo viel Offenherzigkeit bezeugt haben. Man hat uns die Schriften der Alten mit Anmerkungen geliefert, von welchen man freymüthig auf dem Titel geſagt hat, daß ſie nach der Mode Minellii ſind. Und nur neulich hat Hr. Fielding in England öffentlich auf dem Titel bekennet, daß er ſeine Begebenheiten des Joſeph Andrews nach der Mode des Don Quichotten geſchrieben habe.

Selbſt in Anſehung des Innhalts der Bücher herrſchet eine gewiſſe Mode. Als Herr Hunold und Herr Boſe die Welt mit ihren lächerlichen Liebesgeſchichten überhäuften; ſo hätte kein Romanſchreiber 1000 Rthlr. gewonnen, daß er nicht einen Prinzen oder Prinzeſinn zu ſeinen Romanhelden gemacht hätte. Dieſes und eine abgeſchmackte Beſchreibung einer lächerlichen Leidenſchaft, welche mit einer Menge wunderlicher und unwahrſcheinlicher Begebenheiten verwickelt war, machte das Weſentliche einer ſolchen Schrift aus. Allein, nachdem man angefangen hat, dieſe Bücher vernünftiger einzurichten, und die Sittenlehre mit denenſelben zu vereinigen; ſo iſt es Mode, daß man nur Leute mittlern oder geringen Standes zu Romanhelden erwählet. Die Mariane, der glücklich gewordne Bauer, die Bäuerinn, der engliſche Weltweiſe, die Pamela, die Begebenheiten des Joſeph Andrews, ſind alle nach dieſer neuen Tracht.

Auch die Titel der Bücher ſind gewiſſen Moden unterworfen. Als der Herr Kanzler von Wolf einige ſeiner Schriften vernünftige Gedanken nennete; ſo hat man uns ſeit der Zeit mit nichts, als vernünftigen Gedanken, gründlichen Abhandlungen und unumſtößlichen und bündigen Beweiſen überſchwemmet. Mich deucht aber, daß dieſe Mode bereits ins Abnehmen komme, weil man ſeit einiger Zeit angefangen hat, uns nur ſchlechte Beweiſe, ohne Zuſatz eines Beywerts zu liefern. Allein, die Mode des Herrn Abt Moſheims beſtehet noch in vollem Anſehen. Nachdem dieſer groſſe Gottesgelehrte uns ſeine Predigten unter dem Titel heiliger Reden mitgetheilet hat; ſo ſehen wir alle Meſſen eine Menge heiliger Reden zum

zum Vorſchein kommen: und wir können noch nicht wiſſen, wenn ſie aufhören werden.

Es iſt eine unläugbare gelehrte Mode, daß wir die gelehrte Miene des Schriftſtellers vor ſeiner Schrift im Kupfer wahrnehmen können. Weil dieſe Erfindung dem Buche ein Anſehen giebt, und zugleich die Eigenliebe des Verfaſſers ungemein kützelt; ſo hat ſich dieſelbe bis auf unſre Zeiten unverringert erhalten.

Es iſt weit gefehlt, daß ich die Abſchaffung dieſer Mode wünſchen ſollte. Man wird leicht erachten, daß ich auf einmal willens bin, mich mit Ehren in Kupfer ſtechen zu laſſen: und ich freue mich ſchon auf den Ruhm, den mir meine kluge Geſichtsbildung erwerben wird.

Ich bin vielmehr erſchrecklich böſe, daß man die Mode nicht fortgepflanzet hat, auch die Frau Gemahlinn des Schriftſtellers an ſeine Seite ſtechen zu laſſen. Eine gewiſſe Auflage des ſogenannten kleinen Sterns dienet zum Beweis, daß dieſe Erfindung bereits in der That in der gelehrten Welt Platz gefunden hat. Ich kann mich aber nicht erinnern, daß man ſich ihrer ſeit der Zeit wieder bedienet hätte. Allein, alle Gelehrte ſollten mit Ernſt darauf bedacht ſeyn, dieſe Mode in Gang zu bringen: und ich ſelbſt bin entſchloſſen, alles mögliche hierzu beyzutragen. Es würde in der That ein groſſer Bewegungsgrund vor ein junges hochmüthiges Frauenzimmer ſeyn, einen gelehrten Mann zu lieben; wenn ſie verſichert wäre, daß ihr liebreiches Angeſicht an allen Ecken der Buchläden hangen würde.

Die gelehrte Welt ſelbſt würde vielen Nutzen davon haben. Wahrhaftig, eine groſſe Menge unſrer Studirenden

renden würden die Bücher weit lieber in die Hände nehmen, wenn ſie verſichert wären, eine artige Schöne allemal vor dem Titel zu erblicken.

Es fällt allzu ſehr in die Sinne, daß die Zueignungen der Bücher nichts, als eine gelehrte Mode in der Welt iſt, und bedarf alſo meines Beweiſes gar nicht. Dieſe Mode beſtehet ſchon ſehr lange: und mich wundert, warum der Geiſt der Neuigkeit und der Veränderung nicht bereits etwas neues erſunden hat. Allein, ob man gleich die Hauptmode nicht verändert hat; ſo hat man doch mit der Nebenmode, nämlich mit dem Innhalt der Zuſchriften ganz merklich gewechſelt. Es war vorher Mode, daß man darinnen von ſeinem Buche als einem Geſchenke redete, welches man dem Gönner hiermit vor den Augen aller Welt überreiche. Hierauf war es gebräuchlich, daß man in der Zueignung ſein Buch dem Schutz eines groſſen Herrn oder Gönners übergab. Heut zu Tage aber iſt es Mode, daß man die Bewegungsgründe anführet, welche gewirket haben, daß man den hohen oder berühmten Namen eines Gönners ſeiner Schrift verſetzet, und ihr dadurch ein Anſehen ertheilt.

Mit den Vorreden ſind gleichfalls viele Veränderungen der Moden vorgegangen. Man hat bald trotzig, bald demüthig darinnen gethan, bald hat man gar keine gemacht. Itzo iſt es Mode, wenn ein Scribent mit aller Sittſamkeit und Wohlanſtändigkeit zum erſten mal in der gelehrten Welt erſcheinen will, daß er ſich von einem groſſen und berühmten Manne eine Vorrede zu ſeinem Buche ausarbeiten läßt. Dieſes iſt gleichſam das Zeugniß, daß der angehende Schriftſteller ſeine Lehrjahre richtig ausgeſtanden habe, und nunmehro, wohlhergebrachten Handwerksgebrauch nach, zum Geſellen geſprochen ſey.

Man iſt ſorgfältigſt bemühet, auf dem Titel anzuzeigen, wer dieſen Lehrbrief ertheilet habe. Denn die erſte Arbeit des Geſellen wird vor tüchtig angeſehen oder nicht, nachdem der Meiſter, der ihm ſolchen mit auf den Weg giebt, einen groſſen oder kleinen Namen in der gelehrten Welt hat. Allein dieſe Regel leidet doch zuweilen ihren Abfall. Es giebt Meiſter (*), die ſo eigenſinnig ſind, daß ſie auf nichts, als auf die Arbeit des Geſellen, einigen Betracht machen. Ohngeachtet Herr Urſinus neulich einen ſehr ſchönen Lehrbrief von Hrn. Junkern vorzeigte; ſo hat ihn doch derſelbe vor dem Tadel einiger andern Meiſter auf ſeiner Wanderſchaft wenig geſchützet.

Im vorigen Jahrhundert herrſchte eine Mode ſehr ſtark, die ich bedaure, daß ſie abgeſchafft worden. Sie vermehrte den Zierath und das Anſehen eines Buchs ungemein: und wir haben zeither nichts ausfündig gemacht, was ihren Abgang völlig erſetzen könnte. Es war Mode, daß ein Schriftſteller ein Dutzend gute Freunde anwarb, die zu ſeinem und ſeines Buchs Lobe, das ſie gemeiniglich noch nicht geſehen hatten, artige Verſe ausarbeiten mußten. Dieſe wurden der herauszugebenden Schrift vorgedruckt: und man kann leicht erachten, was das Zeugniß ſo vieler ehrlicher und braver Männer von dem Werth eines Buchs vor einen Eindruck bey dem Leſer werde gemacht haben.

Dem ohngeachtet hat die Begierde zur Veränderung dieſe nützliche Mode nicht erdulden können: und wir haben in einer langen Zeit wenig dergleichen Zierathen geſehen.

---

*) Die gelehrten Zeitungsſchreiber.

ſehen. Einer meiner guten Freunde aber, der den gelehrten Moden und dem Bücherpracht ſehr ergeben iſt, hat ſeit geraumer Zeit auf eine neue Mode geſonnen, die den Platz dieſer alten würdig bekleiden kann. Er iſt willens bey der andern Auflage ſeines Buchs alle die vortheilhaften Nachrichten und Cenſuren, die in den gelehrten Zeitungen von ſeiner Schrift geſtanden haben, vordrucken zu laſſen, und mich deucht, daß dieſe Mode von der Fahigkeit ſeiner Erfindungskraft einen großen Beweis giebt. Wenigſtens muß das Wort: Hamburg, Leipzig, Göttingen, dem Leſer allen Muth benehmen, eine Schrift anzugreifen, die mit dergleichen Bollwerken befeſtiget iſt: und ich glaube nicht, daß die einzeln Schildwachten, mit denen die Alten den Zugang zu ihren Büchern beſetzten, ſo viel Schrecken haben verurſachen können. Ich habe demnach ſeine Erfindung vollkommen gebilliget, und mir dieſes erinnert, daß diejenigen Schriftſteller mit ſeiner Mode nicht zufrieden ſeyn würden, die das Unglück haben, daß ihre Schrift nur einmal gedruckt wird.

Wenn das, was ich bis hieher geſagt habe, noch einigen Zweifel übrig gelaſſen hat: daß wir Moden in der gelehrten Welt haben; ſo wird er gewiß vollends verſchwinden, weil ich nunmehro beweiſen werde, daß die Bücher eben das Schickſal haben, als die Moden in der bürgerlichen Welt. Ein eitles junges Frauenzimmer, welches die Hälfte ihres Lebens vor dem Spiegel zubringt, wird beſtändig darauf ſinnen, wie es eine artige Mode noch mehr verbeſſern möge. Ich glaube, daß einige unſrer Gelehrten es ihnen vollkommen gleich thun. Wenn ein Buch im allgemeinen Gebrauch, das iſt, nach der

Mode iſt; ſo finden ſich Gelehrte, welche ſehr bekümmert ſind, wie ſie dieſe artige Tracht noch anſtändiger machen können. Sie machen einen neuen Theil, ein Supplement, oder eine Fortſetzung darzu.

Gleichwie das Frauenzimmer nicht wartet, bis die Erſinderinn einer neuen Tracht todt iſt, ehe ſie daran künſteln; ſo halten ſich unſre Gelehrte ebenfalls berechtiget, ſich dieſer Freyheit zu gebrauchen. Sie warten alſo nicht, bis der Urheber geſtorben iſt, wenn ſie ein Buch fortſetzen oder vermehren. Ich will hier nicht unterſuchen, ob dieſes Verfahren recht ſey oder nicht. Ich getraue mir zu behaupten, daß dergleichen Fortſetzungen ſelten etwas nutzen. Es wird faſt mehr Witz und Geiſt darzu erfordert, als der Urheber ſelbſt gehabt hat. Dieſer braucht nur die Gedanken und die Begriffe, die er von einer Sache hat, nach ſeiner Gewohnheit natürlich auszudrucken. Allein, ein Fortſetzer kann ſeinen Witz und ſeine Einbildungskraft faſt gar nicht gebrauchen. Er muß dasjenige gezwungen nachahmen, was einem andern eigen und natürlich war, wenn er anders eine wahrhafte Fortſetzung liefern will. Und daher kommt es, daß diejenige elende Fortſetzer ſind, die vielleicht ſelbſt erträgliche Schriftſteller geworden wären.

Das Künſteln an den gelehrten Moden beſtehet auch darinnen, daß man Noten und Anmerkungen zu eines andern Buche macht. Ich kann aber nicht läugnen, daß ich wenig davon halte; weil ich angemerket habe, daß dergleichen Noten nur die mittelmäßigen Schriftſteller zu machen pflegen; ſo habe ich mir überhaupt die Regel gemacht, daß man ſich nichts ſonderlich daraus verſprechen darf. Denn wenn ja ein groſſer Mann Anmerkungen zu einer Schrift macht, die ein andrer geſchrieben hat; ſo ſind ſie gewiß ſo eilfertig geſchrieben, daß ſie ſeiner andern Arbeit gar nicht gleich kommen.

Ich kann aber dieſe Noten noch einigermaaßen leiden. Allein, dieſe ſind faſt gar nicht zu rechtfertigen, die ein Scribent unter ſeine eigne Arbeit ſetzet, wenn es nicht in der Abſicht geſchiehet, einen Gegner zu widerlegen, oder durch Ausſchweiſungen den Zuſammenhang ſeines Textes nicht ſo ſehr zu unterbrechen. Mich deucht, daß er ſonſt alles in dem Texte hätte ſagen können, was er uns in denen Anmerkungen erzählet. Und ich ſehe gar nicht ab, warum er uns zu der Unbequemlichkeit verdammet, daß wir zwey Bücher auf einmal leſen: und den Zuſammenhang und den Verſtand des erſtern über dem Innhalte des andern vergeſſen ſollen.

Es iſt aus dem obigen klar, daß die Bücher ſelbſt gelehrte Moden ſind. Die Schriften der elenden Scribenten können hier keinen Einwurf machen, der erheblich wäre. Ob ſie gleich von groſſen Männern nicht geleſen werden; ſo dienen ſie doch den kleinen Geiſtern und dem Pöbel zum allgemeinen Gebrauch. Sie ſind alſo die Mode der gemeinen Leute. Ihr Endzweck iſt auch den guten Schriften vollkommen gleich. Der allerelendeſte Scribent glaubt zum allgemeinen Gebrauch eine neue Erfindung zu liefern, die der Wiſſenſchaft, in der er ſchreibt, einen neuen Glanz geben ſoll.

Die Bücher haben dannenhero eben das Schickſal das die Moden haben. Sie werden altväteriſch, abgeſchafft und vergeſſen. Man kann demnach vor gewiß behaupten, daß man die Schriften, die wir itzo vor ganz gut in ihrer Art halten, über hundert Jahr nur in einigen großen Bibliotheken, und als eine altväteriſche Tracht auf dem Trödelmarkte finden wird. Die Erfahrung beſtätiget das, was ſie ſeyn. Die Bücher in allen Wiſſenſchaften haben dergleichen Geſchick erlitten. In der Gottesgelahrtheit war ehedem der Quenſtädt Mode. Itzo gilt er ſehr wenig, und der Hollaz befindet ſich dargegen als eine neue Tracht in aller Händen. Ich habe mir aber ſagen laſſen, daß ein großer Gottesgelehrter ſeit einigen Jahren wieder auf eine neue Mode ſinnet, die denn unfehlbar den Fall des armen Hollaz nach ſich ziehen dürfte. Die Herren Rechtsgelehrten wiſſen, wie beliebt und gewöhnlich ehemals der ſo genannte große Struv war. Allein, es iſt itzo faſt andem, daß wir dieſes Buch vor 2 Groſchen auf dem Trödel kaufen können. Dargegen iſt aber die Oeconomie des Herrn Bergers noch etwas Mode. Man ſiehet aber ihren Sturz bereits ſehr nahe.

Man kann daraus den Schluß machen, was mit dieſen aus der Mode gekommenen Büchern in fünf bis ſechs hundert Jahren vorgehen werde. Sie werden gewiß gar nicht mehr vorhanden ſeyn.

Es giebt Leute, die ſich ſehr bekümmern, wo unſre Nachkommen mit der entſetzlichen Menge Bücher hin wollen, die bereits vorhanden ſind, und die noch alle Tage vermehret werden. Ich bin dieſerhalb ganz außer Sorgen. Denn ich bin verſichert, daß in tauſend Jahren nur noch einige wenige von unſern Büchern übrig ſeyn werden. Die mehreſten werden ihren Untergang bey den Würzkrämern finden: und die Unglücksfälle werden einige andre der Vergeſſenheit aufopfern. Nur ein Newton, ein Steele, ein Locke, ein Voltaire, ein Leibnitz, ein Wolf und dergleichen große Geiſter werden nach vielen Jahrhunderten bey unſern Nachkommen bekant und beliebt ſeyn.

Diejenigen irren ſehr, welche glauben, daß Cicero, Virgil, Horaz, Ovidius, die einzigen Schriftſteller ihrer Zeiten geweſen ſind. Wir ſind überzeugt, daß eine unzählige Menge andrer Scribenten zu gleicher Zeit mit ihnen gelebt haben. Wiſſen wir nicht aus dem Horaz, wie ſehr ſich die ſchlechten Poeten bemühet haben, ihre Gedichte den Leuten vorzuleſen? und dürften wir zweifeln, daß dieſe einen Augenblick Anſtand genommen haben würden, ihre Schmierereyen drucken zu laſſen, wenn ſie die Buchdruckerkunſt gehabt hätten. Wenigſtens können wir verſichert ſeyn, daß ſie gar nicht rar mit ihren ſchönen Sachen werden gethan haben, ſondern daß ſie ungemein willig werden geweſen ſeyn, jedermann davon Abſchrift nehmen zu laſſen. Dennoch aber hat ſich kein einziges ihrer Gedichte bis auf unſre Zeit erhalten.

Eben ſo ſind wir überzeugt, daß Demoſthenes nicht der einzige Redner, daß Sophocles und Euripides nicht allein Tragödienſchreiber in Athen geweſen ſind. Dennoch ſind weder Reden noch Trauerſpiele von denen, ſo mit ihnen zu gleicher Zeit gelebet haben, bis auf unſre Zeiten gelanget. Man kann nicht zweifeln, daß nicht auch mittelmäßige Redner und Poeten damals geweſen ſind, die gleichfalls einige Hochachtung vor ſich gehabt haben. Allein, nur das Vortreffliche in jeder Art kann dem Moder und der Vernichtung der Zeit widerſtehen; weil es allemal Leute geben wird, die es hochſchätzen: und die es, als etwas Koſtbares, wider alle Vorfälle ſorgfältigſt aufzubewahren ſuchen. Da man hingegen um das Mittelmäßige nur halb bekümmert iſt.

Mich deucht, daß wir daher eine untrügliche Folge ziehen können, wie wenig von den Schriften, mit denen unſre heutigen Buchladen ausgefüllet ſind, bis auf die ſpäteſten Zeiten kommen werden: und daß nur allein ein wahrhaftig groſſer Geiſt ſich auf die Ehre der Unſterblichkeit Rechnung machen darf.

Unterdeſſen bin ich gar nicht Willens, die Hoffnung niederzuſchlagen, die ſich vielleicht ſo viele in der Welt gemacht haben. Wir haben der Begierde zur Ehre und zur Unſterblichkeit alles zu danken. Dieſe Regung iſt die einzige Triebfeder, wodurch groſſe Geiſter empor ſteigen. Sie iſt der ſüſſe Troſt, den gute und böſe Scribenten ohne Unterſchied vor ihre ſaure Arbeit haben, und es ſcheinet mir gar nicht billig, ſie deſſelben zu berauben. Ich wünſche demnach, daß man meine Folge nicht vor richtig annehmen möge: und ich werde es gerne ſehen, wenn die Hoffnung der Unſterblichkeit auch bey den elendeſten Scribenten fortdauren wird. Sie iſt die einzige Urheberinn aller Moden, die wir in der gelehrten Welt gehabt haben: und wer weis, was ſie nicht in Zukunft
noch vor artigen Zierath ausfindig machen
wird.

IV.

Vorſchlag
zu einer Zeitung von den Zeitungen.

Die Zeitungen, ſowohl die von denen gelehrten Sachen, als auch die von denen Weltbegebenheiten, gereichen allerdings zur großen Bequemlichkeit des Publici. Es liegt denen Gelehrten gar viel daran, von denen herauskommenden Schriften, von denen neuen Erfindungen, Entdeckungen und andern Bemühungen derer Gelehrten, wie auch andern in dem Reiche der Wiſſenſchaften ſich ereignenden Begebenheiten zeitige Nachrichten zu bekommen: und eben ſo wird ſo wohl unter denen Gelehrten als Ungelehrten ſo leicht niemand ſeyn, der ſich unter die denkenden Köpfe rechnet, und über den Pöbel erhaben zu ſeyn ſich bedünket, welcher nicht wiſſen will, was auf dem großen Schauplatze der Welt, auf welchem er ſich mit befindet, vorgehet: und dannenhero von denen Vorfällen in Staats- und Kriegsſachen, und andern Weltbegebenheiten unterrichtet zu ſeyn wünſchet. Die Zeitungen erfüllen dieſe Abſichten und Wünſche, ohne große Mühe und Koſten: und wenn wir dergleichen Einrichtungen nicht hätten; ſo würden dieſe Endzwecke mit großem Aufwande nur in ſehr geringer Maaße erreichet werden, und dennoch würde der Aberglaube und die Unwiſſenheit große Gelegenheit finden, ſich auszubreiten.

Allein, ſo bequemlich und nützlich beyderley Arten der Zeitungen ſind; ſo fehlet noch gar viel, daß ſie alle diejenige Bequemlichkeit und Nutzen leiſteten, den man ſich von ihnen verſprechen könnte. Ich will nur die gröbſten Mängel beyderley Arten derer Zeitungen anzeigen.

Die gelehrten Zeitungen begnügen ſich faſt allenthalben, die herausgekommenen Schriften, und zuweilen die Beförderungen und das Abſterben in der Welt bekanter Gelehrten anzuzeigen: und dieſes geſchiehet noch dazu ſehr mangelhaftig. Die herausgekommenen Schriften werden nicht nach ihrer Wichtigkeit und Nützlichkeit recenſiret, ſondern nach der Maaße wie die Verfaſſer der gelehrten Zeitungen mit denen Schriftſtellern in Freundſchaft und Bekantſchaft ſtehen, oder wie die Schriftſteller und Buchhändler ein Exemplar davon einſenden. Die wichtigſten Werke und die Arbeiten der gröſten Gelehrten werden öfters ſehr ſpath, und noch darzu ſehr kurz recenſiret; weil es die Verfaſſer vor unnöthig halten, ihre Exemplarien vor Recenſionen wegzuſchenken, die ſie eben nicht vor wichtig anſehen. Dahingegen die Schriften derer Freunde und Bekanten, und die eingeſendeten Schriften gar bald angezeiget, und öfters die elendeſten Schmiralien, entweder mit Lobeserhebungen, oder doch ohne die nöthigen Erinnerungen weitläuftig aufgeführet werden.

Man kann es faſt einer jeden Recenſion anſehen, ob der Verfaſſer ein Freund oder Bekanter von dem Schriftſteller iſt, ob der Schriftſteller oder der Buchhändler ein Exemplar eingeſendet hat, oder nicht; ja bey einiger Aufmerkſamkeit kann man urtheilen, ob das Exemplar roh oder ſchön eingebunden überſendet worden iſt.

Die Anzeige von dem Abſterben und denen Beförderungen der Gelehrten geſchiehet eben ſo mangelhaftig. Selten erſtrecken ſich dergleichen Nachrichten weiter als auf die Univerſität, oder die Stadt, wo die Zeitung herauskommt; oder höchſtens auf die benachbarten Univerſitäten. Kurz, es werden ſchwehrlich zwey gelehrte Zeitungen in Teutſchland ſeyn, die eine ſolche Correſpondenz führen, als zu ihrem Vorhaben nöthig wäre, wenn ſie ihren Endzweck erfüllen wollten. Die Recenſionen, ſo ihre Freunde und Bekante einſenden, die Bücher, ſo ihnen zur Recenſion eingeſchickt werden, der Buchladen, ſo die Zeitungen drucken läſſet, oder debitiret, und etwan der Meſcatalogus, müſſen die Stelle der Correſpondenz und aller Hulfsmittel vertreten.

Wenn aber auch die Recenſionen der Bücher, und die Nachrichten von denen Beförderungen und dem Abſterben derer Gelehrten in aller Vollkommenheit geleiſtet würden; ſo würde das einer der geringſten Nutzen ſeyn, den man eigentlich von den gelehrten Zeitungen erwarten ſollte. Der wichtigſte Nutzen kommt ohne Zweifel darauf an, daß man von denen Entdeckungen, Erfindungen und Bemühungen wahrer Gelehrten, und inſonderheit derer gelehrten Geſellſchaften Nachricht erhält. Hierauf beruhet der Zuſammenhang des Reichs der Wiſſenſchaften, und die vereinigte und gemeinſchaftliche Bemühung der Gelehrten, die Wiſſenſchaften zu erweitern.

Es liegt mir, und gewiß tauſend andern Gelehrten ſehr wenig daran, ob dieſer Mönchsorden, oder jenes Kloſter ſeine Geſchichte beſchrieben hat, oder ob dieſer oder jener elende Scribent ein paar Bogen von ſeinen Träumerenen hat drucken laſſen. Allein, daran muß allen wahren Gelehrten liegen zu wiſſen, womit ſich die gelehrten Geſellſchaften zu London, Paris, Berlin, Stockholm und andrer Orten beſchäfftigen, was vor Vorleſungen bey einer jeden gehalten werden ſind, was vor Verſuche, Entdeckungen und beſondre Betrachtungen und Anmerkungen ſie gemacht haben, und worauf ſie ferner in ihren gelehrten Bemühungen ihr Abſehen richten. Dieſe Nachrichten würden in denen gelehrten Zeitungen deſto nöthiger ſeyn, da ſich faſt bey allen gelehrten Geſellſchaften der Fehler eingeſchlichen hat, daß ihre Commentarien und Abhandlungen einige Jahre ſpäter gedruckt werden, als die Vorleſungen gehalten ſind.

Ja das Aufnehmen der Wiſſenſchaften erfordert insonderheit, daß die Bemühungen ſolcher gelehrten Geſellſchaften bekant werden, ehe die Abhandlungen ſelbſt gedruckt werden. Viele andere Gelehrte, die zu eben dieſem Endzwecke arbeiten, würden alsdenn ihre Verſuche und Beobachtungen ſolchen gelehrten Geſellſchaften mittheilen können: und durch dergleichen vereinigte Bemühungen würden alsdenn die Abhandlungen der Geſellſchaft viel vollkommner erſcheinen und zu Erweiterung derer Wiſſenſchaften ungleich mehr beytragen. Selbſt die Bemühungen einzelner Gelehrten, beſonders wenn ſie an wichtigen Werken oder ſchwierigen Unternehmungen arbeiten, ſollten in denen gelehrten Zeitungen bekant gemacht werden. Viele andere Gelehrte würden alsdenn Beyträge thun, und ihre Einſicht und Erfahrungen zum großen Vortheil der Wiſſenſchaften mit einander vereinigen können; zu geſchweigen, daß auf dieſe Art viele unnütze Streitigkeiten über die herauskommenden Werke nachbleiben würden.

Eines der größten Gebrechen aber bey denen meiſten gelehrten Zeitungen iſt ohne Zweifel, daß die Verfaſſer derſelben dem Unternehmen nicht gewachſen ſind, deſſen ſie ſich unterzogen haben. Diejenigen, ſo ſich zu Richtern in der gelehrten Republik aufwerfen wollten, ſollten allemal Gelehrte vom erſten Range ſeyn, deren Einſicht durch einen bewährten Ruhm genugſam bekant wäre, und die durch ihre vortrefflichen Schriften gezeiget hätten, daß ſie von andrer Gelehrten Arbeit zu urtheilen ſich im Stande befänden.

Allein, wenn dieſes der geſunden Vernunft nothwendig ſcheinet, und wenn ſie gar die Handwerksleute davor halten, daß derjenige ein Meiſter ſeyn, und ſelbſt ſein Meiſterſtück abgeleget haben müſſe, der von andrer Arbeit urtheilen will; ſo iſt es doch in der gelehrten Republik ganz anders. Hier urtheilen die Lehrlinge und Pfuſcher über die Arbeit der größten Meiſter. Ein neuer Magiſter, der etwan eine Diſputation und ein Glückwünſchungsſchreiben an einen Freund geſchrieben, oder eine Vorrede zu eines andern Buche gemacht hat, hält ſich geſchickt, die größten Geiſter unter den Gelehrten zu beurtheilen; wenn er ſonſt einen Buchhändler finden kann, der ihn etwan vor 50 Rthlr. und den freyen Tiſch zu dieſer Arbeit dinget. Es iſt ſchon etwas ſeltenes unter denen Zeitungsverfaſſern, wenn einer aus zehen andern Büchern, die man ihm alle nennen kann, ein Lehrbuch zuſammen geſchrieben hat: und dieſes ſoll ihn berechtigen, über Gelehrte ein Urtheil zu fällen, welche eben dieſe Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange beſitzen, davon er ſich nur mit den Schaalen und Trümmern bekant gemacht hat.

Es iſt wahr, wenn nur die groſſen Geiſter die gelehrten Zeitungen ſchreiben ſollten; ſo würden wir deren vielleicht ſehr wenige haben. Dieſe wiſſen ſich immer viel nützlicher zu beſchäfftigen, als ſich mit ſolcher Arbeit abzugeben. Allein, dieſe wenigen würden mehr werth ſeyn, und würden zu dem wahren Aufnehmen der Wiſſenſchaften mehr beytragen, als ⅔ Theile aller gelehrten Zeitungen in Teutſchland.

Bey dieſer Beſchaffenheit der meiſten gelehrten Zeitungen können nun dergleichen Nachrichten nicht anders als ſchlecht ausfallen. Ohngeachtet ſich die Unwiſſenheit bey keiner Arbeit mehr verbergen läßt, als bey der Verfertigung der gelehrten Zeitungen; zumal wenn die Verfaſſer nur den Innhalt der Bücher erzählen, und in allgemeinen Urtheilen von dem Werke loben und tadeln; ſo blicket doch die Schwäche der Verfaſſer öfters gar merklich hervor. Bey den offenbareſten Fehlern der Schriftſteller erinnern ſie nichts: und das was ſie loben, iſt öfters eben dasjenige, was ſie tadeln ſollen. Wenn ſie ſich aber ein klein wenig in beſondere Urtheile, oder in die Unterſuchung der Sache einlaſſen; ſo ſiehet man öfters, daß ſie wider die bekanteſten Grundſätze und Erfahrungen anſtoßen. Es würde dannenhero eine gelehrte Zeitung von denen gelehrten Zeitungen eine angenehme Schrift werden; indem es die Welt nicht wenig beluſtigen würde, wenn man ihr zeigte, wie ſchwach öfters diejenigen ſind, die ſo unumſchränkt über andre richten wollen.

Der Nachtheil, der aus dergleichen Beſchaffenheit derer meiſten gelehrten Zeitungen ſo wohl vor das Aufnehmen derer Wiſſenſchaften, als vor das Publicum entſpringt, iſt gewiß nicht geringe. Wenn die gelehrten Zeitungen eine ſo ſchlechte Beſchaffenheit haben, wenn ſie eine offenbare Partheylichkeit bezeugen, und überhaupt ihren Endzweck ſo wenig erfüllen; ſo tragen ſie nicht allein zum Aufnehmen der Wiſſenſchaften nicht das geringſte bey; ſondern ſie befördern vielmehr deren Verfall. Ein angehender Scribent, der durch einen demüthigen und vor den Herrn Zeitungsſchreiber ſchmeichleriſchen Brief benebſt einem ſchön eingebundenen Exemplar eine Recenſion voller Lobeserhebungen erbettelt, unterläßt deshalb nicht ſich dadurch aufzublähen; ſein Wurm ſchwilt auf, und indem er ſich bereits vor ein großes Licht in der gelehrten Welt anſiehet: ſo iſt der natürliche Erfolg davon, daß er ſich wenig Mühe giebt ſeine Erkenntniß und Einſichten zu verbeſſern.

Er fähret alſo fort mit elenden, oder doch nur ſehr mittelmäßigen Schriften die Welt zu überſchwemmen, die durch die vorigen Wege angeprieſen werden: Wege, die öfters durch eine genauere Verbindung mit denen Herren Zeitungsſchreibern immer mehr gebähnet, und zuweilen ſo leicht geworden ſind, daß der Schriftſteller ſelbſt der Herold ſeines Ruhms iſt: indem er die Recenſion voller übertriebnen Lobeserhebungen von ſeinen Schriften ſelbſt verfertiget, und zu mehrerer Bequemlichkeit vor die Hrn. Zeitungsſchreiber zur Einrückung einſendet.

Vielleicht iſt dieſes Verfahren eben ſo närriſch, als wenn jemand vor den Spiegel tritt, und ſich ſelbſt ein

Compliment macht. Vielleicht zeiget es auch ſehr wenig innerliche Empfindung von Schaam und wahrer Ehrliebe an. Unterdeſſen werden die Unwiſſenden durch ſo vielen Zeitungsruhm eingenommen. Die Mäcenaten ſelbſt werden durch ſo viele Trompeten des Ruhms, welche in denen gelehrten Zeitungen erſchallen, übertäubet: da ſie den niederträchtigen Weg nicht wiſſen, wodurch dieſer Ruhm erklinget, ſo glauben ſie, daß derjenige ein Mann von Wichtigkeit ſeyn möge, der ſo vielfältig erhoben wird. Dieſer zeitungsberühmte Mann wird alſo in der That ein angeſehener Mann, und zugleich ein denen Wiſſenſchaften ſchädliches Muſter vor einer Menge andrer angehenden Gelehrten. Ein ſolches eben nicht allzu ſeltenes Verfahren und eine heut zu Tage einreißende verkehrte und leichtſinnige Art zu Studiren, worüber verſchiedene wahrhaftig große Gelehrte in ihren Briefen an mich klagen, und beſondre Anmerkungen machen, davon ich vielleicht an einem andern Orte handeln werde, dürften uns vielleicht einen nahen Verfall der Wiſſenſchaften zuziehen.

Ich würde dieſe Abhandlung mehr erweitern müſſen, als es meiner gegenwärtigen Abſicht gemäß iſt, wenn ich allen Nachtheil zeigen wollte, der aus einer ſchlechten Beſchaffenheit der gelehrten Zeitungen vor die Wiſſenſchaften entſpringet. Ich will mich alſo begnügen, nur überhaupt noch dieſes zu ſagen: Seichte Urtheile, welche der Partheylichkeit und dem Buchladen fröhnen, ſind gar nicht im Stande etwas von dem Guten in der gelehrten Republik auszurichten, was ſie nach ihrem Endzwecke leiſten ſollten und könnten. Wenn die gelehrten Zeitungen auch zuweilen gegen einen elenden Scribenten, der mit ihnen in keiner Verbindung ſtehet, ihr Strafamt ausüben; ſo findet derſelbe in ſo vielen vorhergehenden Beyſpielen ungegründeter und partheyiſcher Urtheile, ſo viele Gründe zu ſeiner Rechtfertigung, daß er weder dadurch gebeſſert, oder vom Schreiben abgeſchrecket wird, noch daß andre Gelehrte, welche die Schrift nicht ſelbſt geleſen haben, wiſſen, ob ein ſolches Urtheil zuverläßig iſt.

Der Nachtheil, den das Publicum bey einer ſo ſchlechten Beſchaffenheit der meiſten gelehrten Zeitungen leidet, iſt von ſelbſt leicht einzuſehen. Wenn die Herren Zeitungsſchreiber eine elende Schrift mit groſſen Lobeserhebungen anpreiſen; ſo werden viele dadurch verführet, ſich ſolche Schrift anzuſchaffen: und wenn ſie dieſelbe durchleſen; ſo ſehen ſie, wenn ſie anders Einſicht beſitzen, wie übel ſie ihr Geld angelegt haben. Bey denen Anfängern aber, die davon nicht zu urtheilen im Stande ſind, und die ſich auf den Zeitungsſchreiber, als auf ein Orakel verlaſſen müſſen, hat die Sache auf ihren Geſchmack und Erkenntniß viel nachtheiligere Folgen. Das ſo übel angelegte Geld iſt auch nicht allemal eine Kleinigkeit von wenigen Groſchen oder Thalern. Das Publicum wird öfters auf dieſe Art mit groſſen und koſtbaren Werken betrogen. Es iſt vor manchen Zeitungsſchreiber eine verführeriſche Reizung, ein Werk deſto mehr zu loben, mit je mehr Folianten er ſeine Bibliothek dadurch zu vermehren Hoffnung hat.

Ich könnte hier eine Menge von Beyſpielen anführen. Allein, das in unſern Tagen herausgekommene juriſtiſche Orakel kann uns ſtatt aller andern dienen. Dieſes ungeheure und mit ſo ſchlechter Einſicht, Geſchmack, Wahl und Ordnung aus andern Büchern ausgeſchmierte und zuſammengetragne Werk, iſt faſt in allen gelehrten Zeitungen mit recht übertriebenen Lobeserhebungen angeprieſen worden. Diejenigen gelehrten Zeitungen, welche noch am gründlichſten und unpartheyiſchſten ſeyn wollen, haben zwar mit einigem Zurückhalt, dennoch aber mit allgemeinen Lobeserhebungen davon geredet, allein nichts weniger als deſſen über die Maaßen ſchlechten Werth aufrichtig angezeiget.

Man kann gewiß verſichert ſeyn, daß alle dieſe Zeitungsſchreiber die ſchlechte Beſchaffenheit deſſelben einſehen. Sie müßten ſonſt alles Geſchmacks und Einſicht beraubt ſeyn. Ich habe bey ſehr viel wahren, gründlichen und berühmten Gelehrten mündlich und ſchriftlich ihre Meynung und Urtheil von dieſem Werke erforſchet. Allein, ich habe keinen einzigen gefunden, der nur den geringſten vortheilhaftigen Begriff davon gehabt hätte. Dennoch loben es die Zeitungsſchreiber. Was ſoll man hierzu ſagen? Auf das gelindeſte davon zu urtheilen; ſo iſt das Publicum offenbar der betrogne Theil.

Die Buchhändler wiſſen öfters den geringen Werth der Bücher, ſo ſie verlegen, nur allzu gut. Ich könnte davon einige ſonderbare und beluſtigende Anecdoten beybringen. Wenn ſie ein ſolches Unternehmen wagen, das in allem Betracht ſehr kühn iſt, ſo verlaſſen ſie ſich auf ihre Verbindungen mit einigen gelehrten Zeitungsſchreibern. Allein, die Hoffnung, das Publicum zu betrügen, ſchlägt zuweilen fehl; indem daſſelbe den Werth des Werkes einſiehet, oder davon durch Unpartheyiſche unterrichtet wird; und dieſes ereignet ſich ſehr häufig, wenn der Weg der Vorauszahlung nicht ergriffen wird. Der Betrug fällt alsdenn auf ſeinen Urheber zurück, und viele angeſehene Buchhändler ſind auf dieſe Art zu ihrem eignen und des gemeinen Weſens Nachtheil zu Grunde gegangen; weil es dem gemeinen Weſen gar nicht gleichgültig ſeyn kann, wenn in einem ſo anſehnlichen Zweige der Commercien, als der Buchhandel iſt, dergleichen Fälle geſchehen.

Es iſt wenig Hoffnung vorhanden, daß dieſe Beſchaffenheit der meiſten gelehrten Zeitungen ſo bald abgeändert und verbeſſert werden wird: und in dieſem Betracht würde eine gelehrte Zeitung von denen gelehrten Zeitungen ein nützliches Unternehmen ſeyn. Ich geſtehe gern, daß die Fehler und der Nachtheil, den viele gelehrte Zeitungen verurſachen, dadurch nicht aus dem Grunde verbeſſert und abgeholfen werden würden. Mit ſo viel Redlichkeit, Unpartheylichkeit und Einſicht auch deren Verfaſſer verſehen ſeyn könnten; ſo würden ſie doch allemal Menſchen bleiben. Unterdeſſen würde dennoch das Uebel dadurch ſehr gemildert werden.

Die Verfaſſer müßten Gelehrte von einem gegründeten Anſehen und Ruhm ſeyn, die durch ihre Schriften genugſam gezeigt hätten, daß ſie von anderer gelehrten Arbeit in dieſer oder jener Wiſſenſchaft zu urtheilen im Stande wären. Sie müßten ſich mit dem feſten Vorſatze der Unpartheylichkeit, und alle Nebenabſichten auszuſchließen, der Sache unterziehen. Wenn ſie Muth genug hätten, das Loben und Schelten einiger Zeitungsſchreiber zu verachten; ſo würde es gleichgültig ſeyn, ob ſie ihre Namen bekannt werden ließen oder nicht.

Die Einrichtung ihrer Zeitungen müßte ſolchergeſtalt beſchaffen ſeyn, daß ſo viel Artikel darinnen befindlich wären, als gelehrte Zeitungen in Teutſchland heraus kommen. Unter jedem Artikel müßte der Innhalt des Zeitungsblattes, und die darinnen recenſirten Bücher bemerket werden. Dieſes allein würde dieſe Zeitung ſehr nützlich und beliebt machen.

Es ſind ſo viel gelehrte Zeitungen in Teutſchland, daß ein Gelehrter weder Koſten noch Zeit verwenden kann, ſie alle zu halten und zu leſen. Viele ſind auch ihrer Beſchaffenheit nach denen meiſten Gelehrten ſo gleichgültig, daß ihnen weiter nichts daran liegt zu wiſſen, als was vor Bücher in jeder Zeitung recenſiret ſind. Es ereignet ſich itzo nicht ſelten, daß wider einen Gelehrten in einer gelehrten Zeitung etwas erinnert wird, was er niemals lieſet oder erfähret, weil er ſich um eine ſolche Zeitung nicht bekümmert, und öfters kaum weis, daß ſie exiſtiret. Bey dieſer Einrichtung der vorzuſchlagenden Zeitung würde ein jeder Gelehrter ſo fort überſehen können, in welcher Zeitung ſeine und andre Schriften, an deren Beurtheilung ihm gelegen iſt, recenſiret worden ſind, um ſich ſolche Zeitung [illegible], wenn es ihm nöthig, [illegible] anſchaffen zu laſſen.

Die Verfaſſer müßten überhaupt auf alle Fehler und falſche Sätze der Zeitungsſchreiber aufmerkſam ſeyn, und denenjenigen ihre Schwäche aufdecken, die mit einer hohen Mine über alles richten wollen. Inſonderheit aber müßten ſie, ſo bald ſie ein übertriebenes Lob, oder einen Tadel voller Leidenſchaften, Spöttereyen und Bitterkeit von einer Schrift fänden, dieſe Schrift mit aller

Aufmerkſamkeit durchleſen, um zu beurtheilen, ob der Zeitungsſchreiber mit Unrecht lobe, oder tadle. Wenn er offenbare Schmeicheleyen gebrauchet, und einen mittelmäßigen Schriftſteller einen hochberühmten oder höchſtverdienten Mann nennet, weil er etwa in ſeiner Stadt oder Lande eine angeſehene Bedienung hat; ſo würden ſie mit ein paar Worten dieſen Betracht des Zeitungsſchreibers anzuzeigen haben: und eben alſo würden ſie zu verfahren haben, wenn ein Zeitungsſchreiber alle Schriften ſeines Verlegers mit Lobeserhebungen recenſiret, dieſe Schriften mögen auch beſchaffen ſeyn, wie ſie wollen. Es wird genug ſeyn, wenn ſie dieſe Verbindung des Zeitungsſchreibers kurz bemerken.

Auf dieſe Art würden ſie noch verſchiedne andre Fehler der Zeitungsſchreiber anzeigen können. Wenn ſie wahrnehmen, daß ein Zeitungsſchreiber die Schrift, die er beurtheilet, gar nicht oder doch nur die Vorrede geleſen hat, wenn ſie finden, daß ein Zeitungsſchreiber dem andern nachbetet, oder gar des andern Recenſion ausſchreibet, welches ſich inſonderheit mit ausländiſchen koſtbaren Werken gar häufig ereignet; ſo würden ſie ſolches zu Beſchämung des Zeitungsſchreibers zu bemerken haben.

Hierbey müßten ſie inſonderheit die Mängel zu erſetzen ſuchen, die wir oben angezeiget haben. Sie müßten nämlich mit allen berühmten gelehrten Geſellſchaften in Europa eine genaue Correſpondenz unterhalten, und die gelehrte Welt von ihren Entdeckungen, Verſuchen und Bemühungen unterrichten: und eben ſo würden ſie berühmten Gelehrten zur Anzeige ihrer wichtigen Arbeiten und Bemühungen einen Platz in ihren Blättern vergönnen.

nen. Eine ſolche gelehrte Zeitung würde ſtatt aller andern ſeyn können: und ein Gelehrter würde nichts mehr nöthig haben, als neben dieſer Zeitung etwa noch eine andre zu halten, nämlich eine ſolche, worinnen die Bücher ihrem Innhalte nach weitläuftig recenſiret würden. Der Nutzen aber einer ſolchen Zeitung vor das Aufnehmen der Wiſſenſchaften würde gewiß ausnehmend ſeyn. Wenn einige Umſtände die Sache begünſtigen; ſo habe ich bereits einige Nachricht, daß dieſer Vorſchlag nicht immer ein bloſſer Vorſchlag bleiben wird; ob man gleich vermuthlich einen andern Titel erwählen möchte.

Man ſiehet leicht, daß dieſer Vorſchlag auch in Anſehung derer Staatszeitungen ſtatt finden kann: und es würde hier gleichfalls ſehr nützlich ſeyn, wenn man eine Zeitung von denen Zeitungen hätte. Wir wollen uns hier nicht aufhalten die Fehler dieſer Art von Zeitungen weitläuftig auszuführen. Die Partheylichkeit der meiſten Staatszeitungen iſt bekant: und wir beweiſen aus dem Bayle und vielen andern Schriftſtellern, daß die Zeitungen vor ſechzig und mehr Jahren eben die Beſchaffenheit gehabt haben, als itzo: und daß man ſie ſchon damals vor nichts anders als Waffen der Feder angeſehen hat, deren ſich die kriegführenden Partheyen gegen einander eben alſo bedienen, als der ordentlichen Kriegswaffen.

Wenn wir an dieſer Beſchaffenheit der meiſten Zeitungen noch einen Augenblick zweifeln könnten; ſo würden wir durch dasjenige, was in dem itzigen Zeitraume geſchiehet, genugſam davon überzeuget werden. Sehen wir nicht, daß verſchiedne Zeitungen wider einander zu Felde ziehen, und einander mit allen erſinnlichen Anzüglichkeiten und Lügenſtrafen beſtürmen? Wenn einige nicht offenbar Parthey auf Seiten der kriegführenden Theile nehmen, ſo blicket doch ihre Partheylichkeit allenthalben hervor.

Aufmerkſame Leſer werden mit Vergnügen beobachtet haben, wie ſauer es einigen Zeitungsſchreibern angekommen iſt, daß ſie den groſen Sieg Sr. Preußiſchen Majeſtät bey Prag haben melden müſſen. Sie haben ſich wie ein armer Wurm gewunden und gekrümmet, ehe ſie dieſe Nachricht mitgetheilet haben. Die zuverläßigen Berichte ſind immer noch nicht angekommen geweſen: und aus dem Diario von der öſterreichiſchen Armee bis zum 4ten oder 5ten May, welches ſie zu wiederholten malen mitgetheilet haben, haben ſie auf eine lächerliche Art ſchließen wollen, daß dieſe Armee am 6ten May nicht geſchlagen werden ſeyn könne. Bey ſolchen Fällen würde eine Zeitung von denen Zeitungen ſehr gut ſeyn, um die Angſt des Herzens vieler Zeitungsſchreiber, ſo wohl als die Partheylichkeit, womit ſie alle Umſtände fälſchlich vorzuſtellen ſuchen, anzuzeigen.

Eine ſolche Zeitung würde noch in verſchiednen andern Fällen nützlich ſeyn. Wie oft lieſet man nicht die offenbarſten Unwahrheiten in denen Zeitungen, wobey angeſehene Perſonen mit Namen genennet, und ſolche Dinge von ihnen gemeldet werden, die ihnen äuſerſt nachtheilig ſind. Wenn ſie über dergleichen falſche Nachrichten zur Verantwortung gezogen werden; ſo ſchiebet immer einer die Schuld auf den andern, daß er es aus ihm ausgeſchrieben hat: und es veroffenbaret ſich, daß die gerühmte Correſpondenz der meiſten in denen anderwärts gedruckten Zeitungen beſtehet. Die Zeitung, die wir hier vorſchlagen, würde darzu dienen, daß man diejenige Zeitung wiſſen könnte, die eine falſche Nachricht zuerſt gemeldet und verbreitet hat.

Eine ſolche Zeitung würde auch gute Gelegenheit haben, die unreifen Urtheile zu ſtrafen, die verſchiedene Zeitungsſchreiber von denen öffentlichen Angelegenheiten fällen, und die allemal wider die Pflicht eines Zeitungsverfaſſers ſind. Ein Zeitungsſchreiber ſoll nichts thun, als die Begebenheiten aufrichtig und unpartheyiſch mitzutheilen. Die Urtheile und Betrachtungen darüber muß er ſeinen Leſern überlaſſen. Wenn er ſelbſt urtheilet und Betrachtungen darüber anſtellet; ſo beleidiget er den vernünftigen Theil ſeiner Leſer; indem er ihnen ſelbſt keine geſunde Urtheile zutrauet. Ein vernünftiger Leſer hat alſo Grund über einen ſolchen Zeitungsverfaſſer mißvergnügt zu ſeyn: und er hat es noch mehr Urſache, wenn ſeine Urtheile einfältig und partheyiſch ſind. Wenigſtens kann er fordern, daß der Zeitungsſchreiber auf dem Titel anzeigen ſollte, daß er ſeine Betrachtungen nur zum Unterrichte der Einfältigen ſchreibt.

Wir haben uns ſchon bey dieſer Materie zu lange aufgehalten, als daß wir noch andern Nutzen der vorgeſchlagenen Zeitungen ausführen könnten. Wir wollen nur noch dieſes hinzufügen, daß ſich vielleicht beyderley Endzwecke ſo wohl in Anſehung der gelehrten, als der Staatszeitungen mit einander vereinigen ließen: und 2 oder 3 Bogen die Woche würden zureichen, um beyderley Abſichten ein Genüge zu leiſten.

V.

Verſuch einer Lobrede

auf

einen großen Eroberer in einer zahlreichen Verſammlung von Menſchenfeinden gehalten.

Höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende!

Indem ich die Ehre habe, in dieſer vortrefflichen Verſammlung als ein Lobredner aufzutreten; ſo bemerke ich gleich anfangs, daß ich einen Vortheil vor mir habe, deſſen ſich vielleicht noch kein öffentlicher Redner hat rühmen können. Alle andre Redner haben nämlich Zuhörer vor ſich, die mit verſchiednen Neigungen und Grundſätzen eingenommen ſind: und diejenigen Vortrefflichkeiten, woven ſie den einen Theil mit ehrerbiethiger Verwunderung erfüllen, ſcheinen öfters dem andern Theile ſehr geringe Eigenſchaften zu ſeyn. Daher kommt es denn gemeiniglich, daß eine große Menge mehr von der Geſchicklichkeit des Redners, als von der Vortrefflichkeit des Helden, den er preiſet, überzeuget werden.

Allein dieſen, dem Endzwecke eines Redners ſo nachtheiligen Erfolg, habe ich keineswegs zu befürchten. Die erleuchtete Verſammlung die ich vor mir habe, iſt durchgängig mit einerley Neigungen und Grundſätzen erfüllet: und zu einem unausſprechlichen Glück vor mich ſind dieſelben ſo beſchaffen, als ich mir dieſelben zu der Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit meines Helden nur wünſchen kann. Ich bin alſo im Stande ein ſo wichtiges Geſchäffte, als die Haltung einer Lobrede iſt, mit einer annehmenden Freudigkeit anzutreten, an ſtatt daß andre Lobredner, wegen der Schwierigkeit ihres Vorhabens, mit Furcht und Bangigkeit überfallen werden.

Wenn ich dieſen Vortheil nicht hätte; ſo würde ich mich itzo einer Arbeit unterziehen, gegen welche alles, was der gute Herkul ehemals verrichtet hat, nur Kinderſpiel ſeyn würde. Sie wiſſen, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, daß ich mir vorgeſetzt habe, gegenwärtig einen groſſen Eroberer zu loben. Würde ich nicht alſo vorher gewiſſe Neigungen und Grundſätze in Ihnen hervorbringen müſſen, wenn ich Ueberzeugung, als den Endzweck aller Redner, in Ihnen wirken wollte? Würde ich Sie nicht vorher mit dem Grundſatze einnehmen müſſen, daß die Regenten nicht um der Unterthanen willen verhanden ſind; ein Satz, der mir, zumal in unſern ketzeriſchen Zeiten, da man ſich mit der Vernunft, der Menſchenliebe, dergleichen Liebe Gottes gegen alle Menſchen, und andern garſtigen Wörtern allenthalben ſchleppet, gewiß ſehr viel Mühe machen würde, ehe ich denſelben in ihren Seelen befeſtigen könnte? Würde ich ſie nicht gleichfalls von dem Satze überzeugen müſſen, daß ein Regente kein ander Geſetz über ſich habe, als ſeinen Willen: und würde ich nicht die Ehre des groſſen Hobbes mit unbeſchreiblicher Mühe wider ſo viele Widerſacher retten müſſen, der denſelben lehrte, und keinen andern Grundſatz des natürlichen Rechtes erkannte, als die Bezwingung des Schwächern von dem Stärkern.

Was würde mir aber dieſes alles nicht vor Arbeit koſten, ehe ich Ihren Seelen dieſe große Wahrheiten, die in unſern Tagen von ſo viel grimmigen Feinden angefallen werden, tief genug einprägen könnte. Allein, ich bin ſo glücklich, daß Sie, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, von dieſen Grundſätzen bereits ſo ſehr eingenommen ſind, als ich nur immer wünſchen kann. Ich habe alſo nicht einmal nöthig, daß ich, nach den gewöhnlichen Künſten der Redner, meine Perſon und den Innhalt meiner Rede bey Ihnen einzuſchmeicheln ſuche. Ich kann ohne Umſchweife anfangen: und ich bin ſehr verſichert, daß ich mir Dero Aufmerkſamkeit und geneigtes Gehör ohne demüthiges Bitten verſprechen darf.

Vielleicht wird ſich dieſe erleuchtete Verſammlung verwundern, warum ich den Gegenſtand meiner Lobrede ſo allgemein erwählet habe. Es iſt wahr, die alte und neuere Geſchichte hätte mir eine Menge großer und preiswürdiger Beyſpiele an die Hand geben können, worinnen ich alle hohe Eigenſchaften eines großen Eroberers angetroffen hätte: und ich hätte gar nicht nöthig gehabt, auf einen ſo allgemeinen Gegenſtand zu verfallen. Allein ich ſehe gerne, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, wenn Sie in dieſer meiner Wahl eine beſondre Klugheit zu bemerken die Gütigkeit haben wollten.

Ungeachtet Dero Neigungen hierinnen ſämmtlich übereintreffen, daß Sie große Eroberer lieben; ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß Sie in der Bewunderung der wirklichen Beyſpiele, die wir in der Welt haben, eben ſo ſehr von einander unterſchieden ſeyn werden. Indem ich alſo einigen unter Ihnen eine Genüge geleiſtet hätte, daß ich den Helden nennete, dem Sie ihre Hochachtung beſonders gewidmet haben, ſo würden eine Menge anderer ſchlecht zufrieden mit mir geweſen ſeyn, daß dieſe Ehre nicht Ihrem Lieblinge unter den Helden wiederfahren wäre. Ich glaube alſo Urſache zu haben, meine Wahl vor ſehr klüglich zu halten: und Sie werden den Nutzen davon wahrnehmen, wenn Sie, indem ich überhaupt die preiswürdigen Eigenſchaften eines großen Eroberers erhebe, denjenigen in Ihren Gedanken nennen können, dem ein jeder bey ſich ſelbſt den Vorzug vor allen andern zugeſtehet.

Was vor ein weites Feld voller Lobeserhebungen eröffnet ſich nicht itzo meinen Augen, da ich dieſen edlen Vorwurf, ich verſtehe einen großen Eroberer, meiner Betrachtung vorſtelle. Wo ſich nur das Auge hinwendet; ſo werde ich hohe und vortreffliche Eigenſchaften, und verwunderns und preiswürdige Thaten gewahr. Jede reizet meine beſondre Aufmerkſamkeit an ſich, jede verdienet die ausgeſuchteſten Lobeserhebungen: und jede ſcheinet von mir zu erfordern, daß ſie würdig ſey, zuerſt genennet zu werden.

Ich befinde mich alſo in einer Verwirrung, die mir den Entſchluß ſchwehr macht, und ſo gar beynahe den Fortgang meiner Rede hindert. Sind es ſeine edlen Neigungen, ſind es ſeine großmuthigen Triebe, ſind es die erhabenen Gedanken ſeiner großen Seele, iſt es ſeine brennende Ruhm- und Ehrbegierde, oder iſt es ſein feuriger Heldenmuth, welcher verdienet, daß ich Ihnen denſelben zuerſt anpreiſe? Wie? oder ſoll ich meinen Eroberer zuerſt abſchildern, wie er an der Spitze ſeines muthigen Heeres die Länder überſchwemmet, Schlachten gewinnet, die aufgethürmten Wälle der trotzigen Städte einreißet, und allenthalben unter dem Schimmer prächtiger Ehrenpforten mit Triumph und Freudengeſchrey empfangen wird.

Allein, befürchten Sie nur nicht, höchſt- und hochgeehrteſte Herren, daß dieſe edle Urſache meiner Verwirrung in der That üble Folgerungen veranlaſſen, und vielleicht den Beſchluß meiner Rede nach ſich ziehen wird, ehe ich noch einmal recht angefangen habe. Ein kühner Entſchluß ſoll mich auf einmal heraus reißen. Ich beſchließe itzo, daß alle dieſe hohen Eigenſchaften und Thaten gleich edel, groß, vorzüglich und lobenswürdig ſeyn ſollen, und daß es keiner einzigen zum Nachtheil gereichen ſoll, wenn ich ſie nicht zuerſt zur Bewunderung darſtelle. Ich kann ſie alſo nehmen wie ich ſie finde: und nach dieſer glücklichen Erfindung kann ich alſo in dieſem weiten Felde, das ich vor mir habe, mit verſicherten Schritten fortgehen.

Weil ich die Ehre habe, vor einer Verſammlung zu reden, die von der Vortrefflichkeit der Grundſätze, welche einem großen Eroberer eigen ſeyn müſſen, hinlänglich überzeugt iſt; ſo nehme ich daher Gelegenheit, dieſe edle und fruchtbare Quelle aller ſeiner großen Eigenſchaften zuerſt zu bewundern. Er iſt mit dem Grundſatz erfüllet, daß die Unterthanen allein um ſeinetwillen vorhanden ſind, und was vor eine verwundernswürdige Hoheit der Gedanken treffen wir nicht hierinnen an. Damit er herrſchen kann, ſind einige Millionen Menſchen mehr erſchaffen worden, die vielleicht außerdem bis in alle Ewigkeiten in ihrem Nichts oder in der Möglichkeit ihrer Weſen zurück geblieben wären: und was vor eine unendliche Würdigkeit muß nicht ein Geſchöpfe zum voraus haben, weshalb ſo viel hundert tauſend Menſchen ihr Daſeyn erhalten haben. Kann man wohl edler und erhabner denken, höchſt und hochgeehrteſte Anweſende: und muß nicht ein Regente, der hiervon eingenommen iſt, die Bewunderung des ganzen Erdkreiſes verdienen?

Ich würde hier meiner ehrfurchtsvollen Erſtaunung freyen Lauf laſſen: und wenigſtens in ein paar entzückende Ausrufungen ausbrechen, wenn ich nicht alles Feuer meiner Redekunſt bis auf den folgenden Grundſatz ſparen müßte, der eine weit erhabnere Gedenkensart in ſich ſchließet. Der große Eroberer, höchſt und hochgeehrteſte Anweſende! iſt auch bey ſich ſelbſt überzeugt, daß er kein ander Geſetz über ſich habe, als ſeinen Willen. Dieſe unabhängliche Freyheit iſt das allerhöchſte, was ſich eine große Seele von ſich ſelbſt einbilden kann: und die kleine Seele eines Redners iſt viel zu matt, als daß ſie die Höhe dieſes Schwunges beſchreiben könnte. O! wenn ich doch vermögend wäre, Ihnen von der unausſprechlichen Hoheit dieſer Gedanken nur einen ganz ſchwachen Abriß zu machen. Allein, ich bekenne ganz gerne, daß ich hierzu viel zu unfähig bin.

Alle vernünftige Weltweiſen haben einmüthig behauptet, daß die Geſetze des Guten und der Tugenden ewig ſind: und daß Gott ſelbſt zu Folge der unendlichen Gütigkeit ſeines Willens, und ſeiner Weisheit nach, an dieſelben gebunden iſt. Wenn nun dieſes wahr iſt: ſo finde ich in dieſen Gedanken eines großen Eroberers eine ſolche unermäßliche Höhe, daß alle meine Betrachtungen darüber erſtarren. Ich kann alſo kein Wort mehr davon ſagen. Alle die ſinnreichen und feurigen Ausrufungen, die ich hier anbringen wollte, ſtecken in meinem Munde, und alles, was ich heraus zwingen kann, iſt weiter nichts, als ein einfältiges O! o! o!

Ein Unfall von dieſer Art, der gewiß einem Redner höchſt ſchmerzlich fallen muß, beweget mich, von denen vor mich ſo gefährlichen Grundſätzen des großen Eroberers abzubrechen, und mich davor zu ſeinen preiswürdigen Neigungen zu wenden. Bemerken Sie doch gleich anfangs, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, den edlen Trieb, den er hat, über viele Menſchen zu herrſchen, und ſo viel Länder ſeinem Zepter zu unterwerfen, als es nur möglich iſt. Ich bin von dieſer erleuchteten Verſammlung verſichert, daß Sie die Vortrefflichkeit dieſes Triebes einſehen werden.

Die Welt hat es allemal vor ein Kennzeichen einer kleinen Seele gehalten, wenn jemand keine Begierde zum Herrſchen geäußert hat: und nimmt man es nicht vor ein Merkmaal der großen Seelen, welche die Leiber des Pompejus und des Julius Cäſars bewohnet haben, daß der eine in der Herrſchaft niemand neben ſich, und der andre niemand über ſich leiden können? Dieſer Trieb iſt um deſto vorzüglicher, je weniger er der Ordnung der Natur gemäß iſt.

Es haben viele vernünftige Leute längſt angemerkt, daß diejenigen den Cato ſchlecht gelobet hätten, die von ihm geſagt haben, daß er ſeiner Natur nach nichts anders als Gutes hätte thun können. Eben ſo glaube ich, daß diejenigen einen großen Eroberer wenig erheben, die von ihm ſagen, daß ihm der Trieb zu herrſchen angebohren wäre. Es iſt ſehr gewiß, daß eine Eigenſchaft, die wir ohne unſre Bemühung haben, ein geringes Verdienſt vor uns ausmachen kann. Wir haben zwar von Natur einen Trieb, unſre Freyheit zu erhalten, und der Herrſchaft zu widerſtehen: es iſt auch den Trieben der Natur gemäß, daß das Stärkere Luſt hat, das Schwächere zu überwinden; weil wir alle Tage gewahr werden, daß ſtärkere Geſchöpfe von einer Art die ſchwächern Geſchöpfe von einer andern Art überwältigen, und zu ihrer Speiſe gebrauchen: allein die Herrſchaft über Geſchöpfe von unſrer Art, und die Begierde diejenigen zu überwinden, die mit uns einerley Beſchaffenheit und Kräfte haben, iſt ganz und gar unnatürlich. Wer ſiehet alſo nicht, wie hoch ein Trieb erhoben zu werden verdienet, wodurch man ſich über die gewöhnlichen menſchlichen Begierden ſchwinget, und ſo gar mächtiger als die Natur wird, weil man ſich aus ihrer Ordnung heraus reißet?

So preiswürdig dieſer Trieb iſt, ſo würde er doch unſre Bewunderung nur halb verdienen, wenn ich denſelben nicht noch von einer andern Seite zeigen könnte. Wiſſen Sie demnach, höchſtgeehrteſte Herren, daß der groſſe Eroberer nicht allein zu herrſchen begehret; ſondern er will auch nur um ſein ſelbſt willen herrſchen. Eine Herrſchaft, die ſich nach der Beſchaffenheit andrer richten muß, verdienet ſonder Zweifel nicht, daß man groſſe Luſt zu derſelben habe: und wer wollte läugnen, daß Regenten, die ihre Herrſchaft nach der Wohlfarth ihrer Unterthanen führen, mitten in einer verdrießlichen Sclaverey herrſchen. Nein, der Trieb zu herrſchen unſers groſſen Eroberers hat eine dergleichen ſclaviſche Herrſchaft nicht zum Endzwecke. Er will frey herrſchen: und weder die Wohlfarth ſeiner alten noch ſeiner neuen zu erobernden Unterthanen, hat an ſeiner Begierde den geringſten Antheil. O! bewundern Sie doch mit mir die erhabenen Gedanken eines ſo groſzen Geiſtes, und die groſzmüthigen Triebe einer ſo edlen Seele.

Wenn ich nicht die Aufmerkſamkeit und die Geduld dieſer vortreflichen Verſammlung zu weit würdigern Gegenſtänden aufbewahren müßte: ſo hätte ich hier die ſchönſte Gelegenheit, viele groſze Neigungen und Eigenſchaften des groſzen Eroberers, die aus dieſem Triebe zu herrſchen entſpringen, abzuſchildern. Ich könnte Ihnen die edlen Empfindungen ſeiner Seelen abreiſzen, nach welcher er alle übrige Menſchen gegen ſich nichts achtet. Ich könnte Ihnen ſeine Neigung zu den Waffen, und ſeine Begierde nach der Ehre, Siegen und Eroberungen abbilden, die alle mit ſeinem Triebe zu herrſchen unumgänglich vereiniget ſeyn müſſen. Allein, ich habe noch ſo viel groſze und preiswürdige Eigenſchaften und Thaten zu erheben, daß ich mich genöthiget ſehe, dieſe und viele andre lobenswürdige Dinge mit Stillſchweigen zu übergehen.

Edle Triebe, groſzmüthige Empfindungen und erhabene Gedanken ſind ohne Zweifel ſehr lobenswürdig; allein, was vor Nutzen würden ſie haben, wenn man nicht mit denſelben die Erfindung geſchickter Mittel zu vereinigen wüßte, welche die Vergnügung und Beförderung derſelben zuwege bringen. Sie machen ſich keine ungegründete Hoffnung, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, wenn Sie von mir erwarten, daß ich Ihnen den großen Eroberer auch hierinnen groß und vortrefflich darſtellen werde.

Dieſer erhebenswürdige Trieb zu herrſchen reget ſich nicht vergeblich in ſeiner großen Seele. Er weis geſchickte Mittel ausfindig zu machen, wodurch er denſelben vergnügen kann. Sie ſehen, höchſtgeehrteſte Herren, daß ich itzo im Begriff bin, ſeine Staatsklugheit abzuſchildern. O! wenn ich doch Kräfte genug hätte, daß ich ſolches würdig bewerkſtelligen könnte! o wenn mich doch die weiſen Schatten eines ſtaatsklugen Richelieu und Mazarins, oder gar der Geiſt des großen Machiavels erfüllen wollten, damit ich nicht dieſe vortreffliche Klugheit durch meinen ſchwachen Abriß erniedrige.

Wenn die andern Regenten der Herrſchſucht des großen Eroberers keinen Widerſtand leiſteten; ſo würden wir diejenige Größe kaum zur Hälfte an ihm wahrnehmen können, die wir itzo an ihm bewundern. Endzwecke, die wir ohne Schwierigkeit ausführen können, tragen zu unſerm Ruhm ſonder Zweifel nicht viel bey. Allein, ſie widerſtehen: und hierdurch werden eben ſeine Thaten recht preiswürdig. Er hat alſo die Vorſicht nöthig, daß er niemals ſagt, wie er nur ſeiner Herrſchſucht wegen Krieg anfängt: und zu dem Ende befleißiget er ſich beſtändig, eine gute Menge Anordnungen auf die benachbarten Staaten im Vorrath zu haben. Ich bin verſichert, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, daß Sie dieſe Anforderungen nur um ſo vortrefflicher halten werden, je ungegründeter ſie ſind, weil ſie von ſeiner beſondern Fähigkeit und guten Erfindungskraft ein untrüglich Zeugniß ablegen.

Weil er im Stande ſeyn muß, dieſen Anforderungen, womit er in geheim ſchwanger gehet, zu ſeiner Zeit das Gewichte zu geben; ſo hält er beſtändig ein gutes Kriegsheer in Bereitſchaft. Unterdeſſen miſchet er ſich in alle Angelegenheiten der übrigen Regenten, und in ihre beſondre Streitigkeiten, die ſie unter einander haben. Er verſpricht dem einen Theil ſeinen Beyſtand, damit er ſich nicht zu einem unglücklichen Nachgeben verleiten laſſe: und dem andern Theil läßt er in geheim verſichern, daß er ſich ſeiner Abſichten und Anforderungen niemals widerſetzen werde, damit er den Muth nicht verliere, den Streit anzufangen.

Sie ſind überzeugt, höchſtgeehrteſte Anweſende, was es vor eine vorzügliche Eigenſchaft eines groſen Mannes iſt, wenn er ſich der Zeit und der Gelegenheit recht zu gebrauchen weis. Wie weit preiswürdiger muß demnach nicht eine Fähigkeit ſeyn, die ſich dieſe Zeit und Gelegenheit ſelbſt zu machen weis, von der man einen geſchickten Gebrauch haben will? Indem alſo das Kriegsfeuer an einem Orte lodert; ſo rüſtet er ſich, an einem andern Orte ein neues anzuzünden: und mitten in ſeinen Zubereitungen giebt er denenjenigen die bündigſten Verſicherungen von Freundſchaft und Frieden, den die freſſenden Kriegsflammen verzehren ſollen.

Bewundern Sie doch hier, höchſt- und hochgeehrteſte Herren, die Gröſze der Klugheit, die hieraus allenthalben hervor leuchtet. Er hat denenjenigen zu ſchaffen gemacht, die ſich etwan ſeinen groſen Thaten widerſetzen könnten: und ſeinen Feind hat er bis den Augenblick, da er losbricht, in einer geruhigen Sorgloſigkeit erhalten.

Preiswürdige Erfindungen! wer wird nunmehr die edlen Unternehmungen unſers Helden aufhalten können?

Zu einer andern Zeit befördert er ein groſſes Bündniß wider dieſen oder jenen Staat. Er theilet von den Ländern, die ſie ſich zu erobern vorgeſetzt haben, reichliche Belohnungen aus: und er bezeiget ſich ſo wenig eigennützig, daß er vor ſich wenig oder nichts verlanget. Befürchten Sie nur nicht, höchſtgeehrteſte Anweſende! daß auf dieſe Art ſein edler Trieb zu herrſchen übel befördert werden wird. Er wird die günſtige Gelegenheit ſchon abſehen, wenn es Zeit iſt Friede zu machen, um die beſte Ausbeute davon zu tragen: und der Vortheil ſeiner Bundesgenoſſen wird ihm nicht die geringſte Sorge verurſachen.

Erlauben Sie auch, daß ich Ihnen den Kummer benehme, den Sie vielleicht über das Wort Friede machen werden. Ich habe die Ehre Ihnen zu verſichern, daß unſer groſſer Held durch dieſes Wort ſeiner Begierde zu herrſchen niemals Gränzen ſetzet. Er will nur Athem holen, um ſo dann mit friſchen Kräften von neuen loszubrechen.

Hier haben Sie einen kleinen Abriß, höchſtgeehrteſte Herren, von der Staatsklugheit unſers groſſen Eroberers, und ſo matt derſelbe auch gerathen iſt; ſo bin ich doch verſichert, daß Sie mit mir, wiewohl nur in Gedanken, ausrufen werden: Welch eine Tiefe der Klugheit! o unvergleichliche Mittel, den edlen Trieb zu herrſchen zu befördern.

Ich erkenne hier den großen Vortheil abermals, den ich habe, vor dieſer erleuchteten Verſammlung zu reden. Was vor unbeſchreibliche Mühe würde ich hier nicht haben, Sie von der Vortrefflichkeit und Preiswürdigkeit dieſer Mittel zu überzeugen, wenn Sie etwan mit der unglücklichen Meinung eingenommen wären, daß ein groſſer Eroberer Treu und Glauben halten müßte. Nein, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, ich kann der Mühe überhoben ſeyn, dieſe bodenloſen Gedanken zu widerlegen. Sie ſind verſichert, daß ein großer Eroberer kein ander Geſetz hat, als ſeinen Willen: Sie ſind überzeugt, daß der Trieb zu herrſchen, und die Begierde nach Siegen und Eroberungen edel, herrlich und vortrefflich iſt. Folglich müſſen wohl alle Mittel gleichgültig und gleich lobenswürdig ſeyn, die zu Vergnügung dieſer erhabenen Leidenſchaften etwas beytragen.

Ich komme nunmehro auf den wichtigſten Punct meiner Rede; indem ich itzo im Begriffe bin, die großen und preiswürdigen Thaten zu erheben, welche der edle Trieb und die vortreffliche Staatsklugheit wirken, die ich bereits mit matten Zügen abzuſchildern verſucht habe. Es giebt zweyerley Arten von großen Eroberern. Einige, in denen der Trieb zu herrſchen ſo viel Herzhaftigkeit und heldenmüthiges Feuer anbläſet, daß ſie ihr Kriegsheer in eigner Perſon, nicht der Gegenwart nach, ſondern in der That anführen, und ſich allenthalben der Gefahr ausſetzen. Andre, die zwar aus Begierde zu herrſchen ſehr kriegeriſch ſind, wenn ſie denen Berathſchlagungen ihres Staatsraths beywohnen, die aber, wenn es nun zu der bluthigen und gefährlichen Arbeit in den Schlachten ſelbſt kommt, ſo friedfertig ſind, und alles Bluthvergießen dergeſtalt

geſtalt verabſcheuen, daß ſie ſich eine halbe Stunde hinter den Wahlplatz begeben, und Gott ſehr andächtig anrufen, daß er an ihrer Statt dem Blutvergießen und der Ausrottung der Menſchen zuſehen, und doch gnädig geſchehen laſſen wolle, daß um ihrer Ehre und Herrſchſucht willen ſehr viel tauſend aufgeopfert werden.

Ich bin zu wenig, höchſtgeehrteſte Anweſende, zu beſtimmen, welchen unter dieſen beyden Arten groſer Eroberer der Vorzug gebühret. Beyde ſind an edlen Trieben, an groſmüthigen Empfindungen und Leidenſchaften, an Staatsklugheit, an glücklichen Erfolg und an Nutzen, den ſie ihren Staaten erwerben, einander völlig gleich: und da bey dem letztern der Heldenmuth ſeiner Befehlshaber auf die Rechnung des Regenten geſetzt wird; ſo getraue ich mir gegen jedermann zu behaupten, daß ſie beyde gleich groß und preiswürdig ſind.

Unterdeſſen will ich doch meinen Held, den ich in dieſer vortrefflichen Verſammlung zu loben die Ehre habe, aus der erſten Art groſer Eroberer erwählen: und ich will Ihnen, höchſt- und hochgeehrteſte Herren, ſeinen wahrhaften Heldenmuth und groſe Thaten zur Bewunderung entgegen ſtellen. Betrachten Sie demnach unſern Held, wie er an der Spitze eines muthigen und zahlreichen Kriegsheeres ganz unvermuthet in die Staaten ſeines Nachbarn einbricht. Kaum hat ſein ſiegreicher Fuß das feindliche Erdreich betreten, als er ein kleines feindliches Corps, mit einem gleichen Verluſt der Seinigen, über den Haufen wirſt, und alſo die erſten Siegespalmen einerndet.

Er führet hierauf ſein ſtolzes Heer vor eine Feſtung, und da ſie die Verwegenheit hat, die angebothene Gnade des Ueberwinders auszuſchlagen; ſo beſchließt er, die hochmüthigen Wälle nieder zu reißen, die ſie ſo trotzig machen. Die Laufgräben werden mit Verluſt von ein paar hundert Mann ſeiner Unterthanen eröffnet, und die donnernde Kanonen ſpielen gegen einander, die ſeinigen gegen die aufgethürmte Erde, und die feindlichen gegen ſeine unverzagte Soldaten.

Er befiehlet endlich hier und dar zu ſtürmen: und ſeine heldenmüthigen Augen haben das Vergnügen, daß ſeine Unterthanen aus Liebe vor die Ehre ihres Regenten eher die Graben mit ihren Körpern erfüllen, als daß ſie aus Zaghaftigkeit einen Fuß breit zurück weichen ſollten. Die Feſtung ſiehet ſich alſo genöthiget, ſich zu ergeben: und dieſer Siegeskranz kömmt unſerm Helden ſo wohlfeil zu ſtehen, daß er ihm nur 6000 Mann ſeiner Unterthanen koſtet; eine Begebenheit, die zu allgemeinen Freudensbezeugungen in ſeinen Landen Anlaß giebt, und wovor man Gott einen ſehr freudigen Dank abſtattet.

Das ſiegende Heer rückt weiter: und nun hat der Feind alle ſeine Macht zuſammen gezogen. Unſer Held beſchließet, den Feind anzugreifen, und es kommt zu einem blutigen Treffen. O! wenn ich doch Geſchicklichkeit genug hätte, höchſt- und hochgeehrteſte Herren, Ihnen den feurigen Heldenmuth und die verwunderungswürdigen Thaten unſers großen Eroberers, die er hier ausübt, lebhaftig vor Augen zu mahlen. Nachdem er ſeine Unterthanen ermahnet hat, dem Tode herzhaftig entgegen zu gehen; ſo befiehlt er, den Feind anzugreifen: und ſeine muntern Augen funkeln vor brennender Begierde zu überwinden. Er rennet als ein Bliz, von einem Flugel zum andern. Allenthalben iſt er gegenwärtig: und allenthalben macht er Anſtalten, daß die Lücken der Erſchlagenen durch friſche Völker ausgebeſſert werden müſſen. Nichts rühret ſeine große Seele. Das Aechzen der Sterbenden und das Heulen der Verwundeten iſt viel zu wenig, ſeinen edlen Verſatz zu überwinden, und im geringſten wankend zu machen. Er ermahnet die Weichenden, und jagt die Flüchtigen unter Bedrohung des Todes, wieder an den Feind zurück. So viel Heldenmuth, ſo viel Tapferkeit, und ſo viel erſtaunenswürdige Thaten zwingen endlich den Feind zum Weichen, und es wird ein vollſtändiger Sieg erfochten.

Weil kaum 8000 Mann von den Völkern unſers großen Eroberers geblieben ſind; ſo iſt dieſe Begebenheit ſo glücklich, daß ſie abermals allgemeine Freudensbezeugungen und fröhliche Dankſagungen gegen Gott erfordert. Dieſer Sieg ſammlet eine neue Lorbeer um ſeine Scheitel: und nach fünf bis ſechs Belagerungen und einigen Schlachten, die eben ſo glücklich ablaufen, iſt der Ehrenkranz geflochten, der der Welt bis zu ewigen Zeiten in die Augen ſtrahlen wird.

Er macht endlich Friede, und ſeine edle Begierde zu herrſchen wird vergnügt, da er ſeine Staaten mit einem neuen Strich Landes vermehret. Er erholet ſich wieder, und ein andrer Staat wird mit ſeinen Schaaren uberſchwemmet. In dieſem neuen Kriege zeigt er eben ſo viel Heldenmuth, und ſeine preiswürdige Thaten ſind nicht geringer. Nur das Glück ſcheinet ihn nicht recht zu begünſtigen. Allein, weil er ein paar mal 100000 Mann ſeiner Unterthanen, und die Erſchöpfung ſeiner Länder nicht anſiehet; ſo wird endlich der Feind entkräftet: und er erzwingt einen Frieden, der ſeinen edlen Trieben, ſeinen erhabenen Gedanken, und ſeiner Ehre und Ruhm gemäß iſt.

Ohngeachtet ich mich in Erzählung der großen Thaten meines Helden mehr als ein Geſchichtsſchreiber, als ein Lobredner, bezeigt habe; ſo würde ich doch dieſer erleuchteten Verſammlung allzu wenig Einſicht zutrauen, wenn ich ſeine preiswürdigen Thaten nunmehr auseinander wickeln, und die verwundernswürdige Größe unſers Helden allenthalben beſonders zeigen wollte. Ich bin ſehr verſichert, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, daß Sie auch in meiner matten Beſchreibung allenthalben Heldenmuth, Standhaftigkeit, erhabene Gedanken, große und verwundernswürdige Thaten, und mit einem Worte den größten Helden, den ſiegreichſten Ueberwinder, und den glorwürdigſten Eroberer antreffen werden.

Einen beſondern Umſtand ſeiner Größe kann ich meiner Betrachtung unmöglich entwiſchen laſſen. Ich merke allenthalben an, daß unſer großer Eroberer, oder vielmehr unſer großer Held, nicht die geringſte Liebe vor ſeine Unterthanen beſitzet. Ich weis, höchſtgeehrteſte Herren, daß Sie dieſe blödſinnigen Menſchen verlachen, welche ſich mit der grundloſen Einbildung betrügen, daß ſie die Liebe vor die Unterthanen, als das weſentlichſte

Stück eines jeden guten Regenten halten. Nein, ſie ſind überzeugt, daß alle große Geiſter unter denen Regenten dieſe nichtswürdige Sache mit Verachtung anſehen müſſen, die ſie alle Augenblicke verhirdern würde, ihren edlen Begierden und erhabenen Gedanken zu folgen, und kurz, wobey ſie unmöglich weder große Sieger noch große Helden werden können.

Haben Sie wohl jemals geleſen, höchſtgeehrteſte Herren, daß Kaiſer Antonin der Fromme, und andre einfaltige Prinzen, die in dieſer niederträchtigen Sache, ich verſtehe in der Liebe zu ihren Unterthanen, eine beſondre Ehre geſucht haben, als große Helden gerühmet werden? Wahrhaftig niemals: und es iſt auch ſchlechterdings unmöglich, daß man ein großer Held werden kann, wenn man ſich nicht über dieſe Kleinigkeit unendlich erhoben hat.

Was würde derjenige vor einen Helden abgeben können, der vor einer Belagerung oder Schlacht wehmüthig überrechnen wollte, wie viel etwan von ſeinen Unterthanen darüber ihr Leben einbüßen können. Nein, ein großer Held kann [illegible] Mann ſeiner Unterthanen, die ihm eine Belagerung wegrafft, unmöglich in einem andern Betracht nehmen, als etwan noch zehenmal ſo viel Thaler, wofür er vielleicht dieſen Platz hätte kaufen können, und wenn er ja in einer Schlacht etwas bedauren will; ſo hat er ſich über den Verluſt der gebliebenen Pferde zu betrüben. Denn hier muß er Geld anwenden, um ihren Platz zu erſetzen, dahingegen ſeine Unterthanen ohne ſeine Koſten Soldaten werden müſſen.

Kurz, ein großer Eroberer muß ſo edle Begriffe und ſo erhabene Gedanken haben, daß alle ſeine Unterthanen in ſeinen Augen vor elende Würmerchen angeſehen werden. Sie können auch unmöglich in einen andern Betracht kommen, denn Sie wiſſen ja, höchſtgeehrteſte Herren, daß ſie allein um des Regenten willen vorhanden ſind.

Gleichwie dieſe vortrefliche Verſammlung von der Wahrheit meiner Worte hinlänglich überzeugt iſt; ſo traue ich Ihnen auch zu, daß Sie ſich an die leeren Worte nicht kehren werden, deren ſich auch öfters ein großer Eroberer in ſeinen Befehlen gegen ſeine Unterthanen bedienet, wenn er ihnen einen langen Brey von ſeiner Liebe zu ihnen, und daß ihm von Anfange ſeiner Regierung nichts ſo ſehr am Herzen gelegen hätte, als ihre Wohlfarth zu befördern, in den Hals ſtreicht. Es ſind in der That nichts als leere Höflichkeitsbezeugungen, wovon er in ſeinem Herzen eines ganz andern überzeugt iſt. Er hält ſie aber zuweilen vor nöthig, um ſeinen Unterthanen ihre elende Beſchaffenheit und niederträchtige Knechtſchaft in etwas erträglich zu machen.

Unterdeſſen, höchſtgeehrteſte Herren, gehen die Unterthanen eines großen Siegers gar nicht leer aus: und ſie haben von allen ſeinen großen Thaten ihren guten Nutzen zu gewarten. Dieſer Nutzen beſtehet nicht etwan in Erleichterung der Abgaben, oder in merklicher Verbeſſerung ihrer zeitlichen Wohlfarth. Nein, hiermit hat es ſo leichtlich nichts zu ſagen, wenn auch ihr Herr ganze Königreiche erobern würde: und wie kann er an dieſe Kleinigkeiten denken, da er ſeine Macht allzu ſtark vermehren muß, um immer fürchterlicher zu werden, und ſeinen edlen Trieben immer mehr zu folgen.

Ein vernünftiger Unterthan eines groſsen Eroberers muß ſich auch von dieſem niederträchtigen Eigennutz nicht hinreißen laſſen. Der Vortheil, den er aus denen groſſen Thaten ſeines Regenten genießet, iſt weit wichtiger. Es iſt die Ehre, höchſtgeehrteſte Herren, der Unterthan eines ſo groſsen Prinzen zu ſeyn. Was iſt es nicht vor eine Kützelung in den Ohren derer eitlen Menſchen, wenn ſie von nichts als von Siegen und Eroberungen ihrer Anverwanten und Mitbürger hören, wenn der freudige Thon der Glocken ein Siegesfeſt auf das andre andeutet, und wenn ſie hören, daß die ganze Welt von dem Ruhm ihres Regenten erfüllet wird. Der Verluſt von zwey oder drey Anverwanten, die ſie mitten unter dieſen freudigen Begebenheiten betrauren, iſt gegen dieſe Ehre, wodurch ſich ihre Völkerſchaft über viele andre Nationen unendlich erhaben ſiehet, vor gar nichts zu achten.

Wer wollte läugnen, höchſtgeehrteſte Herren, daß dieſer ſinnliche und offenbare Nutzen, den die Unterthanen eines groſsen Eroberers haben, nicht ungemein beträchtlich ſeyn ſollte, und wer wollte verneinen, daß bey dieſem Vortheile alles andre Elend ungemein erträglich werden müſſe? Zum Ueberfluß kann ich mich noch auf das Zeugniß einer ganzen Völkerſchaft berufen. Fragen Sie nur die Franzoſen, höchſtgeehrteſte Herren, die ſich noch des in Böhmen ausgeſtandenen Elendes erinnern, und die itzo in Italien und in denen Niederlanden mit ihrem Bluthe die Erde beſpritzen, und mit ihren Körpern die Graben der belagerten Feſtungen erfüllen, warum ſie ſich dieſes alles geduldig und mit Freuden gefallen laſſen, ja fragen Sie einmal ganz Frankreich, warum es ſich durch die unſäglichen Abgaben freudig, arm und elend machen läßt? So gleich werden Sie allemal die Antwort hören, die ſie ſchon ſo vielmal gegeben haben: wir haben die Ehre, Unterthanen des größten Königs zu ſeyn.

Es wäre noch übrig, höchſt- und hochgeehrteſte Anweſende, daß ich Ihnen die Ehre des großen Eroberers ſelbſt in ihrem vollen Glanze zeigte. Es wäre meine Schuldigkeit, Ihnen ſeine ſiegprangenden Einzüge in die Städte abzuſchildern, und Ihnen einen Abriß von denen Ehrenpforten und prächtigen Empfangungen zu machen, die er allenthalben zu gewarten hat. Es wäre die Pflicht eines Lobredners, daß er Ihnen von denen Freudensbezeugungen ſeiner Unterthanen ein kleines Gemählde vorlegte, die ſie bey ſeiner ſiegreichen Zurückkunft anſtellen: und ich würde nicht ſo weit gehen, wenn ich Ihnen das durchdringende Freudengeſchrey vorſtellig machte, wovon die Luft erthönet und die Berge erſchallen.

Ich ſollte Ihnen auch noch von denen prächtigen Lobeserhebungen Nachricht geben, womit ihn alle Redner und redneriſche Zungen ſeiner Lande erheben, und wenigſtens ſollte ich Ihnen doch die Bemühungen der geſchäfftigen Fama entwerfen, die ſeinen Ruhm in allen Winkeln der Welt ausbreitet. Vornehmlich aber ſollte ich Ihnen zeigen, wie ſeine preiswürdigen Thaten der Nachwelt zur Bewunderung werden, und denen ſpäteſten Enkeln zur Nacheiferung dienen.

Allein, hierzu werden ganz andre Gaben erfordert, als die meinigen ſind: und die Quelle meiner Beredſamkeit iſt auch bereits ſo ſehr erſchöpft, daß ich mir in dieſen wichtigen Dingen nicht getrauen kann, etwas vorzutragen, das Ihres Beyfalls würdig wäre. Ehe ich alſo, höchſtgeehrteſte Herren, Dero ſchätzbare Aufmerkſamkeit mißbrauche, will ich Sie auf das große Buch derer Begebenheiten der Welt, auf die Geſchichte, und auf unzähliche Lobreden verweiſen, worinnen Sie alle dieſe Dinge vollkommen nach ihrem Geſchmack abgebildet antreffen werden. Kurz, ehe ich nicht nach Dero Geſchmack reden will; ſo will ich gar nicht reden.

VI.

Von der Rechthaberey.

Wer die Welt kennet, der wird nicht ſelten Menſchen in ihr angetroffen haben, welche dasjenige, was ſie einmal geſagt und behauptet haben, auf das hartnäckigſte vertheidigen, wenn man ſie auch auf die offenbareſte und handgreiflichſte Art des Gegentheils überführen kann. Man nennet dieſes Laſter die Rechthaberey: und ich habe daſſelbe zum Vorwurf gegenwärtiger Abhandlung erwählet.

Man braucht gar nicht viel Mühe, diejenigen zu entdecken, welche mit dieſem Laſter behaftet ſind. Sie kommen in keine Geſellſchaft, wo ſie nicht ihr moraliſches Uebel von ſich blicken laſſen. Gemeiniglich haben ſie immer ſehr viel bey demjenigen zu erinnern, was jemand vorbringet oder erzählet. Denn faſt allemal ſind ſie zugleich noch mit einer andern moraliſchen Seuche befallen, nämlich, daß ſie niemand lieber, als ſich ſelbſt, reden hören. Oder es iſt ihnen ſehr empfindlich, wenn jemand anders bey demjenigen etwas zu erinnern findet, was ſie geſagt haben.

In beyden Fällen beharren ſie allemal auf das hartnäckigſte bey dem, was ſie einmal vorgebracht haben. Nichts in der Welt kann ſie davon abwendig machen. Offenbare Wahrheit, Zeugniſſe, Beweiſe und alle andre Arten der Ueberzeugung und Urſachen der Nachgebung ſind viel zu geringe, ſie eines Irrthums zu überführen: und in ihrer Vertheidigung bedienen ſie ſich mehr oder weniger empfindlicher und beleidigender Redensarten, nachdem ſie mehr oder weniger Ungezogenheit und üble Lebensart an ſich haben.

Diejenigen, welche mit dieſer moraliſchen Krankheit in einem hohen Grade behaftet ſind, pflegen gemeiniglich den Paroxiſmus mit allen Kennzeichen des Unwillens und eines heftigen Zorns zu endigen. Ich habe angemerket, daß die Heftigkeit ihres Zorns faſt allemal gröſſer geweſen iſt, je deutlicher und überzeugender die Beweiſe und Zeugniſſe geweſen ſind, die man ihnen entgegen geſetzet hat. Nicht ſelten haben ſie diejenigen, welche ſich ihrer Rechthaberey haben widerſetzen wollen, mit ehrenrührigen Worten angegriffen, oder ſie haben ſich voller Mißvergnügen und Zorn plötzlich aus der Geſellſchaft entfernet. Ob man gleich dieſe Art von Patienten gar nicht ſelten unter dem männlichen Geſchlecht antrifft; ſo wird doch der höchſte Grad dieſer Krankheit mehr bey dem weiblichen Geſchlecht angetroffen.

Ich halte es in der That vor das gröſte Unglück eines Mannes, wenn er eine rechthaberiſche Frau hat. Alle Annehmlichkeiten des Lebens und des Eheſtandes, welche vornehmlich in einer vergnügten Unterhaltung beſtehen, ſind vor ihm verlohren. In denen freundlichſten und angenehmſten Geſprächen darf er nur mit Furcht und Zittern reden. Denn er iſt keinen Augenblick ſicher, daß es ſeine Frau nicht beſſer wiſſen will, oder ſelbſt etwas vorbringet, wobey ſie nicht ſeine Gedanken, ſondern ſchlechterdings ſeinen Beyfall verlangt.

Dieſe Furcht iſt auch gar nicht vergeblich. Denn faſt allemal geſchieht es, und es bleibt ihm nichts übrig, als entweder die ungereimteſten Dinge gleich anfangs zu billigen, oder einen Auftritt der Wuth und der Raſerey mit anzuſehen, der ſich allemal mit ſeinem Nachtheil endiget. Denn weder Verſtellung noch Gewalt fruchten ſelten bey dieſer Art von Patienten etwas, ſondern, will er nicht den äußerſten Zank haben, und das Uebel ärger machen; ſo muß er, nachdem er ein paar Dutzend auserleſener Schimpfwörter eingeerndet hat, dennoch dasjenige thun, was er anfangs nicht thun wollte, nämlich mit einer unausſprechlichen Geduld nachgeben und ihr Recht laſſen. Vielleicht, daß die Urſachen und Quellen dieſer Krankheit bey vielen weiblichen Patienten ſtärker angetroffen werden, als bey denen Mannsperſonen von dieſer Sorte. Laſſet uns doch dieſe Urſachen und Quellen entdecken.

Die allgemeine Quelle dieſer ſchädlichen Seuche iſt, wie bey allen andern Laſtern, eine verderbte Eigenliebe. Dieſe wirket in ihnen eine beſonders hohe Einbildung von ſich ſelbſt. Ihr Wiſſen, ihre Urtheilungskraft, ihr Gedächtniß, alles ſcheinet ihnen vortrefflich. Wie können ſie ſich alſo zu Schulden kommen laſſen, daß ſie gefehlet haben: und wie können ſie geſtehen, daß ſie ihres Irrthums überzeuget ſind? Dieſes ſcheinet ihnen vor ihre Vortrefflichkeiten eine allzu tiefe Erniedrigung.

Wenn wir uns nun um die beſondern Urſachen dieſes Laſters bekümmern; ſo iſt es vornehmlich ein närriſcher Ehrgeiz. Sie ſuchen eine beſondre Ehre darinnen, immer Recht zu behalten, die ihnen aber, der Sachen

Beſchaffenheit nach, nicht gebühret. Sie wollen alſo niemals geirret haben: und ehe ſie die Ehre verlieren wollen, Recht zu haben; ſo kämpfen ſie, ſo ſtreiten ſie, ſo ſuchen ſie alles in der Welt hervor, ſich zu ſchützen, ſo kann die offenbareſte und handgreiflichſte Wahrheit keinen Eindruck in ſie machen: und wenn ſie dargegen nichts weiter aufzubringen wiſſen; ſo nimmt endlich der Zorn die Vertheidigung über ſich. Denn ſie glauben, daß ihren Vortrefflichkeiten nur allzu ſehr unrecht geſchieht, wenn ſich die Menſchen überredeten, daß ſie geirret hätten. Dieſer will alſo die Gegner durch die Ausbrüche ſeiner Empfindlichkeit zu Boden werfen: und nicht ſelten bildet er ſich ein, er habe dieſes bewerkſtelliget, wenn er ſie gröblich genug beleidiget hat.

Man kann auch dem Hochmuth ſeinen Antheil dabey einräumen. Da ein Hochmüthiger mehr von ſich hält, als ihm ſeiner Beſchaffenheit nach gebühret; ſo ſiehet man leicht, daß man dieſe Quelle nicht vergeſſen muß. Sie halten von ihren Vortrefflichkeiten nur allzu viel. Wie könnten ſie alſo einen Irrthum auf ſich erſitzen laſſen, der ihnen vor dieſe Vortrefflichkeiten ſo nachtheilig vorkommt.

Beſonders iſt die Herrſchſucht eine Quelle dieſes Laſters. Es iſt gewiſſer maaßen ein Kennzeichen der Gewalt und des Anſehens über andre Menſchen, wenn man ſie zum Stillſchweigen und Nachgeben zwingen kann. Die Herrſchſucht erreget alſo die Rechthaberey, um ſich dieſes Kennzeichen zu verſchaffen. Sie kann nichts weniger als einen Widerſpruch vertragen: und daher kämpfet ſie aus allen Kräften, dieſe verhaßte Sache zu unterdrücken.

Wenn ſie endlich alles verlohren ſiehet; ſo erweiſet ſie ſich wenigſtens doch darinnen noch thätig, daß ſie das letztere Wort behalten will: und durch Beyſtand des Zorns und des Unſinns behauptet ſie ſich öfters nachdrücklich genug auf der Wahlſtatt. Vielleicht treffen wir in dieſer Quelle die Urſache an, warum viele weibliche Patienten mit dem höchſten Grade dieſer moraliſchen Krankheit behaftet ſind. Die Begierde nach einer Sache iſt größtentheils am heftigſten, je weniger wir ſie nach unſrer Beſchaffenheit haben ſollten. Ich überlaſſe die Anwendung meinen Leſern.

Ich bin noch zweifelhaftig, ob ich nicht auch der Bosheit einen gewiſſen Antheil an dem Urſprunge dieſes Laſters einräumen ſoll. Ich verſtehe hier durch die Bosheit diejenige Beſchaffenheit der Laſterhaftigen, darinnen ſie mit wohlbedachtem Vorſatz und wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen die Laſter ausüben. Wenigſtens habe ich rechthaberiſche Leute gefunden, welche ein andermal dasjenige auf das hartnäckigſte behauptet haben, was ſie ehemals auf das heftigſte beſtritten hatten: und wenn man ihnen vorgeſtellet hat, daß ſie ehemals ganz andre Meinungen oder Erzählungen von der Sache hergebracht hätten; ſo haben ſie abermals auf das eifrigſte, und gewiß auf eine recht grobe rechthaberiſche A[illegible] geläugnet, daß dieſes jemals geſchehen wäre.

Wenn nun ihr vermeintliches vortreffliches Gedächtniß nicht über alle maaßen ſchwach iſt; ſo iſt es ſicher, daß ſich eine ſchwarze Bosheit mit denen andern Quellen in ihrer Seele vereinbaret. Allein, der Mangel des Gedächtniſſes macht die Sache nicht viel beſſer. Wer durchaus allemal recht haben will, der muß ſich auf ſein gutes Gedächtniß ganz ohnfehlbar verlaſſen können. Weis er die Schwäche ſeines Gedächtniſſes: und er will doch niemals irren: ſo iſt die andre Bosheit von der erſten nicht ſehr unterſchieden. Die Quellen dieſes Laſters erreichen aber nichts weniger, als diejenige Abſicht, warum ſie daſſelbe hervorbringen. Wenn man die Bosheit und dann und wann die Herrſchſucht einer Frauen ausnimmt, der es zuweilen entweder über ihren einfältigen oder vernünftigen Mann gelingt; ſo wirken ſie gerade das Gegentheil, von dem, was ſie ſuchen.

Es iſt gar keine Schande geirret zu haben. Alle Menſchen ſind denen Fehlern unterworfen: und die Natur der Menſchen iſt gar nicht darnach beſchaffen, daß ſie von allem Irrthume befreyet ſeyn ſoll und kann. Es iſt alſo weder unſerm Verſtande, noch unſern andern vorzüglichen Eigenſchaften nachtheilig, wenn wir geſtehen, daß wir geirret haben. Tauſenderley Umſtände, worinnen wir uns befunden haben, können die Einſicht und Erkenntniß in dieſer oder jener Sache unumgänglich verhindert haben.

Es iſt aber eine Schande, wenn man die offenbare und handgreifliche Wahrheit, die unſerm Irrthume entgegen ſtehet, nicht einſehen kann, oder will. Unſer Verſtand giebt in dieſem Falle keine gute Probe ſeiner Fähigkeit von ſich. Wenn er nicht fähig iſt, offenbare Wahrheiten einzuſehen; ſo herrſchet gewiß eine dicke Finſterniß und Wüſteney in demſelben: und wenn wir die Wahrheit mit Vorſatz und Willen von uns ſtoßen, um einige lächerliche Leidenſchaften zu vergnügen; ſo geben wir uns nicht als Freunde der Wahrheit und Tugend zu erkennen: ſondern wir verrathen dieſelben, um eine vor uns gar nicht rühmliche Beſchaffenheit unſrer Seelen zu behaupten.

Daher geſchieht es denn, daß die Quellen der Rechthaberey gerade das Gegentheil ihres Wunſches und ihrer Abſichten wirken. Die Eigenliebe betrügt ſich, wenn ſie dadurch ihre Nebenmenſchen in der hohen Einbildung, die ſie von ſich ſelbſt hat, erhalten will. Sie könnte es vielmehr nicht unfehlbarer anfangen, wenn ſie ſich mit Fleiß vorgeſetzet hätte, alle gute Meinungen von ſich auszurotten. Der Ehrgeiz erndet nichts weniger, als die geſuchte Ehre, ein. Was wird man ihm vor ſeine Ehre zugeſtehen, wenn er einen ſo dicken Verſtand zu erkennen giebt, der vor der ſonnenklarſten Wahrheit undurchdringlich bleibt? Der Hochmuth verfehlet ungemein weit des vorgeſetzten Ziels. Dieſe Proben verurſachen, daß man immer weniger von ihm hält. Und wie weit ſchießet nicht die Herrſchſucht fehl? Gewiß ein ſchlechtes Anſehen, wenn man ſich entweder das Mitleiden, oder das Auslachen zuziehet, und durch eine abgeſchmackte Wuth des Zorns vielleicht noch den Abſcheu erregt.

Ich habe immer davor gehalten, daß die Rechthaberey ein ohnfehlbares Kennzeichen der Unwiſſenheit iſt: und mich deucht nicht, daß ich mich betrüge. Nur eine grobe Unwiſſenheit kann verhindern, daß wir deutliche und offenbare Wahrheiten nicht einſehen können. Wenn die rechthaberiſchen Menſchen alſo aus keiner vorſetzlichen Bosheit die Wahrheit beſtreiten: ſo iſt dieſe elende Unwiſſenheit allerdings vorhanden. Die Ehre, die ſie ſich verſprechen, wird demnach immer unwürdiger.

Alles dasjenige, was ich hier überhaupt von der Rechthaberey geſagt habe, iſt auch von der gelehrten Rechthaberey wahr. Beyde haben ganz einerley Quellen: und nicht ſelten iſt die Unwiſſenheit eine unzertrennliche Gefährtinn derſelben. Sie veroffenbaren ſich beyde auf einerley Art. Nichts in der Welt kann einen rechthaberiſchen Gelehrten bewegen, nur ein Haar breit von ſeiner einmal gefaßten Meynung nachzulaſſen: und eher müßten alle Preſſen in der Welt aufhören, ehe er aufhörete eine Streitſchrift durch die andre jagen zu laſſen. Die Ausbrüche des Zorns, die jener in Geſellſchaften über ſeinen Gegner ausgießet, erweiſen ſich bey einem rechthaberiſchen Gelehrten nicht weniger thätig, wenn er ſich in ſeinem Cabinette niederſetzet, um eine Schrift voller ſpitziger Thorheiten und niederträchtiger Schimpfwörter wider ſeinen Gegner zu verfertigen. Die Erfolge ſind auch bey beyden ganz einerley. Unehre, Verachtung, Mitleiden und Auslachen ſind die Früchte, die er davon einerndtet.

Dasjenige, was ich nun bald von der Schädlichkeit der rechthaberiſchen Menſchen in Anſehung der menſchlichen Geſellſchaft ſagen werde, iſt auch von den Gelehrten, in Anſehung des gelehrten Weſens, gewiß. Ich will aber mit Fleiß von der gelehrten Rechthaberey nichts weiter erwähnen. Ich weis nicht, warum ich ſo feſt glaube, daß die meiſten rechthaberiſchen Gelehrten unter den Kunſtrichtern angetroffen werden: und ich geſtehe ganz gerne, daß dieſe Abhandlung nicht gelehrt genug abgefaßt iſt, um die Weisheit eines Kunſtrichters zu vergnügen, geſchweige ihn zu überzeugen.

Alle Laſter ohne Unterſchied ſind vernünftigen und tugendhaften Menſchen unangenehm. Allein, die wenigſten ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie auch den Laſterhaften ſelbſt verdrießlich ſind. Dieſe lieben gemeiniglich diejenigen beſonders, die mit ihnen einerley Beſchaffenheit des Herzens haben. Wenn man demnach die Größe der Laſter, nach dem allgemeinen Verdruſſe, den ſie der menſchlichen Geſellſchaft verurſachen, ausmeſſen ſoll; ſo iſt die Rechthaberey gewiß eines der größten und wichtigſten. Dieſes Laſter erwecket bey den Tugendhaften und Laſterhaften ohne Unterſchied Verdruß: und es iſt einer laſterhaftigen Geſellſchaft öfters eben ſo verdrießlich, die unbezwingliche Hartnäckigkeit eines rechthaberiſchen Menſchen anzuhören, als es vernünftigen Leuten unangenehm iſt, Zeugen von den unläugbaren Beweiſen ſeiner Einfalt, Unwiſſenheit und Thorheit zu ſeyn.

Ueberhaupt wird ein vernünftiger Umgang, als das angenehmſte Band der menſchlichen Geſellſchaft, durch nichts ſo ſehr geſtöhret, als durch die Rechthaberey. Was vor Vergnügen kann man in einer Geſellſchaft haben, worinnen ein lächerlicher Menſch allen unfehlbaren und ſonnenklaren Ueberzeugungen der Wahrheit mit unverſchämter Stirne Trotz bietet, und endlich wohl gar die Vertheidiger mit den Ausbrüchen ſeiner Empfindlichkeit beleidiget. Wahrhaftig! entweder die Geſellſchaft, ſie beſtehe nun aus vernünftigen oder unvernünftigen Mitgliedern, muß die dem Vergnügen gewidmete Stunden mit Verdruß zubringen, oder ſie muß ſich entſchließen, vor der Zeit aus einander zu gehen, wenn nicht der Zorn dem unüberwindlichen Streiter die heilſamen Gedanken eingiebt, die Geſellſchaft, zu Bezeugung ſeines Unwillens, zu verlaſſen.

Mit was vor Furcht muß man nicht ſeine Zeit in der Geſellſchaft eines rechthaberiſchen Menſchen zubringen. Wir ſind nicht einen Augenblick ſicher, daß er nicht an unſern Worten etwas zu erinnern finden wird, oder wir müſſen ihn alle ſeine thörichten Redensarten, mit einer unausſprechlichen aber höchſt verdrießlichen Geduld auskramen laſſen, und uns ſehr genau in Acht nehmen, daß wir ja niemals einigen Zweifel wider ſein Vorgeben zu erkennen geben. Denn in beyden verdrießlichen Fällen haben wir das Unglück, einen Platzregen von hartnäckigten und thörichten Streitreden über uns ausgießen zu ſehen: und wenn wir nicht eine außerordentliche Sanftmuth bezeigen; ſo wird endlich der Donner der Beleidigung und des Schimpfens über uns einſchlagen.

Was kann aber ein Menſch in der Welt vor Recht haben, mich zwingen zu wollen, daß ich mich zu glauben ſtellen ſoll, er allein ſey der Pabſt der Geſellſchaft, der niemals fehlen, oder irren könne? Was kann ich wohl vor Verbindlichkeit haben, ihm nachzuſehen; daß ſeine närriſchen Leidenſchaften nicht den geringſten Widerſpruch vertragen können: und wie komme ich darzu, daß ich einem Thoren die geheime oder öffentliche Kützelung laſſen ſoll, daß er in der Geſellſchaft ein gewiſſes Anſehen über mich behauptet habe? Was hat endlich die offenbare Wahrheit verſchuldet, daß ſie ſich von dem Eigenſinne und Begierden eines närriſchen Menſchen mißhandeln laſſen, und gleichſam von ihrem Rechte etwas vergeben ſoll? Unterdeſſen hat öfters ein vernünftiger Menſch nethig, ſich alle dieſe verdrießlichen Umſtände gefallen zu laſſen, um einen größern Verdruß zu vermeiden.

Ueberhaupt kann man die rechthaberiſchen Menſchen vor nichts anders als offenbare Feinde der Wahrheit anſehen. So bald die Wahrheit deutlich und überzeugend genug iſt: und man will ſie gleichſam aus Vorſatz, wegen thörichter Leidenſchaften, nicht erkennen; ſo mißhandelt und verfolgt man die Wahrheit: und Feinde dieſes vornehmſten Bandes der Wiſſenſchaften und der menſchlichen Geſellſchaft, ſind auch ſchädliche Feinde des menſchlichen Geſchlechts.

Die Freundſchaft iſt das angenehmſte Band unter den Menſchen. Allein, hierzu iſt ein rechthaberiſcher Menſch ganz und gar unfähig. Wie kann einige Freundſchaft mit einem Menſchen ſtatt haben, der keine vergnügte Unterredungen, ſondern, wie ein unumſchränkter Monarche, nur allemal ohnfehlbaren Beyfall verlangt, der auf keine andre Art mit jemand umgehen will, als ein vorzügliches Anſehen voraus zu haben, und bey dem man ſich nicht getrauen darf, etwas zu reden, wenn man ſich nicht in Gefahr ſetzen will, gleichſam ordentlich zu widerrufen, ſo bald er darwider etwas zu erinnern findet? Man muß aber dieſes alles in der That thun, wenn man nicht alle Augenblicke mit ihm zerfallen will. Wenn alſo der Freund eines rechthaberiſchen Menſchen nicht über alle maaßen einfältig iſt; ſo kann ſchlechterdings keine Freundſchaft mit ihm beſtehen.

Bey dieſen ſchädlichen Folgen der Rechthaberey pflegen gemeiniglich diejenigen, ſo derſelben ergeben ſind, unglücklich zu werden: ſie machen ſich niemals Freunde, ſie ſind der Gegenſtand eines allgemeinen Haſſes derer, die ſie kennen, und ſie haben ſich alſo wenig Förderung und guten Willen zu verſprechen. Folglich, wenn ihre äuſſerlichen Umſtände nicht vor ſich bereits glücklich ſind; ſo pflegt ſich nicht ſelten die Wirkung der Rechthaberey in denſelben zu äuſſern. Wenn ſie nun vollends die Nothwendigkeit verbindet, mit einem andern rechthaberiſchen Menſchen in einem unvermeidlichen Umgange und Gemeinſchaft des Lebens zu ſtehen; ſo ſind die Folgen die aus ihrem Laſter entſpringen, nicht allein unglücklich, ſondern auch öfters ſehr traurig.

Es iſt mir eine Geſchichte bekannt, die alles dieſes ſehr wohl erläutert, was ich hier geſagt habe. Es iſt ſolches die Geſchichte zweyer Schweſtern, der Iris und der Agrippine. Ich werde ſie in der vierten Abtheilung erzählen.

VII.

Unterſuchung,

ob eine monarchiſche Regierungsform dem Wachsthume der Wiſſenſchaften zuträglich ſey?

Es wird wohl niemand läugnen, daß die Vollkommenheit der Wiſſenſchaften ihren Einfluß in die Glückſeligkeit eines Staats habe. Dieſe Wahrheit iſt ſo offenbar, daß ſie keines Beweiſes bedarf. Je vollkommner die Geiſtlichen eines Landes die Gottesgelahrtheit und die Sittenlehre erlernet haben, je mehr werden ſie fromme und vernünftige, und folglich glückliche Bürger machen können. Je vollkommner Richter und Advocaten die Regeln der Gerechtigkeit begriffen haben, je weniger Ungerechtigkeit wird man in einem Lande wahrnehmen. Bosheit und Unwiſſenheit ſind die zwey fruchtbaren Quellen der Ungerechtigkeit. Wenigſtens wird ſich alſo doch aus der letzten keine Ungerechtigkeit über das Land ergießen: und der Staat wird demnach zur Hälfte glücklicher ſeyn.

Einen ſolchen offenbaren Einfluß der Wiſſenſchaften in die Glückſeligkeit eines Staats, könnte man aus allen Wiſſenſchaften und inſonderheit aus der Naturlehre der Chymie und den öconomiſchen Wiſſenſchaften zeigen, wenn es hier nöthig wäre. Geſetzt aber auch, daß ein dergleichen beſondrer Nutzen aus dieſer und jener Wiſſenſchaft nicht erweislich wäre; ſo iſt doch dieſes gewiß, daß die Bürger eines Landes allemal um ſo viel vernünftiger und geſitteter ſind, je mehr die Wiſſenſchaften in demſelben blühen. Die Geſchichte aller Länder beweiſet das, was ich ſage: und wer wollte läugnen, daß dieſes eine der größten Glückſeligkeit vor Geſchöpfe ausmachen müſſe, die keinen andern Endzweck haben, als eben vernünftig und geſittet zu ſeyn. Da nun ſolchergeſtalt die Wiſſenſchaften ohne Zweifel einen Einfluß in die Glückſeligkeit eines Staats haben; ſo muß ein Staat um ſo viel glücklicher ſeyn, je mehr die Wiſſenſchaften in demſelben wachſen und vollkommen werden.

Eben ſo unſtreitig gewiß iſt es, daß der Wachsthum, oder der glückliche Zuſtand der Wiſſenſchaften von der Regierungsform eines Landes abhängt. Die ſtillen Muſen lieben die Ruhe, und ſie werden ohne Zweifel keinen Wachsthum in einem Lande finden, das von einem Wüterich beherrſchet wird. Der Wachsthum oder der Fall der Wiſſenſchaften, den uns die Geſchichte vieler Länder offenbar zu Tage legen, kann auch keinen andern Grund haben, als in denen veränderten Regierungsarten eben dieſer Länder. Die Wiſſenſchaften werden niemals ſinken, als bis ſie ſehen, daß man keine Hochachtung mehr vor ſie bezeigt, und daß die Wahrheit von der Gewalt und der ſclaviſchen Schmeicheley unterdrückt wird. Sie werden aber auch niemals wachſen, als bis ſie wahrnehmen, daß ein Land geneigt iſt, ihnen Ehre und Hochachtung zuzuwenden, und die Wahrheit allen andern Betrachtungen vorzuziehen.

Beydes iſt in der Natur der Wiſſenſchaften gegründet: und die Geſchichte, die wir unten hin und wieder anführen werden, wird dieſe Wahrheit unläugbar machen. Da nun der glückliche Zuſtand der Wiſſenſchaften von der Regierungsform eines Landes ohnſtreitig abhängt; ſo fragt es ſich, ob die monarchiſche, oder eine andre Regierungsform dem Wachsthum der Wiſſenſchaften mehr zuträglich ſey. Wir haben beſchloſſen, dieſe Unterſuchung zum Gegenſtand unſrer gegenwärtigen Abhandlung zu erwählen: und wir hoſſen, dieſes zum Vergnügen unſrer Leſer unpartheyiſch zu bewerkſtelligen.

Wir werden uns hierdurch in den berühmten Streit nicht einlaſſen, ob die monarchiſche Regierungsart, oder die republicaniſchen Regierungsformen vorzüglicher, und vor die Wohlfahrt der Menſchen glücklicher ſind. Beyde haben ihre Vorzüge, und beyde haben ihre Beſchwerlichkeiten. Es iſt alſo in der That ſchwehr, hier einen Ausſpruch zu thun. Wir haben aber auch nicht nöthig uns dieſer beſchwehrlichen Entſcheidung bey unſrer gegenwärtigen Unterſuchung zu unterziehen. Ob wir gleich behauptet haben, daß die Vollkommenheit der Wiſſenſchaften ihren Einfluß in die Glückſeligkeit eines Staats haben, ſo verſtehet ſich dieſes doch nur nach den Begriffen, die wir von der Glückſeligkeit eines Staats haben. Allein, dieſe Begriffe können vielleicht nicht allgemein ſeyn. Wenn ein Volk ſeine Glückſeligkeit allein auf die Handlung, oder auf die Macht ſeines Regenten ſetzet, ſo unterſtehen wir uns hier nicht, dieſe Begriffe von der Glückſeligkeit vor irrig zu erklären: und es iſt alſo möglich, daß nach den verſchiedenen Begriffen von der Glückſeligkeit eines Staats die Wiſſenſchaften mit derſelben nichts zu ſchaffen haben.

Nach dieſer nöthigen Erklärung können wir nun, ohne fernere Umſchweiſe, zu Unterſuchung unſrer Frage ſchreiten.

Wir müſſen vor allen Dingen die Gründe feſtſetzen, welche den Wachsthum der Wiſſenſchaften verurſachen: und ſodann werden wir mit Gewißheit beſtimmen können, ob ſelbige eher in einer Republik, oder in einer Monarchie anzutreffen ſind.

Edle Seelen werden durch nichts, als durch Ruhm und Ehrbegierde, zu wichtigen und mühſamen Unternehmungen angereizet. Der Trieb, den wir haben, unſre Vollkommenheit zu befördern, wenn er vernünftig iſt, kann durch keine andre Betrachtungen gerührt werden, als durch die Hoffnung, daß unſre vernünftigen Nebengeſchöpfe unſre Vollkommenheit einſehen, und uns deshalb ihre Hochachtung zuwenden werden. Dieſes iſt die fruchtbare Quelle aller großen Thaten und Leute; die von einer ſo edlen Ehrbegierde getrieben werden, ſind ohne Zweifel geſchickter, ſich denen Wiſſenſchaften mit einem glücklichen Erfolge zu ergeben. Folglich müſſen die Wiſſenſchaften in einem Lande wachſen, und höher ſteigen, wo diejenigen Ehre und Hochachtung genießen, ſo ſich in dieſen oder jenen Wiſſenſchaften eine Art der Vollkommenheit erworben haben. Hierinnen liegt alſo der eine Grund des Wachsthums der Wiſſenſchaften.

Man kann nicht läugnen, daß Belohnungen, und andre eigennützige Abſichten, zu Unternehmung mühſamer Geſchäffte viel beytragen können. Allein, allemal nur in mittelmäßigen Seelen: edle Geiſter, wenn ſie auch etwas in Abſicht einer Belohnung unternehmen, werden ſich doch allemal mehr von der Ehre, dieſe Belohnung vor andern zu erhalten, als von der Belohnung ſelbſt antreiben laſſen. Wie wenig es aber in dem Wachsthume der Wiſſenſchaften auf mittelmäßige Seelen ankomme, wird man uns ohne Beweis glauben. Der angeführte Grund bleibt alſo unbeweglich ſtehen.

Der Endzweck aller Wiſſenſchaften iſt ohne Zweifel die Unterſuchung und Entdeckung der Wahrheit. Wenn dieſes gründlich und wirklich geſchehen ſoll; ſo muß dieſe Unterſuchung von den Neigungen eines Menſchen, er ſey auch, wer er wolle, oder von den Befehlen der Obern niemals abhängen. Neigungen und Leidenſchaften ſind außer Streit die ſtärkſten Hinderniſſe der Wahrheit, und ein durch Befehle und Geſetze bekräftigter Irrthum höret deshalb nicht auf, das zu ſeyn, was er in der That iſt. Je freyer alſo die Gelehrten die Wahrheit unterſuchen können, und je weniger ſie ſich fürchten dürfen, daß die Entdeckung dieſer oder jener Wahrheit den Neigungen und den Abſichten eines andern, der ihnen ſchaden kann, entgegen ſeyn möchte, je mehr werden die Wiſſenſchaften vollkommner werden. Hier haben wir alſo den andern Grund des Wachsthums der Wiſſenſchaften.

Es iſt wahr, bey einer uneingeſchränkten Freyheit, die Wahrheit zu unterſuchen, können ſich viel irrige, und dem gemeinen Weſen ſchädliche Meinungen einſchleichen. Allein, dieſer Schaden hat nichts zu bedeuten. Es werden ſich allemal genug Vertheidiger der Wahrheit finden: und bey denenjenigen, welche die Wiſſenſchaften gründlich erlernet haben, werden ſie wenig Verführung anrichten können. Dieſe werden auch durch ihre überzeugende Schriften der Verführung leicht zu ſteuren wiſſen.

Allemal hat ein Irrthum nur wenige hingeriſſen. Wenigſtens iſt der Schade unendlich gröſſer, wenn es nicht erlaubt iſt, die Wahrheit frey zu unterſuchen. Man will uns in dieſem Falle das Joch des Irrthums ewig aufbürden, und entziehet uns die Mittel klug und ſehend zu werden. Die Geſchichte beweiſet das, was ich ſage. Europa würde einige Jahrhunderte eher aus der Barbarey geriſſen ſeyn, wenn man nicht unterſchiedne Sätze in der Weltweisheit, als ſchädliche und gefährliche Meynungen, mit der gröſten Stränge verdammt hätte, die doch nunmehr vor ſehr richtige Wahrheiten gehalten werden: und die Wiſſenſchaften werden gewiß in einem Lande niemals wachſen, worinnen man die neuen Wahrheiten in denen Inquiſitionsgerichten unterſuchet.

Endlich muß noch die Ruhe und der Friede in einem Lande herrſchen, worinnen die Wiſſenſchaften wachſen und zunehmen ſollen. Unter dem kriegeriſchen Getümmel läßt es ſich nicht wohl denen Wiſſenſchaften obliegen: und bey der Furcht eines feindlichen Ueberfalls kann man den Wahrheiten derer Wiſſenſchaften ſchlecht nachgrübeln. Wenige Gelehrten ſind hierinnen dem Euclides ähnlich, der ſich die Furcht vor den Feinden in ſeinen mathematiſchen Unterſuchungen nicht einmal irren läßt, da ſie ſchon vorhanden ſind, ihm das Leben zu nehmen. Die Gelehrten aus den kriegeriſchen Ländern fliehen auch in ein ſo glücklich Land, wo der Friede herrſchet: und ſie bringen die Mittel zum Wachsthum derer Wiſſenſchaften mit ſich.

Als das griechiſche Kaiſerthum durch Krieg verwüſtet, und zu Grunde gerichtet wurde; ſo flohen die Gelehrten in das damals geruhige Italien: und dieſer glücklichen Flucht haben wir Abendländer die Wiederherſtellung derer Wiſſenſchaften lediglich zu verdanken. Eine ſtille Ruhe und ein beſtändiger Friede eines Landes iſt alſo der dritte Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften. Wir wollen nunmehr dieſe Gründe gegen die Beſchaffenheit ſo wohl der monarchiſchen, als der republicaniſchen Regierungsform halten, und unterſuchen, mit welchen ſie am beſten übereinſtimmen werden.

Es iſt gewiß, daß ein Monarche, der die Wiſſenſchaften liebt, dieſen Gegenſtand vor die Ehrbegierde ſeiner Unterthanen ſehr reizend machen kann. Seine Gnadenbezeigungen, die er einigen wahrhaftigen Gelehrten angedeihen läßt, dienen einer Menge anderer zu einer feurigen Aufmunterung, ſich der Gnade des Regenten durch dieſen Weg gleichfalls würdig zu machen: und wenn die Wiſſenſchaften in einem Lande wachſen, wo die wahrhaftigen Gelehrten von ihren Mitbürgern Ehre und Hochachtung genießen; ſo müſſen ſie um ſo viel eher in einem Staate zunehmen, wo ihnen der Regente ſelbſt ſeine Hochachtung zuwendet.

Die Hofleute, die allemal knechtiſche Nachahmer der Tugenden und der Laſter der Prinzen ſind, werden einer Sache ihre äußerliche Hochachtung nicht entziehen, die ihr Monarche hochſchätzt; geſetzt, daß ſie auch dieſelben in der That nicht liebten. Wie groß muß demnach nicht das Wachsthum der Wiſſenſchaften, unter einer monarchiſchen Regierung ſeyn; zumal, wenn der Alleinherrſcher durch allerley gute Anſtalten denen Wiſſenſchaften zu Hülfe kommt, worzu er durch Gnadengehalte, Errichtung der Akademien, und Ausſetzung hoher Preiſe über die Ausführung dieſer und jener Materien in denen Wiſſenſchaften die beſten Mittel in Händen hat.

Die Beyſpiele dieſer und jener preiswürdigen Monarchen, welche die Gelehrſamkeit geliebt haben, beweiſen auch zur Gnüge, wie ſehr die Wiſſenſchaften unter ihrer Regierung geſtiegen ſind. Der Kaiſer Auguſtus verurſachte durch ſeine Gnadenbezeugungen gegen die Gelehrten, daß die Wiſſenſchaften, die ſchon unter der Republik zu einer groſſen Vollkommenheit gelanget waren, unter ſeiner Regierung bis auf den höchſten Gipfel ſtiegen.

Frankreich hat ſeinem Könige Franciſco dem erſten den hauptſächlichſten Grund zur Vollkommenheit derer Wiſſenſchaften zu danken: und die damaligen Geſchichte lehren uns, was das Beyſpiel des Fürſten über ſeinen Hof und ſeine Unterthanen vor Wirkung hat. Weil dieſer preiswürdige König gegen die Gelehrten eine beſondre Gnade veroffenbarte; ſo waren die Wiſſenſchaften bey Hofe und im ganzen Reiche in dem gröſten Anſehen: und jedermann wollte das Anſehen eines Gelehrten, wenigſtens in denen ſchönen Wiſſenſchaften haben.

Die Regierung Ludwigs des XIVten giebt vollends einen unwiderſprechlichen Beweis, was ein Monarche zum Wachsthume der Wiſſenſchaften beytragen kann, wenn er eine Neigung vor dieſelben hat. Dieſer in verſchiednen Betracht groſſe König, würdigte wahrhaftige Gelehrte nicht nur ſeiner beſondern Gnade, ſondern auch ſeiner perſönlichen Unterhaltung: und 3 bis 4 Stunden, die er öfters mit dieſem oder jenem zubrachte, ſchienen ihm nicht verdrießlich angewendet zu ſeyn. Alle wahrhaftige

Gelehrten hatten ſich Beſoldungen von ihm zu verſprechen: und ſo gar an die berühmteſten Gelehrten in denen entfernteſten Ländern theilte er jährlich Gnadengehalte aus. Er verurſachte auch durch dieſe Hochachtung vor die Wiſſenſchaften, daß ſie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit unter ihm gelangten, und man muß ſich verwundern, was ſeine Regierung vor eine Menge großer Geiſter hervorgebracht hat; die vielleicht Frankreich niemals, Europa aber in einigen Jahrhunderten nicht zeigen wird. Ich will hier nicht unterſuchen, ob dieſe Gnadenbezeugungen mehr dem Colbert als Ludewig dem XIVten beyzumeſſen ſind, weil ſich dieſer König nach Colberts Abſterben nicht mehr ſo gnädig gegen die Wiſſenſchaften bezeugte. Man ſiehet leicht, daß in der gegenwärtigen Unterſuchung nichts darauf ankommt, ob es der König, oder ſein Miniſter thut.

Ein beſondres Beyſpiel, was ein Monarch vor die Wiſſenſchaften thun kann, wenn er ſie liebet, dürfen wir nicht unberühret laſſen. Die Gelehrten bedauren noch bis itzo, daß die Schriften des Fürſten unter den Geſchichtſchreibern des vortrefflichen Livius mangelhaft ſind. Man weis nicht, auf was Art zu Ludwig des XIVten Zeiten, ein Gerüchte entſtand, daß ſich der Livius in der Bibliothek des türkiſchen Kaiſers zu Conſtantinopel vollſtändig befände. Ludwig der XIVte, oder vielleicht Colbert, der keine Gelegenheit aus denen Händen ließ, ſich um die Wiſſenſchaften verdient zu machen, ſchrieb an den Herrn von Feriel, ſeinen Abgeſanten an der Pforte, daß er weder Mühe noch große Geldſummen ſparen ſollte, eine Abſchrift von dieſem Exemplar des Livius zu erhalten. Der Abgeſante wendete ſich zu dem Großvezier und dieſer trug es ſeinem Kaiſer vor. Allein, man machte eine Menge Schwierigkeiten, unterdeſſen gieng der Herr von Feriol an den Bibliothecarium, und both demſelben 100000 Rthlr. wenn er ihm das Manuſcript des Livius auf einige Zeit überlaſſen wollte, um davon Abſchrift nehmen zu können. Der Abgeſandte ſoll ſo gar von ſeinem Könige ein Auftrag gehabt haben, bis 200000 Rthlr. hierzu aufzuwenden. Allein, ohngeachtet ſich der Bibliothecarius vor die 100000 Rthlr. zu Herausgebung des Manuſcripts ſehr willig bezeugte; ſo wollte ſich doch hernach kein Livius finden. Es ſey nun, daß in der That keiner vorhanden war, oder daß ſich der Bibliothecarius, ohngeachtet der türkiſchen Geldſucht, vielleicht vor der angedroheten Strafe fürchtete. Unterdeſſen ſiehet man doch, was ein Monarche vor die Wiſſenſchaften zu thun vermögend iſt.

Allein, es iſt nur zu bedauren, daß ſich Monarchen von dieſer Art wenig in der Welt finden. Statt eines Monarchen, der die Wiſſenſchaften hochſchätzt, kommen hundert andere, die lediglich an denen Waffen, an dem Jagen, und an einer prächtigen Hofhaltung Geſchmack finden, oder die allein in denen ſinnlichen Lüſten ein Vergnügen ſuchen, und ſich aller Geſchäffte ſo wenig annehmen, daß ſie weiter nichts, als den elenden Schatten eines Regenten vorſtellen, oder die ihren Gemahlinnen und Maitreſſen allzu vielen Antheil an der Regierung, und denen zu ertheilenden Gnadenbezeugungen, laſſen: und wer weis nicht, wie wenig es Prinzeßinnen und Frauenzimmer in der Welt giebt, welche hierinnen mit der verſtorbenen Königinn von England einerley Gedenkensart haben, die es vor ein Glück rechnete, daß ſie mit dem großen Newton zu einer Zeit lebte.

Die Wiſſenſchaften werden alſo unter dergleichen Regierungen vor nichts geachtet: und man denket an nichts weniger, als verdienten Gelehrten Gnadenbezeugungen wiederfahren zu laſſen. Diejenigen, welche ſich etwan einiger günſtigen Blicke, und eines kleinen Gehalts zu verſprechen haben, ſind höchſtens nur mittelmäßige Gelehrte, die dieſes aber nicht ihrer Gelehrſamkeit, ſondern dem Speichellecken, und beſondern Betrachtungen zu verdanken haben: und wenn man ja Dichter an einem ſolchen Hofe beſoldet, ſo ſind es ſtatt großer Canize und Boileau, Pritſchmeiſter und poetiſche Poſſenmacher.

Hierdurch kann nun nichts anders, als ein großer Verfall der Wiſſenſchaften erfolgen; denn diejenigen, welche ſich einer gründlichen Gelehrſamkeit widmen wollen, wenn ſie ſehen, daß ein Menſch den größten Gelehrten unendlich vorgezogen wird, der keine andre Verdienſte als ſechzehn Ahnen vor ſich hat, werden eine ſchlechte Anreizung zu denen Wiſſenſchaften bey ſich fühlen: und da das Land ſehr geneigt iſt, dem Regenten nachzuahmen, ſo werden die Wiſſenſchaften nichts weniger als Ehre und Hochachtung finden, eine Sache, die doch zu ihrem Wachsthum ſo nöthig iſt. Folglich werden ſie in dem größten Theile derer monarchiſchen Regierungen eher ab- als zunehmen.

Die erſten Miniſters in denen monarchiſchen Regierungen ſind gleichfalls ſehr vermögend, den Wachsthum derer Wiſſenſchaften zu befördern. Frankreich wird die preiswürdigen Bemühungen ſeines unſterblichen Colberts in dieſem Stücke in denen Geſchichten zu erheben niemals

mals vergeſſen. Allein, wie ſelten werden nicht dergleichen Colberts an das Ruder der Regierung gezogen: und wie unendlich mehr findet man nicht Chamillards in dieſen erhabenen Poſten, die alle Gnadenbezeugungen des Prinzen auf ihre Freundſchaft, und ihre niederträchtigen Schmeichler und Schuhlecker lenken, an verdiente Leute aber wenig oder nicht gedenken: und die eher die niederträchtigſte Sorte von ihren Bedienten zu anſehnlichen Aemtern erheben, als daß ſie wahrhaftige Gelehrte darzu befördern ſollten. Es iſt aber wohl kein Zweifel, daß ein Verfahren von dieſer Art dem Wachsthum derer Wiſſenſchaften wenig zuträglich ſeyn wird.

Dieſe Wahrheiten ſind allzu bekant in der Welt, als daß ſie eines Beweiſes bedurften: und wenn wir noch einigen Zweifel haben; ſo dürften wir nur einen Blick in die Geſchichte thun. Nachdem ein Auguſtus den römiſchen Thron verläßt; ſo folgen zwölf andre, die ſich aus denen Wiſſenſchaften wenig machen, ehe die Antonini das Zepter ergreifen, die mit demſelben abermals eine Liebe vor die Wiſſenſchaften verbinden. Nachdem in Frankreich ein Franciſcus den Grund zum Wachsthum derer Wiſſenſchaften gelegt hat; ſo folgen ſechs andre Könige, unter welchen ſie in einerley Zuſtande verbleiben, ehe ein Ludwig der XIVte, oder Colbert, dieſen Wachsthum mit großmüthiger Hand befördert, und auf das höchſte treibt.

Was auch die Abneigung derer Monarchen, gegen die Wiſſenſchaften in ihrem Abnehmen vor Einfluß hat, iſt aus denen Begebenheiten der Welt mehr als zu offenbar. Die Wiſſenſchaften fallen, als die Nachfolger des Auguſts ihre Neigung zu denen ſinnlichen Lüſten, und zur

Grauſamkeit wenden; ſie fallen, als ein unwürdiger Sejan, der nur ſeine Lieblinge und Diener der Grauſamkeit befördert, an ſtatt eines würdigen Mäcenas den Poſten eines Miniſters bekleidet, welcher letztere die Gnade des Kaiſers gegen die Gelehrten immer gröſſer zu machen bemühet iſt. Sie fallen, als in Rom niederträchtige Schmeicheley ſtatt Gelehrſamkeit und Verdienſte der Weg zur Beförderung wird: und man kann ſicher behaupten, daß die völlige Barbarey in Italien ein Jahrhundert eher eingeriſſen ſeyn würde, wenn nicht ein Antoninus Pius und Philoſophus, und zum Theil auch ein Trajanus, die Wiſſenſchaften wieder hervorgezogen, und allein Gelehrſamkeit und Verdienſte befördert hätten.

Die neuern Geſchichte ſind gleichfalls voll von dergleichen Zeugniſſen. Die königl. Societät derer Wiſſenſchaften zu Berlin wird matt und ſchläfrig, als der Nachfolger eines preiswürdigen Friedrichs, dieſes groſſen Beförderers derer Wiſſenſchaften, alle ſeine Neigungen zu den Waffen wendet: und der gute Geſchmack in denen Wiſſenſchaften, der unter Ludwig dem XIVten in Frankreich herrſchte, iſt unter der itzigen Regierung dergeſtalt gefallen, daß man eine lächerlich witzige Schreibart vor ungemein ſchön hält, und aus Begierde den petit Maitres zu gefallen, alle die vortrefflichen Muſter eines Racine und Moliere aus den Augen ſetzet.

Kurz, wenn man eine kleine Ausnahme macht; ſo iſt das itzige Frankreich, in Anſehung derer Wiſſenſchaften, kaum noch ein Schatten von dem Frankreich, unter der Regierung Ludwig des XIVten. So viel iſt daran gelegen, daß ein Monarche die Wiſſenſchaften liebt, und durch ſein Beyſpiel

ſpiel ſeinen Unterthanen eine Hochachtung vor dieſelben beybringt. Allein, ſo ſelten ſind auch Beyſpiele von dieſer Art unter denen Monarchen und ihren vornehmſten Bedienten.

Dargegen, wenn wir dieſen Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften gegen die republicaniſche Regierungsform halten; ſo haben wir dieſe öftern Vorfälle, die Urſachen ihres Abnehmens, nicht zu beſuchen. Wenn unſre Mitbürger keine unumſchränkte Gewalt über ſich wiſſen, von welcher ihr Wohl und Weh abhängt; ſo haben ſie nicht nöthig, ſich in ihren Neigungen nach dem Geſchmack und Leidenſchaften eines andern zu richten. Das Anſehen einer obrigkeitlichen Perſon in einer Republik, ſie mag auch ſo vornehm ſeyn als ſie will, kann niemals ſo groß ſeyn, daß ſie unſre Mitbürger zu ihren verkehrten Neigungen ziehen kann; weil ſich ihre Gewalt niemals ſo weit erſtrecket, daß unſer Glück oder Unglück von ihrer Willkühr abhängt.

Da nun die Wiſſenſchaften in denen Augen derer Menſchen, wenn ſie von denen Vorurtheilen frey ſind, und die Verachtung ihrer Obern nicht zum Beyſpiel vor ſich haben, ohnſtreitig vorzüglich ſeyn müſſen, weil ſie einen höhern Gebrauch der Vernunft in ſich ſchließen, eine Sache, wornach die Menſchen unſern Vorzug auszumeſſen pflegen, und wornach er auch in der That ausgemeſſen werden ſollte; ſo müſſen ſie in einer Republik beſtändig mit einerley Augen betrachtet werden, und folglich allemal vorzüglich ſeyn.

Wenn wir demnach in der That in denen Wiſſenſchaften eine Art der Vollkommenheit erlanget haben: und wenn wir hiervon unſre Mitbürger durch wirkliche

Proben überzeugen können; ſo iſt es nicht anders möglich, als daß ſie mit Hochachtung gegen uns erfüllet werden, und uns Ruhm und Ehre zugeſtehen müſſen. Dieſes iſt aber eben die Anreizung vor edle Gemüther, wichtige und mühſame Geſchäffte zu unternehmen, und folglich der Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften: und da die Republik denen Vorfällen nicht unterworfen iſt, welche die Verachtung derer Wiſſenſchaften verurſachen; ſo haben edle Gemüther dieſe Ehre und Hochachtung allemal zu gewarten. Dieſer Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften iſt mithin in einer Republik unveränderlich.

Es iſt wahr, Belohnungen, Gnadengehalte, und dergleichen beſondre Beförderungen der Gelehrſamkeit, ſind in einer Republik ſeltener, als in einer monarchiſchen Regierung; weil viel Köpfe, die an der Regierung einer Republik Antheil haben, nicht ſo leicht über die Vortrefflichkeit einer zu belohnenden Perſon zu vereinigen ſind. Allein, dergleichen Dinge ſind auch zu dem Weſen des Wachsthums derer Wiſſenſchaften gar nicht unumgänglich nöthig. Sie tragen, zu Hervorbringung eines groſſen Geiſtes, wenig oder nichts bey. Ariſtoteles, Plato, Euclides, und eine Menge andre, ſind in Republiken groſſe Gelehrte geworden, ohne daß ſie durch Belohnungen und Gnadengehalte hierzu aufgemuntert worden wären. Die Ehre und die Hochachtung ihrer Mitbürger war allein der Antrieb ihrer eifrigen Erforſchungen der Wahrheit.

Wenn man die groſſen Geiſter neuerer Zeiten durchgehet; ſo wird man finden, daß die meiſten durch Verfolgungen,

gungen, und durch Abſchlagung ihrer Geſuche eben groſe Gelehrte geworden ſind: und Newton würde vielleicht nicht der groſe Newton geworden ſeyn, wenn er ſich nicht aus Verdruß über die Abſchlagung eines gewiſſen Geſuchs in eine Provinz verſteckt, und daſelbſt denen Wiſſenſchaften eifrig obgelegen hätte. Ich beſinne mich nur auf den einzigen Addiſon, der auf Koſten ſeines Hofes ein groſer Gelehrter geworden iſt.

Der edle Stoff zu groſen Geiſtern wird von der Hand der Verſehung und der Natur gebildet: und die Höfe fallen mit ihrer Gnadenbezeugung und Anwendung der Koſten ſelten auf ſolche Gegenſtände, welche dieſe gütige Hand der Verſehung und der Natur zu groſen Gelehrten in der That zubereitet hat.

Ueberhaupt ſcheinen jährliche Gehalte und dergleichen Gnadenbezeugungen, die groſe Herren denen Gelehrten zuwenden, dem Weſen derer Wiſſenſchaften nicht gemäß zu ſeyn. Es giebt in Anſehung eines jeden Prinzen Wahrheiten, die ihm in Anſehung ſeiner Anforderungen oder Beſitzungen und der Staats- und Religionsverfaſſung ſeiner Länder nicht angenehm ſind. Da nun ein jeder Gelehrter die Gnadenbezeugungen, die er einmal genieſt, nicht gerne verlieren will; ſo kann es wenigſtens in Anſehung dieſer Wahrheiten dieſe Wiſſenſchaften, in welche ſie einſchlagen, niemals verbeſſern. Denn entweder, er muß davon gänzlich ſchweigen, oder welches öfterer geſchieht, wenn er die Gnadenbezeugungen einiger maaſſen verdienen will; ſo muß er dieſe Gegenſtände nach denen Abſichten dieſer Prinzen, und folglich die Wahrheiten auf eine ſchändliche und niederträchtige Art zu verdrehen ſuchen. Wir werden dieſes weitläuftiger zeigen, wenn wir nunmehr den zweyten Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften, nämlich die uneingeſchränkte Freyheit, die Wahrheit zu unterſuchen, gegen die monarchiſche Regierungsform halten werden.

Es fällt allzu ſehr in die Sinne, daß dieſe Freyheit mit der Regierungsverfaſſung der Alleinherrſchaft nicht wohl beſtehen kann, als daß es unſrer weitläuftigen Ausführung bedürfte. Ein Monarche, wenn ſeine Macht nicht ſehr eingeſchränkt iſt, wird es niemals geſchehen laſſen, daß Wahrheiten in ſeinem Lande öffentlich gelehret werden, die ſeinen Neigungen, der Religion, worzu er ſich bekennet, ſeinen Staatsverfaſſungen, ſeinen vermeinten Gerechtſamen und Anforderungen und ſeinen Handlungen zuwider ſind.

Wir wollen nur die Wiſſenſchaft der Geſchichte zum Beyſpiel nehmen. Wird wohl ein Monarch erlauben, daß ein Geſchichtsſchreiber in ſeinem Lande Wahrheiten ſchreiben darf, welche der Ehre ſeiner Vorfahren nachtheilig ſind, und welche die Ungerechtigkeit, und manchmal die Schändlichkeit ſeiner eignen Handlung bekant machen? Eben alſo iſt es mit ſeinen vornehmſten Bedienten beſchaffen. Dieſe werden eben ſo wenig leiden, daß Wahrheiten, die ihnen und ihren Neigungen verdrüßlich ſind, öffentlich gemein gemacht werden: und was können nicht die Geiſtlichen, wenn ſie bey Hofe in Anſehen ſind, vor Wahrheiten in der Weltweisheit und andern Wiſſenſchaften verbieten, die ihren Grundſätzen und öfters ihrem Eigenſinne widrig ſind.

Ein Schriftſteller, der unter einer monarchiſchen Regierung ſchreibt, muß demnach bey jeder Wahrheit, ja bey jeder Zeile ſorgfältig nachſinnen, ob es auch erlaubt iſt, dieſe Wahrheit bekant zu machen. Wirſt du dich nicht hierdurch in die Ungnade deines Prinzen ſetzen? muß er bey ſich ſelbſt denken. Wird dieſe Stelle auch dem Miniſter gefallen, oder werden deine Feinde hieraus nicht allerley erzwingen? Wird dieſe Wahrheit nicht etwan dem Herrn Cardinal, dem Herrn Erzbiſchoff, oder dem Herrn Generalſuperintendenten anſtößig ſeyn? Nein, wird es ferner heißen, hiervon mußt du nicht ſchreiben, weil du ſonſt dem Herrn Geheimten Rath unumgänglich widerſprechen müßteſt, der hierinnen einer ganz andern Meinung iſt, von dem du doch deine Beförderung erwarteſt. Ob man aber auf ſolche Art in der Unterſuchung der Wahrheit große Thaten thun werde, überlaſſen wir der Entſcheidung unſrer Leſer.

Der engliſche Zuſchauer (*) erſtrecket eine Anmerkung des engliſchen Dichters Wallers auch auf andre Schriftſteller, die derſelbe nur von denen Dichtern gemacht hatte, nämlich, daß ſie die Hälfte der Lobſprüche verlieren würden, die man ihnen beylegt, wenn man alles wüßte, was ſie aus Beſcheidenheit ausgeſtrichen hätten. Wir haben hierinnen eine ganz andre Meinung, und wir glauben, daß viele Schriftſteller unter monarchiſchen Regierungen, noch einmal ſo viele Lobſprüche verdienen würden, wenn man alle die nützlichen Wahrheiten, und die gründlichen, witzigen und edlen Gedanken wüßte, die ſie aus Furcht oder verſchiedenen andern Betrachtungen,

---

*) im 2ten Th. 50ſten Stück nach der franzöſ. Ueberſetzung.

aus ihren Schriften ausgeſtrichen oder weggelaſſen haben.

In monarchiſchen Regierungen muß man entweder von gewiſſen Wahrheiten gar nicht ſchreiben, oder man muß einen niederträchtigen Schmeichler abgeben, und der Wahrheit jämmerlich mitſpielen. Viele Schriftſteller erwählen den erſten Weg. Eine Menge andre aber verfallen auf den andern Weg, und worzu kann die Begierde zu gefallen nicht die gelehrteſten und gröſten Männer verleiten? Ungeachtet es nach allen Grundſätzen der Vernunft und nach dem Endzwecke aller Staatsverfaſſungen eine ganz unläugbare Wahrheit iſt, daß es dem Volke erlaubt ſeyn muß, ſeine Noth, Klagen und Beſchwerden, vor dem Throne des Regenten in der erforderlichen Ehrfurcht auszuſchütten: ſo mißbilliget doch ein ſonſt gründlich gelehrter Abt von St. Pierre die Vorſtellungen der Parlamenter in Frankreich an den Monarchen: da doch dieſes zum Ueberfluß noch ein betrübter Ueberreſt der Freyheit, der Nation und ihrer ehemaligen Mitregierung iſt, und er ſuchet die völlige Sclaverey ſeines Vaterlandes mit einer Menge von Gründen zu befeſtigen.

Was vor ein langes Regiſter von abgeſchmackten und offenbar falſchen Meinungen der Rechtsgelehrten in Teutſchland, die eine niederträchtige Schmeicheley und verdammte Hoffnung der Belohnung ausgeheckt hat, könnte man nicht machen, wenn ſich ſonſt ein aufrichtiger Mann dieſer Arbeit unterziehen wollte. Uns deucht, man wird hieraus ſehen, daß die Wiſſenſchaften gar nicht darnach beſchaffen ſind, daß ſie in vielen Stücken unter einer monarchiſchen Regierung zu einem rechten Wachsthum gelangen können.

Man wird uns ohne weitläuftige Ausführung ganz gerne zugeben, daß dieſe Freyheit, die Wahrheit zu unterſuchen, die zu dem Wachsthum derer Wiſſenſchaften ſo nöthig iſt, in denen republicaniſchen Regierungsarten bey weiten nicht ſo eingeſchränkt iſt. Hier ſind die Wiſſenſchaften gleichſam in ihrer rechten Luft. Sie ſind als ein eigner freyer Staat anzuſehen, der von niemand abhängig ſeyn muß. Jedermann muß die Wahrheit frey unterſuchen können. Die Vernunft iſt Königinn in dieſem Staat: und ſie allein muß den Ausſpruch thun, ob jemand die Wahrheit recht oder unrecht unterſuchet hat. Wehe demjenigen, der in dieſer Unterſuchung die rechte Spuhr verfehlet hat. Es werden Richter genug wider ihn aufſtehen. Eine Menge Gelehrte werden die mißgehandelte Königinn Vernunft, die ihnen ſo nahe angehet, weil ſie in ihren Köpfen ihren Thron aufgeſchlagen hat, wider dieſen Aufrührer rächen, und ſeine irrige Meinung mit vielen wichtigen Gründen in ihrem Namen zum Tode verdammen. Sie wird alſo nicht viel Schaden anrichten können.

Wir ſind weit entfernt, einer ſchändlichen Freyheit, aufrühriſche und gottesläſterliche Schriften bekant machen zu dürfen, das Wort zu reden. So weit erſtreckt ſich auch die Freyheit vor die Gelehrten in einer wohl eingerichteten Republik nicht: und da dergleichen Schriften zum Wachsthum der Wiſſenſchaften nicht das geringſte bertragen; ſo ſiehet man leicht, daß wir eine ſolche Freyheit nicht verſtehen können. Wir zeigen nur, daß es vor die Wiſſenſchaften nicht zuträglich ſey, wenn dieſe oder jene Wahrheit zu lehren nicht erlaubt iſt: und wir können uns auch nicht bezwingen, zu glauben, daß es recht ſey, die Unterſuchung dieſes oder jenen Lehrſatzes der Kirche nicht zu geſtatten, blos weil er einmal vor wahr angenommen iſt.

Wir billigen die Gedanken des berühmten Holbergs in ſeinen moraliſchen Gedanken vollkommen, da er ſpricht, daß uns der gröſte Theil unſrer Herren Geiſtlichen nicht zurufen ſollten: glaube! glaube! ſondern: prüfe! prüfe! denn ein Glaube ohne Ueberzeugung iſt ein abgeſchmackter Glaube. Er hat vollkommen recht, daß alle die Gründe, die man hierwider anführet, auch wider die evangeliſchen Kirchen und die erſten Lehrer derſelben gelten müßten. Denn wenn es nicht erlaubt iſt, ohne verketzert zu werden, die angenommene Sätze der Kirche in Zweifel zu ziehen; ſo haben die erſten evangeliſchen Lehrer nicht das geringſte Recht gehabt, die Lehrſätze der Kirchen, aus der ſie ausgegangen waren, zu unterſuchen, und ſie ſind folglich mit Recht verketzert worden.

Angefallene Wahrheit, wenn ſie in der That Wahrheit iſt, muß zu allen Zeiten Wahrheit bleiben: und die Vertheidiger der Wahrheit müßten von ſchlechten Kräften ſeyn, wenn ſie dieſelbe wider den Anfall nicht mit ſolcher Gründlichkeit und Deutlichkeit zu beſchützen getrauten, daß die falſche Meinung nicht die geringſte Verführung anrichten kann. Es iſt dieſes um ſo widerſprechlicher, da Schriften von dieſer Art dem Pöbel nicht in die Hände kommen. Leute von Vernunft und Gelehrſamkeit, die letzte ſey auch ſo ſchlecht, wie ſie wolle, müſſen aber allemal von der Wahrheit dergeſtalt überzeugt werden können, daß ſie ihnen hell genug in die Augen ſtrahlet. Zu geſchweigen, daß der Anfall allemal Gelegenheit giebt, die Wahrheit in ein helleres Licht zu ſetzen.

Es iſt noch der dritte Grund des Wachsthums derer Wiſſenſchaften übrig, nämlich die beſtändige Ruhe und Friede eines Landes. Es fällt ſehr in die Sinne, daß dieſer denen Republiken mehr als denen Monarchien eigen iſt. Die Vergrößerung der Macht iſt gleichſam ein von denen Monarchien unzertrennlicher Grundſatz, und wer weis nicht, zu was für Anforderungen und daraus entſpringenden Kriegen derſelbe Gelegenheit giebt. Dagegen haben die Republiken, wenigſtens zu unſern Zeiten, den Grundſatz angenommen, daß ſie nichts mehr ſuchen, als ſich in der Beſchaffenheit zu erhalten, in der ſie ſich einmal befinden. Sie vermeiden alſo alle Kriege, ſo lange es nur möglich iſt: und da die Monarchen alles anwenden, zu verhindern, daß dieſer oder jener ſeine Macht nicht vergrößere: ſo haben die Republiken auch ſo leicht keinen Angriff zu befürchten. Die Wiſſenſchaften finden demnach auch dieſen Grund des Wachsthums eher in denen Republiken, als in denen Monarchien. Die Gränzen dieſer Abhandlung verhindern uns, dieſes und andre Gründe weitläuftiger auszuführen. Vielleicht aber haben wir hierinnen ſchon genug Wahrheiten vorgetragen.

VIII.

Betrachtung über die Schönpfläſterchen.

Ob ich gleich in meinen Schriften noch ſehr wenig von denen Moden gehandelt habe; ſo ſtelle ich doch vor mich ſelbſt deſto öfters Betrachtungen über dieſen Gegenſtand an: und was vor ein weites Feld findet man hier nicht vor ſich. Die Moden ſelbſt, die brennende Begierde des ſchönen Geſchlechts nach denſelben, das Lächerliche, das ſich öfters hier veroffenbaret, und vornehmlich die tägliche, aber wahrhaftig unglückliche Veränderung dieſer Dinge, die manche Familie zu Grunde richtet, dieſe, ſage ich, geben vor einen Moraliſten keinen unwürdigen Stoff an die Hand.

Ich würde auch vielleicht längſt meine Leſer damit unterhalten haben, wenn ich mir von dergleichen Abhandlungen den geringſten Nutzen verſprechen könnte. Denn wenn man ſich einbilden wollte, daß das Frauenzimmer durch irgend einige Vorſtellungen, geſetzt ſie ſind noch ſo kräftig und lebhaftig, von der Begierde zu dieſen Dingen einigermaaſſen abzubringen wäre; ſo würde dieſe Hoffnung ſo ungereimt ſeyn, als die Modenſucht ſelbſt iſt. So lange das ſchöne Geſchlecht eitel iſt; ſo wird auch die Modenſucht dauren: und werden ſie wohl iemals dieſe Beſchaffenheit in dieſer Welt ablegen?

Allein, die Hoffnung iſt ſo ganz und gar ungegründet nicht, wenn man glaubt, daß es noch ſo glückliche Zeiten geben wird, worinnen die Schönen wenigſtens das offenbar Unvernünftige in den Moden vermeiden werden. Warum ſollte man ſich dieſe Hoffnung nicht machen? Es giebt bereits zu unſern Zeiten eine beträchtliche Menge vernünftiger Frauenzimmer, die etwas weiter denken, als ſie die Eitelkeit und die ſinnlichen Empfindungen leiten. Sollten nicht dieſe die unglückliche Binde abreiſſen, die zeither ihre Augen noch verblendet hat? Sollten ſie nicht wenigſtens das offenbar Unvernünftige aus den Moden gänzlich verbannen? und mehr wird man niemals verlangen. Wenigſtens kann ein Moraliſte vernünftiger Weiſe niemals wider die Mode kämpfen, als das Allzuthörichte und Schädliche aus denſelben auszurotten.

Unter diejenigen Moden, welche offenbar ungereimt und unvernünftig ſind, kann man mit vollkommenſten Rechte die Schönpfläſterchen rechnen. Ich merke an, daß dieſe thörichte Mode wieder einreißt, und ich ſehe ſogar, daß ſich die vernünftigen Perſonen des ſchönen Geſchlechts dieſer lächerlichen Dinge wieder zu bedienen anfangen. Es wird alſo nicht undienlich ſeyn, wenn ich über dieſe Mode einige Betrachtungen mittheile.

Es iſt nöthig, daß wir vorher eine Regel feſtſetzen, woraus wir das offenbar Unvernünftige der Moden erkennen können. Alles dasjenige, was gar keinen wahren in der Sache gegründeten Endzweck hat, und der Natur widerſtreitet, iſt offenbar unvernünftig. So iſt z. E. ein Fächer im Winter, der wider die Sonne und zur Abkühlung dienen ſoll, allemal offenbar unvernünftig, die ſtaat- und putzverſtändigen Schönen mögen mich auch vor einen argen Modenketzer ausſchreyen, wie ſie wollen.

Dargegen verdienen diejenigen Moden noch einige Nachſicht, die nur von ihrem Endzwecke ziemlich und oft ſehr ſtark abgewichen ſind. So iſt z. E. ein Müſchen, das kaum zwey Finger bedeckt, und eine Haube, die dem Umfange eines mittelmäßigen Wagenrads nicht viel nachgiebt, noch einiger maaßen verzeihlich. Es iſt wahr, die Abweichung dieſer und vieler andern Kleidungstrachten von ihrem Endzwecke, iſt ſehr ſtark, und wer ſonſt große Luſt zu lachen hat, dem kann man es eben ſo ſehr nicht verdenken. Allein der Endzweck hat ſich doch nicht ganz und gar verlohren, und dieſe Dinge widerſtreiten doch nicht gerade der Natur. So lange wir aber Menſchen, das iſt, eitel und nicht vollkommen vernünftig ſind; ſo muß man den Mißbrauch nicht allzu ſcharf beurtheilen. Werden wir Mannsperſonen doch mit unſern Kleidungstrachten in dieſem Fehler nicht viel zum Voraus haben.

Wenn wir die Schönpfläſterchen nach dieſer Regel beurtheilen; ſo werden wir ohne Mühe finden, daß ſie offenbar unvernünftig ſind. Was können wohl ein paar ſchwarze Flecken, die, wie der auf- und niedergehende Mond, an dem Geſichtshorizont eines Frauenzimmers bald da, bald dort zu ſtehen kommen, vor einen Endzweck haben? In der That gar keinen. Man müßte denn die Leute mit Gewalt bereden wollen, daß man ungemein wenig auf Reinlichkeit hielte, oder das Innwendige eines Frauenzimmers ſey mit ſo vieler Schwärze angefüllt, daß es wohl dann und wann zum Durchbruch käme.

Eben ſo offenbar ſiehet man, daß dieſe Mode wider die Natur iſt. Die Natur, wenigſtens in unſern Ländern, laſſet die Haut unſers Geſichts weiß werden: und es iſt wider ihre Wirkungen und Abſichten, daß man ſie an einigen Orten mit andern Farben bekleiſtert. Man ändert hierdurch dasjenige, was ſie bey uns hervorzubringen, vor gut befunden hat: und man will gleichſam ihre weiſe Anordnungen meiſtern. Man ſpricht der Natur gewiſſermaaßen Hohn, und man will ihr zum Trotz anders ausſehen, als ſie gewollt hat, daß wir ausſehen ſollen.

Wenn ein Frauenzimmer ſo unglücklich wäre, daß ihr die Natur, oder ein ungefährer Zufall in der That dergleichen ſchwarze Flecke im Geſichte gegeben hätte; ſo würde ſie ſehr übel damit zufrieden ſeyn. Sie würde ſich darüber kränken, und ängſtlich wünſchen, daß ihr Geſichte durch dergleichen Flecken nicht verunſtaltet wäre. Dennoch, da die Natur ſo gütig gegen ſie geſinnet geweſen iſt, es nicht zu thun; ſo wollen ſie die Fehler der Natur oder der Zufälle nachäffen; und ſie ſtellen ſich, als wenn ihr Geſichte gebrechlich wäre, oder ſonſt einen wichtigen Schaden gelitten hätte.

Wenn die Schönen recht lebhaftig überzeugt ſeyn wollen, daß die Schönpfläſterchen ungereimt und höchſt unvernünftig ſind; ſo dürfen ſie ſich nur einen ſogenannten Hannswurſt, oder luſtigen Diener eines Marktſchreyers, recht eigentlich vorſtellen. Iſt es nicht wahr, das Allerlächerlichſte und Poßirlichſte, was ſie an einer ſolchen Perſon finden, ſind die ſchwarzen Flecken, die er ſich gemeiniglich in das Geſichte gemahlt hat. Man kann auch alles in der Welt verwetten, daß ſich das Frauenzimmer halb zu Tode lachen würde, wenn die Schönpfläſterchen gänzlich unbekannt wären, und es käme ein Frauenzimmer damit zum erſtenmale aufgezogen.

Ich kenne eine Menge Schönen, die ſich über ein Bischen Schmutz von Tobacksaſche im Geſichte, über eine Spinnewebe an dem Huthe oder der Perücke, und über tauſend andre dergleichen Kleinigkeiten, die ein ungefährer Zufall gewirket hat, und die nichts weniger als lächerlich geweſen ſind, eine halbe Stunde lang ganz außer Athem gelacht haben. Dieſer Sorte von Schönen hätte ich gewiß nicht wagen wollen, ein Frauenzimmer mit Schönpfläſterchen zum erſten male vorzuſtellen, wenn ich nicht eine Mordthat hätte begehen wollen.

Man bringt mir dieſe Wahrheiten nicht aus dem Kopfe, wenn man gleich hundertmal ſagt, daß die Schönpfläſterchen die Schönheit vermehren: und man mag mir die Abwechſelung einer blendenden Weiße mit einer kohlſchwarzen Farbe noch ſo annehmlich und reizend abſchildern; ſo habe ich doch beſchloſſen, von allen meinen Gedanken nicht eine Sylbe fahren zu laſſen. Ich laſſe mir den Satz niemals ausreden, daß dasjenige nichts weniger als ſchön iſt, was der Natur widerſtreitet.

Dieſe angebliche Schönheit beſtehet in weiter nichts, als in der Einbildungskraft. Man betrachte nur die Schönpfläſterchen außer dem Vorurtheil der Mode, ſo wird alle Schönheit wegfallen. Wenn ſie eine wahre Schönheit wären, ſo ſehe ich nicht, warum ein Kilian mit ſeinen ſchwarzgemahlten Flecken nicht eben ſo ſchön ſeyn ſollte. Ja, wenn es eine wahre Schönheit wäre, ſchwarzbunte Geſichter wie die Elſtern zu haben; ſo könnten wir verſichert ſeyn, daß das allergütigſte Weſen, welches ſeinen Geſchöpfen alle mögliche Vollkommenheiten hat beylegen wollen, die Beſchaffenheit der Dinge ſolchergeſtalt eingerichtet haben würde, daß wir ſie erhalten hätten.

Ich geſtehe, daß ich öfters ſehr ernſtliche und tiefſinnige Betrachtungen angeſtellet habe, was doch die Schönpfläſterchen vor einen Urſprung haben müſſen, oder was zu ihrer Erfindung Gelegenheit gegeben hat. Weil ich als ein Gelehrter ſehr geneigt bin, den Urſprung einer Sache in dem Alterthume zu finden, und weil ohnedem die menſchliche Thorheit ſehr alt in der Welt iſt; ſo wollte ich mit aller Gewalt die Schönpfläſterchen aus dem Moder etlicher tauſend Jahre heraus klauben. Ich durchwühlte die alten griechiſchen und römiſchen Münzen, ob ich nicht etwan die Minerva, die Juno, die Bona oder irgend eine andre Göttinn mit Schönpfläſterchen abgebildet finden könnte; ich durchblätterte die alten Schriftſteller. Allein, mein Bemühen war vergeblich. Ich fand zwar ſehr viel Stellen, die ſich auf die Schönpfläſterchen ziehen, und woraus ſich wenigſtens eine ziemliche Menge artiger Muthmaßungen erzwingen ließen. Allein, in der Hauptſache fand ich wenig Troſt, ob ich gleich im Stande geweſen wäre, eine ſehr gelehrte Abhandlung von den Schönpfläſterchen zu ſchreiben.

Ein guter Freund, dem ich meinen Kummer offenbarte, wollte mich auf einmal davon abziehen. Er wollte mich verſichern, die Erfindung der Schönpfläſterchen wäre ganz neu, und erſt zu Ausgange des vorigen Jahrhunderts geſchehen. Ja er war ſo muthwillig, zu muthmaßen, daß die Möpſe hierzu Gelegenheit gegeben hätten. Er behauptete, da das Frauenzimmer die ſchwarzen Geſichter dieſer Thiere ſo ſehr geliebet, und überaus ſchön gefunden hätte; ſo ſey es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie daher Gelegenheit genommen hätten, in ihren Geſichtern dieſe vorzügliche und ſchöne Schwärze gleichergeſtalt mit anzubringen. Allein, ein ächter Gelehrter läßt ſich durch dergleichen ſinnreiche Muthmaaßung von Unterſuchung der Alterthümer nicht abziehen.

Nachdem ich eine Menge Bibliotheken durchſuchet hatte; ſo war ich endlich ſo glücklich, ein Manuſcript in die Hände zu bekommen, deſſen Verfaſſer eben dieſen Urſprung der Schönpfläſterchen gründlich und ſorgfältig unterſucht hatte. Er führete zuerſt eine Menge Zeugniſſe und Beweiſe alter Schriftſteller an, daß die Römer ihren diebiſchen und entlaufenen Knechten gewiſſe Buchſtaben in das Geſichte gebrannt hätten, worinnen die Urſache ihres Verbrechens enthalten geweſen wäre, z. E. cave furi: hüte dich vor dieſem Diebe. Dieſen Buchſtaben hätten ſie eine rechte glänzende und beſtändige Schwärze zu geben gewußt, damit ſie deſto beſſer in die Augen gefallen wären.

Wenn nun ein ſolcher Sclave oder Sclavinn Gelegenheit gefunden hätten, endlich dennoch zu andern Völkern zu entrinnen; ſo hätte er dieſe Buchſtaben durch völlige Ueberziehung mit ſchwarzer Farbe entweder ausgelöſcht, oder wenigſtens mit ſchwarzen ſeidnen Fleckgen bedeckt: und da er die wahre Urſache dieſer Buchſtaben zu entdecken nicht vor gut befunden hätte; ſo hätte er eine ſehr rühmliche und vorzügliche Urſache derſelben angegeben.

ben. Da die Neuigkeiten gemeiniglich ſehr einnehmend ſind; ſo hätten die barbariſchen Völker dergleichen Flecken gar bald nachgeahmet.

Er erzählte, daß eine entlaufene römiſche Magd, welche das Glück gehabt hätte, eine Maitreſſe des ſueviſchen Fürſten Herlibons zu werden, gar bald verurſachet hätte, daß dergleichen ſchwarze Flecken im Geſichte bey Hofe und unter dieſem Volke gewöhnlich geworden wären. Er bringt ein ſehr lebhaftes Gedichte von dieſer Begebenheit bey, das die Proba Falconia verfertiget hat, und welches er in einer ſehr raren Handſchrift beſitzet. Hierauf wären auch die Schönpfläſterchen bey andern Völkern gemein geworden. Sie wären öfters einige Jahre in Verfall und Verachtung gerathen. Niemals aber wären ſie ganz vergeſſen, ſondern bis zu unſern Zeiten immer wieder hervor geſucht worden.

Da dieſes Manuſcript allenthalben mit richtigen Zeugniſſen beſtärket iſt; ſo ſehe ich nicht, warum ich nicht dieſer Ausführung ſo lange Beyfall geben ſollte, bis man mich eines andern überführen wird. Sollten die Schönen gar auf die argen Gedanken fallen, daß ein ſolches Manuſcript gar nicht in der Welt ſey; ſo erbiete ich mich ſolches drucken zu laſſen, wenn das Frauenzimmer auf 1000 Exemplare unterſchreiben wird. Allein, um wichtiger Urſachen wegen kann ich keine Subſcription von Mannsperſonen annehmen.

In der That dieſes Steigen und Fallen der Schönpfläſterchen hat noch bis zu unſern Zeiten gedauret. Ich kann mich noch ganz wohl erinnern, daß ſie etlichemal in groſſer Hochachtung geweſen ſind. Allein, ſie ſind auch etlichemal ſehr tief in Verachtung gefallen. In den letztern 6 bis 8 Jahren war die Verachtung ſehr hoch geſtiegen. Ich kenne eine Menge vernünftiger Perſonen, welche ſich eine allgemeine Regel gemacht hatten, daß dasjenige liederliche Dirnen wären, welche Schönpfläſterchen trügen: und dieſe Regel war ganz allgemein. Sie iſt auch itzo noch nicht völlig ausgetilget, ohngeachtet die Zeit der Erhöhung der Schönpfläſterchen abermals vorhanden zu ſeyn ſcheinet. Meine Correſpondenten in B. und D. verſichern mich, daß man es noch itzo daſelbſt vor ein Kennzeichen einer Buhldirne anſehe, wenn jemand mit Schönpfläſterchen aufgezogen komme.

Das, was mir am verwundernswürdigſten hierbey ſcheinet, iſt, wie es möglich ſey, daß die vernünftigen Schönen von einerley Sache zu verſchiedenen Zeiten ſo weit unterſchiedene Gedenkensarten haben können, und ob es ihnen nicht einfällt, daß ſie dasjenige, was ſie ſich itzo als einer anſtändigen und ehrbaren Auszierung bedienen wollen, ſelbſt ehemals vor ein Zeichen der Frechheit und der Liederlichkeit gehalten haben?

Die Schönpfläſterchen, wenn ſie ja in dem Reiche der Moden und des Anputzes verbleiben ſollen, ſchicken ſich auch in der That vor niemand beſſer, als vor die frechen Buhldirnen. Sein Geſichte ohne allen Endzweck mit ſchwarzen Fleckgen zu bekleiſtern, und gleichſam Gott und der Natur Hohn zu ſprechen, welche gewollt haben, daß ſie nicht alſo ſeyn ſollen, zeiget eine Frechheit an, die ihres gleichen nicht hat: und dieſe kann lediglich dem Character dieſer Geſchöpfe gemäß ſeyn. Allein, ich habe noch viele andre Gründe, welche beweiſen, daß es ſich lediglich vor eine Buhldirne ſchickt, Schönpfläſterchen zu tragen.

Die Römer, beſonders die morgenländiſchen Völker, hatten noch eine andre Gewohnheit, ſich Maalzeichen in ihrem Geſichte einzubrennen, die ſie mit einer glänzenden ſchwarzen Farbe dauerhaft zu machen ſuchten. Dieſes waren Zeichen, wodurch gewiſſe Gottheiten angedeutet wurden, und man gab dadurch zu erkennen, daß man ſich dieſen Gottheiten geweihet habe. Viele Stellen der Schrift, wenn ſie von Maalzeichen an der Stirne redet, und dergleichen Redensarten, beziehen ſich auf dieſe Gewohnheit. Mich deucht, daß man gar nicht unrecht ſchließt, wenn man ſagt, daß ſich die Schönpfläſterchen vor diejenigen Frauenzimmer am beſten ſchicken, die ohnedem durch ihre Frechheit zu erkennen geben, daß ſie ſich dem Dienſte der Göttinn Venus geweihet haben. Wenigſtens haben ſie doch alsdenn ein offenbares Kennzeichen, welches ſie von andern Menſchen unterſcheidet, und denen Mannsperſonen zur Anlockung dienet.

Derjenige Freund, der oben den Urſprung der Schönpfläſterchen auf eine muthwillige Art von den Möpſen hergeleitet hat, pfleget ſich hier eines Grundes zu bedienen, der nicht weniger ſchalkhaft iſt. Er ſpricht: ein Frauenzimmer mit Schönpfläſterchen könne unmöglich einen andern Endzweck haben, als ſich dadurch um deſto mehr in die Augen fallend zu machen. Dieſes ſey aber eben der Endzweck der Gaſthöfe, weshalb ſie ſich der Schilde und gewiſſer Kennzeichen bedienten. Man verſündige ſich alſo gar nicht, wenn man ſich ein ſolches Frauenzimmer als einen lebendigen Gaſthof vorſtellete, und er ſpricht, er könne ſich unmöglich bezwingen, daß er nicht bey ſich ſelbſt dächte: Dieſer Gaſthof heißt zum ſchwarzen Stern, zum halben Mond, oder zum runden Fleck. Ich erzähle dieſes nur, ohne eben Theil daran zu nehmen.

In der That ſchicken ſich nicht nur die Schönpfläſterchen vor die Buhldirnen, ſondern ſie ſind ihnen auch öfters unumgänglich nöthig. Dieſe Art von Geſchöpfen pflegen gemeiniglich durch ihre verliebte Hitze ſogenannte Venusblümchen in das Geſichte zu bekommen. Weil ſie nun ihr Geſichte gerne ſo zart und ſauber, als möglich zur Schau darſtellen wollen; ſo haben ſie eine Bedeckung nöthig: und dieſes kann am füglichſten durch eine Art von Modeflecken geſchehen, die unter dem Deckmantel der Mode alles verbergen.

Allein, dieſes alles fällt bey dem ehrbaren, tugendhaftigen und vernünftigen Frauenzimmer hinweg. Sie ſehen alſo, daß die Schönpflaſterchen vor ſie nicht gehören. Folglich ſollten ſie die Billigkeit haben, ſolche denen Buhldirnen, als eine vorzügliche Mode, allein zu überlaſſen. Man würde alsdenn ein ohnſchätzbares Kennzeichen haben, woran man die Buhldirnen von denen tugendhaftigen Schönen unterſcheiden könnte: und was würde dieſer richtige Unterſchied der menſchlichen Geſellſchaft nicht vor Vortheil bringen. Die Fallſtricke laſſen ſich ganz leicht vermeiden, wenn man die Schleifen kennet, welche hervor ragen. Ich wünſche von Herzen, daß das vernünftige Frauenzimmer dieſen Vorſtellungen Platz geben möge, und daß ſie die Billigkeit haben, an die Schönpfläſterchen keinen weitern Anſpruch zu machen.

◆

Ich finde hier Gelegenheit, eines Briefes zu gedenken, der vor einigen Monaten an uns eingelaufen iſt; der Herr Verfaſſer hat vor gut befunden, ſich mit N. N. zu bemerken, und weder Ort noch Datum beyzufügen. Er wünſchet darinnen, daß wir doch mit unſern ſatiriſchen Waffen wider die Pudelköpfe zu Felde ziehen möchten: und er giebt darinnen ſelbſt einige geſchickte und witzige Vorſchläge an die Hand, auf was Art wir dieſe krauſe und lockichten Feinde angreifen können.

Allein, nach demjenigen, was wir oben geſagt haben, werden wir das Wünſchen dieſes unſers Herrn Correſpondenten ſo bald nicht erfüllen können. Die Pudelköpfe ſind keine Mode, die offenbar unvernünftig oder ungereimt wäre. Denn es kann wohl einerley ſeyn, ob das Frauenzimmer die Haare auf dem Kopfe zuſammen bindet, oder herunter hängen läßt. Es deucht uns ſo gar, daß das letztere natürlicher iſt, weil die Natur die Haare alſo wachſen läßt. Die Bemühung des Friſirens und Aufkräuſelns iſt gleichfalls wenig tadelnswürdig. Es iſt eine Nachahmung der Natur, welche bey vielen Menſchen dasjenige von ſelbſt wirket, was hier durch die Kunſt geſchieht.

Es iſt wahr, es kann ein groſer Mißbrauch hierbey vorgehen: und viele Nebendinge bey der Sache können ganz leicht ins Lächerliche verfallen. Z. E. Wenn ſie ganze halbe Tage deshalb vor dem Spiegel zubringen, oder zwey Spiegel gegen einander aufhängen, damit ſie ihre ſchöne Geſtalt recht bewundern können. Solche Aufzüge einer allzu hoch getriebenen Eitelkeit verdienen ſchon einen nachdrücklichen Spott. Allein, ehe man ſolche Mißbräuche bekämpfet, muß man vorher, deucht mich, das offenbar Unvernünftige der Moden beſtreiten: und wenn dieſes nur ausgerottet werden könnte; ſo würde jenes noch einiger maaßen erträglich ſeyn. Die Eitelkeit iſt eine ſtarke Feindinn. Wenn man ihr mit der Thorheit zugleich offenbar den Krieg erkläret; ſo unterſtützet ſie ihre Bundesverwantinn, die Thorheit, deſto nachdrücklicher: und man richtet wider keine von beyden etwas aus.

Eben ſo zweifelhaft iſt es, ob wir unſerm Herrn Correſpondenten in dem andern Puncte willfahren können. Wir geſtehen, daß wir diejenige Stadt gerne wiſſen möchten, worinnen das Frauenzimmer die vernünftigen Tadlerinnen ſo fleißig lieſt, und ihre Regeln in Anſehung des Umganges mit denen Mannsperſonen ſo ſtrenge beobachtet. Sie haben alle unſre Hochachtung, und wir wünſchten zu ihrem Lobe etwas beytragen zu können. Wir können die Grundſätze der vernünftigen Tadlerinnen gar nicht mißbilligen, daß ſich das Frauenzimmer gegen die Mannsperſonen ſpröde und mißtrauiſch bezeigen, und ihren Schmeicheleyen keinen Glauben beymeſſen ſoll.

Es iſt wahr, es giebt Mannsperſonen, welche ein ſchönes Kind aus aufrichtigen Herzen faſt anbethen. Allein, das gehöret nicht zur Regel, ſondern zur Ausnahme: und dererjenigen Mannsperſonen, welche das ſchwache Geſchlecht nur zu berücken und ihnen etwas weiß zu machen ſuchen, ſind gewiß weit mehr. Ja, wenn auch die Anzahl derer Mannsperſonen auf jeder Seite gleich getheilt wäre; ſo würde man doch die Regel nach denen Ungetreuen und lockern unter denen Mannsperſonen machen müſſen. Denn ein ſolcher, der alle vier Wochen wechſeln, und ein neues Frauenzimmer aufſetzen kann, muß in dieſer Rechnung wie zehen Mann auf der andern Seite in Betracht gezogen werden. Wir werden uns alſo zu Widerlegung der vernünftigen Tadlerinnen ſo ſchlechterdings nicht verſtehen können. Unſre Gedanken ſelbſt über dieſen Gegenſtand haben wir oben in der zweyten Abhandlung dieſer Abtheilung vorgetragen.

IX.

Erweis,

daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſollte.

Die Meinungen ſind ſehr getheilt in der Welt, ob es der Beſchaffenheit des Frauenzimmers gemäß ſey, ſich der Gelehrſamkeit, beſonders der Weltweisheit und der höhern Wiſſenſchaften, zu befleißigen. Einige bejahen es: und ſie getrauen ſich nicht dem Frauenzimmer das Recht abzuſprechen, alles dasjenige erlernen zu dürfen, was den Geiſt eines vernünftigen Menſchen, eine Eigenſchaft, die man ihnen unmöglich beſtreiten kann, vollkommner macht. Andre verneinen es ſchlechterdings, und ſie wollen in der Beſchaffenheit und dem Endzwecke eines Frauenzimmers etwas finden, welches ſich mit einer gründlichen Erlernung derer Wiſſenſchaften nicht zuſammen reimen läßt.

Ja ſie erkühnen ſich ſo gar, dem ſchönen Geſchlechte die Fähigkeit hierzu abzuurtheilen. Dieſen letztern ſcheinet ein wahrhaftig gelehrtes Frauenzimmer gänzlich ein Unding zu ſeyn, welches nur die Gelehrſamkeit andrer auf ſeine Rechnung ſetzen läßt, oder wenn man ihnen ganz unläugbare Beyſpiele vor Augen legt; ſo möchten ſie lieber eine ſolche würdige Schöne vor ein Ungeheuer anſehen, welches ſie, des böſen Beyſpiels wegen, nicht verhanden zu ſeyn wünſchten. Die Sache verdienet, daß wir ſie, ſo viel als es unſer gegenwärtiger Endzweck zuläßt, unpartheyiſch betrachten.

Diejenigen, welche dem ſchönen Geſchlechte die Erlernung aller Arten der Gelehrſamkeit ohne Unterſchied zugeſtehen, gehen ohne Zweifel zu weit. Aus der Beſchaffenheit, die ihnen der weiſe Schöpfer gegeben hat, läßt ſich der Endzweck ganz leicht ausfindig machen, wozu er ſie beſtimmet hat. Dieſer beſtehet darinnen, daß ſie Kinder zeugen, dieſelben vernünftig erziehen, nach der itzigen Beſchaffenheit der Welt dem Hausweſen vorſtehen, und ihren Ehemännern durch eine angenehme Geſellſchaft die verdrüßlichen Begebenheiten des Lebens verſüſſen ſollen.

Hierzu kommt noch, daß ſie der große Schöpfer eben ſo wohl mit einem vernünftigen und unſterblichen Geiſte verſehen hat, als die Mannsperſonen. Sie haben alſo mit denſelben die Pflichten gemein, daß ſie ihren Zuſtand vollkommner zu machen ſuchen, und ihre Handlungen nach dem Geſetze der Natur einrichten müſſen.

Alle diejenigen Wiſſenſchaften demnach, die mit dieſen Pflichten keine Verwandtſchaft haben, ſind nicht vor das weibliche Geſchlecht. Sie ſind ihnen nicht allein gänzlich unnütze, ſondern wenn ſie auch dabey ihre aufhabenden Pflichten verabſäumen: ſo wird ihr Bemühen in der That tadelnswürdig und verwerflich. Wenn ſich alſo ein Frauenzimmer dem Innern der Gottesgelahrtheit und denen theologiſchen Streitigkeiten, der Rechtsgelahrtheit, der Arzneykunſt, der Mathematik, denen Alterthümern, der Münz- und Wappenwiſſenſchaft, der Critik, der Politik, und andern dergleichen Wiſſenſchaften widmen wollte, die ihnen nichts angehen, und welche ſie auszuüben keine Gelegenheit haben; ſo würde es eben ſo tadelnswürdig und lächerlich heraus kommen, als wenn ein Mann, der ſeine Verrichtungen auf ſich hat, ſolche verabſäumen, und ſich an den Spinnrocken ſetzen und Windeln waſchen wollte.

Dargegen verfahren diejenigen auch viel zu unbillig gegen das ſchöne Geſchlecht, die ihnen das Recht zu allen Wiſſenſchaften ohne Unterſchied abſprechen, und ſie gleichſam nur zu denen Eitelkeiten und Werkzeugen des Vergnügens und zu nichts als niedrigen Verrichtungen verdammen. Da ſie der große Gott, wie niemand zweifeln wird, ſowohl als die Mannsperſonen mit einem unſterblichen und vernünftigen Geiſte in dieſes Weltgebäude geſetzt hat; ſo iſt es ihnen nicht nur erlaubt, ſondern es iſt ſo gar eine Schuldigkeit eines vernünftigen Frauenzimmers, Gott ihren Schöpfer, ſich ſelbſt und die Welt, worinnen ſie ſich befindet, kennen zu lernen: und wer wollte ſich unterſtehen, ſie von denenjenigen Wiſſenſchaften abzuweiſen, die beſonders das Vergnügen eines vernünftigen Geiſtes befördern.

Die Metaphyſik und Phyſik, die Wiſſenſchaft der Geſchichte und überhaupt die ſchönen Wiſſenſchaften ſind alſo Theile der Gelehrſamkeit, woran ſie mit gegründeten Recht Anſpruch machen können. Da bey ihnen eben ſo wohl, als bey denen Mannsperſonen zu der Vollkommenheit ihres Zuſtandes eine Beobachtung des Geſetzes der Natur erfordert wird; ſo gehöret eben dieſes Recht der Natur, und die Sittenlehre zu gleichem Antheile vor ſie:

und mit was vor Erfolg wollen ſie die Kinderzucht unternehmen, welches doch ohnſtreitig eine ihrer Pflichten iſt, wozu ſie dieſe unbilligen Herren ſelbſt verdammen, wenn ſie entweder gar keinen, oder doch einen ſchlechten Begriff von der Sittenlehre haben. Es iſt alſo weit gefehlt, daß man das Frauenzimmer von allen Wiſſenſchaften ausſchlieſſen könnte, daß es vielmehr ihre Schuldigkeit iſt, dieſe oder jene zu erlernen.

Ich entſehe mich, diejenigen zu widerlegen, welche ihnen die Fähigkeit hierzu nicht einräumen. Gott, dieſes allergütigſte Weſen, welches gegen alle Menſchen eine gleiche Liebe hat, kann ihnen unmöglich die Mittel verſagt haben, welche zu der Vollkommenheit ihres Zuſtandes und zu ihrem Endzwecke nöthig ſind. Wir ſehen auch alle Tage von denen Kräften ihrer Seelen ſo viele Proben, daß es viel wäre, wenn jemand im Ernſt daran zweifeln wollte.

Man ſiehet hieraus, daß gewiſſe Wiſſenſchaften vorzüglich vor die Mannsperſonen allein gehören, in denen übrigen aber wird jedermann, wer billig iſt, denen Schönen gemeinſchaftlichen Antheil zugeſtehen: und in ſo weit hat die Sache wohl keinen Zweifel. Allein, ich beſinne mich nicht, daß noch jemand dem ſchönen Geſchlechte dieſe oder jene Wiſſenſchaften vorzüglich allein zugeſprochen hätte. Ich habe aber beſchloſſen, gegenwärtig ihre Ehre zu retten, und ihnen gleichfalls einen vorzüglichen Antheil an denen Wiſſenſchaften zu überlaſſen.

Wenn ich die Natur der Dichtkunſt, und die Beſchaffenheit des ſchönen Geſchlechts gründlich betrachte; ſo finde ich, daß dieſe Wiſſenſchaft ihnen eigenthümlich und vorzüglich zugehöret, und daß dieſelbe von Rechtswegen nur eine Bemühung vor das Frauenzimmer ſeyn ſollte. Weil mir aber niemand in einer, zeither ſo verborgen gelegenen Wahrheit, auf mein Wort glauben wird; ſo muß ich meine Leſer hiervon zu überzeugen ſuchen. Ich werde demnach dieſe Wahrheit in der Folge durch unbewegliche Gründe erweiſen.

Wenn wir aus der Natur der Dichtkunſt mit Grunde etwas folgern wollen: ſo müſſen wir eine Erklärung derſelben vorausſetzen. Mich deucht, daß man es immer bey derjenigen bewenden laſſen kann, welche der ehrliche Ariſtoteles geliefert hat: denn alle Künſteleyen unſrer jungen Kunſtrichter haben der Sache noch wenig geholfen. Ihrem Einwande, daß die Dichtkunſt durch die ariſtoteliſche Erklärung von andern ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten nicht genug unterſchieden wäre, iſt durch einen kleinen Zuſatz leicht abhelfliche Maaße zu geben.

Sie iſt demnach eine Nachahmung der Natur, beſonders der menſchlichen, in einer abgemeſſenen Rede. Es ſollte mir leicht fallen zu beweiſen, daß dieſe Erklärung das ganze Weſen der Dichtkunſt erſchöpfte, wenn es mein gegenwärtiger Endzweck erlaubte. Ich will mich vielmehr zu meinem Vorhaben wenden, und es wird nicht undienlich ſeyn, wenn ich vorher zeige, daß die Dichtkunſt keine Wiſſenſchaft iſt, welche vor das männliche Geſchlecht gehöret.

Ich werde dieſes Verſprechen größtentheils erfüllen, wenn ich meine Leſer überzeuge, daß die Ausübung der Dichtkunſt eine Mannsperſon entweder unglückſelig, oder unglücklich mache. Wir haben im vorigen Jahre einen Beweis erhalten, daß die Poeſie ſchon vor ſich ſelbſt ihre Liebhaber leicht unglückſelig machen könne. Der Herr Licent. Quiſtorp in Roſtock, hat uns dieſe ſinnreiche Abhandlung geliefert: und wenn dieſelbe auf richtigen Beweisgründen beruhet; ſo behauptet mein Satz eines Theils zu viel, und andern Theils zu wenig: zu viel, weil ich das wenige ausdrücklich ſage, was er nur von fernen angenommen hat: zu wenig, weil ich die Unglückſeligkeit nicht ſchlechterdings zugebe, ſondern noch das Unglück hinzu ſetze, und entweder das eine oder das andre als Folgen der Ausübung der Dichtkunſt anſehe.

Dieſer Unterſchied iſt aber ſehr wichtig. Die Unglückſeligkeit beſtehet in einer dauerhaftigen Traurigkeit, welche aus der anſchauenden Erkenntniß der Unvollkommenheit unſrer ſelbſt und unſers Zuſtandes entſtehet: und die Nichtbeobachtung des Geſetzes der Natur, oder die Herrſchaft der Leidenſchaft und die ſittliche Sclaverey iſt die Unvollkommenheit dieſes unſers Zuſtandes. Dahingegen beſtehet das Unglück nur in der Unvollkommenheit unſers äuſſerlichen Zuſtandes.

Es ſey mir aber erlaubt zu zeigen, daß der Beweis des Herrn Quiſtorps ohne meine Ausdehnung und Einſchränkung nicht angenommen werden kann: und hierdurch werde ich folglich meinen Satz behaupten.

Mich deucht, daß dieſer Beweis in die Enge gezogen, folgender geſtalt lautet: Die Dichtkunſt iſt eine Nachahmung der Natur, beſonders der menſchlichen Handlungen. Dieſe Nachahmung kann nicht geſchehen, wenn ſich nicht die Seele des Dichters eben dieſe Leidenſchaften, welche die Urſachen dieſer Handlungen ſind, als gegenwärtig vorſtellet, oder welches einerley iſt, ſich in dieſelben ſetzet. Hierdurch erlanget die Seele eine Fertigkeit, ſich von einer jeden Sache auf einmal viele undeutliche Vorſtellungen zu machen, woraus eben die Leidenſchaften erwachſen. Dieſe Fertigkeit wird ihr endlich bey allen Vorfällen eigen, und ſie läßt ſich von denen Leidenſchaften überwinden. Dieſes iſt aber die ſittliche Sclaverey, oder die Unvollkommenheit unſers Zuſtandes. Folglich wird der Dichter unglückſelig.

So hätte der Schluß lauten ſollen, wenn dieſe Gründe ihre Richtigkeit haben. Denn mich deucht, daß die Gründe mehr beſchaffen ſind ausdrücklich zu ſchließen, als zu ſagen, daß er leicht unglückſelig werden könnte. Allein, ich muß zuerſt anmerken, daß es nicht einerley iſt, ſich eine Leidenſchaft in ſeiner Seele als gegenwärtig vorſtellen, und ſeine Seele in dieſe Leidenſchaft ſetzen. Das erſte hat der Dichter unumgänglich nöthig, nicht aber allemal das andre.

Man muß nur richtig erklären, wenn man nicht fehlen will. Eine Leidenſchaft iſt ein merklicher Grad der ſinnlichen Begierde, oder des ſinnlichen Abſcheues, der aus undeutlichen Vorſtellungen entſtehet. Nun kann ich mir aber die ſinnliche Begierde eines andern auf das eigentlichſte und lebhafteſte in meiner Seele vorſtellen, ohne daß ich meine Seele ſelbſt in dieſe ſinnliche Begierde ſetze. Folglich iſt folgender Schluß nicht allgemein: wer eine Fertigkeit beſitzet, ſich die Leidenſchaften als gegenwärtig in ſeiner Seele vorzuſtellen, der wird ſelbſt von ihnen hingeriſſen: und er wird falſch, wenn ich ſolche auf den Dichter ohne Unterſchied anwenden will.

Wenn ſich ein Dichter Leidenſchaften als gegenwärtig in ſeiner Seele vorſtellet, um die daraus entſpringende Handlungen in einer abgemeſſenen Rede nachzuahmen; ſo hat er entweder den Vorſatz, dieſe Handlungen als ſchön und lobenswürdig, oder als häßlich und tadelnswürdig abzuſchildern. Im erſten Fall ſind die Sätze des Herrn Quiſtorps wahr. So bald man ſich eine Leidenſchaft und die daraus entſpringenden Handlungen als ſchön und annehmlich in ſeiner Seele vorſtellt; ſo bald muß auch die Seele ſelbſt einen merklichen Grad der ſinnlichen Begierde nach dem Gegenſtande derſelben und folglich die Leidenſchaft ſelbſt fühlen.

Die ſinnlichen Begierden entſtehen aus der undeutlichen Vorſtellung des Guten. Wenn ich nun meiner Seele eine Leidenſchaft, das iſt, einen merklichen Grad einer ſinnlichen Begierde, als gegenwärtig vorſtelle: und ich finde dieſe Vorſtellung gut und annehmlich: ſo habe ich ganz unwiderſprechlich ſelbſt nur eine undeutliche Vorſtellung von dem Guten, und ich fühle folglich ſelbſt eine ſinnliche Begierde nach demſelben. So lange ich mich alſo nicht in einen Zuſtand ſetze, daß ich die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange einſehen kann, und daß folglich mein Wille nicht von einer undeutlichen Vorſtellung, ſondern von der deutlichen Erkenntniß der Wahrheit abhängt; ſo bin ich in einer ſittlichen Sclaverey: und bey allen Vorfällen werde ich dieſe ſinnliche Begierde wiederum fühlen.

Man ſiehet leicht, daß es einerley iſt, die Sache mag in der That gut, oder böſe ſeyn. Genug, wenn meine Begierde darnach aus einer undeutlichen Vorſtellung entſpringt. Hieraus folgt nun unwiderſprechlich, daß ein Dichter, der ſeiner Seele Leidenſchaften als gegenwärtig vorſtellt, um dieſe Leidenſchaften, oder die daraus entſpringenden Handlungen als ſchön und liebenswürdig abzuſchildern, dieſe Leidenſchaften ſelbſt empfindet, und mithin ſolche bey dergleichen Verfällen allemal wieder empfinden wird. Er iſt alſo in einer ſittlichen Sclaverey und folglich unglückſelig, ſo lange bis ſein Wille nicht von der deutlichen Einſicht der Wahrheit in ihrem Zuſammenhange oder von der Vernunft abhängt.

Man wird alſo nunmehr den Zuſtand dererjenigen Dichter erkennen, die in ihren Monats- und Wochenſchriften unter dem Vorwande zu gefallen, oder den Verſtand und Geiſt zu vergnügen, die ſinnlichen und unordentlichen Begierden auf die ſchönſte und reizendeſte Art abſchildern. Sie ſind ganz außer Streit unglückſelig.

Dahingegen gilt des Herrn Quiſtorps Beweis von denenjenigen Dichtern gar nicht, welche die Leidenſchaften ihrer Seele als gegenwärtig vorſtellen, nur um dieſe Leidenſchaften, und die daraus entſpringende Handlungen auf eine recht lebhaftige Art häßlich und abſcheulich abzuſchildern. Dieſe können ohne Zweifel keine ſinnliche Begierden gegen eine Sache empfinden, die ſie mit Abſcheu anſehen. Vornehmlich werden alſo die Satyren- und Comödiendichter durch die Ausübung der Dichtkunſt nicht unglückſelig. Dieſe ſind es aber, welche dadurch unglücklich werden. Ich will dieſes nunmehro erweiſen.

Die Laſterhaftigen können nichts weniger vertragen, als daß ihre verderbte Leidenſchaften und Laſter mit natürlichen Farben abgemahlet und lächerlich gemacht werden. Eine ſolche Vorhaltung ihrer unwürdigen Handlungen beleidiget ihre Eigenliebe: und da ſie gewohnt ſind, ſich nur aus undeutlichen Vorſtellungen zu entſchließen; ſo verfallen ſie in einen merklichen Grad des ſinnlichen Abſcheues gegen den Dichter. Sie haſſen demnach denſelben, und ſuchen ihn auf alle erſinnliche Art zu verfolgen.

Keine Behutſamkeit kann den Comödien- oder Satyrendichter wider dergleichen Haß und Verfolgung in Sicherheit ſtellen. Er mag ſich in Acht nehmen, wie er will, keine beſondern Perſonen zu Gegenſtänden zu erwählen; ſo iſt doch die Menge der Laſterhaftigen ſo groß in der Welt, daß ſich allemal etliche finden werden, die ſich getroffen halten: und dieſe werden dem Dichter auf alle Art wehe zu thun ſuchen.

Auch diejenigen Thoren und Laſterhaftigen, welche das Gemählde des Dichters eigentlich vor ihre Abſchilderung nicht halten können, nehmen doch Theil an dem Haſſe wider den Dichter. Sie werden böſe, daß ihre Lieblinge, die Laſter, angegriffen werden: und gemeiniglich finden ſie doch etwas darinnen lächerlich gemacht, das ſie ſelbſt an ſich haben. Ueberhaupt wird ihr Zorn ſchon rege, daß jemand die Verwegenheit hat, ſich klüger und frömmer zu ſchätzen, als ſie ſelbſt ſind, und man ſchließet ſogleich, daß man einen ſolchen Menſchen in der Welt nicht empor kommen laſſen muß.

Alle dieſer Haß und dieſe Verfolgung, welche ſich der Dichter von allen Seiten zuziehet, beſtreben ſich dahin, daß er keine Vollkommenheiten ſeines äußerlichen Zuſtandes erlangen, und diejenigen, ſo er ſchon beſitzet, wieder verliehren möge: und da die Laſterhaftigen allemal die mächtigſten ſind, ſo verfehlen ſie faſt niemals ihres Endzwecks. Der Dichter wird alſo unglücklich. Und geſetzt, daß alle ſeine Feinde der Vollkommenheit ſeines äuſſerlichen Zuſtandes niemals wirklich Schaden zufügen könnten, ſo ſind doch eine Menge Feinde ſchon ſelbſt eine Unvollkommenheit unſers äußerlichen Zuſtandes und folglich ein Unglück.

Allein, die Dichtkunſt ahmet nicht nur die menſchlichen Handlungen, ſondern auch die Natur nach: und es iſt möglich, daß ſich ein Dichter mit nichts als denen Schönheiten der Natur beſchäfftigen kann. Ich muß alſo auch zeigen, wie dieſe unglücklich werden: und hierdurch werde ich zugleich allen Zweifel heben, der etwan bey denen vorigen Arten derer Dichter noch übrig geblieben iſt.

Die Dichtkunſt iſt eine von denenjenigen Wiſſenſchaften, die leider demjenigen, der ſie treibet, nichts einbringt. Die Zeiten haben aufgehöret, in welchen man Räthe aus Dichtern machte, und öfters ein paar Verſe mit wichtigen Geldſummen bezahlte. Man ſiehet ſie nicht mehr, wie zu Auguſts Zeiten, an denen Seiten derer Monarchen ſitzen: und derjenige, welcher ſein Glück in der Welt machen will, betrügt ſich über alle maaßen, wenn er den Weg der Dichtkunſt erwählet. Es gehören itzo ganz andre Mittel darzu, wenn man ſeine äußerlichen Umſtände vollkommner machen will, und ich verſichere einen jedweden, daß er vor das allerſchönſte Gedichte keine Dorfeinnehmerſtelle erlangen wird.

Es ſind zwar noch an einigen Höfen Hofpoeten, und auf einer jeden Univerſität ein öffentlicher Lehrer der Dichtkunſt. Allein, ich rede hier von wahrhaftigen Dichtern, welches ich ein vor allemal anmerke: und die erſten Stellen werden ungemein ſelten mit ihnen bekleidet. Auch bey der letzten Art von Ehrenſtellen iſt die Dichtkunſt nicht allemal das Mittel, welches ſie dazu befördert hat. Man ſiehet alſo, daß die Dichtkunſt zu Erlangung der Ehrenſtellen mehr hinderlich als beförderlich iſt.

Es wird ſich dieſes auch in Anſehung der Erlangung des Reichthums zeigen laſſen. Wodurch ſollte wohl ein Dichter ſein Vermögen vermehren oder reich werden können? Vielleicht, wenn er Gedichte ſchreibt, und ſich von denen Buchhändlern bezahlen läßt? Wahrhaftig! am allerwenigſten. Wenn er was tüchtiges liefern will: ſo muß er zum wenigſten über jeden Bogen 8 Tage zubringen. Hiervor wird ihm der allerverwegenſte Buchführer gewiß nicht mehr als zwey Rthaler bezahlen. Denn die Gedichte ſind es am allerwenigſten, worinnen ſie ſich recht herzhaftig bezeugen.

Hierdurch wird er alſo niemals zu einigem Vermögen gelangen: und wenn er ſonſt nichts zu leben hat, ſo wird es darzu entſetzlich mager in ſeiner Küche ausſehen. Wie vielmal wird ihm nicht die Mittagsmahlzeit gebrechen, wenn ihm nicht ein barmherziger Buchhändler einen halben Rthlr. auf ſein neues Gedichte im voraus bezahlet? Es iſt alſo ſo weit gefehlt, daß die Dichtkunſt zur Vollkommenheit unſrer äußerlichen Umſtände etwas beytragen könnte, daß vielmehr eben ihre Ausübung dieſe

Vollkommenheit verhindert, und folglich werden die Dichter unglücklich.

Die Erfahrung ſtimmet mit dieſen Wahrheiten vollkommen überein. Unſre berühmteſten Dichter, Opitz, Flemming, Günther, und eine Menge andre, haben gewiß keine Vollkommenheit ihrer äußerlichen Umſtände erlangt: und man könnte vielleicht einen ſtarken Folianten von Leuten anfüllen, welche durch die Ausübung der Dichtkunſt entweder unglückſelig, oder unglücklich geworden ſind. Ich werde aber bald zeigen, daß alle dieſe Umſtände, welche die Dichter unglücklich machen, nur bey dem männlichen Geſchlechte anzutreffen ſind, bey dem Frauenzimmer aber hingegen aufhören.

Wenn man die Beſchaffenheit betrachtet, welche der weiſe Schöpfer denen Mannsperſonen gegeben hat; ſo muß jedermann in die Sinne fallen, daß es ſeine weiſe Abſicht geweſen ſeyn muß, daß dieſe ſich ſelbſt, ihre Weiber und Kinder ernähren ſollen. Folglich iſt es eine ihrer vornehmſten Pflichten, eine ſolche Handthierung zu ergreifen, wodurch ſie ſolches zu bewerkſtelligen vermögend ſind. Dieſe Pflicht iſt allemal unveränderlich, wir mögen uns die Menſchen in dem Stande der natürlichen Freyheit, oder in Republiken vorſtellen.

Allein, weil die Menſchen itzo an allen Enden der Welt in Republiken leben, und weil die Mannsperſonen ſelbſt nach der geſunden Vernunft die Häupter der Familien und mithin vornehmlich diejenigen Glieder ſind, welche die Republik ausmachen; ſo kommt noch dieſe beſondre Verbindlichkeit hinzu, daß ſie eine ſolche Handthierung oder Lebensart erwählen müſſen, welche unmittelbar zu der Wohlfarth des gemeinen Weſens etwas beyträgt. Ich habe bereits gezeigt, daß die Dichtkunſt keine Wiſſenſchaft iſt, wodurch man ſich vor ſich und ſeine Familie einen hinlänglichen Unterhalt verſprechen könnte: und ich ſchmeichle mir, daß meine Leſer ſchon im voraus ſehen werden, daß die Dichtkunſt gleichfalls zur Wohlfarth des gemeinen Weſens nicht das geringſte beyträgt.

Sie träget weder zu denen Angelegenheiten der Religion und der Regierung, noch zur Sicherheit und Handlung der Republik, noch zur Geſundheit und andern Arten des Wohlſtandes derer Menſchen etwas bey: und ich getraue mir ſo gar zu behaupten, daß die Ausübung der Dichtkunſt die Menſchen nicht vernünftiger macht. Durch die Nachahmung wird gewiß unſer Verſtand nicht verbeſſert. Man muß die Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange einſehen, nicht aber die Handlungen derer Menſchen nachahmen lernen, wenn man vernünftig werden will. Die Nachahmung iſt mehr eine Kraft des Gedächtniſſes als des Verſtandes: und ſie iſt ſo leicht, daß wir auch die kleinſten Kinder, bey welchen der Verſtand kaum zu keimen anfangt, von ſelbſt darauf verfallen ſehen.

Alles was die Dichtkunſt wirket, iſt ein gewiſſes Vergnügen, welches aus der Wahrnehmung der Aehnlichkeit mit der nachgeahmten Sache entſtehet. Allein, dieſes Vergnügen dauret nicht länger, als ſich unſre Gedanken damit beſchäftigen. Das beſtändige Vergnügen derer Seelen, oder die Glückſeligkeit wird alſo durch ſie keinesweges befördert.

Man wird vielleicht einwenden, daß es noch viele andre Wiſſenſchaften giebt, welche zur Wohlfarth der Republik eben nichts beytragen. Allein man nenne mir ſolche Wiſſenſchaften, die weder unmittelbar noch mittelbar der Wohlfarth derer Republiken, ſo wie ſie itzo geſtaltet ſind, einigen Nutzen bringen: ſo will ich mit Vergnügen wiederrufen. Selbſt die unnütze Wappenkunſt hat doch in der itzigen Geſtalt der Welt ihren Nutzen.

Zwar unter denen freyen Künſten werden dergleichen angetroffen. Die Muſik und Mahlerey ſind von einer gleichen Natur mit der Dichtkunſt. Sie beſtehen in der Nachahmung. Sie verſchaffen nur einiges undauerhaftes Vergnügen, und tragen zur Wohlfarth des gemeinen Weſens nicht das geringſte bey.

Allein, was hindert uns, daß wir nicht auch dieſe dem weiblichen Geſchlechte zur Ausübung überlaſſen. Warum ſollten wir nicht diejenigen, ſo ſich damit beſchäftigen, vor weibliche Männer und vor unnütze Glieder des gemeinen Weſens halten können, weil ſie eine Lebensart ergriffen haben, wodurch ſie ihrer Pflicht keine Genüge leiſten, und der Republik in der That nichts weniger als nützlich werden. Dennoch haben dieſe beyden freyen Künſte vor der Dichtkunſt noch dieſen Vorzug, daß man ſich eher von denenſelben, wenn man eine Vollkommenheit darinnen beſitzet, einen hinlänglichen Lebensunterhalt und eine Verbeſſerung unſers äußerlichen Zuſtandes verſichern kann.

Endlich erwächſt vor die Republik noch ein wichtiger Nachtheil und Schaden, wenn die Mannsperſonen die Dichtkunſt ausüben. Es iſt ihr ohne Zweifel ſchädlich, wenn ſich viele Mitglieder in ihr befinden, die zu ihrer Wohlfarth nichts beytragen: und eben ſo ſchädlich iſt es ihr, wenn dieſe Mitglieder noch darzu in Armuth und Dürftigkeit leben, und ihren Familien nicht den erforderlichen Unterhalt verſchaffen können. Die Sache iſt ſo offenbar, daß ſie keines Beweiſes nöthig hat.

Wenn nun auch die Republik der Dürftigkeit derer- jenigen, ſo ſich der Dichtkunſt gewidmet haben, abhelfen und ihnen einträgliche Bedienungen geben wollte; ſo hat ſie doch auf eine andre Art Nachtheil davon zu gewarten. Es iſt ganz außer Streit, daß ſehr viele Zeit und ein ganz beſondrer Fleiß darzu erfordert wird, wenn man es in der Dichtkunſt zu einiger Vollkommenheit bringen will. Kurz, ſie erfordert einen eignen Mann. Die Liebhaber der Dichtkunſt, wenn ſie in öffentlichen Bedienungen ſtehen, müſſen alſo entweder den Vorſatz fahren laſſen, wahrhaftige Dichter zu werden, oder ſie müſſen nothwendig ihre aufhabenden Verrichtungen dabey verabſäumen. An Stümpern aber würde der Republik nichts gelegen ſeyn, wenn auch ihre Wohlfarth in der That dadurch befördert würde.

Dahingegen iſt der Schade, und, ich kann wohl ſagen, die Thorheit mehr als zu ſichtlich, wenn jemand diejenigen Verrichtungen der Dichtkunſt wegen vernachläßiget, die ihm die Republik aufgetragen hat, und woraus ſie ihre Wohlfarth erwartet. Beyſpiele dieſer Art ſind gar nicht rar in der Welt. Wie viele verwalten nicht die Gerechtigkeit auf die nachläßigſte Art, wie viele bekümmern ſich nicht um das Heil der ihnen anvertrauten Seelen ſchlecht genug, wie viele verabſäumen die erforderliche Sorgfalt vor ihre Kranken, nur daß ſie der Dichtkunſt obliegen können? Wer kann den Schaden läugnen, welcher der Republik hieraus erwächſt. Es bleibt alſo nichts übrig, als daß wir den Nachtheil der Republik zeigen, den ihr diejenigen Mannsperſonen durch die Ausübung der Dichtkunſt zufügen, welche ſchon vor ſich ſelbſt ein beträchtliches Vermögen beſitzen.

Es wird dieſes gar nicht ſchwehr fallen. Sind denn diejenigen von der Verbindlichkeit frey, der Republik nützlich zu werden, welche Reichthum, oder ein anſehnlich Vermögen haben, oder ſind ſie nicht vielmehr verpflichtet, weit mehr zu ihrer Wohlfarth beyzutragen, nach der Maaße des Schutzes, den ihr gröſſeres Vermögen erhält? Werden ſie aber wohl ihre Pflichten erfüllen, wenn ſie den größten Theil ihrer Zeit auf die Dichtkunſt verwenden: und wird nicht die Sorge vor ihre Familie und vor die Erhaltung eben dieſes ihres Vermögens den übrigen Theil ihrer Zeit erfordern, ſo, daß vor die Republik nichts übrig bleibt, und ſie folglich unnütze Glieder des gemeinen Weſens werden?

Könnten ſie nicht, da ſie ihr Vermögen von den Sorgen der Nahrung befreyet, durch Anſtellung nützlicher Verſuche und neuer Entdeckungen in denenjenigen Künſten und Wiſſenſchaften, welche zur Wohlfahrt der Republik und zur Vollkommenheit der Vernunft etwas beytragen, das Aufnehmen des gemeinen Weſens befördern? Allerdings! und ſie ſind vermöge ihrer Pflichten dazu verbunden. Da ſie ſich nun durch die Ausübung der Dichtkunſt hiervon abhalten laſſen; ſo fügen ſie eben hierdurch der Republik einen wichtigen Nachtheil zu.

Wenn man nun dieſes alles aufmerkſam betrachtet; ſo iſt es offenbar, daß eine Wiſſenſchaft, deren Ausübung die Mannsperſonen entweder unglückſelig, oder unglücklich macht, welche den Pflichten nicht gemäß iſt, welche die Mannsperſonen als hauptſächliche Glieder der Republik auf ſich haben, und welche der Republik Nachtheil verurſachet, wenn ſie von den Mannsperſonen ausgeübet wird, vor das männliche Geſchlecht unmöglich gehören kann. Da ich nun dieſes alles von der Dichtkunſt gezeigt habe; ſo habe ich dasjenige, was ich im voraus beweiſen wollte, bewerkſtelliget. Dahingegen fällt dieſes alles bey dem ſchönen Geſchlechte weg: und ich mag die Beſchaffenheit des ſchönen Geſchlechts noch ſo aufmerkſam betrachten; ſo finde ich, daß ſich die Dichtkunſt unvergleichlich vor daſſelbe ſchickt. Ich werde hierauf meinen zweyten Hauptbeweis gründen.

Das ſchöne Geſchlecht hat den Haß, Feindſchaft und Verfolgung, welche auf die Dichter des männlichen Geſchlechts fällt, wenn ſie die verdorbnen Leidenſchaften und die daraus entſpringende Laſter mit natürlichen, das iſt, häßlichen und abſcheulichen Farben abſchildern, gar nicht zu befürchten. Auch die wildeſten und laſterhaftigſten Menſchen haben eine beſondre Hochachtung vor das Frauenzimmer: und eine vermeinte und wahrhaftige Beleidigung, die von demſelben herrühret, wird bey weitem nicht ſo hoch empfunden, als wenn ſie uns eine Perſon männlichen Geſchlechts zugefüget. Geſetzt auch, daß die daraus entſpringende Feindſchaft gegen die Schönen nicht geringer wäre, ſo kann doch der Haß und die Verfolgung keine Unvollkommenheit ihres äußerlichen Zuſtandes zuwege bringen. Sie erwarten keine Ehrenſtellen und Beförderungen: und die Vollkommenheit ihres äuſerlichen Zuſtandes beruhet nicht bey ihnen, ſondern bey ihren Männern. Sie können alſo dadurch nicht unglücklich werden.

Ob ich nun zwar die Unglückſeligkeit, oder die ſittliche Sclaverey, welche auf der andern Seite aus der Ausübung der Dichtkunſt entſtehet, auch in Anſehung des Frauenzimmers nicht gänzlich ablehnen kann; ſo iſt doch von einem ſo vernünftigen Geſchlechte zu vermuthen, daß ſie von der Dichtkunſt einen würdigen Gebrauch machen werden: und die Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit, welche dieſem Geſchlechte ganz eigen ſind, werden es wenigſtens nicht zulaſſen, daß ſie uns die verderbten Leidenſchaften und die unordentlichen Lüſte ſchön und reizend abbilden werden. Man kann ſich verſichern, daß ſie niemals in ihren Liedern ſagen werden, daß ſie auf die braunen Knaben, die in der Saale baden, lauren wollen, wie ich dieſen witzigen Ausdruck vor kurzen in einer Wochenſchrift geleſen habe.

Das Frauenzimmer hat keine Pflicht, ſich und die Ihrigen zu ernähren. So lange, als ſie ledig ſind, können ſie dieſes von ihren Aeltern erwarten: und wenn ſie ſich verheyrathen, welches ich bey ſo erhabnen Seelen, die ſich der Dichtkunſt ergeben, mit Recht voraus ſetzen kann, lieget dieſe Sorge ihren Männern ob. Es kann ihnen alſo einerley ſeyn, ob die Ausübung der Dichtkunſt etwas einbringt oder nicht. Die Vollkommenheit ihres äußerlichen Zuſtandes müſſen ſie ohnedem von ihren Männern erwarten, und ihr Tiſch wird nicht ſchlechter beſetzt ſeyn, als er ſonſt geweſen wäre, ſie mögen einen oder zwey Rthlr. oder gar nichts vor den Bogen ihrer Gedichte von denen Buchführern erhalten. Sie werden alſo auch von dieſer Seite durch die Ausübung der Dichtkunſt nicht unglücklich.

Man ſiehet leicht, daß auch die Republik von dem Frauenzimmer durch die Ausübung der Dichtkunſt keinen Nachtheil empfindet. Sie haben keine beſondre Verbindlichkeit, zur Wohlfarth der Republik unmittelbar etwas beyzutragen: und da die Aemter des gemeinen Weſens durch ſie nicht beſetzt werden: ſo kann auch zum Nachtheile der Republik keine Verabſäumung der ihnen anvertrauten Geſchäffte bey ihnen ſtatt finden.

Ich werde um ſo mehr beſtärket, daß die Ausübung der Dichtkunſt vernehmlich vor das ſchöne Geſchlecht gehöre, wenn ich die Wiſſenſchaften betrachte, an welchen die Schönen, wie ich im Eingange gezeigt habe, ihrer Beſchaffenheit und Endzwecke nach mit den Mannsperſonen gemeinſchaftlich Antheil nehmen können und ſollen. Es ſind eben diejenigen, deren Kenntniß erfordert wird, wenn man eine Vollkommenheit in der Dichtkunſt erlangen will.

Ich weis zwar wohl, daß einige einen entſetzlichen Umfang von Wiſſenſchaften und bey nahe die Kenntniß aller Wiſſenſchaften zur Vollkommenheit in der Dichtkunſt erfordern. Allein, dieſe Herren irren ſich. So unzählige Hülfsmittel braucht die Dichtkunſt keinesweges. Diejenigen Wiſſenſchaften, die wir oben vor das Frauenzimmer genennet haben, ſind zur Vollkommenheit in der Dichtkunſt allemal hinlänglich: und es wird ſich gewiß niemand finden, der uns noch die Nothwendigkeit einer einzigen beweiſen könnte. Ja in dieſen Wiſſenſchaften ſelbſt iſt nicht einmal die höchſte Vollkommenheit erforderlich, ſondern nichts mehr und nichts weniger als eine ſolche Gelehrſamkeit, die ein vernünftiges Frauenzimmer nöthig hat, und die man von ihrer Beſchaffenheit hoffen kann.

Endlich hat die Dichtkunſt mit dem ſchönen Geſchlechte einerley Endzweck. Eine Nachahmung der Natur, beſonders der menſchlichen Handlungen, in einer abgemeßnen Rede, welches die Dichtkunſt iſt, kann keinen andern Endzweck haben, als denenjenigen eine Ergötzung und Vergnügung zu verſchaffen, welche dieſe abgemeſſene Rede leſen werden. Unter denenjenigen Endzwecken, welche ſich der weiſe Schöpfer bey Erſchaffung des weiblichen Geſchlechts vorgeſetzt hat, iſt auch derjenige, daß dieſes Geſchlecht dem männlichen eine Ergötzung und Vergnügung in den Mühſeligkeiten des Lebens werden ſoll.

Dieſer Endzweck iſt unläugbar. Die Annehmlichkeiten, welche wir häufiger an dem Frauenzimmer, als an denen Mannsperſonen gewahr werden, können keine andre Urſache haben: und wer iſt wohl unter denen Mannsperſonen, der dieſes Vergnügen nicht unter diejenigen Endzwecke rechnet, weshalb er heyrathet. Das Frauenzimmer iſt auch von dieſem ſeinem Endzwecke mehr als zu wohl unterrichtet, weil alle ihre Sorgfalt und Beſchäfftigungen das Augenmerk haben zu gefallen, und das männliche Geſchlecht zu vergnügen. Was kann alſo der Vernunft gemäßer und billiger ſeyn, als daß man die

die Erweckung des Vergnügens, welches aus der Dichtkunſt entſtehet, demjenigen Geſchlechte überläßt, welches ohnedem einen vornehmlichen Endzweck hat, uns allerhand Arten von Vergnügen zu verſchaffen?

Die Dichtkunſt würde auch ihren Endzweck gedoppelt erfüllen, wenn ſie von ſolchen Händen käme, von denen wir ohnedem geneigt ſind, alles mit Vergnügen anzunehmen. Mittelmäßige Kennzeichen des Witzes, die aus einem ſchönen Munde kommen, ſetzen uns ſchon öfters in eine halbe Entzückung. Was vor eine entzückende Bewegung würden wir alſo nicht empfinden, wenn uns eine Schöne, die wir lieben, durch Vorleſung ihrer feurigen Gedichte von ihrem Witz auf eine wahrhaftige Art überzeugen würde. Ich wenigſtens kann es nicht genug bedauren, daß das männliche Geſchlecht dieſe Art des Vergnügens bis hieher hat entbehren müſſen: und wenn mein Beweis über beyderley Geſchlechter den erforderlichen Eindruck machen ſollte, ſo kann ich mir das Vergnügen eines Mannes nicht lebhaftig genug vorſtellen, das er empfinden wird, wenn ihm ſeine liebenswürdige Frau ihre Gedichte vorleſen, oder ihm ſolche gedruckt vor Augen legen wird.

Da nun bey dem Frauenzimmer alle diejenigen Umſtände nicht anzutreffen ſind, welche die männlichen Dichter unglückſelig oder unglücklich machen: da ſie durch die Ausübung der Dichtkunſt der Republik keinen Nachtheil zuziehen; da eben diejenigen Wiſſenſchaften, welche zur Vollkommenheit in der Dichtkunſt erfordert werden, ohnedem der Beſchaffenheit des Frauenzimmers gemäß ſind: und da die Dichtkunſt mit dem ſchönen Geſchlechte einerley Endzweck hat; ſo kann ich auf die bündigſte Art ſchließen, daß ſich die Ausübung der Dichtkunſt vor das Frauenzimmer ſehr wohl ſchicke.

Ich will nun meinen dritten und letzten Haupterweis führen, und in demſelben will ich mich zu zeigen bemühen, daß das Frauenzimmer zur Ausübung der Dichtkunſt vor denen Mannsperſonen vorzügliche Eigenſchaften beſitzet.

Die Dichtkunſt iſt eine Nachahmung der Natur, beſonders der menſchlichen Handlungen. Wer alſo in der Nachahmung vorzügliche Geſchicklichkeiten beſitzet, dem kann man auch eine vorzügliche Fähigkeit in der Dichtkunſt nicht abſprechen. Ich glaube, daß man dem ſchönen Geſchlechte eine vorzügliche Geſchicklichkeit in der Nachahmungskunſt allerdings zugeſtehen muß.

Was ſind die Moden, worinnen das Frauenzimmer vor denen Mannsperſonen ſo ſehr viel zum voraus hat, anders, als Nachahmungen? und wird wohl der artigſte junge Herr, durch die eifrigſten Bemühungen, einer galanten Schönen hierinnen jemals beykommen? Er ſelbſt hat an allen Nachahmungen, die man täglich an ihnen wahrnimmt, ſehr wenigen Antheil. Er hat ſolche dem gelehrten Briefwechſel ſeines Schneiders nach Paris zu verdanken: und daſelbſt ſind ſie gewiß von einer Herzoginn, oder Marquiſinn, zum Vortheile ihres Gemahls, zuerſt angegeben werden. Dargegen ahmen unſre Schönen ſelbſt alle Tage nach. Was vor eine artige Ordnung wiſſen ſie nicht ihren Spitzen und Bändern zu geben, ſo bald ſie ſolche nur einmal auf ſolche Art geſehen, oder nur davon gehöret haben.

Niemand iſt auch geſchickter die Stimmen und Geberden der Menſchen beſſer nachzuahmen, als das Frauenzimmer. Man kann von dieſer Wahrheit ſehr uberzeugt werden, wenn man mit ſolchen Schönen umgehet, die von dieſer Geſchicklichkeit einen boshaftigen Gebrauch zu machen pflegen. Dargegen habe ich Mannsperſonen genug geſehen, welchen dieſer ſpöttiſche und boshaftige Verſuch allemal übel genug gerathen iſt. Dieſes iſt die Urſache, warum das ſchöne Geſchlecht eine gröſſere Geſchicklichkeit in der Vorſtellungs- oder Schauſpielkunſt erlangt. Man kann hieran gar nicht zweifeln. Jedermann, der ſich die Mühe geben will, wird allemal 4 bis 5 geſchickte Schauſpielerinnen in der Welt antreffen, ehe er einen einzigen geſchickten Acteur findet.

Es iſt auſſer Streit, daß ein Dichter eine ſehr ſtarke Einbildungskraft beſitzen muß. Indem er die Natur und beſonders die menſchlichen Handlungen nachahmen will; ſo muß ſeine Seele eine groſſe Fertigkeit haben, ſich Dinge als gegenwärtig vorzuſtellen, die doch nicht zugegen ſind: und dieſes iſt es, was wir die Einbildungskraft zu nennen pflegen.

Alle Naturkundiger und Aerzte eignen faſt mit einer einmüthigen Uebereinſtimmung dem weiblichen Geſchlechte eine gröſſere Einbildungskraft zu, als dem männlichen. Sie ſind zwar in den Urſachen derſelben nicht einſtimmig. Einige ſind ſo boshaftig, daß ſie glauben, weil das ſchöne Geſchlecht ihren Verſtand durch Schlüſſe und Einſicht der Wahrheiten in ihrem Zuſammenhange in keine groſſe Fähigkeit ſetzten; ſo wäre es ganz natürlich, daß die Kräfte der Seelen mehr auf das Gedächtniß verfallen müßten: und hiervon ſey die Einbildungskraft eine Wirkung.

Allein, man hat eben nicht nöthig, zu dieſem tückiſchen Beweiſe ſeine Zuflucht zu nehmen. Es iſt außer Streit, daß das Frauenzimmer ein flüchtiger Geblüt hat, als die Mannsperſonen. Ich könnte unterſchiedne Beweisgründe anbringen, wenn ich nicht wollte, daß auch die Schönen meine Schrift leſen ſollten. Wenn man nun annimmt, daß die Seele in dem Bluthe ihren Sitz hat; ſo iſt der Beweis alſobald fertig. Allein, auch ohne dieſe Philoſophie läßt ſich der Beweis ausfindig machen. Es iſt gewiß, daß eine ſubtile flüßige Materie im Gehirne die Empfindungen und alſo auch die Einbildungen hervorbringt. Dieſe Materie hat mit dem Bluthe und Nerven Gemeinſchaft. Folglich muß ein flüchtiges Geblüte eine geſchwindere Bewegung dieſer Materie wirken, als ein dickeres.

Doch dem ſey wie ihm wolle, die Erfahrung beweiſet die ſtärkere Einbildungskraft der Schönen ſehr kräftig. Die Träume, die ſie außer Streit mehr als die Mannsperſonen zu haben pflegen, die größre Heftigkeit ihrer Leidenſchaften, und viele andre ihrer Beſchaffenheiten, laſſen keinen Zweifel übrig.

Da ich einmal die ſtärkere Einbildungskraft der Schönen bewieſen habe; ſo muß ich ihnen auch einen größern Witz beylegen; geſetzt, daß ich ſolches aus einer patriotiſchen Liebe vor mein Geſchlecht nicht allzu gerne thäte. Der Witz iſt eine Fertigkeit der Seelen, die Aehnlichkeit der Dinge wahrzunehmen. Wer nun eine groſſe Fertigkeit beſitzet, ſich Dinge als gegenwärtig vorzuſtellen, die nicht zugegen ſind, der muß auch bey einer Sache viele Aehnlichkeit mit andern Dingen wahrnehmen können: und eben dieſe Fertigkeit, die Aehnlichkeit der Dinge wahrzunehmen, wird zu einem Dichter erfordert.

Ich weis zwar, daß aus der Stärke der Einbildungskraft noch kein hoher Grad des Witzes entſtehet, ſondern dieſer rühret von der Scharfſinnigkeit her, und dieſes kann vielleicht dem männlichen Geſchlechte einiger maaſſen zum Troſte dienen. Allein, es wird auch zu der Dichtkunſt gar nicht der höchſte Grad des Witzes erfordert. Denn eine Fertigkeit, von der geringſten Aehnlichkeit und Unterſchiede der Dinge deutliche Begriffe zu haben, welches die Scharfſinnigkeit iſt, die den höchſten Grad des Witzes ausmacht, iſt in der Dichtkunſt ganz wohl entbehrlich. Es iſt alſo genug, daß uns das Frauenzimmer in derjenigen Art des Witzes übertrifft, welche zu der Dichtkunſt nöthig iſt: und mich deucht, daß uns die Erfahrung, wenn wir nur nicht in unſrer eignen Sache partheyiſch ſeyn wollen, hiervon ebenfalls auf das lebhafteſte überzeuget.

Wenn alſo das Frauenzimmer eine gröſſre Fähigkeit in der Nachahmungskunſt beſitzet: wenn ihre Einbildungskraft und ihr Witz ſtärker iſt als der unſrige: und wenn dieſes alles Fähigkeiten ſind, welche zu der Dichtkunſt unumgänglich erfordert werden; ſo iſt es unwiderſprechlich, daß das ſchöne Geſchlecht zu Ausübung der Dichtkunſt vorzüglichere Eigenſchaften beſitzet als wir Mannsperſonen.

Ich kann nunmehro meinen ganzen Erweis in folgende Sätze faſſen: Eine Wiſſenſchaft, welche vor das männliche Geſchlecht nicht gehöret, die ſich aber vor die Beſchaffenheit des ſchönen Geſchlechts unvergleichlich ſchicket, und zu deren Ausübung ſie vorzügliche Eigenſchaften beſitzet, ſollte von rechtswegen nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn. Da ich nun dieſes alles von der Dichtkunſt gezeiget habe; ſo habe ich mit hinlänglichen Beweisgründen erwieſen, daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſollte: und dieſes war es, worzu ich mich anheiſchig gemacht hatte.

Ich ſehe zum Voraus, daß diejenigen Mannsperſonen, welche das ſchöne Geſchlecht zu nichts als häuslichen Verrichtungen, und wenn es hoch kommt, zu Beſchäfftigung der Eitelkeit verdammen wollen, mit meinem Erweiſe ſchlecht zufrieden ſeyn werden. Sie werden ſagen, daß man dem Frauenzimmer ſolche Dinge nicht im Kopf ſetzen müßte, die ohnedem in unſern Tagen den Küchenrauch übel vertragen könnten, und ſich um die Haushaltung wenig zu bekümmern pflegten.

Allein, habe ich denn behauptet, daß ſich alles Frauenzimmer ohne Unterſchied der Dichtkunſt widmen müßte? Weil die ſogenannten höhern Wiſſenſchaften der Republik nützlich ſind, und mit Recht vor das männliche Geſchlecht allein gehören, müſſen deswegen alle Mannsperſonen in der Welt Gelehrte in den ſogenannten Facultäten werden? Gleichwie der Unterſchied zwiſchen Gelehrten und Ungelehrten allemal in der Welt bleiben wird; ſo kann er auch unter dem Frauenzimmer ſtatt finden.

Ich ſage gar nicht, daß die Dichtkunſt eine Bemühung dererjenigen Frauenzimmer ſeyn ſollte, die nach den Umſtänden ihrer Aeltern und ihrer Männer alle ihre Sittenlehre auf die Regierung der Knechte und Mägde, und ihre Philoſophie auf den Nutzen des Ackerbaues und der Viehzucht richten müſſen. Ich rede auch nicht von denenjenigen, die auch in denen geringſten Kleinigkeiten der Haushaltung die Aufſicht ſelbſt zu führen nöthig haben. Nein, gleichwie allerley Stände in der Welt gefunden werden, die nicht unter die Gelehrten gehören, ſo wird es auch dieſen niemand verdenken, daß ſie ungelehrte Frauenzimmer verbleiben.

Allein, es giebt noch eine Menge andrer Frauenzimmer in der Welt, die Gott in eine ſolche Beſchaffenheit geſetzet hat, daß ſie ſich bey ihren Aeltern um die Haushaltung gar nicht bekümmern, wenn ſie aber verheirathet ſind, nur Anordnungen machen dürfen. Zu den klügſten Anordnungen, bey welchen alles im Hauſe wohl zugehen kann, haben ſie nicht mehr als täglich etwan 2 Stunden nöthig. Sie werden alſo ihren Männern nicht den geringſten Nachtheil verurſachen, wenn ſie einen übrigen Theil ihrer Zeit auf die Dichtkunſt verwenden.

Dieſe Schönen ſind es, von welchen ich glaube, daß die Ausübung der Dichtkunſt weit eher vor ſie, als vor die Perſonen des männlichen Geſchlechts gehöret. Wie viele ſind nicht unter ihnen, die öfters ſelbſt vor langer Weile nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen, und entweder auf das unnütze Spielen, oder auf Beſuche, die ihnen öfters wenig Vergnügen geben, verfallen müſſen? Wie viele ſind nicht unter ihnen, die zur Zeitverkürzung endlich Laſter und Ausſchweifungen erwählen? Wie viele ſind nicht unter ihnen, die ſelbſt einige Luſt zu denen Wiſſenſchaften haben, die aber aus einem Vorurtheile und aus Mangel der Anweiſung über thörichte und lächerliche Romainen gerathen?

Was vor eine angenehme und edle Beſchäfftigung würden nicht dieſe erwählen, wenn mein Erweis einigen Eindruck bey ihnen machen ſollte? Sie würden nicht allein einen Zeitvertreib haben, der ihnen Vergnügen machen und Hochachtung und Ehre erwerben würde, ſondern indem ſie die zu der Dichtkunſt erforderlichen Wiſſenſchaften erlernen müßten; ſo würden ſie auch zugleich den Endzweck weit beſſer erfüllen, dazu ſie ihr groſſer Schöpfer beſtimmet hat. Sie würden Gott, ihren Schöpfer, ſich ſelbſt, die Welt, und die Werke ſeiner Weisheit und Allmacht beſſer kennen lernen. Sie würden etwas mehr, als Werkzeuge des Vergnügens und Ernährerinnen der Eitelkeiten werden: Endzwecke, die ihnen allemal wenig ruhmlich ſind. Kurz, ſie würden das, was ſie ſeyn ſollen, nämlich wahrhaftig vernünftige Menſchen werden. Und was könnte ich nicht ſelbſt dem männlichen Geſchlechte vor tauſenderley Vortheile zeigen, die ihnen hieraus erwachſen würden, wenn nicht gegenwärtige Abhandlung bereits zu ſtark angewachſen wäre.

Allein, was werden die Dichter ſelbſt ſagen, wenn ſie nun hieraus weiter den Schluß machen werden, daß ſie folglich zeither eine Wiſſenſchaft getrieben haben, die vor ſie nicht gehöret, und die weder ihr eigen Glück noch die Wohlfarth der Republik befördert, zu welchen beyden ſie doch eine unläugbare Verbindlichkeit haben. Sie haben es nicht mit mir, ſondern mit der Stärke meiner Beweisgründe zu thun: und ſo lange ſie dieſe nicht über den Haufen werfen; ſo können ſie mir nicht übel nehmen, daß ich in der That alſo denke. Mich deucht aber nicht, daß ihnen dieſes eben leicht fallen wird.

X.

Einwürfe (*)

wider

den Erweis, daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolle.

> Dichter, ſind ſie, was ſie ſind, müſſen feuerreiche Gaben,
> Witz, Verſtand, Gelehrſamkeit, Tugend und Erfahrung haben.
> Dies verſteht kein Phöbuspritſcher, der nur an der Schaale klaubt.

Die Dichtkunſt hat von denen urälteſten Zeiten her ihre Liebhaber gefunden, und iſt ſo wohl unter geſitteten Völkern, als bey denen wildeſten (**) Nationen geſchätzet worden. Die Urſachen ſind leicht zu ergründen, weil ſich darinnen die Vollkommenheit und Schönheit der Sprache, gleichſam als im Mittelpunct, zeiget, und ſie die geſchickteſte Schreib- und Mundart iſt, einen

---

*) Dieſe Einwürfe haben, wie verſchiedne andre in denen vorigen Bänden eingerückte, den Herrn Landrath von Speer in Schleſien zum Urheber: und meine darauf folgende Antwort macht ſie in dieſer Sammlung nothwendig.

**) Johann Cereus behauptet, daß auch unter denen Menſchenfreſſern die Poeſie im Werth ſey einen lebhaften, kräftigen und dauerhaften Eindruk in andrer Gemüther zu bewirken. Es ſey nun die Muſik oder Dichtkunſt eher bekant geworden: ſo läſt ſich doch aus dem Weſen der leztern deutlich ſchlüſſen, daß ihre Erfinder eine höhere Abſicht, als nach dem Ton derer Inſtrumente zu ſingen, zum Grunde gehabt.

Ich kann mich auf die allerälteſten Nachrichten, als auf ein Zeugniß deſſen, was ich geſagt habe, berufen. Moſes ſang nicht allein zu einem immerwährenden Andenken des wunderbaren Durchgangs durchs Meer, ein Lied; ſondern hinterließ auch ſeinen Schwanengeſang, zu einer religieuſen Uebung, denen Iſraeliten. David ſtimmte zwar mit ſeinem Saitenſpiel zu ſeinen Liedern ein; allein, er überzeugte auch die Nachwelt von ſeiner Gottesfurcht, Naturkunde, und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und wo ich nicht irre, ſo ſind die weiſen Regeln ſeines Sohnes in hebräiſcher Poeſie geſchrieben. Der thraciſche Muſäus kleidete ſein Geſetzbuch in Verſe ein, Alfred in England munterte ſeine neuen Unterthanen mit Gedichten zur Treu und Tugend auf, und der Neunte Carl in Schweden ſchrieb, zu einem lebhaften Angedenken, ſeine Geſchichte in Reimen. Ja, ich kann wohl ſagen, daß die heidniſchen Orakel ſich der Dichtkunſt darum bedienet, ihren Ausſprüchen ein deſto gröſſeres Gewichte zu geben.

Gleichwie aber aus dem, was ich erſt angeführet, zugleich zu erſehen, daß das allerbeſte zu dem allerverwerflichſten Gebrauch angewendet werden könne: alſo werden wir auch den Mißbrauch der edlen Poeſie nirgend anders, als in der Ausſchweifung und Bosheit derer Menſchen ſuchen müſſen. Die Dichtkunſt ſelbſt verliehret hierbey nichts. Je ſchätzbarer eine Sache iſt, deſto abſcheulicher wird der üble Gebrauch. Und ob ſie zwar in ihrem Weſen ungeändert bleibet, ſo lauft ſie doch Gefahr, von unbarmherzigen Richtern gemiſſhandelt zu werden.

Es iſt daher nicht zu läugnen, daß die Dichtkunſt zu allen Zeiten ihre Verächter und Feinde, ſo wie ihre Liebhaber gehabt. Wo man ſelbſt keinen natürlichen Geſchmack empfindet, da fängt man nach und nach an, das Gute zu überſehen, und betrachtet die Sache nur von der ſchlimmen Seite. Vernünftige Menſchen unterſcheiden das Wahre vom Falſchen, und eine genaue Betrachtung entdecket uns die Urſachen, welche an denen üblen Vorſtellungen Schuld ſind. Die Einſicht unterſcheidet ſehr genau, was vor Fehler denen Perſonen, denen Umſtänden, und endlich der Sache ſelbſt eigen ſind, und lobet ſo wenig das Tadelhafte, als ſie das Gute zu tadeln, ſich entſchlieſſen kann.

Ich weis ſehr wohl, daß der gelehrte Stolle, eine ziemliche Menge ungleicher Urtheile geſammlet hat; ich bin aber verſichert, daß ſie ſo wenig der Dichtkunſt nachtheilig ſeyn werden, als dieſelben entweder von der Unwiſſenheit (*) der Kunſtrichter ihren Urſprung nehmen, oder ſich auf perſönliche Fehler und Nebenumſtände derer Dichter erſtrecken, oder den mangelhaften und unrechten Gebrauch der Poeſie angehen.

Wenn ich ſonſt keine Gedichte, als des Ovidius Verwandlungsbuch, oder die Werke der Liebe vor mir hätte, und daraus eine Erklärung der Poeſie machen ſolte, ſo würde ich leicht zu unrichtigen Begriffen verleitet werden;

---

*) Ars non habet oſorem, niſi ignorantem.

allein, da ich ſchon oben einen Theil ihrer edleren Beſchäfftigungen gezeiget, und noch in neuern Zeiten die religiöſeſten Betrachtungen, die ſittlichſten Abhandlungen, ganze phyſicaliſche und andre vernünftige Gedichte uns vor Augen geleget worden: ſo würde ich mich ſehr übereilen, wenn ich einen üblen Gebrauch der Dichtkunſt zu dem Stoff meiner Erklärung nehmen wollte.

Man nenne immerhin den Naſo einen Erdichter, Lucanus einen Verräther, Juvenalis einen Unzüchtigen, Anacreon, nach der heutigen Mundart, einen Bierfiedler, Martialis einen Verſoffenen, Marot einen Ehebrecher, Homerus einen Bettler. Dieſes wird den Werth der Poeſie ſo wenig herunter ſetzen, als es der Redekunſt und andern Wiſſenſchaften ſchädlich ſeyn wird, wenn ich den Demoſthenes und Brutus Selbſtmörder, Catilina und Poggius Aufrührer, den ſyriſchen Andronic einen armen Teufel nennte, oder mit Baylen den Poſtellus und Cahier vor Narren hielte. Wie übel wird es um den Begriff der ſchönſten Wiſſenſchaften ausſehen, wenn man die beſten Kenner den gröſten Fehlern unterworfen findet, oder auch bey einer jeden elende Stümper antrifft, und nach ihrem Muſter die Sache ſelbſt abſchildern wollte.

Meine Herren! Sie belieben in Ihrer Abhandlung von der Dichtkunſt ebenfalls nicht die beſte Meinung zu Tage zu legen: und folgern aus einer angenommenen Erklarung ſolche Dinge, welche wider die Hoheit, Ehre und Würde dieſer edlen Kunſt laufen. So gehet es, wenn man einen Grund ſetzet, welcher unzulänglich iſt. Wiſſen Sie wohl, daß zu einem Beweis richtige Gründe ſo nöthig, als richtige Schlüſſe ſind.

Sie nehmen des Ariſtoteles Erklärung zum erſten Grundſatz, und ſetzen denſelben noch etwas bey. Erlauben Sie mir aber zu ſagen, die Erklärung iſt dennoch vor einen wahren Dichter, den Sie uns zeigen wollen, nicht hinlänglich. Ariſtoteles nahm die Tragödienſpieler und Comödianten zu dem Vorwurf ſeiner Erklärung, und was konnte er anders ſagen? Da ich nun auf ſolche Weiſe zwiſchen Erdichten und Gedichten keinen Unterſchied finde; da ich die unvernünftigſten Hirngeſpinnſte und Phantaſien, welche in einige Reime geſteckt werden, ebenfalls vor ihren wahren Dichter, zu einer würdigen Beſchäfftigung machen müßte; hingegen, wie ich oben gedacht, das Wahre mit dem Falſchen nicht zu vermiſchen iſt; ſo halte ich mich vor berechtiget, ihre Erklärung auf die Seite zu ſetzen, und einen Verſuch zu wagen, ob ich vielleicht die wahre Dichtkunſt glücklicher erklären könne.

Ich behaupte denn, daß die wahrhafte Dichtkunſt ein beſondres natürliches Geſchicke ſey, ſeine Gedanken in gebundener Rede, lebhaft und ordentlich auszudrücken.

Wenn ich die Dichtkunſt ſchlechtweg erklären ſollen, ſo würde das beſondre, lebhafte und ordentliche ganz wohl weg bleiben können: und da hätten Sie eine Erklärung von der Reimſchmiederey erhalten. Nachdem ich aber einen wahren Dichter beſtimmen ſoll, ſo habe ich auch zweyerley nothwendige Kennzeichen anfügen müſſen.

Belieben Sie das ordentliche allein außen zu laſſen, ſo wird zwiſchen ihrem Dichter wenig Unterſchied ſeyn. Streichen Sie aber das beſondre und gebundene aus, ſo werden Sie die Erklärung der Redekunſt haben.

Ich ſage dieſes leztere nicht umſonſt. Die Redekunſt und Poeſie ſind nahe verwandt, und wir finden, daß ſich dieſe beyden Künſte ſehr wohl vertragen können. Denn obzwar de la Monnoye ſie als zwey widrige Dinge angeführet, ſo beweiſen doch Tomaſi, Schenſtein, Wyſſer ꝛc. die Möglichkeit im Gegentheil.

Sie erinnern ſehr wohl, daß man nur richtig erklären müſſe, wenn man nicht fehlen wolle. Zergliedern Sie nur meine Erklärung; ſo werden Sie alle Eigenſchaften antreffen, welche nothwendig ſind, einen wahren Dichter kennen zu lernen. Wir wollen ſehen, welcher von uns die richtigſten Begriffe von einem wahren Dichter habe. Ich behaupte, daß die wahre Dichtkunſt 1) ein Geſchicke ſey. Und hier haben Sie das Geſchlecht eines Dichters überhaupt. Die Dichtkunſt erfordert, wie andre Wiſſenſchaften, eine Fertigkeit der Seele. Gleichwie aber andre Wiſſenſchaften durch Fleiß und Uebung größtentheils erlernet werden können, ſo unterſcheidet ſich die Poeſie darinnen, daß ſie

2) ein beſonderes natürliches Geſchicke ſey. Poeten werden gebohren und nicht gemacht (*). Und ſo wie bey andern Wiſſenſchaften ein gutes Naturell etwas zur Vollkommenheit beyträgt, ſo iſt es bey der Dichtkunſt unentbehrlich, ja ich muß ſagen, daß die beſondre Art des natürlichen Geſchickes einen weſentlichen Unterſchied auf Seiten des Dichters ausmache. Ich ſchreite zu dem weſentlichen Unterſchiede in Anſehung der Poeſie ſelbſt: Er beſtehet darinn, daß ſie

---

*) Bonarelli wußte ſelbſt nicht, daß er ein Dichter ſey, bis er anfieng zu dichten. Seine erſte Arbeit war auch ſein erſtes Meiſterſtück.

3) in gebundener Rede verfaſſet ſey. So vielerley Völker, ja ſo vielerley Zeitalter; ſo viele Arten der Gedichte, ſo vielerley Abwechſelungen der Regeln. Genug, daß dieſe Art, ſeine Gedanken auszudrücken, ſich nach derjenigen Weiſe richten muß, welche die beſte Gewohnheit mit ſich bringt. Ich komme nun auf das Geſchlecht eines wahren Dichters, und fordere, daß

4) ſeine Gedanken lebhaft ausgedrückt ſeyn ſollen. Ich räume hier der Einbildungskraft ihren behörigen Platz ein. Dieſe iſt bey einem Dichter nöthig: und wenn er nicht froſtig ſchreiben will, ſo muß er nicht allein das angenehme und verhaßte, was die Sache an ſich hat, deutlich zu machen ſuchen, ſondern auch mit ähnlichen Bildern zu vergleichen, bemühet ſeyn.

Ariſtoteles machet dieſes Stück zu dem Weſentlichen der Poeten, und ich läugne nicht, daß die meiſten Dichter es ebenfalls glauben. Allein dasjenige, was eine Sache mit andern noch gemein hat, beſtimmt ſie deswegen noch nicht, das zu ſeyn, was ſie eigentlich iſt. Ich werde kürzlich zeigen, daß ſie ſolchen Falls, in der Ausſchweifung ſo wohl, als in ihrem rechten Gränzen, ihres Gleichen hat.

Bedenken Sie, daß eines Theils nicht alle Comödianten, Phantaſien, Träumer, und die, welche in ihrer Einbildung aus dem Gleiſe ſchreiten, ſo gleich Poeten, vielweniger wahre Poeten ſind: Auch Redner verfallen zuweilen in einen ſolchen Schwindel, und Menke hat ſie ſo lebhaft abgemahlet, daß man zwiſchen ihnen und einigen Dichtern, auf ſolche Weiſe wenig Unterſchied finden ſollte. Man ſiehet in ihren Reden Erdichtungen und

Chimären, welche ſie in ihrem Gehirn verwirren, ohne Poeten aus ihnen zu machen.

Andern Theils ſollte die Nachahmung in der Einbildung das eigentliche Kennzeichen eines Dichters ſeyn? (ich rede nur von dem gemäßigten Gebrauch) mit was vor einem Namen ſind denn die Redner zu belegen, welche ihre Gedanken mit Fabeln, lebhaften Bildern, Gleichniſſen, Exempeln und Allegorien auszuſchmücken pflegen? Meine Herren! ſoll ich Ihr Land der Fröhlichkeit, die Witzige, die Beſchaffenheit der gelehrten Republik, das Land der Schmeicheley, und den Tempel der Ehren deswegen Gedichte nennen, weil ſie lebhaft geſchrieben ſind, und der Einbildung etwas eingeräumet haben? Gleichwie aber alle ſinnlichen Vorſtellungen vernünftig werden können und ſollen, von welcher Möglichkeit ich ehemals Ihnen zu ſchreiben die Ehre gehabt; ſo erwächſet denn dasjenige, was einen Dichter macht, nämlich daß

5) ſein Vertrag ordentlich ſey. Das heiſt: er muß nicht allein bey ſeinem beſondern natürlichen Geſchicke, denen Regeln der Dichtkunſt folgen; ſondern auch die Vorſtellungen ſeiner Einbildungskraft alſo verbinden, daß ſie in demjenigen Endzweck, den er ſich vernünftig vorgeſetzt, zuſammen laufen. Wie ich aber ſchon oben Erwähnung gethan, daß die Poeſie ſich, auſſer dem Natürlichen, welches keiner Kunſtgriffe bedarf, nur in dem gebundenen Maaße, von der Rednerkunſt unterſcheide, ſo wird ſie ſich auch im übrigen, nach denen Regeln derſelben zu richten haben. Und eben wie die Rednerkunſt, ohne die Vernunftlehre und andre gute Wiſſenſchaften, ein leeres

Gewächſe iſt, ſo mag ich wohl ſagen, daß die Poeſie ohne eben dieſelben die Ordnung nicht erhalte, welche ich erfordere.

Ich habe nun meinen wahren Dichter fertig. Ich wüßte nicht, was vor eine angenehmere Beſchäfftigung vor einen vernünftigen Menſchen erwachſen könnte, als wenn er das natürliche Geſchicke hat, dasjenige in gebundener Rede zu thun, was ein andrer in ungebundner ſich zu verrichten bemühet. Der gelehrte Scaliger ſpricht denen Verächtern der Poeſie die Menſchlichkeit ab, und ich ſtehe an, den Tanaquil Faber vor geſcheut zu halten, wenn er die Welt, zum Schimpf und Spott der Poeſie, äffen wollen.

Laßt uns nun ſehen, meine Herren! wie ſich Ihre ausgeſtellten Fehler und Mängel auf meinen Dichter werden anbringen laſſen? und ob das Frauenzimmer mehr Recht habe, Theil an der Dichtkunſt zu nehmen, als die Mannsperſonen?“ Ich werde Ihnen Fuß vor Fuß folgen, und nach der Ordnung Ihnen nachgehen.

Und da finde ich, daß Sie erſtlich, um Ihre Schülerinnen zur Dichtkunſt zuzubereiten, die Metaphyſik anrathen. Wenn Sie dieſe tiefſinnige Wiſſenſchaft nach dem Wolfiſchen Umfange verſtehen, ſo glaube ich, daß ein Frauenzimmer, welches dieſelbe zu faſſen im Stande iſt, allen andern Wiſſenſchaften, ja ſo gar der innerſten der Gottesgelahrtheit, Trotz biethen könne. Ich darf mich alſo nicht wundern, wenn Sie auch die Phyſik, dieſe weitſichtige Wiſſenſchaft, uneingeſchränkt anpreiſen. Meines Erachtens würde die Vernunftlehre das erſte Stück eines lehrbegierigen Frauenzimmers ſeyn, welches ſonſt das benöthigte Geſchicke zur Poeſie hatte.

Sie geben uns ferner die Erklärung der wahren Dichtkunſt. Ich habe bereits oben ſchon deren Unzulänglichkeit gezeigt, und daß Sie durch Ihren Zuſatz noch nicht abhülfliche Maaße gegeben, wird ſich des mehrern in der Folge zeigen.

Soll ich Ihnen hierauf meines Herzens Gedanken von dem Streit, den Sie mit Herrn Quiſtorp angefangen haben, eröffnen; ſo glaube ich, daß er von keiner Erheblichkeit iſt. Herr Quiſtorp hat Recht, und meine Herren haben nicht Unrecht, wenn ſie nur nicht, wie man auf Schulen redet, a poſſe ad eſſe oder a particulari ad univerſale ſchließen wollen. Dieſe Entſcheidung wird ſich erweiſen, ob ſie vernünftig ſey. Sie ſagen, daß ein Unglück nur unſern äußeren Zuſtand betreffe. Ich muß Ihnen widerſprechen, wenn Sie ein Unglück erklären, wie Sie wohl nicht anders thun können, nämlich, daß es ein unverſehener Zufall ſey, welcher meine Vollkommenheit unterbricht. Da nun zu meiner Vollkommenheit ſo wohl das Innere als Aeußere meines Zuſtandes gehöret; ſo folgt wohl ganz natürlich, daß mein innerer Zuſtand Unglücksfällen unterworfen ſey. Ich berufe mich auf die Erfahrung. Ein unverſehener Schlag beraubt mich meines Verſtandes. Sagen Sie mir, iſt der Schlag nicht ein Unglück, iſt die Beraubung meines Verſtandes nicht eine Einſchränkung meines innerlichen Zuſtandes? Die unglückſeligen Umſtände des Engländers Johann Lelands können Ihnen ein zweytes Exempel geben.

Sie behaupten ſodann, daß nur ein Theil der Dichter unglückſelig ſey: Hieraus folgt weiter nichts, als daß ein Dichter unglückſelig ſeyn könne. Dieſes widerſpricht dem Quiſtorpiſchen Satze nicht. Und wenn Sie ſagen, daß ein Theil unglücklich werde, ſo folgt ebenfalls nur, daß die Dichter unglücklich werden können. Dieſes kann Herr Quiſtorp auch zugeben, ohne ſeinen Satz fahren zu laſſen. Daß die Dichter aber eines von beyden ſeyn müſſen, davon iſt die Nothwendigkeit noch nicht erwieſen, und ſie würden alsdenn erſt zu einigen Folgen Gelegenheit haben, wenn niemals ein Exempel das Gegentheil darthun könnte.

Es iſt mir zwar bekant, daß Picus Mirandola ſeine unzüchtigen Gedichte, wie Averroes ſeine verliebten Verſe, verbrant habe, und daß Petrarcha ein gleiches mit denen Seinigen zu thun, Vorhabens geweſen: als welches, ich räume es von dieſen ein, von keiner beſtändigen Gemüthszufriedenheit zeuget. Allein, würde wohl die Welt mit Brockes zufrieden ſeyn, wenn er mit ſeinen Gedichten gleichmäßig verfahren wollte? Wir haben es auch nicht zu befürchten, da aus allen Zeilen der Zuſtand einer wahren Ruhe ſeiner Seele hervorleuchtet. Sie haben ſelbſt einen großen Zweifel gehoben, wenn Sie eingeſehen, daß ein Dichter, bey Abſchilderung der Affecten, nicht eben dieſelben ſelbſt empfinden müſſe.

Und warum ſollten die Dichter durchaus unglücklich ſeyn? Wie? wenn ich Ihre Gründe, welche die Dichter unglücklich machen ſollen, auf die Moraliſten anwendete? Es würde nicht ein Wort von Ihrem ganzen Beweiſe übrig bleiben. Wer wollte ſie aber deswegen vor unglücklich ſchätzen, wenn ſie von etlichen Niederträchtigen gehaſſet würden?

Was von der Armuth derer Dichter ſo weitläuftig gehandelt wird, beſaget weiter nichts, als daß ſie arm ſeyn können. Die Dichtkunſt führet den Bettelſack nicht mit ſich, und wenn ich Ihnen das Beyſpiel des Lohenſteins, Hoffmannswaldau, Canitz, Abſchatz, Beſſers, Gottſcheds und des beliebten Brockes anführen kann; ſo werden Sie mir zugeſtehen müſſen, daß die Poeſie niemanden ſein Brod nehme. Hat es nicht ſonſt eine Menge armer Gelehrten gegeben, wer würde denen Wiſſenſchaften den Schimpf anthun, ſie zur Urſache zu machen. Manche widmen ſich denen freyen Künſten, aus der Abſicht müſſig zu gehen, und dabey wohl leben zu können. Was kann die Dichtkunſt davor, daß ſie in die Hände eines Müßiggängers fällt.

Doch Sie reden von wahrhaften Dichtern. Ich werde lange ſuchen müſſen, ehe ich weis, was Sie darunter verſtehen. Iſt es etwa derjenige, welcher acht Tage über einem Bogen Verſe zubringen muß? Wenn Sie meine Erklärung von einem wahren Dichter zur Hand nehmen wollen; ſo wird ein ſolcher dieſen Namen nicht verdienen. Es giebt ja in andern Wiſſenſchaften Hudler genug, und Sie dürfen ſich nur Ihrer eignen Ueberſetzung von denen Schriftſtellern (aus denen Lettres juives) erinnern; ſo werden Sie wenigſtens der Dichtkunſt nicht allein eine Pfuſcherey aufbürden dürfen.

Meine Herren! laſſen Sie mich eine kleine Ueberlegung machen, ehe ich Ihnen Beyfall gebe, daß der Dichtkunſt aller Nutzen abzuſprechen ſey, den ſie dem Staat, und dem gemeinen Leben leiſten könne. Es wäre leichter, alles, was Sie zum Behuf deſſen geſagt, auf die Rednerkunſt anzuwenden: Weil dieſe, wenn ſie in leeren Worten beſtehet, und unnütze Gedanken zu Markte bringt, nicht das mindeſte beſſer iſt, als diejenige Dichtkunſt, die Sie ſich vorſtellen. Ich könnte mich auch begnügen, Sie auf denjenigen Weg gewieſen zu haben, den ich oben gezeiget. Allein, ich muß hier etwas ausführlicher handeln.

Iſt die Poeſie nur das Mittel, wodurch ich meine Gedanken lebhaft und ordentlich ausdrücken kann; ſo würde ſie auch nach demjenigen Werthe ſchätzbarer, welchen diejenigen Sachen haben, womit ſie umgehet. Handelt ſie einzig und allein mit Hirngeburten, unbrauchbaren Fabeln, ärgerlichen Bildern, und wider die Vernunft und gute Sitten laufenden Gegenſtänden; ſo wird ſie abgeſchmackt und abſcheulich. Erlangt ſie aber durch ihre Artigkeit den Beyfall des Publici, ſo kann ſie einträglich werden: ermahnt ſie auf eine reizende Art zur Gottesfurcht und guten Sitten, ſo befördert ſie die Religion: ſtellt ſie die Fehler der Hohen und Niedern in ihrem eigentlichen Weſen lächerlich vor, ſo dient ſie dem Staate; einem Poeten wird mehr Freyheit als einem andern geſtattet, die Wahrheit zu ſagen: hat ſie die Weltweisheit zu ihrem Vorwurfe, ſo reizt ſie die Leſer zum Nachdenken, und die Naturlehre wird durch ſie noch einmal ſo ſchmackhaft: ſetzt ſie die Geſchichte mit ihrer Lebhaftigkeit ins angenehme, ſo vermehret ſie ihre Leſer.

Ich weis keine Art der Wiſſenſchaft, welche ſie nicht mit einem beſondern Nachdruck einſchärfen und reizend machen könnte. Es ſind auch von allen Proben verhanden. Keßler (*), Hanke, Boileau, Geneſt, Thomſon und Homer haben mehr gethan, als nichtsnützende Dinge niedergeſchrieben, und wenn Günther nicht ſo zeitig geſtorben wäre, ſo würden wir gewiß ein beträchtliches Stücke der Gelehrſamkeit von ſeiner Muſe zu leſen bekommen haben.

Wer wird alſo die Vernunft, als etwas ungewöhnliches, von der Dichtkunſt abſondern. Habe ich von einem wahren Dichter erfordert, daß er ordentlich verfahren ſolle; ſo ſehen Sie ſchon, daß die Vernunft unentbehrlich iſt. Die Aehnlichkeit des Mannigfaltigen giebt uns den Begriff von der Ordnung; die Ordnung in denen Veränderungen der Dinge zeigt uns die Wahrheit; die Einſicht in dem Zuſammenhange derer Wahrheiten iſt die Vernunft. Wollten Sie wohl noch wahre Dichter und die Vernunft vor widerſtreitende Dinge halten; oder gar kleine Kinder zu Poeten machen? Setzen die meiſten Dichter die Vernunft auf die Seite, wie ſchon Rapin über ſeine Landsleute geklagt, wie, wenn es auch andre Schriftſteller thaten?

Und ſo kann die Dichtkunſt zur Glückſeligkeit eines jeden Menſchen, wie zu dem Flor des gemeinen Weſens, das ihrige beytragen. Sie verſehen ſich eines Einwurfs, daß viele Wiſſenſchaften zur Wohlfarth der Republik nichts beytrügen. Von mir werden Sie denſelben nicht zu befürchten haben. Ich räume allen Wiſſenſchaften,

---

*) Er iſt evangeliſcher Prediger zu Hirſchberg, und hat des Johann Gerhards heil. Betrachtungen in ziemlich flieſſende teutſche Verſe überſetzt.

welche nicht mit der geſunden Vernunft und menſchlichen Glückſeligkeit ſtreiten, dasjenige ein, daß ſie gewiſſer maaſſen nutzen können. Je allgemeiner der Nutzen, je höher freylich die Wiſſenſchaft. Allein, daß ſie unter den freyen Künſten, eben die Muſik und Mahlerey vor unnütze Poſſen halten, weil ſie mit der Dichtkunſt einige Verwantſchaft haben, kann ich ihnen ſo wenig billigen, als wenn ſie die Weinſchenken und Buchdrucker aus dem Staate verweiſen wollten.

Es iſt wahr, viel tauſend Menſchen leben, ohne Wein zu trinken, etliche tauſend Jahre ſind die Wiſſenſchaften, ohne die Buchdruckerey fortgepflanzet worden. Es iſt wahr, die Weinhäuſer geben zu vielen Ausſchweifungen Gelegenheit, und wie viele Charteken werden durch den Druck befördert. Dieſe Seite kehret uns der Mißbrauch zu. Belieben Sie aber dieſe Stücke auf der guten Seite zu betrachten; ſtärket der Wein den ſchwachen Magen, ſo erfreuet die Muſik des Menſchen Herz, und macht einem Kenner einen angenehmen Zwiſchenraum unter ſeinen ernſthaften Gedanken, ſie befördert gleichſam eine Ruhe, welche ihn Athem ſchöpfen läßt. Befördert die Buchdruckerey die Anzahl guter Bücher, ſo dienet die Mahlerey der Geographie, Hiſtorie und Wappenkunſt.

Das, was hierauf folget, iſt ſo voller ungleicher Folgerungen, daß ich etliche Abſchnitte machen muß. Daß die Dichtkunſt einen eignen Mann erfordere, iſt außer Zweifel. Wir werden aber in der Erklärung nicht einig ſeyn. Sie verſtehen, wie ich glauben muß, einen Menſchen, welcher nichts thut, als Verſe ſchmiedet: und zwar ſo mühſam, daß er in acht Tagen, mit genauer Noth, einen Bogen voll ſchmieret. Wenn Sie dieſen einen wahren Dichter nennen, ſo haben Sie vielmehr eine elende jämmerliche Creatur, und ein faules Glied der Republik genant.

Wenn ich ſage, die Dichtkunſt erfordere einen eignen Mann: ſo verſtehe ich einen Menſchen, welcher darzu gebohren iſt, und dem es leichter, wenigſtens eben ſo leicht ankommt, in gebundener als ungebundener Rede zu ſchreiben. Quicquid conabar verſus erat. Was meinen Sie dazu, wenn Horatius von Lucillus erzählet, daß er in einer Stunde 200 Verſe machen können. Ich verſtehe aber nicht einen Mann, der ſich der Dichtkunſt ſo eigen macht, daß er ſeine übrigen Geſchäffte dadurch verabſäumen ſolte. Jeder hat ſeinen Beruf, dem er Genüge leiſten ſoll. Und dieſen kann er auch auf andre Weiſe vernachläßigen. Andronicus ſollte die Sprachkunſt lehren; weil er aber der Philoſophie mehr nachhieng, als ſeinem Hauptwerke; ſo wurde er unglücklich. Die Mathematik iſt zweifelsohne edler, als mit Ochſen treiben; aber wenn ein Bauer ſeinen Pflug verſaumte, um ſich den Kopf mit einer euklidiſchen Aufgabe zu zerbrechen, wird er nicht mit Recht ein Narr geſcholten? Ein jeder muß nach ſeinen Abſichten handeln, und unterläßt er es, ſo kann das Beſte ihm ſchädlich werden.

Die Dichtkunſt iſt am allergeſchickteſten, ſich mit allen Lebensarten zu vergleichen, ohne ihnen Abbruch zu thun. Averroes ſchrieb Verſe, Baco Verulamius war ein Poete, Abraham Cowley ein Dichter, Heinſius und Cat liebten die Poeſie, ja ſo gar ein Glaſer, Jean de Vos, hat ein berühmtes Trauerſpiel gemacht. Und ich könnte

Ihnen eine Menge großer Männer neuerer Zeiten aufführen, welche zum Theil noch am Leben ſind, die bey ihren Aemtern und mühſamen Verrichtungen der Dichtkunſt ihre gehörige Zeit gegönnet, ohne ihrem Berufe Nachtheil zu verurſachen. Warum geben Sie nicht allen Dichtern diejenigen Maaßregeln, welche Sie unten dem Frauenzimmer mittheilen.

Da ich nun gezeiget, daß die Poeſie ihre Liebhaber weder unglückſelig noch unglücklich machen müſſe, daß ſie ſich mit denen Pflichten eines guten Bürgers vertrage, daß ſie der Republik nützlicher als ſchädlich ſey, und überhaupt das Wahre von dem Falſchen abgeſondert habe; ſo werden die üblen Folgen, die Sie befürchten, von ſich ſelbſt wegfallen.

Geſetzt aber, daß die Dichtkunſt alle die Mängel an ſich habe, welche Sie ihr zugeſchrieben; ſo wird viel eher folgen, daß das Frauenzimmer ſich am wenigſten mit derſelben gemein machen ſollte. Sie haben oben die Abſichten und Verhältniſſe des Frauenzimmers ſo enge eingeſchränkt, und ſo genau beſtimmt, als ich ſelbſt nicht würde gethan haben. Nach dieſem Begriffe verhält ſich ein Frauenzimmer gegen ihren Mann und Familie, wie der Mann gegen das gemeine Weſen. Was hat es denn alſo mit dem auswärtigen Sittenrichten zu thun? Iſt die Empfindlichkeit, wegen Stachelſchriften, ſo gefährlich, als ſie angegeben, wahrhaftig! man wird einer naſeweiſen Frauen weniger ſchonen. Sie ſprechen das ſchöne Geſchlecht von der Gefahr des Mißbrauchs frey: alſo machen Sie ſie tugendhafter. Ich weis aber nicht, da Sie ihnen in denen Affecten einen Vorzug beymeſſen, ob ſie weniger gefährlich ſeyn würden, wenn ſie die Waffen in Händen hätten, mit welchen die Männer Schaden thun.

Wenn das Frauenzimmer verpflichtet iſt, denen Geſetzen der Natur gemäß zu leben, ſo ſind ſie auch ihres Hauſes Zuſtand zu verbeſſern verbunden: iſt aber die Dichtkunſt eine Tochter des Müßigganges, ſo iſt er billig dem Frauenzimmer zu verwehren. Der Schaden und Nutz, den ſie ihrem Mann und Hausweſen bringen, wächſt mittelbar auch der Republik zu.

Sie verrathen ſich merklich, daß ſie die ſchlechteſte Art der Dichtkunſt zu ihrem Augenmerk genommen. Ich weis nicht, ob ſie dem ſchönen Geſchlechte, mit ihrer Zueignung, große Ehre angethan.

Ferner iſt denn der Schluß richtig: was einerley Endzweck hat, gehöret zuſammen. Vergeben Sie mir einen Ausdruck, ich kann ihn unmöglich verbeißen: Es ſchickt ſich wie die Fauſt aufs Auge. Beydes ſind Glieder des menſchlichen Korpers, beyder Endzweck iſt dem Menſchen zu dienen: Ergo? würde ein Ariſtotelicus fragen. Ich meine, beyde Gliedmaßen haben, jedes vor ſich, ganz beſondre Verrichtungen, zu Beförderung der Wohlfarth des Leibes.

Sonſt kann ich mir das große Vergnügen eines Mannes, beſonders, wenn er kein großer Meiſter in der Poeſie iſt, nicht vorſtellen, welches er über ſeiner Frauen Meiſterſtück haben ſollte. Hadrianus befahl alle Schriften des Homers zu verbrennen, weil er dieſem in der Dichtkunſt nicht gleich kommen konnte. Es mag aber ſeyn, daß die Manner ihre Eiferſucht ſo hoch nicht treiben, ſo herrſchet doch in allen das Vorurtheil eigener Vortrefflichkeit: ich glaube, eine kaltſinnige Mine würde die ganze Belohnung ſeyn.

Nun werden Sie gar beweiſen, daß das Frauenzimmer mehrere Fähigkeit zur Dichtkunſt beſitze, als die Mannsperſonen. Wenn es richtig iſt, daß die Dichtkunſt allein in der Nachahmung beſtehet, ſo hat die Begierde nach neuen Moden allerdings eine groſſe Aehnlichkeit mit jener. Allein, wie die Neigung zu einer Sache noch keine Fähigkeit macht, und in der Poeſie ein beſondres Weſen erfordert wird; ſo wird die Folge noch ſo richtig nicht ſeyn, daß die Modeſucht Dichterinnen hervor bringe.

Die Geſchicklichkeit, Minen und Geberden nachzuäffen, würde freylich beſſere Schauſpielerinnen ausmachen, wenn es erſt ſeine Richtigkeit hätte, daß fünf gute Operiſtinnen gegen einen guten Acteur gefunden werden. Allein, ich habe bemerkt, daß der erſteren übrige Fertigkeiten der Natur nachzuahmen, ſie in den Augen wollüſtiger Zuſchauer liebreizender machen, als ihre wirkliche Geſchicklichkeit: ich erinnere mich noch aus einer Opera, daß ein Mann von einem kalten Geblüte, etliche junge Herrchens nicht genug auslachen konnte, daß ſie die affectirten Stellungen einer geilen Mätze bis in den Himmel erhoben. Aber wäre es auch eine ausgemachte Sache! Braucht denn die Poeſie nur einige gekünſtelte Minen?

Wir wollen einmal vor bekannt annehmen, daß das Frauenzimmer eine ſtärkere Einbildungskraft habe: laßt ſie ein flüchtiges Geblüth beleben, ihr Gehirn mag mit einer ſubtilen flüßigen Materie verſehen ſeyn; ſo haben wir ein aufgemuntertes Naturell zu gewarten; ich ſehe auch nichts widerſprechendes, daß die Frauenzimmer überhaupt nicht ſolten Dichterinnen werden können. Neuburgs getreuer Hofmeiſter hat uns faſt von jedem Lande gelehrtes Frauenzimmer aufgezeichnet, und Columna, Sarochia, Schurmanns, Teſſolſcha, Scudery, Zäunemanninn und Zieglerinn bezeugen mit vielen andern, daß auch Poetinnen möglich ſind.

Aber, müſſen denn alle aufgeräumte und ſanguiniſche Leute Dichter, oder wahre Dichter ſeyn? Die poetiſche Ader läßt ſich beſſer aus ihrer Wirkung erkennen, als nach ihrem Weſen beſchreiben. Ich beſorge auch, daß die angegebenen Grundſätze nicht allgemein ſind. Iſt es wahr, daß das Frauenzimmer mehr Träume habe, als wir; ſo iſt ihr Geblüthe wahrhaftig ſo flüchtig nicht, als Sie ſich einbilden. Ein ſtockendes Geblüthe verurſachet allezeit mehr Träume, als ein flüßiges.

Das ſchöne Geſchlecht wird Ihnen wenig Dank wiſſen, daß Sie ſie zu der ſchlechteſten Sorte der Meiſterſänger geſellen wollen, weil Sie die Scharfſinnigkeit zur Poeſie nicht vor nöthig halten.

Sie fragen endlich, ob Sie bisher von dem Frauenzimmer überhaupt geſprochen? Meine Herren! Sie haben keine Ausnahme gemacht, und daß Sie es itzo thun, ſcheinet mir etwas zu ſpät.

Jedoch, indem Sie Ihre Dichterinnen ausleſen wollen, ſo gerathen Sie auf einen andern Abweg: Sie wollen ſolche haben, die ſonſt nichts anzufangen wiſſen; ich zweifle aber, daß Sie mit denſelben viel Ehre einlegen werden. Zwar Sie verlangen vorher die Erlernung der nöthigen Wiſſenſchaften.

Wir werden bald einig ſeyn. Erlauben Sie mir Ihre eigne Waffen zu gebrauchen.

Diejenige Kunſt, welche Wiſſenſchaften erfordert, welche zu Erfüllung unſers Endzwecks, zur Erkenntniß Gottes und der Welt führen, welche die Werke der Weisheit und Allmacht des Schöpfers vor Augen legen, welche Hochachtung und Ehre erwirbt, ſich über das Vergnügen der Eitelkeit erhebt, und wahrhaftig vernünftige Menſchen machen kann, iſt dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zuträglich.

Nun haben Sie die Dichtkunſt als eine ſolche ꝛc. beſchrieben: alſo muß die Dichtkunſt allen Menſchen zuträglich ſeyn.

Sie werden mir den erſten Satz als allgemein gelten laſſen müſſen, weil ſich kein Widerſpruch zeiget, warum die Dichtkunſt bey Mannsperſonen, wenn ſie mit den ſchönen Wiſſenſchaften verbunden iſt, und in gebührender Einſchränkung angewendet wird, nicht eben dieſe Wirkung thun ſolle.

Folglich müſſen Sie zugeſtehen, daß die wahre Dichtkunſt, welche Sie zuletzt ſelbſt beſchrieben, weder unglückſelig noch unglücklich machen müſſe, und daß ſie vielmehr zum Glück und Wohlfahrt der Republik, und eines jeden Menſchen, das ihre beytragen könne. Ich bin

Meine Herren

Dero Ergebenſter

Anonymus.

XI.

Beantwortung
der vorhergehenden Einwürfe.

Gleichwie wir uns hiermit gegen unſern geſchickten Herrn Gegner erklaren, daß wir es mit unſerm Erweiſe ſehr ernſtlich meinen; ſo geben wir ihm auch die Verſicherung, daß wir keinesweges Feinde der Dichtkunſt ſind.

Wenn wir einen angebohrnen Trieb zur Dichtkunſt vor wahr hielten; ſo könnten wir uns denſelben mit gutem Rechte ſelbſt beylegen. Wir haben in einem Alter von ſechs Jahren ſchon Reime gemacht. Dieſe Luſt hat ſich niemals vermindert, bis ſie die Vernunft und Ueberlegung im Zaum gehalten hat. Außer dieſen Hülfsmitteln waren wir ſchon dem verderblichen Abgrunde ganz nahe, aus der Dichtkunſt unſer Hauptwerk zu machen. Dennoch werden wir noch iwo von einem ſchönen Gedichte auf das lebhaftigſte gerühret; nur daß uns ſehr wenige von dieſer Art vorkommen. Wir ſind auch ſo weit entfernt, die Dichtkunſt in Verachtung zu bringen, daß wir vielmehr ſelbſt ehemals einen Verſuch gewagt haben, ihre Aufnahme zu befördern; und wir ſind ſo glücklich geweſen, den Beyfall aller ſonſt fürchterlichen Kunſtrichter zu erhalten. Bey dem allen aber laſſen wir uns nicht ſo ſehr verblenden, daß wir nicht die Dichtkunſt von allen Seiten betrachten könnten.

Indem wir dieſes voraus ſetzen; ſo wird man uns leicht Glauben geben, daß wir der Dichtkunſt allen Werth laſſen, die ihr zukommt. Vielleicht hat der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe eine andre Meinung von uns gehabt, weil er ſich Mühe giebt, dieſen Werth der Dichtkunſt zu beweiſen.

Ueberhaupt kommt es uns vor, als wenn der Herr Gegner bey den meiſten ſeiner Einwürfe die Einbildung vor Augen gehabt hätte, als wenn wir die Dichtkunſt ganz abzuſchaffen geſucht hätten. Gleichwie uns aber dieſes niemals eingefallen iſt: ſo iſt es wohl in Anſehung der Dichtkunſt ganz einerley, von was vor Perſonen ſie ausgeübet wird. Ihr Werth verliehret dadurch nicht das geringſte, ſie mag von dem männlichen oder weiblichen Geſchlechte getrieben werden, wenn man nicht an dem Vorurtheile klebet, daß würdige und edle Sachen vor das Frauenzimmer nicht gehören.

Nur könnte man wünſchen, daß unſer Herr Correſpondent den Werth der Dichtkunſt auf beſſere Gründe gebauet hätte, als das Alterthum und die Menge ihrer Liebhaber iſt. Es iſt ein ſehr ſchlechter Grund, wenn man von dem Alterthum einer Sache auf ihren Werth ſchlieſſet. Die thörigſten Dinge und die ungereimteſten Meinungen in denen Wiſſenſchaften ſind ſehr alt in der Welt. Wer kann ihnen deswegen einen Werth beylegen? Wird wohl der ptolemäiſche Weltbau deswegen den geringſten Werth erhalten, weil er weit älter iſt, als der copernianiſche? Die Caballa, die Nigromantie, die Alchymie, dieſe unſinnigen Wiſſenſchaften, ſind ungemein alt. Welcher vernünftiger Menſch wird ſie deswegen hoch ſchätzen.

Ueberhaupt mag eine Sache gut oder böſe ſeyn, ſo trägt das Alterthum nicht das geringſte zu ihrem Werthe bey. Das Alterthum iſt allemal etwas Zufälliges. Allein nicht hieraus, ſondern aus dem Weſentlichen muß man die Güte einer Sache beurtheilen. Wir ſagen dieſes nicht allein unſers Herrn Gegners wegen. Wir finden überall, daß man aus dem Alterthume der Dichtkunſt eine ſehr ſchätzbare Sache macht.

Eben ſo iſt es mit dem Grunde von den Liebhabern der Dichtkunſt beſchaffen. Es iſt nichts ſo thöricht und ungereimt in der Welt, was nicht ſeine Anhänger und Liebhaber findet: und ſelbſt vernünftig ſcheinende Menſchen werden öfters von einer ſolchen Peſt hingeriſſen. Es ſollte mir leicht fallen, große und ſonſt ſehr vernünftige Männer zu nennen, die ſich von einer thörichten Liebe zu denen vorgenannten unſeligen Wiſſenſchaften haben einnehmen laſſen.

Die Menge derer Liebhaber der Dichtkunſt, und das übrige große Anſehen, und die guten Eigenſchaften dieſer Liebhaber kann alſo zu dem Werthe der Dichtkunſt gar nichts beytragen. Am allerwenigſten aber erlangt ſie dadurch einen Werth, wenn Menſchenfreſſer eine abgemeſſene Rede geliebt, oder Glaſer Trauerſpiele verfertiget haben.

Ich bin von dem Alterthume der Dichtkunſt ſehr verſichert. Ja, ich lege ihr ein weit höheres Alter bey, als man ſonſt gemeiniglich thut. Allein, eben dieſes Alterthum gereicht der Dichtkunſt wenig zur Ehre, geſetzt, daß das Alterthum einer einzigen Sache in der Welt ohne offenbare Vorurtheile einen Vorzug beylegen könnte. Meines Erachtens iſt die Dichtkunſt oder vielmehr eine abgemeſſene Rede eher geweſen, ehe man noch die Buchſtaben oder etwas dem ähnliches erfunden gehabt hat.

Die Art und Weiſe, wie die Menſchen auf eine abgemeſſene oder gereimte Rede gefallen ſind, läßt ſich leicht einſehen. Man kann voraus ſetzen, daß ſich auch in der Einfalt der erſten Welt allerley Dinge begeben haben, welche die damals lebende Menſchen auf ihre Kinder und Nachkommen haben bringen wollen. Die Erſchlagung des Abels iſt ſchon eine merkwürdige Sache dieſer Art.

Wenn ſie dergleichen ihren Kindern haben beybringen wollen; ſo haben ſie wahrgenommen, daß das Gedächtniß gewiſſe Merkmaale nöthig hat, um ſich das nachfolgende in einer Erzählung wieder in Erinnerung zu bringen. Sie haben alſo ganz natürlich darauf verfallen müſſen, ihren Reden, oder Stücken der Erzählung, die ſie haben auf ihre Nachkommen fortpflanzen wollen, eine abgemeſſene Länge zu geben, damit das Gedächtniß bey Endigung der einen, deſto leichter auf die andre verfallen möchte. Hieraus iſt nun eine Art der Dichtkunſt erwachſen: und weil dergleichen abgemeſſene Reden die Ohren kützelten, ſo wird man um deſto häufiger darauf verfallen ſeyn.

Von dieſem Urſprunge und hohen Alterthume der Dichtkunſt finden wir ſo gar deutliche Spuren in der Bibel. Ich verſtehe dasjenige, was Lamech zu ſeinen Weibern ſagt, nämlich: Ihr Weiber Lamech höret meine Rede, und merket was ich ſage: Ich habe einen Mann erſchlagen mir zur Wunden, und einen Jüngling, mir zur Beulen. Cain ſoll ſiebenmal gerochen werden, aber Lamech ſieben und ſiebenzig mal.

Es müſte viel ſeyn, wenn man in dieſen Worten nicht eben den poetiſchen Geiſt entdecken wollte, den man in dem Liede Moſis beym Durchgange durchs rothe Meer wahrnehmen will. Man ſiehet den Endzweck hier ganz deutlich, den Lamech mit dieſer abgemeſſenen und figürlichen Rede haben will, nämlich die Nachricht davon auf die Nachwelt zu bringen: und dieſes wird gewiß nicht die erſte Gelegenheit geweſen ſeyn, wobey man auf eine Art der Dichtkunſt verfallen iſt.

Der Mangel der Buchſtaben, und gewiſſer ſichtbaren Ausdrücke, hat alſo die Menſchen genöthiget, auf abgemeſſene Reden zu denken. Dieſes wird durch das Beyſpiel unſrer eignen Vorfahren um ſo mehr beſtärkt, welche ſo lange, als ſie von keinen Buchſtaben und Schreiben wuſten, ſich eben dieſer Art bedienen muſten, etwas auf ihre Nachkommen zu bringen: und wenn wir ſo unglücklich geweſen wären, die Buchſtaben niemals zu erfinden; ſo würden ſich alle unſre Lehren der Wiſſenſchaften in dieſe enge Gränzen einſchließen müſſen.

Man ſiehet alſo, was die Dichtkunſt ihrem Urſprunge nach iſt. Sie iſt ein betrübtes Merkmaal der ehemaligen elenden Beſchaffenheit der Menſchen, und nunmehr beſſer ausgebreitete Hülfszeichen des Gedächtniſſes. Ob es ihr nun eben eine allzu große Ehre macht, daß ſie ehemals ein Gängelwagen des Gedächtniſſes geweſen iſt, will ich andern zu beurtheilen überlaſſen.

Ich weis zwar wohl, daß es viele andre Meinungen von dem Urſprunge der Dichtkunſt giebt. Beſonders glaubt man, daß die unterſchiednen und beſondern Töne, welche eine jede Leidenſchaft von Natur hervor bringt, zu deren Erfindung Gelegenheit gegeben habe. Allein, ich kann die Folge hiervon nicht einſehen. Ein Ton, der einer Leidenſchaft von Natur eigen iſt, kann wohl überhaupt zur Sprache und zur Tonkunſt Anlaß geben.

Allein, wie man daraus auf eine abgemeſſene Rede verfallen kann, bin ich nicht im Stande wahrzunehmen. Wir drücken dieſe verſchiedenen Töne verſchiedener Leidenſchaften noch itzo in der Sprache aus, ohne daß es dadurch jemand in die Sinne kommen wird, eine abgemeſſene Rede zu machen. Jedoch iſt es Zeit, daß wir uns zu den Einwürfen unſers Herrn Gegners wenden, damit uns der Raum nicht zu enge werde.

Das meiſte wird darauf ankommen, ob ich, oder mein Herr Gegner, eine richtige Erklärung von der Dichtkunſt geliefert hat. Nach ſeinem Erachten iſt die meinige mangelhaft, und er hat die Dichtkunſt weit glücklicher erkläret. Vielleicht bin ich ſo glücklich, meinen Herrn Gegner aus dem Irrthume heraus zu reißen, worinnen er ſich befindet.

Er glaubt zuerſt, Ariſtoteles hätte bey ſeiner Erklärung nichts als die Tragödienſpieler und Comödianten zum Vorwurfe gehabt, und folglich hätte er nicht anders ſagen können. Allein, er irret ſich. Gleichwie man itzo alles vor Gedichte verkaufen will, was nur in gebundener Rede geſchrieben wird; ſo war man auch ſchon damals

mals in dieſen Fehler verfallen: und die Begierde allerley Dinge in Verſen vorzutragen, die ſich zur Dichtkunſt nicht reimen, hatte ſich auch ſchon damals geäuſſert. Empedocles, ein ſicilianiſcher Weltweiſe, hatte eine Naturlehre in alexandriniſchen Verſen geſchrieben: und die Unverſtändigen ſetzten ihn deshalb dem Homer an die Seite. Allein, Ariſtoteles ſpricht ihm dem ohngeachtet, im erſten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, den Namen eines Poeten ab: und rechnet ihn unter die Naturkündiger.

Der Herr Verfaſſer ſiehet alſo, daß Ariſtoteles dasjenige ganz wohl vor Augen gehabt hat, welches ihm an unſrer Erklärung vielleicht allein mangelhaft vorkömmt. Dennoch hat dieſer groſſe Kunſtrichter mit dem gröſten Vorbedachte ſeine Erklärung der Dichtkunſt nicht ſo weit erſtrecket, allein mit dem beſten Grunde von der Welt. Ueberhaupt veroffenbaret Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt ſo viel wahrhaftige Vernunft, ſo viel gründliche Einſicht in die Natur der Menſchen, und das daraus hergeleitete innere Weſen der Dichtkunſt, daß alle unſre jungen Kunſtrichter, und man könnte faſt ſagen, alle, die nach ihm aufgeſtanden ſind, wie A B C Schüler dargegen ausſehen.

Hiernächſt kann der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe nach unſrer Erklärung der Dichtkunſt zwiſchen Erdichten und Gedichten keinen Unterſchied finden: und er glaubt, daß die unvernünftigſten Hirngeſpinnſte und Phantaſien, welche in einige Reime geflickt worden, vor denjenigen wahren Dichter, den wir beſchrieben haben, eine würdige Beſchäfftigung ſeyn müſſe.

Ich wünſchte, daß der Herr Verfaſſer unſre Erklärung mit reiferm Bedachte betrachtet hätte, ehe ihm dieſes entwiſcht wäre. Wenn man die Natur, beſonders die menſchlichen Handlungen, nachahmen will; ſo fällt es wohl ganz leicht in die Sinne, daß man nicht auf unvernünftige Hirngeſpinnſte und Phantaſien verfallen kann. Die nachgeahmte Sache muß ſeinem Urbilde ähnlich werden. Sind denn aber die Natur und die menſchlichen Handlungen unvernünftige Hirngeſpinnſte?

Es iſt alſo zwiſchen der Dichtkunſt, nach unſrer Erklärung, und zwiſchen dergleichen Hirngeſpinnſten ein gewaltiger Unterſchied vorhanden: und wer nur unſre Erklärung oder vielmehr die ariſtoteliſche vor Augen hat, wird auf die letzten niemals gerathen, wenn er anders ein wahrhaftiger Nachahmer iſt. Uebrigens, wenn unſer Herr Correſpondent unter Erdichten allemal unvernünftige Hirngeſpinnſte und Phantaſien verſtehet, ſo bekenne ich, daß unter Erdichten und Gedichten ein großer Unterſchied iſt. Allein, gleichwie ich die Nothwendigkeit dieſes Verſtandes eben nicht einſehen kann, weil eine Erdichtung auch ordentlich und vernünftig ſeyn kann, ohne daß ſie deswegen aufhört eine Erdichtung zu ſeyn; ſo wird der Unterſchied eben ſo groß nicht ſeyn.

Gedichte müſſen allemal etwas Gedichtetes, oder auch Erdichtetes haben, nämlich in der Abſicht, die Natur oder die menſchlichen Handlungen nachzuahmen. Dieſes zeiget ihr Name ſchon, und hierinnen beſtehet das Weſen der Dichtkunſt. Wo nun nichts Gedichtetes, oder Erdichtetes von dieſer Art vorhanden iſt; (die Benennung würde faſt einerley ſeyn, nur der Gebrauch hat das erſte nothwendig gemacht,) ſo iſt auch keine Dichtkunſt vorhanden, ſondern es muß mit dem Namen einer gebundenen Rede belegt werden. Denn dieſe Benennungen ſind gar nicht gleichgültig: und dasjenige, was das Weſen der Dichtkunſt anzeigt, kann einer andern Sache nicht beygelegt werden, in welcher dieſes Weſen nicht vorhanden iſt.

Allein, dieſes iſt eben die Wahrheit, welche der Herr Verfaſſer nicht verdauen kann. In ſeiner Erklärung und in allen ſeinen Einwürfen iſt die gebundene Rede und ſonſt weiter nichts, das Weſentliche der Dichtkunſt. Ich muß mich demnach bemühen, ihm dieſes Vorurtheil zu benehmen.

Wenn die Dichtkunſt eine Wiſſenſchaft iſt, ſo kann die gebundne Rede unmöglich das Weſentliche von ihr ausmachen. Wir werden in der gebundnen Rede nichts gewahr, als eine gewiſſe Art der Wortfügung nach einer abgemeſſenen Länge. In einer Art der Wortfügung kann ſchlechterdings nicht das Weſentliche einer Wiſſenſchaft beſtehen. Die Regeln von allen Wortfügungen gehören in die Sprachkunſt: und aus dieſer Urſache rechnet man allemal die Proſodie zu einem Theile der Grammatik. Unter der Proſodie aber und demjenigen, was der Herr Gegner als das Weſentliche der Dichtkunſt annimmt, ſehe ich keinen Unterſchied.

Dieſes wird ſich auf viele andre Arten begreiflich machen laſſen. Des Herrn Voltaire Henriade iſt ohne Zweifel ein Gedichte, und zwar eines von der oberſten Klaſſe. Wie leicht würde es jemand fallen, die Reime in demſelben zu verwerfen, ohne den Verſtand zu verderben, und ohne das geringſte Wort davon wegzunehmen. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo iſt nach des Herrn Gegners Meinung das Weſentliche eines Gedichtes weggenommen, und es höret alsdenn auf ein Gedichte zu ſeyn. Ob man aber einer Sache das Weſentliche entziehen kann, ohne in der That etwas wegzunehmen, will ich des Herrn Verfaſſers eigner Beurtheilung überlaſſen. Eben ſo könnte man mit allen andern Heldengedichten verfahren, und das Weſentliche könnte ihnen bald geraubet werden, ohne daß man eine Sylbe ihres Innhalts veränderte.

Dieſes veroffenbaret ſich auch aus einem entgegengeſetzten Beyſpiele. Man hat den Telemach in lateiniſche Verſe gebracht. Ohne Zweifel wird der Herr Gegner dieſem Werke den Namen eines Gedichtes gönnen. Wenn es nun vorher kein Gedichte geweſen iſt, ſo iſt dieſe wichtige Veränderung, welche das Weſentliche dieſes Buchs ganz und gar abgeändert hat, allein durch das Sylbenmaaß geſchehen. Ich zweifle, ob unſer Herr Correſpondent mit ſeiner Erklärung der Dichtkunſt viel Ehre macht. Wenigſtens wollte ich mich vor eine Wiſſenſchaft bedanken, deren Weſentliches allein in einem klappernden Spielwerke beſtehet.

Ich weis ſehr wohl, daß man ganze Wiſſenſchaften und Lehrgebäude in poetiſcher Schreibart vorgetragen hat. Allein, ich kann mich nicht überwinden, daß ich dergleichen Dinge vor Gedichte halten könnte. Alle gründliche Kunſtrichter haben ihnen auch dieſen Namen niemals beygelegt. Virgil, da er von dem Feldbau ſchreibt, iſt kein Dichter. Die Dichtkunſt eines Horaz und Boileau ſind keine Gedichte: und dieſes muß man von allen neuern Lehrgedichten und den meiſten ſo genannten kleinen Poeſien ſagen. „Es ſind, (ich will mich „hier des Herrn Prof. Gottſcheds Worte bedienen (*),) „philoſophiſche Abhandlungen gewiſſer Materien, aber „keine Gedichte, keine Nachahmungen der Natur, ſondern „Vernunftſchlüſſe, Unterſuchungen, Muthmaſſungen „der Weltweiſen, Ermahnungen zur Tugend, Troſtreden „im Unglück, und ſo weiter, nämlich in gebundner „Rede.„

Ob nun zwar unſer Herr Gegner allen Nutzen der Dichtkunſt auf dergleichen Stücke in gebundner Rede zu ſetzen ſcheinet, ſo können wir ihm doch auch hierinnen nicht beytreten. Der Zwang der gebundnen Rede leidet es nicht, daß man etwas Gründliches in dergleichen Arbeit leiſten könnte. Man kann darinnen weder richtig erklären, noch beweiſen, noch eine rechte Ordnung beobachten. Bey aller Schönheit, in Anſehung der Ohren und des Vergnügens, bleibt es dennoch allemal Stümperey. Die Lettres antipoetiques der ſogenannten Madem. Herahard, haben dieſes beſonders von der ſo berühmten Dichtkunſt des Boileau auf eine ſehr gründliche Art gezeiget. Mich deucht aber nicht, daß ein Gängelwagen von dieſer Art zur Aufnahme der Wiſſenſchaften und Beſſerung der Menſchen eben viel beytragen wird.

Vielleicht wird nunmehr unſer Herr Correſpondent überzeugt ſeyn, daß es nicht einerley iſt, in gebundner Rede ſchreiben und Gedichte verfertigen; und daß derje-

---

*) Kritiſche Dichtkunſt 2ter Theil, Kap. 8. S. 514.

nige noch kein Dichter iſt, welcher ſchöne Verſe ſchreiben kann. Wenigſtens kann ich ihm noch das Zeugniß des Horaz entgegen ſetzen, der ſich ſelbſt vor keinen Poeten hält, ohngeachtet er ſich nicht abſpricht, daß er gute Verſe machen kann, wie er denn hin und wieder in ſeinen Schriften von dem unſterblichen Ruhme redet, den ihm ſeine Verſe erwerben wurden. Er ſpricht:

Primum ergo me illorum, dederim quibus eſſe
poetas.
Excerpam numero. Neque enim concludere verſum
Dixeris eſſe ſatis: neque, ſi quis ſcribat uti nos,
Sermoni propriora, putes hunc eſſe poëtam.

Lib. 1. Sat. 4.

Ja er will nicht einmal die Satyren vor Gedichte gelten laſſen: und er ſpricht eben daſelbſt ſich und dem Lucilius deshalb den Dichternamen ab. Und ganz recht. Denn nicht alle Satyren ſind Gedichte.

Da nun ſolchergeſtalt dasjenige wegfällt, was unſer Herr Gegner wider unſre Erklärung der Dichtkunſt einzuwenden hat; ſo wird wohl ihre Richtigkeit unbeweglich ſtehen bleiben. Ich könnte mir noch die Mühe geben, zu zeigen, daß ſie auch alle Eigenſchaften und Kennzeichen einer richtigen Erklärung hat. Allein, weil dieſes der Herr Prof. Gottſched (*) von eben dieſer Erklärung bereits geleiſtet hat, ſo können wir unſern Herrn Correſpondenten und unſre Leſer dahin verweiſen, damit wir den Raum nicht vergeblich erfüllen.

---

*) Ebendaſelbſt 1ſter Theil Kap. 2. S. 82.

Nachdem wir unſre Erklärung von der Dichtkunſt gerettet haben; ſo werden wir wider die ſogenante glücklichere Erklärung des Herrn Gegners keine allzu ſtarken Waffen anwenden dürfen. Wenn wir offenherzig ſeyn wollen, ſo müſſen wir ſagen, daß ſie nicht die geringſte Eigenſchaft einer richtigen Erklärung hat. Das natürliche Geſchicke iſt weit dunkler, als die erklärte Sache ſelbſt: und wenn man die Worte, in gebundener Rede, wegnimmt; ſo iſt es eine Erklärung, die faſt jedermann gerecht iſt. Redner, Geſchichtſchreiber, Stiliſten, viele andre Arten der Gelehrten, und gewiſſermaaßen jedweder Schriftſteller, muß ſeine Gedanken lebhaft und ordentlich ausdrücken.

Es bleibt demnach vor die Dichtkunſt kein andrer Unterſchied übrig, als die gebundene Rede. Folglich iſt dieſes das Weſentliche der Dichtkunſt, wie es denn der Herr Gegner No. 2. ausdrücklich ſagt. Nachdem wir aber oben auf eine ſehr deutliche Art das Gegentheil gezeiget haben; ſo haben wir zu der Liebe zur Wahrheit, die wir bey unſerm Herrn Correſpondenten öfters ſehr rühmlich angemerket haben, eine allzu gute Hoffnung, als daß er ferner das Weſentliche der Dichtkunſt in einer abgemeſſenen Rede ſuchen ſollte.

In dieſer Hoffnung halten wir uns berechtiget, den gefertigten wahren Dichter unſers Herrn Gegners gänzlich zu übergehen. Wir wollen uns demnach zu denen Einwürfen wider unſern Erweis ſelbſt wenden. Da dieſe Einwürfe auf die Unrichtigkeit unſrer Erklärung gegründet ſind; ſo ſiehet man leicht, daß ſie gröſtentheils wegfallen werden. Wir wollen aber doch diejenigen einzeln durchnehmen, die ſich nicht offenbar von ſelbſt heben.

Ich habe mich ausdrücklich erkläret (*), daß ich diejenigen Wiſſenſchaften, welche ich dem Frauenzimmer anrathe, nicht eben in ihrer höchſten Vollkommenheit denenſelben vor nöthig erachte. Folglich wird wohl die erſte Erinnerung wegen der Metaphyſik und Phyſik ohne Grund ſeyn: und mich deucht, daß es ſich von ſelbſt verſtehet, daß ein Frauenzimmer, welches ſich zur Metaphyſik wenden will, in der Vernunftlehre kein Fremdling ſeyn muß.

Indem der Herr Gegner dasjenige entſcheiden will, was ich wider den Erweis des Herrn Licent. Quiſtorps geſagt habe; ſo will er die daſelbſt gegebene Erklärung des Unglücks verbeſſern. Ich hatte geſagt, ein Unglück ſey dasjenige, was unſern äußerlichen Zuſtand unvollkommner macht. Dieſes iſt die Erklärung des Freyherrn von Wolf (**) und aller vernünftigen Weltweiſen. Sie iſt auch der Natur der Sache vollkommen gemäß. An deren ſtatt ſetzet der Herr Gegner, daß es ein unverſehener Zufall ſey, welcher unſre Vollkommenheit unterbricht.

Wenn man Erklärungen verbeſſern will; ſo glaube ich, daß eine ungemeine Aufmerkſamkeit nöthig iſt. Denn der Vortheil, den man davon hat, iſt ſehr ſchlecht, wenn das Falſche der Verbeſſerung offenbar in die Sinne fällt. Mich deucht, daß es gar keines Beweiſes bedarf, daß ein Unglück öfters nur allzu wohl voraus zu ſehen iſt, ob wir es gleich oft mit aller unſrer Macht und Klugheit nicht hintertreiben können. Wie reimt ſich denn hiermit in einer Erklärung, daß es ein unverſehener Zufall ſey.

---

*) Ergötzungen 5ter Band 4tes Stück S. 442.

**) Sittenlehre Kap. 1. §. 244.

Das gegebene Beyſpiel von einem Schlage kann den übrigen Theil der Erklärung nicht richtiger machen. Ein Schlag, der mich meines Verſtandes beraubt, iſt ein Unglück. Allein deswegen, weil er auch meinen innerlichen Zuſtand unvollkommner macht, iſt die von mir gebrauchte Erklärung des Unglücks nicht unrichtig. So bald jemand ſeines Verſtandes beraubt iſt; ſo empfindet er nichts mehr von ſeinem innerlichen Zuſtande. Er iſt gewiſſer maaßen ſchon todt: und der Tod iſt in Anſehung der Verſtorbenen kein Unglück. Dasjenige, was die innerliche Unvollkommenheit allemal nach ſich ziehet, nämlich den Zuſtand eines dauerhaften Mißvergnügens, hat bey ihm nicht ſtatt. Denn er empfindet nichts davon.

Da ſich alſo, in Anſehung des innerlichen Zuſtandes, und in der Erkenntniß des geſchlagenen Menſchen, keine Folgen und Wirkungen äußern; ſo bleibt es nur eine Unvollkommenheit ſeines äußerlichen Zuſtandes, nämlich in Anſehung ſeiner Nebenmenſchen, unter welchen er gleichſam auf eine todte Art noch gegenwärtig bleibt, und die ihn allerdings als unvollkommen erkennen.

In der Hauptſache ſelbſt behauptet der Herr Verfaſſer dieſer Einwürfe, daß ich vom Können auf die Wirklichkeit ſchließe. Ich wünſchte, daß er dieſes beſſer gezeigt hätte. Alle meine Sätze ſchließen auf die Wirklichkeit. Sie liegen jedermann vor Augen, und wenn ſie der Herr Gegner etwas bedächtiger anſehen wird; ſo wird er vielleicht hiervon gleichfalls überzeugt werden. Eben dieſes muß man von denen Quiſtorpiſchen Sätzen ſagen. Seine Sätze, nicht aber ſein Vorſatz, ſchließen auf die Wirklichkeit. Denn wenn ich eben die undeutlichen Verſtellungen und Leidenſchaften ſelbſt habe, die ich abſchildere: und ich habe gezeigt, daß dieſes in gewiſſen Arten der Dichtkunſt nicht anders möglich iſt; ſo kann ich nicht etwan leicht unglückſelig werden; ſondern ich bin ſchon unglückſelig.

Unſer Herr Correſpondent glaubt zwar, daß nur alsdenn etwas folgen würde, wenn kein einzig anderes Beyſpiel vorhanden wäre, als daß ein jeder Dichter entweder unglückſelig oder unglücklich wäre. Allein, dieſes wird zu meinem Beweiſe nicht unumgänglich erfordert. Das heißt jemand zu einer unmöglichen Sache verbinden; weil man in die Gemüthsbeſchaffenheit eines Dichters nicht hinein ſehen und ſeine Unglückſeligkeit nicht erkennen kann.

Wenn meine Sätze wahr ſind, wenn ich richtig ſchlieſe: ſo iſt die Sache ſo unfehlbar, als zweymal zwey viere ſind. Hieran hätte man alſo die Unrichtigkeit entdecken ſollen. Da ich auch gezeiget habe, daß Versmachen keine Dichtkunſt iſt, und alſo der Dichtername bey denen meiſten wegfällt, die man in der Welt öfters davor erkennet; ſo wird unſerm Herrn Correſpondenten die Sache nunmehr vielleicht ſo unmöglich nicht vorkommen.

Eben dieſes will ich bey demjenigen erinnern, was derſelbe wider die Armuth der Dichter eingewendet hat. Unter denenjenigen, die hier genennet werden, ſind vielleicht nicht viel Dichter: und mein Beweis iſt nicht lediglich auf die Armuth, ſondern auf das Unglück gerichtet. Vielleicht würde es nicht ſchwehr ſeyn, bey denenjenigen, welche den Dichternamen verdienen, das Unglück zu entdecken, das ihnen die Dichtkunſt verurſachet hat.

Dennoch, wenn auch ein vollkommen glücklicher Dichter gefunden würde, ſo kann dieſes Beyſpiel nichts beweiſen. Denn eben derſelbe kann unglückſelig ſeyn: und ſein eigen Zeugniß, daß er es nicht iſt, iſt hier nicht einmal hinlänglich. Denn die meiſten erkennen ihre Unglückſeligkeit oder ſittliche Sclaverey nicht einmal. Kurz, nicht mit Beyſpielen muß man kämpfen, ſondern wenn die Waffen etwas bedeuten ſollen; ſo muß man die Sätze und Schlüſſe angreifen, und deren Unrichtigkeit zeigen.

Ehe ich auf dasjenige antworte, was der Herr Gegner von dem Nutzen der Dichtkunſt ſagt, ſo muß ich vorher erinnern, daß dasjenige keine Redekunſt iſt, die in leeren Worten beſtehet, und unnütze Gedanken zu Markte bringt. Wenn man von Wiſſenſchaften reden will; ſo muß man nicht das Falſche derſelben und die Stumpereyen zum Vorwurfe nehmen. Auf ſolche Art würde es unſerm Correſpondenten leicht fallen, meine Gründe von der Dichtkunſt auf alle andre Wiſſenſchaften anzuwenden.

Was dasjenige ſelbſt anbelangt, was hier von dem Nutzen der Dichtkunſt geſaget wird; ſo wird nunmehr in denen Augen des Herrn Gegners das meiſte wohl ſelbſt wegfallen, nachdem er nun vielleicht überzeugt iſt, daß nicht ein jeder Versmacher ein Dichter iſt. Bey dem übrigen, deucht es mich, daß der Herr Verfaſſer vor Augen gehabt hat, als wenn ich die Dichtkunſt ganz und gar abzuſchaffen begehrte. Nein, da es einerley iſt, ob ſie von dem männlichen oder weiblichen Geſchlechte ausgeübet wird; ſo behält ſie allen Nutzen, den man ihr in der That zueignen kann. Allein, man wird ſich vergeblich bemühen, zu zeigen, daß dieſer Nutzen die Wohlfarth des gemeinen Weſens befördere.

Uebrigens wünſchte ich, daß der Herr Gegner meine Worte nicht verdrehet hätte. Ich habe niemals geſagt, daß die Dichtkunſt der Vernunſt zuwider iſt, oder daß ſie von der Vernunſt abgeſondert werden muß. Ich habe behauptet, daß ſie uns nicht vernünſtiger macht. Unter dieſen beyden Sätzen iſt ein gewaltiger Unterſchied vorhanden: und wenn unſer Herr Correſpondent dieſen letztern aufmerkſam betrachten wird; ſo wird er ihm vielleicht nicht falſch vorkommen.

Es iſt vor diejenigen, welche Einwürfe machen, oder ſich in gelehrte Streitigkeiten einlaſſen wollen, unumgänglich nothwendig, daß ſie die eignen Worte ihres Gegners beybehalten. So bald als ſie ſeinen Sinn mit ihren eignen und oftmals heftigen Gedanken ausdrücken wollen; ſo machen ſie Luft- und Fechterſtreiche: und ſie verfallen in Wortfechtereyen, die nicht den geringſten Nutzen haben. Es thut mir leid, daß ich dieſe Anmerkung abermals des Herrn Gegners wegen machen muß.

Er ſpricht, wir hielten die Muſik und Mahlerey vor unnütze Poſſen. Es iſt mir aber dieſes niemals eingefallen. Ich liebe dieſe Künſte ſehr, wenn ſie nicht gemißbrauchet werden. Ich habe nur geſagt, daß ſie zur Wohlfarth des gemeinen Weſens nichts beytragen, ſondern nur ein Vergnügen verſchaffen. Dasjenige aber, was nur das Vergnügen befördert, wird deswegen nicht zu unnützen Poſſen. Nach dieſer Erklärung, deucht mich, wird alle dasjenige unnütze, was der Herr Verfaſſer bey dieſer Gelegenheit ſagt.

Indem ich geſagt habe, daß die Dichtkunſt einen eignen Mann erfordere: ſo ſind wir in dem Verſtande dieſer Worte noch ſehr weit von einander. Der Herr Gegner verſtehet hierunter einen Mann, der zur Dichtkunſt gebohren iſt. Hierinnen kann ich ihm nicht beytreten. Das Sprüchwort: Poeten werden gebohren, hält in denen Augen dererjenigen, die nicht flüchtig denken, wenig Gründliches in ſich.

Wenn man voraus ſetzt, daß die Dichtkunſt eine Wiſſenſchaft der Kunſt iſt: ſo ſiehet man nicht, wie es möglich iſt, daß uns Wiſſenſchaften und Künſte in Mutterleibe eingeprägt, oder mit der Muttermilch eingeſogen werden können. Wie zu allen Wiſſenſchaften, alſo auch hier, iſt Fleiß und Mühe nöthig. Höchſtens kann man nur ſagen, daß jemand mehr Gaben, Eigenſchaften und Fähigkeiten zur Dichtkunſt habe, als ein andrer. Und dieſes iſt in Anſehung der Dichtkunſt nicht beſonders. Es iſt in Anſehung aller Wiſſenſchaften wahr.

Durch einen eignen Mann verſtehe ich aber denjenigen, der die Dichtkunſt ſein Hauptwerk ſeyn läßt: und wenn der Herr Gegner unter der Dichtkunſt keine Versmacherey verſtehet: wird er vielleicht einräumen, daß ſie einen eignen Mann erfordere, wenn ſie zur Vollkommenheit gebracht werden ſoll. Auf ſolche Art werden alle die Beyſpiele, die er anführen will, kein Gewichte haben.

Diejenigen, welche dennoch ihre Berufsgeſchäffte ordentlich abgewartet, und in andern nützlichen Wiſſenſchaften etwas rechtes geleiſtet haben, ſind gewiß Versmacher geweſen. Denn der Schluß iſt richtig. Dasjenige, was einen eignen Mann erfordert, muß entweder die

Hauptbemühung eines Menſchen ſeyn, oder es wird nicht zur Vollkommenheit gebracht. Iſt es ſein Hauptwerk, ſo muß er ſeine meiſten andern Pflichten dabey vernachläſſigen: und ich habe ſchon geſagt, daß Stümper entbehrlich ſind, wenn auch die Dichtkunſt dem gemeinen Weſen noch ſo vortheilhaftig wäre.

Uebrigens iſt es aus unſrer Erklärung ganz leicht erſichtlich, was ich unter einem wahren Dichter verſtehe. Wenn ich denſelben ſchildern wollte; ſo hätte ich eine eigne Abhandlung nöthig. Zum Ueberfluß erkläre ich mich, daß ich einen ſolchen wahren Dichter meine, wie ihn Ariſtoteles, Boſſü und Gottſched abgebildet haben; und dieſen kommen die Gedichte gewiß ſo leicht nicht an. Ein anders iſt es:

Und ohn ein Bein zu ſtrecken,
Zwey Bogen voller Nichts mit Jauchzen auszuhecken.
Günther.

Canitz hat ſelbſt geſtanden, daß er über einer einzigen Strophe einige Wochen zugebracht hat.

Die Dichtkunſt an ſich ſelbſt hat gar keine Mängel an ſich. Dieſes habe ich abermals niemals geſagt. Ich habe nur gezeiget, daß aus derſelben bey einem männlichen Dichter gewiſſe Folgen abfließen, die ſo wohl ihm ſelbſt, als der Republik, ſchädlich ſind. Da ich nun gezeiget habe, daß dieſe Folgen bey dem weiblichen Geſchlechte nicht zu befürchten ſind; ſo konnte ich mit gutem Grunde ſchließen, daß die Dichtkunſt eher vor das weibliche als männliche Geſchlecht gehöre. Alle die Sätze, worauf ich dieſen Schluß gebauet habe, ſind noch nicht über den Haufen geworfen worden.

Hier glaubt zwar der Herr Gegner zu zeigen, daß alle dieſe Folgen noch mehr das weibliche Geſchlecht betreffen würden. Allein ich läugne nicht, daß ich ſehr ſchlecht davon überzeugt werde. Der Schluß iſt falſch: weil ſich ein Frauenzimmer gegen ihren Mann und Familie, wie der Mann gegen das gemeine Weſen verhält; ſo haben ſie mit dem auswärtigen Sittenrichten nichts zu thun. Sie leben in dem gemeinen Weſen: und wenn auch der Mann allein ein Mitglied deſſelben iſt; ſo ſind ſie doch Alliirte derſelben: und ſie können ſich ganz wohl um den Zuſtand des gemeinen Weſens bekümmern.

Es liegt ihnen auch nur allzu viel daran, daß gute Sitten in demſelben herrſchen, weil der Nachtheil davon eben ſo ſtark auf ſie verfällt. Geſetzt, daß man auch vor ein Frauenzimmer, welches die Laſter abmahlt, keine beſſere Achtung hätte, als für einen männlichen Dichter dieſer Art; ſo ſind ſie doch außer Gefahr, dadurch unglücklich zu werden; weil die Vollkommenheit ihres äußerlichen Zuſtandes von ihren Männern abhängt: und hierauf hatte ich die größte Stärke meines Beweiſes gegründet, worwider man aber nichts beybringet, oder einwenden kann.

Dasjenige, was ich nicht völlig heben kann, bekenne ich allemal ganz freymüthig. Ich habe alſo im voraus geſtanden, daß ich das Frauenzimmer in Anſehung der ſittlichen Sclaverey nicht völlig frey ſprechen könnte. Allein, auch hier ſind die Folgen bey dem weiblichen Geſchlechte nicht ſo böſe, als bey dem männlichen. Man kann ſehr verſichert ſeyn, daß ſie in ihren Gedichten niemals unzüchtige und ärgerliche Ausdrückungen gebrauchen werden.

Je ne puis eſtimer ces dangereux autres
Qui de L'honneur en vers infames deſerteurs
Trahiſſant la vertu ſur un papier coupable
Aux yeux de leur Lecteurs rendent le vice aimable.

Boileau.

Dieſer Vortheil iſt ſchon ſehr wichtig, und alles vereiniget ſich demnach zu Unterſtützung meines Beweiſes. Dennoch giebt man dadurch dem Frauenzimmer keine Sache in die Hände, die ihren Zuſtand unſeliger macht. Wenn ſie nicht die geringſte Kenntniß ihrer ſelbſt, und der Natur der Tugend und der Laſter haben, ſo wie die Frauenzimmer itzo gemeiniglich ſind; ſo müſſen ſie ſchlechterdings in einer ſittlichen Sclaverey ſeyn. Dieſe Erkenntniß erlangt man aber allein durch die Wiſſenſchaften. Wenn ſie nun mit der Dichtkunſt die darzu erforderlichen Wiſſenſchaften in die Hände bekommen; ſo wird wenigſtens die ſittliche Sclaverey nicht ſo ſtark ſeyn, wie ſie itzo iſt. Es iſt auch zu bedenken, daß nicht alle Arten der Dichtkunſt die ſittliche Sclaverey nach ſich ziehen.

Daß das Frauenzimmer bey der Dichtkunſt die Sorge vor das Hausweſen zu vernachläßigen nicht nöthig habe, iſt verhoffentlich genugſam ausgeführet worden. Dieſer Einwurf iſt alſo unerwartet. Verſtehet aber der Herr Gegner durch die Pflicht, des Hauſes Zuſtand zu beſſern, daß ſie immer etwas zu erwerben ſuchen ſollen, wenn ſie gleich ihr Hausweſen richtig und vollkommen beſorget haben; ſo bedenkt er nicht, was vor Frauenzimmer ich die Dichtkunſt anrathe.

Eben ſo ungegründet iſt der Verdacht, daß ich die ſchlechteſte Art der Dichtkunſt zum Augenmerke gehabt hatte. Ich kann nicht finden, wodurch ich hierzu Gelegenheit gegeben habe. Dieſes muß ich auch von denjenigen ſagen, wenn der Herr Gegner eben dieſes daraus ſchlieſſet, weil ich die Scharfſinnigkeit zur Dichtkunſt nicht unumgänglich nothwendig erachtet habe. Wenn unſer Herr Correſpondent zeigen wird, daß zu dem vollkommenſten Heldengedichte eine ſolche Scharfſinnigkeit erfordert wird, von der geringſten Aehnlichkeit und Unterſchiede der Dinge deutliche Begriffe zu haben; ſo will ich ſeine Beſchuldigung vor gerecht halten. Bis dahin aber iſt ſie viel zu frühzeitig.

Wenn alle heftige Ausdruckungen abzurathen ſind; ſo ſind ſie vielmehr denenjenigen zu widerrathen, die ihrer Sachen nicht vollkommen gewiß ſind. Ich hatte den Schluß gemacht, daß es vernünftig ſey, die Erweckung des Vergnügens, welches aus der Dichtkunſt entſpringt, demjenigen Geſchlechte zu überlaſſen, deſſen vornehmlicher Endzweck ohnedem iſt, unſer Vergnügen zu befördern, oder wie es der Herr Gegner kürzer faſſen will: was einerley Endzweck hat, gehöret zuſammen. Hierüber ſpottet man, und ſpricht, dieſer Schluß ſchicke ſich wie eine Fauſt auf das Auge.

Da alle Gleichniſſe hinken, ſo muß man dieſes von dem hier vorgebrachten um ſo viel mehr ſagen. Alle Dinge haben einen doppelten Endzweck, einen weitläuftigen und allgemeinen, und einen nahen und beſondern, oder eigentlichen. Wenn man von einem Endzwecke redet; ſo verſtehet man allemal den beſondern oder eigentlichen. Es wundert mich, wie hier dem Herrn Gegner nur einer von denen weitläuftigen Endzwecken der Hand und des Auges eingefallen iſt. Ja man kann dieſes nicht einmal einen Endzweck nennen, denn auf ſolche Art würden die menſchlichen Glieder gar viele Endzwecke haben. Das iſt ein Nutzen, aber kein Endzweck.

Weit natürlicher hätten unſerm Herrn Correſpondenten die eigentlichen Endzwecke der Hand und des Auges einfallen können, nämlich, daß die Hand zum Greifen und Fühlen, und das Auge zum Sehen beſtimmet ſey. Allein, auf ſolche Art wären verſchiedne Endzwecke herausgekommen, und das Gleichniß hätte alsdenn nicht angebracht werden können. Es ſoll uns erlaubt ſeyn, uns eben dieſes Gleichniſſes zu bedienen. Wenn es nach der Weisheit des Schöpfers möglich geweſen wäre, daß er das eine Auge des Menſchen an ſeinen itzigen Ort und das andre in der Hand geſetzet hätte, würde nicht der Herr Gegner ſagen, was ſoll mir doch das Auge in der Hand; ich ſoll aus beyden ſehen, warum ſind ſie denn nicht beyſammen?

Wenn ein großer Herr die Anſtalten zu einer Schlittenfarth ſeiner geheimen Rathsſtube zu beſorgen übergäbe, würde der Herr Gegner nicht ſagen, die Schlittenfarth iſt eine Luſt, und man hat einen Directeur der Luſtbarkeiten, warum giebt man ſie denn nicht dieſem gleichfalls zu beſorgen?

Auf ſolche Art könnte ich die Richtigkeit dieſes Schluſſes mit tauſend Exempeln zeigen, ja ich könnte ihn auf demonſtrativiſche Art beweiſen, wenn ich mir Zeit und Raum nehmen wollte. Unterdeſſen ſiehet doch der

Herr Gegner, daß er ſo lächerlich eben nicht iſt: und dasjenige, was er darwider einwendet, kann ihn am allerwenigſten umſtoßen.

Wenn ſich übrigens der Herr Gegner das Vergnügen eines Mannes über ſeiner Frauen ſchöne Gedichte nicht vorſtellen kann; ſo wird er vielleicht die Stärke der Liebe und die eheliche Zärtlichkeit noch nicht empfunden haben.

Dasjenige, was unſer Herr Correſpondent wider die Nachahmung erinnert, bedarf keiner Widerlegung, wenn meine Erklärung richtig iſt. Hierbey iſt die ganze Stelle voller Mißverſtand meiner Worte und ungleicher Auslegungen. Wo habe ich geſagt, daß die Modenſucht Dichterinnen mache, oder daß die Dichtkunſt aus gekünſtelten Minen beſtehe. Ich habe dieſes nur angeführet, um zu behaupten, daß das Frauenzimmer eine größere Geſchicklichkeit in der Nachahmung habe, und dieſes iſt noch nicht umgeſtoßen.

Der letzte Schluß, der mich allein überwinden ſoll, hat gar nichts zu bedeuten. Wenn die Mannsperſonen zu Erreichung aller dieſer Dinge keinen andern Weg hätten, als die Dichtkunſt; ſo würde dieſer Schluß richtig ſeyn. Allein, da ſie noch viele andre und nähere Wege haben: und da dieſer Weg ihnen ſelbſt und der Republik ſchädlich iſt; ſo hat er nicht das geringſte Gewichte.

Alle dieſe Einwürfe haben demnach keine Wirkung über uns haben können. Soll ich mein Urtheil kurz ſagen: ſo iſt es folgendes: Wenn der Herr Gegner fortfähret, unter Versmachern Dichter zu verſtehen; ſo ſoll er Recht haben und behalten. Uebrigens haben wir dieſe Widerlegung an vielen Orten mit Fleiß ſehr ernſtlich eingerichtet. Weil wir den Herrn Verfaſſer ſehr hochſchätzen, ſo möchten wir ihm gerne einen kleinen Fehler lebhaft zu Gemüthe führen, den wir ſchon in dem erſten Paquet, das wir von ihm zu erhalten, die Ehre gehabt haben, angemerket haben, nämlich dann und wann allzu heftig zu ſchreiben, ohne die Sache recht gründlich überdacht zu haben. Dieſe Offenherzigkeit wird man uns nicht übel nehmen.

XII.

Verſuch einer Lobrede (*)

auf die

Romanſchreiber,

in einer Verſammlung von ſauertöpfiſchen Sittenlehrern gehalten.

Höchſtgeehrteſte Anweſende!

Wenn es wahr iſt, daß die vortreffliche Beredſamkeit des Carneades, nach dem Zeugniſſe eines gewiſſen Schriftſtellers, ſich allemal den völligen Beyfall ſeiner Zuhörer hat erwerben können, ſo gar, daß auch ein ſcharfſichtiger Cato die Römer vor deſſen Umgang zu warnen Urſache gefunden hat; ſo würde ich mich itzo einer centnerſchweren Laſt entledigen, und von dem Vorwurfe einer ſtammelnden Redekunſt befreyen, wenn ich ihn aus ſeiner vermoderten Aſche erwecken, und die gegenwärtig zu haltende Lobrede auf die unvergleichlichen Romanſchreiber ſeiner verführeriſchen Zunge überlaſſen könnte.

Denn wie kann ich das Herz haben zu reden, wenn ich einen Blick auf dieſe anſehnliche Verſammlung werfe?

---

*) Dieſes Stück iſt zwar nicht aus meiner Feder. Es iſt aber von meinem nächſten Anverwandten: und vielleicht wird es dem Leſer nicht mißfallen, daß ich es hier einrücke.

Ein kalter Schauer überfällt meinen Körper: und alle Haare auf meinem Haupte zittern. Ich ſehe, hochgeehrteſte Anweſende, die Ernſthaftigkeit auf Ihren Stirnen abgemahlt. Der Unwille wirſt durchdringende und dem fürchterlichen Blitz ähnliche Stralen aus Ihren Augen, und alle Geſichtszüge geben mir die zornigen Regungen Ihrer Herzen zu erkennen. Warum? Unſre Gedenkensart iſt weiter als Aufgang und Niedergang von einander entfernet. Ich will Ihnen die Vortrefflichkeit der Romanſchreiber nach allen ihren erhabnen Zügen abbilden: und Ihnen gereichet auch der bloße Name zum Ekel und Abſcheu. Ich will Ihnen die unſchätzbaren Nutzbarkeiten dieſer vortrefflichen Männer lebhaft vor Augen mahlen: und Sie belachen ſelbige als den Auswurf der verächtlichſten Thorheiten.

O großer Carneades! wenn doch dein Geiſt zwenfältig auf meinem Haupte ruhen möchte; ſo würde ich die Romanſchreiber nach der Maaße, wie es ihre Vortrefflichkeit verdienet, abſchildern, und die widrigen Meinungen dieſer anſehnlichen Verſammlung, vor der ich die Ehre zu reden habe, überwinden können. Dir aber, unſterblicher Carneades, wollte ich zur Dankbarkeit einen eignen Altar aufrichten, und auf demſelben die koſtbaren Ueberbleibſel der Federn eines Menantes, eines Talanders und eines Hapelius verbrennen: und ich würde vielleicht nicht ſo ſchätzbares finden können, wenn ich dir gleich den theureſten Weihrauch opfern wollte.

Wie iſt mir? Trifft etwa mein Wünſchen bereits ein? Ich ſpüre auf einmal eine unerwartete Regung der Herzhaftigkeit: und ein muntres Weſen erfüllet mein

Gemüthe. Ja! es deucht mich, als wenn mir eine geheime Stimme zuruſte: Rede nur! Die Gerechtigkeit und Wichtigkeit deiner Sache, und die Rühmlichkeit deines Gegenſtandes ſind allein kräftig genug, dir überzeugende Worte einzufloßen, und die Verächter der preiswürdigen Romanen zu beſiegen.

Wohlan! höchſtgeehrteſte Anweſende, ſo werde ich denn den edlen Vorwurf meiner Lobrede, ich meine die vortrefflichen Romanſchreiber, mit der größten Freudigkeit verfolgen. Ich werde ihre verehrungswürdigen Eigenſchaften mit Farben, die ihrem Gegenſtande würdig ſind, abzuſchildern, und den unſchätzbaren Nutzen, den die Welt aus ihren Schriften ſchöpfen kann, Dero Gemüthern, wo möglich, einzuprägen ſuchen. Alles aber, was ich von Dero Gütigkeit erwarte, iſt, daß Sie meinen Worten ein geneigtes und unpartheyiſches Gehör ertheilen, und Dero Urtheil ſo lange verſchieben wollen, bis ich mit dem kräftigen Dixi meine Rede geſchloſſen habe.

Was vor eine Menge lebenswürdiger Eigenſchaften ſtellen ſich nicht meinen Augen als in einem Gemählde vor, wenn ich im Geiſte die Vortrefflichkeit meiner Gegenſtände bewundere. Jede wäre würdig, von einem Cicero und von einem Demoſthenes mit den ausgeſuchteſten Lobeserhebungen geprieſen zu werden. Die Gelehrſamkeit der vortrefflichen Romanſchreiber, ihr Witz, ihre ſinnreichen Erfindungen und der Nutzen, mit welchem ſie ihre Verehrer überſchutten, ſind viel zu groß und edel, als daß nicht jede unter ihnen unſre beſondre Aufmerkſamkeit und vor andern einen Vorzug verdiente. Doch beſorgen Sie nur nicht, daß ich über der Wahl gar ſtecken bleiben werde. Ich werde, ohne mich über den Rang zu quälen, der Gelehrſamkeit die erſte Stelle widmen, und abſonderlich den daraus entſpringenden Nutzen zum Vorwurf meiner Betrachtung erwählen.

Ich ärgere mich allemal, wenn ich höre, daß viele die ungleichſten Urtheile von der Gelehrſamkeit der Romanſchreiber fällen, und wohl gar in die verächtlichſten Worte auszubrechen, ſich nicht entblöden. Sie ſagen nämlich, es wäre eine ſehr ſeichte und bey nahe alberne Gelehrſamkeit, welche nichts als wunderliche, mit allerley unwahrſcheinlichen Begebenheiten und übelgebildeten Leidenſchaften verknüpfte Hirngeſpinnſte zu Markte brächte. Ich entſehe mich faſt ein ſo hämiſches Urtheil, das ſo offenbar ungegründet iſt, zu widerlegen. Der ſchimpfliche Ausdruck von Hirngeſpinnſtern kann von einer Sache nicht verwerflicher ſeyn, an der man allenthalben einen recht wunderbaren Zuſammenhang erblicket: und dieſe blinden Splitterrichter würden ein ſo übles Urtheil gar nicht fällen, wenn ſie einen rechten Begriff von der Gelehrſamkeit hätten.

Die Unbeſonnenheit der Gelehrten, die ſich ſelbſt ein eiſernes Joch auf ihre Hälſe legen, hat es zwar beynahe dahin gebracht, daß ſie glauben, man müſſe in nichts als in tiefdenkenden, ernſthaften und ſauertöpfiſchen Lehren, in deren Erlernung man den Kopf, oder gar Hals und Beine zerbrechen möchte, die Gelehrſamkeit ſuchen. Allein, ich und meines gleichens luſtige Gelehrte werden uns niemals von ihren lächerlichen Vorurtheilen hinreiſſen laſſen.

Was kann mir ein Klumpen Gold vor Vortheil ſtiften, der tauſend Klaftern in der Erde verborgen liegt: und was ſollte mir der dunkle Ausſpruch eines Orakels helfen, den ich nicht verſtehen kann? Sollte ich mich alſo der Metaphyſik, der Phyſik, der Mathematik und andern dergleichen mit einer ewigen Nacht der Dunkelheit bedeckten Wiſſenſchaften aufopfern, die weder ich noch jemand anders jemals in der Welt ergründen werden? Sollte ich die Zeit mit ſolchen Dingen verſchwenden, die mir nicht einen Gran Nutzen bringen, und worüber ich endlich allen Witz, Lebhaftigkeit und aufgeräumtes Weſen verlieren würde? Nein, höchſtgeehrteſte Zuhörer, den geringſten Gedanken, der hierzu bey mir aufſteigen würde, wollte ich, wenn ich auf keine andre Art könnte, mit Zangen aus meiner Seele reiſſen.

Belieben Sie aber einmal, meine Herren, die angenehmen Schriften der Romanſchreiber mit Aufmerkſamkeit zu betrachten: ſo werden Sie die gründlichſte Gelehrſamkeit auf eine ganz andre Art finden; eine Gelehrſamkeit, die man mit leichter Mühe ohne alles Kopfmartern verſtehen, erlernen, und behalten kann; eine Gelehrſamkeit, die in der That brauchbar iſt, indem ſie die Klugheit der Welt, die Artigkeit, Witz und Lebhaftigkeit, die unter wohlgezognen Leuten herrſchen, in ſich enthält; eine Gelehrſamkeit, die alſo den größten Nutzen ſtiftet, und doch dabey niemals aufhöret ihre Verehrer mit Ergötzung, Vergnügen und Zufriedenheit zu erfüllen.

Es iſt mir allemal lächerlich, wenn ich ſehe, daß die Philoſophen die Welt ohne Aufhören mit ihren verdrießlichen und finſtern ſogenannten Sittenlehren, als mit einer Sündfluth überſchwemmen, weil ihre unverlangten Bemühungen ihre gerechte Beſtrafung ſchon in ſich ſelbſt mit ſich führen, indem zwiſchen Liſſabon und Petersburg wohl nicht hundert Perſonen ſind, die ſich daran kehren. Aber, o ihr Betrognen! ſo gering auch eure Anzahl iſt, die ihr dieſen Sittenrichtern als euren Wegweiſern nachfolget; kehret um, gehet in die Schule der Romanſchreiber, und leſet ihre vortrefflichen Schriften? Ihr werdet die ſchönſten Sittenlehren von einer ganz andern Natur darinnen antreffen. Ihr werdet eine Menge der rühmlichſten Beyſpiele daſelbſt erblicken, die mit ihrem hohen Geiſte, mit ihrer Artigkeit, und mit ihrer ausgeſuchten Klugheit, die in der Welt gilt, euch zur Bewunderung reizen, und zur eifrigen Nachahmung bewegen können: und dieſes alles werdet ihr mit einem einnehmenden Witze und Annehmlichkeit vorgetragen finden.

O! wenn ich doch kräftige Worte genug finden könnte, die Proben des Witzes und den lebhaften Verſtand meiner Gegenſtände nach Würdigkeit auszudrücken? Doch, indem meine ſchwache Beredſamkeit hierzu unfähig iſt; ſo laſſet uns nur einen Blick auf ihre Schriften werfen, laſſet uns nur mit einer geringen Einſicht in das Innerſte ihrer erhabnen Gedanken eindringen; ſo werden ſich von ſelbſt Wunderdinge des Witzes, der Artigkeit, und der Hoheit unſern Augen darſtellen.

Hier ſetzen ſie ihre Leſer mit dem feuergleichen Muthe ihres Romanhelden in ein angenehmes Erſtaunen. Dort bilden ſie die unausſprechlichen Gefährlichkeiten, die ihn hier und da auf eine verwundernswürdige Art betroffen haben, auf das natürlichſte ab: und es iſt nicht anders, als wenn wir die grimmigen Streiche ſelbſt führen ſehen, die auf den Helden zufallen. Bald darauf laſſen ſie ihren Helden unter den Wunden und Gefährlichkeiten gar umkommen, bis ſie ihn zu unſrer erſtaunenden Verwunderung nach einer kleinen Ruhe wieder lebendig machen.

Itzt erzählen ſie die anmuthigen Liebesbegebenheiten, die mit einer groſſen und vortrefflichen Seele allemal unzertrennlich vereiniget ſeyn müſſen. Nun ſchildern ſie ſeine Standhaftigkeit im Lieben, die er ohngeachtet aller Sprödigkeit und Gegenwehr ſeiner Gebietherinn bezeuget hat. Hierauf werden ſeine fortgeſetzte Beſtürmung und die endliche Eroberung dieſer allerliebſten Feſtung mit lebhaftigen Farben gemahlet. Die Trennungen zweyer Verliebten, welche durch allerley unglückliche Entführungen, oder durch den unſeligen Eigenſinn eines Vaters verurſachet werden, welcher den Werth ſo ſchöner Flammen auf eine blinde und hartnäckige Art nicht einſehen will, und ihre nach unerhörten Abendtheuern erfolgende unverhoffte Zuſammenkunft ſind die anmuthigen Zwiſchenſpiele, die uns theils in ein rührendes Mitleiden, theils in eine angenehme Verwunderung hinreiſſen.

Und was kann uns nicht der angenehme Wechſel im Lieben, den ſonderlich die franzöſiſchen Romanen in ſich halten, die artigen Liebesintriguen, welche hie und da mit unterlaufen, die ſinnreichen Liebeserklärungen und die edle Gedenkensart in den Unterredungen der Verliebten nicht vor ein entzückendes Vergnügen erwecken! Dieſes alles aber wird durch das Unerwartete, durch das Wunderbare allenthalben überzuckert.

Eine Verwunderung, welche ſich nicht ſattſam beſchreiben läßt, nimmt allemal meine Seele ein, wenn ich die Schönheit und den Zuſammenhang ſo vieler witzigen Züge betrachte, ſo, daß ich mich niemals enthalten kann, aus Entzücken in dieſe Worte auszubrechen: o, welch eine Tiefe des Witzes! o welch eine unermeßliche Höhe der Schönheit, der Einrichtung, und der lebhaften Gedanken!

Das Schöne und Verwundernswürdige, höchſtgeehrteſte Anweſende, enthält zwar in ſich ſelbſt ſeinen groſſen Nutzen, indem es Vergnügen und Zufriedenheit erwecket. Allein, die vortreflichen Schriften der Romanſchreiber haben über das Vergnügen, ſo ſie uns einflößen, noch ihren beſondern wichtigen Nutzen, den ich, ſo viel meine lallende Zunge hierzu vermögend iſt, nach ſeiner Größe abzuſchildern ſuchen werde.

Belieben Sie nur mit mir den Vortheil zu erwägen, der den Stutzern und artigen jungen Herren aus den Romanen zuwächſt; ſo werden Sie überzeugt ſeyn müſſen, daß dieſes ein Nutzen iſt, der alles in der Welt übertrift. Ich würde von dem Weſen der Dinge noch ſchlechtere Begriffe, als unſre heutigen tiefſinnigen Metaphyſiker haben, wenn ich nicht behaupten wollte, daß der Witz das Weſen eines Stutzers ausmacht. Man betrachte nur den Stutzer nach einer Art der mathematiſchen Ausmeſſung, nach welcher man will. Man ſehe ihn in die Länge, Breite oder Tiefe an, oder wo man ſonſt will; ſo wird man nichts als Witz antreffen. Alle Gedanken und Worte, alle Handlungen, alle Bewegungen ſeines Körpers, ja alle ſeine Geſichtszüge ſind witzig und lebhaft. Es kann alſo der Natur der Dinge nach nicht anders ſeyn, als daß ſo wohl Seele als Körper aus purem Witze beſtehen, und zuſammengeſetzet iſt. Beſtehet aber alles nur aus Witz; ſo deucht mich, daß der Witz unumgänglich ſein Weſen ausmachen muß. Fragen wir aber nach dem Urſprunge dieſes Weſens; ſo hat er ſolches lediglich den vortrefflichen Romanen zu danken. Erhabner Urſprung, edle Quelle! wie konnte aus dir etwas anders, als was deinem eignen vortrefflichen Weſen ähnlich war, entſpringen?

In der That ſind es dieſe unvergleichlichen Quellen, die Romanen, daraus der Stutzer ſeinen Witz, ſeine Lebhaftigkeit, ja ſein ganzes Weſen ſchöpfet. Durch die Romanen leben und ſind ſie. Den erſten Athemzug ihres Witzes ſchöpfen ſie aus den Romanen: und ihr Verſtand findet darinnen ſeine einzige Nahrung. Ja, die Romanen ſind es, die ſie durch die Neigungen der höchſtgeehrteſten Frau Mama ſchon im Mutterleibe verehret haben: und ſie ſind durch ihre ganze Lebenszeit der Stoff ihrer würdigen Beſchäfftigungen. Aus ihnen ziehet der Stutzer die vortrefflichſten Lehren: und die vollkommnen Muſter, die er darinnen findet, unterweiſen ihn, wie er ſich artig ſtellen, dem ſchönen Geſchlechte ſchmeicheln, und die hochgetriebenſten Lobeserhebungen verſagen ſoll; ja eben aus den Romanen nimmt er alle die witzigen Urtheile, die er fället.

Wie könnte auch ein artiger junger Herr, der, wenn er witzig ſeyn will, eben ſo wenig als ein irrender Ritter ohne Liebe ſeyn kann, der ſchönen Urheberinn ſeines durchdringenden Schmerzens, das, was er fühlet, in ſinnreichen Liebesbriefen zu erkennen zu geben? Wo könnte er alle die vortrefflichen und ausgeſuchten Redensarten hernehmen, daß ſeine Geliebte die unumſchränkte Gebietherinn ſeines Herzens ſey; daß ihre allerliebſten, unvergleichlich reizenden, verführeriſchen, bezaubernden Augen, und was dieſe kleine Dinger ſonſt noch vor Namen haben, einen unauslöſchlichen Eindruck in ſein Herz gemacht haben; daß ihre Lippen und Wangen wie die Morgenröthe ſpielen; daß die blendende Weiße ihrer zarten Haut Alabaſter, ja ſo gar Criſtallen übertreffe; daß ſein Herz von einem unverſehrlichen Feuer entflammet ſey; daß ſein Herz vor ſchmachtender Sehnſucht nach ihrer Gegenliebe ſterbe, daß es ewige unauflösliche Feſſeln trage, und wie die herzbrechenden Ausdrücke mehr heißen, die auch die unempfindlichſte Seele, ja einen harten Kieſelſtein auf das äußerſte rühren, und vor Mitleid wie Butter zerſchmelzen könnten: wo könnte er, ſage ich, dieſe ausbündig ſchönen Redensarten voller edlen und erhabenen Witzes hernehmen, wenn ihm nicht die Romanen zur Quelle dienen müßten.

Beſtehet nun, hochgeehrteſte Anweſende, das Weſen eines Stutzers in dem Witze; und ſind die Romanen der eigentliche Urſprung und Quelle ſeines Witzes; ſo kann mir auch niemand die Folge läugnen, daß der Erdboden ſeine vornehmſte Zierde, die Stutzer, gar nicht haben würde, wenn die Romanen noch bloß in dem Reiche der Möglichkeit verborgen lägen: und es iſt gewiß, daß die Stutzer den letzten Zeitpunkt ihres Seyns erreichen würden, wenn man die Romanen aus dem Reiche der Wirklichkeit verbannen wollte. Aber, gerechter Himmel! was vor unausſprechliches Unglück würde dadurch unſre Weltkugel betreffen! Die Sündfluth, welche ehemals den ganzen Erdkreis verwüſtete, und die ihre erſchrecklichen Spuren noch auf unſern höchſten Gebirgen nach ſich gelaſſen hat; ja! Krieg, Peſtilenz und theure Zeit, als die ſchwerſten Geißeln der ſündigenden Länder, würden gegen den Schaden, der aus dem Untergange der Romanen entſtehen würde, nach der ſchärfſten geometriſchen Ausrechnung vor gar nichts zu rechnen ſeyn.

Sie werden mir vollkommen Recht geben, meine höchſtgeehrteſten Herren, wenn Sie zu erwägen belieben wollen, daß ſolchergeſtalt mit dem Untergange der Romanen, auch die Artigkeit der Welt, dieſe Verſüßung des elenden und kummervollen menſchlichen Lebens, gänzlich untergehen würde; und was vor ein trauriges und verdrießliches Leben würden wir nicht alsdenn in der Welt führen! In allen Geſellſchaften würde man mit finſtern Geſichtern ſitzen, und eine traurige Stille würde darinnen herrſchen. Niemand würde dem Frauenzimmer ſchmeicheln, und ihre Schönheit bis in den funfzehnten Himmel erheben. Der Scherz, die Munterkeit, das Lachen würden nicht mehr die ergötzenden Begleiter unſrer Geſellſchaft ſeyn.

Und geſetzt, daß alle Mitglieder dieſer ehrwürdigen Verſammlung allen dieſen Verluſt geringſchätzig anſehen wollten; ſo kann es Ihnen doch nicht ſo ganz und gar gleichgültig ſeyn, daß Sie alsdenn von keinen Eroberungen der Schönen und artigen Liebesbegebenheiten nicht das geringſte hören würden. Ihre tiefſinnigen Gedanken würden alſo keine ergötzende Abwechſelung finden, und ſelbſt ihr Eifer würde einen groſſen Theil der Anfeurung und der Beyſpiele verlieren, die ſie der Welt entgegen halten.

Wenn Sie aber, höchſtgeehrteſte Anweſende, durch dieſes alles noch nicht gerühret werden; ſo laſſen Sie ſich wenigſtens durch das wahre Beſte der Welt bewegen. Was würden ſo viel eifrige Leſer der Romanen und ſonderlich das Frauenzimmer anfangen? Würden ſie nicht vor langer Weile ſterben, oder ſonſt auf unfertige Händel verfallen: und wenn aller Witz mit den Romanen untergienge, was würden, die Größe dieſes Verluſts an ſich ſelbſt ungerechnet, diejenigen, ſo itzo Stutzer ſind, machen? Würden ſie nicht entweder in allen Geſellſchaften ſtumm ſeyn müſſen, oder die Handlungen der Regenten und ihrer Miniſter zu tadeln unternehmen? und wer weis, was vor Empörungen und Unheil daraus entſtehen werde?

Wie unüberlegt handeln nicht alſo diejenigen, die aus ungerechter Wuth die vortrefflichen Romanen verfolgen, die ſie mit den ſchimpflichſten und bitterſten Spöttereyen belegen, und die ſie aus unbeſchreiblicher Blindheit wohl gar von dem Erdboden zu vertilgen bemühet ſind? Mich dencht, es liegt genugſam zu Tage, wie aufrichtig es dergleichen Leute mit der Wohlfahrt der Welt meinen müſſen. Man wird ihnen nicht zu viel thun, wenn man ſagt, daß ſie verdienten auf ewig in das Land des Unwitzes, der Traurigkeit und der Zwietracht verwieſen zu werden.

Ich finde mich hierbey genöthiget, ein Vorurtheil gewiſſer Ueberklugen in ſeiner Blöße darzuſtellen, welche glauben, daß man nicht alles vor Witz halten müſſe, was in der Welt davor ausgegeben wird. Sie ſagen, man müſſe einen Unterſchied unter dem wahren und falſchen

Witze machen, und der ſtutzeriſche Witz ſey gemeiniglich unter die letzte Sorte zu rechnen. Allein, dieſe blinden, dieſe ſeichten Kunſtrichter ſind ſelbſt von einem wahren Witze ſo weit entfernet, als ich auf dieſer Stelle von dem heißen Sande der Mohren.

Ich werde ihnen nicht zu viel thun, wenn ich ſage, daß ſie gar nicht wiſſen, was Witz iſt: und dennoch iſt ihre Verwegenheit ſo groß, daß ſie ſich mitten in der Armuth ihrer Begriffe unterſtehen, den geſchickten jungen Herren den wahren Witz ſtreitig zu machen. Ich werde die Ehre meiner Stutzer nicht kraftiger retten können, als wenn ich ihnen zeige, worinnen der Witz beſtehet. Der Witz iſt eine Fertigkeit, ſich in ſeinen Worten und Handlungen lebhaft, und der Artigkeit der Welt gemäß zu bezeigen: und da ich nicht glaube, daß man wider dieſen Begriff mit Beſtand etwas einwenden kann; ſo müſſen nach dieſer Erklärung alle Gründe der Gegner, womit ſie den ſtutzeriſchen Witz ſtürmen, bodenlos dahin fallen.

Denn iſt der Witz eine Fertigkeit, ſich in Worten und Handlungen lebhaft zu erweiſen, ſo wird nur ein Wahnwitziger läugnen können, daß ein Stutzer im höchſten Grad witzig ſey. Alle ſeine Worte und Handlungen können uns von dieſer Wahrheit ſattſam überführen: und man braucht dieſe Halsſtarrigen nur in die Geſellſchaften der artigen jungen Herren, als in die eigentliche Wohnplätze des Witzes zu ſchicken. Iſt auch der Witz eine Fertigkeit, ſich der Artigkeit der Welt gemäß zu bezeigen; ſo hat der Stutzer gewiß nicht ſeines gleichen neben ſich. Seine muntre Seele leidet auch ſo gar an ſeinem Körper nichts als Artigkeit. Die Kleidung und der ganze Anputz, und alle Mienen und Geberden eines Stutzers müſſen meine Worte ohne mathematiſche Demonſtration beweiſen.

Ich verlache den Momus, der den Bau des menſchlichen Körpers tadelte, und um das Innerſte des Herzens entdecken zu können, Fenſter auf der Bruſt verlangte. Ich kann Ihnen verſichern, höchſtgeehrteſte Anweſende, daß ich auch ohne dieſes Mittel die geheimſten Gedanken der Menſchen errathen kann. Ich muß mich wegen dieſer Wörter näher erklären, weil ich nicht gern in den Verdacht eines Hexenmeiſters gerathen möchte. Wiſſen Sie demnach, daß ich in der Kunſt die Mienen und Geberden der Menſchen zu beurtheilen, eine ſolche Erfahrung beſitze, daß mir auch die geheimſten Regungen der Menſchen nicht verborgen ſind. Eine Probe hievon ſoll Ihnen den Augenblick allen Zweifel benehmen.

Iſt es nicht wahr, Sie fragten itzo in Gedanken, was ich doch durch die Artigkeit der Welt eigentlich vor ein Ding verſtehen müßte. Die abermalige jählinge Veränderung, die ich itzo auf Ihren Geſichtern erblicke, verſichert mich, daß Sie die Richtigkeit meiner Kunſt eingeſehen müſſen. Ich will mich demnach nicht entbrechen, Ihrem Verlangen ein Genüge zu leiſten, und Ihnen von der Artigkeit der Welt nach meinen Begriffen einen kleinen Abriß darzuſtellen.

Die Artigkeit der Welt iſt die Beſchaffenheit eines freyen und annehmlichen Umgangs der Menſchen, ſich in allen ihren Handlungen gefällig und aufgeweckt zu erweiſen:

ſen: und wie ſchätzbar und vorzüglich iſt ſie alſo nicht. Das Vergnügen und die Frölichkeiten ſind ihre beſtändige Gefährten: und die Wolluſt und die ſinnlichen Ergötzungen ſind ihre Kinder, die ſie mit den Leidenſchaften erzeuget haben. Die Ernſthaftigkeit, die Sittſamkeit, die Eingezogenheit und alle ſogenannten Tugenden, ſind zwar ihre Feinde, mit welchen ſie unaufhörlich kämpfen muß, die aber viel zu ſchwach ſind, als daß ſie über eine ſo mächtige Feindinn, als die Artigkeit der Welt iſt, die ſich durch ihre Annehmlichkeiten und gefälliges Bezeigen gar zu viel Bundesgenoſſen erwirbt, den geringſten Sieg befechten können.

Unter allen Laſtern haſſet ſie nichts ſo ſehr als den Geiz: und ſie hat ſich, um demſelben recht wehe zu thun, mit dem Pracht, dem Aufwand, und dem luſtigen Leben in das genaueſte Bündniß eingelaſſen. Sie hat kein andres Augenmerk und Sorgfalt, als die Annehmlichkeiten dieſes Lebens recht zu genieſſen: und bey dem allen bekümmert ſie ſich nicht das geringſte um die unvernünftigen Nachreden und Läſterungen eigenſinniger und ſauertöpfiſchen Menſchen, die ſie mit ihrem ungerechten Haſſe verfolgen. Die Verachtung und die Sorgloſigkeit iſt ein feſter Harniſch, auf dem keine Pfeile der Läſterungen jemals haften können.

Hier haben Sie, höchſtgeehrteſte Anweſende, eine kleine Abſchilderung von der Artigkeit der Welt: und ich wollte wünſchen, daß ſie diejenige Wirkung in Ihnen hervorgebracht hätte, die ſie nach meiner Abſicht haben ſollte. Allein, ich ſehe eine abermalige Verwandelung Ihrer Geſichtszüge: und vermöge meiner Kunſt kann ich dadurch wahrnehmen, was in Ihren Herzen vorgehet. Ich ſehe nämlich, daß folgende Gedanken in demſelben aufſteigen: hat die Artigkeit der Welt eine ſolche Beſchaffenheit, daß ſie aus einem Schwarm ſchwarzer Laſter zuſammen geſetzet iſt, daß ſie verderbte Leidenſchaften zum Grunde, und ein unordentliches Leben zum Endzweck hat; ſo wird kein vernünftiger Menſch den Verluſt derſelben und der abgeſchmackten Art des Witzes, die daraus entſpringt, zu bedauren haben.

Ich kann mir verſprechen, daß ich Ihnen noch alle dieſe widrigen Gedanken benehmen will. Allein, weil ſie mit einem folgenden Einwurf eine große Uebereinſtimmung haben: ſo werden Sie mir erlauben, daß ich die Bemühung, ſie aus Ihrer Seele auszurotten, bis dahin verſpare, und Ihnen vorher noch einen anderweitigen Nutzen der vortrefflichen Romanen vor Augen lege.

Ich komme nämlich anitzo auf den beträchtlichſten Vortheil, mit welchem die Schriften derer Romanſchreiber ihre Verehrer beglückſeligen. Es iſt dieſes die Erregung edler Triebe und Leidenſchaften. Wir ſind alle geneigt unſre Vollkommenheit zu befördern. Ob nun zwar die Eigenliebe unſrer Seele nur allzu ſehr ſchmeichelt, daß ſie glaubt, gute und vollkommne Eigenſchaften in ſich anzutreffen; ſo kann ſie doch öfters durch Erblickung andrer vollkommnen Muſter des Gegentheils allzu ſtark überführet werden, als daß ſie nicht ihre Schwäche erkennen ſollte. Wenn demnach die Seele ſolche erhabene Beyſpiele betrachtet, ſo wird ſie aufmerkſam. Sie ſchämet ſich eines Theils ihrer Unvollkommenheit, und andern Theils wünſchet ſie jene vorzüglichen Eigenſchaften ſelbſt zu beſitzen. Hieraus entſpringen die Triebe, die Regungen und Leidenſchaften: und es brauchet keines Beweiſes, daß dieſes ſehr wurdige Beſchaffenheiten unſrer Seele ſind. Wir werden dadurch zu denen wurdigſten und vortrefflichſten Unternehmungen angereizet. Es werden dadurch erhabene Gedanken und groſſe Abſichten in uns erwecket. Unſre Ehrbegierde wird dadurch angetrieben alles anzuwenden, um unſer Vergnügen durch Befriedigung derſelben zu befördern.

Alles dieſes läßt ſich mit Recht auf die vortrefflichen Romanen anwenden. Man ſiehet leicht, daß ſie der erſte Saame ſind, woraus die edlen Triebe und Begierden unſrer witzigen jungen Herren hervorſproſſen. Wenn ſie ſich mit Leſung der unvergleichlichen Romanen beſchäfftigen, wenn ſie den hohen Geiſt, den Pracht, das lebhafftige und witzige Weſen, die verliebten Regungen; das eifrige Verlangen ſich der Ergötzlichkeit dieſes Lebens recht zu bedienen, und andre ruhmvolle Eigenſchaften der darinnen aufgeführten Helden bewundern, und den daraus erfolgten preiswurdigen Lebenslauf wahrnehmen; ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß ſie wünſchen müſſen, ſelbſt ſolche Vollkommenheiten zu beſitzen.

Ihre Leidenſchaften werden dadurch rege gemacht: und ihre Bemühungen, denen Romanhelden ähnlich zu werden, erlangen dadurch einen ſo kräftigen Antrieb, daß ſie endlich in allen obbemeldten Vollkommenheiten einen hohen Grad erreichen. Sie haben alſo alles, was ſie ſind, denen Romanen zu danken. Durch die Romanen prägen ſie die Klugheit und Artigkeit der Welt ihren lernensbegierigen Gemüthern ein. Durch die Romanen faſſen ſie mit leichter Mühe die Staatsliebesgelehrſamkeit. Durch die Romanen lernen ſie den Pracht und die Auszierung des Cörpers als die einzige und würdigſte Beſchäfftigung erhabner Seelen betrachten. Durch die Romanen ſetzen ſie die Wolluſt und Annehmlichkeiten dieſer Welt zum einzigen Ziel ihres ganzen Lebens: und indem ſie ihrem Triebe zur Luſtbarkeit nichts entwiſchen laſſen, was ihnen Vergnügen bringen kann; ſo wird der ganze Lauf ihres ruhmvollen Lebens nicht allein preiswürdig; ſondern auch mit Anmuth und Ergötzlichkeit erfüllet.

Glauben Sie nicht, höchſtgeehrteſte Anweſende, daß ſich dieſer Nutzen allein in die Gränzen der Stutzer einſchließt? Die Romanen bringen auch unter dem artigen Theil des ſchönen Geſchlechts eben ſolche edle Triebe hervor. Wenn ein junges Frauenzimmer, das ſich der artigen Welt ergeben will, und dannenhero dieſe vortrefflichen Schriften verehret, an denen Romanheldinnen gewahr wird, daß die gute Geſtalt und Geſichtsbildung, die wohlausgeſuchte Kleidung und etwan eine herzhaftige That, die würdigen Bewegungsgründe der zärtlichen Liebe gegen ihren Geliebten geweſen ſind; ſo muß dadurch nothwendig ein tiefer Eindruck in ihrer Seele gemacht werden, der eine Sehnſucht in ihr erwecket, ihre Liebe gleichfalls auf ſo ſchöne Bewegungsgründe zu ſetzen: und was vor einen feſten und dauerhaftigen Grund wird nicht dadurch ihre Liebe legen, den keine Stürme des Unglücks wankend machen können.

Wenn ſie findet, daß ſich die Liebe derer Romanheldinnen gemeiniglich ingeheim etwan durch Unterhandlung eines Kammermägdchens entſpinnet: und daß ihre

Beſtändigkeit trotz aller Widerſetzlichkeit der Aeltern, und trotz alles Eigenſinnes des Vaters, wie ein Fels mitten in denen wütenden Wellen des Meeres, unbeweglich bleibet; ſo iſt es ganz natürlich, daß eine junge Schöne durch die herrliche Abſchilderung ſo würdiger Beyſpiele zur Nacheiferung bewogen wird: und wie vollkommen wird nicht ihre Liebe werden, wenn ſie ſelbſt wählet, ohne ihren Neigungen durch die eigenſinnigen Vorſchriften der Aeltern den geringſten Zwang anthun zu laſſen? Solchergeſtalt werden durch die Romanen die edelſten Triebe in denen Herzen derer jungen Frauenzimmer erreget. Ich habe hier nur einige Beyſpiele aufgeführet: und man ſiehet leicht, daß auf dieſe Art weit mehr erhabne Begierden in ihren Seelen erzeuget werden.

Ueberhaupt ſind die Romanen vor die artigen Schönen von dem vortrefflichſten Nutzen. Sie lernen dadurch die Verſtellung, die Sprödigkeit, die Staatsliebesklugheit und beſonders die Eitelkeit, dieſe ſchöne und annehmliche Beſchaffenheit derer Menſchen, die in ihrem weitläuftigen Umfange eine Menge andrer vortrefflichen Eigenſchaften in ſich begreift, ob ſie gleich, meine Herren, einen ganz andern Begriff von derſelben haben, welchen zu widerlegen, mein itziges Vorhaben nicht leidet; denn, wie könnten die Schönen darauf verfallen, ſich gegen ihre Anbeter ſpröde, widrig und als Feinde der Liebe zu bezeigen? Woher wüßten ſie, daß ſie nicht auf dem erſten Angriff die weiße Fahne ausſtecken, ſondern ſich, wie die Vertheidiger einer Feſtung, bis auf den letzten Athem wehren müſſen; ob ſie gleich vor Liebe lichterloh brennen, nur um deſto höher gehalten zu werden, jemehr ſie feindliche Stürme mit der größten Herzhaftigkeit abſchlagen?

Wo wollten ſie den artigen jungen Herren auf ihre Liebeserklärungen und Briefe witzig antworten können? Wo wollten ſie, ſage ich, alle dieſe vortrefflichen Weisheiten und vorzüglichen Klugheiten hernehmen, wenn ſie ſolche nicht aus denen Romanen ſchöpfen könnten?

Nunmehr wird es Zeit ſeyn, die edlen Triebe der Stutzer und der Schönen ſo wohl, als die Artigkeit der Welt von einigen ungerechten Vorwürfen zu befreyen: und hier, hochgeehrteſte Anweſende, werden zugleich die Gedanken, die in ihren Herzen wider meine Erklärung der Artigkeit der Welt aufſtiegen, ihre Widerlegung finden. Man nennet nämlich dieſe Triebe und Regungen unreine Begierden, unordentliche und verderbte Leidenſchaften, welche die Menſchen in denen Ketten der ſittlichen Sclaverey gefangen halten. Man ſchilt die Artigkeit der Welt ein laſterhaftes und verführiſches Leben, ein Aergerniß vernünftiger Leute, ein Labyrinth, woraus ſich ein Verirrter niemals wieder heraus finden kann: und ich weis nicht, was man alle vor ungerechte Benennungen mehr erſonnen hat.

Man prediget dagegen viel von Vernunft, von wahren guten Sitten, von Betrachtung des Endzwecks unſers Daſeyns, von Ausübung der Tugenden, von würdiger Anwendung der Zeit, und dergleichen unſaubern Erfindungen der mürriſchen Sittenlehrer. Allein, eine ſtutzeriſche großmüthige Seele verlachet mit Recht dergleichen abgeſchmackte Verurtheile. Sie ſind offenbar nichtig. Man kann alle ihre ſchwache Pfeile auf einen einzigen Streich zu Boden ſchlagen.

Niemand kann dieſen Satz beſtreiten, daß ſich ein jeder beſtreben müſſe, die höchſte Glückſeligkeit zu erlangen. Wenn ich nun zeige, worinnen das höchſte Gut beſtehet: ſo müſſen alle dieſe ungegründeten Vorwürfe ihre eigne Urheber treffen: und die Gründe dieſer verdrüßlichen Predigt müſſen auf einmal dahin fallen.

Bilden Sie ſich nicht ein, wertheſte Zuhörer, daß ich das höchſte Gut nach denen Begriffen der unvernünftigen Stoiker und Paripatetiker beurtheilen werde. Nein! der groſſe Ariſtippus, der unſterbliche Epikur, dieſe wahrhaftigen Weltweiſen ſind es, die uns diejenigen vollkommnen Begriffe hinterlaſſen haben, wornach ich das höchſte Gut abſchildern muß. Die Wolluſt und die Ergötzlichkeiten ſind allein dasjenige, woraus Vergnügen und Zufriedenheit entſtehet. Folglich müſſen ſie die gröſte Glückſeligkeit oder das höchſte Gut ausmachen. Und du, o voreiliger Cicero! der du dieſes vor keine menſchliche ſondern viehiſche Stimme hältſt: und unbeſonnener Seneca! der du in allen deinen Schriften wider dieſe Wahrheit eiferſt, wie ſehr haben euch nicht eure verwerfliche Vorurtheile geblendet! Wie glücklich würdet ihr haben leben können, wenn das Beſtreben eures Lebens auf dieſes wahre höchſte Gut gerichtet geweſen wäre! Und vielleicht würde euch nicht ein gewaltſamer Tod vor der Zeit aus dem Reiche der Lebendigen geriſſen haben.

Du ſtreiteſt ſo gar mit deinem eigenen Schatten, tiefſinniger Seneca! und du giebſt mir Gelegenheit, dich mit deiner eignen Beſtimmung des höchſten Guts zu überwinden. Sprichſt du nicht in deinem 66ſten Briefe: Quid eſt ſummum hominis bonum? ex naturae voluntate ſe gerere. Du haſt hier vollkommen Recht. Aber du beſiegeſt deine eignen Lehrſätze. Was iſt dem Willen der Natur wohl am mehreſten gemäßer, als ſinnliches Vergnügen und Ergötzlichkeiten? Sie giebt uns ſelber alle Mittel darzu an die Hand. Und was iſt wohl mit der Natur übereinſtimmender? Thut etwan die Wolluſt der Natur den geringſten Zwang an? Nichtsweniger. Sie verlangt nicht einmal Geſetze, Gebote und Verbote, die dem Laufe der Natur einige Gewalt anthun. Vielmehr läßt ſie ihr in allem den freyen Willen. Was kann man aber anders daraus ſchließen, als daß die höchſte Glückſeligkeit in der Wolluſt, in den Ergötzlichkeiten und Annehmlichkeiten dieſes Lebens beſtehen müſſe? Und wie lobenswürdig ſind alſo nicht die Triebe der Stutzer und der artigen Schönen, wie unverwerflich iſt nicht die Artigkeit der Welt, die ſich auf dieſes höchſte Gut gründen? Noch mehr aber, wie preiswürdig ſind nicht die Romanſchreiber, die dieſes höchſte Gut unter den Menſchen befördern!

Wenn ich dieſes alles erwäge, ſo muß ich meinen Regungen vollen Lauf laſſen. Ich kann mich unmöglich enthalten auszurufen: O, große Romanſchreiber, wie hochachtungswürdig iſt eure Gelehrſamkeit? wie unvergleichlich iſt euer Witz! wie nützlich ſind eure Schriften! Fahret fort, die Welt mit den Früchten eurer großen Seele zu beſchenken! Kehret euch nicht an die einfältigen Spöttereyen eurer Feinde, der finſtern Philoſophen und mürriſchen Sittenlehrer! Wendet vielmehr alle mögliche Kräfte an, die preiswürdigen Romanen auf den höchſten Punkt der Vollkommenheit zu bringen, und ſie mit den ſtärkſten Waffen auszurüſten, damit ſie ihren groſſen Endzweck erreichen, und dadurch den Vorurtheilen eigenſinniger Kunſtrichter genugſam widerſtehen können.

Jedoch, es ſind nicht alle Romanſchreiber ohne Unterſchied alſo beſchaffen, daß ſie meine Hochachtung verdienen. Einige Abtrünnige, oder vielmehr die Feinde der Romanſchreiber, die ſich durch eine beſondre Hinterliſt unter ihrem Namen verſtecken, erfordern eine Ausnahme. Dieſe haben angefangen ihre Arbeit nach dem Geſchmacke der Sittenlehrer zu verfertigen. Sie ſetzen den erhabnen Witz, den wunderbaren Zuſammenhang, und die Artigkeit der Welt auſſer Augen, und machen einen unordentlichen Miſchmaſch von Sittenlehren und Erzählungen. Ja, ſie ſuchen wohl gar die Artigkeit der Welt durch eine vermeintliche natürliche Abbildung verhaßt und lächerlich zu machen. Die Pamela, der David Simple, beſonders die Clariſſe, und andre, ſind von dieſer Sorte, die mir und andern rechtſchaffenen Verehrern ächter Romanen ſchon manchen tiefen Herzensſeufzer ausgepreſſet haben.

O, wenn doch alle patriotiſchgeſinnte Romanſchreiber alle ihre Kräfte anwenden wollten, dieſe neue Ungeheuer zu Grunde zu richten, und die alte Mode in ihrem vollen Glanze zu erhalten! Wenn doch die Franzoſen, die von der Artigkeit der Welt beſonders ſehr würdige Begriffe haben, ihre unermüdeten Federn, wie ſie zeither rühmlich gethan haben, ferner ſcharfen wollten, um durch eine unbeſchreibliche Menge ächter Romanen dieſe neuen Mißgeburten aus allen Buchläden zu verdrängen, und gar von dem Erdboden zu vertilgen. Ich getraue mir, im Namen Teutſchlandes die Verſicherung zu geben, daß ſich eine Menge Federn mit den ihrigen vereinigen und beſonders in Ueberſetzung ihrer vortreflichen Romanen einen lobenswürdigen Eifer bezeigen werden. - Ja, wenn meine Freunde, die Herren ‒ ‒ ‒ mit allen Ueberſetzungen nicht fertig werden könnten, ſo wollte ich lieber meine unverdroßne Feder ſelbſt anſetzen, ehe ein einziger franzöſiſcher Roman unüberſetzt bleiben ſollte.

Mich deucht demnach, ich ſehe ſchon im Geiſte dieſe neue Mißgeburten ihren Untergang finden: und die Regungen der Freude, die ich darüber fühle, durchdringen alle meine Adern. Was für unausſprechlicher Nutzen wird nicht dadurch der artigen Welt, den Stutzern, und dem Frauenzimmer zuwachſen: und wenn ich dieſe glücklichen Zeiten erlebe: ſo will ich den Sieg der ächten Romanen an dieſer Stelle mit einer Dank- und Triumphrede feyern.

Wenn ich auf die Stärke meiner Gründe, hochſtgeehrteſte Anweſende, eine billige Zuverſicht haben darf: ſo ſollten Sie nunmehr von der Vortreflichkeit meiner Helden und ihrer Schriften vollkommen überzeugt ſeyn. Eine Ueberzeugung von der Art, wie meine Beweisthümer in ſich enthalten, müßte nicht allein dieſes gewirket haben: Sie müßten ſo gar von dieſem Augenblicke an ihre Eigenſchaft der Sittenlehrer nach ihren zeitherigen Grundſätzen verlaſſen, in die Zunft der Weltartigen übertreten, und eine ganz andre und weit annehmlichere Sittenlehre zu treiben anfangen. Dieſe Wirkung ſollte meine Rede freylich nach ſich ziehen.

Allein, wenn ich nach Dero Mienen und Geſichtszügen dasjenige beurtheilen ſoll, was in Ihren Herzen vorgehet; ſo ſind Sie von dieſem Vorſatze noch weit entfernet: und meine Gründe haben denjenigen Eindruck nicht gemacht, den ſie ihrer Starke nach hätten wirken ſollen. Ich ſehe, daß Sie in Ihren Herzen die vortrefflichen Romanen noch immer mit Geringſchätzigkeit und Verachtung belegen. Meine Schuld iſt es nicht, daß Sie nicht eines beſſern belehret ſind. Keine Beredſamkeit in der Welt kann einen vorſetzlichen Widerſtand und hartnäckigen Eigenſinn überwinden. Ich habe Ihnen die Vortrefflichkeit der Romanſchreiber in ihrem vollkommenſten Abriſſe gezeiget. Ich habe ſie von allen eiteln Vorwürfen gerettet. Ich habe Ihnen die Weltartigkeit, das ſinnliche Vergnügen und die Ergötzlichkeiten mit überzeugenden Gründen angeprieſen. Wollen Sie nun meinen Worten vorſetzlich keinen Eindruck in Ihren Gemuthern gewinnen laſſen; ſo bin ich auſſer Schuld. Ich habe das Meinige gethan, und noch einmal: Ich habe es geſagt.

XIII.

Abhandlung

von denen

niederträchtigen Mitteln, die man anwendet, den Ehrgeiz zu vergnügen.

Der Ehrgeiz iſt eine allgemeine Leidenſchaft aller Menſchen. Niemand iſt davon frey: und diejenigen, die am allerweiteſten davon entfernt zu ſeyn ſcheinen, haben ſich nur einen unrechten Gegenſtand vor ihren Ehrgeiz erwählet. In ihren allerniederträchtigſten Handlungen werden ſie allemal etwas ausſuchen, womit ſie ihren Ehrgeiz kitzeln.

Wir kennen einen angeſehenen Mann, der dem Brandtwein über alle Maaßen ergeben iſt. Zu Hauſe darf er nicht ſo viel trinken als er wünſcht, weil ſeine Frau den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht und ſeiner Ausſchweifungen unter ihren Beſchluß genommen hat. Wenn er alſo ausgehet; ſo pflegt er die öffentlichen Brandtweinſchenken zu beſuchen: und damit man die Fähigkeit, die er ſich erwerben hat, alle Morgen ein gutes Maaß zu ſich zu nehmen, nicht anmerken möge, ſo hat er das kluge Mittel erſonnen, ſich in alle Brandtweinhäuſer zu vertheilen. Er pflegt alſo kein einziges vorbey zu gehen. Durch den Abgang, den dieſe Schenken von ihm haben, hat er ein großes Anſehen bey ihm erlangt. Ungeachtet er nun manchmal dringende Geſchaffte hat, die ihm die Zeit rauben, ſich dem Brandtewein widmen zu können: ſo kann er doch vor dieſen Häuſern nicht vorbey gehen, ohne daß ihn die Wirthe anreden, und ihm ihre Waaren anpreiſen. Selten, daß er ſich in einer ſo mächtigen Verſuchung als Ueberwinder erweiſet. Wir ſind ſehr verſichert, daß dieſer Mann, ungeachtet ſeines niederträchtigen Bezeigens, ſeinem Ehrgeiz mit dem Anſehen und denen Lobeserhebungen ſchmeichelt, welche er bey dieſen Leuten genießet.

Wenn wir uns denen Laſtern ergeben; ſo werden wir allemal eine Nahrung vor unſern Ehrgeiz darinnen ſuchen. Ein Hurenjäger wird ſeinen Ehrgeiz damit unterhalten, daß er ein Mann nach der heutigen Welt ſey, und daß er eine galante Lebensart beſitze. Ein Ehebrecher wird ſich wegen des Vorzugs Glück wünſchen, den er von dem Ehemann genießet: und die Geſchicklichkeit, womit er ihn hinter das Licht führet, wird einen groſſen Theil der Beförderung ſeines Ehrgeizes ausmachen. Ein Frauenzimmer, das den Vormittag der Verläumdung, und den Nachmittag der üblen Nachrede widmet, wird ihrem Ehrgeize mit der Klugheit ſchmeicheln, die ſie dadurch ſehen läßt. Kurz, wir ſind alle ehrgeizig, nur, daß wir falſche Gegenſtände vor unſern Ehrgeiz erwählen. Wir haben hiervon ſchon in der Abhandlung geredet, ob ein Verboth die menſchliche Natur zu dem Verbothenen um deſtomehr anreize (*).

---

*) Dieſe Abhandlung wird in dem erſten Bande der moraliſchen und philoſophiſchen Schriften vorkommen.

So unrecht öfters die Gegenſtände ſind, die ſich unſer Ehrgeiz ausſuchet; ſo unrecht ſind gröſtentheils die Mittel, die wir anwenden, ihn zu befriedigen, wenn er ſich gleich ein würdiges Ziel vorgeſetzet hat. Es ſoll dieſes der Innhalt unſrer gegenwärtigen Abhandlung ſeyn.

Es iſt ſehr zweifelhaftig, ob Titel und Ehrenſtellen eine wahrhaftige Ehre ausmachen. Wir wenigſtens können uns nicht bezwingen, unſre Hochachtung dieſen Dingen zuzuwenden, da wir ſie denen Verdienſten ſchuldig ſind. Man kann nicht läugnen, daß die Titel und Ehrenſtellen Kennzeichen unſrer Verdienſte ſeyn ſollten. Allein, man iſt nur allzu ſehr in der Welt überzeugt, wie betrüglich dieſe Merkzeichen ſind: und, wenn wir eine Sache ſelbſt nicht gewahr werden; ſo kann uns das Zeichen, das ſie andeutet, keinesweges überreden, zu glauben, daß wir ſie gefunden haben.

Wir ſehen uns zwar genöthiget, jedermann den Titel beyzulegen, den er führet, und ihn in der Stelle zu erkennen, die er bekleidet. Es iſt aber in dieſem Falle nicht anders beſchaffen, als mit den Münzen. Ein groſſer Herr kann durch ſeinen Stempel denen Münzen einen Werth beylegen, der ihm beliebt. Man muß ſie in ſeinem Lande davor annehmen. Allein, ſein Gepräge kann niemals wirken, daß ſie auch den innerlichen Gehalt dadurch bekommen.

Eben ſo kann ein groſſer Herr die unwürdigſten mit allerley Titeln und Ehrenſtellen beſtempeln. Man muß ſein Gepräge gelten laſſen, und ſie davor erkennen, was ſie ſeyn ſollen. Man verfähret aber eben alſo mit ihnen, wie mit denen geringhaltigen Münzen, gleichwie man dieſe niemals würdiget zu ſammlen und aufzubewahren, ſondern ſich ihrer nur im täglichen Einkauf und Gewerbe bedienet; ſo erzeigen wir ihnen auch nur die erforderliche Ehre, wenn wir Gewerbe und Umgang mit ihnen haben. Wir werden ſie aber niemals wahrhaftig hochſchätzen.

Kurz, es iſt eine Ehre des Mundes, davon das Herze weit entfernet iſt. Die Urſachen der Ehre müſſen in uns ſelbſt, nicht außer uns ſeyn, wenn ſie uns die Herzen derer Menſchen wahrhaftig leiſten ſollen. Wir werden vielleicht einmal von dem wahren Weſen der Ehre beſonders handeln.

Ungeachtet aber der äußerliche Vorzug, Titel und Ehrenſtellen noch nicht der rechte Gegenſtand eines wahren Ehrgeizes ſind, ſo haben ſich doch die mehreſten Menſchen kein andres Ziel vorgeſetzet: und wir nennen diejenigen ehrgeizig, die darnach ſtreben. Allein, die Mittel ſo ſie zur Befriedigung ihres Ehrgeizes anwenden, ſind ihrem Endzweck am allerwenigſten gemäß. Wenn wir das Bezeigen vieler Menſchen betrachten; ſo kann man nicht anders urtheilen, als daß ſie ſich vorgeſetzet haben, auf dem Wege der Niederträchtigkeit bis zum Gegenſtande ihres Ehrgeizes fort zu wandeln.

Niemand hat zu Befriedigung ſeines Ehrgeizes gemäßere Mittel angewendet, als Alexander der Große. Er verhehlt es nicht, daß er herrſchen will. Er verbirgt es nicht, daß er ſich die Welt unterwürfig zu mach[illegible] ſuchet. Allein, er ſetzt alle ſeine Zuverſicht in ſ[illegible]bſt: und wenn der Beyſtand des Glückes allein die E[illegible]ung des großen Ziels ſeines Ehrgeizes hätte wirken k[illegible]; ſo würde er lieber den ganzen Vorſatz ſeines Ehrgeizes haben fahren laſſen, als daß er die geringſte Schmählerung ſeiner Ehre nachgeſehen hatte.

Er will ſiegen. Allein, er begehrt keine unwürdige Wege hierzu anzuwenden: und ehe er ſeinen Feind hinterliſtiger Weiſe überfallen will, ſo will er lieber gar nicht überwinden. Wenn er die Königreiche erobert hat, ſo ſchenkt er ſie weg: und der Ruhm, ſie erobert zu haben, iſt ſchon genug Befriedigung vor ſeinen Ehrgeiz.

Sixtus der Fünfte hingegen zeigt uns ein ganz anders Beyſpiel. Ungeachtet er Ehrgeiz genug beſitzet, die päbſtliche Krone zu ſuchen; ſo bedient er ſich doch der niederträchtigſten Mittel, hierzu zu gelangen. Um dereinſt zu herrſchen, läßt er nicht die geringſte Würdigkeit und Kräfte von ſich blicken, die ihn zum Herrſchen würdig machen könnten: und um dereinſt Pabſt zu heißen, läßt er ſich zehenmal ohne Aeußerung der geringſten Empfindlichkeit, einen Eſel aus der anconiſchen Mark nennen.

Ein wahrhaftig Ehrgeiziger verfährt zwar nicht allemal gerecht, um die Abſichten ſeines Ehrgeizes zu erreichen. Alles opfert er ſeinem Ehrgeiz auf. Er bedienet ſich der Ungerechtigkeit, der Grauſamkeit und des Betruges. Allein, niemals wird er ſich niederträchtiger Wege gebrauchen. Niemals wird er allen ſeinen Ehrgeiz verſtellen, und niemals wird er geſtatten, daß man ihm verächtlich begegne, blos, damit er dereinſt die Befriedigung ſeines Ehrgeizes erhalte.

Der Cardinal Richelieu iſt ein Beyſpiel dieſer Art. Er tritt zu einer Parthey, um ſie zu verrathen. Er opfert die königliche Mutter als ſeine Beförderinn und Wohlthäterinn auf. Er befördert unter der Hand die Ver-

räthe-

thereyen, um hernach die Groſſen zu Beförderung ſeiner
acht und Hoheit mit deſto mehrern Schein hinrichten
laſſen: und Grauſamkeit, Falſchheit und Ungerechtig-
it, ſcheinen ihm anſtändige Wege, wenn er nur den
ndzweck ſeines Ehrgeizes erreichet. Allein, nur derer
derträchtigen Mittel kann er ſich nicht bedienen. Hier-
iſt ſein Ehrgeiz oder vielmehr ſein Hochmuth zu groß.

Wenn wir das Verfahren derer meiſten ſo genann-
Ehrgeizigen betrachten: ſo ſind ihnen alle Mittel zur
efriedigung ihres Ehrgeizes gleichgültig. Man bedie-
ſich der niederträchtigſten Wege mit Vergnügen, wenn
nur etwas zur Erreichung ihres Endzwecks beytragen.
an ſchmeichelt. Man verfällt in ſclaviſche Ehrerbie-
ngen. Man läßt ſich öffentlich mit Spott und Ver-
tung belegen. Man verrichtet die niederträchtigſten
ienſtleiſtungen. Man unterwirft ſich ſo gar denen Be-
len derer Bedienten. Man giebt einen Kuppler ab.
an opfert ſelbſt die Ehre ſeiner Frau auf, und man
rde ſich von denen Gönnern willig mit Füſſen treten
ſen, oder mit freudigen Herzen Naſenſtüber und Ohr-
gen einnehmen, wenn man nur verſichert wäre, daß hier-
die Befriedigung unſers Ehrgeizes erfolgte.

Cornelius iſt durch ſeinen Vetter, der ein geringer
edienter war, in einem vornehmen Hauſe bekannt wor-
n. Er bezeuget allen andern Bedienten ungemein ehr-
bietig, und macht mit dem Laufer und dem Koch Brü-
rſchaft. Dadurch wird er in dem Hauſe wohl gelitten.
ndlich lernet ihn der gnädige Herr kennen, und ſeine
aviſche Erniedrigung gefällt ihm. Er braucht ihn
er Land auf ſeine Güter zu verſchicken, um die Urſache

zu erforſchen, warum kürzlich der braune Hengſt umgefallen iſt: und von dieſer Commißion erledigte er ſich durch Verläumdung des Verwalters und andrer Bedienten mit großer Geſchicklichkeit.

Weil er dann und wann einen Scherz vorbringt, oder vielmehr ſeine Geberden verſtellt, und aus einer lumpen Ohrfeige nicht viel Weſens macht; ſo ſitzt er nunmehr in der Gnade des Herrn unbeweglich. Hierauf wird er der Unterhändler ſeiner Liebesbegebenheiten. Der gnädige Herr verliebt ſich in ein artiges Bürgermägdchen, allein die Geſchicklichkeit des Kuplers kann, wegen der ſtrengen Aufſicht der Mutter, nichts fruchten.

Der Herr nimmt dieſes ſehr zu Herzen. Kaum wünſcht er, daß ſie an einen ihm ergebenen Menſchen verheyrathet ſeyn möchte; ſo erbiethet er ſich dieſes Werkzeug abzugeben. Damit die Mutter deſto eher einwilligen möchte; ſo erhält er eine anſehnliche Bedienung. Er heyrathet ſie, und nun liefert er ſie ſelbſt in die Arme ſeines Herrn. Wegen ſeiner Verdienſte und aus Liebe vor ſeine Frau, ſteigt er immer höher. Der Endzweck ſeines Ehrgeizes iſt dadurch erreichet. Er iſt ein vornehmer Mann, und nun wird er ſich bald ſelbſt einen Cornelium zulegen, der die Comödie bey ihm vorſtellet, die er vor einen andern geſpielet hat.

Agatius macht ſich bey einem Spatziergange mit denen Kammermägdchens eines vornehmen Hauſes bekannt. Weil er ihnen allerley artige Hiſtörchens erzählet, und eine ungemeine Dienſtfertigkeit blicken läßt; ſo wird er gebethen, in ihrem Hauſe einzuſprechen. Hier wiegt er den jungen Herrn, wenn die Mägde keine Luſt haben, und in Ermangelung derer Bedienten, kehret er einmal der gnädigen Frau die Schuhe ab. Er legt ſich mit groſſem Fleiß darauf, alles zu erfahren, was in der Stadt vorgehet. Hiermit vergnügt er die Neubegierde der Kammermägdchens, und öfters unterhält er ſie mit wichtigen Begebenheiten, von ſeiner eignen Erfindung.

Die gnädige Frau, der man alle dieſe Neuigkeiten ſiedenheiß wieder erzählet, will endlich eine ſo nützliche Perſon ſelbſt kennen, der ſie ſich bereits aus ſeiner Dienſtbereitwilligkeit erinnert. Sie läßt ihn alſo alle Tage in ihr Zimmer kommen: und ſie hat nun das Vergnügen, die Waaren derer Neuigkeiten aus der erſten Hand zu empfangen. Sie bedient ſich ſeiner alles auszukundſchaften, was in denen Häuſern der Vornehmen vorgehet: und Agatius zeigt hierinnen eine verwundernswürdige Geſchicklichkeit.

Hierbey unterziehet er ſich denen niederträchtigſten Verrichtungen, er hält den jungen Herrn beſtändig auf dem Arm, und reizet denſelben an, daß er ihn, zum Vergnügen der Frau Mama mit Schlägen und allerley Schimpfwörtern belegt. Endlich heyrathet er das liebſte Kammermägdchen der gnädigen Frau. Sie kann alſo ſo viel vollkommne Eigenſchaften ohnmöglich länger unvergolten laſſen. Sie verſchafft ihm demnach eine anſehnliche Bedienung, und nun hat er das Ziel ſeines Ehrgeizes erreichet, weshalb er ſo viel niederträchtige Mittel angewendet hat.

Nirgends werden mehr niederträchtige Wege zur Befriedigung des Ehrgeizes erwählet, als öfters in England diejenigen gebrauchen, die ſich vorgeſetzt haben, Parlamentsglieder zu werden. Man ladet Schneider und Schuſter zu Gaſte, und trinkt die Geſundheit der Weber. Man ſchmeichelt der Frau eines Sattlers, und küſſet einer Beckerinn ſehr ehrerbiethig die Hand. Wenn ein ſolcher Candidat der Parlamentsſtelle auf der Straße gehet; ſo umarmet er bald einen Keſſelflicker; bald bückt er ſich ſehr tief vor einem Freybauer; bald reichet er einem Schornſteinfeger mit der größten Vertraulichkeit die Hand, und kurz hierauf erkundiget er ſich nach dem Wohlergehen eines Bürſtenbinders, der ihm begegnet. Kurz, man erniedriget ſich vor dem Abſchaum des Pöbels, und opfert die wahre Ehre auf, um hernach einen Schatten der Ehre zu genießen, nämlich ein Parlamentsglied zu heißen.

Wenn wir dieſes niederträchtige Verfahren derer Menſchen betrachten, das ſie anwenden ihre ehrgeizige Abſichten zu erreichen; ſo ſollte man faſt auf die Gedanken fallen, daß ſie nichts weniger als Ehrgeiz beſaßen. Denn es ſcheinet unmöglich zu ſeyn, daß die Niederträchtigkeit und der Ehrgeiz in einer Seele wohnen können. Einige Sittenlehrer haben auch dieſerhalb denenjenigen allen Ehrgeiz abgeſprochen, die ſich dergleichen Mittel bedienen.

Dieſer Satz iſt in ſo fern außer Streit, wenn ſich der Ehrgeiz ein wahrhaftiges Ziel vor ſeine Wünſche ausgeſetzet hat, nämlich, wenn er die wahre Ehre zum Endzwecke erwählet hat. Wenn die Seele nach wahrer Ehre begierig iſt; ſo kann ſie ohnmöglich niederträchtige Mittel ergreifen. Dieſe Mittel würden ſie um ihren ganzen Endzweck bringen. Allein, der Ehrgeiz, der nur einen äußerlichen Vorzug zum Grunde hat, kann gar wohl auf niederträchtige Wege verfallen, ohne, daß man ſagen kann, er ſey gar nicht vorhanden. Da der falſche Ehrgeiz der Menſchen öfters Gegenſtände erwählet, die ſtatt der Ehre Verachtung in ſich halten, ſo wird er weit weniger Bedenken tragen, ſich eine Zeitlang niederträchtiger Wege zu bedienen, damit er hernach deſto mehr äuſſerlichen Vorzug erhalten möge.

Julius Cäſar hat ſonder Zweifel einen ungemeſſenen Ehrgeiz beſeſſen. Man kann die Leidenſchaft, die nach äuſſerlichen Vorzug, Macht, Hoheit und Würde ſtrebet, nicht anders benennen. Alles, was die Sittenlehre thun kann; iſt, daß ſie dieſe Leidenſchaft den falſchen Ehrgeiz betittelt, weil dieſe Dinge eine wahrhaftige Ehre noch nicht ausmachen. Dennoch hat ſich dieſer Römer öfters niederträchtiger Wege zur Erfüllung ſeines Ehrgeizes bedienet. Er ſchmeichelte dem niederträchtigſten Pöbel: und bückte ſich vor jedermann, der nur das geringſte zur Erreichung ſeines Endzwecks beytragen konnte.

Der Hochmuth und der Ehrgeiz ſind zwey ganz unterſchiedne Leidenſchaften. Jede kann vor ſich ſelbſt in der Seele des Menſchen beſtehen. Wir können uns der Güter des Glücks, des Leibes und der Seelen, die wir beſitzen, erheben, ohne daß wir ehrgeizig ſind: und wir können eine brennende Begierde nach äuſſerlichen Vorzug, Macht und Hoheit haben, ohne, daß wir gegenwärtig dem Hochmuthe Platz geben.

Der Ehrgeizige, deſſen Endzweck nur auf was Künftiges gerichtet iſt, kann ſich gegenwärtig zu Erreichung ſeiner Abſichten niederträchtiger Mittel bedienen. Allein, der Hochmüthige, der ſich bereits der Güter und Fähigkeit erhebet, die er beſitzet, oder zu beſitzen glaubet, kann ſich zu gleicher Zeit ohnmöglich erniedrigen. Wenn wir alſo die Menſchen genauer betrachten, die zu Erlangung ihrer hohen Abſichten, niederträchtige Mittel anwenden; ſo müſſen wir finden, daß ſie zwar Ehrgeiz, aber gegenwärtig keinen Hochmuth beſitzen.

Dargegen ſind wir nicht in Abrede, daß der Ehrgeiz, wenn er ſeinen Endzweck erreichet hat, den Hochmuth als eine ihm verſchwiſterte Leidenſchaft, allemal nach ſich ziehet. Es iſt ſehr natürlich, daß wir uns einer Sache erheben, wornach wir ſo lange getrachtet haben. Julius Cäſar, als er die Abſichten ſeines Ehrgeizes erfüllet, und ſich die römiſche Republik unterworfen ſah, ließ eben ſo viel Hochmuth von ſich blicken, als er vorher Demuth und niederträchtige Schmeicheleyen geäußert hatte.

Wir ſind demnach weit entfernet zu glauben, daß diejenigen ganz ohne Ehrgeiz ſind, die ſich niederträchtiger Wege bedienen, einen gewiſſen äußerlichen Vorzug zu erlangen. Wir glauben vielmehr, daß ſie ſelbſt in dieſen niederträchtigen Mitteln Nahrung vor ihren falſchen Ehrgeiz finden. Die Gnade, die ſie von vornehmen Perſonen genießen, ob ſie ſich gleich auf verächtliche Dienſtleiſtungen gründet, wird allemal ihrem Ehrgeiz ſchmeicheln.

Es giebt eine Menge Menſchen in der Welt, die auf alle Art Gelegenheit ſuchen, mit vornehmen Perſonen umzugehen. Ungeachtet ſie in dergleichen Geſellſchaften eine ſchlechte Rolle ſpielen, und öfters der Gegenſtand des Geſpöttes und der Verachtung ſind: ſo hält doch der Umgang mit Vornehmen allzuviel Schmeichelhaftiges vor ihren Ehrgeiz in ſich, als daß ſie ſich deshalb deſſelben begeben ſollten. Vielleicht daß ſie denken durch den Umgang an dem Anſehen ſolcher Perſonen Theil zu nehmen.

Es iſt gewiß, daß unter Perſonen die mit einander umgehen, eine Art der Gleichheit vorwaltet: allein, man leidet auch Perſonen um ſich, bloß daß ſie die Urſache unſerer Beluſtigung und Zeitvertreib ſeyn ſollen, und ein Poſſenmacher oder ein Affe würde eben ſo viel Grund haben, ſich der Geſellſchaft vornehmer Perſonen zu rühmen.

Dieſe Menſchen wenden zu Befriedigung ihres Ehrgeizes ſehr verkehrte Mittel an. Diejenigen, ſo gerne groß ſcheinen wollten, ſollten von Rechtswegen mit eitel kürzern Leuten, als ſie ſelbſt ſind, umgehen: und eine mittelmäßige Schönheit ſollte billig nur die Geſellſchaft der häßlichen Frauenzimmer ſuchen, wenn ſie vor ſchön gehalten zu werden begehrte. Eben ſo ſollten diejenigen, die nichts bedeuten und doch ein Anſehen erlangen wollen, lediglich geringere Leute zu ihrem Umgange erwählen.

Sie unternehmen aber gerade das Widerſpiel. Sie drangen ſich in die Geſellſchaft der Vornehmen, damit ihr geringer Stand deſto eher in die Augen fallen möge; oder wie Swift ſagt: manche Menſchen klettern nur in die Höhe, um ihre erhabnen Kleinigkeiten zu zeigen. So ſchlecht hierdurch dem Ehrgeize in der That gerathen wird; ſo iſt es doch ſehr gewiß, daß dergleichen Verfahren nichts als den Ehrgeiz zum Bewegungsgrunde hat. Dieſe Wahrheit fällt ſo offenbar in die Sinne, daß ſie keiner Ausführung bedarf. Man ſiehet demnach, daß diejenigen allerdings ehrgeizig ſind, die ſich niederträchtiger Mittel bedienen, einen gewiſſen äußerlichen Vorzug zu erlangen.

Der Ehrgeiz muß eine wahre Ehre zum Endzweck haben. In dieſem Fall iſt er die edelſte und lobenswürdigſte Leidenſchaft der Menſchen. Alle Bemühungen, welche die Wohlfarth des menſchlichen Geſchlechts befördern, entſpringen aus dieſer Quelle. Der Ehrgeiz hingegen, der nur äußerlichen Vorzug, Titel und Ehrenſtellen zum Gegenſtand erwählet, iſt überhaupt nicht zu billigen. Er wird aber um ſo viel mehr tadelnswürdiger, wenn er ſich niederträchtiger Wege bedienet.

Die Merkzeichen der Ehre, ohne die wahrhaftige Ehre ſelbſt, kommen bey vernünftigen Menſchen niemals in Betrachtung. Sie werden aber verabſcheuenswürdig, wenn ſie die Früchte und die Belohnung der Niederträchtigkeit ſind: und alle Ehrenſtellen können den Staub und Koth nicht abwaſchen, mit dem man ſich auf niederträchtigen Wegen beſudelt hat. Ein geringer Bürger, der niemals bemüht geweſen iſt, ſich über ſeine Handthierung zu erheben, der ſie aber mit Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ausgeübet hat, ohne der Fußſchemmel andrer Menſchen zu werden, iſt in den Augen der vernünftigen Welt hochachtungswürdiger, als ein vornehmer Mann, der ſich durch allerley ſtinkende Handgriffe bis zu dem Poſten durchgearbeitet hat, den er endlich bekleidet.

* * *

Dritte Abtheilung.

Allegoriſche Vorſtellungen.

1.

Die bezauberte Schaale,

oder

das Land der Krummäuler.

Auf der großen Inſel Atlantis, welche, nach dem Zeugniſſe der beſten Schriftſteller des Alterthums, vor der Meerenge von Gibraltar lag, ehe ſie durch eine von denen allgemeinen Umformungen unſers Planeten ihren Untergang fand, die einen unermäßlichen Umfang hatte, und worauf ſich viele große Königreiche befanden, die ihre Herrſchaft zugleich über den größten Theil von Europa erſtreckten; auf dieſer Inſel, ſage ich, herrſchte hundert Jahr vor der Sündfluth des Deucalions ein großer und weiſer König, Namens Sofi. Die große Monarchie Geduldien auf der Inſel Atlantis, verehrte ihn nicht nur als ihren Beherrſcher; ſondern ſein Zepter erſtreckte ſich auch über einen großen Theil von Spanien, Frankreich und Teutſchland.

So groß auch der Umfang ſeines Reichs war; ſo regierte doch der weiſe Sofi daſſelbe lediglich durch ſeine eigne Einſicht und Verſtand. Er hatte keinen Günſtling oder Staatsbedienten, der mit ihm die oberſte Gewalt theilte, und der vielleicht die größte Hälfte in ſeinen Händen gehabt hätte, indem es auf ihn angekommen wäre, ob etwas vor den Monarchen gelangen ſollte, oder nicht. Nein, Soſi regierte in der That ſelbſt, eine Eigenſchaft, die man vielleicht allen großen Monarchen nach ihm kaum zur Hälfte zueignen kann, ohngeachtet aller Bewunderung der Völker, die ſie ſich erworben haben.

Ohngeachtet Soſi ein Reich von ſo unermäßlichen Umfange ſelbſt und allein regierte; ſo behielt er dennoch Zeit übrig. O! nun ſehen wir, daß es eine Fabel iſt, werden hier alle meine Leſer ausrufen. Gar nicht! meine günſtigen lieben Leſer! Aber ich bitte mir, daß man aus demjenigen, was nun dreytauſend Jahr lang nach Deucalions Sündfluth geſchehen iſt, keinen Schluß auf die Zeiten vor dieſer Sündfluth machen möge. Zum Ueberfluß kann ich deutlich zeigen, wie es zugieng, daß Soſi Zeit übrig behielt.

Der weiſe Soſi hatte einem jeden ſeiner Bedienten allgemeine Grundſätze und Regeln vorgeſchrieben, wie er ſich in ſeiner Bedienung verhalten ſollte. Dieſe Regeln waren ſehr kurz und einfach abgefaſſet, mit großen guldenen Buchſtaben auf eine Tafel geſchrieben, und vor des Bedienten Hauſe aufgeſtellet, daß ſie jedermann leſen konnte. Unter dieſen Regeln war geſchrieben, daß wer gewiß verſichert wäre, daß man ihn wider dieſe Regeln beſchweret hätte, der könne ſeine Klagen bey dem allgemeinen Vater und Beſchützer aller ſeiner Unterthanen anbringen, und zu allen Stunden und Zeiten Gehör haben.

Einem jeden Bedienten aber war anbefohlen, nichts dem Monarchen vorzutragen, als was bey dieſen Regeln zweifelhaftig bliebe. Da nun dieſe Regeln mit großer Weisheit abgefaſſet waren, und Soſi denenjenigen von ſeinen Bedienten, die ihm bey deutlichen Folgen aus dieſen Regeln dennoch mit ihren Anfragen beläſtigten, über ihre geringe Einſicht ſcharfe Verweiſe gab; ſo hatte er in der That weiter nichts zu thun, als daß er die Klagen ſeiner Unterthanen anhörte: und gleichwie er bey ſolchen Beſchwehrden eine verwundernswürdige Geſchicklichkeit beſaß, die Sache bis auf den Grund zu erforſchen; ſo hatte er kaum einige ſchreckende Beyſpiele gegeben, als auch dieſe Klagen ſehr ſelten wurden.

Er hatte alſo weiter nichts zu thun, als daß er alle Wochen die Berichte durchſah, die ihm ſeine vornehmſten Bedienten von ihren verrichteten wichtigſten Geſchäften einſenden mußten, die er ihnen zuweilen mit Anmerkungen zurück ſchickte, die auf eine lange Zeit großen Eindruck machten. Denn niemand unterſtand ſich in dieſe Berichte die geringſte Unwahrheit zu ſeyen; weil Soſi ein öffentliches Geſetz gegeben hatte, daß dieſes Verbrechen ohne Ausnahme mit der Todesſtrafe beleget werden ſollte.

Vielleicht wird es nun meinen Leſern nicht mehr ſo fabelhaft ſcheinen, daß Soſi Zeit übrig hatte. Dieſe Zeit wendete Soſi alſo an, die Archive ſeines Hauſes durchzugehen, um daraus vor ſeine Regierung allerley nützliche Anmerkungen zu ziehen.

Soſi war mit denen damaligen Sitten ſeiner Unterthanen, in Anſehung des Umganges der beyderley Geſchlechter, nicht allerdings zufrieden, und wünſchte hierinnen heilſame Verbeſſerungen einführen zu können. Wenn er alſo die Archive durchſuchte; ſo bemerkte er alles genau, was mit dieſem Puncte einige Verwanntſchaft hatte.

Er zeichnete ſich alles auf, was er hierinnen von den Sitten und Gewohnheiten ſeiner Völker in allen Zeitaltern fand; ſo wohl als die Folgen, die jedesmal hieraus entſtanden waren.

Er fand, daß die Völker in denen Ländern, die er beherrſchte, in denen allerälteſten Zeiten, vor mehr als 4000 Jahren, als ſie noch in ihrer erſten Wildheit geweſen waren, von dem Eheſtande gar nichts gewußt hatten. Sie hatten ſich ohne Unterſchied und öffentlich mit einander vermiſchet, wie ein jeder von ſeiner Neigung getrieben worden war. Dieſe Archivnachrichten ſcheinen mir um ſo glaubwürdiger, weil Herodot und andre alte Geſchichtſchreiber von allen wilden Völkern des Alterthums eben dieſes verſichern.

Ein ſolcher Zuſtand dieſer wilden Völker hatte ſo lange gedauret, bis ſie eine ordentliche Regierungsverfaſſung errichtet hatten, und das Eigenthum unter ihnen eingeführet worden war. Hier hatte ſich bald geäußert, daß diejenigen, welche viel Eigenthum, oder bey der Regierung etwas zu ſagen hatten, nicht geneigt waren, den gemeinſchaftlichen Gebrauch der Weiber fortzuſetzen, ſondern daß auch hierinnen jeder ſein Eigenthum haben wollte. Die übrigen hatten denen Reichen und Vornehmen bald nachgeahmet, und weil das eingeführte Eigenthum dem weiblichen Geſchlechte die Ernahrung immer ſchwehrer machte; ſo ſah ſich eine jede genöthiget, ſich an einen einzigen Mann zu halten. Man hatte gar bald gefunden, daß dieſe Einrichtung der Vernunft gemäß, und der Erziehung der Kinder vortheilhaftig wäre: und der Eheſtand war mithin durch die Geſetze des Staats beſtätiget worden.

Soſi wurde durch die deutlichſten Nachrichten überzeuget, daß bald darauf die Männer ihre Weiber von denen Aeltern gekauft hatten: welches ihm eine Folge aus dem Begriffe zu ſeyn ſchien, daß man die Frau als das Eigenthum des Mannes angeſehen hatte. Er fand, daß die Weiber niemals in die Geſellſchaften und Zuſammenkünfte der Männer gekommen waren: und daß eine allgemeine und unverbrüchliche Gewohnheit ſtatt gefunden hatte, keine andre, als eine Jungfer zu ehelichen. Mit einer Frauensperſon ſich einzulaſſen, die ihre Jungferſchaft nicht mehr gehabt hatte, ſey ſo wenig von jemand geſuchet worden, daß man vielmehr ſolches mit einem allgemeinen Abſcheu angeſehen habe. Da nun alſo eine Wittwe niemals Hoffnung zur zweyten Heyrath gehabt hatte; ſo hatten ſich alle diejenigen, die gar keine Kinder, oder Kinder über 12 Jahr alt gehabt hatten, bey dem Tode ihrer Männer durch Gift getödtet. Es war damals kein Geſetz geweſen, welches die Vielweiberey verbothen hätte. Allein, alle Männer hatten ſich aus eigner Bewegung mit einer Frau begnüget. Soſi urtheilte, daß damals die Ehen ungemein friedlich, und die Sitten vortrefflich geweſen ſeyn müßten: weil, vermöge dieſes Abſcheues, niemand eines andern Frau zu verführen geſucht hatte, und weil ſich alle Glückſeligkeit der Weiber auf das Leben ihrer Männer gegründet hätte.

Dieſer glückliche Zuſtand hatte über tauſend Jahre gedauret. Nachher hatte man den Gebrauch des Goldes und Silbers, und des Geldes erfunden; die Ueppigkeit und Verſchwendung waren eingeriſſen: und man hatte angefangen, die Weiber und Tochter in die Geſellſchaft der Männer zu ziehen. Hierdurch waren die Begiergierden rege geworden; und die Vielweiberey war eingeführet worden; ſo wohl um den einreißenden Geſchmack an den Wollüſten zu vergnügen, als ſeinen Vorzug und Reichthum zu zeigen.

So lange als der Abſcheu vor der Vermiſchung mit einer Frauensperſon, deren Jungferſchaft einem andern zu Theil geworden war, gedauret hatte, ſo war aus dem Umgange beyderley Geſchlechter kein andres Verderben der Sitten entſtanden, als die Vielweiberey. Allein, nach und nach erloſch dieſer Abſcheu: und da ſich viele Weiber in einen einzigen Mann theilen ſollten; ſo ergriffen ſie alle Gelegenheiten ſich mit andern zu vergnügen. Dieſe Unordnung machte gar bald dem Umgange beyder Geſchlechter ein Ende. Die Männer verſchloſſen ihre Weiber, und die Fürſten und Vornehmen ſetzten ihnen Verſchnittene zu Hütern.

Dieſer Zuſtand dauerte abermal über tauſend Jahr; und Soſi machte allerley Betrachtungen darüber, welche ihn bewogen, dieſe Einrichtungen zu verwerfen. Er glaubte, daß hierdurch eine Menge Menſchen zum Nachtheil des Staats in Müßiggang geſetzt, die Männer aber weichlich und weibiſch gemacht würden: und er fand in denen Geſchichten der damaligen Zeiten viele Umſtände, die ihn hierinnen beſtärkten.

Nunmehr waren aus Mangel männlicher Nachkommen zwey Königinnen hinter einander auf den Thron gekommen; welche mit großem Anſehen geherrſchet, und zum Vortheil ihres Geſchlechts nicht allein die Vielweiberey, und die Einſchließung der Weiber aufgehoben;

ſondern dargegen die Vielmännerey, wo nicht öffentlich eingeführet, dennoch geduldet hatten. Sofi fand, daß die Regierung dieſer beyden Prinzeſſinnen in Anſehung des höchſten Verderbens der Sitten abſcheuliche Zeiten geweſen waren.

Der Enkel der letztern Königinn hatte das Anſehen der Männer über ihre Weiber wieder hergeſtellet, ohne jedoch die Vielweiberey wieder einzuführen. Unterdeſſen gab er denen Männern das Recht, ſich nach Gefallen von ihren Weibern zu ſcheiden, wenn ſie ſolches in denen erſten drey Jahren ihres Eheſtandes ausübten; oder ſich eine Beyſchläferinn beyzulegen, wenn ihr Weib in drey Jahren kein Kind gebohren hätte, oder über dreyßig Jahr alt wäre. Sofi fand, daß dieſe Geſetze, die über 500 Jahr vollkommen aufrecht geblieben waren, in die Sitten und die Ruhe der Familien, und in eine ſehr groſſe Bevölkerung den beſten Erfolg gehabt hatten. Die Männer hatten ihre Rechte ſehr wenig ausgeübet; weil die Weiber, welche wußten, daß man ſie in denen erſten drey Jahren verſtoſſen, und hernach ihnen eine Rivalinn an die Seite ſetzen konnte, überaus gefällig und gelehrig geweſen waren: und die Mütter hatten ſich nichts ſo ſehr angelegen ſeyn laſſen, als ihren Töchtern eine ſanftmüthige und liebreiche Gemüthsart anzugewöhnen; weil ſie wußten, daß das Glück ihres Lebens davon abhieng.

Allein, nach 500 Jahren ſaß ein ſehr ſchwacher Prinz auf dem Throne, der ſich von ſeiner Gemahlinn vollkommen regieren ließ. Dieſer gab auf ihren Antrieb ein Geſetz, daß das Recht der Scheidung auch denen Weibern zu allen Zeiten zuſtehen ſollte. Hierdurch gieng vor die guten Sitten alles verlohren. Alle Wollüſtlinge und Müſiggänger in dem Reiche, und deren giebt es allemal die meiſten, ließen ihr hauptſächlichſtes Geſchäfte ſeyn, die Weiber andrer Männer zu verführen. Es riß eine ſo große Frechheit in den Sitten ein, daß die Weiber, die nur einiger maaßen von guter Geſtalt waren, ihre Männer ſo oft wechſelten, als die Sonne ihren Lauf veränderte. Denn die meiſten waren kaum vier Wochen in dem Hauſe ihres neuen Mannes, als ſie ſchon andern Liebkoſungen öffentlich Gehör gaben.

Jedoch dieſer Zuſtand hatte kaum zweyhundert Jahr gedauret, als man faſt keine Mannsperſon mehr verehligt ſah. Eine Frau war, wegen ihrer Untreue und wegen ihrer Ueppigkeit und Verſchwendung, die allerbeſchwerlichſte Laſt, die ſich eine Mannsperſon aufbürden konnte. Jederman ſuchte ſich alſo außer der Ehe zu vergnügen. Die meiſten Frauensperſonen wurden Buhldirnen, die niemals verheyrathet geweſen waren, oder ſich vor Geld den Namen eines Mannes erworben hatten, ohne jemals in ſein Haus zu kommen. Das weibliche Geſchlecht erſtickte aus Trunkenheit in der Eitelkeit und Wollüſten alle Regungen der Natur. Kinder wurden als ein großes Nachtheil der Schönheit und als die beſchwerlichſte Laſt angeſehen; und man ſuchte dannenhero durch allerley abſcheuliche Künſte die Zeugung zu verhindern. Die Entvölkerung des Reichs wurde alſo ſehr merklich: und alle weiſe Männer widerſetzten ſich endlich dieſem Verderben ſo herzhaft, daß es abgeſchafft und eine allgemeine Verbeſſerung in den Sitten vorgenommen wurde.

Nunmehr wurde feſtgeſetzet, daß die Ehe nur zwiſchen einem Manne und einer einzigen Frau ſtatt finden und auf beyden Seiten heilig, unverletzlich und ewig gehalten werden ſollte: und damit dieſes deſto mehr beobachtet werden möchte; ſo wurde ein Religionspunct daraus gemacht. So lange die eingeführte Verbeſſerung der Sitten bey Kräften blieb, und die, dem Manne zugeſtandene Herrſchaft über ſeine Frau aufrecht erhalten wurde; ſo hatte dieſe Einrichtung ſehr gute Folgen.

Allein, nach und nach ſchlich ſich das Verderben in den Sitten wieder ein. Die Geiſtlichen, welche ſich die Erkenntniß über die Ehen, als eines Religionspunctes, und der darüber entſtehenden Streitigkeiten, bemächtiget hatten, waren unverheyrathet, und hatten eine ungemeine Begierde, ſich zu bereichern. In beyden dieſen Umſtänden hatten ſie allemal mehr von der Freygebigkeit der Weiber zu erwarten: und ſie fanden dannenhero ihrem Vortheil gemäß, die Weiber zu begünſtigen, und die Herrſchaft der Männer ſehr enge einzuſchränken. Das Verderben in den Sitten wurde alſo immer mehr befördert.

Man begriff endlich, daß die gänzliche Unzertrennlichkeit der Ehe unmöglich in allen Fällen ſtatt finden könnte, wenn man nicht die geſunde Vernunft gar zu offenbar beleidigen wollte. Man machte alſo allerley Erklärungen und Auslegungen der Geſetze und Religion, wodurch man zuweilen die Eheſcheidung zulaſſen konnte, ohne beyder Anſehen aufzuheben. Allein, hierzu wurden ſo langwierige Proceſſe erfordert; man mußte ſich vor den Gerichten ſo ſehr herum ziehen laſſen, und war ſo vielerley Reden und Beurtheilungen der Leute ausgeſetzet, daß die meiſten Männer, die vor andern vernünftig ſeyn wollten, davor lieber erwählten, zu aller Ausſchweifung ihrer Weiber durch die Finger zu ſehen, und ſich um ihre Aufführung gar nicht zu bekümmern, davor aber ſich durch anderweitige Vergnügungen ſchadlos zu halten. Allein, man ſiehet leicht, daß dieſes dem Verderben in den Sitten vollends ein ſehr weites Thor öffnete.

Dieſes war der damalige Zuſtand der Sitten in der Monarchie Geduldien, womit Sofi nicht allerdings zufrieden war: und weshalb er zu ſeinem Zeitvertreib den Punct der Ehe und der Sitten in denen Archiven aufzuſuchen beſchloſſen hatte. Er hatte auch in der That alles Licht dadurch erlanget, welches er in dieſer wichtigen Sache nöthig hatte.

Als er mit dieſer Unterſuchung faſt zu Ende war; ſo fand er in dem abgelegenſten Theile des Archives einen eiſernen Schrank, der in die Mauer angebracht war: und weil er mit der Mauer einerley Farbe und gerade Oberfläche hatte, gar nicht in die Augen fiel. Nachdem er alle Schlüſſel des Archivs probiret hatte; ſo fand er endlich denjenigen, welcher den Schrank öffnete. Unter einer Menge von alten Schriften und andern ſeltenen Sachen, fiel ihm alſobald eine Trinkſchaale in die Augen, welche aus einem einzigen Diamant beſtand, und wegen ihrer künſtlichen Arbeit und ſeltſamen Figuren und Caracteren, die daran angebracht waren, ein prächtiges und verwunderswürdiges Anſehen hatte.

Dieſes Stück ſchien dem Sofi ſo merkwürdig, daß er ſo fort alle, in dieſem Schranke befindlichen Schriften unterſuchte, ob er nicht davon einige Nachricht finden möchte. Er hatte alle Mühe, dieſe Schriften, die von der damaligen Mundart ſo ſehr abwichen, zu verſtehen. Allein, nachdem er ſich einige Wochen darinnen geübet hatte; ſo wurde er in den Stand geſetzet, dieſe Schriften auszudeuten: und er fand endlich die gewünſchte Nachricht von der diamantenen Schaale.

Einer ſeiner Vorfahren hatte dieſelbe vor 3000 Jahren von einer Weltnymphe, die ihn geliebet hatte, zum Geſchenk erhalten. Die Nymphe hatte durch einen Talisman die Kraft mit dieſer Schaale vereiniget, daß wenn eine Frau, die ihrem Manne ungetreu geweſen war, oder eine Jungfer, die ihre Jungferſchaft verlohren hatte, daraus trank; ſo wurde ihr Maul ſo fort krumm und mehr oder weniger auf die Seite gezogen, nachdem ihre Ausſchweifungen groß geweſen waren. Die Nymphe hatte dem ehemaligen Monarchen von Geduldien deswegen mit dieſer Schaale ein Geſchenk gemacht, um ihn von der Untreue ſeiner Gemahlinn zu überzeugen.

Dieſer Prinz war ſeiner Gemahlinn ſo ſehr ergeben, daß er gegen alle Liebesbezeugungen der Nymphe unempfindlich war: und alles vor liſtige Erfindungen ihrer Liebe anſah, was ſie ihm von der Untreu ſeiner Gemahlinn vorſagte. Allein, da die Schaale ihre Probe nicht verfehlte, und bey allen übelberüchtigten Weibern gleiche Wirkung hatte; ſo wurde er endlich überzeuget und die Nymphe glücklich. Von dieſer Liebe mit einer Unſterblichen leitete das erſte Geſchlecht der Monarchen von Geduldien, davon zuletzt nur eine Prinzeßinn übrig geblieben war, ihren Urſprung her.

Der weiſe Soſi hatte drey Gemahlinnen. Als man die letztern Geſetze von Einrichtung des Eheſtandes gemacht hatte; ſo hatte man die Monarchen davon ausgenommen. Vielleicht würde ſonſt der damalige Beherrſcher nicht eingewilliget haben. Vielleicht wollte man aber auch die Wohlfarth der Völker nicht der Gefahr ausſetzen, in erſchreckliche innerliche Unruhen geſtürzet zu werden, die man in andern Reichen bey Ausſterben des regierenden Hauſes bemerket hatte. Die Religion und die Grundgeſetze des Reichs erlaubten alſo jedem Monarchen zwey Gemahlinnen: und wenn von denenſelben binnen drey Jahren gar keine Kinder und binnen ſechs Jahren keine Söhne erfolgten; ſo konnte er noch die dritte nehmen: und auch nach abermaligen drey Jahren die vierte hinzufügen, ſo lange bis ein Sohn erzeuget wurde.

Soſi, der ſchon bey Lebzeiten ſeines Vaters nach der beſtändigen Gewohnheit mit zwey Gemahlinnen vermählet war, hatte ſich in dem Falle befunden, keinen Sohn mit ihnen zu erzeugen: und er hatte nach ſechs Jahren die dritte hinzugefüget, die ihn mit zwey Söhnen beſchenket hatte, und itzo abermals ſchwanger war. Das Herz dieſes Monarchen war ungemein zur Zärtlichkeit geneigt. Er kennete ſonſt kein andres Vergnügen, als ſeine Erkenntniß zu vermehren, ſeine Unterthanen glücklich zu machen, und das, ſo er durch eine gegenſeitige Zärtlichkeit ſchmeckte. Alle übrigen Arten von Vergnügungen waren ihm ſo gleichgültig, daß er ſie nicht der Mühe werth hielt, deshalb von ſeinem Stuhl aufzuſtehen.

Er liebte auch in der That alle ſeine drey Gemahlinnen mit einer wahren und gleichen Zärtlichkeit. Die

di beſaß ſein Herz wegen ihres ſchönen Witzes und
ßen Verſtandes; die Moly hatte ihn durch ihr liebrei-
s, leutſeliges und allezeit gefälliges Betragen, und
ch ihr edles Herz gerühret; und der Tomy glaubte er
e Zärtlichkeit wegen ihres luſtigen Betragens, wegen
er geſchickten Stellungen und wegen ihrer Fruchtbar-
ſchuldig zu ſeyn. Alle drey aber waren ſie die größ-
Schönheiten, die in ſeinen weitläuftigen Ländern zu
den waren.

Die Monarchen von Geduldien vermählten ſich mit
en Töchtern ihrer Unterthanen. Wenn ein Kronprinz
vermählen war, oder ein Monarch eine neue Gemah-
n verlangte; ſo mußten alle Statthalter das Verzeich-
der ſchönſten Jungfern ihrer Provinz, die eine gute
ziehung gehabt hatten, und nicht über 15 und unter 12
hren waren, einſchicken, und zugleich die Umſtände ih-
Familien bemerken. Hierauf wurde ein alter Greiß
geſchickt, um die ſchönſten und geſundeſten davon aus-
eſen, und nach Hofe zu führen. Unter dieſen las ſich
Kronprinz, oder der Monarch ſelbſt, diejenige aus, die
n Herz am meiſten rührete: und die Familie dieſer
ücklichen Perſon erhielt zwey Centner Goldes, den Rang
Statthalter der Provinzen und den freyen Zutritt
Hofe; dargegen ſie aber unter dieſer und der folgen-
n Regierung durch ein unverbruchliches Geſetz von allen
taatsbedienungen ausgeſchloſſen war.

Da Sofi alle ſeine Glückſeligkeit in eine zärtliche
be ſetzte; ſo verlangte er auch, daß ſeine Gemahlinnen
ne große Zärtlichkeit vor ihn haben ſollten. Er konnte
h gar nicht über den Mangel an Zärtlichkeit beſchweh-

ren. Eine jede beeiferte ſich gleichſam um die Wette, ihm eine größere Liebe zu bezeugen. Allein, nicht ſelten wurde er von denen Zweifeln gemartert, ob man ihm auch eine ſo große Zärtlichkeit erweiſen würde, wenn er nicht Monarch wäre. Wie oft beſeufzte er nicht das Schickſal derer Monarchen, welche ſo wohl in Anſehung der Freundſchaft, als der Liebe niemals verſichert ſeyn könnten, ob man eines oder das andre ihrer Würde, oder ihren Perſonen widmete.

Soſi müßte weit weniger auf eine wahre Zärtlichkeit ſeiner Gemahlinnen eiferſüchtig geweſen ſeyn, wenn er nicht beſchloſſen hätte, als er von der wunderbaren Kraft ſeiner Schaale Nachricht hatte, an ſeinen Gemahlinnen einen Verſuch zu machen. Er ſpeiſete demnach noch dieſen Abend mit ſeinen Gemahlinnen allein: und nach der Tafel befahl er denen Bedienten ſich zu entfernen, wie er öfters zu thun gewohnt war, wenn er ſich mit ihnen in aller Freyheit vergnügen wollte. Er ließ alsdenn ſeine prächtige Schaale herumgehen, die er ſelbſt einſchenkte, nachdem er ihnen geſaget hatte, daß dieſes das koſtbareſte Stück ſeines Schatzes wäre: und wie vergnügt wurde er nicht, als er ſah, daß ſeine Gemahlinnen dieſe Probe aushielten.

Allein, einige Tage darauf zogen ſich neue Wolken von Zweifeln in ſeiner Seele auf. Es fielen ihm die Gedanken ein, daß zwar ſeine Gemahlinnen zeither treu geweſen ſeyn könnten, weil er ſie ſo jung geheyrathet, und ihnen die Gelegenheit zu Ausſchweifungen gemangelt hätte; daß aber dieſes dennoch noch kein Beweis ihrer wahren Zärtlichkeit gegen ihn wäre; und daß ſie ihm gar wohl untreu werden könnten, wenn er ſich eine Zeitlang entfernte, und ſie Freyheit hatten, ihren Neigungen zu folgen.

Soſi bemühete ſich zwar, dieſe Gedanken zu verbannen, und ſich von der vollkommenen Treue und Zärtlichkeit ſeiner Gemahlinnen zu überreden. Allein, das unfehlbare Mittel, das er in Händen hatte, von ihrer künftigen Aufführung verſichert zu werden, war ein allzu ſtarker Antrieb, als daß er ſich hätte verweigern können, ſich dieſe Gewißheit zu verſchaffen, die er zu der Zufriedenheit und Glückſeligkeit ſeines Lebens ſo nöthig hielt. Er beſchloß demnach alle marternde Zweifel zu heben, ſich ein halb Jahr zu entfernen, und indeſſen ſeinen Gemahlinnen alle Freyheit zu laſſen, die ihre Treue zu probiren im Stande wäre.

Die benachbarte Monarchie Ardantien befand ſich damals mit unſerm Soſi im Kriege. Die Gränzen beyder Monarchien auf der Inſel Atlantis waren durch ſo unerſteigliche Gebirge von einander abgeſondert, daß hier keine Monarchie der andern großen Schaden zufügen konnte. Eine Hand voll Volks konnte hier einem großen Kriegsheere das Eindringen verwehren. Allein, nicht eben alſo war es in Europa beſchaffen, wo die Monarchie Ardantien das heutige Portugall und den mittäglichen Theil von Spanien beſaß, ſo wie der mitternächtliche Theil von dem heutigen Spanien, Frankreich und etwas von Teutſchland zu der Monarchie Geduldien gehörete. Hier hatte Ardantien im vorigen Jahre verſchiedne Eroberungen gemacht, und des Soſi Völker hatten ſich mit einigem Verluſt zurück zu ziehen genöthiget geſehen. Soſi beſchloß alſo dieſe Gelegenheit zu ſeiner Entfernung zu ergreifen, und den bevorſtehenden Sommer über ſein Kriegsheer in eigner Perſon anzuführen.

Da er dieſen Winter über die erſtaunlichſten Zurüſtungen hatte machen laſſen, und mehr als hundert tauſend Mann friſcher Völker bereit ſtanden, um zu Verſtärkung ſeines Kriegsheeres nach Europa übergeführet zu werden; ſo erregte dieſer Entſchluß gar keine Verwunderung, als er ihn bekannt machte. Nur ſeine Gemahlinnen wollten ihn in dieſem Feldzuge begleiten, welches er aber unter der Vorſtellung, daß es wider alle Gewohnheit liefe, ablehnete: und als ſie ihn erſuchten, daß ſie ſich wenigſtens in dem nächſten Seehafen, Europa gegen über, aufhalten wollten, damit ſie deſto zeitiger von ihm Nachrichten haben könnten, ſo ſtellete er ihnen vor, daß er vielmehr beſchloſſen hatte, daß ſie indeſſen in der Hauptſtadt allen Glanz ſeines Hofes fortſetzen ſollten; damit die Feinde, weil er vor gut befände, ſehr wenig Bedienten mit zu Felde zu nehmen, um der Armee nicht zur Laſt zu ſeyn, nicht urtheilen möchten, daß es ihm an Gelde fehlete: und zu dem Ende wolle er die ohnedem unbillige Gewohnheit, daß die Königinnen in Abweſenheit des Königs ſich nicht öffentlich ſehen laſſen dürften, gänzlich aufheben, und verordnen, daß ſich der Hof in denen Zimmern einer jeden Königinn wöchentlich einmal zu einer groſſen Geſellſchaft verſammlen ſollte.

Bald darauf nahm Soſi, nachdem er alles ſeinen Abſichten gemäß angeordnet hatte, von ſeinen Gemahlinnen zärtlichen Abſchied, und ſetzte nach Europa über. Er fand daſelbſt ſein neues Kriegsheer ſchon ausgeſchiffet: und nachdem er ſeine ſchon daſelbſt befindlichen Völker gemuſtert hatte; ſo fand er ſein ganzes Kriegsheer 27000 Mann ſtark, davon er zwey kleine Heere beſonders agiren ließ, um dem Feind allenthalben Widerſtand zu thun. Er ſelbſt aber führete ein Heer von 15000 Mann an, womit er dem Feinde das im vorigen Jahre Eroberte wieder abnehmen wollte.

Soſi war eben ſo tapfer, als er weiſe war. Seine Gegenwart belebte den Muth ſeiner Soldaten; und binnen kurzer Zeit hatte er alle Feſtungen wieder erobert, deren ſich der Feind bemächtiget hatte. Das Ardaniſche Kriegsheer war weit ſchwächer, und getrauete ſich nicht in eine Schlacht einzulaſſen. Soſi drang alſo ſelbſt in des Feindes Land ein, und eroberte einige wichtige Feſtungen, weil die Feinde ihm nur durch Partheyen Abbruch zu thun ſuchten, worwieder er gute Gegenanſtalten zu machen wußte.

Allein, gegen Ende des Feldzuges erhielt der Ardaniſche Feldherr eine Verſtärkung von 5000 Mann; und nun hielt er ſich ſtark genug, eine Schlacht zu wagen. Soſi belagerte eben damals eine Hauptfeſtung des Feindes, als derſelbe zum Entſatz herbey rückte. Unſer Held hielt die Feſtung mit 3000 Mann eingeſchloſſen, und rückte mit dem übrigen Heere dem Feinde entgegen.

Die Schlacht war ſehr hitzig, weil der Erfolg des vorigen Jahres denen Feinden Muth machte. Soſi ſah ſeine Völker an verſchiednen Orten Noth leiden: und er urtheilte, daß die Schlacht verlohren ſeyn würde, wenn er ſich nicht ſelbſt der Gefahr ausſetzte. Er eilte demnach allenthalben in die größte Hitze des Treffens, und munterte durch ſeine Gegenwart und Zuredungen ſeine Soldaten

daten auf. Dieſe That hatte auch allen Erfolg, den er ſich davon verſprochen hatte. Die Feinde wurden allenthalben zum Weichen gebracht, und erlitten eine gänzliche Niederlage. Allein, Soſi empfieng einen Pfeilſchuß in den linken Fuß; und ob ihn zwar dieſe Wunde ſehr ſchmerzte; ſo äußerte er doch nichts davon, damit ſeine Soldaten durch ſeine Verwundung nicht zaghaft gemacht werden ſollten. Er blieb noch zwey Stunden zu Pferde, und gab ſeine Befehle mit einer großen Gegenwärtigkeit des Geiſtes, bis die Niederlage der Feinde, ohne Befürchtung einer abermaligen Veränderung des Kriegsglückes, gewiß, und das feindliche Kriegsheer gänzlich zerſtreuet war.

Nachdem er zu weiterer Verfolgung des Feindes Befehl gegeben hatte; ſo eröffnete er ſeinen Bedienten, die ſich bey ihm eingefunden hatten, ſeine Verwundung. Er ließ ſich vom Pferde heben und nach ſeiner Wunde ſehen, die überaus geſchwollen war, und von jedermann vor ſehr gefährlich gehalten wurde. Nach der Verbindung, um den Schwulſt zu lindern, ließ er ſich in das Lager vor die belagerte Feſtung tragen, die ſich ſo fort ergab, als ſie von der Niederlage ihres Kriegsheeres verſicherte Nachricht erhielt.

Soſi wurde in die Feſtung getragen, und alle erſinnliche Mittel zu ſeiner Heilung angewendet. Allein, ſeine Wunde ſchien immer gefährlicher zu werden. Ein heftiges Fieber drohete ihm den Tod: und nachdem man den Pfeil ausgeſchnitten hatte, der tief bis in den Knöchel gedrungen war; ſo zeigten ſich ſo bösartige Geſchwühre, welche die Vermuthung erregten, daß der Pfeil vergiftet geweſen wäre, daß jedermann über ſeiner Geneſung zweifelhaft wurde.

Es wurden alle berühmte Aerzte aus des Soſi europäiſchen Landen herbey gerufen; und ob zwar einer darunter den Schaden zu großer Beſſerung brachte; ſo behauptete er doch, daß er vor die völlige Heilung nicht gut ſeyn konnte; wenn Soſi nicht in eine benachbarte Galliſche Provinz gebracht würde, die wegen ihrer geſunden Luft ſehr berühmt war. Soſi, da von dem geſchlagenen und in die Winterquartiere gegangenen Feinde, weiter nichts zu beſorgen war, entſchloß ſich hierzu und ließ ſich in einem bequemen und verdeckten Trageſtuhl, nach Amorien, ſo hieß damals dieſe Provinz, bringen.

Hier ließ ſich in der That die Wunde immer mehr und mehr zur Beſſerung an. Allein, es gieng doch ſehr langſam zu: und Soſi mußte über ein Viertel Jahr im Bette aushalten, weil der Arzt nicht wollte, daß der Fuß im geringſten beweget würde. Die Zeit wurde alſo zuweilen unſerm Soſi ſehr lang; und weil er ſehr leutſelig und umgänglich war; ſo ließ er alle Tage die vornehmſten Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts aus der Stadt Amorien in ſein Zimmer kommen, um ſich die Zeit zu verkürzen, wenn er von der Vorleſung der Berichte ſeiner Stadthalter und Feldherren und andrer Schriften ermüdet war.

Alle Perſonen, welche zu dem Monarchen Zutritt hatten, ließen ſich ſehr angelegen ſeyn, denſelben auf eine angenehme Art zu unterhalten. Die Unterredungen wurden ſehr munter und witzig geführt; man erſchöpfte alle angenehmen und luſtigen Geſchichte, die man wußte: und nicht ſelten griffen dieſe oder jene Perſonen, oder beyderley Geſchlechter einander mit witzigen Spöttereyen an.

Eines Tages, als die Wunde faſt geheilet war, und der Arzt dem Sohn ſchon erlaubte, einige Stunden des Tages außer dem Bette auf einen Stuhl zuzubringen; ſo war die Geſellſchaft ſehr zahlreich und die Unterredung fiel auf die Galanterie der damaligen Zeiten. Ein alter mürriſcher Obriſter über 4000 Mann hatte hierzu Gelegenheit gegeben. Er ſagte, daß die Damen den freyen Umgang mit denen Mannsperſonen ein wenig zu hoch trieben, daß ſie halb entblößet die Beſuche der jungen Herren vor ihrem Nachttiſch annehmen, und daß, wenn er nicht zu alt wäre, er es vielleicht noch erleben könnte, daß ſie die jungen Herren, unter dem Titel der Mode und der Lebensart, öffentlich mit zu Bette nehmen würden.

So fort hatte er ſeine Frau und alle Damen in der Geſellſchaft auf dem Halſe. Man behauptete, daß, je weniger die Weiber unter dem Zwange und der Hütung ſtünden, deſto weniger hätten ſie Neigung, ihre Männer zu betrügen; dahingegen, wenn ſie in ſtränger Aufſicht gehalten würden: ſo hätten ſie zu demjenigen, was ihnen ſo ſcharf verbothen würde, weit mehr Luſt, und bey der geringſten Gelegenheit, weil ſie koſtbar wäre, ſchritte man ſo fort zur Hauptſache. Die Frau Oberrichterinn fügte hinzu, daß man die jungen Narren aus eben der Urſache um ſich litte, weshalb man ſich an einem geſchwätzigen Staar, oder an einem ſpielenden Schooßhündchen vergnügte.

Die Frau Stadthalterin, welche das Orakel der Stadt und eine der klügſten Frauen dieſes Jahrhunderts war, ſagte hierauf mit ihrer gewöhnlichen weiſen Miene, daß die jungen Narren aus Rache, weil ſie nichts genoſſen, öfters die Weiber in ein übles Geſchrey brachten, und daß ſie wohl wetten wollte, daß itzo zehnmal mehr ehrliche Weiber in der Welt wären, als vor zwey hundert Jahren. Sie ſetzte hinzu, daß, wenn es nur ein untrügliches Mittel in der Welt gäbe, die Untreue der Weiber öffentlich zu erkennen; ſo würde es ſich zeigen, daß der üble Ruf vieler Weiber weiter nichts, als boshaftige Verläumdungen wären.

Wenn es darauf ankäme, Frau Stadthalterin, verſetzte hierauf Sofi, ſo hätte ich ein ſolches untrügliches Mittel. Ich habe in dem Schatze meiner Vorfahren eine diamantene Schaale gefunden, welche vermöge eines Talismans die wundernswürdige Kraft beſitzet, daß eine Frau, die ihrem Manne untreu geworden iſt, oder eine Jungfer, die ihre Jungferſchaft verlohren hat, ſo bald ſie daraus trinket, ein krummes Maul bekommt. Ja! was noch mehr iſt, ich habe dieſe Schaale bey mir.

Der alte Obriſte bath hierauf den Monarchen ehrerbiethigſt, daß er doch dieſe Schaale ſo fort herbringen laſſen möchte, um an allen dieſen hitzigen Verfechterinnen der weiblichen Unſchuld die Probe zu machen: und wenn ſie ſich derſelben nicht unterwürfen; ſo wäre es gewiß, daß ſie nichts als Luftſtreiche gethan hätten. Der Oberſteuereinnehmer, der ſehr eiferſüchtig war, und zu ſeiner Frau nicht das beſte Vertrauen hatte, erſuchte den Monarchen gleichfalls dieſe Schaale bringen zu laſſen.

Alle Damen wurden hierbey ziemlich beſtürzt: ſo ſehr ſie ſich auch zwangen, in ihrer Faſſung zu bleiben, und ihre Angſt zu verbergen. Nur die Frau Stadthalterin verlohr nichts von ihrem geſetzten Muthe. Sie urtheilte ſehr weislich, daß eine ſolche Schaale nicht in der Welt ſeyn könnte, und daß dieſes nur ein Scherz des Monarchen wäre, um die Damen wegen ihrer Gegenwärtigkeit des Geiſtes auf die Probe zu ſetzen. Sie nahm dannenhero das Wort, und ſagte, daß es die Ehre aller anweſenden Damen erfordere, daß ſie in aller Namen den Monarchen demüthig bitten müßte, dieſe Schaale bringen zu laſſen, damit man ſolchen Läſterern, als der Herr Obriſte wäre, auf einmal den Mund ſtopfen könnte. Die übrigen Damen, welche endlich ein Herz faßten, und auf eben die Gedanken fielen, als die Frau Stadthalterin, vereinigten ihr Bitten, mit dem ihrigen; und alle Männer, welche die Sache nur vor einen Scherz des Monarchen anſahen, bathen ihn ebenfalls darum, weil ſie ſich eine Luſt zu machen gedachten, wenn dieſe oder jene Dame in Angſt gerathen würde, indem ſie die Schaale an den Mund ſetzte.

Soſi hatte eine große Neigung ſeine Schaale zu probiren. Er zweifelte gar nicht, ihre Wirkung zu ſehen. Denn man hatte ihm zu ſeiner Beluſtigung von dieſer oder jener anitzt anweſenden Dame artige Begebenheiten erzählet, wenn nur wenige Perſonen bey ihm geweſen waren. Unterdeſſen hatte er doch verſchiedne Bedenklichkeiten. Er hielt es vor unrecht den Hausfrieden der Familien zu ſtören, und diejenigen ſo es betreffen würde, auf beſtändig dem öffentlichen Gelächter auszuſetzen. Er ſagte dannenhero, daß man die Wirkung dieſer Schaale vor keinen Scherz anſehen müſte. Sie wäre in alten Zeiten ſehr oft probiret, und allemal untrüglich befunden worden. Ohngeachtet er nun an der Tugend aller gegenwärtigen Damen keinen Zweifel truge, ſo truge er doch aus verſchiednen Urſachen Bedenken, dieſe Probe geſchehen zu laſſen.

Je ernſthaftiger der Monarch redete; je mehr wurde die Frau Stadthalterin beſtärket, daß es bloß die Abſicht wäre, ſie in Furcht zu ſetzen. Sie wiederholte alſo ihre Bitte, die Schaale bringen zu laſſen, auf die ernſthaftigſte und dringendeſte Weiſe. Die Eiferſüchtigen unter denen anweſenden Männern fiengen an die Wirkung zu glauben, und das war ein neuer Bewegungsgrund, den Monarchen um die Probe zu bitten; die übrigen aber ſetzten ihr Bitten fort, um die Schönen deſto mehr in Verwirrung zu bringen.

Endlich entſchloß ſich Soſi, die Probe geſchehen zu laſſen. Er beſchloß diejenigen Familien, welche das Unglück eines krummen Mundes betreffen würde, mit ſich auf die Inſel Antlantis zu nehmen, denen Männern in entfernten Provinzen die einträglichſten Bedienungen zu geben, und allen übrigen Anweſenden auf das ſchärfſte das Stillſchweigen aufzulegen. Ich ergebe mich, ſagte er hierauf, auf euer aller ſo dringendes Bitten. Allein, ich befehle hiermit allen Männern, daß, wenn ſich über alles Vermuthen ein Unglück ereignen ſollte, daß niemand ſeiner Frau deshalb Vorwürfe macht, ſondern meine Verordnung darüber in Unterthänigkeit erwartet.

Sofi ließ ſich hierauf einen, auf dem Tiſch ſtehenden, Juwelenkaſten reichen, und nachdem er ihn aufgeſchloſſen hatte; ſo holete er die fürchterliche Schaale heraus. Sie gieng aus einer Hand in die andre: und alle verwunderten ſich über die künſtliche und wunderbare Arbeit, über die ſeltſamen Figuren und den unermäßlichen Werth einer ſolchen Schaale. Unterdeſſen veränderte ſie nichts in denen Gedanken der anweſenden Geſellſchaft. Die wenigſten glaubten die Wirkung der Schaale; und die meiſten ſahen es noch immer als einen Scherz des Königs an, nur die Damen in Furcht zu ſetzen. Auf dieſer Seite befanden ſich inſonderheit die Frau Stadthalterin und faſt alle Damen.

Der Monarch befahl dem Obriſten im Scherz, daß weil er der Urheber des Streits wäre; ſo ſollte er hier das Amt eines Einſchenkers verſehen. Dieſer bezeugte ſich hierüber ſehr vergnügt, und verſicherte lachend, daß er allen Weibern in der ganzen Welt bey einer ſolchen Gelegenheit von Herzen gern dieſen Dienſt leiſten wollte.

Da der Frau Stadthalterin ohne Zweifel die Ehre des Vorrangs gebührete; ſo überbrachte er ihr dieſelbe mit einer tiefen Verbeugung; und dieſe, welche von ihrer Wildheit und geſetzten Muthe noch nicht verlaſſen wurde, trank ſo keck mit aller Herzhaftigkeit und Anſtändigkeit. Allein, gar bald erhob ſich ein lautes Gelächter unter denen Mannsperſonen. Es zeigten ſich erſchreckliche Verzerrungen in ihrem Geſichte; und das Maul wurde ihr ſo krumm gezogen, daß es ſehr nahe mit dem Ohre benachbaret wurde. Aber auch bey dieſem entſetzlichen Unglück wußte ſich die weiſe und geſetzte Frau Stadthalterin zu faſſen. Ach nun ſehe ich, allergnädigſter Herr, ſagte ſie mit einem wegen der Krümme ihres Mundes ſehr hohlen Tone, was dero Scherz zu bedeuten hat. Dero Schaale macht nur denen ehrlichen Weibern krumme Mäuler.

Der Monarch ſagte lächelnd, daß dieſes wohl ſeyn könnte. Allein, in dem Geſichte des Herrn Stadthalters zogen ſich erſchreckliche finſtere Wolken zuſammen. Unterdeſſen erinnerte er ſich des Befehls des Königs. Er ermahnte alſo nur den Obriſten, daß er ſein Amt nicht vergeſſen ſollte; hier müſſe man weiter fortfahren.

Die Reihe traf nun die Frau Commendantin und mit zitternder Hand nahm ſie die Schaale von dem Obriſten. Sie trank ſie ſehr langſam und behutſam aus; allein dieſes hinderte nicht, daß nicht ihr Mund gar ſehr auf die Seite gezogen wurde, jedoch war er kaum halb ſo krumm als das Maul der Stadthalterin. Als ſich das Gelächter derer Mannsperſonen ein wenig geſtillet hatte; ſo ſagte ſie zur Frau Stadthalterin, daß ſie nun gewiß überzeuget wäre, daß dieſe Schaale nur bey denen ehrlichen Weibern dieſe wunderbare Wirkung hätte.

Als der Obriſte die Schaale der Frau Oberrichterin präſentirte; ſo ſagte ſie, daß ſie niemals Wein tränke, und rufte hierüber ihren Mann zum Zeugen an, der es aus Gefälligkeit bekräftigte. Allein, der Monarch ſagte, daß der Obriſte nach der Frau Oberrichterin Befehl Waſſer einſchenken könnte. Sie mußte alſo dem ohngeachtet die Schaale ausleeren: und ihr Maul wurde ſo entſetzlich gekrümmet, daß es mit dem anſehnlichen krummen Maule der Frau Stadthalterin in gleichem Range gehen konnte.

Hierauf trank die Gemahlin des Obriſten über die Schleuderer, die Frau Oberzahlmeiſterin der Provinz, und die Frau Landrichterin; und der Erfolg war bey allen einerley: ſie bekamen ſehr anſehnliche krumme Mäuler. Die Frau Oberſteuereinnehmerin bedankte ſich ſehr höflich, und verſicherte, daß ſie itzo nicht den geringſten Appetit hatte. Allein, der Monarch ſagte, daß die Sache zu weit gekommen wäre, als daß ſich jemand ausſchlieſſen konnte, ſie mußte alſo trinken; und ſie erlangte ein krummes Maul vom erſten Range.

Nunmehr traf die Reihe die Frau Schloßhauptmannin, die Frau Obervorſteherin der Stadt, die Frau Proviantverwalterin, und die Frau Zeughauptmannin; und die verdammte Schaale zeigte immer einerley Wirkung. Sie bekamen jedoch nur krumme Mäuler vom zweyten Range. Zuletzt präſentirte auch der Obriſte die Schaale ſeiner eignen Gemahlin, und ſagte, daß es ihm verdrüſſen würde, wenn ſie unter ſo viel ehrlichen Weibern allein ein gerades Maul behielte. Sie hatte auch in der That gleiches Schickſal. Allein, die Krümmung war nicht ſtark; und vor ein krummes Maul ſah es noch ganz manierlich aus.

So wie immer eine Frau nach der andern trank; ſo verminderte ſich das Gelächter unter denen Mannsperſonen gar ſehr. Ein jeder Mann, deſſen Frau getrunken hatte, verfinſterte ſein Geſicht, und ſeine Stirne zog erſchreckliche Runzeln. Als aber ſieben Damen getrunken hatten, und der Erfolg immer einerley war; ſo lachte niemand mehr, ſondern die Mannsperſonen ſteckten hin und wieder die Köpfe zuſammen. Als nun die Probe geendiget war; ſo ſtand der Stadthalter auf und mit ihm alle andre Männer. Sie warfen ſich dem Monarchen zu Füßen, und bathen um Erlaubniß, daß ſie dieſe ungetreuen und nichtswürdigen Weiber verlaſſen dürften.

Allein Seſi, der ihnen aufzuſtehen befahl, erinnerte ſie ihrer vorhergegangenen dringenden Bitten und der Bedingung, unter welcher er die Sache geſchehen laſſen. Er fügte hinzu, dieſe Schaale möge nun eine Probe der Ehrlichkeit, oder der Untreue der Weiber ſeyn; ſo befehle er ihnen hiermit bey ſeiner Ungnade, ihren Weibern deshalb niemals Vorwürfe zu machen.

Als aber der Stadthalter, der Oberſteuereinnehmer und einige andre eiferſüchtige Männer vorſtelleten, daß ihr Zuſtand und ihre Gemüthsunruhe ſehr grauſam wäre, und daß er Mitleiden mit ihnen haben möchte; ſo ſagte Seſi, daß er allen denenjenigen Männern, die eine andre Probe aushalten würden, erlauben wolle, mit ihren Weibern nach Gefallen umzugehen. Er hatte nämlich noch eine andre Schaale, welche die Kraft hatte, daß alle Männer ſtock blind würden, die daraus tranken, wenn ſie in ihrer Bedienung Unterſchleif gemacht, um Geſchenk und Gaben halber etwas gethan, oder ihren Untergebenen etwas abgepreßt hätten. Er fügte hinzu, daß wenn es ihnen gefällig wäre; ſo wollte er dieſe Schaale ſo fort hier verſuchen.

Faſt alle Anweſende, und inſonderheit beyde Herren Richter, der Oberſteuereinnehmer, der Oberzahlmeiſter und der Proviantverwalter wurden hierüber ſehr beſtürzt. Unter allen faßte ſich der Stadthalter am geſchwindeſten. Er ſagte: ob ich gleich verſichert bin, allergnädigſter Herr, daß keiner von Dero anweſenden getreuen Dienern vor dieſer Probe erſchrecken wird; ſo erkennen wir doch nunmehr Dero unveränderlichen Willen; und wir haben denſelben zu verehren gelernet. Nur wird es nöthig ſeyn, daß jedermann von der Urſache dieſer Begebenheit ein tiefes Stillſchweigen beobachtet; weil wir ſonſt ein öffentlicher Spott der ganzen Provinz und aller benachbarten Länder werden würden.

Die Damen hatten zeither in einem Haufen bey einander geſtanden, und einander bald hier, bald dort etwas in die Ohren geredet. Nun aber nahm die Frau Stadthalterin folgendergeſtalt das Wort: Allergnädigſter Herr! es mag dieſe Schaale eine Probe der Ehrlichkeit, oder der Untreue der Weiber ſeyn; ſo bin ich doch ſehr verſichert, daß alle Weiber in der ganzen Stadt keine andern Eigenſchaften haben, als wir. Wir bitten alſo demüthig, daß Sie dieſe Probe über alle Weibesperſonen der ganzen Stadt ergehen laſſen. Sie, großer König, welche die eigentlichen Kräfte ihrer Schaale am beſten kennen, werden alsdenn finden, daß keine einzige untreue Frau in der Stadt iſt; und das iſt zugleich das einzige Mittel, uns vor einem grauſamen Geſpötte zu bewahren.

Alle Männer billigten ſofort dieſen Vorſchlag; und urtheilten, daß dieſes das einzige Mittel wäre, ein ewiges Mißvergnügen von ihnen abzuwenden. Soli fand ſelbſt dieſes Mittel vor das ſicherſte; und da er doch ſehen wollte, wie weit das Verderben der Sitten getrieben war;

war: ſo bewilligte er dieſen Vorſchlag. Man beſchloß, daß binnen acht Tagen ein groſes Feſt angeſtellet, und alle Einwohner der Stadt mit ihren Weibern und Töchtern, die über 15 Jahr alt waren, darzu eingeladen werden ſollten, unter dem Vorwand, daß ihnen der Monarch dieſes Feſt wegen ſeiner in ihrer Stadt wieder erlangten Geſundheit geben wollte. Indeſſen aber ſollten ſich alle zwölf Damen vor niemand ſehen laſſen, damit ihre krummen Mäuler nicht allerley Urtheile und Verdacht erregten. Damit ſie aber von dem Schloſſe wegkommen könnten, ohne daß die Bedienten dieſe groſe Veränderung wahrnehmen; ſo wurde ein Ball beſchloſſen; und die Männer giengen einer nach dem andern hinaus und ſchickten ihre Bedienten nach Maskenkleidern.

Auf dieſe Art blieb die Sache gänzlich verſchwiegen: und man arbeitete indeſſen an denen Zubereitungen des Feſtes. Eine ſehr groſe Wieſe vor der Stadt wurde mit Schranken umgeben, und fünfhundert groſe Tafeln darinnen aufgeſtellet, und aus allen umliegenden Städten alles herbey geſchaffet, was zu dem Feſte nöthig war. Die Wunde des Soſi war auch nunmehr faſt völlig geheilet, und der Wundarzt erlaubte, daß er in einem groſſen aufgeſchlagenen Zelte dabey gegenwärtig ſeyn könnte.

Als der Tag des Feſtes erſchienen war; ſo fanden ſich nicht allein alle Einwohner der Stadt mit ihren Weibern und Töchtern, ſondern auch faſt alle umliegende Landleute mit den Ihrigen dabey ein, welche zu der Freude über die wiedererlangte Geſundheit ihres Monarchen eben ſo groſes Recht zu haben glaubten als die Einwohner der

Stadt. Es war auch Befehl gegeben, jedermann in die Schranken einzulaſſen.

Nachdem man geſpeiſet hatte, und jedermann bey der beſten Luſt war; ſo wurden alle Manner vor das Gezelt des Königes abgefordert, und indeſſen keine Weibesperſon aus denen mit Wacht beſetzten Schranken herausgelaſſen. Hier trug ihnen der Stadthalter vor, was der König vor eine bewundernswürdige Schaale hatte, woran man die Treue der Weiber und die Keuſchheit der Jungfern erkennen könnte; und ob ſie ſich nicht dieſer ſchönen Gelegenheit bedienen wollten, an ihren Weibern und Töchtern die Probe zu machen. Jedoch wäre des Königs ernſtlicher Wille, daß hierüber niemals dem weiblichen Geſchlecht Vorwürfe gemacht werden ſollten.

Jederman willigte ſo fort ein, jedoch aus verſchiedenen Bewegungsgründen. Der eine Theil, welcher mit dem beſten Vertrauen zu ſeinen Weibern und Töchtern erfüllet war, glaubte hierdurch vor andern eine beſondre Ehre und Vorzug zu erwerben; der andre Theil aber, der mit Eiferſucht und Verdacht eingenommen war, hoffte dadurch in ſeinen grauſamen Zweifeln zur Gewißheit zu gelangen.

Die Männer begaben ſich wieder in die Schranken, und die zwelf vornehmſten Bedienten der Stadt mit ihnen, damit alles ordentlich zugehen möchte. Um mich aber kurz zu faſſen; ſo gieng die Schaale herum. Man brachte damit bis in die ſpäte Nacht zu, und die Tafeln wurden mit einigen tauſend Lichtern beſetzet. Der Erfolg war der nämliche, und die Gemüthsbewegungen der beyderley Geſchlechter eben diejenigen, die wir vorhin in jener anſehnlichen Geſellſchaft bemerket haben. Als die Probe zu Ende war; ſo fanden ſich nur vier Weiber und zwanzig Jungfern, die keine krummen Mäuler bekommen hatten, die nach dem Befehle des Monarchen vor ihn geführet wurden; und ihre Männer und Väter folgten ihnen.

Hier ſind zwey Blätter in dem alten Manuſcripte, woraus ich dieſe Geſchichte abſchreibe, durch irgend einen Zufall dergeſtalt verderben, daß ich mit großer Mühe kaum wenige Worte heraus bringen kann. Dieſe Worte ſind: **bucklicht, lachen, triefäuglich, enge, verſchloſſen, Unterſchied der Geſchl - - Tage über - - Ja - -;** und ich muß alſo hier meine Erzählung eben ſo mangelhaftig laſſen. Denn ich bin kein ſo großer Criticus, daß ich mir dieſe Lücken auszufüllen getrauen kann.

Nachdem das Manuſcript wieder leſerlich wird; ſo finden wir den Soſt ſchon wieder in ſeiner Hauptſtadt und mit einer abermaligen Probe mit ſeinen drey Gemahlinnen beſchäfftiget. Dieſe Probe fiel bey der Nadi und Tomy ſehr unglücklich aus. Die Nadi bekam ein krummes Maul ohngefähr von der dritten Klaſſe, die Tomy aber vom erſten Range. Mely allein hielt die Probe aus; und Soſt beſchloß, daß er ihr künftig keine Gemahlin weiter an die Seite ſetzen, ſondern ſeine Glückſeligkeit allein in ihrer Zärtlichkeit finden wollte.

Der Nadi und Tomy hielt er zwar ihr Verbrechen vor, aber ohne Entrüſtung und Bitterkeit. Er ſagte ihnen, daß er ihnen zwar nicht weiter beywohnen würde;

allein ſie ſollten allen Rang und Ehre ſeiner Gemahlinnen ferner genieſſen, und auf die Art unterhalten werden, als die Gewohnheit und Geſetze bey denen vorigen Königinnen eingeführet hatte. Denn er beſchiede ſich gern, daß ſie vielleicht ohne die, ihnen mit Verſatz gelaſſene, weite Gelegenheit treu geblieben wären. Allein, dieſer Verſuch ſey zur Glückſeligkeit ſeines Lebens nothwendig geweſen.

Nunmehr ſetzte ſich Soſi vor, eine allgemeine Verbeſſerung der Sitten und Ehegeſetze in allen ſeinen weitläuftigen Staaten vorzunehmen. Allein, die drey letztern Blätter ſind in meinem Manuſcripte durch den Moder der Zeit ſo ſehr verdorben, daß ich keinen einzigen zuſammenhängenden Gedanken heraus bringen kann. Ich bin alſo nicht im Stande zu ſagen, auf was Art er ſeine Verbeſſerung vorgenommen, und was ſie vor einen Erfolg gehabt hat, ſondern ich bin genöthiget, hier meine Erzählung zu beſchließen.

II.

Staats- und Kriegsgeſchichte der Bienen.

Die Bienen leben in Republiken, an welchen wir ſehr viel gute Ordnung und Einrichtung wahrnehmen. Wir wollen uns itzo nicht einlaſſen, ihre bürgerlichen Verfaſſungen zu beſchreiben. Wir wollen nur die Zerrüttungen und Kriege vorſtellen, von welchen dieſe kleine Staaten zuweilen heimgeſuchet werden. Dieſe Kenntniß iſt vor den Hauswirth nicht undienlich. Die Unglücksfälle dieſer Staaten betreffen zugleich ihren Eigenthümer.

Die Geſchichte der Bienen iſt zwar noch nicht genugſam bearbeitet. Allein, ſo viel wir Nachricht von ihnen haben; ſo pflegen ſie ſich nie in innerliche Kriege einzulaſſen. Niemals findet eine Bienenprinzeſſin Anhang, wenn ſie ſich wider ihre königliche Frau Mutter auflehnen, oder eine Schweſter oder Anverwandtin den Thron ſtreitig machen will. Es ſcheinet ein unveränderlicher Grundſatz in dem Staatsrechte der Bienen zu ſeyn, daß die königliche Familie niemals einen Vortheil verlangen muß, der nicht auf das eigentlichſte das Beſte des gemeinen Weſens befördert.

Die königliche Familie wird vor die Ruhe des Staats nicht ſelten aufgeopfert. Von zwey Königinnen, die in einem Stocke ſind, wird die eine getödtet, ohne daß ſich das Volk ſelbſt durch innerliche Kriege aufreibet. Wenn eine junge Prinzeßin die Verwegenheit hat, daß ſie eine Colonie ausführen, und ein eignes Reich gründen will, ohne daß es die alte Königin und der geſammte Staat vor gut befindet; ſo muß ſie ihre Bemühung und Aufſuchen gemeiniglich mit dem Leben bezahlen, und die nachfolgenden Prinzeßinnen werden faſt allemal zugleich mit vor die Wohlfarth des Staats aufgeopfert.

In einer Republik von Bienen iſt dieſes Verfahren ſehr natürlich. Es giebt unter ihnen keine Mitglieder des gemeinen Weſens, die ein, von der Wohlfarth des Staats abgeſondertes Intereſſe ſuchen. Alle Bürger arbeiten nur vor das gemeine Beſte; und niemand hat folglich einen Bewegungsgrund dieſer oder jener Prinzeſſin des königlichen Hauſes mehr anzuhangen, als einer andern.

Allein, ſo wenig innerliche Kriege die Bienen haben; ſo haben ſie deſto mehr auswärtige. Die Weſpen, die gleichſam das Rieſengeſchlechte unter den Bienen ſind, ſtehen mit ihnen in beſtändiger Feindſchaft, und ſind beſonders im Herbſte bemühet, in die Bienenſtöcke einzubrechen. Anfangs begnügen ſie ſich die todten Bienen unter den Stöcken zu verzehren. Das iſt gleichſam das Recognoſciren der Weſpen, um die Stärke und Schwäche der Stöcke auszukundſchaften. Sie wagen ſich immer weiter, und brechen endlich Haufenweiſe in die Stöcke ein.

Wenn dieſes geſchiehet, ſo iſt wenig Rettung. Man muß die Bienen herausnehmen, und zu einem andern Stock ſchlagen. Wenn es wahr iſt, daß die Menſchen die Rieſengeſchlechter ausgerottet haben; ſo wird den Bienen am beſten auf dieſe Art gerathen ſeyn. Man muß die Weſpenneſter zu Grunde richten. Wenn man im Frühjahre eine Mutterweſpe tödtet; ſo vertilget man zugleich ein ganzes Volk. Denn dieſe Mutterweſpe wird im Sommer ein ganzes Neſt oder Volk erzeugen.

Jedoch die Bienen ſelbſt führen untereinander gar öfters Kriege. Sie werden aus zweyerley Bewegungsgründen darzu angereizet, durch die Ehre und durch die Beute.

Die hitzigſten Bienenkriege ſind diejenigen, die um der Ehre willen geführet werden. Wenn zwey Schwärme aus verſchiednen Stöcken mit einander aufſteigen, oder wenn ein ausgehender Schwarm in einen andern alten Stock eindringet; ſo entſtehet die allergrauſamſte Schlacht, die ſich gemeiniglich nur mit dem Untergange beyder Völker endiget, es ſey denn, daß der eine König zeitig das Leben in der Schlacht einbüßet, da ſich denn deſſen Volk gar bald friedlich mit dem andern zu vereinigen pfleget. Sie ſcheinen nur vor die Ehre und das Leben ihrer Könige zu ſtreiten; und niemals hat man in den Jahrbüchern der Bienen ein Beyſpiel gefunden, daß eine Biene andere Geſinnungen gehabt hätte, als ihr König; am allerwenigſten aber, daß ſie den Feind in Geheim begünſtiget, oder ſich gar mit demſelben verſtanden hätte.

Die Kriege, welche die Bienen um der Beute willen führen, ſind zwar nicht ſo hitzig, aber dennoch ſehr blutig. Die jungen, muntern und ſtarken Stöcke greifen gemeiniglich die alten Stöcke an, die zwar große Reichthümer an Honig beſitzen, die aber etwas ſchwach zu werden beginnen. Ein kühnes und muthiges Volk unternimmt dieſes zuweilen allein; öfters aber treten einige zuſammen in Verbindung.

Ungeachtet nach dem Völkerrechte der Bienen, keiner fremden Biene, und folglich auch keinem Abgeſandten, der Eintritt in den Wohnplatz der Republik erlaubet wird; ſo fehlet es dennoch nicht an Staats-Unterhandlungen, und öffentlichen oder geheimen Allianzen zwiſchen kriegeriſchen Völkern. Wenn das geheime Staats-Cabinet manches königlichen Hofes unter den Bienenvölkern dem Feinde in die Hände fallen ſolte; ſo würden artige Sächelchen entdecket werden.

Alle dieſe Unterhandlungen geſchehen außer den Bienenſtöcken an einem dritten Orte, wo die Geſandten und Staatsbedienten zweyer Völker zuſammen kommen. Wenn der Angriff eines reichen, aber etwas ſchwachen Stockes beſchloſſen iſt; ſo wagen ſie einen hitzigen Anfall, jedoch nur mit wenigen Volke. Finden ſie nicht einen ungemein muthigen Widerſtand; ſo iſt es um den angegriffenen Stock geſchehen.

Wenn ſie aus der erſten Vertheidigung urtheilen, daß dieſes Volk zu überwinden ſeyn wird; ſo dringen ſie des Morgens frühe, ehe die anzugreifenden Bienen rege werden, mit nach und nach verſtärkten Haufen in den Stock ein, und der Ausgang iſt gemeiniglich, daß dieſes Volk gänzlich ausgerottet wird. Denn die Ueberwundenen, ſo bald ſie ſehen, daß ihre Niederlage unvermeidlich iſt, ergeben ſich denen Ueberwindern, und helfen ſelbſt ihren Vorrath an Honig in die Wohnplätze der Sieger ſchaffen. Vermuthlich werden ſie mit allen Vorrechten, welche ein Bienen-Bürger zu genießen hat, unter das Volk der Ueberwinder aufgenommen.

Das Völkerrecht der Bienen weiß nichts von der Sclaverey, oder daß die Ueberwundenen weniger Gerechtſame in der bürgerlichen Geſellſchaft genießen müſſen. Grundſätze, welche denen Bienen viel Ehre machen, und die wohl verdienten, von einem Philoſophen genauer unterſucht, und mit den Grundſätzen unſerer Vorfahren, als ſie das Römiſche Reich zu Grunde richteten, verglichen zu werden.

Jedoch dieſer Erfolg, daß die Kriege der Bienen ſo bald geendiget ſind, ereignet ſich nur, wenn die Wohnplätze eines Volks in einem einzigen Bienenſtocke beſtehen. Dahingegen ſind ihre Kriege viel langwieriger, wenn ein Bienenvolk in Höhlen und Klüften der Bäume und Felſen wohnet, wo verſchiedene Abtheilungen vorhanden ſind. Die Menſchen haben ſelten Gelegenheit, die Bienen in dergleichen Umſtänden zu beobachten. Unterdeſſen hat ein Einſiedler in dem Bienenwalde, ſeit verſchiedenen Jahren, dergleichen Beobachtungen angeſtellet. Seine Nachrichten und Anmerkungen ſind mir durch einen ſeiner Anverwandten zugeſendet worden; und es wird verhoffentlich meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ſie hier mittheile.

An einem ſteilen Felſen, in dem Böhmerwalde, befinden ſich viele Klüften, Ritzen und Höhlungen, welche die Erdbeben und der Zahn der Zeit gemacht hat. Seit den älteſten Zeiten haben dieſelben denen Bienen zur Wohnung gedienet. Es ſind ohngefehr acht Jahr, als unſer Einſiedler ſeine Beobachtungen anfieng. Acht

Jahr ſind ein groſſer Zeitraum vor Bienen, deren Leben nur ein Jahr und drey Monathe dauert. Sie müſſen denen Bienen eben das ſeyn, was bey uns Menſchen drittehalb bis drey Jahrhunderte ſind.

Vor acht Jahren alſo fieng ſich ein Bienenvolk, das in der Mitte dieſes Felſens ſeine Wohnung hatte, ſehr zu vergröſſern an. Es wurde ſehr zahlreich, und ſein Reichthum an Honig war ungemein groß.

Man konnte dieſe Vergröſſerung nicht dem Fleiſſe dieſes Bienenvolkes zuſchreiben. Dieſer war nur ſehr mittelmäſſig. Ein günſtiges Geſchicke, und der ungefähre Zufall hatten daran den meiſten Antheil. Sie fanden verſchiedene Nebenhohlungen voll Honig, davon die Bienen ausgeſtorben waren; und es traf ſich eben, daß auf der Spitze dieſes Felſens ehedem andere Bienen gewohnet hatten, deren Republiken durch die groſſen Kohlmeiſen und andere Vögel, welche denen Bienen nachſtellen, geſchwächet, und des Winters durch Froſt und Winde, des Sommers aber durch die groſſe Hitze zu Grunde gerichtet waren.

Ein Stück Felſen, nämlich, welches die Hohlungen verſchiedener ſehr fleiſſiger Bienenvölker bedecket hatte, war herunter geſtürzet. Die groſſe Hitze der Sommerſtrahlen, welche die Bienen vertilget hatte, zerſchmelzte das Honig; und dieſes Honig floß durch eine Spalte des Felſens gerade in die Wohnung desjenigen Bienenvolks, deſſen Geſchichte wir hauptſächlich beſchreiben. Ein ſolcher Segen ohne Arbeit, der nichts weiter erforderte, als daß er aufgenommen wurde, vergröſſerte dieſes Volk ungemein; und es breitete ſich in allen Nebenhohlungen aus, die mit ſeiner Hauptkluft einen Zuſammenhang hatten. Die Bienen ſind ſehr fruchtbar, wenn ſie Honig genug haben.

Dieſer glückliche Zuſtand blähete den Muth dieſes Bienenvolks ſehr auf. Es hatten noch viele andere Bienenvölker ihre Wohnungen in eben dieſem Felſen, und unſre glückliche Bienen, die wir die Bienen der mittlern Hohlungen nennen wollen, faßten ſehr gefährliche Anſchläge wider ſie. Es gelung ihnen auch, verſchiedene kleine Bienenvölker, die gegen Süden wohnten, zu überwinden, und mit ſich zu vereinigen.

Jedoch ihre hauptſächlichſte Abſicht war wider ein großes Bienenvolk in Südweſten gerichtet, die wir künftig die Südweſtbienen nennen werden. Allein, verſchiedene hitzige Anfälle wurden tapfer zurück gewieſen. Nur ein einzigesmal gelung es ihnen, ziemlich tief in die Wohnung der Südweſtbienen einzudringen, als dieſe eben wegen zweyer Könige, die ſich bey ihrem Volke befanden, in Unſchlüßigkeit und Unthätigkeit waren. Allein, ſie hatten nicht ſo bald wegen ihres Königes den Schluß gefaſſet, als ſie die Bienen der mittlern Hohlungen gar bald zurück trieben.

Während dieſer Zeit hatten ſich die Bienen der mittlern Hohlungen in zwey Völker getheilet. Sie hatten ſich ſo weit ausgebreitet, daß ſie von einem Könige nicht überſehen werden konnten; und die ſchmeichleriſche Einbildung, daß ihre Vergrößerung ferner alſo ohne Ende fortgehen würde, hatte ſehr viel zu dieſer Theilung beygetragen. Dieſe Theilung geſchah vor fünf Jahren. Allein, ſeit dieſer Theilung ſind dieſe beyden Völker ſehr in das Abnehmen gerathen.

Die hauptſächliche Urſache ihres Verfalles war eben der Bach von Honig, der von der Spitze des Felſens herunter floß. Die Wirkung der Sonne und der Luft hatten in dieſem Honige eine jedoch nur geringe Fäulung verurſachet; und weil dieſe beyden Völker ſo faul waren, daß ſie den Honig weder umarbeiteten, noch genugſames Wachs zu tüchtigen Zellen zubereiteten; ſo wurde dieſe Fäulung immer ſtärker. Weil nun die Bienen nicht das geringſte von Fäulung und Geſtank vertragen können; ſo wurden viele Bienen durch Krankheiten hingeraffet, und beyde Völker wurden ziemlich ſchwach.

So aufmerkſam ſonſt die Bienen ſind, dergleichen ihnen ſo ſchädliche Fäulungen zu vermeiden; ſo blieb doch dieſen Völkern ſowohl die Urſache ihrer Schwache, als ihre Schwäche ſelbſt verborgen. Stolz auf die Menge des Honigs, ſo ſie beſaßen, faßten ſie die kühnſten Anſchläge. Sie hatten ſich vor drey Jahren vorgeſetzet, ein Bienenvolk gegen Weſten unter das Joch zu bringen, welches in einer Menge von Spalten und Hohlungen wohnte; und da die Weſtbienen durch dieſe Beſchaffenheit ihre Wohnplätze zu einer ſtarken und vereinigten Gegenwehr nicht geſchickt waren; ſo wäre es beynahe um ſie geſchehen geweſen, wenn nicht eben zu der Zeit die Südweſtbienen, und ein Bienenvolk aus Norden ein Bündniß mit einander gemacht hätten, die Bienenvölker der mittlern Hohlungen anzugreifen. Dieſer Anfall war ein ſehr glucklicher Umſtand vor die Weſtbienen. Sie wurden bloß dadurch gerettet.

Die Südweſtbienen, welche bey dieſer Gelegenheit die Schwäche der zwey Bienenvölker der mittlern Hohlungen eingeſehen hatten, und die noch wegen der ehemaligen herrſchſüchtigen Abſichten dieſer zwey Völker ſehr wider ſie aufgebracht waren, ermangelten nicht ihre Anfälle von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Sie waren auch ſo glücklich, daß ſie ſich verſchiedner Nebenhohlungen voller Honig bemächtigten, welche dieſen beyden Völkern gehörten.

Die obgedachte Fäulung war beſonders unter dem einen Volk der mittlern Hohlungen ſo ſtark eingeriſſen, daß die daraus entſtandene Krankheit das königliche Geblüthe angriff, ſo, daß daſſelbe vor anderthalb Jahren gänzlich ausſtarb. Ungeachtet das andere Volk der mittlern Hohlungen dieſem verwaiſten Staate eine ihrer Prinzeſſinnen zur Königin geben wollte; ſo kamen ihnen doch die Südweſtbienen, die auf ihren Vortheil ſehr aufmerkſam waren, zuvor. Sie brachten eine ihrer Prinzeſſinnen zu ihnen; und ſie wurde willig zur Königin angenommen. Das andere Volk der mittlern Hohlungen bemächtigte ſich jedoch bey dieſer Gelegenheit einiger Nebenklüfte, die ſtark mit Honig erfüllet waren, und die ehedem dem andern Volke zugehöret hatten.

Dieſer Verfall eines ſo nah verwandten königlichen Hauſes hatte endlich dem noch übrig gebliebenen Volke der mittlern Hohlungen die Augen geöfnet. Man erkannte ſeine Schwäche und zugleich die Urſache des Uebels, und fieng an, wider dieſe ſchädliche Fäulung Mittel vorzukehren. Dieſe Mittel waren um ſo leichter, weil der verderbte Honigbach von der Spitze des Felſen dieſem Volke nicht mehr zu Theil wurde.

Seitdem eine Prinzeſſin aus dem königlichen Stamme der Südweſtbienen auf dem Throne des andern Volkes ſaß; ſo hatte man alle Klüfte und Ritzen verſtopfet, wodurch ehedem der Honigbach zu dieſem Volke der mittlern Hohlung gefloſſen war. Dieſe Bienen mußten alſo von ihrem eigenen Fleiße leben. Ihr Honig wurde alſo nach und nach geſunder; und ſie würden wieder ein muntres und ſtarkes Volk geworden ſeyn, wenn nicht die Südweſtbienen beſtändig ihre Anfälle erneuert hätten.

Dieſe Bienen, die ſich erſt wider die Anfälle des mittlern Bienenvolkes zu vertheidigen genöthiget ſahen, waren durch den glücklichen Erfolg zu dem Kriege gewöhnet, und ordentliche Raubbienen geworden. Sie ſuchten alle ſchwache Bienenvölker unter ihr Joch zu bringen, und bedienten ſich zu dem Ende einer Liſt und Geſchwindigkeit in ihren Anfällen, die ihres gleichen nicht hatte.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, alle ihre hinterliſtigen Wendungen und Staatsſtreiche zu beſchreiben. Es iſt genug, wenn ich ſage, daß ihnen das Bienenvolk der mittlern Hohlung nicht gewachſen war. Sie haben ſeit einem Jahre verſchiedne Nebenhohlungen eingebüßet, die ſie ſehr wohl zu ihrer Wohnung zubereitet hatten.

Bey denen unaufhörlichen Kriegen zwiſchen denen Südweſtbienen, und den Bienen der mittlern Hohlung, hatte ſich ein Volk unter denen Weſtbienen ſehr vergröſſert. Dieſes Volk hatte denen Bienen der mittlern Hohlung öfters ſehr muthig und treu beygeſtanden. Allein, die Südweſtbienen, welche alle erſinnliche Staatsſtreiche anwandten, den Untergang des mittlern Bienenvolks zu verurſachen, wußten zwiſchen dieſen beyden Völkern ein

Mißverſtändniß zu veranlaſſen. Man ſagt, daß es die Bienen der mittlern Hohlung an ihren Verſprechungen gegen dieſes mächtige Volk der Weſtbienen vor den geleiſteten Beyſtand haben ermangeln laſſen; und daß die Südweſtbienen die Anſtifter davon geweſen ſind.

Dieſer Streich hatte wirklich allen Erfolg, den ſich die Südweſtbienen davon zu verſprechen hatten. Bey einem neuen Anfalle, welchen die Südweſtbienen auf das Volk der mittlern Hohlung wagten, trat das mächtige Volk der Weſtbienen auf ihre Seite; und dieſes Volk eroberte eine Nebenhohlung, die nächſt an dem Hauptwohnplatze des mittlern Bienenvolks gelegen war.

Das Bienenvolk der mittlern Hohlung, welches ſo viele Nebenhohlungen, welche die Südweſtbienen von ihren Beſitzungen an ſich geriſſen hatten, hatte verſchmerzen müſſen, fühlte den lebhafteſten Verdruß über die Nebenhohlung, welche das mächtige Volk der Weſtbienen von ſeinen Wohnplätzen erobert hatte. Alle ſeine Aufmerkſamkeit und Abſichten waren blos darauf gerichtet, dieſe Nebenhohlung wieder zu erobern. Es arbeitete mit aller Macht an ſeiner innerlichen Verſtärkung, und ſchloß mächtige Bündniſſe, um ſein verlohrnes Eigenthum wieder zu erlangen.

Die Südweſtbienen, welche hierdurch einen ihrer feinſten Staatsſtreiche ausgeubet hatten, erreichten hierdurch vollkommen ihre Abſicht. Sie hatten den Saamen der Uneinigkeit und der Kriege zwiſchen zwey Völkern ausgeſtreuet, davon der Erfolg vor ihre Abſichten allemal vortheilhaft ſeyn mußte.

Die Wirkung dieſes Streichs übertraf ſelbſt noch ihre Hoffnung. Der Haß des mittlern Bienenvolks wider das mächtige Volk der Weſtbienen gieng ſo weit, daß ſie ſelbſt die Verbindung mit den Südweſtbienen ſuchten, und ihre alten Bundsverwannten verließen, die ihnen durch viele Bienenalter hindurch wider die Südweſtbienen beygeſtanden, und ſie einigemal von dem nahen Untergange errettet hatten.

Der Einſiedler, dieſer aufmerkſame Beobachter unſerer Bienenvölker, der zeither eine natürliche Neigung gegen das mittlere Bienenvolk gehabt hatte, weil er alle ungerechte Abſichten der Südweſtbienen einſahe, konnte dieſen Entſchluß des mittlern Bienenvolks keinesweges billigen. Armes verblendetes Volk, rief er in der Hitze ſeines Eifers aus, kannſt du dir einbilden, daß dein geſchwohrner Feind, der nun ſeit mehr als ſechs Bienenalter auf nichts, als deinen Untergang ſinnet, eine aufrichtige Freundſchaft mit dir aufrichten werde? Sieheſt du nicht, daß er weiter nichts ſuchet, als dich von deinen natürlichen Bundsgenoſſen abzuziehen, daß er nichts wünſchet, als daß du dich durch ſchädliche Kriege ſchwächen mögeſt, daß er nichtsweniger als dir ernſtlich beyzuſtehen gedenket, daß er zeitig genug ſeine Waffen wider dich ſelbſt kehren wird, und daß alsdenn deine alten Bundsgenoſſen das Wiedervergeltungsrecht gebrauchen, und dich im Stiche laſſen werden?

Allein, dieſe Worte ſeines Eifers und ſeines Mitleidens konnten keine Wirkung haben. Die Bienen verſtehen die Töne der menſchlichen Stimme nicht; und er war ſo wenig geneigt, ſie gewaltſamer Weiſe von ihrem

Vorhaben abzuhalten, als das unendliche Weſen, die Menſchen durch Wunderwerke von der Ausführung ihrer unüberlegten Rathſchlüſſe zurück hält.

Das mächtige Volk unter denen Weſtbienen, welches nach dieſer außerordentlichen Verbindung des mittlern Bienenvolkes mit denen Südweſtbienen und andern mächtigen Bienenvölkern, an dem wider ſich geſchmiedeten Vorhaben nicht länger zweifeln konnte, glaubte nicht, daß es warten müßte, bis das Ungewitter, welches ſich wider daſſelbe aufthürmte, losbräche. Es wagte einen muthigen Anfall auf das mittlere Bienenvolk, und dieſer grimmige Anfall, gegen welchen ſich das mittlere Bienenvolk tapfer vertheidigte, verurſachte auf beyden Seiten den Tod vieler Bienen.

Die Bienen der mittlern Hohlungen ermangelten nicht, die Südweſtbienen um den verſprochenen Beyſtand anzurufen; und dieſe nahmen ſich eine geraume Zeit zu berathſchlagen, was nunmehr ihrem Intereſſe gemäß wäre, ob ſie wirklich ernſtlichen Beyſtand leiſten ſollten, oder ob ſie ihre Verbindungen gar nicht erfüllen, oder wenigſtens erſt eine Zeitlang dem Spiele zuſehen ſolten.

Viele weiſe Staatsräthe der Königin derer Südweſtbienen urtheilten, man müſſe ſich mit dieſem Beyſtande nicht übereilen. Da man dem mittlern Bienenvolk dieſen Beyſtand blos verſprochen hätte, um es zum Kriege anzufriſchen, damit zwey ſo mächtige Völker, die beyde den diſſeitigen Abſichten hinterlich ſeyn konnten, ſich unter einander aufreiben möchten; ſo könne gar nicht die Frage von dem zu leiſtenden Beyſtande ſeyn. Dieſer ſey dem einmal feſtgeſetzten Syſtem gerade zuwider: und denen Südweſtbienen gar nicht vortheilhaftig, weil der Beyſtand ohne Verluſt und Nachtheil doch nicht abgienge. Man könne den Endzweck ohne alle Koſten erreichen, wenn man dem Spiele eine geraume Zeit gelaſſen zuſehe. Es würde allemal Zeit ſeyn ſich zu entſchlieſſen, wenn man ſehen würde, was der Krieg vor einen Gang gewönne.

Man hätte auch wegen dieſes verzögerten Beyſtandes keine Vorwürfe zu befürchten. Da das mittlere Bienenvolk ſo groſſe Urſache zum Kriege gegeben hätte; ſo könne man mit groſſen Schein den Zweifel aufwerfen, ob der Fall des Bündniſſes wirklich vorhanden wäre. Der Einſiedler geſtehet, daß wenn man allein auf den Nutzen der Südweſtbienen ſehen wolte, ohne Treu und Glauben, Gerechtigkeit und Billigkeit in Betracht zu ziehen, als wovon in dieſer Berathſchlagung gar nicht die Frage war; ſo ſey dieſer Rath der weiſeſte geweſen, den die Südweſtbienen hätten ergreifen können.

Allein, einige junge Staatsräthe waren ganz anderer Meinung, und dieſe hatten natürlicher Weiſe bey der Königin ein gar groſſes Gewichte. Um dieſes deſto beſſer verſtändlicher zu machen; ſo muß ich denen in der Naturalhiſtorie der Bienen unerfahrnen Leſern ſagen, daß die Staatsräthe bey allen Bienenvölkern auch zugleich die Männer von der Königin ſind; und ſie werden ſich nun nicht weiter wundern, daß ein junger und ſtarker Mann einer Frau, die viel Männer hat, viel nachdrücklichere und kräftigere Bewegungsgründe beybringen könne, als ein alter und ſchwacher Mann: ſo weiſe er auch ſonſt iſt.

Dieſe jungen Staatsräthe glaubten, es würde denen Südweſtbienen in der Folge nachtheilig ſeyn, und andere

Völker von dem Bündniß mit ihnen abſchrecken, wenn ſie jetzo ihre eingegangene Verbindungen nicht erfüllen wolten. Man könne aber den Beyſtand leiſten, und doch den habenden Endzweck, daß ſich die kriegführenden Völker unter einander ſchwächen und aufreiben möchten, vollkommen erreichen. Man dürfe nur den Beyſtand ſolchergeſtalt einrichten, daß er dem mittlern Bienenvolke zu keinem großen Nutzen gereichte, es ſey denn auf dem Fall, daß das mittlere Bienenvolk in Gefahr ſtünde, von ſeinem Feinde ganz unter den Fuß gebracht zu werden. Alsdenn müſſe der Beyſtand ernſtlich ſeyn, damit der Krieg nicht ſo bald ein Loch gewönne, und das mächtige Volk der Weſtbienen noch mächtiger würde. Dieſer Beyſtand würde freylich einen guten Vorrath des ohnedem ſehr abnehmenden Honigs, und zugleich etwas Verluſt am Volke koſten; allein, dieſes müſſe bey einem ſtaatsklugen Bienenvolke in keinen Betracht kommen.

Ueberdem könne man bey dieſer Gelegenheit dasjenige Volk der Weſtbienen, mit welchem man in ſo beſonderer und heftiger Feindſchaft lebe, ganz und gar ausrotten. Wider dieſes Volk müſſe auch alle Macht gerichtet, und dem mittlern Bienenvolk nur ein ſchwacher Beyſtand geleiſtet werden. Ja dieſe jungen Staatsräthe ließen ſich von überaus großen Hoffnungen träumen.

Sie ſtellten der Königin vor, eine ſolche Gelegenheit, wie die itzige, habe ſich noch nie ereignet, und dürfe ſich vielleicht in vielen Bienenaltern nicht wieder finden. Man könne jetzo bis in den Mittelpunct aller Hohlungen der Weſtbienenvölker eindringen, ohne daß man den geringſten Widerſtand zu befürchten hätte. Wenn ſich die jetzo im Krieg begriffenen zwey mächtigen Völker aufgerieben hätten; ſo wäre gar niemand mehr vorhanden, der ſich der Macht der Südweſtbienen widerſetzen könne: und alle Weſtbienenvölker, deren Hohlungen man alsdenn ſchon unter der Geſtalt des Beyſtandes in ſeiner Gewalt hätte, müßten natürlicher Weiſe, und ohne dabey einen Stachel zu verliehren, denen Südweſtbienen zum Raube werden; und denn würde weiter an den ganzen Felſen kein Bienenvolk ſeyn, welches ihnen widerſtehen könnte.

Dieſer Rath, der, außer dem mächtigen Bewegungsgrunde der Jugend ſeiner Urheber, noch eine ſo ſchmeichleriſche Ausſicht hatte, gefiel der Königin ungemein. Es wurde demnach der Entſchluß gefaßt, denſelben zur Regel anzunehmen, und in allen Stücken auf das genaueſte nachzugehen.

Bey der erſten guten Witterung erhob ſich demnach der ganze Schwarm der Südweſtbienen nach denen Hohlungen der Weſtbienen. Sie beſuchten alle Hohlungen dieſer kleinen Bienenvölker, und ließen ſich unter dem Vorwande des zu leiſtenden Beyſtandes ihren Honig ſehr wohl ſchmecken. Endlich fiel der ganze Schwarm demjenigen Volke derer Weſtbienen auf den Hals, gegen welche die Südweſtbienen eine beſondere Feindſchaft hegten. Dieſes Volk wehrte ſich zwar ſehr muthig; allein, da ihre Anzahl nur mittelmäßig war; ſo waren ſie dem großen Schwarm der Südweſtbienen nicht gewachſen; ſondern mußten allen ihren Vorrath von Honig dieſen Raubbienen zur Beute überlaſſen.

Während dieſer Unternehmung der Südweſtbienen hatten ſie eine ſehr mäßige Anzahl ihres Volkes in denen übrigen kleinen Hohlungen der Weſtbienen gelaſſen, von welchen ſie ſagten, daß er eigentlich zum Beyſtande des mittlern Bienenvolks beſtimmet wäre. Sie hatten aber zu Folge des obigen Entſchluſſes geheimen Befehl, ſich unter allerley Vorwänden zu verweilen, und nicht eher zum wirklichen Beyſtande des mittlern Bienenvolkes hinzueilen, bis ſie wahrnähmen, daß dieſes Volk in großer Gefahr wäre, von ſeinem Feinde unterdrückt zu werden.

Jedoch dieſer Umſtand ereignete ſich gar bald. Das mächtige Volk der Weſtbienen gieng bey der nächſten guen Witterung auf das mittlere Bienenvolk los; und ob war dieſe alle ihre Oeffnungen wohl verwahret und beſezt hatten; ſo war doch der Muth ihrer Feinde ſo groß, daß ſie allenthalben weichen mußten, und dem Feinde den Einbruch in ihre Hohlungen nicht verwehren konnten.

Das mächtige Volk unter denen Weſtbienen trieb lſo das mittlere Bienenvolk bis in das Innere ihrer Wohnungen zurück; und da geſchah zwiſchen beyden Völern eine grauſame Schlacht, in welcher das mächtige Volk der Weſtbienen den Sieg behauptete, und von dem mittlern Bienenvolke eine große Menge das Leben verlohen. Ein Theil von dem letztern flüchtete immer weiter n das Innere ihrer Wohnungen, ein anderer Theil aber ettete ſich in Felſenritze, worinnen ſie von dem mächtigen Volke der Weſtbienen belagert wurden.

Unterdeſſen weil der Eingang ſehr enge, und die Rien mit Honig erfüllet waren: ſo wehrten ſie ſich darinen eine geraume Zeit mit großem Muthe. Allein, da er Honig in dem Ritze faſt gänzlich aufgezehret war: ſo ſtanden ſie alle in Gefahr umzukommen, oder von denen Stacheln ihrer Feinde aufgerieben zu werden.

In dieſer Noth ſchickte das mittlere Bienenvolk Bothen über Bothen zu denen Südweſtbienen, daß der verſprochene Beyſtand herbey eilen möchte; und dieſe, welche das mittlere Bienenvolk in ſolchen Umſtänden ſahen, welche nach ihrem geheimen Entſchluſſe den Beyſtand nothwendig machten, ließen nunmehr den abgeſonderten-mäßigen Haufen wirklich anrücken.

Die meiſten kleinen Völker unter denen Weſtbienen hatten ſich mit dieſem Haufen der Südweſtbienen vereiniget. Denn das mittlere Bienenvolk, das Himmel und Hölle zu bewegen ſuchte, um dem mächtigen Volke unter denen Weſtbienen Feinde zu erwecken, hatte faſt alle kleine Völker der Weſtbienen wider ihren Feind aufgebracht. Es war hierinnen dem mittlern Bienenvolke vornehmlich aus folgender Urſache gelungen.

Es war eine heilige Reliquie unter denen Weſtbienen, die man in alten Zeiten an der äußerſten ſüdlichen Spitze des Felſens in einer verfallenen Hohlung gefunden hatte. Dieſe Reliquie beſtand aus einem verſteinerten unordentlichen Klumpen, in welchem nichts deutlich zu erkennen war. Man ſah wohl etwas daran, das denen Zellen der Bienen nicht unähnlich war; und es ſchien, als ſähe man in dieſen Klumpen hin und wieder einige Beine und Flügel von Bienen. Allein, es war doch alles ſehr undeutlich; und wenn es auch ungezweifelt Zellen, Beine und Flügel geweſen wären, ſo war es doch gar nicht ausgemacht, daß dieſes Ueberbleibſel von Bienen waren; ſondern

dern ſie konnten eben ſo wohl von Weſpen, Horniſſen, Hummeln und andern Bienen-Feinden ſeyn.

Dieſe Reliquie war eine lange Zeit vor den Ueberreſt der erſtern Stamm-Eltern aller Bienenvölker an dieſen Felſen gehalten worden, und deswegen in einer allgemeinen ausnehmenden Hochachtung geweſen. Alle Bienen, ehe ſie an ihre Arbeit des Wachs- und Honigſammlens und des Waſſertragens giengen, bezeigten dieſem verehrungswürdigen Ueberreſte ihrer erſten Verfahren ihre andächtige Ehrerbiethung; und ſie glaubten, daß ſie in ihrer Arbeit weder Glück noch Segen hätten, wenn ſie dieſes unterließen.

Allein, mit der Zeit entſtanden einige kluge Köpfe unter denen Weſtbienen, welche an der Wahrheit und Richtigkeit dieſer heiligen Reliquie zweifelten; und weil die Beſchaffenheit dieſer Reliquie dieſe Zweifel gar ſehr unterſtützte; ſo bekamen ſie gar viele Anhänger. Viele Völker unter denen Weſtbienen entſagten alſo der Verehrung dieſer Reliquie; und unter dieſen war auch das mächtige Volk der Weſtbienen, die Feinde des mittlern Bienenvolks, die wir künftig Kürze halber die nordlichen Weſtbienen nennen wollen.

Dieſe Trennung erregte demnach einen großen Haß unter denen Weſtbienen von beyden Partheyen; und weil die Verehrer der heiligen Reliquie ungemein eifrig und abergläubiſch wären; ſo ſahen ſie die Verächter der Reliquie mit großen Abſcheu an.

Solchemnach war es dem mittlern Bienenvolk gar leicht, alle Völker der Weſtbienen, die Verehrer der heiligen Reliquie waren, wider die nordlichen Weſtbienen aufzubringen; obgleich dieſes Verfahren der wahren Klugheit gar nicht gemäß war. Da es offenbar war, daß das mittlere Bienenvolk ohnedem geſucht hatte, alle Weſtbienen unter das Joch zu bringen, und da daſſelbe ſeine Herrſchſucht immer noch äußerte; ſo war es der Vortheil der Weſtbienen gar nicht, ſich unter einander ſelbſt aufzureiben, und nach Ausrottung ihrer mächtigſten Völker dem mittlern Bienenvolke, zu Unterdrückung ihrer aller, ein ſehr bequemes Spiel zu machen: Jedoch nichts kann die Einſicht aller Geſchöpfe ſo umnebeln, als der Aberglaube.

Unterdeſſen, als der gedachte Haufe der Südweſtbienen mit vielen kleinen Bienenvölkern der Weſtbienen zum Beyſtand des mittlern Bienenvolks heranrückten: ſo dauerte die Belagerung der Felſenritze, wohin ein Theil dieſes letztern Volks ſich gerettet hatte, noch immer fort. Die nordlichen Weſtbienen hatten den größten Theil ihres Volks vor dieſer Felſenritze ſtehen laſſen, und mit dem übrigen ſuchten ſie immer tiefer in die Hohlungen des mittlern Bienenvolks einzutringen.

Dieſe hatten alles, was noch den Stachel regen konnte, vor einen engen Eingang zuſammen gezogen, und hatten ſich oben auf einen groſſen Stein geſtellet, der vor dieſem Eingange lag. Ein hervorragendes Felſenſtück bedeckte ſie von oben, ſo, daß ſie die allervortheilhaftigſte Stellung hatten. Dem ohngeachtet wurden ſie hier von denen nordlichen Weſtbienen angegriffen; allein, ob dieſe letztern gleich die allergrößte Tapferkeit anwendeten, die Bienen je bezeuget haben; ſo war es doch nicht möglich dieſen Stein und engen Eingang zu erobern, und das mittlere Bienenvolk davon zu verjagen. Sie mußten ſich alſo zurückziehen: und weil ſie ohnedem Kundſchaft von dem Anzuge der Südweſtbienen hatten; ſo verließen ſie die Belagerung des Felſenneſtes und alle Hohlungen des mittlern Bienenvolks, und eilten dieſem neuen Feinde entgegen.

Als die Südweſtbienen die nordlichen Weſtbienen auf ſie losgehen ſahen; ſo wichen ſie anfangs mit ihren Bundsverwandten, denen kleinen Weſtbienenvölkern wieder zurück; und dieſes war ihren geheimen Befehlen vollkommen gemäß, weil nunmehr das mittlere Bienenvolk in keiner großen Gefahr mehr war, von ſeinem Feinde zu frühzeitig unterdrückt zu werden.

Die Königin und der Staatsrath der Südweſtbienen überlegten aber endlich, daß die nordlichen Weſtbienen noch zur Zeit von ihren Kräften wenig verlohren hätten, und daß es dannenhero dem feſtgeſetzten Plan gar wohl gemäß wäre, ihnen einen guten Stoß beyzubringen, als von welchen ſie nicht gleich gänzlich über den Haufen geworfen werden würden. Sie gaben alſo ihrem, zum Beyſtand des mittlern Bienenvolks beſtimmten Haufen, Befehl, in Geſellſchaft der kleinen Weſtbienenvölker wieder anzurücken; und da die nordlichen Weſtbienen nichts mehr wünſchten, als mit ihren Feinden zum Gebiß und Stachelgemenge zu kommen; ſo geſchah bald eine Schlacht, in welcher die Südweſtbienen mit ihren Bundsgenoſſen, denen kleinen Weſtbienenvölkern, eine große Niederlage erlitten, und ſo eilig und unordentlich die Flucht nahmen, daß der Einſiedler von Herzen darüber lachte.

Der Einſiedler hat hier die Anmerkung gemacht, daß ſich die Südweſtbienen in dieſer Schlacht über die maaßen ſchlecht gehalten hätten; und da er dieſes mit ihrer Eigenſchaft, als Raubbienen, nicht zuſammen reimen kann; ſo ſtehet er in der feſten Ueberredung, daß ſich die Südweſtbienen mit Vorſatz und guten Willen hätten ſchlagen laſſen. Allein, dieſe Meinung iſt wohl dem groſſen Widerwillen des Einſiedlers gegen die Südweſtbienen beyzumeſſen, den ich an ihm bemerke; indem er dieſem Bienenvolke, das ſchon ſo viel Unheil unter allen Bienenvölkern des Felſens angerichtet hat, gar nicht günſtig iſt. Er vermuthet dannenhero in allen ihren Handlungen eine größere Liſt, als ſie vielleicht ſelbſt haben.

In der That wäre dieſes die Staatsklugheit ein wenig zu weit getrieben, ſich mit Vorſatz ſelbſt ſchlagen zu laſſen. Ueberdies giengen die Südweſtbienen von ihrem gemachten Entwurfe noch gar nicht ab, wenn ſie denen nordlichen Weſtbienen einen mäßigen Streich beyzubringen ſuchten. Daß dieſer Streich nicht gelung, das war wohl der großen Tapferkeit der nordlichen Weſtbienen allein zuzuſchreiben.

Währender Zeit, als die nordlichen Weſtbienen denen Südweſtbienen und ihren Bundsverwandten auf eine ſo unfreundliche Art den Rückweg wieſen; ſo war das mittlere Bienenvolk in die ſtreitige Hohlung derer nordlichen Weſtbienen eingefallen, welche wieder zu erobern ihre eifrigſte Begierde war: und weil der, zur Beſchützung dieſer Wohnungen zurück gelaſſene Haufen, zu ſchwach war; ſo wurde derſelbe zurückgeſchlagen, und das mittlere Bienenvolk drang ziemlich tief in dieſe Wohnungen ein.

Allein, kaum hörte die muthige Königin der nordlichen Weſtbienen von dieſem Einfalle, als ſie mit einem großen Theile ihres bey ſich habenden Volks, der am beſten fliegen konnte, den Ihrigen zu Hülfe eilte, dem Feind auf den Hals fiel, und ein ſolches Würgen unter ihnen anrichtete, daß mehr als die Hälfte des Haufens von dem mittlern Bienenvolke, der dieſen Einfall gethan hatte, entweder das Leben verlohr, oder dem Feinde in die Hände fiel; und der übrig gebliebene wenige Theil ſah ſich genöthiget, mit großer Eil wieder nach ihren Wohnungen zu flüchten.

Unterdeſſen befand ſich der groſe Haufe der Südweſtbienen, der in die Hohlungen desjenigen Volks der Weſtbienen, gegen welche ſie eine beſondere Feindſchaft hatten, eingebrochen war, daſelbſt ſehr wohl. Sie hatten dieſes Volk bis in das äuſſerſte Ende ihrer Hohlungen zurück getrieben, als woſelbſt ſich daſſelbe noch immer behauptete, weil es daſelbſt einen beſondern Ausgang, und durch die natürliche Beſchaffenheit der Hohlung verſchiedene Vortheile vor ſich hatte.

Die Südweſtbienen ließen ſich aber indeſſen ihren Vorrath von Honig ſehr wohl ſchmecken; und ob ſie zwar vorgaben, daß ſie gleichfalls dem mittlern Bienenvolke zu Hülfe eilen, und die nordlichen Weſtbienen angreiffen wollten; ſo ſah man doch gar wohl, daß dieſes ihr Ernſt nicht war; denn wenn ſie wirklich dieſen Vorſatz gehabt hätten, ſo hatten ſie ihn während der Zeit, da ſie in denen Hohlungen ihrer Feinde ſchmauſeten, zehenmal in Erfüllung ſetzen können.

Mit der Zeit wurde aber dieſes Heer der Südweſtbienen von groſſen und gefährlichen Krankheiten überfallen. Es ſey, daß ſie mit allzu groſſer Gierigkeit über das Honig ihrer Feinde herfielen, oder daß ſie in ſchlechter Zucht und Ordnung gehalten wurden, oder, daß die Luft in deren feindlichen Hohlungen ihrer Geſundheit nicht zuträglich war; ſo iſt es gewiß, daß eine groſſe Menge der Südweſtbienen, und mehr als der dritte Theil des ganzen Haufens, wie die Fliegen dahin fielen.

Als die Feinde dieſen ihren Verluſt und zugleich die ſchlechte Ordnung, die unter ihnen herrſchte, wahrnahmen; ſo ſchöpften ſie wieder Muth, trieben die Südweſtbienen aus einem groſſen Theile ihrer Hohlungen zurück; und nachdem ſie von dieſer Arbeit ein wenig ausgeruhet hatten; ſo griffen ſie ſolche aufs neue an, jagten ſie völlig aus ihren Hohlungen hinaus, und verfolgten ſie bis an die eignen Hohlungen der Südweſtbienen.

Der Einſiedler meldet hierbey, die Südweſtbienen hätten ſich geſtellet, als wenn dieſes ein freywilliger Zurückzug wäre; ſo wie jener der die Treppe herunter geworfen worden wäre, als er ſich im Hauſe unnütze machte, geſagt hatte: O! das thut nichts; ich wollte ſogleich gehen. Allein, er hatte dabey von Herzen gelachet, und ihnen gewünſchet, daß ſie allemal einen ſolchen freywilligen Zurückzug nehmen möchten, wenn ſie in die Hohlungen ihrer Nachbarn einfielen.

Binnen dieſer Zeit war eine anhaltende regneriſche Witterung eingefallen, welche alle ſtreitenden Partheyen wider Willen zu einem Stillſtand nöthigte, weil ſich die Bienen ihrer Natur nach zu ſolchen Zeiten ſelten aus ihren Wohnungen hervorwagen. Jedoch waren dieſe erhitzten Völker in dieſer Zwiſchenzeit keinesweges müßig. Alle rüſteten ſie ſich mit groſſen Eifer, um bey der nächſten guten Witterung den Streit mit neuen Muthe und Kräften wieder anzufangen. Inſonderheit ſuchte das mittlere Bienenvolk, ohngeachtet ſeines erlittenen Verluſtes, einen zahlreichen Schwarm aufzubringen, und dannenhero wurden noch gar junge Bienen, die noch einige Wochen vorher Maden oder Püppgen geweſen waren, beſtimmt ſich unter die wehrhaften Bienen zu ſtellen, und mit in Streit auszuziehen.

Dieſes Volk hatte den allergrauſamſten Haß gegen die nordlichen Weſtbienen gefaſſet, und ſuchte Himmel und Erde zu bewegen, um dieſelben gänzlich auszurotten. Allenthalben bemüheten ſie ſich Feinde wider die nordlichen Weſtbienen zu erwecken, oder doch zu verhindern, daß niemand dieſem Volke Beyſtand leiſtete. Sie bedienten ſich hierzu der ſo genannten Thränen oder Waſſerträger, eine Art Bienen, die gröſſer und fetter ſind, als die übrigen, die zwar keinen Stachel haben, aber deſto grimmiger beiſſen.

Dieſe Thränen ſind ſehr eifrige und geſchworne Verehrer der heiligen Reliquie: und ihr Dichten und Trachten gehet beſtändig dahin, die Verächter derſelben von dem Erdboden zu vertilgen. Sie ſind unter dieſem Volke von ſchwarzer Farbe, ohngeachtet ſie unter allen andern Bienenvölkern mehr weißgelblicher ſind, als die gemeinen Bienen. Dieſe ſchwarze Farbe iſt ihnen alſo nicht natürlich; und der Einſiedler ſtellet darüber verſchiedene phyſicaliſche Betrachtungen an.

Er hat einige von dieſen Thränen anatomiret, und eine außerordentliche groſſe und ſchwarze Galle bey ihnen gefunden. Dieſe unnatürliche Beſchaffenheit der Galle, ſiehet er als die nächſte Urſache der ſchwarzen Farbe an; daher er auch urtheilet, daß ſie viel grimmiger und boshaftiger ſeyn müſſen, als andre Thränen. Er vermuthet, daß dieſe widernatürliche Beſchaffenheit der Galle von der ehemaligen Fäulniß des Honigs entſtanden iſt, die obberührter maaßen unter dieſem Volke eingeriſſen war.

Dieſe Thränen nun waren die hauptſächlichſte Triebfedern, wodurch das mittlere Bienenvolk alles in Bewegung ſetzte. Vermöge ihrer genauen Verbindung mit denen Thränen aller Völker, die Verehrer der heiligen Reliquie waren, wußten ſie es ihnen als eine Gewiſſens-Sache einzuprägen, daß ſie die Verächter der heiligen Reliquie von dem Erdboden vertilgen helfen, oder doch indeſſen ſtille ſitzen, und dieſem heiligen Vorhaben durch Unterſtützung dieſer Gottloſen, keine Hinterniß im Weg legen mußten.

Sie hielten mit dieſer Kette des Gewiſſens inſonderheit ein Volk unter denen Südbienen gebunden, daß es ſtille ſitzen mußte, ohngeachtet dieſes Volk noch keine Gelegenheit hatte vorbey gehen laſſen, bey entſtandenen Kriegen unter denen Bienenvölkern des Felſens im Trüben zu fiſchen, und ſich zu bereichern. Die Gelegenheit aber, daß dieſes Bienenvolk ſich bereichern konnte, war niemals ſo ſchön vorhanden geweſen, indem das mittlere Bienenvolk alle ſeine Kräfte wider die nordlichen Weſtbienen anwendete; ſo ſtanden verſchiedene Hohlungen voll Honig, die an die Südbienen angränzten, ganz offen ohne alle Vertheidigung. Sie hätten nur im Beſitz genommen werden dürfen.

Als die Witterung ſich wieder aufklärte; ſo machte ſich die muthige Königin der nordlichen Weſtbienen mit ihrem Volke auf, und griff eine Höhlung des mittlern Bienenvolks an, die ganz nahe an ihrer Haupthöhlung war. Allein, gleichwie der Schrecken und die Furcht, die deshalb unter dem ganzen Volke entſtand, überaus groß war; ſo ermunterten ſie ſich auch zu dem allertapferſten Widerſtande, weil alles verlohren war, wenn der Feind an dieſer Seite tiefer eindringen konnte.

Da das mittlere Bienenvolk ſchon ſo oft erfahren hatte, daß ſie gegen den Stachel und Gebiß der nordlichen Weſtbienen nicht beſtehen konnten; ſo vermieden ſie auf das äußerſte ſich in eine Schlacht mit ihnen einzulaſſen; ſondern ſie beſetzten alle Klüfte und Päſſe, wo der Feind weiter eindringen konnte, auf eine ſolche Art, die ihren Stand ſehr vortheilhaftig machte; und die Menge ihres, obgleich zum Theil noch jungen und unerfahrnen Volks gebrauchten ſie, beſtändig um den Feind herum zu ſchwärmen, und ihm alle Gemeinſchaft mit ſeinen eignen Wohnungen zu benehmen, damit ihm kein Honig zum Unterhalte nachgeführet werden konnte.

Dieſe Maaßregeln hatten auch in der That allen erwünſchten Erfolg. Sie nöthigten dadurch die nordlichen Weſtbienen, die von dieſer Seite nicht weiter eindringen konnten, und denen der Unterhalt zu mangeln anfieng, daß ſie ſich gegen eine andre etwas entfernte Höhlung wenden mußten; und als ſie hier einigen Schaden gethan, und einen guten Theil von dem Honige des mittlern Bienenvolks aufgezehret hatten; ſo erhielten die nordlichen Weſtbienen Nachricht, daß die rauhen Nordbienen im Begriffe wären, ihre eignen Hohlungen anzugreifen. Sie ſahen ſich demnach genöthiget die Wohnungen des mittlern Bienenvolks zu verlaſſen, und zu Beſchützung ihrer eignen Wohnplätze wieder nach Hauſe zu kehren.

An der Nordſpitze dieſes Felſens wohnten vier verſchiedne Bienenvölker, welche der Einſiedler durch gewiſſe Beynahmen von einander unterſchied. Das mächtigſte Volk unter denſelben nennte er die rauchen Nordbienen, weil ſie ungleich raucher waren, als ſonſt die Bienen zu ſeyn pflegen; und die übrigen hieß er die braunen, gelben und rothen Nordbienen; weil in der That ein Unterſchied der Farben unter ihnen war, der zu dieſer Benennung einigen Grund gab.

Als das mittlere Bienenvolk mit dem Vorhaben umgieng, die nordlichen Weſtbienen anzugreifen; ſo trat es inſonderheit mit den rauchen Nordbienen zu dem Ende in das allerengſte Bündniß; und dieſe beyden Völker hatten den Untergang der nordlichen Weſtbienen feſt bey ſich beſchloſſen. Es iſt wahr, dieſes letztere Volk hatte den rauchen Nordbienen nie etwas zu leide gethan; es hatte ihnen vielmehr einige beſondre Dienſte geleiſtet, inſonderheit bey denen innern Streitigkeiten der königlichen Familie. Allein, das mittlere Bienenvolk, das tauſend Kunſtgriffe anwendete, denen nordlichen Weſtbienen Feinde zu erregen; hatte inſonderheit der Königin der rauchen Nordbienen eine perſönliche heftige Feindſchaft gegen die Königin der nordlichen Weſtbienen einzuflößen gewußt.

gewuſt. Die Verſpiegelung, deren ſie ſich zu dem Ende gebraucht hatten, war folgende.

Wir haben oben erinnert, daß die Staatsräthe der Königinnen unter denen Bienenvölkern zugleich ihre Männer ſind. Dieſes gründet ſich auf die neueſten und genaueſten Beobachtungen der beſten Schriftſteller, die von den Bienen geſchrieben haben. Je ſtärker und zahlreicher nun ein Bienenvolk iſt, deſto mehr Männer muß natürlicher Weiſe allemal die Königin haben. Da nun die rauchen Nordbienen ein ſehr groſſes und mächtiges Volk waren; ſo hatte ihre Königin ſehr viele Männer. Wo aber eine groſſe Menge Männer eine einzige Frau zu bedienen haben: da pflegen gar leicht, zumal an einem artigen und intriguanten Hofe, allerley Hiſtorietten vorzufallen. Von dergleichen Hiſtorietten nun ſolte die Königin der nordlichen Weſtbienen geſprochen haben; und deshalb war die Königin der rauchen Nordbienen ſo ſehr wider ſie aufgebracht. Allein, der Einſiedler meldet, daß er wohl alles verwetten wolte, daß kein wahres Wort daran ſey. Die Königin der nordlichen Weſtbienen ſey viel zu weiſe, als daß ſie ſich um dergleichen nichtswürdige kleine Begebenheiten bekümmern, und am wenigſten, daß ſie davon reden ſolte.

Sobald demnach der Krieg zwiſchen dem mittlern Bienenvolke, und den nordlichen Weſtbienen ausgebrochen war; ſo wurden dieſe leztern auch von den rauchen Nordbienen feindlich angegriffen. Der erſte Anfall geſchahe auf eine entfernte Nebenhöhlung der nordlichen Weſtbienen, die nahe an die Norderſpitze des Felſens anreichte; und obzwar anfangs die nordlichen Weſtbienen dieſe entfernte

Höh-

Hohlung muthig vertheidigten, und die rauchen Nordbienen zum Abzuge nöthigten; ſo wurden ſie doch endlich von ſo vielen Feinden angegriffen, daß ſie vor gut befanden, dieſe entfernte Hohlung aufzuopfern, und gänzlich zu verlaſſen. Die rauchen Nordbienen kamen alſo wieder zurück, und nahmen dieſe verlaſſene Hohlung in Beſitz.

Hierdurch wurden ſie ermuntert, weiter zu gehen, und die nordlichen Weſtbienen in dem Mittelpuncte ihrer Wohnungen anzugreifen. Sie flogen eine lange Zeit an der Seite ihrer Wohnungen herum, ohne etwas ernſtliches zu wagen; nur wenn ihnen einige einzelne nordliche Weſtbienen in die Hände fielen; ſo tödteten ſie dieſelben unter tauſend Martern mit einer zeither unter Bienen noch nie erhörten Grauſamkeit.

Endlich aber thaten ſie einen ernſtlichen Angriff auf die Haupthohlungen der nordlichen Weſtbienen; und ihre Königin ſah ſich demnach genöthiget, von dem Angriffe auf das mitlere Bienenvolk abzulaſſen, und zu Vertheidigung ihrer Wohnplätze herbey zu eilen. Sie gieng ſogleich auf die rauchen Nordbienen los, um dieſelben durch eine Hauptſchlacht von ihren Gränzen zurück zu treiben.

Jedoch wir müſſen erſt noch ein Wort von denen Südweſtbienen reden. Als dieſelben von ihren Feinden bis nahe an ihre Gränzen zurückgejaget wurden; ſo erlangten ſie zwar dadurch Gelegenheit, ſich mit friſchen Volke zu verſtärken, und bemüheten ſich dannenhero ihre Feinde zum Rückzuge nach ihren eigenen Wohnungen zu nöthigen. Aber in verſchiedenen Schlachten, die ſie mit einander hielten, muſten ſie allemal die Flucht ergreifen, und verlohren viel Volks. Sie hatten zwar durch einen abgeſongeſonderten Haufen einen neuen Anfall auf die Wohnplätze ihrer Feinde gethan: allein, ſo ſchwach auch dieſe ihre Hohlungen noch beſetzt hatten, ſo fanden die Südweſtbienen doch einen ſehr tapfern Widerſtand, daß ſie bald wieder zurückkehren mußten, als ein Theil des feindlichen Schwarms, der die Südweſtbienen beunruhigte, zu Beſchützung ihrer Wohnplätze herbey eilte.

Wir wenden uns nunmehr wieder zu denen nordlichen Weſtbienen zurück, deren tapfere Königin gar bald Gelegenheit fand, die rauchen Nordbienen anzugreifen. Die Schlacht war ſehr heftig: und von beyden Seiten wurde ungemein viel Volk verlohren. Allein die rauchen Nordbienen, wie ihre gegenwärtig geweſene Freunde ſelbſt geſtanden haben, büßten doch noch einmal ſo viel ein, als die nordlichen Weſtbienen; und ſahen ſich genöthiget eine ziemliche Weite zurück zu weichen und bald darauf die Hohlungen der nordlichen Weſtbienen ganz und gar zu verlaſſen. Dieſe waren alſo wohl unſtreitig die Sieger.

Allein, weil das mitlere Bienenvolk in eine Nebenhohlung einbrach, deren ſich die nordlichen Weſtbienen zu ihrer Sicherheit bemächtiget hatten, und auf deren Erhaltung der glückliche Ausgang dieſes Krieges am meiſten ankam; ſo ſahe ſich die muthige Königin der nordlichen Weſtbienen genöthiget, von der Verfolgung der rauchen Nordbienen abzulaſſen und dem mitlern Bienenvolke entgegen zu eilen: und von dieſem Umſtande nahmen die rauchen Nordbienen Gelegenheit, ſich als Sieger auszugeben. Allein, der Einſiedler belacht dieſe eitle Prahlerey, weil alle Umſtände gar zu offenbar wider ſie waren.

Als die Königin der nordlichen Weſtbienen ſich dem mitlern Bienenvolke näherte; und dieſes abermals alle Gelegenheit zu einer Schlacht vermied; ſo verſuchte daſſelbe einſtmals die nordlichen Weſtbienen zur Nachtzeit zu überfallen; und weil dieſe letztern im Schlaf waren; ſo geriethen ſie anfangs in Unordnung und erlitten einigen Verluſt. Allein die Ordnung wurde bald wieder hergeſtellet; und ihre tapfere Königin verwehrte dem mitlern Bienenvolke dennoch das weitere Eintringen, ſo daß ſich dieſe endlich genöthiget ſahen, nachdem ſie bald hier bald dort einzutringen vergeblich verſucht hatten, nach ihren Hohlungen zurück zu kehren.

Nunmehr verurſachte die regneriſche Witterung abermals einen Stillſtand; und als die Tage ſich wieder aufgeklähret hatten: ſo ſuchte das mitlere Bienenvolk abermals in die Wohnungen der nordlichen Weſtbienen einzutringen. Ihre weiſe Königin aber vereitelte alle ihre Anſchläge. Indeſſen aber waren die rauchen Nordbienen von einer andern Seite auf die Wohnungen der nordlichen Weſtbienen angerücket, und hatten einen wider ſie ausgeſchickten Haufen zurück geſchlagen. Die Königin der nordlichen Weſtbienen ſahe ſich alſo genöthiget, ſelbſt dieſem Feinde entgegen zu eilen. Die tringenden Umſtände, weil das mitlere Bienenvolk von einer andern Seite eintrang, nöthigte ſie, die rauchen Nordbienen allzu eilfertig anzugreifen; und ob ſie zwar anfangs ſiegte: ſo waren doch ihre Bienen von dem weiten Fluge zu ſehr abgemattet, und die Feinde hatten ſich in einem Dornſtrauch ſo feſte geſetzt, daß ſie ſich endlich mit einigen Verluſt zurückziehen mußte. Unterdeſſen ſetzten ſie ſich doch ſo vortheilhaftig, daß die Feinde nicht weiter eindringen konnten, ohngeachtet ſich das mildere Bienenvolk mit den rauchen Nordbienen vereinigt hatte.

Die Südweſtbienen waren jedoch gegen ihre Feinde weit unglücklicher. Als dieſe einen Anfall auf ſie wagten; ſo trieben ſie zwar ſolche zurück. Allein, da ihnen dadurch der Muth wuchs, und ſie ſelbſt wagten, ihre Feinde anzugreifen: ſo hatte die Sache einen ſo unglücklichen Erfolg, daß ſie bis auf das Haupt geſchlagen wurden. Sie mußten ſich eilfertig zurück ziehen; und daß ſie unaufhörlich von ihren Feinden verfolgt wurden; ſo büßten ſie weit mehr in der Flucht ein, als ſie in der Schlacht verlohren hatten. Sie konnten alſo dieſen ganzen Feldzug über nicht wieder zu Kräften kommen.

Hier beſchließet der Einſiedler ſeine Beobachtungen. Vielleicht ſind wir im Stande, mit der Zeit durch den Canal ſeines Verwandten, die Fortſetzung davon zu liefern, weil der Einſiedler vermuthlich nicht ermangeln wird, auf dieſe Händel der Bienen bis zu ihrem endlichen Ausgange aufmerkſam zu ſeyn. Unterdeſſen hat der Einſiedler über dieſen ſo heftigen Krieg der Bienen noch einige Betrachtungen hinzugefüget, die wir unſern Leſern nicht vorenthalten dürfen.

Er glaubet, dieſer Krieg ſey einer der ſtärkſten Beweisthümer, wie niedrig und verächtlich die thieriſche Natur gegen die Würde und den Adel der Menſchen ſey. So gute Ordnung man auch ſonſt unter den Bienen wahrnehme; ſo müſſe doch der Grund davon in einem gewiſſen Mechanismus, in einem natürlichen Triebe, oder dergleichen etwas liegen; denn aus einer Art der Vernunft,

nunft, wie einige zu glauben geneigt ſind, kann ſie unmöglich herrühren. Er meinet, eben der jetzt erzählte Krieg ſey ein unumſtößlicher Beweisgrund, daß ſie ganz und gar keine Vernunft haben müßten.

Denn wenn ſie nur ein Fünkgen von Vernunft hätten, ſo müßten ſie wohl einſehen, daß eine elende Hohlung voll Honig, welche die erſte Urſache des Krieges geweſen iſt, unmöglich ſo viel werth ſeyn könne, daß ſich alle Bienenvölker des Felſens, deshalb in ein unausſprechliches Elend, Unglück, und Verwirrung ſtürzen ſollten, als ſie ſich durch dieſen Krieg befinden: ſie müßten begreifen, daß ſie um einer ſo liederlichen Urſache halber nicht das Leben ſo vieler hundert tauſend ihrer Nebengeſchöpfe aufopfern dürften, und ſie würden vorher erwogen haben, daß ein jedes Volk bey dieſem Kriege durch die feindlichen Einfälle und Aufzehrung, und durch ihre eigne Zehrung an Honig, den ſie mit auf den Weg nehmen müßten, weit mehr Verluſt an Honig leiden würde, als jene elende Hohlung werth iſt, oder ſie ſonſt Vortheile von dem Kriege zu gewarten hätten.

Er ſetzet hinzu, auch dieſes ſey ein Beweis von dem gänzlichen Mangel der Vernunft, daß ſie noch nicht ernſtlich an den Frieden gedachten, ungeachtet die Königin der nordlichen Weſtbienen und ihre Bundesgenoſſen ſich darzu erbothen, und ungeachtet die meiſten Völker des Felſens ſchon ſo unausſprechliches Elend und Unglück durch dieſen Krieg erlitten, dabey aber noch nicht das geringſte gewonnen hätten. Denn nach dem Erachten des Einſiedlers iſt noch nichts als Unglück geſchehen, nicht das geringſte aber, was entſcheidend wäre, und den einen oder den andern Theil zu ſeinem Endzwecke führen könnte; und dieſer fromme Mann befürchtet, daß ſich dieſe unſinnige Bienen einander ganz und gar aufreiben und ausrotten werden, wenn ihre Händel ſchlechterdings in einen entſcheidenden Zuſtand gelangen ſollen.

Der Einſiedler läßt ſich hierauf in eine prächtige Vorſtellung von der Hoheit und den Vorzügen der vernünftigen menſchlichen Natur ein; und ſagt, er ſey verſichert, daß ſo etwas nie unter denen vernünftigen Menſchen geſchehen werde. Dieſe edlen und mit Verſtande begabten Creaturen hätten, wie er in der ganzen Geſchichte wahrnehme, niemals Kriege angefangen, als die im ſträngſten Verſtande äußerſt nothwendig, und zu Erhaltung der geſammten Verfaſſung und Grundfeſte des Staats unvermeidlich geweſen wären.

Inſonderheit machte er die Anmerkung, daß die Menſchen viel zu edel, großmüthig und erhaben dächten, als daß ſo viele über einen einzigen herfallen ſollten. Die Menſchen würden ſich allemal eine ſolche Ueberwindung zur Schande rechnen; weil ein ſolches Verfahren ein recht unterſcheidendes Merkmaal der thieriſchen Natur ſey. Nur von denen Hunden und andern Thieren nehme man wahr, daß, wenn einer das Unglück hätte, von ein paar hämiſchen Feinden angefallen zu werden, die andern alle gleichfals über ihn herfielen.

Wenn es mir erlaubt iſt, noch ein paar Worte zu dieſen Betrachtungen des Einſiedlers hinzuzufügen; ſo muß ich zwar geſtehen, daß ich eben nicht daver hoffen möchte, daß die alte Geſchichte vollkommen mit der prächtigen Beſchreibung übereinſtimmet, die er von der vernünftigen menſchlichen Natur macht. Allein, dieſe alte Zeiten waren auch noch ſehr barbariſch, und die Vernunft, die eben unſre Hoheit und Vorzug vor allen andern Geſchöpfen ausmacht, war darinnen noch gar nicht zu ihrer Reife gelanget. Was iſt es alſo Wunder, wenn uns die Geſchichte nicht verbürget, daß die Menſchen gegen die Seite der thieriſchen Natur zuweilen ein wenig gehinket haben.

Allein, wenn der Einſiedler bloß von vernünftigen Zeiten, und inſonderheit von unſerm jetzigen höchſterleuchteten Jahrhunderte redet: ſo kann niemand ſo vollkommen mit Herz und Mund ſeine Meinung unterſchreiben, als ich thue. Unter unſern heutigen Regenten iſt gewiß kein einziger, der, wenn alles Geld und Silber der ganzen Welt auf einem Haufen beyſammen läge, das Leben eines einzigen von ſeinen Unterthanen dagegen aufopfern würde. Nie iſt das Menſchen-Blut ſo theuer und hochgeſchätzet worden als jetzo. Alle Regenten haben allein ihre ganze Aufmerkſamkeit auf die Wohlfarth und Glückſeeligkeit ihrer Unterthanen gerichtet, und, um dieſe zu befördern, entſagen ſie ſo gar ihren liebſten und angenehmſten Neigungen und Leidenſchaften.

Hierinnen werden ſie von ihren Miniſtern, die ſie alle durch die weiſeſte und vollkommenſte Wahl ausſuchen, auf das kräftigſte unterſtützet. Lauter höchſt verehrungswürdige Männer, deren Einſicht und Erfahrung eben ſo groß, als ihre Gelehrſamkeit iſt. Inſonderheit aber ſind ſie mit der Geſchichte, dieſem Spiegel der menſchlichen Handlungen, und man kann ſicher hinzuſetzen, mit dieſem Spiegel der Regenten und Miniſters auf das allergenaueſte bekannt. Sie wiſſen daraus den zweifelhaftigen und ungewiſſen Erfolg auch ſolcher Kriege, welche die beſte Ausſicht und Hoffnung gegeben haben; und vermöge ihrer großen Einſicht und Erfahrung legen ſie die großen Koſten des Krieges, die unglücklichen Folgen deſſelben, in Anſehung der Entvölkerung und Verwüſtung des Landes, oder wenigſtens in Anſehung ſeines großen Nachtheils vor den Nahrungsſtand und in Ausfluß des Geldes; und inſonderheit das koſtbare Leben derer Menſchen mit denen Vortheilen, die ſie zu erſtreiten ſuchen, auf das genaueſte auf die Waagſchaale; und ſie finden faſt allemal, daß die Vortheile gegen den Schaden des Kriegs unendlich zu leicht ſind.

Daher rathen ſie ihren Monarchen allemal lieber, von ſeinen Gerechtſamen etwas fahren zu laſſen, als ſeinen Unterthanen das unausſprechliche Elend des Krieges über den Hals zu ziehen. Nur in dem einzigen Falle rathen ſie zum Kriege, wenn die ganze Wohlfarth des Staats auf dem Spiele ſtehet, und der Staat ſonſt auf keine andre Art aufrecht erhalten werden kann. Hierbey ſind ſie die Uneigennützigkeit ſelber. Wahrhaftig, wenn andre Höfe auch das Gold mit vollen Händen unter ſie austheilten; ſo würden ſie deshalb von ihrem großen Widerwillen gegen den Krieg nicht ein Haar breit abgehen.

Es iſt wahr, Europa iſt jetzo wirklich in einen heftigen und unglücklichen Krieg eingeflochten. Allein, wir können gewiß verſichert ſeyn, daß, wenn derſelbe durch die höchſte menſchliche Vorſicht und Weisheit auf einige Art hätte abgewendet werden können; ſo würde es gewiß geſchehen ſeyn. Was vor vorſichtige Maaßregeln! was vor kluge und behutſame Schritte! was vor genau und weislich abgemeſſene Bewegungen! was vor überaus groſe Bedenklichkeiten erblicke ich nicht allenthalben, die man angewendet hat, Europa den Frieden zu erhalten; und dieſe weiſen Vorſichtigkeiten ſind auch nicht ohne Wirkung geweſen.

Wir haben doch das groſe Gut des Friedens volle acht Jahr genoſſen; und hieran können wir die Gluckſeeligkeit und den Vorzug unſrer vernünftigen Zeiten überzeugend wahrnehmen. Die Zeiten des Auguſts waren gewiß auch vernünftige Zeiten; und doch wurde der Janus-Tempel unter ſeiner langen Regierung nur zweymal auf eine kurze Zeit zugeſchloſſen. Es iſt unſre Schuldigkeit, dieſen Vorzug unſrer Zeiten dankbarlich zu erkennen. Thun es die meiſten Menſchen nicht; ſo begehen ſie daran groß Unrecht. Sie würden es aber gewiß thun, wenn ſie in die Staats-Cabinetter hineinſehen, und darinnen die unausſprechliche Mühe und überaus groſe Vorſichtigkeiten wahrnehmen könnten, welche ſich die Miniſters und die Geſamten zu Erhaltung des Friedens geben.

Gott wird ſie und ihre Familien davor zum Seegen
ſetzen immer und ewiglich, Amen!

Vierte Abtheilung.

Fabeln
und
Erzählungen.

I.

Der Fuchs, der Kater, und die Taube.

Eine Fabel.

Ich bin mit dem gröſten Theile von meinen Brüdern, denen Fabel Dichtern, gar nicht zufrieden, daß ſie gemeiniglich der Liſt des Fuchſes einen glücklichen Ausgang angedeihen laſſen. Nach meiner und andrer ächten Fabel Dichter Erfahrung, worunter ich den berühmten Froſchmäusler zählen kann, fällt ihm öfters ſeine ausgeſonnene Liſt ſelbſt ſchädlich: und das zeigt auch folgende Fabel:

Ein Fuchs war ſchon öfters in das Taubenhaus eines Landmannes eingebrochen, und hatte da ſehr groſſen Schaden gethan. Der Landmann hätte ihn das letztemal bey einer Haare ertappet. Er ſchwur aber, daß er ihn gewiß in die Falle bringen wolte. Der Fuchs, der dieſes gehöret hatte, weil der Landmann mit der Miſtgabel ganz nahe hinter ihm war, getrauete ſich dennach nicht, ſich ſo platterdings in das Tauben Haus zu wagen: und dennoch war das Tauben Fleiſch vor ſeine Zähne eine ſehr reizende Sache.

Da er ſeiner Klugheit nichts zu ſchwehr hielt: ſo ſuchte er einen groſſen Kater auf, den er auf ſeinen nächtlichen Streiffereyen hatte kennen lernen, und mit welchem er ſchon ehedem einen Streich in Geſellſchaft unternommen hatte; obgleich der Erfolg eben nicht der glücklichſte geweſen war. Er wußte dem Kater dieſes volle Tauben-Haus ſo reizend vorzuſtellen, daß der Kater keine geringe Luſt dazu bezeigte. Unterdeſſen hütete ſich der Fuchs ſehr wohl, daß er im geringſten etwas davon erwähnte, daß er ſchon verſchiedenemal in daſſelbe eingebrochen wäre. Er ſagte bloß, daß er die Tauben vor dem Schlage hätte ſitzen ſehen; und konnte ihre Menge und Schönheit nicht genug herausſtreichen.

Der Kater ſagte ihm, daß er in dieſem Hauſe bey dem vorigen Beſitzer eine Zeitlang gewohnet hätte, und daß ihm mithin alle Gelegenheit ſehr wohl bekannt wäre. Das war eine erwünſchte Sache vor den Fuchs. Er bat dannenhero den Kater, daß er der Anführer ſeyn, und voran kriechen möchte, welches ihm von dem Kater ohne Bedenken verſprochen wurde. Er ſuchte nichts mehr, als den Kater hierzu zu bewegen, damit derſelbe in die von dem Landmanne aufgeſtelte Falle gerathen, und er indeſſen Raum und Freyheit haben möchte, unter denen Tauben nach Herzens-Luſt zu würgen, und ſeinen Zähnen gütlich zu thun. Er hatte auf allerley Vorwand geſonnen, um den Kater zu bewegen, voran zu kriechen; und die Sache gieng beſſer, als er vermuthet hatte, weil die Umſtände ſeiner Abſicht ſo günſtig waren.

Die Sache wurde ſo fort ausgeführet. Der Kater kroch voran, und gerieth wirklich in die von dem Landmanne gelegte Falle. Da der Kater erbärmlich zu ſchreyen anfieng; ſo mußte der Fuchs Schande halber ſich ſtellen, als wenn er ſich Mühe geben wolte, den Kater wieder loß zu machen. Er arbeitete alſo mit ſeinen Pfoten an dem Fangeiſen; und da ereignete ſich ein Unglück, das der Fuchs nicht vorausgeſehen hatte.

Das Fangeiſen hatte den Kater ganz unten auf der einen Seite des Eiſens an der Pfote gefaſſet, und beſſer oben hatte es von ohngefehr einen kleinen Stein mit eingeklemmt, der aber nicht hinterte, daß nicht der Kater feſtgehalten wurde. Unterdeſſen aber blieb in der Mitten des Fangeiſens ein Zwiſchenraum, zwiſchen welchen die Pfote des Fuchſes kam, als er zum Schein an der Falle handthierte: denn der Fuchs glaubte, daß ihm ein bereits zugeſchlagenes Fangeiſen weiter keinen Schaden zufügen konnte. Allein, zum Unglück war der Stein nur ſehr genau auf der einen Seite gefaßt; und durch die Bewegung der Falle ſprang der Stein heraus, die Falle klemmte feſter zu, und die dazwiſchen ſteckende Pfote des Fuchſes dergeſtalt mit ein, daß er gleichfals mit gefangen war.

Der Fuchs war anfangs von Schmerz und Verwunderung über dieſen unerwarteten Vorfall dergeſtalt betäubet, daß er ſich kaum beſinnen konnte. Endlich brach er in dieſe Worte aus: Das iſt doch ein verdammter Streich. Nein! Wahrhaftig, ſo war die Sache gar nicht gemeint.

Eine Taube, welche dieſem Spiel des Katers und des Fuchſes ganz gelaſſen zugeſehen hatte, weil ſie nahe bey einem kleinen Loche ſaß, das ihr allemal die Flucht auf dem Dach erlaubte, lachte hierüber von Herzen, und ſagte: O Herr Fuchs! ich verſtehe ſie recht gut, was ihre eigentliche Meinung war. Mich deucht aber, die Sache iſt ihnen ſchon vielmals anders gegangen, als ſie gemeinet hatten. Ich wünſche ihnen viel Glücks darzu.

Gemeiniglich ſchlägt die Staats-Klugheit, die auf Liſt und Betrug gebauet wird, zu dem eignen Schaden ihrer Urheber aus. Selbſt die Nothwendigkeit, ihre Liſt zu verbergen, und die unerwarteten Folgen und Zwiſchenfälle, führen öfters die Staatsleute dahin, wo ſie niemals hinzukommen gedachten; und die Sache nimmt endlich einen ganz widrigen Ausgang, als ſie ſich vorgeſetzt hatten, der ihnen ſelbſt zum äußerſten Schaden gereichet. Man bilde ſich ja nicht ein, daß die Liſt Klugheit iſt. Die wahre Klugheit weiß allemal redliche Mittel zu erwählen, die allemal viel ſicherer zu dem abgezielten gerechten Endzweck führen. O! wenn doch die Staatsleute einmal lernen wolten, daß die tugendhaftigen, gerechten und geraden Wege allemal die beſten und ſicherſten ſind.

II.

Der Wolf und die ſtreitenden Ziegen.

Eine Fabel.

Mitten in einem dicken Walde, auf einem hohen Berge, hatte ein Wolf ſeine Höhle, der von weiten in einem anmuthigen Thale eine Menge Ziegen mit einander ſtreiten ſah, von welchen er ſchon manchen Braten erhaſcht hatte. Hurtig war der muntre und aufmerkſame Wolf auf ſeinen Beinen, um ſich eine ſo gute Gelegenheit zu Nutze zu machen.

Er ſprang den Berg hinunter, und würgete einige Ziegen-Lämmer mit groſſer Gierigkeit, die zu Anfange des Thales weideten, und mit dem Streite der übrigen gar nichts zu thun hatten. Er nahete ſich endlich denen ſtreitenden Ziegen; und dieſe, welche ſeine Gewaltthätigkeiten von weiten wahrgenommen hatten, ſtellten ſich in Verfaſſung, um ihn nach Verdienſt zu empfangen, als ſie der Wolf folgendergeſtalt anredete:

Ich komme, um denen Unterdrückten beyzuſtehen. Wiſſet, meine lieben Ziegen, daß ich mit euren Vorfahren einen Bund gemacht habe, wodurch ich berechtiget bin, mich in alle eure Streitigkeiten einzumiſchen. Ich habe verſprochen, den Frieden unter euch zu handhaben, euch bis zu ewigen Zeiten in meinen Schutz zu nehmen, und einen jeden unter euch bey ſeinen Gerechtigkeiten zu erhalten; und das will ich auch redlich erfüllen.

Die Ziegen antworteten: Deine guten Abſichten, mein werther Herr Wolf, haben wir ſchon von weiten geſehen. Wenn aber unſre Vorfahren wirklich ſo thöricht geweſen ſind, einen ſolchen Bund mit dir zu machen, und wenn es deine redliche Meinung iſt, uns in Schutz zu nehmen; o, ſo bitten wir demüthig, daß du geruhen mögeſt, uns wider dich ſelbſt zu ſchützen: denn von dieſer Seite haben wir in der That den meiſten Schutz nöthig. Was aber unſre Streitigkeiten betrifft; ſo wollen wir dir deshalb keine Mühe machen; wir wollen ſchon mit einander fertig werden.

Der Wolf, welcher ſah, daß ein großer Haufe Ziegen, worunter einige anſehnliche Böcke, mit fürchterlichen Hörnern waren, ſich von denen übrigen abgeſondert hatten, um über ihn herzufallen, kehrte mit einem ſtarken Schritte wieder um, und rief dabey: Das ſind wunderliche Thiere, die einen kleinen Braten ſo hoch aufmutzen; muß ich denn nicht dabey leben, wenn ich Frieden ſtiften ſoll?

Die Ziegen ſchrien hinter ihm her: Lebe du nur auf deine eigne Koſten, Herr Wolf! Wir haben einen ſo koſtbaren Friedensſtifter nicht nöthig.

III.

Der Landmann und der kranke Leoparde.

Eine Fabel.

Mitten in einem großen Walde hatte ein Landmann in einem anmuthigen Thale ſeine Wohnung aufgeſchlagen. Er war ſehr fleißig, und auf ſeine Angelegenheiten ungemein aufmerkſam. Er umzäunte nicht allein ſeine Felder vor dem Wilde, ſondern wußte auch ſeine Schaafe, Ziegen, und andres Haushaltungs-Vieh vor denen Raub-Thieren dergeſtalt zu ſchützen und zu verwahren, daß ſie nie ein Stück davon vor ihre raubbegierigen Klauen erlangen konnten.

Die Raub-Thiere, welche nach dem Vieh des Landmannes deſto begieriger wurden, je beſtändiger ſie das Vieh von weiten vor Augen ſahen, und je wohlgemäſteter es ihnen ſchien, wurden über den Landmann wegen ſeines Muthes und ſeiner Wachſamkeit ſo ergrimmt, daß ſie ſeinen Untergang beſchloſſen. Alle Raub-Thiere machten demnach einen Bund mit einander, den Landmann zugleich und auf einmal zu überfallen, ihn umzubringen, und alle ſein Vieh und Vorrath als einen guten Raub unter ſich zu theilen.

Der Leoparde war damals vor Alter ſchon ziemlich ſchwach, er war überdies wegen einer alten Wunde, die er in dem Streite mit dem Bären empfangen hatte, und die gar nicht wieder zuheilen wolte, ſo oft er ſie auch beleckte, noch ſehr kränklich. Er hatte noch ein ſchwehres Haus-Kreuz auf dem Halſe, weil ſeine Kinder, die wegen ſeiner Schwachheit kühn wurden, in groſſer Uneinigkeit mit einander lebten, und einander beſtändig die Hälſe zu brechen dreheten. Dennoch ließ er ſich in den Bund aller Raub-Thiere wider den Landmann mit ein. Er glaubte, daß der Bund ſo ſtark und der Raub ſo gewiß wäre, daß er dieſe ſchöne Gelegenheit nicht aus denen Händen gehen laſſen dürfte.

Als die Thiere den verabredeten gemeinſchaftlichen Anfall auf den Landmann thaten; ſo kam auch der Leoparde daher gehinkt; und mit Mühe ſchlepte er ſeinen ſchwachen und ſiechen Körper fort. Allein, der Landmann wehrte ſich ſo muthig und geſchickt, daß er dieſe grimmigen Thiere bald zerſtreuete. Er verfolgte einige von denen ſtärkſten; und als er von deren Verfolgung zurück kam; ſo ſahe er noch den Leoparden langſam davon ſchleichen, weil ihm die Schwachheit ſeines Körpers keine eilende Flucht erlaubte. Unterdeſſen als er den Landmann hinter ſich darein kommen ſah; ſo ſträngte er alle ſeine Kräfte an, um zu fliehen. Der Landmann aber, der ſich nicht weit von ſeiner Wohnung entfernen wolte, hielte es der Mühe nicht werth, den Leoparden weit zu verfolgen, ſondern kehrte bald wieder zu ſeiner Wohnung um.

Unterdeſſen hatte ſich der Leopard auf ſeiner Flucht dergeſtalt abgemattet, daß er halb ohnmächtig darnieder fiel, und faſt ohne Leben und Empfindung da lag. Ein

Haaſe, der ihn niederfallen ſah, eilte aus Neubegierigkeit dahin; und als er fand, daß er noch lebte und die Augen offen hatte; ſo ſagte er zu dem Leoparden: Ey! mein Herr Leoparde! wie klug hätten ſie gethan, wenn ſie zu Hauſe geblieben wären! Wie konnten ſie ſich einfallen laſſen, in dem elenden Zuſtande, da ſie ſind, wider den Landmann in Streit zu ziehen?

Der Leoparde, den ſeine äuſſerſte Schwachheit ſanftmüthig machte, antwortete dem Haaſen: Gewiß! Ich dachte ſehr klug, mein liebes Häſichen. Ich bin gar nicht ausgezogen, um zu ſtreiten, ſondern nur, um an dem Raube Antheil zu haben. Aber jetzo ſehe ich nun, daß es nicht allemal ſo gehet, wie man denkt.

IV.

Der dicke Land-Edelmann und die magern Pferde.

Eine Fabel.

Ein Land-Edelmann, deſſen höchſtes Guth die Bequemlichkeit, oder, damit wir das Kind bey ſeinen rechten Nahmen nennen, die Faulheit war, pflegte immer zu ſagen: Das Eſſen ſchmeckt mir vortrefflich; ich kann auch ein gut Glas Wein oder Engliſch Bier vertragen, aber dabey muß ich auch meine Ruhe haben; und bey dieſen würdigen Geſinnungen befand ſich ſein Bauch ſo wohl, daß er unter dem Segen des Himmels zu einer ungeheuren Dicke anwuchs. Warum hätte ſich auch dieſer Segen nicht bey ihm zeigen ſollen? Den Kummer und die Sorgen, dieſe unglückliche Hinterniſſe eines geſegneten Körpers, kannte er gar nicht. Er bekümmerte ſich ſo wenig um die Angelegenheiten ſeiner Familie, als um die Verwaltung ſeines wichtigen Land-Guths.

Er hatte alle ſeine Sorgen auf ſeinen Verwalter geleget; und damit er aller Welt zu erkennen geben möchte, was vor eine wichtige Perſohn der Verwalter bey ihm vorſtellte; ſo gab er ihm den Titul eines Haus-Hofmeiſters. Der Herr Haus-Hofmeiſter machte auch ſeine Sachen vortrefflich, aber mehr zu ſeinem eigenen, als ſeines Herrn Nutzen, wie es allen Haushaltern ohnfehlbar ergehen wird, die ſich mehr auf andre Leute, als auf ſich ſelbſt verlaſſen.

Der Haus-Hofmeiſter wurde reich, ohngeachtet er in geheim weit mehr verſchwendete, als ſeines Herrn dicker Bauch zu unterhalten koſtete. Er ſorgte, daß ſeinem Herrn an ſeiner Tafel, an dem Eingeweide des Kellers, und an allen andern gewohnten Bequemlichkeiten nichts abgieng; und alles übrige ſah er als einen Segen vom Himmel an, der ihm als ſeine rechtmäßigen Einkünfte gegönnet wurde.

Der Herr Haus-Hofmeiſter war ſelbſt der Mann gar nicht, der einer ſo weitläuftigen Wirthſchaft wohl vorſtehen konnte, oder die Luſt dazu hatte. Man kann alles verwetten, daß, wenn das Guth ſein eigen geweſen wäre; ſo würde er eben die Rolle ſeines Herrn mit einer kleinen Veränderung geſpielet, und ſein Haus-Hofmeiſter würde ſich ſehr wohl bey ihm befunden haben.

Da er ſich gar nicht mit erforderlichen Fleiße und Geſchicklichkeit denen Geſchäften ſeines Herrn unterzog, da er zugleich reich werden, und dennoch zugleich verſchwenden wolte; ſo kann man leicht erachten, daß die Angelegenheiten mit aller möglichen Unordnung verwaltet wurden; und alle Unterbedienten ſpielten im Kleinen eben die Rolle, die der Haus-Hofmeiſter im Großen ſpielte. Ein jeder ſtahl in ſeinen unterhabenden Geſchaften, und zwackte ſo viel [illegible], als es immer möglich war.

Bey dieſer Beſchaffenheit der Sache befand ſich alles Haushaltungs-Vieh in einem ſehr elenden Zuſtande; und inſonderheit waren die Pferde ſo mager, daß ſie noch kaum in der Haut hängen konnten. Ein angehender Roßarzt, der ſich in ſeiner Profeßion geſchickt machen wolte, brauchte hier keiner Anatomie. Er konnte alle Rippen und Knochen ohnedem zählen.

Einsmals lag der Land-Edelmann an einem Sonntage unter einer großen, im Hofe ſtehenden Linde, auf einer wohl eingerichteten mit Betten belegten Raſen-Bank, und hatte verſchiedene Opfer vor ſeinen Bauch neben ſich ſtehen. Die Acker-Knechte waren in die Dorf-Schenke gegangen, und ließen die Pferde auf dem Hofe weiden. Das Gras war daſelbſt viel häufiger zu finden, als der Miſt; und überdies hatten ſie von dieſen frommen Thieren gar kein Unglück zu befürchten.

Die Pferde, die ihr Elend lange Zeit mit großer Geduld ertragen hatten, als ſie ihren Herrn allein da liegen ſahen, wolten ſich dieſe gute Gelegenheit nicht aus denen Händen gehen laſſen, ihre Noth ſelbſt vor das hohe Ohr ihres Herrn zu bringen; denn die Knechte würden bey ihrer Anweſenheit ſolches keinesweges zugelaſſen haben. Sie ſtellten ſich alſo um ihn her; und der braune Hengſt, ein ſehr frommes und gutes Thier, das ſeit drey Jahren keine muthwilligen Regungen empfunden hatte, nahm folgendergeſtalt das Wort:

O Herr! thue doch einmal über die Beſchaffenheit deiner Wirthſchaft die Augen auf. Siehe den elenden

Zuſtand unſrer Leiber. Dein Haus-Hofmeiſter mißt dem Acker-Meiſter nur die Hälfte des reichlichen Futters zu, das er dir in Rechnung bringet. Aber auch mit dieſer Hälfte würden wir ſehr wohl zufrieden ſeyn, wenn uns nicht der Acker-Meiſter zu ſeinem Vortheil den dritten Theil abkürzte, und die Knechte ſtehlen uns einen andern dritten Theil aus denen Krippen. Bey dem allen müſſen wir die ſchwehreſte Arbeit thun; und wir werden noch unfehlbar unter der Härte unſers Elendes umkommen, wie es einigen unſern Mitpferden ſchon ergangen iſt. Alle dein andres Haushaltungs-Vieh befindet ſich nicht viel beſſer. O habe doch einmal ein Einſehen. Du biſt bey deinem Haus-Hofmeiſter in ſehr üblen Händen.

Der Land Edelmann, nachdem er ein bey ihm ſtehendes Glas Wein getrunken hatte, zweymal gegähnet, und ſich einmal ausgedehnet hatte, richtete ſich mit Mühe in etwas auf, und antwortete: Ich will euch das aber wohl glauben, meine guten Thiere; aber die jetzige Einrichtung meiner Wirthſchaft iſt mir doch überaus bequemlich. Ich gönne euch wahrhaftig alles gutes; aber die Mühe die mir eine Aenderung verurſachen würde, könnt ihr doch ohne Unbilligkeit nicht verlangen. Stöhret mich nicht, ich werde gleich einſchlafen: und in der That legte er ſich auf die andre Seite, und fiel in den ſanfteſten Schlaf, den je ein wohlgemäſteter Körper gehabt haben kann.

Die Pferde, als ſie ſahen, daß er wirklich eingeſchlafen war, giengen traurig davon. Nur eine junge Stute, die bey allen ihren hervorragenden Knochen zuweilen noch witzig thun wolte, ſagte zu den übrigen Pferden. Welcher Irrthum, den hier die Natur begangen hat! Dieſe Seele befindet ſich gar nicht an ihrer rechten Stelle. Sie ſolte den Leib eines Maſtſchweines, oder eines beſtändig auf dem Küſſen liegenden Mopſes viel beſſer gezieret haben. Rede nicht ſo verwegen! verſetzte der Worthalter, der braune Hengſt. Die Seele unſers Herrn befindet ſich ſchon an ihrer rechten Stelle. Aber es iſt ewig Schade, daß er kein Domherr geworden iſt, der ohne Wirthſchaft bloß von ſeiner Pfründe lebt.

V.

Die unfruchtbare Henne.

Eine Fabel.

Eine Henne, die ſehr unfruchtbar war, und jährlich kaum zwölf Eyer legte, fieng allemal einen groſſen Lärm an, wenn ſie ein Ey gebahr. Sie trieb ihr unangenehmes Geſchrey eine Stunde vorher unaufhörlich, ehe ſie das Neſt beſtieg; und wenn ſie ihre Geburth verrichtet hatte, ſo dauerte das lärmende Triumph-Geſchrey noch viel länger.

Eine andre Henne, welcher dieſes unaufhörliche Schreyen unangenehm fiel, ſagte zu ihr: Bey dir trift wohl das Sprüchwort derer Menſchen ſehr richtig ein: Die Hennen, die am wenigſten Eyer legen, machen das gröſte Geſchrey. Sieheſt du denn, daß ich und andre Hennen, die doch viel mehr Eyer gebähren, einen ſolchen Lärm machen. Wir begnügen uns nach vollendeter Arbeit, unſre Stimmen ein paarmal mäßig hören zu laſſen, um unſre Freude über unſre glückliche Geburth zu erkennen zu geben.

Die unfruchtbare Henne antwortete hierauf: Eben weil du faſt alle Tage gebiehreſt; ſo iſt dir dieſe Freude ſo gewöhnlich, daß ſie dich wenig oder gar nicht mehr rüh ret. Ich aber, die ich dieſe Freude ſehr ſelten genieße, werde dadurch dergeſtalt eingenommen, daß ich ſie nicht ſo bald mäßigen kann. Du ſolteſt mir dieſes Vergnügen wohl gönnen.

Die Unglücklichen pflegen gemeiniglich von einem kleinen Glück oder Vortheil ein ſolches Aufhebens zu machen, als wenn es die äußerſt wichtigſte Sache wäre. Sie glauben, daß die ganze Welt dieſen Vortheil eben alſo anſehen wird, als er ihnen bey ihrem unglücklichen Zuſtande vorkommt. Und warum ſolte man ihnen dieſe Freude nicht gönnen, ſo eitel und nichtsbedeutend der Gegenſtand auch öfters iſt? wenn ſonſt ihr Betragen und ihre Abſichten zeither ein Mitleiden verdienet haben.

VI.

Geſchichte
zweyer Schweſtern,
der
Iris und der Agrippine.

Iris und Agrippine, zwey Schweſtern, waren die Töchter eines angeſehenen Mannes, der von guten Vermögen war, und einer anſehnlichen Bedienung vorſtund, die ihn mit vielen Geſchäften überhäufte. Er ſahe ſich alſo genöthiget, die Sorge vor die Erziehung ſeiner Töchter ſeiner Frauen zu überlaſſen: und er konnte ſich nicht einmal um ihre Zucht bekümmern, weil er die wenigen Stunden, die ihm des Tages von ſeiner Arbeit frey blieben, zu ſeiner nöthigen Erholung und Ausruhung anwenden mußte. Wenigſtens glaubte er, das er ſich aus Vorſorge vor ſeine Geſundheit, nicht auch in den Haus-Angelegenheiten, neue Arbeit und Verdruß zuziehen könnte.

Dieſe ſeine Ehefrau hatte in der That viele gute Eigenſchaften an ſich. Sie war eben nicht unvernünftig. Sie beſaß ein gutes Herz: und beſonders liebte ſie ihren Mann mit einer Zärtlichkeit, die alles übertraf. Ihr großer und faſt einziger Fehler war ein allzuſtarker Ehrgeiz, worzu man noch eine blinde Liebe für ihre Kinder rechnen konnte.

Die Mutter unſrer Heldinnen ließ es an nichts ermangeln, was nach ihrem Erachten zu einer guten Kinderzucht erfordert wurde. Sie duldete keine Ungezogenheit an ihren Töchtern. Sie lernte ihnen geſchickte Stellung und Bewegung des Leibes. Sie ſuchte ihren Verſtand zu beſſern; und ſie gab ſich viele Mühe, ihren Tochtern allerley kluge Redens-Arten beyzubringen. Sie ließ ſie in Sprachen, in der Muſik und in allerley geſchickter Frauenzimmer-Arbeit unterrichten; und alle Ermahnungen, Verweiſe und Beſtrafungen geſchahen unter der Vorſtellung ihres vornehmen Standes.

Man ſagte ihnen nämlich alle Augenblicke, daß ſich dieſes oder jenes vor die Töchter eines Raths nicht ſchickte; und daß ſie dieſes oder jenes nothwendig lernen müßten, wenn ſie nicht den gemeinen Mägdchen ähnlich werden wolten. Kurz, ſie wurden erzogen, wie tauſend vornehmer Leute Kinder erzogen werden. Nur daran wurde da nicht gedacht, daß man ihren Willen oder ihr Herz zu beſſern ſuchte.

Die Mutter, welche ihren Ehrgeiz vor eine Hoheit der Seelen, und vor eine beſonders vorzügliche Eigenſchaft anſahe, bemühete ſich, denſelben bey Zeiten ihren Töchtern beyzubringen. Sie ſtellte ihnen beſtändig vor, daß ſie erhabene Gedanken von ſich ſelbſt haben müßten. Sie ſagte ihnen, daß ſie über viele andere Menſchen unendlich erhaben wären, und daß dannenhero ein gewiſſer Unterſchied aus ihrem Bezeigen hervorblicken müßte. Beſonders gewöhnte ſie ihren Töchtern an, mit dem Geſinde aus einem hohen und gebietheriſchen Tone zu reden; und dieſe wurden in ihren Augen als ſehr geringe und verächtliche Creaturen abgebildet, mit denen man nicht liebreich umgehen dürfte, wenn man nicht ſeinen Stand verunehren wolte.

Hierbey mußte der Wille ihrer Töchter, nach der verblendeten Liebe, die ſie vor ſie hatte, auf das genaueſte erfüllet werden, wenn ſie nur nicht etwas wolten, was der Hoheit ihres Standes nicht gemäß war. Ja! man mußte ſo gar ihren Wünſchen zuvor kommen. Sie wußten alſo nicht, was es ſey, ſeinen Willen nicht zu befriedigen. Wenigſtens glaubten ſie, daß ihr Wille ſo lange uneingeſchrankt wäre, als ſie nicht wider die Vorzüge ihres Standes etwas verlangten.

Der Ehrgeiz der Mutter konnte niemals vertragen, daß ihr das Geſinde im geringſten widerſprach, wenn ſie auch auf eine offenbare und unläugbare Weiſe Recht hatten. Hier galt nichts, als ein ehrerbiethiges Stillſchweigen, oder das Bekänntniß eines Fehlers, den man niemals begangen hatte; und ſie ſagte wohl hundertmal in Gegenwart ihrer Töchter, daß ſich das Geſinde niemals unterſtehen müſſe, ſich merken zu laſſen, daß es Recht habe.

Es iſt wahr, ſie machte dieſen Verdruß, den ſie dem Geſinde zufügte, durch Geſchenke und Wohlthaten auf tauſenderley Art wieder gut, obgleich vielleicht der Ehrgeiz, Geſchenke machen zu können, mehr Antheil daran hatte, als die Liebe. Allein, dieſes Beyſpiel machte einen unglücklichen Eindruck in die Gemüther ihrer Tochter: und man kann die traurigen Folgen ihrer Lebens-Geſchichte, nebſt ihrer übrigen Erziehung, dieſem Beyſpiele vornehmlich zuſchreiben.

Dieſer Unterricht und das erhabne Beyſpiel der Frau Mutter erreichten alle gewünſchte Wirkung über die lehrbegierigen Seelen der Töchter; und da ſie von einer hitzigen und heftigen Gemüths-Art unterſtützet wurden: ſo hatten ſie in dieſer Art von Wiſſenſchaften einen ſo guten Fortgang, daß ſie ſelbſt ihre Frau Mutter übertrafen. Sie ließen gegen das Geſinde, und gegen Leute geringern Standes die alleräußerſte Verachtung blicken: und das wenigſte, was ſie verlangten, war ein unumſchränkter Gehorſam. Verlohr das Geſinde bey dem geringſten Widerſpruche die Gunſt der Mutter: ſo wurden die Töchter bey dergleichen Gelegenheiten auf das äußerſte aufgebracht.

Nicht ſelten iſt ihre Heftigkeit in Thätlichkeiten ausgebrochen: und das Geſinde konnte ohnfehlbar befürchten, daß die aufgebrachte Wuth unſrer Heldinnen ihnen allerley nach den Köpfen werfen würde. Die Frau Mutter wußte dieſen Verdruß dem Geſinde auf allerley Art zu vergüten. Mit ihren Töchtern aber war ſie gar nicht übel zufrieden, weil ſie ſich daraus gewiß verſichert hielte, daß ihre Töchter keine niederträchtigen Seelen hätten.

Ob ſich gleich die Heldinnen unſrer Geſchichte von Kindheit an nicht wohl mit einander vertragen hatten: ſo nahm doch ihre Uneinigkeit immer mehr zu, jemehr ihre Jahre aus der Kindheit heraustraten. Derjenige Ehrgeiz, den ihre Seelen ſo wohl begriffen hatten, und das herrſchſüchtige Verfahren, das ſich zeither ſo glücklich gegen das Geſinde hatte ausüben laſſen, fing ſich nunmehr an zwiſchen unſern Schweſtern ſelbſt zu äußern. Keine wolte von der andern den geringſten Rath oder Verſchrift annehmen; und dennoch war eine jede über alle maaßen hierzu geneigt. Bey ihren Arbeiten, bey ihren Spielen und Zeit-Vertreib ſolte der Vorſchlag einer jeden allemal ohne die geringſte Widerrede angenommen werden; und hierwider kam die Vorſtellung und Einrede der andern nicht in den geringſten Betracht. Die andre aber war allemal zu nichts weniger geneigt, als den Vorſchlag der einen ſich gefallen zu laſſen.

Aller Vorſatz, den ſie faſſen wolten, endigte ſich alſo allemal mit dem äuſſerſten Zank, und nicht ſelten mit einem Auftritte von Schlägerey. Der Ehrgeiz ſo wohl der einen als der andern hielt ſich um ſo viel weniger berechtiget, etwas nachzugeben, weil ſie den Jahren nach keinen beſondern Vorzug vor einander hatten, indem ſie beyde in einem Jahre gebohren waren.

Die Frau Mutter vermahnte zwar ihre Töchter beſtändig zur Einigkeit. Ihr beſtändiger Zwiſt blieb auch ihrem Vater nicht verborgen, und dieſer mußte die zu ſeiner Ruhe gewiedmeten Stunden manchmal darzu anwenden, die Urſache ihres Zwiſts anzuhören, und ſie zur Verträglichkeit zu vermahnen. Allein, ohnmächtige Ermahnung! wenn die Urſachen und die Quellen nicht verſtopfet werden. Obgleich die Aeltern mit der Uneinigkeit ihrer Töchter gar nicht zufrieden waren: ſo ſuchte doch die Mutter ſowohl ſich als ihren Mann allemal damit zu tröſten, daß die Sache von keinen Folgen ſeyn, ſondern ſich von ſich ſelbſt legen würde, wenn ſie gröſſer und verſtändiger würden. Ja, ſie verſicherte ihren Ehegatten allemal auf das theuerſte, daß dieſes ein ohnfehlbares Kennzeichen wäre, daß ihre Töchter große und erhabne Seelen beſäßen.

Iris und Agrippine wurden endlich groß und verſtändig, oder wenigſtens hätten ſie dieſes letztere ihren Jahren nach ſeyn ſollen. Allein es erfolgte nichts weniger, als daß ihr täglicher Zwiſt aufhörte. Ihre Leidenſchaften, die nun mit ihnen groß und ſtark geworden waren, zeigten ſich nunmehr immer heftiger. Statt deſſen, daß ihre Uneinigkeit vorher nur in ihrem Hauſe bekannt war: ſo blieb dieſelbe nun auch der Stadt nicht verborgen.

Sie fingen an in Geſellſchaften zu gehen: und dieſe waren kein Zaum, der ihre Empfindlichkeit und Leidenſchaften zurück halten konnte. Wenn die eine etwas vorbrachte: ſo widerſprach es die andre, oder wolte es beſſer wiſſen: und keine beſaß ſo viel Mäßigung, daß ſie es hätte gelaſſen vertragen, oder geſchehen laſſen können. Jede wolte alſo mit einer gewiſſen Heftigkeit Recht haben; und ſie bedienten ſich eine gegen die andre über die vermeintlichen Vorzüge ihres Verſtandes der ſpöttiſchten und bitterſten Ausdrücke. Gemeiniglich endigte ſich ein dergleichen Auftritt mit den öffentlichen Kennzeichen des Unwillens: und die Sache kam endlich ſo weit, daß ſie einen unverſöhnlichen Haß gegen einander ſchöpften.

Man erzählet zwar, daß ſie ſich einſtmals, bey einem dergleichen Zwiſte, in öffentlicher Geſellſchaft die Hauben von den Köpfen geriſſen, und ein heftiges Gelächter verurſachet hätten. Ich habe aber keinen glaubwürdigen Beweis davon aufbringen können. Ich kann es demnach meinen Leſern, nach der Pflicht eines Geſchichtſchreibers, ders, vor nichts anders, als vor ein fliegendes Gerüchte erzahlen.

Ob nun zwar die Heldinnen meiner Geſchichte auf alle Art vermeideten, in einerley Geſellſchaft zu ſeyn, ſondern jede vor ſich ihre beſondre Geſellſchaften ſuchte: ſo wolte ſich doch dieſes des Wohlſtands wegen nicht allemal thun laſſen; und auch in dieſen beſondern Geſellſchaften gab eine jede von ihrer übeln Gemüths-Beſchaffenheit allenthalben deutliche Proben. Sie konnten niemals vertragen, daß man eine Sache beſſer wiſſen wolte; und auch die deutlichſten Zeugniſſe der Wahrheit beſtritten ſie auf das heftigſte. Wenn man alſo nicht aus Höflichkeit ſchwieg, oder ihnen nachgab: ſo wurden ſie denen Geſellſchaften durch ihre Rechthaberey ſehr überläſtig.

Diejenigen, die mit ihnen bekannt waren, ließen ſich gemeiniglich dieſen Weg gefallen, um ihre unendliche Wiederrede, und ihren gewiſſen Zorn zu vermeiden. Allein dieſer Zwang den man ſich anthun muſte, machte unſre Schweſtern in denen Geſellſchaften wenig beliebt; und wenn man nicht vor ihrem Vater Betracht gehabt hätte, der vielen Leuten ſchaden konnte: ſo würden ſie in allen Geſellſchaften einen ſchlechten Empfang zu gewarten gehabt haben.

Endlich heirathete Iris. Ihre Aeltern, die nunmehr zu ſpät einſahen, wie wenig die Hofnung eintrift, daß Kinder mit den Jahren von ſelbſt verſtändiger werden, hatten alles angewendet, um ſie hierzu zu bewegen, weil ſie glaubten, daß alsdenn die Feindſchaft und der Zwiſt dieſer Geſchwiſter, wo nicht gänzlich aufgehoben, dennoch vermindert werden würde, wenn ſie nicht mehr bey einander wären.

Ihr Ehemann wohnte in eben dieſer Stadt. Er hatte eine anſehnliche Bedienung. Er war von ziemlichen Vermögen, und von guter Geſichts-Bildung: und dieſe Umſtände hatten Iris ihren Mann, ob er gleich nicht der Witzigſte war, ſo annehmlich gemacht, daß ſie endlich eingewilliget hatte, ihm ihre Hand zu geben.

Iris brachte es bald ſo weit, daß ſie mit ihrem Manne machen konnte, was ſie nur wolte. Sobald die Flitterwoche des Ehe-Standes vorbey war: ſo ſtreckte ſie die Hand nach der unumſchränkten Gewalt über ihren Mann aus; und gab genugſam zu erkennen, daß ſie in allen ihren Worten und Handlungen einen unwiderſprechlichen Gehorſam und Beyfall verlangte. Nach einigen ſchwachen Verſuchen, ſeine Rechte zu vertheidigen, die einen kleinen Zwiſt verurſachten, ergab er ſich endlich ihren Careſſen die ihn einnahmen, und ihrer Klugheit, die er bewunderte: und er hatte nicht ferner das Herz ihr zu widerſprechen.

Sie war die Seele, die ſeinen Körper einzig und allein bewegte. Er erfüllete auf das genaueſte, was ſie haben wolte; und er redete nichts, als was er aus ihren Reden ſchlieſſen konnte, das ihr angenehm war. Er bekannte ihr, ſo oft ſie es verlangte, daß ſie die klügſte Frau von der Welt wäre, und daß es die größte Thorheit wäre, ſich ihren weiſen Worten und Rathſchlägen zu widerſetzen. Ja! er ließ ſich das wunderlichſte Zeug weiß machen, weil er ſelbſt ſeinen Sinnen nicht mehr trauete, ſo bald ſeine Frau das Gegentheil verſicherte. Kurz, ſie hatte ihn zu ihrem völligen Narren gemacht.

Iris neigte zur Pracht und Verſchwendung: dahingegen ihre Schweſter der Sparſamkeit ungemein ergeben war. Hierinnen waren dieſe an Ehrgeiz, Herrſchſucht und übrigen Eigenſchaften ſo gleichförmige Schweſtern ſehr unterſchieden. Unſre Neu-Vermahlte ließ alſo in ihrer Haushaltung allenthalben Pracht und Aufwand blicken, und ihr Mann ließ es ſich niemals einfallen, ſich ihren Anordnungen zu widerſetzen.

Die Verheirathung der Iris hatte nicht die gehofte Wirkung, den Frieden unter dieſen zwey Schweſtern zu befördern. Sie konnten des Wohlſtandes wegen nicht vermeiden in Geſellſchaften zuſammen zu kommen. Iris glaubte, daß ihr ihre Verheirathung ein Anſehen vor ihrer Schweſter gebe: und dieſe war nichtsweniger als geneigt, dieſer Anſehen gelten zu laſſen. Statt deſſen, daß ſich ihre Zänkereyen und Feindſchaft hätten vermindern ſollen; ſo vermehrten ſie ſich: und es kam mehr als einmal zu öffentlichen Ausbrüchen ihrer Empfindlichkeit in Geſellſchaften.

Agrippine glaubte endlich, daß ſie niemals vergnügt leben wurde, wenn ſie mit ihrer Schweſter in einer Stadt wohnte: und ſie beſchloß feſte keinen zu eheligen, der in ihrer Vater-Stadt ſeine Behauſung hatte. Aus dieſer Urſache ſchlug ſie etliche vortheilhafte Partheyen aus, die durch ihr Vermögen und gute Geſichts-Bildung angelocket wurden, ohngeachtet ihre Herrſchſucht und Eigenſinn eben nicht unbekannt waren. Das Glück begünſtigte ihren Wunſch. Es bemühete ſich ein vernünftiger und gelehrter Menſch um ſie, der einer mittelmäßigen Bedienung vorſtund, und der acht Meilen von ihrer Vater-

Stadt wohnte. Sie gab ihm demnach ohne groſſe Schwierigkeit ihre Hand.

Dieſer vernünftige Mann entdeckte die üble Gemüths-Beſchaffenheit ſeiner Ehegattin gar bald, dennoch hatte er nicht Luſt, die Gefälligkeit ſo weit zu treiben, daß er wegen der thörichten Leidenſchaften ſeiner Frauen, einen Sclaven und Narren abgeben wolte. Er ließ ihr demnach ſehen, daß er nicht derjenige wäre, der ihrer Rechthaberey und Vorſchrift ſo blindlings Beyfall geben könnte. Allein, er empfand die unglücklichen Wirkungen. Seine Frau wurde bey dergleichen Gelegenheiten über alle maaſſen aufgebracht. Sie warf ihm ſein weniges Vermögen vor, und beklagte ſich, daß er ſie nicht liebe.

Alle ſeine vernünftigen Vorſtellungen fruchteten hier nichts. Sie verfiel in eine Wuth und Raſerey, die ihres gleichen nicht hatte. Sie verfluchte den Tag ihrer Verheirathung, und drohete ſich das Leben zu nehmen. Endlich muſte er ihr doch allemal in etwas nachgeben, um ſie zu beſänftigen, damit er das Reden und das Geſpötte der Leute vermeiden möchte.

Faſt allemal wird ſie hernachmals krank, oder wenigſtens ſtellet ſie ſich alſo. Ihr Mann ergreift die vertheilhafteſten Gelegenheiten ihr über ihr Bezeigen die vernünftigſten, beweglichſten, und zärtlichſten Vorſtellungen zu thun. Sie ſcheint auch ſeinen Gründen nachzugeben, und verſpricht Beſſerung. Aber umſonſt. So bald ſich eine neue Gelegenheit ereignet, daß ihre Meinung und Vorſchrift nicht Recht haben, und ihr Wille nicht erfüllet werden ſoll: ſo ſpielet ſie allemal den alten Auftritt der Wuth und der Raſerey, und ihr Mann lebte in der traurigſten Beſchaffenheit, die ihn auf das heftigſte folterte.

Nach einiger Zeit ſtarb der Vater unſrer beyden Schweſtern, dem auch die Mutter bald nachfolgte: und der Mann der Agrippine empfieng den Beruf zu ſeiner erledigten Stelle. Er konnte dieſen anſehnlichen Beruf nicht ausſchlagen, ohne ſeine Gönner zu beleidigen. Allein Agrippine, die mit ihrer Schweſter nicht an einem Orte leben wolte, widerſetzte ſich aus allen Kräften. Ihr Widerſtreben war aber vergeblich. Nach ein paar wichtigen Zänkereyen und verſtellten Krankheiten, die über das Gemüth ihres Mannes ohne alle Wirkung waren, mußte ſie endlich ihren Willen brechen und ihm folgen.

Hier fiengen ſich die Händel unſrer beyden Schweſtern gar bald von neuen an; und der Mann der Agrippine erlangte einen neuen Stof des Kummers und der Kränkung, nämlich die unaufhörlichen Mißhelligkeiten zweyer unvernünftigen Weiber beyzulegen, davon keine einzige nachgeben wolte. Denn er hielt es nicht vor vernünftig, die Uneinigkeit unter ſo nahen verwannten Familien dauren zu laſſen.

Die Sache wurde ihm um ſo viel ſchwehrer gemacht, jemehr Iris ihren einfältigen Mann bereden konnte, unter dem Vorwande ihrer beyderſeits Amts-Geſchäfte Streitigkeiten anzufangen. Da nun ſeine Frau gleichfals nicht aufhörte, ihn durch ihre Herrſchſucht, Rechthaberey, Eigenſinn und wüthendes Bezeigen zu quälen: ſo erlag er endlich unter der Laſt ſeines Grams und Kummers: und er ſtarb, als er ſeinem letztern Amte kaum einige Jahre vorgeſtanden hatte.

Da Agrippine ihr ererbtes Guth eher vermehret als vermindert hatte: ſo zeigten ſich gar bald annehmliche Vorſchläge zu einer anderweitigen Heirath. Allein, ſie ſchwuhr nunmehr bey ſich ſelbſt, niemals einen Mann zu nehmen, von dem die geringſte Vermuthung vorhanden wäre, daß er jemals in ihre Vaterſtadt ziehen könnte. Sie verwarf alſo alle annehmliche Vorſchläge. Endlich fand ſich der Beſitzer eines anſehnlichen Ritter-Guths, das aber mit ziemlichen Schulden beſchwehret war; und dieſen erwählte ſie ohne Bedenken, weil ſein Guth wenigſtens zehen Meilen von ihrer Vater-Stadt entfernet lag.

Dieſer andre Ehemann war der Agrippine ſelbſt ſo ähnlich als ein Rabe dem andern. Seine Ehr- und Herrſchſucht hatten keine Gränzen. Er verlangte einen ganz unumſchränkten Gehorſam; und er konnte nichts weniger vertragen als Widerſprüche. Hierbey war ſein Eigenſinn und die Heftigkeit ſeines Zorns ganz außerordentlich. Laſſet uns doch die Folgen dieſer zwey ähnlichen Gemüther betrachten.

Agrippine merkte gar bald, daß ihr Mann eben diejenige Rolle ſpielte, die ſie von Kindheit an geſpielet hatte, und die ſich ihrer Seele viel zu feſt eingedruckt hatte, als daß ſie dieſelbe vergeſſen konnte. Wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn ſie der Herrſchſucht, dem Eigenſinn und der Heftigkeit ihres Mannes hätte nachgeben, und ihm zu rechter Zeit vernünftige Vorſtellung darüber machen können.

Allein, weit gefehlt. Eben dieſe Leidenſchaften ſuchte ſie gleichfals zu vergnügen. Sie kamen alſo bey jedem Worte, bey jedem Vorſchlage, und bey jeder Ueberlegung in Streit zuſammen, weil ein jedes ſein einmal Angegebenes durchtreiben und dem andern nicht nachgeben wolte. Hier war keine Begreifung, keine Schonung, keine Rückſicht. Sie geriethen allemal in die äuſſerſte Wuth, welche ſich mit Schimpfen anfieng, und mit Schlägen endigte.

Agrippine wolte allemal in Verzweiflung fallen. Sie entwich mehr als einmal von ihrem Manne. Sie verfolgte ihn vor Gerichte, und auf Vermittelung guter Freunde verſöhnten ſie ſich etliche mal mit einander. Allein ohne Abänderung. Eben dieſe Händel fiengen ſich von neuen an, wenn ſie kaum einige Wochen wieder beyſammen geweſen waren.

Endlich wurde Agrippine ganz und gar ungeſund; es ſey nun daß die Schläge ihres Mannes, oder die heftige Wirkung der Leidenſchaften ſie in dieſen Zuſtand verſetzet hatten. Sie lag eilf Jahr auf dem Siech-Bette, ohne jemals aufſtehen zu können, bis ſie endlich nach unausſprechlichen Schmerzen und Elend dieſe Welt verließ. Ihr Mann, der ſeit langer Zeit keine Liebe mehr gegen ſie empfunden hatte, hatte ſie lediglich der Sorgfalt der Bedienten überlaſſen; und da die Schmerzen ihre Herrſchſucht und Eigenſinn eher vermehrten als verminderten; ſo wurde ſie ſich ſelbſt und andern Menſchen zu einer unausſprechlichen Marter.

Unterdeſſen war auch der Mann der Iris geſtorben; und nach ihrem prächtigen Aufwande hatte er eine groſſe Schulden-Laſt hinterlaſſen. Weil der Credit in den letzten Jahren ſeines Lebens hatte ermangeln wollen: ſo war ſie genöthigt worden, ihr eignes Vermögen mit zu verbürgen. Die Schuld-Leute griffen alſo nach ihrem ſämmtlichen Vermögen; und ob zwar bey einigen Schuld-Leuten die Verbürgung nicht in der behörigen Form Rechtens geſchehen war, und alſo ein ziemlicher Theil ihres Vermögens hätte gerettet werden können: ſo hatte ſie ſich doch durch ihren Hochmuth, Herrſchſucht, Rechthaberey, und durch den Mißbrauch der Gewalt, die ihr einfältiger Mann vermöge ſeines Amts gehabt hatte, durchgängig ſo verhaßt gemacht, daß ſie bey den Richtern nirgends Eingang fand.

Sie befand ſich alſo ohne Vermögen, mit einer Menge unerzogner Kinder, in dem alleräußerſten Elende. Dieſes war vor ihren Hochmuth und Ehrgeiz die allerunerträglichſte Sache; und nach eben dieſen Leidenſchaften hielt ſie es vor allzu ſchimpflich, wenn ſie und ihre Kinder ihr Brod mit Arbeit verdienen ſolten. Sie verfiel alſo in die größte Verzweiflung und endlich in eine Raſerey, die ihr bald das Garaus machte, oder wie das Gerüchte gieng, ſie hat ſich dieſe Raſerey vorſetzlich zuwege gebracht.

Weitläuftige Anverwannten, und gutthätige Herzen erbarmten ſich ihrer Kinder und erzogen ſie. Dieſe, welche das Elend drückte, und die andrer Leute Gnade leben mußten, konnten ohnmöglich auf Herrſchſucht, Ehrgeiz und Rechthaberey verfallen; und diejenigen, ſo ich davon kenne, ſind rechtſchaffne und vernünftige Menſchen geworden.

VII.

Der Urſprung der Tulipanen.

Eine Erzählung.

Die Tulipanen haben vor vielen andern Blumen große Vorzüge. Die Lebhaftigkeit und Schönheit ihrer Farben, die Abwechſelung eben dieſer Farben in einerley Blumen, und die faſt unendliche Mannigfaltigkeit dieſer Blumen, welche auf einem Tulipan-Beete die ſchönſte Augen-Weide darſtellen, würden der Tulipane die erſte Stelle unter allen Blumen der Welt verſchaffen, und gleichſam eine Königin der Blumen aus ihr machen, wenn ſie mit einem angenehmen Geruche verſehen wäre.

Unterdeſſen hat ſie alle äußerliche Schönheiten, welche das Auge vergnügen können. Viele Menſchen laſſen ſich auch durch dieſe Arten der Schönheit allein einnehmen; wenigſtens eignen ſie ihnen den höchſten Werth zu. Flora ſelbſt wurde durch die äußerliche Schönheit der Tulipane geblendet, als ſie durch eine Verwandlung hervorkam. Laſſet uns doch dieſe Begebenheit erzählen, die zugleich den Urſprung der Tulipane in ſich enthält, wie ich ſie in einem alten halbvermoderten palmyreniſchen Manuſcript gefunden habe.

Als Jupiter der Göttin Flora die Vorſorge über die Blumen anvertrauete; ſo gab er ihr eine Schaar unſterblicher Nymphen zu, die ihr in Hervorbringung und Verſchönerung der Blumen hülfreiche Hand leiſten ſolten. Dieſe Halbgöttinnen, wie meine Leſer leicht erachten werden, waren ſehr ſchön und mit tauſend Vollkommenheiten begabt. Hat man wohl jemals häßliche und unvollkommene Göttinnen gefunden? Flora fand an einer jeden Schönheit, Annehmlichkeit und ein ſehr gefälliges und dienſtfertiges Betragen. Jede beſaß Vollkommenheiten von einer andern Art: und die gute Flora war ſehr unſchlüßig, welcher ſie den Vorzug zugeſtehen ſolte. Sie bat endlich den Jupiter, daß er ihr die Gabe mittheilen möchte, in das Herz und den Verſtand ihrer Nymphen wenig einzuſehen.

Jupiter, der den Göttern zwar dieſe Gabe über das Herz und den Verſtand der Menſchen mitgetheilet hatte, fand dieſes in Anſehung der Unſterblichen, welche nicht von Fehlern frey waren, und doch mit den Göttern beſtändigen Umgang hatten, ſehr bedenklich. Jedoch, um die Flora einiger maaßen zu befriedigen, ſo ertheilte er ihr die Macht, ihre Nymphen in Blumen zu verwandeln, mit der Verſicherung, daß ſich alle Eigenſchaften einer jeden Nymphe an der Blume, in welche ſie verwandelt werden würde, deutlich zeigen ſolten.

Unter den Nymphen der Flora befand ſich die Tulpimene. Das äußerliche dieſer Nymphe war ſehr einnehmend. Außer einer ſehr regelmäßigen Schönheit des Leibes hatte ſie die annehmlichſten Stellungen und Geberden. Alles ſchien ſich nach Regeln an ihr zu bewegen. Flora war ſehr geneigt geweſen, ſie zu ihrer oberſten und liebſten Nymphe zu erklären. Jupiter hatte ſie davon abgehalten, und ihr den Rath gegeben, dieſe Nymphe erſt beſſer kennen zu lernen.

Flora hatte demnach die Macht, ihre Nymphen in Blumen zu verwandeln, nicht ſo bald erhalten, als ſie ſolche an der Tulpimene ausübte. Die Blume, welche durch dieſe Verwandelung hervorkam, wurde nach dem Nahmen der Nymphe Tulipe genennet; und Flora wurde von der Schönheit der Blume lebhaftig gerühret. Sie war ſchon im Begriff ſich über ihre Wahl Glück zu wünſchen, nach welcher ſie der Tulpimene den Vorzug vor allen ihren andern Nymphen zuzugeſtehen willens war; als ſie von Jupiter gefraget wurde, ob ihre Blume auch einen angenehmen Geruch hätte. Sie unterſuchte ſo fort dieſen Umſtand, den ſie vergeſſen hatte; und mit Beſtürzung fand ſie, daß ſie gar keinen hatte. Jupiter ſagte darauf: Sie wäre nur vor das Auge, aber nicht vor das Herz und den Verſtand erſchaffen.

Es ſind ungefähr zehen Jahre, daß ich dieſes alte halbverſchimmelte Manuſcript geleſen habe; und ſeit der Zeit habe ich alle Schönen Tulipanen genennet, die bey einer reizenden Geſichts-Bildung alle ihre Sorgfalt auf das äußerſte gerichtet haben. Ich habe nicht wenige gefunden, deren Maſchinen zwar alle Uebereinſtimmung des Mannigfaltigen zeigten, die aber das Herz zu rühren, und den Verſtand zu gewinnen, gar nicht fähig waren. Ohngeachtet alles ihres äußerlichen Glanzes machten ſie hier nicht den geringſten Eindruck.

* * *

VIII.

Der Urſprung der Lilie.

Eine Erzählung.

Wir müſſen das Reich der Flora noch nicht ſo bald verlaſſen. Ich werde meinen Leſern noch einige Erzählungen mittheilen, welche in meinem Manuſcripte die leſerlichſten ſind.

So ehrerbiethig, gefällig und dienſtfertig die Nymphen der Flora gegen ihre Gebietherin waren; ſo muß man ſich doch nicht einbilden, daß eine Menge Schönen, geſetzt, daß es auch Halbgöttinnen wären, bey einander ſeyn könnten, ohne in den weiblichen Zeitvertreib, der üblen Nachrede, der Schmähſucht, des Neides, und der Cabale zu verfallen. Auch die Göttinnen ſind deswegen doch Weiber. Die alten Dichter, mitten in ihrer Ehrfurcht und andächtigen Begeiſterung, haben ſie uns nicht anders als Weiber beſchrieben. Alle heutige Göttinnen, die ich kenne, von dem Thron an bis in die Schäfer-Hütten, in dem Lande Arcadien, habe ich bey allen ihren göttlichen Eigenſchaften noch immer als Weiber gefunden.

Alles, was demnach heutiges Tages vorgehet, wenn eine Menge Frauenzimmer beſtändig mit einander umgehen, das geſchah auch unter den Nymphen der Flora. Man war neugierig, man beobachtete alle Tritte und Schritte der andern, man machte boshaftige Anmerkungen darüber, man küßte und ſchmeichelte ſich gegenwärtig, und hinter dem Rücken tadelte und ſchmähete man einander auf das grauſamſte.

Diejenigen inſonderheit, welche bey der Flora am meiſten in Gunſt zu ſtehen ſchienen, waren dem allergiftigſten Tadel unterworfen, ohngeachtet man ſie in ihrer Gegenwart auf das ſchönſte ſchmeichelte; und da von dieſen begünſtigten Nymphen eine jede glaubte, daß ihr die andere in Anſehung der Gunſt der Flora im Wege ſtünde; ſo verleumdeten ſie nicht allein einander, ſondern eine jede ſuchte ſich auch das größte Anſehen und Anhang zu verſchaffen, und machte zu dem Ende allerhand Cabalen und Rotten.

Unter dieſen Nymphen, welche bey der Flora vorzüglich in Gunſt zu ſtehen ſchienen, war auch Lilimene, die nicht allein mit einer großen Schönheit begabet war, ſondern die auch ſehr viel Verſtand hatte; Gaben, die ſie aber zu nichts weiter anwendete, als in der größten Erſtreckung ein Weib zu ſeyn. Sie ſuchte es dahin zu bringen, daß ſie von der Flora vor die liebſte Nymphe erkläret wurde; und zu dem Ende legten ſie tauſend verdeckte Mienen an. Sie wußte von ihren Rivalinnen in der Gunſt der Flora auf die allergeheimſte und liſtigſte Art Verläumdungen auszubreiten, daß man niemals hinter den Urheber kommen konnte. Sie erregte auf die verborgenſte Art Zank und Feindſchaft unter ihnen, damit ſie ſich ſelbſt einander brav ſchaden möchten; und ſie ſtellte ſich bald von dieſer, bald von jener die beſte Freundin zu ſeyn, damit ſie ſie alle deſto ſicherer betrügen möchte. Kurz! niemals iſt der Verſtand mehr zu ungerechten Abſichten gemißbrauchet worden, als von Lilimenen.

Flora, welche durch die Streitigkeiten ihrer Nymphen öfters beunruhiget wurde, ſah ſich genöthiget, zuweilen Unterſuchungen deshalb anzuſtellen. Sie fand, daß zwar dieſe Händel mit Vorſatz erreget würden, daß aber auch der Urheber liſtig genug wäre, um ſich verbergen zu halten. Unterdeſſen, ſo verborgen auch Lilimene ihre Minen hatte ſpielen laſſen; ſo hatte es doch nicht ſolchergeſtalt geſchehen können, daß ſie nicht zuweilen bey dieſen Unterſuchungen genennet wurde. Sie war zwar ſo klug geweſen, daß der Theil, den ſie daran genommen hatte, von keiner übeln Seite zum Vorſchein kam; und ſie ſelbſt hatte bey dieſen Unterſuchungen alle ihre Geſichts-Züge und Geberden ſolchergeſtalt in ihrer Gewalt, daß ſie keine Mine veränderte. Allein, es blieb doch einiger Verdacht bey der Flora übrig, daß Lilimene die Urheberin dieſer Zänkereyen unter ihrem Frauenzimmer ſeyn könnte.

Flora beſchloß endlich, ſich dieſes Verdachts zu entledigen, und durch die, ihr von dem Jupiter verliehene Gewalt der Verwandelung der Sache auf den Grund zu kommen. Sie verwandelte die Lilimene in eine Blume; und es kam diejenige nicht unangenehme weiße Blume mit einem ſtarken Geruch zum Vorſchein, die man nach der Nymphe, von welcher ſie entſtanden war, die Lilie nennete. Flora, als ſie dieſe Blume betrachtet hatte, rief voller Beſtürzung aus: welche Weiße! welche Unſchuld! Ich habe ihr mit meinem Verdachte ein grauſames Unrecht angethan.

Nein! ſagte Jupiter, der ſo fort gegenwärtig und der Flora ſichtbar war, du urtheileſt nicht richtig. Lerne dich über die gemeinen Begriffe erheben. Das einfache und unveränderliche in der Farbe iſt kein Zeichen der Unſchuld; ſie iſt voll Bosheit. Die allerreineſte Unſchuld erröthet ſowohl aus Schaam, als aus gerechten Unwillen gegen einen Verdacht, der ſie beleidiget. Wenn Lilimene als Blume die weiße und keine andere einfache Farbe bekommen hat; ſo zeiget dies weiter nichts an, als daß ſie ihre weibliche Tugend nicht verlohren hatte; allein, bey aller dieſer weiblichen Tugend kann man ſehr boshaftig ſeyn.

Aber ſie hatte doch Verſtand, ſagte Flora; diesmal irre ich mich nicht, weil ſie ſtark riechet. Ja! verſetzte Jupiter, aber einen Verſtand, der gemißbrauchet wird, und welcher, wie der Geruch der Lilie, denenjenigen gar bald widrig fällt, die lange mit ihm zu hoffen haben.

Ich erinnere mich, viele Lilien unter den Schönen geſehen zu haben. Voller Stolz auf ihre Tugend, welche zu verſuchen ſich öfters niemand die Mühe genommen hat, richten ſie mit der durchtriebenſten Liſt, und der allergeübteſten und abgehärteſten Bosheit ſo vieles Unheil in der Welt an, daß ſie viele ihrer Nebenmenſchen dadurch ſehr unglücklich machen.

IX.

Die Roſe.

Eine Erzählung.

Flora hatte gar viel Blumen gemacht; und die Werke ihrer Hände gefielen ihr nicht übel. An der einen lobte ſie die Schönheit und die Pracht der Farben, an einer andern die Mannigfaltigkeit und Schattirung eben dieſer Farben, an einer dritten die ſchöne Bauart, an einer vierten das künſtliche Gewebe ihrer Blätter, an einer fünften den vortrefflichen Geruch; und ſo fand ſie ferner an allen Arten der Blumen etwas vorzügliches. Keine ſchien ihr ganz verächtlich.

Unterdeſſen fand ſie doch keine einzige Blume, die alle und jede Vollkommenheiten zugleich an ſich gehabt hatte. Die meiſten waren nur mit einer Art der Vollkommenheit begabt; und die andern ermangelten ihnen. Sie beſchloß es alſo einmal ein rechtes Meiſterſtück zu machen, das, wo nicht alle, doch die meiſten Arten der Schönheiten und Vollkommenheiten an ſich haben ſolte. Inſonderheit aber beſchloß ſie, ihre meiſte Kunſt auf den Geruch zu wenden, und dieſe Blume mit einem ſo lieblichen Geruche zu verſehen, der allen und jeden ohne Unterſchied angenehm wäre: denn ſie hatte angemerket, daß die am ſtärkſten riechenden Blumen ſelten einen allgemeinen Beyfall gefunden hatten. Wenn ſie eine Naſe vergnüget hatten; ſo hatten ſie hingegen zehen andern widrig und ekelhaft gerochen.

Sie machte alſo ihren Entwurf nach aller möglichen Weisheit; und nachdem der Entwurf gebilliget war; ſo legte ſie Hand an das Werk; und ſiehe! da ſtand die Roſe da. Flora war ſehr vergnügt über das neue Werk ihrer Hände. Alle ihre Nymphen klatſchten vor Freuden in die Hände, und beſangen ihre Macht und Weisheit in tauſend Liedern. Flora war ſo erfreut, daß ſie ihre Freude ohnmöglich vor ſich allein behalten konnte. Sie rufte den Jupiter, und zeigte ihm ihr Meiſterſtück. Sie ſetzte mit der allervergnügteſten Miene hinzu, daß ſie dieſer Blume alle mögliche Vollkommenheiten gegeben hätte, und daß daran ſchwehrlich noch etwas fehlen würde.

Jupiter bezeugte, daß ihm die Roſe ſehr gefiele. Unterdeſſen fehle doch noch etwas daran, und er wolte dieſem Mangel den Augenblick abhelfen. Kaum hatte er dieſes geſprochen; ſo kamen überall an dem Roſenſtocke Dornen hervor, die ſich ſo gar bis an den Kelch dieſer Blume erſtreckten. Flora, die hierüber ſehr beſtürzt wurde, war nicht ungeneigt zu denken, daß das ſchönſte Werk ihrer Hände nun auf einmal verderben wäre.

Allein Jupiter, welcher die Bewegungen ihres Herzens einſah, redete ſie folgendergeſtalt an: Lerne! meine liebe Flora! daß die höchſte Güte und Vollkommenheit, ohne ein wenig Schärfe, nichts taugt. Die höchſte Güte ohne Schärfe iſt Einfalt. Mit einer gerechten Schärfe wird ſie erſt zur Weisheit. Ich gebe der Roſe einen Schutz, der ſie vor vielen kühnen und unverſchämten Unternehmungen vertheidigen wird.

X.

Der Urſprung der Kayſerkrone.

Eine Erzählung.

Es war, deucht mich, einer der weiſeſten Männer des Alterthums, welcher zuerſt ſagte, daß nichts beſchwehrlicher ſey, als die Regierung einer Geſellſchaft von Frauenzimmer. Flora erfuhr die Wahrheit dieſes weiſen Ausſpruches. Die Streitigkeiten und Zänkereyen ihrer Nymphen waren nicht die einzigen Angelegenheiten, die ihr Sorge, Unterſuchungen und Verdrüßlichkeiten verurſachten. Ihre Nymphen machten ihr noch auf verſchiedene andere Art zu ſchaffen.

Auch die Göttinnen und Halbgöttinnen ſind der Liebe ergeben. So ſtellte ſie ſelbſt die Religion des Alterthums vor, ohne daß man ihre göttlichen Eigenſchaften zu beleidigen glaubte; und ſo iſt es immer in dem Zuſammenhange der Welt geblieben. Unſre heutige Göttinnen erhalten ſich noch immer bey der Gerechtſame zu lieben, die durch die alten Göttinnen ſo billiger Weiſe auf ſie hergebracht worden iſt. Bey aller ihrer Unſterblichkeit waren demnach die Nymphen der Flora gleichwohl der Liebe zugethan; und dieſer Punct war es, welcher noch der Flora zuweilen einigen Kummer verurſachte.

Flora war gar nicht von der Art dererjenigen Gebieterinnen, die aus einer geheimen Mißgunſt, die ſie öfters ſelbſt nicht kennen, über die Schwachheit ihres eigenen Geſchlechtes erſchrecklich ergrimmet werden, oder die ihre eigene Tugend zweifelhaftig zu machen glauben, wenn ſie nicht die Fehler der armen weiblichen Creaturen von ihrem Gefolge und ihren Untergebenen mit der äußerſten Stränge beſtrafen. Nein, ſo waren die Grundſätze der Flora nicht beſchaffen. Sie ſchickte diejenigen von ihren Nymphen, die einigen Umgang mit dem gegenſeitigen Geſchlecht hatten, weder in die Klöſter, noch in die Feſtungen, noch in die Spinn-Häuſer. Sie wußte, wie verdrüßlich das Leben ohne den Umgang der beyderley Geſchlechter iſt; und ſie erlaubte ihn dannenhero.

Der ehrliche Gott Pan kam zuweilen mit ſeinem Gefolge, und half denen Nymphen der Flora Blumen pflücken; und da gab es in aller Ehrbarkeit was rechtes zu lachen und zu ſchöckern. Nicht ſelten, wenn die Nymphen der Flora in den Wäldern zerſtreuet waren, um nach den Blumen zu ſehen; ſo hatten ſie mit den Jägern einige galante Unterhandlungen; und öfters, wenn ſie einen ſchlafenden Schäfer fanden; ſo umkränzten ſie ſein Haupt mit Blumen, verſtellten ſich in Schäferinnen, und ließen ſich, wenn die Schäfer aufwachten, ihre verliebten Unterredungen recht wohl gefallen. Dergleichen Kurzweil war der Flora gar nicht zuwider. Sie erlaubte ihnen gern eine kleine Luſt, die in gewiſſen Schranken blieb.

Allein, verſchiedene von den Nymphen der Flora machten es ein wenig gar zu bund. Sie begießen in der Liebe Ausſchweifungen, die ein wenig ärgerlich waren, und die mithin dem Gefolge der Flora keinen guten Ruf erwecken konnten. Das war es nun, was der guten Flora allerley Sorgen und Verdruß erweckte. Es waren inſonderheit drey Nymphen unter ihrem Gefolge, deren Ausſchweifungen zu weit giengen, und mithin ſchwehrlich überſehen werden konnten.

Die Nymphe Teka wurde von der Flora auf ein hohes Gebirge geſchickt, um daſelbſt einige Blumen in Ordnung zu bringen, die nur auf den höchſten Bergen wachſen; denn Flora wolte ſich dieſer ſchlechten Blumen halber nicht bemühen. Damals war es, als die Rieſen den Himmel ſtürmen wolten: und die Teka gerieth dem Heer der Rieſen in die Hände. Sie hatte, vermöge der Gabe ſich zu verwandeln, gar leicht entfliehen können. Allein, wahrſcheinlich mißfiel ihr dieſes Abentheuer eben nicht. Es war ihr vermuthlich nicht ſehr zuwider, gezwungen zu werden, wobey man alle Luſt genießet, und doch eine ſo gültige Entſchuldigung hat. Sie dachte vielleicht, wie jene Bauerfrau bey dem Montagne, die von ſechs Soldaten genothzüchtiget wurde, und hernach Gott lobte, daß ſie ſich einmal in ihrem Leben ohne Sünde hatte ſättigen können.

Teka verwandelte ſich in der That; aber in ein ſehr junges allerliebſtes Bauermägdchen; und das war juſt die Verwandelung, die ſie am meiſten in Gefahr bringen mußte. Dieſe Verwandelung hatte auch allen Erfolg, den ſie nur immer haben konnte. Sie gerieth einem Befehlshaber der Rieſen in die Hände, der ſie ſehr nach ſeinem Geſchmack fand. Ein höherer Befehlshaber nahm ſie dem andern ab; und ſo gieng ſie immer aus einer Hand in die andre, bis ſie endlich in das Bette des Oberhauptes von allen Rieſen gelangete. Vielleicht hätte ihr Flora alles dieſes bis hierher vergeben, weil ſie eine ſo gute Entſchuldigung des Zwanges vor ſich hatte. Allein, ſie war ſelbſt dem höchſten Feldherrn der Rieſen nicht treu, ſondern hielt es immer noch mit einigen von denenjenigen Befehlshabern, in deren Händen ſie vorher geweſen war.

Nana, eine andre Nymphe von der Flora Gefolge, hatte ſich mit einem Jäger eingelaſſen; und trieb es gar zu öffentlich mit ihm. Es iſt wahr, ſie blieb ihm beſtändig treu, und machte ſich weder mit dem Gefolge des Pan, noch mit den Schäfern im geringſten gemein. Allein, ſie ſetzte bey ihrer Liebe alle Regeln der Vorſicht und des Wohlſtandes außer Augen; und ſie hatte ſo gar die Verwegenheit, ihrem begünſtigten Jäger einige Vorrechte der Unſterblichkeit mitzutheilen. Das war es hauptſächlich, was die Flora ſehr wider ſie aufbrachte.

Unter dem ganzen Gefolge der Flora aber war keine, die es ſo arg trieb, als die Nymphe Silene. Sie würde Mühe gehabt haben, wenn ſie die Menge ihrer Liebhaber hätte zählen ſollen. Sie ſah weder auf Stand, noch auf äußerliche Schönheit. Faunen, Satyren, Jäger, Schäfer, irrende Ritter, alle Stände und Lebensarten waren bey ihr gleich glücklich. Sie hatte in geheim eine Menge Kinder erzeugt, die ſie denen umherwohnenden Hirten zu erziehen gegeben hatte. Endlich unterſtand ſie ſich ſo gar die meiſten von dieſen

Kindern zu ſich zu nehmen, unter dem Vorwande, daß ſie die Kinder ſehr liebte, und ſich dannenhero mit Erziehung dieſer Hirten-Kinder einen Zeitvertreib machen wolte; und dieſes war es hauptſächlich, wodurch die Geduld der Flora, ſo ſanftmüthig ſie auch ſonſt war, endlich ermüdet wurde.

Sie ließ eines Tages alle ihre Nymphen zuſammen kommen; und nachdem ſie ihnen über das Capitel von der Eingezogenheit und Schaamhaftigkeit des weiblichen Geſchlechts, oder wenigſtens von der ſo nöthigen Klugheit in ihrer Aufführung, eine ſo ſcharfe Predigt gehalten hatte; ſo kündigte ſie ihnen allen an, daß ſie künftig durchaus keine Aufführung von ihren Nymphen dulden wolte, welche alle Schaamhaftigkeit und Betracht vor den guten Nahmen außer Augen ſetzte, als wodurch nicht allein alle ihre Nymphen insgeſammt, ſondern auch ſie, die Flora ſelbſt, beſchimpfet wurden.

Sie ſonderte hierauf die Teka, die Nana, die Silene, und einige andere, welche in allen Ehren Nymphen-Kinder bekommen hatten, von dem Haufen ihrer übrigen Nymphen ab. Sie ſtellete darauf einer jeden insbeſondere ihre Verbrechen und ihre zügelloſe Aufführung ernſtlich vor; und darauf faßte ſie dieſelben, vermöge ihrer verwunderungswürdigen Verwandelungs-Kraft, zuſammen, und ſchmieß ſie alle auf einen Haufen, um eine Blume aus ihnen zu machen.

Flora hatte hier nicht den Endzweck, durch dieſe Verwandelung die Gemüther und Gaben dieſer Nymphen zu erforſchen. Dieſe kannte ſie ſchon genug. Sie wolte ſich nur dieſer unordentlichen Nymphen entledigen, und deshalb wolte ſie aus ihnen allein nur eine Blume machen. Sie ſetzte ſich nicht vor, was ſie vor eine Blume machen wolte. Sie überließ es der natürlichen Kraft der Verwandelung; und ſiehe! aus dieſen unordentlichen Nymphen wurde eine Kayſerkrone, nämlich diejenige Blume, die man nach der Zeit alſo genennet hat; und in der That hat dieſe Blume viel von ihrem Urſprunge an ſich. Dieſe Kayſerkrone prahlet ſehr von weiten. Allein, wenn man ſie in der Nähe betrachtet; ſo iſt es ein ſehr verächtliches Hauſwerk von Blumen.

XI.

Die Thiere wider den Löwen.

Eine Fabel.

Als Jupiter ſah, daß die Thiere nicht aufhörten, einander mit raubbegierigen Klauen anzugreiſen, und daß der Schwächere beſtändig eine Beute der Stärkern wurde; ſo wolte er endlich einmal dieſem Unweſen ein Ende machen. Er geboth dannenhero allen Thieren, daß ſie künftig vollkommen in Friede bey einander leben ſolten, daß durchaus kein Thier das andre angreiſen ſolte, unter was vor Vorwande es auch ſeyn möchte; und er ſetzte mit ſeiner Donner-Stimme hinzu, daß er dasjenige Thier mit ſeinem ganzen Geſchlechte von dem Erdboden vertilgen wolte, welches ſeinen Frieden zuerſt brechen, und ein andres Thier angreiſen würde.

Faſt alle Thiere waren damals wider den Löwen mit dem giftigſten Neide erfüllet. Seine groſze Stärke, ſein Edelmuth, und ſo viel andre Vorzüge, die ſie ſelbſt nicht erreichen konnten, und die mithin ſo viele Vorwürfe vor ſie ſelbſt waren, hatten einen Haß in ihnen erreget, der auf den gänzlichen Untergang des Löwens abziehlte. Sie hatten deshalb ſchon verſchiedene Anſchläge gemacht, als ihnen der vorhin gedachte Befehl von dem Jupiter gegeben wurde, über welchen ſie anfangs ſehr mißvergnügt waren, weil er in ihren Anſchlägen eine groſze Hinterniß war.

Allein, weil die Bosheit und Liſt allenthalben Auswege zu finden vermeinen: ſo glaubten ſie endlich ein Mittel ausfindig gemacht zu haben, daß ſelbſt der Befehl Jupiters zu Beförderung ihrer Anſchläge gereichen müſte. Sie wolten nämlich den Löwen ſo ſehr reizen, daß er ſelbſt angreifender Theil werden müſte; und dann würde er wider das Geſetz Jupiters ſündigen und vertilget werden; oder wenn er ſich auf keinerley Weiſe aufbringen ließe, um einen von ihnen zuerſt anzufallen; ſo wolten ſie ihn alle auf einmal und mit vereinigten Kräften dergeſtalt überfallen, daß er unter ihren Klauen erliegen müſte; und ſie meinten, Jupiter würde ſich ſchwerlich entſchließen, ſo viel Geſchlechter von Thieren auf einmal zu vertilgen.

Dieſe Anſchlage ſchienen ihnen ſo wohl ausgeſonnen zu ſeyn, daß ſie ſich den glücklichſten Erfolg verſprachen, und dahero deren Ausführung ſofort vor die Hand nahmen. Der Bär muſte eine lange Zeit mit fürchterlichen Brummen auf der Seite von Mitternacht um die Höhle des Löwens herumgehen, um ihn dadurch aufzubringen; und als ſie ſahen, daß der Löwe dieſes Brummen des Bären großmüthig verachtete; ſo ſtellte ſich der Tyger ohnweit der Höhle des Löwens gegen Morgen, fletſchte die Zähne gegen ihn, und wieß ihm ſeine Klauen. Der Affe aber ſtellte ſich in den Hinterhalt, um dem Löwen hinterwärts auf den Nacken zu ſpringen, wenn er den Tyger oder den Bär angreifen würde; ein ganzes Heer von andern Thieren allerley Arten hielt ſich zugleich fertig über den Löwen herzufallen, ſobald er den Bär oder den Tyger angreifen würde, oder ſelbſt mit anzugreifen, wenn ſich der Löwe auf keinerley Art aufbringen ließe, ſondern den Angriff ſeiner Feinde geruhig abwartete.

Der Löwe, der zeither das Brummen des Bären groſsmüthig verachtet hatte, glaubte jedoch nunmehr bey denen Drohungen des Tygers, daſs die Sache zu ernſthaft und gefährlich vor ihn würde; wenn er ſich auf einmal von allen Seiten überfallen lieſſe; und indem er alle Anſchläge ſeiner Feinde in ihrem ganzen Umfange einſah; ſo gieng er weder auf den Bären noch auf den Tyger loſs, ſondern ſprang unverſehens dem Affen auf den Hals, und erwürgte ihn, damit er im Rücken nichts zu befürchten haben möchte; ſodann gieng er auf den Tyger loſs, und verwundete ihn an verſchiedenen Orten.

Alle Thiere fiengen hierauf ein entſetzliches Geſchrey an, daſs der Löwe Jupiters Frieden gebrochen hätte, und fielen in groſſen Haufen über ihn her. Allein, ein einziger Schlag von der ſchwehren Klaue des Löwens war vermögend, eine groſſe Menge von Hunden, Katzen, Kaninchen und andern geringen Thieren zu verjagen; und ob man zwar den Luchs, den Leoparden und faſt alle andre Thiere wider ihn aufbrachte; ſo wehrte ſich doch der Löwe ſo muthig, daſs die Thiere weit mehr von ſeinen Klauen empfanden, als ſie ihm mit aller ihrer Menge Nachtheil zufügen konnten.

Als die Thiere ſahen, daſs ſie mit allen ihren vereinigten Kräften den Löwen ſchwehrlich zu Boden legen würden; ſo ſetzten ſie nunmehro ihre gröſte Hofnung auf das Geſetz des Jupiters. Sie verklagten den Löwen als den Stöhrer von Jupiters Frieden, und bathen, daſs er vermöge des Geſetzes, von dem Erdboden vertilget werden möchte. Allein, Jupiter, der dieſem heimtückiſchen Verfahren der Thiere eine lange Zeit zugeſehen hatte, lieſs ſich endlich mit ſeiner Donner-Stimme folgender Geſtalt vernehmen:

Niederträchtige! Glaubet ihr denjenigen zu betrugen, der die kleinſten Triebfedern eurer Handlungen anſiehet. Nicht derjenige verletzet meinen Frieden, der, um ſein Leben zu retten, die Klauen niederſchlagen muß, die ſchon wider ihn ausgeſtreckt ſind, ſondern diejenigen ſind Stöhrer der Ruhe, welche dergleichen boshaftige Anſchläge ſchmieden. Ich will euch nicht vertilgen, wie ihr es wohl verdienet hättet. Allein, zu eurer gerechten Beſtrafung erkennet den Löwen vor euren König und Herrn. Seit der Zeit iſt der Löwe allemal als der König der Thiere angeſehen worden; und alle Fabel Dichter haben uns tauſenderley Merkwürdigkeiten ſeines Reiches erzählet; ob ſie gleich die Urſache und Veranlaſſung niemals erzählet haben, wie dieſe Herrſchaft des Löwens entſtanden iſt.

Die Wege der Liſt und der Bosheit pflegen ſelten den gehoften glücklichen Ausgang zu haben. Nicht ſelten ſchlagen ſie zu demeignen äuſerſten Schaden ihrer Urheber aus. Die vernünftige und unpartheyiſche Welt läßt ſich auch nicht ſelten die Augen ſolchergeſtalt verkleiſtern, daß ſie nicht durch alle liſtige Wendungen und Streiche hindurch ſehen, und die Wahrheit in ihrer nackenden Geſtalt entdecken ſolte.

* * *

XII.

Die Schaafe und der Landmann.

Eine Fabel.

Zu der Zeit, als noch alle Thiere in ihrer natürlichen Freyheit waren, weideten in einem anmuthigen Thale eine große Heerde Schaafe, die ſich ſeit vielen Zeugungen bey der Güte ihrer Weide und bey der Zufriedenheit, welche die Freyheit gewähret, daſelbſt ſehr wohl befunden hatten. Am Ende dieſes Thales hatte mit der Zeit ein Land-Edelmann nebſt ſeiner Familie ſeine Wohnung aufgeſchlagen, der eine große Luſt hatte, dieſe Schaafe in ſeine Gewalt zu bringen.

Er hatte ſich einen großen Theil des Thales als ſein Eigenthum angemaaßet, den vielleicht die Schaafe mit eben ſo guten Grunde als das Ihrige anſahen. Er hatte gewiſſe Zeichen ausgeſtecket, von welchen er verlangte, daß ſie die Schaafe reſpectiren ſolten; und er fieng alle diejenigen, welche dieſe Zeichen verachteten. Einige opferte er ſo gar auf eine grauſame Art ſeiner Rache auf. Die Schaafe waren weit entfernet, dieſe Zeichen als eine dem Landmanne zuſtehende Gerechtigkeit zu erkennen, und die Gewaltthätigkeiten zu billigen, die er an einigen ihrer Mitſchaafen begangen hatte. Unterdeſſen ereignete ſich ein Umſtand, der in ihren Grundſätzen eine große Veränderung hervorbrachte.

Es befand ſich unter den Schaafen ein Widder, der von einer außerordentlichen Größe und Stärke war, und, indem er ſeine Stärke kannte, dieſelbe von allen Widdern in Ehren gehalten wiſſen wolte. Er war dasjenige, was die Stärke und Uebermacht und das Bewuſtſeyn ſeiner Vorzüge natürlicher Weiſe einflößen, nämlich kühn, unverzagt, zum Nachgeben wenig geneigt, jedoch allemal voller großmüthigen Geſinnungen, ſo viel ſie ein Widder haben kann, nämlich ſeine Kräfte an den ſtolzen Widdern zu verſuchen, und die Schwachen, die ſeinen Vorzug erkannten, zu verſchonen.

Der Menſch würde das verächtlichſte unter allen Thieren ſeyn, wenn ihm der Neid allein zu Theil geworden wäre. Allein, dieſe Leidenſchaft iſt das gemeine Erbtheil aller Thiere. Die meiſten Widder ſahen alſo die Vorzüge jenes ſtarken Widders mit ſehr neidiſchen Augen an; und dieſe häßliche Leidenſchaft, welche die Augen der Geſchöpfe ſchon ſo öfters verblendet hat, verurſachte eine gänzliche Aenderung in ihren Grundſätzen. Jetzo erkannten ſie die Gültigkeit der von dem Landmanne ausgeſteckten Zeichen. Sie räumten ein, daß die Verletzung derſelben beſtraft werden müßte; und ſie verlangten von dem Landmanne eifrig, daß der ſtarke Widder, als ein Stöhrer und Verbrecher wider die öffentlichen Zeichen, ausgerottet werden ſolte.

Der Landmann, dem dieſe Gelegenheit ſehr erwünſcht ſchien, alle Schaafe in ſeine Gewalt zu bekommen, ſtellte ſich ſehr freundlich gegen die neidiſchen Schaafe. Er lobte ihren Eifer gegen den ſtarken Widder, und bildete ihnen die Gefahr ſehr groß vor, die ſie von dieſem fürchterlichen und muthigen Thiere zu gewarten hätten. Sich aber ſtellte er als ihren liebreichſten Freund vor, der auf nichts als ihre Wohlfarth bedacht wäre, und welcher nichts ſuchte, als ihnen die fetteſte Weide und die geruhigſten Tage zu verſchaffen, ob er gleich in ſeinem Herzen ganz anders dachte.

Unterdeſſen hielt er ſich doch nicht ſtark genug, alle Schaafe allein unter das Joch zu bringen. Er hatte zeither einige Hunde an ſich gewohnet, die auf einem Berge gegen Morgen ihren Aufenthalt hatten. Von dieſen Hunden nahm er noch eine groſſe Menge in ſein Haus auf, und ſchloß einen ordentlichen Vertrag mit ihnen, daß ſie ihm alle Schaafe unter das Joch bringen helfen ſolten. Davor ſolten ſie nicht allein einen liebreichen Herrn an dem Landmanne haben; ſondern ſie ſolten auch alle verreckte Schaafe, wie auch die Kaldaunen von allen Schaafen, welche der Landmann ſchlachten würde, zu ihrem Antheile haben; und da ſie ihm künftig die Schaafe bewachen helfen ſolten; ſo wolte er ihnen die Freude laſſen, daß ſie die Schaafe, inſonderheit die ungehorſamen, prav beiſſen und wacker herum zauſen möchten.

Damit er aber ſeinen Anſchlag deſto gewiſſer ausführen möchte; ſo ſchloß der Landmann, dieſer liebreiche Freund der Schaafe, der auf nichts als ihre Wohlfarth bedacht war, einen ordentlichen Vertrag mit den Wölfen, die einen Berg gegen Abend bewohnten, und die zeither die grimmigſten Feinde und Verfolger der Schaafe geweſen waren. Einen gleichen Vertrag ſchloß der Land-

mann

warn auch mit den Bären, die einen Berg gegen Mitternacht innen hatten. Dieſe Bären waren zwar keine grimmigen Feinde der Schaafe, ſie ſtreiften aber doch zuweilen aus Hunger in das Thal, um ſich ein Schaaf oder Lamm zur Beute zu holen.

Dieſe Verträge hielten in ſich, daß die Wölfe von Abend her, die Bären aber von der Mitternacht Seite in das Thal einbrechen, den ſtarken Widder mit ſeinem Anhange aufreiben, unter denen geſammten Schaafen aber Furcht und Schrecken verbreiten ſolten, damit ſie nach der Wohnung des Landmannes zugetrieben, und daſelbſt bequem eingefangen werden möchten. Davor ſolten die Wölfe und Bären einmal einen rechten Fraß genieſſen, und alle Schaafe zum Raube haben, die ſie erhaſchen würden.

Ob nun zwar dieſe Verträge vor die Wölfe und Bären gar nicht vortheilhaftig waren; denn es war leicht einzuſehen, daß ſie künftig zu allen Zeiten ihren fetten Biſſen unter den Schaafen finden könnten, wenn ſie in Freyheit blieben; dahingegen der Landmann ſie künftig vor ihren Zähnen ſchon in Sicherheit ſtellen würde, wenn ſie einmal in ſeinem Gehorſam waren, ſo, daß künftig der Landmann allein an den Schaafen einen fetten Braten haben würde; ſo lieſſen ſie ſich doch aus Dummheit in die Verträge des Landmannes hineinziehen, und traten allen ſeinen Abſichten vollkommen bey.

So klug und ſicher der Landmann ſeinen Anſchlag eingefädelt hatte; ſo wolte doch die Sache nicht ſo gehen, ben, wie er ſich vorgeſtellet hatte. Es iſt wahr, die Wölfe brachen in das Thal ein, und thaten erſchrecklichen Schaden unter denen Schaafen. Sie rieben Freund und Feind auf. Sie verzehrten die neidiſchen Schaafe, die gegen den ſtarken Widder aufſäßig waren, mit eben der Fertigkeit; gerade als wenn es nicht anders ſeyn müßte, als ſie die Anhänger des ſtarken Widders verfolgten. Unterdeſſen, obgleich die Schaafe dieſes Verfahren der Wölfe offenbar vor Augen ſahen; ſo waren ſie doch von ihrem Neide dergeſtalt verblendet, daß ſie ſich mit großer Treuherzigkeit zu den Wölfen geſelleten, um mit vereinigten Kräften den ſtarken Widder aufzureiben.

Allein, als einige von dieſen verblendeten Schaafen in Geſellſchaft der Wölfe auf den ſtarken Widder ſtießen; ſo wehrte ſich derſelbe mit ſeinen fürchterlichen Hörnern ſo tapfer und muthig, daß die Wölfe mit ſchrecklichen Geheule, die Schaafe aber voller ängſtlichen Furcht und Zittern die Flucht ergriffen. Die Wölfe wagten ſich ſeitdem nicht wieder an den ſtarken Widder, ſondern ſie begnügten ſich, ſeine Freunde und Bundsgenoſſen zu verfolgen; im Grunde aber thaten ſie weiter nichts, als Freund und Feind ohne Unterſchied, wie ſie ſie erhaſchen könnten, aufzuzehren.

Die Bären waren zwar unterdeſſen gleichfals in das Thal eingebrochen; allein, da das Eilen keine Sache der Bären iſt, ſo nahmen ſie ſich gute Zeit dazu. Sie brachten einen ganzen Tag zu, ehe ſie von ihrem Berge herunter kamen; und man glaubt, daß ſie ganz und gar wieder umgekehrt ſeyn würden, ohne die Abſicht des Landmannes zu erfüllen, wenn ſie nicht eben erſchrecklich hungrig geweſen wären. Sie würgten dannenhero einige Schaafe, die ſie an der Gränze des Thales ertappten, mit mehr als bärenmäßiger Grauſamkeit, und ſtreiften ferner an der Gränze fort. Kurz, ſo wohl Bäre als Wölfe würgten noch manche Schaafe; allein bey allen Angriffe, den ſie auf den ſtarken Widder ſelbſt thaten, konnten ſie wenig oder nichts ausrichten.

Der Ausgang war endlich dieſer: Der Landmann erreichte ziemlich ſeine Abſicht, aber die neidiſchen Schaafe am allerwenigſten. Nach vielen blutigen Scharmützeln zog ſich endlich der ſtarke Widder mit einigen getreuen Freunden in ein Thal gegen Morgen zurück; und daſelbſt wußte er ſeine Freyheit gegen alle Anfälle tapfer zu vertheidigen, daß man ihn endlich in Ruhe laſſen mußte. Die Schaafe aber, die ſich aus Furcht vor den Wölfen und Bären, nahe zu der Wohnung des Landmannes begeben hatten, wurden endlich alle eingefangen, und in die Ställe und Horden eingeſperret.

Der Landmann that dieſes unter dem Vorwande, gute Ordnung unter ihnen zu erhalten, damit ſeine Zeichen, deren Gültigkeit ſie einmal anerkannt hatten, von unruhigen Widdern nicht weiter verletzet werden möchten. Er ſetzte die Hunde zu beſtändigen Hütern der Schaafe, und ſie ſind es bis auf dieſe Zeit geblieben. So ſchmerzlich anfangs der Verluſt der Freyheit den meiſten Schaafen fiel, ſo geduldig haben ſich ihre Nachkommkömmlinge darein ergeben. Sie überlaſſen ſich jetzo dem Scherer und dem Schlächter, ohne einmal einen Laut zu thun.

Der Neid und der Haß verblendet auf eben dieſe Art öfters die Menſchen, daß ſie, um ihren gehäßigen Geſinnungen gegen jemand ein Genüge zu leiſten, die Gerechtſame und Befugniſſe eines dritten anerkennen, die ſie vorher ſelbſt beſtritten haben, und die ihnen in der Folge äußerſt nachtheilig fallen.

XIII.

Die reiche Eule.

Eine Erzählung.

Einer von den Kaliſen zu Bagdad verurſachte durch ſeine unüberlegten Maaßregeln in denen Staats-Angelegenheiten, daß unter ſeiner Regierung viele Gegenden ſeines Reichs verwüſtet wurden. Sein Groß-Vezier, der ein Mann von großer Weisheit und edlen Geſinnungen war, wünſchte nur eine gute Gelegenheit, ihm darüber Vorſtellungen zu machen. Dieſe Gelegenheit fand er folgender Geſtalt.

Als er einſtmals mit dem Kaliſen in dem Garten war, ſo ſah er zwey Eulen neben einander auf einem Baume ſitzen: und alſobald ſchlich er ſich unter dieſen Baum, und that, als ob er mit großer Aufmerkſamkeit zuhorchte. Bey ſeiner Zurückkunft wolte der Kaliſe die Urſache ſeines Bezeigens wiſſen; und der Groß-Vezier ſagte ihm, daß er in ſeiner Jugend von einem Weltweiſen die Sprache der Vögel gelernet hätte: und daß er daher neugierig geweſen wäre, der Unterredung dieſer beyden Eulen zuzuhören.

Der Kaliſe wolte ihre Unterredung wiſſen. Allein, der Groß-Vezier weigerte ſich deſſen, unter dem Vorwande, daß er des Kaliſen Ungnade befürchtete, weil ſich die Vögel von ſeiner Regierung unterredet hätten. Ein w holter Befehl nöthigte ihn endlich, daß er die Sache folgender Geſtalt erzählte:

Großer Kayſer der Rechtgläubigen! Dieſe beyden Eulen unterreden ſich von der Verheirathung ihrer Kinder. Der Vater des zu verheirathenden Sohnes fragte den Vater der Braut, was er ſeiner Tochter vor Mitgift zu geben gedächte. Der Braut Vater verſicherte, daß er ſeiner Tochter ſo fort ſechzig verwüſtete Dörfer mitgeben wolte; und ſobald ſie mit einander Kinder erzeugten; ſo wolte er noch andre ſechzig dergleichen Ruinen von Dörfern hinzu fügen.

Er ſetzte hinzu: Gott gebe unſerm Kayſer langes Leben; denn ſo lange er lebet: ſo wird es mir an wüſten Dörfern nicht fehlen. Er darf nur noch einen Krieg erregen, und die Araber und Tartarn in das Reich rufen; ſo hoffe ich meine jungen Töchter eben ſo reichlich auszuſtatten.

Der Kayſer wurde hierüber nachſinnend, und ſein Miniſter nahm daher Gelegenheit, ihm eine Menge von weiſen Lehren zu geben. Hauptſächlich aber rührte ihn endlich die Vorſtellung, daß es ſeinem Ruhme dereinſt ſehr nachtheilig ſeyn würde, wenn die Geſchichte von ihm ſagte, wie viel Gegenden ſeines Reichs unter ſeiner Regierung verwüſtet worden wären. Der Kayſer gieng in ſich; und er verſprach nicht eher einen Krieg anzufangen, bis er alle verwüſtete Dörfer wieder aufgebauet hätte.

* * *

XIV.

Pſammitichus.

Eine Erzählung.

Pſammitichus, König in Egypten, war einer von denenjenigen ſeltenen Regenten, die ſo wohl den Fleiß, als die erforderliche Einſicht haben ſelbſt zu regieren; und die mit wahrer Liebe vor ihr Volk erfüllet ſind. Die alte Geſchichte hat uns einige ſchöne Züge von ſeinen vortrefflichen Grund-Sätzen hinterlaſſen, die ihn in der ganzen Reihe der Zeiten hochachtungswürdig machen werden. Seine Geſchichte iſt übrigens überaus merkwürdig.

Als der Stamm der Mohriſchen Könige in Egypten untergegangen war; ſo verfiel man in ein Zwiſchenreich von zwey Jahren; und man erwählte endlich gar keinen König wieder; ſondern zwölf der vornehmſten und edelſten Egypter theilten das Reich unter ſich. Ein jeder beherrſchte ſeinen Antheil, jedoch dergeſtalt, daß eine gewiſſe Verbindung und Zuſammenhang unter ihnen ſtatt fand.

Pſammitichus war einer dieſer zwölf Fürſten. Allein, ſeine vortrefflichen Eigenſchaften erregten den Neid und Haß der übrigen Fürſten dergeſtalt wider ihn, daß ſich alle übrigen eilf Fürſten in geheim wider ihn verbanden, ihn unvermuthet überfielen, und ihn nöthigten ſein Land zu verlaſſen.

Pſammitichus rettete ſich mit wenigen getreuen Leuten in die äußerſten moraſtigen Gegenden von Egypten: allein, da ſein großer Geiſt durch dieſen Streich keinesweges niedergeſchlagen war; ſo zog er gar bald ein Krieges-Heer von Arabern, Joniern und Cariern an ſich, die bereit waren ihr Leben vor ihm aufzuopfern; indem ſein edles und liebreiches Betragen ſich alle Herzen zu eigen machte. Mit dieſem Kriegs-Heere drang er wieder in Egypten ein, ſchlug die wider ihn verbundenen eilf Fürſten auf das Haupt, und bemächtigte ſich des ganzen Reichs; nachdem die eilf Fürſten größtentheils in den Schlachten und Scharmützeln niedergehauen, und die übrigen wenigen aus dem Lande geflüchtet waren.

Nachdem Pſammitichus Egypten zugleich beruhiget, und ſeine innerliche Verfaſſung vollkommen eingerichtet hatte; ſo wolte er auch das Anſehen ſeines Reichs bey den auswärtigen Mächten wieder herſtellen. Die ſchwache Regierung der Mohriſchen Könige in Egypten, das darauf erfolgte Interregnum, und die nachherige Ariſtocratie der zwelf Fürſten, hatten Egypten in den Augen der benachbarten Mächte ſo verächtlich gemacht, daß ſie die meiſten anſehnlichen Stücke davon abgeriſſen hatten.

Pſammitichus ergriff demnach die Waffen, und ſtellte gar bald die alten Gränzen des Reichs wieder her. Unter andern war die Provinz Cöloſyrien, die ehedem zu dem Egyptiſchen Reiche gehöret hatte, nunmehr faſt auf hundert Jahre in den Händen der Aſſyriſchen Könige geweſen. Pſammitichus marſchirte alſo mit ſeiner des Sieges gewohnten Armee dahin, ſchlug die Aſſyrer zu verſchiednen malen, und bemächtigte ſich dieſer Provinz, ob ihm gleich die ſtarke Feſtung Asdod eine Blocquade von neun und zwanzig Jahren koſtete, weil er nicht geneigt war, an dieſer vor unüberwindlich gehaltenen Feſtung eine große Menge ſeiner Völker aufzuopfern.

Unterdeſſen blieb die Provinz Cöleſyrien nicht allein die ganze vier und funfzigjährige Regierung des Pſammitichus hindurch, ſondern auch unter der Regierung ſeines Sohnes Necus beſtändig der Zankapfel zwiſchen denen Egyptiſchen und Aſſyriſchen Königen. Die Aſſyriſchen Könige, welche den Verluſt dieſer Provinz nicht verſchmerzen konnten, erneuerten nicht nur beſtändig ihre Anfälle auf dieſes Land, ſondern ſuchten auch dem Egyptiſchen Reiche allenthalben Feinde zu erwecken.

Man kann leicht erachten, daß ein ſo merkwürdiger König, als Pſammitichus iſt, zu ſeiner Zeit viel von ſich zu reden machte; und in der That wurde er nicht allein von ſeinen Unterthanen ungemein verehret, ſondern alle Völker Aſiens, die Aſſyrer ausgenommen, bezeigten eine außerordentliche Hochachtung vor ihm.

Der ältere Thales, einer der größten Griechiſchen Gelehrten, durchreiſete damals Aſien; und er hatte die faſt allgemeine Anmerkung gemacht, daß zwar das gemeine Volk ſo wohl als die meiſten anſehnlichen und vernünftigen Leute in allen Landen eine große Hochachtung vor den Namen des Pſammitichus bezeigten, daß aber die höchſten Miniſters an den meiſten Höfen wenig auf ſeine Seite neigten.

Als Thales an den Hof des Dejoces, Königs der Meder kam, der ſelbſt einer der gerechteſten, weiſeſten und gütigſten Könige des Alterthums war, fand er, daß dieſe ſeine Anmerkung auch hier eintraf. Thales konnte ſich demnach nicht enthalten, in einer großen Geſellſchaft von den anſehnlichſten Mediſchen Staats- und Kriegs-Bedienten dieſe Frage aufzuwerfen, wie es doch immer kommen möchte, daß zwar faſt alle vernünftige Leute in allen Landen eine große Hochachtung vor den König Pſammitichus hätten, daß aber unter den höchſten Miniſtern der Höfe ſehr wenige gefunden würden, die auf ſeine Seite neigten.

Hierauf nahm Artaban das Wort, ein Mediſcher Kriegs-Bedienter, der damals über ſechshundert Mann zu befehlen hatte, und welcher mit den Friedens-Wiſſenſchaften eben ſo genau bekannt war, als er die Kriegs-Wiſſenſchaften kennete, und ſagte: Dieſe Frage, mein werther Thales! will ich dir wohl beantworten.

Der König Pſammitichus verdirbt den Miniſtern das Handwerk: und wie können ſie ihn alſo ſonderlich lieb haben; zeither iſt die Miniſterſchaft das allereinträglichſte und herrlichſte Handwerk geweſen. Sie haben ſich faſt an allen Höfen unmäßig bereichert, ihre Familien auf den höchſten Gipfel der Ehren erhoben, alle Bedienungen mit ihren Schmeichlern und Creaturen beſetzt, und alle Gewalt in denen Staaten nach ihrem Gefallen ausgeübet. Wenn die Könige ins künftige nach dem Beyſpiele des Pſammitichus anfangen ſolten, nicht bloß dem Namen nach, ſondern in der That ſelbſt zu regieren; ſo würde die Herrlichkeit des Miniſter-Handwerks um einen guten Theil wegfallen. Die Monarchen würden alsdenn denen Miniſtern keine andern Belohnungen und Gewalt angedeihen laſſen, als welche auf das genaueſte ihren Verdienſten und der Wohlfarth des Staats gemäß wären. Siehe! mein lieber Thales, das iſt meines Erachtens die Urſache, warum die wenigſten Miniſters dem großen Pſammitichus im Grunde ihres Herzens wohl geneigt ſind.

Dieſe Rede des Artabans fand bey der ganzen Geſellſchaft allgemeinen Beyfall, ohngeachtet es gar wohl bekannt war, daß die Miniſters des Mediſchen Hofes damals mehr Aſſyriſch und Babyloniſch, als Egyptiſch geſinnet waren.

Thales bezeugte gleichfalls ſeinen Beyfall über dieſe ſinnreiche Antwort. Unterdeſſen ſetzte er hinzu, mein praver Artaban! kann ich dir noch eine Urſache an die Hand geben, welche nicht weniger gegründet zu ſeyn ſcheinet. Da die Miniſter von ihrer eignen Einſicht und Weisheit ſehr eingenommen ſind, ſo finden ſie nicht ſo viel Stoff zu Bewunderung in den Maaßregeln des Pſammitichus, als andre vernünftige Leute darinnen wahrnehmen. Uebrigens, mein geehrteſter Artaban! werde ich mich von hier an den Hof des Pſammitichus begeben, um alles mit meinen eignen Augen zu beurtheilen. Ich würde mich des Glücks nicht würdig ſchätzen, mit einem ſo großen Könige zu einer Zeit zu leben, wenn ich ihn nicht in der Nähe ſehen und bewundern ſolte.

XV.

Eine Fabel.

Weil die Begebenheit unglaublich,
obgleich ſehr wahr iſt.

In dem achtzehenden Jahrhundert vor Chriſti Geburth war Gallien eine große und blühende Monarchie. Die vielen kleinen Völker, die zu der Römer Zeiten in Gallien waren, ſind erſt tauſend Jahr hernach durch viele und große Staats-Veränderungen und innerliche Unruhen entſtanden. Gleichwie wir aus denen Anmerkungen des Julius Cäſars von den Galliern wahrnehmen, daß die Einwohner des Erdſtrichs, den wir jetzo in Frankreich nennen, zu allen Zeiten eben dasjenige geweſen ſind, was ſie jetzo ſind, nämlich leichtſinnig, flüchtig, veränderlich, zwar zu allen Dingen, in ſo weit ſie ein flüchtiger Witz faſſen kann, geſchickt aber mit einer großen Eitelkeit und Einbildung von ſich ſelbſt eingenommen; ſo waren ſie ſiebenzehnhundert Jahr vor Julius Cäſars Zeiten nicht anders beſchaffen, als wir ſie ſiebenzehnhundert Jahr nach ſeiner Abbildung finden.

Vermöge dieſer Einbildung hielten ſie ſich damals, wie jetzo, vor die vernünftigſte, geſitteſte, artigſte und gelehrteſte Nation von Europa: und in der That waren die Wiſſenſchaften damals in ziemlichen Flor unter allen Celtiſchen Nationen, deren eine die Gallier waren. Ich hoffe nicht, daß ſich jemand einfallen laſſen wird, hieran zu zweifeln, nachdem uns ſo viele Gelehrten im vorigen und jetzigen Jahrhunderte von der Gelehrſamkeit der Celten ſo viel artige Sachen vorgeſchwatzt haben. Die Gallier arbeiteten demnach damals in allen und jeden Wiſſenſchaften mit dem glücklichſten Erfolge; und ſie hatten eine Academie, die aus vierzig der gelehrteſten und witzigſten Köpfe ihres Volks beſtund.

Kerl, mit dem Zunahmen der Gute, war damals Groß-König der Tuiſconen. Man hat zeither immer geglaubet, daß die Benennung eines Kerls, eines braven Kerls, von Karl dem Großen herzuleiten ſey. Allein, man irret ſich. Der Urſprung dieſes Wortes iſt dreymal älter. So wie die Teutſchen von ihrem zweyten Beherrſcher Mann ſich einander mit dem Ehren-Titul eines Mannes belegten; ſo entſpringet die Benennung Kerl gleichfals von einigen ihrer Regenten in den alleralteſten Zeiten.

Die Gallier haben ſich zu allen Zeiten über die Tuiſconen zu erheben geſucht. Es war damals nicht anders beſchaffen. Dieſe beyden Völker hatten eben nach einem blutigen Kriege einen Frieden geſchloſſen, und der Galliſche Monarch wolte demnach eine Geſanntſchaft an den Groß-König Kerl ſchicken, als er beſchloß zu dieſer Geſanntſchaft einen der reichſten Herren ſeines Landes zu erwahlen, der mit dem größten Pracht und Glanze an dem Hofe des Groß-Königs Kerls erſcheinen, und die Hoheit und den Vorzug der Galiſchen Monarchie, vor der Tuiſconiſchen, die man unter der Hand zu behaupten ſuchte, ob man es gleich nicht öffentlich ſagen durfte, dadurch zu Tage legen ſolte. Er ernennte demnach den Herzog von *** zu dieſer Geſanntſchaft, der nicht allein große

Reichthümer beſaß, ſondern auch ſehr geneigt war, dieſelben mit vollen Händen auszugeben.

Der Herzog von * * * erfüllte in der That die Abſicht ſeines Monarchen nicht übel. Er kam mit einer Pracht nach Kerlsburg, die ungemein blendend war; und er verſchwendete ſo viel Gold und Silber, (man hatte damals noch keine geprägte Münzen) daß alle vernünftige Tuiſconen urtheilten, daß er, ohngeachtet der Reichthümer ſeiner Familie, dieſe Verſchwendung unmöglich lange aushalten konnte.

Allein, der Herzog von * * * dem dieſe Urtheile zu Ohren kamen, wolte dem Kerliſchen Hofe eine beßre Meinung von der Unerſchöpflichkeit ſeiner Reichthümer beybringen. Er beklagte ſich demnach in allen Geſellſchaften über den wohlfeilen Preiß aller Dinge zu Kerlsburg. Er ſagte, er habe noch nie eine ſo ſonderbare große Stadt geſehen, in welcher alles ſo hundewohlfeil ſey, als zu Kerlsburg. Es ſey unmöglich, daß man hier Geld ausgeben könnte, wenn man gleich wolte. Wenn er ſeine Rechnungen durchſehe, ſo müſſe er ſich ſchämen, daß er nicht mehr aufwendete, als ein reiſender Kaufmann in Gallien thäte. Sein Haus-Hofmeiſter hatte ihm neulich geſagt, es ſey unmöglich, daß die zum monatlichen Aufwande beſtimmte Summe ausgegeben werden könnte, wenn man nicht das Geld zum Fenſter hinauswerfen wolte; und wie etwan dergleichen hohe Redensarten mehr lauten mochten.

Unterdeſſen, ohngeachtet aller dieſer Großſprechereyen, ereignete ſich doch dasjenige wirklich, was die vernünftigen Tuiſconen vorausgeſehen hatten. Der Herzog von * * * der ſein Gold und Silber nicht hatte loß werden können, hatte zwar noch nie etwas zum Fenſter hinausgeworfen, und doch fieng er an ſo ſtarken Mangel daran zu leiden, daß er zu Fortſetzung ſeines gewöhnlichen Aufwands nicht einmal Geld und Silber aufbringen konnte. Das war nun ein verzweifelter Streich, der im Begriff war, den vorigen hohen Ton durchaus lächerlich zu machen.

Unſer großmüthige Held ſann demnach auf allerley Mittel, ſeinem Mangel abzuhelfen; und er fiel gerade auf das abentheuerlichſte Mittel, das einem witzigen Kopfe von der vernünftigſten, gelehrteſten und artigſten Nation, die ſo weit über allen Aberglauben erhaben ſeyn wolte, nur immer einfallen konnte. Dieſes Mittel beſtand darinnen, daß er den Teufel citiren und ihn nöthigen wolte, ihm Geld und Silber zu bringen.

Der Herzog von *** lebte mit dem Tuiſconiſchen Grafen von N*** und von *** in großer Vertraulichkeit, die eben ſo große Verſchwender und Wollüſtlinge waren, als er ſelbſt. Er entdeckte demnach dieſen ſeinen Freunden ſeinen Anſchlag, und dieſe, welche gar nicht Urſache zu haben glaubten, eine gute Summe Geldes von der freygebigen Hand des Teufels zu verſchmähen, traten ſo fort dieſem Vorſchlage mit willigen Herzen bey. Dieſe einfältigen Tuiſconen glaubten vielleicht, daß ſie ſich über eine Sache kein Bedenken zu machen hätten, welche der Geſandte der klügſten und gelehrteſten Nation von ganz Europa unternehme.

Man machte alſo zu dieſer Bannung des Teufels alle erſinnliche Anſtalten, die nach der geheimen Geſchichte etwas weiter gegangen ſeyn ſollen, als ſonſt die dummen Schatzgräber und Zauberer den Teufel bannen, davon aber die alten Barden in ihren Liedern die Umſtände ſo verſchiedentlich angegeben haben, daß ich lieber davon ſchweigen will. Allein, ohngeachtet aller Ehren-Bezeugungen, die man dem Herrn Teufel anthun mochte, war er doch ſo unhöflich, daß er weder ſich ſelbſt einſtellte, noch Gold ſchickte, warum es doch hauptſächlich zu thun war.

So ein tiefes Stillſchweigen der Herr Teufel bey dieſer Tragi-Comödie beobachtet hatte; ſo ſchwiegen doch die dabey geweſenen Bedienten und die Urheber ſelbſt nicht. Die Sache wurde alſo ruchbar, und gelangte vor die Ohren des frommen Groß-Königs Kerls. Man bemächtigte ſich der beyden Tuiſconiſchen Grafen, und nachdem man die Sache genugſam unterſucht hatte; ſo ließ er ſie auf ein feſtes Bergſchloß in dem heutigen Tyrol gefangen ſetzen, dem Herrn Galliſchen Geſannten aber, als er ſich bey Hofe zeigte, machte der gottesfürchtige Monarch ein ſo zorniges Geſichte, daß er ſich voller Beſturzung nach Hauſe begab, wo man ihm ſo fort zu verſtehen gab, daß er wohl thun würde, niemals wieder bey Hofe zu erſcheinen.

Man berichtete auch die Sache ohne Anſtand von dem Tuiſconiſchen Hofe an den Galliſchen Monarchen, der ſeinen Geſannten zurück rufen, und ihm ſeine Ungnade durch Verbannung auf ſeine Güther zu erkennen gab; welches ein viel ſicherers Mittel war, ihm aus der Schwierigkeit des groſſen Aufwands heraus zu helfen, als die Bannung des Teufels.

Unterdeſſen währete doch die Ungnade nicht gar lange. Der Herzog von *** kam nach einigen Jahren wieder in Gnade und groß Anſehen. Er wurde unter der gelehrteſten, vernünftigſten und artigſten Nation von Europa vor einen der klügſten und witzigſten Köpfe gehalten, und ſo gar zu einem ihrer Vierziger gemacht; und das iſt es eben, warum ich die ganze Begebenheit vor eine Fabel halte, ohngeachtet ich von keiner alten Begebenheit ſo ſtarke hiſtoriſche Zeugniſſe vor mir habe, als von dieſer Sache.

Unterdeſſen verſichern noch die alten Barden in ihren Geſängen, daß ſich der Teufel nicht ganz unerbittlich auf die Einladung des Herzogs von *** bezeiget habe. Ohngefehr zwanzig Jahr nach dieſer Begebenheit habe es der Teufel dahin zu ſpielen gewußt, daß unter den Celtiſchen Nationen ein groſſer Krieg entſtanden ſey; und der Herzog von *** ſey mit einer Galliſchen Armee in die Gränzen der Hermeinen geſchickt worden, die zu den Zeiten der Bardiſchen Dichter, die uns dieſe Begebenheit hinterlaſſen haben, von den Catten, Chauzen und Cheruſcern bewohnet wurden, und da habe der Herzog von *** ſeine Sache ſo klug zu machen gewußt, daß er ſich um viertauſend Pfund Gold bereichert habe. Er ſey zwar bey dieſer Gelegenheit wieder in Ungnade gerathen, weil er bey ſeiner klugen Wirthſchaft die Galliſche Armee in einen ſchlechten Zuſtand habe gerathen laſſen. Allein, er habe ſich auch aus dieſer Ungnade bald wieder heraus zu helfen gewußt, indem er einen Theil ſeines Reichthums auf eine kluge Art, und an dem rechten Ort geopfert habe.

XVI.

Die beſchämten Gelehrten.

Eine Erzählung.

Vor einigen Jahrhunderten lebte ein groſſer und erleuchteter Miniſter, der nicht allein gelehrt war; ſondern ohngeachtet ſeiner überhäuften Geſchäfte noch immer Bücher las. Er fand, daß die Gelehrten in ihren Schriften nicht ſelten die Hofleute herum nähmen, und den Neid, die Verläumdungen, die Verfolgungen, die liſtigen Ränke, wodurch ſie einander zu ſtürzen ſuchten, und andere Cabalen und Intriguen, die an denen Höfen herrſchten, mit lebendigen Farben abſchilderten.

Dieſer weiſe Miniſter, welcher die Menſchen von Grunde aus kennete, zweifelte gar nicht, daß die Abſchilderungen, welche die Gelehrten von den Höfen machten, nicht gegründet wären. Aber daran glaubte er Urſache zu haben, zu zweifeln, daß es die Gelehrten beſſer machen würden, wenn ſie an der Stelle der Hofleute wären.

Um ſich nun hiervon zu überzeugen; ſo beſchloß er, ſeinen Herrn zu bewegen, daß er eine Univerſität in ſeinen Landen ſtiften möchte, die er dem Staate ohnedem in vielen Betracht ſehr nützlich hielt; und hierdurch hofte er genugſame Gelegenheit zu erlangen vollkommen einzuſehen, wie ſich die Gelehrten in Anſehung der liſtigen Verläumläumdungen und Verfolgungen gegen einander verhalten würden.

Da der Miniſter ſich überaus verbindlich und höflich gegen die öffentlichen Lehrer auf der neuen Univerſität bezeugte; einem jeden auf ſeine Briefe antwortete, und ſo viel möglich in ſeinem Verlangen zu willfahren ſuchte; ſo ſpielte er in der That bey dieſen Gelehrten eben die Rolle, die ein Monarch bey ſeinen Hofleuten auf ſich hat, der, wenn er gütig und leutſeelig iſt, die liſtigen Ränke ſeiner Hof- und Staats Bedienten ſchwehrlich vermeiden kann, und gleichſam genöthiget iſt, die Verläumdungen anzuhören, damit er ſich nicht dieſen oder jenen blindlings anvertraue, und alle Erkenntniß der Perſohnen von ſich entferne, die ihm doch in der Regierung ſeines Staats ſo nöthig iſt.

Die Lehrer auf der neuen Univerſität hatten nicht ſo bald die groſe Gütigkeit ihres Miniſters eingeſehen, als ſie in ihren Briefen an denſelben gar bald einige Verläumdungen gegen einander wagten. Der Miniſter, der ſie vollends ganz kennen lernen wolte, antwortete auf ihre verlaumderiſchen Briefe überaus gnädig, ob er gleich gemeiniglich die Sache, worüber ſie einander verlaumdeten, in ſeiner Antwort nicht berührete, oder ſich merken ließ, ob er ihren Verläumdungen Glauben zuſtellete, oder nicht. Zuweilen aber, beſonders in Kleinigkeiten, verfügte er doch etwas, von welchem die Verlaumder glauben konnten, daß es eine Wirkung ihrer Verläumdungen wäre.

Mein Gott! da hätte man ſehen ſollen, wie ſich der Neid und die Verlaumdung derer Herren Profeſſoren gegen einander geſchäftig bezeigten. Es vergieng kein Poſttag, daß er nicht eine Menge Briefe erhielt, die mit feinen und groben Verläumdungen, mit verſteckten und öffentlichen Tadel und mit tauſenderley Beſchwehrden und Beſchuldigungen gegen einander erfüllet waren. Wenn er merken ließ, daß er dieſem oder jenem Profeſſor beſonders gewogen wäre; ſo wurden ſo viel Liſt und Ränke geſpielet, und in denen Briefen an den Miniſter ſo viel verdeckte Batterien und verborgene Mienen angeleget, um einen ſolchen Günſtling aus ſeiner Gunſt heraus zu ſprengen, daß der Miniſter öfters von Herzen darüber lachen mußte, und gegen ſeine Vertrauten ſich erklährete, daß dieſe Leute nichts mehr thun könnten, wenn es gleich darauf ankäme, einander bey den wichtigſten Poſten eines groſſen Reiches aus dem Sattel zu heben.

Unterdeſſen, da die ganze Sache weiter nichts als ein Spiel des Miniſters war, worüber er ſich beluſtigte; ſo geriethen alle dieſe Verläumdungen und Cabalen niemand zum Nachtheil. Niemand verlohr darüber ſeine Bedienung, oder einen Theil ſeiner Beſoldung, oder andre Vortheile; und der Miniſter ſuchte einem jeden gefällig zu ſeyn, ohne dieſe Verläumdungen in Betracht zu ziehen. Wenn die Verläumdungen höchſt wahrſcheinlich gemacht wurden, und auch in der That nicht ohne Grund waren; ſo waren alle Folgen, die daraus entſtanden, dieſe, daß der Miniſter an denjenigen, den man mit nicht ganz ungegründeten Beſchuldigungen angegriffen hatte, eine Zeitlang nicht ſchrieb, und ſeine Briefe nicht beantwortete, oder doch nur durch einen Secretair darauf antworten ließ.

Allein, endlich wurde der Miniſter des Spiels überdrüßig, nachdem es faſt auf zehen Jahr gedauret hatte. Ein 15 bis 20 Briefe, die öfters alle Poſttage an ihn einliefen, und die mit nichts als Verläumdungen, Tadel und Cabalen gegen einander erfüllet waren, konnten ihm ſchon den Kopf warm machen. Ueberdies fieng die Sache bey ſeinem angehenden Alter an, ihm beſchwehrlich zu werden, weil er dieſe Herren einmal angewöhnet hatte, daß er ihnen allen eigenhändig antwortete. Er beſchloß alſo nunmehr dem Spiel ein Ende zu machen.

Der Miniſter reiſete alſo ſelbſt auf die neue Univerſität; und nachdem er den andern Tag nach ſeiner Ankunft wahrnahm, daß ſich alle Profeſſores auf der Univerſitäts-Bibliothek um ihn befanden, ohne daß ungeweihete Layen zugegen waren; ſo redete er alle dieſe öffentlichen Lehrer folgendergeſtalt an:

Wenn jemand unter ihnen, meine Herren, jemals wieder die Ränke, Cabalen und Intriquen der Hof- und Staatsleute in ſeinen Schriften abſchildert; ſo erſuche ich ihn hiermit, in einem zweyten Abſchnitt den Neid, die Verläumdungen, die Tadelſucht und die Verfolgungs-Begierde der Gelehrten gegen einander nicht zu vergeſſen. Ich verſichere ihnen, meine Herren, daß ſie ſeit zehen Jahren alles dasjenige gegen einander angewendet haben, was an den Höfen geſchiehet; ohngeachtet hier der aus der Verläumdung und den liſtigen Ränken entſtehende Vortheil vielleicht zwanzig und hundertmal geringer iſt.

Sie haben freylich, meine Herren, im Verläumden nicht gleiche Geſchicklichkeit bewieſen; aber auch an denen Höfen hat nicht jedermann hierinnen gleiche Stärke.

Ihnen Herr Profeſſor ***, Herr Hofrath *** und Herr Profeſſor *** muß ich das Zeugniß geben, daß ſie ſehr geſchickte Hofleute abgegeben haben würden. Was aber ſie anbetrift Herr Profeſſor M***; ſo muß ich ihnen ſagen, daß ſie hier ganz an ihrer unrechten Stelle ſind. Es iſt ewig Schade, daß ſie nicht ein Hofmann geworden ſind. Sie würden durch ihre große Geſchicklichkeit, die ſie gegen jedermann bewieſen haben, auf die feineſte aber boshaftigſte Art den Dolch in das Herz zu ſtoßen, wahrſcheinlich ein hohes Glück in der Welt erlanget haben.

Unterdeſſen, fügte er hinzu, da nunmehro die Urſachen aufhören, warum ich die Verläumdungen zeither bey dieſer neu zu gründenden Univerſität zugelaſſen habe; ſo erſuche ich dieſelben hiermit, ihre Briefe an mich weiter nicht damit anzufüllen: es ſey denn, daß jemand ſeine Verläumdung öffentlich bekannt gemacht haben will, oder daß die Nachricht, die er mir von einem andern giebt, wichtig genug iſt und vollkommen bewieſen werden kann. Uebrigens ſind wir, ohngeachtet dieſer Erklährung, nach wie vor alleſammt gute Freunde.

Man kann ſich die Beſchämung leicht vorſtellen, in welcher alle dieſe Lichter der Wiſſenſchaften bey dieſer Anrede verſetzet wurden. Der Miniſter, um dieſe Beſchämung der Gelehrten zu verewigen, und denen Hofleuten allemal genugſame Zeugniſſe zu verſchaffen, daß ſich die Gelehrten eben ſo wie ſie verhalten würden, wenn ſie an ihrer Stelle wären, befahl, daß alle dieſe verläumderiſchen Briefe in die Acten von der Errichtung und Einrichtung der neuen Univerſität geleget würden. Denn ſelten war ein Brief durchaus mit Verläumdungen angefüllet; ſondern indem die Herren Profeſſores dem Miniſter über die Einrichtung der Univerſitat, ein jeder nach ſeiner Weisheit, Vorſchläge gethan hatten; ſo hatten ſie ihre Verlaumdungen gegen einander auf eine geſchickte Art angebracht. Ein jeder Brief wurde alſo zu den Acten geleget, welche den Punct betrafen, worüber er Vorſchläge gethan hatte.

Der Urheber des Manuſcripts, aus welchem ich dieſe Nachricht habe, ſcheinet der Amtmann, oder der Burgermeiſter in der Stadt, wo die Univerſitat errichtet war, geweſen zu ſeyn, oder ſonſt eine ähnliche Bedienung an dem Orte bekleidet zu haben. Er verſichert, daß, da er beſtändig mit denen Univerſitäts Angelegenheiten in Zuſammenhang geſtanden; ſo habe ihm der Miniſter beſtändig allerley, die Univerſität betreffende, Acten überſendet; und er habe über hundert ſolche verläumderiſchen Briefe darinnen gefunden; damit man aber um ſo weniger daran zweifeln könne; ſo hat er von den meiſten, und inſonderheit aus den Briefen des Herrn Profeſſor M * * * einen Auszug gemacht, den ich wohl gar dereinſt der Welt gleichfals mittheilen möchte.

XVII.

Eine wahre Geſchichte eines Zerſtreueten oder ſich ſelbſt Vergeſſenden.

Es giebt Menſchen, die ſich in ihren Gedanken dergeſtalt vertiefen, daß ſie ſich ſelbſt und ihre gegenwärtigen Geſchäfte gänzlich darüber vergeſſen, und dieſelben mithin ſehr verkehrt verrichten. Bey einigen kann ein ſehr tiefſinniges Nachdenken die Urſache davon ſeyn, ſo wie man den groſſen Newton beſchuldiget, daß er in dergleichen tiefen Nachſinnen den Finger einer bey ihm ſitzenden Dame ſtatt des Tobacks-Stopfers ergriffen, und den glimmenden Toback in ſeiner Pfeiſe damit niedergedrücket habe, weil die Dame, die ſeine Zerſtreuung geſehen, ſolches willig geſchehen laſſen, um den Spaß vollkommen zu machen.

Allein, ein ſolches tiefſinniges Nachdenken iſt nicht bey allen und jeden die Urſache ihrer Selbſtvergeſſung. Man kann ſicher behaupten, daß die meiſten ſich blos in ihren Gedanken verliehren und ganz und gar nichts denken. Man nennet dergleichen Leute Zerſtreuete, und ſowohl der berühmte de la Bruyere in ſeinen Characteren, als der Engliſche Zuſchauer haben der Welt von dergleichen Menſchen ergötzende Abbildungen mitgetheilet. Viele glauben, daß die Schilderungen, die uns dieſe Schriftſteller entworfen haben, allzu übertrieben ſind, als daß ähnliche Urbilder davon in der Welt gefunden

den würden. Allein, folgende wahre Geſchichte beweiſet meines Erachtens, daß allerdings dergleichen Originale in der Welt gefunden werden können.

Der Schwediſche Abgeſannte von * * *, der in dieſem Jahrhunderte nach dem nordiſchen Frieden eine lange Zeit an dem Kayſerlichen Hofe zu Wien geſtanden hat, war denen Zerſtreuungen ſeiner Gedanken im höchſten Grade ergeben. Man erzählet von ihm noch jetzo zu Wien weit luſtigere Begebenheiten, als alles was der Zuſchauer von ſeinem Menalcas beybringt. Allein, weil in dergleichen Hiſtorietten, die ſich wie ein fortwalzender Schnee Ball vergrößern, die Sache gemeiniglich zu übertreiben vorgeſtellet wird: ſo will ich nur einen einzigen Vorfall ſeiner Zerſtreuung mittheilen, der ganz zuverläßig wahr iſt, weil ich ihn aus dem Munde ſolcher Perſohnen habe, die ſelbſt dabey gegenwärtig geweſen ſind, und die noch jetzo leben.

Da es in Wien gewöhnlich iſt, daß man zu einem großen Gaſtmahle, oder daſelbſt ſo genannten großen Tafel, die Gäſte wohl vier bis fünf Tage im voraus bittet, ſo bath dieſer Abgeſannte einſtmals den Prinzen Eugen von Savoyen, und noch zehen oder zwölf andere Perſohnen von den vornehmſten des Hofes, daß ſie den und den Tag auf ſeinem Hofe und Garten, den er ſich bey ſeinem langen Aufenthalte zu Wien, unweit dieſer Stadt auf dem Lande angekaufet hatte, zur Tafel bey ihm kommen möchten. Er bath ſie alle ſelbſt, als er eben zu Hofe war, und keiner von ſeinen Bedienten wußte etwas darum.

Der Herr Abgeſannte aber vergaß, vermöge ſeiner Zerſtreuung, gar bald die ganze Einladung. Vielmehr da der beſtimmte Tag erſchien, und er eben Audienz bey Hofe hatte, ſo wurde er nicht ſo bald von dem Grafen von Harrach, den er in den Kayſerlichen Vorzimmern antraf, gefraget, ob er dieſen Mittag verſprochen wäre, und ob er bey ihm ſpeiſen wolte, als er dieſe Einladung annahm, und nach geendigter Audienz erſt mit dem Grafen von Harrach ſpatzieren, und ſo dann mit ihm nach Hauſe fuhr.

Indeſſen ſtellete ſich gegen zwey Uhr der Prinz Eugen, und alle übrigen eingeladenen Gäſte auf des Geſannten Land Hofe richtig ein. Die Bedienten des Geſannten, die nicht anders glaubten, als daß ſich nur eine ſo ſtarke Geſellſchaft auf ihres Herrn Hofe verſammlete, um ſo dann zuſammen wo anders hinzufahren, wie ſchon mehrmalen geſchehen war, führeten alle ankommende Gäſte in die Zimmer, ohne ſich weiter um etwas zu bekümmern.

Die Gäſte unterhielten einander mit Geſprächen; indem ein jeder glaubete, daß der Geſannte durch unvermuthete dringende Geſchäfte noch in der Stadt zurück gehalten würde. Der Prinz Eugen, deſſen Ruhm gewiß nicht groß geworden ſeyn würde, wenn er nicht beſſer eine Armee anzuführen, als eine Geſellſchaft zu unterhalten gewußt hätte, redete, ſeiner Gewohnheit nach, ſehr wenig; ob man es ihm gleich anſehen konnte, daß dieſe Abweſenheit des Haus-Wirthes ihm gar nicht gefiel.

Endlich, als man faſt eine Stunde gewartet hatte, ohne daß ſich der Herr Geſannte einfinden wolte, ſo fieng der Prinz Eugen an, von dieſer ſonderbaren Abweſenheit zu reden. Er ließ einen von des Geſannten Bedienten herein kommen, und fragte nach ſeinem Herrn. Dieſer antwortete, daß er bey dem Grafen von Harrach ſpeiſete. So, ſagte der Prinz, wenn er Gäſte eingeladen hat? Er fragte hierauf weiter, ob zur Mahlzeit Anſtalt gemachet wäre. Der Bediente antwortete, nicht die geringſte: ſein Herr hätte nicht ein Wort von einer groſſen Tafel gedacht. Alle Eingeladene fiengen hierauf an zu lachen, und ſahen nunmehro wohl, daß es ein Streich von der gewöhnlichen Zerſtreuung und Selbſt Vergeſlichkeit des Herrn Abgeſannten war. Unterdeſſen bedauerten ſie im Scherze die Faſten, die ihnen dadurch verurſachet wurde.

Der Prinz Eugen ſagte hierauf: Hier iſt nichts anders zu thun, meine Herren, als daß wir unſern Wirth aufſuchen. Hat der Herr Graf von Harrach den Herrn Geſannten heute eingeladen: ſo muß er nach einer nothwendigen Folge, auch alle Gäſte bewirthen, die der Herr Geſannte heute geladen hatte. Die ganze Geſellſchaft fuhr alſo zu dem Grafen von Harrach. Man ſtieg unangemeldet ab, und trat in den Speiſe Saal.

Als der Geſannte den Prinzen Eugen zur Thüre herein treten ſahe, ſo erinnerte er ſich auf einmal der geſchehenen Einladung, und die Gröſſe ſeines Fehlers ſtellte ſich ihm ſo lebhaft vor, daß er vor Beſtürzung faſt umgefallen wäre. Der Prinz Eugen redete den Grafen von Harrach an, daß er mit einer groſſen Geſellſchaft käme, an ſeiner Tafel Platz zu nehmen; weil er ihrer aller Wirth, den Herrn Geſannten, mit zu Tiſche genommen hätte, ſo mußten ſie ſich nothwendig an ihn halten.

Der Graf von Harrach bezeugte ſich darüber erfreuet, und der Geſannte bath auf das höchſte um Vergebung ſeines Fehlers. Man ließ gleich mehr Eſſen herbey ſchaffen, und ſie wurden alle wohl bewirthet. Die Vergeßlichkeit des Herrn Geſannten aber gab während der Tafel zu tauſend Scherz-Reden Anlaß. Er mußte auch hernach beſtändig davor leiden. Wenn er jemand zu Gaſte bath, ſo verlangte man im Scherze einen Bürgen von ihm, daß er zu Hauſe ſeyn würde.

XVIII.

Eine kleine Begebenheit, welche jedoch beweiſet, wie nothwendig und anſtändig ein klein wenig Kenntniß der natürlichen Dinge vor einen anſehnlichen Staats-Bedienten iſt.

In einer gewiſſen ziemlich beträchtlichen und volkreichen Stadt außerhalb Teutſchland, Namens A – – wohnte ein Apotheker von teutſcher Abkunſt, der ein großer Liebhaber von natürlichen Dingen, und beſonders des Mineral-Reichs war, und vielleicht war er nicht allein in dieſer Stadt, ſondern auch in der ganzen Provinz, der einzige Mann, der ſich darum bekümmerte. Da er, wie ich und andre Liebhaber der Natur, fleißig die Thon- und Sand-Gruben beſuchte, ungeachtet ſich der vornehme und geringe Pöbel erſchrecklich darüber wundert, was man da zu thun hat, und in Steinen und Sand doch immer herum wühlen mag; ſo ſtand er einsmals bey den Thon-Gruben vor A – – als die Töpfer und ihre Tagelöhner eben darinnen arbeiteten.

Es traf ſich, daß dieſe Leute eben verſchiedene anſehnliche Kieß-Kugeln mit heraus hackten, die in denen Thon-Gruben bekannter maaßen gar nichts ſeltſames ſind. Er ließ ſie von denen Tagelöhnern abwaſchen, da ſie denn ſchön goldgelb und glänzend in die Augen fielen, und hatte etwa ein Dutzend ſolcher Kugeln auf den Raſen bey ſich liegen, als ein Kaufmann aus eben dieſer Stadt vorbey ritt, welcher mit dem Apotheker bekannt war, und daher ſtille hielt, und ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ.

Da dem Kaufmanne dieſe ſchönen gelben Kugeln in die Augen ſielen, und da er ſich eine in die Hand reichen ließ, und ſie ſo vollwichtig befand: ſo war es gar nichts unnatürliches, daß dieſer Kaufmann, deſſen Gedanken mit nichts als Golde erfüllet waren, und der in ſeinem Leben kein Wörtchen von Kieß gehöret hatte, ſich einbildete, das könne nichts anders als Gold ſeyn.

Auf ſein Befragen ſagte ihm zwar der Apotheker, daß dieſes ein Mineral wäre, welches Schwefel in ſich enthielte. Allein der Kaufmann hielt dieſes vor eine liſtige Erfindung des Apothekers, um dieſe erſtaunlichen Gold-Klumpen vor ſich allein zu behalten. Der Kaufmann bath ſich eine von dieſen Kugeln aus: und der Apotheker, der ſich aus einer Kieß-Kugel mehr oder weniger nichts machte, ſtand ſie ihm ohne Bedenken zu.

Der Kaufmann jagte mit ſeinem Schatze voller Freuden nach der Stadt, und gieng ſofort zu allen ſeinen Freunden, um ihnen mit Vorzeigung ſeines Gold-Klumpens zu eröffnen, was vor mehr, als peruaniſchen Gold-Gruben ſich vor den Thoren zu A * * * gezeiget hätten. Einige von dieſen Freunden, die ſich bey dem oberſten Staats-Bedienten in der Stadt und Provinz, deſſen Würde und Bedienung dem Amte eines Statthalters ziemlich nahe kommt, durch dieſe Entdeckung ein beſonderes Verdienſt zu machen glaubten, lieſen ſo gleich dahin, um ihm von der Sache Nachricht zu geben.

Nunmehro wird der Herr Statthalter, denn ſo wollen wir ihn immer nennen, in unſrer kleinen Begebenheit eine große Rolle ſpielen. Se. Excellenz ſchloſſen aus eben den Gründen, aus welchen der Kaufmann geſchloſſen hatte: Was eine Gold-Farbe hat, und ſo ſchwehr iſt, das kann nichts anders als Gold ſeyn. Vom Vergnügen taumelnd, was ſie ſich durch dieſe Entdeckung vor ein Verdienſt bey Hofe machen würden, ſchickten ſie Bothen über Bothen zu dem Apotheker, der noch nicht einmal nach Hauſe zurück gekommen war, daß er zu ihnen kommen ſolte.

Der Apotheker, als er bey ſeiner Zurückkunft dieſe öftern Bothen, und den bereits in der Stadt entſtandenen Lärm erfuhr, hatte ſeine Urſachen, warum er krank ſeyn wolte, oder er war auch wirklich krank. Er ließ Sr. Excellenz ſagen, daß er ſich bey dem Spazieren-Gehen ſo erhitzt hätte, daß er höchſt übel auf wäre, und ſich zu Bette legen müſte. Der Herr Statthalter ſchickte hierauf, und ließ ihn um ein Stück von dem gefundenen Erzte erſuchen, und zwar möchte er ihm ja das gröſte ſchicken, es ſolte ihm unverlohren ſeyn.

Der Apotheker ſchickte ihm in der That das gröſte und glänzendeſte Stück, ließ ihm aber dabey ſagen, daß es nichts als ein Schwefel-Erzt wäre. Allein, dieſe Nachricht wurde von Sr. Excellenz eben ſo ausgeleget, als ſie der Kaufmann ausgedeutet hatte. Vielmehr, da dieſes große Stück noch ſchöner ausſah, als das, ſo der Kaufmann hatte, ſo wurden ſie nunmehro in ihrem Gold-Glauben auf das allerfeſteſte beſtärket; und dem zu Folge wurden ſofort alle erforderliche weiſe und vorſichtige Maaßregeln genommen.

Sie ſchickten noch den nämlichen Abend eine ſtarke Bürger-Wache unter Commando eines Raths-Herrn ab, um die Thon-Gruben zu bewachen. Es wurde dem Raths-Herrn bey Leib- und Lebens-Strafe eingebunden, die Thon-Gruben auf eine gewiſſe Weite rings umher zu beſetzen, und niemand, wer es auch ſeyn möchte, hinzu nahen zu laſſen. Auf den folgenden Morgen wurden eine Menge Arbeiter mit Grabſcheiden, Schaufeln und Hacken beſtellet, um das Gold aus den Thon-Gruben heraus graben zu laſſen. Zugleich wurde auch der Stadt-Magiſtrat befehliget, daß er ſich in corpore dabey einfinden ſolte, damit ſo viele hochweiſe Augen deſto genauer Obacht haben könnten, daß das Gold, als eine ſehr angreifiſche Waare, von den Arbeits-Leuten nicht untergeſchlagen werden möchte.

Alles dieſes wurde auch den folgenden Tag pünctlich alſo ausgeführet. Alle Raths-Glieder hatten vor das Gold und den Herrn Statthalter ſo viel Ehrfurcht, daß ſie in ihren Galla-Kleidern dabey erſchienen, und der Herr Statthalter ſelbſt war dabey gegenwärtig, um ſeinen gemachten Anſtalten die Seele und das Leben zu geben.

Nur der Apotheker, der gleichfals befehliget war, dabey gegenwärtig zu ſeyn, blieb aus; weil er die Unbeſonnenheit gehabt hatte, in einem ſo wichtigen Zeit-Puncte, als die Entdeckung neuer Gold-Bergwerke iſt, etwas zu Laxiren einzunehmen, und zum Unglücke wolten ſich eben keine Kieß-Kugeln finden, die doch ſonſt in dieſen Thon-Gruben ſo gar ſelten nicht waren.

Der Herr Statthalter fuhr alſo gegen Mittag nicht allzu vergnügt nach Hauſe, nachdem er ſein Mißvergnügen über den Apotheker zu erkennen gegeben, und zugleich anbefohlen hatte, daß ein Burgermeiſter und ein Raths-Herr bey denen neuen Gold-Gruben den Mittag über bleiben, der ſämmtliche Magiſtrat und alle Arbeiter aber ſich Nachmittags wieder einſinden ſolten.

Unter dem Mittage begab ſich der eine Burgermeiſter zu dem Apotheker, und ſtellte ihm die zu gewarten habende Ungnade des Herrn Statthalters ſo lebhaſt vor, daß er endlich verſprach, ſich den Nachmittag bey den Thon-Gruben einzuſinden. Als er kaum daſelbſt angelanget war, ſo rollete auch der Herr Statthalter in ſeinem ſechsſpännigen Staats-Wagen daher. Unter der Menge der Magiſtrats-Perſehnen und der vornehmen Bürger, die ſich dem Wagen bey dem Ausſteigen des Herrn Statthalters näherten, war auch der Apotheker.

So bald ihn Se. Excellenz erblickten, ſo ſagten ſie ihm mit derjenigen Miene, welche die vornehmen Perſehnen ſo ausnehmend wohl kleidet: Wie? mein Herr! Sie machen eine ſo wichtige Entdeckung, und ich erfahre nichts davon? Mich deucht, daß ich der erſte ſeyn ſolte, der ſo etwas wiſſen müſte.

Der Apotheker antwortete in aller Demuth: Er wüſte nicht, was vor eine wichtige Entdeckung Se. Excellenz meinten. Wenn die Rede von dem Ertze wäre, das man hier in den Thon-Gruben graben wolte; ſo hätte er ſchon geſtern es ſagen laſſen, und müſte es hier noch einmal wiederholen, daß es weiter nichts, als ein Schwe-

felſel-Erzt wäre, davon das Pfund kaum einen Stüber werth wäre.

Se. Excellenz verſetzten hierauf mit einem weiſen und vielbedeutenden Lächeln: O! mein Herr! hierinnen laſſe ich mir nicht gerne etwas aufbinden. Ich verſichere Ihnen, daß ich eine vollkommne Kenntniß habe, was dieſes vor ein Erzt iſt. Was konnte der Apotheker wider eine ſo vollkommne Kenntniß wohl ſagen? Es blieb ihm nichts als ein ehrerbiethiges Stillſchweigen übrig.

Nunmehro grub man von neuen in den Thon-Gruben; und man fand auch wirklich etwas von dem vermeinten Golde, aber nicht ſonderlich viel. Unterdeſſen urtheilten Se. Excellenz ſehr weislich, daß man in der Folge ſchon mehr finden würde. Es ſey genug, daß man von dem Orte und der Wirklichkeit der Sache verſichert wäre. Sie ſchickten ſofort des andern Tages eine Etaffette über 40 Meilen weit nach Hofe, um dieſe wichtige Entdeckung zu melden, packten ein paar gute Stücken von ihrem neuen Gold-Erzte mit ein, deren Schwehre die Poſt-Pferde unter Wegens ganz wund gerieben hatten, und ließen indeſſen ihre Gold-Gruben ſorgfältig bewachen, wobey die Raths-Perſonen beſtändig abwechſelnd die Aufſicht haben mußten.

In der Haupt-Stadt aber mochte ſich doch jemand gefunden haben, welcher Kies kannte. Man ſchrieb alſo dem Herrn Statthalter zurück, was ſein Gold-Erzt eigentlich wäre. Die Wachten wurden alſo nach Anlangung dieſer Depeſche in der Stille abgeführet, und der Lärm, den dieſe Gold-Gruben in der Provinz erreget hatten, verlohr ſich nach und nach.

Viele verſtändige Leute dieſer Provinz, welche von der groſſen Einſicht und Weisheit des Herrn Statthalters überzeugt waren, glaubten jedoch, und glauben es noch, daß man das Gold aus beſondern Staats-Urſachen nicht wolte graben laſſen. Es ſind erſt zwey Jahre, daß dieſes geſchehen iſt; und die Armen dieſer Provinz hoffen, daß dieſe Staats-Urſachen bald aufhören werden.

Jedoch Ihro Excellenz ſelbſt ſahen den Bock, den ſie geſchoſſen hatten, gar wohl ein. Es that ihnen ſehr tief in ihrer erhabnen Bruſt weh, und dieſer Schmerz erregte einen Haß wider den Apotheker, der demſelben auszuweichen und in eine andre Stadt zu ziehen vor gut befand. Ich finde auch hier nichts, als was vollkommen menſchlich iſt. Wenn wir uns aus Uebereilung, Unbeſonnenheit oder Einfalt ſchneiden: ſo iſt ja! das unſchuldige Meſſer gemeiniglich der Gegenſtand unſers Haſſes.

XIX.

Die Reiſe durch die Welt, im Traum.

Eine Erzählung.

Ich will meinen Leſern zum Beſchluß dieſer ſatyriſchen Schriften einen Traum erzählen, nicht von der Art, wie ſie die Dichter und Satyren-Schreiber ſonſt zu haben pflegen, welche ſo oft wachend träumen können, als es ihnen gefällt; nein, ſondern ich verſichere hiermit bey allen, was heilig iſt, daß ich dieſen Traum in allen ſeinen Umſtänden zu Anfange des 1760ſten Jahres wirklich alſo gehabt habe; und ich theile ihn hier mit, ohne daß ich das geringſte davon nehme, oder hinzu ſetze.

Unſre Seele, die niemals ſchläft, iſt ohne Zweifel, wenn der Körper ruhet, eben diejenige, die ſie iſt, wenn ſich der Körper wachend befindet. Dasjenige alſo, was ſie wachend zu thun beſtändig gewohnt iſt, das ſetzet ſie alſo auch währenden Schlafe des Körpers fort. Dieſes, welches mir eine Wahrheit zu ſeyn ſcheinet, die aus der Natur der Seele folget, habe ich wenigſtens an mir ſelbſt auf die überzeugendeſte Art alſo befunden.

Meine Seele iſt von meinem ſechſten Jahre an, nichts anders gewohnt als zu ſtudiren und zu denken. Als ein unaufhörlich thätiges Weſen beſchäftiget ſie ſich alſo auch, wenn der Körper ſchläft, oder ſie thut dasjenige, was man Träume nennet. Allein, niemals träumet ſie ſolche Begebenheiten, wie in dem gemeinen Leben vorkommen, oder erdichtet ſich allerley Bilder ohne Grund und Zuſammenhang; ſondern ſie thut eben dasjenige, was ſie am Tage zu thun, ſeit 35 Jahren unaufhörlich gewohnt iſt, nämlich, ſie denket und ſtudiret über gelehrte Materien, oder über Betrachtungen, was etwan in denen Cameral- und Oeconomiſchen Wiſſenſchaften zum Beſten der menſchlichen Geſellſchaften etwas beytragen könnte. Wenn alſo viele Menſchen nichts als unausſprechliche Kleinigkeiten, Narren-Poſſen und abendtheuerliche Bilder träumen; ſo bin ich geneigt zu glauben, wenn ich von der Natur meiner Seele auf andre einen Schluß machen darf, daß ſich ſolche Menſchen wachend mit nichts beſſern beſchäftigen.

Da ich alſo nichts als denkende Träume habe, wenn man ſo ſagen kann; ſo iſt ein hiſtoriſcher Traum ſo überaus ſelten bey mir, daß ich in 6 bis 8 Jahren kaum einen einzigen habe. Man kann alſo leicht erachten, daß ich ſo ſeltene Träume bis auf ihre geringſten Umſtände im Gedächtniß behalte. Eben dieſes iſt alſo auch bey dem gegenwärtigen Traume geſchehen, den ich des Morgens früh mit allen den Umſtänden, wie ich ihn hier mittheile, meiner Familie erzählet habe; und damals war es mir noch gar nicht eingefallen, daß es mir vielleicht die Welt verzeihen würde, wenn ich mit demſelben meine ſatyriſchen Schriften beſchlöſſe.

Mir träumte, daß ich eine ſehr weite Reiſe zu thun hätte, die ſo weit war, wie man zu ſagen pflegt, als von einem Ende der Welt bis zur andern. Dieſe Reiſe ſtellete ſich meine Seele ſo nothwendig vor, daß ſie ſich auf keinerley Weiſe vermeiden ließ. Ja! meine Seele war von der Nothwendigkeit dieſer Reiſe ſo ſehr überzeugt, daß ſie nicht einmal über die Urſachen dieſer Nothwendigkeit Betrachtungen anſtellete; daher ich auch meinen Leſern nichts davon ſagen kann.

Ich verſorgte mich alſo mit einer großen Menge Gelde zu dieſer Reiſe, theils an Golde, theils an Silber, wovon aber das meiſte aus Silber-Gelde beſtand, und trat dieſe weite Reiſe mit aller der Gemüths-Ruhe an, welche in einem geſetzten Gemüthe die unvermeidliche Nothwendigkeit wirken kann. Meine Seele ſtellete ſich abermals als eine unvermeidliche Sache vor, daß ich dieſe Reiſe zu Fuß verrichten müßte. Warum ihr nichts von Poſten, von andern Fuhrwerk, von Reit-Pferden, oder von Maulthieren eingefallen iſt, das kann ich abermals nicht ſagen. Genug, mir träumte, daß es ſchlechterdings zu Fuße geſchehen müßte.

Schon auf der erſten Tagereiſe wurde mir das bey mir habende viele Geld zu einer unbeſchreiblichen Laſt. Ich machte dannenhero tauſenderley Anſchläge, wie ich mir dieſe Laſt erleichtern könnte. Nicht ſelten hatte ich willens, ſolches gar wegzuwerfen, oder an die Reiſenden, die mir begegneten, auszutheilen. Allein, ich wurde allemal durch die Vorſtellung davon zurück gehalten, daß mir ſolches zu denen Zehrungs-Koſten auf der Hin- und Rückreiſe unentbehrlich wäre, und daß ich dem größten Elend ausgeſetzet, und von jedermann verlaſſen ſeyn würde wenn ich ohne Geld wäre.

Endlich fiel mir ein Anſchlag ein, mir dieſe Laſt einigermaaßen zu erleichtern, den ich im Traume vor ſehr klug hielt, den aber meine wachenden Leſer eben nicht allzu wohl ausgeſonnen halten werden. Ich beſchloß nämlich in einem jeden Wirthshauſe, wenn der Wirth die Summe, die ich verzehret hätte, fordern würde, ihm juſt noch einmal ſo viel zu bezahlen, unter der Bedingung, daß er mich auf meiner Rückreiſe eben alſo bewirthen ſolte, als jetzo. Hierdurch hofte ich mich nicht allein gar bald einen Theil meiner Laſt zu entledigen, ſondern auch auf der Rückreiſe die Bequehmlichkeit zu genießen, daß ich gar keine Laſt tragen dürfte.

Dieſen Entſchluß ſetzte ich demnach ſo fort in das Werk. Ich bezahlte in allen Wirthshäuſern doppelt; und alle Geſichter der Gaſtwirthe heiterten ſich ungemein auf, ſo bald ſie hörten, daß ich doppelt bezahlen wolte. Wenn ich dieſes ſagte, ehe mir die Rechnung gebracht wurde; ſo konnte ich aus deren Beſchaffenheit gar bald ſchlieſſen, daß man die menſchenfreundliche Abſicht gehabt hatte, mir eine deſto größere Laſt von meinem Gelde abzunehmen. Damit man mich nun nicht vor der Zeit gar zu ſehr erleichtern möchte; ſo wurde ich endlich ſo vorſichtig, daß ich von der doppelten Zahlung nicht eher etwas ſagte, als bis die Rechnung gemacht war. Jedoch waren doch einige darunter, die, wenn ſie von der doppelten Zahlung hörten, ihre Weiber, oder Hausknechte zu zeugen anriefen, daß noch dieſes oder jenes in der Rechnung vergeſſen wäre. Unterdeſſen waren alle Wirthe überaus freundlich und höflich. Sie begleiteten mich alle bis viele Schritte weit vor der Thüre; und viele waren ſo artig, daß ſie bis an den Scheide-Weg mit mir giengen, damit ich mich nicht verirren möchte.

Meine Reiſe war auf dieſe Art ganz vergnügt und angenehm. Kaum hatte ich die Hälfte dieſes weiten Weges zurück gelegt; ſo war mir die Laſt meines Geldes gar nicht beſchwehrlich; und da mir auch ſonſt auf der ganzen Reiſe keine widrige Begebenheit aufſtieß; ſo langte ich glücklich und geſund an dem Orte an, wo ſo dringende und wichtige Geſchäfte unumgänglich meine perſöhnliche Gegenwart erforderten.

Ohngeachtet ich mich nicht erinnern kann, worinnen dieſe Geſchäfte beſtanden haben; ſo weiß ich doch, daß ich mit deren Ausrichtung und ihren Folgen im Traume ſehr zufrieden war; und ich war nun im Begriff meine Rückreiſe anzutreten. Allein ohngeachtet ich keinen Heller Geld zu dieſer Rückreiſe hatte, weil vermuthlich meine Geſchäfte und mein Aufenthalt in der Stadt den Ueberreſt gänzlich aufgezehret hatten; ſo machte ich mir doch deshalb nicht die geringſte Sorgen. Ich hielt mich durch die kluge Vorſicht, die ich gehabt hatte, auf der Herreiſe zugleich vor die Rückreiſe zu bezahlen, vor allen Mangel gänzlich geſichert.

Allein, ich wurde gar bald überzeuget, daß ich meine Zehrung auf der Rückreiſe ſchlecht in Sicherheit geſetzet hatte, und daß mein Anſchlag eben nicht der klügſte geweſen war. Wenn ich in meine vorigen Wirthshäuſer eintrat; ſo fand ich gar nicht mehr die freudigen und vergnügten Geſichter an meinen Wirthen. Diejenigen, die noch am billigſten waren, ſetzten mir nichts als elende

Speiſen vor. Suppen ohne Fett, ſtinkendes Fleiſch, ſchwarzes Brod, kahnichter verdorbner Wein, oder ſaures Bier, waren die Koſt, womit ich zufrieden ſeyn mußte.

Viele unter den Gaſtwirthen konnten ſich gar nicht mehr erinnern, daß ſie mich jemals geſehen, oder daß ich jemals bey ihnen geherberget hätte. Wenn ich ihnen nun alle damaligen Umſtände in Erinnerung brachte: ſo antworteten ſie, daß zwar ehedem ein Fremder vor die Rückreiſe bezahlet hätte, aber daß er gar nicht ſo an geſehen hätte, wie ich; und ſie gaben zu verſtehen, daß ich vermuthlich dieſe Nachrichten durch den Umgang mit dieſen Fremden erfahren hätte.

Man kann leicht erachten, daß dieſe Begegnungen meine Rückreiſe gar ſehr verbitterten. Ich ſann dannenhero auf allerley Mittel, wie ich dieſe Wirthe zur Vernunft und Billigkeit bringen wolte. Folgendes ſchien mir das beſte zu ſeyn. Als ich wieder in einem Wirthshauſe ankam; ſo ſagte ich gar nichts davon, daß ich derjenige wäre, der vor die Rückreiſe ſchon in voraus bezahlet hätte; ſondern ich forderte eben die Arten von Eſſen, und die Proportion von Getränke, die ich auf meiner Hinreiſe gehabt; und des Morgens früh, als ich fortgehen wolte, ſagte ich, daß ich ſchon auf der Hinreiſe bezahlet hätte.

Aber, das war ein unglücklicher Auſchlag. Der Wirth ſagte mir mit der größten Unverſchämtheit, daß er mich niemals geſehen hätte, und daß ich ihn ohne viele Complimente bezahlen ſolte. Nachdem ich ihm alle Umſtände meiner Hinreiſe vergeblich in Erinnerung gebracht hatte; ſo ſagte ich ihm endlich, daß ich keinen Heller Geld hatte. Das war in der That ein mächtiger Bewegungsgrund vor ihn; aber wozu? Mir geſchwind meinen Roquelaur abzunehmen, und zu ſagen, daß ich nun hingehen könnte, wohin ich wolte.

Ich wurde über die Ungerechtigkeit und Grobheit dieſes Mannes ſo entrüſtet, daß ich endlich beſchloß, den Troſt und Schutz aller Beträngten, die mächtige Gerechtigkeit anzurufen. Ich eilte zum Richter: der Wirth kam ungefordert gleichfalls dahin; und nachdem uns der Richter beyde angehöret hatte, ſo fragte er mich, ob ich etwas ſchriftliches aufzuweiſen, oder Zeugen hätte, daß ich auf der Hinreiſe auch vor die Rückreiſe bezahlet hätte. Ich antwortete mit Nein, ſondern ich hätte ihm als einem ehrlichen Manne getrauet. Der Richter beſchloß ſein Verhör, indem er ſagte, daß er mir alſo nicht helfen könnte, und daß ich bezahlen, oder Pfand laſſen müſte.

Dieſer Vorfall lehrete mich, daß ich beſſer thäte, wenn ich mich dem guten Willen der Gaſtwirthe überließ. Als mir demnach die Wirthin in dem folgenden Nacht-Quartier Käſe und Brod nebſt einem Krug Bier vorſetzte, unter dem Vorwand; daß ihr Mann nicht zu Hauſe wäre, welcher die Schlüſſel zu allem mitgenommen hatte; ſo ließ ich mir ſolches gefallen. Dieſe Frau bezeugte doch wenigſtens äuſerlich noch eine Aufmerkſamkeit auf die Ehrlichkeit zu haben, indem ſie ſagte, daß wenn ich wieder dieſen Weg reiſete; ſo ſolte mir ihr Mann das übrige, was ich jetzo nicht verzehret hätte, wieder herausgeben. Ich aber antwortete, daß es ihnen geſchenkt ſeyn ſolte.

Auf dieſe Art war ich alſo die ganze Rückreiſe der Beſcheidenheit und Billigkeit der Gaſtwirthe überlaſſen, die bey keinem ſehr groß war. Dieſes dauerte bis ich einige Tagereiſen von meiner Heimath kam. Hier wurden die Wirthe auf einmal billig und gerecht. Die Urſache aber war, weil ich mich nun auf einer bekannten Straße befand, die ich ehedem öfters gereiſet hatte, und wo mich jedermann kennete. Solchergeſtalt langte ich endlich von dieſer weiten Reiſe wieder zu Hauſe an.

Dieſes iſt mein Traum; und da ich es vor eine ſehr unnütze Beſchäftigung halte, Träume auszulegen; ſo will ich auch hier keine darüber machen. Fraget man mich, zu was vor Endzweck ich dieſen Traum mittheile; ſo antworte ich zu eben dem Endzweck, mit welchem man einen erdichteten Traum von eben dieſer Beſchaffenheit und Inhalt hätte drucken laſſen können.

Da ich noch einmal verſichere, daß dieſes in allen Stücken ein wahrer Traum iſt, ſo werden vielleicht viele geneigt ſeyn, zu glauben, daß ich mich den Tag vorher mit Betrachtungen über die Undankbarkeit der Welt beſchäftiget habe, und daß dannenhero die Seele daher Gelegenheit genommen, eine Reiſe und Begebenheiten dieſer Art zu erdichten. Allein ich kann heilig verſichern, daß ich weder den Tag vorher, noch ſonſt jemals mich mit dergleichen unnützen Gedanken beſchwehret habe.

Ich gehöre gar nicht zu denenjenigen Schriftſtellern, welche glauben, daß die Welt ſchuldig iſt, vor die großen

Weisheiten und wichtigen Entdeckungen, welche ſie ihr mittheilen, ſie mit Ehren, Würden und Reichthümern zu überſchütten, und wenn dieſes nicht geſchiehet, entweder in ihren Schriften über die Undankbarkeit der Welt jämmerliche Klaglieder anſtimmen, oder doch in ihren Herzen bittre Seufzer darüber ausſtoßen. Nein! wer deshalb zum Nutzen der Welt in ſeinen Schriften arbeitet, um davor belohnet zu werden, der handelt eben ſo unverſtändig, als ich im Traum verfuhr, da ich auf der Hinreiſe ſchon im voraus auf die Rückreiſe bezahlte.

Ich habe von meinem ſechſten Jahre an, mein einziges Vergnügen an denen Wiſſenſchaften gefunden. Zu meinem Vergnügen alſo ſtudire ich; und gleichfalls zu meinem Vergnügen geſchiehet es, daß ich Bücher ſchreibe; und es iſt mir nie eine Gedanke eingefallen, daß die Welt mir vor dasjenige, was ich zu meinem Vergnügen thue, eine andere Erkenntlichkeit ſchuldig wäre, als ihren Beyfall, wenn ich ihn verdiene, und den, wenn er mir zu Theil wird, ich ſehr hoch ſchätze.

Allein, ich weiß einen ganz andern Umſtand, worüber diejenigen ſehr zu beklagen ſind, die ſich unter der erſtaunlichen Menge der Scribenten vor andern hervor thun. Dieſes ſind die Verläumdungen, welche der Neid wider ſie erdichtet, und von welchen noch nie ein berühmter Schriftſteller verſchont geblieben iſt. Hiervon dienet uns der Herr von Voltaire zu einem ganz neuen Beyſpiele, von dem man ſo lächerliche Hiſtörchen erzählet, die, wenn ſie wahr wären, nothwendig zwey Voltairen vorausſetzten, den vernünftigſten, größten und edelſten Geiſt, den er in ſeinen Schriften gezeiget hat, und den abgeſchmackteſten, elendeſten und einfältigſten Tropf, den uns dieſe Hiſtörchen abbilden wolten. Nichts kann aber denjenigen ſelbſt abgeſchmackter und thörichter vorſtellen, als welcher dieſes von einerley Perſohn zu glauben im Stande iſt.

Unterdeſſen, da dieſes allgemein das Schickſal aller berühmten Leute geweſen iſt; und man darf nur die gelehrte Geſchichte kennen, um keinen einzigen auszunehmen: ſo muß ſich ein jeder, dem dieſes wiederfährt, hierinnen zu faſſen wiſſen. Sie haben noch einen andern Grund, um ſich hierüber zu tröſten, nämlich, daß es gemeiniglich ſchwarze und niederträchtige Gemüther ſind, die im Stande ſind, von einem Manne, den ſie weiter nicht als den Namen nach kennen, ſolche Verläumdungen vorzubringen.

Ich will dieſes durch eine kleine Begebenheit erläutern. Es erzählte mir einſtmals ein ſehr ruhmwürdiger Mann, der eine dem gemeinen Weſen ſehr nützliche Anſtalt bloß durch ſeine unermüdete Bemühungen, ohne Zuſchuß der Regierung, zu Stande gebracht hatte, alle die erſtaunlichen Hinterniſſe und Schwierigkeiten, die ihm neidiſche und boshaftige Gemüther dabey in den Weg geleget hätten. Unter andern erzählte er, daß ein gewiſſer Herr von * * * ſich einer gewiſſen Unternehmung, wodurch dieſer nützlichen Anſtalt einige Einkünfte zufließen konnten, durchaus widerſetzet hatte, bloß weil ihm dadurch die Woche zwey Stunden mehr Arbeit zugewachſen wäre. Als er nun ohngeachtet dieſer Widerſetzung bey dem Regenten die Erlaubniß zu dieſer Unternehmung geſucht und erhalten; ſo habe ihm dieſer Herr von * * * unter das Geſicht geſagt, daß er ihm die Sache zu ſchwehr machen wolte, daß es ihm ewig gereuen ſolte, ſie angefangen zu haben. Dieſe Drehung habe er auch redlich erfüllet. Allein, der Regent, als er ſich darüber beſchwehret habe, ſey ſo fort ſo gerecht geweſen, einen andern Aufſeher zu ſetzen.

Dieſe Begebenheit lag mir verſchiedene Tage im Sinn. Ich konnte mir kaum vorſtellen, wie ein Gemüthe ſo ſchwarz und menſchenfeindlich beſchaffen ſeyn könnte, lieber eine, dem ganzen gemeinen Weſen nützliche, Anſtalt, ſo viel an ihm wäre, zu hintern, als zwey Stunden Arbeit wöchentlich mehr zu übernehmen.

Den dritten Tag darauf kam ein Freund zu mir, welcher mir erzählete, daß eben dieſer Herr von * * * in einer groſſen Geſellſchaft viel nachtheiliges von mir geredet hätte, ohngeachtet er ſelbſt geſtanden hätte, daß er mich nicht von Perſohn kennete. Er müſſe aber zu meiner Beruhigung hinzufügen, daß verſchiedene in der Geſellſchaft geweſen wären, die ernſtlich meine Parthey genommen hätten. Er, mein Freund ſelbſt, habe gar nichts darzu geſaget, um deſto gegründeter beurtheilen zu können, welche meine Freunde oder Feinde wären, welches mir in verſchiedenen Umſtänden zur Nachahmung dienen konnte.

Ich antwortete meinem Freunde: was Sie mir da ſagen, erfreuet mich ſehr. Ich würde mich vielmehr darüber betrübet haben: wenn ein Mann von des Herrn von *** Gemüths Character ſich als meinen Freund erklähret hätte. Hierauf erzählte ich ihm ſein vorhin erwehntes Betragen gegen jene nützliche Anſtalt; und ſeit der Zeit habe ich noch vielmehr Begebenheiten erfahren, welche unſtreitige Zeugniſſe von ſeiner ſchwarzen Gemüthsart ſind.

E N D E
des dritten und letzten Bandes.

Regiſter
der
# vornehmſten und merkwürdigſten Sachen.

(Die Römiſchen Zahlen bedeuten den Band, und die kleinern die Seiten.)

A.

A. B. C. Schreiben von denen elenden Dichtern III. 45 ff.

A. G. W. Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen I. 81 ff.

Abellard, warum er ſo beneidet und verfolget worden I. 493.

Abgötterey, ihr Urſprung und Fortgang I. 395 ff.

Abkunft, ſ. Herkunft.

Addiſon, wodurch er ein ſo groſer Gelehrter geworden III. 81.

Adeliche Schreibart, Anmerkungen darüber I. 440 ff.

Adelwitz, ein ſich beſonders klug und witzig dünkendes Frauenzimmer, deren ſatyriſche Abſchilderung I. 382 ff.

Aderlaſſen, Urtheil über deſſen allzu häufigen Gebrauch II. 17.

Advocaten, böſe, ſ. Rabuliſten.

Affen-Gebirge, auf der Dichter-Inſel I. 267.

Affen-Jagd, auf der Dichter-Inſel I. 266. 268.

Agrippine, ſ. Iris.

Akademie der mechaniſch-phyſikaliſch-mathematiſchen

ſchen Moral und Satyre (neue) Nachricht davon II. 72 ff.

Akademiſche Vorleſungen, ſatyriſche Anweiſung zu ihrer vortheilhaften Einrichtung I. 44 ff.

Alexander der Große, deſſen Vergleichung gegen **Peter den Erſten**, Kaiſer von Rußland I. 344. Urtheil von deſſen Thaten II. 406. was vor Mittel er gebraucht, ſeinen Ehrgeiz zu vergnügen III. 307 f.

Allegoriſche Vorſtellungen, I. 211. 352. II. 339. 432. III. 317. 388.

Alte Leute, ihre lächerliche Eitelkeit III. 67 ff.

Anna, Königin in England, wodurch ſie wider den Herzog von Marlborough und ſeine Gemahlin ſo ſehr aufgebracht worden II. 285 f.

Annehmlichkeiten, ob ſie zum Hauptbewegungs-Grunde der ehelichen Verbindung zu machen II. 324 ff.

Anton, was eigentlich zum Kriege zwiſchen ihm und dem Auguſt Gelegenheit gegeben II. 281 f.

Antonin, rühmliches Urtheil über deſſen Thaten II. 416.

Anverwannte, ſ. **Herkunft.**

Ariſtoteles, deſſen Erklärung von der Dichtkunſt wird vertheidiget III. 206. Erinnerung dagegen III. 236. 238. Antwort darauf III. 258 f.

Armenkinder-Häuſer, ſ. **Findelhäuſer.**

Arnold, warum er ſo beneidet und verfolget worden I. 493.

Artigkeit der Welt, ihre Abſchilderung III. 292 ff.

Arzney-Kunſt, ob und warum ihre Erlernung vielen jungen Leuten vielmehr ab- als anzurathen II. 3 ff.

Arzney-Mittel, Nutzen der geheimen und von einem

Arzt

Arzt ſelbſt erfundenen II. 14 f. ingleichen der allgemeinen oder Univerſal-Medicinen II. 15 f.

Arzt, ſatyriſches Schreiben von einem neuangehenden II. 3 ff. und nebſt denen von ihm zu beobachtenden Regeln II. 7 ff.

Averroes, ein Arabiſcher Gelehrter, Erzählung von deſſen Verfolgungen I. 488 ff.

Augenfall, ein feſtes Schloß in der Landſchaft Spielwerk I. 285.

Augen-Sprache, ihre Macht und Wirkung bey Verliebten I. 28 ff.

Auguſtus, Röm. Kaiſer, was eigentlich zu dem Kriege zwiſchen ihm und dem Anton Gelegenheit gegeben II. 281 f. Urtheil über deſſen Thaten II. 408 f. deſſen Liebe zu den Gelehrten und Wiſſenſchaften III. 173.

Ausgelaſſen, ein Fluß auf der Dichter-Inſel I. 252.

Autorſucht, ſ. Schriftſtellerſucht.

B.

Babylonier, Urſprung und Beſchaffenheit ihrer Abgötterey I. 396 ff.

Babyloniſche Monarchie, woher ihre Dauer von den Geſchichtſchreibern ſo verſchiedentlich angegeben wird I. 407.

Bären (die) und die Schaafe, eine Fabel II. 435 ff.

Bayle, warum er ſo geneidet und verfolget worden I. 493.

Bedienungen, ſ. Ehrenſtellen.

Begebenheit, eine fabelhaftige, obgleich wahre III. 454 ff.

Begierden, ſ. Leidenſchaften.

Regiſter.

Beltha, oder **Venus**, ein Geſtirn, ihre götliche Verehrung bey den alten Babyloniern I. 396 ff. 402 ff.

Belus, ein Babyloniſcher Monarch, deſſen Gemüths- und Regierungs-Art I. 407 ff.

Belus, ein Babyloniſcher Prieſter, deſſen Abkunft, Gemüths-Art, und ungemeine Kenntniß in der Sternkunde I. 397 f. deſſen Anordnungen wegen der göttlichen Verehrung der Geſtirne I. 398 ff. deſſen Tod und Vergötterung I. 400 f.

Betrüger und **Falſche**, ob es billig, alle Menſchen davor zu halten III. 91 f.

Betteln, deſſen Schädlichkeit vor das gemeine Weſen II. 204 f. wie ihm beſtens zu ſteuren II. 205 ff.

Bias, deſſen Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen II. 57 ff. Antwort darauf II. 66 ff.

Biegel Röcke, ſ. Reifen-Röcke.

Bienen, deren Staats- und Kriegsgeſchichte, in einer allegoriſchen Vorſtellung III. 351 ff.

Billigkeit, ihr Mißbrauch von Seiten vieler Richter und böſer Advocaten I. 136 ff.

Blutsfreunde, ſ. Herkunft.

Böldicke, Urtheil über deſſen abermaligen Verſuch einer Theodicee I. 487.

Böſe, Urtheil über deſſen Urſprung nach dem Böldickiſchen Lehr-Gebäude I. 487. Betrachtung über deſſen Urſprung und Verhältniß zu den göttlichen Eigenſchaften II. 419 ff. warum ſie in der Welt gemeiniglich ſo glücklich ſind II. 430 ff.

Bonarelli, Urtheil von ihm und von ſeinen Gedichten III. 237.

Bosheit, was ſie insgemein vor einen Ausgang zu haben pfleget III. 439.

Briefe, ſcherzhafte und ſatyriſche I. 1-88. II. 1-96. III. 1-64. ſatyriſches Schreiben an den Herrn Verfaſſer der jüdiſchen Briefe über die Frage, ob wir Teutſche wahrhaftig lieben III. 3 ff.

Brockes, deſſen Gedichte werden gerühmt III. 242.

Buchbinder, ob ihnen nicht zu verſtatten, daß ſie vor ihre Bände beſondere Dedicationen machen dürſten II. 486 ff.

Buchdrucker, was von ihren Dedicationen zu halten II. 490 f.

Buchhändler, was von ihren Dedicationen zu halten II. 491 f.

Buchſtaben-Wechſel der Spielwerkerianer I. 277 f.

Budel Köpfe, was von ihnen zu halten II. 199 ff.

Buhldirne, ob das Laſter einer ſcheinheiligen oder einer frechen ſchändlicher und abſcheulicher ſey, eine Satyre II. 133 ff. III. 32 ff. 39 ff.

Bücher-Cenſuren, was vor Vorſicht dabey zu beobachten II. 344 ff.

Bücher ſchreiben, deſſen Nothwendigkeit für Leute, welche gelehrt und berühmt in der Welt werden wollen I. 52. 163. und was ſie dabey zu beobachten haben I. 52 ff. in wie fern es einem mehr Schaden als Ehre machen kann I. 171 ff. warum ſich die Aerzte davor zu hüten haben II. 9. Betrachtung über die zeither dabey beobachtenden Moden III. 104 f.

C.

Cäſar, (Jul.) Urtheil von deſſen Thaten II. 407 ff.

was vor Mittel er ſich bedienet, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen III. 313. 314.

Caffee-Häuſer, ob und was ſie zur Erziehung armer Kinder bertragen ſolten II. 214.

Cardinals-Collegium, deſſen Urſprung und Abſicht I. 9.

Carteſius, warum er ſo geneidet und verfolget worden I. 493.

Caſpar, (Caſpar von Lohenſtein) ein Prinz auf der Dichter Inſel, deſſen Geſchichte I. 295 ff. deſſen Verführung durch den Zauberer Vorurtheil I. 300 ff. und deſſen Vermählung mit der Prinzeßin Schwulſt I. 309. deſſen Empörung wider ſeinen Vater Reimlieb I. 311 ff. und ſein Tod I. 315.

Chriſtian, (Chr. Weiſe) ein groſer Spielwerkerianer, Nachricht von ſeinen Bemühungen, die Spielwerke über alles in der Dichtkunſt zu erheben I. 279 ff. deſſen Streitigkeit mit Reimlieb I. 281.

Chryſippus, deſſen Lehrbegriff vom Urſprunge des Böſen II. 421 ff.

Colbert, deſſen beſondere Verdienſte um die Gelehrten und Wiſſenſchaften III. 174. 177.

Commoden, aufrichtiger Glückwunſch an das ſämmtliche Frauenzimmer wegen deren Erfindung II. 80 ff.

Converſation, ſ. Umgang.

Correſpondentin der galanten Moden- und Liebes-Zeitung II. 107 f.

D.

Dedicationen, Betrachtung über ihren Mißbrauch II. 486 ff.

Democratien, ihre Vorzüge vor denen Monarchien II. 204.

Dichter, ſatyriſche Vorſtellung ihrer übertriebenen Schmeicheleyen I. 215 f. 218. 222 ff. 226. ſatyriſches Schreiben von denen elenden Dichtern III. 45 ff.

Dichter-Inſel, allegoriſche Vorſtellung derſelben I. 235 ff. Anweiſung, wie die Reiſe dahin zu unternehmen I. 238 ff.

Dichtkunſt, eine Landſchaft, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 241 ff. 326 ff. Beſchaffenheit ihrer Einwohner I. 327 ff. politiſche Verfaſſung derſelben I. 345 ff. ob und warum ſie nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte III. 45 ff. 202 ff. Einwürfe dagegen III. 232 ff. und deren Beantwortung III. 253 ff. ob und wie fern ſie ihre Liebhaber unglücklich mache III. 206 ff. 241 ff. 268.

Dichtkunſtianer, ihre gute Eigenſchaften I. 327 ff. und ihre Fehler I. 332 ff. ihre Sitten und Lebensart I. 338 ff.

Dieberey, wahrſcheinliche Anzeigen davon II. 233.

Diebes-Wirthſchaft, wahrſcheinliche Anzeige davon II. 236.

Diſputationen, und deren Vertheidigung, allegoriſche Betrachtung darüber II. 364 ff.

Dreiſtigkeit, ihr Nutzen für reiche Leute, die gerne recht klug zu ſeyn ſcheinen wollen I. 22 ff.

Dumm, ein Fluß in der Dichter-Inſel, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 243

E.

Edelleute, deren gewöhnlichſte Fähigkeit und Wiſſenſchaften I. 434 ff. 444 ff. Abſchilderung der ächten und Verdienſtvollen I. 449 f. 469 ff. worauf ſie vornehmlich bey vorhabender ehelicher Verbindung zu ſehen haben II. 298 ff.

Edlerausdruck, eine Prinzeſſin auf der Dichter-Inſel, deren ſeltſame und wunderbare Begebenheiten I. 305 ff.

Edlerausdruck, eine Stadt und Feſtung auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 349.

Ehebruch, wahrſcheinliche Anzeigen davon II. 232. 234. 235 f. 237.

Ehefeind (der) eine ſatyriſche Erzählung I. 372 ff.

Eheliche Verbindung, Unterſuchung ihres Hauptbewegungs-Grundes, eine Satyre II. 297 ff. III. 10 ff. was von ihrer Stiftung durch die dritte Hand zu halten III. 87 ff.

Eheloſer Stand, üble Folgen davon vor das gemeine Beſte II. 206 f. durch was vor Mittel und Wege ihnen vorzubeugen II. 207 ff.

Eheſtand, Nutzen davon vor das gemeine Weſen II. 217. deſſen Erklärung II. 305 f. und Mittel zu deſſen Erhaltung II. 307 f.

Ehre, ihr Urſprung und Beweisthum I. 179. Abſchilderung der wahren und falſchen I. 369 ff. II. 183. und der Mittel zu ihrer Erlangung ebend. ff. ob dieſelbe durch die Geburt zu befördern II. 190. ff. der Tempel der Ehren, in einer allegoriſchen Vorſtellung II. 391 ff.

Ehrenſtellen und Bedienungen, durch was vor Mittel ſie am leichteſten zu erhalten II. 181 f. ob ſie zum

Hauptbewegungs-Grunde ehelicher Verbindungen zu machen II. 312 f.

Ehrgeiz, Abhandlung von denen niederträchtigen Mitteln, die man anwendet, denſelben zu vergnügen, eine Satyre III. 304 ff. ob derſelbe vom Hochmuth unterſchieden III. 313 f.

Eiferſucht, ob und wiefern ſie bey einem vernünftigen Liebhaber ſtatt haben könne I. 76.

Eigenliebe, deren Eigenſchaft und Wirkung II. 274. wie und wodurch ihr aber am beſten Einhalt zu thun II. 277 f. ihre Wirkung bey dem Frauenzimmer II. 290 f. 310 ff. ingleichen bey den Gelehrten II. 369 ff.

Eigenſinn, deſſen allegoriſche Abbildung I. 294.

Einbildungs-Kraft, ob und warum ſie beym Frauenzimmer ſtärker, als bey Mannsperſonen iſt III. 225 ff. 250 f.

Einfalt, ein Berg auf der Dichter-Inſel I. 243.

Einfalt, eine Göttin auf der Dichter-Inſel I. 247. ihre Abbildung I. 248. Beſchreibung ihres Tempels I. 247. und der Art ihrer Verehrung I. 248 f. 252.

Einnehmer herrſchaftlicher Einkünfte, wahrſcheinliche Anzeige ihrer Untreue II. 236.

Eitelkeit, ihre Eigenſchaft und Wirkungen III. 67 ff.

Eitelkeit alter Leute, die lächerliche, eine Satyre III. 67 ff.

Electricität, ihre Verhältniß zur Arzneykunſt II. 5 f.

Elend der Menſchen, ſ. Menſchen.

Emilia, deren Abſagungs-Schreiben an ihren Liebhaber I. 57 ff.

Engländer, Abſchilderung ihrer Liebe III. 6.

Entblößung des Halſes und der Brüſte bey Frauenzimmer, Betrachtung darüber III. 79 ff.

Er, ein Babyloniſcher Prieſter, deſſen Bemühungen, den **Thamus** zu ſtürzen I. 412.

Erbſchleicher, ihre Kunſtgriffe II. 179.

Ergötzungen, ſatyriſches Schreiben an ihre Verfaſſer I. 81 ff. Schreiben des Bias an eben dieſelben II. 57 ff. und ihre Antwort darauf II. 66 ff. ſatyriſches Schreiben an deren Verfaſſer über die Schönpfläſterchen III. 26 ff. ingleichen über die Buhldirnen III. 31 ff. Antwort auf das letztere Schreiben III. 39 ff.

Erlangiſche Zeitungen, ſ. Zeitungen.

Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts, eine proſaiſche Ode I. 362 ff.

Eroberer, Nachricht von ihrem Orden, eine Satyre I. 175 ff. wer eigentlich hierunter zu verſtehen I. 177. was ſie ſonſt noch vor Titel angenommen haben I. 178. Verſuch einer Lobrede auf einen großen Eroberer ꝛc. eine Satyre III. 132 ff.

Erzählungen, (ſatyriſche,) I. 353. 494. II. 433. 512. III. 388. 489.

Euläus, ein Egyptiſcher Miniſter, durch was vor Kunſtgriffe er zu ſo großen Reichthümern gelanget II. 508 ff.

Eule, (die reiche) eine ſatyriſche Erzählung III. 447 f.

Excellenz, ſatyriſche Betrachtung über den Unterſchied zwiſchen einer wahrhaften und Schul-Excellenz I. 51 f. auf was vor Art dieſer Titel gemißbraucht werden kann II 195. 201 f.

F.

Fabel (die reiſende) eine ſatyriſche Erzählung II. 503 ff.

Fabeln, I. 353-494. II. 433-512. III. 389-489. warum wir ſo ſie gerne hören I. 229.

Falſche, ſ. Betrüger.

Falſcherwitz, ein Abgott in der Dichter-Inſel, deſſen allegoriſche Abbildung I. 273 f. Beſchaffenheit ſeines Tempels ebend. und der Art ihm zu opfern I. 274. was vor einen Sohn er mit dem Wiſſen erzeuget I. 298

Falſch Geld, ſ. Geld.

Falſchgleichniß, eine Feſtung auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 324

Falſch ſpielen, ſ. Spielſucht.

Feſt- und Feyertage, Betrachtung über ihre Vermehr- und Verminderung I. 408 ff. 413 ff. 426 ff.

Feſt der weinenden Weiber bey den alten Babyloniern und Sabäern I. 430.

Findelhäuſer, Vorſchlag, ohne Beſchwerung des gemeinen Weſens Findel- Wayſen- und Armenkinder-Häuſer zu errichten, eine Satyre II. 204 ff.

Fiſchbein-Röcke, ſ. Reifen-Röcke.

Flöten, ihr ſonderbarer Gebrauch im Lande Dichtkunſt I. 329 ff.

Franciſcus der I. König in Frankreich, deſſen gnädiges Bezeigen gegen die Gelehrten und die Wiſſenſchaften III. 173.

Franzoſen, Eigenſchaft ihrer Liebe III. 5.

Frauenzimmer, Unterricht vor ein junges, in einem ſatyriſchen Schreiben I. 27 ff. durch was vor Mittel ihre Liebe und Gewogenheit zu erwerben, und auch wieder zu verliehren I. 57 ff. ihre Vertheidigung gegen die Verfaſſer der Ergötzungen I. 81 ff. Vorſchlag zu Beurtheilung ihrer Handlungen und Streitigkeiten I. 142

I. 142 ff. Liſte derer zu verheirathenden Jungfern und Wittwen I. 203 ff. wie ſehr und unbillig ihnen bisweilen von den Dichtern geſchmeichelt wird I. 333 ff. Schreiben der Schnürbrüſte an dieſelben II. 20 ff. und ihre Antwort darauf II. 35 ff. was von ihnen zu halten, wenn ſie nächtliche Beſuche von den Mannsperſonen annehmen II. 228 ff. wodurch ſie ſich vornehmlich in den Verdacht einer unzüchtigen Lebensart bringen II. 232 f. 234 f. 237 f. das Tagebuch eines Frauenzimmers, eine Satyre II. 239 ff. Betrachtung über ihren freyen Umgang mit Mannsperſonen II. 255 ff. Unterſchied eines vernünftigen und behutſamen von einem ſpröden II. 289 ff. ob und warum nur daſſelbe ſich mit der Dichtkunſt, Mahlerey und Muſik beſchäftigen ſolte III. 45 ff. 216. Betrachtung über die Eitelkeit und beſonders die Modenſucht des alten Frauenzimmers III. 75 ff. in wie weit ein vernünftiges Liebes-Erklärungen anhören ſoll, eine Satyre III. 84 ff. ob und wiefern es ihm gemäß ſey, ſich der Gelehrſamkeit zu befleißigen III. 202 ff. warum nur daſſelbe ſich mit der Dichtkunſt bemühen ſolte III. 205 ff. 232 ff. 240 ff. 248 ff. 254 ff. 272 ff. ob und was ihm die Romanen vor Nutzen ſchaffen können III. 296 ff.

Frauenzimmer-Zeitung, ſ. Zeitung.

Freuden-Inſel, Aufnahme ihrer Einwohner bey den Reimländern I. 261.

Freunde, (falſche) deren verſchiedene Gattungen und Eigenſchaften I. 103 ff.

Freundſchaft, ihre Nothwendigkeit und Mittel zu ihrer Erlangung II. 157 ff.

Freyer, das Geſpräch deſſelben mit einem Freywerber, eine Satyre I. 192 ff.

Freyer Umgang, ſ. Umgang.

Freyer Wille, ſ. Wille.

Freymäurer Orden, deſſen beſondre Eigenſchaften, wodurch er ſich vom Orden derer Eroberer unterſcheidet I. 175. 181.

Friede, aus was vor Bewegungs-Gründen ſolcher manchmal geſchloſſen wird II. 280.

Friedens-Stifter, eigennützige, deren Abſchilderung III. 395 f.

Fröhlichkeit, ein Land, allegoriſche Vorſtellung deſſelben in einem Geſichte I. 228 ff.

Fuchs, (der) der Kater, und die Taube, eine Fabel III. 391 ff.

Fürſt, Muſter und Abſchilderung klug und glücklich regierender Fürſten I. 474 ff.

Fulvia, wodurch ſie veranlaſſet worden, zwiſchen ihrem Gemahl Anton und dem Auguſt einen ſo blutigen Krieg anzuſpinnen II. 281 ff.

Fuß, Kunſt auf 4, 5, 6 und 7 Füßen zu laufen I. 237.

G.

Galant-Hommes, ſ. Stutzer.

Gaſthöfe, was ſie zur Erziehung armer Kinder beytragen ſolten II. 214.

Gebet, das vernünftige, eines mahometaniſchen Regenten, eine Erzählung II. 440 ff.

Geburt, ob und wiefern ſie uns eine Ehre oder Schande macht II. 184 ff.

Gedankenarm, eine Stadt auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 256 f. 262.

Gedichte, Wirkungen der guten und ſchlechten III. 48 f. ihre nothwendige Eigenſchaft III 260 f.

Gefälligkeit, wie weit ſie ſich bey einem vernünftigen Liebhaber erſtrecken ſoll I. 69 ff. Abſchilderung der unächten II. 160 ff.

Geheimniſſe, (mediciniſche) ihr Nutzen II. 14 f.

Geißeln, deſſen Gewohnheit und Mißbrauch bey denen Spaniern III. 7.

Geld, falſches einzuwechſeln und auszugeben, Betrachtung darüber II. 174. 177 f. auch **Reichthum**.

Gelehrt, ſatyriſches Schreiben von den Mitteln, gelehrt und berühmt in der Welt zu werden I. 42 ff.

Gelehrte, ſatyriſches Schreiben von der Unfehlbarkeit großer Gelehrten I. 3 ff. wie und wodurch ſie ein beſonderes Anſehen in der Welt erlangen können I. 4 ff. 42 ff. ihr gewöhnliches Verfahren bey ihren Streitigkeiten I. 7 ff. warum die größten auch gemeiniglich den größten Verfolgungen ausgeſetzt ſind I. 488 ff. warum ſich viele von ihnen ſo ſchlecht zu Geſellſchaften ſchicken II. 257 f. Erklarung ihrer Freyheit II 342. die beſchämten Gelehrten, eine Erzählung III. 460 ff.

Gelehrte Moden, ſ. **Mode**.

Gelehrte Münze, allegoriſche Betrachtung darüber II. 350 ff. 362 ff.

Gelehrte Republik, ſ. **Republik der Gelehrten.**

Gelehrte Streitigkeiten, allegoriſche Betrachtung darüber II. 368 ff.

Gelehrte Zeitungen, ſ. **Zeitungen.**

Gelehrte Zeitungsſchreiber, ihre allegoriſche Abfertigung II. 357 ff.

Gelehrtes Frauenzimmer, ſ. Frauenzimmer.

Gemüthsruhe und Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ihre Schätzbarkeit und wahre Eigenſchaft I. 69.

Gerechtigkeit, wie ſie von den Rabuliſten und böſen Advocaten behandelt wird I. 121 ff.

Gerichtshalter, oder Gerichts-Verwalter, ihre ſatyriſche Abſchilderung I. 456 ff.

Geroch, ein gütiger Vater, deſſen Abſchilderung II. 459 ff.

Geſchwächte, ſ. Weibsperſonen.

Geſellſchaft, ihr Urſprung und ihre Abſicht II. 341. woher die Liebe dazu bey den Menſchen entſtehet II. 255 f.

Geſundergedanke, eine Feſtung im Lande Dichtkunſt, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 348 f.

Glückſeeligkeit, eigentlicher Grund der wahrhaftigen II. 149. worinne dieſelbe überhaupt beſtehet II. 223. 306.

Glücksgüter, ob und in wiefern ſie als Hauptbewegungs-Gründe zum Heirathen gelten können II 303 f. 308 ff.

Götterrath über das Elend der Menſchen, eine ſatyriſche Erzählung II. 495 ff.

Göttliche Vorſehung, ſ. Vorſehung.

Gottfried, (Gottfried Opitz von Boberfeld) ein alter König in der Landſchaft Dichtkunſt, deſſen beſondere Verdienſte um dieſelbe I. 297. 298 f. 341 ff.

Gottloſe, ſ. Böſe.

Gottſched, (Hr. Prof.) wodurch deſſen Schriften einen ſo guten Abgang erlanget II. 490 f.

Güldenes Zeitalter, ſ. Zeitalter.

Gütigkeit, deren Betrachtung und Vorzug vor einer allzu großen Stränge II. 459 ff.

Gutergeſchmack, ein Städtchen auf der Dichter-Inſel, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 327 ff. Beſchaffenheit ſeiner Einwohner ebend.

H.

Haberecht, ſ. Rechthaberey.

Hadrian, Röm. Kaiſer, warum er Homers Schriften zu verbrennen befohlen III. 249.

Handlungen, in wiefern von den äußerlichen die innere Gemüths-Beſchaffenheit eines Menſchen zu beurtheilen II. 218 ff. 231 ff. Betrachtung über die kleinen Triebfedern der wichtigſten Handlungen der Menſchen, eine Satyre II. 274 ff.

Handſchuh, wie ſolche zu des Herzogs von Marlborough Fall Gelegenheit gegeben haben II. 285 f.

Hans, ſ. Junker Hans.

Haß, zu was vor unbeſonnenen und nachtheiligen Unternehmungen er gar öfters die Menſchen verleitet III. 446.

Heldenthaten, Urtheil davon II. 409. 416.

Heliogabal, Röm. Kaiſer, Urtheil von ſeinem errichteten Weiber-Regimente I. 141.

Henne, (die unfruchtbare) eine Fabel III. 405 ff.

Herkunft, Betrachtung über die Verläugnung und Verachtung derſelben und derer Anverwandten, eine Satyre II. 183 ff.

Herlibon, ein Sueviſcher Fürſt, deſſen Maitreſſe ſoll zu Einführung der Schönpfläſterchen bey dem deutſchen Frauenzimmer die erſte Gelegenheit gegeben haben III. 195.

Hermes, oder Merkurius, ein Planet, deſſen göttliche Verehrung bey den Babyloniern I. 399.

Herrſchſucht, ihre unglückliche und verderbliche Unternehmungen I. 357. 361. Betrachtung über ihre Eigenſchaft und deren Wirkungen III. 138 ff.

Heyrath, ſ. Eheliche Verbindung.

Hirnkrankheit, die gelehrte I. 169.

Hochachtung, ihre Nothwendigkeit und Mittel zu ihrer Erlangung II. 157 ff.

Hochgetrieben, ein Fluß im Lande Schwulſt I. 325.

Hochlieb, ein Städtchen im Lande Schwulſt I. 325.

Hochmuth, deſſen Eigenſchaft und Wirkungen II. 274 ff. wie und wodurch ihm aber auch am beſten Einhalt zu thun II. 277 f. deſſen Wirkung bey dem Frauenzimmer II. 290 ff. 310 ff. und bey den Gelehrten II. 369. ff. ob er vom Ehrgeiz unterſchieden III. 313 f.

Hooghard, (Madem.) deren Lettres Antipoëtiques, und ihr Urtheil von der Dichtkunſt des Boileau III. 263.

Horatier, Großmuth ihres Vaters II. 69.

Hund (der) und das Pferd, eine Fabel I. 369 ff.

Hurerey, ſ. Unzucht.

J.

Jänichen, (Hr. Prof.) Urtheil über deſſen beſondere Dedication zu einem Regiſter über des Hrn. von Leyſers Meditationes ad ff. II. 486 f.

Inquiſitions-Koſten, ob und warum ſie aus des Inquiſiten Vermögen zu nehmen II. 228.

Iris, und Agrippine, zwey Schweſtern, deren Geſchichte, in einer ſatyriſchen Erzählung III. 407 ff.

Italiäner, Abſchilderung ihrer Liebe III. 5 f.
Juden, wie ſie es bey ihren Tänzen halten II. 271 f.
Juden-Weiber, warum ſie ihren Männern ſo ſelten untreu werden II. 272.
Jüdiſche Briefe, ſ. Briefe.
Junge Herren, ſ. Stutzer.
Jungfern, ſ. Frauenzimmer.
Junker Hans, ein Land-Edelmann, deſſen Leben, in einer Satyriſchen Erzählung I. 432 ff. 451 ff.
Jupiter, die Schaafe und die Bären, eine Fabel II. 435 ff.

K.

Käfer, Rubert, ein Schmarutzer, deſſen Character und Lebensart I. 99 ff.
Karl der VII. König in Frankreich, wie ſehr er ſich von ſeiner Maitreſſe, der Agnes Sorel, hintergehen laſſen II. 282 ff.
Kater, (der) der Fuchs, und die Taube, eine Fabel III. 391 ff.
Kaufmannsfrau, Lobſchreiben an dieſelbe, wegen ihrer Standhaftigkeit im Unglück III. 54 ff.
Kayſerkrone, eine Blume, ihr Urſprung, eine ſatyriſche Erzählung III. 430 ff.
Ketzermacherey der Päbſte I. 9. die gelehrte I. 9. ff.
Kindermann, deſſen Schickſal wegen ſeiner Lehre von denen Kometen II. 44.
Kleinigkeiten, was ſolche bisweilen vor wichtige Handlungen veranlaſſen II. 274 ff.
Klugheit, die der Reichthum wirket, ſatyriſches Schreiben davon I. 16 ff. Beweis, daß dieſelbe keinen Nutzen in der Welt habe, eine Satyre II. 133 ff. Schreiben

ben an die Verfaſſer der Ergötzungen über dieſe Materie II. 171 ff. Erinnerungen dagegen II. 176 ff. Erklärung der wahren Klugheit II. 149. und ihre nothwendige Wirkungen II. 149 ff. Erklärung der gemeinen und etwas gewöhnlichen II. 152. und ihre Wirkungen, ebend. Erklärung der falſchen oder Welt-Klugheit II. 153. 176. ihre Wirkungen II. 153 ff. und ihre Verhältniß gegen die wahre II. 154 ff. 171 ff. 176 ff.

Knittelhartland, eine Landſchaft in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 242 ff. Beſchaffenheit ihrer Einwohner I. 244.

König (der von ſeinen Unterthanen geliebte) eine Erzählung I. 474. der König und die Unterthanen, eine Erzählung I. 479 ff.

Krieg (der) eine proſaiſche Ode I. 355 ff. woher die mehreſten Kriege zu entſtehen pflegen II. 278 ff.

Krummäuler (das Land der) ſ. Schaale (die bezauberte).

Kunſt, eine Stadt in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 272 f. wie auch der daſigen hohen Schule I. 275 ff.

Kunſtrichter und **Journaliſten**, ſatyriſche Vorſtellung ihrer gewöhnlichen Schmeicheleyen I. 217 ff. ihre allegoriſche Abfertigung II. 356 f. 369 ff.

Kupferſtecher, was von ihren Dedicationen zu halten II. 489 f.

L.

Länder, woher die unbekannten insgemein ihre Benennung erhalten I. 235. durch was vor Mittel und Wege ſie von ihren Beherrſchern recht glücklich zu machen I. 474 ff. 479 ff.

Land-Edelleute, deren ſatyriſche Abſchilderung I. 432 ff. 451 ff.

Land Edelmann (der dicke) und die magern Pferde, eine Fabel III. 400 ff.

Landleben, deſſen Vorzüge und Annehmlichkeiten I. 470 f.

Landmann (der) und der kranke Leopard, eine Fabel, III. 397 ff. **und die Schaafe**, eine Fabel III. 440 ff.

Laſter, Betrachtung über den Schein derſelben, eine Satyre II. 218 ff. beſondere Regeln darüber II. 231 ff.

Lehrbücher und Lehrgebäude, neue, ihr Nutzen vor angehende Philoſophen II. 42 ff.

Leidenſchaften, wie ſchwehr ſie zu bezwingen ſind II. 164 ff. ob ſie aber auch ſo leicht zu befriedigen II. 166 ff. 171 ff. 177 ff. wozu ſie denen Menſchen nützen II. 425 ff. ihr Verhältniß zu einem Dichter III. 208 ff. 242. 268.

Lein, eine Linie auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 243.

Lewigud, ein ſtränger Vater, deſſen Abſchilderung II. 459 ff.

Liebe, ob und in wiefern ſie ein Hauptbewegungs-Grund zum Heyrathen ſeyn ſoll II. 299 f. 322 f. ob bey den Teutſchen eine wahrhaftige Liebe zu finden III. 3 ff. wie übel ſie ſich vor alte Leute ſchickt III. 73 ff.

Liebes-Begebenheiten, ob und wie deren eigene Erzählung zu beſtrafen II. 215.

Liebes-Briefe, warum ſich ein Frauenzimmer beſonders davor zu hüten III. 102 f.

Liebes Erklärungen, in wie weit ſie ein vernünftiges Frauenzimmer anhören ſoll III. 84 ff.

Liebes-Inſel, Aufnahme ihrer Einwohner bey den Reimländern I. 260 ff.

Liebes-Zeitung, II. 107 ff.

Liebhaber, deren ſatyriſche Abfertigung I. 57 ff. Abſchilderung und Eigenſchaft eines vernünftigen I. 67 ff.

Lilien, ihr Urſprung, eine ſatyriſche Erzählung III. 424 ff.

Liſt, was ſie insgemein vor einen Ausgang zu haben pfleget III. 439.

Livius, ob ſich deſſen Schriften in der Bibliothek des Türkiſchen Kaiſers zu Conſtantinopel vollſtändig befinden III. 174 f.

Lobſchreiben an eine Kaufmannsfrau, wegen ihrer Standhaftigkeit im Unglück III. 54 ff.

Löwe, deſſen Streit mit den Thieren, eine Fabel III. 436 ff.

Lohenſtein, ſ. Caſpar.

Lotterie vor das Frauenzimmer II. 91.

Ludwig der XIV. wie gnädig er ſich gegen die Gelehrten und die Wiſſenſchaften bezeiget III. 173 ff.

M.

M * * Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen über den Nutzen, den die Klugheit in der Welt hat II. 171 ff.

Maalzeichen in dem Geſichte, ihr Urſprung bey den Römern und andern Völkern III. 194. 197.

Mager, ein Fluß in der Dichter-Inſel, deſſen Beſchaffenheit I. 257. und Urſprung I. 264.

Mahlerey, ob und warum ſie nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte III. 46 f. 216.

Malcoſas, ein mahometaniſcher Calife, Abſchilderung ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften II. 440 ff.

Manſor, König von Marocco, deſſen rühmliche Eigenſchaften und glückliche Regierung I. 474 ff.

Mannsperſonen, ob und wie der eheloſen allzu große Freyheit einzuſchränken II. 206 ff. Betrachtung über ihren freyen Umgang mit Frauenzimmern II. 255 ff. ob und warum ſie die Bemühung mit der Dichtkunſt, Mahlerey und Muſik bloß dem Frauenzimmer überlaſſen ſolten III. 45 ff. 206 ff. 248 ff. 254 ff. 272 ff.

Marlborough, (Herzog von) wodurch eigentlich deſſen Fall veranlaſſet worden II. 285 ff.

Mars, ein Planet, deſſen göttliche Verehrung bey den Babyloniern I. 399.

Mazarin, (Card.) Urtheil über deſſen Thaten II. 414 f.

Medicamente, ſ. Arzney-Mittel.

Medicin, ſ. Arzney-Kunſt.

Medicus, ſ. Arzt.

Menſchen, ihr unglückſeliger Zuſtand zur Zeit des Krieges I. 355 ff. der Rath der Götter über das Elend derſelben, eine ſatyriſche Erzählung II. 495 ff. ob es billig, alle Menſchen vor Betrüger und Falſche zu halten III. 91 ff.

Menſchenfreſſer, ob unter ihnen auch die Poeſie im Werth ſey III. 232. 255.

Menſchliche Seele, ſ. Seele.

Menſchliches Geſchlecht, deſſen Erlöſung, in einer proſaiſchen Ode I. 362 ff.

Merkurius, ſ. Hermes.

Meteoriſche Gebirge, in der Dichter-Inſel I. 288.

Mode, die gelehrten Moden, eine Satyre III. 104 ff. Betrachtung über die unvernünftigen und ihre Abſchaffung III. 189 ff.

Modenſucht, wie übel ſie alten Leuten anſtehet III. 74 ff. warum das Frauenzimmer ihr ſo ſehr nachhängt III. 188 f.

Moden-Zeitung, II. 107 ff.

Monarchiſche Regierungs-Form, ſ. Regierungs-Form.

Mond, woher ſeine göttliche Verehrung entſtanden I. 395 f. und wie es bey den Babyloniern damit gehalten werden I. 396 ff.

Moral, mechaniſch-phyſikaliſch-mathematiſche, ſ. Akademie.

Moraliſche Schriften, ſ. Sitten-Schriften.

Morus, (Thom.) rühmliches Urtheil von ſeiner Gerechtigkeits-Liebe II. 417.

Mütter, wie ſie ſich wegen Kuppeley verdächtig machen können II. 234 ff.

Mund, (Herr) deſſen Streitigkeit mit Hrn. Naſen II. 449 f.

Muſik, ob und warum ſie nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte III. 46 f. 216.

N.

Nächſte, ob und wiefern man verbunden iſt, deſſen Zuſtand immer vollkommner zu machen II. 225 f.

Nächtliche Beſuche der Mannsperſonen bey Frauenzimmer, was davon zu urtheilen II. 228. 232.

Narren oder **Thoren,** ihre Abſchilderung II. 166 ff. Anzeige eines hochmüthigen II. 236. 237.

Naſe (Herr) deſſen Begebenheiten, von ihm ſelbſt entworfen, eine ſatyriſche Erzählung II. 443 ff.

Natur, ein Fluß im Lande Dichtkunſt I. 335. deſſen Beſchaffenheit I. 336.

Neid, zu was vor unbeſonnenen und nachtheiligen Unternehmungen ſie gar öfters die Menſchen verleiten III. 446

Neigungen, Erklärung der edlen II. 335. in wiefern ſie als ein Hauptbewegungs-Grund der ehelichen Verbindung zu betrachten, ebend.

Neubegierde, oder **Neugierigkeit**, ihr Urſprung und ihre ſo gute, als ſchlimme Eigenſchaft II. 99 ff.

Newton, wodurch er ein ſo groſſer Gelehrter geworden III. 181. wie er einsmals in ſeiner groſſen Zerſtreuung einer Dame begegnet III. 466.

Niedrigkeit, eine Stadt in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 263 f.

Nurreim, eine Feſtung auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 262 f.

O.

Oden, proſaiſche, I. 353-494.

Opitz von Boberfeld ſ. Gottfried.

Ordnung, ein Städtchen im Lande Dichtkunſt, deſſen allegoriſche Beſchreibung I 349 f.

Orleans, Begebenheit mit dem Mägdchen von Orleans II. 284.

P.

Pabſt, woher die Lehre von der Unfehlbarkeit derſelben in der römiſchen Kirche entſtanden I. 8. ihre beſondere Staats-Klugheit I. 9. 12. 14.

Papinian, rühmliches Urtheil von ſeiner Gerechtigkeitsliebe II. 417.

Parlaments Glieder in England, die gewöhnlichen Kunſtgriffe derer, die gerne dergleichen werden möchten III. 311 f.

Parteygänger, Urtheil über ihre Thaten II. 410 f.

Paſcal, warum er ſo geneidet und verfolget worden I. 493.

Patriarchen, wie ihre Religion beſchaffen geweſen, I. 395.

Peter der Erſte, Kaiſer in Rußland, mit was vor Recht er den Beynamen des Großen verdienet I. 344.

Petit-Maitres, ſ. Stutzer.

Pferd (das) und der Hund, eine Fabel I. 369 ff.

Pferde (die magern) und der dicke Land-Edelmann, eine Fabel III. 400 ff.

Philemons Antwort an die artige Emilia, auf das von ihr erhaltene Abſagungs-Schreiben I. 67 ff.

Philis, deren ſatyriſches Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen über die Schönpfläſterchen III. 26 ff.

Philoſoph, ſ. Weltweiſe.

Piccander, Urtheil von deſſen zeither an das Licht geſtellten Zeitungen II. 105.

Pigmalion, König zu Tyrus, deſſen Abſchilderung II. 431.

Planeten, ihre göttliche Verehrung bey den Babyloniern I. 379.

Plauderer, Gedanken von ihnen, eine Satyre II. 116 ff.

Poeſie, ſ. Dichtkunſt.

Poeten, ſ. Dichter.

Pompejus, Urtheil über deſſen Thaten II. 407.

Prahler (Wilh.) ein Schmarutzer, deſſen Character I. 101.

Preis-Abhandlungen, was ihre Verfaſſer dabey zu beobachten haben I. 14 ff.

Promotionen der Gelehrten, allegoriſche Betrachtung darüber II. 362 ff.

Propheten-Buſch, ein Wald auf der Dichter-Inſel, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 275.

Proſaiſche Oden, Fabeln und Erzählungen I. 353-494.

Prunk, eine Stadt im Lande Schwulſt, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 292 f. ihre Befeſtigung und Vertheidigungsart I. 324.

Pſammitichus, eine ſatyriſche Erzählung III. 449 ff.

Q.

Quiſtorps Beweis, daß die Poeſie ſchon vor ſich ſelbſt ihre Liebhaber unglücklich mache, wird beurtheilet und widerlegt III. 207 ff. Erinnerung dagegen III. 267.

Quodlibet, ein Luſtſchloß in der Dichter-Inſel I. 266.

R.

Rabner, deſſen Urtheil von den Dedicationen II. 493 f.

Rabuliſten, und böſe Advocaten, ihre Vortrefflich- und Nutzbarkeit, eine Satyre I. 118 ff.

Rechthaberey (von der) eine Satyre III. 154 ff.

Rechtsbefliſſene, deren verſchiedene Klaſſen und Eigenſchaften I. 134 f.

Rechtsgelehrſamkeit, ihre ehemalige und jetzige Beſchaffenheit I. 136 f.

Regierungs-Form, Unterſuchung, ob eine monarchiſche dem Wachsthum der Wiſſenſchaften zuträglich ſey, eine Satyre III. 166 ff. und ihre Vergleichung gegen eine Republikaniſche III. 179.

Regiſter, oder **Reim-Regiſter**, ein berufener Zauberer auf der Dichter-Inſel I. 264.

Reichthum, ſatyriſches Schreiben von deſſen Eigenſchaft, ſeine Beſitzer klug zu machen I. 16. durch was vor Mittel am leichteſten darzu zu gelangen II. 179. f. ob ſolches ein Hauptgrund zum Heirathen ſeyn ſoll II. 298. ff. 303 f. 307 ff.

Reifen Röcke, ihre Unbequemlichkeit und Verhältniß gegen die Commoden II. 84 ff.

Reimländer, ihr Streit mit den Spielwerkerianern I. 260. 266. 268 f. und ihr Vergleich I. 269.

Reimland, eine Landſchaft in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 254 ff. Beſchaffenheit ihrer Einwohner, ebend. 266 ff.

Reimrich, ehemaliger Beherrſcher der Landſchaft Dichtkunſt I. 281. deſſen Streit mit dem Spielwerkerianer Chriſtian, ebend. wie auch mit ſeinem eignen Sohne Caſpar I. 311. die glückliche Endigung ihres Streits I. 315.

Reim-Regiſter, ſ. Regiſter.

Reimtroſt, eine Stadt und Schloß auf der Dichter-Inſel I. 264.

Reiſe durch die Welt im Traume, eine ſatyriſche Erzählung III. 478 ff.

Religion, wie ſie in den alleräͤlteſten Zeiten beſchaffen geweſen I. 395.

Republik der Gelehrten, deren Beſchaffenheit und Verfaſſung in einer allegoriſchen Vorſtellung II. 341 ff.

Republikaniſche Regierungs-Form, ſ. Regierungs-Form.

Republiken, ihre Vorzüge vor den Monarchien II. 204.

Richelieu, (Card.) warum er ſo viele Kriege erreget II. 280. Urtheil über deſſen Thaten II. 414 f. was vor Mittel er angewendet, ſeinen Ehrgeiz zu vergnügen III. 308 f.

Richter, ihr gewöhnliches Verfahren I. 135 ff. wahrſcheinliche Anzeige ihrer Ungerechtigkeit II. 236.

Romanen, Erzählung der darinnen beobachteten Moden III. 106.

Romanenmäßige Treue und Beſtändigkeit in der Liebe, ihre Abfertigung I. 37 ff.

Romanſchreiber, Verſuch einer Lobrede auf dieſelben, eine Satyre III. 279 ff.

Roſe, ihr Urſprung, eine ſatyriſche Erzählung III. 428 f.

Ruhe der Seelen, oder des Gemüths, ſ. Gemüths-Ruhe.

Ruhm, wie er unter den Gelehrten erlanget wird II. 350 ff. 362 ff.

S.

v. S. * * Antwort des Frauenzimmers an die Schnürbrüſte II. 35 ff.

Saba, eine Stadt im glückſeeligen Arabien, ihre Stiftung I. 430.

Sabäer, Beſchaffenheit ihrer Religion I. 395. 430.

Saturnus, ein Planet, deſſen göttliche Verehrung bey den Babyloniern I. 399.

Satyre, mechaniſch-phyſikaliſch-mathematiſche, ſ. Akademie.

Satyren, I. 89-210. II. 97-338. III. 65-316. ob ſie alle vor Gedichte zu halten III. 264.

Satyriſche Briefe, I. 1-88. II. 1-96. III. 1-64.

Satyriſche Erzählungen I. 353-494. II. 433-512. III. 389-489.

Scaliger, warum ſeine Schriften ſo ſehr geſucht werden II. 491.

Schaafe (die) und die Bären, eine Fabel II. 435 ff.

Schaale (die bezauberte) oder das Land der Krummäuler, in einer allegoriſchen Vorſtellung III. 319 ff.

Schach Nadir, Urtheil über deſſen Thaten II. 413 f.

Schande, ob ſie einem durch die Geburth zugezogen werden kann II. 190 ff.

Schein der Laſter, ſ. Laſter.

Schenkhäuſer, was ſie zur Erziehung armer Kinder beytragen ſolten II. 214.

Scherzhafte und ſatyriſche Briefe I. 1-88. II. 1-96. III. 1-64.

Schleifſtein des Verſtandes oder des falſchen Witzes, deſſen Gebrauch bey den Spielwerkerianern I. 274 f.

Schlucker (Harpr.) ein Schmarutzer, deſſen Character I. 102.

Schmarutzer, deren Eigenſchaften I. 104 ff. wie ihrer am beſten loß zu werden I. 107.

Schmarutzer-Geſellſchaft, Nachricht von ſelbiger in einer Satyre I. 91 ff.

Schmeicheley, in was vor Fällen ſie faſt zur Nothwendigkeit wird I. 213 f. Beſchreibung des Tempels und der Göttin der Schmeicheley I. 224 ff.

Schmeicheley, das Land der Schmeicheley, eine allegoriſche Vorſtellung in einem Traume I. 213 ff.

Schmeichler, ihre Eigenſchaften I. 104.

Schnürbrüſte, deren ſatyriſches Schreiben an das Frauenzimmer II. 20 ff. und deſſen Antwort darauf II. 35 ff.

Schnupftabacks-Doſen, ihre Nothwendigkeit vor Stutzer I. 109 ff. 113. 115. 117.

Schöner Leib, ſ. Taille.

Schönes Geſchlecht, ſ. Frauenzimmer.

Schönheit, ob und in wiefern ſie einen Hauptbewegungs-Grund zum Heirathen abgeben ſolle II. 302 f.

Schönpfläſterchen, ſatyriſches Schreiben über dieſelben III. 26 ff. 188 ff.

Schöpfenſtuhl, Vorſchlag von Einrichtung eines weiblichen, eine Satyre I. 141 ff.

Schreibart, Nutzen der dunkeln, vor einen neuangehenden Philoſophen II. 46 ff. 52 f.

Schriftſteller, ſatyriſche Regeln und Handgriffe vor dieſelben I. 52 ff. der elenden Verhältniß gegen wahrhaftige Gelehrte II. 344 ff. 353 ff. 370 ff. welche Regierungsform vor ſie am zuträglichſten III. 182 ff.

Schriftſtellerſucht, eine Satyre I. 162 ff. was vor eine gefährliche Krankheit ſie vor die gelehrten Anfänger iſt I. 162 ff.

Schröters (Chr. Sal.) Glückwünſchungs-Gedichte auf der Herzogin von Braunſchweig Geburthsfeſt III. 52 f.

Schul-Excellenz, ſ. Excellenz.

Schwängerungs-Proceſſe, was davon zu halten II. 213 f.

Schwätzer, ſ. Plauderer.

Schwindel, Unterſchied der gelehrten von den wirklichen I. 169.

Schwulſt, ein Land in der Dichter-Inſel, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 288 ff. Beſchaffenheit ſeiner Einwohner I. 289 ff. ihre politiſche Verfaſſung I. 321 f. Verkündigung ihres Unterganges I. 294 f.

Schwulſt eine Prinzeßin auf der Dichter-Inſel, deren Geſchichte I. 295 ff. ihre allegoriſche Abbildung I. 308. und ihre Vermählung mit dem Prinz **Caſpar** I. 309. ihre mit ihrem Gemahl wider deſſen Vater **Reimlieb** angeſponnene Empörung I. 311 ff. ihre Gemüthsart I. 314. ihre Verjagung I. 319 f. und ihr Tod I. 320.

Scythen, warum ſie ſo viel auf ſpitze Köpfe gehalten II. 31.

Seele des Menſchen, wodurch ihre Aufmerkſamkeit beſonders erreget wird I. 228.

Semiramis, eine Babyloniſche Königin, ihre Anordnung wegen der göttlichen Verehrung des **Belus** I. 400 f.

Sineſiſches Frauenzimmer, deſſen lächerliche Bemühung recht kleine Füße zu haben II. 31.

Sittenſchriften, warum ſie bey ihrer ungeheuern Menge dennoch nicht mehrern Nutzen ſchaffen II. 73 ff.

Sixtus der V. Röm. Pabſt, wie rühmlich es vor ihn geweſen, daß er ſeine niedrige Herkunft ſo wenig zu ver-

verhehlen geſucht II. 195 f. was vor Mittel er gebraucht, um Pabſt zu werden III. 308.

Soſi, ein ehemaliger König auf der Inſel Atlantis, Abſchilderung ſeines Characters und ſeiner rühmlichen Regierung III. 319 ff.

Sonne, woher ihre göttliche Verehrung entſtanden I. 395 f. und wie es bey den Babyloniern damit gehalten worden I. 396 ff. 403 ff.

Sonnen- und Mond-Finſterniſſe, von wem ihre Erſcheinung und Währung am erſten beſtimmt worden I. 398. 403 f.

Sonnenlauf, von wem er am erſten erfunden und beſtimmt worden I. 406.

Sophia Ungenannt, deren ſatyriſches Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen über die Buhldirnen 31 ff. Antwort darauf 39 ff.

Sorel (Agnes) König Karls des VII. in Frankreich Maitreſſe, ihre gebrauchte Kunſtgriffe II. 283 f.

Spanier, Abſchilderung ihrer Liebe, III 6 f.

Spaniſcher Succeſſions-Krieg, aus was vor Urſachen ſolcher entſtanden und auch wieder gedämpft worden II. 284 ff.

Speer (Herr Landrath von) ein Schleſiſcher Cavalier, wird gerühmt II. 35. deſſen ſatyriſches Schreiben an die Verfaſſer der Ergötzungen über die Buhldirnen III. 31 ff. deſſen Einwürfe wider den Erweis, daß die Dichtkunſt nur eine Bemühung des ſchönen Geſchlechts ſeyn ſolte III. 232 ff.

Spielen, in wiefern es als ein unſchuldiges Mittelding anzuſehen I. 74.

Spielſucht und falſch Spielen, Betrachtungen darüber II. 173 f. 177.

Spielwerk, eine Landſchaft in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 270 ff. Beſchaffenheit ihrer Einwohner I. 271 ff. und ihr Verhältniß gegen die übrigen Landſchaften dieſer Inſel I. 278 ff.

Spielwerkerianer, ihre Uneinigkeit mit den Einwohnern der Landſchaft Dichtkunſt I. 278 ff. ob ihnen der wahre Witz abzuſprechen I. 280 ff.

Sprach-Inſel, oder **Sprach-Land**, eine Inſel nicht weit von der Dichter-Inſel I. 339 f.

Sprachverderb, eine Stadt auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 242.

Spröde, Unterſchied des Characters derſelben und einer im Umgange mit Mannsperſonen behutſamen Schönen, eine Satyre II. 289 ff.

Staat machen, deſſen Nothwendigkeit zum groß und berühmt werden II. 9 f.

Staats-Klugheit, die auf Liſt und Betrug gebauet wird, ihr gewöhnlicher Erfolg II. 394.

Staats-Zeitungen, ſ. **Zeitungen.**

Staats-Bedienten, eine kleine Begebenheit, welche jedoch weiſet, wie nothwendig und anſtändig ein klein wenig Kenntniß der natürlichen Dinge vor einen anſehnlichen Staats-Bedienten iſt III. 471 ff.

Stelzen, ihr Gebrauch bey den Schwulſterianern I. 291 f.

Sterne, woher ihre göttliche Verehrung entſtanden I. 395 f. und wie es bey den Babyloniern damit gehalten werden I. 396 ff.

Stöcke, ihre Nothwendigkeit vor Stutzer I. 110. 115.

Stolz, ſ. Hochmuth.

Stränge, Betrachtung über eine allzu große Stränge und ihr Verhältniß gegen die Gütigkeit II. 459 ff.

Stutzer, oder artige junge Herren, Galant-Hommes, Petit-Maitres, deren Abſchilderung in einer Satyre I. 108 ff. heißen ſonſt auch Eroberer I. 178. wie wenig ſie ſich zum Eheſtande ſchicken II. 326 wie wenig es ſich vor alte Leute ſchickt, dieſelben nachzuäffen III. 73 ff. was vor Vortheile ſie aus den Romanen ziehen können III. 286 ff.

Swifts Urtheil von der Krankheit der Plauderer, und von der Art, ſie zu curiren II. 126 f. 130 ff.

T.

T** Schreiben an einen reichen Mann, von der Eigenſchaft, die der Reichthum hat, ſeine Beſitzer klug zu machen I. 16 ff. Unterricht an ein junges Frauenzimmer, in einem Schreiben an daſſelbe I. 27 ff. deſſen Abfertigung I. 83 ff. Abſchilderung des Stutzers oder des artigen jungen Herrn I. 108 ff. Geſpräch eines Freyers und Freywerbers, eine Satyre I. 192 ff. allegoriſche Vorſtellung von dem Lande der Schmeicheley in einem Traume I. 213 ff. Schreiben der Schnürbrüſte an das Frauenzimmer II. 20 ff.

Tadlerinnen, die vernünftigen, werden vertheidiget III. 200 f.

Tagebuch eines Frauenzimmers, eine Satyre II. 239 ff.

Taille, was zu einer ſchönen erfordert wird II. 28 ff. und wie ſehr ſie durch die Schnürbrüſte verändert wird, ebend.

Tanzen, was davon zu halten II. 270 ff. III. 72. beſonders in Abſicht auf alte Leute, ebend. f.

Taube (die) der Fuchs und der Kater, eine Fabel III. 391 ff.

Teutſche, ob ſie wahrhaftig lieben III. 3. ff. Abſchilderung ihrer Liebe III. 6.

Thamus, ein Babyloniſcher Prieſter, I. 395. ff. deſſen Abkunft. Gemüths- und Lebens-Art I. 400. ff. ſeine geſpielte Betrügereyen I. 403. ff. deſſen Ermordung und darauf erfolgte Vergötterung I. 421. ff.

Theodicee, Urtheil von der Böldickiſchen I. 487.

Therſites, ein Ehefeind, deſſen ſatyriſche Abſchilderung I. 372 ff. des Homers Gedanken von ihm II. 119.

Thiere wider den Löwen, eine Fabel III. 436. ff.

Thoren, ſ. Narren.

Tombumſibi, Urtheile von ihm und von ſeinem Buche von Wortſpielen I. 275.

Träume, ihre Aehnlichkeit mit den übrigen Handlungen eines Menſchen II. 378 f.

Trauer-Inſel, Aufnahme ihrer Einwohner bey den Reimländern I. 261.

Triebfedern der wichtigſten menſchlichen Handlungen, und Betrachtung darüber II. 274 ff.

Tugendhaftige, deren nothwendige Eigenſchaften II. 223 ff. warum ſie insgemein ſo unglücklich ſind II. 430 ff.

Tulipanen, ihr Urſprung, eine ſatyriſche Erzählung III. 421 ff.

U.

U * * Sendſchreiben von den Mitteln gelehrt und berühmt in der Welt zu werden I. 42 ff. Urtheil über deſſen ſatyriſche Schreibart I. 83. 87. Schriftſtellerſucht, eine Satyre I. 162 ff. allegoriſche Vorſtellung des Landes der Fröhlichkeit in einem Geſichte I. 228. ff. der Tempel der Ehren, in einer allegoriſchen Vorſtellung II. 391.

Väter, die gütigen und ſträngen, eine ſatyriſche Erzählung II. 459 ff.

Uebelreim, eine Schanze auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 242 f. Abſchilderung ihrer Beſatzung I. 249 f.

Ueberflüßig Beywort, eine Stadt und Feſtung auf der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 324 f.

Ueblerbegriff, ein Berg im Lande Schwulſt I. 293.

Verdienſte, Betrachtung über die wahren und bloß eingebildeten II. 183 ff.

Vernunft, deren Erklärung II. 332. ihr' Verhältniß zum gemeinen Laufe der Welt II. 168 ff. in wie ferne ſolche als ein Hauptbewegungs-Grund zur ehelichen Verbindung ſeyn ſolle II. 300 ff. 331 ff. ihr Anſehen und ihre Gewalt in der gelehrten Republik II. 347 ff. was ihr Mißbrauch vor erbärmliche Folgen nach ſich ziehet II. 500 ff.

Vernunft, ein geheimder Rath und der erſte Staats-Bediente in der Landſchaft Dichtkunſt I. 296. deſſen Widerwärtigkeit mit dem Zauberer Vorurtheil I. 300 ff. 316. ff.

Vernunft, die Hauptſtadt im Lande Dichtkunſt, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 335 ff. und der daſelbſt befindlichen Geſellſchaft I. 338 ff.

Verworren, eine Stadt auf der Dichter-Inſel I. 252. 320.

Uhren, ihre Nothwendigkeit vor die Stutzer I. 109. ff. 117.

Umgang oder Converſation, Betrachtung über den freyen Umgang zwiſchen Perſonen beyderley Geſchlechts, eine Satyre II. 255. ff.

Umsbrod, ein Prieſter-Orden in der Dichter-Inſel I. 260 f.

Unähnlich, ein Fluß im Lande Schwulſt, deſſen allegoriſche Beſchreibung I. 293. 325.

Unfehlbarkeit der Gelehrten, ſ. Gelehrte.

Unfehlbarkeit des Pabſts, ſ. Pabſt.

Unglückliche, ob und warum ihnen die Freude über ein kleines Glück wohl zu gönnen III. 406.

Univerſal-Medicin, ſ. Arzney-Mittel.

Univerſitäten, ihre allegoriſche Vorſtellung II. 359 ff.

Unnatürlich, ein Wald im Lande Schwulſt I. 293. 320.

Unnützer Fleiß, eine Schantze in der Landſchaft Spielwerk, ihre allegoriſche Abbildung I. 285. Beſchaffenheit ihrer Beſatzung, ebend.

Unſinn, ein Meer bey der Dichter-Inſel I. 243.

Unterthanen, durch was vor Mittel und Wege ſie von ihren Beherrſchern recht glücklich zu machen I. 474 ff. 479 ff.

Unverſchämt, (Wilh.) der ältere, deſſen Character und Lebensart I. 92 ff. Nachricht von der durch ihn geſtif-

teten

teten Schmarutzer-Geſellſchaft I. 94 ff. der jüngere, deſſen Character I. 101 ff.

Unverſchämtheit, Betrachtung über ihre Eigenſchaften und deren Wirkungen II. 504 ff.

Unwiſſenheit, eine Göttin in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Abbildung I. 257 f. Beſchreibung ihres Tempels I. 257. und der Art ihrer Verehrung I. 258 f. 260 f. wie auch ihrer Prieſter I. 259 ff. und ihrer beſtändigen Zänkereyen I. 261 f.

Unzucht, wahrſcheinliche Anzeigen davon II. 232 f. 234 f. 237 f.

Vollkommenheit unſers Zuſtandes, deren Beſchaffenheit und Mittel zu ihrer Beförderung II. 154 ff. 323. worinne die Vollkommenheit eigentlich beſtehet II. 222 ff. 322. durch was vor Mittel ſie zu befördern, ebend. wodurch ſie aber auch verhindert wird II. 224 ff.

Voltaire, warum er ſo geneidet und verfolget worden I. 493. deſſen Meynung, in welchen Zeiten die nützlichſten Erfindungen vor das männliche Geſchlecht geſchehen II. 92. wird von verſchiedenen Schriftſtellern lächerlich gemacht III. 486. aber auch wider dieſelben vertheidiget III. 487.

Vorſehung, wodurch ſie ihre weiſe Regierung der Welt am beſten zu erkennen giebt II. 288. Betrachtung über deren unerforſchliche Weisheit in Zulaſſung des Böſen II. 419 ff.

Vorurtheil, eine See im Lande Schwulſt I. 293. 320.

Vorurtheil, iſt der Abgott der Schwulſterianer I. 293. deſſen allegoriſche Abbildung I. 294. Beſchaffenheit ſeines

ſeines Tempels I. 293 f. Verkündigung ſeines Unterganges I. 294.

Vorurtheil, ein alter Zauberer in der Dichter-Inſel, was er vor Unheil anrichtet I. 298 ff. deſſen Verbannung aus den Gränzen von Dichtkunſt I. 299.

W.

Wahrer Schertz, ein Sohn des Gottes Witz I. 337.

Wahrheit, eine Göttin auf der Dichter-Inſel, ihr Streit mit dem Abgott Vorurtheil I. 294. wie auch mit dem Zauberer gleiches Namens I. 319 f. ihre Verehrung in der Landſchaft Dichtkunſt I. 320. ihre allegoriſche Abbildung I. 337 f.

Wahrſcheinliche, ob und in wiefern es zu Beurtheilung tugend- und laſterhafter Handlungen ſtatt hat II. 218 ff. 231 ff.

Wayſen-Häuſer, ſ. Findel-Häuſer.

Weiber-Regiment, deſſen Errichtung durch den Kaiſer Heliogabal zu Rom, und deſſen ehemaliges Anſehen I. 141.

Weiberreimen, eine Stadt auf der Dichter-Inſel I. 252.

Weiblicher Schöpfenſtuhl, ſ. Schöpfenſtuhl.

Weibsperſonen, wie die geſchwächten von Seiten der Policey anzuſehen II. 212 ff.

Weidlich (Hr.) deſſen Streit mit einem Buchbinder, eine ſatyriſche Erzählung II. 485 ff.

Weinhäuſer, was ſie zur Erziehung armer Kinder beytragen ſolten II. 214.

Weiſe (Chr.) ſ. Chriſtian.

Welt, allegoriſcher Traum von einer Welt ohne Böſes II. 419 ff.

Welt-Klugheit, ſ. **Klugheit**.

Weltweiſe, ſatyriſches Schreiben an einen neuangehenden Weltweiſen II. 39 ff. nebſt denen von ihm zu beobachtenden Regeln II. 41 ff.

Weſpen, ihre Feindſchaft gegen die Bienen III. 352 f.

Wille, Nothwendig- und Nutzbarkeit des freyen Willens der Menſchen II. 427 ff.

Wiſſenſchaften, ob ſie um ihrer ſelbſt willen oder aber wegen des daraus entſtehenden Vortheils geliebt zu werden verdienen II. 57 ff. 66 ff. Unterſuchung, ob ihrem Wachsthum eine monarchiſche Regierungs-Form zuträglich ſey, eine Satyre III. 166 ff. welche ſich vor das Frauenzimmer ſchicken, oder nicht III. 203 ff. 221 f. 240. 266.

Wittwen, ſ. **Frauenzimmer**.

Witz, deſſen Erklärung II. 329. auf was vor Art ihn ein Stutzer oder artiger junger Herr zu zeigen ſucht I. 109 ff. ob den Spielwerkerianern der wahre, oder vielmehr nur der falſche Witz zuzueignen ſey I. 280 ff. deſſen Verehrung in der Landſchaft Dichtkunſt I. 320. ob und in wie fern er als ein Hauptbewegungs-Grund zur ehelichen Verbindung angeſehen werden könne II. 329. ob und warum er bey dem Frauenzimmer gröſſer, als bey den Mannsperſonen zu ſeyn pfleget III. 226. f.

Witz, oder der **wahre Witz**, iſt der eigentliche Gott der Einwohner der Landſchaft Dichtkunſt I. 282. wie dieſe den ihm von den Spielwerkerianern oder von den

Verehrern des falſchen Witzes angethanen Hohn zu rächen geſucht I. 282 ff. deſſen allegoriſche Abbildung I. 337. Beſchaffenheit ſeines Tempels I. 336 ff.

Witzige (die) eine ſatyriſche Erzählung I. 382 ff.

Witzlinge, wodurch ſie bey andern ſo beliebt und anſehnlich werden I. 20 ff.

Wolf (Freyherr von) wenn er ſich auf dem Gipfel ſeines Anſehens befunden I. 5. warum er ſo geneidet und verfolget worden I. 493.

Wolf und die ſtreitenden Ziegen, eine Fabel, III. 395 f.

Wortluſt, eine Stadt in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Abbildung I. 286.

Wortreich, eine Stadt in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 263.

Wunderbares, warum wir es ſo gerne hören I. 229.

X.

X. Y. Z. ein verkappter Schriftſteller, Urtheil über deſſen verſprochene Anweiſung zu den Mitteln gelehrt und berühmt zu werden I. 56.

Z.

Zärtlichkeit, in wiefern ſelbiger ein Frauenzimmer nach der Mode nachzugeben hat I. 39 f.

Zeitalter, das güldene, eine ſatyriſche Erzählung II. 503 ff.

Zeitung, Nachricht und Probe von einer beſondern vor das Frauenzimmer, eine Satyre II. 99 ff. Vorſchlag

ſchlag zu einer Zeitung von den Zeitungen, eine Satyre III. 116 ff.

Zeitungen, ihr Nutzen, und ihre verſchiedene Gattungen II. 99 ff. was an den Erlangiſchen auszuſetzen II. 106. wodurch ſich die gelehrten Zeitungen von andern Gattungen unterſcheiden ſollen II. 106. was beſonders an denenſelben auszuſetzen III. 117 ff. Vorſchlag zu ihrer Verbeſſerung III. 126 ff. Anzeige der gemeinſten Fehler der Staats-Zeitungen, und Vorſchlag zu ihrer Verbeſſerung III. 129 ff.

Zeitungsſchreiber, ihre Schuldigkeit II. 105 f.

Zerſtreuete, eine wahre Geſchichte eines Zerſtreueten oder ſich ſelbſt Vergeſſenden, in einer ſatyriſchen Erzählung III. 466 ff.

Ziegen (die ſtreitenden) und der Wolf, eine Fabel III. 395 f.

Ziffern, eine kleine Stadt in der Dichter-Inſel, ihre allegoriſche Beſchreibung I. 286 f.

Zoroaſter, ein Chaldäiſcher Weltweiſe, deſſen Gemüths-Art und groſſe Wiſſenſchaft I. 425 f. deſſen Ausſpruch wegen Verehrung der Götter und derer darzu gewiedmeten Feyertage I. 426 ff.

Zoten und unflätige Reden, ob und wie ſie zu beſtrafen II. 215 f.

Zueignungs-Schriften, ſ. Dedicationen.

Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſ. Gemüths-Ruhe.

Zurluſt, ein Prieſter-Orden in der Dichter-Inſel I. 259.

Zwang, ein Fluß in der Dichter-Inſel I. 272.

Zwinger, ein anſehnlicher Mann in der Landſchaft Spielwerk I. 273.